Stuttgart, 6. Januar 1935

16. Jahrgang, Nr. 1

Die Sonntags-Zeitung

Blick in die Zeit

Wenn ein neues Jahr beginnt, möchte man gerne einen Blick in die Zukunft tun. Diesmal umso begieriger, als das Jahr 1935 nach einem Ausspruch Mussolinis, den eben erst ein hoher französischer Staatsmann wieder zitiert hat, von ganz besonderer, ja entscheidender Bedeutung sein werde.

Was wird uns das Jahr 1935 bringen? Das Orakel schweigt. Auch die Presse, die doch so viel weiß, kann keine genaue Auskunft geben.

Sie scheint hoffnungsvoll gestimmt zu sein, was früher nicht immer der Fall war. Doch die Spalten der Neujahrsnummern sind mehr mit Rück- als mit Ausblicken gefüllt. Das Profezeien ist eine heikle Sache. Nachher geht es entschieden besser als vorher.

Aber vielleicht haben wir bloß nicht nach den richtigen Blättern gegriffen. Die Tagespresse sieht eben kaum über das Heute und Morgen hinaus. Sie steht mitten im Wirbel des Geschehens und hat keine Zeit zur Sammlung, zur inneren Konzentration, wie sie dem seherischen Menschen vonnöten ist. Dieser hinwiederum, der Mann mit dem zweiten Gesicht, pflegt zu verschweigen, was er geschaut hat.

Halt: doch nicht immer. Gibt es nicht im deutschen Blätterwald auch einige Zeitungen, die sich bemühen, in Dinge einzudringen, die uns Alltagsmenschen verborgen sind? Laßt sehen, ob uns diese an der Schwelle des Jahres 1935 etwas zu sagen haben.

Da hängt ganz vorne am Zeitungsstand ein Blatt „Neues Deutschland", eine „aktuelle Zeitung für Fortschritt und Kultur", mit der respektablen Durchschnittsauflage von rund 120 000 Stück. Aus der mit roten Balken unterstrichenen Schlagzeile unter dem Kopf erfahren wir: „1935 — Hitler und Laval im Mittelpunkt des Weltgeschehens". Zwei weitere Sätze sind ebenfalls rot ausgezeichnet, aber freilich hinten mit einem Fragezeichen versehen: „Kommt zehnjähriger Friedenspakt Deutschland-Frankreich und anderer Völker?" (Wir wollen's wünschen.) Und: „Europa vor den größten Ereignissen des Jahrhunderts?" Darunter fragt eine Leitartikelüberschrift: „Karthago — Europas Schicksal?"

Man fühlt infolgedessen bezüglich der möglichen „größten Ereignisse des Jahrhunderts" gewisse Besorgnisse aufsteigen, aber die Lektüre des Leitartikels wirkt dann wieder beruhigend, denn in seinem Schlußabsatz heißt es: „Nein — Europa wird nicht Karthagos Schicksal erleiden, solange Deutschland lebt. Europa wird wieder gesunden, und die weißen Völker werden den Weg zur gemeinsamen Arbeit wiederfinden, weil sie alle leben wollen."

Und aus einem größeren Aufsatz über die deutsch-französischen Beziehungen, der an seinem Kopf die Titelzeile der Nummer wiederholt, klingt uns die hoffnungsvolle Auffassung entgegen: „... es mag nicht unwahrscheinlich sein, daß wir vor einer Entscheidungsstunde der Schicksalsprobleme Deutschlands und Frankreichs stehen." Denn (und wer auch von unseren Lesern wollte da nicht gerne beistimmen): „Ohne eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich gibt es keine klare Lage in Europa und in der Welt. Deshalb gibt es nur einen Weg, nämlich den eines längeren Friedenspaktes zwischen Deutschland und Frankreich ... Warum sollte es nicht möglich sein, eine Verständigungsgrundlage zwischen Deutschland und Frankreich zu schaffen, nachdem eine solche auch zwischen Deutschland und Polen in schwierigen Fragen erreicht worden ist?"

Auch die „Welt-politische Rundschau", Auflage 34 000 Stück, betrachtet das Jahr 1935 als „weltpolitisches Wendejahr". „Gerade 1935 muß auf Grund bestimmter politischer Konstellationen maßgebend und richtunggebend für die Zukunft des deutschen Volkes werden." Aber auch „Staaten oder Länder wie England, Frankreich, Italien, Polen, Rußland, Österreich, Griechenland, Spanien, USA, Jugoslawien, Japan" werden „in Bezug inner- und außenpolitischer Wendungen und Ereignisse wohl am stärksten mit einbezogen werden".

In England ist nach Auffassung des Herausgebers der weltpolitischen Rundschau spätestens in den Frühjahrsmonaten eine Regierungsveränderung zu erwarten; Wirtschaftsverträge (Deutschlands) mit Frankreich sind „nicht nur möglich, sondern kommen bestimmt zustande"; die inneren Krisen, in denen sich Rußland befindet, werden sich 1935 „deutlicher zeigen".

An „kriegerische Auseinandersetzungen in Europa" im Jahr 1935 glaubt der Herausgeber, wie wir befriedigt feststellen, nicht. Freilich: „am Balkan gärt es"; dort hat sich „Explosivstoff gesammelt", und „es ist nicht ausgeschlossen, daß es leicht so weit kommen kann, daß das Spiel mit dem Feuer zu einer neuen dramatischen Auseinandersetzung führt".

Die auf der Titelseite rot unterstrichene sensationelle Frage „Geht die Welt unter?" wird in einem Aufsatz von Kurt Waldemar dahin beantwortet, daß dies zwar einmal passieren werde, aber „nach menschlicher Berechnung erst in Billionen, ja vielleicht erst in Trillionen Jahren", so daß glücklicherweise von uns niemand mehr dabei zu sein braucht.

Die weltpolitische Rundschau tritt, wie hier noch erwähnt sei, in ihrem Artikel zur Jahreswende u. a. für „äußerste Reduzierung der gesamten Technik bis auf die Hygiene- und Lichtanlagen" und für eine „internationale stabile Währung" ein, die „für alle Länder die Einheitswährung bilden würde".

„Was wird 1935 bringen?" ruft uns auch noch eine dritte derartige Zeitung in Schwarz und Rot entgegen, der „Seher", eine „geistwissenschaftliche Rundschau", Auflage 30 000 Stück. Das Jahr präsentiert sich ihr „im Feuerschein eines kommenden internationalen Krieges im Fernen Osten". Denn, heißt es im Leitartikel, die „nach menschlichem Ermessen mit Sicherheit kommende Auseinandersetzung im Stillen Ozean" muß durch das Wettrüsten zur See zwischen Japan und USA beschleunigt werden. Überall dort sind „drohende Sturmzeichen" zu beobachten. „Die Situation muß sich zwangsläufig schon in den ersten Monaten des neuen Jahres verschärfen. Ich bin überzeugt, daß die erste Auseinandersetzung schon 1935 stattfinden muß, wenn dies auch mit Sicherheit natürlich nicht gesagt werden kann."

Und was wird sonst in der Welt passieren, wenn wir den „Seher" um Auskunft bitten wollen? Nun, er gibt uns allerlei Bescheid, mehr als seine beiden oben genannten Bruderblätter.

Deutschland kann auf weiteren Aufstieg rechnen. „Mit Sicherheit kann eine weitere Belebung der gesamten Wirtschaft, das Erwachen ganzer Industrien zu neuem Leben erwartet werden, auch weitere gewaltige Erfolge im Kampf gegen die Not und in der weltanschaulichen Schulung unseres Volkes."

Schlimmer steht es mit England. „Der Stern Englands über Indien sinkt unaufhaltsam. Des britischen Reiches Schicksalsstunde naht."

Auch Italien steht vor „schicksalsschweren Ereignissen". Seine militärischen Zusammenstöße mit Abessinien „lassen es deutlich erkennen, daß ein italienisch-abessinischer Krieg schon im Anbeginn des neuen Jahres möglich erscheint".

Die Annäherung Frankreichs an Rußland bringt im kommenden Jahr „als gewissen Ausgleich die Entfremdung Polens gegenüber Frankreich", während die deutsch-polnische Verständigung „auch im neuen Jahr in der Politik zum Segen beider Länder sich auswirken wird". Dagegen wird die Entfremdung zwischen Polen und der Tschechoslowakei „naturgemäß weiter zunehmen".

Spanien wird im neuen Jahr „voraussichtlich unter verstärkten Erschütterungen zu leiden haben". Auch in Österreich sind „plötzliche Überraschungen nicht ausgeschlossen". Und der Balkan „bleibt auch im neuen Jahr das Pulverfaß Europas".

Man kann also das Jahr 1935 „in einer Art als ein Schicksalsjahr für manche Entwicklungen und auch für den Frieden betrachten". Nur Deutschland wird vermöge seiner zunehmenden Gesundung „zu einem ruhenden Pol in einer Zeit der Unruhe und Gärungen werden".

•

Wer dürfte sich herausnehmen, heute zu behaupten, daß der oder die „Seher", die wir befragt haben, falsch profezeit hätten?

Sollte unter uns jemand sein, der zweifelt — nun: so möge er dieses Blatt nicht wegwerfen, sondern am 31. Dezember 1935 nocheinmal zur Hand nehmen. Dann wird er, denken wir, in der Lage sein, zu urteilen. ×××

„Es geschieht nicht in einem Anflug von Pessimismus, wenn wir an die Spitze dieser Zeilen schreiben: Jahreswende ohne Wendung. Wir wollen damit nur sagen, daß in diesen Wochen die Weltpolitik ihre Grundtendenzen nicht geändert hat ..."

Frankfurter Zeitung, 1. Januar 1935

„... Durch Rußlands Zurückweichen um einen Schritt ist die akute Kriegsgefahr im Fernen Osten in weitere Ferne gerückt ..."

Staatssekretär a. D. v. Kühlmann, 1. Januar 1935

„... Unter den Gütern, die die Menschen heutzutage am meisten begehren, erhebt sich ohne Zweifel über alle anderen der Weltfriede mit all seinen Auswirkungen auf politischem, wirtschaftlichem und sozialen Gebiet ..." Nuntius Orsenigo, 1. Januar 1935

„... Ich sehe in den Beziehungen der Völker kein Problem, das nicht bei verständnisvoller Behandlung einer gütlichen Lösung zugänglich wäre ..." Adolf Hitler, 1. Januar 1935

Nach neuen Ufern

... Die Technik fordert unbarmherzig andere staatliche, politische und soziale Ordnungen als die Ordnungen vergangener Epochen. Früher krochen die Nachrichten langsam über die Länder, Fernwirkungen brauchten ihre Zeit, man reiste mit Muße, die Heereszüge rückten gemächlich vor. Der politische wie der gesellschaftliche Alltag war auf die nächsten und benachbarten Gruppen und Menschen gerichtet. Die meisten Wirkungen geschahen aus dem unmittelbaren Anstoß zwischen Mensch und Mensch, zwischen Gruppe und Gruppe, aber nicht aus einer Maschinerie und Organisation heraus, die derjenigen unserer Zeit vergleichbar wäre, und die ein Netz von psychologisch noch ganz ungeklärten Beziehungen über die Völker der Erde geworfen hat. Die Summe der politisch wirksamen Umstände ist tausendfältig multipliziert. Die ganze Erde ist ein Gemeinschaftsbezirk für die Wirkung der Nationen aufeinander und gegeneinander geworden. Dementsprechend herrscht allgemeine Konkurrenz.

Trotz heftigen Widerständen, trotz vielen entsetzlichen seelischen, wirtschaftlichen und politischen Folgen ist die Zunahme eines planetarischen Bewußtseins nicht zu vermeiden. Der Planet ist zusammengeschrumpft, die Aufteilung des Landbesitzes auf Erden hat praktisch und seelisch eine neue Lage hervorgerufen. Unsere Raumvorstellung hat sich verändert, und es täte not, eine völlig neue Vorstellung von den Räumen der Völker zu schaffen.

Diese außerordentliche Umwälzung wird neue politische und gesellschaftliche Ordnungen ergeben; denn sehr wichtige Schwerpunkte des Völkerlebens haben sich verschoben. Bedingungen, aus denen heraus die Völker ursprünglich entstanden, sind entscheidend abgewandelt, und die Nationen schweben gleichsam wie von magischer nationaler Spannung erfüllte, eigenwillige und vom Licht der Vergangenheit bestrahlte Wolken über einem neuen planetarischen Erdboden, der unweigerlich ein Beziehungs- und Herrschaftsgebiet aller Menschen und Völker geworden ist.

Wäre unter den heutigen Voraussetzungen von vorne anzufangen, dann würden nicht nur wegen geschichtlicher, sondern auch wegen veränderter Bedingungen des Daseins ganz andere nationale Ordnungen entstehen. Eugen Diesel

Kleine Chronik

Das preußische Landwirtschaftsministerium ist am 1. Januar mit dem Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft vereinigt worden.

Lebenshaltungsindex im Dezember 1934: 122,2, gegen 122,3 im November.

In Leningrad ist kürzlich ein Mitarbeiter Stalins namens Kirow ermordet worden. Es soll sich um eine Verschwörung handeln, hinter der Sinowjew und Kamenew (vielleicht auch Trotzki) stehen.

In der englischen Presse ist die Existenz eines französisch-russischen Militärabkommens behauptet worden.

In Jugoslawien ist ein Kabinett Jeftitsch ans Ruder gekommen.

Kapitallenkung

Von Fritz Werkmann

Das am 4. Dezember erlassene Reichsgesetz über das Kreditwesen bringt eine Diskussion zum Abschluß, die im Verlauf von dreieinhalb Jahren manche Wandlungen durchgemacht hat.

In der Kreditkrise vom Sommer 1931 richtete sich ein Sturm der Entrüstung gegen Banken und Bankenleiter, einfach weil bei den Banken, die bekanntlich für mehrere Tage die Schalter schlossen, das Versagen sinnfälliger war als an anderen Stellen der Wirtschaft. Die Banken hatten sich vorher unbeliebt gemacht in all den Fällen, in denen sie Kredite abgelehnt hatten; nun wurden sie auch noch unbeliebt wegen der Fälle, in denen sie Kredite gegeben hatten, die sich in der Krise als Kapitalfehlleitung herausstellten. Der Sturm der Entrüstung, der sich gegen das kapitalistische System als solches hätte wenden sollen, richtete sich ziemlich einseitig gegen die Banken. Die Presse forderte allgemein Bankenkontrolle zur Sicherung der Bankeinlagen.

Im zweiten Abschnitt der öffentlichen Diskussion spielten zwei andere Fragen die Hauptrolle: die Brechung der Zinsknechtschaft durch Geldschöpfung und die Verstaatlichung der Banken. Dieser Abschnitt wurde gleichsam amtlich abgeschlossen bei Beginn der Banken-Enquête, als Schacht schon in seiner einleitenden Rede am 21. November 1933 davor warnte, Geld und Kapital zu verwechseln, und betonte, Kapital müsse vielmehr erarbeitet und erspart werden. Auch zur Frage der Verstaatlichung der Banken hat sich Schacht persönlich schon sehr bald darauf abschließend geäußert. In seiner damals mit Recht viel beachteten Kieler Rede vom 26. Januar 1934 bezeichnete er diese Frage kurzweg als „nicht aktuell".

Die Bankenreform, die nunmehr in dem Reichsgesetz vom 4. Dezember 1934 „verankert" ist, hat keineswegs die Verwirklichung der in jener ersten und zweiten Diskussionswelle vorgebrachten Forderungen zum Ziel. Um diese Zielverschiebung zu verstehen, müssen wir uns vor Augen führen, daß sich während der dreieinhalbjährigen Diskussion die Tatsachen ebenfalls verschoben haben, sowohl im Bereich der Kreditbanken als auch innerhalb des Rahmens der Reichsbank.

Um das deutsche Kreditbanksystem über die Stürme der Kreditkrise wegzuretten, wurden bekanntlich sehr erhebliche Staatsmittel eingesetzt: rund 1 Milliarde Mark. Ergebnis: 70 Prozent des Aktienkapitals der deutschen Aktienbanken mit mehr als 10 Millionen Mark Kapital sind heute unmittelbar oder mittelbar im Reichsbesitz. Um die bekanntesten Großbanken besonders zu nennen: die Reichskreditgesellschaft war schon immer im Reichsbesitz; die Dresdner Bank ist es jetzt fast völlig, die Commerz- und Privatbank zu zwei Dritteln; lediglich bei der Deutschen Bank und Diskontogesellschaft hat das Reich (über die Golddiskontbank) nur eine Minderheit der Aktien im Besitz. Die Forderung „Verstaatlichung der Banken" war also — bevor sie im Vordergrund der Bankendiskussion stand! — bereits weitgehend erfüllt worden.

Und nun zur Reichsbank. Der Wandel in ihrem Bereich scheint gering, wenn wir lediglich die umlaufende Geldmenge betrachten. Sie betrug am 30. November 1930 rund 6,2 Milliarden Mark und am 30. November 1934 rund 5,8 Milliarden Mark. Interessant ist aber, wie die jeweils umlaufenden Reichsbanknoten in den Verkehr gekommen sind. Roh betrachtet, können Reichsbanknoten in den Verkehr kommen durch Hergabe von Noten gegen Einlieferung von Gold oder durch Ausleihungen der Reichsbank.

Die Unterlage für die Geldausgabe seitens der Reichsbank hat sich innerhalb von vier Jahren zweimal grundlegend verschoben. Die wöchentlichen Bankausweise machen allerdings nur eine große Änderung sichtbar: der Gold- (und Devisen-) bestand ist innerhalb der hier ins Auge gefaßten Zeitspanne von 2705 auf 83 Millionen Mark zusammengeschrumpft. Er ist als Grundlage der Notenausgabe in der Hauptsache ersetzt worden durch eine Zunahme der Ausleihungen von 2,3 auf 4 Milliarden Mark und durch den seit Herbst 1933 zulässigen Ankauf von „deckungsfähigen Wertpapieren" (Ende November 1934: 436 Millionen Mark). Der zweite nicht minder revolutionäre Wandel liegt innerhalb der Posten der Ausleihungen. Während der Kreditkrise wurde der Wechselkredit an Private, vor allem an Kreditinstitute, außergewöhnlich stark erhöht. Diese Wechsel sind inzwischen durch Arbeitsbeschaffungswechsel und ähnliche Kreditinstrumente der öffentlichen Hand ersetzt worden.

Das neue Kreditgesetz müssen wir also würdigen unter Beachtung der folgenden Tatsachen: die entscheidenden Großbanken sind zum größten Teil in der Hand des Reichs; die Kreditmöglichkeiten der Reichsbank sind für öffentliche Zwecke bereits in sehr erheblichem Maß ausgenutzt worden, wahrscheinlich bald in dem größtmöglichen mit der Stabilität der Währung vereinbarten Maße.

•

Das Ziel des Reichsgesetzes über das Kreditwesen wird in dem nur wenige Tage vor dem Gesetz veröffentlichten Enquête-Bericht klar zum Ausdruck gebracht. Aus ihm seien daher hier zunächst einige Sätze wörtlich wiedergegeben: „In einem blühenden Organismus, wie ihn der Nationalsozialismus erstrebt und planmäßig anbahnt, werden die (für Staatsaufgaben) notwendigen Beträge ohne Störung des wirtschaftlichen Gleichgewichts im wesentlichen durch Steuern aufgebracht werden können. Solange aber ein solcher Zustand nicht erreicht ist, müssen dem Staat Anleihemöglichkeiten zur Durchführung seiner Aufgaben zur Verfügung stehen ... Die Herstellung eines entsprechenden Geld- und Kapitalmarktes muß somit das Kernstück einer jeden Neuordnung sein."

Die dieses Ziel verfolgende Neuordnung hat einen deutlich planwirtschaftlichen Einschlag. Die Kreditinstitute (z. B. Banken, Sparkassen, Kreditgenossenschaften) dürfen in Zukunft die bei ihnen zusammenströmenden Mittel nicht mehr in vollem Umfang so anlegen, wie es ihnen zur Erzielung der eigenen Höchstrentabilität zweckmäßig erscheint. Gewisse An-

lagen werden ihnen vorgeschrieben durch das „Aufsichtsamt für das Kreditwesen" und den „Bankenkommissar".

Das Gesetz zieht an entscheidenden Stellen den staatlichen Eingriffen lediglich die äußerste Grenze. Es bestimmt z. B.: die Barreserven müssen mindestens einen vom Aufsichtsamt festzusetzenden Prozentsatz der Gesamtverpflichtungen des Kreditinstituts abzüglich der Spareinlagen ausmachen; dieser Satz darf nicht höher sein als 10 Prozent; ferner: die flüssigen Mittel zweiten Ranges (höchstens noch 90 Tage laufende Wechsel und bestimmte Wertpapiere, vor allem Staatsanleihen) müssen ebenfalls mindestens einen vom Aufsichtsamt festzusetzenden Prozentsatz jener Summe ausmachen; dieser Satz darf nicht höher sein als 30 Prozent.

Der Zwang zur Haltung von so vorgeschriebenen Barreserven (in Form von Kassenbeständen, Reichsbankguthaben und Postscheckguthaben) gibt die Banken fest in die Hand der Reichsbank, deren Präsident übrigens von Amts wegen auch Präsident des Aufsichtsamts ist. Denn zur Erhöhung der Barreserven werden sich die Banken im allgemeinen nur durch erhöhte Wechseleinreichungen bei der Reichsbank instandsetzen können, zumal der Verkauf von Gold an die Reichsbank zurzeit nicht in Frage kommt. Soweit die Banken erhöhte Noteneinzahlungen auf ihre Reichsbankgirokonten vornehmen, wird die Reichsbank ihrerseits in die Lage versetzt, entsprechend Staatsanleihen gegen Noten zu kaufen, ohne daß die umlaufende Notenmenge dabei steigt.

Der Zwang zur Unterhaltung von prozentmäßig vorgeschriebenen flüssigen Mitteln zweiten Ranges wird eine weitere Möglichkeit zur Unterbringung von Staatsanleihen zu niedrigem Zinssatz eröffnen, desgleichen der Zwang, Spareinlagen getrennt zu verwalten und in der Hauptsache langfristig anzulegen.

Auf den Inhalt des Gesetzes mehr einzugehen, würde zu tief in banktechnische Einzelheiten führen. Man kann jedoch auch ohne das erkennen, welche Rolle der Staat künftig im deutschen Bankwesen zu spielen gedenkt. Hierfür genügt es eigentlich, den § 32 des Gesetzes zu lesen. Er enthält eine Generalvollmacht für die Staatsaufsicht: „Das Aufsichtsamt hat außer den ihm in diesem Gesetz besonders zugewiesenen Geschäften die Aufgabe, für die Beachtung allgemeinwirtschaftlicher Gesichtspunkte in der allgemeinen Kredit- und Bankenpolitik und für die Beseitigung im Kreditwesen auftretender Mißstände zu sorgen ... Das Aufsichtsamt kann Grundsätze über die Geschäftsführung der Kreditinstitute aufstellen." Mit diesen Formeln läßt sich nahezu jede Anordnung des Aufsichtsamtes decken.

Die nationalsozialistische Zeitschrift „Deutsche Volkswirtschaft" schreibt mit Recht in ihrem ersten Dezember-Heft: „In der Hand des Aufsichtsamtes wird also künftig eine Schlüsselstellung liegen. Von ihr aus werden Milliardensummen in Deutschland ersparten Kapitals so dirigiert, daß sie dem deutschen Volke höchst erreichbaren Nutzen bringen." Man beachte, daß es hier nicht heißt: „der deutschen Volkswirtschaft ...", sondern, durchaus folgerichtig in der Deutung der staatlichen Maßnahmen: „dem deutschen Volke höchst erreichbaren Nutzen bringt".

Auch die staatliche Bankenpolitik erweist sich bei näherem Zusehen tatsächlich als Teil nicht einer isolierten Wirtschaftspolitik, die etwa auf Steigerung und gerechte Verteilung des Volkswohlstandes ausginge, sondern als Teil einer alle Lebensäußerungen erfassenwollenden und alle erreichbaren Mittel zentral für ihre Zwecke einsetzenden Staatspolitik. Das Kreditgesetz und seine Anwendung kann daher nur im Zusammenhang mit der gesamten deutschen Staatspolitik, der innern und der äußern, der Wirtschafts- und der Wehrpolitik, richtig verstanden werden.

„Jede theoretische Diskussion ist jetzt unnötig. Die Banken haben das Wort, das aber durch die Tat belegt werden muß. Der nationalsozialistische Staat hat sie eben beim Wort genommen: die Banken haben ja immer gesagt, für das Gemeinwohl zu arbeiten. Sie sollen jetzt nichts anderes tun, als den Beweis dafür erbringen."

„Völkischer Beobachter" vom 14. Dezember 1934

Das Tabaksteuergesetz

Der Aufsatz „Geld für Arbeit" in Nr. 52 war abgeschlossen, ehe das Tabaksteuergesetz vom 13. Dezember im Wortlaut vorlag. Nach Zeitungsnachrichten hatte ich angenommen, die Beseitigung der bisher an die Tabakindustrie gewährten Steuerkredite werde der Reichskasse Mittel zuführen. Die Durchsicht des ziemlich verwickelten Gesetzes ergibt, daß das nicht der Fall ist.

Tabaksteuerkredite werden zwar tatsächlich künftig nicht mehr gewährt; Steuerzeichen (Banderolen) werden von den Zollämtern seit 1. Januar nur noch gegen Barzahlung an die Industrie abgegeben. Die „Tabaksteuerlänger" von Händlern, an die die Zigarrenfabrikanten unversteuerte Zigarren versenden konnten, werden aufgehoben, und die Fabrikanten dürfen seit 1. Januar nur noch versteuerte Zigarren liefern. Aber: die zurzeit eingeräumten Steuerkredite werden der Industrie dadurch erlassen, daß die einzelnen Unternehmungen grundsätzlich vom 1. Januar ab, solange sie die laufenden Kredite — innerhalb der festgelegten Zahlungsfristen — abtragen, Steuerzeichen gratis erhalten. Auch für den Teil der Zigarrenproduktion, der bisher in Steuerläger ging (etwa ein Viertel der Gesamtproduktion), werden in der Übergangszeit Steuerzeichen umsonst geliefert. Bei der ganzen Aktion werden die Klein- und Mittelbetriebe bevorzugt behandelt, zu Lasten der Großbetriebe, die in der Zeit der Gratislieferung von Steuerzeichen immerhin 15 Prozent der Steuerzeichen bezahlen müssen.

Zinsfreie Steuerschulden in Höhe von wohl mehr als 100 Millionen Mark werden auf diese Weise in Vermögen der Tabakunternehmungen verwandelt. Für diese ergibt sich dabei der weitere Vorteil, daß neue Unternehmungen schwerer als bisher eröffnet werden können, weil sie im Gegensatz zu den alten Unternehmungen das zur Barzahlung der Steuerzeichen erforderliche Betriebskapital selber aufbringen müssen.

Für den Staat bringt die Neuregelung den Vorteil, daß er künftig Verwaltungskosten spart; die Überwachung von rund 15 000 Steuerschuldnern hat, wie es heißt, unverhältnismäßig hohe Kosten verursacht.

F. W.

Koppelgeschäfte

Es gibt eine Anekdote von einer Bauersfrau, die sich durch ein Gelübde gezwungen sah, ihren schönsten Stier um einen Gulden zu verkaufen. Sie brachte das fertig, ohne sich allzu wehe zu tun: der Käufer mußte ihr gleichzeitig einen Hahn um 500 Gulden abnehmen. Das war ein „Koppelgeschäft", wie sie heute oft vorkommen, vor allem in der Landwirtschaft, aber auch im Industriehandel.

Weizen wird etwa nur abgegeben, wenn auch Roggen abgenommen wird; der Müller muß Kleie zurückliefern, wenn er Getreide kauft; Hafer und Futtergerste werden vom Landwirt nur gegen Abgabe von Ölkuchen oder Rübenschnitzeln verkauft. Der Händler gibt die Ölkuchen nur her, wenn auch Kartoffelflocken genommen werden. („Frankfurter Zeitung", 1934, Nr. 656.) In der Textilwirtschaft wird Belieferung mit Waren „alter Qualität" abhängig gemacht von der gleichzeitigen Abnahme von Erzeugnissen aus neuen Werkstoffen. I. G. Farben liefern Farben nach Rumänien und übernehmen bestimmte Mengen Sojabohnen von einer neugegründeten rumänischen Sojabohnen-Anbaugesellschaft; eine Elektrizitätsgesellschaft baut ein Kraftwerk gegen Tabakabschlüsse, u. dgl.

Derartigen Geschäften haftet, wie die Frankfurter Zeitung sich ausdrückt, oft eine gewisse „Problematik" an. Schließlich kann es nämlich darauf ankommen, ob die letzte Station im Handel, der Verbraucher, ebenfalls bei der Verkoppelung mittut oder nicht.

Am 31. Dezember ist in Pretoria zwischen dem deutschen Gesandten und der südafrikanischen Regierung ein Abkommen über die Lieferung von Wolle bis zum Wert von 30 Millionen Mark gegen deutsche Waren aller Art abgeschlossen worden.

An der statistisch festgestellten erheblichen Steigerung der Einzelhandelsumsätze in Deutschland im Jahr 1934 ist merkwürdigerweise der Lebensmittel-Fachhandel nur wenig beteiligt.

Eine Verordnung des Reichskommissars für Preisüberwachung vom 21. Dezember 1934 verbietet ein Warenangebot zu Preisen, die unter den Selbstkosten liegen.

Die beiden China

In dem Krieg zwischen der Regierung von Nanking und „Sowjetchina" scheinen die Erfolge doch nicht so ganz einseitig bei Nanking und seinem Generalissimus Tschiangkaischek zu liegen. Neuerdings sind auch Nachrichten von militärischen Erfolgen der Kommunisten bekannt geworden. Das von ihnen beherrschte Gebiet scheint heute noch etwa eine Fläche vom Umfang des deutschen Reichs mit 60 Millionen Einwohnern zu umfassen.

Jeder einzelne Mensch verlangt für sich, ja für den Tag und für das Jahr, in dem er lebt, die Erfüllung seiner Hoffnungen, und er hat nicht, wie der seltene große, kluge und reife Mensch die Fähigkeit zu warten. Er sieht die Erlösung oft nur in einer völligen Veränderung der Verhältnisse, die ihn dann nach bekannten psychologischen Gesetzen eine Zeitlang in hoffnungsfreudigem Taumel ernährt.

Eugen Diesel

Gott ist nicht wählerisch in seinen Boten und Werkzeugen, und die irren sich, die da meinen, daß er die Welt mit spitzen Fingern anfasse und das Nämliche von ihnen verlange.

Raabe

Bei den feinsten Schachzügen des Weltgeistes rücken die unbedeutenden Figuren vor.

Ernst Jünger

Weltmacht Oel

Anton Zischkas Buch „Der Kampf um die Weltmacht Öl" (soeben im Verlag von Wilhelm Goldmann in Leipzig erschienen) lüftet den Schleier von einem Stück Weltgeschichte: es berichtet vom Kampf der Öldynastien.

Deren einflußreichste ist heute die von Wilhelm August Deterding, einem ehemaligen kleinen holländischen Bankbeamten, geleitete englische Royal-Dutch-Shell-Gruppe. Und wenn man Deterding nennt, muß man auch gleich seinen Todfeind nennen, den amerikanischen Rockefeller-Trust, die Standard Oil-Gruppe.

Tausende von Jahren war Öl nichts wert. Als um 1840 herum ein russischer Gouverneur eine Petroleumprobe an die Akademie der Wissenschaften nach Baku schickte, antwortete diese, daß „dieser stinkende Stoff zu gar nichts gut sei außer vielleicht zum Schmieren von Wagenrädern".

1858 bohrte der amerikanische Oberst Drake nach Salz, um dafür Erdöl zu finden. Er war der erste, der ahnte, daß er da einen Schatz gefunden habe. Um 1860 herum wußten es auch schon andere. Es folgten die ersten Investitionen, es gab die ersten Millionäre. Aber als schon das erste Modell eines Explosionsmotors (von einem Deutschen) erfunden war, reiste Rockefellers Vater mit seinem Erdöl noch als Wunderdoktor durch Amerika und empfahl Petroleum als Allheilmittel gegen alle möglichen Krankheiten. Rockefeller, der Sohn, war klüger; er gründet seinen Trust, die Standard Oil; und etwa gleichzeitig baute Benz in Mannheim sein erstes Automobil. Es lief 20 Kilometer in der Stunde, die Welt stand Kopf.

Warum ist Erdöl heute eine „Weltmacht"; warum wird um die Ölquellen der Welt gekämpft? Weil man ohne Öl keinen Krieg mehr führen kann. Ohne Öl werden kostbare Schlachtflotten, Luftflotten, Autoparks, Tankgeschwader einfach wertlos. Ein paar Tage vor dem Waffenstillstand, der das Ende des Weltkriegs einleitete, hat Lord Curzon ja schon das Wort gesprochen: „Später wird man nicht mehr daran zweifeln, daß die Alliierten auf einem Strom von Öl dem Siege entgegengetragen wurden." Die Fachleute, die Generale, Ludendorff zum Beispiel, waren alle dieser Ansicht. Ein paar Zahlen: bei Kriegsausbruch besaß das französische Heer nicht mehr als 110 Lastautos und 132 Flugzeuge. 1918 war es im Besitz von 70 000 Lastautos und 12 000 Flugzeugen, und dazu kamen noch die 105 000 Kraftwagen und die 4000 Äroplane der Engländer und Amerikaner, die sich auf französischem Boden befanden.

Der „motorisierte Krieg" steigert den Verbrauch an Öl und Benzin ins Ungeheure. Die englische Marine hat während des Kriegs 9 100 000 Tonnen Petroleum verbraucht, die englische Armee 1 219 000 Tonnen und die französische Armee 1 855 000 Tonnen. Trotzdem war dieser Krieg noch lange kein motorisierter Krieg!

Fantastisch klingt es, wie die Engländer in den Besitz des Ausbeutungsrecht der persischen Ölfelder kamen. (Fantastisch klingt überhaupt alles in der Geschichte des Erdöls.) Um 1894 herum zog William Knot d'Arcy, ein kanadischer Ingenieur, der sechs Millionen hinter sich hatte, nach Persien. In den antiken Schriftstellern hatte er gelesen, daß auf den Plattformen persischer Tempel jahraus jahrein mächtige weißleuchtende Fackeln brannten. Er suchte die Stätten dieses alten Kults, denn was da brannte, konnte nur Erdöl gewesen sein. D'Arcy verpulverte seine sechs Millionen und fand nichts. Er bekam in England nochmal Geld und verpulverte auch dieses. Als er schon aufgeben wollte, fand einer seiner Angestellten eine Spur Erdöl. Aber d'Arcy war zermürbt, er wollte nur noch in der Heimat sterben, und verkaufte die Ölquelle und sein Schürfrecht billig an eine kleine englische Gruppe, die Anglo Persian, hinter der (was er nicht wußte) die englische Regierung stand. Heute wird der Wert der persischen Ölinteressen der Engländer auf 80 Milliarden Mark taxiert. Die gesamten englischen Ölreserven schätzt man auf 200 Milliarden Mark, die amerikanischen auf 100 Milliarden. Das in der Petroleumindustrie angelegte Kapital betrug 1933 rund 78 Milliarden Mark; auf die Vereinigten Staaten entfallen davon 38 Milliarden, auf England 30, auf Rußland 9, der kleine Rest auf andere Länder.

Um 1940 herum, behaupten einige Geologen, werden die amerikanischen Ölquellen vielleicht versiegt und England wird dann im Besitz der größten noch fließenden Ölquellen sein. Alle Ölgesellschaften, vor allem also die beiden großen Trusts, der englische und der amerikanische, suchen sich jedenfalls fieberhaft den Besitz neuer Quellen abzulaufen. Es steht fest, daß eine Reihe von Kriegen und bewaffneten Interventionen keinen andern Hintergrund haben als die unterirdische Rivalität dieser beiden Gegner. Die Intervention der Alliierten in

Musik

Von Alfred Uhlmann

Musik wird störend oft empfunden, dieweil sie mit Geräusch verbunden.

Wilhelm Busch

„Gott schenke uns Ohrenlider!" hat ein ganz verzweifelter Mann ausgerufen.

Aber Gott hat ja nicht ahnen können, daß die Menschen einmal solche Musik machen würden!

Lärm ist zwar angeblich immer schon in der Welt gewesen. Bei Entstehung von Himmel und Erde, wird behauptet, war ein einziges Donnern und Dröhnen, mit krachenden Erdbeben, heulenden Stürmen, brausenden Wassern. Mit Lärm ist die Welt ins Leben getreten; mit Lärm, so scheint es, muß sie fortzeugend neuen Lärm gebären.

Aber unser Ohr hat mit wunderbarer Einfühlung gelernt, unempfindlich zu sein auch gegen das lauteste Brüllen der Natur (und doch zugleich aufnahmefähig für das zarteste Geflüster). Ja, es gewöhnt sich mit der Zeit selbst an den Wettgesang der technischen Sfären: das Rasseln von Ketten, Schlagen von Hämmern, Surren von Motoren, das Pochen, Knattern, Prasseln, Zischen, Krachen, — an die ganze gigantische Orgie von technischem Lärm.

Wogegen es aber nicht unempfindlich zu machen ist, woran es sich niemals gewöhnen wird, das ist der musikalische Lärm, die lärmende Musik, die in der fremden Wohnung erzeugt wird und durch Rabitz, Stein und Luftraum ungeniert in deine eigene dringt.

Darf jemand zu mir in die Wohnung kommen und mir „Grüß mir die Lore noch einmal" vorsingen? Nein, das darf er nicht. Aber unter mir, über mir und neben mir das herrliche Lied brüllen, daß bei mir die Bilder von der Wand fallen, das darf er. „In meiner Wohnung kann ich machen was ich will", sagt Herr Meier.

Da wohnen nebenan Buchwaldens mit ihrer Hildegard. Die kleine Hildegard lernt etwas, was sie nie erlernen wird: Violine spielen. Seitdem sie zu Weihnachten neue Noten bekommen hat, übt Hildegard die Loreley. Die Loreley stammt noch aus einer Zeit, die keine Bubiköpfe kannte; sie ist von den Ansichtspostkarten bekannt dafür, daß sie besonders langes Haar hatte. Und nun deutet mir Hildegard mit expressionistisch-realistischem Bogenstrich an, wie schwer es der Loreley wird, ihr Haar zu kämmen. Der goldene Kamm reißt und zerrt die Jungfrau an den Haarwurzeln, und das tut weh, so grausam weh, daß du dich zuletzt an jeder Wurzel mitgezupft fühlst. Es wird nicht besser und wird nicht besser; aber Hildegardens brennender Ehrgeiz kratzt unentwegt über die Saiten ... Furchtbar, so hat schon Shakespeare ungefähr gesagt, daß man mit einem gedrehten Schafsdarm einem Manne die Seele aus dem Leibe haspeln kann.

Aber in meinem Hause wohnen auch Prochaskas; das sind die über mir. Prochaskas haben drei musikalische Töchter und dazu ein Klavier, auch Pianoforte genannt; aber man täte besser daran, es Fortissimoforte zu nennen. Dieses Klavier hat ungefähr achtzig schwarze und weiße Hölzer. Die Töchter von Prochaskas sind nun partout darauf aus ganz bestimmte Hölzer von diesen achtzig zu treffen. Sie nennen das die Tonleiter. Ach, diese Leiter führt senkrecht in mein allzufrühes Grab hinab ...

Manchmal versuchen die Töchter auch gleich zu zweien, die Hölzer in Bewegung zu setzen. Dann sitzt die eine links, wo es auf dem Klavier donnert, und sie donnert, als wollte sie den Krieg gegen die Hereros musikalisch illustrieren: humtarumtatumta, humtarumtatumta ..., die andere aber pocht rechts hin, und das hört sich an, als würde ein Porzellanladen zerstört. Die dritte Tochter aber singt dazu ihr Lieblingslied aus der „Stummen von Portici", jener Oper, wo, wenn ich recht im Bilde bin, der Vesuch anfängt zu speien. (Jetzt weiß ich, warum er speit, der arme Vesuv.)

Während ich noch von Prochaskas Klavier rede, ist inzwischen das Konzert bei Vogels, auf der anderen Seite meiner Wohnung, fällig geworden. Vogels haben ein Grammofon. Es spielt „... Tu—ran—dot, bö—zau—bern—dö Tu—ran—dot ..." und „... lache Baja—a—a—zo—o ...". Außerdem haben Vogels viele Tauberplatten, und eine Tauberplatte, das soll ja der Himmel auf Erden sein. Wenn ich die Wahl hätte zwischen einer Tauberplatte und einer Zahngeschwulst, — ich würde mich wahrhaftig für die Zahngeschwulst entscheiden.

Der Martern furchtbarste aber ist das Radio, wenn es zu laut aufgedreht ist. Den Lautsprecher des Herrn Pietzsch unter mir hört man bei Stärke zehn fünfhundert Meter gegen den Wind. Ich zittere vor dieser Musik, und wenn sie schon einmal verstummt ist, biete ich das Bild eines ganz und gar verstörten Menschen, der lauscht, als ob es im Keller donnert. Aber schon hat Frau Pietzsch wieder dran herumgedreht und es ertönt mit unerbittlicher Gewalt, daß Herr Professor Dörrbirn einen Vortrag darüber halten wird, ob die Fantasie die Vorstellung der ideellen Form für die reale Erscheinung ist oder aber die Vorstellung die reale Form für die ideelle Erscheinung. Darüber möchte man ja gerne einschlafen, aber man kann nicht, denn der Lautbrüller klirrt wie die Posaune von Jericho. Pietzschs sind inzwischen in die Stadt gegangen und haben vergessen, ihn abzustellen.

Und nun läßt sich seit Weihnachten im Nachbarhause, gerade meinem Fenster gegenüber, ein Trompeter hören. Während der Feiertage hat er rund zweihundert hochtouristische Angriffe auf die Tonleiter, die Leiter in mein frühes Grab, unternommen. Bis zum G ist es immer ganz leidlich gegangen, aber nachher hat er schauriges Fiasko gemacht. Immer wieder hat er es probiert, jedesmal von meinen Segenswünschen begleitet, — ich wagte zuletzt nicht mehr zu atmen, wenn es zur Krisis kam ..., aber es folgte immer wieder die unvermeidliche Katastrofe.

In New York, so war in einer amerikanischen Zeitung kürzlich zu lesen, hat ein Mann auf einen Jüngling, der ihm gegenüber bei offenem Fenster auf einer Trompete übte, geschossen. Der Mann wurde freigesprochen!

Kann mir jemand, vielleicht ein Jurist, sagen, ob man auch bei uns dahingehende Hoffnung hegen könnte?

Aus dem 20. Jahrhundert

Stellen Sie sich, verehrte Leserin, bitte einmal vor, Sie lägen krank im Bett und es käme zu Ihnen eine Zigeunerin ins Haus. Diese Zigeunerin behauptet, sie könne Sie gesund machen.

Sie würden sie sofort zur Tür hinauswerfen? Natürlich, wir leben ja im 20 Jahrhundert; da kommt wahrscheinlich gar keine solche Zigeunerin mehr. Aber nehmen wir doch einmal an, sie käme und Sie gingen, vielleicht Spasses halber, auf ihre Vorschläge ein.

Sie behauptet also, sie könne Sie durch Besprechung heilen, nur müsse dabei alles Geld, das im Hause sei, neben dem Bett stehen. Zufällig haben Sie 1200 Mark im Haus, und lassen das nun ans Bett bringen; die Zigeunerin legt das Geld in

Rußland ist auf Ölinteressen zurückzuführen gewesen; der griechisch-türkische Krieg von 1921, wo es um Mossul und die mesopotamischen Ölfelder ging, nicht minder; die Kriege im Gran Chaco, in Mexiko, in Panama ebenfalls. Die vielen Revolutionen in Südamerika beruhen meistens darauf, daß einer der beiden Öltrusts dem andern das Arbeiten unmöglich und die Quellen streitig zu machen sucht.

Wird die Erfindung der Kohleverflüssigung durch Bergius vielleicht dadurch, daß sie die Verbraucher vom Besitz der Ölquellen unabhängig macht, die weltgeschichtliche Mission haben, ein Gegengewicht gegen den Machthunger dieser Trusts zu schaffen? Zum Frieden zu zwingen, wo es bisher nichts gab als Raub und Intrige? Friedrich Roman

Benzin aus Kohle

Die starke Motorisierung in der gesamten zivilisierten Welt erfordert größte Mengen von Brennstoffen. Die Frage der Selbstbeschaffung dieser Brennstoffe hat in Deutschland die Chemiker angeregt, Benzin in der Retorte zu gewinnen.

Geringere Mengen von Treibstoff, nämlich Benzol, fallen bei der Kokserzeugung an. Die Gesamterzeugung an Benzol betrug in Deutschland im Jahre 1931 217 500 Tonnen im Wert von 59 Mill. Mark. Bei der Verkokung der Steinkohle fällt auch Steinkohlenteer an, insgesamt 911 000 Tonnen. Er kann bei der Benzinfabrikation als Rohstoff dienen; ebenso das Erdöl, das wir in steigendem Maße auf deutschem Boden finden. Ein anderer Rohstoff der Benzinherstellung ist Braunkohlenteer, in Deutschland in einer Menge von etwa 225 000 Tonnen im Jahr anfallend.

Die direkte Benzingewinnung aus Braunkohle und Steinkohle, ohne die Zwischenstation der Verkokung und des Teers, ist wirtschaftlich am bedeutsamsten. Bergius hat als erster den Nachweis erbracht, daß man, um zu den Kohlewasserstoffen des Benzins zu gelangen, unter hohem Druck direkt Wasserstoff an Kohle anlagern kann. Man benötigt hiezu Reaktionsbeschleuniger, sogenannte Katalysatoren, unter deren geheimnisvoller Einwirkung und Mitarbeit die beiden Elemente Wasserstoff und Kohlenstoff sich schneller chemisch zueinanderfinden. Diese Verknüpfung des Wasserstoffs mit dem Kohlenstoff wird als Hydrierung bezeichnet, — als Druckhydrierung, weil man mit Drucken von etwa 200 Atmosfären arbeitet.

Weitere Versuche haben es ermöglicht, diese Hydrierung auch auf Braunkohle, die uns in Deutschland ja in großer Menge zur Verfügung steht, auszudehnen. Ein außerordentlicher chemischer Spürsinn hat dazu gehört, diese Braunkohleverflüssigung durchzuführen, denn Braunkohle enthält Schwefel, ein Gift für die Vermittlerstoffe. Man mußte zuerst giftfeste Katalysatoren aufspüren, um auch in der Braunkohle den Wasserstoff direkt an den Kohlenstoff zu kuppeln. Das Sorgenkind der Fabrikation waren immer diese Vermittlerstoffe, die oft erst bei sehr hoher Temperatur ihre chemischen Fähigkeiten entfalten.

Man erhält bei 200 Atmosfären Druck aus einer Tonne Braunkohle etwa 650 Kilogramm Benzin und Gasöl. Die Hydrierung der Steinkohle ergibt eine etwas höhere Ausbeute.

Neben der chemischen Arbeit waren große technische Aufgaben zu lösen: der Bau entsprechender Hochdrucköfen. Die Zusammenarbeit von Ingenieur und Chemiker hat auch diese letzten Schwierigkeiten behoben.

Neuerdings haben sich die Chemiker mit der Frage beschäftigt, ob es tatsächlich in allen Fällen notwendig ist, mit Hochdruck zu arbeiten. Geheimrat Dr. Fischer ist es neuerdings gelungen, eine Benzinherstellung aus Kohlenoxyd und Wasserstoff mit Hilfe von Vermittlersubstanzen ohne Anwendung der kostspieligen Hochdruckapparate zu ermöglichen. Dr. Adolf Reitz

---

Auf die vom Reichswirtschaftsminister durch Verordnung geschaffene „Pflichtgemeinschaft der Braunkohlenindustrie" ist im Herbst 1934 die Gründung der „Braunkohle-Benzin-A. G." gefolgt, die von einem Reichskommissar geleitet wird, also trotz ihrer Rechtsform völlig unter Staatsaufsicht steht. Man erwartet von ihr eine Jahresproduktion von 400 000 Tonnen Benzin. (Im Leuna-Werk der I. G. Farben können durch Druckhydrierung 350 000 Tonnen erzeugt werden, in Oppau etwa 30 000 Tonnen, nach dem Verfahren von Franz Fischer aus Koks etwa 80—90 000 Tonnen, aus Braunkohlenschwelereien und deutschem Erdöl 150 000 Tonnen. Der deutsche Jahresverbrauch beträgt rund 2 Millionen Tonnen.)

Eine preußische Verordnung vom 13. Dezember 1934 bestimmt, daß von jetzt an nur noch der Staat, nicht mehr wie bisher der Grundeigentümer, berechtigt sein soll, auf Erdöl, Erdgas, Erdwachs, Asfalt und bituminöse Gesteine zu schürfen. Laufende Verträge bleiben bestehen, bedürfen aber bei Änderung oder Erneuerung der staatlichen Genehmigung.

In die Leitung der neuen Reichswirtschaftskammer hat der Reichswirtschaftsminister den früheren Staatssekretär Trendelenburg, den einstigen Mitarbeiter Wichard von Moellendorffs, berufen.

Maschinenausfuhr

Schon oft ist darauf hingewiesen worden, daß es bedenklich ist, wenn die Industrie eines Landes Kriegswaffen an ein anderes Land liefert. Denn diese Waffen können sich im Ernstfall gegen das Land ihrer Herstellung kehren, und es kann dann der Fall eintreten, daß ein Soldat von einer Waffe getroffen wird, die er selbst einst als Industriearbeiter geschmiedet hat. Angesichts der Auswüchse des internationalen Waffenhandels, wie sie erst jetzt wieder durch die amerikanischen Untersuchungen enthüllt worden sind, liegt manchem der Gedanke an ein grundsätzliches Waffenausfuhrverbot nahe. Aber ein solches Verbot ist in der rauhen Wirklichkeit undurchführbar.

Nicht viel anders — wenn auch weit weniger augenfällig — liegt der Fall beim Maschinenexport. Die Maschine ist etwas sehr Eigenartiges: sie ist eine Ware, auf der man Waren erzeugen kann. Der Verkauf einer solchen Ware an das Ausland kann also unter Umständen schwerwiegende volkswirtschaftliche Folgen haben.

Die Maschinenindustrie bzw. der unkontrollierte Maschinenexport haben zwar die heutige Weltkrise nicht allein geschaffen, aber sie haben sie ganz zweifellos sehr wesentlich verschärft. Nicht genug damit, daß die hemmungslose Herstellung von Maschinen zur Warenerzeugung eine schwere Inlandskrise zur Folge hatte, die davon herrührte, daß jedermann ohne Bedarfsprüfung Anlagen zur Waren-Massenerzeugung errichten konnte, bis schließlich der Inlandsmarkt mit diesen Waren überschwemmt war — nein, die rührige Maschinenindustrie lieferte gleichzeitig auch an die Kunden ihrer Kunden die gleichen oder gar noch inzwischen verbesserte Maschinen und trug so wesentlich zur industriellen Verselbständigung des Auslands bei. Es wurde ja niemals danach gefragt, was der in- oder ausländische Käufer mit der Maschine anfangen wollte, für wen er darauf Waren herzustellen beabsichtigte, ob er vielleicht gar der Industrie des eigenen Landes damit Konkurrenz zu machen gedachte. Wer sie bezahlte, bekam die Maschine, und wenn es noch so offenkundig war, daß der zweite Maschinenkäufer dem ersten das Geschäft verderben würde.

Sehr spät erst wurde der Begriff des „wirtschaftlichen Landesverrats" geschaffen und wurde der Kampf gegen Export von Maschinen (und damit auch gegen die Auswanderung von gelernten Facharbeitern usw.) aufgenommen. Man darf wohl sagen: zu spät. Denn als man sich endlich darauf besann, daß jede solche Maschinenausfuhr, und wenn sie im Einzelfall noch so gewinnbringend war, national-wirtschaftlich betrachtet einfach Selbstmord bedeutete, war bereits die ganze Welt mit Maschinen versorgt.

Auch hier ist ein einfaches Ausfuhrverbot unmöglich. Wenn das eine Land nicht liefert, beeilt sich das andere, zu liefern, sodaß in der Tat ein förmliches Wettrennen der großen Industriestaaten z. B. um die sowjetrussischen Maschinenaufträge einsetzte, obwohl doch jeder ganz genau wußte, daß diese nach Rußland gelieferten Maschinen nur dazu dienen sollten, der eigenen Industrie — vielleicht sogar der eigenen Firma! — Konkurrenz zu machen. Ganz abgesehen davon, daß in der Wirtschaftskrise jeder der von Arbeitslosigkeit geplagten Staaten nach dem Augenblicksgewinn aus diesen großen Aufträgen strebte, — selbst wenn sich z. B. Deutschland, England und Amerika darüber einig gewesen wären, keine Maschinen an Rußland zu liefern, so hätten lediglich andere — etwa die Schweiz, Schweden, Belgien usw. — das Geschäft gemacht.

Die — heute weniger als je erfüllbare — Voraussetzung zu einer „Maschinenpolitik" der alten Industrieländer wäre deren vollkommene Einigkeit gegenüber den Rohstoff- und Agrarländern. Doch selbst wenn eine solche Einigkeit denkbar wäre, wäre es jetzt zu spät dazu. Das Schicksal muß nun seinen Lauf nehmen, und auch der rücksichtsloseste Egoismus der einzelnen Staaten — von denen jeder sich, seine Währung und Wirtschaft auf Kosten der anderen retten möchte — wird die alte „gesunde" Lage nicht wieder herstellen können: daß nämlich die Industrie- und Rohstoffländer ihre Erzeugnisse gegenseitig austauschen.

Heute gibt es ja gar keine reinen Industrie- und Rohstoffländer mehr. Die ersteren bemühen sich krampfhaft, auf chemischem und anderem Wege die benötigten Rohstoffe selbst herzustellen, und die letzteren haben sich alle im Lauf der letzten zwanzig Jahre mehr oder weniger stark industrialisiert — womit jeder von ihnen seine besten Kunden erschlagen hat!

Man braucht sich bei einer solchen Situation wirklich nicht mehr den Kopf über Wesen und Ursache der Weltkrise zu zerbrechen. Ulrich von Riet

---

Die amerikanischen Automobilfirmen, vor allem Ford und General Motors, sind beunruhigt über die rasche Entwicklung der japanischen Automobilindustrie, die den Vereinigten Staaten in Südamerika und Asien Konkurrenz macht.

Not und Überfluss

Während der Kreis der Notleidenden in den Vereinigten Staaten immer noch sehr beträchtlich ist, scheinen die Farmer in den aufgestapelten Lebensmitteln buchstäblich zu ersticken. Die Regierung kauft riesige Mengen auf und läßt sie durch die Federal Emergency Relief Administration an die Kommunalbehörden zur Verteilung an die Unterstützungsempfänger weiterleiten. Aber offenbar können die Behörden, wie sich die „Berliner Nachtausgabe" aus New York melden läßt, den Riesensegen gar nicht bewältigen, und große Mengen Lebensmittel sind dem Verderben ausgesetzt, während Hunderttausende hungern.

In einem Lagerhaus in Brooklyn sollen z. B. anderthalb Millionen Pfund Kartoffeln erfroren sein. An verschiedenen Lagerplätzen New Yorks liegen rund sieben Millionen Pfund Kartoffeln, die derartig mitgenommen sind, daß sie kaum noch genossen werden können. Die Stadt New York hat 300 000 Pfund Kohl angefordert und etwa das Dreißigfache erhalten; sie ist nicht imstande, ihn schnell genug verarbeiten und unter die Bedürftigen verteilen zu lassen. Im New Yorker Stadtteil Bronx liegen elf Millionen Pfund Kalbfleisch, die nicht verarbeitet werden können, da die Stadt nicht genügend Maschinen und Verarbeitungswerkzeuge zur Hand hat.

Nach einer Erklärung der amerikanischen Gewerkschaften sind in den Vereinigten Staaten 18 Millionen Menschen oder rund 15 Prozent der Bevölkerung von öffentlichen Unterstützungen abhängig. Es bestehe nur wenig Hoffnung, daß ein nennenswerter Teil in absehbarer Zeit Beschäftigung in der Industrie finden werde.

Die Zahl der Arbeitslosen auf der Welt ist nach Berechnungen des Statistischen Reichsamts von Anfang 1933 bis Ende 1934 um 8 Millionen, von 30 auf 22, zurückgegangen.

Das Recht auf Eigentum

Die gegenwärtige spanische Regierung sieht sich u. a. vor der Aufgabe, die Agrarreform in „vernünftige Bahnen" zu lenken. Ihr Landwirtschaftsminister hat sich, nach der „Schöneren Zukunft" energisch für Abgabe von Land an kleine Siedler eingesetzt und dabei u. a. gesagt: „Der christliche Eigentumsbegriff enthält zwei Elemente: ein individuelles und ein soziales, welch letzteres sich entweder auf die Familie oder auf die Volksgemeinschaft beziehen kann. Ich glaube, daß die Einzelfamilie vor allem berufen ist, den Reichtum und die Fruchtbarkeit des Bodens der Gesamtheit zu erhalten. Stets aber müssen wir daran festhalten, daß das Recht auf Eigentum unzerstörbar und jedem Menschen von Natur aus angeboren ist, während anderseits der Gebrauch des Eigentums gewissen Schranken unterliegt. Eine solche Beschränkung z. B. besagt, daß es unerlaubt ist, das Eigentum unproduktiv liegen zu lassen; es ist also eine Ungerechtigkeit, wenn Güter nicht so gebraucht werden, daß sie den ihrer Natur entsprechenden Ertrag für die Gesamtheit liefern, und der Staat hat daher das Recht, die notwendigen Maßregeln zu ergreifen, um diese Mißbräuche abzustellen. Unerlaubt ist auch die übertriebene Anhäufung von Gütern, die ihrer Natur nach nicht produktiv sind und daher ihre Ausnützung im Interesse der Gemeinschaft unmöglich machen. Endlich ist zu erwähnen, daß das Recht auf Eigentum, obwohl es zur Aufrechterhaltung eines standesgemäßen Lebens erlaubt ist, eine Beschränkung erfahren kann, wenn es sich um Fälle äußerster Not handelt. Diese Grundforderungen müssen auch in der Agrarreform zum Ausdruck kommen ..."

Was ist das für eine Politik, die dauernd mit dem Betrug und der Unwahrheit als Mittel rechnet, alles beim Gegner durchschaut und sich doch auf Schritt und Tritt von dem durchschauten Betrug und der Unwahrheit beeinflussen läßt! Eugen Diesel

Völker sind keine Individuen, sondern ein gärender und brodelnder Prozeß, aus welchem die Politiker und die Zufälle die sonderbarsten und nicht vorauszusehenden Ergebnisse hervorzaubern.

Eugen Diesel

Schlechte Küche braucht viel Gewürz. Altes Sprichwort

---

eine Schachtel, stellt diese neben das Bett und beginnt mit der heilenden Handlung.

Nachher verschnürt sie die Geldschachtel fest mit Bindfaden, schließt sie in einen Schrank, schärft Ihnen noch ein, Sie dürften nicht vor Ablauf von drei Stunden nach der Schachtel sehen, sonst würden Sie nicht gesund, und verläßt dann das Haus, indem sie hinter sich her Salz streut.

Wenn Sie den Spaß bis hieher mitgemacht hätten, dann wären Sie gesund. Denn Sie würden, und wenn Sie auf beiden Seiten gelähmt gewesen wären, aus dem Bett sausen, nach der Schachtel greifen und finden, daß sie — leer ist. Selbstverständlich; denn für Vertreibung einer beiderseitigen Lähmung kann die Zigeunerin doch ein ordentliches Honorar beanspruchen.

Und jetzt wollen Sie wissen, gnädige Frau, wozu ich solche Geschichten erfinde?

Aber diese Geschichte ist gar nicht erfunden, sondern ist tatsächlich passiert, und zwar nicht etwa vor 300 Jahren, sondern Mitte Dezember 1934, in einem Ort in der Nähe von Gleiwitz. Nur ist die arme Frau leider nicht geheilt worden, denn sie ist gar nicht sofort aus dem Bett gesprungen, sondern hat noch eine Weile gewartet (wenn auch nicht die vorgeschriebene Frist von drei Stunden).

Und die Frau war auch nicht, wie Sie vielleicht denken, allein im Hause, sondern der ganze Hokuspokus wurde mit Zustimmung ihrer Familienangehörigen gemacht. Wir leben eben doch noch im Mittelalter!

Nein, wir leben in einer modernen Zeit. Denn wenn wir noch im Mittelalter leben würden, dann wäre die Zigeunerin in den Wäldern Oberschlesiens verschwunden. Da wir aber 1934 leben, ist sie zum Dorfausgang geschlichen, dort in einen wartenden Horch-Wagen gestiegen und davongesaust. Denn wenn auch die Dummen, die nie alle werden, sich noch genau so hereinlegen lassen wie ihre Vorfahren — die Betrüger selber gehen mit der Zeit und fahren Auto. Tom

Thomasmehl

Der „Türmer" zitiert aus einem in einer westdeutschen Tageszeitung veröffentlichten Feuilleton: „Kleine Geschichte eines Rübenfeldes":

„Ich sehe noch die weit ausholende rhythmische Bewegung des Bauernarmes, von dessen Hand die weißen, dünnen Wolken des Thomasmehles über das Land wehten. Viele Stunden lang ging der Mann, den Düngerkorb im gewinkelten Arm, nicht unähnlich einem segnenden, weihwasserspendenden Priester, vor meinem Fenster auf und ab, und in meine Stube drang der Geruch des Thomasmehles ... Wenn unser Bübchen in der kommenden Winterszeit gute, warme Milch zu trinken haben wird, dann werden wir uns erinnern, daß es die Rüben sind, die es trinkt, nachdem sie im Bauch der Kühe für das Bübchen verwandelt und gebrauchsfertig gemacht worden sind."

„Es fehlt nur noch der Zusatz", schreibt der Türmer, „daß es die Maikäfer und Regenwürmer sind, die man ißt, nachdem sie im Bauch der Henne zu dem (sonst recht wohlschmeckenden) Ei gebrauchsfertig gemacht wurden."

Übrigens sieht Thomasmehl nicht weiß aus, sondern kohlrabenschwarz.

Skepsis

Wie drehn sich in den Angeln laut
der Menschen grämliche Geschäfte!
O trieben uns wie Gras und Kraut
die starken und die stummen Kräfte!

Man hat sie oder hat sie nicht.
Nur was man hat, kann man entwickeln.
Und wer's nicht fühlt, tut seine „Pflicht"
auch nicht auf Grund von Leitartikeln.

Dr. Owlglaß

Quatsch

„Waldvögel singen und jubilieren in der Thüringen-Schau im Europahaus, unbekümmert um Scheinwerfer und Menschenmassen. Sie sitzen in winzigen Käfigen über den Arbeitstischen der Lauschaer Glasbläser, die ihre Heimat mit sich genommen haben. Denn der Glasbläser braucht bei seiner schweren Arbeit an der sausenden und pustenden Stichflamme einen kleinen Boten aus der Freiheit seiner Wälder.

Wenn er in harter Tagesfron alle jene Köstlichkeiten mit wunderbar geschickten Händen formt, die nicht nur das Entzücken der kleinen, auch die stille Liebe der großen Kinder sind, so ist sein kleiner Freund, der Buchfink, der Stieglitz, die Meise, ihm nahe. Die Lauschaer sind selbst musikalisch, sind auch die Züchter der begehrten Kanarien-Meistersinger.

Das ist wohl das tiefste Geheimnis der Thüringer Glasbläser: sie gießen ihr und ihrer Vögel Lied in die schillernde, schimmernde Masse, die dann wieder für uns singt und klingt."

(„B.Z. am Mittag", 13. Dezember)

Wir würden uns für unsere Meinungen nicht verbrennen lassen: wir sind ihrer nicht so sicher. Aber vielleicht dafür, daß wir unsere Meinungen haben dürfen und ändern dürfen. Nietzsche

Literatur

Ein Christ erlebt die Probleme der Welt. Von Gustav Adolf Gedat. Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart. Preis brosch. 1,80 Mark, gebd. 3 Mark. — Ein Mensch, der mit offenen Augen und offenem Herzen durch die Welt gereist ist, versucht in diesem Buch darzustellen, um was für Fragen es heute in der Welt geht. Er hat mit glücklicher Hand in knappen, klaren Strichen hingezeichnet, was für Probleme den Menschen, sonderlich den westlichen Menschen, wenn sich diese nicht immer wieder um nebensächliche Fragen streiten würden, zur Lösung aufgegeben wären. Das eine ist das, daß die Weltherrschaft der westlichen Völker infolge des Weltkriegs in Frage gestellt worden ist; dazu kommt das Problem des ungestümen Macht- und Raumverlangens des Ostens (unter Führung der hochintelligenten und willenszähen Japaner); und zuletzt das indisch-britische Problem. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß es bei dem heutigen Stand der Technik nicht mehr Angelegenheiten des Ostens oder solche des Westens gibt, sondern nur noch Weltangelegenheiten. Er hält es z. B. für eine Notwendigkeit, daß England Indien nicht freigibt, weil er den sofort ausbrechenden Bruderkrieg zwischen Hindus und Mohammedanern fürchtet, in dessen Verlauf auch Europa in den Strudel der Ereignisse gezogen werden würde. Gedat bemüht sich im übrigen sehr, objektiv zu sein. Er achtet die Rechte und Gebräuche, auch die Religionen anderer Völker. Er geißelt mit Schärfe die Verheerungen, die die Profitgier westlicher Völker im Osten angerichtet habe. Hinsichtlich der „Religionen" kommt er zu der Überzeugung, daß „Missionieren" Unsinn sei. Er sagt z. B.: „Ich bin jedesmal beschämt, wenn ich einen Mohammedaner beten sehe." Allerdings (hierin ist er inkonsequent) nimmt er das Christentum von dieser seiner Einstellung aus; denn das Christentum ist für ihn keine „Religion", sondern „Gottesoffenbarung". A. H.

Die Diesel-Zitate stammen aus dem Buch Eugen Diesels „Vom Verhängnis der Völker", erschienen bei Cotta in Stuttgart, Preis kartoniert 3,90 Mark, in Ganzleinen 4,80 Mark.

Wirtschaftsmedizin

Allopathie ist diejenige Krankheitsbehandlungsweise, die die Krankheit sozusagen als einen Mordanfall betrachtet und demzufolge ihren Ausbruch zu verhindern, ihre Symptome um jeden Preis zum Verschwinden zu bringen sucht. Sie bedient sich dabei mit Vorliebe operativer Eingriffe und chemikalischer Gegenmittel, die sie dem Körper in steigenden Mengen zuführt.

Homöopathie ist diejenige Krankheitsbehandlungsweise, die die Krankheit sozusagen als einen Befreiungs- oder Gesundungsprozeß des Körpers betrachtet und demzufolge ihren Ausbruch beschleunigt, ihre Symptome verstärkt. Sie bedient sich dabei mit Vorliebe pflanzlicher Hilfsmittel, die sie in äußerst geringen Mengen verordnet und durch Bäder, Schwitzkuren, Abreibungen sowie eine bestimmte Diät unterstützt.

Die ältere der beiden Behandlungsweisen ist die Homöopathie. Aber sie war lange in Vergessenheit geraten und hat sich erst in letzter Zeit wieder durchzusetzen begonnen. Vielfach gilt sie noch heute als eine Art von Kurpfuscherei. Und doch fehlt es auch nicht an Stimmen hervorragender Ärzte, die ihr die richtigere Krankheitsauffassung zuschreiben.

Tatsache ist, daß beide Heilverfahren Erfolge zeitigen und Mißerfolge davontragen können. Und zwar scheint es so zu sein, daß die Homöopathie die Krankheitsursachen beseitigt und also gründlicher heilt, dafür aber auch einen noch verhältnismäßig widerstandsfähigen Körperzustand voraussetzt und längere Zeit in Anspruch nimmt, während die Allopathie schneller heilt und sich auch an geschwächten Körpern bewährt, dafür aber im wesentlichen nur die Krankheitserscheinungen beseitigt und von häufigen Rückfällen bedroht ist.

Auch die Wirtschaft ist ein lebender Organismus, und auch sie ist darum Krankheitsanfällen, Krisen genannt, ausgesetzt. Auch sie möchte von ihnen geheilt werden, und auch ihr bieten sich dazu die beiden Behandlungsweisen der Allopathie und der Homöopathie an. Zu welcher soll sie sich entschliessen?

Die Entscheidung darüber hängt ganz davon ab, in welchem Kräftezustand sie sich befindet und wieviel Zeit sie sich für eine Kur bewilligen kann.

Ist der Verfall schon so weit vorgeschritten, daß es sich für sie nur noch darum handelt, den endgültigen Zusammenbruch ein wenig zu verzögern, dann ist die Allopathie das einzig Richtige für sie.

Ist sie jedoch noch lebenskräftig genug, um auf eine völlige Wiederherstellung hoffen zu dürfen, kann sie sich Zeit zu einer längeren Kur gönnen, die nicht bloß den Krankheitserscheinungen, sondern auch deren tieferen Ursachen zu Leibe geht, dann ist ihr zu einem homöopathischen Verfahren zu raten.

Worin aber bestehen die allopathischen und worin die homöopathischen Behandlungsarten der Wirtschaft? Sie bestehen, kurz gesagt, in Methoden, die genau den in der Medizin des Körpers angewandten entsprechen.

Die Allopathie des Körpers kennt eine Operation, die der Wirtschaft kennt staatliche Eingriffe. Die Allopathie des Körpers verschreibt Pillen und Pulver, die der Wirtschaft Steuerbegünstigungen und Ausfuhrprämien. Die Allopathie des Körpers arbeitet mit Einspritzungen und Impfungen, die der Wirtschaft mit Anleihen und Wechseln. Die Allopathie des Körpers bedient sich der Prothesen, die der Wirtschaft der Stützungsaktionen. Die Allopathie des Körpers unterbindet die Funktionen erkrankter Organe, die der Wirtschaft verbietet Zwangsvollstreckungen. Die Allopathie des Körpers dämpft das Fieber durch niederschlagende Mittel und Eisbeutel, die der Wirtschaft beruhigt die Nerven durch Schließung der Börsen und Ansetzung von Mindestpreisen. Die Allopathie des Körpers verordnet künstliche Ernährung und Stärkungskuren, die der Wirtschaft Schutzzölle und Staatsbeihilfen. Die Allopathie des Körpers sucht den Appetit anzuregen, die der Wirtschaft steigert den Verbrauch.

Und umgekehrt ist's mit der Homöopathie. Die Homöopathie des Körpers unternimmt Blutreinigungskuren, die der Wirtschaft läßt es zu zahlreichen Bankerotten kommen. Die Homöopathie des Körpers erhöht die Temperatur durch schweißtreibende Mittel, die der Wirtschaft verstärkt den Absatz der Waren durch billige Preise. Die Homöopathie des Körpers setzt den kranken Organismus auf Hungerdiät, die der Wirtschaft begünstigt die Sparsamkeit. Die Homöopathie des Körpers überläßt der Natur die Hauptarbeit, die der Wirtschaft beschränkt sich auf eine bloße Unterstützung des automatischen Gesundungsprozesses.

Man erkennt aber schon aus dieser kurzen und unvollständigen Zusammenstellung, daß die Allopathie weit größere Anforderungen an den Kunstverstand und das Fachwissen ihrer Ärzte stellt. Ihre Praxis ist demgemäß auch bedeutend vielseitiger als die der Homöopathie. Und es ist schon deswegen nicht zu verwundern, wenn sie beliebter ist als diese. Denn die Menschen sind nun einmal so geartet, daß sie in der Regel meinen, viel helfe auch viel, und es sei besser, etwas Falsches zu tun, als den Dingen ihren natürlichen Lauf zu lassen.

Leider ist das oft nicht ganz richtig. Und leider gibt es — in der Medizin des Körpers ebensowohl wie in der der Wirtschaft — zahlreiche Fälle, in denen der Allopath wahre Wunder der Geschicklichkeit vollbringt und der Patient dennoch so undankbar und verständnislos ist, daran einfach zu sterben.

Andererseits wieder ist nicht zu leugnen, daß bei akuter Gefahr — wie besonders infolge von Unfällen aller Art — die schönsten Blutreinigungskuren nichts helfen, weil der Patient ihren Erfolg nicht mehr abzuwarten imstande ist, sondern vorher schon aufgibt.

Kurzum: es ist offenbar nötig, Allopathie und Homöopathie in der Medizin des Körpers und der der Wirtschaft miteinander zu verbinden, — in der Weise, daß der Arzt, je nach Bedarf, sich bald zu dieser, bald zu jener Behandlungsart bekennt oder auch beide einmal nacheinander anwendet.

Und es scheint ja tatsächlich, daß die Entwicklung darauf hinzielt.

Franz Krämer

An Unheilbaren soll man nicht Arzt sein wollen. Nietzsche

Die Geschäftswelt ist, wenigstens dem Grundsatz nach, zu der Überzeugung gelangt, daß sich Offenheit, Anstand, Sachlichkeit und die Abwägung der Interessen beider Parteien besser lohnen als die Lüge und die propagandistische Unsachlichkeit. Die politische Welt hält merkwürdigerweise die schlechtesten Mittel grundsätzlich für die besten.

Eugen Diesel

Schlagfertig

„Kann ich Herrn Müller sprechen?"

„Worum handelt es sich denn?"

„Ich habe hier eine Rechnung ..."

„Bedauere sehr, Herr Müller ist gestern leider verreist."

„... die ich gern bezahlen wollte!"

„Aber er ist glücklicherweise heute früh schon wieder zurückgekommen. Bitte, treten Sie näher."

Wort und Sinn

Die menschliche Sprache ist von Hause aus eine Bildersprache, und so vielseitig — je nach dem Standpunkt des Betrachters — die Bilder eines Gegenstandes sein können, so vielseitig ist auch die Bedeutung der Worte, die ihn bezeichnen sollen.

Man ist sich dessen in der Regel freilich nicht bewußt. Man bedient sich der Sprache zumeist in dem guten Glauben, mit ihrer Hilfe unmißverständlich und eindeutig ausdrücken zu können, was man gerade meint. Und wahr ist es: der Zusammenhang, in dem sie gebraucht werden, nimmt den Worten der Sprache viel von ihrem unbestimmten und schillernden Wesen, — insofern nämlich, als er den Standpunkt des Sprechenden mehr oder weniger hervortreten und damit auch den eigentlichen Sinn seiner Worte mehr oder weniger deutlich werden läßt.

Aber was hilft das alles dem, der nicht oder nicht hinreichend imstande ist, aus dem Zusammenhang der Worte auf den Standpunkt des Sprechenden zu schließen, der nicht Einfühlungsvermögen genug besitzt, um in Gedanken diesen Standpunkt einen Augenblick lang zu teilen, dem die Raschheit der Auffassung abgeht, um das, was von dem Standpunkt des andern aus gilt, nun für den eigenen Standpunkt entsprechend umzudenken?

Es bedarf in Wahrheit schon einer ganzen ausgebildeten Ranglehre und Transpositionstechnik, um selbst nur ein paar alltägliche Gelegenheitsbemerkungen ihrem vollen Sinne nach zu erfassen und sich anzueignen. Und wenn man auch sagen darf, daß unbewußt jeder Mensch über eine solche Ranglehre und Transpositionstechnik verfügt, so muß man doch zugleich hinzusetzen, daß die Leistungsfähigkeit dieser Ranglehre und dieser Transpositionstechnik innerhalb sehr weit gesteckter Grenzen schwankt. Ferner aber: daß in vielen Fällen eine lediglich unbewußte Ranglehre und eine lediglich unbewußte Transpositionstechnik gar nicht gnügen, weil zur Feststellung des wirklich gemeinten Sinnes eben die allerhöchste Bewußtheit vonnöten ist.

Denken wir beispielsweise an fremdsprachige Äußerungen! Denken wir an solche aus längst vergangenen Zeiten, die unter ganz andern Umständen, auf Grund ganz anderer Voraussetzungen als der uns geläufigen gefallen sind! Wir begreifen dann vielleicht, warum es zu allen Literaturdenkmälern mehr oder weniger umfangreiche Kommentare gibt — und warum diese Kommentare, die doch von hochgelehrten und höchst bewußten Leuten stammen, in ihrer Zuverlässigkeit noch immer umstritten sind.

Es gehört in der Tat außerordentlich viel dazu, um Wort und Sinn in den Äußerungen eines andern, die über das Alltägliche hinausgehende Anforderungen an das Verständnis stellen, annähernd vollständig zur Deckung zu bringen.

Und das eben ist einer der Hauptgründe, weshalb die Menschen sich so häufig von einander betrogen glauben. Sie hatten die Worte, die sie hörten, so ausgelegt, wie es ihrem eigenen Standpunkt entsprach, und sie hatten dabei übersehen, daß auch noch andere Standpunkte denkbar seien. Sie waren glücklich gewesen, auf Ansichten zu stoßen, die sich mit den ihren scheinbar eng berühren, und sie waren darüber gar nicht auf den Gedanken gekommen, sich zu fragen, ob von den Leuten, die diese Ansichten an den Tag legten, denn auch wirklich derselbe Sinn mit ihnen verbunden worden sein könne.

Ein „freundliches Zimmer", das man auf eine Anzeige hin besichtigt, kann immer noch auf einen kahlen Zwischenhof hinausgehn. Und die Zusicherung von „Familienanschluß", auf die hin man eine Stellung annimmt, kann immer noch darin bestehen, daß man sich an der Ableistung eines zwölfstündigen Arbeitstages beteiligen darf.

Es kommt bei jeder Feststellung, jeder Beteuerung, jeder Verheißung eben vor allem darauf an, von wem sie herrührt. Wenn ein brutaler Gewaltmensch von Freiheit spricht, so muß man wissen, daß er darunter etwas anderes versteht als ein gütiger Menschenfreund. Wenn ein vorbestrafter Betrüger das Wort „geschäftliche Sauberkeit" in den Mund nimmt, so sollte man sich keinen Illusionen darüber hingeben, daß er etwas Besseres damit meine als möglichst unauffällige Bereicherung. Und wenn ein ehemaliger Stallknecht sich über „kulturelle Belange" ausläßt, so darf nicht der geringste Zweifel obwalten, daß er in erster Linie dabei an eine Herabsetzung der Bierpreise denkt.

Nicht bemitleidenswert, — nein, lächerlich und verächtlich ist der, der sich durch bloße Worte schon blenden läßt. Die Worte sind allen gemeinsam, aber der Sinn, der mit ihnen verbunden wird, ist eine Sache des Ranges der Menschen. Und wenn man nicht fähig ist, den Rang der Menschen, mit denen man zu tun hat, klar zu durchschauen, dann soll man sich in Gottesnamen bescheiden und das Urteil darüber andern und Klügeren überlassen.

Sonst hören die Enttäuschungen, die man erlebt, nämlich nie auf.

Kuno Fiedler

Daß zwei Menschen miteinander Gedanken austauschen und sich dabei beständig der Gebrechlichkeit ihrer Werkzeuge, der Vieldeutigkeit aller Worte, der Unmöglichkeit eines wahrhaft exakten Ausdruckes, also auch der Notwendigkeit eines intensiven Sichgebens, einer gegenseitigen herzlichen Bereitwilligkeit und intellektuellen Ritterlichkeit bewußt bleiben — diese hübsche, zwischen denkenden Wesen eigentlich selbstverständliche Situation kommt praktisch so kläglich selten vor, daß wir jede Annäherung an sie, jede auch nur teilweise Verwirklichung innig begrüßen. Hesse

Die Freireligiösen

Nach der Auflösung des „Bundes Freireligiöser Gemeinden" konnte man in manchen Zeitungen die irreführende Notiz lesen, die Freireligiösen Gemeinden seien aufgelöst. Eine berichtigende Meldung des deutschen Nachrichtenbüros, daß die Gemeinden der „Freien Religionsgemeinschaft Deutschlands" von dieser Auflösung nicht betroffen seien, wurde von verhältnismäßig wenigen Zeitungen abgedruckt. Und bis heute begegnet man derartigen Bemerkungen in Blättern, die auf die freireligiöse Bewegung nicht gut zu sprechen sind.

Nichtsdestoweniger ist sie lebendiger denn je. Unsere Arbeit geht allerdings in der Stille des eigenen Kreises vor sich, und nur wenige Außenstehende haben davon Kenntnis. Wir sind der Überzeugung, daß religiöse Dinge am besten ohne großen äußern Lärm wachsen sollen, und vertrauen darauf, daß eine solche Religiosität mit innerer Notwendigkeit einmal zum Durchbruch kommen muß; denn sie kommt aus dem Gesichtskreis der Gegenwart und aus dem unmittelbaren Leben, und jeder muß darauf stoßen, der sich in seinem religiösen Denken nach Wahrhaftigkeit sehnt.

Im vergangenen Jahr sind aus verschiedenen Ländern Deutschlands neue Gemeinden zu uns gestoßen, so daß wir immerhin jetzt über eine Mitgliederzahl von rund 20 000 verfügen.

Was unser Verhältnis zum Christentum betrifft, so fühlen wir uns mit den reinsten Tendenzen des Christentums verbunden, ohne uns an seine Tradition gebunden zu fühlen. Wir folgen vielmehr dem Gesetz des, wie wir glauben, auch religiös schöpferischen Geistes der Gegenwart. Diese Nähe zum Christentum schließt allerdings kein besonderes Verhältnis zur „Persönlichkeit Jesu" ein. Viele unter uns halten im Anschluß an Professor Arthur Drews, den Ehrenvorsteher unserer Religionsgemeinschaft, Jesus für eine mythische Gestalt, den Kultgott einer der zahlreichen Mysterienreligionen jener Zeit.

Doch gleichviel, wie man sich hier entscheidet, wir finden in der Geschichte der Religionen noch weitere Kraftquellen unseres religiösen Geistes. Insbesondere empfinden wir die Verkörperungen der großen schöpferischen Zeiten unserer völkischen Vergangenheit als eng mit unserm religiösen Denken verbunden. Auch für die Zukunft rechnen wir keineswegs mit einer Annäherung an Jesus.

Unsere Linie ist klar genug und unser religiöser Gehalt tief genug, daß wir bei aller Anerkennung der Werte, die uns aus den Evangelien zufließen, keinerlei Jesusmystik in Betracht ziehen. Unsere Mystik knüpft vielmehr an den Neuplatonismus und an Eckehart an und bezieht sich auf den „Christus in uns", wenn man es so nennen will, den schöpferischen Funken, der uns mit dem Göttlichen verbindet, eben das, was in dem auf Eckehart zurückgehenden Wort: Mensch werde wesentlich! ausgesprochen ist.

Das Organ der „Freien Religionsgemeinschaft Deutschlands" ist die Monatsschrift „Freie Religion" (Verlag Freie Religion, Mainz, Große Bleiche 53).

Georg Pick

In Berlin gibt es nach der Volkszählung vom 11. Juni 1933 unter 4,2 Millionen Einwohnern 3 Millionen Evangelische, 600 000 Dissidenten, 440 000 Katholiken und 160 000 Juden.

Kleinigkeiten

Paktomanie. Das „Berliner Tageblatt" hat in seiner Neujahrsnummer versucht, die „europäische Paktproduktion" der letzten zehn Jahre grafisch darzustellen und gefunden, daß dabei ein großer Wirrwarr herauskäme. In Europa sind seit 1925 im ganzen 115 (hundertfünfzehn) politische „Pakte" abgeschlossen worden, ohne die über Europa hinausgehenden (wie der Kellog-Pakt usw.) und ohne die Wirtschafts- und Handelsverträge.

Zwischenstaatliches Abkommen. Die Verkehrsvereine der englischen Stadt Margate und der Stadt Köln haben ein Abkommen über den Austausch von Hochzeitspaaren getroffen.

Jetzt ohne Trittbrett. Das „Deutsche Volksblatt" (Nr. 2) berichtet: „Am Neujahrstag benutzte der Präsident der französischen Republik, Lebrun, zum erstenmal seinen neuen Dienstkraftwagen, der kein Trittbrett aufweist. Bekanntlich hat das Attentat in Marseille bewiesen, daß das Trittbrett des Kraftwagens bei einem Anschlag dem Täter die Ausführung seines Vorhabens erleichtern kann."

Ein Antipolitiker. Ein 30jähriger Grundbesitzer in der kleinen französischen Stadt Liffré hat sich, der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" zufolge, in seiner Scheune erhängt, als er die Mitteilung bekam, er sei (gegen seinen Willen) endgültig auf die Kandidatenliste für die kommende Gemeinderatswahl gesetzt worden.

Altersschwach. Die Sfinx von Gisch, von der vier Jahrtausende auf Napoleons Soldaten herabgeschaut haben, zeigt neue große Risse, trotzdem voriges Jahr Eisenklammern und Verspannungen in sie eingebaut worden sind. Man fürchtet, daß sie eines Tages zusammenfällt, wenn sie nicht ganz gründlich „renoviert" wird.

650 Jahre zu spät. Die „Leipziger Neuesten Nachrichten" erzählen, daß ein Mann auf der von einer Mäuseplage heimgesuchten dalmatinischen Insel Solta in einer deutschen Zeitung von einem Rattenfänger von Hameln gelesen habe. Er machte die Behörden auf seine Entdeckung aufmerksam, und diese schickten ein Telegramm nach Hameln, man solle sofort den berühmten Rattenfänger schicken, Kosten seien Nebensache.

Wohnungsnot und Überfluß. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" berichtet, daß in Wien bei tatsächlichem Wohnungsmangel rund 7000 Wohnungen leerstehen, weil sie einen zu hohen Mietpreis haben und im Betrieb zu teuer sind.

Auch eine. Am 31. Dezember hat die „älteste Zeitung Deutschlands", die 1609 gegründete „München-Augsburger Abendzeitung", ihr Erscheinen eingestellt. Am 13. Januar 1934 hat sie noch ein 325jähriges Jubiläum gefeiert.

Auf Seide. In Japan druckt man, wie die Zeitschrift für Bücherfreunde berichtet, seit einiger Zeit Zeitungen auf billige Seide statt auf Papier. Man will jetzt Bücher auf Seide drucken, bis die Seidenfabrikanten ihren Überfluß los sind.

Telefonreklame. Die Budapester Fernsprechverwaltung prüft zurzeit die Erfindung eines jungen Ungarn, nach der das Telefon in den Dienst der Reklame gestellt werden soll. Zwischen Anruf und Gespräch gibt der Apparat keinen brummenden Ton von sich, sondern Reklametexte der Geschäftswelt und Propaganda für den Fremdenverkehr. (Der junge Mann gehört dahin, wohin wir schließlich noch alle kommen würden, wenn seine Erfindung verwirklicht würde: ins Irrenhaus.)

Der Zweikämpfer. In Budapest ist kürzlich ein Siebzigjähriger gestorben, der in seinem Leben 161 Zweikämpfe ausgefochten hat: 86 Säbelduelle und 75 Pistolenduelle. Ums Jahr 1900, als, wie die Zeitungen berichten, unter den jungen ungarischen Offizieren „eine wahre Duellseuche" ausbrach und übermütige Leutnants zu ihrem Vergnügen Zivilisten beleidigten, hat sich der Verstorbene (gegen gutes Honorar?) für die Betreffenden geschlagen.

Für Frauen reserviert. In Kopenhagen eröffnen die dänischen Frauenverbände demnächst ein „Haus der Frau", ein Hotel mit 47 Wohnungen, in dem nur Frauen leben dürfen. Auch zum Wettbewerb für die Bauausführung sind nur weibliche Architekten zugelassen worden.

Ehezwang. Das katholische Blatt „Palabra" in Mexiko veröffentlicht ein neues Kultgesetz des mexikanischen Bundesstaates Colima, nach dem alle Priester, die das 50. Lebensjahr noch nicht überschritten haben, verheiratet sein müssen.

Eheeignung. Ein amerikanischer Soziologe hat seine Erfahrung über gute und schlechte „Eheberufe" statistisch geordnet. Danach gehören zu den ungeeigneten Ehekandidaten vor allem Reisende, Schauspieler, Telefon- und Telegrafenarbeiter, Ärzte und Journalisten. Gute Ehemänner versprechen dagegen zu werden: Bauern, Fabrikanten und Männer der Wissenschaft, also etwa Soziologen.

Ein Neger. „Philadelphia Gazette-Democrat" berichtet: „Der Neger William Dawson, ein Stiefelputzer, war Zeuge der Weltpremiere seiner „Neger-Volkssymfonie Nr. 1" durch das Philadelphia-Symfonie-Orchester. Auf Drängen des Dirigenten erschien der Komponist auf der Konzertbühne, um den donnernden Applaus der versammelten Konzertliebhaber entgegenzunehmen."

Strickende Mannsleute. Die Gefängnisbehörden des amerikanischen Staates Colorado haben, um die Unkosten zu verringern, angeordnet, daß sich die Gefangenen künftig ihre Socken selber stricken müssen.

Die nationale Falte. In Japan soll es, besonders unter den jungen Mädchen, immer mehr Mode werden, sich die sogenannte Mongolenfalte über den Augen operieren zu lassen, um europäisch auszusehen. Die großen Zeitungen führen gegen diese Modetorheit einen heftigen Kampf und sagen, die Operierten hätten aufgehört, Japaner zu sein.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stuttstraße 7 (Postfach 51); Telefon 240 18. Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 4. Quartal 1934: 4050

Stuttgart, 13. Januar 1935

16. Jahrgang, Nr. 2

Die Sonntags-Zeitung

Bilanz

In dem Wirtschaftsbericht der Reichs-Kredit-Gesellschaft vom 1. Januar 1935 findet sich eine hochinteressante tabellarische Zusammenstellung, die den Stand der industriellen Produktion der Welt und einiger wichtiger Länder seit der Hochkonjunktur von 1929 widergibt und also eine Übersicht über den Ablauf der Weltwirtschaftskrise und ihr heutiges Stadium ermöglicht.

Der für jedes Jahr berechnete „Produktionsindex" bezieht sich auf den Stand von 1929, der mit 100 bezeichnet wird; für 1934 sei hier der Durchschnitt der ersten neun oder zehn Monate eingesetzt, da die Ergebnisse der beiden letzten noch nicht angegeben sind. Nicht berücksichtigt ist Rußland, da von dort offenbar keine einwandfreien Zahlen vorliegen. (Die Zahlen sind von uns auf Ganze ab- bzw. aufgerundet.)

Produktionsindex	1929	1930	1931	1932	1933	1934
Weltwirtschaft	100	85	74	62	71	77
Japan	100	95	97	102	118	126
Schweden	100	96	85	79	82	99
Großbritannien	100	92	84	83	88	97
Deutschland	100	90	73	61	69	86
Italien	100	92	78	67	74	79
Frankreich	100	101	89	69	77	72
Polen	100	82	70	54	56	62
V. Staaten v. Amerika	100	81	69	54	65	68

Diese Zahlen illustrieren folgende Feststellungen über die Krise: 1. Japan ist von ihr ausgenommen; sein Index ist zwar nach 1929 vorübergehend etwas zurückgegangen, hat aber schon 1932 den Stand von 1929 überschritten und sich geradezu stürmisch aufwärtsbewegt. 2. Im übrigen liegt der Tiefstand durchweg im Jahr 1932; seither ist überall wieder eine Aufwärtsbewegung eingetreten, allerdings von ganz verschiedener Stärke. 3. Am besten abgeschnitten haben (außer gewissen überseeischen Rohstoffländern wie Brasilien) anscheinend die Länder des sogenannten Sterlingblocks, England und Skandinavien, wobei dahingestellt sei, wie weit deren Wiederaufstieg mit der dortigen Währungsabwertung zusammenhängt (USA hat auch abgewertet, aber mit weniger stark sichtbarem Erfolg!). 4. Ebenfalls noch weit über dem Weltdurchschnitt liegt die Konjunkturbelebung in Deutschland; im Verhältnis zu dem Tiefstand von 1932 ist sie sogar am stärksten, denn es hat um 25 Punkte, um über 40 Prozent aufgeholt. 5. Unter dem Durchschnitt liegen die europäischen „Goldblockländer" (Frankreich, Belgien, Holland, Schweiz, Polen) mit Ausnahme von Italien. 6. Auch die Vereinigten Staaten von Amerika, die in letzter Zeit „das in seinem Konjunkturverlauf schwankendste Gebiet der Weltwirtschaft" bilden, haben, haben sich bei weitem noch nicht von ihrem 1932 beinahe auf die Hälfte der Produktionskapazität herabgesunkenen Tiefpunkt erholt. Nach einem ziemlichen Rückschlag im Sommer dieses Jahres scheint es dort seit der Wiederwahl von Roosevelt allerdings jetzt wieder etwas aufwärts zu gehen.

◆

Das Charakteristische an dem Wirtschaftsaufstieg in Deutschland, dessen weiterem Fortgang wir nach der Darstellung der Reichs-Kredit-Gesellschaft in diesem Jahr entgegensehen dürfen, ist ohne Zweifel der Umstand, daß er bei rückläufigem Außenhandel und passiver Handelsbilanz erfolgt ist, also fast ausschließlich auf einer Belebung der Binnenwirtschaft beruht, die ihrerseits wiederum in der Hauptsache durch planmäßige staatliche Wirtschaftsmaßnahmen hervorgerufen worden ist.

Dem entsprechend ist der Aufschwung in den sogenannten Verbrauchsgüterindustrien verhältnismäßig nicht so groß und nicht so geradlinig wie in den Produktionsgüterindustrien, die auch im neuen Jahr durch den Ausbau der inländischen Rohstoffbasis und die Umstellung ganzer Produktionszweige auf inländische Rohstoffe teilweise stark beansprucht sein werden.

Von den Verbrauchsgüter erzeugenden Industrien hat im abgelaufenen Jahr derjenige Teil, der sich der Herstellung von Hausrat und Wohnungsbedarf widmet, im Zusammenhang mit der erhöhten Bautätigkeit sehr günstig abgeschnitten; ziemlich gleich geblieben ist die Produktion in der Nahrungs- und Genußmittelindustrie; rückläufig war die Textilproduktion, die sich wohl oder übel der durch den Devisenmangel bedingten Verknappung der ausländischen Rohstoffe anpassen mußte.

In der Produktionsgüterwirtschaft standen an der Spitze der Aufwärtsentwicklung die Bauindustrie, vor allem der Tiefbau, und die Metallindustrie. Die Eisenerzeugung ist in den zehn Monaten Januar bis Oktober 1934 mit über 4 Millionen Tonnen Mehrerzeugung um etwa 60 Prozent über den Vorjahresstand gestiegen. Die Gesamtzahl der Arbeitslosen, die im Jahr 1932, während des Tiefs der Krise, über 6 Millionen und Ende 1933 noch über 4 Millionen betrug, war Ende Oktober nur noch etwas über 2,2 Millionen.

◆

Außer den Reichsautobahnen, dem „größten Tiefbauvorhaben der Gegenwart", sind im verflossenen Wirtschaftsjahr zwei gewaltige Wirtschaftsaufgaben in Angriff genommen worden, deren Durchführung auch dem laufenden Jahr ihren Stempel aufdrücken und sich je länger je stärker auswirken wird: die Erzeugung von Benzin aus deutscher Kohle und die teilweise Umstellung der Textilwirtschaft auf Kunstseide.

Zur Gewinnung von Benzin aus Kohle gibt es zwei Wege: die Hydrierung und die Schwelung. Beide Verfahren werden von der mit einem Kapital von 100 Millionen Mark neugegründeten Braunkohle-Benzin-A.G. in großem Maßstab aufgenommen werden; es sind hiezu Neuanlagen geplant, deren Investierungskapital bis zu 200 Millionen Mark betragen wird. Theoretisch betrachtet kann Deutschland seinen ganzen Treibstoffbedarf aus eigenen Rohstoffen herstellen; das Schwelverfahren hat dabei auch noch den Vorteil, daß bei ihm als Nebenprodukt Paraffin gewonnen wird, und zwar so viel, daß daraus ein großer Teil des Bedarfs an Fettsäuren für die Seifenindustrie gedeckt werden könnte. In diesem Fall würden viele Millionen Mark, die bisher für die Einfuhr von Fetten ausgegeben werden müssen, gespart werden.

Die deutsche Erzeugung an Textilrohstoffen ist 1934 bereits um etwa 40 Prozent höher gewesen als im Jahr 1932. Sie wird durch verstärkten Flachsanbau und durch die Gewinnung neuer Arten von Kunstseide noch ganz bedeutend gesteigert werden. Wie die Sachverständigen versichern, sind die daraus gefertigten neuen Stoffe den wollenen und baumwollenen Geweben in ihrer Güte durchaus ebenbürtig, ja teilweise überlegen. Ein neuerdings in München-Gladbach hergestelltes Mischprodukt aus Kunstseide und Flachs ist, wie Professor Ubbelohde in der „Deutschen Volkswirtschaft" schreibt, „von so überraschender Güte und Schönheit", daß die Ware „nicht nur bald in Deutschland unseren Bedarf decken, sondern auch ein begehrter Ausfuhrartikel werden dürfte".

Es bleibt noch zu erwähnen, daß auch in der Metallwirtschaft, teils durch Erschließung neuer Erzlager, teils durch Umstellung auf Leichtmetalle, die Abhängigkeit Deutschlands von der Einfuhr künftig voraussichtlich stark vermindert werden wird. ×××

Das deutsche Erz

„... Man wird nicht erwarten dürfen, daß der Erzbedarf schon in kurzer Zeit überwiegend aus inländischem Aufkommen gedeckt werden kann. Zwar ist die Erzförderung in den vergangenen Monaten stark gestiegen, und man ist mit Erfolg bemüht, bisher nicht ausgebeutete Vorkommen zu erschließen. Die stärkere Berücksichtigung der deutschen Eisenerze bei der Verhüttung hat zu einer erfreulichen Steigerung der Förderung besonders im Siegerländer Erzbergbau geführt. Deutschland verfügt in reichlicher Menge über Eisenerze, deren Verwertung bisher an wirtschaftlichen Gründen gescheitert ist. Nunmehr scheinen aber auch die Versuche, das Aufbereitungsproblem für ärmere und darum bisher nicht verwendete Erze befriedigend zu lösen, Erfolg gezeitigt zu haben. In Fachkreisen wird die Auffassung vertreten, daß aus süddeutschem Erzvorkommen die Eisenhütten im Laufe der Zeit in erheblichem Umfange vor allem mit Thomaserzen versorgt werden können. Unter Verwendung neuer technischer Methoden ist man in Versuchsanlagen zu dem Ergebnis gelangt, daß die Gestehungskosten für Roheisen aus deutschen Erzen sogar niedriger lagen als die für Roheisen aus Auslanderzen. Außerdem ergab die neue Verarbeitungsmethode eine fast vollständige Gewinnung des Eisengehalts, die daher auch eine höhere Bewertung gerade der armen Erze gestatten ..."

(Aus den „Wirtschaftlichen Mitteilungen der Deutschen Bank und Disconto-Gesellschaft", 30. November 1934)

Entrationalisierung?

In einem Artikel „Mehr Arbeits- oder mehr Kapitaleinsatz?" schreibt die „Kölnische Volkszeitung" vom 6. Januar 1935: „Eine vor kurzem veröffentlichte sehr interessante Untersuchung des Instituts für Konjunkturforschung hat festgestellt, daß bis Oktober 1934 gegenüber dem Jahresdurchschnitt 1932 die gewerbliche Gütererzeugung um 40 Prozent, dagegen die Zahl der geleisteten Arbeitsstunden um 60 Prozent gestiegen sei. Die Erhöhung von Produktion und Beschäftigung erfolgte demnach in der Zwischenzeit nicht in gleichem, sondern in einem Verhältnis von 2 : 3; d. h. der Produktionserfolg, die Leistung je Arbeitsstunde, blieb hinter der Zahl der Arbeitsstunden um ein Drittel zurück.

Diese Erscheinung hat mehrere Gründe. Einmal dürften von den Betrieben aus sozialen Rücksichten zunächst mehr Arbeiter eingestellt worden sein als die Umsatzvermehrung erforderte. Weiter ist anzunehmen, daß langjährige Arbeitslose eine gewisse Anlaufszeit brauchten, um die Leistungshöhe der alten Facharbeiter zu erreichen. Und schließlich bleibt zu berücksichtigen, daß durch die Arbeitsbeschaffung auch wieder Werke in Betrieb kommen, die in bezug auf Wirtschaftlichkeit den bestarbeitenden Werken ihres Zweiges noch nachstehen.

Aus diesem Auseinanderfallen von Produktion und Produktivität kann man zugleich den Schluß ziehen, daß mit der Arbeitsbeschaffung eine gewisse Entrationalisierung einhergegangen ist. Damit braucht jedoch nicht ohne weiteres ein betriebs- oder volkswirtschaftlicher Verlust verbunden zu sein. Waren doch in vielen Fällen, vom Betriebe aus gesehen, die Anschaffungs- und Tilgungskosten einer Maschine, zumal bei mangelnder Beschäftigung, höher als die dadurch erreichte Einsparung von Löhnen. Unter volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten war das Ergebnis nicht viel anders. Selbst wenn durch erhöhten Kapitaleinsatz, d. h. durch Maschinen-Mehrverwendung, eine betriebswirtschaftliche Rentabilität erzielt wurde, ging sie volkswirtschaftlich großenteils wieder verloren, indem die Unterhaltungskosten der wachsenden Arbeitslosigkeit und die Kosten des damit verbundenen Konjunkturdruckes in Form erhöhter Steuern und sonstiger öffentlicher Abgaben auf die Unternehmen zurückfielen."

Gute Vorsätze

Aus Roosevelts Neujahrsbotschaft an den Kongreß sind u. a. folgende Sätze bemerkenswert: „Die Regierung und der Bundeskongreß haben vom amerikanischen Volk den Auftrag erhalten, die alten Ungleichheiten wegzuräumen und den Zustand zu beseitigen, bei dem wenige Reiche in privaten und öffentlichen Dingen allein zu befehlen hatten. Wir wollen keine schematische Gleichmacherei oder Verteilung des Nationalvermögens an alle zu gleichen Teilen. Wir erkennen auch die Tatsache an, daß manche infolge größerer Fähigkeiten mehr verdienen können als andere. Wir wollen niemanden das Recht auf angemessenen Gewinn für seine ehrliche Arbeit strittig machen, aber jeder Mann hat einen Anspruch auf soziale Sicherheit, und zwar nicht nur für sich, sondern auch für seine Familie. Daher müssen 1. die Bodenschätze zur Sicherung des Lebensunterhalts besser ausgenutzt werden, 2. eine Sicherheit gegen Schicksalsschläge geschaffen werden und 3. eine anständige Behausung gewährleistet werden. Den infolge der nationalen Wirtschaftskrise gestrandeten Amerikanern müssen wir Arbeit geben. Ferner ist Sorge zu tragen für eine Arbeitslosenversicherung, für Altersrenten, für die Wohlfahrt der Kinder, der Mütter und der werdenden Mütter, für Kranke und für Arbeitsunfähige."

———

Wozu ist es denn — höchste Zeit? Nietzsche

Wege der Wirtschaft

Umwege, Nebenwege und der Ausweg

Von Fritz Werkmann

Fast darf man es als soziologisches Gesetz ansprechen, daß jeder scharfe Staatseingriff in die Wirtschaft diese auf Um- und Nebenwege dränge und daß dann ein Staatseingriff den nächsten nach sich zieht. Das gilt besonders für diejenigen Staatseingriffe, die in eine grundsätzlich marktwirtschaftlich aufgebaute Wirtschaft einen planwirtschaftlichen Bereich einbauen. Dann tummelt sich die private Initiative in den ihr noch verbliebenen Bereichen um so eifriger und sie beschreitet ganz neue Wege. Diese sind oft völlig legal; d. h. ihre Benützung widerspricht zwar vielleicht dem Willen des Gesetzgebers, aber nicht dem Gesetz. Der Gesetzgeber, der sich um die Frucht seiner Bemühungen betrogen sieht, pflegt dann ein Gesetz an das andere zu reihen, in der Hoffnung, so endlich seinen Willen doch durchzusetzen.

Aber auch die illegale Betätigung der freien Initiative wird durch manche Staatseingriffe „angeregt". Hohe Zollsätze machen den Schmuggel lohnend, hohe Steuersätze die Steuerhinterziehung. Wenn die Zollbeamten scharf schießen, schaffen die Schmuggler sich Panzerautos an, und die Zollbeamten müssen schließlich in der Handhabung von schwererem Geschütz ausgebildet werden. Je mehr die Steuersachverständigen der Regierung sich anstrengen, jede Lücke zu schließen, je kniffliger die Steuergesetze infolgedessen werden, desto mehr Steuersachverständige finden auch bei privaten Unternehmungen ihr Brot. Wo die mit Hilfe gewisser Steuer-„Berater" erzielte Steuer-„Ersparnis" noch legal ist und wo sie anfängt, illegal zu werden, läßt sich oft schwer entscheiden. Doch halten wir uns im folgenden an die unbestreitbar legalen Um- und Nebenwege.

Ein ganz einfacher, alltäglicher „Nebenweg" sei hier gleich zu Beginn gezeigt, damit nicht der Eindruck entsteht, bei den Um- und Nebenwegen müsse es sich etwa immer um Außergewöhnliches handeln. Eine deutsche Industriefirma hat 450 Herde nach Niederländisch-Indien verkauft. Der Einfuhrzoll dort ist hoch. Um den günstigsten „Nebenweg" ausfindig zu machen, wurde zunächst ein Kaufmann als Kundschafter von Berlin nach Holland geschickt. Er machte ausfindig: der Frachtsatz ist niedriger, wenn die Herde zerlegt transportiert werden; der Zollsatz wird nach dem Frachtsatz bemessen, wird also dann ebenfalls niedriger. Also wurden die 450 Herde, die zum größten Teil fertig auf Lager standen, auseinandergenommen. In Niederländisch-Indien werden sie dann wieder zusammengebaut. (Bevor die nächste Sendung abgeht, wird unsere Firma gut tun, sich zu erkundigen, ob nicht inzwischen der Zollsatz für Herdteile erhöht worden ist!)

Der Außenhandel bietet überhaupt reichen Anschauungsstoff zu unserem Gegenstand. Da wimmelt es geradezu von Nebenwegen, deren Benutzung eine Regierung durch Blokkierung des Hauptweges keineswegs herbeiführen wollte, aber tatsächlich herbeiführt. Die deutsche Regierung hat z. B. gewiß nicht gewünscht, daß die deutsche Einfuhr aus der Schweiz infolge des Verrechnungsabkommens steigt. Sie betrug aber im November 1933 nur 11,6 Millionen Frankenen, im November 1934 dagegen 19,4 Millionen Franken. Die Schweizer erlebten überhaupt im vergangenen Jahr, soweit sie nicht Gläubiger deutscher Schuldner waren, manche Freuden: die Zahl der deutschen Besucher während der Sommersaison war mit 276 000 um ein Sechstel höher als ein Jahr vorher. Die deutsche Einfuhr aus Schweden war im September 1934, dem ersten Monat des Clearing-Verkehrs, gar doppelt so hoch wie im September 1933. Ganz allgemein konnte man beobachten: als durch deutsche Maßnahmen die Einfuhr mancher Rohstoffe gedrosselt wurde, stieg die Einfuhr der entsprechenden Halbfabrikate oder Fertigwaren; z. B. kamen statt Baumwolle Baumwollgarne nach Deutschland herein; die deutsche Maßnahme wirkte also als Arbeitsbeschaffung in anderen Ländern, und sie war eigentlich durchaus nicht so freundnachbarlich gedacht.

◆

Ein besonders schönes Beispiel für unser soziologisches „Gesetz" konnte man 1932 beobachten. Damals wurde Dari plötzlich eine viel beachtete Einfuhrware. Vorher kannte man sie kaum in Deutschland, und heute kennt man sie bereits kaum noch. Dari ist die Hirse der Neger. Infolge mangelnder realistischer Fantasie der beteiligten deutschen Beamten wurde ihre Einfuhr gelegentlich der Errichtung des deutschen Maismonopols plötzlich lohnend. In der betreffenden Notverordnung hatte man nämlich damals eine Reihe von Futtermitteln ausdrücklich genannt und ihre Einfuhr erschwert, dabei aber nicht an Dari gedacht. Daher jene zunehmende Einfuhr. Daher bald eine Verordnung, die außer Dari vorsichtshalber auch alle „sonstigen Futtermittel" in die Einfuhrregelung einbezog. Aber eben nur Futtermittel!

Und so beginnt die Geschichte heute von neuem mit Johannisbrot. Dieses steht in der Zolliste unter Nahrungsmitteln. Es wurde bisher vor allem als Kinderleckerei verkauft und als Zusatz zu Hustenmitteln verwandt. Die griechischen und portugiesischen Produzenten wundern sich wahrscheinlich, wie viel naschlustiger die deutschen Kinder neuerdings geworden sind oder wieviel mehr Husten es in Deutschland plötzlich gibt. Die Einfuhr belief sich von Januar bis Oktober 1934 auf 220 000 Doppelzentner; das ist in zehn Monaten drei Mal so viel wie in den zwölf Monaten 1932; allein im September wurde fast ebenso viel eingeführt wie im ganzen Jahr 1932. Des Rätsels Lösung: Johannisbrot läßt sich auch als Futtermittel verwenden, und es ist heute praktisch das einzige „freie" Futtermittel, dessen Einfuhr und Preisbildung sich unabhängig von der Reichsstelle für Getreide vollzieht. Bei der gegenwärtigen Futtermittelknappheit haben deutsche Kaufleute neben den amtlich zugelassenen Wegen diesen durchaus legalen Nebenweg in die Futtertröge entdeckt. Wie lange wird er noch legal sein?

Auf dem Futtermittelmarkt werden in diesem Winter aus dem gleichen Grund noch andere „Raritäten" gehandelt: Kanariensamen (bisher ausschließlich Vogelfutter), Kakao-

schalenmehl, chilenische Pferdebohnen, Stroh- und Torfmelasse, Seetangemehl. Das geht so lange, bis die im Rahmen der Planwirtschaft zur Verfügung stehenden Futtermittel reichen oder auch jene Nebenwege in die Futtertröge amtlich versiegelt werden.

•

In Bulgarien wurde einmal ein Nebenweg im voraus versiegelt. Streichhölzer sind dort wegen einer hohen auf ihnen ruhenden Steuer sehr teuer. Zwei Streichhölzer kosten so viel wie eine Zigarette (obgleich auch Zigaretten hoch besteuert sind). Damit kein findiger Exportkaufmann den Versuch macht, Feuerzeuge nach Bulgarien auszuführen, sei ihm verraten, daß die dortige Regierung bereits so findig war, Feuerzeuge zu verbieten.

•

Doch zurück nach Deutschland. Dort boten die Getreidemärkte im Herbst, vor allem im November, trotz, — nein vielmehr: w e g e n der Festpreise ein wechselvolles Bild.

Das im Verhältnis zur Nachfrage bei den festgesetzten Preisen vielfach zu kleine Angebot führte natürlich zunächst zur Ausnutzung der Möglichkeit, Qualitätszuschläge zu verlangen. Mit deren Bewilligung waren die Käufer weit freigebiger als vorher. Sie nahmen dabei alle Ware, die sie bekommen konnten. Sie bekamen sie aber vielfach nur im Rahmen sogenannter „Koppelgeschäfte", d. h. nur, wenn sie eine andere Ware daneben kauften oder eine andere dafür verkauften. Als Weizen reichlich am Markt und bloß Roggen knapp war, konnte man Roggen nur bekommen, wenn man gleichzeitig Weizen kaufte. Später waren Weizen und Roggen vielfach nur beim Gegenverkauf von Kleie zu haben. Nun kann eine Mühle beim Kauf von 100 Zentnern Roggen die Lieferung von etwa 16 Zentnern Kleie gut zusagen, weil so viel Kleie beim Vermahlen abfällt. Die Ansprüche der Roggenverkäufer auf Kleielieferung stiegen aber bis auf 40 Prozent der verkauften Roggenmenge. Wer Brotgetreide kaufen wollte, mußte da also, wenn er keinen Kleievorrat hatte, sich zunächst einmal darum bemühen, Kleie zu bekommen. Eine unerwünschte Nebenwirkung: Kleie kam so vor allem in die Gebiete, die viel Getreide verkaufen konnten, und gerade nicht in Futterzusatzgebiete wie Nordwestdeutschland und ebenso wenig in die Gebiete, in denen die Ernte schlecht und daher der Bedarf nach zusätzlichen Futtermitteln besonders groß war.

Die mannigfaltigsten Verkoppelungen kamen vor. In einem Marktbericht von Mitte November heißt es z. B.: „Hafer wird nur bei Gegenlieferung von Kleie oder Ölkuchen angeboten. Soweit nicht die verfügbaren Kleie- und Ölkuchenvorräte durch diese Gegengeschäfte absorbiert werden, sind sie höchstens bei gleichzeitiger Mitnahme von Kartoffelflocken zu erhalten."

Auf so viel verschlungenen Pfaden setzte sich die Wirkung von Angebot und Nachfrage auf dem Markt durch, da sie in den Preisen selber nicht zum Ausdruck kommen durfte.

•

Die deutsche Weizenernte reicht dieses Mal zusammen mit den Vorräten aus der vorigen reichen Ernte nur gerade aus für den menschlichen Bedarf (die Ernte beträgt 47 Millionen Doppelzentner gegenüber 58 Millionen im Vorjahr und 52 Millionen vor zwei Jahren). Trotzdem hat die Futterknappheit offenbar dazu geführt, daß Weizen verfüttert wird, was in Deutschland, abgesehen vom Hinterkorn, sonst sehr selten geschieht. Nach den vorliegenden Schätzungen war die Abnahme der Weizenbestände von August bis November 1934 wesentlich größer als in den Vorjahren. Sie betrug 18 Millionen Doppelzentner gegenüber 16 Millionen im Vorjahr und 14 Millionen vor zwei Jahren. Da die Vermahlung von Weizen nicht gestiegen ist, dürfte eine entsprechende Verfütterung von Weizen vorliegen. Bei einer um ein Fünftel schlechteren Rauhfutterernte bekommen die Landwirte nur schwer Kraftfuttermittel und Kleie; also schütten sie Brotgetreide, das sie haben, in die Futtertröge. Ein Verbot wird nicht leicht durchführbar sein.

•

Zu welchen Um- und Nebenwegen die Unternehmer durch die amerikanische Erdölgesetzgebung veranlaßt wurden, haben wir hier schon einmal dargestellt (in Nr. 17 von 1934). Diese Angelegenheit ist besonders verwickelt, weil dort ein Kampf nicht nur tobt zwischen den sich im Rahmen der Gesetze haltenden großen und kleinen Erdölproduzenten, sondern daneben zwischen legaler und illegaler Produktion und schließlich noch zwischen Bundesregierung und Einzelstaaten. Einige der neuesten Kampfhandlungen von diesem Kriegsschauplatz seien in unserem Zusammenhang kurz gestreift: Der Staat Texas, der eifersüchtig darüber wacht, daß er die in seiner Erdölindustrie zu Tage tretenden Mißstände selber bekämpft, bestimmte z. B., daß die Eisenbahnen in Texas nur solches Benzin befördern dürfen, dem eine Erklärung beigegeben ist, daß es aus legal gewonnenem Erdöl hergestellt ist. Gegenüber dieser wohlgemeinten Bestimmung fand man außer der Abgabe einer falschen Erklärung gleich noch zwei Nebenwege: entweder fuhr man das Benzin auf Tankautos aus dem Staat Texas heraus und füllte es erst jenseits der Grenze in Eisenbahnwaggons; oder man destillierte die leichten und schweren Bestandteile des Rohöls in Texas auseinander und verlud sie getrennt; wie man sie der Eisenbahn gegenüber bezeichnete, weiß ich nicht, aber gewiß nicht als „illegales Erdöl" und „aus illegalem Erdöl hergestelltes Benzin". Am Bestimmungsort wurden die beiden Ladungen vermischt und man hatte wieder Rohöl, das man beliebig, also auch zu Benzin weiterverarbeiten konnte.

Die Grenze der Legalität scheint dabei überschritten zu sein. Gemach: wir sind im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten. In der USA fand sich ein Richter, der unabhängig genug war — vom Staat! —, daß er die Illegalität der Regierungsanordnungen feststellte.

•

Wir haben heute eine bunte Folge von Staatseingriffen und von „Um"- und „Nebenwegen" vor den Leser gestellt. Dabei gibt unsere Schilderung nur ein schwaches Abbild von der bunten Mannigfaltigkeit des Wirtschaftslebens, ein Abbild, das aber doch bereits zeigt, wie schwer es ist, dieses Leben in feste Pläne einzuspannen. An solchen Versuchen sind schon viele gescheitert. Trotzdem werden sie immer wieder unternommen. Begreiflicher Weise: denn die von Monopolen durchsetzte Marktwirtschaft bietet das Bild einer so greulichen Unordnung, daß die irgendwie planmäßig geordnete Wirtschaft daneben wie ein wunderbares Traumbild erscheint. Nur hält dieses Traumbild, wie das auch sonst bei Traumbildern so ist, der rauhen Wirklichkeit meist nicht stand.

Der Ausweg — der dann auch alle jene Um- und Nebenwege und allen auf ihre Ausfindigmachung und Blockierung verwandten Scharfsinn unnötig machen würde — ist das Herausreißen der monopolistischen Giftzähne aus der Marktwirtschaft. Dann wird diese von selber zu einer Ordnung kommen, von der man bei äußerlicher Betrachtung annehmen könnte, sie sei die Folge einer klugen staatlichen Planwirtschaft; sie wäre aber lediglich die Folge des vom Staat hergestellten wirklich freien Spiels der wirtschaftlichen Kräfte.

Durch eine Verordnung im Reichsanzeiger wird bestimmt, daß J o h a n n i s b r o t und Mischungen daraus künftig unter die Bestimmungen des Maisgesetzes fallen und also durch die Reichsstelle für Getreide bewirtschaftet werden. — Wieder ein Nebenweg blockiert!

Nach den Angaben des Reichsverbands Deutscher Neuhaus- und Eigenhausbesitzer sind im H a u s b e s i t z während der Zeit von 1924 bis 1931 17 Milliarden Leihkapital und 3 Milliarden Eigenkapital angelegt worden, zusammen also 20 Milliarden Mark. Heute stellt der Neuhausbesitz einen Gesamtwert von 12 Milliarden Mark Wert dar.

Nach einer vorläufigen Ermittlung des Statistischen Reichsamts gibt es in Deutschland etwa 845 000 E r b h ö f e; sie umfassen 28 Prozent der landwirtschaftlichen Betriebe und 44 Prozent der landwirtschaftlichen Fläche.

Eine Betrachtung zur Landarbeiterfrage im „Zeitungsdienst des Reichsnährstandes" enthält die Feststellung, daß l ä n d l i c h e A r b e i t e r in erhöhtem Maße von der wiederauflebenden gewerblichen und industriellen Tätigkeit in den Städten angelockt werden, so daß die Bauern allerorts über fehlende Arbeitskräfte klagen.

In der zweiten Dezemberhälfte des vergangenen Jahres hat das italienische Parlament nach einer Rede des Landwirtschaftsministers ein Gesetz bewilligt, das die Aufteilung des g r o ß e n G r u n d b e s i t z e s bestimmt und in die Wege leitet. Die großen Güter sollen in mittlere und kleine Bauernbetriebe zerlegt werden.

Ernst Abbé

Vor 30 Jahren ist in Jena am 14. Januar, sieben Tage vor seinem 65. Geburtstage, Ernst Abbé gestorben.

Wer Jena vor 50 Jahren kannte, wurde lebhaft an das „liebe närrische Nest", wie es Goethe nannte, erinnert: es war ein idyllisch an der Saale gelegenes Universitätsstädtchen, dessen gesellschaftliches und wirtschaftliches Leben von der Universität her bestimmt war.

Heute dominieren in der Stadt Schillers und Goethes die großen Fabrikbetriebe der Carl Zeiß-Stiftung, die unter den Firmen „Carl Zeiß, Optische Werkstätte" und „Glaswerk Schott und Gen." Weltruf besitzen und mit ihrer 9000 Köpfe starken Belegschaft über einem Drittel der 60 000 Einwohner Jenas Lebensunterhalt gewähren.

Industrielle Niederlassungen haben in manchem Gemeinwesen grundlegende Umwandlungen hervorgerufen. Ihre Begleiterscheinungen waren nicht immer erfreulich. Industrialisierung war fast immer gleichbedeutend mit Proletarisierung, führte zur Verschärfung der sozialen Gegensätze, zu Wohnungsnot und Wohnungselend und anderen Nöten. Aber daß das nicht notwendig so sein muß, dafür hat in Jena Ernst Abbé als Großunternehmer ein leuchtendes Beispiel gegeben.

Abbé war als Professor der Physik nach Jena gekommen, war mit dem Optiker Carl Zeiß, einem tüchtigen Handwerksmeister, der in Jena eine kleine Werkstatt mit wenigen Arbeitern unterhielt, in Verbindung getreten, und hatte diesen veranlaßt, Mikroskope nach seiner wissenschaftlichen Konstruktion zu bauen. Der Erfolg war so überraschend, daß sich die beiden Männer entschlossen, die Herstellung fabrikmäßig zu betreiben. Handwerksmäßiges Können und wissenschaftlich-methodisches Arbeiten hatten sich verbündet. Das war der Ausgangspunkt zu der späteren Weltfirma.

Abbé sagte: so gewiß es ist, daß ohne meine wissenschaftliche Konstruktion der Mikroskope dieser Erfolg nicht erzielt worden wäre, so einfältig-egoistisch wäre es, wenn ich behauptete, der Erfolg sei ausschließlich mein persönliches Verdienst. Nur in der Z u s a m m e n a r b e i t von Wissenschaft und Technik sei der Erfolg entstanden.

Und daraus zog Abbé den Schluß, daß aller Mehrwert, der aus gemeinsamer Arbeit, aus der Organisation der Arbeit und aus der Organisation der Leitung eines Unternehmens entsteht, kein persönliches Eigentum begründet, sondern K o l l e k t i v e i g e n t u m aller Mitarbeiter ist und als solches erhalten bleiben muß. Aber Abbé war nicht ein Mann der Theorie; er setzte seine These sogleich in die Praxis um, als er als alleiniger Inhaber der Firma Carl Zeiß, der er nach Abfindung der Erben seines verstorbenen Kompagnons geworden war, die erforderliche Ellenbogenfreiheit gewonnen hatte. Er schuf die C a r l Z e i ß - S t i f t u n g, der die Erträge der Stiftungsbetriebe zufließen.

Im Stiftungsstatut sind genaue Anweisungen über die zu befolgenden Grundsätze in der Verwaltung der Stiftung, die Verwendung ihrer Mittel, die Leitung der Betriebe, die Entlohnung der Arbeiter und Angestellten, ihre Entschädigung bei unumgänglicher Entlassung, ihre Pensionierung, Gewinnbeteiligung usw. getroffen. Das Statut ist in seiner Art eine Präzisionsarbeit. Es sichert nicht nur die Lebensdauer des Unternehmens, sondern auch seine Weiterentwicklung. In nahezu vier Jahrzehnten hat es alle Krisen erfolgreich überstanden: Krieg, Revolution, Inflation — allen Stürmen hat es getrotzt. Vielleicht ist die Zeit nicht allzufern, wo die ganze Industrie der Optik und Feinmechanik von der Zeiß-Stiftung kontrolliert oder gar völlig beherrscht wird.

Die Begründung und Erläuterung des Stiftungsstatuts läßt Abbé als weitsichtigen Realpolitiker, aber auch als Wirklichkeits-Idealisten von ungewöhnlichem Format erkennen. Grundfalsch ist die Auffassung, die in Abbé nur den weichherzigen Menschenfreund im landläufigem Sinne sieht. Abbé war Sozialist im Sinne der klassischen deutschen Idealisten, wie Fichte, Kant, Schiller usw. Er war politisch Demokrat, — aber von einer Wirtschaftsdemokratie, die den Betriebsangehörigen Mitbestimmungsrechte in der Betriebsführung geben wollte, versprach er sich nichts.

An die Verantwortlichkeit des Unternehmers stellt er die höchste Anforderung: „Unternehmer sein, ist eine öffentliche Funktion: Verwertung der nationalen Arbeitskraft in der Wirtschaftstätigkeit des Volkes — und diese Funktion muß

Albert Schweitzer

Ein Abenteurer der Hingebung

Z u A l b e r t S c h w e i t z e r s 60. G e b u r t s t a g

Von W i l h e l m L a i b l i n

„Wenn irgend etwas in unserer Zeit erquickend und befreiend wirkt, so ist es das Dasein — selten genug ist dies Dasein — origineller, ganz ihren eigenen Weg gehender, von Grund ihres Herzens mutiger und frommer Menschen." Mit diesem Wort Paul de Lagardes sei heute des Mannes gedacht, dessen in mehr als einer Hinsicht ungewöhnlicher Lebensgang Reichtum und Kraft eines Menschentums offenbart, das durch sich selbst wirkt und für sich selbst zeugt: Albert Schweitzer, der Urwalddoktor von Lambarene, begeht in diesen Tagen seinen 60. Geburtstag. Einige kurze Angaben über sein Leben mögen genügen, um das Außerordentliche dieser Persönlichkeit zu zeigen.

Geboren am 14. Januar 1875 in Kaysersberg als Sohn eines elsässischen Pfarrers, verbrachte er seine ganze, von ihm selbst als besonders glücklich empfundene Jugendzeit im Elsaß, in Günsbach die Dorfschule, in Mülhausen das Gymnasium besuchend, 1893 bis 1899 Student der Theologie zu Straßburg, Paris und Berlin. Als Doktor der Filosofie tritt er zunächst in den praktischen Kirchendienst, gleichzeitig als Privatdozent in Straßburg im akademischen Lehramt tätig. Von seiner hervorragenden wissenschaftlichen Betätigung legt die 1906 erschienene „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung" Zeugnis ab, die als grundlegendes religionswissenschaftliches Werk seinen Namen zum ersten Mal in die ganze Welt hinausträgt und ihm einen ehrenvollen Ruf als Universitätsprofessor nach Zürich bringt, dem er jedoch nicht Folge leisten kann, weil andere Pläne von ihm Besitz ergriffen haben. Noch eine Reihe von kleineren theologischen Werken, die er damals und in seinem späteren Leben schrieb, sowie die ihm ehrenhalber verliehene Würde eines Doktors der Theologie weisen darauf hin, wie sehr er hier seinen Mann stand. Mehrere seiner wissenschaftlichen Arbeiten erschienen in verschiedenen Sprachen.

Seine ungewöhnliche Gesundheit und körperliche Leistungsfähigkeit erlauben es ihm, neben praktischem Kirchendienst und akademisch-wissenschaftlicher Betätigung sich gleichzeitig noch mit Leidenschaft der Musik hinzugeben, so daß er schon in ganz jungen Jahren in halb Europa nicht nur als meisterhafter Virtuose des Orgelspiels, sondern auch als anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Orgelbaukunst bekannt, hochgeschätzt und viel beansprucht ist. Zu unzähligen Musikfesten wird er als Organist geholt; auf einem internationalen Musikerkongreß steht er der Sektion für Orgelbau vor und entwirft in dieser Eigenschaft ein neues Regulativ für Orgelbau, das eine grundlegende Neuentwicklung im modernen Orgelbau anbahnt. Aber nicht genug damit: in denselben Jahren erscheint von ihm in französischer und deutscher Bearbeitung eine ebenso umfangreiche, wie geistreiche Biographie und musikwissenschaftliche Einführung in die Kunst Johann Sebastian Bachs, dessen Kunst er sich als Musiker ganz besonders verschworen hat.

So vereinigt Schweitzer jahrelang nicht nur die volle Ausübung der allerverschiedensten Berufe nebeneinander in einer Person, er ist auch auf dem besten Wege, eine mehrfach berühmte Persönlichkeit zu werden: als wissenschaftlicher Theologe, als Orgelkünstler, Orgelbauer und meisterhafter Bachinterpret. Eine glänzende Laufbaum liegt vor ihm offen; Ehre und Berühmtheit, wie sie die bürgerliche Welt Europas nur ganz wenigen Auserwählten bereit hält, wollen ihm zufallen: da bricht er, den Wünschen und Hoffnungen seines großen Verwandten- und Freundeskreises wie zum Hohn, seinen seitherigen Lebensweg jäh und für die Öffentlichkeit unvermittelt ab und wird mit dreißig Jahren, nach einem halben Menschenalter rastloser und vielseitiger Tätigkeit, — Student der Medizin!

Schweitzers Beweggründe für diesen unbürgerlichen, selbst seinen besten Freunden damals unbegreiflichen Schritt sind so eigenartig, daß wir ihn, um ihn zu verstehen, am besten selbst Rechenschaft darüber ablegen lassen: „Der Gedanke, daß ich eine so einzigartig glückliche Jugend erleben durfte, beschäftigte mich fort und fort. Er erdrückte mich geradezu. Immer deutlicher trat die Frage vor mich, ob ich dieses Glück denn als etwas Selbstverständliches hinnehmen dürfe. So wurde die Frage nach dem Recht auf Glück das zweite große Erlebnis für mich. Als solches trat sie neben das andere, das mich schon von meiner Kindheit her begleitete, das Ergriffensein von dem Weh, das um uns herum in der Welt herrscht. Damit entschied sich meine Auffassung des Lebens und das Schicksal meines Lebens ... Wer viel Schönes im Leben erhalten hat, muß entsprechend viel dafür hingeben. Wer von eigenem Leid verschont ist, hat sich berufen zu fühlen, zu helfen, das Leid der andern zu lindern ... Als ich 21 Jahre alt war ..., beschloß ich, bis zum 30. Jahre dem Predigtamt, der Wissenschaft und der Musik zu leben. Dann, wenn ich in Wissenschaft und Kunst geleistet hätte, was ich darin vorhatte, wollte ich einen Weg des unmittelbaren Dienens als Mensch betreten."

Ebenso einzigartig sind die Beweggründe dafür, daß er, nach andersartigen, wieder verworfenen oder vom Leben zerschlagenen Plänen, den „Weg unmittelbaren Dienens" für sich gerade in der Medizin und in einer Hilfe für die Schwarzen Afrikas sieht: „Was haben die Weißen aller Nationen, seitdem die fernen Länder entdeckt sind, mit den Farbigen getan! Was bedeutet es allein, daß so und so viele Völker da, wo die sich mit dem Namen Jesu zierende europäische Menschheit hinkam, schon ausgestorben sind und andere im Aussterben begriffen sind oder stetig zurückgehen! Wer beschreibt die Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten, die sie im Laufe der Jahrhunderte von den Völkern Europas erduldet? Wer wagt zu ermessen, was der Schnaps und die häßlichen Krankheiten, die wir ihnen brachten, unter ihnen an Elend geschaffen haben? Eine große Schuld lastet auf uns und unserer Kultur. Wir sind gar nicht frei, ob wir an den Menschen draußen Gutes tun wollen oder nicht, sondern wir müssen es. Was wir ihnen Gutes erweisen, ist nicht Wohltat, sondern Sühne ... Und wenn wir alles leisten, was in unsern Kräften steht, so haben wir nicht ein Tausendstel der Schuld gesühnt. Dies ist das Fundament, auf dem sich die Erwägungen aller „Liebeswerke" draußen erbauen müssen." Und Schweitzer erhebt diese Forderung letzlich durchaus nicht etwa „im Namen Jesu", so sehr er selbst sich stets zum Christentum, wenn auch in denkbar freier Weise, bekannt hat; er wendet sich damit an das elementar-sittliche Empfinden jedes verantwortlich im Leben Stehenden: „Es war meine Überzeugung und ist es noch heute, daß die humanitären Aufgaben in der Welt dem Menschen als solchem, nicht als dem Angehörigen einer bestimmten Nation oder Konfession nahe gebracht werden müssen."

Mit der ihm eigenen ungeheuren Energie macht er sich an die Arbeit zur Verwirklichung seines Lebensziels, unbekümmert um die Meinung seiner wohlmeinenden Freunde, die seine Pläne als die eines Halbverrückten verurteilen. Dabei gibt er während seines Studiums weder seine Tätigkeit als Geistlicher, noch seine akademischen Vorlesungen, noch seine schriftstellerische Tätigkeit, noch seine Orgelkonzerte auf, wenigstens zunächst nicht. Denn dies alles muß mithelfen, seinen Plan zu finanzieren. Im Februar 1913 promoviert er als Doktor der Medizin; einen Monat später schifft er sich mit seiner Frau, die ihn als Gehilfin begleitet, in Bordeaux nach Afrika ein, das kulturübersättigte, auf seine Errungenschaften überstolze, — und doch am Rande eines ungeheuerlichen Abgrunds dahinwandelnde Europa hinter sich lassend.

Und nun beginnt ein Leben aufopfernder, rastloser Menschenhilfe. Wie ein fesselnder Robinson- oder Abenteurerroman lesen sich die Schilderungen, die er in seinem nach und nach in fünf Sprachen erschienenen Buch „Zwischen Wasser und Urwald" und den Ergänzungsheften „Mitteilun-

naturgemäß durch öffentliches Recht nach Anforderungen des Gemeinwohls geregelt sein." Über das Arbeitsverhältnis in den Stiftungsbetrieben sagt er: es soll so sein, daß der gebildetste Mensch ohne Verletzung seines Stolzes als Arbeiter tätig sein kann. Jede Lohndrückerei müsse vermieden werden. Die einmal festgelegten Wochenlohnsätze dürfen nicht gekürzt werden, die Akkordlöhne sollen um 20 Prozent höher sein. Nach drei Jahren Dienst soll der Arbeiter, ähnlich wie ein Staatsbeamter, unkündbar sein. Ist aber eine Entlassung wegen schlechter Geschäftslage nicht zu umgehen, dann hat der Entlassene Anspruch auf Entschädigung, die nach abgeleisteten Dienstjahren zu bemessen ist. Werden Arbeiter durch Einführung neuer Maschinen überflüssig, dann haben sie bereits nach halbjähriger Beschäftigung Anspruch auf Entschädigung.

Die Geschäftsleitung der Stiftungsbetriebe besteht aus drei Personen mit gleichen Rechten. Bei Todesfall oder Rücktritt eines Geschäftsleiters wählen sich die Verbleibenden Ersatz. Ihr Höchstgehalt darf das Zehnfache des Durchschnittsverdienstes eines Arbeiters nicht übersteigen. Abbé selbst bezog dementsprechend als Geschäftsleiter 12 000 Mark jährlich, nachdem er seine Millionenwerte der Stiftung übereignet hatte.

Die Verteilung des Reingewinns erfolgt, nach Abzügen von Rücklagen für schlechte Zeiten, Ergänzung des Pensionsfonds und bestimmter Beträge für gemeinnützige Zwecke, als Lohnnachzahlung an die Arbeiter und Angestellten im Verhältnis zu ihren erzielten Jahresverdiensten. Abbé schätzte, daß die Nachzahlungen etwa 8—10 Prozent betragen können. Es sind auch schon 12 Prozent zur Auszahlung gelangt. Für das verflossene Jahr gab es bei Zeiß 6 Prozent, bei Schott u. Gen. 6½ Prozent. (Es hat freilich auch schon Jahre ohne Verteilung gegeben.) 24 Prozent des Reingewinnes werden auf alle Fälle zurückbehalten. Das ist das oben erwähnte unverteilbare Kollektiveigentum, das Kapital einer neuen Wirtschaftsgesinnung.

Daß Abbé im Jahr 1900 das erste wissenschaftliche Experiment mit dem Achtstundentag durchführte und darauf zum begeisterten Anhänger des Achtstundentags wurde, sei nur erwähnt, um zu zeigen, daß er immer gewillt war, den Forderungen der Arbeiter entgegenzukommen, wenn er sie wissenschaftlich auf ihre wirtschaftliche Wirkung nachgeprüft hatte.

Gemeinsam mit dem jetzt noch lebenden Chemiker Dr. Schott hat Abbé auch am Aufbau des Glaswerks mitgewirkt, das die Glasproduktion, namentlich zu optischen Zwecken, auf eine respektable Qualitätshöhe gebracht hat. Der ebenfalls von Abbé'scher Gesinnung erfüllte Begründer der Firma, Dr. Otto Schott, ist dem Beispiel Abbés gefolgt und hat das gesamte Werk der Zeiß-Stiftung übereignet.

Bernhard Schildbach

Nicht umsonst

Die Not in den Elendsvierteln der englischen Großstädte ist bekannt. Die Leute verhungern in ihren Löchern oder auch auf der Straße, während sich wenige Straßenzüge davon der größte Luxus breit macht.

Die „Daily Mail" protestiert neuerdings gegen die Art und Weise, wie dieses Elend von geschäftstüchtigen Jahrmarktsunternehmern ausgebeutet werde. Auf dem Jahrmarkt von Blackpool habe man hungernde Männer und Frauen als (unfreiwillige!) Hungerkünstler in Glaskästen ausgestellt. Der Gipfel der Geschmacklosigkeit sei aber die Ausstellung eines hungernden Brautpaares „in Hochzeitskleid und Hochzeitsanzug — frisch vom Altar weg in den Glaskasten", das dort den Rekord von „dreißig Tagen ohne Nahrung" brechen wolle. Den armen Teufeln, die da halb ohnmächtig vor Hunger und Schwäche in ihren Glaskästen sitzen, ist nämlich von dem Unternehmer eine für sie sehr beträchtliche Summe versprochen worden, wenn sie zwanzig oder mehr Tage durchhalten.

Der Berichterstatter der „Daily Mail" hat den Unternehmer wegen dieses „barbarischen und gemeinen" Verfahrens zur Rede gestellt, aber zur Antwort bekommen: „Die Leute hungern ja sowieso; ob sie nun ohne Bezahlung hungernd auf der Straße herumstehen oder für gutes Geld in meinem Glaskasten sitzen, bleibt sich doch schließlich gleich. Bei mir hungern sie wenigstens nicht umsonst!"

Die Masse ist ihr eigener Tyrann. Ernst Jünger

Im Arbeitsdienst

Zwischen Wasser und Urwald

... Um genügend Platz für die Kranken zu haben, um die ansteckenden Kranken isolieren zu können, um Land zur Anlage eigener Pflanzungen zu besitzen, entschließen wir uns im Spätherbst 1925, das Spital drei Kilometer stromaufwärts auf einen größeren Platz zu verlegen.

Während noch abgesteckt wird, beginnen auch schon die Rodungsarbeiten. Wir müssen ja suchen, möglichst schnell ein Stück Land urbar zu machen, um Mais anzupflanzen. Da wir, der andauernden Hungersnot wegen, voraussichtlich noch auf längere Zeit die Insassen des Spitals mit Reis aus Europa ernähren müssen, handelt es sich darum, ihnen etwas vitaminreiche Nahrung dazu geben zu können.

Für das Niederlegen des Waldes wird jeden Morgen alles, was im Spital Hand und Fuß regen kann, aufgeboten, mit Äxten und Buschmessern ausgerüstet und in Kanus drei Kilometer stromaufwärts nach unserem Gelände geschafft. Dieser Trupp besteht aus Männern und Frauen, die als Begleiter von Kranken bei uns weilen. Auch geheilte Kranke sind darunter, die aus Dankbarkeit einige Tage bei uns bleiben und uns bei der Arbeit helfen. Die Leute sind willig, weil diejenigen, die die Arbeit leisten, die volle Essensration bekommen, während die gewöhnlichen Spitalinsassen, soweit es sich nicht um Schwerkranke handelt, sich mit einer Zweidrittelration begnügen müssen. Es gibt aber auch Zeiten, in denen sogar an den Arbeitenden gespart werden muß.

Die Leute, die arbeiten, bekommen nicht nur die Nahrung, sondern auch noch ein Geschenk. Würde ich sie fragen, was sie als Geschenk wünschen, so würden sie einmütig Tabak und alkoholische Getränke verlangen. Zur Zeit, da der Sklavenhandel in dieser Gegend blühte, stellten Tabak und Alkohol, neben Pulver und Blei, die höchsten Sachwerte dar. Diese Geltung haben sie bis heute behalten. Nur schwer haben sich die Leute daran gewöhnt, daß sie bei mir die Geschenke nicht in dieser Form erhalten. Ich gebe nur nützliche Dinge: Löffel — Gabeln werden kaum verlangt —, Becher, Teller, Messer, Kochtöpfe, Schlafmatten aus Rafia, Decken und Stoffe für Kleider und Moskitonetze. Alle zwei Tage etwa bekommen die Leute, die gut gearbeitet haben, einen Geschenkgutschein. Alle zehn Tage ist Geschenkverteilung. Für jeden Gegenstand sind so und so viele Gutscheine erforderlich. Um eine Decke zu erhalten, muß einer seine Gutscheine drei oder vier Wochen lang zusammengelegt haben. Am meisten begehrt sind Messer. Da viele meiner Leute nur ein Lendentuch haben und also über keine Tasche für ein Taschenmesser verfügen, führe ich Messer, die am Ende ein Loch zum Durchziehen einer Schnur haben. An dieser Schnur tragen sie sie um den Hals. Der Knabe, der als Begleiter einer kranken Tante mehrere Wochen im Spital war und tüchtig mitangriff, kann mit mehreren Taschenmessern um den Hals mit ihr in sein Dorf zurückkehren und dort allerlei Nützliches dafür eintauschen.

Es hält nicht leicht, die Leute morgens für die Abfahrt zusammenzubekommen. Dr. N. und Dr. L. wissen etwas davon. Jeden Morgen müssen sie sich heiser rufen, bis die Kanus sich endlich füllen. Die eingeborenen Heilgehilfen können ihnen diese Arbeit nicht abnehmen. Sie haben dazu nicht genügend Autorität. Auch können sie nicht entscheiden, wer arbeitsfähig ist und wer nicht.

Haben wir viele Arbeitsfähige, so reichen die Kanus nicht aus. Dann müssen die Weiber mit dem Motorboot befördert werden. Das ist dann ein Geschnatter, daß der Lärm des Motorboots sich dazu ausnimmt, als würde zu vollem Orchester Harmonium gespielt.

In der Regel haben wir etwa fünfzehn Arbeiter, was in Anbetracht der zu bewältigenden Aufgabe viel zu wenig ist. Damit die Arbeit einigermaßen vorangeht, muß einer von uns als Aufseher mitfahren. Sich selbst überlassen, würden die Leute fast gar nichts leisten. Warum sollten auch sie, die jetzt gerade hier sind, sich anstrengen, damit andere, die in einigen Monaten im Spital sein werden, Mais zu essen haben und gar oben in guten Baracken hausen!

Ein Tag da oben verläuft wie eine Symphonie. Lento: Verdrossen empfangen die Leute die Äxte und Buschmesser, die ich ihnen beim Landen austeile. Im Schneckentempo geht es an die Stelle, wo Gebüsch und Bäume niedergelegt werden sollen. Endlich steht jeder an seinem Platze. Behutsam werden die ersten Streiche getan. — Moderato: Äxte und Buschmesser laufen in überaus mäßigem Takte. Vergebens versucht der Dirigent das Tempo zu beschleunigen. Die Mittagspause macht dem langweiligen Stück ein Ende. — Adagio: Mit Mühe habe ich die Leute wieder auf die Arbeitsstelle im dumpfen Walde gebracht. Kein Lüftchen regt sich. Von Zeit zu Zeit hört man einen Axtstreich. — Scherzo: Einige Späße, zu denen ich mich in der Verzweiflung aufraffe, gelingen mir. Die Stimmung belebt sich. Lustige Worte fliegen hin und her. Einige Leute fangen an zu singen. Es wird auch schon etwas kühler. Ein Lüftchen stiehlt sich vom Fluß herauf in das Dickicht. — Finale: Die Lustigkeit hat alle erfaßt. Dem bösen Wald, um dessentwillen sie hier stehen müssen, statt ruhig im Spitale sitzen zu dürfen, soll es übel gehen. Wilde Verwünschungen werden gegen ihn laut. Johlend und kreischend geht man ihm zu Leibe. Äxte und Buschmesser hämmern um die Wette. Jetzt aber darf kein Vogel auffliegen, kein Eichhörnchen darf sich zeigen, keine Frage darf gestellt werden, kein Befehl darf ergehen. Bei der geringsten Ablenkung wäre der Zauber aus. Die Äxte und Buschmesser kämen in Ruhe, und die Leute würden sich über das Geschehene oder Gehörte bereden und wären nicht mehr in Gang zu bringen.

Zum Glück kommt keine Ablenkung. Das Toben geht weiter. Wenn dieses Finale nur eine gute halbe Stunde anhält, war der Tag nicht verloren. Und es hält an, bis ich „Amani! Amani!" (Genug! Genug!) rufe und der Arbeit für heute ein Ende setze.

*

Unterdessen habe ich Palmzweige abhauen lassen und zum Trocknen aufgeschichtet, um Brennmaterial zu haben. Jetzt heißt es nämlich die Pfähle ankohlen, um ihnen noch größere Haltbarkeit zu verleihen ...

Geht alles gut, so bringe ich im Tage 20 dis 30 Pfähle fertig. Meine ganze Aufmerksamkeit muß ich auf die Verhütung von Unglücksfällen bei dem Hantieren mit den Pfählen richten. Die Pfähle sind zwei bis drei Meter lang und haben etwa 30 Zentimeter im Durchmesser. Sie sind aber so schwer, daß sechs bis acht Mann erforderlich sind, um einen derselben auf den Damm zu tragen. Der kritische Moment ist das Niederlegen. Beim Transport einer Last traut kein Primitiver dem andern. Er weiß, daß dieser imstande ist, ohne sich an eine Verabredung zu halten, einfach loszulassen und beiseite zu springen. Darum läßt jeder, sowie er eine verdächtige Bewegung beim andern wahrzunehmen glaubt, die Last fallen und springt beiseite, um nicht der letzte zu sein, der sich in Sicherheit bringt. Dem letzten zerschmettert nämlich die fallende Last die Füße. Was habe ich für Mühe, meine Leute dazu zu erziehen, daß keiner beiseite springt, sondern daß alle auf mein Kommando hören und die schweren Pfähle zuerst an einem Ende auf den Boden setzen und das andere dann langsam folgen lassen! Jedes verdächtige Zucken im kritischen Moment wird mit dem Verlust eines Geschenkgutscheines gebüßt. Ich selber fasse an dem Ende an, das zuletzt auf den Boden kommen soll. So kohle ich im Laufe der Wochen an die 400 Pfähle an, ohne daß sich ein Unfall ereignet. Was dies aber heißt, alles Unglück vermieden zu haben, kann keiner ermessen, der nicht schon mit Primitiven gearbeitet hat.

*

Daß auch in den Wildesten der Wilden das Mitgefühl gegen die arme Kreatur geweckt werden kann, darf ich beim Setzen der Pfähle erleben. Ehe der Pfahl ins Loch kommt, sehe ich nach, ob nicht Ameisen, Unken oder andere Tiere hineingeraten sind und hole sie mit der Hand heraus, daß sie nicht vom Pfahle zermalmt werden oder nachher beim Einstampfen von Stein und Erde zugrunde gehen. Denen, die mit mir am Werke sind, erkläre ich dieses Tun. Einige lächeln verlegen; andere lassen den so oft gehörten Spruch gleichgültig über sich ergehen. Eines Tages wird ein ganz Wilder, der mit mir die Pfähle setzte, zu Frau R. abkommandiert und haut mit anderen Gebüsch um. Als dabei eine Kröte sichtbar wird, will sein Nachbar sie mit dem Buschmesser erschlagen. Er aber fällt ihm in den Arm und entwickelt vor ihm und der aufhorchenden Mannschaft die Theorie, daß die Tiere auch vom lieben Gott geschaffen seien, und daß dieser den Menschen, die sie gedankenlos quälen

---

gen aus Lambarene" vom Auf- und Ausbau seiner Arbeit gibt. An einem Nebenfluß des Kongo, in einem Land, „das seine Menschen frißt", wie die Eingeborenen sagen, läßt er sich nieder, auf Missionsgelände, doch sonst in jeder Hinsicht absichtlich unabhängig von der Arbeit der Mission, als freier, auf sich selbst gestellter weißer Arzt. Mit seiner Frau und einer Handvoll Eingeborener zusammen baut er langsam, Schritt für Schritt, aus primitivsten Anfängen, unter ungeheuren Opfern an Zeit, Bequemlichkeit und Arbeitskraft, sein Urwaldspital auf. Seine ärztliche Tätigkeit beginnt er in einem notdürftig als Sprechzimmer, Ambulanz und Operationsraum hergerichteten verlassenen Hühnerstall. Mit Axt und Säge, Hammer, Kelle und Richtscheit baut er nach eigenen Plänen neben seiner umfangreichen, von Tag zu Tag, Monat zu Monat wachsenden ärztlichen Tätigkeit, mit Hilfe unsagbar träger und ungeschickter Eingeborener sein zukünftiges Spital selbst auf, zu Wasser und zu Land aus meilenweiter Entfernung Material mühsam, aber unermüdlich herbeischleppend, überall Hand anlegend, keine, auch nicht die geringste Arbeit scheuend, alles in allem zugleich: Bauunternehmer, Architekt, Meister, Geselle, Arbeitsaufseher, Handlanger und Arbeiter!

Und damit der in Afrika vollzogenen Umkehrung aller Werte die humoristische Pointe nicht fehle, wird ihm, dem Universitätsprofessor, Dr. phil., D. theol. und Dr. med., dem mit Axt und Säge am Hausbau mit aufgekrempelten Hemdärmeln und Schwielen an den Händen Tätigen, von einem Schwarzen, der im Spital einen kranken Verwandten besucht und bei dieser Gelegenheit vom Urwalddoktor zur Mitarbeit am Hausbau aufgefordert wird, eines Tages die Antwort: „Ich bin ein Intellektueller und trage kein Holz!" Man ersehe daraus, wie sehr es an der Zeit war, der von uns Europäern verschuldeten schwarzen „Emanzipation", zu deutsch: Entwurzelung und damit Ent-artung durch schlichtes, beispielhaftes, bodenständiges und echtes Tun zu begegnen!

Aber auch damit noch nicht genug: während er sich tagsüber der unsagbar aufreibenden doppelten Tätigkeit des Häuserbaus und -einrichtens und des Beratens, Behandelns und Operierens oft Dutzender von Kranken hingibt, findet er in den späten Abendstunden noch Zeit und Kraft genug zu geistiger Tätigkeit: in der stillen Einsamkeit des Urwaldes empfängt er elementare Eindrücke über Aufbau und Zerfall unserer Kultur und gibt sich aus großer äußerer und innerer Entfernung von Europa Rechenschaft über deren Gesetze, indem er eine zweibändige, tiefgründige Kulturfilosofie als ergreifenden Niederschlag seines verantwortlichen Denkens und Erlebens schreibt und dem, nach der Meinung vieler, unvermeidlichen Untergang des Abendlandes mit dem schlichten Glaubensbekenntnis begegnet: „Keine andere Art der wirklichen Erneuerung unserer Welt ist denkbar, als daß wir vorläufig unter den alten Verhältnissen neue Menschen werden."

In seine Arbeit greift der Weltkrieg störend und zuletzt zerstörend ein: als französische Kriegsgefangene, mit zerrütteter Gesundheit, werden er und seine Frau gegen Kriegsende nach Europa gebracht und kehren nach dem Krieg in die elsässische Heimat und nach Deutschland zurück. Nach kurzer Erholungszeit sind die folgenden Jahre fieberhafter Tätigkeit gewidmet: Neuherausgabe alter, Fertigstellung und Drucklegung neuer Bücher, unzählige Konzert- und Vortragsreisen, — und dies alles muß den geplanten Neubau seiner zerstörten Afrikaarbeit finanzieren helfen! Mit unermüdlicher Hingabe fängt er dort 1924 wieder von vorne an, baut mit Hilfe einiger mitgebrachter europäischer Freunde sein Werk ganz neu und größer als vorher wieder auf, mit den wachsenden Räumen und der wachsenden Krankenzahl langsam und planmäßig auch die Zahl seiner ärztlichen Helfer erweiternd.

Heute ist sein Werk getragen nicht nur von der dankbaren Liebe der Schwarzen in weitem Umkreis, sondern auch von der tätigen Anteilnahme vieler Tausender Freunde in der ganzen Welt. Denn „was ein Mensch an Gütigkeit in die Welt hinausgibt, arbeitet an den Herzen und dem Denken der Menschen", und von ihm selbst gilt das Wort in seiner Kulturfilosofie: „Gefährlich wird die Stimme der wahren Ethik den Glücklichen, wenn sie sie zu hören wagen. Sie fällt sie damit an, ob sie sie aus ihrer Bahn werfen und Abenteurer der Hingebung aus ihnen machen kann, deren die Welt zu wenig hat."

Ob etwas mehr oder weniger von materiellen Errungenschaften zu verzeichnen ist, ist für die Kultur nicht entscheidend. Ihr Schicksal wird dadurch bestimmt, daß die Gesinnungen Macht über die Tatsachen behalten. Albert Schweitzer

Der Tintenknabe

Toscanini war in Wien. Die „Schönere Zukunft" geißelt die „Prominentenjägerei" der Reporter, die hiebei zu Tage getreten sei. „Von morgens bis in die Nacht folgt der Tintenknabe ohn' Erröten seinen Spuren ... Toscanini beim Wiener Frühstück (Jam und Ei), Toscanini beim Coiffeur, Toscanini ... aber jetzt hat der Prominentenjäger die Witterung verloren, erst beim Mittagessen pirscht er sich an das ahnungslose Edelwild wieder heran: also Toscanini beim Diner, dann ins Konzert, dann ins Weinstüberl, dann ins Kabarett. „Vielleicht", so tippt Schmock in die Maschine, „vielleicht ist es überhaupt nicht möglich, hinter das herrliche Geheimnis eines genialen Menschen zu gelangen; denn (?) selbst ein Genie im Négligé bleibt ein Genie."

Goldene Worte. Und noch ein Pröbchen: „Während man ihn in einer Konzertpause abfrottiert, sitzt er schon am Flügel und spielt seine geliebten Melodien. In Schweiß gebadet, wie aus einer anderen Welt, kommt er vom Podium; aber es gibt keine bessere Erholung, keine Entspannung: Toscanini spielt weiter, badet (!) in Tönen ... Sein Leben ist durchtränkt von Melodien wie ein Schwamm (!)."

Die beiden Augen

In der Literatur-Beilage des „Berliner Tageblatts" (Nr. 10) bespricht Wolfgang Weyrauch ein Buch von Johann Rabener und schließt seine Ausführungen mit den Sätzen: „Rabener hat wie alle Menschen zwei Augen." Wie tief und wahr!, möchte man ausrufen, aber man ist schon gebannt vom folgenden Satz: „Sein rechtes Auge ist dostojewskihaft, balsachaft" ... Wie bitte? Ein Druckfehler? Vielleicht balsamhaft? Oder ... Nein, jetzt hab' ichs: balzac-haft, d. h.: wie von Balzac. Der Setzer hat also doch falsch getippt (ein s statt eines z), aber wie soll er wissen, was „balzachaft" ist? — Also fahren wir fort in der weyrauchhaften Lektüre: ... „balzachaft groß, unendlich groß geöffnet, sein linkes ist fast verschlossen. Möge er es öffnen: dann wird er nicht mehr wie ein Vorbild sein, sondern selbst Vorbild sein."

Möge er sein linkes Auge öffnen! Balzachaft groß! Dann wird er erkennen, daß man Buch-Kritiken oft nur lesen kann, wenn man beide Augen zudrückt. L.

Literatur

Zu dem Artikel „Ehrenrettung der Ostkämpfer" in Nr. 52 des letzten Jahrgangs sei nachträglich bemerkt: Es gibt ein schönes Buch über die Ostkämpfe, nämlich von Karl Benno von Mechow (Verlag Albert Langen, München), in dem der Reiterkrieg im Osten bis zur Erstarrung im Schützengrabenkampf in künstlerisch und menschlich gleich hochstehender Weise geschildert ist: „Das Abenteuer" (Preis der Volksausgabe 4,80 Mark). Mechow hat auch zwei andere lesenswerte Bücher geschrieben, die im selben Verlag erschienen sind: „Vorsommer" (5,50 Mark) und „Das ländliche Jahr" (6 Mark).

In Albert Schweitzers Gedankenwelt führt am besten und unmittelbarsten ein sein Buch über „Verfall und Wiederaufbau der Kultur" (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, geheftet 1,80 Mark, in Halbleinen 2,50, in Leinen gebd. 3,20 Mark), das hiemit den Lesern ganz besonders empfohlen sei. Sch.

oder töten, ein großes Palaver machen werde. Dieser Wilde war der letzte, von dem ich angenommen hätte, daß mein Tun und Reden beim Setzen der Pfähle ihm Eindruck machen werde . . .

(Aus Albert Schweitzers „Mitteilungen aus Lambarene", drittes Heft, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München)

Zeitungen kann man hier (im afrikanischen Urwald, d. Red.) fast nicht ertragen. Das nur auf den vorüberrauschenden Tag berechnete, gedruckte Gerede nimmt sich hier, wo die Zeit gewissermaßen stille steht, grotesk aus. Albert Schweitzer

Weltmacht und Gottesreich

Die Heidenmission hat es seit dem Krieg nicht mehr leicht Proselyten zu machen. Die Farbigen haben angefangen, die europäische „Kultur" mit kritischen Augen zu betrachten und gewisse Widersprüche zwischen den gepriesenen christlichen Grundsätzen und den angewandten Geschäftsmethoden festzustellen.

Die Zeitschrift „Die katholischen Missionen" klagt daher über die schwierige Stellung der Missionare, denen ständig die Sünden der „Horden der Weltmacht" unter die Nase gehalten würden, und zählt deren Sündenregister so anschaulich auf, daß man nur wünschen möchte, das wäre schon viel bälder gesagt worden. Sie schreibt u. a.: „Sie haben ganze Volksstämme ins Sklavenjoch der Zwangsarbeit, in die Seelenlosigkeit ihrer Maschinenpaläste gezwungen, . . . haben in kalter Berechnung die heiligen Bande ihrer Familien und Sippen gesprengt, ihre Söhne mit frevlerischem Mut herausgerissen aus der schützenden Umhegung überlieferter Vätersitte. Sie haben in unersättlicher Raffgier ihre billige Fabrikware auf die überseeischen Märkte geworfen, das einheimische Gewerbe erdrosselt und so die alten Gesellschaftsordnungen der Heidenvölker unterwühlt; sie haben endlose Bürgerkriege und politische Wirren unter ihnen entfesselt, über die nun ihre Ratsherren mit scheinheiliger Miene zu Gericht sitzen.

Sie haben ihnen ihr angestammtes Kulturgut geraubt, machten ihre heimische Kunst „museumsreif" und priesen ihnen als Ersatz mit marktschreierischer Reklame die Erzeugnisse westlicher Unkultur an. So hatten sie ja Gelegenheit, den angehäuften Schmutz ihrer Lagerbestände auszuräumen und zu Geld zu machen: ihre kitschigen Farbendrucke, ihre abgeleierten Grammofonplatten, die Millionen und Abermillionen Meter Filmbänder, die rechte Ausgeburt ihres Ungeistes und ihrer sittlichen Fäulnis.

Sie gingen weiter und weiter in ihrem verbrecherischen Tun! Mit allem Schmutz und Schund, den ihre Druckerpressen ausspien, überfluteten sie die Seelen der Heidenvölker und vergifteten ihnen Geist und Gemüt. Sie hetzten ihnen den „Weißen Tod" ins Genick, indem sie in nicht zu überbietender Geschäftstüchtigkeit „die letzten Pariser Neuigkeiten" für teures Sündengeld bei ihnen absetzten."

Der Walfisch

In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" bringt der Tübinger Professor Dr. E. Hennig einen „Notruf in letzter Stunde" für den Walfisch. Es heißt da u. a.:

„Alle Zeitungen und Zeitschriften interessieren sich zeitweise für Ausgrabungen der riesigsten Landbewohner, die die Erde je sah, der Dinosaurier-Ungetüme aus der Jura- und Kreidezeit. Nun, die Wale unserer Zeit stehen jenen an Länge nicht nach, übertreffen sie an Körpermaß bei weitem. Aber ehe sie die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich ziehen, müssen sie offenbar ausgestorben sein! Anders wäre es nicht verständlich, daß die Welt dem schonungslosen Blutbade so gleichgültig zusieht.

In den nordischen Gewässern ist der widerliche Raubbau schon lange so weit getrieben, daß sich dort der Walfang kaum mehr lohnt. So hat man sich der Antarktis zugewandt. Schwimmende Tranfabriken in beträchtlicher Zahl mit einer großen Flotte von Zutreiber-Schiffen sind an der „Arbeit". Sie ist recht ungefährlich geworden, von Sport ist auch nicht entfernt mehr zu reden. Säugetiere müssen im Gegensatz zu anderen Wasserbewohnern oft an die Wasseroberfläche zum Atmen kommen. Verbergen und retten können sie sich also nirgends.

Im letzten Jahre sind dort unten über 40 000 Wale der verschiedensten Art abgeschlachtet und zu Tran, Knochenguano und vielen Dingen verarbeitet worden! Wie lange meint die zivilisierte Welt, daß diese Quelle noch fließen könne? Und wie würde sie jemand bezeichnen, der seinen Wald mit allen verfügbaren Mitteln und Finessen restlos abholzt? Ist die Zahl der sich nur langsam und schwach fortpflanzenden See-Säugetiere erst unter eine gewisse Grenze gedrückt, so müssen sie an Inzucht und Mangel an Paarungsmöglichkeit von selbst zugrundegehen."

Der Walfisch liefert bekanntlich in seinem Tran einen Hauptrohstoff für die Margarinefabrikation.

Maiglöckchen

Wir sind mitten im Winter. In den Blumengeschäften tauchen die ersten Maiblumen auf; bleich und künstlich lang getrieben sehen sie aus. Bewundernd stehen die Menschen vor diesem Erzeugnis der Gartenkunst, wieder einmal tief überzeugt davon, daß der Mensch die Natur beherrsche. Selbst die Blumen kann er blühen lassen, wann es ihm beliebt!

Aber dieses „Beherrschen" bringt uns gleichzeitig immer weiter von der Natur ab. Genau so, wie es sich rächt, wenn der zivilisierte Mensch die Nacht zum Tage macht, geht uns etwas verloren, wenn Sommer und Winter vertauscht werden. Maiblumen gehören zum Mai, zur ganzen Stimmung und zum Wesen der erwachenden Natur, zu den Hängen der Muschelkalktäler und zu den halb belaubten Frühjahrswäldern. Dort werden sie auch nicht schwindsüchtig und helfen jedes Jahr von Neuem zum Erleben der Natur. Alle diese künstlich gezüchteten Frühjahrssendboten verlieren ihre Mission, wenn sie alltäglich werden. Denn überall, wo der Mensch der Natur dreinpfuscht, wird etwas Halbes daraus.

Schließmann

Zivilisationskrankheiten

In den „Fortschritten der Medizin" untersucht Dr. Evers die Frage „Sind wir gesünder als unsere Großeltern?" Er kommt zu dem Resultat, daß seit dem Krieg die sogenannten Zivilisationskrankheiten, die Krankheiten der Verdauungsorgane, der Leber und der Nieren ständig zugenommen haben. Die Zunahme betrug in den Krankenanstalten bis 1929 bei Magengeschwür, anderen chronischen Magenkrankheiten (außer Krebs) und Krankheiten der Leber etwa das Dreifache, bei chronischen Darmkrankheiten etwa das Doppelte gegenüber 1911 bis 1913; die Blinddarmentzündungen haben sich seit 1910 ungefähr vervierfacht. Diese Krankenhauszahlen entsprechen nach Dr. Evers „durchaus den allgemeinen ärztlichen Erfahrungen". Er ist daher der Überzeugung, „daß wir längst nicht mehr so gesund sind wie unsere Eltern und Großeltern".

Vielleicht besinnen sich ein paar Ärzte jetzt auch noch darüber, woher diese Zunahme der inneren Krankheiten kommen könnte. Sollte es nicht nahe liegen, sie mit der Lebensweise und Ernährung des Zivilisationsmenschen in Verbindung zu bringen?

Objektivität

Den sittlichen Idealen gegenüber gibt es nur eine Form der Anhängerschaft — die der schlichten Nachfolge, die praktisch in einer allmählichen Annäherung besteht —, dafür aber zwei deutlich voneinander zu unterscheidende Arten der Gegnerschaft: eine offene und eine versteckte.

Die offene Gegnerschaft kennzeichnet sich dadurch, daß sie das sittliche Ideal einfach nicht anerkennt, — und zwar naturgemäß stets aus einem bewußt zur Schau getragenen Egoismus heraus, der seinerseits wieder mehr individuellen oder mehr kollektiven Charakter tragen kann.

Die versteckte Gegnerschaft aber verfährt umgekehrt. Sie erkennt das sittliche Ideal nicht nur mit lauter Stimme und überschwenglichen Worten an, sondern sie weiß sich auch an die Spitze derer zu stellen, die sich seine Verwirklichung zum Ziel gesetzt haben. Und in dieser ihrer Stellung beginnt dann eben die tatsächliche Auswirkung ihrer Gegnerschaft, die bewußt und die auch unbewußt sein kann. Sie bedient sich, um dabei Erfolg zu haben, naturgemäß aber stets dialektischer Mittel, d. h. sie „legt aus", und sie legt das sittliche Ideal solange aus, bis das Gegenteil von ihm herausgekommen ist.

Ein Muster für die erste Art der Gegnerschaft haben wir etwa im Militarismus (dem Ideal der allgemeinen Menschenliebe gegenüber), für die zweite in der Kirche (dem Ideal der Religion gegenüber).

Es ist aber außerordentlich lehrreich, sich an einem Einzelfall die Taktik der beiden Arten der Gegnerschaft gegen das sittliche Ideal einmal vollkommen klar zu machen.

Wir wählen dazu das Beispiel der Objektivität. Sie ist ein sittliches Ideal, — schon insofern sie die Überwindung des rein persönlichen Interesses zur Voraussetzung hat und also den natürlichen Egoismus des Menschen einzuschränken sucht. Positiv gesehen, bedeutet sie Gerechtigkeit und Unparteilichkeit in der Beurteilung feindlich auf einander treffender Tendenzen.

Die offene Gegnerschaft gegen sie äußert sich nun in der Weise, daß ihre Wortführer mit folgender Erklärung auftreten: Es gibt in Wirklichkeit gar keine Objektivität, — und es hat niemals welche gegeben. Alle sogenannte Objektivität ist und war vielmehr stets eine mehr oder weniger verhüllte Subjektivität. Und dieser Subjektivität gegenüber kann man sich nur dann durchsetzen, wenn man ebenfalls subjektiv ist. Es ist aber ehrlicher und anständiger, das offen zu tun als hinter dem nur allzu durchsichtigen Schleier einer angeblichen Objektivität. Und so wollen wir denn eben bewußt subjektiv sein: in der Rechtspflege, in der Geschichtsbetrachtung, in der Filosofie und selbst in der Naturwissenschaft. Die Welt soll wissen, wo wir stehn und was wir wollen.

Die Welt kann in der Tat nicht im Zweifel darüber sein, wo die stehen und was die wollen, die solche Beweismittel anwenden. Denn um es kurz zu sagen: sie stehen auf dem Standpunkt des Steinzeitmenschen, und sie wollen nicht mehr und nicht weniger als den Abbau unseres gesamten Kulturlebens.

Selbstverständlich hat es niemals vollkommene Objektivität gegeben, — so wenig wie vollkommene Freiheit, vollkommene Güte, vollkommene Schönheit oder irgend eine andere Vollkommenheit, die sich uns als Idealbild darstellt. Das schließt doch aber keineswegs aus, daß es sittliche Pflicht ist, diesem Idealbild so nahe wie möglich zu kommen. Daß auch das Streben nach dem Ideal aussichts- und ergebnislos sei, wird niemand behaupten können. Denn unser gesamtes Kulturleben ist ja eben nichts anderes als die Frucht dieses Strebens.

Alle sogenannte Vollkommenheit auf Erden ist relative Vollkommenheit, darüber gibt es keinen Streit. Und es mag in gewissem Sinne sehr niederdrückend sein, innerhalb der Wirklichkeit stets nur mit Relativitäten rechnen zu müssen. Indessen der Begriff der Relativität schließt den der Abstufung in sich. Und die Stufen der Annäherung an das Ideal sind unfraglich objektiv sehr wohl feststellbar, — insofern nämlich, als sie sich an der jeweils erreichten größten Annäherung an das Ideal messen lassen. Alles das, was wir Wert nennen, beruht auf dieser Tatsache, — der Tatsache einer ihrem Grade nach objektiv feststellbaren Annäherung an das Ideal. Und es gäbe überhaupt keine Möglichkeit des Urteilens oder auch nur Feststellens, wenn es anders wäre.

Aber es steht mit dieser mißbräuchlichen Berufung auf die Unvollkommenheit alles Irdischen wie mit jeder Unfähigkeit zu sittlichem Handeln. Eine der bedeutendsten deutschen Frauen des 19. Jahrhunderts, Marie von Ebner-Eschenbach, brandmarkt sie in einem klugen Aforismus: „Man kann nicht allen helfen! sagt der Engherzige und — hilft keinem." (Werke, Bd. I, S. 590.)

Die versteckte Gegnerschaft gegen die Objektivität arbeitet schlauer. Sie läuft mit emporgezogenen Brauen und aufgehobenem Zeigefinger umher, wiegt weise den Kopf und spricht: Man muß objektiv sein! Und dann ist sie so objektiv, daß sie mit verrenktem Hals an den handgreiflichsten Tatsachen vorbeisieht. Denn, nicht wahr, man muß doch objektiv sein? Und Tatsachen könnten einen am Ende ja in seinem Urteil beeinflussen, zumal so grobe und so ungehobelte Tatsachen, wie sie einem tagtäglich vorgesetzt werden.

Unmöglich! sagt man dann eben, — getreu dem Grundsatz, „daß nicht sein kann, was nicht sein darf". Und man sagt es so lange, bis man von den Tatsachen, die man aus lauter Objektivität nicht hatte wahr haben wollen, erdrückt worden ist.

Aber die richtige Art von Objektivität ist das sicher nicht. Dazu fehlt ihr vor allem eins: der gute Wille.

Ohne den guten Willen gibt es in Wahrheit überhaupt keine Sittlichkeit, ohne ihn bleibt jedes Ideal ein bloßer Traum. Auf den guten Willen also kommt es überall in erster Linie an. Und der — fehlt leider häufig.

Kuno Fiedler

„Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außerhalb derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille." Kant

---

Ethik besteht darin, daß ich die Nötigung erfahre, allem Willen zum Leben die gleiche Ehrfurcht vor dem Leben entgegenzubringen wie dem eigenen. Damit ist das denknotwendige Grundprinzip des Sittlichen gegeben. Gut ist, Leben erhalten und Leben fördern; böse ist, Leben vernichten und Leben hemmen.

Albert Schweitzer

Kleinigkeiten

Ein warmes Jahr. Nach einer Mitteilung der thüringischen Landeswetterwarte ist das Jahr 1934 das wärmste seit 150 Jahren gewesen. In jedem einzelnen Monat lagen die Temperaturen höher als im Durchschnitt.

Millionäre. Nach den neuesten Feststellungen gibt es in Deutschland 2465 Millionäre (d. h. Leute, die ein Vermögen von über einer Million versteuern). 360 von ihnen haben ein Vermögen von 2,5 bis 5 Millionen, 115 ein solches von 5 bis 10 Millionen, 40 ein solches von mehr als 10 Millionen.

Rundfunk und Gottesdienst. Wie im „Evangelischen Deutschland" mitgeteilt wird, hat der Reichssender Hamburg die Übertragung von Gottesdiensten im Rundfunk grundsätzlich abgelehnt, da, wie er in einem Schreiben an eine kirchliche Stelle erklärt, die Darbietung von Gottesdiensten eine Angelegenheit der Kirche und nicht des Rundfunks sei.

Das Ende des Gummiknüppels. Der Reichsminister des Innern hat angeordnet, daß sämtliche Gummiknüppel der Polizei einzuziehen und von den Polizeidienststellen an die Materialverwaltung beim Berliner Polizeipräsidenten abzuliefern seien.

Die Feuerbestattung. Im Jahr 1933 sind in Deutschland in 109 Krematorien 63 491 Einäscherungen vorgenommen worden; 1886 gab es in Deutschland erst ein Krematorium mit 16 Leichenverbrennungen. In manchen Gebieten werden heute mehr Leichen verbrannt als begraben; in Braunschweig z. B. erreichten die Einäscherungen 53 Prozent der Bestattungen, in Gera 60, in Meiningen 50.

Heilmittelschwindel. Die Besitzer einer Münchener Firma, die Heilmittel herstellt, sind wegen volksschädigenden Verhaltens in Schutzhaft genommen worden, da der Wert ihrer „Heilmittel" in Verhältnis zum Preis sehr gering war. So hat die Firma u. a. eine „Diana-Badekur" vertrieben, bei der der Herstellungswert 2.20 Mark betrug, der Verkaufspreis aber 22 Mark. Wie durch eine chemische Untersuchung ermittelt wurde, bestand das Bademittel „fast ausschließlich aus Terpentinöl und Schmierseife".

Der Anthologie-Unfug. Die „Neue Literatur" wendet sich gegen die „Sammelsurien-Bände", in die, wie in „eine Art geistigen Schwartenmagen" Bruchstücke von Werken der verschiedensten Dichter und Schriftsteller zusammengestopft würden. Die Dichter, heißt es, sollten sich gegen diese „geistige Wurstfabrikation" wenden.

Lieblingsschlager. Nach dem Fachblatt für die „akustische Industrie" erfreuten sich vom Oktober 1933 bis Juli 1934 folgende Grammofonplatten einer größeren Firma der Hauptgunst des Publikums (in Klammern jeweils die zweitbeliebteste Platte): Oktober und November: „Marie-Luise" („Lore, Lore"); Dezember: „Der Tenor und seine Lieder", von Wittrisch gesungen („Marie-Luise"); Januar, Februar, März: „Kannst du pfeifen, Johanna?" (im März „Badenweiler Marsch"); April: „Horch, der Kuckuck ruft" („Ruck-zuck"); Mai: „Hein spielt abends so schön auf dem Schifferklavier" („Ruck-zuck"); Juni, Juli: „Ruck-zuck" („Hein spielt abends . . .").

Ein Pionier. Hans Nagel, der Neffe von gustaf nagel, macht in Berlin auf offener Straße Propaganda für buntfarbige Herrenkleidung. Er trägt eine blaue Mütze wie die französischen Alpenjäger und ein gelbes jackenähnliches Gewand mit weißem Schillerkragen; nur die Hose ist konservativ röhrenartig geblieben. Nagel streitet dem Prinz von Wales das Recht ab, in der Herrenmode allein führend zu sein.

Stille Nacht, heilige Nacht. Über die Weihnachtstage verunglückten in den Vereinigten Staaten 174 Personen tödlich; davon 88 durch Autos, 22 durch Brände, durch Mord und Totschlag 26, durch Selbstmord 24, durch Flugzeugunfälle 7 und ebensoviele durch andere Unglücksfälle.

Wein statt Kaffee. In Mailand hat die Gesellschaft der italienischen Winzer einen Motorzug, bestehend aus vielen Vorratswagen und einigen improvisierten Bars, auffahren lassen. Für wenige Centisimi kann man alle italienischen Weinmarken, auch die teuersten Spitzenweine, kosten. Er handelt sich um einen Versuch, die Italiener, die sich mehr und mehr an Kaffee und Bier gewöhnt haben, wieder mit dem Weintrinken vertrauter zu machen.

Die Klageweiber. Die portugiesische Regierung hat den Klageweibern das Handwerk gelegt; sie hätten sich zu einer wahren Plage entwickelt und mit ihren schaurigen Gesängen an den Bahren der Verstorbenen ganze Stadtviertel beunruhigt.

Schwarz und weiß. Nach einem Bericht des erzbischöflichen Ordinariats in Marseille sind die im Jahre 1934 in dessen Bereich abgeschlossenen Ehen zu 70 Prozent Mischehen zwischen Weißen und Schwarzen.

Der Neger. Die „Leipziger Neuesten Nachrichten" berichten, daß der aus Jamaika stammende Neger Robert Robinson in den Moskauer Stadtsowjet gewählt worden sei. Robinson ist Arbeiter bei den Kaganowitsch-Kugellagerwerken in Moskau und hat sich damit beträchtliches Ansehen erworben, daß er der Fabrikleitung mehr als fünfzig Vorschläge zur Hebung der Produktion unterbreitet hat.

Der Feuerwehrmann. Als neulich im Rathaus zu Towomb in Australien der Herzog von Gloucester empfangen wurde, untersagte ein Feuerwehrmann auch dem Herzog das Rauchen, weil allgemeines Rauchverbot angesagt war. Der Bürgermeister alterierte sich mächtig darüber und kündigte dem Feuerwehrmann. Die Vereinigung der Feuerwehrleute vom Towomb nahm darauf einstimmig eine Entschließung an, worin sie den Feuerwehrmann zu seiner Haltung beglückwünscht und erwartet, daß der Bürgermeister die Kündigung zurücknimmt.

Das Pausezeichnen. Nach einer Meldung aus Bombay will der neue Sender von Benares als Pausezeichen das durchdringende Geräusch eines trompetenden Elefanten einführen, da die Eingeborenen, für die der Sender in der Hauptsache bestimmt ist, ein Glocken- oder Musikzeichen kaum beachten würden. (Andere indische Sender werden, wie es heißt, Tiger- und Büffelgebrüll verwenden.)

Eine gewinnbringende Sensation. Bei einem Farmer-Ehepaar in Kanada, das letzten Herbst Fünflinge bekommen hat, sind zu Weihnachten drei Güterwagen mit Geschenken aus allen Erdteilen eingetroffen.

In Einfamilienhaus mit Garten suche ich auf 1. Februar eine tüchtige, intelligente Hausgehilfin, die neben der Hausfrau arbeitet und schon im Haushalt tätig war. Es ist Gelegenheit gegeben, sich weitere Kenntnisse zu erwerben. Frau Helene Schairer, Sulzgries bei Eßlingen a. N., Hauptstr. 98.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 240 18, Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Soath, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 4. Quartal 1934: 4050

Denkt an die Winterhilfe!

Stuttgart, 20. Januar 1935

16. Jahrgang, Nr. 3

Die Sonntags-Zeitung

Der Kalender

Wenn die Sonne nicht so eigensinnig wäre, jeden Tag einmal auf- und unterzugehen, oder wenn die Menschheit — wie heute schon ein Teil der Großstädter — ihr ganzes Dasein in Höhlen bei künstlicher Beleuchtung verbrächte, dann könnte man ganz gut einen Kalender nach dem sonst bei uns üblich gewordenen Zählsystem, dem Dezimalsystem, einführen.

Das Jahr würde dann etwa in hundert Tage zu je hundert Stunden zerfallen, eine Stunde in hundert Minuten zu je hundert Sekunden. Der kleinste mit Namen benannte Zeitabschnitt wäre etwa ein Drittel so lang als jetzt (was gut denkbar wäre, denn eine Sekunde ist so lang, daß man im Sport längst nach Zehntelsekunden, auf anderen Gebieten sogar nach Hundertstel- und Tausendstelsekunden rechnet). Ein Tag — für den man allerdings einen neuen Namen erfinden müßte — wäre etwa viermal so lang als jetzt. Ein Monat hätte zehn Tage. Auch das Wort Monat, das mit Mond zusammenhängt, hätte dann keinen Sinn mehr und müßte genau genommen ersetzt werden. Aber die Monatsnamen könnte man ja behalten, unter Verzicht auf Januar und Februar; und September bis Dezember hätten dann als siebenter bis zehnter Monat auf einmal wieder ihre richtige Bedeutung.

◆

Es hat nämlich in alter Zeit, so um die Gründung Roms herum, wirklich einmal nur zehn Monate gegeben, und in manchen Ländern, z. B. England, hat noch vor zweihundert Jahren das Jahr nicht im Januar, sondern im März angefangen. Auch der römische Mönch Dionysius, der Urheber der christlichen Zeitrechnung, begann sein erstes Jahr mit dem Tage der „Fleischwerdung" Christi, dem 25. März. (Das Jahr 1 ist also nicht das Jahr 1 n a c h der Geburt Christi, sondern das Geburtsjahr selber; wobei wir davon absehen müssen, daß der König Herodes, unter dessen Regierung Christus nach der Legende zur Welt kam, schon im Jahre 4 v o r der christlichen Zeitrechnung gestorben ist.)

Unser Kalender mit seinen zwölf Monaten geht bekanntlich auf Julius Cäsar zurück, der mit Hilfe eines ägyptischen Astronomen das Jahr nach dem Sonnenlauf auf 365 Tage festlegen und alle vier Jahre am Schluß des damaligen letzten Monats, des Februars, einen Schalttag anhängen ließ. Die Monate hatten abwechselnd 31 und 30 Tage, außer dem Februar, der nur in Schaltjahren 30, sonst 29 Tage zählte. Der fünfte Monat, Quintilis, wurde damals nach Cäsar Julius umbenannt, und Cäsars Neffe und Nachfolger Augustus sorgte dann dafür, daß der darauffolgende nach ihm selber getauft wurde.

Augustus verfügte aber dazu noch einige weitere kleine Änderungen. Seine Eitelkeit ließ es nicht zu, daß sein Monat nur 30 Tage haben sollte und der des Cäsars 31. Er kürzte deshalb den Februar noch um einen Tag, der dafür dem August angehängt wurde, und damit nicht drei Monate hintereinander 31 Tage haben sollten, wurde dem siebenten und dem neunten Monat, September und November, je ein Tag genommen, der dem achten und dem zehnten, Oktober und Dezember, zugeschlagen wurde. Auf diese Weise entstand vor bald 2000 Jahren unsere gegenwärtige Folge, die wir als Kinder an den Fingerknöcheln abzählen gelernt haben.

Dem Astronomen Cäsars war ein kleiner Fehler unterlaufen. Er hatte den Jahreslauf der Sonne mit 365 und einem halben Tag angesetzt, während er in Wirklichkeit nur 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten und etwa 49 Sekunden dauert. Das Jahr des julianischen Kalenders ist also etwas zu lang, es eilt der „wirklichen" Sonnenzeit etwas voraus, und der Fehler beträgt im Lauf eines Jahrhunderts immerhin schon beinahe einen Tag. Als sich diese vorweggenommenen Tage schon ziemlich summiert hatten, verkündete der Papst Gregor XIII. im Jahr 1582 seine Kalenderreform, die dieses Jahr um zehn Tage verkürzte, innerhalb von 400 Jahren drei Schaltjahre ausfallen ließ und den Januar anstatt des März offiziell zum ersten Monat machte.

Der neue „gregorianische" Kalender, wie er heute noch in Geltung ist, wurde von den katholischen Nationen sogleich angenommen, und die protestantischen folgten diesem Beispiel bald darauf, mit Ausnahme von England und Schweden. Diese kamen erst im 18. Jahrhundert nach, England im Jahr 1751, das damals auf den 2. September sogleich den 14. folgen ließ (zum Entsetzen gewisser „religiöser" Bürger, die um die „verlorenen elf Tage" klagten).

Die griechisch-katholischen Länder haben den alten julianischen Kalender bis in dieses Jahrhundert behalten. In Griechenland z. B. ist er erst 1923 abgeschafft worden, nachdem ihn in Rußland die Sowjetregierung schon ein paar Jahre vorher beseitigt hatte. Die Differenz gegenüber dem gregorianischen war inzwischen auf 14 Tage angewachsen gewesen.

◆

Und nun wird heute auch der gregorianische Kalender für reformbedürftig erklärt. Seit über zehn Jahren befaßt sich der Völkerbund mit einer Verbesserung des Kalenders, und eine „Gesellschaft für zeitgemäße Kalenderreform" (Rational Calendar Association, 38 Parliament Street, London SW 1, deutscher Generalsekretär: Dr. Oskar Aust, Berlin-Britz, Onkel-Bräsig-Straße 70) bemüht sich, die öffentliche Meinung dafür mobil zu machen.

Was man unserem heutigen Kalender vorwirft, ist folgendes (nach einer von Dr. Aust versandten Propagandaschrift): Das erste Quartal umfaßt normalerweise 90 Tage, das zweite 91 und das dritte und vierte 92. Ein Semester ist also drei Tage länger als das andere. Das Jahr ist nicht genau in Wochen teilbar. Daten fallen daher von Jahr zu Jahr niemals auf denselben Tag. Der gleiche Monat kann in verschiedenen Jahren 4 oder 5 Sonntage enthalten. In aufeinanderfolgenden Monaten ist die Anzahl der Arbeitstage immer verschieden. Manchmal gibt es 52 und manchmal 53 Löhnungstage im Jahr; und Zins-, Dividenden-, und Mietszahlungen, sowie der Umlauf von Wechseln und die Frist gesetzlicher Verträge sind mangels eines festen Jahres höchst kompliziert. Die Banken müssen sorgfältig ausgearbeitete Tabellen benutzen, um genaue tägliche Berechnungen für Kontokorrent-Konten machen zu können; und die Arbeit von Buchhaltern, Rechnungsrevisoren und Kassenbeamten ist durch die allgemeine Unregelmäßigkeit unnötig erweitert. Da sowohl aufeinanderfolgende Monate als dieselben Monate in verschiedenen Jahren nicht genau vergleichbar sind (die Zahl der Arbeitstage im Monat schwankt z. B. zwischen 22½ und 25, das ist ein Unterschied von 10 Prozent) sind ferner alle wirtschaftlichen Statistiken mit Fehlern behaftet und ungenau.

Von den dem Völkerbund vorliegenden Verbesserungsvorschlägen scheinen zwei in die engere Wahl zu kommen; und von diesen hinwiederum hat ohne Zweifel der zweite, weniger radikale, die größere Aussicht auf Berücksichtigung.

1. Das „Dreizehn-Monate-Jahr mit gleichen Monaten" würde 13 Monate zu je 28 Tagen umfassen. Ein neuer Monat müßte also geschaffen und benannt werden. Jeder Monat würde mit einem Sonntag beginnen; am Ende des Jahres, nach dem 28. Dezember, würde ein Feiertag, der „Jahrestag" eingeschoben. — Der große Nachteil dieses Vorschlags liegt in der unbequemen Zahl 13, die nicht teilbar und auch selber als Teiler schlecht geeignet ist; die Vermehrung der Monate um einen weiteren würde außerdem im Geschäftsleben vermehrte Arbeit bedeuten (Abschlüsse, Inventuren, Auszahlungen); statistische Vergleiche mit früheren Jahren wären schwierig, ja fast unmöglich.

2. Das „Zwölf-Monate-Jahr mit gleichen Quartalen" enthielte vier Monate zu 31, acht zu 30 Tagen und ebenfalls am Schluß einen Jahresfeiertag („Altjahrabend"). Jedes Quartal hätte einen Monat zu 31 und zwei zu 30 Tagen, wäre also 91 Tage lang. Der erste Tag jedes Quartals wäre ein Sonntag, der zweite Monat jedes Quartals würde mit einem Mittwoch, der dritte mit einem Freitag beginnen. — Der Unterschied gegen bisher wäre hier nur der, daß der April um einen, der Februar um zwei Tage länger, die Monate März, Mai und August um einen Tag kürzer würden. Dabei hätte der Kalender ständige Gültigkeit; jedes gleiche Datum in verschiedenen Jahren fiele auf denselben Wochentag. Jeder Monat hätte gleichviel, nämlich 26, Arbeitstage. Ebenso jedes Quartal und jedes Halbjahr.

Der Ausschuß des Völkerbunds für Kalenderreform, der 1931 zum letztenmal getagt hat, wird dieses Jahr wieder zusammentreten. Es ist möglich, daß er sich dann für eine der vorgeschlagenen Reformen entscheiden wird. Da als nächstes das Jahr 1939 mit einem Sonntag beginnt, wäre dieses zur Einführung einer etwaigen Reform geeignet (alle vorliegenden Kalenderreform-Vorschläge lassen das Jahr mit einem Sonntag beginnen).

◆

Daß ein „normalisiertes" Kalenderjahr in diese Zeit der automatischen Maschine besser hereinpassen würde als das unregelmäßige, das wir jetzt noch haben, daß dessen Reform also „vernünftig" wäre, läßt sich nicht bestreiten. Es hat nicht viel Wert, sich gegen Derartiges zu sträuben, wenn es „im Zuge der Zeit" liegt.

Aber kein „Fortschritt" kommt umsonst; er muß bezahlt werden. Vereinfachung und Vereinheitlichung von Lebensformen bedeutet auch Entleerung und Erstarrung. Das Schöne etwa an den alten, zum großen Teil bereits abgeschafften Heiligenfeiertagen war nicht zum Wenigsten die Unregelmäßigkeit, mit der sie über die Wochen des Jahres verstreut waren. Wenn man künftig einmal seinen Geburtstag alljährlich am selben Wochentag feiern wird und wenn alle Sonn- und Festtage immer auf denselben Tag fallen werden, so wird das manchem vielleicht ein wenig langweilig vorkommen.

War der Kalender nicht auch lebendiger und lustiger, als man noch an Lichtmeß und Jakobi, an Georgii und Martini Lohn und Zins zahlte, Verträge und Dienstverhältnisse begann oder kündigte?

Im Kanton Tessin ist es z. B. heute noch so, daß das Schuljahr nicht etwa in allen Gemeinden am gleichen Tage aufhört und wieder anfängt. Sein Ende und Wiederbeginn richtet sich jeweils nach dem Tag, an dem der Herr kantonale Schulinspektor zur Prüfung der Kinder eintrifft, ist also von Ort zu Ort verschieden. Ist diese Regelung nicht vielleicht kurzweiliger und lebensvoller als das Schema und der festgelegte Termin, der freilich „praktischer" und bequemer erscheinen mag?

Das Unregelmäßige und Bewegliche hat doch auch seine Vorzüge, sonst hätten wir es mit dem alten reformbedürftigen Kalender vielleicht nicht so lange ausgehalten. Wenn dann der bessere, rationalisierte und schematisierte einmal da ist, werden wir am Ende versuchen müssen, auf irgend eine andere Weise neue Abwechslung in den genormten Jahresablauf hereinzubringen. × × ×

Zwanzig Reichsgaue

Aus einem Vortrag, den der Reichsminister des Innern Dr. F r i c k am 15. November vor Offizieren der Wehrmacht gehalten hat, werden in der Presse folgende Sätze zitiert:

„Die künftigen Reichsgaue werden nicht wie die Länder das Ergebnis einer jahrhundertelangen dynastischen Entwicklung sein, sondern nach geografischen, volklichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten so gebildet werden, wie es dem Wohl des Volkes und Reiches am besten entspricht. Es mögen dann rund etwa 20 Territorien entstehen mit drei bis vier Millionen Einwohnern im Durchschnitt, deren Grenzen sich weitestgehend mit den für die Wehrmacht notwendigen Gliederungen decken werden. Dieser Territorien und ihrer Leiter wird sich die Reichsregierung bedienen, um ihren Willen bis ins letzte Dorf durchzusetzen."

Kleine Chronik

Die Abstimmung im S a a r g e b i e t am 13. Januar hat bei stärkster Wahlbeteiligung eine überwältigende Mehrheit für die Wiedervereinigung mit Deutschland ergeben. Von 539 541 Stimmberechtigten haben 528 005 abgestimmt (97,9 Prozent); davon für Deutschland 477 119 (90,4 Prozent), für den Status quo 46 513 (8,8 Prozent), für Frankreich 2124 (0,4 Prozent), ungültig waren 2249 (0,4 Prozent).

Deutsche Mannigfaltigkeit
und Lob Württembergs

Von F r i t z W e r k m a n n

Viele schreiben leichthin von „der deutschen Wirtschaft", von „der deutschen Industrie", und nur allzuoft vergessen dabei die Leser — und Schreiber! —, daß die deutsche Wirtschaft und die deutsche Industrie keineswegs einheitliche Gebilde sind.

Die gewerbliche Betriebszählung vom Juni 1933 vermittelt für denjenigen, der Zeit hat, in umfangreichen Zahlenzusammenstellungen zu lesen, ein überaus eindrucksvolles Bild von der Mannigfaltigkeit der deutschen gewerblichen Wirtschaft. Um etwas von diesem Eindruck weiterzuvermitteln, seien hier zur Ergänzung unserer Darstellung in Nr. 39 des vorigen Jahrgangs („Krisenstatistik"), in der wir nur deutsche Durchschnittszahlen gebracht haben, einige weitere interessante Ergebnisse der gewerblichen Betriebszählung mitgeteilt.

Daß sich in dem Zahlenbild, wenn es geografisch gegliedert ist, einige gewerbliche Zentren hervorheben, z. B. die Rheinprovinz, Westfalen, das Land Sachsen und Berlin, wird jeder vermuten. Die Zusammenballung der gewerblichen Tätigkeit in diesen Gebieten geht aber doch über das hinaus, was man sich gemeinhin vorstellt. Auf jene Gebiete, die flächenmäßig nur ein Achtel Deutschlands ausmachen, entfällt ein Drittel der deutschen gewerblichen Betriebe und der in ihnen Beschäftigten, ferner die Hälfte der in Deutschland aufgestellten Kraftmaschinenleistung.

Das eigentliche Herz der gewerblichen Tätigkeit ist Rheinland-Westfalen. Dort sind zusammengeballt: ein Sechstel der Gewerbebetriebe, ein Fünftel der im Gewerbe beschäftigten Personen und mehr als ein Drittel der Kraftmaschinenleistung. Daß dieses industrielle Herz in der Krise zu einer Hochburg der Arbeitslosigkeit werden mußte, ist verständlich.

Greifen wir willkürlich die Angaben für zwei deutsche Länder heraus: S a c h s e n und W ü r t t e m b e r g. In beiden entfallen auf 1000 Einwohner 194 in Industrie und Handwerk tätige Personen. Das ist aber auch wohl das einzige Gemeinsame. „Die deutsche Wirtschaft" sieht in diesen beiden Ländern höchst verschieden aus. Bevölkerung und Industrie sind in Sachsen räumlich weit mehr zusammengeballt als in Württemberg. In Sachsen kommen auf einen Quadratkilometer 68 in der gewerblichen Produktion tätige Personen, in Württemberg nur 27. Das gewerbliche Leben ist in Württemberg nicht nur weitläufiger über den Wirtschaftsraum verteilt, sondern auch enger mit der Landwirtschaft verbunden, was in der Krise die bekannten günstigen Wirkungen hat.

Völlig anders liegen die Verhältnisse in dem Stadtstaat H a m b u r g. Dort arbeitet von den gewerblich Tätigen nur ein Drittel in Industrie und Handwerk, dagegen zwei Drittel in Handel und Verkehr. Die Folgen beim Niedergang des internationalen Handelsgeschäfts kann man sich denken. Die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit ist in Hamburg besonders schwierig. Diese Stadt leidet nicht nur unter dem Rückgang des deutschen Außenhandels, sondern außerdem unter dem Rückgang des internationalen Durchgangsverkehrs und derjenigen Handelstätigkeit, die den Hamburger Kaufmann z. B. zum Mittler machte zwischen südamerikanischen und afrikanischen Lieferanten und skandinavischen und baltischen Abnehmern.

B r e m e n ist etwas besser daran als die größere Schwesterstadt Hamburg. Denn in Bremen sind immerhin fast zwei Fünftel der gewerblich Tätigen in Industrie und Handwerk beschäftigt, und nur drei Fünftel werden von der besonderen Krise des Überseehandels erfaßt.

Wieder ganz anders ist die Lage in W e s t f a l e n, und abermals anders in S a c h s e n. In Westfalen arbeitet jeder fünfte gewerblich Tätige im Bergbau, in Sachsen jeder vierte in der Textilindustrie. In beiden Fällen eine starke Konzentration auf eine Industrie! Das Schicksal dieser Industrie ist für das Schicksal des Gebietes weitgehend bestimmend. Wir wissen, daß der Bergbau als Produktionsgüterindustrie und die Textilindustrie als Konsumgüterindustrie in Krise und Aufschwung ein recht verschiedenes Schicksal haben, — das in diesem Fall dadurch etwas nach der ungünstigen Seite hin ausgeglichen wird, daß die sächsische Textilindustrie stark auf Ausfuhr eingestellt ist und dieser in der Krise weit stärker zurückgegangen ist als der inländische Textilabsatz.

Verfolgen wir nun noch zwei Gewerbe durch mehrere Gebiete hindurch: das N a h r u n g s- und G e n u ß m i t t e l-gewerbe und das R e i n i g u n g s- und B e k l e i d u n g s-gewerbe, die beide in ihrer Bedeutung innerhalb der modernen Wirtschaft leicht unterschätzt werden. In ausgesprochenen Industriegebieten stellen sie immerhin durchschnittlich ein Viertel der im industriellen Produktionsapparat Tätigen. In ländlichen Gegenden ist dieser Anteil weit größer; er beträgt z. B. in Mecklenburg 40 Prozent, in Ostpreußen und Pommern 42 Prozent. Ähnlich hoch ist dieser Prozentsatz, was zunächst erstaunen mag, auch in der Stadt Berlin. Überhaupt ist die Mehrzahl derer, die im Produktionsapparat der großen Städte Berlin und Hamburg arbeiten, für die Herstellung von solchen Gütern tätig, die der Befriedigung der wichtigsten Konsumbedürfnisse (Nahrung, Kleidung, Wohnung) dienen. Die Berliner Konfektion arbeitet zwar auch für auswärts. Im großen und ganzen gilt aber doch für einen erheblichen Teil der großstädtischen Arbeitskräfte, daß sie i n der Großstadt f ü r die Großstadt arbeiten, daß ihre Beschäftigung also abhängig ist von dem Beschäftigungsgrad ihrer Stadt. Im engen Raum dieser Städte kann man daher deutlich sehen, wie Arbeitslosigkeit Arbeitslosigkeit erzeugt, und Beschäftigung Beschäftigung.

◆

Betrachten wir nun einige Veränderungen zwischen den beiden letztvergangenen gewerblichen Betriebszählungen von 1925 und 1933. Sie sind in den einzelnen Gebietsteilen sehr verschieden groß. Einer Personalabnahme um rund 40 Prozent in Berlin und dem Land Sachsen stehen solche um rund 20 Prozent in Ostpreußen und Pommern und um nur 15 Prozent in Württemberg gegenüber. Die geringe Personal-

abnahme in den agrarischen Gebieten erklärt sich zum Teil daraus, daß in ihnen die krisenfesteren Konsumgüterindustrien überwiegen. Aber nehmen wir z. B. eine bestimmte Industrie: die Eisen- und Stahlverarbeitung. Sie hat sich in Württemberg während der Krise weit besser behauptet als in anderen Reichsteilen. Ähnliches zeigt sich im Baugewerbe: in den Industriezentren hat sich sein Personalbestand von 1925 auf 1933 halbiert, in Ostpreußen und Pommern um ein Drittel vermindert, in Württemberg aber nur um ein Sechstel. Das Nahrungs- und Genußmittelgewerbe hat in den Industriegebieten und größten Städten zum Teil sehr erhebliche Krisenverluste aufzuweisen; in Württemberg hat die Zahl der Beschäftigten dagegen um 9 beziehungsweise 2 Prozent zugenommen. Auch im Großhandel und Einzelhandel steht Württemberg verhältnismäßig sehr günstig da.

Beim Gang durch die Mannigfaltigkeit der deutschen Wirtschaft zeigt sich, daß fast alle Gebiete und Wirtschaftszweige von der Krise hart betroffen worden sind. Das Statistische Reichsamt urteilt dabei (in echtem Beamtendeutsch, aber sehr richtig) folgendermaßen: „Ein verhältnismäßig krisenfestes Gebiet ist Württemberg und damit derjenige Wirtschaftsraum, in dem ein überwiegend weiterverarbeitendes Gewerbe, im Gegensatz zu den städtischen und industriellen Zusammenballungen, weitläufiger über die Bodenfläche verteilt und bei stärkerem Gewicht klein- und mittelbetrieblicher Wirtschaftsführung sowohl örtlich als auch personell inniger mit der Bodenbewirtschaftung verbunden ist."

Gibt das nicht zu denken? Gerade das Land, das innerhalb der deutschen Mannigfaltigkeit in sich selber am mannigfaltigsten ist, das Klein- und Mittelbetriebe neben Großbetrieben, das Landwirtschaft neben Industrie und Handwerk „innig" verbunden besitzt, hat in der Krise am besten durchgehalten!

Das krasse Gegenbeispiel sind die einst vielgerühmten sogenannten Monokulturen in Amerika, wo jeweils ganze Landstriche mit dem Schicksal des Kaffeepreises oder des Mais- und Schweinepreises, oder des Baumwollpreises oder des Weizenpreises verknüpft sind.

Heute, innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft, ist es geradezu eine wirtschaftspolitische Aufgabe, Übersteigerungen der Einseitigkeit abzubremsen und für Mannigfaltigkeit zu sorgen, — womit freilich nicht gesagt sein soll, daß Rohstahl künftig auch in Kleinbetrieben und Bananen auch in Württemberg produziert werden sollen.

Württemberg

Wie der württembergische Wirtschaftsminister Dr. Lehnich kürzlich in einem Berliner Vortrag ausgeführt hat, ist Württemberg dasjenige deutsche Land, das im Verhältnis zu seiner Größe die stärkste weltwirtschaftliche Verflechtung aufzuweisen hat.

Sein Anteil an der deutschen Fertigwarenausfuhr ist etwa 15 Prozent, bei einem Anteil an der deutschen Einwohnerzahl von 4,3 Prozent. Die Beteiligung Württemberg am deutschen Export beträgt z. B. in Strick- und Fantasiewaren der Textilindustrie 20 Prozent, in chirurgischen Instrumenten, in Wirk- und Stricknadeln und in Erzeugnissen der Korsettindustrie je 33 Prozent, in Feuerlöschgeräten 50, in Harmonikas 60, in der Uhrenindustrie 66 Prozent.

1932 belief sich Württembergs Ausfuhr auf etwa 50 bis 60 Prozent seiner industriellen Erzeugung, diejenige ganz Deutschlands auf 38 Prozent. Gegenwärtig dürfte Deutschland von seiner Gesamterzeugung in Fertigwaren noch etwa 20 Prozent im Ausland absetzen, Württemberg noch über 30 (1932: 50 bis 60) Prozent.

Württemberg zählt ungefähr 400 Spezialitäten erzeugende Firmen, deren Erzeugnisse z. T. Weltruf genießen, darunter kleine und kleinste Werke. Die Industriebetriebe sind im ganzen Land verstreut bis in die entlegensten Täler. Der Mittelbetrieb herrscht vor, ebenso die persönliche Haftung des Unternehmers. Die Industriearbeiter auf dem Land haben großenteils ein eigenes Haus und landwirtschaftlich genutzten Boden. Mehr als 60 Prozent der Bevölkerung wohnen im eigenen Haus.

Zeitlebens bin ich froh darum gewesen, in der Dorfschule begonnen zu haben. Es war gut für mich, daß ich mich im Lernen mit den Dorfknaben messen und dabei feststellen mußte, daß sie mindestens so viel im Kopf hatten wie ich. Der Dünkel, den so viele Knaben haben, die gleich auf das Gymnasium kommen und dort miteinander meinen, die Kinder der Gebildeten hätten von sich aus mehr los als die Buben, die in geflickten Hosen und Holzschuhen gehen, ist mir immer fern geblieben.

Albert Schweitzer

Unfreiwillige Autarkie

Eine Selbstversorgung moderner Staaten wurde vor dem Weltkrieg — in einer Zeit, für die der fast ungehemmte Warenaustausch und der Einkauf „wo es am billigsten ist" kennzeichnend war — für eine Utopie gehalten, für die man höchstens ein mitleidiges Lächeln übrig hatte. Aber dann bewies der Weltkrieg nur allzudeutlich, wie gefährlich das Fehlen der Selbstversorgung für einen Staat werden kann. Deutschland hat den Krieg deshalb verloren, weil es sich nicht selbst versorgen konnte, und England hätte ihn fast verloren, als die U-Boote ihm die Zufuhren abschnitten.

Seitdem betrachtet man die Autarkie überall mit anderen Augen, und das Pendel hat nach der anderen Seite ausgeschlagen. Während man vor dem Weltkrieg den Welthandel und die Belieferung des Weltmarktes erstrebte (was zwangsläufig auch einen Einkauf auf dem Weltmarkt einschließt), überbietet man sich seit 1919 überall in autarkischen Bestrebungen. Man muß dabei aber scharf unterscheiden zwischen freiwilligen und unfreiwilligen Bestrebungen dieser Art, und es berührt einigermaßen seltsam, wenn man feststellen muß, daß die allermeisten Staaten dabei nur mehr oder weniger unfreiwillig mitmachen.

Zum Warenaustausch, zum Welthandel gehören immer mehrere oder doch mindestens zwei Partner. Scheidet der eine davon freiwillig aus, indem er sich der Autarkie zuwendet, so zerreißt er das Band und zwingt den anderen damit ebenfalls zur Autarkie. Es ist ähnlich, wie bei den Kriegsdrohungen und Rüstungen. Auch die Autarkie (die ja einen Teil der Kriegsrüstung jedes Staates bildet) wird von vielen als lästig empfunden. Es wird von wenigen bestritten, daß die frühere Weltwirtschaft „schöner und angenehmer" war, daß echter Kaffee besser schmeckt, als Gerstenkaffee, daß manche alten, bewährten Überseerohstoffe besser waren, als die „ebensogute" selbsterzeugte Ware, deren Herstellung zudem in vielen Fällen den Aufbau ganzer Industrien mit ungeheurem Kapitalaufwand bedingt. Obgleich man also die Mängel und Schattenseiten der Autarkie überall erkennt, bemüht man sich doch in fast allen Ländern, sie möglichst rasch einzuführen oder sich ihr wenigstens anzunähern.

Wie weit sind nun die verschiedenen Staaten auf diesem Wege gekommen? Derjenige Staat, der schon vor dem Weltkrieg dank seines weltumspannenden Kolonialreichs für hervorragend autarkiegeeignet gehalten wurde und der doch den Freihandelsgedanken vertrat — Großbritannien — ist auch heute noch der einzige, der eine Autarkie völlig durchführen könnte; denn nirgends sonst finden sich so wie dort Industrie- und Rohstoffgebiete unter einer Flagge vereinigt. Aber gerade dort haben sich die Verhältnisse seit der Vorkriegszeit völlig gewandelt: die Konferenz von Ottawa war der letzte Versuch, wenigstens eine Weltwirtschaft innerhalb des britischen Weltreichs zu ermöglichen, wenn es schon keine „echte" Weltwirtschaft mehr sein konnte. Dieser Versuch ist fehlgeschlagen, weil die Dominien nicht geneigt waren, auf ihre im Krieg aufgebaute Industrie zu Gunsten des Mutterlands zu verzichten und sich wieder auf den Rang von Rohstoffländern herabdrücken zu lassen.

Frankreich, als zweitgrößte Kolonialmacht, hätte an sich ebenfalls vorzügliche Bedingungen für weitgehende Autarkie. Doch stehen dem drei Faktoren entgegen: die Rückständigkeit der französischen Industrie mit der Spießigkeit und dem mangelnden Wagemut der Franzosen, dann die sehr geringe Entwicklung der französischen Kolonien, und endlich die Tatsache, daß Frankreich die Meere nicht beherrscht, also im Ernstfall hinsichtlich seiner überseeischen Bezüge auf das Wohlwollen Englands angewiesen ist.

Eine sehr weitgehende Autarkie kann sich Amerika gestatten, das die meisten Rohstoffe in Hülle und Fülle besitzt, dazu eine ungeheure Industrie und eine Achtung gebietende Flotte. Immerhin fehlen ihm einige Rohstoffe. Man ist heute in Amerika wie bei uns stark bemüht, diese fehlenden Rohstoffe (etwa Kautschuk) auf chemischem Wege zu ersetzen.

Deutschland und Japan sind beide von Natur aus arm und für Autarkie denkbar ungeeignet. Deutschland versucht, durch seine hochentwickelte chemische Industrie nach Möglichkeit die fehlenden Rohstoffe zu ersetzen. In Japan hat die Eroberung der Mandschurei eine Erleichterung gebracht, da sich dort große Naturschätze befinden. Auch ist Japan bestrebt, sich die Rohstoffe Holländisch-Indiens nutzbar zu machen.

Rußland ist ebenfalls lebhaft bemüht, sich selbst zu versorgen. Seine Aussichten sind dabei nicht schlecht, denn es besitzt gewaltige Rohstoffquellen. Stark gehemmt ist es allerdings durch die fehlenden Verkehrswege und den Tiefstand der Bildung des Volkes. Auch liegt fast das ganze Sowjetreich in der kalten Zone; abgesehen von der turkestanischen Baumwolle hat es keine Rohstoffe der warmen Zonen.

Ein Land, das (weit mehr unfreiwillig als freiwillig) der völligen Autarkie entgegengeht, ist Brasilien, das auf seinem riesigen, freilich noch wenig erschlossenen Gebiet fast alle Rohstoffe im Überfluß besitzt. Wie in Rußland hemmt auch hier das Fehlen der Verkehrswege und der Tiefstand der Volksbildung die Entwicklung, die aber trotzdem überraschend schnell voranschreitet. Brasilien hat sich seit 1914 weitgehend unabhängig gemacht und bietet damit das Schulbeispiel für die Nachkriegsentwicklung. Früher kaufte es bei allen Industriestaaten Fertigwaren und bezahlte mit seinen Rohstoffen, besonders mit Kaffee. Im Weltkrieg von Europa abgeschnitten (denn auch unsere Gegner vernachlässigten damals den brasilianischen Markt) mußte es sich industrialisieren, und es hat das seitdem so gründlich besorgt, daß es heute fast alles selbst herstellen kann. Die brasilianische Erzeugung ist zwar geringwertig, aber dennoch konkurrenzlos, da sie durch unsinnige Zölle und sehr geringe Selbstkosten (billige Rohstoffe und Löhne, infolge Geldentwertung und geringe Lebensansprüche) geschützt ist.

Brasilien braucht also die Industrieländer nicht mehr; es kann von ihnen auch nicht viel kaufen, da diese keinen Kaffee mehr in Zahlung nehmen wollen. So hat es aus der Not eine Tugend gemacht. Seine industrielle Entwicklung ist erstaunlich. Heute beliefert es sich nicht nur selbst, sondern es tritt in fast allen südamerikanischen Ländern als scharfer Wettbewerber der alten Industrieländer auf. Vor dem Kriege hätte sich das in Europa niemand träumen lassen!

Ulrich von Riet

„Die Zerstörung der ehemals so engen und für alle Völker wertvollen zwischenstaatlichen Wirtschaftsbeziehungen hat . . . einen Grad erreicht, daß man heute kaum noch von einer gemeinsamen Entwicklung, also von dem Begriff Weltkonjunktur überhaupt, sprechen kann."

„Die politischen und geistigen Voraussetzungen des früheren Freihandelssystems sind zerschlagen; eine trotz aller Fehler große Epoche ist unwiderruflich vorüber. Deutschland hat heute die Aufgabe, sich in der veränderten Welt zurechtzufinden. Man braucht sich nur einmal die europäische Landkarte zu betrachten und das Selbstbewußtsein überseeischer Völker auf sich wirken zu lassen, um zu erkennen, wie sehr sich das soziale Antlitz der Erde verändert hat." (Aus dem „Deutschen Volkswirt")

Wirtschaftsnotizen

Der japanische Roheisenverbrauch im Jahr 1934 beläuft sich auf rund 1 225 000 Tonnen. Dies bedeutet eine Zunahme um 25 Prozent gegenüber dem Vorjahre.

Rußland hat, nach der „Rheinisch-westfälischen Zeitung", mit der mongolischen Republik ein Abkommen über den Bau eines Textilwerkes geschlossen. Die Fabrik soll die mongolische Republik von der Einfuhr ausländischer Tuche vollständig unabhängig machen.

Das „Berliner Tageblatt" vom 27. Dezember 1934 hat u. a. berichtet: „Die Textilmaschinen für das türkische Textilkombinat in Kaissarieh — unter anderem 157 Kämmaschinen — sind jetzt von der Fabrik „Karl Marx" in Leningrad fertiggestellt worden; ein Teil dieser Maschinen befindet sich bereits auf dem Weg nach der Türkei. Mit dieser Maschinenlieferung an die Türkei unternimmt die sowjetrussische Maschinenindustrie ihren ersten bedeutungsvollen Schritt auf den Weltmarkt."

In Haifa wird z. Zt. ein Kupfer- und Messingwalzwerk errichtet, dessen Jahreserzeugung genügen soll, um den Bedarf von Palästina und Syrien zu decken.

Am 16. Juni 1933 wurden in Deutschland rund 11,5 Millionen erwerbstätige Frauen gezählt. Davon entfielen auf die Landwirtschaft 4,6 Millionen, auf Industrie und Handwerk 2,7 Millionen, den Handel 1,3 Millionen, die Hauswirtschaft 1,3 Millionen.

Die Zeißwerke in Jena gewähren künftig allen männlichen Werkskameraden bei der Verheiratung einen bezahlten Sonderurlaub von drei Tagen und ein Hochzeitsgeschenk von 50 Mark, den weiblichen Gefolgschaftsangehörigen bei der Verheiratung ebenfalls einen dreitägigen Sonderurlaub und, falls sie aus der Firma ausscheiden, ein Hochzeitsgeschenk, das 60 Mark für jedes Dienstjahr seit dem vollendeten 18. Lebensjahr beträgt.

Das Experiment

Von German Gerhold

„Watson, ich glaube bei Gott, diese Indianer hier stehen in ihrer Kultur noch tiefer als die Pygmäen, die wir seinerzeit in Afrika sahen."

Watson zuckte die Achseln. „Kein Wunder. Es war ja ein Teufelskunststück, bis hieher vorzudringen. Aber es sind prachtvoll gewachsene Menschen, nicht?"

Zweifelnd wiegte Eastman den Kopf. „Menschen —? Das sagt man so hin. Sind das Menschen —? Sie sind sehr menschenähnlich und zum Teil sehr schön anzusehen. Aber sie sind uns innerlich gewiß so fern, wie Affen oder andere Tiere."

„Das sehe ich nun wieder geradezu umgekehrt", erwiderte Watson. „Ich entdecke jedesmal wieder aufs Neue bei solchen Gelegenheiten, wie wenig sich eigentlich unsere Menschen daheim von diesen Wilden unterscheiden."

„Nun, diesen Unterschied würdest du schnell wieder gewahr werden, wenn du einmal einen dieser Gesellen in die Londoner City setzen würdest —!"

„Well, Eastman, ich wäre geneigt, es zu tun."

„Eine vorzügliche Idee, Watson, von der ich mir viel versprechen würde. Würdest du einen dieser Burschen als Diener mitnehmen?"

„Das wäre nicht sonderlich neu. Vom Hund zum Diener ist kein weiter Weg. Nein, ich würde ihn völlig als unseresgleichen, als meinen Gast mit hinübernehmen. Und niemand anders habe ich dazu ausersehen, als diesen jungen Häuptling selbst! Ich bin überzeugt, daß er im Handumdrehen ein so geleckter junger Engländer sein wird wie nur irgend ein Sohn Albions!"

„Das eben bestreite ich entschieden! Ebensogut könntest du das von einem Gorilla behaupten —!"

„Manchmal hätte ich auch verdammt Lust dazu, Eastman. — Aber wir werden es ja sehen."

•

Watson hat es verstanden, den jungen Häuptling als Fürst von Chaco in seine Kreise, die nicht die schlechtesten Londons waren, einzuführen.

Und Jao, der Häuptling, hatte es ebenso schnell verstanden, einen eleganten Anzug mit Würde zu tragen, eine Krawatte sehr schick zu binden und weiße Wäsche von grauer zu unterscheiden. Im Tanzen war er seiner männlichen Umgebung weit überlegen, und die jungen Damen rissen sich förmlich um ihn, trotzdem er sie, seinen heimatlichen Gewohnheiten entsprechend, ziemlich geringschätzig behandelte.

Watson lächelte triumphierend und Eastman wunderte sich.

Von „Wildheit" war nie etwas an Jao zu bemerken. Im Gegenteil: bei vielen Gelegenheiten erschien er feiner und geschmeidiger, als die anderen jungen Gentlemen.

Eastman beobachtete ihn wie ein Luchs. Ein Punkt schien ihm für seine Hypothese trotz allem erfolgversprechend. Zwar verstand es Jao glänzend, Geld mit Grazie auszugeben (Watson gab ihm so viel, als nötig erschien), aber offenbar hatte Jao nicht die geringste Vorstellung dabei, was es mit dieser Einrichtung auf sich hatte.

Eastman beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen, und lud Watson und Jao zum Weekend in sein Landhaus an der Themse ein.

„Sagen Sie, Jao," begann er nach dem Dinner, „Sie sind nun ein Vierteljahr in diesem Lande. Wie gefällt es Ihnen bei uns?"

Jao hob lächelnd ein wenig die Hand. „Oh — ganz nett."

„Nun, es ist doch wohl bedeutend angenehmer hier, als daheim im Urwald?"

Jao überlegte. „Es ist bequemer hier zu leben, finde ich. Viele Menschen tun hier für mich Arbeiten, die ich dort selbst tun müßte. Man gibt Schillings und die Leute erfüllen einem Wünsche. Für Schillinge tut dort niemand etwas."

„Und woher kommen diese Schillinge —?"

„Von Watson." Er sah Watson an. „Ja, von wem haben Sie eigentlich die Schillinge?"

Watson lächelte. „Ich erhalte sie dafür, daß ich Bücher schreibe, die andere Menschen zu lesen wünschen. Und diese Menschen tun für andere wieder etwas anderes, und so fort."

Jao überlegte blitzschnell, dann nickte er. „Ich verstehe sehr gut. Es ist so, weil hier so viele Menschen beieinander sind. Die Menschen meines Stammes kennen einander, und ein jeder weiß, was der andere für alle tut. Wir brauchen solche Blechstücke nicht."

Eastman beugte sich vor. „Sie halten also unsere Einrichtungen für nicht so besonders wertvoll?"

Jao wiegte den Kopf. „Wertvoll —? Offen gesagt: nein. — Eure Menschen haben zehntausendmal so viel Wünsche als meine Leute. Halten Sie das für einen Vorteil? Sie sahen bei uns, daß man ohne diese Dinge leben und glücklich, sehr glücklich sein kann."

„Aber ist es nicht doch sehr schön, alle diese Dinge, die das Leben angenehm machen, zu besitzen?"

Jao zuckte die Achseln. „Wenn man nichts von ihnen weiß, entbehrt man sie nicht, — und wenn man sie in Hülle und Fülle hat, achtet man sie nicht mehr."

„Hm. Schließlich finden Sie also nicht, daß die Menschen hier besser leben als dort im Urwald? Denken Sie doch nur einmal an die Krankheiten, die Moskitos und all das andere Ungeziefer, gegen das ihr keine Mittel habt."

Jao sah etwas überrascht und zweifelnd zwischen den beiden Männern hin und her. „Ja wie —?" sagte er dann erstaunt. „Glauben Sie im Ernst, ich hätte nicht erfahren, daß es auch hier Ungeziefer in Hülle und Fülle gibt —? Glauben Sie, ich wisse nicht, daß hier tausende Menschen an Krankheiten zugrundegehen, die wir nicht kennen — und gegen die eure Menschen hier ebenfalls keine Mittel anwenden können, selbst dann nicht, wenn man sie kennt —? Es ist ganz nett, als Gast Watsons in euren Kreisen zu leben. Aber wenn ich das Leben eines der Millionen leben müßte, die unter eurer Kaste stehen, dann würde ich die Menschen im Urwald glühend beneiden."

„Wie —?" fragte Eastman erstaunt. „Das klingt ja fast, als ob Sie die Urwaldkultur höher einschätzten als die unsrige?"

Jaos Augen hatten plötzlich im Hintergrund ein leises Glimmen. „Ja, das tue ich", sagte er. „Denn diese Kultur hier ist die niedrigste, die ich mir vorstellen könnte. Sie beruht darauf, daß ihr in den Menschen tausendfache Wünsche erregt, sie aber nicht befriedigt. Nur dem, der für euch arbeitet, dem gebt ihr einige dieser Blechmarken, damit er ein wenig kosten kann von dem, was das Leben angenehm macht, — eben soviel, daß er mehr Hunger danach bekommt. Um aber die Menschen auch noch um dieses Wenige betrügen zu können, habt ihr sie diese Maschinen bauen lassen, die für

Luxus

Was ist Luxus? Alles, was man nicht unbedingt braucht? Im Luxus leben, hieße das dann: mehr haben als man braucht?

Aber wieviel, was braucht man eigentlich unbedingt? Der Mönch, der Ritter, die Halbweltdame, der Mann auf der Straße werden darüber sehr verschiedener Ansicht sein. Der Strenggesinnte andrer Ansicht als der Mann mit dem Grundsatz „leben und leben lassen", der Städter andrer Ansicht als der Bauer.

Sollten wir vielleicht zu einer mittleren Linie, vielmehr zur richtigen Antwort kommen, wenn wir uns den Menschen dort ansehen, wo unter der reinigenden Wirkung irgend eines Schicksals, das über ihn kam, seine Seele sich auf die eiserne Portion besinnt, die sie und ihr Körper benötigen, um leistungsfähig und auf dem Damm zu sein?

Dann wäre das Schulbeispiel der Krieger, der nach satter Vorkriegszeit zur Mobilmachung einrückt und, als nun nichts mehr aufzuhalten ist, erkennt: Ergriffen-Sein war was Seelen zukam; Körpern kam zu, was sie zu Leistungen befähigte.

Die Rolle des Geistes, seiner Aufgabe und seines Anspruchs ist dabei zwar übersehen. Aber dennoch sind wir der Lösung jetzt schon näher. Was ist also Luxus?

Was von der Aufgabe ablenkt. Was ungeeignet, sei es unterernährt, sei es stumpf-überernährt macht. (Seelen waren damals unterernährt, Körper überernährt; ein zu Leistungen gleich wenig befähigender Umstand als wenn es umgekehrt gewesen wäre.)

Dementsprechend bezeichnet der Tatmensch den Müssiggang (der meistens unter das Schema der unterernährten Seele, des überernährten Körpers, seltener der überernährten Seele, des unterernährten Körpers fällt) als Luxus, den er sich in Anbetracht seiner Ziele und Pläne nicht leisten kann. Dementsprechend wird es der verantwortungsbewußte Wirtschaftsführer als Luxus auffassen, für seine Arbeiter nicht so gut als möglich zu sorgen.

Es gibt eine letzte raffinierte Art von Luxus, die darin besteht, daß man sich aller Art von Reizeinwirkung der Dinge entzieht: indem man sich bedürfnislos gegen sie macht; z. B. gegen Kino, Zeitung, politische Ansprachen, Dekorationen, Orden, Auszeichnungen usw. (ein „Luxus", den sich durchaus nicht jeder leisten kann, besonders der nicht, der wirtschaftlich auf andere angewiesen ist). Nicht von ungefähr ist es daher, wenn der, der Wirkungen ausüben will, der Staatsmann z. B., gegen diesen Typ luxuriös Lebender (deren Luxus darin besteht, daß sie sich entziehen) besonders mißtrauisch ist.

Also wäre, vom Ganzen aus gesehen, Luxus u. a. auch das Quantum an Vorbehalten, das über dasjenige hinausgeht, die das Kollektiv zugestehen kann?

Ja. Und hier erst auch gilt, daß Luxus zu Unrecht werden kann, zu Unrecht eben gegen die Gesamtheit, die in Frage gestellt ist, wenn sich ihr die Glieder entziehen.

Tragik für den fortgeschrittenen Geist, der seiner Zeit vorauseilt, entspringt hier: er will mehr, als ihr Lebensstandard, auch in geistigen Dingen, zuläßt.

◆

Wählen wir noch ein konkretes Beispiel: lebt der Mann luxuriös, der ein Millionenvermögen besitzt?

Dieses Besitzes allein wegen offenbar noch nicht.

Und wenn er 1000 Mark Monatsverbrauch hat?

Offenbar müßten wir erst wissen, wozu er die 1000 Mark anwendet.

Wohl aber lebt er wahrscheinlich luxuriös, wenn er nur 200 Mark im Monat ausgibt. Sein Besitz ist nämlich eine Verpflichtung, und Nichtanwendung ist Luxus, solange sich gute und nützliche Werke denken lassen, die ungetan sind. Ihrer aber ist Legion. Friedrich Roman

Das Kunstgewerbliche

Seit einigen Jahren begegnet man immer mehr „künstlerisch wertvollen" Ausstattungsgegenständen, die nach „Kunsthandwerk" riechen, in Wirklichkeit aber maschinell in Serienfabrikation hergestellt sind. Dagegen wendet sich ein Artikel in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", in dem es u. a. heißt:

„Kunst" sein zu wollen, ist der geschmackliche Tod des Handwerks wie der Industrie. Von einer Brücke, einem Luftschiff haben wir uns abgewöhnt zu erwarten, daß sie „stil-" bzw. „kunstvoll" gestaltet oder dekoriert seien. Die Form, die sich aus der Notwendigkeit, dem Zweck ergibt, erscheint uns als schön. Warum stellen wir die gleiche Forderung nicht an das Gerät unserer engsten Umgebung? Warum erwarten wir immer noch „Stil"-Möbel, „Kunst"-Gläser, „Stil"-Schmuck und ähnliches?

Wer einen guten, zweckvollen Gegenstand machen will, der braucht hiezu einfachen, gesunden Menschenverstand und eine Fantasie, die sich damit beschäftigt, was aus der Sache zu machen ist, aber nicht irgendwelche eigenwilligen und absurden Wege geht. Wer so verfährt, wird sich nicht „Kunst"-Handwerker nennen. Er sei Tischler, Schneider, Goldschmied: ihm kommt es auf die Sache an, nicht auf den Namen. Auf die Bezeichnung „Künstler" kann er leicht verzichten, weiß er doch, daß ein anständiger Schuh, Stuhl oder Teller mehr wert ist als ein schlechtes Gemälde oder ein anderes sogenanntes „Kunstwerk". So war es in Zeiten der Vergangenheit, so muß es wieder werden, wollen wir an die Gesundung des Handwerks glauben."

Ein Vorschlag

Der Krieg bewirkt, wie Rassenforscher und Bevölkerungspolitiker immer wieder betonen, unter der Bevölkerung der kriegführenden Staaten eine negative Auslese; das heißt: er verringert, prozentual, die Zahl der Tüchtigen in einem Volke und vermehrt entsprechend die Zahl der weniger Wertvollen; denn im Felde ist der Tapfere gefährdeter als der Feige (falls letzterer es nicht überhaupt vorzieht, in der Heimat oder der Etappe einen Druckposten zu beziehen). Nach Schillers Ansicht war das ja schon im trojanischen Krieg so: „Denn Patroklus liegt begraben, und Thersites kehrt zurück."

Ein englischer Biologe hat deshalb vorgeschlagen, man soll nicht die zeugungsfähigen Männer in den Krieg schicken, sondern die alten. Hält unter diesen der Krieg seine negativ auslesende Ernte, so senkt sich zwar momentan das Niveau des Volkes, aber die Erbsubstanz bleibt erhalten.

Leider wird dieser Vorschlag wenig Aussicht auf Verwirklichung haben. Außerdem hätte seine Durchführung im nächsten Krieg, wo der Tod in Gas- oder anderer Form höchstpersönlich zu jedem ins Haus kommen wird, wahrscheinlich wenig Wert. J. G.

Die Krankheitsursache

In der „Deutschen Bergwerkszeitung" hat kürzlich „Spitama" in einigen Artikeln eine Lanze für eine vom Christentum durchtränkte Gesellschaftsordnung gebrochen. Die nationalsozialistische „Deutsche Volkswirtschaft" schreibt dazu, das wecke peinliche Erinnerungen an jenen Puritanismus, der Christus sage und Kattun meine. Sie sagt dann u. a. weiter: „Es wird nicht leicht vergessen werden können, daß der Marxismus geradezu die logische Reaktion auf die engstirnige kapitalistische Haltung gewisser Kreise war. Wir sind mißtrauisch geworden. Es genügt nicht, den Marxismus auszurotten und seinen Erreger leben zu lassen. Der Marxismus ist die Erkrankung der Zeit, und die „Krankheitsursache", das ist der Kapitalismus. Täuschen wir uns doch über diese lapidare Tatsache nicht durch christliche mit hundert Zitaten gespickte Zeitungsartikel."

Mitteilungen von Lesern

Der Begründer der Zeißwerke in Jena, dessen Gedächtnis ein Aufsatz in der letzten Nummer gewidmet war, schrieb sich, wie uns Herr H. Schütz mitteilt, nicht Abbé, sondern Abbe, also ohne den französischen Akzent.

Ebenfalls mit Bezug auf eine Notiz in der Nr. 2 schreibt uns Herr Ludwig Kurtz, die Ausführungen von Professor Hennig in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" über die Ausrottung des Walfischs seien reichlich übertrieben. In der Südsee gebe es noch massenhaft Wale, und da sie sich bei Gefahr in die Packeiszone zurückziehen, wohin ihnen die Walfängerschiffe nicht folgen können, sei an ein Ausrotten nicht zu denken.

Die in Nr. 1 enthaltene Notiz von einem mexikanischen Gesetz, das die katholischen Geistlichen zur Ehe verpflichtet, hat einen Leser veranlaßt, auf eine Stelle in Travens „Land des Frühlings" hinzuweisen. Dort wird folgende — allerdings wenig glaubwürdige — Erklärung für eine ähnliche Verordnung im mexikanischen Staate Tabasco gegeben: die Zahl der unversorgten unehelichen Kinder von Geistlichen sei so groß geworden, daß sie „anfingen, eine öffentliche Gefahr zu werden" und der Staat keinen anderen Ausweg mehr sah, um diesem Zustand abzuhelfen.

Ich glaube an nichts in der Welt so tief, keine andre Vorstellung ist mir so heilig, wie die der Einheit, die Vorstellung, daß das Ganze der Welt eine göttliche Einheit ist, und daß alles Leiden, alles Böse nur darin besteht, daß wir Einzelne uns nicht mehr als unlösbare Teile des Ganzen empfinden, daß das Ich sich zu wichtig nimmt. Hesse

Es ist nichts schwerer als die Sachen zu nehmen für das, was sie sind. Goethe

Kleingeldmangel

In Zeiten, in denen die Menschen sich mehr um das Heil ihrer Seelen und um das Himmelreich kümmerten als um ihr Bankkonto (vielleicht hat es solche Zeiten wirklich einmal gegeben), haben sich die Gelehrten darüber gestritten, ob man die Existenz Gottes beweisen könne oder nicht, ob Gott eine Person sei oder drei, und was dergleichen Zweifelsfragen mehr sind. Heute, wie angedeutet, ist das Bankkonto wichtiger, und deshalb diskutiert man lieber über das Wesen des Geldes: Braucht das Geld Deckung? Muß die Deckung aus Gold bestehen? Muß das Geld an sich (d. h. ohne Prägung oder Stempel) einen gewissen Wert haben? Diese Fragen sind heute genau so unentschieden wie früher die nach dem Wesen Gottes.

Einen kleinen Beitrag zu dieser Gelddiskussion hat die Straßenbahnverwaltung von Beirut, der Hauptstadt des französischen Mandats Syrien, geliefert. Da es den Schaffnern der Beiruter Straßenbahn häufig an Kleingeld zum Herausgeben fehlte, hat die Verwaltung kleine gefüllte Zündholzschachteln mit einem Klebestreifen verschlossen und den Schaffnern als Wechselgeld mitgegeben. Die Fahrgäste nehmen dieses Zündholzgeld an, da die Straßenbahnverwaltung sich natürlich verpflichtet hat, die Zündholzschachteln auf Wunsch jederzeit einzulösen.

Man kann also statt Gold offenbar auch Zündholzschachteln als Geld verwenden. Warum auch nicht? Zündhölzer sind wahrscheinlich zu jeder Zeit genau so gefragt wie Gold; ihr Preis unterliegt wohl auch keinen größeren Schwankungen als der des Goldes; sie sind, wie das Gold, eine Ware, die auch unabhängig von der Kennzeichnung als Geld ihren Wert besitzt. Es ist nur ein Unterschied: Zündholzschachteln sind etwas umständlich zu transportieren; man bringt nicht sehr viele in seinem Geldbeutel unter. Man wundert sich deshalb ein wenig, daß die Beiruter Straßenbahnverwaltung gerade Zündholzschachteln als Notgeld ausgibt; sie könnte doch gerade so gut Glasperlen oder einfach Gutscheine in den Verkehr bringen. Freilich, die ausgegebenen Gutscheine müßte sie alle wieder einlösen, von den ausgegebenen Zündholzschachteln aber wahrscheinlich nur einen Teil; denn wenn ich mit dem Zündholzgeld, das ich von der Straßenbahn bekomme, meinen Ofen oder meine Zigarre ebenso gut und ebenso billig anzünden kann wie mit anderen Zündhölzern, so werde ich das Zündholzgeld einfach behalten und dafür beim Krämer eine Zeit lang keine Zündhölzer mehr kaufen. Den Gewinn dabei macht die Straßenbahn; denn man wird wohl annehmen dürfen, daß sie von den Zündholzfabriken zu Grossistenpreisen einkauft.

Und deshalb wird man den Verdacht nicht los, daß die Beiruter Straßenbahn weniger unter Mangel an Kleingeld, als unter Mangel an Geld überhaupt leidet. Tom

Erdöl

Der Scheik von Koweit (am persischen Golf) hat die Ausbeutung aller Petroleumlager seines Gebietes einer neugegründeten englisch-amerikanischen Gesellschaft überlassen. Diese Gesellschaft bezahlt dafür dem Scheik laufend so viel, als zur Unterhaltung von Armee und Polizei erforderlich ist.

Die chinesische Regierung hat von ausländischen Petroleumgesellschaften eine Anleihe von 10 Millionen Dollar erhalten. Diese Summe soll zur Niederwerfung des Kommunismus verwendet werden. F. W.

Die Erdölgewinnung der Welt wird für 1934 auf rund 208 Millionen Tonnen geschätzt, etwa 11 Millionen Tonnen mehr als 1933. Der größte Erdöl-Erzeuger ist USA mit 122,6 Millionen Tonnen. Rußland, das seine Produktion im vergangenen Jahre um rund 3,1 Millionen Tonnen gesteigert hat, steht an zweiter Stelle. Ihm folgen Venezuela, Rumänien und Persien.

Ostisch überlagert

Im Dezemberheft des „Türmers" lesen wir: „... Geradezu erfrischend wirkt die energische Ansprache über Rassenpolitik, die von Ministerialrat Dr. Bartels ... gehalten wurde. Er führte u. a. aus: Fanatische „Rassezüchter" wollen den nordischen Rassenmenschen mit aller Gewalt aufzüchten. Manche von diesen Fanatikern sind vor wenigen Jahren noch recht ahnungslos in punkto Rassepolitik gewesen ... Ministerialrat Dr. Bartels wies auf die bedenklichen Gefahren eines allzu großen und allzu schroffen Rassenfanatismus hin. So sei zu ihm eine durchaus gesunde Frau mit der Bitte um Sterilisierung gekommen. Ein „Kundiger" habe ihr nämlich bedeutet, sie sei „ostisch überlagert". Gegen die sogenannten „Aufnordungs"-Auswüchse sollte jeder energisch Front machen ..."

---

euch arbeiten, ohne daß ihr ihnen Blechmarken zu geben braucht. Ihr hofft vermutlich, daß ihr mit der Zeit alle Dinge für euch allein behalten könnt. Ich fürchte indes: ihr irrt euch dabei ein wenig. Aus Angst, daß die Betrogenen euch eines Tages davonjagen könnten, habt ihr sie sogar Maschinen bauen lassen, mit denen ihr sie töten lassen könnt —! Ich weiß nur nicht, was mehr zu bestaunen ist: eure Gemeinheit oder die Dummheit dieser Herden, die da in den Steinlöchern hausen!"

Er erhob sich. „Gewiß, Eastman, diese Wesen sind sehr menschenähnlich, aber ich glaube, in Wirklichkeit sind sie nicht viel mehr als Tiere —!" Er ging hinaus.

Eastman schaute ihm verblüfft nach, dann blickte er Watson an. „Er ist doch ein Wilder", meinte er ein wenig ratlos.

Watson zuckte die Achseln und lächelte sarkastisch. „Ich halte durchaus zu ihm, Eastman", sagte er.

Amerikanischer Humor

Wenn man sieht, welches Unheil die weiße Rasse mit ihrer überlegenen Intelligenz in der Welt angestellt hat, dann kann man nichts dagegen haben, daß die Gelben es mal probieren. Viel schlechter können die es auch nicht machen.

Ein hervorragender Statistiker teilt mit, die durchschnittliche Intelligenz der Amerikaner sei seit dem Kriege von der eines Zwölfjährigen auf die eines Siebzehnjährigen gestiegen. Wenn man die Radioreklame hört oder die Anzeigen in den Zeitungen liest, kommen einem starke Zweifel an der Richtigkeit dieser Angaben. (Washington Staatszeitung)

Aus Rom wird berichtet, daß es in der Gegend von Genua Ölsardinen vom Himmel geregnet habe. Bei längerem Nachdenken erscheint die Meldung unglaubwürdig.

Japan ist entschieden dagegen, daß die Vereinigten Staaten den geplanten Nicaragua-Kanal bauen. Das ist durchaus begreiflich, denn wenn der Kanal gebaut wird, müssen die Japaner im Kriegsfalle zwei Kanäle zerstören, was erheblich schwieriger ist, als wenn sie sich nur um einen bemühen müssen.

Die Altersversicherung besteht bereits in mehreren europäischen Ländern. Aber die Beträge sind so gering, daß hierzulande keine Frau ihr Alter zugeben würde, um eine solche Rente zu erhalten. (Sonntagspost Chicago)

Film und Jugend

Nach der „Christlichen Welt" hat Alois Funk in einer Untersuchung „Film und Jugend" eine große Anzahl statistischer Erhebungen gesammelt. Daraus seien folgende Antworten Jugendlicher zitiert:

„Man lernt im Film Umgangsformen und neue Schlager."

„Damit ich etwas vom Sonntag und Gesprächsstoff für meine Kunden habe."

„Wenn die Filme aufregend sind, die Nerven in Spannung halten, habe ich sie am liebsten."

„Wenn ich arbeite, dann kommt mir ab und zu der Gedanke, so war es im Film."

„Der letzte Film, ein verliebtes Abenteuer, wirkte sehr stark auf mich, so daß ich auf dem Heimweg fast gar nichts redete. Besonders die letzten Worte des alten Buchbinders: „Nun hast du den Beweis, daß Liebe nur ein Spiel ist." Seit diesem Film habe ich mich Damen gegenüber sehr zurückhaltend benommen."

In einem andern Fall war die Wirkung umgekehrt: „... verließ man zum Schluß den Kino, so fühlte man sich besonders stark und hatte große Lust, etwas auszufressen. Man fühlte sich bestrebt, ein ganzer Kerl zu werden wie der, den man eben hat spielen sehen."

Beim Überfall auf eine Budapester Bank haben sich die jugendlichen Täter nicht nur bei der Tat, sondern auch im Gefängnis „ganz nach dem Vorbild der amerikanischen Gangsterfilme" benommen. Die ungarische Filmzensur will auf Grund dieser und ähnlicher Erfahrungen in Zukunft keine Verbrecherfilme mehr zulassen.

Eine Ansprache an das Auto

Bei uns heißt es im Kasernenton: „Schnellfahren verboten!" In Tokio findet sich folgende höfliche, anmutig-umständliche Ermahnung:

„O Automobil! Du bist kräftig, schnell und schön! Gebrauche aber deine Kraft, deine Schnelligkeit und deine Schönheit richtig! Habe doch Erbarmen mit denen, die nicht mit dir wetteifern können! Habe Mitleid mit Hunden, Pferden und Fußgängern; der Hund fürchtet deine breiten Räder, die ihn so schnell überfahren können, das Pferd wird scheu von deinem Lärm und dem Gestank, den du verbreitest. Es scheint aber, daß du dem Fußgänger bitter böse bist. Habe Mitleid mit dem Unglücklichen, es ist ja leicht möglich, daß morgen auch er im Auto fahren wird!"

Also hat man dort noch Zeit, so etwas zu lesen? Das wäre ein gewaltiges Übergewicht über das Abendland. Ein merkwürdiges Beispiel, wie die alte Geisteskultur des Orients sich noch im Zeitalter der Technik zur Geltung zu bringen weiß.

(„Die Christengemeinschaft", Januarheft 1935)

Höflichkeit

In der „Kölnischen Volkszeitung" findet sich ein Artikel des Historikers Prof. Adolf Schulten über den aufmerksamen und herzlichen Ton der Spanier gegenüber Fremden und unter sich.

„Die soziale Stellung tritt weniger in Erscheinung als im Norden. Sie wird ausgelöscht durch den guten Takt, der die Beziehungen zwischen den Menschen bestimmt, die verschiedenen Schichten angehören. Die furchtbare Titelsucht, durch die man sich bei uns Bedeutung zu geben versucht, ist in Spanien vollkommen unbekannt. In der Unterhaltung sieht man von jeder Art von Titeln ab. Unternehmer und Arbeiter setzen sich an denselben Tisch im Kaffee. Auch der Ärmste besitzt den angeborenen Stolz eines jeden Spaniers und kennt keine Unterwürfigkeit. Auch er will höflich behandelt sein. Der Großgrundbesitzer redet seine Arbeiter mit „Herr" an. Auch wenn man einem Armen nichts gibt, wird man höflich sagen: „Bruder, verzeihen Sie durch Gott!" Auch der Arme ist höflich und dankt für die Almosen, indem er den Spender der heiligen Jungfrau, oder wenn er blind ist, seiner Schutzpatronin, der Santa Lucia, empfiehlt."

Ein empfehlenswertes Buch:

Albert Schweitzer

Aus meinem Leben und Denken

Verlag Felix Meiner, Leipzig
Preis geb. 6,50 R.-Mark

Der Verlag der Sonntags-Zeitung besorgt Ihnen dieses Buch portofrei, wenn Sie den Betrag auf Postscheckkonto Stuttgart 198 44 einzahlen

Die Hunde von Weimar

„Wieder ist Weimar reicher geworden um eine geistige Stätte, um die uns das Ausland beneidet."

(Aus einem Flugblatt des Berliner Tierschutzvereins über die Hündin Isolde, erschienen im Jahr 1929)

Am 8. November 1934 brachte die „Berliner Illustrirte Zeitung" (Nr. 45) einen Aufsatz des Rostocker Universitätsprofessors Dr. K. Friederichs über „Kurwenal, Asra und Lumpi", die Weimarer Hunde, die sich durch ein Bell- oder Klopfalfabet mit den Menschen unterhalten. Der Verfasser bestritt, daß es sich hier um „Hunde mit Menschenverstand" handle. Vielleicht seien sie telepathisch beeinflußte Medien; jedenfalls stimme da etwas nicht, wenn etwa der Teckel Kurwenal auf die Frage nach dem Autor des Spruchs „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage" orthografisch richtig antworte: Shakespeare.

In der Sonntags-Zeitung vom 16. November (Nr. 46) hatte ich auf jenen Aufsatz aufmerksam gemacht und meinerseits behauptet, es handle sich bei den Weimarer Hunden lediglich um Dressurkünststücke, sie reagierten auf sichtbare oder unsichtbare Zeichen ihrer Herrinnen.

Mathilde Freiin von Freytag-Loringhoven, die Besitzerin und Erzieherin Kurwenals, schrieb darauf am 21. Dezember dem Schriftleiter der Sonntags-Zeitung einen geharnischten Brief, in dem es hieß:

„Welche unselige gänzliche Unkenntnis der Verhältnisse hat Ihr Blatt, noch obendrein in Stuttgart, der Geburtsstadt der Gesellschaft für Tierpsychologie, dazu getrieben, einen so völlig irrigen und dazu unerhört beleidigenden Artikel über die Weimarer Hunde in Ihre Zeitung zu bringen? — Für was halten Sie denn die Lehrmeister und Lehrmeisterinnen der Hunde? Und kennen Sie nicht die großen Namen weltbekannter Professoren, die die Hunde gesehen, studiert und begutachtet haben? Prof. Friedrichs, wie alle Gegner dieser Hunde, haben niemals auch nur eines der zahlsprechenden Tiere gesehen, geschweige denn geprüft; sie reden wie der Blinde von der Farbe ... Ich weiß, als 20 Jahre im Journalismus, in der Kunstkritik für die führende Zeitung Thüringens, tätig gewesen, sehr wohl, was die Pressegepflogenheiten sind und daß man persönliche Beleidigungen nicht aussprechen darf, ohne vorher die Beweisführung zu erbringen. — Sie wissen wohl nicht, daß über jeden Hund Tagebuch geführt wird mit eingeklebten schriftlichen Fragen gelehrter und ungelehrter Besucher zu Tausenden, und daß solche Tagebücher beeidigt als gerichtliche Beweise gelten können. Sie wissen wohl nicht, daß ein Flugblatt über Kurwenal zur Bildung der Jugend vom Reichstierschutzbund (Reichsinnenministerium) herausgegeben wurde, daß wöchentlich laufend Gelehrte und Laien aller Nationen die Tiere besuchen. Daß die zahlreichen neuen Hunde in der Welt, nach der Weimarer Lehrmethode gebildet, bereits Bedeutendes leisten. Daß sämtliche etwa 45 Lehrmeister von über 70 Tieren tadellose Persönlichkeiten sind. Daß Schriftstücke und Begutachtungen der Hunde mit erstklassigen Unterschriften vorhanden sind und daß unter den Besuchern als erstklassige Hundekenner bewährte Personen sind, vielleicht gründlicher als die, an die Sie sich halten. Denn es ist doch ganz klar, daß man keine klugen und richtigen Urteile fällen kann in Dingen, die man nicht kennt. Die Beurteiler des Zeppelin haben sich ja seinerzeit ebenso blamiert. Glauben Sie doch nicht, daß durch alberne Artikel und persönliche Injurien eine große, auf Tatsachen begründete Wahrheit aus der Welt zu schaffen ist. Namentlich nicht, wenn sie längst in Frankreich, England, Rußland, Japan, Polen, der Tschechoslowakei, der Schweiz, Südamerika, Australien, Canada und den Vereinigten Staaten bekannt ist ... Glauben Sie nicht, daß die übrige Welt sich in demselben Kreise herumdreht wie Ihre in der neuen Lehre völlig ungebildeten Gewährsmänner. Deswegen ist auch diese neue Wahrheit im Siegen begriffen."

Baronesse von Freytag hatte die Liebenswürdigkeit, ihrem Schreiben eine Anzahl von Drucksachen über die Weimarer Hunde beizufügen (u. a. Nr. 4 und Nr. 7 der „Kurzmitteilungen der Gesellschaft für Tierpsychologie" aus dem Jahr 1930 und 1931, Heft 2 der „Mitteilungen" derselben Gesellschaft, herausgegeben von Professor Dr. C. Kindermann, aus dem Jahr 1933, und einen Sonderabdruck aus der Münchener Tierärztlichen Wochenschrift, 1934, Nr. 40: „Denkt das Tier?", von Professor Dr. Max Müller, München).

Nach diesen Quellen seien im Folgenden einige Leistungen der klugen Hunde angeführt. Zunächst von dem Foxterrier Lumpi:

„Es wurde die bekannte Tierschutz-Schriftstellerin Frau Hedwig Rodatz-Maß erwartet. Sie hatte sich auf einer Karte angemeldet. Ganz unten, für Menschen kaum zu lesen, stand der Name, den Lumpi glatt ablas, sogar das ß. Er wurde gefragt: „Was will sie denn?" „Fremde Dame mich sehen will." — Lumpi sprang, nachdem er das gesagt hatte, auf den Tisch und wurde heruntergejagt. Seine Besitzerin, Fräulein Hensoldt, meinte: „Wir wollen ihn doch mal fragen, warum er sich immer auf den Tisch legt, wenn wir ausgehen und ihn zu Hause lassen müssen." Kaum hatte Lumpi die Frage: „Warum liegst du immer auf dem Tisch, wenn du allein bist?" gehört, als er sofort antwortete: „Übersehen kann." Als Frau Rodatz-Maß kam, ihn auch einiges fragte und sehr freundlich mit ihm war, fand er sie „liebenswürdig", fand ihr Haar „blond", das meine „grau"."

„Professor Wahle, der langjährige Direktor des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar, war dreimal bei Lumpi, weil er immer wieder zweifelte. Lumpi buchstabierte seine Visitenkarte: „Professor Wahle, Weimar." Er buchstabierte „Goethe". „Was war Goethe?" „Dichter." Professor Wahle hat sich dann an den Kopf gefaßt und gesagt: „Es ist ein Wunder, aber man muß es glauben."

Über einen Besuch bei der deutschen Doggenhündin Asra berichtet der Münchener Universitätsprofessor Dr. Max Müller u. a.:

„Den Umstand, daß ich der Dogge etwas zum Essen mitgebracht, beantwortete sie mit den Worten: Ich finde es lieb, ich habe mich gefreut. Als Frl. Schmidt der Asra Mitteilung machte vom Inhalt eines Briefes ihres Vaters, daß sie sich mehr ihrer gesanglichen Ausbildung widme und weniger der Unterrichtung des Hundes, ja, daß sie die Dogge in andere Hände geben solle, erklärte das anhängliche Tier: Mama, ich bei dir bleiben, ich in keine andere Hände!"

Ebenfalls von Asra berichtet General Heinz von Hoff:

„Die Baronesse faltet ein Zeitungsblatt so zusammen, daß nur ein einziges Wort zu lesen ist, zeigt dieses Asra und fragt sie: Was ist das Gegenteil von diesem Wort? Mit welchem Buchstaben fängt es an, was du sagen willst? N. Dann? — e, und so wird buchstabenweise weitergefragt und teils mit Pfote, teils mit Bellen geantwortet. Mein Aufschrieb ergibt: „Neues". Das gezeigte Wort hieß „Altes". Niemals vorher ist etwa Ähnliches gefragt worden. Der Beweis völlig selbständigen Denkens liegt also vor."

Und nun noch einiges von dem Teckelrüden Kuno vom Schwertberg, genannt Kurwenal, der nach einer Äußerung der Baronesse von Freytag u. a. auch Anteil an politischen Dingen nimmt, auf Bild-Postkarten Hindenburg und Hitler erkennt, weiß, daß Göring Reichstagspräsident ist und daß der Reichsbankpräsident den Namen Schacht hat.

„Mitte Juni 1933 hat der Psychologe an der Berliner Universität Professor Dr. theol. F. Siegmund-Schultze den Teckel Kurwenal besucht und ihn u. a. gefragt: Kurwenal, sag mir, fürchtest du dich vor dem Tode? Er hatte sich vorher bei der Lehrmeisterin des Hundes, Freiin von Freytag-Loringhoven, erkundigt, ob der Hund wisse, was „Tod" sei. Die Antwort Kurwenals lautete: Ich fürchte mich nicht. — Dann frug Prof. Siegmund-Schultze den Hund schriftlich: Welches ist deine Weltanschauung? Als die Lehrmeisterin Bedenken hinsichtlich dieser Frage äußerte, meinte der Professor, es interessiere ihn, wie der Hund sich aus dieser Frage heraushelfe. Die Freiin fragt Kurwenal: Kennst du das vierte Wort auf dem Zettel? Nein. Die Freiin erklärt dem Hund kurz den Sinn des Wortes dahin: Das ist, wenn jemand schwer krank ist und er fest auf Gott vertraut, wieder gesund zu werden, oder einer ist gestorben und man findet sich darein, weil Gott es so gewollt hat. Siehst du, das ist das vierte Wort auf dem Zettel. Was antwortest du nun? Kurwenal sagt: Meine ist eure!"

„Als u. a. Prof. Verweyen dem Hunde einen Zettel schreiben wollte, den die Lehrmeisterin Freiin von Freytag nicht sehen sollte, sagte Kurwenal, zu seiner Herrin gewandt: Ich will nur dich als Lehrer. Nachdem Prof. Verweyen den Hund Verschiedenes gefragt hatte, sagte er zu ihm: Bist du nun wieder mit mir zufrieden? Kurwenal sagt: Kindisch das ewige Zweifeln! — Verweyen fragte: Welcher Geist spricht aus dir? Der Hund antwortet seelenruhig: meiner! — Prof. Verweyen fragte dann noch: Kehrst du wieder auf die Erde, wenn du tot bist? Kurwenal: Nie wieder kommen die Toten. Verweyen: Ich auch nicht? Kurwenal: Nein!"

In seinem Artikel in der „Berliner Illustrirten" hat Professor Friederichs geschrieben: „Die klugen Hunde klopfen immer nur das, was die Menschen wissen." Und Dr. L. Kühle fragt in einem Artikel über das „Rätsel von Weimar" (Medizinische Umschau des „Berliner Tageblatts", 8. Jan. 1935), warum die klugen Hunde nicht auch von selbst ein Gespräch anfangen.

Demgegenüber entnehmen wir aus Äußerungen von Baronesse von Freytag und aus einem Bericht von General von Hoff, daß Kurwenal sich manchmal auch „ohne Aufforderung" äußert, und daß bei Asra „ganz spontan kommende Sätze" („ich habe euch lieb", „ich freue mich, daß du gekommen bist") nicht zu den Seltenheiten gehören.

Dr. Kühle sagt ferner, es sei noch nicht vorgekommen, daß „einer der Hunde ganz von sich aus, ohne Beisein seines Lehrers, etwa Hundemäßiges gesagt hätte, etwa: „Nachbars kurzhaarige Teckelhündin gefällt mir ausnehmend".

Aber Freiin von Freytag-Loringhoven erzählt von Asra:

„Sie stand unten in unserem Garten und sah hinauf zum Teckel Kurwenal, der oben auf dem Balkon stand. Plötzlich, ungefragt, rein in Belltönen gehalten, wohl damit der, wie sie wußte, bellende Hund sie verstehen sollte, sagte Asra: „Ich liebe ihn", worauf der kleine Teckel antwortete: „Sie ist lieb und schön." Man sieht, es war der bescheidene Anfang einer „Balkonszene", nur daß die riesige „Julia" unten stand und der kleine „Romeo" oben."

✦

Soweit die Berichte über die erstaunlichen Hunde von Weimar..

Ich gestehe, daß ich keine Erklärung dafür weiß und als Laie, wenn auch Hundebesitzer und Hundefreund, wohl angesichts derartiger „Beweise" auch nicht das Recht habe, eine solche mit dem Anspruch auf Gültigkeit aufzustellen, umsomehr als ich die Hunde von Weimar ja nicht gesehen habe.

Daß es ungewöhnlich kluge Hunde gibt, ist sicher richtig. Man lese nur einmal, was Egerton R. Young über seine „Hunde im Nordland" schreibt (Verlag D. Gundert in Stuttgart). Ich möchte auch dem Urteil des Lesers über das hier dargebotene Material in keiner Weise vorgreifen.

Aber Baronesse von Freytag möge mir verzeihen, wenn ich gestehe, daß ich die sprechenden Hunde für ein ähnliches Fänomen halte wie das Tischrücken der Spiritisten und nach wie vor nicht glauben kann, daß sie mit den geklopften oder gebellten Worten auch die entsprechenden Begriffe verbinden.

Dr. Erich Schairer

Das Hütlein

Von vielen Lehrern wäre Bessres zu berichten
als ichs vermag von jenem, der sich Kauter nannte.
Nicht, daß er gröblich unern Leib geschlagen hätte,
doch traf er unsre Seele. Denn er war voll Säure
und hatte sich im Most ertränket alle Zärte.
An manchen Tagen, wenn ihm war vom Trinken übel,
da mußte ihm ein Knabe bei der Kaut'rin holen
gestandne Milch, und alsdann saß er eifrig löffelnd
an seinem Pult. Zu solchen Zeiten war der Kauter
gleich einer Klufe. Und es saßen seine Stiche!

Auch mich, ein ländlich Kind, hat er einmal getroffen,
und lange nachher rann das Blut noch aus der Wunde. —
Er hatte es im Brauch, zuweilen fortzugehen,
nachdem er eine schwere Aufgab' uns diktieret,
und wenn er wiederkam, dann roch er nach Vergornem.
Von solchem Ausflug eines Tags zurückgekehret,
ging hin sein gelber Blick auf unsre Kinderhüte.
Da sah er meinen! Ach, es war ein kläglich Hütlein
gewiß; denn ehedem gehörte es der Mutter
und, wenig umstaffiert, glich's einem hohen Brotkorb.
Ich hatte es gehorsam auf mein Haupt gesetzet;
denn damals galt das Wort der Mutter als das wahre.
Der Kauter blieb nun lange vor dem Hute stehen
und rief herüber: „Wem gehört der gspässig Deckel?"
Ich sagte nichts, doch ward mir im Gemüt beklommen,
und wieder sprach der Kauter, rostiger als vorher:
„Wem der domm Deckel ghört?" Nun hob ich meine Hand auf.
Da fing der Lehrer an, leis vor sich hin zu lachen,
und lachte lauter, lauter, daß der Bauch ihm hüpfte,
und alle meine Kameraden lachten mit ihm;
denn ach, gar unbarmherzig ist der Kinder Wesen.
Wir war, als müßte ich versinken in die Erde
vor Scham, und kaum erwarten konnt' ich, bis es schellte.
Dann trug den Hut ich weinend heimwärts unterm Schurze.

Du alter Mosthaf, wenn du in den Himmel eingehst,
sollst du auf deinem dicken Kopfe tragen müssen
ein kläglich Hütlein. O, wie wird dir dann zumut sein,
wenn alle Engel, die dich sehen, Tränen lachen?

Ottilie Häußermann

Wir Menschen brauchen beides, Geselligkeit und Einsamkeit, um innerlich gesund zu bleiben. Eins allein wird uns immer krank machen.

Kügelgen

Kleinigkeiten

Asien den Asiaten! In Kobe, Japan, ist eine „Liga zur Vereinigung Groß-Asiens" gegründet worden. Bekannte nationalistische Revolutionäre Indiens haben die Japaner aufgefordert, so schnell als möglich unter dem Motto „Asien den Asiaten" einen Zusammenschluß mit China, Indien, Tibet, Afghanistan, Türkei, Persien und Arabien herbeizuführen.

Ungeeignet. In Japan sind zu Neujahr nicht weniger als zwanzig Admirale zur Disposition gestellt worden. Sie gehören fast alle einer Gruppe von Marineoffizieren an, die sich bisher für eine Verständigung mit England und Amerika eingesetzt hat.

Schwedische Sorgen. Der schwedische Reichstag hat sich mit dem Geburtenrückgang in Schweden beschäftigt, der bedrohliche Ausmaße angenommen habe. Die Stadt Oerebro in Mittelschweden habe mit Geburtenzahl von 6,39 auf Tausend den niedrigsten Stand in der ganzen zivilisierten Welt erreicht.

Umsiedlung. Wie die „Berliner Morgenpost" (Nr. 13) zu berichten weiß, sind in Warschau zwei Negerdelegierte aus USA eingetroffen, um wegen der Übersiedlung eines ganzen Negerdorfes aus Amerika nach Polen zu verhandeln. Da sie auf Schwierigkeiten gestoßen seien, hätten sie ihre Reise in der Richtung nach Rumänien fortgesetzt.

Statistik der Kriege. Ein Professor Serokin von der Harvard-Universität hat sämtliche europäische Kriege der letzten tausend Jahre und die daran beteiligten Nationen gezählt. In der Liste steht Frankreich mit 185 Kriegen an der Spitze; es folgen England mit 176 und Rußland mit 151 Kriegen; an vierter Stelle kommt Österreich mit 131 Kriegen, dann folgen Spanien mit 75, Italien mit 32, Deutschland mit 24 und Holland mit 23 Kriegen.

Ehrenvolles Begräbnis. In dem Londoner Vorort Chelsea wurde von einer Gruppe uniformierter Herren unter militärischen Ehrenbezeugungen ein winziger Ebenholzsarg beigesetzt und auf dem kleinen Grab ein Stein enthüllt, der besagt, daß darunter „Held Furchtlos" ruhe, — eine französische Brieftaube, die einer englischen Batterie in der Sommeschlacht zur Nachrichtenübermittlung diente und dabei ein Auge verlor.

Lange Kerls. Nach Zeitungsmeldungen wird in Österreich gegenwärtig ein Garde-Bataillon aus den größten und besten Soldaten der Armee zusammengestellt. Es soll die Ehren-Kompanien stellen und den Sicherheitsdienst im Bundeskanzler-Amt übernehmen.

Englischer Humor. Im Londoner Zoo hat ein Besucher im Krokodilhaus eine Tränengasbombe geworfen. Er habe einmal Krokodilstränen sehen wollen.

Spätere Sorgen. Die „Berliner Börsenzeitung" läßt sich aus New York berichten, daß der Vorsitzende der amerikanischen Vereinigung zur Förderung der Wissenschaften, Prof. Russel, der Menschheit ein düsteres Ende profezeit: den Erstickungstod. Bis jetzt sei die Hälfte des Sauerstoffvorrats der Erde verbraucht worden, in etwa 1000 Millionen Jahren werde er restlos aufgezehrt sein.

Lebensmüde Reiche. In den Vereinigten Staaten von Amerika gab es in den letzten Jahren durchschnittlich rund 20 000 Selbstmorde. Wie die Wochenschrift „America" zu berichten weiß, befanden sich unter ihnen in den letzten drei Jahren 75 Millionäre.

Enttäuschung. Der „Westdeutsche Beobachter" berichtet, daß in New York eine Gangsterbande ein Panzerauto überfallen habe, in dem sie einen Geldtransport vermutete. Statt dessen erblickten sie eine Orchidee, die allerdings 5000 Dollar wert war und in die Villa eines Börsenmagnaten gebracht werden sollte.

Angebot. Die Chikagoer „Abendpost" vom 19. Dezember 1934 druckt unter der Überschrift „Nur 20 000 Dollar" das Bild eines jungen Mädchens ab und schreibt dazu: „Wenn sich ein junger unternehmungslustiger Mann findet, der für den Vater von Salli Wellis, Albany, Wiskonsin, 20 000 Dollar in einer Bank deponiert, ist Fräulein Salli bereit, diesem Spender die Hand zum Bunde für das Leben oder für kurze Zeit zu reichen. Blonde oder rothaarige Herren werden bevorzugt."

Fußball. In Chester in Mittelengland wurde ein Fußballspiel ausgetragen, bei dem Bischof Tubbs, Domherr von Chester, im Tor stand. Vor ihm kämpften seine drei Söhne, ferner die sechs Söhne des Bischofs von Chester. Gegner waren die Chorsänger der Kathedrale. Beim Abendgottesdienst machte Bischof Tubbs seine Gemeinde darauf aufmerksam, daß er nicht wegen Altersschwäche so stark hinke, sondern weil er Fußball gespielt habe.

Kreuzworträtsellöser in Gefahr. In einer Sitzung der Vereinigung britischer Augenärzte in London wurde auf die Gefahren hingewiesen, die den allzu eifrigen Lösern von Kreuzworträtseln drohen. Erfahrungen hätten bewiesen, daß, seitdem die Rätsellöserei zur allgemeinen Manie geworden ist, die Fälle von Augenentzündungen erheblich zugenommen haben. Die ständige Bewegung der Augen von einem Quadrat zum andern überanstrenge sie in höchstem Maße.

Lockmittel. Die Omnibusgesellschaft in der polnischen Stadt Lublin, die mit dem Geschäftsgang nicht zufrieden ist, hat neuerdings einige bekannte Komiker der Stadt als Omnibusschaffner verpflichtet. „Wenn Sie den neuesten Witz hören wollen — fahren Sie Omnibus! Unser Schaffner erzählt ihn Ihnen und bringt Sie so zum Lachen, daß Sie alle Ihre Sorgen vergessen!" lautet eine Anpreisung.

Zünftig. Wie der „Angriff" erzählt, hatte der Barbier Sante Squarcia in Parma in der Lotterie eine Million Lire gewonnen. Er lud daraufhin sämtliche Barbiere der Stadt zu einem Festessen ein, bei dem der Wein aus Krügen getrunken, die riesigen Bratenstücke mit Rasiermessern zersäbelt und Kaviar auf Rasierbecken serviert wurde.

Ein Ausweg. In der ungarischen Stadt Szekszard schuldet ein Maler seit Jahren die Gemeindesteuern. Jetzt ist er aufgefordert worden, die Porträts des Bürgermeisters und der Stadträte zu malen. Er erhält dafür kein Honorar, sondern dieses wird gegen die Steuern verrechnet. Die Leinwand und das übrige Material liefert der Magistrat. (Berliner Morgenpost, Nr. 3.)

Eine Schülerzeitung. Die in New York erscheinende Wochenzeitung „Youth and School" hat eine Auflage von einer Million. Alle Redakteure sind Schüler, aber sie verstehen den Inhalt der Zeitung so zu gestalten, daß sie nicht nur von allen Schülern der amerikanischen Schulen, sondern auch von Tausenden Erwachsenen gelesen wird. Das Zeitungsunternehmen wirft jedes Jahr einen beträchtlichen Reingewinn ab, der armen Schülern zur Verfügung gestellt wird. („Deutsche Presse")

Wintersport im Südschwarzwald. In kleiner Privatpension finden Vegetarier freundliche Aufnahme. Schöne Umgebung, gutes Skigelände. Preis 3,50 RM. Heinz Wimmer, Lindenhof in Schwand, Post Tegernau über Schopfheim.

Wer weiß für eine 19jährige Lehrerstochter einen Arbeitsplatz (Pension oder dgl.), wo sie nach dem Abitur ein halbes Jahr die Hauswirtschaft erlernen kann? Oberlehrer Emil Kluge, Dresden A 47, Tögelstr. 12.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 81); Telefon 24018, Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 4. Quartal 1934: 4050

Stuttgart, 27. Januar 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 4

Auslese

Ob oder wie weit die Entstehung der Arten in der lebenden Welt auf die „natürliche Auslese" zurückgeht, ist eine umstrittene Frage, die wir dahingestellt sein lassen wollen. Ihre Beantwortung hängt von der Antwort auf eine Vorfrage ab, nämlich nach der „Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften". Auch hierüber wissen wir noch nichts einwandfrei Sicheres.

Soviel aber steht wohl fest, daß die Auslese ein Vorgang ist, der in der Natur eine ziemliche Rolle spielt und, wenn nicht für die Entstehung, so doch für die Erhaltung von Art und Gattung eine große Bedeutung hat. Im „Kampf ums Dasein" siegen immer wieder die Besten, Stärksten, Lebenstüchtigsten, während die Schwachen und Kranken zugrunde gehen oder wenigstens nicht zur Fortpflanzung zugelassen werden. Wenn dem nicht so wäre, würden die Lebewesen „degenerieren" und aussterben.

Auch wo der Mensch als Züchter auftritt, pflegt er sich an den Grundsatz der Natur zu halten, daß nur die Besten am Leben bleiben und Nachkommen haben sollen. Jeder Gärtner, jeder Landwirt und Tierhalter betrachtet diese Regel als selbstverständlich.

Merkwürdigerweise aber ist das Prinzip der Auslese im menschlichen Bereich selber mit fortschreitender Zivilisation einigermaßen in Vergessenheit geraten. Es scheint seine Wirksamkeit unter gewissen Bedingungen einzubüßen, ja sogar manchmal in sein Gegenteil, in eine „Gegenauslese" umzuschlagen, sobald der Mensch im Kampf mit der ihn umgebenden und ihn bedrohenden Natur (zu der er eine Zeitlang auch selber gehört) einen gewissen technischen Höhepunkt erreicht hat, der ihn, oberflächlich gesehen, von der Natur „unabhängig" erscheinen läßt.

Den ewigen Gesetzen dieser Natur ist er freilich nach wie vor unterworfen, auch wenn sie ihm nicht zum Bewußtsein kommen, und wo Einzelne oder Völker gegen sie verstoßen, da hat es Gattung und Art zu büßen, — etwas früher oder etwas später.

*

Der moderne Mensch hat es gelernt, eine Reihe von Krankheiten zu besiegen, denen seine Vorfahren ausgesetzt waren und großenteils zum Opfer gefallen sind. Mit Stolz verweisen die Statistiker auf das Anwachsen der durchschnittlichen Lebensdauer seit zwei, drei Generationen. Epidemien, wie sie früher immer wieder auftraten und Tausende, Zehntausende dahinrafften, gibt es in zivilisierten Ländern so gut wie keine mehr. Menschen mit körperlichen und geistigen Schwächen und Fehlern, die ehedem unweigerlich zugrunde gingen, können heute durch die ärztliche Kunst erhalten werden und ein verhältnismäßig hohes Lebensalter erreichen. Vor allem aber: sie können sich auch fortpflanzen, ohne daran gehindert zu werden.

Die ärztliche Kunst, hat kürzlich ein Arzt in einer Fachzeitschrift geschrieben, ist „der natürlichen Auslese in den Rücken gefallen". Sie begünstigt geradezu die „Gegenauslese".

„Man kann als praktizierender Arzt ... oft die erstaunliche Beobachtung machen, daß sich gerade lebensuntüchtige, schwächliche oder mißgebildete Frauen nichts sehnlicher wünschen als das, was ihnen die Natur versagt: ein Kind. Nur zu diesem Zwecke unterziehen sie sich den eingreifendsten Operationen, die durchaus nicht der Rassenpflege und Rassenerhaltung dienen. Eine ähnliche Gegenauslese wird durch die heutige Form der Tuberkulosebekämpfung erreicht: der tuberkulös erkrankte Familienvater kommt ins Krankenhaus, erhält eine Gasbrust, wird dann noch für einige Wochen in eine Heilstätte verschickt, die ihn als arbeitsfähig mit Schonung entläßt; zu Hause entwickelt er infolge der langen Ruhe und guten Ernährung und der ausgestandenen Todesfurcht einen starken Fortpflanzungsdrang und vererbt seine Krankheitsdisposition." (Dr. Schiller im „Ärztlichen Wegweiser", erste Oktobernummer 1934.)

Im Interesse der Arterhaltung, wenn dieser naturwissenschaftliche Ausdruck erlaubt ist, wird man es also nur begrüßen können, daß neuerdings in Deutschland mit der Sterilisierung von Erbkranken ein Anfang gemacht worden ist, um solcher unheilvollen „Gegenauslese" den Boden zu entziehen. Es ist möglich, daß künftige Geschlechter in der Verhinderung unerwünschter Nachkommenschaft noch einen Schritt weitergehen werden als das heutige.

Der Zivilisationsmensch lebt nicht mehr unter „natürlichen" Lebensbedingungen. Er hat auch nicht die Möglichkeit, sie von heute auf morgen wiederherzustellen. Was bleibt ihm da für eine andere Wahl, als die fehlende „natürliche" Auslese durch eine andere, eine bewußte, meinetwegen „künstliche", zu ersetzen?

*

Auf eine besondere Art von negativer Auslese ist, wie die S.-Z. in der letzten Nummer berichtet hat, von einem englischen Biologen neuerdings wieder hingewiesen worden: auf die Ausschaltung der Wertvollen und die Erhaltung der Minderwertigen im Krieg.

Der Krieg hat ohne Zweifel früher einmal im Sinne einer positiven, nützlichen Auslese gewirkt. Solange Mann gegen Mann gekämpft wurde, hatte der Stärkere, Gewandtere, Tüchtigere jedenfalls auch die größere Chance, zu siegen und am Leben zu bleiben; und solange der Krieg Bewegungskrieg war und sich „aus sich selber" ernährte, dürfte er auch unter den Nichtkombattanden durchaus in der Richtung einer positiven Auslese aufgeräumt haben.

Seit der Erfindung der Feuerwaffen ist das allmählich anders geworden, und der letzte große Krieg in Europa hat jedenfalls gezeigt, daß der heutige Krieg überwiegend als biologische Gegenauslese wirkt, bei der die Besten ausgemerzt und die Schlechteren erhalten werden.

Ob dies im künftigen Krieg wieder anders werden wird, bleibe unentschieden; denn es fragt sich, ob wir uns heute von der Beschaffenheit künftiger Kriege eine zutreffende Vorstellung machen können. Wenn manche Leute behaupten, der sicherste Aufenthalt im künftigen Kriege werde der an der „Front" sein, da die Kampfhandlungen vorwiegend aus Luftangriffen auf das Hinterland bestehen würden, so muß dieser Hypothese doch ein großes Fragezeichen beigefügt werden. Und der Vorschlag, das nächstemal die Jungen zu Hause zu lassen und dafür die Alten und Kranken ins Feld zu schicken, ist vielleicht ein guter Witz, aber nichts weiter.

Wagen wir lieber zu hoffen, daß die abendländische Menschheit durch die Folgen des Weltkriegs soweit gewitzigt ist, daß sie alles tun wird, um eine Wiederholung jener negativen Auslesehandlung zu vermeiden.

*

Nicht uninteressant wäre es wohl auch, die Gestaltung der Auslese auf dem Gebiet der Wirtschaft näher zu verfolgen.

Unsere Großväter haben fest daran geglaubt, daß es dort ganz ähnlich damit sei wie in der Natur. Die ganze liberale Wirtschaftstheorie ist auf der Erwartung aufgebaut, daß im wirtschaftlichen Daseinskampf bei „freier Konkurrenz" der Tüchtigere sich behaupten, der Untüchtige untergehen werde.

Leider aber hat es sich auch hier gezeigt, daß die „natürlichen" Voraussetzungen des gleichen Starts, unter denen eine solche „positive" Auslese möglich oder wahrscheinlich gewesen wäre, in Wirklichkeit gar nicht mehr bestanden, da die „freie Konkurrenz" eine bloße Fiktion war. Infolgedessen siegte im Wirtschaftskampf keineswegs immer der, der es verdient hätte oder dessen Sieg für das Ganze der Wirtschaft wünschenswert gewesen wäre, sondern vielleicht der mit den besseren Beziehungen oder mit der größeren Kapitalkraft oder dem — weiteren Gewissen.

Der technische Fortschritt, der durch die „freie" Wirtschaft gewährleistet schien, mußte sich mühsam durch das Urwaldgestrüpp eines schrankenlosen Egoismus durchzwängen und kommt bis auf den heutigen Tag in vielen Fällen weder seinen Urhebern zu Gute noch denen, für die er gemünzt war.

In wirtschaftlichen Krisen zeigt sich ferner hie und da die seltsame Erscheinung, daß das moderne, technisch fortgeschrittene Unternehmen mit seinen großen Investitionen und hohen Kapitalkosten zugrunde geht, während der anpassungsfähigere „altmodische" Betrieb sich erhält; so daß man auch hier, wie beim Krieg, manchmal geradezu von einer Auswahl der Untüchtigeren sprechen könnte, die in der „freien" Erwerbswirtschaft vorkommt.

Und haben wir nicht im Kartellwesen eine frappante Parallele zu jener negativen Auslese durch Erhaltung lebensunwerten Lebens mit Hilfe der ärztlichen Kunst: nämlich in der künstlichen Erhaltung rückständiger Betriebe, die ohne den Schutz des monopolistischen Kartells dem Untergang preisgegeben wären? (Nur daß hier nicht irgendwelche „Humanität" am Werke ist, sondern das wohlerwogene Profitinteresse.)

× × ×

Die Maschine

Es gibt eine amerikanische Maschine zur Herstellung von Glasballons, die in der Stunde achttausend 25-Liter-Korbflaschen herstellt und in der Lage ist, nahezu den gesamten Bedarf der Vereinigten Staaten an Korbflaschen zu befriedigen.

Eine andere amerikanische Maschine liefert täglich 1 075 000 Backsteine; zu ihrer Bedienung sind nur zwei Mann notwendig.

Während noch 1918 ein Arbeiter 8 Stunden lang tätig sein mußte, um 40 Glühbirnen herzustellen, erzeugt heute eine automatische Glühbirnenmaschine innerhalb 24 Stunden 73 000 Glühbirnen.

In der Schuhindustrie haben 100 Maschinen die Arbeit von rund 25 000 Arbeitern übernommen.

In der Rasierklingenindustrie erzeugt heute ein Arbeiter in derselben Zeit, die er 1913 für 500 Klingen benötigte, 32 000 Klingen.

*

Offenbar werden unter dem Einfluß der Krise und der Arbeitslosigkeit neue technische Verbesserungen vorläufig gar nicht ausgenützt. Der Chef einer amerikanischen Rasierklingenfabrik hat erklärt: „Wollten wir die Errungenschaften der Technik, der Wissenschaften und der Betriebsorganisation, die wir heute schon zur Verfügung haben, voll ausnützen, so würden wir in einem Jahr mehr produzieren, als in 15 Jahren verbraucht werden kann. Wir könnten 80 Prozent unserer Angestellten und Arbeiter entlassen, wollten wir Erfindungen auswerten, deren Patente wir seit kurzem besitzen."

Wirtschaftsnotizen

Wie die „Leipziger Neuesten Nachrichten" aus Karlsbad melden, hat in Neudeck (in jenem deutschböhmischen Teil des Erzgebirges, der seit jeher zu den schlimmsten Elendsgebieten Mitteleuropas gehört) die früher zum Lahusen-Konzern gehörige Wollkämmerei, die jetzt noch 3500 Arbeiter beschäftigt, derart mit Exportschwierigkeiten zu kämpfen, daß sie in den nächsten Tagen 2000 Arbeiter entlassen wird. Die Arbeitslosigkeit im Bezirk Neudeck betrug bisher schon 40 v. H. der Bevölkerung.

Die französische Regierung bemüht sich, den 14 Millionen Liter betragenden Überschuß auf dem französischen Weinmarkt dadurch zu beseitigen, daß sie ihn mit einem Kostenaufwand von 2½ Cent pro Liter in Sprit verwandelt, der dann in die Benzintanks wandern soll.

Die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 33) berichtet: Drei Kollektivwirtschaften in der Sowjetunion, die bisher die Namen bekannter russischer Kommunisten trugen, heißen künftig wegen ihrer unzureichenden Ernteerträge: „Müßiggänger", „Tagedieb" und „Saboteur".

Die 1600 Kilometer lange Erdöl-Rohrleitung von Kirkuk bei Mossul nach der Hafenstadt Haifa ist eingeweiht worden.

Kleine Chronik

Deutscher Außenhandel im Dezember 1934: Einfuhr 399 Millionen Mark, Ausfuhr 354 Millionen, Einfuhrüberschuß 45 Millionen. Jahresergebnis 1934: Einfuhr 4451 Millionen Mark, Ausfuhr 4167 Millionen, Einfuhrüberschuß 284 Millionen. Im Jahr 1933 war ein Ausfuhrüberschuß von 667 Millionen Mark zu verzeichnen gewesen.

Nach einstimmigem Beschluß des Völkerbundsrats wird das Saargebiet am 1. März 1935 wieder mit Deutschland vereinigt werden.

Citroën

Von Fritz Werkmann

Auf je 24 Franzosen kommt 1 Auto. Das ist die größte „Automobildichte" in Europa. Jedes dritte Auto in Frankreich ist ein Citroën. In den Citroën-Werken wurden 1934 im Tagesdurchschnitt 200 Wagen am laufenden Band produziert, gegen Ende des Jahres 350. Diese größte französische Automobilfabrik, ebenso wie die starke Verbreitung des Autos in Frankreich überhaupt, ist das Werk von André Citroën.

Dieser Mann ist ein Techniker, ein genialer Konstrukteur. Sein Ziel war: viel Autos, mehr Autos, bessere Autos. Seine Fabrik war technisch mustergültig eingerichtet. Das alles ist unbestritten.

Bestritten sind seit langem seine Fähigkeiten als Kaufmann. In der Krise sank die Absatzmöglichkeit für Autos. Bei Ford hatten Preissenkungen — zu Zeiten guter Konjunktur! — dazu geführt, den Absatz auszuweiten. Bei Citroën führten Preissenkungen — in der Krise — nicht dazu. Luxuriöse Ausstellungsräume an vielen Orten in Frankreich und Belgien waren gegen die Krisenwirkungen machtlos. Die Errichtung eines Büropalastes in Paris mit Ausstellungshallen für 3000 Wagen im Krisenjahre 1933 war sogar sinnlos. Die dabei vertanen 100 Millionen Francs fehlten an wichtigerer Stelle.

Citroën war ein Starrkopf, der als Techniker den Rat von Kaufleuten mißachtete, ganz ähnlich wie der deutsche Flugzeugkonstrukteur Junkers, dessen Fall überhaupt verwandte Züge aufweist, — allerdings nicht in der wirtschaftspolitischen Behandlung. Den Warnungen von Banken und Lieferanten war Citroën nicht zugänglich; seit er sich mit seiner alten Bankverbindung verkracht hatte, behalf er sich im Grunde ohne Banken; im Aufsichtsrat unterwarfen sich ihm alle. So türmte er auf ein Aktienkapital von 400 Millionen Francs (= 66 Millionen Mark) eine Schuld in mindestens doppelter Höhe, um den Betrieb in der Krise durchzuhalten und auszubauen. Der größte Teil der Kredite war kurzfristig. (Zur Vergleichung: Die drittgrößte französische Autofirma, Peugeot, veröffentlicht soeben ihre Bilanz vom 31. Oktober 1934. Bei einem Aktienkapital von 250 Millionen Francs betragen ihre gesamten Verbindlichkeiten nur 228 Millionen, also weniger als das Aktienkapital; darunter sind nur 31 Millionen kurzfristige Schulden.)

Seit dem Frühjahr 1934 war die Firma Citroën finanziell festgefahren und lebte nur noch mit Ach und Krach, von der Hand in den Mund. Bei 800 Lieferanten hatte und machte sie weiter Schulden. Sanierungsverhandlungen, die von der Notenbank in amtlichem Auftrag geführt wurden, scheiterten im September an der Hartnäckigkeit, mit der Citroën sich gegen die Herabsetzung des Aktienkapitals und gegen die Errichtung einer Finanzkontrolle sträubte. Den Vorschlägen des Hauptgläubigers, der Reifenfirma Michelin, war Citroën noch im Dezember unzugänglich. Da stellte einer der kleinen Gläubiger, der Felgenholzlieferant, wegen seiner Forderung in Höhe von 500 000 Francs den Antrag auf Konkurseröffnung. Das Gericht verhängte am 21. Dezember das gerichtliche Vergleichsverfahren.

Bei dem Betriebsschluß, kurz vor Weihnachten, waren 20 000 Arbeiter und Angestellte beschäftigt, bei der vorläufigen Wiederöffnung Anfang Januar nur 3400; Mitte Januar waren es 6200, die mit der Fertigstellung der im Rohbau befindlichen Wagen beschäftigt wurden. Das laufende Band liegt still. Die Aktien notieren mit 10—12 Prozent des Nennwertes; das ist rund der vierzigste Teil ihres Höchststandes von 1929! Die riesige Lichtreklame längs des 300 Meter hohen Eiffelturmes ist erloschen.

Die Bedeutung des Falles für den Arbeitsmarkt ist klar, zumal außer den Arbeitern von Citroën auch die seiner Lieferwerke und zahlreiche Händlerfirmen betroffen werden. Die Automobilindustrie ist kriegswichtig; Citroën lieferte an die Heeresverwaltung eine besondere Art Tanks (der Personalchef ist ein Oberst; ein Sohn des Generalissimus Weygand sitzt in der Direktion). Sowohl Kapitalisten als auch Sozialisten forderten — aus teilweise verschiedenen Gründen — ein Eingreifen des Staates zu Gunsten der Firma.

Die Regierung Flandin hatte sich wenige Wochen vorher als Gegner von Staatseingriffen, für „Wirtschaftsfreiheit" bekannt. Trotz des Drängens von allen Seiten blieb die Regierung diesem Grundsatz treu. Und das ist die wirtschaftspolitische Bedeutung des Falles Citroën. Die französische Regierung lehnte die fast international übliche „Sozialisierung der Verluste" ab. Flandin erklärte ausdrücklich, die Regierung halte es nicht für angebracht, den Steuerzahler heranzuziehen, um ein privates Unternehmer wieder flott zu machen.

Wenn die Regierung nicht — was wir vorsichtshalber als immerhin möglich bezeichnen wollen — auf Umwegen hilft, so wird verloren gehen: das Kapital der Aktionäre von Citroën, ein erheblicher Teil der privaten Forderungen an die Firma. — Das Werk selber mitsamt dem laufenden Band, den Erfindungen und Plänen, mit dem Ingenieurstab und Arbeiterstamm kann von anderen billig übernommen und auf gesünderer finanzieller Grundlage weiter betrieben werden.

*

Ist die Behandlung des Falles Citroën durch die französische Regierung wirklich kennzeichnend für ihren wirtschaftspolitischen Kurs? Zur Beantwortung dieser Frage hilft uns die Betrachtung der gegenwärtigen französischen Getreide- und Kartellpolitik. (Die Währungspolitik ist nach dem Wechsel im Präsidium der Notenbank noch nicht durchsichtig genug, als daß wir sie hier heranziehen könnten.)

Seit Mitte 1933 gab es in Frankreich einen gesetzlichen Weizenmindestpreis. Er betrug zuletzt 108 Francs je Doppelzentner. Er stand aber nur auf dem Papier. Tatsächlich bezahlt wurden nur 75—80 Francs.

Die Regierung Flandin unternimmt neue Eingriffe in die Getreidewirtschaft: 23 Millionen Doppelzentner Weizen sollen auf verschiedenen Wegen aus dem Markt herausgenommen werden. 10 Millionen Doppelzentner sollen

vom Staat eingelagert werden; da ein Ankaufspreis von 92 Francs vorgesehen ist, erfordert das ein Kapital von 920 Millionen Francs. 9 Millionen Doppelzentner sollen mit Hilfe von 65 Francs Exportprämie je Doppelzentner ausgeführt werden; 4 Millionen Doppelzentner sollen mit Hilfe von 45 Francs Verfütterungsprämie je Doppelzentner in die Futtertröge geleitet werden; diese beiden Aktionen erfordern einen Zuschuß von insgesamt 765 Millionen Francs. Das Ganze sieht wahrlich nicht nach „Wirtschaftsfreiheit" aus! Aber: Dieses System von Maßnahmen ist gedacht als „Gegengift" zur Beseitigung der Schäden, die durch die bisherige künstliche Preishochhaltung angerichtet worden sind. Der Überschuß soll aus dem Markt genommen und der Markt dann der freien Preisbildung überlassen werden.

Wenn dieser Plan durchgeführt wird und die Marktleerung mit Hilfe von Prämien nicht etwa zu einer Dauereinrichtung wird, bedeuten diese Staatseingriffe wirklich einen Schritt auf dem Wege zur Wirtschaftsfreiheit.

•

Bisher stand als Handhabe gegen Mißbräuche von Kartellen nur ein Paragraf des Strafgesetzbuches zur Verfügung.

Flandin legt der Kammer den Entwurf zu einem Kartellgesetz vor, das die Möglichkeit zur Bildung von Zwangskartellen schafft. Der „Temps", ein kapitalistischer „Hüter" der „Wirtschaftsfreiheit", läuft gegen den Gesetzentwurf Sturm und behauptet — mit Recht! — es sei ein Irrtum, zu glauben, man könne die Krise durch Begünstigung von Produktionseinschränkungen bekämpfen; denn jede solche Beschränkung verstopfe den Markt. Diese, anderen wirtschaftspolitischen Maßnahmen gegenüber sehr angebrachte Kritik scheint mir gegenüber dem Kartellgesetzentwurf Flandins offene Türen einzurennen. Man beachte, mit welcher Sorgfalt in ihm der Weg zu Staatseingriffen geradezu verbarrikadiert ist, und vergleiche diesen französischen Gesetzentwurf mit anderen Kartellgesetzen!

Das französische Gesetz soll heißen: „zur Festsetzung der Bedingungen, unter denen Produktionsvereinbarungen in Zeiten der Krise für allgemein verbindlich erklärt werden können". Es soll also nur in Krisenzeiten angewandt werden. Voraussetzung für die Verbindlichkeitserklärung ist, daß eine freiwillige Vereinbarung vorliegt, die im allgemeinen mindestens zwei Drittel der Unternehmungen und drei Viertel der Gesamterzeugung umfassen muß. Es muß sich ferner um eine für die Gesamtwirtschaft wichtige Industrie handeln. Ein Kartell, das den genannten Bedingungen genügt und die Zwangsbeischließung von Außenseitern herbeiführen will, muß dem Handelsminister mit seinem Antrag einen zeitlich begrenzten Kartellvertrag vorlegen. Dabei wird dieses Kartell im voraus reiflich bedenken, daß es dann eben auf Grund des Kartellgesetzes gezwungen werden kann, Kurzarbeit einzuführen statt Arbeiter zu entlassen, oder sogar, sich bei Entlassungen an der Arbeitslosenunterstützung zu beteiligen. Diese Bestimmungen mahnen bereits die Antragsteller zur Vorsicht! Ihr Antrag wird zunächst einer Schiedskommission vorgelegt, die zusammengesetzt ist aus einem „im Wirtschaftsleben eine hervorragende Rolle spielenden" Präsidenten, je einem Unternehmer- und Arbeitervertreter, dem Notenbankpräsidenten und dem Vorsitzenden der Vereinigung der Handelsgerichte. Diese Kommission hat ein Gutachten auszuarbeiten, unter anderem über die mutmaßlichen Wirkungen des Zwangskartells auf andere Industrien, auf den Beschäftigungsgrad und auf den Konsum. Wenn die Kommission nach diesen Untersuchungen die Zwangsbeischließung der Außenseiter befürwortet, kann der Ministerrat (also nicht etwa der Handelsminister allein) die Zwangsbeischließung der Außenseiter anordnen.

Wir sehen: gerade die Fassung dieses Gesetzentwurfes spricht dafür, daß die französische Regierung wie im Fall Citroën so auch sonst Staatseingriffe zur Unterstützung einzelner Unternehmungen und einzelner Wirtschaftszweige ablehnt.

Wenn diese Politik geschickt, zäh und umfassend genug betrieben wird, kann gerade sie zu einer Stützung der französischen Gesamtwirtschaft führen, die den Weg aus der Krise — im Gegensatz z. B. zu England und Schweden — noch nicht gefunden hat.

Du sollst nicht immer eine Meinung haben. Oeser

Frankreich und Italien

„Ich bin sehr zufrieden; die Franzosen in Tunis, das bedeutet die Unmöglichkeit einer Einigung zwischen Frankreich und Italien." So hat Bismarck, von dem nach 1870 der „cauchemar des coalitions", der Alpdruck der Koalition, nie gewichen ist, 1881 zum englischen Gesandten in Berlin gesagt. Bismarck hat ja überhaupt die koloniale Tätigkeit Frankreichs in Afrika gern gesehen und so gut es ging begünstigt; denn die Franzosen in Afrika, das bedeutete, so rechnete er, eine Ablenkung französischer Energien aus Europa, und die Franzosen gar in Tunis — das schien damals in der Tat die „Unmöglichkeit" einer Einigung zwischen Frankreich und Italien zu bedeuten; denn ein Blick auf die Karte und ein klein wenig Kenntnis der Geschichte des Mittelmeers seit den Kämpfen der Karthager gegen die unteritalienischen Griechen und dann gegen die Römer genügen, um zu sehen, daß die Besitzer Siziliens mit den Herren von Tunis nicht gut in Freundschaft leben können.

Aber in der Politik sollte man mit dem Wort „unmöglich" vorsichtig sein. Seit 1881, als Bismarck die Übernahme der tunesischen Schutzherrschaft durch Frankreich freudig begrüßte, ist manches Unmögliche möglich geworden. Das französische Kolonialreich in Afrika zieht die französischen Kräfte nicht mehr aus Europa ab, sondern ist (was oft übersehen wird) die Grundlage für die Vormachtstellung, die Frankreich in Europa immer noch einnimmt; und die Italiener haben mit den Besitzern von Tunis, den Franzosen, nicht nur eine Entente abgeschlossen, sondern auch, wenn auch nicht formell, so doch tatsächlich auf Tunis verzichtet und sogar die italienische Bevölkerung in Tunis, die infolge ihres Geburtenreichtums das Land bald italianisiert hätte, preisgegeben.

Woher dieser Verzicht Italiens? Hat es sonstwo Gegenleistungen erhalten? Im Süden von Libyen und im Süden von Eriträa hat es Gebietszuwachs bekommen, aber ein Äquivalent für die italienischen Leistungen ist das nicht (besonders deshalb nicht, weil Italien auf diese Grenzberichtigungen infolge des Londoner Vertrags von 1915, der es zur Teilnahme am Weltkrieg bewog, rechtlichen Anspruch hatte). Worin liegt also der Grund für die Nachgiebigkeit der italienischen Politik?

Um es kurz zu sagen: in der außenpolitischen Schwäche Italiens. Im heutigen Italien fehlen zu einer erfolgreichen selbständigen Außenpolitik sowohl die wirtschaftlichen Grundlagen als auch einige politische und vor allem militärische Fähigkeiten der Bevölkerung. Dazu kamen im Jahre 1934 noch einige schwere diplomatische Schlappen. In Albanien ging der italienische Einfluß zurück, ebenso in Bulgarien; die immer mehr erstarkende Türkei sperrte das Mittelmeer im Osten, und als Rußland auf Frankreichs Seite trat, drückte das ganze Gewicht der russisch-türkischen Politik, vermehrt durch das des Balkanpaktes (Türkei, Griechenland, Jugoslawien, Rumänien) auf Italien. Zwar schien es eine Zeit lang, als ob sich das Gefüge der Kleinen Entente lockern wollte, weil Jugoslawien sich zu selbständiger Politik stark genug fühlte, aber auch hier hat der französische Einfluß noch einmal gesiegt, und die Zusammenarbeit der Tschechoslowakei und Rumäniens mit Rußland hat die Macht dieser beiden Balkanstaaten derart vergrößert, daß Jugoslawiens Selbständigkeitsdrang vorerst nocheinmal gezügelt wurde. (Eine Lösung Jugoslawiens von der Kleinen Entente käme außerdem Italien nur indirekt zugute, eben dadurch, daß Frankreichs Stellung geschwächt würde.)

So blieben für Italiens Einfluß nur noch zwei Länder übrig: Ungarn und Österreich, und Italien ist auch prompt in diese — Falle gegangen. Denn als Falle hat sich Österreich für Italien erwiesen, ob nun ein politischer Wille oder nur der Zufall sie geöffnet hatte. Einmal wurden durch den Kampf um Österreich alle Pläne einer deutsch-italienischen Zusammenarbeit vollends zunichte gemacht, und dann zeigte es sich sofort, daß Italien auch in Österreich nicht frei schalten und walten konnte: wenn Ende Juli 1934 die italienischen Truppen in Österreich einmarschiert wären, so hätten sie weder gegen ein österreichisches noch gegen ein deutsches Heer kämpfen müssen, sondern gegen ein jugoslawisches, und wer dabei gesiegt hätte, das wird die Erinnerung an die Tage von Karfreit im Jahre 1917 auch den italienischen Politikern nicht zweifelhaft erscheinen lassen. Die römischen Protokolle bestimmen daher als „Beschützer" der österreichischen Unabhängigkeit nicht Italien allein, sondern außerdem die Staaten des Balkanpaktes, d. h. praktisch Jugoslawien. Und auf die Unterstützung des ungarischen Revisionismus hat Italien zwar nicht formell, aber doch tatsächlich verzichten müssen.

Abgesehen von diesen diplomatischen Niederlagen raubte auch noch die Verschärfung der Wirtschaftskrise der italienischen Politik jede Bewegungsmöglichkeit. Zuletzt konnte sogar die Währung nur noch mit französischer Hilfe gehalten werden, und so blieb für Italien kein anderer Weg mehr als der nach Paris. Und die französische Regierung hat natürlich die mißliche Lage Italiens ausgenützt. Sie handelt Italien gegenüber ähnlich wie einst Bismarck Frankreich gegenüber: sie lenkt den italienischen Betätigungsdrang nach Afrika, und zwar von Libyen aus nicht südwärts, wo er für das französische Kolonialreich gefährlich werden könnte, sondern gegen das Rote Meer hin, wo er wahrscheinlich mit England und Japan (das ja in Abessinien Fuß gefaßt hat) in Konflikt gerät. Wie Bismarck 1881, so konnte auch Laval, als er von Rom zurückkehrte, sagen: Ich bin zufrieden. Max Gregory

Politik und Technik

Nicht von der Kriegstechnik soll hier die Rede sein (die ja auch in das Kapitel „Politik und Technik" gehört, denn Kanonen sind leider immer noch die „überzeugendsten" Argumente der Politik), sondern nur von der modernen Verkehrs- und Nachrichtentechnik und ihrem Einfluß auf die Politik.

Um diesen Einfluß voll ermessen zu können, muß man sich zunächst darüber klar sein, was Politik eigentlich ist und wie diese früher gehandhabt wurde.

Politik ist die planmäßige, organisierte Zusammenfassung der Kräfte eines Volkes bzw. Staates zum Zweck der Erreichung irgendwelcher staatlicher oder völkischer Ziele, mit allen dazu geeigneten oder damit zusammenhängenden Handlungen. Politik ist also keineswegs nur die amtliche Note, die der Botschafter eines Landes dem Außenminister eines anderen Landes im Auftrag seiner Regierung überreicht — Politik ist auch der Leitartikel des kleinsten Blättchens, Politik ist auch das letzte Biertischgespräch, sofern es geeignet ist, die planmäßige Zusammenfassung jener Kräfte zu fördern oder zu hindern. Politik ist der Inhalt einer französischen Fibel, in der die Deutschen als Barbaren hingestellt werden, ebensogut wie der Leitartikel der „Times", der vielleicht der britischen Haltung gegenüber Frankreich eine andere Richtung weist.

Diese Politik, diese Zusammenfassung aller Volkskräfte zur Erreichung eines bestimmten Zieles, wird nun ganz wesentlich beeinflußt von dem jeweiligen Stand der Technik; denn die Technik ist es, die es den Herrschern, den Politikern oder sonstigen Machthabern ermöglicht, an das Objekt ihrer Politik, an die breiten Massen des Volkes heranzukommen.

In alten Zeiten erschöpfte sich diese „Technik" in der mündlichen Rede. Wer etwas erreichen wollte, mußte vor diejenigen Leute, die er beeinflussen wollte, hintreten und mußte sie „bereden", d. h. er mußte den Versuch machen, sie von der Richtigkeit seines Standpunkts zu überzeugen. Gelang ihm das, so hatte er (wie heute noch) sein erstes Ziel erreicht: er hatte das Volk für seine Zwecke gewonnen. Denn ohne Volk ist der Politiker wie ein Offizier ohne Soldaten. Erst das Volk und seine gesammelte Stoßkraft gibt den Worten des Politikers den nötigen Nachdruck, der ihm die Erreichung eines Zieles ermöglicht. Ohne den dahinterstehenden Volkswillen ist alle politische Rede nur leeres Geschwätz.

Dieser „Volkswille" ist nun aber etwas sehr schwer zu Lenkendes, etwas Millionenköpfiges, Gleitendes, ständig Wandelbares. Um ihn wenigstens für die nötige Zeit bis zur Erreichung des gedachten politischen Zieles zusammenzuhalten und ihm die gewünschte Richtung zu geben, bedarf es ständiger Einwirkung auf die Massen; denn der Einfluß des Politikers läßt sofort im selben Maß nach — wie das Interesse der hinter ihm stehenden Masse erkaltet.

Jahrtausendelang war die Rede fast die einzige Einwirkungsmöglichkeit des Politikers — neben Briefen, die er an seine Freunde schreiben konnte, deren Wirkung aber naturgemäß immer sehr bescheiden blieb.

Den ersten gewaltigen Umschwung brachte die Erfindung der Buchdruckerkunst und damit der Zeitung. Schon die

---

Herrchen lernt riechen

Von Paul Heinkel

Als der Salz- und Pfefferschnauzer Poldi durch seinen Herrn sprechen und denken gelernt hatte, fing er an, die Menschen kritisch zu beurteilen.

„In welcher Sfäre leben diese Wesen eigentlich?", sagte er sich eines Tages nachdenklich, als er gerade einer aufregend zarten Geruchsfahne nachlief. „Sie tappen in der Welt herum, als ob sie in der Nase nicht recht wären."

Er schnupperte angestrengt an einem Eckstein, denn jene Geruchsfahne war beinahe bis zur Unkenntlichkeit mit anderen überdeckt. Endlich schoß er weiter. Er wedelte freudig erregt.

„Sie hat etwas ungeheuer Sympathisches an sich, etwas eminent Anziehendes, dieses süße Schnuckelchen", dachte er bei sich, und ein stiller Glanz lag über dem tiefen Schwarz seiner leicht vibrierenden Schnauze.

Dann aber stieß er einen ärgerlichen Beller aus. „Bring' ich diese blöde Terminologie nicht mehr aus meinem Schädel", knurrte er und sprang einen Radfahrer an, der um die Ecke bog. „Sympathisch! Anziehend! Süßes Schnuckelchen! Wie ist mir denn? Ich kann Flora einfach riechen und damit basta. Rassenmäßig hat sie das einwandfreiste Geruchsbild, das mir bis jetzt unter die Nase gekommen ist. Dabei hat sie auf der letzten Hundeausstellung nicht mal einen Preis bekommen."

Er lüpfte verächtlich den Fuß. „Was die schon von uns Hunden verstehen! Sie taxieren alles mit den Augen!"

Er aber wußte, was ein guter Geruch bedeutete. Als sein Vater schon in den letzten Zügen lag, hatte er noch in seiner Hundesprache zu ihm gesagt: „Ich kann dir nichts hinterlassen, als den guten Geruch, in dem wir durch Generationen gestanden haben. Bewahre ihn!"

Poldi wollte ihn bewahren. Flora hatte das beste Geruchsgut im ganzen Revier. Schade, daß sie ihrer Besitzerin, diesem alten Ekel, ständig im Schoß lag. Wie oft hatte er ihr schon gesagt: „Du verdirbst dir bei ihr deine zartesten Geruchsnüancen!"

Er umstrich eine Weile sehnsüchtig das Haus Floras. Dann trottete er heim.

Sein Herr lag träumerisch im Lehnstuhl. Im Zimmer wogte ein greulicher Duft. Er stammte von jenem Fräulein, das sein Herr unbegreiflicherweise „Braut" nannte. „Ich kann sie nicht riechen", sagte Poldi zu sich, „eine feine Nase lehnt so was ab." Es gab ja auch leider Gottes bereits unter den Hunden Degenerierte, die nichts mehr auf ihre Nase hielten und selbst minderwertig rochen, aber so instinktlos wie die Menschen waren sie doch nicht.

Er leckte seinem Herrn mitleidig die Hand. Eine fade Wolke fuhr ihm in die Nase, so daß er sich rasch hinter den Ofen zurückzog. „Armer Kerl", dachte er, „du wirst erst nach der Heirat herausbekommen, daß du sie nicht riechen kannst."

Die Schnauze zwischen den Beinen lag er da und memorierte im Stillen das Bellalfabet, das ihm sein Herr beigebracht hatte. „Scheußlich umständlich, wie sich die Menschen verständigen", brummte er in sich hinein, „dabei hundertmal mehr Mißverständnisse, als bei uns."

Er streckte sich. Sein Herr blätterte gelangweilt in einem Buch. „Es fehlt ihm was", dachte Poldi. „Vielleicht lebt er zu sehr durchs Alfabet. Vielleicht . . ."

Da war wieder eine dieser unmöglichen Wellen, von denen das Zimmer erfüllt war. Es war einfach katastrofal. Wenn er sich schon eine Braut hielt, warum z. B. nicht das Fräulein im Eckhaus gegenüber? Oh, es müßte eine Nasenweide für ihn sein, mit ihr zu leben.

Aber gerade die sah er gar nicht an. Merkte er nicht an ihrem Geruch, wie fein organisiert sie war?

Poldis Hundeherz überströmte von Mitleid für seinen Herrn. Hier mußte eingegriffen werden. Er kratzte sich vor Aufregung fieberhaft an der linken Flanke.

Und dann tat er etwas, was er, seit er „sprechen" konnte, noch nicht gewagt hatte: er fing selbst zu reden an.

„Ihnen fehlt etwas", buchstabierte er erregt bellend, „Sie sind zwar wahrscheinlich ein ganzer Mensch, aber nur ein halbes Wesen. Ihr Weltbild ist nur gesehen, nicht gerochen. Aber es existieren Dinge unter der Sonne, die sich eure Nase nicht träumen läßt. Es . . . es . . ." Er überhaspelte sich vor Aufregung.

Sein Herr war zunächst baff. Dann ahnte er eine ungeheuerliche Möglichkeit. Sollte es denkbar sein, auf dem Umweg über den sprechenden Hund in Dinge einzudringen, die uns heute noch verschlossen sind?

Eine wilde Begeisterung erfaßte ihn plötzlich. Er rannte mit Poldi auf die Straße, um sich die Welt der Gerüche erschließen zu lassen. Poldi mußte ihn verfeinert riechen lernen, so wie er ihn sprechen gelernt hatte.

Und Poldi versuchte, seinen Herrn die Welt durch die Nase erleben zu lassen. Sie gingen hinter Menschen her und analysierten die Düfte, die hinter ihnen herzogen.

Es war gar nicht so einfach. Herrchen roch fast gar nichts, wo Poldi ungeheuer komplizierte Duftgebilde in der Nase hatte. Nur ganz langsam und sehr begrenzt konnte er einige der Millionen Geruchsfahnen erkennen, die die Straße entlangliefen, die sich kreuzten, ineinanderverschlangen, sich abstießen oder vermengten. Es waren meistens die ganz groben Gerüche, die man, wie Poldi sagte, beinahe ohne Nase wahrnehmen konnte. Die zarten und feinen blieben Herrchen leider verschlossen. Seine Nase tat nicht mit.

Poldi war verzweifelt. Wie schnell hatte er sich die ganzen sprachlichen Nüancen angeeignet, mit denen die Menschen ihre Welt offenbaren! Und nun, wo er sich gewissermaßen revanchieren konnte, versagte sein Herr vollständig.

Er würde nie den Charakter eines Menschen aus seinen Gerüchen feststellen können. Er würde nie mit der Nase herausbekommen, von welchen Affekten ein Mensch gerade erfüllt ist. Er würde nicht einmal Krankheiten an den Veränderungen der Ausdünstung erkennen.

Er lebte nur durch das Auge. Und was sah er da schon! Er lebte nur durch den Kopf. Aber wie leicht war der zu täuschen! Man durfte ja nur reden. Einige der Worte sagen, die ihm gefielen und schon fiel er darauf herein. Sogar Poldi hatte das, ehrlich gesagt, gut auszunützen verstanden.

Mein Gott, er hatte vorgehabt, seinen Herrn auch in den Wald zu führen und ihm ein bißchen klar zu machen, was es mit der öfters in menschlichen Kreisen zitierten „Verbundenheit mit der Natur" auf sich hat, wenn man eine Nase dafür hat. Er hatte davon geträumt, ihn für die unerhörten Duftgebilde empfänglich zu machen, die aus dem Waldboden aufsteigen, ihm einmal die Aufgabe zu stellen, Spuren des Wildes zu verfolgen, die sich als unsichtbare Bänder durch die Gebüsche winden, ihn sogar vielleicht einmal auf die Duftspuren der Schmetterlinge bringen zu können, die an Sommertagen wie zarte Glasfäden durch die Luft schweben.

Aber es waren ihm ja nicht einmal die gröbsten Gerüche klar zu machen. Er kannte nicht einmal die einzelnen Benzinmarken am Gestank auseinander, geschweige denn daß er so weit gekommen wäre, am Geruch unterscheiden zu lernen, ob seine Braut in freudiger oder gedrückter Stimmung zu ihm kam.

„Hoffnungslos verkümmert", brummelte Poldi eines Abends in sich hinein. Und so sehr auch sein Herr noch in ihn drang: es war wochenlang nichts mehr aus ihm herauszubringen.

Er lebte wieder sein bescheidenes Hundeleben wie früher und vergaß auch ziemlich rasch das mühsam erlernte Hundealfabet.

Das zeigte sich deutlich, als er sich dann doch noch zu einer abschließenden Äußerung verleiten ließ und den Satz sprach: „Man gan fileit reden, aber niht richn lern."

kleinen Flugblätter, die etwa in der Reformationszeit von Hand zu Hand gingen, erweiterten den Einflußbereich der einzelnen Politiker ungeheuer. Mit diesen Flugblättern begann die moderne Massenbearbeitung und das moderne Zeitungswesen, das — seitdem immer weiter verbessert — bis auf den heutigen Tag das wichtigste Beeinflussungsmittel geblieben ist.

Man muß sich aber vorstellen, wie primitiv das Werkzeug des Politikers dennoch jahrhundertelang blieb. Noch zur napoleonischen Zeit erfuhr Europa erst ganz langsam nach Wochen von dem Zusammenbruch der großen Armee in Rußland, und der Kaiser selbst „flog" in einer viele Tage dauernden Schlittenreise nach Paris, um dort zusammen mit der Unglücksbotschaft einzutreffen.

Diese für uns kaum vorstellbare Langsamkeit hatte für die Regierenden auch ihre großen Vorzüge: es pfuschte ihnen noch niemand ins Handwerk, ihre reitenden Boten waren die Schnellsten, kein Preßtelegramm kam ihnen mit unerwünschter Berichterstattung zuvor. Sie konnten fast unbeeinflußt unter sich ausmachen, was sie für richtig hielten; die Volksstimmung, die sich in Kriegslagern, Wirtshäusern, Poststationen usw. bildete, hinkte immer weit nach, weshalb damals bezeichnenderweise jeder Fremde, der in einen Ort kam, von Jung und Alt ausgefragt wurde, was denn „in der Welt" vorgehe.

Die nächste, ganz große Erfindung, die erstmalig eine blitzschnelle Unterrichtung auch weitabliegender Orte ermöglichte, war der Telegraf, dann das Seekabel und endlich das Telefon. Nun nahm die ganze Welt an allen Ereignissen teil. Was der Draht meldete, wurde schnell gedruckt und gelangte für wenige Pfennige in jedes Haus, sodaß das ganze Volk an allen Ereignissen teilnehmen konnte.

Dennoch blieb die Anteilnahme einigermaßen beschränkt, denn Unzählige hielten noch keine Zeitung und lasen also auch keine Leitartikel. In „Massen"-Versammlungen redete der Politiker vor einigen hundert oder tausend Leuten. Es gab noch kein Mittel, an die breitesten Massen heranzukommen. Das blieb erst der allerjüngsten Zeit vorbehalten: daß die politische Rede im Rundfunk auf Ätherwellen ins kleinste und letzte Haus gelangt.

Der Rundfunk erst ermöglicht eine politische Beeinflussung und Schulung der Massen, die — gemessen an früheren Verhältnissen — ungeheuer groß ist; die also in der Hand eines geschickten Politikers ein Instrument von allergrößter Wirkung darstellt, mit dem der Ungeschickte aber auch entsprechenden Schaden anrichten kann. Jedenfalls muß der heutige Politiker ständig damit rechnen, daß die wimmelnden Millionen zuhören. Er muß ihr Neugierde- und Unterhaltungsbedürfnis ständig befriedigen; er muß sie bei guter Stimmung erhalten und ist stets in Gefahr, sich durch ein falsches Wort schwer zu schädigen.

Denn es wirkt ja nicht nur der Politiker auf die Massen, sondern diese wirken auch auf den Politiker zurück. In ganz anderer Wiese als früher muß der Politiker, muß die Regierung mit der Volksstimmung rechnen, die in manchen Ländern sehr rasch wechseln kann. Dadurch aber gerät die Politik in solchen Ländern oft auch unter den Einfluß der Masse. Der Politiker muß, bildlich gesprochen, mit einem Auge auf die fremde Regierung, mit der er zu tun hat, blicken, mit dem anderen aber auf die Masse des eigenen Volkes, um deren Stimmung zu beobachten. Das erschwert das sachliche Arbeiten, denn der Zwang, der Masse ständig und stündlich über den Gang der Dinge Bericht zu erstatten, ist eben diesem Gang der Dinge oft sehr abträglich.

Das ist eine unerwünschte Nebenwirkung, die aber nichts an der Tatsache ändert, daß es heute möglich ist, zu den Millionen zu sprechen, jeden Einzelnen zu packen, im Flugzeug von Stadt zu Stadt fliegend an einem Tag in einem halben Dutzend Massenversammlungen durch Großlautsprecher vor je 100 000 Menschen zu reden (die ihrerseits in Kraftwagen aus dem ganzen Land zusammenströmen) — und daß man dadurch ganz andere Wirkungen auslösen kann als jemals vorher.

Ulrich von Riet

Die Mode

„Der Produktionswert der Mode-Industrie beträgt in normalen Zeiten 8 bis 9 Milliarden Mark jährlich. Noch jetzt liegt er zwischen 6 und 7 Milliarden. Er ist dreimal so groß als der der Kohlengewinnung, 2½mal als der der Maschinenindustrie. In ihm steckt ein Achtel unseres gesamten Volksvermögens. 3 Millionen Berufstätige, d. i. doppelt so viel wie im Nahrungsmittel- oder Baugewerbe, sind darin beschäftigt, und zwar ohne den Handel. Die Ausfuhr der Textil- und Mode-Industrie beträgt noch heute rund 25 Millionen Mark monatlich."

(Denkschrift der Deutschen Meisterschule für Mode)

✦

Die „Berliner Morgenpost" (Nr. 15) erzählt: „Eine große englische Strumpffabrik brachte vor einiger Zeit ein neues Farbmuster unter der Bezeichnung „Zwiebelschale" in den Handel. Der Name erwies sich aber als so wenig zugkräftig, daß die Händler auf der Ware sitzenblieben. Darauf taufte man die Farbe in „Cocktail" um, und seitdem ist die Nachfrage so groß, daß kaum genug Strümpfe geliefert werden können."

Die deutsche Presse

Zu welcher Bedeutung sich die Erfindung des seligen Herrn Gensfleisch heute entwickelt hat, kommt einem ganz zum Bewußtsein, wenn man die Statistik der deutschen Presse zu sich sprechen läßt.

Jener mag weiland noch Jahre an der Herstellung seiner Gutenberg-Bibel gesessen haben. Heute wird in wenigen Stunden eine Zeitung geschrieben, gesetzt, gedruckt und zu Hunderttausenden ins Volk geworfen.

Die Zeitungen. In Deutschland sind 1934 im Durchschnitt 3233 Zeitungen gedruckt worden. Mehr als 10 000 Redakteure haben Tag für Tag (oder: Nacht für Nacht) daran gearbeitet. Die nette Summe von etwa 27,5 Millionen fließt bei einem durchschnittlichen Monatspreis von 2,50 Mark monatlich aus der Hand der Abonnenten in die Kasse der Zeitungsverlage. (Dabei sind die Zeitschriften nicht mitgerechnet: allein für die drei größten deutschen „Illustrierten" gibt der Leser wöchentlich 400 000 RM. aus.)

210 von diesen 3233 erschienenen Zeitungen wurden nur einmal in der Woche gedruckt. 174 Blätter brachten ihren Lesern auch am Sonntag eine Ausgabe ins Haus. 20 große deutsche Zeitungen erschienen in der Woche 12mal, 9 sogar 13mal. Die Anzahl der parteiamtlichen oder parteieigenen täglich erscheinenden Organe der NSDAP beträgt 378, die über das ganze Reich verteilt sind.

In den 53 deutschen Großstädten erscheinen allein mehr als 10 Prozent aller Blätter, wobei Berlin mit 62 an der Spitze steht. Es folgen Frankfurt mit 19, Stuttgart mit 15 und München mit 12 Blättern. Durchschnittlich liest jeder 6. Deutsche seine Tageszeitung. In Berlin kommt sogar ein Zeitungs-Exemplar auf nur 1,89 Einwohner, in den Hansestädten Hamburg, Lübeck und Bremen auf 2,57, 2,59 und 2,75. Verhältnismäßig am wenigsten Fuß gefaßt hat die Zeitung in Oberschlesien (pro Exemplar 7,31 Menschen), in Oldenburg (6,58) und in Hohenzollern (6,47).

Eine Reihe ganz kleiner Zeitungen quält sich mit einer Auflage von 6—800 durchs Leben. Die allgemeine Durchschnittsauflage der deutschen Zeitung beträgt 3400 Stück. Von der Großstadt-Presse mit ihren Riesenauflagen möge folgender Überblick nach dem Stand vom September 1934 einen Begriff geben:

Berliner Morgenpost	364 000
Völkischer Beobachter	359 000
Berliner Illustrierte Nachtausgabe	193 000
Westdeutscher Beobachter, Köln	174 000
Rote Erde, Dortmund	174 000
Berliner Lokal-Anzeiger	164 000
Leipziger Neueste Nachrichten	150 000
Der Deutsche (DAF), Berlin	140 000
Hamburger Anzeiger	139 000
Hamburger Fremdenblatt	108 000
Frankfurter General-Anzeiger	102 000
Münchner Neueste Nachrichten	101 000
Berliner Volkszeitung	101 000
Kölnische Zeitung	91 000
Frankfurter Zeitung	62 000

Die etwa 11 000 000 täglich gedruckten Exemplare aller deutschen Zeitungen gäben aufeinandergestapelt eine Säule, deren Spitze in die Stratosfäre hineinreichen würde.

Die Zeitschriften. Mit den höchsten Auflagen können auf diesem Gebiet die „Illustrierten" und die vielen „Familienblätter" aufwarten. Auch hier einige Auflagezahlen (nach dem Stand des 3. Quartals von 1934):

Berliner Illustrirte	1 107 692
Illustrierter Beobachter	778 000
Deutsche Illustrierte	612 000
Münchner Illustrierte Presse	509 000
Kölnische Illustrierte	229 000
Hamburger Illustrierte	129 000
Allgemeiner Wegweiser, Berlin	820 000
Magazin der Hausfrau, Berlin	815 000
Die grüne Post	614 000
Die braune Post	501 000
Vobachs Familienhilfe	588 000
Mein Blatt, Leipzig	577 000

Im Jahre 1934 gab es in Deutschland 6288 verschiedene Zeitschriften; im Jahre 1933 waren es noch 7185. Besonders auffallend war der Rückgang auf den Gebieten Erziehungs- und Unterrichtswesen: von 320 auf 251; Handel: von 236 auf 196; Land- und Forstwirtschaft: von 505 auf 348; Sozialwissenschaften: von 463 auf 348 (in der Frauenbewegung, in der 1933 noch 17 Zeitschriften erschienen, gab es 1934 keine einzige mehr). Neben diesem Rückgang ist vereinzelt ein Zugang zu verzeichnen (insgesamt 21 Titel), am stärksten auf den Gebieten Militärwissenschaften (+ 6), Zoologie (+ 5) und Allgemeine Naturwissenschaften (+ 3).

✦

24 872 Betriebe des Vervielfältigungsgewerbes arbeiten unermüdlich, damit der Rhythmus dieses komplizierten Körpers nicht einen Augenblick stocke: Schriftgießereien, galvanografische Anstalten, Druckereien der verschiedensten Techniken. Diese Betriebe beschäftigen ein Heer von nicht weniger als 254 307 Arbeitern und Angestellten (der reine Buch-Verlag ist nicht mitgerechnet). Hinzu kämen noch die 10 886 Betriebe, die der Papier-Herstellung und Veredelung dienen, mit ihren 181 107 Arbeitern und Angestellten. Und dann noch die vielen, vielen Tausende, die ebenfalls mittelbar an diesem Riesenapparat mitarbeiten: Anzeigen- und Abonnentenwerber, Zeitungshändler und Zeitungsträger: all die Frauen die Tag für Tag ihre Mappe mit Zeitungen treppauf, treppab schleppen, und die wir zahlenmäßig in unseren Statistiken noch nicht erfaßt haben.

Diese Zahlen geben ein Bild von der großen Rolle, die die Presse, von ihrer politischen und kulturellen Bedeutung abgesehen, auch im Wirtschaftsleben unseres Volkes spielt.

Ewald Thoms

Die hier angeführten Zahlen stammen aus folgenden Quellen: 59. Jahrgang von „Sperlings Zeitschriften" (Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, Leipzig), der jedem am Zeitungswesen Interessierten wegen seiner Zuverlässigkeit angelegentlich empfohlen sei, ferner aus dem amtlichen Material des Statistischen Reichsamtes (Gewerbliche Betriebszählung vom 16. Juni 1933) und dem „Handbuch der deutschen Presse".

Die Zeitung „Der Deutsche" stellt am 31. Januar ihr Erscheinen ein. Als Blatt der Deutschen Arbeitsfront tritt „Der Angriff" an ihre Stelle.

Eigenartiges Deutsch

Die „Muttersprache" erhebt in ihrem Januarheft „allerschärfsten Protest" gegen die Sprachverschandelung, die sich in einem in der „Reichsbahn-Beamten-Zeitung" (Auflage 379 000) abgedruckten Artikel „Deutscher Beamter und deutsches Buch" offenbart.

Es heißt dort u. a.: „Wer in einer Beamtenfamilie Kind gewesen und groß geworden ist, der weiß, daß deutsches Buch dort immer Heimstatt hatte, daß Beamtenfamilie ohne Buch nicht zu denken ist." „Ich habe neulich bei der Beamtentagung in Brandenburg Kulturverbundenheit der deutschen Beamten herausgehoben." „Über Buch wuchs Zusammenhang mit dem Volksganzen." „Und verlangte Schule manchmal über Unterrichtsstoff hinaus Unterlage, die Kenntnis vertiefen oder Phantasie beschwingen sollte, zum Geburtstag oder Weihnachten wurde, wenn Ausgabe dafür früher nicht freizumachen war, heimlich Begehrtes auf den Gabentisch gelegt ... mit Bildern gar, die Worte beschwingter machten."

Die schlechte Rasse wird daran erkannt, daß sie sich durch den Vergleich mit anderen zu erhöhen, andere durch den Vergleich mit sich selbst zu erniedrigen sucht.

Ernst Jünger

Ich lerne Skilaufen

Ohne Zweifel ist es einer der rühmenswertesten Einfälle der Natur, daß das Wasser bei einer bestimmten Temperatur seinen Aggregatzustand wechselt und anstatt der flüssigen die feste Form annimmt, indem es teils als Eis, teils als Schneekristall weiterexistiert.

Leider ist es ihr aber bis auf den heutigen Tag nicht geglückt, einen Schnee herauszubringen, der nach dem Urteil maßgebender Fachleute nicht zu pulvrig, aber auch nicht zu pappig, nicht zu firnig und wiederum auch nicht zu verharscht ist. Es ist doch für unsereinen, den Ski-Anfänger, eine fast unerträgliche Belastung, viererlei Wachs mitschleppen zu müssen, wie es das Lehrbuch vorschreibt: Mix für trockenen Pulverschnee, Medium für nassen Neuschnee, Klister für Firnschnee und das Skare für den harten Harsch, — vier große Büchsen im Rucksack!

Was meiner Meinung nach unbedingt noch erfunden werden muß, das ist der richtige, ideale, lehrbuchgerechte und, im Hinblick auf den Anfänger, farblose Universal-Gebrauchs-Ski-Schnee für jedermann!

✦

Ernst ist das Leben des Ski-Anfängers. Was ist zum Beispiel ein „Koordinatensystem bei Richtungsänderungen parallel gehaltener Skier"? Wußten Sie, daß man darunter den Quersprung zu verstehen hat?

Oder was wissen Sie von Ihren Fersen? Daß es sehr empfindliche Organe sind, wie die Geschichte des Achilleus lehrt. Und beim Militär haben Sie dazugelernt, daß die Fersen geschlossen und die Fußspitzen offen zu halten sind.

Falsch! Hören Sie, was uns der Skilehrer beim Bogenfahren zuschreit: „Drücken Sie die Fersen auseinander! Fuß-spit-zen zu-sam-men! Sie dort, der Lange, drücken Sie die Fersen auseinander! Fußspitzen zus ... Herrgott nocheinmal, so nehmen Sie doch die Fersen auseinander!" ...

Der Lange, das bin ich; — aber ich war vier Jahre beim Militär und ich habe die Fersen zuletzt sogar im Schlafe zusammengehabt ...

✦

„Jetzt O-beinig beiziehen!" sagt der Skilehrer. „Sehen Sie, es ist ganz einfach: der Talski liegt flach auf, der Bergski ist leicht gekantet und wird weggestemmt. Das Körpergewicht ruht ganz auf dem Talski, so ..." Und er gleitet in elegantem Bogen hinab, steht quer zum Hang und ruft: „Und jetzt bitte, O-beinig beiziehen!"

Wir tun alle, was wir können, wir geben uns die größte Mühe; solche schönen O-Beine, wie ich sie fertigbringe, gibt es überhaupt nicht nochmal auf der Welt, ich gebe geradezu mein Bestes ... und doch geht es nicht!

Der Skilehrer ist unzufrieden. Wie ungerecht! Was können schließlich wir dafür, daß wir mit so verkrüppelten geraden Gliedern auf die Welt gekommen sind?

✦

Und so kommt es, daß du eines Tages wieder einmal auf die Schulmeisterei schimpfst, die jedes Vergnügen und auch den schönsten Sport zu etwas Mühseligem und Beladenem mache; und du beschließt, dich auch auf den Skiern selbständig zumachen. Die Geduld, nicht wahr, ist die Tugend der Esel, und überdies schmecken die eigenen Dummheiten immer noch besser als der Andern Weisheiten.

Wunderbar strahlt an dem Tag die Sonne vom blaugläsernen Himmel. Die Welt erglänzt in purem Silber. Auf den schneebeladenen Ästen der Tannen blitzt und blinkt es, von unzähligen Eiszäpfchen tropft es, ringsum ist ein tausendfältiges Klingen. Vergnügt blickst du in die Welt, fühlst dich verjüngt um ein Dutzend Jahre; alle Erdenschwere fällt von dir ab, ungeahnter Mut schwellt dein Herz, alles, was eine gütige Natur an inneren Hemmungen vorsichtig eingebaut hat, ist mit einem Male weg — also denn mal los: in das herrliche Tal da hinunter ...!

Aber wie hinfällig werden auch unsere festesten Entschlüsse, wenn man einen sechzig Grad geneigten Hang hinuntersaust! Die Bretter sind plötzlich ganz toll geworden, rasend stürmen sie fort, und ich bin das maßlos verdutzte Objekt ihrer sinnlosen Willkür. Wenn man doch jetzt O-beinig beiziehen könnte ... hätte man doch auf den Skilehrer ... aber jetzt gibt es sowieso kein Halten mehr ...! Unwiderstehlich fühle ich mich von dem Abgrund angezogen ...

Ein Paar fast neue Skier samt Stöcken demjenigen, der sich mir in den Weg wirft und mich aufhält! Aber die Leute grinsen nur ...

Und wie ich so an ihnen vorüberrase, kommt mir zum erschreckenden Bewußtsein, daß es doch auch ein Gesetz der zunehmenden Beschleunigung gibt! Mit D-Zugsgeschwindigkeit brause ich auf ein Gehölz los, das ausgerechnet mir im Wege liegt. Himmel, warum kann der Mensch nur nicht fliegen, glatt über so ein Wäldchen hinweg!?

Zweifellos, es geht zu Ende mit mir. „Tod in den Bergen. Beim Skilaufen verunglückte ..." Daß man so enden muß ... Bei Verdun und vor Ypern haben sie jahrelang mit Kanonen auf einen geschossen und nun ... Gesetz der zunehmenden Beschleunigung ...

Oder ob man so einen mittleren Baum da vorne glatt abbrechen kann, ohne daß man sich dabei besonderen Schaden tut? Am Rande scheinen Erlen zu stehen, und Erlenholz, habe ich mal gelesen, das soll doch ganz biegsam sein? Der Anzug? Und wenn es ihn zu Streifen zerfetzt und wenn es die Bretter zu Brennholz zerspellt, — egal, ich werde sowieso nie wieder Skilaufen!

Oder ... wie? Hat nicht der Skilehrer mal was vom Verlegen des Körpergewichts gesagt? Hat er nicht gesagt, daß man es verlagern kann: nach links, nach rechts, ganz nach Belieben? Ja, warum nicht auch nach hinten!? Auch wenn er nicht ausdrücklich davon gesprochen hat?

Mit gigantischem Ruck verlagere ich mein Körpergewicht in den Hosenboden ... Teufel, der ist hin, denke ich noch, dann donnert es urweltlich, die Bretter knallen mir um den Schädel, es blitzt, es kracht, die Erde wackelt, ein grüner Stern zerplatzt vor meinen Augen und löst sich in rotem Funkenregen auf ... Aber ich spüre doch mit unsäglicher Befriedigung, daß ein Hosenboden eine weit wirkungsvollere Bremsvorrichtung sein kann als ein starkmotoriger Schneepflug!

Ich sitze in einem Trichter, wie ihn so tief keine schwere Granate schlagen kann, wenige Meter vor den Erlen, die übrigens, wie ich jetzt erkenne, Eichbäume sind, so richtige kernige, unbeugsame deutsche Eichen!

Polternd fallen endlich auch die letzten Brocken der ungeheuren Schneemassen, die ich aufgewirbelt habe, auf mich herab. Ich betrachte sie zärtlich, wie sie mich bestäuben ...

Wie gut ist Gottes Schnee: so weich und so weiß!
Wenn er ihn nun hart und schwarz gemacht hätte ...!

Alfred Uhlmann

Ein empfehlenswertes Buch:

Gustave Le Bon

Psychologie der Massen

Alfred Kröner Verlag, Leipzig
Preis geb. 3.50 R.-Mark

Der Verlag der Sonntags-Zeitung besorgt Ihnen dieses Buch portofrei, wenn Sie den Betrag auf Postscheckkonto Stuttgart 19844 einzahlen

Geheiligtes Leben

Religion, das heißt wörtlich die Rück-Verbundenheit des Menschen, ist so alt und so allgemein wie es eine mit Bewußtsein lebende Menschheit gibt.

In ihr erlebt der Mensch ehrfürchtig das Einbezogensein in eine letzte Ordnung, die Beziehung zu dem umfassenden Urgrund aller Dinge, wobei es nur für die Art, nicht für die Tiefe dieses Erlebens wesentlich ist, ob der einzelne diesen letzten Seinsgrund als ein von außen her auf die Welt wirkendes (transzendentes) höchstes Wesen erlebt oder ob er den letzten Grund alles Seins als der Welt, den Dingen selbst innewohnende (immanente) geheimnisvolle Kraft empfindet.

Dagegen gehört es zum Wesen alles religiösen Erlebens, daß der Mensch hiebei das ehrfürchtige Gefühl einer geheimnisvollen Begegnung mit Kräften hat, zu denen er nicht nur in der gewöhnlichen, rein sinnlichen Weise die Beziehung aufnimmt, von denen vielmehr unser innerster, dem gewöhnlichen Tagesbewußtsein weithin verborgener Seelengrund so angerührt wird, daß von dieser Tiefe her der Mensch sich gleichsam durchglüht spürt mit neuer, ungeahnter Lebenskraft.

Das religiöse Erlebnis ist also das Bewußtwerden bzw. die bewußte Spiegelung einer in den Tiefen der Seele sich vollziehenden Empfängnis schöpferischer Kräfte, eines totalen Regenerationsvorgangs, bei dem der Mensch sich ergreifen und durchdringen läßt von des Lebens letzter Wirklichkeit und so selbst von der Tiefe her die Beziehung wieder findet zur Ganzheit des Lebens, vor allem auch zur Ganzheit seines eigenen Lebens.

Was in uns losgelöst, abgespalten war, wird so von selbst und ohne willentliche Bemühung des Menschen wieder einbezogen in die umfassende Ordnung der Dinge; alles Müde und Kranke in uns empfängt vom Mutterschoß der Seele her, von unseres Wesens Mitte, neue, frische Lebenskräfte, weil dort der Ort der Empfängnis ist für alle Kraft, die mehr ist als wir selbst.

Wenn unsere deutschen Märchen von dem Lebensbrunnen erzählen, aus dem die Wesen Kraft trinken, die sie verwandelt und verjüngt, so reden sie in einem anderen Bild auch von derselben religiösen Wirklichkeit, die in uns sich vollzieht, wenn wir zum Quellengrund aller Dinge den Zugang gefunden haben.

Wieder andere, wie z. B. unsere deutschen Mystiker, tun uns dieses nur in Gleichnissen faßbare religiöse Urerlebnis im Bilde des Geburtsvorgangs kund, wie ja auch Jesus im Gespräch mit Nikodemus davon spricht, daß der Mensch „von neuem geboren werden" müsse, um des vollen und echten Lebens teilhaftig zu werden.

•

Ist das religiöse Urerlebnis, das wir hier in kümmerliche menschliche Worte zu fassen versucht haben, offenbar allen Menschen gemeinsam, wann und wo auch immer menschliches Bewußtsein mit der letzten Wirklichkeit des Lebens die Beziehung aufnimmt, so wird doch bei näherem Zusehen offenbar, daß die Menschen vom Bewußtsein her seit alters auf verschiedenen Wegen diese Beziehung aufzunehmen versucht haben.

Zwei völlig von einander verschiedene religiöse Grundhaltungen des Menschen lassen sich hier aufweisen, wobei zwischen beiden tausend grenzenlose Übergänge und „Variationen" feststellbar sind. Während der eine Mensch immer und immer wieder das Bedürfnis empfindet, die verloren gegangene Beziehung zum letzten Lebensgrund in einem vom übrigen Lebensraum abgegrenzten besonderen Bezirk, im Heiligtum, im Tempel, vor dem Altar, in der Kirche oder an sonst einem irgendwie „geweihten", „geheiligten" Ort und zu einer aus dem übrigen Zeitablauf des Lebens herausgehobenen Zeit des Tages, der Woche, des Jahres, also in besonderen Andachtsstunden, am Sonn- und Feiertag und zu ganz bestimmten Festzeiten des Jahres neu aufzunehmen, gibt es offenbar auch eine dieser Art polar entgegengesetzte religiöse Grundhaltung, die keinerlei räumliche oder zeitliche Sonderung ihres religiösen Erlebens und Lebens kennt, vielmehr in der vollendeten, ganz sachlich gerichteten Hingabe an jede Lebenssituation, an jede Aufgabe, jedes Erlebnis, jedes Schicksal, an jedem Ort und zu jeder Zeit die menschliche Antwort auf den Anruf der letzten Wirklichkeit erblickt.

Während der Mensch der ersten Haltung die Begegnung mit dem Göttlichen im Kult, in der heiligen Handlung und der gegenüber dem Alltag besonders geheiligten Haltung sucht, ringt der Mensch der zweiten Haltung darum, seine ganze Lebensführung so von der Tiefe her zu gestalten, daß jene Rück-Verbundenheit, von der oben die Rede war, nimmer und nirgends ihm verloren gehe, sondern in jeder Lebensäußerung und jedem Lebensanspruch des Alltags für ihn selbst spürbar werde. Und je mehr er in dieser Art des Lebens der letzten Wirklichkeit und der verborgenen Tiefe inne wird, umso radikaler geht er darauf aus, alle Bezirke seines Seins, alle seine Lebensäußerungen und Lebensbeziehungen eingeordnet zu wissen in jenes große, beglückende, verantwortliche Verbundensein mit der letzten Wirklichkeit.

Die Grenzen seines „Heiligtums" weiten und weiten sich in die Tiefe und in die Breite seines Lebensraums, nach innen und nach außen, bis dieses Heiligtum grenzenlos wird und „die Welt" oder „das Leben" heißt. Dann verliert Stück um Stück alle kultische „Heiligung" seines Lebens ihren Sinn: alle „Heiligtümer" werden „verweltlicht" und die „Welt" wird „geheiligt" in sachlicher Hingabe an das Leben.

Und wo der Mensch spürt, daß er in irgend einem Schicksal, irgend einem Lebensanspruch, irgend einem Teil seines Wesens diese letzte Verbundenheit mit der göttlichen Fülle verloren oder noch nicht gefunden hat, da kann er nicht in einen Tempel eilen und durch irgend einen Gottesdienst jener Fülle teilhaftig oder von ihr in einem sakramentalen Gnadenakt beschenkt zu werden verlangen: an dem Ort der alltäglichen, „profanen" Lebenswirklichkeit, der noch nicht oder nicht mehr in die große, organische Ordnung des Ganzen einbezogen ist, muß er stillhalten und so lange die drängende und bedrängende Kraft und Fülle des Lebens einwirken lassen in Not und Leid und gehorsamem Hinhören auf die verborgene Stimme, bis diese Kraft, dieser Wiederherstellungsdrang der Natur heilend, lösend, erlösend, wandelnd und verwandelnd an Stelle der Losgelöstheit wieder das Eingebettetsein, an Stelle der Unordnung wieder die Ordnung, an Stelle der Lebensstockung wieder das Wachstum und die Entwicklung gesetzt hat.

Diese Wandlung stellt sich dem lebenswachen und lebensgeöffneten Menschen dar als ein ununterbrochenes Geschehen mit einem doppelten Gesicht: es ist ein fortgesetztes Geschehenlassen mitten im Wirken und ein höchstes Tätigsein mitten im Stillehalten, wobei fortgesetzt Lebensanstöße vom einen Pol dieses Geschehens zum andern hinüberströmen und der Schwerpunkt der Kräfte in beständiger Bewegung vom einen Pol zum andern hin- und herwandert, dem Leben ununterbrochen ein neues Angesicht, eine neue Farbe, eine neue akkordliche Tönung verleihend.

Sachlich geführtes Leben: das ist für den Menschen dieser Haltung seine Art Andacht zu halten, zu beten, Gottesdienst zu feiern, und er bedarf der Sakramente nicht, denn die weite Erde und der hohe Himmel und alles, was darin lebt und atmet, das sind ebenso wie die innersten Lebenskräfte seiner Seele seine Sakramente, von denen er ohne Aufhören Speise und Trank empfängt im Verbundensein mit dem letzten Lebensgrund, mit dem Wesen aller Dinge, mit der Kraft aller Kräfte, mit „Gott".

Ja es entfällt für ihn ins Wesenlose jener alte Streit der Menschen, ob man den göttlichen Urgrund des Seins mehr im Seelengrund, im Selbst des Menschen oder draußen in und hinter der Welt und den Dingen zu suchen habe; denn

„Nichts ist drinnen, nichts ist draußen.
Denn was innen ist, ist außen.
So ergreifest ohne Säumnis
Heilig-öffentlich Geheimnis" (Goethe).

Wilhelm Laiblin

Der rechte Himmel ist allenthalben, auch an dem Ort, wo du stehst und gehst. Böhme

Wer da wähnt, in Versunkenheit, Andacht, schmelzenden Gefühlen und sonderlichem Anschmiegen mehr von Gott zu haben als beim Herdfeuer oder im Stalle: da tust du nichts anderes, als ob du Gott nähmest und wickeltest ihm einen Mantel um das Haupt und stecktest ihn unter eine Bank! Denn wer Gott unter bestimmten Formen sucht, der ergreift wohl diese Form, aber Gott, der in ihr verborgen ist, entgeht ihm. Nur wer Gott unter keinerlei Form sucht, der ergreift ihn, wie er in sich selber ist.

Meister Eckehart

Wer die Religion auf das Heiligtum des Gemüts beschränken zu können meint — die Heiligtümer, in denen diese gemütliche Religion wohnt, heißen mitunter nur sehr uneigentlich Heiligtümer —, der hat nie, weder an sich noch an andern, Religion erlebt. Wirkliche Religion nimmt sich stets die Freiheit, das ganze Leben zu durchdringen. Sie ist nicht nur Sonntags von neun bis elf, bei Einsegnungen und Begräbnissen zu finden, sondern überall oder nirgends. Denn sie ist nicht eine vorübergehende Aufregung des Nervensystems, sondern das ... Leben unter den Augen des allgegenwärtigen Gottes. Sie ist das Horchen des Schülers auf die nur flüsternde, aber nie schweigende Stimme dieses Gottes, der in allem, in Kleinstem und Größestem, redet, und dessen Sprache nicht auf die Paragrafen einer für alle gültigen Grammatik abgezogen, aber von jedem gehört und verstanden werden kann, der sie hören und verstehen will. Paul de Lagarde

Der kirchliche Betrieb, die Andachten und Gebetsversammlungen führen die Menschen immer von dem heiligen Boden des Lebens, auf dem uns Gott begegnet, in einen mit Händen gemachten und von menschlichen Sinnen eingerichteten Tempel, zu einer ausgesuchten und geweihten Anbetungsstätte, welche die Gläubigen aus dem Leben herausführt, das doch die Stätte der Offenbarung Gottes, seiner Gnadenfülle, Wirkenskräfte, Weisungen und Führungen ist. Der Gottesdienst des Lebens wird durch den Gottesdienst im sakralen Raum entwertet und herabgesetzt. Joh. Müller

Dies ist das unermessene Wunder der Natur, daß alles, was in ihr lebt und schwingt, jeden Augenblick zur Offenbarung werden kann, wenn das Herz bereitet ist, wenn wir dem inneren Schicksal offen sind, das uns begegnen will. Keine heilige Schrift ist so groß wie die Welt und das Leben selber. Hier werden wir befreit von Bücherkram und Schriftenwust. Wir begegnen dem Unmittelbaren. Wer da zu lesen versteht, dem enthüllen sich auch erst die tiefsten Geheimnisse, wovon alte Weistümer melden ...

Überall, wo der schauende Blick, das lebende Leben in das Herz der Dinge zu dringen vermag, da begegnen sie dem Gott, der dort wohnt und wirkt ... Der Unterschied von heilig und profan ist für uns verschwunden. Wo immer in ernster, gottverbundener Verantwortung gelebt wird, ist alles heilig, was man tut. Profan, unheilig ist alles, was getrennt ist von dieser letzten Gottverbundenheit, und gebärde es sich noch so religiös und rede es noch so laut von Gott. Heilig ist die Erde, heilig ist die Welt, heilig ist das All, weil Gott da ist und wirkt bei allen denen, die diese Heiligkeit erfahren in unbekümmertem, gläubigem Jasagen. Wilhelm Hauer

Der Glaube einer „gottesdienstlichen" Religion ist ein Fron- und Lohnglaube und kann nicht für den seligmachenden angesehen werden, weil er nicht moralisch ist. Denn dieser muß ein freier, auf lautere Herzensgesinnungen gegründeter Glaube sein. Der erstere wähnt durch Handlungen des Kultus, welche (obzwar mühsam) doch für sich keinen moralischen Wert haben, mithin nur durch Furcht oder Hoffnung abgenötigte Handlungen sind, die auch ein böser Mensch ausüben kann, Gott wohlgefällig zu werden, anstatt daß der letztere dazu eine moralisch gute Gesinnung als notwendig voraussetzt ... Die Religion des bloßen Kultus und der Observanzen muß ihr Ende erreichen und dafür eine im Geist und in der Wahrheit (der moralischen Gesinnung) gegründete eingeführt werden. Immanuel Kant

Ich bin nun, ein für allemal, für diese kirchlichen Zeremonien verdorben, alle diese Bemühungen, eine Lüge geltend zu machen, kommen mir schal vor, und die Mummereien, die für Kinder und sinnliche Menschen etwas Imposantes haben, erscheinen mir, auch sogar, wenn ich die Sache als Künstler und Dichter ansehe, abgeschmackt und klein. Goethe

Sind wir früher eingetan gewesen von Kirche und Kirchensatzungen, wie Kinder in einer Kinderstube — die Kinderstube hat ihre Wände verloren, die Leute gehen heraus, und heute wird nicht mehr gefordert: „Sei gehorsam diesen oder jenen Sätzen, die in früherer Zeit gegolten haben", — sondern: „Sei in deinem Herzen wartend auf die Kraft Gottes, die dich selbst stark und gut machen will." Christoph Blumhardt

Es kommt die Zeit, daß ihr werdet weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem den Vater anbeten ... Es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit; denn der Vater will haben, die ihn also anbeten. Jesus von Nazareth

Intellektualbestien

Aus einer Rede des Tübinger Universitätsprofessors Theodor Häring auf einem „Heimabend der Professoren und Weingärtner" (Osiander'sche Buchhandlung, Tübingen, Preis 25 Pfennig):

„... I han et gwißt: Soll i weina oder lacha, wie da neulich wieder amol oiner en dr Zeiteng, ond i glaub sogar em Radio, von de „Intellektualbestien" gschwätzt hot. Wisset 'r was? Dös sent mir Professora! Gucket Se ons no a', meine Dama ond Herra! Zu dem Zweck send mr ja doch heit Obed herkomma, daß mr ons au gwieaß amol gnau agucka ka'! Sieah-n-i vielleicht aus wie a-n-Intellektualbeschtie?! Ja, kotz Blitz! sent mr denn oigetlich en a-r-a Menagerie oder en ara Volksgemeinschaft?!

Wiea-n-i übrigens dös von dene „Intellektualbeschtia" damals glesa ha', na hab i z'aischt mei Konversationslexikon gnomma, ond hann onderm „B" „Bestie" nachgschlaga. Ond da han i gfonda: „Bestie, vom lateinischen bestia (also deutsch ischs au net amal!), das wilde Tier, auch im guten Sinn besonderer Kraftfülle, vgl. z. B. Nietzsche (den mr heit ja so b'sonders schätzt), der seinen Übermenschen gern auch als „blonde Bestie" (von dem kraftvollen Typ des nordischen Menschen her) bezeichnet".

Hano'! han i gsait! Dann ischs also gar net emol so schlemm, wenn mer ons Professora „Intellektualbeschtia" heißt! Dann send dös also scheints bloß bsonders kraftvolle Intellektuelle! Dann könnt mer also au grad so gut en bsonders kraftvolle Wengertr vielleicht a „Mooschtbestie" heißa? ond so weiter: en kraftvolle Bäcker a „Mehlbestie" ond an Architekta von dera Sort a „Betonbestie"!

Aber freile, han i denkt: wemmer dann doch scho' älle sottiche Bestie sei müeßtet, dann könntet mer älle die Bestie doch au wieder aus onserem Titel weglassa. Wenn lauter Professora oder Wengerter bei enander send, dann sait mer ja au nemme Herr Professor oder Herr Wengertr, sondern nennt sich bloß no' bei seim ehrlicha Nama. Also lasset mr dann doch lieber älle die Bestia sprenga! ..."

Kleinigkeiten

Das Amtsdeutsch. Das „Deutsche Volksblatt" (Nr. 13) meldet: „Um das zum Teil noch bestehende recht umständliche „Amtsdeutsch" vor allem älterer Beamter allmählich auszurotten, hat der Deutsche Gemeindetag in seinen kurmärkischen Verwaltungsschulen in Berlin Lehrgänge eingerichtet, in denen Lehrer des Deutschen Sprachvereins über „Sprachausdruck im amtlichen Verkehr" Übungen abhalten."

Zu wenig Hunde? In Leipzig, das eine sehr hohe Hundesteuer hat, ist die Zahl der Hunde von 31 000 im Jahre 1923 auf 9000 im Jahre 1934 zurückgegangen. Im Verhältnis zu Berlin, schreiben die „Leipziger Neuesten Nachrichten", das 130 000 Hunde zähle, müßte Leipzig 22 000 haben; die Zeitung spricht von „nicht unwesentlichen wirtschaftlichen Schädigungen", die wegen der fehlenden Hunde entständen.

Katzensteuer. In der thüringischen Stadt Altenburg haben die Behörden wegen der auffälligen Abnahme der Meisen und anderer Singvögel die Einführung einer Katzensteuer in Aussicht genommen. Die angemeldeten versteuerten Katzen sollen mit Ohrenmarken versehen werden.

Bedauerlicher Vorfall. Die „Berliner Morgenpost" (Nr. 14) meldet: „In St. Johann hatte ein Knecht von einer Landwirtsfrau Auftrag erhalten, ein soeben gereinigtes großes Faß mit Wein vollzupumpen. Er wußte aber nicht, daß das Spundloch offen stand, und als er nachsah, hatte er bereits mehrere hundert Liter Wein durch den Kellerkanal in den Bach gepumpt."

Die Bibel. Die württembergische Bibelanstalt teilt mit, daß sie im Laufe des vergangenen Jahres über 800 000 Bibeln oder Bibelteile verschickt habe, 128 000 mehr als im Jahre 1933.

Vielleicht hilft das. Die Polizeidirektion in Heilbronn will künftag die Namen derjenigen veröffentlichen, die sich an Kettenbriefen beteiligen.

Offerte. Die zweite Vorsitzende des „Reichsverbandes deutscher Ehevermittler" hat an ledige Männer einen maschinengeschriebenen Durchschlag verschickt, in dem es u. a. heißt: „Wenn Sie an meinem gutgemeinten Schreiben Interesse haben, so kommen Sie bitte zu einer unverbindlichen Aussprache zu mir, denn ich habe etwas sehr Schönes hereinbekommen."

Waschbären in der Eifel. Vor einiger Zeit sind aus einer Pelztierfarm in der Eifel einige Waschbären entlaufen. Wie der Kreisjägermeister des Kreises Ahrweiler mitteilt, befinden sich jetzt etwa 40 bis 50 Waschbären auf „freier Wildbahn".

Ein neuer Verein. In Laibach haben rund hundert Personen einen Verein gegründet, der sich die Bekämpfung des allzuhäufigen Händeschüttelns zum Ziel gesetzt hat. Auch gegen das Hutlüften der Männer beim Gruß auf der Straße soll Front gemacht werden.

Ein fruchtbarer Dramatiker. Zu dem ins Jahr 1942 fallenden 300. Todestag des spanischen Dichters Lope de Vega soll eine möglichst vollständige Bibliografie seiner Werke erscheinen. Es wird eine Riesenarbeit werden, denn Lope de Vega hat allein von 1620—1642 nach seinen eigenen Aufzeichnungen jede Woche ein Drama geschrieben.

Auch einer. Wie aus den Zeitungen zu ersehen ist, hat ein Professor Lemingham, Lehrer in Oxford, eine filosofische Arbeit im Umfang von 120 Seiten veröffentlicht, in der der Buchstabe p überhaupt nicht vorkommt. Er hat dazu drei Jahre gebraucht. Jetzt will er ein Werk schreiben, in dem das weiche b nicht enthalten ist.

Ein Kongreß. In London hat ein Kongreß der englischen Rätselrater stattgefunden. Die Einladungskarte war ein einziges Rätsel: Zeit, Ort und Tagesordnung der Tagung mußten erraten werden.

Die Arche. In dem texanischen Städtchen Laredo wird eine Arche nach Noahs Vorbild gebaut, da man dort eine neue Sintflut erwartet. Wer darin einen Platz haben will, muß hundert Dollars vorausbezahlen.

Frei nach Jules Verne. Eine japanische Schiffahrtsgesellschaft hat ein Tauchboot bauen lassen, das zu einem großen Teil aus schweren, bruchsicheren Glasscheiben besteht. Die Gäste des luxuriös ausgestatteten Schiffes können auf diese Weise das Leben unter Wasser und auf dem Meeresgrund beobachten, genau wie sich das Jules Verne mit seinem „Narval" gedacht hat.

Amerika nimmt alles. Die amerikanische Regierung hat Belgien zugestanden, es dürfe seine Kriegsschulden in Radium bezahlen. (Der belgische Kongo steht an der Spitze der Weltproduktion in Radium.)

Depressionsfolgen. In den New Yorker Nachtklubs sind die Toilettefrauen in den Streik getreten, weil sie bei 84 stündigem Dienst in der Woche nur 10—20 Dollar verdienen. Früher hätten sie im Monat bis zu 100 Dollar Trinkgelder kassiert, jetzt seien es aber kaum noch fünf.

Das Auto-Kino. In New York ist ein Kino eröffnet worden, dessen Besucher im Auto im Zuschauerraum erscheinen. Vierhundert Autos haben nebeneinander Platz, und wenn der Film zu fade ist, kann man einfach davonfahren. Wie berichtet wird, soll jede Vorstellung ausverkauft sein.

Guck und Schaff. „Cincinnati Free Preß" berichtet aus New York: „Die Stadtväter machten bei Untersuchung der Notstandsausgaben die Entdeckung, daß für je fünf Arbeiter ein Mann angestellt war, der die Arbeitszeit feststellte. Außerdem war für je sechs Arbeiter ein Aufseher angestellt und für jeden Aufseher ein Oberaufseher."

Geistesgegenwart. „Nach einer Auseinandersetzung mit seiner Freundin nahm Jack Watkins, 26. Straße, Gifttabletten in den Mund. Ehe er sie aber verschlucken konnte, erhielt er von der Freundin eine Ohrfeige, daß es nur so knallte und ihm die Tabletten aus dem Munde fielen. Gleichzeitig alarmierte sie die Polizei. Watkins erlitt durch die Tabletten Brandwunden am Gaumen und an der Zunge, weigerte sich aber, sich deswegen im Spital behandeln zu lassen." („Cincinnati Free Press", November 1934.)

Auf die sprechenden Hunde werden wir in einer der nächsten Nummern nochmal zurückkommen. Bis dahin wird um Geduld gebeten.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 81). Telefon 240 18. Postscheckkonto Stuttgart 108 44. Verantwortlicher Schriftleiter Paul Lohning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 96 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 4. Quartal 1934: 4050

Stuttgart, 3. Februar 1935

16. Jahrgang, Nr. 5

Die Sonntags-Zeitung

Die Technik

Die volkswirtschaftlichen Theoretiker sind sich auch heute noch nicht darüber einig, ob die diesmalige Wirtschaftskrise eine „gewöhnliche" Krise ist wie alle bisherigen (nur von etwas größerem Ausmaß), so daß sie also in absehbarer Zeit von einer neuen „Konjunktur" abgelöst würde, auf die dann später die nächste Krise folgen müßte, — oder ob diese Krise überhaupt die letzte ihrer Art ist, die den Abschluß einer ganzen Wirtschaftsperiode begleitet und also in eine neue, anders geartete Wirtschaftsverfassung überleitet.

Die Verfechter des zweiten Standpunkts, zu denen nach einigen Äußerungen aus letzter Zeit auch der italienische Regierungschef Mussolini gehört, führen bei der Begründung ihrer Auffassung u. a. an, daß in der großen Krise von 1929 ff. zum erstenmal eine Krisenursache deutlich zutage getreten sei, die man in früheren Fällen noch nicht so scharf habe erkennen können: die beispiellose Steigerung des Wirkungsgrades der maschinellen Technik, die dem geltenden Wirtschaftssystem sozusagen über den Kopf gewachsen sei. Maschinen, wie wir sie heute haben oder — haben könnten, hätten in der Enge und in den schwachen Wänden privater Konkurrenzwirtschaften keinen Platz mehr; so wenig wie es etwa zu denken sei, daß ein Privatmann mit einer Lokomotive spazierenfahre oder mit der dicken Berta nach Spatzen schieße.

Nur in einer vom Gemeinnutz statt vom Eigennutz getriebenen Wirtschaft, die nicht willkürlich für einen ungewissen Markt, sondern planmäßig für einen festgesetzten Bedarf arbeite, könne die moderne Maschine ihre Wirkung voll entfalten. Da man den technischen Fortschritt nicht beiseiteschieben könne, so bleibe nichts anderes übrig, als die Wirtschaft zu ändern: sie so einzurichten, daß jener Fortschritt auch wirklich in ihr Platz habe. Dann, erst dann werde es keine Krise und keine Arbeitslosigkeit mehr zu geben brauchen.

*

Die Statistiker kommen den „Technokraten", wenn wir die Vertreter des „Primats der Technik" so nennen wollen, zu Hilfe: indem sie neuerdings nicht mehr bloß zwei, sondern drei Arten von Arbeitslosigkeit unterscheiden: neben der saisonmäßigen und der „konjunkturellen" eine „strukturelle" oder „technologische".

Die Saisonarbeitslosigkeit, wie sie etwa im Baugewerbe von jeher bestanden hat, ist eine verhältnismäßig harmlose Erscheinung, die sich durch etwas höhere Löhne und Preise zu Gunsten der von ihr Betroffenen so ziemlich ausgleichen läßt.

Die konjunkturelle Arbeitslosigkeit, der bisher geltende „Normalfall", hat den Praktikern und den Theoretikern der Wirtschaft viel Kopfzerbrechen gemacht. Schon um ihretwillen haben bekanntlich viele, wenigstens von den Theoretikern, die bestehende Wirtschaft reformieren oder von Grund aus umformen wollen. Sei es daß sie dabei an eine Änderung der Eigentumsverhältnisse dachten, oder an eine organisatorische Verbesserung des Wirtschaftsapparats, oder an einen Umbau von der Geldseite her.

Aber immer wieder wurde ihnen von den liberalen Nationalökonomen die These von der Selbstheilung der Wirtschaft in der Krise entgegengehalten. Man brauche nur etwas Geduld zu haben, die Störung sei vorübergehend und werde sich von selber wieder beheben. Die während der Stockung angeschwollenen Warenlager müßten sich auch wieder leeren, dieser Vorgang werde gefördert durch gesunkene Preise (wogegen die Währungsreformer nicht mit Unrecht einwarfen, gerade das Sinken der Preise führe zu Stockungen), schließlich trete neuer Bedarf auf, der die Produktion ankurble, neue Arbeitskräfte würden eingestellt, die Kaufkraft wachse, und eines Tages steure man schon wieder der schönsten Hochkonjunktur entgegen.

*

Wenn früher von einzelnen Beobachtern, die durchaus nicht alle „Maschinenstürmer" waren, auf die durch Verbesserung oder vermehrte Verwendung von Maschinen hervorgerufene Arbeitslosigkeit aufmerksam gemacht wurde, so hatten die liberalen Professoren dagegen ihre „Kompensationstheorie" als Trost bereit. Die Maschine setze wohl zunächst Arbeiter frei, aber es handle sich dabei eigentlich nur um eine Umgruppierung. Denn erstens werde die Maschine selber doch auch von Arbeitern gemacht, und zweitens führe die Verbilligung der Produktion durch die Maschine zu einer Steigerung des Verbrauchs, also vermehrter Nachfrage und infolgedessen zu einer Ausdehnung der Produktion und zur Neueinstellung von Arbeitern. Außerdem pflege eine technische Neuerung von breiterer Ausdehnung, etwa die Einbürgerung des Autos, an Stelle der etwa verdrängten alten Gewerbszweige (Fuhrhalterei, Wagnerhandwerk, Hufschmiedehandwerk) erfahrungsgemäß neue Berufe zu schaffen (Autoreparatur, Omnibusvermietung, Tankstellen), in denen dann die überflüssig Gewordenen unterkommen könnten.

Die Richtigkeit dieser Theorie, die vielleicht im Anfangsstadium der modernen technischen Entwicklung Geltung gehabt habe, wird neuerdings immer öfter und eifriger bestritten. Die Rechnung, die hier auf dem Papier aufgestellt werde, gehe in der Wirklichkeit eben leider nicht auf, und je länger je weniger auf. Die Zahl der Arbeitskräfte, die von der Maschine ausgeschaltet werden, sei bei weitem größer als die Zahl derer, denen die Maschine direkt oder indirekt neue Arbeit gebe. Der Wirkungsgrad moderner automatischer Maschinen (die zu ihrer Wartung nur ganz wenig Personal brauchen) sei so ungeheuer, daß an eine Kompensation in keiner der angegebenen Richtungen zu denken sei. Die moderne Maschine setze einen großen Teil der Industriearbeiter nicht vorübergehend sondern endgültig und unwiderruflich außer Arbeit. Wenn man die aus ihr notwendig folgende Dauerarbeitslosigkeit eines Teiles der Arbeiterschaft nicht tragen oder auf irgend eine Weise — etwa durch Siedlung, durch „Reagrarisierung" — ausgleichen wolle oder könne, so habe man keine andere Wahl, als die ganze Wirtschaftsverfassung allmählich auf andere Grundlagen zu stellen.

*

Als Beispiel für den durch eine Neuerfindung plötzlich potenzierten technischen Wirkungsgrad wird häufig die Owensche Flaschenmaschine oder die Westlake-Kolbenblasmaschine angeführt. Im Osram-Maschinenglaswerk in Berlin-Siemensstadt sollen von der letzteren drei Stück im Betrieb sein, die bei vollem Betrieb in 24 Stunden je 50 000 fertige Glühlampenkolben herstellen, das macht im Jahr beinahe 50 Millionen Stück, etwa die Hälfte des gegenwärtigen deutschen Verbrauches.

Dabei ist der Fortschritt in der Technik wahrscheinlich noch lange nicht zu Ende; ja manche behaupten, er stehe erst am Anfang. Es ist heute schon theoretisch denkbar, daß eine einzige Fabrik beispielsweise den ganzen deutschen Bedarf an Glühlampen produzieren könnte, daß eine einzige Fabrik den ganzen Weltbedarf an Nähnadeln zu decken imstande wäre. Muß das nicht zu grotesken Folgen führen, wenn nicht auch in der Verteilung der erzeugten Güter ganz neue Bahnen eingeschlagen werden?

Im letzten Heft der von der „Deutschen Technokratischen Gesellschaft" herausgegebenen Zeitschrift „Technokratie" lesen wir u. a. (um bei dem Glühlampenbeispiel zu bleiben): „Der Markt könnte heute mit Glühlampen überreichlich versorgt werden. In den Kreisen der Elektroindustrie ist es ein offenes Geheimnis, daß gegenwärtig bewußt darauf hingearbeitet werden muß, die Höchstleistung in der Qualität künstlich herabzudrosseln. Die Aufgabe der Glühlampenindustrie besteht eigentlich nicht mehr darin, gleichmäßig gute Glühlampen von möglichst langer Brenndauer herzustellen. Die Brenndauer muß vielmehr gleichmäßig künstlich herabgesetzt werden, damit der genügende Absatz die hohen Betriebsanlagekosten rentabel gestaltet."

Künstliche Qualitätsverschlechterung — das kann doch wahrhaftig nicht der Sinn des technischen Fortschritts sein!

× × ×

Zu gute Schiffe

In den „Bremer Nachrichten" vom 25. Januar (Nr. 23) steht ein Aufsatz über „Befriedung der Weltschiffahrt" durch „Anpassung" des vorhandenen Seeschiffsraums an den Weltwirtschaftsbedarf, d. h. durch internationale Tonnage-Beschränkung. (Bis jetzt ist nämlich die „Auflegung" und „Abwrackung" von Schiffen nicht planmäßig und international vorgenommen worden.)

Wir erfahren daraus, daß im Jahr 1933 in den seefahrenden Staaten außer USA 510 Schiffe mit rund 1,8 Mill. Bruttoregistertonnen verschrottet worden sind, im Jahr 1934 dagegen nur 429 Schiffe mit 1,5 Mill. Tonnen. Darunter waren eine Reihe großer Passagierdampfer, teilweise solche, die erst zehn Jahre liefen (z. B. Minnetonka, 22 000 Tonnen, erbaut 1924; Minnewaska, 22 000 Tonnen, erbaut 1923; Albertic, 19 000 Tonnen, erbaut 1923). Minnetonka und Minnewaska erbrachten bei der Verschrottung 70 000 Pfund; vor zehn Jahren hatten sie 2,3 Millionen gekostet.

Bei der immerhin fortschreitenden Anpassung der Tonnage an den Bedarf taucht nun aber, so erfahren wir, ein „neues Problem" auf: die in entgegengesetzter Richtung wirkende Steigerung der Qualität durch schiffs- und maschinenbautechnische Erfindungen. Es wird von einer „im Interesse der Gesamtlage der Weltschiffahrt notwendigen Qualitätsverschlechterung" gesprochen. Die — man ergänzt unwillkürlich: leider vorhandene — „Qualitätstonnage" sei „zweifellos ein Hindernis für den angestrebten internationalen Ausgleich von Warenverschiffungsbedürfnis und Tonnage-Angebot", da hochqualifizierte Schiffe rascher und besser arbeiten als veraltete.

Selbstkritik

Der kanadische konservative Abgeordnete Bennett hat nach der „Times" (vom 5. Januar) in einer Rundfunkansprache die Mängel des kapitalistischen Wirtschaftssystems in Kanada kritisiert.

„Er sagte, daß er vom frühen Mannesalter an die Wege des kapitalistischen Systems verfolgt habe und daß er als Rechtsanwalt, Industrieller und Bankier beanspruchen könne, mit dem Funktionieren des kapitalistischen Systems vertraut zu sein und mit Autorität darüber zu sprechen.

Seine Schlußfolgerung war, daß sich die Bedingungen, unter denen der Kapitalismus geboren worden und herangewachsen sei, unwiderruflich gewandelt hätten. Das, was der Krach von 1929 genannt werde, sei der Krach des ganzen Systems gewesen. Jeder Versuch, den Kapitalismus unter den alten Bedingungen weiterzuführen, sei zum Scheitern verdammt, würde Härte für die Gemeinschaft bedeuten und ein schlechtes Funktionieren für das System.

Der Kapitalismus müsse sich den neuen Lebensbedingungen anpassen, wenn das, was gut in ihm sei, weiterleben solle. In Kanada sei der Kapitalismus unter den bestmöglichen Bedingungen durch entschlossene und unternehmungsbereite Wirtschaftsführer durchgeführt worden. Er sei praktisch von der Einmischung der Regierung unberührt geblieben und von der Gesamtheit unterstützt worden. Aber der Kapitalismus funktioniere nicht wie er solle, und das Land leide.

Der Prüfstein sei die Arbeitslosigkeit. Daß es so viele Arbeitslose gebe, zeige, daß das System nicht richtig funktioniere. Die Ersetzung von Hand- durch Maschinenarbeit sei zum Teil dafür verantwortlich. Aber das gebe keine befriedigende Erklärung. Eine andere Lücke sei das niedrige Niveau der Löhne im Vergleich mit Profiten, Zinsen, Steuern und andern Elementen der Lebenskosten. Ein ungesundes Symptom sei die steigende Last öffentlicher und privater Schulden. Jedes Mittel sei unter den alten Wiederaufbaumethoden versucht worden, um diese Fehler zu korrigieren; aber es sei wenig Fortschritt erzielt worden, und das Land werde es müde, auf wirksame Hilfe zu warten."

Im Rahmen der nationalsozialistischen Wirtschaftsordnung ist die Rentabilitätsgestaltung des Betriebs eine selbstverständliche Voraussetzung, aber Aufgabe des Unternehmers ist es, an dem Ertrag des Unternehmens alle Mitarbeiter, gleichgültig ob Kopf- oder Handarbeiter, in gerechter Weise zu beteiligen. Eine übermäßige Verzinsung des Kapitals auf Kosten der Arbeit ist mit den nationalsozialistischen Grundsätzen nicht vereinbar.

Das Ziel der nationalsozialistischen Wirtschaftsordnung ist im Gegensatz zur liberalistischen nicht die höchste Gewinnerzielung, sondern die zweckmäßigste Bedarfsdeckung sämtlicher Volksgenossen. Wirtschaften ist nicht mehr Selbstzweck zur Erzielung einer möglichst hohen Rente, sondern nur im wahrsten Sinn des Wortes Dienst am Volksganzen.

Prof. Dr. Lehnich, württ. Wirtschaftsminister, auf einer Ingenieurtagung in Stuttgart am 3. November 1934

4½ Prozent

Von Fritz Werkmann

Kaum hatte Reichsbankrat Blessing (in einem Vortrag in der Verwaltungsakademie Berlin vom 22. Januar) scharf mit den währungspolitischen Dilettanten abgerechnet und „den Plänen derjenigen, die einer zwangsweisen Herabsetzung der Zinsen das Wort redeten", kaum hatte er erklärt: „die Methoden, zu denen sich Reichsregierung und Reichsbank entschlossen haben, waren konservativer, wenn sie auch einer gewissen Kühnheit, allerdings gepaart mit Umsicht, nicht entbehren", da wurde auch bereits das „Gesetz über die Durchführung einer Zinsermäßigung bei Kreditanstalten" vom 24. Januar bekannt, auf das die Bezeichnung „konservativ" zwar weniger paßt, bei dem sich dafür aber Kühnheit und Umsicht in bemerkenswerter Weise paaren.

Die mit 6 Prozent fest verzinsliche Schuldverschreibung war durch die Brüningsche Notverordnung von Ende 1931 zum Hauptpapier des deutschen Rentenmarktes geworden. Die nominelle Verzinsung fiel mit der tatsächlichen Verzinsung für den Käufer allerdings bis zuletzt keineswegs zusammen. Als im Frühjahr 1932 nach langer Pause Börsennotierungen wieder veröffentlicht werden durften, betrug der Kurs der 6%igen Festverzinslichen rund 70%. Das heißt: für 70 Mark konnte man den Anspruch auf 6 Mark Jahreszinsen kaufen. Die tatsächliche Verzinsung dieser Wertpapiere betrug damals also fast 9%, ungerechnet den Vorteil, der bei der Rückzahlung des Papiers zu 100 Mark zu erwarten war. Im Laufe des Jahres stieg der Kurs von 70 auf 80%. Auf dieser Höhe hielt er sich, unter einigen Schwankungen, bis zum Herbst 1933.

Da bekam die Reichsbank durch Gesetz die Erlaubnis zur offenen Marktpolitik (dem Ankauf von festverzinslichen Wertpapieren, die dann als Deckung der zum Ankauf ausgegebenen Banknoten gelten). Die Folge: der Kurs kletterte rasch auf 90% in die Höhe. Um 90% pendelte er während des Jahres 1934. Anfang Dezember stand er auf 94, Mitte Januar 1935 auf 96%. Daß gleichzeitig die nur mit 4½% verzinsliche Kommunal-Umschuldungsanleihe mit rund 90% gehandelt wurde und in bescheidenen Beträgen neue 4½%ige Pfandbriefe mit 95% ausgegeben wurden, beweist, daß Eingeweihte schon seit einiger Zeit auf eine Zinsherabsetzung bei den 6%igen Wertpapieren rechneten, obwohl ihre tatsächliche Verzinsung noch über 6% lag.

Zur Zinsherabsetzung (Konversion) wurde ein in doppelter Hinsicht günstiger Zeitpunkt ausgewählt: Um die Jahreswende und vor allem in den ersten zwei Wochen des Jahres pflegen die Kurse anzuziehen, weil zu dieser Zeit Weihnachtsgratifikationen und ein erheblicher Teil der am 1. Januar ausgezahlten Zinsen Anlage suchen. Die Saisonsteigerung betrug dieses Mal rund 2,5% des Kurses (im Vorjahr: 2,9%, 1932/33: 6,8%, danach sanken die Kurse wieder). Der Zeitpunkt ist ferner günstig, weil er vor der Inanspruchnahme des Kapitalmarktes durch langfristige Reichsanleihen liegt, deren Herausgabe sich nach dem Anwachsen der kurzfristigen Arbeitsbeschaffungskredite auf 4,5—5 Milliarden Mark kaum noch lange aufschieben ließ. Sie wurde nun auch tatsächlich zusammen mit der Zinssenkung angekündigt. Das Reich begibt eine in 28 Jahren tilgbare Anleihe von 500 Millionen Mark; es fordert allerdings nicht zur allgemeinen Zeichnung auf, sondern entnimmt den Betrag in drei Teilbeträgen im Februar, Mai und August den Sparkassen auf Grund des Kreditgesetzes (vgl. Nr. 1 der S.-Z.). Vermutlich werden in Ausführung dieses Gesetzes die Spar- und Girokassen ermächtigt werden, die für sie vorgeschriebenen „flüssigen" Mindestanlagen zur Hälfte in Gestalt von Wertpapieren zu unterhalten, die der Reichswirtschaftsminister als geeignet bezeichnet; der Reichswirtschaftsminister wird dann jene Anleihe für geeignet erklären.

Wir können hier nicht mehr ins Einzelne gehen. Diese kurzen Bemerkungen zeigen aber wohl bereits, daß der kühne Sprung über 1½% mit Umsicht vorbereitet war, ebenso seine sofortige Ausnutzung durch das Reich. Die Beziehungen zwischen Regierung und Zinsfuß ähneln dabei denjenigen zwischen der Loreley und dem Fischer. In beiden Fällen kann man sagen: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin." Und in beiden Fällen ist „halb" nicht im strengen mathematischen Sinn gemeint.

*

In der Öffentlichkeit ist die neue Zinssenkung vielfach mit anderen Konversionen verglichen worden: vor allem mit der Brüningschen Notverordnung von Ende 1931, durch die unter anderem für die auch heute betroffenen Wertpapiere der Zinssatz zwangsweise von 8 auf 6% herabgesetzt wurde, daneben mit den großen ausländischen Konversionen der letztvergangenen Jahre. Alle diese Vergleichungen hinken. Bei dem deutschen Schritt handelt es sich um etwas Einzigartiges.

Die ausländischen Konversionen betrafen Staatsschulden, die deutsche betrifft Privatschulden. Der Staatskredit spielt in Deutschland seit der Entschuldung des Staates durch die Inflation keine solche Rolle mehr, daß eine Herabsetzung der Zinsen von Staatsanleihen eine erhebliche Wirkung gehabt hätte. So kam nur der Eingriff in einen ausgewählten Block von Privatschulden in Frage.

Bei der Brüningschen Zinsherabsetzung lag unmittelbar ein gesetzlicher Zwang vor. Bei der italienischen Konversion von Staatsanleihen war die stillschweigende Zustimmung zur Zinsherabsetzung und zur Barauszahlung des Zinsdifferenz für die drei Jahre bis zum frühesten Kündigungstermin (statt dem Antrag auf Barauszahlung der Anleihe am Fälligkeitstermin 1937) für Inländer tatsächlich kaum zu umgehen. Der heutige deutsche Staat besitzt mehr Autorität und ist fester und sicherer in der Bevölkerung verankert — nicht nur als der deutsche Staat zu Brünings Zeiten, sondern offenbar auch als der Staat Mussolinis. Denn nur im heutigen Deutschland schien es der Regierung möglich, die Form der freiwilligen Konversion zu benutzen, um eine Zinsherabsetzung zu erreichen für Privatschulden, ohne das Angebot einer Barauszahlung; dieses konnte schon deshalb nicht allgemein gemacht werden, weil vielfach die Verträge gar nicht abgelaufen waren (rund 800 Millionen

Mark der unter das Gesetz fallenden Wertpapiere sind erst ab 1936 kündbar oder verstärkt tilgbar; kleinere Beträge sogar erst zu weit späteren Zeitpunkten, z. B. je 15 Millionen Mark ab 1939 und 1940 und 5 Millionen Mark ab 1955). Der deutsche Staat hat sich also mit der Herausgabe seines Konversionsgesetzes einer besonders starken Belastungsprobe unterzogen. Kein Zweifel, daß er sie mit Glanz bestehen wird.

„Freiwillige Bereitschaft ist nationale Pflicht", erklärt die Nationalsozialistische Partei-Korrespondenz. Unter dieser Parole werden die weitaus meisten deutschen Gläubiger den juristisch möglichen Protest unterlassen. Die stillschweigende Zustimmung wird ihnen durch die Zahlung einer Prämie von ½% der Schuldsumme am nächsten Zinstermin versüßt (statt der dann gestrichenen 1½% Zinsen werden 2% „Bonus" ausgezahlt). Das Protestieren wird dagegen nicht allzu leicht gemacht: Wer weiterhin — bis zur Kündigung im Rahmen der bestehenden Verträge — 6% Zinsen beziehen will, muß binnen 10 Tagen protestieren und seine Wertpapiere seinen Schuldnern einreichen. Diese Wertpapiere werden künftig nicht mehr an der Börse notiert; die Reichsbank beleiht sie nicht mehr. Was geschieht sonst mit ihnen? Schacht erklärt in seiner Rundfunkrede vom 25. Januar lediglich, der Reichswirtschaftsminister werde nach Beendigung der vorgeschriebenen Frist von 10 Tagen weitere Ausführungsbestimmungen erlassen.

Unter den gegebenen Umständen bleibt unsicher lediglich die Haltung der ausländischen Besitzer der betroffenen Wertpapiere. In Anbetracht der Devisenbestimmungen, die ihnen eine Neuanlage von Vermögen in Deutschland sowieso erschweren und ein Herausnehmen verhindern, werden wohl auch manche ausländischen Besitzer gegen die Herabsetzung des Zinsfußes nicht protestieren, zumal wenn ihr Papier doch bald kündbar ist; sie werden dann lieber eine klare Lage haben wollen und 2% „Bonus" einkassieren.

Den gesamten Verlauf der Konversion kennzeichnet sicher das „Berliner Tageblatt" richtig, als es sofort nach Erscheinen des Gesetzes einen Leitartikel mit den Worten schloß: „Will man das Konversionsangebot als eine Abstimmung ansehen? Es ist kaum 14 Tage her, daß eine andere Abstimmung gezeigt hat, was Vertrauen ist."

*

Das Gelingen des Sprunges über 1½% ist also für die unmittelbar betroffenen Wertpapiere sicher. Machen wir uns seine unmittelbare Wirkung in runden Zahlen klar: für 8 Milliarden Mark langfristige Schulden werden die Zinsen von 6 auf 4½%, also um 120 Millionen Mark jährlich gesenkt.

Wem kommt diese Kaufkraftumlagerung zu gute? Die Hypothekenbanken und öffentlichen Kreditanstalten sind nur eine Durchgangsstelle, sie müssen die Vorteile an ihre Schuldner weitergeben. Infolgedessen gewinnen die Kommunen jährlich 30 Millionen Mark und die Grundbesitzer 90 Millionen Mark. Davon entfallen rund 30 Millionen Mark auf landwirtschaftliche Hypotheken. Sie kommen nicht den Landwirten zu gute, sondern dem Staat. Denn die Landwirte haben spätestens seit Mitte 1933 sowieso nicht mehr als 4½% Zinsen bezahlt, auch wenn ihre Gläubiger noch 6% erhielten; die Differenz mußte bisher der Staat bezahlen; das spart er künftig. Rund 60 Millionen Mark Zinsentlastung entfällt auf den städtischen Hausbesitz. Sie soll ihm offenbar verbleiben, da eine Verkoppelung von Zins- und Mietsenkung dieses Mal, im Gegensatz zur Brüningschen Notverordnung, nicht vorgesehen ist.

Von wem werden die 120 Millionen Mark Zinseinkommen genommen? Die Antwort: „von den Kapitalisten" wäre zu allgemein und daher irreführend. Gewisse Typen von Kapitaleigentümern haben ihre Vermögen nur höchst selten in Pfandbriefen angelegt. Der kleine Rentner, dessen Vermögen in Pfandbriefen angelegt ist und der gerade jetzt die Zeitungsspalten bevölkerte, ist tatsächlich viel eher der Typ des Pfandbriefbesitzers. Freilich war er an den Pfandbriefen und anderen festverzinslichen Wertpapieren vielfach nur mittelbar interessiert: dadurch daß seine Sparkasse, seine Lebensversicherungsgesellschaft oder seine Sozialversicherungsanstalt Pfandbriefe besaß. Der Verzicht auf 120 Millionen Mark Zinseinkommen, das ist recht eigentlich der Beitrag der deutschen Rentner aller Grade zur Gesundung des Kapitalmarktes.

Daß seine Gesundung durch Zinssenkung auf breiter Linie erfolgt, liegt gleichermaßen im Interesse der Reichskasse und der Industrie, soweit sie hohe Zinsen für alte Schulden zahlt oder heute neuen Kapitalbedarf hat, wie etwa Ersatzstoffindustrien und manche Teile der Metallindustrie. Das Zinssenkungsgesetz und die 500 Millionen-Anleihe stellen beide zweifellos nur einen Anfang dar. Weitere Reichsanleihen werden folgen; wie der Reichsfinanzminister hofft: zu günstigeren Bedingungen für das Reich. Und Zinssenkungen für andere langfristige Kredite werden folgen.

Die jetzt vorgenommene Zinssenkung betrifft z. B. nur einen Bruchteil der städtischen Hypotheken, nur etwa 4 von insgesamt 25 Milliarden Mark. Auf dem städtischen Hausbesitz lasten unter anderem 2 Milliarden Mark Hypotheken, gegeben von den Lebensversicherungsgesellschaften, die zurzeit 5½% kosten, ferner mehr als 4 Milliarden Mark von den Sparkassen gegebene Hypotheken, die mit 5% verzinst werden, ferner etwa ebenso viele von Privaten gegebene Hypotheken, die vielfach noch heute eine höhere Verzinsung als 6% erfordern. Ein Hausbesitzer, der zufällig von einer Hypothekenbank eine Hypothek hat, kommt jetzt in den Genuß der Zinssenkung um 1½%; wer sie zufällig von einem Privatmann bekommen hat, muß weiter 6% oder mehr bezahlen. Die Forderung der „Gleichschaltung" aller Zinsen liegt in der Luft! Nach der Entlastung der Hausbesitzer werden die industriellen Unternehmungen danach streben, ihren Schuldendienst zu verbilligen usw. Solange die Schuldner nicht im Rahmen der Verträge konvertieren und Barauszahlung bei Nichteinwilligung anbieten können, insbesondere also, solange die organische Zinssenkung dazu nicht weit genug fortgeschritten ist, werden sie alle die helfende Hand des Staates zum Sprung über den Graben verlangen.

Diese Andeutung mag hier genügen, um zu zeigen, in welcher Richtung die Entwicklung weiter laufen wird beziehungsweise weiter getrieben werden wird, — alles mit dem Ziel der Zinssenkung. Sie stellt sich wegen der Inanspruchnahme großer Mittel durch die Arbeitsbeschaffung in Deutschland — im Gegensatz z. B. zu England — nicht von selber ein; sie soll daher im Interesse der Arbeitsbeschaffung selber und auch der allgemeinen Konjunkturbelebung durch Einsetzung der Staatsautorität herbeigeführt werden.

Man unterschätze die grundsätzliche Bedeutung dieser Maßnahmen nicht. Nachdem der Markt — wegen seiner Blokkierung durch Monopole! — versagt hat, ergreift die staatliche Planung deutlich sichtbar nach dem Arbeitsmarkt und Warenmarkt auch den Ersparnismarkt.

„Es wird keine Gewalt ausgeübt, und doch wird das Ziel der Zinssenkung erreicht. Es steht im Belieben der unter die Verordnung fallenden Gläubiger, ihre Zinsen zu senken. Wer es nicht tut, kann seinen Widerspruch anmelden und erhält die bisherige Verzinsung weiter. Er kann auch seine Papiere verkaufen, um andere der Konversion nicht unterliegende Papiere zu kaufen."

„Völkischer Beobachter", Leitartikel vom 25. Januar

Muß das sein?

Zehntausende von Menschen werden jährlich gewaltsam aus dem Leben gerissen. Ein großer Teil von ihnen fällt unter die Opfer der Arbeit; sehr viele aber auch sind Opfer unseres rasenden Verkehrslebens.

Daß die steigenden Unfallziffern mit der Entwicklung der Technik in ursächlichem Zusammenhang stehen, wird wohl niemand bestreiten können. Während im Jahre 1908 im Deutschen Reich insgesamt 9856 Personen durch Unfall getötet wurden (davon im Verkehr 825), betrug die Zahl der tödlichen Unfälle nach dem kürzlich erschienen Unfallverhütungskalender im Jahre 1932: 22 734. Und davon entfielen auf das Verkehrsleben allein 7252.

Die Steigerung der Unfälle im Ganzen beträgt im der angegebenen Zeit (1908—1932): 130 Prozent; im Verkehr allein rund 780 Prozent. Muß das sein?

Von den Verkehrsunfällen im Jahr 1932 entfielen: auf Kraftwagen 3094; auf Motorräder 1640; auf Eisenbahnen 623; auf Fahrräder 564; auf Straßenbahnen 203; auf andere Landfahrzeuge 1074; auf Wasser- und Luftfahrzeuge: 54.

Die Behörden geben sich große Mühe, die Verkehrsunfälle zu vermindern. Man hat für Fahrer und Publikum eine regelrechte Verkehrserziehung eingerichtet. Allein das wird nur teilweise nützen, solange nicht eine Verminderung der zulässigen Geschwindigkeiten überhaupt erreicht wird. Vielleicht kommt man einmal dazu, daß über 50 Kilometer die Stunde nur auf der Rennbahn und auf der Reichsautobahn gefahren werden darf. L. Seyler

---

Unsere Körper leben in einer Welt, wo die Maschinen herrschen und die Wissenschaften ihnen dienen. Aber wir fühlen uns noch nicht richtig zu Hause in den kahlen Hallen der Fabriken oder Laboratorien. Immer noch sind wir durch tausend Bande der Treue und der Tradition den Gedanken, Idealen und Wünschen, die den Bauer bewegen, verbunden. John Herman Randall

Pläne in Nordafrika

Nordafrika war in der römischen Kaiserzeit eine der reichsten und fruchtbarsten Provinzen und ist heute für die Altertumsforscher eine der besten Fundgruben. In Algerien und Tunesien, neuerdings auch in Libyen gräbt man aus dem Wüstensand die prächtigsten Städte mit Tempeln und öffentlichen Gebäuden von einer Herrlichkeit, wie man sie sonst nicht leicht findet. Die Schätze des nordafrikanischen Bodens helfen mit, das Bild, das man sich bisher von der römischen Kaiserzeit gemacht hat, zu revidieren und das Vorurteil zu beseitigen, es sei nur eine Zeit der Dekadenz gewesen; und sie zeigen außerdem, daß speziell in Afrika die römische Kultur viel weiter nach Süden vorgedrungen ist als man bisher vermutet hat: Gegenden, die heute Wüsten sind, müssen, nach den Funden zu schließen, vor 1700 und 1800 Jahren durch Straßen erschlossen und durch Städte und Dörfer belebt gewesen sein. Selbst die Sprache der Neger in Innerafrika weist noch Spuren des römischen Einflusses auf: in der Gegend des Tschadsees und in Nigeria heißt noch heute das Gold „Dinaria", ein Fünffrancstück „Cincue", und Teigwaren werden „Talia" genannt; diese und andere lateinischen Wörter können nur in der römischen Kaiserzeit dorthin gelangt sein.

Schon aus diesen Gründen der Tradition ist es (wir machen jetzt den Sprung in die Neuzeit) verständlich, daß Italien glaubt, es sei sein gutes Recht, von Libyen aus nach Süden vorzudringen. Freilich, hier stößt Italien auf den Widerstand Frankreichs, und dieser Widerstand hat jetzt den italienischen Drang nach Süden in östlicher Richtung umgebogen. Die Hoffnung Italiens, von Libyen aus bis zum Tschadsee vorstoßen zu können, muß wohl für geraume Zeit aufgegeben werden. Damit ist auch der Plan eines italienischen Transsahara-Wegs, der von Tripolis bis zum Tschadsee führen sollte, begraben. Wenn die Sahara durchquert werden wird, so wird der Weg durch französisches Gebiet führen, von Oran oder von Algier aus bis zum Oberlauf des Niger. Wenn es in letzter Zeit um diesen Plan etwas stiller geworden ist, so kommt das wohl weniger davon her, daß er aufgegeben worden wäre, sondern davon, daß die Fachmänner zweifeln, ob eine Eisenbahn oder eine Straße besser ist oder ob man sich am Ende mit dem Ausbau der jetzt schon bestehenden Flugverbindung begnügen könnte. (Letzteres ist allerdings wenig wahrscheinlich.)

Der Transsahara-Weg ist für Frankreich nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen sehr wichtig, sondern auch aus militärischen. Im Kriegsfall müssen französische Kolonialtruppen aus Äquatorialafrika möglichst rasch nach Frankreich befördert werden. Freilich müssen die Truppen, wenn sie einmal in Nordafrika sind, auch noch übers Mittelmeer transportiert, der Seeweg muß also gesichert werden. Zu diesem Zweck hat Frankreich mit der spanischen Republik schon 1932 ein Abkommen getroffen, daß die spanischen Balearen mit französischer Hilfe befestigt werden und im Kriegsfall Frankreich als Stützpunkt dienen sollen. (Durch den Ausbau des Canal du Midi wird es dann ermöglicht, Truppen aus dem Mittelmeer auf schnellstem Wege in den Golf von Biscaya zu befördern oder umgekehrt.)

Trotz der Befestigung der Balearen bleibt ein Truppentransport übers Mittelmeer (das von Fliegern leicht übersehen und gesperrt werden kann) eine gefährliche Sache. Sicherer wäre ein Transport durch einen Gibraltar-Tunnel und dann durch Spanien. Allerdings tauchen dabei andere Schwierigkeiten auf: erstens müßte Spanien seine Einwilligung zur Truppenbeförderung geben, und zweitens ist der Tunnel — noch gar nicht gebaut, obgleich immer wieder über den Bau verhandelt wird. (Hier hat auch England mitzureden.)

Ist dieser Weg von Nordafrika nach Frankreich bis jetzt nur ein Plan, so ist ein dritter bereits gangbar, und zwar ohne allzu große Gefahren. Im vergangenen Jahr ist eine Eisenbahnlinien, die in ost-westlicher Richtung quer durch Tunesien, Algerien und Marokko führt, vollendet worden. Truppen aus Äquatorial-Afrika können also, wenn sie erst einmal in Nordafrika sind, mit dieser Nordafrikanischen Eisenbahn an die atlantische Küste (etwa in die Gegend von Agadir) und von dort zu Schiff an die französische Atlantik- oder die Kanal-Küste befördert werden. Dieser Weg über den Ozean ist, wenn das Ziel etwa Nordfrankreich ist, nicht viel weiter als der übers Mittelmeer, aber auf jeden Fall nicht so gefährlich.

So sucht Frankreich durch allerlei Wege (die teils erst geplant, teils schon ausgeführt sind) die Verbindung zwischen Mutterland und afrikanischem Kolonialreich enger zu gestalten. Max Gregory

---

Das Fließband

Von German Gerhold

Mit dem Ingenieur besichtigte ich die riesige Fließbandanlage einer Autofabrik, in allen ihren tausenden Einzelheiten, die wie ein Uhrwerk ineinandergreifen.

Wir gingen mit dem vorschreitenden „Band" mit.

„Mag nun alles sein wie es will, jedenfalls ist diese Anlage eine staunenswerte Organisationsleistung!"

Der Ingenieur wehrte mein Lob bescheiden ab.

„Freilich, dem Laien imponiert das", sagte er. „Ich bin noch lange nicht zufrieden mit dieser Einrichtung."

„Weshalb nicht? Geht's Ihnen etwa noch zu langsam?"

„Das weniger. Die Zeit hat seit der Krise an Wert eingebüßt. — Die Lücken stören mich, die Lücken!"

„Was meinen Sie damit? Das Ganze greift doch mit geradezu unfaßbarer Präzision lückenlos ineinander!"

„O je", lachte er. „Da bin ich etwas anderer Ansicht! Dieses „Präzisionswerk" hat für mich ... — warten Sie, ich kann's Ihnen ganz genau sagen — 2834 Lücken! — Das verstehen Sie nicht?"

Ich schüttelte verwundert den Kopf.

„Sehen Sie: eine Lücke ist in dieser Maschinerie jedesmal da, wo ein Mensch eingreifen muß. Und da 2834 Arbeiter am Band stehen ..."

Nun war ich doch etwas verdutzt. „Ja, tun Sie mir die Liebe —!" rief ich, „diese sogenannten „Lücken" wollen Sie doch nicht etwa sämtlich schließen —?"

„Das ist allerdings mein Ideal. Ein unerreichbares Ideal, ich weiß, — wie ja schließlich alle Ideale. Aber sozusagen der Traum meiner Nächte. — Ich betrachte es als meine Lebensaufgabe."

„Ja, aber um Gotteswillen —! Denken Sie denn garnicht an die armen Arbeiter dabei?"

Der Ingenieur stäubte umständlich die Asche von seiner Zigarre. „Eigentlich denke ich — nur an sie dabei."

„Na, da komme ich nicht mit! Angenommen, es gelingt Ihnen, diese „Lücken" durch automatisch arbeitende technische Einrichtungen zu schließen — das ist doch der Sinn Ihrer Rede, oder nicht —?"

„Natürlich."

„Also angenommen, es gelingt Ihnen: dann sind doch 2800 Menschen ohne Arbeit!"

Er nickt. „Das ist ja auch der Zweck der Sache!"

„Die Leute auf die Straße zu werfen —?"

Er lächelt. „Oder — — vom Band zu erlösen! — Sie haben, wie es scheint, keine Ahnung von meinem Beruf. Mein ganzes Studium, all mein Sinnen und Trachten, ja alle Tätigkeit fast der gesamten Technik, der Erfinder und Konstrukteure in den Maschinen- und Apparatebau-Industrien, kennt nur ein einziges Ziel, hat vom Menschheitsstandpunkt gesehen nur den einen Sinn: die Arbeit, die zur Erhaltung der Menschheit, zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse und Wünsche zu leisten ist, von der Menschenhand auf die Maschine zu verlegen. Und solange Techniker leben, werden sie um die möglichst vollkommene Erreichung dieses Zieles ringen. — Oder wüßten Sie ein anderes?"

Ich war einigermaßen starr. „Ja, verstehe ich Sie denn richtig —?! Sie sagen mir allen Ernstes: Ihre Lebensaufgabe, und die der gesamten Technik sei — die Menschen nach Möglichkeit arbeitslos zu machen —?!"

„Sehr richtig. Allen Ernstes."

Er lächelte nachsichtig. „Dann würden ja sofort ein paar Millionen Menschen ohne Arbeit sein. Nicht nur unsere Industrie wäre ja betroffen, sondern doch auch Eisengießereien, Hochöfen, Bergbau, Maschinenhandel, Transport, na undsoweiter ..."

„Aber Sie können doch nicht ins Uferlose damit fortfahren, Menschen brotlos zu machen!" rief ich.

„Brotlos —?" fragte er gedehnt. „Unsere Maschinen schaffen ja gerade Brot, Kleidung, Schuhe, Möbel und die tausend Dinge, deren der Mensch zum Leben bedarf."

Ich griff an meine Stirn. „Aber überlegen Sie doch bitte einen Moment: Wo Maschinen schaffen, sind bezahlte Menschenhände überflüssig. Damit fällt die Kaufkraft dieser Löhne aus! Die Maschinen kriegen doch keinen Lohn, die gehen doch in keinen Laden was kaufen! Dann steht doch die Wirtschaft still!"

Der Ingenieur zog langsam die Schultern hoch. „Tja, das ist eine Angelegenheit der Volkswirte. Wir dienen der Herstellung der Güter. Und die ist auf der Höhe! Von uns aus könnte schon heute jeder Volksgenosse so ziemlich alles Dasein — ich denke etwa an den Lebensstandard eines mittleren Beamten — gehört. Wir könnten aber noch viel mehr leisten! Wir stecken ja erst in den Anfängen der Automatisierung! Bei uns ist also alles in Ordnung, wir können alles herstellen. Nur die Verteilung funktioniert offenbar nicht. Vermutlich eben darum, weil sie mit dem Arbeitslohn verknüpft ist. Das alte liberalistische Verteilungssystem verlangt von den Leuten erst die Arbeit, für diese erhalten sie dann Metall- oder Papierstücke, gegen die man schließlich die Güter bekommt. Das war sicher auch früher einmal richtig, als man noch sehr wenig Güter herstellen konnte. Seitdem wir für diese Verteilungsweise zuviel herstellen, ist dieses System vermutlich falsch. — Vielleicht muß man den Spieß umkehren: die Allgemeinheit gibt dem Einzelnen von Geburt an zuerst die Dinge, die er zum Leben braucht und verlangt auf Grund dieser Leistung dann erst die Beteiligung an der Herstellungsarbeit durch Einberufung zu einem allgemeinen Arbeitsdienst. Wie es scheint, bereitet sich doch so Ähnliches in der Entwicklung vor. — Unser gesamtes Finanzsystem würde dann allerdings wohl auch ... Einen Moment bitte!"

Das Telefon hatte ihn unterbrochen. Ich stand wie auf Kohlen.

„Verzeihung", sagte er dann, „aber leider muß ich jetzt ..."

Schnee

Wenn man wochenlang sehnsüchtig auf Schnee gewartet hat und es kommt keiner, und dann kommt er doch, aber er genügt nicht zum Skifahren an Ort und Stelle, sondern gaukelt einem nur vor, wie schön es wäre, wenn ... — da reißt auch dem geldärmsten und beherrschtesten Mann der Geduldsfaden: er pumpt sich fünf Mark und fährt im Schisonderzug dahin, wo es eben Schnee gibt, irgendwohin, wenn die Höhe nur über 800 Meter beträgt. Im kalten Viehwagen steht er zwei Stunden oder noch länger, um an den Ort seiner Sehnsucht zu gelangen. Viele Hunderte, ja Tausende seiner Stadt fahren zum Schnee, im gleichen Zug, im Zug vorher, nach dieser Richtung oder nach jener.

Am Ankunftsort verschlingt die weiße Landschaft in wenigen Augenblicken den ganzen Inhalt des Zuges. Wohin sind sie alle verschwunden? An Übungshängen trifft man sie wieder, in kleineren oder größeren Gruppen. An besonders gün-

Das Problem

Um einen einzigen Steinblock zum Bau der Pyramiden zu transportieren, waren 200 Menschen notwendig, die in der glühenden Sonne Ägyptens keuchend und stöhnend ihre schwere Arbeit verrichten mußten.

In einer Halle der A. O. Smith Corporation in Milwaukee steht ein Mensch, der die vollkommen automatisch arbeitenden Maschinen überwacht, die täglich 7200 Autorahmen herstellen können. Auf der einen Seite wandern Bleche und Profile hinein und gelangen auf Transportbänder und Fördereinrichtungen, die sie über 19 Hauptstationen schaffen, wo die Teile einzeln von Maschinen gedrückt, gebogen, genietet, gebohrt, zusammengebaut, lackiert und verpackt werden, ohne daß auch nur eine einzige menschliche Hand zufaßt. Auf der anderen Seite kommen die fertigen Rahmen heraus. Allein der Emaillelack fließt der Lackiermaschine in einem Strom von 3500 l je Minute zu.

Noch vor wenigen Jahrzehnten waren etwa 100 handgefeuerte Kessel notwendig, um die zur Erzeugung der 225 000 kw eines Berliner Kraftwerkes notwendige Dampfmenge zu produzieren. 200 halbnackte, schweißtriefende Heizer schaufelten Kohle in die glühende Feuerung, verteilten sie auf dem Rost und zogen die Schlacken heraus. Eine schwere, unerhört anstrengende Arbeit. Heute benötigt man für die gleiche Leistung nur 2 Oberheizer und 4 Heizer pro Schicht, die ruhig und aufmerksam Instrumente ablesen, Hebel und Schalter bedienen, um auf 8 Großfeuerungen bis zu 160 t Kohle pro Stunde zu verfeuern. Bei dreischichtiger Arbeitszeit, 18 statt 200 Mann; die übrigen 182 werden nicht mehr gebracht.

Dies sind nur zwei von tausend Beispielen, mit denen die Technokratie die allgemeine Aufmerksamkeit auf Probleme lenkt, die auf das Engste mit der Lösung der Weltkrise und mit der Befreiung der Menschheit vom Schicksal der dauernden Arbeitslosigkeit zusammenhängen.

Diese Erscheinungen kann man nicht durch eine moderne Maschinenstürmerei bekämpfen, wie sie zum Teil jetzt wieder auf den Plan tritt. Mit Recht wehren sich die Techniker dagegen; aber leider sagen sie nur selten mit genügender Deutlichkeit, daß nicht die Technik als solche für die eingetretenen schädlichen Folgen der Technisierung verantwortlich zu machen ist, sondern daß hier ein Mißbrauch der Technik vorliegt.

Man kann der Technik nicht mit dem Gedankengut einer durch die Entwicklung der Technik überholten Wirtschaftsform beikommen. Der technische Fortschritt wäre in der Lage, schon heute die Bedürfnisse des Menschen und seine Wünsche nach einer vollkommenen Lebensführung und Lebenshaltung weitestgehend zu befriedigen, aber er kann es nicht, weil man ihm die Zwangsjacke des übersteigerten Eigennutzes angezogen hat.

In mühsamer und opfervoller Forschungsarbeit hat die Menschheit jahrtausendelang die Erde durchsucht und ihre Naturschätze gehoben. Aber erst durch die Entdeckung der Dampfkraft und der Elektrizität wurde es möglich, die vorhandenen Naturschätze den Bedürfnissen des Menschen dienstbar zu machen.

Diese Energiequellen führten eine Umwälzung Jahrtausende alter Gewohnheiten und Methoden in den Produktionsformen herbei, bewirkten jedoch kaum eine Änderung in den Verteilungsformen, die heute grundsätzlich fast die gleichen sind wie zu der Zeit vor 1800, in der der Umfang der Produktion an die Grenze der menschlichen Arbeitskraft gebunden war.

Die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Verteilungsformen wird durch nichts besser bewiesen, als durch die Vernichtung ungeheurer Mengen von Weizen in Canada und riesiger Kaffeevorräte in Brasilien. So geschehen zu einer Zeit, in der Millionen hungerten und die Staaten der Erde ihre erwerbslos gewordenen Volksmassen nur mit äußerster Kraftanstrengung erhalten können. Diese Vernichtung wertvollster Nahrungsmittel geschah, um den Preis zu halten. Durch diese Tat hat der Wirtschaftsliberalismus sich selbst sein Todesurteil gesprochen.

Die Vergrößerung der Erzeugung von Gütern hat nur dann einen Sinn, wenn eine gleichzeitige Erhöhung der Kaufkraft der breiten Massen parallel einhergeht. Diese Erhöhung ist nur zu erreichen durch eine andere Verteilung des industriellen Nutzens zwischen Kapital und Arbeit. Der Anteil der Arbeit muß eine so starke Erhöhung erfahren, daß durch Arbeitszeitverkürzung einer größeren Zahl Beschäftigung mit ausreichendem Verdienst gegeben werden kann.

Es ist nicht wichtig, ob ein Unternehmen eine hohe Kapitalrente abwirft. Wichtig ist nur, daß es sich selbst erhält und einer genügend großen Zahl Beschäftigung und Verdienst in einem solchen Ausmaß gibt, daß die Betreffenden am Markt der übrigen Güter als Käufer auftreten können.

Hier liegt der Kernpunkt des ganzen Problems der Jetztzeit. Hier muß der Hebel angesetzt werden, um die Lösung zu finden, die uns Befreiung geben soll.

Wilhelm Dreusicke

Technokratie

Das Programm der „Deutschen Technokratischen Gesellschaft" lautet nach einem Flugblatt folgendermaßen:

Was ist Technokratie? Technokratie ist Herrschaft des technischen, d. h. sachlichen, uneigennützigen Denkens, Nutzbarmachung des technischen Fortschritts für das Wohl der Allgemeinheit, Verhütung des Mißbrauchs der Technik zum Nutzen Weniger.

Die technische Erkenntnis. Durch die zunehmende Verwendung arbeitsparender Maschinen und die ständig wachsende Ausnutzung der Naturkräfte bei der Herstellung von Gütern sinkt der Anteil der menschlichen Arbeit an der Produktion ständig. Diese an sich erstrebte Entwicklung führte durch die steigende Freisetzung menschlicher Arbeitskraft zur Zerstörung der Kaufkraft.

Mit der technischen Entwicklung hielten die Wirtschafts- und Verteilungsmethoden nicht Schritt. Hierdurch wurde die Auswirkung der technischen Errungenschaften zum Wohle des Volkes verhindert.

Bei einem Überfluß an Produkten und Produktionsmöglichkeiten sehen wir überall Mangel und Not. Millionen von Menschen müssen entbehren, während gewaltige Mengen von Lebensmitteln zu gleicher Zeit vernichtet werden.

Ein riesiges Heer von Arbeitslosen ist entstanden, dessen Eingliederung in den Arbeitsprozeß nur zu einem Teil möglich sein wird, wenn die bisherigen Verteilungsmethoden beibehalten werden.

Der technokratische Wille. Die Technokratie will die technischen Errungenschaften nicht beseitigen, sondern durch ihre zielbewußte, vernunftgemäße Anwendung bei voller Entwicklungsmöglichkeit der Einzelpersönlichkeit dem Wohl von Volk und Staat nutzbar machen.

Nur durch die Entwicklung der Technik war die Zunahme der Bevölkerung im letzten Jahrhundert um das Dreifache möglich. Eine Beseitigung der Technik würde zugleich die Grundlage für die fysische Existenz von zwei Dritteln der Bevölkerung aufheben.

Nur die Technik gibt allen Schaffenden die Möglichkeit, an dem kulturellen Leben ihres Volkes teilzuhaben.

Schon heute ermöglicht der technische Fortschritt bei voller Ausnutzung die Versorgung aller Volksangehörigen mit allen lebensnotwendigen und lebensverschönernden Gütern, bei einer Arbeitszeitdauer, die dem kulturellen und völkischen Leben seine volle Entfaltung sichert.

Die technokratische Aufgabe. Die Deutsche Technokratische Gesellschaft will durch systematische wissenschaftliche Untersuchungen den bei dem jeweiligen Stande der Technik innerhalb des deutschen Wirtschaftsgebietes erreichbaren Lebensstandard feststellen.

Sie will praktisch durchführbare Vorschläge für die Gestaltung einer Wirtschaftsreform machen, die das Gleichgewicht zwischen Lebensraum, Lebensgütern und Lebensform herstellt.

Jedem einzelnen Volksgenossen soll die Möglichkeit geboten werden, seine Arbeitskraft in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen und dadurch sich diesen Lebensstandard zu sichern.

Lehrlinge

Das Januarheft des „Jungen Deutschland" enthält u. a. eine Untersuchung „von besonderer Seite" über „Unkosten oder Gewinn des Meisters bei der Lehrlingshaltung" als Antwort auf die Darlegung einer Innung, die die Kosten eines Lehrlings im Lauf von 4 Jahren für den Meister auf 900 Mark berechnet und auf Grund dieser Aufstellung die Erhebung eines Lehrgeldes gefordert hatte.

Die Innung kommt zu einer Unkostenrechnung von 3050,58 Mark, der ein Leistungsertrag des Lehrlings von 2160,40 Mark gegenübersteht. Die Antwort kommt zu den entsprechenden Zahlen in Höhe von 2282,68 Mark und 2861,30 Mark, so daß sich ein Gewinn für den Meister in Höhe von ca. 580 Mark ergibt.

Reklame

Nach dem „Fridericus" hat eine deutsche Firma den bekannten Choral des Johann Heinrich Schröder von 1690: „Eins ist not ..." also abgewandelt: „Eins ist not! Ach Herr, dies eine: Kühler Kopf und warme Beine! Heizbare Einlegesohle ... garantiert ständig warmen Fuß!"

Staatsaufträge

Wenn wir etwa von August dem Starken oder andern Fürsten der absolutistischen Periode hören, daß sie ungeheure Summen für den Bau von Palästen und Lustschlössern, für groß angelegte Feste und prächtige Umzüge ausgegeben haben, so sind wir gewöhnt, darin zunächst nur eine empörende Äußerung der Willkür und einen Mißbrauch der Macht zu egoistischen Zwecken zu erblicken. Wenn wir uns aber genauer in die Dinge vertiefen, so kann es uns nicht entgehen, daß sie doch auch eine positivere Seite hatten.

Von den Höfen jener großen Verschwender ging offenbar ein Gewerbe und Handel beständig befruchtender Strom aus, — ein Goldstrom gewissermaßen, von dem das ganze Land lebte und der nicht zum wenigsten gerade den Ärmsten im Volke zugute kam, insofern sie als Bauarbeiter, Steinträger, Holzfäller und in ähnlichen Stellungen damals ausreichende Beschäftigung fanden.

Von einer Gemeinwirtschaft im eigentlichen Sinne kann hier natürlich nicht die Rede sein. Und doch: die Annäherung an eine solche ist unverkennbar. Dann nämlich, wenn man darunter die Beteiligung aller nach dem Maß ihrer Leistungsfähigkeit an den Erträgnissen der Wirtschaft versteht.

In diesem Sinn aber kann man nun sagen, daß in der Nachkriegszeit bei den meisten Völkern die Gemeinwirtschaft anzuklopfen begonnen hat, — gleichgültig unter welcher Staatsform.

Schon der Krieg hatte die privaten Absatzmöglichkeiten der Unternehmer empfindlich verringert. Und so rückte denn der Staat selber mit Naturnotwendigkeit an die Stelle der früheren Auftraggeber. War er doch der einzige sichere und zahlungsfähige Abnehmer, der noch übrig blieb. Von ihm und seinen Bestellungen im wesentlichen hat im Krieg die Wirtschaft der verschiedenen Staaten ihr Dasein gefristet.

Man hatte freilich geglaubt, das sei nur ein vorübergehender Zustand. Heut sehen wir, daß das nicht der Fall ist: der Krieg hat die Wirtschaft auf eine Bahn gedrängt, auf der es kein Rückwärts mehr gibt. Die Entwicklung geht vorwärts, und das Ziel — soviel wird immer klarer — ist eine Art von Gemeinwirtschaft oder Planwirtschaft.

Die Staatsaufträge von heute sind von der Not geboren; aber es ist sicher, daß sie die Zeiten der Not überdauern werden. Nur läßt sich heute schon voraussehen, daß sie noch mancherlei Wandlungen durchmachen werden, ehe sie die Gestalt gewinnen, in der sie zu einer ständigen Einrichtung werden können.

Es gibt nämlich, roh gesprochen, zweierlei Staatsaufträge: solche, die das Volksvermögen verringern, und solche, die es vermehren.

Zur ersten Art gehören etwa die, mit denen man es eine Weile in Amerika versucht hat. Man bezahlte die Farmer dafür, daß sie einen Teil ihrer Baumwoll- oder Weizenfelder nicht abernteten, sondern umpflügten. Und daß das keinen Zuwachs an Volksvermögen bedeutete, liegt auf der Hand.

Zur zweiten Art sind diejenigen Staatsaufträge zu rechnen, die neue Industrien schaffen oder schon bestehende erweitern und leistungsfähiger machen. Die von August dem Starken begründete Meissener Porzellanmanufaktur oder die von Friedrich dem Großen so wirkungsvoll unterstützte brandenburgische Tuchindustrie sind Beispiele dafür.

In der gegenwärtigen Übergangszeit behilft man sich vielfach noch mit einem Mittelding zwischen beiden, d. h. mit staatlich finanzierten Unternehmungen, die einen mehr pädagogischen als wirtschaftlichen Wert besitzen. Aber so wenig deren Bedeutung — zumal im Vergleich zu der Tatlosigkeit der Vergangenheit — unterschätzt werden darf, so fest steht andererseits doch, daß es dabei nicht sein Bewenden haben wird. Vielmehr läßt sich mit Bestimmtheit erwarten, daß man in Kürze schon Mittel und Wege finden wird, um das wirtschaftliche Interesse hier mit dem pädagogischen zu vereinigen, — etwa im Sinn der Allgemeinen Nährpflicht von Josef Popper-Lynkeus.

Und wenn das der Fall ist, so könnte man wohl behaupten, daß die Erschütterungen der Kriegs- und Nachkriegszeit für die Menschheit nicht vergebens gewesen sind. F. Krämer

---

Die Gesamtheit der Kräfte, aus welchen die Völker einst entsprossen, sind innerhalb von hundert Jahren, also sehr plötzlich, durch so neuartige Bedingungen überdeckt worden, daß man sagen kann: Wenn heute ein neues Volk sich zu bilden begänne, so würde kaum irgend etwas entstehen, das eine tiefere Ähnlichkeit oder Übereinstimmung mit Italien, Frankreich, Deutschland, England besäße. Eugen Diesel

---

in Hülle und Fülle haben, was zu einem menschenwürdigen stigen Hängen stauen sich die Massen, wie schwarze Pünktchen wimmeln die Menschen auf der weißen Fläche umher, grätschen hinauf, gleiten herab, versuchen sich in Bögen und Schwüngen, überpurzeln sich und fangen wieder von vorn an. Der Freund bringt der Freundin die Anfangsgründe der weißen Kunst bei, andere mischen sich drein und kritisieren, und einige zeigen ihre Fähigkeiten an einer kleinen, improvisierten Sprungschanze. Meist ist der gute Wille mehr zu loben als die Leistung. Es ist der „Schi-Mittelstand", möchte man sagen, der sich hier tummelt. Die Prominenten des Sports sind hier nicht zu treffen.

Diese Sehnsucht des Großstädters nach der Natur und nach kindlichem Spiel hat etwas Rührendes: in vollgepropften Zügen läßt er sich hieher verfrachten, um einige Stunden auf ein paar hundert Quadratmetern Schnee sich auszutoben und dann in eben so überfüllten Zügen heimzukehren. — Du schaust dem Treiben zu, machst eine Zeit lang mit, und schlägst dich dann seitwärts in die Büsche. Du kreuzst noch einige Schi-Spuren, begegnest noch hie und da einem Fahrer, und dann bist du allein. Stille Wälder nehmen dich auf. Mit leisem Geräusch gleiten deine Bretter über den frischgefallenen Schnee. Ein Zweig knackt. Ein Rabe fliegt krächzend von einem Baum auf, und die Äste, leicht zum Schwanken gebracht, entledigen sich ihrer Schneelast. Du gleitest einen Hang abwärts, mußt wieder steigen, verläßt den Wald, trittst bald wieder in einen andern, und bist immer noch allein. Endlich siehst du in einer Mulde unter dir ein Dorf liegen und hältst auf es zu. Die Bewohner sehen deine Bretter mit erstaunten Augen an. Odysseus ist mit einem Ruder auf der Schulter gewandert, bis die Leute ihn fragten, was er mit seiner Wurfschaufel wolle; den Bauern dieses Albdörfchens siehst du es an den Mienen an, daß sie über den Sinn dessen, was du an deinen Füßen mitschleppst, nicht ganz im Klaren sind. Das gibt es, in 850 Meter Höhe, in bestem Schigelände! Und du preisest den Übungshügel selig, der die naturhungrigen Großstädter festhält, und schwörst, niemandem zu verraten, wo diese Einsamkeit zu finden ist.

Dann wieder Wald und Schnee, nichts als Schnee. Ein leichter Nebel, der Erde und Horizont verschwimmen läßt, hüllt dich ein. Schnee. Stille. Die Gleitbewegungen werden immer automatischer. Jedes Gefühl für die Zeit und den Ort schwindet. Die körperliche Anstrengung, die Stille und das eintönige Hellgrau des Schnees und des Nebels betäuben alle Sinne. Im Schnee-Rausch gleitest du weiter. Erinnerst du dich an Erzählungen von Wanderern, die in solchem Rausch den ganzen Tag gewandert sind und schließlich ermattet niedergesunken sind? Die Kräfte hatten sie verlassen. Die Kräfte? Nein, der Wille. Außer dem Schnee wirkt nur noch die unendliche Weite und das eintönige Rauschen des Meeres so betäubend auf die Sinne und den Willen des Menschen.

Plötzlich stehst du am Rand und erwachst. Es ist Abend. Die untergehende Sonne erhellt am Horizont einen schmalen Himmelsstreifen. Der Nebel verschwindet. Du nimmst alle deine Kräfte nocheinmal zusammen, und in sausender Abfahrt tragen dich deine Bretter in der Dämmerung ins Tal. Tom

Die Entdeckung der Seele

„United Express" verbreitet (nach der Zeitschrift „Christengemeinschaft") folgende Nachricht:

„Direktor Bligh Bond von der American Society for Physical Research machte die sensationelle Ankündigung, daß es gelungen sei, den wissenschaftlichen Beweis für die Existenz einer sichtbaren animalischen Seele zu erbringen. Wie er erklärte, hat Dr. Watters von der John Hopkins-Universität zusammen mit seinem Assistenten diese Entdeckung zufällig gemacht, als er mit wissenschaftlichen Experimenten beschäftigt war. Mit Hilfe eines speziell konstruierten Apparates sei, so erklärte Bond, ein ätherischer Körper sichtbar gemacht worden, der aus dem sterbenden Körper eines Insekts oder Nagetiers emporstieg und darüber schwebte.

Bond schilderte das angewandte Verfahren folgendermaßen: Dr. Watters habe einen Lichtstrahl auf eine Glasröhre gerichtet, in der sich eine gasförmige Substanz befand. In diese Glasröhre wurde der Körper des sterbenden Tieres gebracht, und im Moment des Todes erschien im Lichtstrahl eine Art kleiner Körper, der aus dem wirklichen Tierkörper hervorstieg und darüberschwebte. Es schien sich bei diesem Körper nicht um Materie, sondern eher um eine Art elektrischer Erscheinung zu handeln, die sich wenige Minuten nach dem Tode des Tieres auflöste. Der Vorgang ist nach dem Bericht Bonds fotografisch aufgenommen worden."

„Diese „Seele" (bemerkt dazu der Schriftleiter der „Christengemeinschaft") „erinnert stark an die Seelen, die man auf den Bilderbogen von Wilhelm Busch entschweben sieht, zum Beispiel bei der „Frommen Helene"."

Literatur

Für oder gegen die Technik. Von Dr. J. Schneider. Verlag Braun und Schneider, München; Preis geb. 2,50 Mark. — Der Verfasser ist einer von den (noch wenigen) Technikern, der nicht bloß in, sondern auch über seinem Beruf zu stehen weiß; der den ganzen großen Bereich der Technik kennt, aber sich auch ihrer Grenzen bewußt ist. Er ist infolgedessen für und „gegen" die Technik; er lehnt ihre planlose kapitalistische Verwendung ebenso ab wie die hundertprozentige Planwirtschaft, etwa der Russen. Was ihm als „goldener Mittelweg" vorschwebt, heißt er „planvolle Wirtschaft". — Das Buch Schneiders enthält eine Fülle guter Gedanken und Anregungen. Daneben reizt es freilich auch oft zum Widerspruch; manchmal vielleicht nur deshalb, weil Schneider anscheinend zu wenig gewerbsmäßiger Schriftsteller ist, so daß er Gegensätze stehen läßt, statt sie „dialektisch" aufzulösen. Aber das und gewisse stilistische Unebenheiten nimmt man in Kauf, in der Freude, einen Praktiker und keinen „Intellektuellen" filosofieren zu hören. Sch.

Technokratie. Der Aufsatz „Das Problem" ist die verkürzte Wiedergabe einer Flugschrift der „Deutschen Technokratischen Gesellschaft", Berlin SW 19, Kommandantenstraße 18. Die D.T.G. gibt eine Monatsschrift „Technokratie" heraus (Verlag: Georg Siemens, Berlin W 57, Kurfürstenstr. 2; Preis des Einzelhefts 50 Pfennig zuzüglich Versandspesen).

Johannes Müllers Sätze über „Gottesdienst" sind entnommen aus „Reformation oder Rückkehr zum Ursprung", Heft 3/4 des 36. Bandes der Grünen Blätter, Verlag der Grünen Blätter, Elmau, Preis 2,50 Mark.

John Herman Randall

Wandel unserer Kultur

Verlag der Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart

Preis geb. 8,50 Mark

Der Verlag der Sonntags-Zeitung besorgt Ihnen dieses Buch portofrei, wenn Sie den Betrag auf Postscheckkonto Stuttgart 198 44 einzahlen

Autorität

Mit der Autorität steht es so wie mit allen Allgemeinbegriffen der menschlichen Sprache: jeder glaubt sie zu kennen, und jeder stellt sich doch etwas anderes unter ihnen vor.

Daß „Autorität sein müsse", — wie oft kann man das hören! Und wie oft hört man nicht hinwiederum von Autoritäten auf diesem oder jenem Gebiete wie von feststehenden Tatsachen reden! Das eine Mal handelt es sich also um eine Autorität, die gefordert, und das andere Mal um eine solche, die einfach hingenommen wird. Es liegt auf der Hand, daß das nicht dasselbe ist.

Aber auch zwischen Autoritäten, deren Autorität sich als Forderung kennzeichnet, wie andererseits zwischen denen, deren Autorität sich als etwas einfach Hinzunehmendes darstellt, gibt es augenscheinlich noch himmelweite Unterschiede.

Die Autorität einer Regierung beispielsweise, die an und für sich zur ersten Gruppe gehört, kann felsenfest, und sie kann auch wieder sehr leicht erschütterbar sein, — je nach den Machtmitteln, über die sie verfügt.

Und die Autorität eines Wissenschaftlers etwa, die an und für sich zur zweiten Gruppe gehört, kann allgemein anerkannt, und sie kann auch wieder stark umstritten sein, — je nach der Einschätzung, die seine Leistungen finden.

Es wäre freilich ungerecht, zu sagen, daß sich die Autorität einer Regierung n u r auf äußere Machtmittel und die Autorität eines Wissenschaftlers n u r auf seine Leistung stützen müsse. Vielmehr läßt sich sehr wohl eine Regierung denken, deren Autorität vor allem auf ihrer Leistung, und ein Wissenschaftler, dessen Autorität vor allem auf seiner amtlichen Machtstellung beruht.

Die Merkmale beider Gruppen überschneiden sich also, und es ist im Einzelfall darum doppelt schwer, zu entscheiden, welche Art von Autorität gerade gemeint ist. Immerhin zeigt eine eingehende Beobachtung ziemlich unzweideutig, daß das, was wir — in sehr weit gefaßtem Sinn — die amtliche Autorität nennen können, um so mehr Eindruck auf die Menschen macht und um so wichtiger für sie ist, je tiefer sie auf der Rangleiter der menschlichen Werte stehen, und daß das, was wir — ebenfalls in sehr weit gefaßtem Sinn — die moralische Autorität nennen können, um so mehr Eindruck auf die Menschen macht und um so wichtiger für sie ist, je höher sie auf der Rangleiter der menschlichen Werte stehen.

Das bedeutet nun aber keineswegs, daß Menschen niederen Ranges nicht auch empfänglich für moralische Autorität, d. h. die Autorität der persönlichen Leistung, wären. Nur eben: Autorität ohne entsprechende äußere Macht scheint ihnen stets etwas Halbes. Sie w o l l e n die Macht. Denn sie halten sie sozusagen für das einzig Sichere im Leben.

Bei den Menschen höheren Ranges verhält es sich umgekehrt. Sie sind ihrerseits keineswegs unempfänglich für amtliche Autorität, die durch entsprechende äußere Machtmittel unterbaut ist, im Grunde jedoch kommt es ihnen immer weit mehr auf die persönliche Leistung an. Man kann von ihnen nicht eigentlich sagen, daß sie die Macht w o l l e n. Sie stehen ihr von Hause aus vielmehr kritisch gegenüber, weil sie zu wissen meinen, daß sie etwas Unsicheres und Zufälliges sei. Und deshalb sind sie fast geneigt, es zu bedauern, wenn sie irgendwo einmal die moralische Autorität mit den Abzeichen amtlicher Macht ausgestattet sehen.

Ein Beispiel mag diesen Unterschied verdeutlichen. Goethe war für die minderrängigen Menschen seiner Umgebung eine Autorität in erster Linie auf Grund der Tatsache, daß sein Herzog ihn geadelt und zum Minister gemacht hatte. Bei den höherrängigen hingegen stand es so, daß seine amtliche Stellung für sie Wert erhielt eben erst dadurch, daß e r sie bekleidete.

Offenbar schätzt jeder Rang regelmäßig das am höchsten, was er selber am nötigsten hat. Die unteren Ränge wären nichts ohne eine mit möglichst weitgehenden Machtbefugnissen versehene Autorität, die ihre von sich aus ziellosen Kräfte zu planvoller Werkarbeit zusammenfaßt. Und die oberen Ränge wieder wären nichts ohne die vorbildhafte Wirkung einer moralischen Autorität, deren Leistung sie zu neuen Leistungen freier Tätigkeit aufruft.

Und so entspricht denn auch das Maß der äußeren Freiheit, das jeder braucht, um der Gemeinschaft, in der er lebt, sein Bestes geben zu können, aufs genaueste dem Rang, dem er zugehört. Zugleich aber gilt dies: das Maß der Freiheit, das einer braucht, das verträgt er auch. Und weiter: das Maß der Freiheit, das einer braucht und das er darum verträgt, das muß er sich auch zu erringen versuchen, — mit derselben Naturgesetzlichkeit, die den Baum das seine Wurzeln hemmende Pflaster sprengen läßt.

Vollkommene Freiheit allerdings gibt es nirgends. Und wenn es sie gäbe, — sie wäre niemandem von Nutzen. Sondern es ist wahr: Autorität muß sein, — noch in ganz anderem Sinne, als das Wort in der Regel gemeint ist. Denn auch die moralische Autorität, die Autorität der Leistung, bedeutet ja Bindung, — eine viel festere unter Umständen als die, die der amtlichen Autorität zur Verfügung steht.

Und es kommt also nur immer darauf an, die rechte Freiheit und die rechte Autorität am rechten Platze walten zu lassen, das heißt: nicht mit der amtlichen Autorität dort aufzutrumpfen, wo eine moralische Autorität erforderlich wäre, und nicht die Wirkung einer moralischen Autorität dort zu erproben, wo nur die amtliche Autorität durchzugreifen vermag.

Dazu aber gehört, daß beide Arten der Autorität, die der Macht und die der Leistung, einander als Bundesgenossen betrachten lernen und sich nicht gegenseitig ihre Einflußsfären streitig machen.

K u n o F i e d l e r

Zwei Nachrufe

Der „Mittelbadische Kurier" vom 10. Dezember 1934 enthält hintereinander folgende beiden Nachrufe, deren Länge- und Wärmeunterschied hoffentlich nicht beabsichtigt war:

Einen schweren Verlust erlitt der Hundezüchter Wilhelm Bell hier, dessen mehrfach prämierte Dalmatiner-Hündin „Senta von Rottberg", als sie die Karlsruher Straße überqueren wollte, am Samstag von einem aus Richtung Karlsruhe kommenden Auto überfahren wurde. Die aus edler Zucht stammende Hündin war dreimal prämiert mit der Note „Vorzüglich". Sie war Inhaberin der Adolf-Hitler-Medaille und Adolf-Hitler-Plakette; ferner war sie am 2. Dezember d. Js. in Frankfurt von tausenden von Menschen bewundert. Auch hier war sie bei der Auslese für die kommende Weltausstellung für vorzüglich befunden und hatte die silberne Medaille des Reichsnährstandes erhalten. Mit dem Besitzer des Tieres trauern noch viele Hundefreunde über den schweren Verlust, der durch den Tod des wertvollen, weitbekannten Tieres den hiesigen Hundezüchtern allgemein zugefügt wurde.

Landrat a. D. Franz Otto Popp †. Am Samstag wurde in Heidelberg, wo er am 18. September 1865 geboren war, Herr Geh. Regierungsrat Dr. Popp feuerbestattet. Der Verstorbene wirkte hier vom 23. Juli 1924 bis 6. Januar 1931 als Vorstand des Bezirksamts Ettlingen. Sein leutseliges Wesen machte ihn sehr beliebt bei den Gemeindeverwaltungen, die ihm bei seinem Weggange eine Dankadresse widmeten. Gerne erinnert man sich seiner auch in allen Kreisen der Bevölkerung und nimmt innigen Anteil an seinem Tode."

Gottesdienst

Der Kultus beruht auf dem uralten Mißverständnis zwischen Gott und Menschheit, das bis auf den heutigen Tag besteht und eine Äußerung ihrer Gottesferne ist: daß sie etwas Besonderes, Außerordentliches, Heiliges tun, Eifer und Mühe aufwenden, Opfer bringen und Lasten tragen müsse, um Gott zu versöhnen und zu gefallen, um Gnade und Beistand von ihm zu erlangen.

Man wähnt, ihn zu etwas bewegen zu können, indem man ihn mit Gebeten bestürmt und beschwört, ihm Gaben darbringt, Gelübde tut, Vorsätze faßt, Liebstes weiht und „mit ihm ringt", um Erhörung zu finden.

Der Kultus ist hieraus und aus der Furcht vor dem Unheimlichen und der Angst vor dem entsetzlichen Menschenlos und den feindlichen Schicksalsgewalten entstanden. Er wurde in der Religion als Heilsanstalt der „Gottesdienst", der das Heil mitteilt, der Gnade versichert, und insonderheit zur Vergebung der Sünden durch Reue, Buße, Opfer und Gelübde führt.

Das alles ist der Wirklichkeit Gottes fremd und widerspricht seinem Verhalten ganz und gar.

✦

Die schicksalhaften Verhängnisse, vorkommenden Möglichkeiten und Gelegenheiten, Befruchtungen und Antriebe, Anstöße und Auslösungen des Verhaltens, der Wiederherstellungsdrang und die treibende Kraft der Natur sind das alles tragende Schaffen, Bilden, Bewegen und Treiben Gottes im menschlichen Dasein. Damit läßt Gott spontan und bedingungslos alle Menschen aus Empfangen von ihm leben und sucht sie ungefragt wiederherzustellen und zu erlösen, zu schöpferischer Entfaltung und Auswirkung zu bringen.

Gott hat seine Sache auf n i c h t s gestellt. Er besorgt alles aus ureigenstem Drang und Liebeslust selbst, ohne daß der Mensch etwas leisten und unternehmen müßte: er braucht nur O r g a n d e s L e b e n s zu sein.

✦

Wenn wir von Herzen in jeder Lage auf das Leben eingehen, geht Gott in uns ein und zeugt durch uns. Dann sind wir in seiner Hand, werden von ihm zugerichtet und gebraucht. Alle Entfaltung unseres Wesens löst er selbst aus. Alle verborgenen Anlagen nimmt er selbst in Anspruch.

Wozu also Arbeit an uns selbst, wenn Gott uns dauernd durch das Leben beeinflußt, erzieht, bildet, Komplexe löst, von Abhängigkeit befreit und Dämonen austreibt! Wozu braucht sich jemand zu „erbauen", wenn er die Lebensfülle, die ihm täglich zuströmt, gar nicht fassen kann, wenn sie nur dadurch wesentlicher Bestandteil in ihm wird, daß er sie nicht im Gedächtnis verstaut, sondern unter- und aufgehen läßt, und was er empfängt, fortwährend rückhaltlos aus ihm quillt, statt daß er es zurückhielte, um sich damit zu beschäftigen!

Wozu soll er in der heiligen Schrift lesen, wenn er durch Nöte, Schicksale und Aufgaben und die Wirkenskräfte und unmittelbaren Klarheiten, die sie ihm bringen, mit Gott vertraut wird, und alles Schwere und Widerwärtige ein Vertrauensbeweis seiner Führung ist!

Wie kann man Askese treiben, wenn Gott allein weiß, was wir bedürfen und wem wir entsagen müssen, wenn er uns zu dem treibt, was uns dienlich, und von dem zurückhält, was uns schädlich ist!

✦

Ebensowenig braucht der Mensch, der aus Gott lebt, Veranstaltungen und Weisen gemeinsamer Gottesverehrung, Erhebung, Stärkung und Aufklärung mit vielen, das gemeinsame Beieinander, das zusammen Singen, Beten, Bekennen, Hören und Reden. Das Wesen der Religion ist Kollektivismus im Sakralen, Zuhaufkommen und Anbetung im „höheren Chor", Zelebrierung des Geheimnisses durch Hierarchen vor der anbetenden Menge. Es ist eine ansteckende und sich durch gemeinsame Beschäftigung steigernde Massenpsychose.

Das Geheimnis des Lebens aus Gott aber ist unbewußte, unmittelbare, verborgene Verbundenheit mit ihm in der Gemeinschaft mit allem, worin er uns nahe ist, begegnet und beansprucht. Es ist Kontakt, Austausch und Wechselwirkung, Verkehr und Teilnahme, Liebe und Hingabe an alles, was er uns zuführt, nicht nur an Verwandte und Freunde, Glaubensgenossen und Nächste, die unserer bedürfen, sondern auch an unsere Verhältnisse und Schicksale, Nöte und Leiden, Aufgaben und Schwierigkeiten, kurz an alles, was das Leben und der Tag mit sich bringt.

✦

Der kirchliche Betrieb, die Andachten und Gebetsversammlungen führen die Menschen immer von dem heiligen Boden des Lebens, auf dem uns Gott begegnet, in einen mit Händen gemachten und von menschlichen Sinnen eingerichteten Tempel, zu einer ausgesuchten und geweihten Anbetungsstätte, welche die Gläubigen aus dem Leben herausführt, das doch die Stätte der Offenbarung Gottes, seiner Gnadenfülle, Wirkenskräfte, Weisungen und Führungen ist.

Der Gottesdienst des Lebens wird durch den Gottesdienst im sakralen Raum entwertet und herabgesetzt. Er erscheint als ein eitles, profanes Geschäft, das erst als Material für die Religion Wert gewinnt.

In Wahrheit sind wir überall, wo wir uns befinden, in dem, was des Vaters ist, und werden Organe seines Waltens und Wirkens, wenn wir dafür empfänglich sind.

✦

Mir waren von Jugend auf die Gottsdienste von den feierlichen Schritten und Verbeugungen bis zu den Litaneien und Predigten im Kanzelton ein frommes Theater, das mich in dem Maße befremdete, als mich das wirkliche Theater anzog und zu tiefen Eindrücken von der Tragik des Menschenloses führte. Hier vergaß ich die Bühne und erlebte die Ereignisse, die dargestellt wurden, bis in ihre letzte Problematik. Dort wurde ich aus der Gegenwart in die Vergangheit und aus der Wirklichkeit in die Lehre entrückt.

J o h a n n e s M ü l l e r

Von allen verlangt die Ehrfurcht vor dem Leben, daß sie ein Stück ihres Lebens an Menschen hingeben. In welcher Art und in welchem Maße ihm dies bestimmt ist, soll der Einzelne den Gedanken entnehmen, die in ihm entstehen, und den Schicksalen, in denen sich sein Leben bewegt. Des einen Opfer ist nach außen unscheinbar. Er vollbringt es, indem er dabei in einem normalen Leben verbleibt. Der andere ist zu auffälliger Hingabe berufen und muß daher die Rücksicht auf eigenes Fortkommen beiseite setzen. Keiner maße sich ein Urteil über den andern an. In tausend Arten hat sich die Bestimmung der Mensch zu erfüllen, damit sich das Gute verwirkliche. Was er als Opfer zu bringen hat, ist das Geheimnis jedes einzelnen. Miteinander aber müssen wir alle wissen, daß unser Dasein seinen wahren Wert erst bekommt, wenn wir etwas von der Wahrheit des Wortes „Wer sein Leben verliert, der wird es finden" in uns erleben.

S c h w e i t z e r

Jede Minute ist Repräsentant der Ewigkeit.

G o e t h e

Kleinigkeiten

Ehrung der Arbeit. Lage in Lippe, die „Stadt der Ziegeleien", will auf einem bevorzugten Platz ein „Denkmal des Ziegeleiarbeiters" erriciten.

Lauben. Nach der „Frankfurter Zeitung" (Nr. 51) gibt es in Berlin 43 000 Laubenbewohner; wobei man sich aber kein Gartenlaubenidyll vorstellen möge.

Von Mensch zu Mensch. Die „Berliner Morgenpost" vom 26. Januar erzählt: „Zwei Engländerinnen, die oft nach Heidelberg kommen, hatten sämtliche vierzehn Dienstmänner der Stadt zum Abendessen in ihr Hotel eingeladen, zum Dank dafür, daß diese die ihnen übertragenen Aufträge immer so eifrig ausgeführt hatten. Bei dem Essen brachte eine der Gastgeberinnen in einer Ansprache ihre Anerkennung für die Gäste zum Ausdruck."

Sonderbares Geschenk. Mussolini hat dem Präfekten von Bozen mitgeteilt, daß auf dem Hauptplatz von Bozen eine Statue des Drusus, des römischen Feldherrn, der den Krieg in Germanien geleitet hat, aufgestellt werden solle. Das Denkmal werde von der Stadt Rom der Stadt Bozen zum Geschenk gemacht.

Nichts nachgetragen. Die Überlebenden des amerikanischen Truppentransportschiffes „Tuscania", das im Krieg von einem deutschen Unterseeboot torpediert wurde, haben dessen Kommandanten, Dr. Wilhelm Meyer, eingeladen, an einer ihrer alljährlichen Tagungen teilzunehmen.

Fürsorge für Säuglinge. Das Königliche Institut der britischen Architekten hat der Regierung vorgeschlagen, daß bei allen künftigen Häuserbauten Balkons für die Babies der Mieter vorgesehen werden, damit sie mehr als bisher an die Sonne und die frische Luft kommen.

Vorbildlich. In Chile sorgt die Regierung neuerdings dafür, daß die neugeborenen Kinder auf ihre Kosten ärztliche Wartung und Pflege erhalten; später übernimmt sie die Kosten für Unfall- und Lebensversicherung, außerdem bezahlt sie eventuelle Krankenhauskosten.

Tapfere Sträflinge. Beim Brand eines Altersheims in Goffney, Südkarolina, retteten die Sträflinge eines benachbarten Zuchthauses unter Einsatz ihres Lebens 37 alte Leute aus dem brennenden Haus, nachdem schon fünf andere verbrannt waren.

Erfolgreiche Tour. „Das schwedische Kronprinzenpaar kehrt in den nächsten Tagen aus dem Orient in die Heimat zurück. Seine Orientreise ist ungewöhnlich gut verlaufen. Allein in Bagdad wurden nach dem Kronprinzenbesuch 400 schwedische Autos verkauft."

Ein Kragenknopf. Nach der „Berliner Morgenpost" (Nr. 25): In Kanada stritt man sich um den „ältesten Kragenknopf". Einer, der schon 44 Jahre denselben Kragenknopf hatte, schien als Sieger aus dem Wettstreit hervorzugehen. Aber da meldete sich ein Achtzigjähriger, der von seinem Vater einen Kragenknopf geerbt hatte, den dieser bereits 55 Jahre getragen hatte, so daß also dieser Knopf über hundert Jahre im Gebrauch ist.

Zahnschmerz. In Belgrad hatte sich ein Mann namens Jeftitsch wegen schwerer Körperverletzung zu verantworten. Er hatte, als ihm ein Zahn plombiert werden sollte, plötzlich vor unerträglichem Schmerz den Mund ruckartig zugeklappt und dabei einen Finger des Zahnarztes derart verletzt, daß er amputiert werden mußte. Der Mann wurde freigesprochen, weil das Gericht annahm, daß er im Augenblick der Tat nicht Herr seines Willens gewesen sei.

Der klage Hund. Die „Leipziger Neuesten Nachrichten" berichten aus Belfast, Irland, daß dort einem reichen Mehlhändler Lose einer Lotterie angeboten wurden, daß er sich aber nicht entschließen konnte, welches er nehmen sollte. Er breitete schließlich die Lose auf der Diele aus und wählte das Los, das sein Hund mit der Schnauze berührte. Es gewann 15 000 Pfund.

Fuchsjagd von heute. Auf der Silberfuchs-Zuchtfarm der Firma Fromm Brothers in Hanley, Wisconsin, wurden vor Weihnachten rund 15 000 Silberfüchse durch Chloroform getötet. Der Verdienst an ihnen beläuft sich auf ungefähr eine Million Dollars.

Schonzeit für Wale. Die Walfische, die durch rücksichtslose Fangmethoden stark dezimiert sind, kommen jetzt unter den Schutz des Völkerbundes. Siebzehn Staaten sind einem Übereinkommen beigetreten, das den Walen eine gewisse Schonzeit gewährt.

Kostbarkeit. In einem Londoner Antiquitätengeschäft wurde die Hand einer Hexe versteigert, die vor nahezu zweihundert Jahren in der Grafschaft Sussex gehängt worden war. „Um die mumifizierte Hand, die nach alten Chroniken im 18. Jahrhundert oft benutzt wurde, allerhand Krankheiten zu heilen, entspann sich ein lebhafter Wettbewerb, und der Zuschlag wurde bei 75 Mark erteilt."

Wiederherstellung. Der Garten Eden, der nach der Überlieferung zwischen Eufrat und Tigris lag, soll neu erstehen. Eine englische Baufirma hat den Auftrag, bei Kut el Amarna am Tigris eine Talsperre zu errichten, mit deren Hilfe die heutige Wüste kultiviert werden kann.

Übertrumpft. In USA gibt es jetzt 11 Millionen Wohnungen mit Telefon, aber schon 19 Millionen mit Radio-Anschlüssen. Dabei sind 2 Millionen Empfänger, die in Automobile eingebaut sind, nicht mitgerechnet.

Humanität. Wie die „Eisernen Blätter" zu berichten wissen, ist in England seit hundert Jahren zum erstenmal eine Frau hingerichtet worden, die ihren Mann ermordet hatte. Man hat ihr ausnahmsweise vor der Hinrichtung „Rauschgifte" verabreichen lassen, um die Todesangst zu mildern.

Die Indianer. In einem amerikanischen Präriegebiet haben die Polizeibehörden entdeckt, daß sich die Indianer besonders gut für polizeiliche Aufgaben eignen. Sie haben dreißig Rothäute in Dienst genommen, die sich bei der Verfolgung von Verbrechern ausgezeichnet bewähren sollen, weil sie sich so gut auf das Spurenlesen verstehen.

Protest. In den Parks von Washington stellten sich neulich einmal in langen Reihen farbige Studentinnen und Studenten mit einem dicken Strick um den Hals auf, um in diesem Aufzug gegen die sich häufenden Lynchakte in den Vereinigten Staaten zu protestieren.

Amüsant. Die Zeitschrift „Die technische Assistentin" berichtet, daß die letzte Pariser Herbstmode die Entlassung fast aller weißen Mannequins zugunsten farbiger Mädchen im Gefolge gehabt habe, weil das Pariser Modepublikum die „bunten Damen" bei den Modevorführungen „wesentlich amüsanter" gefunden habe.

Das Kunsthaus Schaller, Stuttgart, Marienstraße 14, zeigt im Februar: Gemälde von Paul Padua, Plastiken und Zeichnungen von Frida Christaller, Gouaches und Zeichnungen von Artur Mrockwia, Zeichnungen von Gustav Uecker. Geöffnet Werktags von 8.30 bis 19 Uhr.

Junges Mädel, 21 Jahre alt, sucht auf 1. April oder 15. April Stellung gleich welcher Art (Stütze, Wirtschaftsfräulein, auch Geschäft) in Berlin oder Umgebung. E m m i S t a n d, Hildesheim, Mittel-Allee 29.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 240 18, Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 4. Quartal 1934: 4050

Stuttgart, 10. Februar 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 6

Schafe

In Deutschland gibt es heute etwa 3,5 Millionen Schafe. Am Anfang des letzten Jahrhunderts waren es noch an die 25 Millionen. Da die Kopfzahl der Bevölkerung damals ebenfalls 25 Millionen betrug, so konnte nicht nur der deutsche Bedarf an Wolle voll aus eigener Erzeugung gedeckt werden, sondern es wurden auch noch Wolle und Wollstoffe ausgeführt.

Heute ist das entsprechende Zahlenverhältnis bei 66 Millionen Bevölkerung 1 : 20 statt 1 : 1. Nur noch ein kleiner Bruchteil des deutschen Wollbedarfs (etwa 7 Prozent) wächst im Lande, und der Konsum von Schaffleisch ist gegen früher gewaltig zurückgegangen.

Es sind Bestrebungen da, diesen Zustand wieder zu ändern. Die deutsche Landwirtschaft möchte dahin kommen, daß wenigstens wieder 35 bis 40 Prozent der in Deutschland benötigten Wolle selber erzeugt werden. Die Zahl der Schafe müßte dann um das Fünffache erhöht werden. (In Württemberg, das heute rund 45 000 Schafe hat, wird nach einer Äußerung des Geschäftsführers des Schafhalter- und Schafzüchterverbands, Landwirtschaftsrat Hulben, eine Vermehrung der Schafe auf 180 000 Stück möglich sein.)

Es wird darauf hingewiesen, daß in ganz Deutschland noch sehr viel ungenutztes Futter für Schafe vorhanden sei: an Wegrainen und Abhängen, auf Schatten- und Waldstreifen, auf Stoppeläckern und gemähten Wiesen, auch im Hülsenfruchtstroh. Freilich gilt dies z. T. nur für gewisse Zeiten im Jahr. Im Vorsommer und im Winter dürfte, namentlich in einem Lande wie Württemberg, die verfügbare Schafweide doch ziemlich knapp sein. Sie vermehren, hieße dann wohl: den Boden anderen, „intensiveren" Kulturen entziehen.

Der letztere Gesichtspunkt hat einen Mann wie Adolf Damaschke, den Führer der Bodenreformbewegung, veranlaßt, in seiner Zeitschrift „Bodenreform" (45. Jahrgang, Nr. 51/52) zu einiger Vorsicht bei der Ausdehnung der Schafzucht zu mahnen. Deren Rückgang in Deutschland im letzten Jahrhundert hänge mit der Entwicklung der Landwirtschaft vom extensiven zum intensiven Betrieb zusammen, mit dem Übergang von der Weide zum Acker, der einfach notwendig geworden sei, als die Nation sich zu vermehren und der Industrie zuzuwenden begann.

Damaschke zitiert das Wort von Thomas Morus „Schafe fressen Menschen", das sich in Spanien und in England bewahrheitet habe; wenn Raum für eine „wirklich große Innensiedlung" geschaffen werden solle, müsse der deutsche Boden noch intensiver als bisher ausgenutzt werden. Außerdem sei nicht zu vergessen, daß die Einfuhr von Wolle z. T. als Entgegennahme von Zahlungen für unsere industrielle Ausfuhr zu betrachten sei; wenn wir auf jene verzichten zu sollen glaubten, dann bedeute das, daß wir auch auf einen entsprechenden Teil der Fertigwaren-Ausfuhr und damit auf lohnende Arbeit für deutsche Fabriken verzichten müßten.

Was das letztere Bedenken anbelangt, so läßt sich darauf vielleicht erwidern, daß die Verkoppelung von Einfuhr und Ausfuhr zwar nicht zu bestreiten ist, daß aber die Reihenfolge auch umgekehrt sein könnte: das Ausland kauft nicht mehr so viele Maschinen in Deutschland (weil es selber Maschinen zu fabrizieren begonnen hat), und infolgedessen können wir ihm auch nicht mehr so viel Wolle abnehmen, müssen also sehen, daß wir selber wieder mehr Wolle erzeugen, wenn wir nicht genötigt sein wollen, unseren Bedarf an Wolle erheblich einzuschränken.

Das Entscheidende hiebei ist allerdings die Frage, ob vermehrte Schafhaltung Rückkehr zu extensiver Wirtschaft heißt. Man hat das bis jetzt im allgemeinen angenommen; auch Damaschke zitiert das Wort eines Großgrundbesitzers, der damit drohte, sein Land in Schafweide zu verwandeln, — dann brauche er überhaupt keine Landarbeiter mehr.

Nun hat ihm aber ein Landwirt geantwortet, diese Auffassung sei irrig; eine „rationelle" Ausdehnung der Schafzucht lasse sich sehr wohl „mit intensivster Betriebsführung vereinbaren". Er selber habe in seinem auf höchste Intensität eingestellten Betrieb die Schafzucht nie aufgegeben, sondern im Gegenteil verbessert und vermehrt. „Es handelt sich dabei natürlich um hochgezüchtete Schafe, wie sie in vielen Zuckerrübenbetrieben Schlesiens, Sachsens und anderen deutschen Gebieten mit Erfolg gezogen werden. Derartig hochgezüchtete Schafe gehören meines Erachtens in jeden intensiven Betrieb, in dem Zuckerrüben, Mais und ähnliche Produkte gebaut werden, deren Abfälle die Schafe besonders gut verwerten." Auf diese Weise lasse sich der deutsche Schafbestand „im Laufe eines Jahrzehnts sehr gut um einige Millionen Schafe vermehren". (Dr. Robert Graf Keyserlingk in der „Bodenreform", 46. Jahrgang, Nr. 4/5.) Vermehrung um „einige Millionen" im Laufe eines Jahrzehnts lautet allerdings etwas bescheidener als jene Forderung einer Verfünffachung oder Versechsfachung.

✦

Daß die deutsche Landwirtschaft unter den Umständen, in die wir versetzt sind, nach möglichst großer Intensität zu streben hat, daß aus dem deutschen Boden herausgeholt werden muß was irgend möglich ist, — darüber dürfte allgemeine Einigkeit herrschen. Verschiedener Ansicht können die Fachleute und Maßgebenden nur über zweierlei sein: über das mögliche Tempo der Intensivierung, und über die Richtung, die hiebei einzuschlagen ist. Erhöhte Wollerzeugung ist eine wichtige, aber nicht etwa die einzige Forderung, die heute an die Landwirtschaft gestellt wird; und man kann gerade in ihr nicht alles auf einmal haben, sondern muß schrittweise vorgehen, mit Auswahl des Möglichen und unter entschlossener Entscheidung für die etwa notwendigere von zwei sich ausschließenden Möglichkeiten.

Noch auf zwei weiteren Gebieten ist einstweilen ein starker Fehlbedarf zu verzeichnen, um dessen Verringerung die deutsche Erzeugung sich mühen muß: auf dem der pflanzlichen Faserstoffe, und in der Fettversorgung. In beiden sind wir noch überwiegend auf Einfuhr angewiesen und müssen sehen, mehr und mehr von ihr loszukommen.

In beiden Fällen ist zwar eine gewisse Entlastung der Landwirtschaft durch stärkere Verwendung rein industrieller Rohstoffe unterwegs: statt Wolle und Flachs können in gewissem Umfang die neuen aus Zellulose gewonnenen Faserstoffe verwendet werden; und Fett, wenigstens soweit es nicht der Nahrung dient (Seife, Farben, Lacke) ist heute nicht mehr wie einst auf organische, tierische oder pflanzliche, Herkunft beschränkt.

Aber das Ziel der Selbstversorgung ist noch so weit entfernt, daß die Landwirtschaft auch hier zu ähnlichen Anstrengungen aufgerufen wird wie bei der Wolle, — notabene ohne daß darunter die Produktion von anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen, mit Ausnahme etwa von Zucker, leiden sollte! Es ergibt sich ein reichhaltiges Programm von Produktionserweiterungen: damit mehr Butter und mehr Speck erzeugt werden kann, müssen mehr und bessere Futterpflanzen angebaut werden; der stark zurückgegangene Hanf- und Flachsbau soll wieder belebt werden, auch unter dem Gesichtspunkt der Ölgewinnung; manche denken an die Einführung ganz neuer, bis jetzt in Mitteleuropa unbekannter Kulturpflanzen (Soja-Bohne, Ramie-Faser).

Man kann freilich nicht, wie das eifrige Projektemacher am Stammtisch oft am liebsten möchten, auf der gleichen Fläche gleichzeitig Tiere weiden lassen, Getreide, Kartoffeln und Zuckerrüben bauen und dann auch noch Hanf anpflanzen. Aber man kann versuchen, auf gleicher oder kleinerer Fläche größere und gewichtigere Ernten zu erzielen, und man kann von gleichbleibender oder verringerter Tierzahl mehr Fleisch, Milch, Butter oder Wolle bekommen.

Das ist mit dem Wort „Intensivierung" gemeint: die Qualitätsverbesserung in jedem Sinn; und hierin kann von der deutschen Landwirtschaft noch allerhand an Fortschritten erwartet werden, wenn in ihr planmäßig und tatkräftig weitergearbeitet wird. × × ×

Unsere Ernährung

Auf der Berliner „Grünen Woche" hat Ministerialdirektor Moritz über die deutsche Ernährungslage u. a. folgendes mitgeteilt:

Der Brotgetreidebedarf betrage rund 8,7 Mill. Tonnen. Die Brotgetreideernte brachte 12,3 Mill. Tonnen. Zusammen mit den Beständen aus der Ernte 1933 stehe dem Bedarf ein Vorrat von 14,3 Mill. Tonnen gegenüber. Rein rechnerisch sei also die Brotgetreideversorgung bis Ende 1935 gesichert.

Die Trinkmilchversorgung sei fraglos gesichert. Zurzeit decke die inländische Erzeugung freilich noch nicht den Gesamtbedarf an Butter; der Bezug der Fehlmenge aus dem Ausland sei indes gesichert.

Die Fettversorgung werde auch weiterhin klappen. Selbstverständlich könnten und wollten wir es uns nicht leisten, wie in früheren Jahren Vorratsreserven für Monate und aber Monate hinzulegen. Es sei aber sichergestellt, daß für die Fettversorgung im bisherigen Umfang die erforderlichen Devisen laufend und ausreichend zur Verfügung stehen würden. Der Bedarf an Tran für die Herstellung von Margarine sei für mehr als ein halbes Jahr bereits gedeckt.

Zuckermangel sei in Deutschland nicht denkbar. Auch von der Kartoffel her drohe uns nicht die geringste ernährungswirtschaftliche Gefahr. Der Mehrertrag von 3,5 Mill. Tonnen, der etwa 900 000 Tonnen Futtergetreide entspräche, könne mehr als im Vorjahr in den Schweinetrog wandern, ohne daß der Küche Kartoffeln zu fehlen begännen.

Die Eier-Erzeugung zeige eine steigende Kurve. Sie werde in den nächsten Monaten in den gewohnten Grenzen verlaufen. In der Fleischversorgung hätten wir im Augenblick nicht Mangel-, sondern Überflußsorgen. Damit werde man aber auf Grund der Marktregelung leicht fertig werden. In der Gemüseversorgung wachse seit einer Reihe von Jahren der Anteil der Inlandserzeugung. Der Kauf der Fehlmenge von 7—8 Prozent aus dem Ausland sei handelspolitisch gesichert.

✦

Nach Berechnungen des Instituts für Konjunkturforschung hat Deutschland im Jahr 1933 rund 40 Prozent seines Fettbedarfs (850 Mill. Tonnen) selber erzeugt; wobei das durch Verwendung ausländischer Futtermittel erzeugte Fett (223 Mill. Tonnen) bereits abgezogen ist. Eingeführt wurden 1017 Mill. Tonnen.

✦

Prof. Dr. Ubbelohde, der Leiter des chemisch-technischen Instituts der Berliner technischen Hochschule, hat letzte Woche in einem Vortrag gesagt, die Einfuhr von technischen Fetten (für die Seifenindustrie usw.), die jährlich über 100 Millionen Mark koste, könne eingeschränkt werden, wenn man dazu übergehe, aus dem Teer abgeschiedenes Paraffin zu Fettsäuren zu oxydieren. Das Verfahren sei allerdings noch etwas kostspielig.

Lebenshaltungsindex im Januar: 122,4; gegen 122,2 im Dezember.

Die Nationalsozialen

Graf Ernst zu Reventlow schreibt in seinem neuesten Werk „Der deutsche Freiheitskampf" über Naumann und seine Partei: „Die von dem Pfarrer Friedrich Naumann geführte Partei war auf dem richtigen Weg; sie ahnte ihn jedenfalls in großen Umrissen, als sie sich nationalsoziale Partei nannte... Der schnelle Untergang jener Partei schien allen abfälligen Urteilen recht zu geben. Und doch waren die Grundgedanken der Naumann-Partei richtig. Sie sah weiter in die Zukunft, als es beinahe allen anderen möglich war."

Die Welt ist voll von Männern, die das Rechte denken und lehren, sobald sie aber handeln sollen, von Zweifel oder Kleinmut angefochten werden und zurückweichen. Ihr Zweifel gleicht dem Unkraut, das auf den Straßen durch das Pflaster bricht, manche rotten es aus, doch nicht lange, so hat es wieder ganze Stellen überzogen. Jakob Grimm (1837)

Je näher wir dem Rande des Grabes treten, desto ferner weichen von uns Scheu und Bedenken, die wir früher hatten, die erkannte Wahrheit da, wo es an uns kommt, auch kühn zu bekennen. Auf ihrem Verleugnen beruht der Fortbestand und die Verbreitung schädlicher und großer Irrtümer. Jakob Grimm (1860)

Von einem Ochsen kann man nur Rindfleisch verlangen.
Altes deutsches Sprichwort

Die ökonomische Maschine

Von Fritz Werkmann

„Wir können unsere „ökonomische Maschine" mit einem Auto vergleichen, das still steht und aus eigener Kraft nicht anfährt. Wir haben schon längst entdeckt, daß der Anlasser nicht in Ordnung ist. Wir haben getan, was man in solchen Fällen zu tun pflegt: wir haben das Auto anschieben lassen. In unserem Fall wurde das Schieben durch die Aufwendung öffentlicher Mittel besorgt. Sie haben die Maschine nun länger als ein Jahr geschoben, und noch ist kein Anzeichen dafür sichtbar, daß der Motor anspringt und die Maschine von selber weiter läuft.

Wenn wir ein Auto lange Zeit schieben, ohne daß der Motor anspringt, so schließen wir, daß etwas am Mechanismus in Unordnung und eine Reparatur notwendig ist. Dasselbe gilt für unsere ökonomische Maschine. In ihrer gegenwärtigen Verfassung wird sie nicht aus eigener Kraft anfahren. Einige wesentliche Reparaturen sind notwendig, und ehe sie nicht vorgenommen sind, ist das Vorwärtsschieben mit Hilfe öffentlicher Mittel eine Verschwendung von Zeit und Geld."

So lauten, frei übersetzt, die interessantesten Absätze in den monatlichen Mitteilungen einer amerikanischen Bank an ihre Kunden. (The Cleveland Trust Company Business Bulletin, vom 15. Dezember 1934.) Das scharfe Urteil am Schluß ist offenbar von höherer Warte aus gefällt als vom Standpunkt der einzelnen Bankkunden. Denn daß für Einzelne die Reparatur der ökonomischen Maschine höchst unangenehm wäre und daß für Einzelne — zum Teil dieselben! — das Schieben durch öffentliche Mittel höchst angenehm ist, weiß natürlich auch der Verfasser jener Bank-Mitteilungen.

Die sich uns hier aufdrängende Frage, auf ihre einfachste Form gebracht, lautet: Kann der Staat durch Einsetzung öffentlicher Mittel überhaupt mehr erreichen, als Einzelnen zu helfen? Kann er dadurch die ökonomische Maschine wieder in Gang bringen?

Offenbar hängt viel davon ab, woher der Staat die zusätzlichen öffentlichen Mittel bekommt. Die Hauptquellen, aus denen er schöpfen kann, sind: Steuern, Anleihen und Notenpresse. Gehen wir sie daher hier der Reihe nach durch. Sehen wir dabei von den amerikanischen besonderen Umständen ab und fassen wir den allgemeinen Einwand ins Auge: Tritt nicht lediglich derjenige, der vom Staat zusätzliche Kaufkraft empfängt, an die Stelle eines anderen, der genau ebenso viel Kaufkraft verliert, sei es durch Besteuerung, durch Zeichnen von Anleihe oder durch jene besondere Form der Besteuerung, die wir als Inflation in Deutschland zur Genüge kennen gelernt haben? Wieso ist da eine Ankurbelung möglich? Wird nicht jede ankurbelnde Teilwirkung durch eine genau entsprechende abkurbelnde Teilwirkung ausgeglichen?

✦

Wenn der Staat einem sehr reichen Mann 1000 Mark mehr Steuern abnimmt als bisher, so fallen bei diesem Mann freilich 1000 Mark Kaufkraft aus. Der Staat kann den 10 bisher arbeitslosen Arbeitern, die er mit diesem zusätzlichen Steuereingang während eines Monats entlohnt, nicht mehr in die Hand drücken als eben die 1000 Mark, die jener Reiche weniger ausgeben kann. Richtig! Die 10 Arbeiter werden zweifellos etwas anderes kaufen, als jener eine Reiche gekauft hätte. Es ist aber nicht einmal sicher, ob der Reiche etwas gekauft hätte! Und es ist so gut wie sicher, daß die 10 bisher Arbeitslosen ihre insgesamt auch nur 1000 Mark betragende Kaufkraft rascher betätigen, als der Reiche es getan hätte. Der Staat bringt also in unserem Fall durch Besteuerung die Kaufkraft dahin, wo größere Kauflust besteht, und das wirkt ankurbelnd.

Unser Beispiel beweist natürlich nicht, daß jede Steuererhöhung ankurbelnd wirkt. Es gibt auch Steuererhöhungen, die das Wirtschaftsleben ersticken!

✦

Wenn der Staat sich durch eine Anleihe aus der Bevölkerung 1 Milliarde Mark holt, so steht freilich fest, daß die Anleihegeber die Milliarde Mark jetzt nicht mehr ausgeben können. Die Frage ist aber: Hätten sie sie sonst ausgegeben? Wahrscheinlich nicht! Wahrscheinlich hätten sie sie sonst auch gespart, das heißt: sie wären bereit gewesen, sie anderen gegen Zinsen zu leihen. Diese anderen hätten die Ersparnisse dann ausgeben können zum Bau von Wohnhäusern, Fabriken, Maschinen usw. Wie aber, wenn solche anderen sich nicht finden? Z. B. weil, selbst bei geringem Zinsfuß, niemand es für lohnend hält, neue Häuser, Fabriken und Maschinen aufzustellen? Dann würde jene Milliarde Mark überhaupt nicht ausgegeben. Dann würde der Staat, wenn er sie sich als Anleihe holt und dann ausgibt, tatsächlich zusätzliche Kaufkraft in den Verkehr bringen. Er würde Kaufkraft durch die Anleihe da abschöpfen, wo sie mit gar keiner Kauflust verbunden ist und sie dahin bringen, wo sie mit Kauflust verbunden ist, und das wirkt ankurbelnd.

Unser Beispiel beweist natürlich nicht, daß jede Staatsanleihe ankurbelnd wirkt. Es gibt auch Staatsanleihen, die Privaten die Mittel wegnehmen oder doch verteuern, mit denen sie sonst neue Unternehmungen in Gang gebracht hätten. Vor allem bleibt die Frage offen, ob der Staat nicht gut daran täte, in erster Linie solche Maßnahmen zu treffen, daß der Motor von selber anspringt, daß private Unternehmungen Mittel leihen und ausgeben wollen.

✦

Wenn der Staat sich von der Notenbank zusätzlich 100 Millionen Mark geben läßt (bei einer umlaufenden Geldmenge von 6 Milliarden Mark) und er diese 100 Millionen Mark irgendwie, z. B. als zusätzliche Arbeitslosenunterstützungen, in die Bevölkerung leitet, so treten sie dort als zusätzliche Kaufkraft auf. Erst wenn infolge dieser „Kampfersprirze" Preise steigen, wird an anderer Stelle Kaufkraft dafür ausfallen. Wenn der Staat die nächste Kampferspritze rasch genug gibt und die Preissteigerung wieder nachhinkt, so wäre abermals zusätzliche Kaufkraft am Markt. Deren ankurbelnde

Wirkung wird dadurch außerordentlich verstärkt, daß alle, sei es in der Hoffnung auf, sei es aus Furcht vor Preissteigerungen, ihre Kaufkraft rascher ausnützen als bisher. Denn alle wollen lieber „wertvoller" werdende Waren als sich entwertendes Geld in der Hand haben. Außerdem hinken meist die Löhne hinter den Preisen her, sodaß sich für alle Unternehmungen, die Arbeiter beschäftigen, besondere Gewinnaussichten ergeben. Diese führen zur Verstärkung der Nachfrage nach Arbeitern und damit zu einer weiteren Ankurbelung der Wirtschaft. Die Geschichte lehrt, daß auf solche Weise die Wirtschaft voll in Gang gesetzt werden kann.

Wir wollen dieses Bild hier nicht weiter ausmalen. Es kam uns hier ja nur darauf an, zu zeigen: die Finanzierung von Staatsaufträgen durch Inflation führt zwar letzten Endes nur zu einer Verschiebung der Kaufkraft; eine Erhöhung der gleichzeitig auftretenden Kaufkraft kann aber doch während einer mehr oder weniger langen Zeitspanne erzielt werden, — so lange nämlich, als die zusätzliche Kaufkraft bereits in Erscheinung tritt, ehe sich die entsprechende Verminderung der Kaufkraft bemerkbar macht.

In der großen deutschen Inflation von 1914—23 hat der größte Teil der Bevölkerung das Wettrennen gegenüber der kleinen Minderheit der Inflationsgewinnler verloren; die Kaufkraft der meisten näherte sich mit wachsender Geschwindigkeit dem Nullpunkt. Die Dosierung der Inflations-Kampferspritzen könnte aber auch so geschickt vorgenommen und mit anderen Maßnahmen so verknüpft werden, daß sich als Folge der Kampferspritzen allenthalben in der Wirtschaft nur zusätzliche Kaufkraft bemerkbar macht; die entsprechende Herabsetzung der Kaufkraft durch Preiserhöhungen könnte nicht nur aufgeschoben, sondern auch aufgehoben werden durch den Abbau von Monopolpreisen zu Lasten der Monopolisten (Reparatur des Mechanismus!) und durch Senkung der Kosten infolge der Vergrößerung der Produktion und ihres Hereinwachsens in den bisher übergroßen Produktionsapparat (richtige Belastung des Mechanismus!).

•

Man kann alle drei Mittel — Steuern, Anleihen, Notenpresse — richtig oder falsch anwenden. Wir betonen nochmals: richtig oder falsch, von höherer Warte aus gesehen! Denn wer an öffentlichen Aufträgen verdient, ja auch wer von einer öffentlichen Stelle Arbeit erhält, wird nur allzu leicht finden, daß das Mittel „richtig" angewandt ist. Desgleichen alle diejenigen, die an dem öffentlichen Auftrtg anders als konjunkturpolitisch interessiert sind. Bedenken wir: wenn der Staat keine Unterstützungen aus den zusätzlich gewonnenen Mitteln bezahlt, sondern Löhne an arbeitende Arbeiter oder die Rechnungen für Lieferungen an den Staat, dann gehört dem Statt nachher das Produkt dieser Arbeit, z. B. die neue Straße; dann gehört ihm der gelieferte Gegenstand, z. B. die neue Maschine. Und vielleicht kam es ihm zwar nicht nur darauf, aber auch darauf an!

Doch zurück zu unserem konjunkturpolitischen Problem: Man darf keines der Mittel ablehnen, weil es auch falsch angewandt werden kann. Aber man darf von keinem alles erwarten, auch nicht von allen dreien zusammen. So wenig wie vom Anschieben des Autos!

Wenn der Motor beim Anschieben des Autos nicht anspringt, schließt daraus kein Mensch, daß man das Auto immer weiter schieben muß; man schiebt es höchstens bis zur nächsten Reparaturstelle.

Wer nicht den Motor repariert und so die Hemmungen im Getriebe des Autos beseitigt, darf sich nicht wundern, wenn der Motor nicht anspringt. Wer nicht die Monopole bekämpft und so die Hemmungen im Getriebe der „ökonomischen Maschine" beseitigt, darf sich nicht wundern, wenn die Wirtschtft nicht anspringt, wenn also z. B. von Privaten Anleihen nicht nachgefragt werden und schließlich nur der Staat als Anleihenehmer übrig bleibt. Und wenn schließlich ein Teil der ökonomischen Maschine nach dem anderen nicht mehr von selber funktioniert, so darf man sich darüber nicht wundern, daß der Staat an immer mehr einzelnen Punkten eingreifen muß, um das Ganze einigermaßen in Gang zu halten.

Der Staat verzichtet dann eben mehr und mehr darauf, das ökonomische Fahrzeug als Automobil (wörtlich: „Selbstfahrer") zu benutzen und spannt Pferde davor.

Selbsterkenntnis — ist unser Maß für unser Weltverständnis.
Gött

Der Angriff gegen die Autorität beginnt durch Akklamation.
Ernst Jünger

Falkenhayn

Von der Tatsache oder gar von der Bedeutung der Marne-Schlacht haben im September 1914 nur wenige Deutsche erfahren. Einige Eingeweihte freilich waren schon damals voll tiefer Sorge und beobachteten mit Unmut die einander widersprechenden Befehle der Obersten Heeresleitung, die den Eindruck vollkommener Hilflosigkeit machten. „Die Aufzeichnungen Schlieffens sind zu Ende und damit der Witz Moltkes", sagte damals der preußische Kriegsminister von Falkenhayn.

Als Moltke zusammenbrach, wurde Falkenhayn zu seinem Nachfolger ernannt. Zunächst allerdings wurde er nur zum Oberquartiermeister ernannt, damit es nicht aussähe, als ob der Kaiser seinen Generalstabschef fortgeschickt habe, sobald der erste Rückschlag eingetreten war. Falkenhayn leitete aber die Operationen völlig selbständig und wurde im November 1914 dann offiziell zum Generalstabschef ernannt.

Die ersten Pläne Falkenhayns zeigen, daß er noch Anhänger der sogenannten „Vernichtungsstrategie" ist, die versucht, den Feind womöglich in einer Schlacht entscheidend zu schlagen. Er wirft die neugebildeten Kriegsfreiwilligen-Formationen in die flandrische Offensive und beginnt im November den Angriff auf Ypern. Aber aus dem Mißlingen dieser Angriffe zieht er die Erkenntnis, daß man gegen einen sich mit Spaten und Maschinengewehren verteidigenden Feind keine Entscheidungsschlacht schlagen kann (was eigentlich schon der russisch-japanische Krieg 1904 gelehrt hat), und vollzieht dann den grundlegenden Wandel von der „Vernichtungsstrategie" zur „Ermattungsstrategie". Das bedeutete, auf die damalige Lage Deutschlands angewandt: da keine Aussicht besteht, die Feinde vernichtend zu schlagen, bleibt nur übrig, durch örtliche Schläge die moralische Widerstandskraft der Gegner so zu erschüttern, daß sie ihre Hoffnung, Deutschland zu vernichten, ebenfalls aufgeben müssen.

Diesem militärischen Kriegsziel muß natürlich das entsprechende politische zur Seite gestellt werden, und Falkenhayn hat nicht gezögert, das zu tun. Noch im Dezember gibt er dem Reichskanzler die Kriegsziele der Obersten Heeresleitung bekannt; sie enthalten nichts von Polen oder Kurland, nichts von Briey oder Belgien oder gar der flandrischen Küste, sie fordern nur die alten Grenzen. Er spricht in einer 1915 dem Kaiser vorgelegten Denkschrift von dem „zweifelhaften und über unsere Kraft gehenden Mittel des Massendurchbruchs" und meint, „daß die bisherigen Kriegserfahrungen mit Massenaufgeboten an Menschen wenig zur Nachahmung einladen"; er hofft, Deutschland könne „mit verhältnismäßig bescheidenem eigenen Aufwand" die Gegner so schädigen und vor allem Frankreich so zum Ausbluten bringen, daß der Krieg zu Ende gehen müsse.

Dieser Strategie Falkenhayns scheint nun die Schlacht, die vor allem mit seinem Namen verknüpft ist, zu widersprechen: der Kampf um Verdun von Februar bis Juni 1916. Dieses monatelange männermordende und materialfressende Ringen um ein paar Höhen und Forts kann man kaum mehr als „Ermattungs"- oder „Abnutzungsstrategie" bezeichnen. Aber hat Falkenhayn die Schlacht von Anfang an so gewollt wie sie sich dann entwickelt hat? Hat nicht vielleicht die Führung der hauptbeteiligten Armee, der Armee des deutschen Kronprinzen, etwas andere Pläne gehabt als Falkenhayn? Das ist immerhin möglich; denn die von Falkenhayn dem Kaiser vorgelegte Denkschrift hat der Kronprinz nicht gekannt.

Nun, das ist heute wohl nicht mehr leicht zu entscheiden. Jedenfalls gewannen nach dieser Schlacht sowohl in Frankreich wie in Deutschland die Vertreter der Vernichtungsstrategie die Oberhand: in Frankreich Nivelle, in Deutschland Ludendorff. Nivelle versucht im Frühjahr 1917 in der Champagne durchzustoßen und den Stellungskrieg wieder in einen Bewegungskrieg umzuwandeln. Schon steht hinter der Front die Kavallerie bereit. Aber die Offensive scheitert, und die französischen Truppen — meutern. Ganze Regimenter machen kehrt und marschieren gegen Paris. Mit blutiger Strenge wird die Revolte unterdrückt; in manchen Truppenteilen wird einfach jeder zehnte Mann erschossen.

War das der Zusammenbruch der französischen Armee, auf den Falkenhayn hingearbeitet hatte? In einem kürzlich erschienenen Buch über Falkenhayn („Der einsame Feldherr" von H. Ziese-Behringer) wird diese Auffassung vertreten. Falkenhayns Verdun-Schlacht, meint Ziese, und das Scheitern der französisch-englischen Offensiven im Sommer 1916 hätten den moralischen Zustand der französischen Armee derart zerrüttet, daß die Meuterei in der Champagne einfach notwendig geworden sei. „In einem damals nicht durchdringbaren Dunkel stand ein Mann, der allein dies alles geplant, gewollt und erreicht: Erich von Falkenhayn." Aber auf deutscher Seite wußte man von dem Zustand der französischen Armee nichts oder man konnte ihn nicht ausnützen. Wenn im Mai oder Juni 1917 die deutsche Armee einen gewaltigen Angriff gewagt hätte (oder hätte wagen können), vielleicht, vielleicht...

Wenn und vielleicht... Zwanzig Jahre hintennach ist es leicht, solche Behauptungen aufzustellen und zu sagen: Wenn die Abnutzungsstrategie Falkenhayns weitergeführt worden wäre und wenn man ihre Wirkungen besser erkannt und ausgenützt hätte, dann... Oder zu sagen: Wenn man die Vernichtungsstrategie konsequenter durchgeführt hätte, dann ... Der tatsächliche Verlauf des Krieges hat allerdings gegen die Vernichtungsstrategie Ludendorffs entschieden, einfach weil ein abgeschnittenes Land eine Überzahl von Gegnern, die mit Menschen, Nahrungsmitteln und Rohstoffen reich versehen waren, unmöglich vernichtend schlagen konnte. Aber läßt sich dieses Argument nicht auch gegen die Abnutzungsstrategie anführen? Mußten Deutschlands Kräfte nicht vor denen der andern abgenutzt sein? Falkenhayns Strategie hätte vielleicht (auch hier wieder ein Vielleicht) wenn auch nicht zum Sieg, so doch zu einem günstigen Verzichtfrieden führen können, wenn neben und über Falkenhayn eine starke und konsequente politische Führung gestanden wäre. Freilich, wenn die politische Führung Deutschlands nicht versagt hätte, dann hätte vielleicht auch die Vernichtungsstrategie nicht zu dem bösen Ende geführt.

So gipfeln alle Lehren, die man aus dem Weltkrieg ziehen kann, in dem Wort von Clausewitz: „Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln." Wobei man vielleicht in Deutschland den Nachdruck weniger auf „mit andern Mitteln" als auf „die Fortsetzung der Politik" legen sollte.

Max Gregory

Kampf um den Boden

Zu dem gegenwärtigen Streit der mexikanischen Regierung mit der katholischen Geistlichkeit schreibt die katholische „Schönere Zukunft", er sei in seiner besonderen Art nur zu verstehen, wenn man ihn als Begleiterscheinung der sozialen Revolution betrachte, in der sich das Land befinde.

Den Kirchengegnern sei ihr Kampf erleichtert worden, „weil die Kirche in Mexiko ... selbst mit allzugroßem Grundbesitz belastet war und weil viele der fehlbaren Vertreter der Kirche sich zu sehr in die Interessenkreise der früher auch politisch herrschenden Schicht, der Großgrundbesitzaristokratie, hineinziehen ließen. Der Aufstand gegen diese konnte von geschickten Demagogen daher sehr leicht auch gegen die Kirche gelenkt werden.

Wie bestimmend die schlechte Bodenverteilung für die Geschichte Mexikos ist, zeigen Angaben der „Bodenreform" vom 9. Dezember 1934. Nach dem Landwirtschaftszensus von 1930 beträgt die Gesamtfläche des landwirtschaftlich genutzten Bodens in Mexiko 131,5 Millionen ha. Er war folgendermaßen verteilt: 4000 Latifundien von je über 5000 ha umfaßten 85 Millionen ha, 20 000 Großbetriebe von je 501 bis 5000 ha umfaßten 32 Millionen ha, 63 000 Mittelbetriebe von je 51 bis 500 ha umfaßten 10,5 Millionen ha. Diesen insgesamt 87 000 Mittel- und Großbetrieben mit 127,5 Millionen ha Gesamtfläche stehen 526 000 Kleinbetriebe von 1 bis 50 ha im Gesamtausmaß von 4 Millionen ha gegenüber. Die weitaus größte Zahl der Landbewohner aber bestand aus überhaupt landlosen Arbeitern in sklavischer Abhängigkeit von den Großgrundbesitzern. Unter solchen Verhältnissen ist es verständlich, daß jeder, der den Massen Anteil am Landbesitz verspricht, die bedingungslose Gefolgschaft der Mehrheit finden wird."

„Es ist", bemerkt die „Schönere Zukunft", „zweifellos ein Versäumnis der christlichen Kreise, daß sie sich nicht rechtzeitig zum Träger vernünftiger Bodenreformbestrebungen gemacht haben ... Als erster versuchte der mexikanische Präsident Carranza den Weg der Heimstättenbildung durchzusetzen, hatte aber keine dauernden Erfolge. Jetzt ist ein Heimstättengesetz in Geltung, das die Errichtung von Familienhöfen vorsieht; von Februar bis Juli 1934 wurden 70 000 Familien mit 1 Million ha Boden beteilt."

Konjunktur-Komponisten

Der Gauchorleiter des Gaues Nassau des Deutschen Sängerbu des schreibt über Auswüchse im deutschen Chorwesen folgendes:

„Konjunktur-Komponisten hat es im Männerchor alle Zeit ge- geben, heute stehen sie in Hochblüte. Was früher der deutsche Rhein und jetzt das Dritte Reich und das Saarland von d jederzeit bereiten Auch-Komponisten über sich ergehen lassen mü sen, übertrifft alles Dagewesene und bedarf der polizeilichen Kon trolle."

Staubsauger

Von German Gerhold

Der Dicke erhob sich mit Hilfe seines Stocks aus dem Gras am Wegrand, klopfte sich den Hosenboden ab, schloß seine blaue Gebirgsjacke und sah dem ankommenden Wanderer entgegen.

„Grüß Gott", redete er ihn an. „Wissen Sie zufällig, in welcher Richtung man nach Josefsbronn kommt?"

Der Ankömmling lupfte andeutungsweise sein Hütchen und tat die Pfeife aus dem Mund. „Do könnet Ihr do na, — oder au do na, über Kaltenherberg..."

„Von da komm' ich ja —!"

„Hm. Ihr könntet au do da Fußsteig na."

Der Dicke warf ungewiß einen Blick in die angedeuteten Richtungen, während der Wandersmann seine Pfeife erst am Schuh ausklopfte und sie dann andächtig zu stopfen begann.

Eben hob der Dicke zögernd die Hand zum Dank, da meinte der andere großmütig: „Ihr könnet aber au mit mir weitergehe, wenn Ihr wollt. I gang nämlich au Josefsbronn zua."

Erleichtert atmete der Dicke auf und nickte.

Der mit der Pfeife schien keine Unterhaltung nötig zu haben. Er qualmte bloß vor sich hin und sah gottsallmächtig vergnügt drein.

Der Dicke knöpfte sich das weiße Hemd weiter auf, so daß man seine behaarte Brust sah, und betrachtete alles sehr genau, woran der Weg sie vorüberführte.

„Sind Sie in Josefsbronn zu Hause?" fragte er schließlich. „Schon, schon", erwiderte der andere. „Aber ich wohn' nimmer hier. Seit ein paar Jahren schon schaff' i auswärts. I bin bloß auf Ferien daheim. Und Ihr —?"

„Ha — auch so. Ich bin als Kurgast in Josefsbronn. Sonst war ich immer in Baden-Baden. Aber die Zeiten —. Es ist auch viel ruhiger hier. Und die Gegend ist auch hier sehr schön."

„Ha, des glaub i. O'recht ists hier net."

Sie kamen an einem Haus vorüber. Der Dicke wollte eben wieder etwas sagen, aber da schüttelte jemand eine Fußmatte zum Fenster heraus, und vor der Staubwolke schloß er den Mund.

„Pfui Deubel", fluchte er dann und spuckte aus. „Jetzt möcht ich doch wissen, zu was man die Staubsauger erfunden hat! — Nein, wirklich", fuhr er dann ruhiger fort. „Ich fabrizier' nämlich zufällig diese Dinger tausendweise und ärgere mich über sowas doppelt, weil ich alle Läger davon voll hab und sie nicht los werden kann! Sicher sind schon ein Dutzend Vertreter auch in dem Haus da gewesen. Aber die Leut schlucken lieber den Dreck, als daß Sie die paar Mark ausgeben. — Möcht wissen, wozu unsereins sich die Müh' macht, sie so gut und billig als man kann herzustellen! Schließlich tut mans doch auch nicht bloß zum Geldverdienen. — Man will doch den andern Menschen auch helfen damit. 's Leben leichter machen, nicht wahr?"

Der andere tat einen tiefsinnigen Zug aus der Pfeife und stopfte vorsichtig die Glut fester. „Ja, ja. Schon recht. Aber daheim hab i au kein'."

Der Dicke rang die Hände und warf einen Blick zum Himmel.

„Na, nichts für ungut, aber da verschlägts einem doch die Rede —! Haben Sie denn keinen Teppich, kein Sofa, nichts dergleichen im Haus?"

„Doch, — das schon."

„Na, Mann Gottes, dann brauchen Sie doch einfach einen! Und man muß doch auch an die Arbeitsbeschaffung denken! Wir leben doch nun mal schließlich in einer Volksgemeinschaft, wo einer dem andern helfen soll, das Leben leichter zu machen. Aber dann muß man doch das auch nehmen, was der andere einem bietet! Zu was wird denn das alles geschaffen! Ich denk nicht bloß an Staubsauger, nein, auch an Foto- und Radioapparate, an Kleinautos, Paddelboote und was weiß ich noch —! Da steckt doch Mühe und Arbeit drin! Das alles verfehlt doch seinen Zweck, wenns nicht einer kauft und sich daran freut — und sich das Leben angenehm macht damit!"

Der mit der Pfeife lachte und kratzte sich hinter dem Ohr. „O je. Wenns von meinem guten Willen abhängen tät, — also da brauchten wir zwei hier jetzt net zu Fuß laufe. Aber 's Geld, 's liebe Geld. Da hockt der Has' halt im Pfeffer."

„Na, das möcht ich ja erst noch nachkontrollieren", meinte der Dicke schmunzelnd. „Das alles wird heute doch zu so kleinen Ratenzahlungen abgegeben, daß da mit einigem guten Willen ein jeder mittun kann. Und zum Teil helfen die Sachen auch direkt Geld sparen! — — Sagen Sie doch m spaßeshalber: was verdienen Sie? — Ich bin Kaufmann, i werd' Ihnen das mal vorrechnen!"

„Ha, des will i Ihne gern sage: i verdien' achtundzw Mark in der Woch', Abzüg abgerechnet. Un hab Frau drei Kinder."

Der Dicke sah betroffen vor sich hin. „Das ist allerdi verdammt wenig. Na ja, da versteh ich das schließlich sch — Aber was treiben Sie denn da für ein unrentables Ge schäft?"

„I bin Metallarbeiter. I schaff jeden Tag meine acht Stund an einer Stanzmaschin'."

„Was ist denn das für eine lumpige Firma?"

Der andere sah irgendwo zu den Bergen hinauf.

„Ha, — in Ihrer Staubsaugerfabrik halt, Herr Direkt Lohmeier."

Künstler und Auftraggeber

In der Kunstkammer (1. Jahrgang, erstes Heft 1935), dem Org der bildenden Künstler, schreibt Philipp Harth über „Auftrag teilung und künstlerische Freiheit" u. a. folgende sehr beach werten Sätze:

„Von entscheidendem Einfluß für das künstlerische Gelin eines Auftrags ist die Gesinnung, mit welcher derselbe erteilt wird ... Wenn die Kunst der Gemeinschaft fremd geworden so lagen die Ursachen bei dem Unverstand der Menschheit kü lerischen Fragen gegenüber. Dem schöpferisch begabten Künst konnte kein andrer Ausweg mehr bleiben als die Kunst nur Kunst halber zu treiben, was im Gegensatz zu den offiziellen Au tragerteilern und deren gefügigen nichtigen Mitarbeitern eine hol idealistische Haltung darstellt... Einen Dom für die wilhelm nische Zeit zu bauen, ein Freskengemälde für spießig gesinn Stadtverordnete oder ein Denkmal für irgendwelche Vereinsm panoptikumhaft nach der Kleiderordnung zu schaffen, dan drängt sich ein Verdiener, aber kein wahrhafter Künstler...

Auch heute herrscht die sich so katastrophal auswirkende Ges nung des 19. Jahrhunderts leider noch bei der größten Zahl Auftraggeber, welche, in der Regel anonym, ihre gutgemeinte, d unverstandene Betriebsamkeit allenthalben entfalten. Tonangeb sind in der Regel Persönlichkeiten, welche in ihrem Fach besond Fähigkeiten zeigen und ihre gewohnte Autorität auch bei di

Russische Textilwirtschaft

Im „Osten", der Wochenbeilage des „Berliner Börsen-Couriers", ist kürzlich (Nr. 46, 12. Jahrgang) eine interessante Studie über die russische Textilindustrie veröffentlicht worden, die, wie das Blatt schreibt, in der russischen Wirtschaft „in die vorderste Reihe der Probleme gerückt" sei, weil großen Projekten nur unzulängliche Leistungen gegenüberstehen. Im Folgenden wird der wesentliche Inhalt der umfangreichen Arbeit des „Börsen-Couriers" kurz zusammengefaßt wiedergegeben. D. Red.

Durch die Ablösung Polens und der baltischen Randstaaten hatte Rußland den vierten Teil seiner Textilindustrie verloren. Der Rest der Fabriken war in der Kriegs- und Bürgerkriegszeit derart in Verfall geraten, daß dem Lande schließlich kaum die Hälfte der ursprünglichen Produktionskapazität blieb. Aber selbst für die noch betriebsfähigen Werke reichten die Rohstoffe nicht aus.

Der erste Fünfjahresplan beschränkte sich daher darauf, die Fabriken wieder aufzubauen, Textilmaschinen zu erzeugen und gleichzeitig die Rohstoffbasis zu erweitern. Die Ergebnisse dieser Politik sind jetzt zu übersehen.

Der Anbau von Flachs und Hanf war schon vor dem Kriege so groß, daß das Land nur 67 Prozent verbrauchen konnte. Der Rest wurde exportiert, und diese Exportmenge wird auch heute noch gehalten.

Die Anbaufläche für Baumwolle ist durch neue Bewässerungsanlagen in Turkestan und durch Inbetriebnahme neuer Farmen in Aserbeidschan (hier wurden mit Erfolg ägyptische langfaserige Pflanzen akklimatisiert) und in der Krim dreimal größer als vor dem Kriege. Durch die Anwendung des Stickstoffdüngers, durch Entkörnungsmaschinen, durch die Konstruktion einer eigenen pneumatischen Pflückmaschine hat es die UdSSR erreicht, den Eigenbedarf an Baumwolle zu decken.

Die Wollproduktion dagegen ist stark gesunken. Die Zahl der Schafe ist von 147 Millionen im Jahre 1929 auf 50 Millionen im Jahre 1933 zurückgegangen. Durch Aufzucht von Merinoschafen will man jetzt die Wolle verfeinern und ihre Menge vergrößern.

Die Erzeugung von Rohseide hat sich in fünf Jahren verdoppelt. Zur Beunruhigung Japans und Italiens führt die SU Raupeneier nach den asiatischen Ländern und Seidengarne nach Europa, besonders nach Lodz, aus.

Im Jahre 1927 haben die Russen mit der Produktion von Kunstseide begonnen. Vor dem Kriege bestand ein kleines englisches Werk in Moskau, das 150 Tonnen im Jahre erzeugte. Die neuen Fabriken produzierten im Jahre 1932 etwa 2800 Tonnen. Daneben wird aber noch aus den Rückständen der Bastfaser durch chemische Verarbeitung eine neue Faser „Kottonin" hergestellt, deren Produktion im Jahre 1933 18 000 Tonnen betrug und die der groben Wolle beigemischt wurde.

Bis heute hat die russische Textilindustrie erst die Verluste der Kriegszeiten knapp aufgeholt. Sie kann die sich rasch vermehrende Bevölkerung nur ungenügend versorgen. Die einzigen eigentlichen Errungenschaften des ersten Planes liegen auf dem Gebiet des Textilmaschinenbaues. Die Sowjetindustrie hat gelernt, fast alle Typen, bis zu den kompliziertesten Textilmaschinen, herzustellen. Vollautomatische Webstühle und die schwierigen Automaten für die Trikotagefabrikation werden gebaut. Der Bedarf an solchen Maschinen ist aber auch außerordentlich groß. Der zweite Plan sieht die Ausrüstung von 15 „Baumwollkombinaten" vor, die den Rohstoff bis zum appretierten und gefärbten Gewebe verarbeiten und von denen die fünf größten je 200 000 Spindeln erhalten. Ferner werden zwölf Wollkombinate zur Produktion von ungefähr 120 Millionen Quadratmeter Stoff, zwölf Leinenspinnereien, 18 Trikotagefabriken und 14 Seidenwebereien gebaut. Viele dieser Anlagen gehen schon ihrer Vollendung entgegen.

Wie stark sich die russische Maschinenindustrie schon fühlt, geht daraus hervor, daß sie die gesamte Ausrüstung des neuen türkischen Textilkombinates in Kaisarije übernommen und schon geliefert hat und daneben noch Textilmaschinen an China verkaufte.

Einen sehr schwachen Punkt der Textilindustrie bildet aber immer noch die Güte der Erzeugnisse. Im Jahre 1933 betrug der Ausschuß an Baumwollwaren 25 Prozent. In der Kunstseidenerzeugung stieg er sogar auf 47 Prozent. Zum großen Teil wird dieser Mangel durch das Fehlen geeigneter Chemikalien zum Färben, Appretieren usw. verursacht. Hier zeigen sich die Schwierigkeiten der Zusammenarbeit der verschiedenen technischen Bereiche bei diesem ersten planmäßigen Industrieaufbau besonders deutlich. In Ermangelung der nötigen Chemikalien greifen die Fabriken häufig zu Ersatzmitteln, um unter allen Umständen die Planziffern einzuhalten, und verderben damit wieder einen großen Teil der eigenen Arbeit.

Die Beschuhung der Welt

Auf der Erde leben etwa zwei Milliarden Menschen. Schätzen Sie bitte einmal, wie viel Paar Schuhe diese zwei Milliarden im Jahr brauchen! (Unter „Schuhen" versteht die Statistik „Stiefel und Schuhe ganz aus Leder für Straße und Gesellschaft", also nicht Hausschuhe und wahrscheinlich auch nicht Sandalen.) — Sie haben recht: das ist schwer zu schätzen. Man muß von den zwei Milliarden Erdbewohnern die kleinen Kinder abziehen, die noch keine Lederschuhe brauchen, die in heißen Gegenden Lebenden, die so glücklich sind, ohne Schuhe auszukommen, die Menschen im Norden, die ihre Schuhe selbst aus Fellen verfertigen, die Armen, die sich Bastschuhe flechten und andere, die aus irgendwelchen Gründen keine Schuhe oder keine Schuhe aus Leder tragen. Nun, ich will's Ihnen verraten; auf der ganzen Erde werden jährlich etwa 1,2 Milliarden Paar Schuhe fabriziert.

Auch darüber, in welchen Ländern die Schuhe hergestellt werden, gibt die Statistik Auskunft. In den ersten neun Monaten des Jahres 1934 sind produziert worden: in USA 350 Millionen, in Großbritannien 113, in Frankreich 73, in Deutschland 61, in der Tschechoslowakei 32, in Kanada 19 und in Brasilien 18 Millionen Paar Schuhe. Die Vereinigten Staaten, England, Frankreich und Deutschland beschuhen also mehr als die Hälfte der Welt. Man könnte sich darüber wundern; denn die Schuhindustrie ist nicht standortgebunden, „junge" Industrieländer können sich also auf diesen Industriezweig verlegen (und tun es auch, wie Brasilien zeigt); aber andererseits ist die Schuhindustrie sehr „kapitalintensiv", sie benötigt viele Spezialmaschinen und wenig Handarbeit, und das gibt den „alten" Industrieländern wieder einen Vorsprung.

Über den Schuhverbrauch in den einzelnen Ländern erfährt man leider aus der Statistik nichts. Daß in der Tschechoslowakei auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 2,13 Paar Schuhe hergestellt werden, besagt natürlich nicht, daß diese Schuhe auch dort getragen werden. In England beträgt die „Kopfzahl" 2,67 Paar; auch daraus wird man nicht schließen können, daß die Engländer besonders viel Schuhe tragen. Die höchste „Kopfzahl" weisen die USA auf, nämlich 2,85 Paar; das kann man vielleicht durch die Tatsache erklären, daß die Amerikaner wohl mehr als andere Völker billige Waren minderer Qualität bevorzugen und daß sie ihre Schuhe wohl weniger oft reparieren lassen, sondern sich lieber ein neues Paar kaufen. Aber mit Sicherheit läßt sich das nicht feststellen, wenn man nicht weiß, wie viel von den im Land hergestellten Schuhen ausgeführt und wieviel von den im Land getragenen Schuhen eingeführt werden. Und leider verzeichnen die Ein- und Ausfuhrstatistiken die Schuhe nicht paarweise, sondern nur dem Gewicht und dem Wert nach, und meistens sogar zusammen mit „Sattler- und andern Lederwaren" (so z. B. im „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich").

Am ehesten werden wohl in Deutschland die Produktionszahlen einen Schluß auf den Verbrauch zulassen. Hier wird man einen kleinen Exportüberschuß annehmen dürfen, sagen wir einmal von 14 Millionen Paar; dann bleiben von der Jahresproduktion von 80 Millionen für den Inlandsverbrauch 66 Millionen, also ein Paar pro Kopf der Bevölkerung (wenn man die unbeschuhten Säuglinge abrechnet, sogar mehr als ein Paar).

Ist das nun viel oder wenig? Wenn ich von meinem persönlichen Verbrauch ausgehe, muß ich sagen: viel, denn mir reicht ein Paar Schuhe viel länger als ein Jahr. Andere werden sagen: wenig, denn sie verbrauchen mehr als ein Paar im Jahr.

Nun, ich wünsche dem, der „mein" Paar Schuhe trägt, daß es ihn nicht drücke. Tom

Die ewige Rasierklinge

Die „Deutsche Bergwerkszeitung" berichtet, daß die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft in Berlin eine aus Schweden stammende automatische Rasierklingenmaschine hergestellt habe, die rund 3500 Arbeitskräfte und 2800 kleine Maschinen überflüssig machen würde. Nach langwierigen Verhandlungen zwischen den beteiligten Gruppen der Rasierklingenindustrie habe man sich entschlossen, „den Automaten sorgfältig einzuschließen und ihn höchstens zu Vorführungszwecken bereitzuhalten".

Trotzdem laste noch ein Alpdruck auf den Rasierklingenherstellern, den zwar keine Maschine, sondern ein besonderes Material, das Wolfram-Karbid, verursache. Das Blatt schreibt: „Die Firma Krupp in Essen hat ein Patent auf Herstellung dieses Materials, das eine unerhörte, an den Diamant gemahnende Härte aufweist. Die amerikanische Edelstahlindustrie hatte nun unter Ausnützung des Kruppschen Patents eine Rasierklinge erzeugt, die auf einer Stahlunterlage eine Schneide aus Wolfram-Karbid trägt. Diese Klinge käme nur um ein Fünftel teurer als eine aus gutem Edelstahl erzeugte, würde aber dafür bei jährlich zweihundertmaligem Gebrauch durch sechzig Jahre ihre Haltbarkeit und Schärfe beibehalten. Es ist nur natürlich, daß die Amerikaner ihre Erfindung nicht ausnützen, denn sie könnten mit diesen dauerhaften Klingen die ganze Welt in kürzester Zeit versorgen; nach wenigen Monaten aber würde die Nachfrage nach Klingen aufhören, da die rasierende Menschheit auf Jahrzehnte ihren Bedarf gedeckt hätte. Weit verhängnisvoller wäre es noch, wenn man diese ewigen Rasierklingen mit der völlig selbsttätig arbeitenden Maschine herstellen möchte. Eine einzige Maschine würde binnen Jahresfrist die Welt auf sechzig Jahre mit unverwüstlichen Rasierklingen versorgen."

In der größten Geflügelzüchterei Englands, bei Townton, ist eine Brutmaschine in Betrieb genommen worden, die 18 000 Eier gleichzeitig ausbrütet.

„Befreiung" der Indianer

Amerika bereitet ein neues Schutzgesetz für die rund 300 000 Indianer vor, die es heute noch in den Vereinigten Staaten gibt. Die bisherigen Schutzmaßnahmen haben nach „The Current History" völlig versagt. Von den 155 000 000 acres Land, die den Indianern vor etwa 60 Jahren als „Reservationen" überlassen worden sind, besäßen sie heute nur noch 47 000 000 acres; rund 20 000 000 acres seien ihnen zwangsweise abgenommen worden, 40 000 000 hätten sie durch sogenannte „freiwillige" Verkäufe „überflüssigen" Landes verloren.

Noch schlimmer sei die Lage der Indianer nach ihrer „Befreiung" im Jahr 1900 geworden, wo der Indianer dem Gesetz nach Herr über das Land geworden sei. „Heute", schreibt das Blatt, „sind die Indianer ein landarmes Volk. Die Fläche, die wir ihnen in den letzten Jahrzehnten zu den früheren Beraubungen noch gestohlen haben, entspricht ungefähr der Anbaufläche, die nach dem Urteil des Landwirtschaftsministeriums der landwirtschaftlichen Bebauung entzogen werden muß, um die Preise zu festigen. So wird unsere Raubgier bestraft. Heute wissen wir besser, als je zuvor, daß die Masse der Verarmten eine unerträgliche Last für die Allgemeinheit wird. Durch unseren Landraub, durch die schlechte Verwaltung, durch absichtliche Zerstörung aller Initiative und Selbstverwaltung haben wir es dahin gebracht, daß heute bereits 100 000 Indianer ohne Land, ohne Heim und ohne Hoffnung für die Zukunft sind. Da viele weitere Tausende auf ärmlichem und fast wertlosem Boden ihr Leben dahinfristen, so besteht die Gefahr, daß die 300 000 noch überlebenden Indianer mit wenigen Ausnahmen bald dem Staate zur Last fallen werden."

Amerikanische Rassegesetzgebung

Wie die amerikanischen Blätter berichten, will die 19jährige Enkelin des verstorbenen Präsidenten Woodrow Wilson und Tochter des früheren amerikanischen Schatzsekretärs William Gibbs McAdoo den auf den Filippinen geborenen Filmschauspieler Rafael Lopez de Onate (bekannt unter dem Namen Ralph Novarro) heiraten. Da in Kalifornien ein Gesetz besteht, wonach Ehen mit „Farbigen" nicht geschlossen werden dürfen, ist der Braut zunächst aufgegeben worden, den Nachweis zu erbringen, daß in den Adern ihres Bräutigams weder mongolisches noch malaisches Blut fließt. (Das Gesetz richtet sich nämlich ausschließlich gegen Ostasiaten.)

Verschuldete Städte

Die finanzielle Lage der amerikanischen Groß- und Kleinstädte ist trotz der Anstrengungen Roosevelts nicht gut. Von den Gemeinde- und Städteschulden in Gesamthöhe von 15 223 Millionen Dollar sind heute 1,2 Milliarden im Verzug. Rund 2000 Städte sind gänzlich zahlungsunfähig.

In Nord-Carolina, wo sich die großen Textilwebereien befinden, hat es allein 263 zahlungsunfähige Städte, in Ohio 121, Texas 105, Californien 101, New Jersey 94. Im Jahr 1912 kamen auf den Einwohner nur 35,81 Dollar städtische Schulden, heute sind es 122,15 Dollar.

Die größesten Wunder gehen in der größesten Stille vor.

Raabe

Gelegenheit durchzusetzen verstehen. Hans Thoma schrieb einmal: „Die Schlimmsten für die künstlerische Entwicklung sind die, die nicht verstehen können, daß sie nichts verstehen".

Nicht nur zum Künstler, auch zum Auftraggeber ist eine Berufung erforderlich. Hohes künstlerisches Verständnis ist ein Ergebnis mühevollen Ringens. So nebenbei auch den Auftraggeber, ja den Bevormunder der Künstler zu spielen, ist ein anmaßender Dilettantismus sondergleichen. Diesem Gehaben verdanken wir mit die unheilvolle Verschandelung unserer alten schönen Städte, unseres herrlichen Landes."

Der Mann nebenan

In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" ist kürzlich eine Attacke gegen das „viel zu feine Milieu" im Film geritten worden. Immer wieder erlebe man die Verniedlichung des kleinen und die Monumentalisierung des großen Milieus. Der kleine Mann werde entweder als kleinbürgerliche Spitzwegfigur karikiert oder als der neckisch zurecht gemachte Ziehmann, der neukölnisch räsonnierende Chauffeur oder der in die Stube spuckende Prolet; er bleibe noch allzuoft nur der Gegenspieler der Generaldirektoren und Barone, eine verzerrte Type, die der Werktätige nicht sehen wolle.

Ihn interessiere viel mehr der Mann nebenan, jener untersetzte tüchtige Mann, „der nur Eckenkragen trägt, nur mit Aktenmappe und Schirm ausgeht, aber nebenbei einem literarischen Verein vorsteht, Klaviermusik liebt und auch sonst noch seinen Mann steht ... Wo sieht man noch im Film jenen sanften, mittleren Bauch des Mannes gegen vierzig, wie er so häufig ist? Immer wieder diese Schauspieler, die Körperkultur treiben, worüber jeder Werktätige einfach lachen muß, immer wieder diese Statisten, die so schlecht leben, daß sie keinen Bauch haben können! Aber dieser mittlere Bauch ist doch von der größten Bedeutung. Jeder Mann, der in die Vierzig kommt, weiß aus Erfahrung, wieviel Wichtiges diese kleine Fettanhäufung begleitet."

Der Maharadscha

Vor einiger Zeit hat sich im tschechischen Bad Pystian eine junge Artistin, die eine Zeitlang die Gunst des Maharadschas von Rangpur genossen hatte, erschossen, weil er sie nicht wie versprochen nach Indien mitnehmen wollte.

Ein Inder, der vor acht Monaten mit dem Nawab von Haidarabad in Pystian zur Kur war, schreibt aus diesem Anlaß den „Wiener Neuesten Nachrichten", der Fürst habe damals täglich eine Unmenge Briefe von Frauen und Mädchen bekommen, die alle bereit waren, ihm „Gesellschaft zu leisten" und in Form von Lichtbildern ihre Reize anboten. „Als wir erst wenige Tage in dem Kurort waren, lasen wir in den dortigen Zeitungen: Eine Hausse in Puder, Wangenrot und Lippenstiften in allen Schattierungen setzte sofort nach der Ankunft des Nawab von Haidarabad ein. Künstliche Wimpern waren bald ausverkauft. Die Parfümerien und Geschäfte waren vollgestopft von den Schönen und den sich schön Wähnenden. Bestellungen per Telefon, Draht und Kabel flogen nach Prag, Wien und Paris, ja sogar Flugzeuge mit Schönheitsmitteln sind unterwegs. In den Friseurläden herrscht ein unheimliches Gedränge. Locken und Lockenwickler sind vergriffen. Henné und Haarfärbemittel stiegen um 500 Prozent im Preis. Wasserwellen werden gemieden. Die Dauerwellenhelme sind schon glühend heiß gelaufen."

Literatur

Lebensweg durch eine Zeitenwende. Von Gertrud Bäumer. Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen. Preis geb. 6,50 Mark.

Gertrud Bäumer versucht in diesem Buch, das Leben mit seinen unstillbaren Sehnsüchten, seinen ewigen Rätseln einzufangen und auf die Fragen „Wozu und Warum?" eine sie selbst und die Leser erlösende Antwort zu finden.

Sie beginnt mit der Erinnerung an das letzte Drittel des verflossenen Jahrhunderts, in dem — mindestens bei den oberen Zehntausend — alle menschliche Ordnung ewig und festgefügt schien. Die religiösen, politischen, sittlichen Wertungen waren ein für alle Mal gegeben. Unumstößlich schienen vor allem die Gesetze, unter denen sich das Leben der Frau bewegte.

Man wandert mit der Verfasserin staunend durch die Jahrzehnte, erlebt neben ihren eigenen Schicksalen das Aufflammen der Frauenbewegung, ihr unerhört rasches Wachstum und ihre umwälzende Wirksamkeit. Nicht nur in Deutschland, fast auf der ganzen Welt begannen die Frauen um die Wende des vorigen Jahrhunderts einen breiteren Wirkungskreis für sich zu fordern. Sie wollten an der Änderung unzulänglicher Verhältnisse mitarbeiten, wollten die Welt, in die hinein sie ihre Kinder gebären sollen, wohnlicher und sicherer gestalten. Wir erleben die Kämpfe der damaligen Frauengeneration um Dinge, die vielen von uns später Geborenen leider allzu selbstverständlich sind. Man kann sich zuweilen eines Lächelns nicht erwehren, wenn man an jene Kreuzzeitung-lesende, ewige Ordnung des Bestehenden verkörpernde, mächtige Großmutter der Verfasserin denkt, die zu Beginn des Buches als reizvolle Vertreterin einer untergehenden Zeit eingeführt wird.

Wir treffen in dem Buch da und dort die Naumann'schen national-sozialen Gedankengänge, von denen sich heute, etwas anders zwar, manches zu verwirklichen sucht; und wir begegnen diesem und jenem Namen, den wir schon lange nicht mehr gehört haben, dessen Verdienste aber groß genug sind, um der Vergessenheit entrissen zu werden.

Der „Lebensweg" führt uns durch fünf Jahrzehnte. Eine kurze Zeit! Und doch: welche Fülle von Wandlungen und Ereignissen drängen sich in sie: die Frau beginnt teilzunehmen an der sozialen und kulturellen Arbeit des Staates; das Zeitalter der Maschine mit seinen tiefschürfenden Veränderungen zieht herauf; der Weltkrieg braust über die Völker Europas hinweg.

Gertrud Bäumer zeigt, wie die Frauen auch im Kriege nicht versagt haben; aber sie schreibt dann auch über die gerade ihnen zukommende Aufgabe: „... Dies, so schien es mir schon damals (kurz nach Kriegsende), waren die beiden Wege, auf denen es allein zur Wiederbegegnung (der kriegführenden Völker) kommen konnte: nicht ein Internationalismus, der uns hinaus- und hinwegschob über unverlierbar eingegrabene Erfahrung unseres Gefühls, sondern: daß wir dies gleiche Gefühl des anderen achteten, und: daß es Frauengefühl war, in dem eine göttliche Traurigkeit über die sinnlose Lebensvergeudung dieses Krieges ebenso unlöslich mitschwang und von daher einen neuen, geschichtlich unermeßlich gehaltvolleren Auftrag empfing: für den Frieden zu wirken." A. H.

Empfohlen wird:

Eugen Diesel

Vom Verhängnis der Völker

Cotta'scher Verlag, Stuttgart
Preis in Karton 3,90 Mark, in Leinen 4,80 Mark

Der Verlag der Sonntags-Zeitung besorgt Ihnen dieses Buch portofrei, wenn Sie den Betrag auf Postscheckkonto Stuttgart 19844 einzahlen

Vom Rhythmus des Lebens

Jeder Mensch, der ganz wach dem Leben sich hingibt und dessen Sprache lauscht, wird immer wieder unmittelbar vom Geheimnis der großen Gesetze berührt, die unser Leben durchwalten. Zu diesen objektiven Wirklichkeiten unseres Seins, die dem Menschen von den ewigen Mächten gesetzt sind, und denen er sich nicht entziehen kann, ohne am Leben schuldig zu werden, gehört auch das große Gesetz rhythmischer Polarität, in der sich unser Leben forgesetzt und ohne unser Zutun bewegt. Farbe und Tönung unseres Lebens sind weithin bestimmt von Wirkung und Gegenwirkung polarer Kräfte, die in Spannung zueinander stehen und deren innres Verhältnis zueinander in ununterbrochenem rhythmischem Wechsel sich abwandelt.

Vielfältig ist die Fülle solcher gegensätzlicher Wirklichkeiten, die für unser Leben bestimmend sind, angefangen von der Wechselwirkung des Leiblichen und des Seelischen in uns bis hin zu jenen Gegensätzen, die wir auch im kosmischen Geschehen wiederfinden, von denen nachher noch besonders die Rede sein soll: Spannung und Entspannung, Einatmung und Ausatmung, Ruhe und Arbeit, Einkehr und Ausfahrt, Abgeschiedenheit und Hingabe ans Ganze.

Nicht ohne Absicht sind hier „leibliche" und „seelische" Lebensäußerungen unmittelbar nebeneinandergestellt: sie entsprechen sich nicht nur, sondern durchdringen sich gegenseitig, sind aufeinander angewiesen, ja — sind im tiefsten Grunde eins. Denn wo immer das Leben in der Tiefe gelebt und erlebt wird, ist der Gegensatz von Leib und Seele aufgehoben und wird ihre unauflösliche Einheit spürbar. Hat das Leibliche seinen organischen Lebensrhythmus verloren, so kränkelt auch die Seele; atmet die Seele in gesundem Eigenrhythmus, so ist auch das Leibliche durchstrahlt und geadelt vom stolzen und sicheren Schwung dieser Lebensbewegung.

Ganz langsam fangen wir hochentwickelten Mitteleuropäer des zwanzigsten Jahrhunderts an, die geheimnisvollen Gesetze der Wechselwirkung auf diesem Gebiet wiederzuentdecken und auch für unsere Heilkunde die Folgerungen daraus zu ziehen. Aber noch greifen unsere Hände wie täppische Kinderhände in das geheimnisvolle Wunderwerk unserer Leib-Seele-Einheit, wenn wir auch allmählich zu ahnen beginnen, welche ungeheuren Möglichkeiten gesunder Lebensführung von der Natur jedem einzelnen von uns auf den Lebensweg mitgegeben und anvertraut werden.

Aber nicht nur zwischen Leib und Seele werden uns tiefe Zusammenhänge und Wechselwirkungen kund; es öffnen sich dem mit Tiefgang lebenden Menschen auch die Augen für die geheimnisvollen Beziehungen, die zwischen dem Eigenrhythmus menschlichen Lebens und dem Rhythmus des Lebens draußen in der Natur und im Kosmos offenbar bestehen.

Wer gelernt hat, in sich hineinzuhören und dem leiblich-seelischen Rhythmus zu lauschen mit dem immer neu sich wiederholenden Wechsel von Spannung und Entspannung, nach innen gewandter Sammlung der Kräfte und nach außen gewandter zeugender Tat, der wird inne, wie in uns selbst ganz entsprechend dem Wandel des Tagesgestirns ein Tag sich vollenden will, wenn aus der stillen Bereitung der Kräfte in nächtlicher Fülle das Leben aufsteigend sich zur Ausfahrt rüstet, in der Höhe des Tages sich verschwendend verströmt an das Draußen in harter Arbeit, selbstvergessener Hingabe und entsagungsvollem Kampf, um dann allmählich über die klare Heiterkeit des Abends in langsam sich steigernder Gegenbewegung wieder zurückzukehren in jene Stille, aus der alles Leben mit neuen Kräften gespeist wird.

Wir erleben auch, wie dieser natürliche Rhythmus des Tageskreises sich in weiter gespanntem Bogen im Kreislauf des Jahres ganz entsprechend wiederholt, wenn mit der steigenden Sonne und dem erwachenden, nach außen sich kehrenden Leben in der Natur auch die Eigenkräfte des Menschen wieder neu nach außen drängen, in der Gebärde des Ausatmens, der Aussaat sich verströmen wollen an das volle, tätige Leben, um nach der Zeit der sommerlichen Fülle und der Ausfahrt, wo das nach außen gewandte Leben seinen Höhepunkt erreicht hat, langsam überzugehen in die Gegenbewegung der Einatmung, der Einkehr, wenn nach der Ernte die einsammelnde Gebärde des Herbstes die draußen müde gewordenen Kräfte wieder nach innen ruft zu neuer Bereitung in der Stille des Winters, wo jedes Wesen wieder zu sich selbst zurückkehrt und Eigenkräfte sammelt, Verbrauchtes neu geboren werden läßt, Lebensströme und Lebensenergien speichert, nachdem sie in der sommerlichen Hälfte draußen im Leben sich verbraucht und verschwendet hatten.

Und endlich erfahren wir, daß Tageskreise und Jahreskreise nur kleinere oder größere Ausschnitte sind aus dem Ablauf eines noch größeren Ganzen, des Lebenskreises, in dessen Wandelschritt sich dieselben Lebensgesetze, ins Große übertragen, wiederholen. Denn „nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden" (Goethe), und nichts kann uns aus der Gemeinschaft mit den ewigen Mächten, in die wir eingebettet sind wie das Kind im Schoße der Mutter, herausreißen, wenn wir nur treu und gehorsam uns hineinstellen in dieses große Geschehen, das sich an uns und durch uns vollziehen möchte, indem wir den Pulsschlag unseres eigenen Lebens ehrfürchtig empfangen vom großen Pulsschlag des allumfassenden, ewig sich wandelnden und erneuernden Lebens.

◆

Tiefe, geheimnisvolle Wahrheiten birgt die Sprache des Menschen, und mitunter ruft sie Erkenntnisse von Lebenszusammenhängen und Lebenswirklichkeiten in unser Bewußtsein zurück, die uns im unsteten, ungesammelten Getriebe des modernen Lebens abhandenzukommen drohen. Ein Wort, das solche verborgene Weisheiten in sich schließt, ist das lateinische „anima", mit dessen dreifacher Grundbedeutung schon jeder Sextaner auf der Schulbank bekannt gemacht wird: Wind, Atem, Seele.

Das Draußen und das Drinnen sind durch die rhythmische Urbewegung des Lebens unauflöslich ineinander verwoben und verschlungen: „Welt" und „Seele" sind durch die Spannkraft des Atems zusammengehalten als zwei Pole der einen großen Wirklichkeit.

Wenn wir atmen, so holen wir mit dem eingezogenen Lufthauch ein Stück Außenwelt in uns herein, wo es sich mit unserer innersten Lebenskraft vermählt; hat sich diese Lebensbewegung vollendet und erfüllt, so setzt aus der hieraus geborenen Spannung ganz von selbst und aus innerstem Drange die Gegenbewegung ein, in der innerste Kraftfülle ausströmt ins flutende Leben der Außenwelt. Und die Erfahrung lehrt uns, wie oberflächlich es wäre, diesen Vorgang nur im Stofflichen wirkend zu sehen; denn immer und überall, wo das lebendig bewegte Stoffliche der Außenwelt mit dem lebendig bewegten Stofflichen der Innenwelt, dem Blutstrom, der Herzkraft eines Einzelwesens in Beziehung tritt, spricht Weltseele zu Einzelseele; ja diese unlösliche, beständig sich erneuernde Beziehung wird selbst dann nicht aufgehoben, sondern findet vielleicht überhaupt erst ihre letzte Vollendung, wenn mit dem letzten Atemzug das Einzelwesen „seine Seele aushaucht", wie das Volksbewußtsein sich auszudrücken pflegt, d. h. seine letzte bewegende Eigenkraft zurückgibt an die mütterliche Gesamtkraft, sie einmünden läßt in den ewig sich wandelnden, ewig neues Leben gebärenden Urgrund des Seins.

Wo wir der Bewegung des Atems lauschen, öffnet sich uns das Ohr für die Sprache des Lebens; wo wir uns seinem Rhythmus hingeben, geben wir uns dem Rhythmus des Lebens hin. Darum entspricht es in einem tieferen Sinne durchaus der Wirklichkeit, wenn wir das Bild der Atembewegung auch auf die weitergespannten Lebensrythmen des Tages-, Jahres- und Lebenskreises, ja auf bestimmte polare Lebensbewegungen in Natur und Kosmos überhaupt anwenden. Denn wie die Leib-Seele-Einheit des Menschen in kleinstem, aber auch in weiter und weiter gespannten Lebensrythmen atmet, so „atmet" in beständiger Gegenbewegung von Spannung und Entspannung, von Einkehr und Ausfahrt, von Insichverschließen und Aussichheraustreten, von Abgeschiedenheit und Hingabe die ganze belebte Natur im wechselnden Zeitlauf der Tage, der Jahre, der Jahrhunderte und Jahrtausende.

Teilzuhaben an diesem Atem der Dinge heißt leben; den eigenen Atemrhythmus Leibes und der Seele dem Wandelschritt der atmenden Natur ablauschen, heißt gesund und in schöpferischer Vollmacht leben; aus dem großen Atemrhythmus der Mutter Natur herausfallen, bedeutet Krankheit und Siechtum, unschöpferisches Brachliegen der Kräfte, Entzweiung mit den Urgesetzen des Seins, heißt Lebenshemmung und Lebensabkehr.

Wilhelm Laiblin

Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Tun.
Und was nicht war, nun will es werden
Zu reinen Sonnen, farb'gen Erden;
In keinem Falle darf es ruhn.
Es soll sich regen, schaffend handeln;
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ew'ge regt sich fort in allen:
Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

Goethe

„Gerade so weit hat der Geist die Zeitgenossen gebracht. Nach langem Kampf und tausend Rückfällen sind sie endlich der Natur entfremdet und aus ihrer süßen Gemeinschaft ausgeschieden, die irdische Kraft hat sie verlassen, wie sie Antäus verließ, als er in den Armen des Göttersohnes zwischen Himmel und Erde erwürgt ward ... Aber im Universum, der Mutter aller Gestalten, ruht das Erbarmen ...; daher läßt die kindliche Menschheit und die vollendete die Gottheit in der Allheit ruhen ... Indem wir aber den Sinn öffnen für das unendlich Lebendige, und indem wir das große Spiel der Welt auf den zart besaiteten Geschöpfen nicht hindern, lehren wir doch wohl auf das religiöseste Religion!"

E. M. Arndt

Dem Laufe der Natur sollte man nachgehen und ihn heiligen.

Zinzendorf

Der Kasten aus Nussbaumholz

In jener Stube, welche bei uns hieß die schöne,
da stand ein alter Kasten aus dem Holz des Nußbaums.
Wohlabgewogen war die Höhe und die Breite,
wie es die Meister früherer Zeiten trefflich konnten,
es glänzte feierlich die große braune Türe,
und oft stand ich vor dieser Tür, auf der es wallte
von Licht und Schatten, als ob eine Sonn' zersprünge
und ihre Strahlen in die dunkle Welt verschütte.
Dies Bildnis war mir lieb, doch auch das leise Grillen
des Schlosses, wenn die Mutter ihren Kasten auftat,
wozu allein sie hatte glückliche Befugnis.
Glücklich — so glaubte ich; denn voller Schätze war er
und trug sie gleich dem Nußbaum, seinem Ahn, für viele.

Oft warf er abends in das Bett ein süßes Nüßlein,
an dem man gerne sich, halb träumend schon, ergötzte.
Und reicher warf er sie am kindlichen Geburtstag,
da gab der Kasten auch noch Leuchter her und Kerzen,
wohlriechend nach dem gelben Wachs. Und nicht nur dieses,
es reichte meine Mutter aus dem Schrank die Dose,
die mit den Silberglocken örgelte das Liedlein:
„Üb immer Treu und Redlichkeit". Wie klang es lieblich!

Es barg der braune Kasten von bekannten Dingen
noch eine zarte Hand, aus Elfenbein geschnitzet,
und einen Bergkristall, von außen unscheinbarlich,
im Innern aber leuchtend wie ein Märchenauge.
Doch köstlicher noch deuchte mich das Unbekannte,
das in dem Schreine war und sich zuzeiten darbot.
Es konnte sein ein Schmieslein für die junge Bäurin,
ein Päckchen Tobak für den kinderreichen Nachbarn,
Geschriebenes für solche, die es gerne lasen,
und wenn aus ihrem Dorfe kam die Base Anna,
dann ward herausgelangt die bastumwundne Flasche
und daraus floß es prächtig in die kleinen Gläser.
Auch dieses zählte ich noch zu dem Unbekannten!
Wie pries ich hoch des Nußbaums Sohn, als er die Salbe
für Gottlieb gab, der sich den Fuß verbrühet hatte,
und kühle Leinwand, daß des Kindes man verbinde.
Wer hatte noch ein solches Wunderholz im Hause?

Einmal kam ich hinein in unsre schöne Stube,
da sah des Schrankes Tür ich angelehnt, und leise
schlich ich herbei und blickte forschend in das Wunder.
Ein zieres weißes Kästlein zog mich an, und siehe,
es barg den Myrthenkranz der Mutter und die Briefe
des Bräutigams, und heftig buchstabierend las ich:
„Ich werde dich gleich einer Ros' auf meinem Hute
durchs Leben tragen". Dieses schien mir sehr zum Lachen;
denn sitzen sah ich auf des Vaters Hut die Mutter.
So also schrieben sich die Leute, wenn sie liebten!
Und schallend lachte ich dem Braunen ins Gesichte.

Da wehte plötzlich her ein Wind aus seinem Innern
und blies an ihren Ort zurücke die Epistel,
mir aber fuhr mit derbem Schlag die große Türe
an meinen Kopf und schloß sich kräftig dann von selber.
Ich stand betäubt. Denn dieses war ein hartes Nüßlein.

Ottilie Häußermann

Goldrausch

Nach niederländischen Blättermeldungen befindet sich Johannesburg seit einiger Zeit in einem neuen Goldrausch. Die Goldminen buchen enorme Gewinne.

„Alle Industrien, die mit dem Goldbergbau zusammenhängen, stehen im Zeichen einer Hochkonjunktur. In Johannesburg, das im nächsten Jahre sein vierzigjähriges Bestehen begehen kann, denkt kein Mensch daran, daß die augenblickliche Hausse jemals ein Ende nehmen könne. In den Goldminen arbeitet zurzeit eine Rekordbelegschaft von 300 000 Mann. Die Dividenden bewegen sich in Ziffern, die bisher nicht erreicht wurden. Bürohäuser, Theater, Kinos wachsen förmlich aus der Erde. Allein im Jahre 1934 wurden durch die Baupolizei Pläne in einem Gesamtwert von 5,8 Mill. Pfd. genehmigt. Bauarbeiter aus England und Holland strömen in Massen zu und finden sofort Beschäftigung. Johannesburg kennt keine Arbeitslosigkeit."

Kleinigkeiten

Bemerkenswerter Vorschlag. Die „Selbsthilfe" (Nr. 5) schreibt: „Zum kostbarsten volkswirtschaftlichen Besitz gehört der deutsche Wald. Unvorstellbare Mengen deutschen und mit Devisen zu bezahlenden ausländischen Holzes fressen tagtäglich die Rotationsmaschinen, ohne daß man vielfach ehrlich überzeugt wäre, daß das, womit das Papier bedruckt wurde, auch das Papier wert ist. Könnte nicht durch Festlegung einer Höchstseitenzahl für Zeitungen Holz und damit wertvolles deutsches Gut und noch wertvollere Devisen gespart werden?"

Kleiner Irrtum. In den Zeitungen war dieser Tage zu lesen, die Stadt Frankfurt am Main habe von einem im Gefängnis in Albany verstorbenen Missetäter 300 000 Dollar geerbt. Gewissenhafte Leute fragen sich schon, ob es der Würde der Stadt Frankfurt nicht schade, aus solcher Hand Geld anzunehmen. Da stellte es sich heraus, daß nicht Frankfurt am Main die Erbin war, sondern die amerikanische Stadt Frankfurt (Maine).

Giftfreies Gas. Die Hamburger Gaswerke wollen mit einem Aufwand von 3 Millionen Mark Einrichtungen schaffen, um künftig giftfreies Leuchtgas (ohne Kohlenoxyd) herzustellen. Die Herstellung wird sich dann um 0,4 Pfennig für den Kubikmeter verteuern, aber die Selbstmörder werden sich um eine neuerdings immer beliebter gewordene Methode betrogen sehen.

Beileid durch Tat. Ein Beispiel von kameradschaftlicher Treue haben 48 Arbeitskollegen des bei einem Autounfall ums Leben gekommenen Vorarbeiters Hannecke in Bockhorst (Oldenburg) gegeben: sie verzichten auf je einen Stundenlohn wöchentlich zugunsten der Familie des Verunglückten, so daß es dadurch möglich ist, der Familie seit dem Unfall allwöchentlich einen vollen Lohn auszuzahlen.

Missionsflugzeuge. In Köln werden in diesen Tagen zwei Flugzeuge der „Miva", des katholischen Missionsflugunternehmens, vom Erzbischof eingeweiht werden; sie werden „St. Petrus" und „St. Paulus" heißen. — Man wird sich später, bei Berichten über ihre Schicksale, unter Umständen in Acht nehmen müssen, die Gänsefüßchen nicht zu vergessen.

Straßenbahnspiel. Die Münchner Straßenbahn hat, hauptsächlich für die Schulkinder, ein Spiel fertigstellen lassen, das in der Art der alten Rennspiele die Spieler die Sensationen des Straßenbahnverkehrs erleben läßt. An Stelle der Rennpferde treten Miniatur-Straßenbahnwagen, und die ganze Anlage des Spiels ist darauf abgestellt, der Jugend einzuprägen, wie man sich als Fahrgast zu verhalten hat.

Über den Ozean. Der Postflugdienst der Deutschen Lufthansa nach Südamerika, der jetzt ein Jahr besteht, hat bisher in 56 Ozeanflügen zwei Millionen Luftpostbriefe befördert.

Ruhiges Reisen. „Daily Telegraph" berichtet, daß der 7590 Tonnen große Passagierdampfer „American Importer", der für 100 Fahrgäste eingerichtet ist, jüngst mit einem einzigen Passagier, einem zwölfjährigen Jungen, in New York eintraf. Drei Fahrgäste, die in Liverpool eingestiegen waren, verließen das Schiff in Belfast, weil es ihnen zu einsam war.

Der Bergführer. Die „Berliner Morgenpost" (Nr. 27) berichtet: „Einen eigenartigen Tod fand der Bergführer Joseph Amiez in Chambery im französischen Montblanc-Gebiet, der seinerzeit den Ruhm genoß, der einzige Bergführer zu sein, der noch niemals einen Unfall hatte. Er fiel aus seinem Armstuhl und brach sich das Genick."

Die Spionin. Seit Mata Hari gibt es eine ganze Literatur über Frauen als Spioninnen. Jetzt hat der frühere Leiter des amerikanischen Geheimdienstes diese Romantik ungalant zerstört: er teilt in seinen Aufzeichnungen mit, daß der Geheimdienst ohne Frauen fast immer erfolgreich gewesen sei, daß aber fast ausnahmslos Pannen passierten, sobald Frauen ihre Hände im Spiele hatten.

Ein „Röhrle". Die Zeitung meldet: „Eine amerikanische Flugzeugfabrik hat das Patent eines Zwölfjährigen gekauft, der eine neue Konstruktion einer Gasturbine für Flugzeuge erfunden hat. Der Knabe ist noch heute Schüler einer Volksschule in Bronx (New York), da sein Vater trotz seiner verschiedentlichen Erfindungen nicht gestattet, daß er eine bessere Ausbildung erhält."

Himmelsschreiber. In Philadelphia fand dieser Tage unter fünfzehn Himmelsschreibern, die im Dienste von Reklamefirmen stehen, ein Wettbewerb statt. Den ersten Preis gewann der Flieger einer Rasierklingenfabrik, der in kurzer Zeit einen kunstvollen Blumenstrauß an den Himmel malte.

Gummigeld. In Siam ist jetzt eine kleine Scheidemünze aus rotem Gummi eingeführt worden. „Der Materialwert dieses Geldes ist ebenso groß wie der Wert, zu dem es in Zahlung genommen wird, so daß niemand in Versuchung kommt, Gummi zu kaufen und Falschgeld anzufertigen." — Das siamesische Währungsamt ist offenbar überzeugt, daß der Gummipreis nicht noch mehr fallen kann.

Schlacht mit Mehlklößen. Bei der kürzlich vorgenommenen Wahl des Rektors der Universität Glasgow kam es vor dem Tor zu einer Wahlschlacht, bei der jede Studentenpartei die andere an der Ausübung des Wahlrechts hindern wollte, und zwar bewarfen sich die Kämpfenden mit großen Tüten voll Mehl und mit schnell mit Hilfe von Wasser verfertigten Mehlklößen.

Waidmannsheil! Ein Schriftsteller in Paris hat ein Buch herausgegeben, das auf fast 200 Seiten einen Lehrgang des Fliegenfangens enthält. Der Verfasser behauptet, daß Fliegenfangen kein schlechterer Sport als Angeln und Jagen sei; er lehnt alle „nicht waidgerechten" Methoden wie Fliegenleim und Gift scharf ab. Dagegen hat er ein ganzes System ausgearbeitet, wie man bei den verschiedenen Gelegenheiten die Hand krümmen muß, um die Fliege unbeschädigt zu fangen.

Zehnjährige Bridge-Partie. Die Familien Linquist und Lee in Cincinnati haben jetzt eine Bridge-Partie beendet, die sie im Jahre 1925 begonnen haben, mit dem Ziel, solange zu spielen, bis ein Partner eine Million Punkte erreicht habe. Als der eine Partner starb, sprang sein Sohn in die Bresche und rettete die „Idee".

Schwieriges Hochzeitmachen. Die afghanische Regierung hat verordnet, daß Ehen nur dann noch abgeschlossen werden dürfen, wenn die Brautleute und ihre Eltern nachweisen können, daß sie alle Steuern bezahlt haben.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 24018, Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.
Durchschnittsauflage im 4. Quartal 1934: 4050

Stuttgart, 17. Februar 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 7

Fische

Erst in neuerer Zeit hat die deutsche Bevölkerung auch des Binnenlandes begonnen, sich an den Genuß von Seefischen zu gewöhnen. In Süddeutschland leben wahrscheinlich heute noch viele Tausende von Volksgenossen, die höchstens hie und da einmal einen Hering oder Bückling gegessen haben, aber im übrigen von solcher Nahrung nichts wissen und nichts wissen wollen. Vor dreißig, vierzig Jahren gab es, wenigstens in protestantischen Gegenden, auch in der Stadt nur ein paarmal im Jahr Stockfische oder Schellfische; und nur ein kleiner Teil der Einwohnerschaft entschloß sich, von dieser Möglichkeit zur Abwandlung des Speisezettels Gebrauch zu machen.

Zurzeit werden in Deutschland jährlich etwa 6 Millionen Doppelzentner Seefische konsumiert. Ein Drittel davon ist eingeführt; zwei Drittel stammen aus eigenem Fang, und zwar vorwiegend aus der Nordsee. Dieser wird von einer Fischdampferflotte mit etwa 340 Schiffen besorgt, von denen über die Hälfte der „Nordsee-Deutsche-Hochseefischerei-A.G." gehören, und die vorwiegend in Wesermünde (dem größten europäischen Fischereihafen) und in Cuxhaven stationiert sind. Die Fische werden auf den größeren Schiffen gleich nach dem Fang eingesalzen bzw. auf Eis gelegt, und die letzteren kommen sofort nach der Landung in Spezialzügen der Reichsbahn zum Versand, so daß sie auch im Sommer so gut wie frisch in den Konsum kommen.

Ein Verbrauch von jährlich 6 Millionen Doppelzentner Fischen bedeutet ein Durchschnittsquantum von etwa 9 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung. Vor dem Kriege, 1913, waren es nicht ganz 7 Kilogramm. (Dabei gilt Deutschland als der „größte Heringskonsument der Welt"; etwa ein Drittel jener 6 Millionen Doppelzentner sind nämlich Heringe.)

Wie wenig 9 Kilo Seefische auf den Kopf immer noch sind, wird deutlich, wenn man hört, daß in England die Kopfquote etwa 22 Kilo ist, und daß nach Schätzungen ein Arbeiterhaushalt in Hamburg jährlich rund 31 Kilo, ein solcher in Stettin 47 und einer in Königsberg gar 61 Kilo verbraucht. (Die entsprechende Zahl für Stuttgart ist 8 Kilo.)

Der Seefischverbrauch in Deutschland könnte also ohne Zweifel noch bedeutend gesteigert werden. Daß eine solche Steigerung notwendig erscheint, soll im Folgenden gezeigt werden.

*

Solange die Störungen auf dem Weltmarkt nicht behoben sind, oder wenn sie zu einer Umschichtung des ganzen Welthandels, zu einer allmählichen Aufhebung des bisherigen Unterschieds zwischen Industrie- und Agrarländern führen werden, ist Deutschland gezwungen, seinen Nahrungsmittel- und Rohstoffbedarf so weit als irgend möglich innerhalb der eigenen Grenzen zu erzeugen. Man ist namentlich bestrebt, gewisse im Lauf der letzten hundert Jahre in den Hintergrund getretene Zweige der Landwirtschaft neu zu beleben; es sollen mehr Schafe gehalten werden, damit wir mehr Wolle bekommen, der vernachlässigte Hanf- und Flachsanbau soll wieder aufgenommen werden, die Oel- und Fettgewinnung aus eigenen Rohstoffen soll gesteigert werden, die immer noch notwendige Gemüse-Einfuhr soll womöglich durch eigene Ernten ersetzt werden; aber auch der Getreidebau und die Fleischproduktion darf dabei nicht wesentlich eingeschränkt werden, und die Kartoffeln und die Zuckerrüben vertrügen zwar einen Rückgang ihres Produktionsanteils, aber keinen allzugroßen.

Es liegt auf der Hand, daß der landwirtschaftlichen Mehrerzeugung auch bei denkbar größten qualitativen Verbesserungen (durch Steigerung der Erträge pro Bodeneinheit oder Stück Vieh) bestimmte Grenzen gesetzt sind: weil die Anbaufläche nun einmal nicht willkürlich vermehrt werden kann.

Wohl sind außer den 29 Millionen Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche in Deutschland noch 13 Millionen Hektar Wald vorhanden, von denen vielleicht ein Teil gerodet werden kann, und etwa 2 Millionen Hektar Moore und Ödland, die zum Teil kultiviert werden können. Aber so sehr viel ist das nicht, namentlich wenn man noch bedenkt, daß für Siedlung, Abbau der Großstädte und Volksertüchtigung durch Sport und dgl. ebenfalls jedes Jahr ein gewisser Bodenanteil neu in Anspruch genommen wird; außerdem ist jene Umwandlung von Wald oder Ödland in landwirtschaftliche Nutzfläche ein Vorgang, der mit erheblichem Arbeits-, Kapital- und Zeitaufwand verbunden ist, jedenfalls nicht so ohne weiteres von heute auf morgen durchgeführt werden kann. Und bei alledem muß noch bedacht werden, daß die Bevölkerung jedes Jahr, neuerdings in gesteigertem Tempo, wächst, so daß mit einer Vermehrung des Massenbedarfs an Nahrungs- und Bekleidungsmitteln, aber auch an Wohnraum, gerechnet werden muß.

Es gibt nur ein einziges Feld, von dem wir sozusagen beliebig viel ernten können und dessen Ausdehnung keine Grenzen kennt: die hohe See als Fischlieferant. In ihr sind Nahrungsmittelreserven vorhanden, die nahezu unerschöpflich sind. Wenigstens wird behauptet, daß der Fischfang der europäischen Nationen in der Nordsee (auch deutsche Fischdampfer kommen bis hinauf an die isländische Küste) in den dortigen Fischbeständen bis jetzt überhaupt keine Veränderung habe eintreten lassen. Was der Mensch an kleineren Fischen fange, sei nur ein Bruchteil dessen, was die großen Raubfische zu ihrer Nahrung benötigen; und da ja auch von diesen viele ins Netz gehen, so werde dadurch das Leben der kleineren im selben Verhältnis erhalten oder verlängert. Die Fruchtbarkeit der Hochseefische sei geradezu unvorstellbar, so daß vorläufig an eine Minderung dieser ergiebigen Nahrungsquelle überhaupt nicht zu denken sei.

*

Nehmen wir an, es gelinge, den Seefischverbrauch der deutschen Bevölkerung um jährlich 6 Kilo auf den Kopf, also von 9 auf 15 Kilo zu steigern. Dann müßte bei gleichbleibender Einfuhr der Fang von 4 auf jährlich 8 Millionen Doppelzentner erhöht werden, bei weiter abzubauender Einfuhr entsprechend mehr. (Die Einfuhr ist seit der Zollerhöhung von 1932 im Zurückgehen; der Einfuhrüberschuß hat im Jahr 1933 nur noch stark 2 Millionen Doppelzentner betragen, gegen 3,6 Millionen im Jahr 1925.) Da der Fang lediglich von der Größe des zur Verfügung stehenden Schiffsraum abhängig ist, müßte hiezu also nur die deutsche Fischdampferflotte verdoppelt, d. h. auf etwa 700 Schiffe gebracht werden.

Auf der andern Seite könnte, bei einer Vermehrung des Fischkonsums um 6 Kilo im Jahr, das wäre durchschnittlich ein halbes Kilo pro Monat und Kopf, der Fleischverbrauch im selben Umfang verringert werden. Er beträgt jährlich rund 30 Millionen Doppelzentner oder ungefähr 48 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung; würde also auf 42 Kilo herabgesetzt werden können. Die Menge des bisher benötigten Schlachtviehs könnte um ein Achtel verringert werden; und entsprechend würde landwirtschaftlicher Boden, der bisher zur Futtererzeugung nötig war, für andere Kulturen frei werden. Sagen wir: für Schafweiden.

Das ist nun freilich eine Rechnung auf dem Papier, die in der Wirklichkeit nicht so glatt aufgeht. Nicht berücksichtigt ist hier z. B. der Umstand, daß das Schlachtvieh auch Lederlieferant ist. (Und: daß von den wegen ihrer Wolle gehaltenen Schafen schließlich auch das Fleisch einmal gegessen werden muß; aber das stünde ja auf der Habenseite der Bilanz.) An der prinzipiellen Richtigkeit der zugrunde liegenden Erwägung wird dadurch nichts geändert: daß vermehrter Konsum von Seefischen möglich wäre, und daß dann die Fleischerzeugung verringert werden könnte; zu Gunsten etwa einer stärkeren Erzeugung von Wolle, von Faserstoffen oder Ölpflanzen.

Der Einwand, daß es nicht so leicht sein werde, den Binnenländern das Fischessen anzugewöhnen, wäre bei den heutigen Mitteln der Propaganda jedenfalls nicht schlagend.

Vielleicht war es eine allzu große Zumutung für die Süddeutschen und die Stadtbewohner, als man einmal von ihnen haben wollte, sie sollten Roggenbrot statt Weizenbrot essen. Aber monatlich 500 Gramm Fisch mehr auf den Kopf: — das ließe sich, wenn es nötig erscheinen sollte, sicherlich durchsetzen.

× × ×

Technik ohne Hemmung

Das Amt für öffentliche Wohlfahrtspflege in New York hat, dem „Nachrichtendienst der christlichen Kirchen Amerikas" zufolge, untersuchen lassen, wie hoch die Produktion Amerikas sein könnte, wenn der Wirtschaftsapparat voll ausgenützt würde.

Der Bericht stellt u. a. fest, daß selbst in dem Konjunkturjahr 1929 rund 16 Millionen Familien nicht in der Lage waren, sich genügend mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Die nationale Wirtschaft wäre aber in der Lage, ohne besondere Anstrengung Nahrungsmittel im Werte von 30,7 Milliarden Dollar zu erzeugen, eine Menge, die ausreichen würde, allen Einwohnern ausreichende Kost zu sichern und darüber hinaus noch den Begüterten besonderen Aufwand zu ermöglichen.

Noch leistungsfähiger sei der Produktionsapparat für Bekleidung. Er könne mit Leichtigkeit zweimal soviel an Stoffen erzeugen und verarbeiten, als im Jahr 1929 verbraucht worden sind. In jenem Jahr haben 57 Millionen Männer und Knaben insgesamt 29 Millionen Anzüge, 9 Millionen Mäntel und 123 Millionen Hemden gekauft. Die Industrie könnte aber mit Leichtigkeit 67 Millionen Anzüge, 28 Millionen Mäntel und 363 Millionen Hemden herstellen. Bei der Frauenbekleidung sei der Unterschied zwischen (angenommenem) Bedürfnis und Verbrauch nicht so groß gewesen: 57 Millionen Frauen und Mädchen hätten im Jahr 1929 nicht weniger als 206 Millionen Kleider, 614 Millionen Paar Strümpfe und 259 Millionen Unterkleider gekauft. Das von dem Amt errechnete Jahresbedürfnis von 275 Millionen Kleidern, 681 Millionen Paar Strümpfen und 427 Millionen Unterkleidern könne die Industrie bei voller Ausnützung ihrer Kapazität ohne weiteres bewältigen.

Weitaus am schlimmsten sei die Lage auf dem Wohnungsmarkt. Der Bericht stellt fest, daß im Jahre 1929 über 60 Prozent der Stadtbevölkerung ungesunde und ungenügende Wohnungen hatten. Nur die Familien mit mehr als 2000 Dollar Einkommen konnten sich anständige Wohnungen leisten; mehr als die Hälfte mußte in Hinterhäusern, Kellerwohnungen und Wohnbaracken kampieren; um den notwendigen Bedarf an Wohnungen zu befriedigen, sei in den nächsten zehn Jahren der Bau von jährlich 1,5 Millionen Häusern notwendig.

Das Ergebnis der Untersuchung ist, daß nach dem heutigen Stand der Technik Armut und Mangel der Massen vollständig beseitigt werden könne; es müsse nur ein Wirtschaftssystem gefunden werden, das eine sozialere Verteilung der Einkommen ermögliche.

„Teufel Maschine"

Unter dieser maschinenstürmerischen Überschrift veröffentlicht die „Berliner Morgenpost" (Nr. 37) folgende Meldung aus New York:

„In einem soeben an den Präsidenten Roosevelt übergebenen Bericht wird dargelegt, in welchem erschreckenden Umfange, besonders in der Automobil-Industrie, Arbeiter auf die Straße gesetzt werden, weil die Unternehmer immer mehr zur Installierung von Maschinen übergehen.

Es werden Beispiele gegeben, die die Gefahr deutlich illustrieren. So brauchte ein Fabrikant vor fünf Jahren 250 Arbeiter, um 108 Zylinder-Motor-Blöcke herzustellen. Heute werden in derselben Fabrik nur noch 19 Arbeiter gebraucht, um dieselbe Arbeit fertigzubringen, die noch dazu weniger Zeit erfordert.

Zum Schluß wird der Präsident beschworen, ein mehrjähriges Moratorium gegen die Verwendung neuer industrieller Erfindungen zu erlassen, wenigstens auf so lange, bis die Depression zu Ende ist."

Liebe Leser,

die Auflage der S.-Z. ist im letzten Quartal etwas gestiegen, und zwar ohne Zweifel vor allem deshalb, weil Sie von den der Zeitung einigemale beigelegten Bestellkarten Gebrauch gemacht haben.

Der Verlag möchte diese billigste und beste Art der Propaganda auch im neuen Jahr nicht einschlafen lassen. Er nimmt sich die Freiheit, Sie von neuem um Beachtung der beiliegenden Drucksache zu bitten.

Trennen Sie die Bestell-Karte ab, lassen Sie sie ausfüllen und dann gleich damit in den nächsten Briefkasten!

Der Verlag der Sonntags-Zeitung
Dr. Erich Schairer

Das Arbeitseinkommen

Von Fritz Werkmann

Vor kurzem erschienen in den deutschen Tageszeitungen mehr oder minder ausführliche Notizen, deren Hauptinhalt war: das deutsche Arbeitseinkommen ist von 1932 bis 1934 von 26,3 auf 29,6 Milliarden Mark, also um 12,5 Prozent gestiegen.

Das ist eine wichtige Meldung. Denn ein Steigen des Arbeitseinkommens und eine darauf aufgebaute Steigerung der Massenkaufkraft ist das beste Mittel, um den Motor der Wirtschaft so in Gang zu bringen, daß die „ökonomische Maschine", von der in der vorigen Nummer ausführlich die Rede war, aus eigener Kraft vorwärts fährt. Eben diesen Zusammenhang betonte Adolf Hitler, als er am 30. Januar 1934 in seiner Reichstagsrede sagte: „Wir waren uns klar, daß die Ingangsetzung unserer Wirtschaft in diesem Jahr zunächst ausgehen muß von der Ermöglichung einer primitiven Beschäftigung, um mittels der dadurch gesteigerten Konsumkraft breitester Massen die Produktionen in der höheren Gütererzeugung allmählich anlaufen zu lassen."

*

Die deutsche Statistik der Arbeitseinkommen erfaßt leider einerseits keineswegs alle Einkommen aus Arbeit und andererseits auch solche Einkommen, die nicht nur der Arbeit ihrer Bezieher zuzurechnen sind. Sie erfaßt z. B. nicht das Einkommen der Bauern und selbständigen Gewerbetreibenden, auch nicht die Beamtenpensionen, obwohl sie zweifellos als Entgelt für früher geleistete Arbeit betrachtet werden müssen. Die Statistik erfaßt die Gehälter auch der höchstbezahlten Generaldirektoren. Die in manchen Darstellungen gewählte Bezeichnung der von jener Statistik erfaßten Einkommen als „Einkommen aus Lohn und Gehalt" ist daher treffender, wenn auch umständlich.

Wir wollen hier die Entwicklung der Massenkaufkraft verfolgen. Dabei können wir uns schließlich damit abfinden, daß die Generaldirektoren mit zur Masse gerechnet werden. Unsere Untersuchung wird auch dann noch interessant und aufschlußreich sein, wenn alle „Selbständigen" draussen bleiben und nur die „unselbständigen" Arbeiter, Angestellten und Beamten erfaßt werden. Aber wir müssen dann diese Gruppe in den Vergleichsjahren wenigstens gleich vollständig erfassen. Herr Kanzleirat Meyer muß z. B. auch dann noch erfaßt werden, wenn er nicht mehr Gehalt, sondern Pension bezieht, Herr Hilfsarbeiter Müller auch dann noch, wenn er keinen Lohn, sondern Unterstützung erhält. Nur wenn diese Bedingung erfüllt ist, können wir ja verfolgen, wie sich die Kaufkraft dieser Gruppe insgesamt entwickelt hat.

Daß wir dann noch die Veränderung der Lebenshaltungskosten in Betracht ziehen müssen, ist selbstverständlich, obwohl die Veränderung, wenn wir die Jahresdurchschnitte der amtlich errechneten Lebenshaltungskosten für 1932 und 1934 benutzen, nicht sehr erheblich ist (da Anfang 1932 die Preise noch höher waren als Ende 1934).

Das Ergebnis umständlicher Berechnungen sei vorweg in einer Tabelle zusammengestellt:

	1932	1933	1934
	Millionen Mark		
Arbeitseinkommen	26 001	26 310	29 595
davon ab:			
Steuern, Soz.-Vers.-Beiträge	2 965	3 201	3 449
Netto-Arbeitseinkommen	23 036	23 109	26 146
dazu:			
Beamtenpensionen	1 626	1 630	1 640
Arbeitslosenhilfe	2 927	2 227	1 400
Sozialversicherung	2 035	1 919	1 970
übrige öffentl. Fürsorge	587	680	680
Einkommen der Arbeitnehmer	30 211	29 565	31 836
in Kaufkraft von 1932	30 211	30 215	31 705

Der für Arbeitseinkommen vom Institut für Konjunkturforschung errechnete Betrag umfaßt die Einkommen der Arbeiter, Angestellten und Beamten, einschließlich aller „zusätzlich" Beschäftigten, also der Arbeitsdienstfreiwilligen, der Landhelfer, der Notstands- und Fürsorgearbeiter. Von diesem Betrag gehen wir aus.

Wir ziehen davon zunächst ab die vom Arbeitseinkommen bezahlten Steuern: Lohnsteuer, Ehestandshilfe bzw. Ledigensteuer, Krisenlohnsteuer, Bürgersteuer, Abgabe zur Arbeitslosenhilfe, ferner die Arbeitnehmerbeiträge zur Sozialversicherung. So erhalten wir in der dritten Zeile der Tabelle das Netto-Arbeitseinkommen der Beschäftigten.

Dazu addieren wir: die Pensionen der Beamten, die Arbeitslosenhilfe (Arbeitslosenunterstützung, Krisenunterstützung und Wohlfahrtsunterstützung), die Barleistungen der übrigen Sozialversicherung und schließlich die Barleistungen der übrigen öffentlichen Fürsorge. Hauszinssteuererlaß, Fettverbilligungsscheine und ähnliche Vergünstigungen können wir leider nicht zahlenmäßig erfassen, insgesamt haben sie von 1932 bis 1934 wohl eher ab- als zugenommen.

Auf diesem Wege erhalten wir ziemlich genau das Einkommen der Bevölkerungsgruppe der Arbeitnehmer im weitesten Sinne, also einschließlich derer, die sich von der Arbeit zurückgezogen haben und nun von ihrer Pension leben, sowie derer, die während des Wartens auf Arbeit von Unterstützung leben. Das Einkommen dieser Bevölkerungsgruppe haben wir in der letzten Zeile der Tabelle auf Kaufkraft von 1932 umgerechnet.

Ergebnis: die Kaufkraft der hier betrachteten Bevölkerungsgruppe ist von 1932 auf 1934 von 30,2 auf 31,7 Milliarden Mark, also um 5 Prozent gestiegen.

*

An diesem gestiegenen Einkommen sind 1934 mehr Beschäftigte und weniger Arbeitslose als 1932 beteiligt. Die Zahl der Beschäftigten (einschließlich der „zusätzlich" Beschäftigten) betrug im Jahresdurchschnitt 1932 nur 12,7, im Jahresdurch-

schnitt 1934 dagegen 15,4 Millionen. Das ist eine Steigerung um 21,3 Prozent.

Die Zahl der im Jahresdurchschnitt 1934 Beschäftigten liegt genau zwischen den entsprechenden Zahlen für die Jahre 1930 und 1931. Es ist daher interessant, den Stand von 1934 mit dem durchschnittlichen Stand der Jahre 1930 und 1931, als die Wirtschaftskrise erst in ihren Anfängen stand und die Lage der Arbeitnehmer noch verhältnismäßig günstig war, zu vergleichen. Das geschieht in der folgenden Tabelle:

	1930—31	1934
Beschäftigte	15,4	15,4 Millionen
Einkommen der Arbeitnehmergruppe in Kaufkraft von 1932	34,9	31,7 Milliarden Mk.

Wir sehen also: das Gesamtarbeitseinkommen (wenn auch nicht das Einkommen des einzelnen Beschäftigten) ist im Steigen. Aber es ist noch ein gutes Stück bis zur Höhe.

„Schönheitsfehler bei den Siemens-Bilanzen. ... Was keine Steigerung erfahren hat, ist der Durchschnittslohn. Er stellte sich (bereinigt) noch im Jahr 1932/33 auf 1420 Mark und ist 1933/34 auf 1380 Mark zurückgegangen, hat also eine Einbuße um 3 Prozent erlitten."
„Angriff" vom 11. Februar 1935

„Wir müssen erkennen, daß wir in einer Notzeit leben und daß wir für ein Jahrzehnt auf Annehmlichkeiten des Lebens, wie wir sie vor dem Kriege hatten, zu verzichten haben."
Schacht in Breslau am 8. Februar 1935

Der Verbrauch

Das „Institut für Konjunkturforschung" hat den Verbrauch, der im Jahr 1934 von 51 auf 55 Milliarden Mark gestiegen ist (um 7—8 Prozent), näher untersucht und dabei gefunden, daß die Ausgaben für Bekleidung und für Hausrat und Möbel weit über den Durchschnitt emporgeschnellt sind (Steigerung um 18 bzw. 32 Prozent), während diejenigen für Ernährung und andere Bedürfnisse in ihrem Anwachsen unter dem Durchschnitt blieben. Es schreibt dazu:

„Die Ziffern lehren, daß die Verbrauchsverhältnisse im verflossenen Jahre unter ganz besonderen Bedingungen gestanden haben. So sind die Ausgaben für Bekleidung und Hausrat und Wohnbedarf annähernd doppelt so stark gestiegen, wie zu erwarten war. Auf anderen Gebieten dagegen bleibt die Steigerung der Ausgaben hinter dem „Normal"-Soll zurück (Ernährung, Genußmittel, Kultur- und Luxusbedarf, Heilwesen und Reinigung). Die Ausgaben für Verkehr entsprechen ungefähr den Erwartungen. Daraus folgt: die Voreindeckungen mit Bekleidung und die Ausgaben der Bevölkerung für Hausrat und Möbel, die allerdings durch die Ehestandsdarlehen z. T. stärker gefördert worden sind, haben im vergangenen Jahr einen besonders hohen Anteil der Gesamtausgaben auf sich vereinigt; die Bevölkerung hat auf anderen Gebieten des Verbrauchs weniger ausgegeben, als es dem Stand des Einkommens entsprochen hätte."

Siedlung tut not

„Wenn von gewissen Kreisen immer wieder jedes großzügige Siedlungsprogramm als utopisch behandelt wird, so kann nur Mangel an Klarheit der Grund sein. Nach genauen Berechnungen des Statistischen Reichsamts wird noch bis zum Jahre 1940 der durchschnittliche jährliche Wohnungsbedarf neuer Haushaltungen rund 300 000 Wohnungen betragen. Im Jahre 1927 fehlten für 1 Million Haushaltungen Eigenwohnungen, und bis zum Jahre 1960 werden nach vorsichtiger Schätzung von Dr. Burgdörfer rund 3½ Millionen Wohnungen allein für den Zuwachs an Haushaltungen erforderlich sein, wobei berücksichtigt ist, daß, falls sich die Verhältnisse nicht ändern, von 1940 an nur etwa 100 000 Haushaltungen jährlich hinzukommen.

Die Frage lautet also einfach so: kann man es verantworten, den Zuwachs an Wohnungen in Großstädten und an solchen Orten zu bauen, wo der stärkste Druck des Arbeitsmarktes vorhanden ist, oder soll man da bauen, wo krisengeschützte Arbeitsplätze entstehen können, noch dazu unter Verhältnissen, die es ermöglichen, die durchschnittliche Tilgungszahlung der zu schaffenden Kleinsiedlung wesentlich kleiner zu halten, als es die Mietzahlung für eine unzureichende städtische Wohnung sein würde."
(„Bodenreform", 10. Februar)

Ihr sorgt und sinnt, dem Schicksal zu entlaufen, und begreift es nicht, wenn eure Kinderkunst nichts hilft; indessen wandelt harmlos droben das Gestirn. Ihr entwürdigt, ihr zerreißt, wo sie euch duldet, die geduldige Natur, doch lebt sie fort, in unendlicher Jugend, und ihren Herbst und ihren Frühling könnt ihr nicht vertreiben, ihren Äther, den verderbt ihr nicht. O göttlich muß sie sein, weil ihr zerstören dürft, und dennoch sie nicht altert und trotz euch schön das Schöne bleibt!
Hölderlin

Auf dem Lande

In dieser Zeitung wird so oft das Lob des Landes gesungen und das Wohnen in ländlichen Gebieten gepriesen, daß es wohl angebracht ist, auch einmal auf die Schattenseiten des Landes hinzuweisen.

Bei der Feststellung der zur Sterilisation vorgemerkten Fälle war in den Tageszeitungen zu lesen, daß das Dorf mehr Erbkranke habe als die Stadt. Darüber haben sich viele Zeitungsleser, besonders solche, die in der Stadt wohnen, gewundert. Das ist ja gerade das Gegenteil von dem, was sie sich unter Land und ländlicher Bevölkerung vorgestellt haben. Aus sonntäglichen Spaziergängen in die Dörfer, aus verlogenen Filmen und süßlichen Bauerngeschichten kann man allerdings das Dorf und dessen Verhältnisse nicht kennen lernen.

Der oberflächliche Betrachter des Dorfes begeht darin schon einen grundlegenden Fehler, daß er — einem gefühlsmäßigen Eindruck folgend — dörfliches Leben mit bäuerlichem Leben gleichsetzt. Gewiß prägt der Bauer das Bild des Dorfes, aber so wenig wie in der „Handelsstadt" Mannheim nur Kaufleute und in einer „Buchdruckerstadt" nur Schriftsetzer und Buchdrucker wohnen, so wenig gibt es im Dorfe nur Bauern. Nicht bloß der Pfarrer und Lehrer sind die Ausnahmen. Handwerker, Kaufleute, freie Berufe, untere Beamte, Rentner und vor allem Arbeiter füllen die Berufsstatistik des Dorfes. In den Dörfern nahe der Stadt steigt der Anteil der nichtbäuerlichen Bevölkerung so weit, daß man schon von ausgesprochenen Arbeiterdörfern reden kann. Daß der Arbeiter auf dem Lande — um diese Feststellung hier gleich vorwegzunehmen — keine sehr großen Annehmlichkeiten von dem „ländlichen Leben" hat, bedarf nicht vieler Beweise. Am frühen Morgen verläßt er sein Dorf, um in die Stadt zur Arbeitsstätte zu fahren, und kommt am späten Abend wieder nach Hause. Was ihn auf dem Lande hält, ist die billigere Wohnung, die er vielleicht noch im bäuerlichen Elternhaus hat und ein kleiner Ackerbesitz, der ihm über Zeiten der Arbeitslosigkeit weghilft.

Etwas anderes ist es natürlich da, wo die Fabrik auf das Land hinausgewandert ist, wo die weiten Anmarschwege wegfallen und die Saisonschwankungen einigermaßen mit dem Feldgeschäft harmonieren.

Im allgemeinen kann gesagt werden, daß der nichtbäuerliche Teil der Dorfbevölkerung nur in beschränktem Maße in den Lebensverhältnissen ist, die man den Bauern zuschreibt, also viel Aufenthalt im Freien und eine wenig aufregende Arbeit hat. Dieser Teil der Bevölkerung lebt ganz ähnlich wie die Stadtbevölkerung — mit der einen Ausnahme, daß es ihm leichter fällt, seine Freiheit gesundheitsfördernd zu verbringen, und daß seine Kinder in naher Verbindung mit dem Boden aufwachsen.

Auf der Passivseite des ländlichen Lebens stehen als Hauptposten die Wohnungsverhältnisse. Es gibt auch auf dem Lande eine Wohnungsnot, die sich weniger im Mangel an Wohnungen zeigt als in deren schlechter Beschaffenheit. Enge und überfüllte Wohnungen, Wohnungen, die verwahrlost sind, Wohnungen ohne Licht und Luft sind auf dem Lande mindestens so häufig wie in der Stadt anzutreffen. Meine eigenen Beobachtungen würden sogar dafür stimmen, daß, wenn man an ländliche Wohnungen den gleichen Maßstab wie an städtische legen wollte, die ländliche Wohnungsnot bei weitem größer ist als die städtische. Es stehen mir allerdings keine statistischen Aufzeichnungen zur Verfügung, die mir bestätigen könnten, daß außerhalb meinem Beobachtungskreis die gleichen Verhältnisse anzutreffen sind.

Dabei ist noch nicht berücksichtigt, daß eine ganze Reihe von hygienischen Annehmlichkeiten der Stadtwohnung auf dem Lande von vornherein ausscheiden. Die Misthaufen vor den Häusern — sonst gern gesehene Attribute bäuerlicher Wohlhabenheit — sind im Sommer unerwünschte Mückenbrutstätten. Badestuben sind eine Seltenheit. Den Frauen stehen meist keine Waschküchen zur Verfügung, so daß sie im Freien oder in der Küche waschen müssen.

Auch die Menschen selbst (wenigstens die ältere Generation) sind hygienischen und medizinischen neuen Erkenntnissen schwer zugänglich. (Hier zeigt sich die Kehrseite traditioneller Treue). Wie einseitig ist nur die Ernährung! Schweinefleisch ist beinahe die einzige Fleischnahrung, obwohl nach Ansicht moderner Ernährungslehre Schweinefleisch die am wenigsten vorteilhafte Fleischnahrung ist. Immer noch ist es keine Selbstverständlichkeit, Kindern keinen „Most" zu geben, denn „Wein macht starke Knochen". Ein Wort, das schon viel Unheil angerichtet hat.

Häufig wird die Inzucht als Grund für die schlechten gesundheitlichen Verhältnisse auf dem Lande angegeben. Ich halte das nicht ganz für stichhaltig. In dem Umfang, in dem es oberflächliche Betrachtung sieht, wird nicht Inzucht getrieben; und dann ist es ja nicht so, daß die Verwandtenheirat die Erbmasse nur negativ beeinflußt.

Die Behebung der Wohnungsnot auf dem Lande kann nur im Zusammenhang mit der Lösung der gesamten Siedlungsfrage durchgeführt werden. Eine Wandlung wird kommen müssen, weil man nicht einem Teil der Bevölkerung technische Fortschritte jahrzehntelang vorenthalten kann.
Karl Amrhein

Abessinien

Abessinien, ein Land fast zweimal so groß als Deutschland, rückt immer dichter in den Brennpunkt internationaler Politik. Die Interessen der Weltmächte werden plötzlich sichtbar, ihre weitgesteckten Ziele enthüllen sich, wenn sie in das Kraftfeld eines solchen Zentralpunktes geraten; es werden aber auch die Stärkeverhältnisse der Gegner erkennbar.

Gerade am Beispiel Abessiniens kann man klar die verschlungenen Wege erkennen, auf denen sich die Völker umeinander bewegen, sich gegenseitig belauern, sich buchstäblich das Wasser abgraben. Hier wirken die harten Tatsachen, die in der getarnten Sprache der Diplomaten niemals Erwähnung finden, aber unsichtbar all ihre Entschlüsse leiten.

Das äthiopische Kaiserreich vereinigt in seiner Mannigfaltigkeit alle Vorzüge eines der entwicklungsfähigsten Länder. Obwohl nur flüchtig durchforscht, zeigt der Boden jetzt schon seine Reichtümer an Kohle, Eisen, Schwefel, Kupfer, Gold und Platin. Das Land umfaßt alle Variationen des Klimas von der tropischen Feuchtwärme der Flußniederungen bis zum ausgesprochen alpinen Hochlandklima. Dadurch gestattet es den Anbau von Weizen, Baumwolle, Ölfrüchten und Wein, Kautschuk, Kaffee und Tabak. Dem Weltmarkt liefert es heute schon Vieh, Kaffee, Nutzholz, Häute, Wachs und Elfenbein. Dazu ist das wildzerklüftete Hochland eine natürliche Festung ersten Ranges.

An diesem Land ist England wohl zuerst interessiert; denn dort liegen die wichtigsten Nilquellen. Der Nil ist die Lebensader des Sudan und Ägyptens. Die Engländer besitzen alle Staudämme des Nils und beherrschen damit das dem Namen nach unabhängige Unterägypten. Dieses und der Sudan aber sind die wertvollsten Baumwollreservoire des Empire. Wenn es gelänge, das lebenspendende Wasser an seinem Ursprunge abzusperren, so hätte man eine Waffe allerersten Ranges in Händen. In der Tat haben die Kaiserin Teoditu und ihr Mitregent, der heutige Herrscher Ras Tafari, mit der amerikanischen White Company einen Vertrag abgeschlossen, der dieser den Bau eines Staudammes am Tsana-See, aus dem der Blaue Nil entspringt, übertrug. Über den Bau haben die Mächte viel gestritten; er ist bis heute noch nicht vollendet. Aber nun setzte ein Wettrennen um den Einfluß in Abessinien ein.

1928 schloß das Land einen Konzessionsvertrag mit Italien ab: zum Bau einer Autostraße von Assab am Roten Meer nach dem Innern. Seitdem ist der italienische Einfluß ständig gewachsen. 1934 erklärte Mussolini, daß Abessinien das wichtigste Problem der italienischen Politik in Afrika sei, und nannte die Erschließung des Landes eine italienische Aufgabe. Dies geschah mit der Zustimmung Frankreichs, das damit nicht nur Italien vom Tschad-See ablenkte, sondern sich auch für die Schwenkung der italienischen Politik gegenüber Deutschland erkenntlich zeigte.

Ein anderer, bisher kaum beachteter Konfliktsherd zeigte eine zeitlang seine Auswirkungen in Abessinien. Die Franzosen drängen seit langem nach Belgisch Kongo. Sie bauen Wege und Bahnen nach diesem Gebiet, richten Flugverbindungen ein und bauen neuerdings sogar einen modernen Hafen an der Kongomündung, vor der Nase der Belgier. Als kleine Revanche und um einen Freund zu gewinnen, schickte Belgien im Jahre 1930 eine Militärmission nach Abessinien und modernisierte und vergrößerte das Heer. Auch hier hat das Land von den Reibereien der Großen profitiert.

Die wichtigste Stütze aber hat dem afrikanischen Kaiserreich der Aufstieg und die Ausdehnung der japanischen Großmacht gebracht. Zuerst stellte es den Japanern zum Baumwollanbau 400 Hektar Land kostenlos zur Verfügung. Dann pachtete eine japanisch-abessinische Gesellschaft 650 000 Hektar, um Baumwolle und Kaffee im Großen anzupflanzen. Da das Gebiet zum größten Teil in den für die Einwohner ungesunden Flußtälern liegt, mußten fremde Arbeitskräfte importiert werden. Es wurde also im März 1934 ein Einwanderungsvertrag für mehrere tausend Japaner abgeschlossen. Mischehen werden von beiden Seiten gefördert. Ein Handels-

Die Champagneschlacht

Von Heinrich Hoffmann

Eine Berliner Zeitung hat unlängst gemeldet: „Vor dem französischen Kriegsgericht wird eine Berufungsklage geprüft, die vier Soldatenmütter eingereicht haben, um die Unschuld ihrer wegen Feigheit vor dem Feinde im Jahre 1915 erschossenen Söhne zu beweisen und die Ehre ihrer Familien wieder herzustellen."

Winter 1915. Seit Tagen bedecken dicke Schneeflocken den harten Kreideboden der „Lause-Champagne" (Champagne pouilleuse), gleichmäßig Freund und Feind einhüllend, Lärm und Kriegslust dämpfend.

Wachsame Posten stieren ins Niemandsland. In den ausgebauten Unterständen drängt sich fröstelnd Mann an Mann. Noch ahnt keiner dieser Männer, daß Frankreichs Generalissimus, Marschall Joffre, soeben den Befehl zur Vorbereitung der ersten großen Durchbruchs-Schlacht gegeben hat, die den Eisengürtel der deutschen Front überraschend sprengen soll.

Alle Kraft Frankreichs wird auf diesen Punkt konzentriert. Heraus aus dem nervenzermürbenden Grabenkrieg! Gewinnt dem Marschall die Freiheit des Handelns wieder! Sprengt die Pforten zum Rhein! „Die Stunde des Angriffs hat geschlagen ... es handelt sich jetzt darum, das Land endgültig von diesen Eindringlingen zu befreien!" — so hieß es im Armeebefehl des Marschalls.

Hinter der verschneiten Champagne-Front versammeln sich die tapfersten Regimenter Frankreichs. Sie kommen vom stürmischen Hartmannsweilerkopf, aus dem unheimlichen Argonnerwald, vom todspeienden Chemin des Dames und aus dem Hexenkessel der Steinbrüche von Namcel. An der Marne haben sie mit Bravour gefochten, vor St. Quentin waren sie mit dabei und in Lothringen. Wenn sie es nicht schaffen, was Joffre jetzt von ihnen fordert, — keine andere Armee wird es sonst erzwingen können.

16. Februar 1915! Urplötzlich fängt ein Höllenspektakel an. Schlagartig wird das deutsche Grabensystem von der gesamten französischen Artillerie eingedeckt. Alle Kaliber feuern in rasender Hast. Geschütze leichter, schwerer und schwerster Gattung speien in schnellster Folge Stahl und Eisen in die überraschten deutschen Gräben.

Trommelfeuer! Zum ersten Male formt das Wort sich auf den Lippen der Generalstäbler, zum ersten Male wird es zu einem feststehenden Begriff für den Grabensoldaten.

Wie der Wirbel der Trommel: genau, ganz genau so wie die Trommelstöcke, wirbeln die Geschütze! So hört es der General, so empfindet es der Musketier.

In der Front zwischen dem Aisnetal und der Straße Suippes-Somme Py-Rethel ist kein Grabenstück mehr in Ordnung. Innerhalb vierundzwanzig Stunden schlagen auf einen einzigen Meter Grabenlänge durchschnittlich achtzehn Granaten verschiedenster Kaliber ein. Bald werden aus Gräben Gräber.

Flache Mulden bieten den Überlebenden noch weniger Schutz. Immer mehr Unterstände werden eingedrückt, Schulterwehren verschwinden. Drahtverhaue und spanische Reiter zersplittern. Menschen und Waffen werden gemeinsam zermalmt, eingedrückt in die grauweiße, schlammige Wüste der Champagne.

Unaufhörlich trommelt es weiter ... Da — — hochauf wirbeln plötzlich gewaltige Erdmassen. Gleichzeitig übertönen zwei kurzaufeinander folgende Explosionen das Getöse des Trommelfeuers. Westlich von Perthes ist ein Teil des deutschen Grabensystems durch eine wochenlang vorbereitete Minensprengung hochgegangen.

Die Sprengung war das Signal zum Angriff. Die Feuerwalze der Artillerie wandert langsam ostwärts. Mit einem Male ist das Niemandsland belebt. Blaugraue Mäntel huschen über das aufgewühlte, schlickige Feld. Dichte Schützenlinien folgen. Offiziere zeigen sich sogar zu Pferd. Siegessicher tritt auch das 5. Bataillon des 63. französischen Infanterie-Regiments zum Sturm an. „Drüben" ist alles still. Die Artillerie hat gute Arbeit geleistet. Man träumt schon von einem Spaziergang.

Unerwartet setzt ein deutsches Maschinengewehr ein ... Jetzt beginnt es an der ganzen Front zu bellen ... Drei — acht — zwanzig Maschinengewehre streuen dichte Garben. Gleich sengenden Pfeilen sprühen die Projektile deutscher MG's in blaugraue Reihen. Hellauf spritzt Kreideschlamm. Junges Blut färbt ihn rot.

Nun findet auch ein Teil der deutschen Artillerie die Sprache wieder. Einzelne Geschützführer greifen in vorderster Linie, im direkten Schuß auf MG-Nester und Kolonnen ein. Reihenweise fallen die Stürmenden. Neue Wellen stürmen über sie hinweg, reißen Zögernde mit vorwärts, kommen bald selbst ins Stocken, werden wiederum von frischen Angreifern vorwärts geschleppt.

Hier und dort gelingt ein Einbruch. Bajonette blitzen auf, Beil und Spaten wüten. Pioniertrupps rollen mit Handgranaten ein Grabenstück nach dem anderen auf. Die Zahl der Angreifer schmilzt zusammen. Ein Zurück durch das Sperrfeuer der deutschen Artillerie und Maschinengewehre erscheint unmöglich. Was nicht fällt, gerät in deutsche Gefangenschaft.

Wütend beißt General de Langle de Cary sich auf seine bleichen Lippen. Der Durchbruch war vom Marschall befohlen — also mußte er erzwungen werden.

Neue Befehle an die Regimenter. Neues Trommelfeuer auf deutsche Stellungen. Neue Minensprengungen. Neue Angriffe. Die besten Regimenter Frankreichs verbluten ...

◆

Das 5. Bataillon des 63. franz. Infanterie-Regiments wurde, als der Tapfersten eines, in diesen drei Wochen immer wieder zum Sturmangriff eingesetzt.

Schon, als es vom Hartmannsweilerkopf herunter kam, gehörten dem Bataillon nur noch Wenige von denen an, die am 2. August 1914 aus der Garnison hinausmarschiert waren. Doch Blut und Gefahr, Kampf und Tod sind gute Bindemittel. Rasch bildet sich im Schlachtenlärm eine neue Kampfgemeinschaft. Auch als der Rest der Tapfersten im Schlamm der Champagne zermalmt worden war, erfüllte der „Ersatz" still und unerschütterlich seine Pflicht, wie es die große Tradition des Regiments verlangte.

Bis — ja, bis die Nerven zerrissen.

Kaum noch 30 Mann stark, waren die Kompagnien eben abgelöst worden. Ohne Verluste und Beschwer hatten sie die Ruheortschaften erreicht. Halb ohnmächtig warfen die Übermüdeten sich auf das Strohlager. Da erschallten schon wieder die Clairons. Alarm!

Lastautos nahmen die Schlaftrunkenen auf. Hetzten an die Front. Hielten unter dem Granathagel deutscher Artillerie. Flieger warfen Bomben auf das lohnende Ziel. Grauenvolles Entsetzen! Ein wirres Durcheinander! Chaos!

Mühsam gelingt es Major Dubosc schließlich im Morgengrauen die kargen Reste seines Bataillons zu sammeln.

abkommen vergrößerte die japanische Einfuhr von 12 Prozent im Jahre 1931 auf 80 Prozent der Gesamteinfuhr im Jahre 1934. Japan bringt hauptsächlich Textilwaren; es hat damit Britisch Indien vom Markte verdrängt. Eine japanische Ingenieur- und Militärkommission wurde zugelassen. Ihre Aufgabe ist es, die Armee mit modernen Tanks und Flugzeugen auszurüsten. Daneben soll eine Industrie nach japanischem Muster entstehen, durch die sich Japan ein neues Ausfallstor für sein Warentrommelfeuer auf die Weltmärkte sichert.

Die gemeinsame Abwehr gegen den weißen Imperialismus bringt die farbigen Völker einander näher. Hier sind sie nun im Begriff, am empfindlichsten Gelenk des britischen Weltreichs, am Seeweg nach Indien und an den Nilquellen, eine Operationsbasis auszubauen. Ernst Pfau

---

„Abessinien, doppelt so groß wie Deutschland, bevölkert von 10 Millionen Einwohnern, ist eines der entwicklungsfähigsten Länder der Erde. Kein Wunder, daß es schon lange die Begehrlichkeit der drei es umschließenden Kolonialmächte — England, Frankreich, Italien — geweckt hat." („Deutsche Zukunft", 13. Januar 1935)

„Durch bereits geplante riesige Bewässerungsanlagen kann die Baumwollerzeugung Abessiniens so gesteigert werden, daß ganz Europa sich von der Einfuhr amerikanischer Baumwolle unabhängig machen könnte. Diejenige Macht, der es gelingen würde, sich Abessinien gefügig zu machen, könnte also den ganzen europäischen Baumwollmarkt an sich reißen." („Germania", 9. Dez. 1934)

Politische Triebfedern

Die Triebfedern der „äußeren" Politik sind im Grund durch die Jahrtausende immer die gleichen, nämlich: der durch Übervölkerungsdruck erzeugte Wunsch, dünn bevölkerte Gebiete zu besiedeln; Eroberungslust einzelner Machthaber und auf der andern Seite der Wunsch, sich durch Niederschlagung des Feindes Ruhe und Sicherheit zu verschaffen; insbesondere aber die unverhüllte Raub- und Machtgier starker Völker kleineren und schwächeren gegenüber.

Man findet darin lediglich gewisse zeitbestimmte Unterschiede, wenn man im dicken Buch der Weltgeschichte blättert. Es kommt schließlich auf das Gleiche heraus, ob die Eroberungskriege „in majorem Dei gloriam" geführt werden oder unter dem Streitruf „Allah il Allah" — ob sie der „Verbreitung wahrer Menschlichkeit und Gesittung" dienen sollen oder einfach ohne jedes moralische Mäntelchen der Gloire des eigenen Landes.

Es ist das Gleiche, und doch wieder nicht. Für die Wissenden, die diese Dinge mit einem Augurenlächeln betrachten, ist es sicher das Gleiche. Für die Masse aber nicht, die nur durch das jeweils zugkräftige Kampfgeschrei in die nötige Bewegung zu bringen ist. Auf dieses Kampfgeschrei kommt schließlich alles an, — das hat zuletzt der Weltkrieg mit aller Deutlichkeit bewiesen. Mag der „offizielle" Grund noch so nebensächlich sein — er muß auf die Massen aufreizend wirken; und er birgt dann freilich die Gefahr in sich, daß die maßgebenden Männer schließlich an ihre eigenen Schlagworte gebunden sind, wenn sie sich zu sehr auf sie festgelegt haben.

Als warnendes Beispiel dafür wird Lloyd George in die Geschichte eingehen, der heute seine eigene Versailler Politik scharf verurteilt und behauptet, er habe schon damals alles ganz anders haben wollen. Man wird ihm das bis zu einem gewissen Grad glauben dürfen, denn vom englischen Standpunkt aus war die grenzenlose Machtsteigerung Frankreichs so falsch als möglich. Aber er konnte damals wohl nicht mehr zurück; er hatte sich auf seine eigenen Schlagworte so festgelegt, daß er sich nicht von heut auf morgen umstellen konnte.

Wir sehen da eine seltsame Wechselwirkung: der Politiker bringt durch seine Schlagworte die Masse in Bewegung; er gerät dadurch aber auch in Abhängigkeit von dieser, denn die Masse ist, einmal in Bewegung geraten, wie eine Lawine, die alles niederwalzt. So mußte Lloyd Georges Kriegspolitik mit einer heillosen Abhängigkeit Englands von dem französischen „Bundesgenossen" enden.

An diesem Beispiel aus der jüngsten Geschichte mag die Wichtigkeit — aber auch die Gefährlichkeit zündender Schlagworte erkannt werden. Wohl kann sie der Politiker von Format klug benützen; er kann sie auch bis zu einem gewissen Grad auswählen; aber seine Auswahl ist beschränkt, denn es kommt nur das der Zeit Angepaßte in Betracht.

Groß ist die Gefahr, in Abhängigkeit von diesen Schlagworten zu geraten. Noch größer die, daß die Schlagworte, die doch nur Mittel zum Zweck sein sollen, zum Selbstzweck werden. Es ist eine reizvolle Aufgabe, einmal die Weltgeschichte von ihren Vorwänden, Schlagworten und Scheingründen zu entkleiden und sozusagen nackt zu betrachten, wobei es allerdings oft sehr schwer ist, Wahrheit und Dichtung zu trennen, oder überhaupt zu erkennen. Oft bleibt es auch für die Geschichtsforschung zweifelhaft, inwieweit die führenden Politiker an ihre eigenen Begründungen geglaubt haben.

So ist es heute noch nicht festzustellen, wieviel die Erfinder der antideutschen Propaganda im Weltkrieg selbst davon geglaubt haben. Bekanntlich kann man sich etwas solange einreden, bis man es schließlich selbst glaubt. Auch in früheren Kriegen klaffen der Grund und die Begründung oft weit auseinander. Kam König Gustav Adolf z. B. bloß, um den Evangelischen zu helfen, über die Ostsee, oder wollte er nicht auch ein wenig Norddeutschland erobern? Bekämpften die französischen Könige die Hugenotten — und die Habsburger die Protestanten — wirklich nur ihres Glaubens wegen, und nicht viel mehr, um jede Glaubens- und damit Volksspaltung zu verhindern und ein geeintes Reich zu hinterlassen? Wurden andere Kriege wirklich nur für die „Freiheit", für den „wahren Glauben", für die „Demokratie" geführt, und nicht vielmehr aus gewissen ungenannten Gründen oft sehr kleinlicher und materieller Art?

Gewiß hat es stets auch reines Wollen in der Politik gegeben. Aber wie oft mögen die Fanatiker des reinen Wollens für irgendwelche Nebenzwecke mißbraucht worden sein!

Die politischen Schlagworte haben immer wieder ihrer Zeit entsprechend gewechselt. Im Mittelalter z. B. „zog" der Ruf nach Befreiung des Heiligen Landes von den Ungläubigen, sodaß damit alle möglichen politischen Geschäfte gemacht bzw. verdeckt werden konnten. Später, in den Religionskriegen, war es der Streitruf gegen die Irrlehre, der die Menschen hinriß; noch später, in der friderizianischen und napoleonischen Zeit, kämpfte man einfach für die Macht und den Ruhm des eigenen Staates und Herrschers (und das war wohl noch das Ehrlichste). Im vorigen Jahrhundert eroberten die Engländer den Erdball „um Zivilisation und Christentum zu verbreiten"; d. h. sie „sagten Christus und meinten Baumwolle". In unserer Zeit wird die Politik fast ausschließlich vom nationalen Gedanken beherrscht, gegen den alles andere weit zurücktritt.

Jede Zeit hat „ihre" politische Triebfeder. Manche können sich garnicht vorstellen, daß man sich zu anderen Zeiten aus ganz anderen Gründen ebenso gern den Schädel eingeschlagen hat, wie heute z. B. für den Nationalismus. Unseren Vorfahren im 17. und 18. Jahrhundert wäre dieser Nationalismus ebenso unverständlich gewesen, wie es uns deren Fanatismus in den Religionskriegen ist. Wir lächeln heute über die religiösen Streitfragen, wegen deren damals so viel Blut geflossen ist; wenn man aber gleichzeitig mitansehen muß, wie z. B. in Memel die Deutschen von den litauischen Eindringlingen bis aufs Blut gequält werden, bloß weil sie Deutsche sind, so muß man doch resigniert feststellen, daß sich seit damals im Grunde wenig geändert hat. Ulrich von Riet

Die Nordost-Passage

Die Fahrten

Als im 15. Jahrhundert die vordringenden Türken den Landweg nach Indien sperrten, suchte man andere Wege, um in das Wunderland (das für das mittelalterliche Europa auch wirtschaftlich von großer Bedeutung war) zu gelangen. Man kann, so sagten die einen, vor allem die Portugiesen, statt zu Fuß durch Vorderasien, zu Schiff um Afrika herum nach Indien kommen; das war die sogenannte Ost-Passage. Wenn die Erde wirklich rund ist, sagten die andern, vor allem die Spanier, so muß man Indien auch erreichen, wenn man nach Westen fährt. Etwas später wurden dann auch im Norden die entsprechenden Wege gesucht: nach Westen nördlich von Amerika und nach Osten nördlich von Europa. Allerdings wurde hier das Ziel nicht erreicht. Die Fahrten nach Westen führten zur Erforschung des heutigen Kanada und zur Erkenntnis, daß es unmöglich ist, Amerika im Norden zu umschiffen; und auf der Nordost-Passage gelangten die Holländer zwar bis Nowaja Semlja und begannen mit Nordrußland Handel zu treiben, aber der weitere Weg nach Osten blieb ihnen versperrt.

Erst in neuerer Zeit sind die Versuche, die Nordostpassage zu erzwingen, wiederholt worden, besonders seit die russische Regierung die Erforschung der Arktis in ihre Fünfjahrespläne aufgenommen hat. 1932 hat sich der russische Eisbrecher „Sibiriakow" die Passage in der Richtung von West nach Ost, von Archangelsk bis Wladiwostok, in einem Sommer erzwungen. Im Juli 1933 sollte der Eisbrecher „Tscheljuskin" den selben Weg machen. Er versorgte im Nördlichen Eismeer verschiedene Eisbrecher mit Kohlen und einige Expeditionsschiffe mit Lebensmitteln und gelangte bis in die Nähe der Beringstraße, als unüberwindliche Eisbarrieren ihm den Weg versperrten. Sein weiteres Schicksal ist bekannt: im März 1934 wurde die Besatzung von Fliegern aus Todesgefahr errettet.

Aber schon wenige Monate später, im Juni 1934, ging der Eisbrecher „Liedtke" von Wladiwostok aus in See, um die Route in umgekehrter Richtung zu fahren, und schon im September, nach 83 Tagen Fahrt, traf er in Murmansk ein, nachdem er unterwegs drei im Eis eingefrorene Frachtdampfer in freies Wasser geführt hatte.

Das war eine vom Glück besonders begünstigte Fahrt. Wird sie ein zweites Mal gelingen? Das Schicksal des „Tscheljuskin" und der Untergang des Eisbrechers „Gostorg" bei Nowaja Semlja im Sommer 1934 stimmen die russischen Forscher bedenklich und lassen immer wieder die Frage auftauchen:

Eisbrecher oder Flugzeug?

Der Eisbrecher versagt vor allem bei der Aufgabe, die verschiedenen von den Russen im Nördlichen Eismeer errichteten wissenschaftlichen Stationen mit Lebensmitteln zu versorgen und die Besatzungen abzulösen. Eine wissenschaftliche Expedition z. B., die schon 1932 ausgesandt worden ist, mußte zweimal im Eismeer überwintern, weil die Eisbrecher nicht zu ihrem Standort vordringen konnten. Um zu verhindern, daß sie noch ein drittes Mal in der Polarnacht überwindern müßte, wurde im Sommer 1934 ein Wasserflugzeug geschickt, das die Expedition denn auch glücklich nach Hause brachte, allerdings ohne die wissenschaftlichen Instrumente, die im Flugzeug keinen Platz mehr fanden. Ein Luftschiff könnte natürlich mehr leisten, und deshalb plant Nobile (der sich immer noch in Rußland befindet) mit Luftschiffen einen Verkehr von Murmansk bis zur Beringstraße einzurichten, so daß die Stationen auf den Inseln im Eismeer regelmäßig besucht werden könnten.

Ein russischer Flieger beabsichtigt sogar, diesen Winter noch einen Winterflug von Moskau nach der Dickson-Insel (nördlich der Mündung des Jenissei) zu unternehmen. Wenn der Flug durch Kälte und Dunkelheit gelingt, dann hofft die Regierung, eine das ganze Jahr hindurch betriebene Fluglinie zum Karischen Meer aufnehmen zu können.

Wahrscheinlich wird es sich nach einigen Versuchen herausstellen, daß eine Zusammenarbeit zwischen Eisbrecher, Flugzeug und Luftschiff die Erforschung der Arktis am raschesten vorantreibt.

Politik, Wirtschaft, Wissenschaft

Aus welchen Gründen nun verwendet die russische Regierung so große Mittel, um in Gebieten, die von Sumpf oder Eis und Schnee bedeckt und die einen guten Teil des Jahres in Dunkelheit gehüllt sind, regelmäßige Verkehrslinien einzurichten?

Man denke daran, daß Rußland und die Vereinigten Staaten sich im vergangenen Jahr genähert haben, weil beide Staaten einen gemeinsamen Gegner haben, nämlich Japan, und dann nehme man einmal einen Globus zur Hand, und man sieht sofort, daß alle direkten Wege zwischen USA und Rußland, sei es von Alaska nach Moskau, von New York nach Sibirien oder ein anderer über den Nordpol oder das Nördliche Eismeer führen. Alles, was man mehr darüber sagen würde, wäre Zukunftsmusik, aber die Technik verwirklicht Zukunftsträume oft sehr rasch ...

Zunächst aber ist die Arbeit der Nordost-Passage gekennzeichnet durch eine einzigartige Verbindung von Wissenschaft und Wirtschaft. Man braucht nur einige Stichworte über die Tätigkeit der Gelehrten und der wirtschaftlichen Pioniere anzuführen, um zu zeigen, auf welche Weise in diesen Gegenden gearbeitet wird und was für Aussichten sich eröffnen.

Die „Hauptverwaltung des nördlichen Seewegs" und das „Arktische Institut der USSR" in Leningrad haben eine Reihe von Stationen angelegt und Expeditionen ausgeschickt mit dem Auftrag, die Küsten und Meeresgebiete entlang der Nordost-Passage topografisch und geologisch aufzunehmen, die magnetischen und metereologischen Verhältnisse zu untersuchen und Land und Meer auf die wirtschaftlichen Möglichkeiten hin zu durchforschen. Da werden Lotungen und Gezeitenuntersuchungen vorgenommen, werden die Tierbestände der Inseln und Küsten erforscht, wird das Land auf Mineral- und Erdölvorkommen hin untersucht. Experimente über die Fortpflanzung des Schalls im Wasser, im Eis und in der Luft wechseln ab mit Wolkenuntersuchungen, mit der Erforschung der Stratosfäre durch Radiosender, mit Untersuchungen über den Erdmagnetismus, über Polarlichterscheinungen, über die atmosfärische Elektrizität und über die Radiowellen-Ausbreitung; durch Zusammenarbeit von Radiostationen, Flugzeugen

---

Seine Bitte um Ablösung findet kein Gehör. Der Stab befiehlt den Angriff um jeden Preis.

Major Dubose folgt dem Befehl. Die Reste seines Bataillons stürmen vor. Doch, wie die Stürmenden von dichten Garben deutscher Maschinengewehre seitlich und von vorn erfaßt werden, da versagen plötzlich die Nerven auch dieser Starken. Was nicht schon verwundet oder tot am Boden liegt, wirft sich hin, und ist nicht zu bewegen, auch nur einen Schritt mehr vorwärts zu tun.

Da hilft kein Kommando und kein gütliches Zureden, nützt keine Bitte und keine Drohung. Der General hat zuviel von seinen Soldaten verlangt. Jetzt muß er sich ihrem Willen beugen.

Der General nimmt Rache. Was vom 5. Bataillon des 63. Infanterie-Regiments noch übrig geblieben ist, kommt vor das Kriegsgericht.

Major Dubose, noch nicht genesen von schwerer Verwundung, verteidigt seine Tapferen: „Kein Fleck am Boden war von meinen gefallenen Helden unbedeckt geblieben!"

Unerbittlich bleibt der General. Das 5. Bataillon wird zum Tode verurteilt. Von jeder Kompagnie wird ein Mann ausgelost, um erschossen zu werden.

Der Kompagnieführer der 3. Kompagnie weigert sich, das unmenschlich harte Urteil zu vollstrecken. Lieber geht er selbst in den Tod. Das Kriegsministerium befürwortet die Begnadigung der vier ausgelosten Soldaten. General Deletoille lehnt eine Begnadigung ab.

Die Ausgelosten bitten nicht um Gnade; sie wollen nicht, daß statt ihrer andere Kameraden erschossen werden. So finden sie, die dem Hagel deutscher Maschinengewehre, der Splitterwirkung von Granaten und Fliegerbomben entgangen waren, den schimpflichsten Tod durch Kugeln eines Exekutions-Kommandos des eigenen Vaterlandes.

Vier Mütter glauben an die Unschuld und Tapferkeit ihrer Söhne. Sie klagen jetzt vor dem Kriegsgericht. Sie können das Leben ihrer Söhne nicht zurückgewinnen, doch wollen sie nicht, daß der schwere Vorwurf begangener Feigheit vor dem Feinde ihren Söhnen und allen Trägern ihres Namens gemacht werden darf.

Wir wissen nicht, wie das Gericht diesmal entscheiden wird. Gleichviel: auch diese Männer waren Helden.

Literatur

Das Herz ist wach. Briefe einer Liebe. Von M. B. Kennicot. Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen. Geb. 6,50 Mark.

Dieses Buch ist wie ein edler Wein: man soll es in kleinen, andächtigen Schlücken genießen. Sein Motto ist ein Wort von Anatole France: „Die Liebe müßte eine Angelegenheit des Alters sein. Wäre ich der liebe Gott, ich hätte die Liebe an das Ende menschlichen Lebens gestellt und nicht an den Beginn. Gott selbst hat übrigens einen Augenblick daran gedacht. Er hat es sogar bei einigen Insekten verwirklicht, die in ihrer Todesstunde lieben. Alsdann hat er seine Methode geändert, worin er Unrecht gehabt hat. Wäre es nach mir gegangen, ich hätte alle Arbeit und alle Mühsal in die Zeit verlegt, in der der Mensch den Zustand der Raupe durchmacht. Dann braucht er die unablässige Tätigkeit zum Wachstum, zum Werden. Aber dann, im Alter, würde er die Hüllen durchbrechen und frei werden und köstliche, der Liebe ganz gewidmete Stunden kennen lernen. Weise, würde er dann erst zu lieben verstehen, erfahren, dann erst Kostbarstes zu erkennen vermögen".

Was uns an dieser Liebesgeschichte zweier Menschen, deren Alter den Mittag überschritten hat, noch fesselt, ist das Besondere ihrer Stellung in der Welt und ihrer geistigen und seelischen Bedeutung. Die Frau, eine Deutsche, ist Völkerbundsdelegierte, der Partner ein Engländer oder Deutsch-Engländer, Erforscher naturwissenschaftlicher Geheimnisse. Die Fragen, die in ihrem köstlichen Briefwechsel hin- und herflattern, gehen nicht nur um die ewig menschlichen Dinge, die zwei Liebende miteinander auszumachen haben. Neben und zwischen all dem lebt bei diesem Liebespaar das Verantwortungsgefühl um das große Weltgeschehen, klingt die Trauer über den Trümmerhaufen, den der Weltkrieg hinterlassen hat, schwingt die bange Frage: „Was nun, Europa?" „Mir ist immer, als würde dieser Leib Europas von einer Art Krebs zerfressen, Verhärtung am lebendigen Gewebe und dann natürlich Zerfall, und die gefährlichen Metastasen werden durch den ganzen Körper geschwemmt!" Oder: „Wie groß ist der Kreis der Männer, der uns ernst nimmt? Und der Frauen, die überhaupt begreifen, um was es geht! Und der Ruf, den wir heute in die Welt hinausjagen sollten, um die ganze Erde herum — der große Warnungsruf der Tiermutter bei Gefahr — wer findet die unmittelbaren Worte und den erschütternden Klang?" Oder: „Warum ist das Gute nicht rasch und energisch und rücksichtslos zielbewußt wie das Böse! Warum läßt es sich immer wieder überholen von diesem auf dem ewigen Langstreckenlauf, warum hat es nicht den langen Atem wie dieses, das blitzschnelle Wahrnehmen aller Chancen, das großartige staying-power? Vor allem den ungeheuren Fleiß! Die Kräfte, die heute wieder in allen Ländern an der Zerstörung arbeiten, an dem Aufhäufen des neuen Brennstoffes, dem Schmieden der neuen Waffen, sind zielbewußter, sind eifriger, ja sind opferbereiter als die Kräfte des Guten, die den Aufbau und den Zusammenschluß und den Einsatz für das gemeinsame Wohl wollen und bejahen."

Heiße Liebe zu Deutschland — und zwar von beiden Seiten — liegt gleich warmen Sonnflecken im dunkelsamtenen Grün des Waldes. „Krank und traurig ist man in Deutschland besser aufgehoben als anderswo", heißt es einmal.

Was ist sonst noch an dem Buch hervorzuheben? Eine erlesene Sprache, der trotz ihrer Kunst aber doch das Unmittelbare, das Ursprüngliche von Briefen eignet. Und — was vielleicht das größte Verdienst der unbekannten Herausgeberin ist —: der Glaube an die Liebe, an die große, die wirkliche Liebe wird in vielen Menschen, alten und jungen, beim Lesen dieser Briefe wieder lebendig werden. A. H.

Albert Schweitzers unter der Überschrift „Von Mensch zu Mensch" zusammengefaßte Sätze sind dem Buche „Verfall und Wiederaufbau der Kultur" (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München, Preis 2,50 Mark) entnommen.

Die Zitate, die in der S.-Z. hie und da eingestreut werden, stammen großenteils aus „Merianbüchern", in der letzten Zeit aus dem Band „Der Ruf" (4. Folge der Merianbücher, Verlag Gerhard Merian, Stuttgart-Degerloch, Preis broschiert 1,35 Mark).

Empfohlen sei:

Kuno Fiedler

Die Stufen der Erkenntnis

Eine Ranglehre

Verlag Georg Müller, München

Preis broschiert 4 Mark, gebd. 6,50 Mark

Der Verlag der Sonntags-Zeitung besorgt Ihnen dieses Buch portofrei, wenn Sie den Betrag auf Postscheckkonto Stuttgart 19844 einzahlen

und Eisbrechern wird ein zuverlässiger Wetterdienst eingerichtet; die Bevölkerung der Küsten oder der Inseln wird oft zu Fischerei- oder Jagdgenossenschaften zusammengeschlossen; die Süßwasser- und Seefischbestände werden aufgenommen usw. usw.

Hier hat sich ein Arbeitsfeld aufgetan, aus dem für die verschiedensten Zweige der Wissenschaft neue Erkenntnisse erwachsen werden. Und hier ist auch ein Land mit neuen wirtschaftlichen Möglichkeiten entdeckt worden.

Hugo Lindemann

Freiheit

Es liegt im Wesen eines staatlichen Neuaufbaus, wie er heut bei uns im Gange ist, daß er auch die uralte Streitfrage des richtigen Verhältnisses zwischen Individuum und Gemeinschaft wieder aufleben läßt. Und so lesen und hören wir denn überall jetzt Auseinandersetzungen über Begriffe wie „Autorität", „Verantwortung", „Zucht" und „Freiheit".

Leicht sind solche Auseinandersetzungen niemals. Sie werden für uns aber noch besonders erschwert durch die Tatsache, daß unser Staat infolge des unseligen Versailler Vertrags gegenwärtig selber ja in gewissem Sinne der Freiheit ermangelt, die die Vorbedingung einer vollkommen unabhängigen Ausgestaltung seines Verhältnisses zum Einzelbürger darstellt. Und darum steht im Vordergrund des Interesses begreiflicherweise noch immer eben die Erringung oder besser: Wiedererringung dieser staatlichen Freiheit, — so sehr, daß manchen dieser dringendsten Aufgabe gegenüber alles individuelle Freiheitsverlangen klein und unerheblich erscheinen will.

Aber dem ist doch nicht ganz so. Denn zwischen dem, was man früher die „Freiheit des Individuums" nannte, und der staatlichen Freiheit besteht, wie die Geschichte lehrt, ja ein inniger Zusammenhang.

Daß die Freiheit des Individuums im gleichen Maße wächst wie die der Gemeinschaft, der es angehört, und daß infolgedessen jeder einzelne ein wohlbegründetes Interesse daran hat, seiner Gemeinschaft eine möglichst weitgehende Unabhängigkeit von äußeren Einflüssen zu sichern, daß wird dabei ohne weiteres schon einleuchten. Indessen auch das Umgekehrte gilt: die kollektive Freiheit befestigt sich ihrerseits wieder in demselben Maße, als die individuelle zunimmt, und das Kollektivum hat darum ein ebenso großes Interesse daran, daß das Individuum so unabhängig wie möglich von äußeren Einflüssen bleibt, wie dieses selbst.

Um das voll zu verstehen, muß man sich freilich erst einmal klar darüber werden, daß Freiheit — sei es kollektive oder sei es individuelle — niemals Selbstzweck ist. Nicht auf die Freiheit wovon, sondern auf die Freiheit wozu kommt es an, wie Nietzsche es gelegentlich ausdrückt. Und das bedeutet: wertvoll und ein erstrebenswertes Gut ist die Freiheit lediglich durch den Zuwachs an Kräften und Fähigkeiten, an schöpferischen Antrieben und Leistungen, für die sie jeweils die Voraussetzung ist.

Unleugbar aber verhält es sich doch so, daß eine Gemeinschaft der Außenwelt gegenüber um so gerüsteter, um so mächtiger, und das heißt eben: um so freier dasteht, je vielseitiger, je eigenartiger, und das heißt eben: je freier ihre Einzelmitglieder sich zu entwickeln vermögen.

Wieviel besser hat sich nicht beispielsweise unser deutsches Volk im letzten Kriege gehalten als etwa das russische! Und welchen Vorzügen verdankte es das? Ohne Zweifel vor allem der Überlegenheit, die ihm die größere individuelle Freiheit seiner Bürger verlieh. Sie gab ihm die Möglichkeit, sich auch schwierigen Lagen rasch und umsichtig anzupassen, und wenn nicht die Übermacht gar zu erdrückend gewesen wäre, es hätte mit dieser Eigenschaft unstreitig den Sieg auch über seine andern Gegner errungen, — so wie es ihn eben über Rußland errang, dessen nur durch die Knute zusammengehaltene Massen sich seiner nicht als ebenbürtig erwiesen.

Aber es kommt noch ein fernerer, mehr psychologischer Umstand hinzu. Menschen, die beständig im vollen Genusse individueller Freiheit gelebt haben, werden sich viel kraftvoller gegen eine Versklavung ihrer Gemeinschaft wehren als solche, für die die Fremdherrschaft nichts als einen Wechsel in den Personen ihrer Fronvögte bedeuten könnte.

„Mit Sklaven kann man keinen Freiheitskrieg führen", hat der Pädagoge Kurt Rössel einmal gesagt. Und dieses schöne, echt deutsche Wort ist dem Sinne nach tatsächlich ja immer schon ein Leitstern unserer großen deutschen Staatsmänner gewesen. Ohne die Befreiung des preußischen Bauern von dem Druck der Leibeigenschaft keine Freiheitskriege und ohne die Befreiung des deutschen Bürgertums von dem Druck der Reaktionszeit kein einiges deutsches Reich.

Kollektive und individuelle Freiheit sind, weit entfernt davon, Gegensätze zu sein, vielmehr auf die Dauer nur mit einander verbunden denkbar. Und mit einander verbunden werden sie auch im neuen deutschen Staate die feste Grundlage eines starken und fruchtbringenden Gemeinschaftslebens bilden.

Kuno Fiedler

Frei sein, heißt nicht: tun dürfen, was du möchtest, sondern tun wollen, was du mußt; darum achte, daß du draußen wie drinnen keinen Herrn über dein Gewissen habest! Schäfer

Wo viel Freiheit ist, ist viel Irrtum; doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht. Schiller

Demut und Ehrfurcht vor dem Ewigen ist das Beste am Menschen. Das macht die Seele frei, still und hochgemut. Frenssen

Es ist schöner zu knien als sich herabzubeugen. Arnim

Kleine Verspätung

Die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 76) läßt sich aus Stuttgart folgenden Straßenbahn-Vorfall berichten:

„Wir fuhren auf einer der schönen Aussichtslinien den Berg hinauf. Plötzlich bemächtigte sich einer mitfahrenden Frau, die ein etwa 5 Jahre altes Kind bei sich hatte, große Unruhe. Sie drängte zum Schaffnerstand und machte Miene, mit dem Kinde aus dem fahrenden Zuge zu springen. Der gemütliche Schaffner fragte, was denn los sei, und erhielt den schüchternen Bescheid, dem Kinde sei nicht gut, es müsse etwas besorgen. Darauf der Schaffner: „Deswege brauchet Se net aus der Bah' raus'springe und die Fahrt unterbreche, gleich da obe halte mer, na b'sorget Ihr Euer G'schäft und mir wartet, bis Ihr fertig seid; natürlich a bisle fix." In der Tat hielt an der nächsten Haltestelle der Zug, Mutter und Kind begaben sich in das Dickicht. Der Zug wartete inzwischen ruhig, bis alles erledigt war. Dann fuhren wir weiter auf die Höhe und der Schaffner notierte in sein Meldebuch: „2,5 Minuten Verspätung wegen eingetretener Hindernisse."

Von Mensch zu Mensch

Der letzte Entscheid über die Zukunft einer Gesellschaft liegt nicht in der größeren oder geringeren Vollendung ihrer Organisation, sondern in der größeren oder geringeren Wertigkeit ihrer Individuen. Das Wichtigste und Unerforschlichste in der Geschichte sind die unscheinbaren, allgemeinen Veränderungen, die im Eigensein der Vielen vor sich gehen. Sie sind die Voraussetzung der Geschehnisse.

◆

Wo die Kollektivitäten stärker auf den Einzelnen einwirken, als er auf sie zurückwirkt, entsteht Niedergang, weil damit die Größe, auf die alles ankommt, die geistige und sittliche Wertigkeit des Einzelnen, notwendigerweise beeinträchtigt wird. Es tritt dann eine Entgeistigung und Entsittlichung der Gesellschaft ein, durch die sie unfähig wird, die sich ihr stellenden Probleme zu verstehen und zu lösen.

◆

Die große Revision der Überzeugungen und Ideale, in denen und für die wir leben, kann sich nicht so vollziehen, daß man in die Menschen unserer Zeit andere, bessere Gedanken hineinredet als die, die sie haben. Sie kommt nur so in Gang, daß die Vielen über den Sinn des Lebens nachdenkend werden und ihre Ideale des Wirkens und des Fortschritts danach orientieren, revidieren und erneuern, ob sie im Sinne, den wir unserm Leben geben, sinnvoll sind.

◆

Wie Hohn klingt es, wo die Völker sich in so mannigfacher Zerrüttung befinden, wo Volksleidenschaften und Volkstorheiten eine solche Stärke und einen solchen Umfang erreicht haben, wo hier Arbeitslosigkeit und dort Verarmung und Hunger herrschen, wo Macht allenthalben in der Welt in der schamlosesten und sinnlosesten Weise mit Machtlosen verfährt, wo die Menschheit in jeder Art aus den Fugen geht, etwas so Entlegenes wie Rückkehr zum Nachdenken über den Sinn des Lebens zu fordern. Aber nur in solchem Nachdenken der Menschen können Kräfte entstehen, die etwas gegen diese Störungen und dieses Elend vermögen. Was man sonst noch versucht, sind Maßnahmen mit zweifelhafter und ganz unzulänglicher Wirkung.

Wenn im Frühjahr das welke Grau der Wiesen dem Grün Platz macht, so geschieht dies dadurch, daß Millionen von Trieben aus den Wurzeln neu sprossen. Also auch kann die Gedankenerneuerung, die für unsere Zeit kommen muß, auf keine andere Weise zustande kommen, als daß die Vielen ihre Gesinnungen und Ideale aus dem Nachdenken über den Sinn des Lebens und den Sinn der Welt neu gestalten.

◆

Selbst wenn das wiedererwachende Denken nur zu unfertiger und unbefriedigender Weltanschauung gelangen sollte, so wäre diese, als die Wahrheit, zu der wir uns hindurchgearbeitet haben, dennoch wertvoller als Weltanschauungslosigkeit oder irgend eine autoritative Weltanschauung, die wir wegen ihres inneren Wertes mit Übersehung der Forderung des Denkens aufrecht erhalten, ohne uns ihr wirklich hinzugeben.

Anfang alles wertvollen geistigen Lebens ist der unerschrockene Glaube an die Wahrheit und das offene Bekenntnis zu ihr. Auch die tiefste religiöse Erkenntnis liegt nicht außerhalb des Denkens, sondern muß aus ihm hervorgebracht werden können, wenn es nur tief in sich selbst geht.

◆

Wenn das Denken sich auf den Weg macht, muß es auf alles gefaßt sein, auch darauf, daß es beim Nichterkennen anlangt. Aber selbst wenn es unserm Willen zum Wirken beschieden sein sollte, endlos und erfolglos mit der Nichterkenntnis des Sinnes der Welt und des Lebens ringen zu müssen, so ist diese schmerzliche Ernüchterung für ihn dennoch besser als das Verharren in Gedankenlosigkeit. Denn schon diese Ernüchterung bedeutet Läuterung.

◆

Vielleicht ist das Fundament der Weltanschauung, der Welt- und Lebensbejahung anders zu legen, als man es bisher legen wollte. Das bisherige Denken gedachte den Sinn des Lebens aus dem Sinn der Welt zu verstehen. Es kann sein, daß wir uns darein schicken müssen, den Sinn der Welt dahingestellt sein zu lassen und unserm Leben aus dem Willen zum Leben, wie er in uns ist, einen Sinn zu geben. A. Schweitzer

Die Abkürzungen

Der Reichsarbeitsminister tritt dem häufigen Gebrauch von Abkürzungen und Buchstabenwörtern in einer Verfügung entgegen, in der er bestimmt, daß in den amtlichen Verlautbarungen für den inneren Dienst nur noch die in den Geschäftsordnungen usw. amtlich festgelegten, im Verkehr der Behörden bekanntgewordenen und erprobten Abkürzungen anzuwenden seien. Selbst von diesen Abkürzungen sei aber künftig möglichst wenig Gebrauch zu machen. Die Schaffung neuer Abkürzungs- und Buchstabenwörter, besonders als Namen für Amtsstellen usw., solle künftig grundsätzlich unterbleiben.

Im amtlichen Verkehr mit Privatpersonen seien Abkürzungen auch dann zu vermeiden, wenn gegen die Anwendung im inneren Behördendienst keine Bedenken bestünden. Von der Verwendung von Abkürzungen nach außen seien insbesondere auszuschließen: „Rafa" (Reichsversicherungsanstalt für Angestellte), „Oeffa" (Deutsche Gesellschaft für öffentliche Arbeiten), „Debokulag" (Deutsche Bodenkultur AG), „Baubo" (Deutsche Bau- und Bodenbank AG), „Alu" (Arbeitslosenunterstützung), „Kru" (Krisenunterstützung), „Ir" (Invaldenrente), „Krabula" (Krankenbuchlager), „Stola" (Standortlazarett), „Afu" (Ausführungsbehörde für Unfallversicherung), „Krista" (Kriegsstammrollen-Auszug), „Mula" (Mannschaftsuntersuchungslisten-Auszug), „HKB" (Hauptkrankenbuch-Auszug), „Trupka" (Truppenkrankenbuch-Auszug).

Amerikanischer Humor

Drücke mich erst, wenn ich dein bin.

(Plakat an einem Früchteladen)

Hohe Absätze wurden von einer Frau erfunden, die auf die Stirn geküßt worden war. (Readers Digest)

Die Versendung von Neujahrswünschen hat in diesem Jahre in Japan unerhörten Umfang angenommen, schreiben die japanischen Zeitungen. Nun, es ist ganz in der Ordnung, daß sich die Japaner Glück für dieses Jahr wünschen. Sie werden es brauchen können.

(Washingtoner Staatszeitung)

Der Prinz von Wales ist zum Admiral, General und zum Marschall der britischen Luftflutte ernannt worden. Ein Beweis, daß ein begabter junger Mann auch heutzutage noch durch Fleiß und Beharrlichkeit in der Welt vorwärtskommen kann.

(Abendpost Chicago)

Kleinigkeiten

Großstadt. In Berlin NO hat eine Frau in einer Kellerwohnung ihre drei Kinder verhungern lassen. Die Familie ihres Bruders, also des „Onkels" der Kinder, die im gleichen Hause wohnt, nur auf der anderen Seite des Flurs, hat überhaupt nichts davon gemerkt.

Hafermotore. Der Meinung, das Pferd als Zugtier stehe auf dem Aussterbeetat, scheint die Tatsache zu widersprechen, daß es heute in Berlin 43 000 „Hafermotore" gibt, gegen 41 000 vor dem Krieg. Für viele Betriebe ist nämlich das Pferd wirtschaftlicher als der Kraftwagen.

Lockruf des Goldes. Der „Westdeutsche Beobachter" teilt mit, daß nach bisher nicht dementierten Nachrichten nach Hollywood verpflichtet worden sind: Willy Forst, Paula Wessely, Martha Eggert, Hermann Thimig und Jan Kiepura. Das Blatt fragt bei dieser „Landflucht deutscher Filmkünstler": „Ist das der Dank an Deutschland?"

Die Nase voll. Die berühmte französische Filmschauspielerin Annabella, die aus Amerika zurückkehrte und in Cherbourg an Land ging, antwortete den wißbegierigen Reportern: „Was ich von Hollywood halte? Der größte Bluff aller Zeiten! Ich bin nur froh, diesem tristen Nest entflohen zu sein!"

Gegen das steife Hemd. Auf Anregung des bayrischen Staatsministers Esser ist in München beschlossen worden, zunächst auf den Veranstaltungen im Fasching und auf den kommenden Künstlerbällen das unbequeme steife Frackhemd durch ein Oberhemd mit weicher glatter Brust und festsitzendem weichem Umlegekragen mit sehr langen Ecken zu ersetzen. Dieses Hemd soll Eleganz mit Bequemlichkeit verbinden.

Aus Papier. In Paris hat eine Modefirma einen Pelz auf den Markt gebracht, der aus Papierfaser besteht. Er soll nicht nur wetterbeständig, wasserdicht und von leidlichem Aussehen sein, sondern auch wärmen. Das Letztere ist durchaus wahrscheinlich.

Praktische Theologie. In Streitberg in der Fränkischen Schweiz verkündet eine Tafel: „Christliches Erholungsheim „Golgatha" ist das ganze Jahr geöffnet, bietet Ruhe und Erholung allen Erholungsbedürftigen nach Seele und Leib. Gute bürgerliche Küche, mäßige Preise."

Also doch. Die Erbin des in Amerika verstorbenen Sträflings Alfons Stephani ist nach der „Berliner Morgenpost" (Nr. 38) nun doch die Stadt Frankfurt am Main, nicht Frankfort (Maine).

Erinnerungen. Wie die italienische Zeitschrift „L'Ala d'Italia" („Der Flügel Italiens") verrät, plant die italienische Regierung bei der Zweitausend-Jahrfeier für Kaiser Augustus einen Flug über den von den Römern angelegten Grenzwall in Deutschland, den sogenannten Limes. Der Flug soll von Rom aus über 14 000 km an den Grenzen des alten römischen Imperiums hinführen.

Ein Geriebener. Vor der Göttinger Großen Strafkammer ist dieser Tage ein Mann zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt worden, der (nach der „B.Z. am Mittag") das Kunststück fertig gebracht hatte, im Gerichtsgefängnis zu Hannover mit einem Kauflustigen im Beisein eines Anwalts einen Kaufvertrag über das Haus Obere Masch 9 in Göttingen abzuschließen. Das Haus ist das Göttinger Gerichtsgefängnis.

Der Tunnel. Wie sich die „Leipziger Neuesten Nachrichten" aus Madrid melden lassen, soll der Bau des Tunnels unter der Meerenge von Gibraltar schon im nächsten Jahre in Angriff genommen werden und im Jahre 1940 beendet sein. Der Tunnel wird 32 km lang sein und 100 m unter dem Meeresgrund liegen.

Vogelmord. In Belgien werden alljährlich in der Zeit vom 1. Oktober bis Mitte November 5—6000 Konzessionen zum Vogelfang erteilt. Im letzten Jahr sind rund 9 500 000 Vögel gefangen und getötet worden. (Die Italiener sind also nicht die einzigen Vogeljäger.)

Arbeitslose Elefanten. In englischen Zeitungen werden neuerdings Arbeits-Elefanten zum Kauf angeboten, da sie in Indien, auf Ceylon usw. immer mehr vom Lastwagen verdrängt werden. Es heißt da u. a.: „Elefanten sind zuverlässig, stärker als Lastwagen ... Ihre Lebensdauer ist größer als die eines Traktors. Sie sind treu und haben viele edlen Züge ... Wir sind in der Lage, Elefanten zu liefern, die die Verkehrsregeln der Städte vollkommen beherrschen."

Eine Idee. Der arbeitslose James Daley in New York kam auf den Gedanken, fremde Hunde spazieren zu führen. Er wandte sich an Hundebesitzer, die dazu keine Zeit haben, und hatte in kurzer Zeit denkbar größten Erfolg. Er hat jetzt ein großes Büro, hunderte von Angestellten und ein schönes Bankkonto.

Schlaue Sache. Wie die Berliner „Nachtausgabe" zu berichten weiß, hat ein australischer Schirmfabrikant mit der metereologischen Station in Canberra (die ihre Wettervoraussagen in fast allen australischen Zeitungen veröffentlicht) insgeheim einen Vertrag abgeschlossen, wonach für bestimmte Zeiten schlechte Wetternachrichten durchgegeben werden sollen; die Reklame der Firma solle dadurch wirksamer gemacht werden.

Ein Protz. Wie die „Leipziger Neuesten Nachrichten" berichten, läßt sich ein Getreidehändler in Chicago, W. N. Nennet, das „kostbarste Flugzeug der Welt" bauen. Die Kabine soll mit Gold und Silber buchstäblich austapeziert sein. Das Flugzeug wird mit 2,5 Millionen Dollars versichert werden.

Teetrinker. Es hat sich feststellen lassen, daß die Engländer dreimal so viel Tee trinken als die Amerikaner. Aber der englische Vorsprung wird noch größer, wenn man Frankreich und Italien zum Vergleich heranzieht. Die Engländer trinken in drei Tagen so viel Tee als das französische Volk in einem Jahr, und sie trinken an einem Nachmittag mehr Tee als die Italiener in 12 Monaten.

Künstlicher Tee. Ein Chemiker in London hat eine Masse hergestellt, deren Zusammensetzung er geheimhält. Nur soviel hat er verlauten lassen, daß ein Körnchen dieses Präparats, in heißem Wasser aufgelöst, eine Tasse besten chinesischen Tees ersetzt, — selbst Kenner vermöchten keinen Unterschied zu entdecken. (Machen wir ein Fragezeichen dahinter.)

Gedeckter Tisch. Ein englischer Naturforscher hat beobachtet, wieviel Nahrung eine Spinne täglich zu sich nimmt. Bei gleichem Appetit müßte im Verhältnis zum Körpergewicht ein Mann von 180 Pfund zum Frühstück ein ganzes Kalb, zum Mittagessen ein Kalb und fünf Hammel und zum Abendessen zwei Kühe, acht Hammel und vier Schweine verzehren.

Neuester Sport. In Kalifornien hat man kürzlich eine Seifenblasenkonkurrenz veranstaltet. Es ging um die größte Seifenblase mit längster Lebensdauer. Die Siegerin brachte eine Blase zustande, die 75 Zentimeter Durchmesser hatte und rund 12 Minuten in der Luft schwebte. Sie bekam sogleich ein Engagement ins Varieté.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 240 78, Postscheckkonto Stuttgart 108 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 4. Quartal 1934: 4050

Opfert für die Winterhilfe!

Stuttgart, 24. Februar 1935 16. Jahrgang, Nr. 8

Die Sonntags-Zeitung

Dilemma

Die letzte Nummer der „Schule der Freiheit" (einer „unabhängigen Wochenschrift für organische Gestaltung von Kultur, Gesellschaft und Wirtschaft", Herausgeber: Otto Lautenbach, 2. Jahrgang, Heft 31) beschäftigt sich in zwei Aufsätzen mit dem Einfluß der Technik auf die Wirtschaft und tritt dabei den maschinenstürmerischen Tendenzen entgegen, die heutzutage gelegentlich zu beobachten sind.

Die „Schule der Freiheit" geht von der in ihr vertretenen Grundanschauung aus, daß die Ursache der Wirtschaftskrisen lediglich in der Währungspolitik zu suchen sei: sobald das Geldhamstern aufhöre, sobald der Austauschapparat der Wirtschaft „einwandfrei" gestaltet werde — durch Einführung eines Geldes mit Zwangsumlauf —, werde die Technik bei ihren arbeitsparenden Neuerfindungen keine Vorwürfe mehr zu befürchten brauchen. Da der Bedarf der Menschen unendlich sei, werde es dann keine Arbeitslosigkeit mehr geben, denn jede Verbesserung des technischen Apparats werde dann belebend wirken, werde neue Arbeitsmöglichkeiten an anderer Stelle auftauchen lassen. „Den Beweis liefert uns", schreibt German Sickinger in seinem Aufsatz „Prügelknabe Technik", „die mit der Entwicklung der Technik gleichlaufende Vermehrung der Bevölkerung. Ohne Rationalisierung könnten auf dem Gebiete des Deutschen Reiches keine 65, ja noch nicht einmal 5 Millionen Menschen ernährt werden."

Diese letzte Behauptung geht etwas zu weit, denn vor hundert Jahren, als es noch keine Technik im heutigen Sinne und keine „Rationalisierung" gab, lebten in Deutschland immerhin etwa 25 Millionen Menschen; und auch heute noch könnten wahrscheinlich die vorhandenen 66 Millionen ohne Rationalisierung ernährt, bekleidet und behaust werden, wenn sie sich damit abfinden würden, sehr bescheiden zu leben, etwa so wie die Chinesen, die es fertig gebracht haben, ohne Maschinen und ohne Ausfuhr noch dichter zu siedeln als die Europäer sogar in Sachsen oder in Belgien.

Eine Rückkehr zu solcher Primitivität wird nun freilich bei uns niemand im Ernste verlangen wollen; im Gegenteil: wir sind bestrebt, den Lebensstandard von heute nicht bloß zu halten, sondern zu erhöhen, indem wir dafür sorgen, daß die Annehmlichkeiten des Daseins, die wir der Maschine verdanken, immer breiteren Schichten der Bevölkerung zu gute kommen.

An der Technik fehlt es hiebei jedenfalls nicht. Technische Schwierigkeiten, in Deutschland etwa jeden Haushalt mit Elektrizität, mit Wärme, mit gesunden Wohnräumen, mit Wäsche und Kleidern, mit arbeitsparenden Geräten, mit genügend Lebensmitteln zu versehen, bestehen nicht. Es fehlt nicht an der Technik, sondern an der Verteilung; und ohne Zweifel ist unser Geldwesen, so wie es heute ist, auch eines der Hindernisse, die eine richtige Verteilung der Güter erschweren. (Aber nicht das einzige, und nicht das entscheidende.)

In seinem Aufsatz „Technik, Überproduktion, Wirtschaftskrise" in der angeführten Nummer der „Schule der Freiheit" kommt Klaus Brinken dem Kern der Sache ziemlich nahe, indem er schreibt: „Wenn eine Maschine in der Lage ist, in der gleichen Zeit mit Hilfe eines Arbeiters die Arbeit von bisher fünf Arbeitern zu leisten, so werden vier Arbeiter brotlos. Daran zu denken, nunmehr könnten die Menschen bei gleicher Arbeitsleistung fünfmal so gut leben, kommt anscheinend keinem in den Sinn." Das ist zwar eine Konstruktion im luftleeren Raum, und es wäre vielleicht vorsichtiger gewesen zu sagen: könnten die Menschen mit einem Fünftel der Arbeitsleistung ebensogut leben, — aber jedenfalls ist in diesem Satz der Sinn der Maschine richtig erfaßt. Der Sinn der Maschine ist nicht: Arbeitslosigkeit hervorzurufen, sondern: Arbeit zu sparen. Daß Arbeitsersparung in unserem Wirtschaftssystem Arbeitslosigkeit bedeutet, dafür kann die Maschine und können die Techniker nichts.

Klaus Brinken zitiert in seinem Aufsatz im Weiteren das kürzlich in der S.-Z. aufgeführte Beispiel von der Rasierklingenmaschine und dem Wolfram-Karbidstahl, zwei Erfindungen, die es ermöglichen würden, mit Hilfe einer einzigen Maschine, die nur ein einziges Jahr im Betrieb wäre, die Welt auf sechzig Jahre mit unverwüstlichen Rasierklingen zu versorgen.

Er stellt sich die Entwicklung bei Einführung einer solchen Maschine nach dem bekannten Rezept der liberalen Wirtschaftstheorie, das leider nicht stimmt, folgendermaßen vor: Der Fabrikant, der die Maschine in Gebrauch nimmt (und den, was noch zu erwähnen ist, die Herstellung einer Klinge etwa ein Fünftel teurer kommt als mit den bisherigen Hilfsmitteln), wird zunächst einen Fantasiepreis von drei Mark statt fünfzig Pfennig (in Wirklichkeit ist, nebenbei gesagt, der heutige Fabrikpreis einer guten Rasierklinge höchstens fünf Pfennig) verlangen. Er wird diesen Preis eine Zeitlang halten können. Dann wird die auftretende Konkurrenz ihn zwingen, den Preis herabzusetzen. Die alten Rasierklingenfabriken, die nicht mit der neuen Maschine arbeiten, werden zugrunde gehen, aber die Rasierklingenkäufer werden mit dem Geld, das sie künftig sparen, Nachfrage an anderer Stelle der Wirtschaft entfalten, so daß dort neue Belebung auftritt und der Ausfall in der Rasierklingenindustrie kompensiert wird. „Aus diesem Grunde kann keine Arbeitslosigkeit entstehen, und von Überproduktion zu reden ist sinnlos, weil der Bedarf der Menschen unendlich ist."

In Rasierklingen, die sechzig Jahre halten, ist der Bedarf jedenfalls nicht unendlich, und deshalb wird der Über-Rasierklingenfabrikant samt etwa auftretenden Konkurrenten schließlich seine Bude wieder zumachen müssen, wenn alle erreichbaren Kunden versorgt sind — oder er wird nur eine Woche im Jahr arbeiten lassen und seine Maschine dann wieder gut einfetten und zudecken. In anderen Branchen wird es aber nicht viel anders gehen, und auch mit Schwundgeld wird nicht zu helfen sein, sogar nicht bei unendlichen Bedürfnissen, wenn es nicht gratis verteilt wird. Aber warum soll man dann nicht lieber gleich die Waren selber verteilen?

Kehren wir auf den Boden der Wirklichkeit zurück. Wir haben oben gesagt, daß die Versorgung Deutschlands mit allen notwendigen Gütern und noch etwas mehr technisch keine Schwierigkeiten biete. Bloß eines dürfen wir hiebei nicht vergessen: wenn wir den heutigen Standard aufrecht erhalten oder ihn noch verbessern wollen, so sind wir auf die Einfuhr von Rohstoffen und von Nahrungsmitteln angewiesen, die wir durch Ausfuhr von Fabrikaten bezahlen müssen. Weder die vollkommenste Technik noch eine einwandfreie Währung kann auf dem deutschen Boden mehr wachsen lassen als ihm zu tragen gefällt. Die Ausfuhr ist aber bei der fortschreitenden Industrialisierung der ganzen Welt — „Schlote rauchen im Urwald!" — ein Objekt steigenden scharfen Konkurrenzkampfs unter den Völkern und deshalb vorläufig ein bleibender Unsicherheitsfaktor, auf den sich keine festen Rechnungen auf lange Sicht aufbauen lassen.

Zwar wird eine hohe industrielle Qualitätsleistung uns noch auf lange einen gewissen Vorsprung vor anderen Ländern verschaffen, aber wir werden gleichzeitig bemüht sein müssen, unsere Ausfuhrpreise so niedrig als möglich zu halten. Wenn wir unsere Lebenshaltung nicht herabdrücken lassen wollen, so bleibt uns in diesem Fall nichts anderes übrig, als unseren technischen Apparat aufs äußerste auszunützen. Je höher aber der Wirkungsgrad einer Maschine ist, je vollkommener in technischer Hinsicht eine Fabrik dasteht, desto schlechter verträgt sie es stillzustehen, desto weniger darf sie den Zufällen der Marktwirtschaft preisgegeben und desto weniger darf der Betrieb mit dem Leerlauf der Konkurrenzwirtschaft belastet sein.

Wir werden also aus rein wirtschaftlichen (nicht etwa irgendwelchen außerwirtschaftlichen) Gründen wahrscheinlich über kurz oder lang gezwungen sein, die Formen unserer heutigen Wirtschaft einer gewissen Revision in Richtung auf größere Planmäßigkeit und besseres Zusammenarbeiten zu unterziehen. Zwar muß dabei vielleicht auf manche liebe Gewohnheit, sagen wir ruhig: auf ein Stück Freiheit verzichtet werden. Aber es ist nun einmal so auf der Welt, daß man nichts umsonst und nicht zwei sich ausschließende Dinge auf einmal haben kann. Wir haben die Wahl, auf den Stand von 1835 (wenn nicht einen noch früheren) zurückzukehren oder ein großes Volk auf hoher Zivilisationsstufe zu sein.

Im letzten Fall müssen wir wohl oder übel darauf verzichten, daß jeder tun darf was er will, und müssen umsomehr an Ordnung und Pflicht auf uns nehmen, je enger wir aufeinander sitzen.

× × ×

... Zu allen Zeiten hat Deutschland ein verhältnismäßig hohes Lohnniveau gehabt, weil es einen verhältnismäßig hohen Lebensstandard besaß. Wollte das deutsche Volk auf die von der Allgemeinheit getragenen Einrichtungen einer hochstehenden Kultur verzichten, so würde es sich selbst aufgeben. Und da wir uns selbst nicht aufgeben wollen, ... so müssen wir alle jene Ratschläge ablehnen, die darauf hinauslaufen, durch Herabsetzung unserer Lebenshaltung eine billigere Konkurrenz auszuüben ...

Dr. Schacht (18. Februar 1935)

In Ägypten (ohne Wüste) wohnen 410 Menschen auf dem Quadratkilometer, in der chinesischen Provinz Kiangsu 360, in Sachsen 340, in Belgien 260; in ganz Deutschland 140, in Frankreich 80, in USA 15, in Rußland 7.

Nomaden und Bauern

In der Zeitschrift „Die Welt als Geschichte" gibt Oswald Spengler in einem Artikel „Zur Weltgeschichte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends" eine geschichtsfilosofische Deutung des Nomadentums:

„Der Sinn der Seefahrt war damals der gleiche, der er immer geblieben ist: das selbstherrliche Umherschweifen, das Wandern auf den „feuchten Pfaden des ruhelosen Meeres" nach einem schöneren und reicheren Leben ohne sklavische Arbeit, die Wahl der Heimat, die für den Bauern die wahllos ererbte Scholle bleibt und die hier durch die freie Bewegung und den freien, größeren Horizont des Lebens erst gesucht und gefunden wird, bis zuletzt das Schiff, das Meer selbst zur Heimat wird. Hier meldet sich aus Urzuständen der menschlichen Seele die Tatsache, daß der Mensch von Natur ein schweifendes Raubtier war, ehe er sich in seiner eigenen Kultur verfing, wo jede neue Ausdrucksform des Lebens eine neue Fessel wurde. Die Weltgeschichte ist von beweglichen Stämmen, nicht vom seßhaften Bauerntum, sondern gegen dieses gemacht worden. Die freie Ebene und das freie Meer haben die Schöpfer der Völker und Staaten und die großen Täter hervorgebracht. Das Bauerntum erleidet Geschichte, die darüber hinweggeht, der Reiter und der Seefahrer machen sie und verzehren sich an ihr. Die Tragödie der menschlichen Geschichte wird von den Geschöpfen des freien Raumes gespielt, die sich der Sklaverei der fruchtbaren Erde entzogen haben. Die politische Landkarte zeigt das Ergebnis."

Kleine Chronik

Deutscher Außenhandel im Januar: 404 Millionen Mark Einfuhr, 299 Millionen Mark Ausfuhr; Einfuhrüberschuß: 105 Millionen.

Italien hat eine militärische Expedition nach Ostafrika in Marsch gesetzt.

Der chinesische Diktator Marschall Tschiangkaischek hat eine Reise nach Tokio unternommen, der große politische Bedeutung beigemessen wird.

Das Weiche siegt über das Starke, das Sanfte über das Grobe, das Wasser über den Stein. Alter chinesischer Spruch

Weich und zart, so wird der Mensch,
Hart und stark stirbt er.
Schwank und zart, so keimt der Baum,
Starr und stark stirbt er. Laotse

Wo alle hassen, da muß man prüfen; wo alle lieben, da muß man prüfen. Kungfutse

Vor Kungfutse lehrte ein Chinese, Moti, die Feindesliebe. Der Meister warnte vor dieser Lehre, da sie notwendig zur Heuchelei führe. „Und wie soll man den Feind behandeln?" fragte darauf ein Schüler. Kungfutse sagte: „Mit Geradheit."

Notenbanken

Von Fritz Werkmann

Die Notenbanken stehen meist nicht im Brennpunkt des öffentlichen Interesses. Die Reden eines Staatsmannes, der Anblick einer marschierenden Truppe, ja die Muskeln eines Berufsboxers und die Garderobe einer Filmschauspielerin beschäftigen die Fantasie vieler Menschen weit mehr als die nüchterne, im Hintergrund sich abspielende und oft schwer durchschaubare Tätigkeit der Notenbanken. Eine Ausnahme bilden die Zeiten einer deutlich sichtbaren und spürbaren Inflation oder Deflation (Aufblähung oder Schrumpfung der umlaufenden Notenmenge). In ihnen wird dann plötzlich den Notenbankpräsidenten für Alles und Jedes die Schuld in die Schuhe geschoben.

In dem chaotischen Meinungswirrwarr, das sich als nationalökonomische Wissenschaft vorzustellen pflegt, sind die verschiedensten Ansichten über die Rolle und die Wirkungsmöglichkeiten der Notenbanken vertreten.

Am wenigsten Handlungsfreiheit erkennen ihnen die geradezu „überliberalen" Konstatierungs-Theoretiker zu. Sie meinen, die Rolle der Notenbanken könne nur rein passiv sein; sie könnten lediglich den Zinssatz feststellen (konstatieren), der sich auf dem freien Markt bildet.

Die größte Aufgabe stellten den Notenbanken jene amerikanischen Nationalökonomen, die noch vor wenigen Jahren von der Tätigkeit der amerikanischen Notenbanken die dauernde Erhaltung der Hochkonjunktur erhofften. Ein hehres Ziel: die kapitalistische Einkommensverteilung aufrechtzuerhalten, aber ohne deren unliebsame Folge: die Krisen! Jene Nationalökonomen meinten: Um die Krise zu verhüten, komme alles darauf an, ein Sinken des Preisstandes zu vermeiden; das aber könne man durch Ausgabe von genügend viel Banknoten. Durch geschickte Handhabung der Notenausgabe könne man also, so hofften sie, die Hochkonjunktur für immer sichern. — Der Sprung über die Schranken, die die kapitalistische Wirtschaft ihrer Ausdehnung immer wieder durch die Konsumbeschränkung der Massen setzt, ist auch nach diesem neuesten amerikanischen Rezept nicht gelungen. Aus dem Sprung über die kapitalistischen Schranken wurde ein Sprung in einen nur um so tieferen kapitalistischen Abgrund. Denn die Erhaltung des Preisstandes — trotz Kostensenkung durch Rationalisierung im größten Maßstab! — hat die Massen erst recht verhindert, einen zur Erhaltung der Konjunktur ausreichenden Anteil des Produkts zu kaufen.

Die Wahrheit über die Notenbanken liegt in der Mitte zwischen diesen beiden scharf entgegengesetzten Ansichten. Die Notenbanken sind zwar nicht in der Lage, die Krisen zu verhüten. Wohl aber können sie benutzt werden, um den Aufschwung aus der Krise zu beschleunigen. Freilich: die beste Notenbankpolitik dieser Art hat nur dann Erfolg, wenn auch sonst die Vorbedingungen zum Konjunkturaufschwung gegeben sind. Denn selbst der niedrigste Zinsfuß veranlaßt keinen Unternehmer, sich Geld zu leihen zum Zweck der Erweiterung seiner Produktion, wenn er keine Käufer für das vermehrte Produkt sieht.

Experimente in den USA

In den ersten Krisenjahren kauften die amerikanischen Notenbanken in größtem Umfang den privaten Banken Staatspapiere ab. Bis Mitte 1932 für 1,8 Milliarden Dollar (damals 7,5 Milliarden Mark)! Jene Privatbanken erhöhten dadurch ihre Barreserven. Auf den Barreserven sind ihre Ausleihungen aufgebaut. Je größer die Barreserven, um so größer können ihre Ausleihungen sein; um so größer waren sie tatsächlich vor der Krise. Also schloß man: wenn wir die Barreserven der Banken verstärken, dann werden sie auch mehr ausleihen, und das wird die Wirtschaft ankurbeln.

Der erhoffte Erfolg blieb völlig aus. Die Banken wurden in der Öffentlichkeit beschimpft: sie sabotierten die Wirtschaftspolitik der Regierung und beschränkten ihre Ausleihungen übermäßig. Das Schimpfen auf die Banken war in diesem Fall völlig unberechtigt. Sie wären froh gewesen, am Ausleihen Zinsen zu verdienen. Die Beschränkung kam einfach daher, daß wenige Unternehmungen etwas leihen wollten, weil wenige mit geliehenen Summen etwas anzufangen wußten. Das Experiment Nr. 1 ging also erfolglos aus.

Experiment Nr. 2 ist noch im Gang: da Private auch bei niedrigem Zinsfuß keine Darlehen wollten, nahm sie der Staat. Seine Anleiheausschreibungen hatten Rekorderfolge. Anfang Dezember wurden z. B. eine neue Anleihe von 450 Millionen Dollar zu 3 1/8 Prozent mit 15—18jähriger Laufzeit und 450 Millionen Dollar 1 3/8 Prozent tragende Schuldscheine mit einer Laufzeit von 1 1/2 Jahren zur Zeichnung aufgelegt. Gezeichnet wurden insgesamt 5,4 Milliarden Dollar, sodaß nur ein Bruchteil der Geldgeberwünsche befriedigt werden konnte. Da private Kreditnehmer sich nicht melden, drängen die Ersparnisse zum Staat. Dieser nimmt sie, in der Hoffnung, damit die ökonomische Maschine anschieben zu können, bis sie von selber weiter läuft.

Die Notenbanken sind in den USA an dem Experiment Nr. 2 nicht unmittelbar beteiligt. Doch haben sie gut vorgearbeitet, dadurch daß sie die Banken flüssig gemacht haben gelegentlich der Durchführung des Experiments Nr. 1. Aber sie haben durch diese freigebige Kreditpolitik gleichzeitig bewirkt, daß die Preise längst nicht so stark fielen wie die Löhne, daß die Massenkaufkraft also sank. Und damit haben sie die Schaffung einer wichtigen Vorbedingung der Erholung verhindert.

Stetiger Kurs in England

In England genügte 1932 der Aufkauf weit geringerer Mengen Staatspapiere, um den Markt zu verflüssigen. Die Notenbank wandte dafür 30 Millionen Pfund auf (damals rund 400 Millionen Mark). Die Barreserven der Banken stiegen um diesen Betrag, ihre Ausleihungen aber um das Zehnfache. Die dadurch beschleunigte Zinssenkung auf dem Markt der kurzfristigen Anlagen (dem sogenannten Geldmarkt) sprang ziemlich rasch auf den Markt der langfristigen Anlagen (den sogenannten Kapitalmarkt) über. Der Vorgang

war der übliche: Weil der Zinssatz, den man bei kurzfristiger Ausleihung erzielen konnte, gar zu niedrig wurde, wandten sich viele Mittel dem Kapitalmarkt zu. Die Kurse der langfristigen Anleihen stiegen daher. Schon im Sommer 1932 gelang die freiwillige Konversion von 2 Milliarden Pfund Sterling Kriegsanleihe von 5 auf 3½ Prozent. Danach ging der Privatdiskontsatz, zu dem Gelder kurzfristig (bis zu drei Monaten) ausgeliehen werden, bis auf ¾ Prozent (jährlich!) zurück. Infolgedessen stiegen die Anleihekurse weiter. Die 2½prozentige Staatsanleihe hat bereits Kurse über 90 Prozent gehabt. Sie verzinst sich heute für den Käufer mit 2¾ Prozent. Die Stadt Birmingham konnte unter günstigen Bedingungen eine mit 2¾ Prozent verzinsliche Anleihe mit 20jähriger Laufzeit herausbringen. Erste Industriegesellschaften können Anleihen zu 3½ Prozent bekommen.

Aber — und da zeigen sich die Grenzen der Zinsverbilligungspolitik der Notenbanken — nur wenige solche Anleihen kommen zu stande. Ein Überangebot von Ersparnissen liegt brach. In England hat auf dem Weg von der Hochkonjunktur zur Krise die Massenkaufkraft kaum nachgelassen, und das hat den Verlauf der Krise sehr gemildert. Die Kartell- und Zollpolitik der Regierung bringt jedoch jetzt die Massenkaufkraft in Gefahr. Außerdem dürfen wir ja nicht vergessen, daß die Massenkaufkraft in England im Verhältnis zur Kaufkraft der reichsten Schichten niedrig ist. Nach Angaben im Monatsbericht der Lloyds Bank vom Juli 1934 entfällt in England auf ⅘ der Einkommensbezieher ¼ des Volkseinkommens, während der Rest über ¾ des Volkseinkommens verfügt. Daß sich daraus Absatzschwierigkeiten ergeben, zumal wenn die Kapitalausfuhr infolge der Weltkrise stark gebremst ist, liegt auf der Hand. Sie können durch keine noch so kluge Notenbankpolitik aus der Welt geschafft werden.

Sie können vorübergehend überdeckt werden durch eine dem amerikanischen Experiment Nr. 2 ähnliche Politik, wofür Lloyd George zurzeit mit aller Kraft eintritt. Er will durch eine planmäßige Vergrößerung der Staatsschuld der Arbeitslosigkeit zu Leibe gehen; die Hilfe der Notenbank bei der Durchführung dieses Plans will er sich dadurch sichern, daß er sie unter die Kontrolle der Regierung bringt.

Versuche in Goldwährungsländern

Auch in Goldwährungsländern werden zum mindesten tastende Versuche gemacht, die Notenbanken in den Dienst der Wirtschaftsbelebung zu stellen.

In Frankreich wurde zur Vorbereitung der Notenbankpräsident ausgewechselt. Die Regierung hat sich — allerdings auch, um das Staatsdefizit zu decken — vom Parlament die Genehmigung geben lassen, zusätzlich 5 Milliarden Francs kurzfristige „Schatzbons" auszugeben. Die Notenbank unter der neuen Leitung ist bereit, sie zu diskontieren (gegen Zinsabzug bis zum Fälligkeitstag zu kaufen). In Frankreich ist fast die Hälfte der ausgegebenen Notenmenge gehortet. Die Regierung hofft nun, daß gehortete Noten durch die Ausgabe der Schatzbons mobilisiert werden. Für gehortetes Geld bekommt der Eigentümer ja keine Zinsen; wenn er seine Mittel dagegen in Schatzbons anlegt, so bekommt er Zinsen und hat dank der Zusage der Notenbank doch die Mäglichkeit, jederzeit sofort wieder Bargeld zu bekommen.

Auch in der Schweiz gibt ein Personenwechsel das Signal. Der für die Wirtschaftspolitik seit 20 Jahren verantwortliche Bundesrat tritt zurück. Die Schweizer Notenbank prüft zurzeit die Frage, wie weit durch Ausgabe von „Reskriptionen" (kurzfristigen Staatsschuldverschreibungen, für die die Notenbank im voraus die Zusage geben würde, sie jederzeit zu diskontieren) „untätige Mittel" vom Geldmarkt abgeschöpft und zur Belebung der Konjunktur verwandt werden können.

Grenzen der Notenbankpolitik

Der Wirkung all dieser Bestrebungen sind enge Grenzen gesetzt. Die Maßnahmen der amerikanischen Notenbanken zur Vorbereitung der Krise — durch Stabilhaltung des Preisstandes — waren wirkungsvoller.

Man darf eben nicht daraus, daß die Kreditausweitung der amerikanischen Notenbanken vor der Krise starke Wirkungen hatte, schließen, daß die Kreditausweitung in der Krise auch starke Wirkungen hat. Denn in der aufsteigenden Konjunktur bauen die Privatbanken nur allzu bereitwillig auf der Grundlage steigender Notenbankkredite ein um ein Vielfaches höher steigendes eigenes Kreditgebäude auf. Kreditnehmer finden sich ja leicht! In der Krise dagegen führt die Ausweitung des Notenbankkredits unter Umständen zu gar nichts anderem als zu einer größeren Flüssigkeit der Banken; diese aber finden dann für ihre flüssigen Mittel keine Darlehensnehmer.

Vorübergehend kann der Staat als Darlehensnehmer „einspringen". Aber: falls er Güter zum Verkauf produzieren läßt, stößt er bald an dieselben Schranken wie die privaten Verkäufer. Falls er, um dies Übel zu vermeiden, Güter produzieren läßt, die nicht zum Verkauf bestimmt sind, so taucht, wenn auch später, die Frage auf, wie sie letzten Endes bezahlt werden sollen. Wer sie letzten Endes bezahlen muß, steht dabei, wenigstens begrifflich, von vornherein fest. Denn am letzten Ende der Reihe: Notenbank, Staatsanleihe, Staatsaufträge, ... steht der Steuerzahler. Und es fragt sich nur, welche einzelnen Personen durch Gesetz unter diesen Begriff gebracht werden..

Kurzum: eine steigende Konjunktur läßt sich nur auf steigender Kaufkraft aufbauen. Es ist theoretisch möglich, daß dies die Kaufkraft weniger Einzelner ist. Da aber selbst die reichsten Menschen es satt zu bekommen pflegen, eine Luxusjacht neben die andere zu stellen, ein Sportflugzeug neben das andere, und da auch die Reichsten keine Fabriken zu bauen pflegen, wenn sie deren Produkte nicht zu verkaufen hoffen dürfen, kommt nur steigende Massenkaufkraft als Grundlage der Konjunkturbelebung in Frage. Die Massenkaufkraft zu pflegen ist daher die vornehmste wirtschaftspolitische Aufgabe, — eine Aufgabe, bei deren Erfüllung die Notenbanken helfen können, die zu erfüllen jedoch in erster Linie Sache des Staates ist.

Die Notenbanken können in gewissen Grenzen für niedrige Zinssätze sorgen. Dauernd niedrige Zinssätze sind in der gegenwärtigen Lage in den meisten Ländern ein Zeichen dafür, daß wenig Kredite nachgefragt werden, weil Wenige der wirtschaftlichen Entwicklung großes Vertrauen entgegenbringen. Niedrige Zinssätze sind unter diesen Umständen also ein Warnungssignal. Sie zeigen an, daß etwas an der ökonomischen Maschine nicht in Ordnung ist.

Der Sturz der Zinssätze

	1929 höchster Monatsdurchschnitt	Februar 1933 Durchschnitt	Mitte Februar 1935
New York:			
Notenbankdiskont	6 %	2½%	1½%
Privatdiskont	5½%	3⅞%	1/8—3/16%
Tägliches Geld	9 %	5⅛%	½—1%
London:			
Notenbankdiskont	6½%	2%	2%
Privatdiskont	6⅛%	⅞%	5/16—3/8%
Tägliches Geld	5½%	¾%	¼—1%
Berlin:			
Notenbankdiskont	7½%	4%	4%
Privatdiskont	7½%	3⅞%	3⅝%
Tägliches Geld	9½%	5 1/16%	3¾—4%

Vatikanische Politik

Die Politik des Vatikans rechnet, wie die jeder Weltmacht, mit langen Zeiträumen. Jahrzehntelang währende Rückzüge erträgt sie eben so gelassen wie momentane Rückschläge; sie läßt die Zeit (die fast immer auf der Seite des Stärkeren steht) für sich arbeiten, wartet, bis die Verhältnisse sich zu ihren Gunsten ändern, und nützt dann die günstige Gelegenheit, um verlorenes Gebiet wieder zu besetzen und neues dazu zu erobern.

Ein Beispiel für diese geduldig ausharrende und dann doch erfolgreiche Politik ist das Verhältnis des Vatikans zu Italien. Nach 60jähriger Feindschaft wurde 1928 ein Friede geschlossen, der im großen ganzen doch als ein Sieg des Vatikans betrachtet werden muß, und seit diesem Friedensschluß ist die Zusammenarbeit zwischen der italienischen und der vatikanischen Politik von Jahr zu Jahr enger geworden, zum Vorteil beider Mächte. Tritt die Regierung Mussolinis zu irgend einem Staat in engere Beziehungen, so nützt die vatikanische Politik das sofort aus (heute z. B. in Jugoslawien und in der Tschechoslowakei); hat die Kirche in einem Staat, in dem auch italienische Interessen zu vertreten sind, eine einflußreiche Position, so zieht die italienische Regierung die Kirche zur Mitarbeit heran (z. B. in Österreich). Diese Politik der Zusammenarbeit mit Italien, die an sich den Interessen des Vatikans entspricht, wird noch dadurch begünstigt, daß im Kardinalskollegium unter 52 Kardinälen 26 Italiener sitzen, welche Zahl bei den nächsten Wahlen wahrscheinlich noch erhöht werden wird.

Gerade in den letzten Monaten hat die vatikanische Politik, vor allem dank dieser Zusammenarbeit mit Italien, einige bemerkenswerte Erfolge errungen, die für die nächste Zeit noch weitere Fortschritte erwarten lassen. Vier Meldungen, die zufällig an einem und dem selben Tag in der Presse erschienen sind, lassen das klar erkennen.

Vielleicht die wichtigste dieser Meldungen war die vom Besuch Lavals beim Papst. Die Beziehungen des Vatikans zu Frankreich sind, mit kurzen Unterbrechungen, seit der französischen Revolution sehr kühl gewesen, und auch jetzt sind in Frankreich die „Ideen von 1789" noch zu lebendig, als daß etwa mit einem Konkordat gerechnet werden könnte. Aber der katholischen Aktivität wird doch nicht mehr so viel Widerstand entgegengesetzt wie früher, und auch sonst machen sich Anzeichen eines allmählichen Stimmungsumschwungs bemerkbar wie z. B. eben der Besuch Lavals beim Papst oder der Kirchgang Flandins am 6. Februar. — Am gleichen Tag kündigte der jugoslawische Ministerpräsident Jeftitsch den Abschluß eines Konkordats an, und an eben dem selben Tag kamen aus Prag Nachrichten, die erkennen ließen, daß die Verhandlungen zwischen dem Vatikan und der tschechischen Regierung zur Beilegung des schon Jahre dauernden Konflikts sich einem erfolgreichen Ende nähern. — Und am selben Tag erschien in den italienischen Zeitungen ein Artikel Mussolinis, in dem dieser die Wichtigkeit eines guten Verhältnisses zum Vatikan stark betonte und vor allem vor Eingriffen des Staates in religiöse Fragen warnte (der Gedanke an eine Staatsreligion habe nie „auch nur den Vorhof seines Gehirns betreten", — was zwar historisch wohl nicht ganz richtig, aber bezeichnend für die jetzige Politik Mussolinis ist).

Wenn wir uns nicht nur auf die Meldungen dieses einen Tages beschränken, so können wir (wobei wir von den Verhandlungen mit Deutschland absehen), noch einige weitere kleinere Erfolge der vatikanischen Politik feststellen. Die bevorstehende Heiligsprechung von zwei englischen Märtyrern ist ein Beweis für das wachsende Interesse des Vatikans für England, ein Interesse, das in England durchaus erwidert wird (man spricht sogar schon von einer Renaissance des Katholizismus in England). Und auch die Beziehungen zu Spanien haben sich gebessert. Dort ist eine katholische Universität als Eigentum des Heiligen Stuhles anerkannt worden, was zur Folge hat, daß sie nicht wie die sonstigen irgendwelchen katholischen Organisationen gehörenden Universitäten mediatisiert wird. Als Gegenstück dazu kann man die Nachricht betrachten, daß der Papst sich geweigert hat, eine Abordnung der spanischen Monarchisten zu empfangen.

Es sind lauter unscheinbare Nachrichten, die aber, zusammengefaßt, doch eine gewisse Bedeutung gewinnen. Wenn man sich vor Augen hält, daß, wie eingangs gesagt worden ist, die vatikanische Politik mit langen Zeiträumen rechnet, und wenn man die allgemeine Zeitstimmung berücksichtigt, die in den meisten Ländern einer Hinneigung zum Transzendentalen günstig ist, so zeigen einem diese Meldungen deutlich die erfolgreiche Tendenz der vatikanischen Politik.

Hugo Lindemann

Im Berliner Sportpalast haben die Katholiken letzten Sonntag die 13. Wiederkehr des Krönungstages des Papstes Pius XI. gefeiert. Das Stuttgarter „Deutsche Volksblatt" (Nr. 41) schreibt nicht ohne Stolz: „Am Sonntag abend mögen es 18 000 bis 20 000 Menschen gewesen sein, die sich im geräumigen Sportpalast um ihre geistlichen Führer scharten, um in Anwesenheit des päpstlichen Nuntius Orsenigo sich in feierlicher Stunde von neuem auf die Bedeutung des Papsttums zu besinnen und den gegenwärtigen Heiligen Vater zum Eintritt in ein neues Jahr seines Pontifikates zu beglückwünschen."

In München haben sich dieses Jahr 34,6 Prozent der Eltern für die Gemeinschaftsschule an Stelle der Konfessionsschule erklärt, gegen 15,7 Prozent im vorigen Jahr. Von Eltern der Ersteintretenden haben sogar 43,2 Prozent ihre Kinder für die Gemeinschaftsschule angemeldet, gegen 13,2 Prozent im Vorjahr.

Behandelt die Menschen so, als ob sie schon so gut wären, wie ihr sie haben wollt. Es ist der einzige Weg, sie dazu zu machen.
Goethe

An die Wirklichkeit einer geistigen Welt glauben, das ist Religion.
Ranke

Macht Ernst mit euren schönen Worten, so wird das Paradies auf Erden sein.
Lagarde

Schimonoseki

Von German Gerhold

Lord Davis hatte Geburtstag und sah seine Freunde bei sich. Aber es wollte keine rechte Stimmung aufkommen in diesem Jahre.

„Nein, dear friends", rief Davis, als die Herren nach dem Dinner unter sich waren. „Sagt, was ihr wollt, aber das Leben ist kein Honigschlecken mehr! Ich sage es offen: ich bin auf den Ertrag meiner Aktien angewiesen — und seit dem Rückgang des Exports machen mir diese Papiere verdammt wenig Freude!"

„Nun, Davis", sprach lächelnd Haston, der Generaldirektor der großen Baumwollspinnereien, „insoweit es sich dabei um unsere Anteilscheine handeln sollte, gibst du hoffentlich nicht mir die Schuld! Du glaubst nicht, wie gern wir draußen verkaufen möchten, — aber gegen die japanische Konkurrenz ist nicht mehr aufzukommen! Ein Markt nach dem andern entgleitet unsern Händen. Was soll unsereins tun —? Es ist vor allem eine politische Angelegenheit."

Reed sah auf, der einen höheren Posten im Foreign Office bekleidete. „Es könnte sich anhören, als ob du uns einen Vorwurf machtest, Haston. Aber wir sind in der gleichen Lage wie ihr. Die Japaner machen zielbewußt einen Schritt nach dem andern. In China, in Indien, neuerdings sogar in Arabien, Abessinien und Persien und selbst in der Türkei fassen sie langsam aber sicher Fuß. Fast könnte es scheinen, als ob sie einen groß angelegten Plan verfolgten, der sie bis vor die Tore Europas führen soll."

Story, der alte südafrikanische General, hob die Hand. „Euch scheint es immer noch bloß so —? Gott schütze Britannien vor seinen Politikern —! Man hat in Downingstreet also noch nicht begriffen, daß über dem Osten ein Gewitter heraufgezogen ist, das in jedem Augenblick beginnen kann, sich zu entladen? Daß es nur noch eine Frage der Zeit ist, bis diese Fragen blutig ausgetragen werden müssen —? Der Japaner allein ist heute schon eine Macht, mit der zu rechnen ist. Die Mandschurei ist ein Land, das auf sein Kommando hört. Japans Taktik China gegenüber wird unvermeidlich den Tag herbeiführen, an dem China an der Seite Japans steht und mit einer Fünfzig-Millionen-Armee mit ihm durch dick und dünn gehen wird. Ich sage euch: der ganze Erdball, soweit er farbig ist, lauscht mit höchstem Interesse Japans Sirenenklängen! Und euch scheint es so, als ob —!"

„Ja, auch ich glaube, daß die weiße Rasse in einer größeren Gefahr schwebt, als allgemein angenommen wird", sagte nun auch Monsey, der bekannte Sportsmann. „Ich möchte nur wissen, was diesen Gelben das Recht gibt, sich in der Welt so breit zu machen! Sie sollen doch auf ihrer Insel bleiben und in ihren seidenen Schlafröcken spazieren gehen! Gut, wenn es ihnen zu eng wird, so haben sie ja nun Mandschukuo! Nun sollten sie doch Ruhe geben! Es wird wirklich noch so weit kommen, daß wir gegen sie zu Felde ziehen müssen, um dieses vorwitzige Volk in seine Schranken zu weisen! Wißt ihr, ich finde Japan und seine Menschen entzückend, vor allem die Japanerinnen, — wenn sie sich als Japaner geben. Aber diese ganze Europäisch-Spielerei dort finde ich absurd und abstoßend! Daß doch so ein Volk nicht bei seiner angestammten, alten Kultur bleiben will! Old-Europa in allen Ehren, — aber so verlockend sind seine Kulturzustände denn doch schließlich auch nicht gerade ..."

Die Tür öffnete sich und Daisy, Davis Tochter, stürmte ins Zimmer. „Daddie —! Weißt du, wer gekommen ist —? Großvater hat es bei dem schönen Wetter gewagt, und hat sich von Newsfield herüberfahren lassen, um dir zu gratulieren —! Da ist er schon!"

Lord Ashtonburry, trotz seiner fünfundneunzig Jahre noch quicklebendig, erschien in der Türöffnung und winkte jovial mit der Hand.

„Guten Tag, Davis! — Guten Tag, meine Herren!"

Daisy war zu ihm geeilt und nahm seinen Arm. Davis näherte sich ihm und schüttelte ihm erfreut die Hand.

Auch die Übrigen erhoben sich und man bugsierte den alten Herrn in einen bequemen Sessel.

Lady Davis erschien mit den Damen und die Diener begannen Tee zu servieren.

„Großvater, du trägst ja sogar ein Ordensband heute", fragte Daisy in die Stille hinein. „Das habe ich nie an dir gesehen —?"

Der Alte strich ihr über das Haar. „Ja, Darling, ich trage es auch nur alle zehn Jahre einmal und immer nur an diesem Tag."

„Was hat es denn damit für eine Bewandtnis?"

Die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich den Beiden zu.

„Oh, — es ist nicht weiter von Belang", erwiderte der Alte. „Es ist schon siebzig Jahre her, daß ich mir diese Dekoration verdiente. Und eigentlich hänge ich nur daran, weil es die erste Auszeichnung war, die ich mir als junger Leutnant Ihrer Majestät erworben habe."

„Ach, — erzähl doch, Großvater", bettelte Daisy.

„Es war der Tag von Schimonoseki, an dem wir mit holländischen, französischen und amerikanischen Schiffen zusammen die Japaner zwangen, endlich ihren hartnäckigen Widerstand gegen den Einzug der christlichen Kultur des Abendlandes aufzugeben und die Häfen Nippons dem westlichen Handel zu öffnen. — Ja, eigentlich war es wohl ein bedeutsamer Tag in der Weltgeschichte, an den heute nur noch wenige denken. Bis dahin hatten die Japse sich ebenso hermetisch wie fanatisch gegen die Segnungen der Zivilisation abgeschlossen. Sie wagten es, uns Barbaren zu nennen! Der Mikado hatte befohlen, die Barbaren restlos zu vernichten und zu vertreiben, und der Fürst von Choschu hatte sogar die fremden Schiffe beschießen lassen —! Europäermorde waren an der Tagesordnung, und ein Engländer namens Richardson wurde sogar von den eigenen Leuten des Regenten getötet! Diesem Treiben wurde damals ein Ende gemacht. Die Tore Japans wurden dem Handel geöffnet, und ich glaube, die Japaner selbst haben es nicht zu bereuen gehabt."

Er wandte sich an die Anwesenden. „Sagen Sie selbst, meine Herren: was wäre dieses Land heute ohne unser damaliges Eingreifen —? Ohne diesen Tag von Schimonoseki?"

Er lächelte, und da niemand sprach, beantwortete er seine Frage selbst. „Es wäre das unbedeutende, skurrile Nippon geblieben, das es damals war!"

Redekunst

In einem Aufsatz „Redekunst am Mikrofon" schreibt die „Literatur" über die Schwierigkeit des Ansagens im Rundfunk:

„Die Sprecher und Ansager des deutschen Rundfunks haben leicht etwas „Befehlsmäßiges" in ihrer Fonetik. Da ein verbindlicher Grundton jedoch daneben durchzuklingen pflegt, muß diese Eigenart des Sprechtones eine grundsätzliche, keine akute Ursache haben. Die romanischen Sprecher z. B. bewegen sich innerhalb ihrer Satzmelodie ohne Hemmungen, selbst der berufsmäßige deutsche Funksprecher kommt dagegen von zwei Fehlern nicht los, infolge deren

Wird es so bleiben?

Zu den Irrtümern, die immer wieder zu hören sind, gehört die Behauptung, daß die Weltwirtschaft nur ein Nebeneinander von selbständigen Nationalwirtschaften sei, die durch keine Solidarität miteinander verbunden sind. Hier wird ein schroffer Gegensatz zwischen Weltwirtschaft und Nationalwirtschaften konstruiert, der in dieser Form falsch ist und zu falschen Schlüssen führt ...

Kein europäisches oder amerikanisches Land kann sich auf einen Isolierschemel setzen und die Selbstgenügsamkeit zur höchten Potenz erheben. Weder Rußland noch die Vereinigten Staaten noch Brasilien können restlos eine Autarkie durchführen, sie sind und bleiben abhängig von anderen Wirtschaften. Die Naturschätze der Welt sind höchst ungleich verteilt. Die wenigsten Staaten besitzen Petroleum oder Metallschätze oder haben eine genügende Kohlenbasis oder können Baumwolle, Wolle, Seide, Faserstoff in genügenden Mengen erzeugen.

Bewußte Abkehr von der Weltwirtschaft ist stets gezwungenermaßen, nie freiwillig erfolgt. Sie begann sich bereits vor dem Weltkrieg als Tendenz zu zeigen. Sie erfolgte unter dem zunehmenden Druck, den die Weltmächte mit ihrer großkapitalistischen Wirtschaft auf die allgemeine Gütergewinnung und zur Eroberung des Weltmarktes ausübten ...

Aus Selbsterhaltungstrieb erwuchs die Tendenz zur Nationalwirtschaft, zum geschlossenen Handelsstaat, der in erster Linie sich desjenigen Teiles der Bevölkerung annehmen mußte, der am meisten durch die hereingebrochene Weltwirtschaftskrise bedroht war. Dieses war aber die Landwirtschaft als Fundament jeder Volkswirtschaft, als Erzeugerin lebensnotwendigster Güter, als Urquell der Kraft und Erneuerung des sozialen Körpers, bodenständig und raumverbunden im Kampf mit der Natur seelische und leibliche Kräfte entwickelnd.

Diese Reagrarisierung beschränkt sich nicht auf Deutschland, sie ist in allen europäischen Staaten, besonders in Italien und in Frankreich durchgeführt. Sie setzt die Pflege des Binnenmarktes voraus, die Förderung von Handwerk und Mittelstand, die Zähmung liberalistischer Konkurrenzkämpfe. Mit einem Wort, sie ist national und sozialistisch. Sie ist Planung, bedeutet aber nicht Planwirtschaft, wie sie die Sowjetunion betreibt. Sie bemüht sich und muß sich bemühen, die Produktivkräfte des Landes abzustellen auf die besonderen, notwendigsten Bedürfnisse und mit anderen Nationalwirtschaften zu einem natürlich bedingten Austauschverkehr zu gelangen.

Ist damit eine neue Wirtschaftsepoche angebrochen, hat eine ganze Zeitepoche ihren jähen Abschluß gefunden? Ganz unzweifelhaft ist ein Bruch mit der Vorkriegszeit eingetreten, eine Wirtschaftswende ist erfolgt. Die Formen des Kapitalismus, wie sie vor dem Weltkrieg üblich waren, und den Gegensatz der Massen schufen, sind zerbrochen. Das Kapital hat seine Rückwanderung in die Nationalwirtschaften vollzogen, es sucht heute Schutz und Anlehnung am Staate, ohne dessen starke Hand es seine Aufgabe nicht erfüllen kann.

Der Staat ist selbst der größte Kapitalbeherrscher geworden. Das alte Wirtschaftsprinzip selbst, die internationale Konkurrenzmöglichkeit, ist aufgegeben worden. Überall wurden turmhohe Schutzwälle von den Nationalwirtschaften errichtet.

Ist darum Planwirtschaft das kommende Prinzip? ... Wenn das Wort auch neu ist, in Wirklichkeit hat es Planungen im großen Stil zu allen Zeitepochen gegeben. Oder war der Colbertismus und der Merkantilismus etwa kein Plan? Oder hat nicht Friedrich der Große in bewußter Weise Planwirtschaft getrieben, als er Siedler und Landesvertriebene in seinen zerstörten Staaten ansiedelte? Im Weltkrieg haben alle Staaten sich zur Planwirtschaft bekannt und in der gegenwärtigen Weltwirtschaftskrise sehen wir die mächtigsten Staaten nach vorgefaßten Plänen experimentieren, um aus den alles verschlingenden Weltwirrnissen herauszukommen.

Allen voran betreiben die Vereinigten Staaten eine Planung zur Hebung der Rohstoffpreise und versuchen die überhandnehmende Arbeitslosigkeit durch ein gewaltiges Arbeitsprogramm aus der Welt zu schaffen, wobei sich der Staat in großzügiger Weise selbst verschuldet. Aber auch die Vereinigten Staaten, dieses Land der unbegrenzten Möglichkeiten, wie es einst genannt wurde, sind trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Rohstoffe nicht imstande, auf jede Einfuhr zu verzichten oder sie durch Ersatzstoffe zu ersetzen ... Ähnlich liegen die Verhältnisse im britischen Weltreich und im französischen. Die Dominions führen ein Eigenleben und differenzieren sich vom Mutterland. Indien baut sich mehr und mehr eine eigene Industrie auf, ebenso Kanada und Südafrika.

Die Welt steht heute im Zeichen der Planung und einer künstlichen Absperrpolitik, die in diesem Maße auf die Dauer nicht aufrechterhalten werden kann und wird.

Dr. Paul Mohr in der „Deutschen Zukunft"

Wirtschaftsnotizen

Die Frankfurter Firma Johann Keller G. m. b. H. hat von der portugiesischen Regierung den Auftrag für den Bau eines großen Wasserwerks in Lissabon erhalten.

Die Vereinigten Stahlwerke in Düsseldorf haben mit der norwegischen Werft Akers Mekaniske Verksted ein Kompensationsgeschäft über einen Wert von 5,12 Millionen Mark abgeschlossen. Gegen Lieferung von 5500 Tonnen Spezialstahl sollen 4000 Tonnen Walfischtran übernommen werden.

Die Humboldt-Deutzmotoren A.G. in Köln hat von der türkischen Eisenbahnverwaltung den Zuschlag für den Bau einer Eisenbahnbrücke über den Sakaria erhalten.

Eine deutsche Wirtschaftskommission unter Führung von Fritz Thyssen ist von einer sechsmonatigen Studienfahrt aus Südamerika zurückgekehrt. Es schweben Verhandlungen über einen großzügigen Ausbau des deutsch-brasilianischen Wirtschaftsverkehrs auf Tauschbasis.

Die deutsch-amerikanische Petroleum-Gesellschaft (Standard Oil Konzern) hat sechs neue Tankschiffe von zusammen 72 000 Tonnen bei deutschen Werften in Auftrag gegeben.

Die Deutsche Werft in Hamburg hat von Argentinien den Bau von drei Autofähren im Wert von rund 1 Million Mark in Auftrag erhalten.

Die chilenische Staatsbahn hat einer Gruppe von deutschen Lokomotivfabriken eine Bestellung von 25 Lokomotiven in Auftrag gegeben. Es handelt sich um die Firmen: Henschel & Sohn, Kassel, Krupp und die zum Konzern der Gutehoffnungshütte gehörende Maschinenfabrik Eßlingen.

Bei der Indian Steel and Wire Products Co. in Tatanager (Indien) ist ein neues Walzwerk für Walzdraht und Stabeisen in Betrieb genommen worden. Die Firma Friedrich Krupp A.G., Grusonwerk Magdeburg, lieferte die gesamte Anlage; die Siemens-Schuckertwerke die elektrischen Einrichtungen.

Nach dem Blatt „Tokio Asahi" wird die mit 30 Millionen Yen gegründete japanische Pacific-Luftverkehrs-Gesellschaft der Friedrichshafener Zeppelinwerft den Auftrag zum Bau eines Luftschiffs erteilen, das Anfang 1936 fertig und doppelt so groß sein soll als der größte bisher gebaute Zeppelin.

Der Lärm

Vom 7. bis 13. April wird, laut Bekanntgebung, von der Abteilung Schadenverhütung der NS-Volkswohlfahrt und dem Amt für „Schönheit der Arbeit" in ganz Deutschland eine Lärmbekämpfungswoche durchgeführt. Sie richtet sich gegen unnötigen Lärm sowohl in den Betrieben wie auf der Straße und in der Wohnung.

◆

Wie anderwärts, sind auch in Rom seit Anfang dieses Jahres für den gewöhnlichen Straßenverkehr Hupensignale verboten; die Autounfälle haben sich daraufhin im Januar bedeutend vermindert.

◆

Wie die „Bauzeitung" berichtet, baut man in Boston (U.S.A.) zurzeit ein „lärmfreies Stadtviertel" nach den modernsten lärmtechnischen Gesichtspunkten. Für die ziemlich teuren Wohnungen hätten sich schon viele Mieter gemeldet, in der Hauptsache Künstler, Schriftsteller und Angehörige anderer freier Berufe.

◆

Die Obstzüchter Kaliforniens haben begonnen, sich bei der Abwehr von Vögeln des Rundfunks zu bedienen. Man hat zu diesem Zweck auf den Bäumen Lautsprecher angebracht, die während des ganzen Tages eingeschaltet bleiben. „Wie einige Versuche bewiesen haben, wurden die Vogelscharen durch die Rundfunkmusik tatsächlich von den Pflanzungen ferngehalten."

Sprich nicht Böses von einem Menschen, wenn du es nicht gewiß weißt; und wenn du es gewiß weißt, so frage dich: warum erzähle ich es?

Lavater

Die Schauspieler der Macht ernten Lorbeer, der in Treibhäusern gewachsen ist.

Ernst Jünger

Kundenwerbung

Die Kundenwerbung, wie man das Wort Reklame verdeutscht hat, ist eine wichtige Aufgabe eines im Existenzkampf stehenden Betriebs und für das Geschäft so wichtig wie der Atem für das Lebewesen.

Vorbei sind die Zeiten, wo es der ehrbare Kaufmann für unter seiner Würde hielt, dem Absatz seines Erzeugnisses oder seiner Handelsware durch Reklame nachzuhelfen, weil er davon ausgehen durfte, daß ein reell geführter Betrieb und eine gute Ware sich von selbst durchsetzen. Unter seiner Würde war es insofern, als das Wort Reklame, wörtlich übersetzt, Geschrei heißt, und es naturgemäß eines Gentlemans nicht würdig ist, durch Geschrei die Leute auf sich aufmerksam zu machen, damit er ihnen sagen kann, was er ihnen gern sagen möchte.

Aber einerseits haben sich die Formen des „Geschreis" vervielfacht und veredelt, so daß man sogar geradezu von vornehmer Reklame sprechen kann (dort nämlich, wo sie wirklich vornehm veranstaltet wird), andererseits gibt es heute für jedes einzelne Lebensbedürfnis so viele konkurrierende Güter, die sich zur Befriedigung anbieten, daß sich der Interessent nicht mehr über sie unterrichten kann, wenn man ihm dabei nicht behilflich ist.

Gewiß, es scheint noch immer ein Rest von Sichaufdrängen zu bleiben, und man kann darauf hinweisen, daß noch immer ganze Berufsstände es als Verstoß wider die Standesehre auffassen und verfolgen, wenn ein Mitglied für sich selbst, für sein eigenes Unternehmen, seine eigne Leistungsfähigkeit, Reklame, in welcher Form auch immer, macht (so z. B. der Berufsstand der Mediziner).

Doch läßt sich zugunsten der Reklame in Anspruch nehmen, daß sie bei der Vielfältigkeit sich anbietender Waren jedenfalls angebracht und gerechtfertigt ist, wo es sich um ein Markenfabrikat handelt, um eine Ware also, von der ihr Erzeuger oder Vertreiber guten Gewissens und mit guten Gründen der Überzeugung ist, daß es etwas ganz Besonderes ist, was er da anzubieten hat, daß ihm das niemand so leicht nachmacht, niemand zu gleich günstigen Bedingungen anbieten kann, daß der Kunde kein gleich gutes Erzeugnis finden wird.

Hat jemand, der heute Reklame treibt, diese Rechtfertigung aus dem Seltenheits- oder Einzigartigkeitswert des angebotenen Guts, so darf er getrost, auch als Gentleman, Reklame machen. Hat er sie nicht, so muß er sich's gefallen lassen, wenn ihm der Kunde einwendet, daß er die Ware eine Straße weiter genau so gut und so preiswert haben könne und daß er nicht einsehe, warum er gerade bei ihm kaufen solle, da die andern doch auch leben wollten und er nur aus Egoismus den Blick und den Zustrom der Leute auf sein eigenes Geschäft zu lenken suche.

◆

Es gibt also auch eine Reklame, die ich als Angriff auf meine Wahlfreiheit empfinde und gegen die ich mich deshalb zu wehren bestrebt bin. Aber wie kann ich mich wehren?

Der Mensch ist mit verschiedenen Sinnen ausgestattet, angeblich mit fünf. Von ihnen hat aber nur ein einziger, der Gesichtsinn, ein Schutzorgan, d. h. er kann willkürlich abgestellt werden, entweder durch Senken der Augenlider, oder aber auch durch eine Körperbewegung, die dem Blick eine andere Richtung gibt. Diese Schutzbewegung ermöglicht es mir z. B., dem durch Inserate an mir Kundenwerbung betreibenden Kaufmann aus dem Weg zu gehen, indem ich wegsehe, wenn in meinem Blatt die Inserate anfangen. Freilich: wenn nun der Angreifer Flugzeuge losläßt, die in Rauchschrift unter die Wolken schreiben „Kauft Waschpulver Iril", so kann ich zwar ebenfalls die Augen schließen, aber ich fühle mich hier bereits in meinem Lebensrecht beengt und vergewaltigt. Hat der Geschäftsmann etwa den Himmel gepachtet, hat er das Recht, ihn zu pachten, hat jemand das Recht, ihn ihm zu verpachten? Und wenn besagtes Waschpulver noch so gut ist und vielleicht in meinem eignen Haushalt gern gebraucht wird, hat jener sein Erzeuger das Recht, allen Leuten fünfzig oder 100 Kilometer in der Runde die Aussicht und damit die Stimmung zu verderben?.

Schlimmer noch liegt der Fall im Bereich des Ohrs. Der Gehörsinn kann nicht abgestellt werden; er muß wohl oder übel auffangen — und sein Träger muß aushalten —, was die tönenden Wellen an ihn herantragen. Darum ist ja das Teppichklopfen nur zu bestimmten Zeiten gestattet, und die Benützung des Lautsprechers für Geschäftsreklame ist bis auf

---

er leicht befangen wirkt: vom Buchstabieren und vom Kehlpathos.

Das Buchstabieren muß mit dem Sprechgefühl zusammenhängen, das die Silben der Wörter, die Melodie der Worte nicht genügend verbindet und abtönt: ein Gehörsmangel. Das Kehlpathos ist ein weitverbreitets (heilbares) technisches Ungeschick, und nicht zu verwechseln mit dem echten Pathos, das wir besser Ethos des Sprechens nennen. Der natürlichste, mit gesundem Erbdialekt begabte Deutsche verfällt dem Kehlpathos, sobald er etwas vor- oder ablesen soll.

Erziehung zum natürlichen sprachgemäßen Sprechen wäre eine ungeheure Aufgabe. Sie greift hinüber in die Gebiete der Dichtung. Denn die innere Melodie ist auf die äußere angewiesen. Ein Erbfehler, daß wir nur noch mit Hirn und Augen lesen, nicht mehr auch mit den Ohren. Hören wir unser Papierdeutsch noch? Ist der Dichter der harmonischen Bindung zwischen seinen beiden Sprachmelodien überhaupt noch mächtig? Dichter „lesen" im Funk, Funk-„sprecher" lesen den Dichter: sie hören die äußere Melodie nicht, und uns geht daher die innere verloren: vor lauter Wörterbuchstabieren und Kehlpathos.

Natürlichkeit der Sprecher lernt sich durch keinen „drrramatischen" Unterricht — nur durch eine Art sokratische Methode, über die sich wohl reden, aber schlecht schreiben läßt."

Der Nur-Abfahrt-Sport

Die Schweizer „Weltwoche" wendet sich gegen die zunehmende Verschandelung der schweizerischen Bergwelt. Eine Anzahl der schönsten Punkte sei durch Hotelbauten entstellt worden, und nun drohe das in noch größerem Maße durch die Berg- und Seilbahnen, die allerorten geplant seien. Außerdem werde der Sport, vor allem der Skisport, um seinen Sinn gebracht, wenn er auf diese Weise zum „Nurabfahrtsport" werde.

„Sport ist freie, ungehemmte und anstrengende Bewegung in kräftigender Bergnatur. Das ist in erster Linie das Gehen, Steigen und Wandern. Aus dem Bergwandern im Winter ist der Skisport hervorgegangen. Die Pioniere des Skisports waren große Wanderer, Touristen im besten Sinne des Wortes. Die ersten großen Skitaten waren Durchquerungen im Winter nie gekannter Bergwelten. Aus diesem Wandern in Schnee und Bergwelt hat sich der Wintersport zur heutigen Blüte entwickelt. Der Abfahrtssport ist eine Zugabe, ist ein Bestandteil des Wanderns im Schnee ... Hüten wir uns davor, ... dem Skisport dadurch den Todesstoß zu geben, daß wir der Abfahrt den Aufstieg wegnehmen."

Das Klima

Eine alte Dame kaufte sich an der amerikanisch-kanadischen Grenze ein Haus.

Vor dem Abschluß fragte sie: „Steht das Haus eigentlich auf der amerikanischen oder auf der kanadischen Seite?"

„Auf der amerikanischen."

„Das ist gut, dann wollen wir abschließen. Ich habe nämlich gehört, in Kanada sollen die Winter so streng sein!"

Beruhigung

Die blasse Wiese hinterm Haus
war ganz mit grauem Dunst bedeckt.
Ich träumte ahnungsbang hinaus:
was wohl dahinter wirkt und steckt?

So wie den sensitiven Herrn
ein leises Grauen überzieht,
wenn er am Abend und von fern
den Großstadträucherbrodem sieht.

Der Vorhang riß ... In dumpfer Lust
wohl hundert Schafe fraßen da.
— Mir fiel ein Stein von meiner Brust,
als ich die schlichte Lösung sah.

Ratatöskr

Literatur

Die Weltmächte des Geistes. Von Rudolf von Delius. Waldemar Hoffmann Verlag, Berlin. Preis 4,40 Mark.

Der Verfasser, der hier eine Übersicht über die heute miteinander ringenden geistigen Mächte gibt, ist ein bekannter Chinaforscher und steht dem ost-asiatischen Kulturkreis besonders nahe. So hat er sich eingelebt in eine Weltbetrachtung, die „vom unendlich Einfachen ausgeht", die vom Grashalm, den Spitzen der Saat, dem Vogelnest als vom Ergreifendsten spricht und von da aus eine geistige Haltung baut.

Die Menschheit ist seit Urzeiten auf zwei getrennten Marschlinien vorgegangen. Der westliche Mensch, der als Einzelner objektiv erkennen, beherrschen und ausnutzen will, trägt den quälenden Riß zwischen Körper und Geist in sich. Das Abendland hat unter dem Einfluß des Christentums nicht die Kraft aufgebracht, diesen Riß zu schließen. Seine sittlichen Ideale sind überspannt und damit unerreichbar; an die Stelle ihrer Verwirklichung tritt die Demütigung und der Glaube. Damit entstand die Heuchelei. Der geschlossene, einheitliche Mensch, ohne ewiges Sich-Ängstigen der Seele, ist von der Kirche immer unterdrückt worden.

Der östliche Mensch kennt den Krampf nicht, in dem das Abendland sich windet. Der Osten läßt wachsen, blühen und reifen. So entsteht besonders in China eine Kultur von großer Sicherheit. Chinas Kraft beruht auf jener Zartheit, die das schöpferische Mark der Dinge ist. So sieht Delius die Erfüllung Jesu in Kungfutse, der seit Jahrtausenden als fester Stern über China steht. Seine ethische Lehre führt ohne die Hilfe eines jenseitigen Gottes zum Erkennen des Ich und zu seiner Gestaltung. Daher wendet sich alle Kraft nach Innen: zur Bildung eines starken magischen Ich, das in Harmonie mit der Natur steht.

Die Zerrissenheit Europas gebar die Extreme des Empörers und des Heiligen. In Asien bildete sich die heitere Betrachtung und große Bejahung der Welt. Europa schuf die Wissenschaft, brachte die Naturkräfte in seine Gewalt und verlor dafür die Seele. Kungfutses Kraft beginnt, wie Delius glaubt, jetzt Europa zu berühren. Die Wirkung ist noch gering, da die Mehrzahl der Europäer noch nicht reif ist. Aber schon heute stehen die beiden Kulturen, als männlicher und weiblicher Pol, zur gegenseitigen Ergänzung bereit. Wir haben die Wissenschaft, jene die Seele. Wir hatten einen Glauben, der sich im Unglauben verlor, jene das Erkennen. „Die Asiaten wußten es tiefer": wirkliches Heil kommt nur aus der eigenen Brust.

E. P.

Wir empfehlen:

Wichard von Moellendorff

Konservativer Sozialismus

Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg

Preis 4,80 Mark

Portofreie Zustellung nach Einzahlung des Betrags auf das Postscheckkonto der Sonntags-Zeitung, Stuttgart 198 44

weiteres verboten. Wenn das nicht so wäre, wäre es dann noch auszuhalten in dieser besten aller Welten?

Theoretisch müßte es dann auch gestattet sein, an meine übrigen Sinne heranzutreten, ob ich will oder nicht. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Wir würden dann gestatten müssen, daß einer neben uns herrennt, unsere Hand ergreift und uns zuflüstert: „Mein Herr, fühlen Sie die Weichheit und Glätte dieses Anzugstoffs. Nur 4.50 Mark der Meter." Und der andere darf mir dann irgend einen Riechkolben unter die Nase halten: „Preiswerter deutscher Weinessig!"; ein weiterer wird verlangen, daß ich meine Zunge herausstrecke: „Versuchen Sie mal, nie wiederkehrende Gelegenheit, feinste Sardellenpaste!"

◆

Von der anilinfarbenen Lichtreklame in den großstädtischen Hauptstraßen spreche ich hier nicht. Wenn ich spät Abends nach Hause gehe, vorbei an den karminroten, den giftgrünen oder eisblauen Nattern der Schaufenster, grenzt das Branden der Zivilisation, das mir so viel gerichtetes Denken aufzuzwingen sucht, schon wieder an das erhabene Schweigen über der einsamen Frühlingswiese, das doch aus dem Schwirren von Myriaden Insektenflügeln entsteht. Friedrich Roman

Aus dem Gleichgewicht

Die Gründe, warum wir europäischen Menschen heute im allgemeinen so wenig mit dem tiefen Atemrhythmus der Natur verbunden sind und so leicht einem gestörten Lebensrhythmus anheimfallen, sind mannigfaltig. Sie allein in der Ungesammeltheit und Gehetztheit unseres technisierten und mechanisierten Zeitalters zu sehen, sie also in den Verhältnissen zu suchen, wäre oberflächlich. Zwar stellt das Leben des modernen Menschen in der Großstadt mit der künstlich emporgepeitschten Arbeitsleistung der einen und der Arbeitslosigkeit der andern, mit der Akkordarbeit im Zeichen der Kontrolluhr und den seichten, oberflächlichen, flimmernden und nervenkitzelnden „Erholungs"-Gelegenheiten des Feierabends und des Sonntags eine Abkehr von der Natur im großen Maßstab dar und kommt in vielen Fällen einem sinnlosen Wüten gegen unsere besten und produktivsten Lebenskräfte gleich, wogegen sich auf die Dauer und mit Erfolg zu wehren und mit Gegenkräften zu wappnen ein nicht geringes Maß von Lebenskunst und seelischer wie körperlicher Kraft erfordert. Allein es ist hier zu fragen: wie konnte es überhaupt geschehen, dtß das moderne Europa einem so verhängnisvollen Widersinn und einer so furchtbaren Naturabkehr anheimfiel!

Der wesentliche Grund hiefür ist wohl in der Naturanlage des abendländischen Menschen zu suchen, mit der er nicht recht umzugehen wußte und über deren richtigen Gebrauch er nicht genügend gewacht hat. Der abendländische Mensch hat von der Natur als besondere und an sich überaus wertvolle Gabe eine ungemein stark nach außen gewandte Lebensenergie empfangen, die sich mit größter Aktivität die Meisterung der gesamten Außenwelt, der „Dinge", zum Ziele setzt, eine Lebenshingabe, die aber ohne entsprechendes Gegengewicht von innen her immer in Gefahr ist, sich geradezu an die Dinge der Außenwelt zu verlieren und zu verschwenden.

Dieser beständigen Gefahr ist Europa in einem erschreckenden Maße erlegen, und ihr erliegen fortgesetzt die vielen Einzelnen, indem sie in ganz einseitiger Weise und weit über ihre Kraft hinaus sich von den Dingen und der Außenwelt gewissermaßen aufsaugen lassen und damit eine durch und durch ungesunde, unnatürliche Scheinaktivität entwickeln, die sich in ununterbrochener Betriebsamkeit äußert, einer Zeitkrankheit, der so gut wie die ganze moderne Welt anheimgefallen ist, die von Aktivität nur so dröhnt und gleichzeitig in einem Maße unschöpferisch geworden ist, das frühere Zeiten und andere Räume unserer Erde nicht kannten und kennen.

Das hervorstechendste Merkmal dieser Zeitkrankheit und Europäerkrankheit ist dies, daß die davon befallenen Menschen wie ein gehetztes Wild hinter ihren beruflichen und außerberuflichen, amtlichen und „ehrenamtlichen", von den Verhältnissen ihnen auferlegten und von ihnen selbst zusätzlich geschaffenen Verpflichtungen herjagen und bei dieser „aufopfernden", entsagungsvollen, aufreibenden, nervenfressenden Tätigkeit, diesem „fortgesetzten Lebenswandel", wie der Volkswitz sagt, nie „Zeit" haben, weder für ihre Familie noch für ihre Freunde, geschweige denn für sich selbst, weder bei Tag noch bei Nacht.

Diese sich nach dem Gesetz des „circulus vitiosus", des Teufelskreises beständig steigernde Betriebsamkeit ist der Moloch, der moderne Götze, dem das Europa von heute ununterbrochen gigantische Opfer darbringt, Opfer, die ganz dem wahnsinnigen Treiben der Derwische gleichen, deren dolchbewehrte Hände sich in verzückter Raserei darin ermüden, dem eigenen Leibe fortgesetzt blutende Wunden beizubringen, in dem Wahn, damit ein Gott wohlgefälliges Werk zu tun.

Denn wie jeder Götzendienst, so führt auch der moderne Götzendienst einer zur Karikatur verzerrten Selbsthingabe des Menschen vom natürlichen, gesunden und schöpferischaktiven Leben ab und verkehrt sich in dessen Gegenteil. Mit schöpferischer Selbsthingabe des Menschen ans Leben und an die Gemeinschaft, — in der Tat das höchste und erstrebenswerteste Ziel des Menschen —, hat das kümmerliche Getue des ewig geschäftigen Betriebmachers, dem vor Überanstrengung fortgesetzt der Atem auszugehen droht, nichts mehr zu tun. Er ist ja dem Leben gegenüber nicht mehr wahrhaft aktiv, sondern im Grunde durch und durch passiv geworden: das bedauernswerte Opfer seiner tausend Verpflichtungen, die er über seine Kraft hinaus übernommen hat und von denen er nun wie eine willenlose Schachfigur hin- und hergeschoben wird. Er ist weder Herr seiner selbst, noch Herr seiner Zeit, noch Herr seiner Kraft; die Dinge, die Verhältnisse, die Gelegenheiten, die Menschen, denen er sich aufopfernd hingegeben hat, verfügen über ihn, fressen und zerren fortgesetzt an ihm, rauben ihm seine Ruhe, seine Kraft, seine Zeit, seinen freien Willen.

Durch diese zur Karikatur gewordene Überbetonung der nach außen gerichteten Aktivität — bezeichnend übrigens, daß wir für diese Haltung ein Fremdwort gebrauchen müssen, dem kein eigenes Wort der Muttersprache ganz entspricht — hat sich der Mensch sozusagen immer mehr vom Zentrum seiner Lebenskraft, von der Mitte seines Seins entfernt und ist in ein periferes, oberflächliches Getriebe hineingeraten, bei dem er mehr oder weniger zum Spielball der von außen auf ihn einwirkenden Kräfte geworden ist, die fortwährend sein Handeln und seine Haltung bestimmen, weil die eigene Schwerkraft eine bedenkliche Minderung erfahren hat, weil er mit der zentralen Kraft seines Seins, mit dem Wesenskern, den schöpferischen Innenkräften seines Lebens die unmittelbare Beziehung verloren hat.

Aber je mehr ein Mensch vom Leben dazu geführt wird, nach außen gewandt zu leben und seine Eigenkräfte ans Ganze in dienender Hingabe auszugeben, umsomehr muß er darauf bedacht sein, seine Innenkräfte nicht zu vernachlässigen. Er muß sozusagen im gleichen Verhältnis zur Gewichtigkeit der äußeren Dinge, die er seinem Leben einräumt, nach innen Gegengewichte schaffen, um nicht einer sein Leben gefährdenden Schwerpunktsverlagerung anheimzufallen oder gar sein „Eigengewicht", das der Schwerkraft der Dinge in der Außenwelt polar entgegengesetzt ist und ihr entsprechen muß, zu verlieren.

Denn der Mensch, der auf solche Weise sein inneres Gleichgewicht oder gar sein Eigengewicht verloren hat, wird auf die Dauer immer mehr erdrückt und zermürbt vom Schwergewicht der äußeren Welt, mit der er nicht mehr zurechtkommt, weil die rechte Spannkraft des inneren Gegendrucks fehlt: er fällt mehr und mehr schweren Gemütsschwankungen, Minderwertigkeitsgefühlen und sonstigen Störungen seines Lebensgefühls anheim, die sich oft bis zum Gefühl völligen Lebensunwerts und bis zum Lebensüberdruß steigern.

In doppelter Hinsicht muß der moderne Mensch durch sinnvolle Selbsterziehung wieder den Anschluß an ein natürliches, gesundes, harmonisches Leben zu gewinnen suchen.

Erstens muß jeder einzelne aus der Maßlosigkeit, mit der er ohne Rücksicht auf die Folgen seine Kräfte jahraus, jahrein ans äußere Leben verschwendet, wieder zum rechten Maß zurückfinden, d. h. jeder muß die natürlichen Grenzen seiner Kraft, die bei den einzelnen Menschen sehr verschieden sind, bewußt zu erkennen trachten und dann mit einer gewissen goldenen Rücksichtslosigkeit allen übermäßigen Ansprüchen der Außenwelt und der Gesellschaft gegenüber jene natürliche Selbstbehauptung üben, auf deren Achtung als unveräußerliches Naturrecht jedes Individuum der Gemeinschaft gegenüber Anspruch hat. Der einzelne muß wissen und der Gemeinschaft gegenüber mit innerer Sicherheit zum Ausdruck bringen, daß in einer natürlichen Lebensgemeinschaft jedes Einzelwesen nur dann wesensecht dem Ganzen dienen kann, wenn es in keinerlei Prokrustesbett gespannt wird, sondern mit seinen unverrenkten, natürlichen Gliedern und in seiner von allen geachteten Eigenart sich ins Ganze einfügen darf. Der einzelne kann von der Allgemeinheit die absolute Achtung seiner natürlichen Eigenart und seiner Leistungsgrenzen mit umso besserem Gewissen fordern, als er auf die Stimmen der Erfahrung hinweisen kann, die an tausend Beispielen immer wieder lehrt, daß alle wesentlichen und wahrhaft schöpferischen Kräfte dem Menschen nur aus jener Sammlung und Abgeschiedenheit zuströmen, in die der Mensch von Zeit zu Zeit zurückkehren muß, um in tiefem Einatmen Leibes und der Seele neue Spannkraft für echte und kraftvolle Hingabe sich zu holen.

Und der heutige Mensch muß zweitens wieder lernen, alle die Möglichkeiten, die uns die Natur auch unter den schwierigsten und entartetsten Verhältnissen der Großstädte immer noch und immer wieder neu bietet, wieder zu erkennen und auszuschöpfen. Solcher natürlicher Regenerationsmöglichkeiten Leibes und der Seele sind mehr, als unsere oberflächliche Lebensführung gewöhnlich wahrhaben will; und sie sind gerade auch für den Menschen vorhanden, der irgendwo in Steinhausen in der Häusermeerstraße Nr. 333 wohnt.

Diese Möglichkeiten aufzuspüren und für unser Leben fruchtbar zu machen, ist unser aller Aufgabe. Denn „keine andere Art der wirklichen Erneuerung unserer Welt ist denkbar, als daß wir vorerst unter den alten Verhältnissen neue Menschen werden" (Schweitzer). Wilhelm Laiblin

Als man der letzten Kaiserin Chinas von den europäischen Maschinen erzählte und von ihren Wunderleistungen, da lächelte sie und sagte: „Aber wir haben die Gärten."

Wenn sie noch so genau die Düngerhaufen beschreiben, die Wiese im Morgentau und Sonnenglanz behält doch ihr Recht. Raabe

Überall dabei

Dr. Johann von Leers hat von gewissen betriebsamen Zeitgenossen in der Januarnummer von „Wille und Weg" (Monatsschrift der Propagandaleitung der NSDAP) folgendes Bild entworfen:

„Montag bin ich bei der NS.-Hago-Versammlung, Dienstag bei der Ortsgruppe, Mittwoch beim Juristenbund, Donnerstag beim Deutschen Abend, Freitag bei einer Denkmalsenthüllung, Sonnabend auf einem Kameradschaftsabend, Sonntag fange ich wieder von vorne an. Ich muß zehn Zeitungen lesen, muß hier Mitglied sein und dort Mitglied sein, ich walte überall, in jeder kleinen Organisation, ich walte Amts, ich walte Kreis, ich walte Gau und walte Gruppe, den lieben Gott walte ich auch in der Bewegung, Organisation oder Kirche, der mein Blockwart angehört, ich bin immerfort unterwegs.

Ich verstehe zwar von diesen Dingen gar nichts, aber ich habe eine solche Höllenangst, daß ich irgendwo nicht sein könnte, daß ich überall bin. Wenn ich bei mir zu Hause bin, versammle ich mich selbst, eröffne mich selbst, erteile mir selbst das Wort und schließe mich auch selbst. Ich tue das alles nicht, weil ich diese Dinge einsehe, sondern damit man nicht sagen kann, ich täte es nicht.

Ich sehe mit Schrecken, daß ich immer noch mehr tun muß. In der Straßenbahn steht: „Raucht Batschari! Trinkt Sinalco! Nimm Urbin —." Muß ich das auch alles tun? Von der eigentlichen Sache begreife ich zwar nichts, aber ich will doch nicht auffallen. Vielleicht nimmt es mir doch einer übel, wenn ich einen Abend zu Hause bin. Darum laufe ich jeden Abend herum, einmal hierhin und einmal dorthin. Ich komme zwar in keiner der Organisationen, denen ich angehöre, zu einer vernünftigen Arbeit — aber ich bin überall dabei, damit man mir ja nichts nachsagen kann ..."

Die Presse der Stillen

Wenn man von der Macht der Presse redet, denkt man fast nur an die sogenannten Weltblätter. Der Eingeweihte erinnert sich vielleicht auch an die Zeitungskorrespondenzen, die die vielgestaltige Masse der Provinzpresse beliefern. Aber daß es daneben noch eine Presse gibt, die, ohne die Reklametrommel zu rühren und ohne viel von sich reden zu machen, täglich oder wöchentlich hunderttausende von Lesern beeinflußt, ist einem nicht immer gegenwärtig. Und doch darf die Wirkung dieser Presse nicht unterschätzt werden. Es ist die kirchliche Presse.

Aus einer neuen Statistik über evangelisch-kirchliche Blätter kann man entnehmen, daß z. B. das „Kirchliche Gemeindeblatt für Sachsen" eine Auflage von 655 000 erreicht. Eine kirchliche Zeitung „Frau und Mutter" erscheint jede Woche in einer Auflage von 320 000 Exemplaren. Ein anderes kirchliches Blatt „Acht Seiten Freude zu bereiten" gibt als Auflage 280 000 an. Das „Kasseler Sonntagsblatt" hat eine Auflage von 164 000, das „Berliner Sonntagsblatt" von 118 000, der „Nachbar" von 99 000, das „Stuttgarter Evangelische Sonntagsblatt" eine Auflage von 70 000.

Noch vor 100 Jahren, am 28. April 1828, empfahl eine kölnische Zeitung, von der Einführung der Gasbeleuchtung abzusehen. Gott habe die Nacht dunkel geschaffen; es sei ein Frevel, sie künstlich zu erhellen. — Vielleicht hat der Mann nicht einmal so ganz unrecht gehabt.

Kleinigkeiten

Die Toten. An der vielumkämpften Lorettohöhe im nordfranzösischen Artois ist bei Ausgrabungsarbeiten ein deutscher Frontfriedhof mit den Gebeinen von fünfhundert gefallenen Deutschen und Franzosen freigelegt worden. Der Leiter der Ausgrabungsarbeiten bei Verdun behauptet, daß man sofort 200 000 bis 250 000 gefallene Soldaten bei Verdun ausgraben könnte, wenn man nur einen halben Meter tiefer graben würde.

Nobel. In Bielefeld wird Ende Juni die Reichstagung der deutschen Mechaniker stattfinden. Die Stadt wird jedem Teilnehmer als Tagungsabzeichen eine in den Stadtfarben rot-weiß ausgeführte Krawatte aus Bielefelder Leinen überreichen. Sie treibt ihre Freigebigkeit aber noch weiter: es wird keine Strohsäcke in den Massenquartieren geben, sondern jeder Teilnehmer bekommt einen Liegestuhl, den er mit nach Hause nehmen kann.

Die Titelsucht. Die Kreisleitung der NSDAP in Wangen-Leutkirch (Württemberg) will gegen die Titelsucht durch eine „Stammrolle der Titelsüchtigen" vorgehen. Sie erläßt einen Aufruf, alle, denen der Titel wertvoller erscheine als ihr guter Name, und die Wert darauf legten, auch außerhalb des Amtsverkehrs mit dem Titel angesprochen zu werden, sollten dies auf der Geschäftsstelle der Kreisleitung durch Eintragung in eine Liste kundtun. Die Liste werde dann in der Parteipresse bekanntgegeben werden.

Ein Frommer. In Stuttgart ist ein Diakon einer weitverbreiteten Sekte wegen einer Reihe von Einbrüchen und Diebstählen zu drei Jahren Gefängnis verurteilt worden. Unter dem Schutz seiner „Frömmigkeit" hatte er sein Treiben zwei Jahre lang ungestört fortsetzen können.

Das Etikett macht es. In Wien hat eine Fälscherbande seit 1933 gewöhnlichen österreichischen Weinbrand als Hennessy-Kognak verkauft; sie hat alte Hennessy-Flaschen aufgekauft und mit gefälschten Etiketten versehen. Der Umsatz der französischen Firma ist infolgedessen auf ein Viertel gesunken.

Zwei Schlaumeier. Vor einiger Zeit berichteten die Zeitungen über einen Dauerwettlauf, der von einem Fleischesser und von einem Vegetarier auf der Strecke Budapest-Rom bestritten wurde und bei dem beide Läufer zu gleicher Zeit ankamen. Der Teilnehmer Ernesto Matura hat jetzt gestanden, daß er, wie auch sein Gegner, eine über 600 Kilometer betragende Strecke im Auto zurückgelegt habe.

Kolossalstatue. In Rom wird nach der „Berliner Morgenpost" (Nr. 39) ganz im Geheimen an einer Kolossalstatue Mussolinis gearbeitet, die aus Bronze gegossen wird und nicht weniger als 64 Meter hoch ist. „Sie stellt den Duce dar, bekleidet mit einem Löwenfell, und soll auf dem Monte Mario errichtet werden."

Buddha-Export. Die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 87) meldet: „In Litauen soll eine Werkstätte zur Anfertigung großer Buddha-Statuen eröffnet werden, da das litauische Eichenholz für diesen Zweck angeblich besonders geeignet ist."

Monte Carlo am Nordpol. Unter diesem etwas kühnen Titel ist in Reykjavik auf Island ein Spielkasino eröffnet worden. Wie im richtigen Monte Carlo ist auch auf Island den Einheimischen das Kasino verboten.

Kostbare Sache. Bei einer Londoner Versicherungsgesellschaft ist eben die „seltenste Briefmarke der Welt" mit 10 000 Pfund (rund 120 000 Mark) versichert worden. Es handelt sich um das einzige vorhandene Stück der Ein-Cent-Britisch-Guayana-Marke, die 1856 ausgegeben worden ist. Ihr letzter Besitzer hat 7343 Pfund Sterling dafür bezahlt.

Beefsteaks. In London kam es zu einer Gerichtsverhandlung, weil ein englischer Koch einem französischen Kollegen vorgeworfen hatte, er könne „nicht einmal ein Beefsteak braten". Das Gericht ließ sich von den Rivalen eine Anzahl Beefsteaks vorbraten, genoß sie, konnte sich aber weder für den einen noch für den anderen entscheiden, vielmehr fand es, daß die Beefsteaks gleichermaßen — schlecht schmeckten. Nunmehr sollen sachverständige Feinschmecker hinzugezogen werden.

Radikalkur. Bolivien plant, um der sehr weit vorgeschrittenen Verarmung des Landes entgegenzuwirken, ein Einfuhrverbot für: Autos, Juwelen, Parfüms, kosmetische Artikel, Süßigkeiten, Zigarren und Zigaretten und eine Reihe von anderen Artikeln, die im Lande selbst nicht hergestellt werden.

Filmkritik. In dem einzigen Kino der sogenannten Freundschaftsinseln, nordwestlich von Neuseeland, lief kürzlich ein Douglas-Fairbanks-Film. Wie man weiß, pflegt es in den Filmen des Herrn Fairbanks nicht eben sanft herzugehen; seine derben Methoden fanden aber bei den Insulanern lebhaften Anklang. Jetzt hat die Königin Salote vom Parlament in Tanga das Verbot solcher Filme erwirkt, weil die Moral der Eingeborenen darunter leide.

Baumbewohner. An der Grenze Kameruns ist ein Zwergnegerstamm entdeckt worden, dessen Existenz bisher unbekannt war. Es handelt sich um Pygmäen von einzigartiger Primitivität: sie wohnen nämlich auf Bäumen.

Unter Geschäftsaufsicht. Das Hotel der reichen Leute Amerikas, das Waldorf-Astoria-Hotel in der Park-Avenue in New York, mit seinen 42 Stockwerken und 2155 Zimmern, ist unter Geschäftsaufsicht gestellt worden. Man kann sich ein Bild von den Zimmerpreisen machen, wenn man erfährt, daß in der Park-Avenue ein einzelner Raum jährlich 5000—8000 Dollar Miete kostet. Ein Quadratmeter Boden ist dort so teuer wie ein ganzer Landsitz außerhalb der Stadt.

Entrüstung im Zuchthaus. Als der nach Indizien verurteilte Mörder des Lindbergh-Kindes, Hauptmann (der immer noch seine Unschuld beteuert) im Zuchthaus in Trenton seinen Platz im Speisesaal einnehmen wollte, wurde er von den Sträflingen mit dem Ruf „Babymörder, Babymörder" überschüttet. „Die Unruhe unter den Zuchthäuslern nahm so bedenkliche Formen an, daß mit Maschinenpistolen ausgerüstete Beamte an den Eingängen postiert werden mußten."

Amerikanisch. Der Kabarett-Agent Burger bot Frau Hauptmann sofort nach dem Todesurteil gegen ihren Mann für eine zehnwöchige Tournee 25 000 Dollar in bar an. Der Agent hat auch den Versuch gemacht, die Mitglieder des Gerichtshofs für die Teilnahme zu gewinnen.

Schnell fertig. Die „Berliner Morgenpost" (Nr. 41) berichtet: „Von einem Londoner Gericht wurde ein neuartiger Schnelligkeitsrekord aufgestellt. In einer Sitzung, die nur vier Minuten dauerte, verurteilte es den Mörder James Robert, der seine Tat eingestanden hatte, zum Tode."

Fortschritt. Das chinesische Justizministerium bereitet einen Entwurf vor, der allen Justizbeamten bei Androhung schwerer Strafe verbietet, in Zukunft an Verbrechern die in vielen Teilen Chinas heute noch übliche Folter anzuwenden.

Die Sonderwoche. Die Behörden in Peking haben eine Sonderwoche veranstaltet, nämlich eine „Anti-Opium-Woche". Der Auftakt zu dieser Woche bestand in der öffentlichen Hinrichtung von Beamten, die des Opiumschmuggels überführt worden waren.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 24018. Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 4. Quartal 1934: 4050

Stuttgart, 3. März 1935

16. Jahrgang, Nr. 9

Die Sonntags-Zeitung

Volksernährung

In der vorletzten Nummer der Sonntags-Zeitung ist es in einem Aufsatz über Seefische als wünschenswert bezeichnet worden, daß sich der Seefischkonsum in Deutschland um jährlich 6 Kilogramm pro Kopf erhöhe, weil dann der Fleischkonsum entsprechend gesenkt und dadurch landwirtschaftlicher Boden für gewisse notwendige Kulturen freigemacht (oder die Futtermitteleinfuhr verringert) werden könnte.

Jener Aufsatz hat ein dreifaches Echo aus dem Leserkreis unseres Blattes geweckt.

Zum ersten hat ein freundlicher Leser darauf aufmerksam gemacht, daß eine Erhöhung des Fischkonsums am einfachsten dadurch zu erzielen wäre, daß die Preise gesenkt würden. Der Kleinverkaufspreis für Seefische sei leider verhältnismäßig hoch, nämlich ein Vielfaches der „Erzeuger"-Preise, die auf den großen Fischauktionen an die Fischer gezahlt werden.

Ein zweiter Leser hat empfohlen, es solle in den Zeitungen öfter und stärker für den Genuß von Seefischen geworben werden. (Soweit er hiebei an Inseratenreklame gedacht haben sollte, kommt er, wie man annehmen darf, einem Wunsche vieler deutscher Zeitungsverleger entgegen.)

Ein dritter schließlich, offenbar kein Freund von Fischgerichten, hat sich über die Zumutung entrüstet, monatlich ein Pfund Schellfisch oder Kabeljau essen zu sollen. Der Staat habe kein Recht, seinen Bürgern in die Töpfe zu gucken; und sei nicht gerade in dieser Zeitung schon so und so oft gesagt worden, die Produktion sei um des Konsumenten willen da, nicht umgekehrt?

Das stimmt, und der Einwand wäre niederschmetternd, wenn etwa verlangt worden wäre, das verehrliche Publikum solle zum Fischessen genötigt werden, damit die „Nordsee-Deutsche-Hochseefischerei-A.G." ihre Dividenden heraufsetzen könne. Aber darum handelt es sich ja wahrhaftig nicht, sondern darum, daß auf dem Weg über einen gesteigerten Fischkonsum die deutsche Fleisch- und darum die Futtermittelbilanz entlastet werde, damit eine bessere Versorgung mit Faserstoffen oder Fetten möglich sei. Der Konsument soll zu einer kleinen Änderung seines Speisezettels bewogen werden, aber nicht im Interesse irgend einer Produzentengruppe, sondern in seinem wohlverstandenen eigenen Konsumenteninteresse.

Um den Fall durch ein Gleichnis zu veranschaulichen: Ein Bauer hat auf seinem Grund u. a. einen wohlgefüllten Fischteich, unterläßt es aber, dessen Inhalt zur Ernährung der Familie heranzuziehen. Gleichzeitig herrscht im Hause Mangel an Kleidungsstücken, da auch das Futter fürs Vieh etwas knapp ist und deshalb kein Land zur Haltung von Schafen oder zum Anbau von Flachs zur Verfügung steht. Wäre es nicht klüger, wenn die Familie mehr Fische und weniger Fleisch essen würde, vorausgesetzt, daß dadurch Boden für die Erzeugung von Wolle und Leinen frei gemacht werden könnte?

◆

Um gleich bei diesem Beispiel zu bleiben: einem solchen bäuerlichen Familienvater wird es sicher nicht einerlei sein, wie die Kinder im Hause und die Hausgenossen überhaupt beköstigt werden. Er wird dafür sorgen, daß dies in ausreichendem Umfang und auf die bestmögliche Weise geschehe, denn die Gesundheit und Leistungsfähigkeit auch des Menschen (nicht bloß des lieben Viehs, bei dem das kein Geheimnis ist) hängt in hohem Grade davon ab, wie er ernährt und gehalten wird.

Sollte nicht vielleicht auch der Vater Staat in diesen Dingen etwas weniger gleichgültig sein, sich etwas mehr um Einzelheiten kümmern, nicht nur um die Quantität, sondern auch um die Qualität von Leibes Nahrung und Notdurft besorgt sein?

Man wird einwenden, daran könne man doch die Leute selber denken lassen. Jeder wisse doch, was ihm schmecke und bekömmlich sei; und die Mehrheit der Konsumenten werde es sich, wie jener Fischgegner, verbitten, in diesem Punkte bevormundet zu werden.

Aber demgegenüber ist darauf hinzuweisen, daß der heutige Stadtmensch den natürlichen Instinkt, der dem unverbildeten Menschen wie dem Tier sagt, was ihm bekömmlich ist, großenteils verloren hat. Und eine „liberalistisch" orientierte Nahrungsmittelindustrie hat sich ihrerseits oft verdammt wenig darum gekümmert, ob ihre Erzeugnisse der Volksgesundheit dienlich seien oder nicht. Man braucht die Übertreibungen, die in einem Buch wie Lenzners „Gift in der Nahrung" vielleicht enthalten sein mögen, nicht mitzumachen, und wird doch bei dessen Lektüre den Errungenschaften unserer modernen Nahrungsmittelchemie gegenüber sehr kritisch gestimmt werden.

Warum ist es eigentlich nicht möglich, mit Hilfe von hochmodernen Mühlen, Teigknetmaschinen und Dampfbacköfen ein Brot herzustellen, das so gut schmeckt wie das Brot, das sich die Bauern aus ihrer eigenen Ernte im eigenen Backofen selber backen? Das Brot ist immer noch das wichtigste Volksnahrungsmittel. Liegt nicht ein öffentliches Interesse an dessen Beschaffenheit vor? Wo liegen die Fehler, die da gemacht werden? Sollte man sie nicht feststellen und abstellen können?

Ist es wahr, daß der gebleichte Zucker, den wir verwenden, dem Kalkaufbau des Körpers nicht dienlich ist? Daß die schlechten Zähne der heutigen Generation davon herrühren, daß sie zuviel ausgemergeltes Weißmehl und zuviel Süßigkeiten verzehrt? Läge eine einwandfreie, von keinerlei Produzentenrücksichten getrübte Untersuchung etwaiger solcher Zusammenhänge nicht im Volks- und Staatsinteresse?

Stimmt es, daß die in der Fleisch- und Konservenindustrie verwendeten Konservierungsmittel nicht so unschädlich sind, wie wir bisher geglaubt haben? Essen wir etwa überhaupt zuviel Fleisch? Ist es richtig, daß Rohkost dem Körper besser bekommt als gekochte?

Alle diese und ähnliche Fragen sind ebenso wichtig als sie umstritten sein mögen. Könnte man nicht von Staatswegen für eine objektive und autoritative Untersuchung der Zusammenhänge, um die es sich hier handelt, besorgt sein? Wenn, wie manche Ärzte behaupten, ein großer Teil unserer heutigen Krankheiten nichts anderes sind als Ernährungskrankheiten, — läge dann nicht ein staatswichtiges Interesse vor, unsere Volksernährung zu studieren und wenn nötig zu reformieren?

Es gibt heutzutage eine Unmenge von wohlgemeinten Vorschlägen zur sogenannten „Lebensreform". Sie tragen teilweise den Stempel der Weltfremdheit und Einseitigkeit an der Stirn. Aber wer will sich darin auf eigene Faust zurechtfinden? Der Einzelne muß sich auf diesem Boden umso unsicherer fühlen, wenn er weiß, daß auch die „Lebensreform" bereits weithin Sache einer durchaus kapitalistisch gesinnten Industrie geworden ist, deren Leitstern wie überall im Grunde einzig und allein der Umsatz ist, in der also das Produzenten- und Händlerinteresse dominiert und die Rücksicht auf die Gesundheit des kaufenden Publikums mehr oder weniger als Mittel zum Zweck benützt wird.

Da es bekanntlich, auch vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt aus gesehen, besser ist, Krankheiten zu verhüten als sie nachträglich zu heilen, so könnte man es wohl als eine der Aufgaben der öffentlichen Gesundheitsbehörden betrachten, sich neben der Abwehr von Seuchen und der Sanierung von Altstadtvierteln künftig auch um die Frage der richtigen Ernährung des Volkes zu kümmern und ernsthaft zu prüfen, was auf diesem wichtigen Gebiete etwa zu geschehen hätte.

Alle Rücksichten auf Kapitalinteressen wie auf eingefleischte Vorurteile und Gewohnheiten hätten dabei zurückzutreten. Und irgendein Zwang auf seine Majestät den Konsumenten brauchte dabei keineswegs ausgeübt zu werden. Es brauchte weder ge- noch verboten zu werden, nur an- oder abgeraten. Denn seine Gesundheit ist jedem wichtig, und die Bereitwilligkeit, sich von Autoritäten führen zu lassen, ist in unserem Volke so groß, daß einer erzieherischen Propaganda, die wirklich mit autoritativem Anspruch auftreten könnte, auch in diesem höchstpersönlichen Bereich sicherer Erfolg beschieden sein müßte. ×××

Umstellung des Getreidebaus

Aus einem Vortrag von Prof. Römer (Halle) auf dem rheinischen Bauerntag in Düsseldorf am 25. Februar (nach der „Kölnischen Zeitung", Nr. 104):

„In Deutschland beträgt die gesamte Getreidefläche 11,5 Millionen Hektar. Im Zug der Erzeugungsschlacht muß es gelingen, dieselbe Getreidemenge auf 11 Millionen Hektar zu erzeugen, um 500 000 Hektar für die Beschaffung von Eiweiß, Faser und Fett freizumachen ... Um auf dieser etwas verringerten Anbaufläche für Getreide denselben jährlichen Ernteertrag von 11,5 Millionen Tonnen zu erhalten, muß der Ertrag des Hektars um 90 Kilogramm gesteigert werden ... Der wichtigste, wirksamste und billigste Weg dazu ist großzügiger Vernichtungskampf gegen das Unkraut in den Getreidefeldern ...

Der Gerstenanbau war bisher sehr einseitig auf die Wünsche der Brauindustrie ausgerichtet ... Die gesamte Wintergerste und zwei Drittel der Sommergerste sind aber Futtergerste, die im Gegensatz zur Braugerste eiweißreich sein muß ... Wenn wir für 2,4 Millionen Tonnen Futtergerste den Eiweißgehalt von 12 auf 15 v. H. erhöhen, so vermehren wir damit die Eiweißmenge für die Schweineställe von 288 000 auf 350 000 Tonnen.

Was den deutschen Weizenbau angeht, so muß das Gesamtziel für Deutschland sein, schon in wenigen Jahren den Anbau von Weizen in der Weise umzustellen, daß an Stelle der Sorten mit ungenügender solche mit genügender und guter Backfähigkeit angebaut werden ..."

Das über 100 000 Hektar große Emsland-Moor bei Meppen an der holländischen Grenze wird von Arbeitsmännern kultiviert werden. Etwa 10 000 Siedler sollen ihnen dann folgen.

Kleine Chronik

Am 1. März ist das Saargebiet in deutsche Verwaltung übergegangen.

Das Reichskabinett hat in der letzten Woche eine Reihe von Gesetzen verabschiedet, u. a. ein Gesetz über die Einführung eines Arbeitsbuches und ein Gesetz über die Konversion von öffentlichen Anleihen.

Die Reichsregierung hat der englischen Regierung mitteilen lassen, sie sei zu Verhandlungen über alle Punkte der Londoner Abmachungen bereit (also nicht nur über den Plan eines Luftpaktes). Der englische Minister des Äußern Simon wird deshalb wahrscheinlich nächste Woche nach Berlin reisen.

Der österreichische Bundeskanzler Schuschnigg und der österreichische Minister des Äußern Berger-Waldenegg haben der französischen und der englischen Regierung einen Besuch abgestattet.

In der Schweiz hat letzten Sonntag das Volk über die Verlängerung der Militärdienstzeit abgestimmt. Für die Verlängerung sind 507 000, gegen die Verlängerung 432 000 Stimmen abgegeben worden.

Das Oberste Bundesgericht der Vereinigten Staaten von Amerika hat entschieden, daß gemäß einem Kongreßbeschluß die Goldklausel für private Schuldverpflichtungen aufgehoben bleibt. (Dagegen gilt die Goldklausel noch bei den Schuldverpflichtungen des Staates.)

Paraguay hat seinen Austritt aus dem Völkerbund erklärt.

Nichts wird in den menschlichen Dingen, namentlich in der Staatskunst und der Diplomatie, so häufig verwechselt, als die Verständigkeit und die Schlauheit. Sie unterscheiden sich darin, daß die Schlauheit nur das Gegenwärtige im Auge hat und Mittel sucht, das Nächstliegende zu Nutzen und Vorteil zu bringen, indes die Verständigkeit das Gegenwärtige aus dem Vergangenen herleitet und die wahrscheinliche Zukunft nicht aus dem Auge verliert. Die Schlauheit ist daher oft scharfsichtiger und fast immer geschickter als ihr verständiges Gegenbild, eben weil sie einen engeren Gesichtskreis hat und man Weniger leichter übersieht als Viel. Nur zu oft aber entgeht ihr der kaum errungene Nutzen, und der Held von heute ist das Gespötte von morgen. Dazu kommt noch, daß dieser Fehler der Einsicht, denn das ist sie, fast immer mit Fehlern des Charakters und des Willens verbunden ist; vor allem Eitelkeit und Selbstsucht.

Franz Grillparzer

Staatsschulden

Von Fritz Werkmann

Zu Beginn des Haushaltsjahres 1934/35 betrug die deutsche Staatsschuld (die Schuld von Reich und Ländern) rund 14 Milliarden Mark. Dabei sind außer der Dawes- und Younganleihe keine Reparationsschulden eingerechnet. Die 3 Milliarden Mark, die im Lausaner Abkommen von 1932 als letzter Rest der deutschen Reparationsschuld „theoretisch" stehen geblieben sind, werden ja erst dann fällig, wenn der entsprechende Betrag deutscher Reichsanleihen auf den internationalen Märkten untergebracht werden kann; das wird in absehbarer Zeit nicht möglich sein. Da jene 3 Milliarden Mark zurzeit jedenfalls keinen Deutschen bedrücken, haben wir sie aus der Rechnung herausgelassen. In ihr sind ferner, um die internationale Vergleichung zu erleichtern, die Schulden der deutschen Gemeinden nicht enthalten; man muß sie mit etwa 10 Milliarden Mark dazu zählen, um die gesamte öffentliche Verschuldung Deutschlands zu erhalten.

Auf jeden Deutschen entfallen also rund 210 Mark Staatsschulden. Ist das viel oder wenig?

Vom Ausland sieht man auf diesen Zustand vielfach mit Neid. Zu ihm gesellt sich die Besorgnis, Deutschland gewinne auf dem Weltmarkt dadurch an Konkurrenzfähigkeit, daß die deutsche Ausfuhr nicht in demselben Maß mit der Aufbringung von Verzinsung und Tilgung für Staatsschulden belastet ist wie die Ausfuhr aus anderen Staaten. Um das Aufkommen dieser Gefühle des Neides und der Besorgnis verstehen und ihre Berechtigung prüfen zu können, wollen wir uns heute die wechselvolle Geschichte der Staatsschulden während und nach dem Weltkrieg an einigen Beispielen vergegenwärtigen. Dabei werden sich wichtige — und häufig außer Acht gelassene — Gesichtspunkte zum Verständnis der Haltung der Regierungen ergeben, die auf jene Gefühle in ihrer Bevölkerung Rücksicht nehmen müssen. Auch auf die Schwierigkeiten des Problems der internationalen Währungsstabilisierung wird dabei einiges Licht fallen. Es lohnt also wohl, sich in das Gestrüpp der internationalen Finanzstatistik zu begeben.

◆

Die heutigen Staatsschulden sind in der Hauptsache ein Ergebnis des Krieges. Durch Steuern wurden nämlich in Deutschland nur 7 Prozent, in England und den USA nur rund 30 Prozent der Kriegskosten laufend aufgebracht. Die anderen Staaten konnten nicht einmal die ordentlichen Staatsausgaben im Umfang von 1913 während des Krieges durch Steuern finanzieren. Die Kriegskosten wurden also zum weitaus größten Teil durch Schuldenmachen gedeckt. Die Schulden einiger wichtiger Staaten wuchsen während des Krieges folgendermaßen:

	1913/14	1919
Deutschland (Milliarden Mark)	22	180
Frankreich (Milliarden Francs)	34	245
England (Millionen Pfund)	650	7435
USA (Milliarden Dollar)	1,2	25,5
Rußland (Milliarden Rubel)	10	—

(Die Tabelle und unsere folgenden Statistiken berücksichtigen im allgemeinen nur die von der Zentralregierung eingegangenen Schulden. Bei Deutschland sind jedoch zu den Schulden des Reichs die der Bundesstaaten (später Länder genannt) dazu gezählt, weil sie vor dem Krieg den Hauptteil der deutschen Staatsschulden ausmachten; die Reichsschuld allein betrug 1913 nur 4,9 Milliarden Mark. Bei den USA, die gleichfalls ein Bundesstaat sind, enthalten unsere Statistiken nur die Bundesschulden; die Schulden der Einzelstaaten sind verhältnismäßig unbedeutend, sie betrugen 1912: 350 Millionen Dollar, 1919: 550 Millionen Dollar.)

Verglichen mit der Vorkriegszeit ist die französische Staatsschuld nach Beendigung des Krieges also 7mal so groß, die deutsche 8mal, die englische 11—12mal und die amerikanische 21mal so groß, alles in Landeswährung gerechnet.

Der Druck der Schuldenlast wurde bereits 1919 dadurch gemildert, daß die Preise in Deutschland und Frankreich sich ungefähr vervierfacht und in den USA und England mehr als verdoppelt hatten. Der Wert der Schulden, in Waren gerechnet, war also entsprechend kleiner. Für die USA und England insbesondere schien die Schuld deshalb weniger drückend zu sein, weil ihr erhebliche Forderungen an andere Staaten gegenüberstanden. Rußland annullierte durch eine Verordnung des Rates der Volkskommissare am 21. Januar 1918 seine sämtlichen Staatsschulden.

In den folgenden Jahren haben vor allem Währungsentwertungen das Bild stark verschoben. 1924 betrug die deutsche Staatsschuld (einschließlich Dawes-Anleihe, aber ohne Reparationsschuld, die ja damals nicht fest begrenzt war) nur noch 2,9 Milliarden Mark. Sie war also auf ein Siebtel der Vorkriegsschuld gesunken. Gleichzeitig war — in Gold gerechnet — die französische Staatsschuld 3—4mal so groß wie vor dem Krieg, die englische 11mal und die amerikanische 23mal so groß wie vor dem Krieg. Der Schuldendienst fraß in den USA und Frankreich mehr als 30 Prozent, in England fast 45 Prozent der Staatseinnahmen auf. Die jährlichen Aufwendungen für den Schuldendienst betrugen pro Kopf der Bevölkerung: in England 148 Mark, in Frankreich 79 Mark, in den USA 35 Mark, in Deutschland 3,50 Mark.

Auch wenn wir die deutschen Reparationszahlungen der Jahre 1924—31 mit insgesamt 11,3 Milliarden Mark, also mit jährlich 1,4 Milliarden Mark einsetzen, so kam die deutsche Belastung pro Kopf der Bevölkerung doch nur auf 25 Mark, lag also noch unter der amerikanischen.

◆

Inzwischen hat sich das Bild durch die Streichung der deutschen Reparationsschulden, durch weitere Währungsentwertungen und durch Zinsherabsetzungen noch einmal gewandelt. Heute sieht es ungefähr so aus:

Die deutsche Staatsschuld beträgt rund 14 Milliarden Mark. Das sind zwei Drittel der Vorkriegsschuld.

Die englische Staatsschuld beträgt 7,8 Milliarden Pfund. Davon entfallen 1 Milliarde Pfund auf äußere politische Schulden, kommen also für eine Streichung ähnlich wie die deutschen Reparationsschulden in Frage. Setzen wir sie ab, so bleibt nach dem gegenwärtigen Kurs eine Schuld von

rund 80 Milliarden Mark. Das ist 6mal so viel wie vor dem Weltkrieg und ebenfalls 6mal so viel wie in Deutschland.

Die französische Staatsschuld beträgt 490 Milliarden Francs. Davon kommen 190 Milliarden Francs ebenfalls als äußere politische Schuld für eine Streichung in Frage. Setzen wir sie ab, so bleibt nach dem gegenwärtigen Kurs eine Schuld von 50 Milliarden Mark. Das ist rund doppelt so viel wie vor dem Weltkrieg und 3—4mal so viel wie in Deutschland.

Die Staatsschuld der USA beträgt 27 Milliarden Dollar. Äußere Schulden, die gestrichen werden könnten, bestehen nicht, vielmehr nur Forderungen in Höhe von 11 Milliarden Dollar — unter anderem an England und Frankreich —, die für eine Streichung in Frage kommen und für die nach dem Hoover-Freijahr (1931/32) Zinsen kaum noch gezahlt worden sind. Umgerechnet zum gegenwärtigen Kurs beträgt die Staatsschuld rund 70 Milliarden Mark. Das ist 23mal so viel wie vor dem Weltkrieg und 5mal soviel wie in Deutschland.

Auf den Kopf der Bevölkerung entfallen, der Belastung nach geordnet, an Staatsschuld (nach Streichung der äußeren politischen Schulden): in England: 1840 Mark, in Frankreich: 1020 Mark, in den USA: 550 Mark, in Deutschland: 210 Mark. Im Durchschnitt bringt heute für den Schuldendienst seines Staates alljährlich auf: jeder Engländer: 60 Mark, jeder Franzose: 35 Mark, jeder Amerikaner: 25 Mark, jeder Deutsche: 10 Mark.

Ist also Deutschland der finanzielle Kriegsgewinner? Das kann man von der deutschen Staatskasse wohl sagen, wenn man sie als ein selbständiges Etwas betrachtet, nicht aber von der deutschen Bevölkerung, wenigstens nicht, wenn man sie als Gesamtheit betrachtet.

Wir dürfen hier nämlich eine andere internationale Vergleichung nicht unterlassen: die deutsche Vorkriegsmark wurde auf ein Billionstel entwertet, der französische Franc auf ein Fünftel, das Pfund und der Dollar nur um 40 Prozent. Die deutsche Staatskasse ist also in ganz anderem Umfang als die anderen Staatskassen (und ebenso die deutschen privaten Schuldner in ganz anderem Umfang als andere Schuldner!) Schulden losgeworden durch Verteilung auf die Bevölkerung.

Diese „Sozialisierung" der Schulden macht aber — um zum Schluß noch einmal ausdrücklich auf jene ausländischen Gefühle zurückzukommen — Deutschland heute nicht weniger konkurrenzfähig. Sie macht es für die Engländer, Franzosen und Amerikaner nicht weniger drückend, ihre Kriegsschulden zu tilgen und zu verzinsen. Von den deutschen Staatsausgaben entfällt nur ein Fünfzehntel auf den Schuldendienst; in England macht der Schuldendienst ein Drittel der gesamten Staatsausgaben aus, in Frankreich und den USA je ein Fünftel.

Nach diesem Überblick über die Geschichte der Kriegsschulden ist es zu verstehen, daß die Amerikaner z. B. großen Wert darauf legen, von der Sowjet-Union wenigstens eine Anerkennungssumme zu erhalten, daß sie sich gegen die Streichung der interalliierten Schulden wehren, daß sie denjenigen Staaten, die ihre Schulden nicht bezahlen, eine schlechtere zollpolitische Behandlung androhen, daß sie die Gewährung neuer Anleihen an sie verbieten usw. Es ist aber auch zu verstehen, daß die Engländer und Franzosen den Schuldendienst gegenüber den USA eingestellt haben, nachdem sie selber keine Reparationszahlungen mehr empfangen; ihre gemeinsame Front gegen den amerikanischen Gläubiger spielt sicher auch bei anderen politischen Verhandlungen eine Rolle, desgleichen die Hoffnung, Deutschland in diese Front eingliedern zu können.

Deutschland hat sich 1932 in dem Abkommen von Lausanne aus dem internationalen Kriegsschuldenproblem soweit irgend möglich herausgezogen. Dadurch ist es jedoch für die anderen Beteiligten noch nicht gelöst. Wenn der Kampf mit der Waffe „Währungsentwertung" weiter geht, so liegt das zu einem guten Teil daran, daß das Kriegsschuldenproblem ungelöst ist, — konkret gesprochen: daß die USA, als Hauptgläubiger der Erde, sich noch nicht dazu entschließen konnten, ihr Kriegsschuldenhauptbuch durch einen dicken Strich abzuschließen. Man kann es wohl verstehen, daß ihnen dieser Entschließ, zumal mitten in der Krise, schwer fällt.

Vorläufig steht in diesem Hauptbuch die folgende Rechnung:

Wir Amerikaner haben auf Grund der Nachkriegsabkommen (außer von Rußland) zu erhalten: 11,7 Milliarden Dollar Tilgungszahlungen, 10,6 Milliarden Dollar Zinszahlungen, zusammen 22,3 Milliarden Dollar. (Diese Gesamtforderung bedeutete bereits einen Nachlaß auf die Schuldsumme von einem Drittel. Außerdem war der höchste durchschnittliche Zinssatz, der einem Land berechnet wurde, nur 3,3 Prozent; gegenüber Frankreich, d. h. für ein Drittel der Gesamtforderung, wurde nur ein Durchschnittszinssatz von 1,6 Prozent, gegenüber Belgien, d. h. für ein weiteres Sechstel der Gesamtforderung, nur solcher von 0,4 Prozent berechnet.)

Bis zum 30. Juni 1934 — danach hat überhaupt nur noch ein Staat bezahlt: Finnland — haben wir Amerikaner erhalten: 0,5 Milliarden Dollar Tilgungszahlungen, 1,3 Milliarden Dollar Zinszahlungen, zusammen 1,8 Milliarden Dollar.

Wir Amerikaner haben also noch zu fordern: 11,2 Milliarden Dollar Tilgungszahlungen, 9,3 Milliarden Dollar Zinszahlungen, zusammen 20,5 Milliarden Dollar.

So sieht es in diesem größten aller Hauptbücher nach 16 Jahren „Friede" aus. Durch die Dollarentwertung sind neuerdings abermals 40 Prozent Generalabstrich vorgenommen worden.

Die letzten Zahlungen in Höhe von insgesamt 222 Millionen Dollar sind fällig im Jahr 1987. Wer glaubt, daß dann noch die Rechnung beglichen wird für Kanonen und Maschinengewehre, geliefert 1914—18? Sollen die Urenkel dafür bezahlen, daß die Urgroßväter damit geschossen haben? Wir erleben es heute: schon die Söhne wehren sich.

Noch aber bestehen die Gläubigernationen wie Shylock auf ihrem Schein. Noch ist daher die Zeit nicht reif für Währungsabkommen, für Abkommen zur Förderung statt Einschnürung des Außenhandels, für das Aufblühen des friedlichen Warenverkehrs zwischen den Völkern. Noch bleibt es die Aufgabe eines wahrhaften Völkerbundes, die Bilanz des Todes zu bereinigen.

Das Clearing

Unser Außenhandel im Januar weist einen steigenden Exportrückgang auf. Aus diesem Anlaß spricht die „Deutsche Allgemeine Zeitung" über die ungünstige handelspolitische Wirkung der mit unseren Gläubigerländern getroffenen Verrechnungsabkommen. Sie schreibt u. a.:

„Bei diesem System bezahlt der ausländische Verbraucher deutscher Waren seinen Landsmann, der Deutschland beliefert, unter Ausschaltung der Devise durch einen Geldkreislauf im eigenen Lande, der von der Verrechnungskasse gesteuert wird. Darüber hinaus hilft er den Landsmann bezahlen, der Finanzgläubiger Deutschlands ist und seine Zinsen prompt haben will. Je mehr deutsche Waren er abnimmt und dafür in die Verrechnungskasse zahlt, um so mehr Zinsen kann diese an die Gläubiger Deutschlands ausschütten. Ein Clearing, das seinen Zweck vom Standpunkt des Gläubigerlandes erfüllen, also seine Zahlungsbilanz aktivieren soll, müßte mithin den Absatz deutscher Waren in dem betreffenden Land steigern, zum mindesten erhalten. Aber die Entwicklung verlief umgekehrt ... Ein Beispiel für viele. Die deutsche Ausfuhr nach der Schweiz sackte im Januar von 29,4 auf 22,4 Mill. Fr. ab, in der gleichen Zeit stieg die schweizerische Ausfuhr nach Deutschland von 10,3 auf 15,7 Mill. Fr.

Woher diese Wirkung? Man kann es mit einem Satz sagen: die Technik des Verrechnungssystems wirkt anders, als es die Partner, die den Verrechnungsvertrag schließen, wollen. Wenn auf beiden Seiten völlig durchsozialisierte Nationalwirtschaften mit Außenhandelsmonopolen beständen, wenn die Verrechnungsabkommen von Regierungen vereinbart würden, die auch über ihre Verbraucher verfügen könnten, dann könnten die Verträge so wirken, wie man es bei ihrer Abfassung bezweckt. Aber der Außenhandel richtet sich, mit gewissen Einschränkungen, bei den meisten Ländern nicht nach volkswirtschaftlichen Bedürfnissen, sondern nach privatwirtschaftlichen Rentabilitätserwägungen.

Wir können in Verträgen bestimmen und die Gegenseite kann sich verpflichten, daß uns ein Absatzkontingent eingeräumt wird. Aber wir können nicht bestimmen und der Partner kann nicht durchsetzen, daß die deutsche Ware auch wirklich vom Händler und Verbraucher gewollt und bezogen wird, und darauf kommt es an ... Der ausländische Kaufmann scheut bürokratische Umständlichkeiten, amtliche Vordrucke, Eintragungen in Listen und das Warten auf Bezahlung. All das widerfährt ihm aber mehr oder minder, wenn er unter dem Verrechnungssystem deutsche Waren bezieht. Er zieht es daher bei annähernd gleicher Preislage und Güte der Ware vor, sie hinfort aus Ländern zu beziehen, mit denen kein Verrechnungsabkommen besteht und zu denen noch die Devise eine glatte Handelsbrücke schlägt.

Diese Erfahrung hat z. B. zu starken Rückgängen des deutschen Geschäfts in Frankreich und der Schweiz geführt. Ergibt sich hier eine Schrumpfung deutscher Ausfuhr, so vermehrt andererseits das Clearing unerwünschte deutsche Einfuhren. Die Tatsache, daß der ausländische Lieferant beim Clearing seiner Bezahlung sicher ist, führt gelegentlich zu einer Umlagerung deutscher Importe über Verrechnungsländer. So wurde vor einiger Zeit gemeldet, daß unter Mißbrauch des deutsch-schwedischen Clearings Waren aus baltischen Staaten und Finnland, aus Norwegen und sogar Sowjetrußland hereinkamen."

Pfeffer

Von den portugiesischen Schiffen, die 1519 unter Magalhaes zur ersten Weltumsegelung ausfuhren, kehrte nur ein einziges, ohne den Führer des Unternehmens, in die Heimat zurück. Von den Gewürzinseln, den Molukken (auf denen Magalhaes erschlagen worden war) brachte es eine Ladung Pfeffer mit, und aus dem Erlös dieses Pfeffers wurden die gesamten Kosten der ersten Weltumsegelung bezahlt. Denn da aus dem Land, wo der Pfeffer wächst, damals nur selten ein Schiff nach Europa kam, konnten die Händler den Preis nach Belieben festsetzen; außerdem war das Mittelalter gewürzfreudiger als die Neuzeit, so daß auch von der Nachfrageseite aus der Preis in die Höhe getrieben wurde.

Pfeffer und andere Gewürze spielten überhaupt im Handel des Mittelalters eine große Rolle. Aber auch heute noch verbraucht die Menschheit mehr Pfeffer als wohl die meisten der Leser denken werden, nämlich 8—10 000 Tonnen jährlich; etwa 4000 Tonnen davon entfallen auf die teurere weiße Sorte, der Rest ist schwarzer Pfeffer. Das ist eine ganz hübsche Portion Pfeffer, die von der Menschheit in einem Jahr vertilgt wird; immerhin ist sie nicht so groß, als daß nicht ein reicher Mann auf den Gedanken kommen könnte, einmal den ganzen Weltvorrat aufzukaufen, den Preis hochzutreiben und den Pfeffer dann zu erhöhten Preisen wieder zu verkaufen.

Der Mann, der diesen Gedanken in die Tat umsetzte, war ein Armenier namens Garabad Bischirgian, der durch geschickte Spekulationen reich geworden war und sich 1929 die englische Staatsangehörigkeit erworben hatte. Um seinen Reichtum noch zu vermehren, versuchte er nun, den Feinschmeckern die Pfefferbüchse hochzuhängen: er kaufte in London, dem Umschlagsort des Pfefferhandels, alle Vorräte an weißem Pfeffer zusammen und kaufte außerdem alle Ladungen weißen Pfeffers, die in London ankamen, sofort zum jeweiligen Börsenpreis auf.

Die Folgen waren klar: erstens stieg der Preis des Pfeffers von März 1934 bis Januar 1935 auf das Doppelte (in Hamburg, vielleicht unter dem Einfluß der Devisengesetzgebung, in der gleichen Zeit von 58 auf 295 Mark je 100 kg); zweitens beteiligten sich auch noch andere Kapitalisten an dieser Spekulation und kauften ebenfalls Pfeffer auf, was den Preis noch mehr in die Höhe trieb, und drittens ... ja, drittens stellte es sich heraus, daß die Rechnung nicht stimmte. Der Pfeffersegen nahm nämlich überhaupt kein Ende; jedes in London einlaufende Schiff aus Indien oder dem holländischen Archipel brachte neue Mengen weißen Pfeffers, und schließlich lagerten in London 21 000 Tonnen weißen Pfeffers, also so viel, wie nötig ist, um der Menschheit fünf Jahre lang gepfefferte Mahlzeiten zu verabreichen. Und immer noch strömte der weiße Pfeffer nach London ...

Und so kam schließlich das übliche Ende: der große Krach. Angesehene Londoner Firmen wurden hineingerissen, und nur das Eingreifen der Bank von England und einiger Großbanken konnte die Konkurse auf einige wenige Firmen beschränken.

Aber, so fragt man sich immer noch, wie konnte ein denkender Mensch sich auf eine solche Spekulation einlassen? Man weiß es nicht. Die „Frankfurter Zeitung" spricht von „reichlich unverständlichen Spekulationen". Es scheint, daß die Aufkäufer auf eine Steigerung des Konsums hofften; es gingen dunkle Gerüchte von einer neuartigen Pfefferverwendung. Außerdem wurde die Ernte unterschätzt; sie fiel wesentlich höher aus als erwartet. Auch macht die Zersplitterung der Produktion jede Schätzung der Vorräte unmög-

Naturheilmethode

Von Dr. Owlglaß

Nein — das blöde Faschingstreiben begann ihn nachgerade anzuwidern. Und doch unterlag er immer von neuem der Versuchung. Ach ja, das schwache Fleisch! Wenn er jetzt nicht energisch vorging, waren auch die letzten vierzehn Tage und Nächte dieses polizeiwidrig langen Karnevals geliefert und verloren.

„Auf, ermanne dich und sprich: Fleuch du alte Schlange!" zitierte er aus dem Gesangbuch und „Natur, will dir ans Herz mich legen!" aus seinem geliebten Lenau. Jawohl: Natur! Die allein konnte ihn retten und ihn heilen, konnte ihm vor allem den gesunden, dauerhaften, Kräfte spendenden Schlaf wiedergeben, den er nun schon so lange vermißte.

Heute war Samstag, heute war's doppelt gefährlich. Wenn er auch heute wieder auf die Lockungen der Plakate hereinfiel, gab es kein Zurück mehr. Also weg, Hals über Kopf! Und wohin? Nach Urschling natürlich, in den reizenden kleinen Marktflecken nah am Gebirge, wo er letzten Sommer so wundervolle, naturverbundene Wochen zugebracht hatte. Beim oberen Wirt fand er sicher gutes Quartier; mächtige Wälder dehnten sich in der Runde, weit und lockend tat sich das Zauberreich der Berge auf ... Fertig! Abgemacht!

Eilig packte Koriander seinen Rucksack, nachdem er aus dem Kursbuch ersehen hatte, daß er mit dem nächsten Bummelzug gegen fünf Uhr abends in Urschling eintreffen werde.

Alles klappte. Nur freilich, das Landschaftsbild erwies sich gegenüber der sommerlichen Zeit als nicht unerheblich verändert; die damalige Freundlichkeit war einer gewissen Morosität gewichen, die auch auf die Einwohnerschaft, den oberen Wirt nicht ausgenommen, abgefärbt zu haben schien. Immerhin, Koriander erhielt ein kleines Stübchen im ersten Stock, hinten hinaus, mit einem eisernen Ofen; die anderen Fremdenzimmer ließen sich nämlich nicht heizen. Der „Saal" war glücklicherweise zu ebener Erde und ging nach der Straße zu. Warum glücklicherweise? Nun, in diesem Saal beabsichtigten die vereinigten Bader- und Frisörgehilfen von Urschling und Umgebung heute abend ein Tanzkränzchen mit Schönheitskonkurrenz abzuhalten, wie einem grünen, bedruckten Zettel vorn an der Haustüre zu entnehmen war. „Auch du, Brutus?" seufzte, weil ihm nichts Gescheiteres einfiel, Koriander, als er ihn las.

Forellen, wie er es gehofft hatte und vom letzten Sommer her gewohnt war, bekam er nicht zum Abendessen; er mußte schon mit einem etwas angebrannten Schmarren vorlieb nehmen. Bald verzog er sich in sein überheiztes Stübchen, kleidete sich aus und erkletterte das hochgetürmte Bett, um den Schlaf vieler Wochen nachzuholen. Ah, wie das wohltat! Das Plumeau schob er weit zurück, blies die Kerze aus, reckte und dehnte sich behaglich und begann sein Nachtwerk zunächst damit, daß er aus Leibeskräften und in allen Tonarten drauflos gähnte: Uaahh! Ö-hö-hö-hö-hööhh!

Aber im Moment des höchsten Genusses gab es plötzlich einen Knacks, der Unterkiefer sank wie gelähmt herab, und Koriander mußte zu seinem Schrecken feststellen, daß er sich ihn offenbar ausgerenkt hatte.

Hastig versuchte er das Mißgeschick wieder gutzumachen, erst aufs Gratewohl im Dunkeln, dann bei frisch angezündeter Kerze vor dem Spiegel — alles umsonst. Weitauf klaffte der Mund, die unteren Schneidezähne standen geschrägt wie bei einer Bulldogge, und unaufhörlich sickerte ihm der Speichel übers Kinn.

Saubere Bescherung! Jetzt nur gleich zum Doktor! Der wohnte gottlob nicht weit ab.

Er zog sich notdürftig an, schlich, ein Tuch vor dem Mund, die Treppe hinab und tappte durch die finstere Straße dem Doktorhaus zu. Heil und Sieg, im oberen Stockwerk brannte noch Licht!

Koriander riß an der Nachtglocke; das erleuchtete Fenster ging auf, und eine brummige Stimme rief: „Nu, was ist denn los?"

„Wäh-wäh-wah-wah-wäh ...", gröhlte der bedauernswerte Patient; denn es war ihm zurzeit nicht gegeben, sich präziser auszudrücken.

„Was sagst?" fragte der Doktor, dem schon der Ärger hochstieg.

„Wäh-wäh-wah-wah-wäh", wiederholte Koriander in lauteren Tönen und flehte unter lebhaften Gestikulationen um Verständnis.

„Moanst eppa, du kunnt'st mi dableck'n? Mach', daß d' hoam kimmst, b'suffene Sau, b'suffene!" schrie's wütend von oben, und das Fenster knallte zu.

Der Ärmste wartete ein Weilchen und läutete dann nochmals. Aber der Doktor, in seiner Diagnose leider völlig irregehend, beschränkte sich jetzt auf die wortlose Anwendung einer schlichten hydrotherapeutischen Prozedur, indem er Koriandern seine Waschschüssel über den Kopf leerte, was diesen zu einem eiligen Rückzug in die milderen Regionen des oberen Wirts veranlaßte. Dort hängte er das durchnäßte Gewand neben den warmen Ofen, knüpfte sich einen feuchten Bund ums Gesicht, kroch schnatternd wieder ins Bett und dachte: „Morgen früh wird sich das Mißverständnis ja klären! O Gott, o Gott, wenn ich nur wenigstens ein bißchen Schlaf fände!"

Aber auch damit war's nichts. Die Gäste unten im Saal, lauter bewährte Sachverständige auf ästhetischem Gebiet, schienen bei der Kürung der Ballkönigin angelangt und über den so schwierigen Begriff des Schönen miteinander in eine Meinungsverschiedenheit geraten zu sein, die lawinenhaft anwuchs und schließlich in eine solenne Keilerei ausartete.

Wie gerädert erhob sich Koriander am Morgen von seiner Lagerstätte und musterte sein Antlitz im Spiegel. Schöner war er inzwischen nicht geworden.

Er wartete in stiller Verborgenheit, bis das Frühgeläute die Andächtigen zur Kirche rief, und schickte sich dann an, mit hochgeschlagenem Mantelkragen seinen Besuch beim Doktor zu wiederholen, den er um diese Stunde am sichersten zu Hause treffen würde.

Die Nacht war kalt gewesen, es hatte Glatteis gegeben, kein Mensch hatte natürlich gesandet, und so begab es sich, daß der Fremdling hart an der Schwelle des gastlichen Doktorhauses ausglitt, zu Boden fiel und mit dem Kinn aufs Pflaster aufschlug.

Erneut tat es einen Knacks; bestürzt griff sich Koriander ins Gesicht — doch siehe da, das Kiefergelenk war wieder eingeschnappt und somit alles in schönster Ordnung, von einer kleinen Hautschürfung abgesehen, die keine Rolle spielte. Wohlgemut richtete er sich auf, machte kehrt und ließ sich in seiner Herberge ein stattliches Frühstück bereiten, dem er mit regem Appetit zusprach.

Aber sein Vertrauen zur Heilkraft der Natur war — unbeschadet ihrer eben erst bewiesenen chirurgischen Befähigung — doch merklich abgeflaut. Und als ihm nachher der obere Wirt erzählte, im Lauf der beiden nächsten Wochen würden in seinem Saale noch mindestens sieben Karnevalsunterhaltungen, ähnlich der gestrigen, stattfinden, ging Koriander in sich, prüfte sorglich das Für und Wider seiner bisherigen Existenz und fuhr noch am gleichen Nachmittag mit frisch eingerenktem Unterkiefer und frisch eingerenkter sogenannter Lebensanschauung in die Hauptstadt zurück.

Die Anekdote

Zu einem alten Bauern, der Schmerzen im rechten Bein hatte, kam der Arzt. Nachdem er den Patienten genau untersucht hatte, fragte er nach dem Alter. „71 Jahre", erwiderte der Bauer. „Kein Wunder", sagte darauf der Arzt, „das ist eben Altersschwäche." Worauf der Bauer entgegnete: „Herr

lich; die kleinen malaiischen und chinesischen Pflanzer führen eben keine Statistik über Produktion, Vorräte und Verkauf. (Umso unverständlicher freilich wird eine Spekulation, die sich so aufs Ungewisse stützt.)

Der Hauptgrund der Fehlspekulation scheint aber anderswo zu liegen. Es ist zwar kaum zu glauben, und ich gebe die Meldung mit allen Vorbehalten wieder, aber durchaus ernsthafte Beurteiler versichern, daß der Urheber der Spekulation, Garabad Bischirgian, und einige seiner Helfer den Unterschied zwischen schwarzem und weißem Pfeffer gar nicht gekannt haben. Schwarzer und weißer Pfeffer ist nämlich, wie man im kleinsten Konversationslexikon nachlesen kann, die gleiche Frucht. Nur die Behandlung ist verschieden: röstet man die Früchte der Pfefferstaude, dann entsteht der schwarze Pfeffer; läßt man die Frucht im Wasser aufquellen und schält sie dann, so hat man weißen Pfeffer. Als nun in London aller weiße Pfeffer aufgekauft wurde, da scharrten die Pflanzer und Händler nicht nur ihre letzten Vorräte zusammen, sie machten auch schon gerösteten Pfeffer durch Aufweichen und Ablösen der Schalen zu weißem Pfeffer. So wurde fast die gesamte Ernte 1934 zu weißem Pfeffer verarbeitet oder umgearbeitet. Und wenn auch die Qualität teilweise gelitten haben mag — die Spekulanten in London mußten auch diese minderen Sorten aufkaufen.

Daß aus Schwarz auf einmal Weiß werden könnte, damit hatte Herr Bischirgian nicht gerechnet. Dieser Irrtum, zusammen mit den erwähnten andern Fehlern, hat ihm das Genick gebrochen. Jetzt kann er in seiner Armut darüber nachdenken, mit wie wenig Verstand nicht nur die Welt regiert, sondern auch in der Weltwirtschaft ein großes Geschäft angepackt wird. Hugo Lindemann

---

Die Pfefferpreise sind in Deutschland weit stärker gestiegen als gleichzeitig in England während der dortigen Käufe des Pfefferpools.

Ende Januar 1935 kostete schwarzer Pfeffer in Hamburg 295 Mark und „weißer Muntok" 495 Mark pro Doppelzentner. Einem Preis von 17 Pence für 1 englisches Pfund weißer Muntock entspricht ein Preis von 190 Mark für den Doppelzentner; dazu kommen 75 Mark Zoll, macht zusammen 265 Mark. Die „Handelsspanne" bis zu 495 Mark im Großhandel erscheint reichlich groß.

Am 21. Februar kostete „weißer Muntok" immer noch 390 Mark, während der Londoner Preis zuzüglich Zoll nur 175 Mark ausmachte.

Sibirien

Die „Zeitschrift für Geopolitik" behandelt in einem Aufsatz „Die Verkehrserschließung der russischen Arktis" die große wirtschaftliche Bedeutung der Polargebiete. Es heißt darin u. a.:

„Es sei gleich vorweggenommen, daß im Bereich der zirkumpolaren Regionen der russische Sektor die weitaus größte Ausdehnung von über 10 000 Kilometer hat. Dieses ungeheure Gebiet wird von dem Vorhof der Arktis, dem nördlichen Eismeer, beherrscht, in welches die Systeme des Ob- und Jenissejflusses ihre Wässer senden; diese Systeme bilden zusammen ein Wirtschaftsgebiet, das so groß wie Kanada und um die Hälfte größer als die Vereinigten Staaten von Amerika ist.

Die ungeheure wirtschaftliche Bedeutung dieser mächtigen Wasserstraßen erhellt daraus, daß die Oberläufe der Flüsse im Obsystem durch die reichsten Kohlen- und Erzvorkommen der Erde fließen. Das Eismeer und die beiden Flußsysteme schließen sich organisch in die Weltverkehrsstraße ein, welche der Russe „sewerny put" (der nordische Weg) nennt, und die von London durch das nördliche Eismeer und die sibirischen Ströme mitten in das Herz Asiens führt.

Die aus China ausgeführten Waren erreichen die sibirischen Häfen über London und den nordischen Weg in vier Monaten, während der früher übliche Weg durch die Mongolei bis zu zwei Jahren in Anspruch nahm; außerdem verbilligt sich die Fracht über den Seeweg erheblich. Zwar dauert die Navigationsperiode auf dem Eismeer nur etwa 2½ bis 3 Monate, sie ist aber lang genug, um soviel Ware heranzuschaffen, wie per Eisenbahn in einem ganzen Jahr.

Im oberen Lauf der sibirischen Ströme bildet sich eine Kornkammer heraus, entstehen Industriezellen, erstrecken sich die unermeßlichen Holzreserven der Taiga; im Verein mit dem von der Sowjetregierung durchgeführten Ausbau der sibirischen Wasserstraßen bedingen diese Faktoren eine wirtschaftlich und politisch selbständige Rolle Sibiriens. Das System der großen sibirischen Ströme in Verbindung mit dem Eismeer bildet das Einfallstor in den Weltozean. Dieses Tor öffnet sich auf die Weltwasserstraßen, da das Eismeer einen Teil des Atlantischen Ozeans darstellt, welch letzterer durch eine Meerenge mit dem Stillen Ozean verbunden ist. Aus einem asiatischen „Hinterhaus" verwandelt sich Sibirien so in das nördliche Vorderhaus und wendet sein Gesicht nach Europa."

Einschmelzung

Seit den ältesten Zeiten haben die Staatsmänner darnach gestrebt, die politischen Grundlagen ihres Staates durch Vereinheitlichung der Sprache, Sitte, Religion, der Weltanschauung (und damit des Rechtsgefühls), des Gesetzes, ja teilweise sogar der Rasse, zu festigen. In der Tat ist ein großes Reich, auch ein „Weltreich", nur ein Konglomerat, solange das verbindende Element der Sprache und der Weltanschauung — um nur die beiden wichtigsten Faktoren zu nennen — fehlt.

Das haben insbesondere schon die alten Römer erkannt, die es meisterlich verstanden, in ihren Kolonien — also in Gebieten, die ihnen ursprünglich völlig fremd waren — die lateinische Sprache, römisches Recht, römische Sitte und Weltauffassung durchzusetzen. Sie haben das so gründlich besorgt, daß man alle ihre einstigen Kolonialländer heute noch mit vollem Recht als „romanische" Länder bezeichnet, und dieses Romanentum, daß die Spanier und Portugiesen mit übers Meer genommen haben, hat auch einem großen Teil der „Neuen Welt" seinen Stempel aufgedrückt.

Auch Rußland hat den Versuch unternommen, aus der Unzahl der Länder und Völker, die dem Zaren gehörten, einen einheitlichen Staat zu bilden; und es hat damit weit größere Erfolge erzielt, als in Westeuropa im allgemeinen bekannt ist. Zunächst hat es die großrussische Sprache überall vom Baltikum bis zum Gelben Meer und vom Eismeer bis an die Grenzen Indiens als Amts- und Verkehrssprache eingeführt. Ferner hat es (allerdings mit geringerem Erfolg) versucht das orthodoxe, griechische Christentum, das die Staatsreligion war, durchzusetzen; was z. B. in der Weise geschah, daß die Kinder aus Mischehen, wenn ein Teil orthodox war, im orthodoxen Glauben erzogen werden mußten. Anknüpfend an das römische Vorbild waren die Zaren auch das Oberhaupt der russischen Kirche („Zäsaropapismus"), wie ja überhaupt in den Augen der Russen Moskau das „dritte Rom" war. Deshalb mußte mit dem Zarentum zusammen auch die russische Kirche untergehen.

In gewissem Sinn setzen die heutigen russischen Machthaber die Arbeit des Zarentums fort, denn auch sie versuchen — freilich mit Hilfe einer entgegengesetzten Weltanschauung — aus den Millionen von Groß- und Kleinrussen, Polen, Letten, Deutschen, Juden, Griechen, Tataren, Kalmüken, Türken, Sibiriern, Samojeden, — ja selbst Chinesen, Tibetanern, Persern usw. ein einheitliches Volk zu machen, das die Grundlage des neuen Rußlands bilden soll. Daß dabei alle rassischen Momente außer Acht gelassen werden müssen, ist unvermeidlich („Sowjetrußland kennt keine Rassenfrage"), denn an eine Verschmelzung dieser völlig verschiedenen Bestandteile ist ebensowenig zu denken, wie an die Durchsetzung einer Rasse auf Kosten der anderen.

Auch Großbritannien versucht, die Bestandteile seines Weltreichs irgendwie zu verbinden; doch liegt der Fall dort schwieriger, als anderswo. Die Teile dieses Weltreichs sind über alle Erdteile und Ozeane, über alle Klimate und Rassengebiete verstreut. Zum britischen Weltreich gehören Zulukaffern und kanadische Eskimos ebensogut, wie Inder, Buren und Iren. Die einzelnen Teile sind untereinander ohne jeden wie immer gearteten Zusammenhang: die einzige Verbindung ist der Union Jack.

Unter diesen Umständen hat sich der Engländer von vorn herein darauf beschränkt, englisches Recht und englische Sitte, aber nur mit großen Einschränkungen (nämlich im Verkehr mit Weißen) auch die englische Sprache durchzusetzen. Man hat es z. B. vermieden, den Indiern die englische Sprache aufzudrängen. Wo diese die Sprache ihrer „Zwingherren" benützen, tun sie es freiwillig, da sie sich unter einander nicht verständigen können (in Indien gibt es über 300 verschiedene Sprachen!).

Englische Ordnung und Zuverlässigkeit, englisches Recht, insbesondere aber die englischen Sitten verbinden die Weißen, die unter der britischen Flagge leben — auch da, wo sie nicht englischen Stammes sind. Das Ganze ist aber mehr ein Zweckmäßigkeitsgebäude, kein einheitliches Weltreich etwa im römischen Sinn, weshalb man darin auch die verschiedensten und sonderbarsten Bestandteile findet: Republiken (Irland) und Königreiche (Indien), Kolonien, Schutzstaaten, unabhängige Tochterstaaten usw., alles bunt durcheinander. Es wird absichtlich jeder Druck im Sinne einer pedantischen Vereinheitlichung und „Ordnung" vermieden. Es wird auch bewußt darauf verzichtet, eine Religion oder Weltanschauung auf Kosten anderer durchzusetzen. (Die Mission ist kein Gegenbeweis; sie ist, politisch gesehen, lediglich Zivilisationsmittel.) Dennoch gibt es eine gewisse das Ganze verbindende englische Weltanschauung, die immer noch lebenskräftig ist. Es ist jenes seltsame puritanisch-calvinistische Gemisch von Religion, Staat und Geschäft, das England groß und reich gemacht hat.

In den Vereinigten Staaten wird ein stärkerer Druck zur Vereinheitlichung ausgeübt, als man glauben möchte. Allerdings besteht dieser „Druck" hauptsächlich in dem für alle Einwandererkinder geltenden Zwang zur Erlernung der englischen Sprache und in den tausendfältigen Einflüssen der Sprache, Presse, Schule, Mode, der Straße, des Kinos, insbesondere aber des Geschäftslebens, die alle zusammen auf Amerikanisierung abzielen und denen sich niemand ganz entziehen kann. Spätestens die nächste (im Lande geborene) Generation erliegt ihm. Die nationalistische Propaganda tut ein übriges, und sie ist nicht wählerisch in ihren Mitteln. So sagte mir einmal ein Amerikaner auf die Frage, warum Amerika eigentlich gegen Deutschland in den Krieg gezogen sei: „Wir brauchten einen großen und siegreichen Krieg, um unser Volk in diesem Feuer zur Nation zu verschmelzen. Auch war es uns darum zu tun, ein neues glorreiches Kapitel amerikanischer Geschichte zu „machen", denn unsere Geschichte ist leider noch sehr dürftig für ein so großes Volk!"

Auch gewisse heute aufstrebende Länder wissen um Vorteile, die sich dem Politiker aus der Einheitlichkeit der Rasse, Sprache, Religion und Sitte des Volkes bieten. Japan z. B. arbeitet zielbewußt darauf hin, eine Weltmacht zu werden, und es hält darum alle störenden Einflüsse fern. Ebenso Brasilien, das durch die gewaltige Größe seines Landes und den ungeheuren Geburtenüberschuß berufen scheint, späterhin einmal eine große Rolle zu spielen. Allerdings ist dort die Vereinheitlichung nicht leicht, denn es gibt alle Farben und Rassen, dazu vielerlei Religionen und Weltanschauungen. Aber es setzt sich doch langsam ein gewisser Typ durch, und in ferner Zukunft wird Brasilien auf dem kleinen, dunklen Mischblut (aus portugiesischem, indianischem und Negerblut) beruhen, in das alle Einwanderer eingeschmolzen werden. Diese Mischrasse und dazu ihre katholische Religion und ihr gewaltiges, amerikanisch betontes Nationalgefühl — das sind die Grundlagen des jungen Landes, mit dem die übrige, alt gewordene Welt einmal wird rechnen müssen.

Ulrich von Riet

Das amerikanische Tempo

Die amerikanische Automobilindustrie befindet sich augenblicklich wieder in schwerwiegenden arbeitspolitischen Auseinandersetzungen mit der American Federation of Labor. Ein soeben von gewerkschaftlicher Seite veröffentlichter Bericht des „Committee Henderson" klagt vor allem über die weit getriebene Rationalisierung in der Automobilindustrie. Für die gleiche Arbeit, für die man im Jahre 1929 noch 250 Personen benötigt habe, brauche man zurzeit noch 14. Die Zusammenballung der Produktion auf wenige Firmen wie Ford, General Motors und Chrysler, die 88 Prozent des gesamten Absatzes bestreiten, und der dadurch bedingte scharfe Konkurrenzkampf habe diese Rationalisierung der Produktion im Gefolge gehabt. Es sei heute so, daß über 40 Jahre alte Arbeiter das Arbeitstempo aus Gesundheitsrücksichten nicht mehr aushalten können.

Die Naturkräfte geben sich dem Menschen willig zur Benutzung hin; allein sie haben ihre eigenen Gesetze, die der Menschen kennen und denen er sich anpassen muß, wenn sie sich ihm hilfreich erweisen sollen. Constantin Frantz

Die falschen Profeten werden durch übertriebenes Lob zum Platzen gebracht. Ernst Jünger

---

Doktor, mein linkes Bein ist aber genau so alt. Warum tut mir das nicht auch weh?"

Das ist der einfache Tatbestand. Und dabei wäre es geblieben, wenn nicht der Arzt, der außer Rezepten für die Gebrechen des Leibes hin und wieder auch kleine Anekdoten zu Papier brachte, als Heilmittel für die Seele der Zeitungsleser, dieses Erlebnis dem Lokalblatt berichtet hätte. Damit fing das Unheil an.

Dem Redakteur einer Zeitung aus der Nachbarschaft gefiel nämlich diese Geschichte so gut, daß er glaubte, er beginge ein Verbrechen an seinen Lesern, wenn er ihnen die reizende Anekdote nicht auch mitteilte. Um aber nicht den Vorwurf auf sich zu laden, er habe die Anekdote seinem Kollegen einfach gestohlen, machte er das rechte Bein zum linken und den einfachen Bauern kurzerhand zum Kaiser und ließ die Anekdote folgendermaßen beginnen: „Als Kaiser Wilhelm I. einmal im linken Bein ..." Man schrieb nämlich gerade das Jahr 1897 und feierte den 100. Geburtstag des alten Kaisers.

Da in diesem Jahr die Zeitungen gar nicht genug Anekdoten über Wilhelm I. auftreiben konnten (denn sie wollten doch die Person des Kaisers auch menschlich dem Volk nahe bringen), machten die Beine des alten Bauern, dem Leib Kaiser Wilhelms angepaßt, eilenden Schrittes eine Rundreise durch den Blätterwald. Dann ruhten sie sich eine Zeit lang aus.

Einige Jahre später verfaßte ein junger Schriftsteller eine Anekdotensammlung unter dem Titel „Kleine Geschichten von großen Männern" (oder so ähnlich). Es war unglaublich, welche Belesenheit und welche Geschichtskenntnis dieser junge Mann bewies: von Hammurabi und der Königin Nofretete bis zu den Großen des beginnenden 20. Jahrhunderts gab es keinen Prominenten der Weltgeschichte, der nicht seine Eigenart durch eine Anekdote kundgetan hätte. Von Johann Sebastian Bach z. B. las man folgende nette Geschichte: „Bach litt bekanntlich öfters an heftigen Beinschmerzen. Als der Arzt ..." Wie's weiter geht, weiß der geneigte Leser ja schon.

Aber die schmerzenden Beine fanden auch in der Anekdotensammlung die verdiente ewige Ruhe nicht. Sie wanderten weiter, von einem großen Mann zum andern, von einem Jubiläum zum nächsten. Sie hefteten sich an Friedrich den Großen, der gesagt haben soll: „Kann der Herr Medicus mir dann explizieren, warum mein linkes Bein ..." usw.; Ernst Moritz Arndt blieb an seinem 50. Todestag nicht verschont von Beinschmerzen; Voltaire lächelte spöttisch und ungläubig, als er an seinem 125. Todestag erfuhr, daß auch er den Arzt durch dieses Bonmot in Verlegenheit gebracht haben soll; selbst Karl Maria von Weber schmerzten bei passender Gelegenheit einmal die Beine vor Altersschwäche, obwohl er nur 40 Jahre alt geworden ist, lange nicht so alt wie die Anekdote.

Denn die überlebte das wilhelminische Zeitalter, überstand Krieg, Inflation, Daweskonjunktur und das Kommen des neuen Reiches und feierte an jedem Tag der Erinnerung an irgend einen Großen der Geschichte fröhliche Urständ. Gegenwärtig, März 1935, lautet ihr Schluß: „Als der Arzt gehen wollte, fragte Wilhelm Grimm: „Sagen Sie mal, Herr Doktor, mein linkes Bein ist doch genau so alt, warum ist aber nur mein rechtes krank?"

Und wenn Sie wissen wollen, von wem im nächsten Jahrzehnt berichtet werden wird, daß er im rechten bzw. linken Bein einmal Schmerzen gehabt habe, dann schlagen Sie einfach einen Kalender mit Gedenktagen auf: Sie können sich darauf verlassen, daß alle dort aufgeführten Großen, falls sie nur über 30 Jahre alt geworden sind und nicht beide Beine verloren haben, irgendwann einmal den Arzt, der ihre Beinschmerzen durch Altersschwäche erklärte, mit unserer Bein-Anekdote (die sich bald zum Tausendfüßler entwickelt haben wird) geneckt haben. Denn:

In nichts spiegelt sich die Eigenart einer Persönlichkeit anschaulicher als in der Anekdote.

Zum Schluß muß ich allerdings ein kleines Geständnis ablegen: die Geschichte, die ich hier eben über diese Anekdote erzählt habe, ist nicht ganz wahr. Es ist nämlich nicht richtig, daß der Arzt die Anekdote mit dem alten Bauern wirklich erlebt hat. Richtig ist vielmehr, daß er sie auch nicht selbst erfunden, sondern in einer älteren Anekdotensammlung gelesen hat. Richtig ist ferner, daß sich mit dieser Anekdote, wie mit den 200 andern, die es auf der Erde gibt, schon die Bewohner der Arche Noah die Zeit vertrieben haben, als der Regen drei Monate lang nicht aufhören wollte. Und zwar haben sie der Kürze halber die Anekdoten einfach nummeriert: wenn Japhet sagte: 65, dann wußten alle, daß die Bein-Anekdote gemeint war, und schlugen sich lachend auf die Schenkel; und wenn Ham augenzwinkernd sagte: 89, dann dröhnte die ganze Arche vom Gelächter ihrer Bewohner; denn das war die Geschichte von dem verstopften Pfeifenrohr.

Wer die Anekdoten wirklich erfunden hat, das weiß man bis heute noch nicht. Wahrscheinlich gehören sie zum uranfänglichen (apriorischen, sagen die Gelehrten) Besitz der Menschheit. Tom

---

Die Jugend hört auf mit dem Egoismus, das Alter beginnt mit dem Leben für andere. Hesse

Die Schildwache der Prinzessin

Als Napoleons Stiefsohn Eugen Beauharnais im Jahre 1806 Vizekönig von Italien wurde, flohen die Bourbonen in solcher Eile aus dem Lande, daß sie sogar ein Mitglied ihrer Familie mitzunehmen vergaßen. Es war dies eine schon bejahrte Prinzessin, die Halbschwester des Königs Ferdinand.

Die französischen Eroberer waren ritterlich genug, ihr nicht nur nichts zu leide zu tun, sondern sogar die ihr bisher gezahlte Pension wenigstens zum größten Teile weiter an sie zu überweisen. Nur in einem Punkte erfüllte der neue Herrscher ihre Wünsche nicht. Sie hatte bisher eine Schildwache vor ihrem Hause gehabt, und diese wurde ihr entzogen. Das war aber nun gerade etwas, woran das Herz der alten Dame hing. Sie bat wiederholt um Weiterbewilligung des Ehrenpostens, der doch ihrem Range zukäme, und gab sich auch nicht zufrieden, als ihr amtlich erklärt wurde, die Bourbonen hätten aufgehört, in Neapel zu regieren, folglich gebühre ihr auch eine solche Auszeichnung nicht mehr.

Da griff das Gefolge der Prinzessin, um sie zu beruhigen, zu einer gutgemeinten Täuschung. Das Schilderhaus war an seiner Stelle geblieben, und man pflanzte daher, auf die Kurzsichtigkeit der Prinzessin bauend, da hinein die dem Leben nachgebildete Holzfigur eines französischen Soldaten.

Die List glückte. Der alten Prinzessin galt die Figur als lebendiger Mann, und sie war mit ihrem Los vollkommen ausgesöhnt. Nur gelegentlich sprach sie ihre Verwunderung darüber aus, wie wenig doch die Franzosen auf militärische Sitten gäben, denn so oft sie auch vorbeifahre, noch nicht einmal habe der Soldat vor ihr das Gewehr präsentiert, immer nur stehe er stocksteif in seinem Schilderhaus.

Der hölzerne Posten blieb noch Jahrzehnte nach dem Tode der Prinzessin in seinem Schilderhaus stehen, eine Erinnerung an eine Zeit, in der man noch sehr viel Wert auf solche Äußerlichkeiten legte.

Allotria

Von Dr. Owlglass / Ratatöskr

Curt Pechstein Verlag, München

Preis in Leinen 2,45 Mark, in Halbleinen 2.— Mark

Portofreie Zustellung nach Einzahlung des Betrags auf das Postscheckkonto der Sonntags-Zeitung, Stuttgart 19844

Wohin?

Unser Mitarbeiter hat sich, wie uns dünkt, von seiner Fantasie etwas weit forttragen lassen, da er im Ameisen- oder Bienenstaat ein Bild ferner menschlicher Zukunft sieht. Aber — wenn auch alles ganz anders gehen sollte — der Ausgangspunkt seines Gedankenflugs ist eine Wirklichkeit, in der man immerhin Ansätze zu einer solchen Entwicklung finden kann. D. Red.

Die Wünsche und Bedürfnisse der Massen tragen heute mehr und mehr den Stempel des Kollektiven. Sie gehen nicht aus von der Notwendigkeit eines einzelnen und persönlichen Lebens, von den Bedürfnissen einer besonderen und geistigen Tätigkeit.

Es sind Wünsche eines allgemeinen und gleichzeitigen Erlebens; man denke etwa an die Zuschauer eines Sportkampfes, an die Besucher eines Kinotheaters oder an die Hörer des Rundfunks. Sie sind uniform: im Lenken eines Autos, im Rauchen einer Zigarette, im Tragen einer bestimmten Mode. So sind sie zu dem Zeitpunkt entstanden, als die mechanische Produktion ihre allgemeine Erfüllung vorbereitete.

Diese geschah zuerst planlos und auf mehr oder weniger anarchischer Basis. Aber die Ökonomie des wirtschaftlichen Apparates treibt zur Ordnung und Organisation. Diese Ordnung wird sich im kapitalistischen wie im sozialistischen System durchsetzen. Man hat sich nur daran gewöhnt, die leichtere und schnellere Erfüllung für die größere Zahl eben Sozialismus zu nennen. In beiden Fällen aber wird Markt- und Produktionsregelung das Ergebnis der Ordnung sein.

Am Ende der Entwicklung besitzen dann die Menschen alles, was die Maschinen ihnen schaffen können. Alle Güter werden gleichartig in Aussehen und Qualität sein. Bei allen Gegenständen erscheinen immer wiederkehrende schematische Details. Da alle Gegenstände und Bedürfnisse den Stempel des Maschinellen tragen, muß das Ergebnis der Ordnung eine strenge Typisierung aller Funktionen der Menschen sein. Der wirtschaftliche Apparat läuft nach einem bestimmten Plan. Die Tätigkeit jedes Einzelnen ist klar abgegrenzt und festgelegt, um das Ziel des geringsten Aufwandes bei höchster Leistung zu erreichen. Der Ablauf des Tages wie des ganzen Lebens entspricht einem vorbedachten Bild. Darin ist die Arbeit durch eine vollkommene Organisation der Wirtschaft geregelt; und gleich hinterher kommt die Organisation des Vergnügens. Die Ergebnisse der Marktforschung werden auch auf die seelischen Bedürfnisse angewendet sein. Alle Vergnügungsstätten, Kinos, Theater, Sportplätze, Erholungsbäder werden von Organisationen betreut, die ihnen dem Fassungsvermögen entsprechende Besuchermengen zuweisen. Am Ende steht dann ein Leben, das an Stelle des freien Willens, der Einzelinitiative, die Funktion setzt. Der Mensch ist Faktor geworden statt Persönlichkeit.

Wir sind mitten in dieser Entwicklung. Es ist nutzlos darüber zu klagen. Was wir erleben, ist ein in seiner Natur ungeheurer, entscheidender Vorgang, der die Erscheinung der Menschheit in ungeahnter Weise ändern wird. Man könnte fast an die Bildung eines Insektenstaates denken. Auf die gleiche Weise müssen, wenigstens biologisch gesehen, Ameisenstaaten und Bienenvölker entstanden sein. Erleben wir heute nicht auch im menschlichen Bereich, wie ein Wesen allmählich die Fähigkeit zur Einzelexistenz in der Natur verliert? Der zivilisierte Mensch kann nicht mehr, wie zum Beispiel der Eskimo, in kleinsten Gruppen leben. Die Beschaffung seiner Nahrung, Kleidung und Wohnung ist auf das Funktionieren eines Riesenapparates angewiesen. Der Einzelne bedarf des Anschlusses an diesen Apparat, genau wie jedes Haus des Anschlusses an Gas, Wasser und Elektrizität.

Der Mechanismus des sozialen Gebildes erfordert eine Aufteilung der Funktionen der Menschen. Die Bildung von Massenvölkern und der immerhin begrenzte Raum erzwingen diese Organisation. Im gleichen Maße aber, wie der Einzelne die Lebensmöglichkeit für sich verloren hat, wie er die selbständige Bindung an die Natur durch die Bindung an eine Organisation ersetzt hat, scheint sich auch seine seelische Substanz vermindert zu haben. Es sieht fast so aus, als sei diese Substanz im Ganzen wie eine wägbare Masse begrenzt, als müsse darum mit der Vermehrung der Zahl der Menschen ihre Verdünnung fortschreiten.

So kommt es, daß das Einzelwesen sich auf einmal viel williger der allgemeinen Uniformierung seines Daseins fügt, als das früher zu erwarten war. Gleichzeitig sinken alle Ansprüche an die Qualität in erschreckendem Maße. Die seelischen Bedürfnisse werden durch immer billigere Mittel befriedigt. Die Fortschritte im Mechanischen und die Rückschritte im Persönlichen treiben mit zunehmender Geschwindigkeit einem bestimmten Ende zu. Diese Entwicklung läßt sich nicht aufhalten. Sie als „Gefahr" zu bezeichnen ist sinnlos. Sie läßt sich lediglich konstatieren. Entstehen wird dieser Vorgang überall dort, wo eine intensive Vermehrung mit einer bestimmten Intelligenz: einer Fähigkeit zur Ordnung und damit zur Sicherung des Einzelnen zusammentrifft. Die Insektenstaaten sind klare Vorbilder für solche Ordnungen. Auch dort haben die gleichen Fähigkeiten und Notwendigkeiten zur Bildung eingeordneter Funktionen geführt.

So könnte man sagen, daß auch die Menschenstaaten eines Tages Ameisenstaaten höherer Ordnung darstellen werden. Alle leiblichen und geistigen Bedürfnisse sind darin in vollkommener Weise erfüllt. Zwar wird die Welt entgöttert und entseelt sein. Aber die Erde wird darum nicht untergehen, und nach Generationen wird niemand mehr einen Mangel darin empfinden. Wer „eingeschliffen" ist, hat nur noch die Funktion eines Steinchens im kristallinischen Gefüge. Die Natur treibt zu dem Gleichgewicht, das dort herrscht. Auskristallisierte Massen tragen das Kennzeichen der höchsten Lebensdauer.

Heute mag es noch Menschen geben, die über solche Aussicht nachdenklich werden. Aber auch sie werden erkennen, daß dann die Geschichte der menschlichen Arbeitswut ihren Sinn erfüllt hat.

Es gab einmal eine Zeit, da der Mensch als Gott unter den Tieren erschien, voll jener tieferen Freiheiten eines ungezähmten Wesens, auf ständiger Entdeckerfahrt in der geheimnisvollen Welt. Bald aber mag er eingegliedert sein, wie Biene und Ameise, in das geordnete Geschehen der Natur, nach seinen Fähigkeiten und seinem Willen.

Und der kühnste unter den Nachdenklichen mag im Dickicht des Traumes ein neues Wesen erfinden, das nach der Einschmelzung des Menschen die Erde betritt. Denn sie wird frei sein dafür, so wie sie vor unendlicher Zeit frei war für den Menschen, der sich aller andern Wesen bediente. Der Träumende mag glauben, daß dieses neue Wesen irgendwoher erscheinen wird aus geheimnisvoller Geburt. Oder aber, daß es sich aus den Menschen aussondern wird wie ein hochwachsender Stamm.

Dann werden es jene sein, die sich von der „Ordnung" freihalten können, die von ihr und über ihr leben wie in einer neuen Wildnis. Sie werden wie Fackeln und Sprengkörper wirken und lieber untergehen als den Ordnungstod erleiden. Sie werden anderer Art sein als die Geordneten und darum, von allen Gefahren des Andersseins bedroht, viel schwerer leben. Sie werden Einsiedler sein. Aber zugleich, vielleicht in einem neuen Sinne: Beherrscher. Ernst Pfau

Kaffeehaus-Patriotismus

Wir lesen in der Zeitschrift „Der Aktivist" (Nr. 2) in einem Artikel „Patriotismus in Berliner Caféhäusern" u. a.:

„... Dieser Caféhaus-Patriotismus ist abstoßend! Zu manchen Zeiten allerdings wird er unverschämt und unerträglich, auch wenn er aus Dummheit geschieht.

Was wir in Berliner Caféhäusern anläßlich der Saar-Abstimmung erlebt haben, ist kaum glaubbar! Da spielte eine Kapelle eben noch einen unzeitgemäßen Rumba, um dann als zeitgemäßes „Schwänzchen" das Saarlandlied anzuhängen. Im Café „Europahaus" ... singt ein Herr Fritz Junkermann sein „Junggesellenlied", worin er mit seinen vielen Freundinnen renommiert, denen er, „wenns mal schief geht", sogar Alimente zahlt, und kündigt — buchstäblich! — im selben Atemzuge an, daß er „aus Anlaß unseres gewaltigen Saarsieges" ein Loblied der Wahrheit singen werde.

Dies beginnt damit, daß den Frauen vorgeworfen wird, sie belügen die Männer, und den Männern wird vorgeworfen, sie belügen die Frauen, — das schlimmste sei jedoch die politische Lüge; aber die Wahrheit siegt eben, und Deutschland läßt sich nicht unterkriegen, — Deutschland, das die größten Geister der Welt hervorgebracht hat: Luther, Schiller und Goethe, — und dann braust die Kapelle den Pilgerchor aus „Tannhäuser", — „Deutschland, mein Deutschland!"

Offen gesagt: das Publikum hat applaudiert — gewaltig applaudiert, auch als das Saarlied als „Schwänzchen" des Rumbas erscholl. Das ist unerträglich!

... Es gibt doch ein Gesetz gegen den nationalen Kitsch! Raus mit der nationalen Besäufnis aus den Kabaretts!"

Herr Häbe auf der Pappel

Dies war das Neueste: es hatte eine Elster
der Frau Major ein silbern Löffelein stibitzet.
Wie keck von diesem Vogel! Doch man sah es kommen:
er würde lange sich des Löffeleins nicht freuen,
denn die Majorin war von den „Genauen" eine.
Wie war es jüngst gewesen mit den Leberwürsten?
Der Bursche hatte auf dem Heimweg sie verloren
und sich, ausschellen mußt' es überall der Büttel.
Doch war's umsonst, der Würste wurde man nicht habhaft.
Durchs Städtlein aber wanderte ein lustig Lachen.

Diesmal nahm der Major in die geschulten Hände
den Löffelfall. Wer wollte auf die Pappel steigen,
die in dem Wipfel trug das Nest der schwarzen Elster?
Ihm würde zur Belohnung ein Stück runden Geldes.
Da trat hervor aus den verzagten Bürgerreihen
Herr Häbe. Klein war er und sichtbarlich verwachsen,
in seinen Gliedern aber zuckte ihm das Leben,
und weil man ihn nicht brauchen konnte als Soldaten,
ward er ein Turner vor dem Herrn und oftmals grünte
ihm auf dem Haupt ein Eichenkranz als Siegeszeichen.

Es stand viel Volkes schweigend um die hohe Pappel,
als langsam in die ersten Äste stieg Herr Häbe.
Man wußte, dieses war kein leichtes Unterfangen;
denn nah beisammen sind der Pappel kurze Äste
und oft verknäuelt. Wer den Baum also besteiget,
muß erst sie auseinanderbiegen, um zu stehen.
Doch siehe, alsbald rauschte es im grünen Astwerk
und mitten aus der Pappel sprach Herr Häbe munter:
„Das ganze Städtlein kann kommod ich überblicken."
Nachdem es hölzern wiederum geknackt, ertönt' es:
„Nun sehe ich die Alb, den Neuffen und die Achalm."
Und noch einmal, emporgerückt, rief laut der Steiger:
„Ich glaube, was dort hinten glänzt, das ist der Säntis."

Drauf blieb es lange still und unten schnaufte keiner;
denn nah bei seinem Ziele war der Tapfre.
Es schwankten ein paar Blätter auf den Sommerboden,
und sieh, der Gipfel schwankte, drin als dunkles Klümplein
Herr Häbe saß. Da schrie es plötzlich aus den Wolken.
Die Elster war's, um ihre luft'ge Heimat bangend,
doch furchtlos tat der Turner seinen letzten Klimmzug.
Die schwarze Elster aber schrie noch lauter aus der Höhe. —
Mit einem klang's herab: „Hier ist der Silberlöffel!",
und brausend klang's hinauf zum Pappelbaum: „Heil Häbe!"

Die Kinder tanzten und die Alten schwatzten eifrig,
indes Herr Häbe langsam mit dem Löffel abstieg.
Doch aus dem letzten Aste ward er weggehoben
und von der stolzen Freundschaft zum Major getragen.
Der nahm mit Dank das silbern Löffelein entgegen
und sprach: „Ihr macht das besser noch als die Soldaten."
Da strahlte von dem hohen Sitz herab Herr Häbe
und sagte: „Trotz mei'm Bückele!" Er warf das Kleingeld
des Herrn Majors hinunter in den Kinderhaufen
und ward dann mit Gesang getragen durch das Städtlein.

Ottilie Häußermann

Kleine Bemerkungen

Es hat wenig Sinn, Zeit zu sparen, wenn man nachher nicht weiß, wie man sie totschlagen soll.

Nichts hindert mehr, einander näher zu kommen, als der Mangel an Distanzgefühl.

Was einer über dies und jenes denkt, ist nicht so wichtig; wichtiger ist, daß er es für sich behält.

Selbstbewußtsein beruht auf der Kunst, einen großen Teil seines Selbst nicht ins Bewußtsein zu lassen.

Die einzigen Ansprüche, die man im Leben mit gutem Gewissen stellen kann, sind die an sich selbst.

Am Anfang des Lebens-Glücksspiels spekuliert man auf den Haupttreffer, am Ende auf ein Freilos.

Solange die Leute über einen Lügen verbreiten, sagen sie wenigstens nicht die Wahrheit.

Eines der größten Vergnügen des Menschen besteht offenbar darin, das leere Stroh zu dreschen, das er im Kopf des andern vorfindet.

oha

Kleinigkeiten

Muß? Aus einem Reisebericht aus Brasilien („Frankfurter Zeitung", Nr. 98): „Als wir Sao Paulo hinter uns und die Serra abermals im kalten Regen durchquert hatten und durch die schwüle Ebene wieder dem Hafen zufuhren, trug der Wind uns scharfen Brandgeruch entgegen. Und rechts und links der Straße trieben die Rauchwolken der Feuer, mit denen Santos Jahr für Jahr, Zentner für Zentner einen Großteil seiner Kaffee-Ernte verbrennen muß."

Gute Aussichten. Wie Henry Ford einem Journalisten profezeit hat, werden wir in etwa zwölf Jahren über ein Motorfahrzeug verfügen, das gleichzeitig Automobil, Flugzeug und Motorboot sein wird; mit wenigen Griffen wird man dieses Universalfahrzeug aus einem Auto in ein Flugzeug oder auf Wunsch in ein Motorboot verwandeln können.

Künstliches Gewitter. In einer meteorologischen Versuchsstation bei Williamsport (Pensylvanien) ist zum ersten Mal ein künstliches Gewitter außerhalb des Laboratoriums zustande gebracht worden. Man erzeugte auf einem kleinen Raum alle Bedingungen, die in der Natur zu einem Gewitter führen. Bald zeigte sich der erste Blitz und ein kleiner Wolkenbruch rundete das Bild des echten Gewitters ab.

Distanz erwünscht. Nach Meldung einer japanischen Nachrichtenagentur hat die Regierung der Vereinigten Staaten in Tokio wissen lassen, daß es bei den bevorstehenden gleichzeitigen Manövern der amerikanischen und japanischen Marine wünschenswert sei, wenn die Flotten beider Staaten einen Abstand von mindestens 1800 Meilen einhalten würden.

Japanischer Heroismus. Die Japaner haben das Wrack des gesunkenen Kreuzers „Tomotsu" gehoben. Die Abschiedsbriefe der Besatzung gipfeln fast ausnahmslos in Segenswünschen für den Kaiser. „Männer von Japan sterben alle fröhlichen Herzens!" hatte der Kommandant an die Wand seiner Kabine malen lassen.

Große Geste. Als jüngst in der Nationalversammlung in Manila die neue Verfassung unterschrieben wurde, „krempelte sich der Abgeordnete Gregorio Prefecto die Hemdärmel hoch, ließ sich von einem nebenstehenden Arzt eine Ampulle von Blut aus dem Arm nehmen und unterzeichnete damit unter allgemeinem Beifall die Verfassung."

Der arme König. Die „Berliner Morgenpost" (Nr. 45) erzählt, König Christian von Dänemark, der sich zurzeit an der Riviera aufhält, sei von der Polizei gebeten worden, seine täglichen Radtouren einzustellen. Man könne ihn nämlich so nicht sorgfältig genug beschützen.

Das Volksinteresse. Die großen amerikanischen Zeitungen haben täglich auf durchschnittlich zehn Seiten über den Hauptmannprozeß in Flemington berichtet. 700 Journalisten, Fotografen und Schriftsteller waren dazu aufgeboten. (Zum Vergleich: an der Friedenskonferenz in Versailles haben 350 amerikanische Berichterstatter teilgenommen.)

Honorar. Der amerikanische Rundfunksänger Al Jolson erhielt jüngst für den Vortrag zweier Lieder vor dem Mikrofon 14 000 Dollar. Eine führende Firma in New York bot dem Sänger weitere 12 000 Dollar an, wenn er zwischen den beiden Liedern einen wenige Worte enthaltenden Satz einlegen würde, der auf eine Empfehlung der Erzeugnisse der Firma hinausläuft.

Ein Hundekrankenhaus. In London wird mit dem Bau eines Luxus-Krankenhauses begonnen, das nur für Hunde bestimmt ist. Die Mittel in Höhe von 80 000 Pfund stammen aus dem Nachlaß eines Hundefreundes, der Millionen durch Börsenspekulationen verdient hat. In dem Krankenhaus sollen alle Hunde gratis behandelt werden; sechs Ärzte sollen ständig zur Verfügung stehen.

Zweifelhaftes Glück. Der kürzlich in New York verstorbene Negermillionär Jonathan Harro hat ein jährliches Stipendium in Höhe von 5000 Dollar zu Studienzwecken für den „intelligentesten Urwaldneger" ausgesetzt. Eine Expedition hat sich nach Innerafrika begeben, um den Würdigen ausfindig zu machen.

Bildung. Bei Aufstellung einer Statistik der Hausangestellten in Budapest soll sich ergeben haben, daß dort 213 Hausangestellte beschäftigt sind, die das Abiturientenexamen hinter sich haben.

Kirche ausverkauft. Wie „Associated Press" berichtet, hat ein Frl. Aleta Ray, 27 Jahre alt, aus der „besten Gesellschaft" von Milton, Massachusetts, in der dortigen Unitarier-Kirche, „nur mit zwei Straußenfedern und einem Hauch von einem Kostüm bekleidet, das ihre paradiesische Schönheit verhüllte, den berühmten Fächertanz aufgeführt. Die Kirche war ausverkauft."

Also darum. „Zur großen Freude der Damen sind die Flöhe bei uns einer Seuche zum Opfer gefallen oder haben sich, wie auch einige Zoologen behaupten, an der kunstseidenen Damenwäsche zugrunde gerichtet. Sie sollen dadurch gestorben sein, daß kleine, feine, scharfe, von der Kunstseide abgesplitterte Teilchen in ihre Atmungsorgane eindrangen und ihnen den Garaus machten." („Berliner illustrierte Nachtausgabe", Nr. 48.)

Unglaublich, aber wahr. Unter dieser Überschrift berichtet „Cincinnati Free Press" unter Lokalem: „Der Neger William Ervon, 65 Jahre, aus Wheeling, sägte heute einen Ast ab, auf dem er saß und zog sich beim Absturz schwere Verletzungen zu."

Der Schnurrbart. Das „Philadelphia Tageblatt" meldet: „In Pittsfield, Massachusetts, hat sich Peter Doelger ins Bein gehackt, weil sich die Axt in seinem Riesenschnurbart verfangen hatte."

Verstecktes Testament. Der verstorbene amerikanische „Fahrradkönig" Burrough hat hinterlassen, daß sich sein über viele Millionen verfügendes Testament in einem der Bücher der Nationalbibliothek in Washington befinde. Die Bibliothek enthält einige Millionen Bände, die jetzt von allen verfügbaren Beamten nach dem Testament durchstöbert werden.

Die Fischerinnen. In Venedig ist nach einem Wunsch Mussolinis ein Brauch aus dem 14. Jahrhundert wieder aufgelebt: ein achttägiges Fest, während dem die unverheirateten Mädchen, festlich geschmückt, in Gondeln auf den Kanälen herumfahren, um sich einen Mann zu „fischen". Es soll viele Männer geben, die dabei anbeißen.

Die Meier. Die „Niedersächsische Tageszeitung" teilt mit, daß in der Stadt Hannover 35 000 bis 40 000 Meier wohnen, anders gesagt: daß jeder zehnte Einwohner Meier heißt. Zählt man noch die Angehörigen der Meier hinzu, die seit 1869 in Hannover gewohnt haben, so ergibt sich die fantastische Zahl von rund 150 000 — eine Großstadt der Meier für sich!

Riemen enger! Der österreichische Ministerrat hat ein Bundesgesetz verabschiedet, das eine Kürzung der Renten der Angestellten-Versicherung vornimmt. Renten in Höhe von 120 Schilling (55 RM.) monatlich und Witwenrenten in Höhe von 60 Schilling (27,50 RM.) werden darnach um 20 Prozent gekürzt, Renten in geringerer Höhe „nur" um 10 Prozent.

Wurstsuppe. Wie das „Berliner Tageblatt" (Nr. 98) berichtet, haben die Metzger in Mannheim sich entschlossen, die Wurstsuppe, die bisher an Schlachttagen meist achtlos fortgegossen worden ist, künftig kostenlos an Bedürftige abzugeben.

Christusstandbild. In England will man demnächst ein überlebensgroßes Standbild Christi vor der Kathedrale von Liverpool errichten. Es soll mehr als 20 Meter hoch sein, weit über die Stadt und Hafenbucht sichtbar sein und mit einem starken Scheinwerferlicht versehen werden, damit es den Fliegern und Seeleuten als Leuchtturm dienen kann.

Nette Aussichten. Nach Berechnungen des Psychologen Dr. D... Seabury, New York, wird die Menschheit, wenn die Geisteskrankheiten im gleichen Maße zunehmen wie in der letzten Zeit, in 10... Jahren vollständig verrückt sein.

Christoph Schrempf spricht heute, Sonntag, den 3. März, 11 Uhr vormittags im Festsaal des Karlsgymnasiums in Stuttgart (Tübinger Straße). Der nächste Vortrag ist am 17. März.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach ...) Telefon 240 18, Postscheckkonto Stuttgart 19844. Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen. Durchschnittsauflage im 4. Quartal 1934: 4050

Stuttgart, 10. März 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 10

Mode-Fiasko

Wie Ebbe und Flut (wenn auch wohl nicht mit der gleichen Zwangsläufigkeit) wechseln in unserer Wirtschaft Baisse und Hausse, Krise und Hochkonjunktur. Und die Kurve, die Hoch- und Tiefpunkte verbindet, ist keine glatte Linie, sondern selber wieder gewellt oder gezackt, durch Einflüsse der Jahreszeit („Saison"), der Wirtschaftspolitik, mehr oder weniger unberechenbarer Stimmungen und Ereignisse.

Heute z. B., in dem seit 1932 zu registrierenden, seit vorigem Jahr in verstärktem Tempo andauernden wirtschaftlichen Aufschwung, ist an einzelnen Stellen wieder eine gewisse Stockung eingetreten. „Die Kaufwelle, die im ersten Halbjahr 1934 auf zahlreichen Konsumgebieten zu beobachten war, ist in der zweiten Jahreshälfte abgeflaut und hat vielfach einer starken Zurückhaltung Platz gemacht (Frankfurter Zeitung, Nr. 116 vom 4. März)." Dies gilt anscheinend besonders für drei Gebiete: Hausrat, Textilien und Schuhe.

Die Gründe für den Konsumrückgang, der dieses Jahr etwas stärker auftritt, als es der Saison entsprechen würde, liegen bei den ersten beiden Warengruppen, Möbeln und Textilwaren, ziemlich klar zu Tage. Hier ist im Jahr 1934 viel auf Vorrat gekauft worden, weil das Publikum, wenn auch unnötigerweise, Knappheit und Preissteigerungen befürchtete. Nach der Einsetzung des Preiskommissars hat das ziemlich rasch aufgehört. (Hie und da ist sogar — ebenfalls unbegründeterweise — die Erwartung von Preissenkungen aufgetaucht und hat in umgekehrter Richtung gewirkt.) Was 1934 zuviel gekauft worden ist, wird naturgemäß in diesem Jahr weniger gekauft werden.

Nicht so ganz durchsichtig und ohne Zweifel etwas tiefer begründet ist die Situation auf dem Markte der Schuhwaren. Auf diesem handelt es sich bei der eingetretenen Stockung um mehr als einen Saisonrückschlag.

Der Schuhverbrauch ist in Deutschland von Hause aus nicht sehr groß: etwas mehr als ein Paar jährlich auf den Kopf der Bevölkerung. Da etwa die Hälfte der in der Schuhindustrie verarbeiteten Häute und Felle aus dem Ausland eingeführt werden muß, ist eine Steigerung des deutschen Schuhverbrauchs in der heutigen handelspolitischen Situation eigentlich gar nicht sehr wünschenswert. Und der Konsum hat sich in den letzten Jahren, durchaus im Einklang damit, mehr und mehr solchen Schuhwaren zugewandt, die den Stempel der Dauerhaftigkeit tragen. „Der hohe Stiefel, dessen Preis kaum doppelt so hoch, dessen Lebensdauer aber etwa viermal so lang ist wie die des guten Herrenhalbschuhs, wird (vor allem in der ländlichen Bevölkerung) häufiger auch bei der Berufsarbeit getragen, und die Bevorzugung des festen hohen oder halbhohen Schuhes im B.d.M. bleibt nicht ohne Einfluß auf den Absatz der Damenmodeschuhe (Frankfurter Zeitung, Nr. 114)."

Nun hat sich aber in der Schuhindustrie seit zehn, fünfzehn Jahren eine Entwicklung vollzogen, die mit der eben festgestellten Veränderung des Konsums und überhaupt mit der Hinwendung zum Einfachen und Soliden im heutigen deutschen Lebensstil durchaus im Widerspruch steht: auch im Schuhwerk ist, wie in der Kleidung, die Mode mit ihren wechselnden Ansprüchen aufgetreten. Früher wußte man bei uns in Deutschland kaum etwas von Schuhmoden. Erst in der Nachkriegszeit sind wir mit diesem Fortschritt beglückt worden. Man sehe sich einmal das Schaufenster eines Schuhgeschäfts in einer großstädtischen Hauptstraße an, und man wird staunen, bis zu welcher Luxuriosität sich der Schuh als Modeartikel in jener kurzen Zeit entwickelt hat.

Die Mode wird nicht so sehr, wie naive Gemüter oft glauben, von den Konsumenten gemacht, die schon wieder etwas Neues haben wollen, als vielmehr von den Fabrikanten, die neuen Umsatz wünschen; denen es, etwas überspitzt gesagt, eigentlich am liebsten wäre, wenn ein Kleid oder ein Schuh bloß acht Tage lang halten würde. Besonders in der Schuhindustrie werden, bei der Genügsamkeit des Deutschen in puncto Schuhzeug, die Moden gewiß nicht vom lüsternen Verbraucher, sondern von der absatzhungrigen Fabrikation lanciert.

Aber die Mode als Mittel der Absatzsteigerung für Schuhwaren ist ein zweischneidiges Schwert, vor allem wenn, wie in Deutschland, das Publikum nicht recht mitgeht. Das Vielerlei von wechselnden Mustern paßt durchaus nicht zum Wesen der maschinellen Fabrikation, die umso rentabler ist, je grössere „Serien" von einem Artikel hergestellt werden können. Und dann bedeutet es vor allem für den Händler eine große Steigerung seines Risikos.

Solange es in Deutschland noch keine Schuhmode gab, konnte ein Händler die Schuhe, die er heuer nicht verkaufte, auch im nächsten Jahr noch absetzen. Ein ausgesprochener Modeschuh aber, den er während der Saison nicht verkauft hat, bleibt ihm bei wechselndem „Geschmack" mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit liegen. Und je mehr Arten und Abarten von Schuhwerk auf den Markt geworfen werden, desto größer muß das Lager des Händlers sein, der „auf der Höhe" bleiben will; desto größer ist also das Kapital, das er in sein Geschäft hineinstecken muß.

Wie weit die Schuhmodetorheit bereits gediehen ist, geht aus einer beiläufigen Bemerkung der Frankfurter Zeitung hervor; sie spricht in dem oben bereits zitierten Aufsatz (Nr. 114) von einer Schuhhandelsfirma, einer „großen Filialfirma", die „unseres Wissens mit 2500 verschiedenen Mustern arbeitet". Zweitausendfünfhundert verschiedene Schuhmuster — grenzt das nicht schon ein bischen an Verrücktheit? Und hat das konsumierende Publikum in Deutschland nicht recht, wenn es eine solche Verrücktheit nicht mitmacht?

Es ist also kein Wunder und auch keine bloße Saisonerscheinung, wenn die Zeitung feststellen muß: „Infolge der Fehleinschätzung von Materialversorgung und Schuhbedarf sitzt heute der Schuhhandel auf umfangreichen Lagerbeständen zum großen Teil fest, nachdem ihm bereits 1933 durch übertriebene Hoffnungen auf Absatz von Marschstiefeln eine starke Belastung entstanden ist." Eine Wirtschaft, die mit Maschinen von hohem Wirkungsgrad arbeitet, sollte eben bei ihrer Produktion nicht von Schätzungen und Hoffnungen, sondern von Feststellungen und Berechnungen ausgehen können.

Aus dem Lager des Handels ist nun auch schon der erste deutliche Warnungsruf an die Industrie ergangen, auf dem eingeschlagenen Wege nicht fortzufahren. „In einer von der Ortsgruppe Halberstadt im Reichsverband der deutschen Schuhhändler einberufenen Versammlung wurde der Forderung Ausdruck gegeben, daß, solange das Durchschnittseinkommen in Deutschland noch gering sei, die Schuhindustrie von einem übereilt schnellen Modewechsel Abstand nehmen müsse. Zu schneller Modewechsel bedinge ein großes Warensortiment und erfordere soviel Kapital, wie es den meisten Schuhhändlern nicht zur Verfügung stehe. Es bleibe auch zuviel Saisonware auf Lager, alles Belastungen, die man zu vermeiden anstreben müsse (Frankfurter Zeitung, Nr. 101 vom 24. Februar)."

Es entspräche durchaus nicht bloß einem gegenwärtig noch geringen Durchschnittseinkommen in Deutschland, sondern auch einer ganz allgemeinen vernünftigen Erwägung, wenn die deutschen Schuhfabriken statt zweitausend bloß zweihundert oder noch besser bloß zwanzig Muster herstellen würden. Und zwar gute, solide Schuhe, die so lange als möglich halten. Wenn ein Volk auf den Kopf jährlich zwei Paar Schuhe verbraucht wie die Engländer, oder zweieinhalb wie die Amerikaner, so ist damit nämlich noch lange nicht gesagt, daß es besser versorgt ist. Es kommt dabei auch noch auf die Qualität der Schuhe an, die getragen werden. Diese wird, wie man wohl behaupten darf, umso höher sein, je länger ein Schuh hält. Ein guter Schuh pro Kopf ist mehr als zwei schlechte.

Wenn aber der eine oder andere (vielmehr: die eine oder andere) befürchten sollte, zwanzig Typen von Schuhen seien zu wenig, und eine solche Uniformität sei eines großen Kulturvolks nicht würdig, — keine Sorge: wem der Normalschuh nicht passen sollte, für den gäbe es einen einfachen Ausweg.

Ist neben den sechs- bis siebenhundert Schuhfabriken nicht auch noch ein Schuhhandwerk in Deutschland da? Für Sonderwünsche ist die Handarbeit wie geschaffen; und der Handwerkerstand würde gewiß seinen Stolz darein setzen, sie alle zu befriedigen, und würde dann vielleicht wieder etwas mehr zu Ehren kommen, nachdem die industrielle Entwicklung so manchen ehrsamen Schuhmacher zum Schuhflicker degradiert hat. Man darf überzeugt sein, daß das Handwerk, dem dann aus einer wirklich rationellen Schuhwirtschaft die Möglichkeit einer neuen Blüte erwachsen könnte, auch heute noch fähig ist, den „verwöhntesten Ansprüchen" gerecht zu werden.

× × ×

Etwa ein Drittel der deutschen Schuhfabrikation (1930: 71 Millionen Paar, 1932: 60 Millionen, 1933: 65 Millionen, 1934: 73 Millionen) hat seinen Sitz in Pirmasens.

Deutscher Einfuhrüberschuß an Häuten: 1930: 101 000 Tonnen, 1932: 108 000, 1933: 121 000, 1934: 156 000. Ausfuhrüberschuß an Leder: 1930: 8800 Tonnen, 1932: 4600, 1933: 3300, 1934: 2900.

Kleine Chronik

In Hessen und in Sachsen haben die Reichsstatthalter die Führung der Landesregierungen übernommen.

In dem am 1. April beginnenden Etatsjahr werden die Anteile der Länder an den Reichssteuern wiederum gekürzt werden.

Am letzten Sonntag ist die diesjährige Leipziger Messe eröffnet worden. In einer Rede vor den Besuchern der Messe hat Reichsbankpräsident Schacht entweder Zinsherabsetzung und Stundung für die deutschen Auslandsschulden oder eine ausreichende Erhöhung des deutschen Exportüberschusses gefordert.

Deutscher Lebenshaltungsindex im Februar: 122,5; gegen 122,4 im Januar.

Der bayrische Kultusminister Schemm ist bei einem Flugzeugunfall tödlich verunglückt.

Der Bischof von Berlin, Dr. Bares, ist gestorben.

Die deutsche Regierung hat wegen einer leichten Erkrankung des Reichskanzlers die englische Regierung gebeten, den beabsichtigten Besuch des englischen Ministers des Äußern Simon in Berlin zu verschieben.

Die englische Regierung hat dem Parlament ein Weißbuch überreicht, in dem sie unter Berufung auf die Rüstungen anderer Staaten eine Erhöhung der englischen Rüstungsausgaben fordert.

Das englische Pfund ist in den letzten Tagen stark gefallen; es hat den bisher tiefsten Punkt (71 französische Francs) unterschritten.

In Ungarn ist die Regierung Gömbös umgebildet und das Abgeordnetenhaus aufgelöst worden.

In Griechenland hat sich der größte Teil der Flotte und ein Teil des Heeres gegen die Regierung erhoben. Der Führer des Aufstandes ist der frühere Ministerpräsident Veniselos; die Zentren des Aufstandes sind Mazedonien und die Insel Kreta, die sich ganz in der Gewalt der Aufständischen befindet.

Persien wird vom 21. März ab im diplomatischen Verkehr und im Post- und Handelsverkehr Iran heißen.

Der König von Siam (der sich gegenwärtig in England aufhält) hat abgedankt.

Zu empfehlendes Buch:

Gertrud Bäumer

Lebensweg durch eine Zeitenwende

Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen
Preis geb. 6,50 Mark

Portofreie Zustellung nach Einzahlung des Betrags auf das Postscheckkonto der Sonntags-Zeitung, Stuttgart 198 44

Kinder

Von Fritz Werkmann

1910 gab es in Deutschland 22 Millionen Kinder (unter 15 Jahren). 1934 waren es, inmitten einer etwas größeren Gesamtbevölkerung, nur noch 16 Millionen. 1970 werden es nach einer Vorausberechnung des Statistischen Amtes (die davon ausgeht, daß viele Umstände gleich bleiben, was allerdings in der Wirklichkeit kaum der Fall sein wird) nur noch 10½ Millionen Kinder sein.

Dafür gab es 1910 nur 3 Millionen Greise (über 65 Jahre). 1934 waren es 4½ Millionen. 1970 werden es nach jener Vorausberechnung 8½ Millionen sein.

Wie kommt das?

◆

Seit Jahrzehnten nimmt in Deutschland die Sterblichkeit ab infolge besserer hygienischer Bedingungen. Vor allem die Kindersterblichkeit wurde stark zurückgedrängt. Von 100 Lebendgeborenen starben im ersten Jahr 1901: 21, 1913: 15, 1933: nur noch 8. Seit Jahrzehnten geht auch die Geburtenhäufigkeit zurück. Diese Entwicklung ist in den folgenden drei Reihen dargestellt. In der ersten Reihe ist die Zahl der Lebendgeborenen auf 1000 Einwohner angegeben, in der zweiten die Zahl der Gestorbenen (ohne Totgeborene). Die in der dritten Reihe ausgerechnete Differenz ergibt den Geburten- oder Sterbeüberschuß, auf je 1000 Einwohner.

	1875	1900	1910	1918	1920	1930	1932	1933	1934
Geborene	40,6	35,6	29,8	14,3	25,9	17,5	15,1	14,7	18,0
Gestorbene	27,6	22,1	16,2	24,8	15,1	11,1	10,8	11,2	11,1
Überschuß	13,0	13,6	13,6	−10,5	10,8	6,5	4,3	3,5	6,9

Die Jahre 1915—18 fallen begreiflicher Weise aus dem Rahmen. In unserer Tabelle haben wir für sie das Jahr 1918 als das der reichsten Todesernte als Beispiel eingesetzt; dabei ist der Geburtenausfall sogar noch größer als die Zunahme der Sterbeziffer. Im übrigen weist Deutschland in der hier betrachteten Zeit stets einen Geburtenüberschuß auf. Die Bevölkerung nahm also zu.

Fassen wir z. B. die Jahre 1900 und 1910 ins Auge, so sehen wir: die Zunahme um je 13,6 auf 1000 Einwohner ergab sich in diesen beiden Jahren aus ganz verschiedenen Elementen; sowohl die Geburtenziffer als auch die Sterbeziffer liegt 1910 um 6 niedriger als 10 Jahre vorher. Man mag das — wenig schön! — als Erfolg verbesserter „Menschenökonomie" bezeichnen.

Während z. B. von 1870 bis 1910 die Sterbeziffer rascher sank als die Geburtenziffer, ist das neuerdings umgekehrt. Der Rückgang der Sterbeziffer reicht nun nicht mehr hin, um die Wirkungen des Geburtenschwundes auszugleichen. Der Geburtenüberschuß nimmt daher ab. In der Krise ist er durch einen beschleunigten Abfall der Geburtenziffer sogar bis auf ein Viertel des Standes von 1900—1910 gesunken. Auch 1934 betrug er nur die Hälfte jener Vorkriegsjahre.

◆

Die Statistiker rechnen uns nun überdies vor, der tatsächlich noch vorhandene Geburtenüberschuß sei nur noch scheinbar ein Zeichen des Wachstums der deutschen Bevölkerung. Infolge der zurzeit schwachen Kinderjahrgänge sowie der schwachen Geburtenjahrgänge der Kriegszeit überwiegen heute die mittleren Jahrgänge in besonderem Maße. Das sind die Jahrgänge, in denen die Sterblichkeit naturgemäß am geringsten ist. Die zurzeit niedrige Sterbeziffer beruht also zu einem erheblichen Teil darauf, daß das deutsche Volk gegenwärtig verhältnismäßig wenig Kinder und Greise, und viele Männer und Frauen in mittlerem Lebensalter hat. Sobald diese in das Greisenalter einrücken, wird die Sterbeziffer rasch in die Höhe schnellen. Keine ärztliche Kunst wird das verhindern können. Bei einem normalen Altersaufbau läge die Sterbeziffer, statt bei 12, bei 17 auf 1000 Einwohner. Der Bevölkerungsstatistiker Burgdörfer, der seit 1929 immer wieder mit Nachdruck auf diesen Zusammenhang hingewiesen hat, sprach mit Recht von einer „Hypothek des Todes", die auf dem deutschen Bevölkerungsaufbau ruhe.

Der jetzige Altersaufbau, bei dem die Bevölkerung besonders viele Frauen im gebärfähigen Alter zählt, führt außerdem zu einer Überhöhung der Geburtenziffer. Vor der Krise, im Jahr 1927, betrug die Geburtenziffer 18,4; bei einem normalen Altersaufbau hätte sie nur 15,9 betragen.

Stellen wir die tatsächlichen Angaben für 1927 und die für den Fall eines normalen Altersaufbaus errechneten Angaben für dasselbe Jahr einmal nebeneinander.

	tatsächlich	errechnet für normalen Altersaufbau
Geborene	18,4	15,9
Gestorbene	12,0	17,4
Geburtenüberschuß	6,4	−1,5

Auf lange Sicht gesehen reichte die Geburtenziffer vor der Krise — von der während der Krise ganz zu schweigen! — also nicht aus, um die Bevölkerung zu erhalten. Die von den Zufälligkeiten des gegenwärtigen Altersaufbaues „bereinigte" Geburtenziffer bleibt um ein Zehntel hinter der „bereinigten" Sterbeziffer, also hinter der zur bloßen Bestandserhaltung erforderlichen Geburtenziffer zurück. Das gilt für den deutschen Bevölkerungsdurchschnitt. In Berlin bleibt die „bereinigte" Geburtenziffer hinter der „bereinigten" Sterbeziffer um drei Fünftel zurück, in den Großstädten insgesamt um zwei Fünftel, in den Mittelstädten um ein Drittel. Nur bei der Landbevölkerung fand sich 1927 noch ein „echter" Geburtenüberschuß; die „bereinigte" Geburtenziffer übertraf dort die „bereinigte" Sterbeziffer um ein Viertel.

Ob diese Rückentwicklung der Bevölkerung, die nur durch vorübergehende Kriegsfolgen noch verdeckt wird, erwünscht ist oder nicht, soll hier nicht erörtert werden, auch nicht, wodurch sie umgebogen werden kann.

Zur Beantwortung unserer ersten Frage, nach der Ursache der geringen Kinderzahl, haben wir dem Leser ausreichend Material geliefert. Die Ursache liegt in der geringen Geburt-

tenziffer; diese Ursache wird um so stärker wirken, je mehr sich der durch den Krieg verzerrte Altersaufbau dem normalen Aufbau nähert.

•

Daß für weniger Kinder unter sonst gleichen Umständen weniger Kinderkleider, weniger Spielzeug und weniger Lehrer benötigt werden, bedarf keiner Erläuterung. Ist es aber wirklich so, daß Kinderarmut, wie man jetzt bisweilen hört, die Arbeitslosigkeit mitverschuldet hat? Vor mir liegen eine Reihe von Artikeln, in denen das behauptet wird.

Da steht z. B. in einer Zeitung neueren Datums: „Das Wesen der Erwerbslosigkeit ist ein Mißverhältnis zwischen der Zahl der Produzenten und der Zahl der Konsumenten, knapp ausgedrückt: Zu viele Produzenten, zu wenig Abnehmer ... Die Kinder! Sie sind die tüchtigsten Nurverbraucher, solange sie noch nicht auf Arbeit gehen. Ein kinderreiches Volk hat naturgemäß eine günstigere Zusammensetzung, nämlich prozentual mehr Nurverbraucher und weniger Erwerbstätige."

In einer weit verbreiteten Broschüre lesen wir: „Rechnen wir einmal ganz grob, daß jetzt von 60 Millionen Deutschen 40 Millionen produktiv arbeiten, dagegen wegen des Kindermangels nur 20 Millionen Menschen allein verbrauchend und nicht produzierend sind, so ergibt sich mit klarer Deutlichkeit, daß ein riesenhaftes Überangebot an Arbeitsleistung da ist und eine viel zu geringe Zahl derer, die die Ergebnisse dieser Arbeit verbrauchen können. Rechnen wir nur ganz grob, daß in den letzten 15 Jahren je 1 Million Geburten ausgefallen sind, so ergibt das den Grund dafür, daß Tausende und aber Tausende deutscher Schuster und Schneider, Fabrikarbeiter und Landwirte, Lehrer und Buchdrucker, Hebammen und Ärzte, Spielwarenfabrikanten und Heimarbeiter keinen Absatz oder keine Beschäftigung hatten. Die Kinderarmut hat also die Arbeitslosigkeit mitverschuldet!"

Daß die Beweisführung in den Zitaten schief ist, „ergibt sich mit klarer Deutlichkeit" schon daraus, daß die Greise, die nicht mehr im Erwerbsleben stehen, ja genau in der gleichen Lage sind wie die Kinder. Wenn es lediglich darauf ankäme, mehr „Nurverbraucher" zu beschaffen, so könnte man ebenso gut für eine weitere Vergreisung der deutschen Bevölkerung, wie für größeren Kinderreichtum Propaganda machen.

An Verwendungsmöglichkeiten für das Produkt, das die sämtlichen deutschen Erwerbsfähigen unter voller Ausnutzung des vorhandenen Produktionsapparates herstellen könnten, fehlt es ja überhaupt nicht. Woran es fehlt, das ist Kaufkraft, — Kaufkraft an der rechten Stelle!

Kaufkraft kommt aber bekanntlich nicht mit dem Säugling auf die Welt. Gerade den kinderreichen Familien ergibt sich täglich „mit aller Deutlichkeit", daß die Kaufkraft einer Familie nicht dadurch steigt, daß statt einem Kind fünf Kinder um den Eßtisch sitzen, — so erfreulich dieser Anblick sonst sein mag. Sie steigt nur, wenn der Vater mehr Geld verdient, wenn ein bisher erwerbsloses oder noch nicht erwerbsfähiges Kind sich aus einem „Nurverbraucher" in einen Erwerbstätigen verwandelt oder wenn der Lebensunterhalt billiger wird. Mag sein, daß bei einigen Wohlhabenden mit der Kinderzahl, wenn auch natürlich nicht die Kaufkraft, so doch der Kaufwille steigt. Bei der Masse der Bevölkerung geht der Kaufwille sowieso stets bis zum Rande der Kaufkraft; da kann eine größere Zahl hungriger Münder die Mutter — leider! — nicht dazu bringen, mehr einzukaufen.

Zur Stützung der Propaganda für Steigerung der Geburtenzahl müssen also andere Gründe vorgebracht und in den Vordergrund gerückt werden als der: Kinderreichtum sei ein Mittel gegen die Arbeitslosigkeit.

•

Nach Berechnungen von P. Mombert („Hilfe", Nr. 5) betrug der Geburtenüberschuß der Länder Deutschland, England, Frankreich und Italien im Jahr 1933 zusammen rund 800 000, also nicht einmal eine Million. Gleichzeitig betrug er in Rußland über 2 Millionen, in China, Indien, Niederländisch-Indien und Japan zusammen etwa 13 Millionen.

Ein Aufsatz im „Popolo d'Italia" (als dessen Verfasser Mussolini gilt) hat kürzlich, von dem verdoppelten deutschen Geburtenausschuß 1934 ausgehend, die Erwartung geäußert, Deutschland werde noch vor 1950 rund 80 Millionen Einwohner haben. Der deutsche Statistiker Burgdörfer ist Mussolini in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" entgegengetreten; selbst wenn die Geburtenzahl auf der Höhe von 1934 bliebe (was nicht wahrscheinlich ist) werde Deutschland im Jahr 1950 nur etwa 70 Millionen Einwohner zählen.

Der Konsument über alles?

Vielleicht nehmen es die Leser der S.-Z. nicht übel, wenn sie nocheinmal zu einem Fisch-Essen eingeladen werden. Schon in Nr. 7 und 9 der S.-Z. sind ihnen Fischgerichte serviert worden, bzw. sie sind aufgefordert worden, sich mehr Fische vorsetzen zu lassen, im Interesse der deutschen Volkswirtschaft. Ein Leser scheint allerdings protestiert zu haben: die Produktion sei doch um des Konsumenten willen da, und nicht umgekehrt. Aber gerade diesen Leser möchte ich besonders zu meinem Fisch-Essen einladen. Wir können uns ja bei Tisch über einiges Interessante unterhalten.

Zum Beispiel eben darüber, ob die Produktion um des Konsumenten willen da ist. Mein verehrter Gast beim Fischmahl behauptet das. Ich dagegen möchte bezweifeln, ob diese Forderung überhaupt berechtigt ist, und vor allem, ob sie gegenwärtig praktisch durchführbar ist (d. h. also auch, ob einer das Recht hat, mit Berufung auf sie das Fischessen abzulehnen). Ich behaupte sogar, daß man beim gegenwärtigen Stand der Dinge in vielen Fällen nicht nur tatsächlich verlangt, sondern auch verlangen muß, der Konsument habe sich den Interessen einer Produzentengruppe unterzuordnen, vorausgesetzt nämlich, daß die Erhaltung dieser Produzentengruppe für die gesamte Volkswirtschaft (oder für den Bestand des völkischen Lebens überhaupt) von Bedeutung ist.

Beispiele dafür gibt es dutzendweise. Serbische Eier sind vielleicht nicht besser, aber ganz bestimmt billiger als deutsche. Wenn sich nun der Produzent nach dem Konsumenten zu richten hätte, dann müßte man vom deutschen Eierproduzenten verlangen, daß er genau so billige Eier auf den Markt bringe wie der serbische; kann er das nicht, dann hätte der Konsument das Recht, serbische Eier zu kaufen. Das wäre konsequent. In Wirklichkeit stellt aber kein Mensch im Ernst diese Forderung auf. — Oder ein anderes Beispiel. Trotz allen Bemühungen und Erfolgen der deutschen Obstzüchter ist kanadisches Obst an sich für den Konsumenten verlockender als deutsches. Warum zieht er trotzdem deutsches Obst vor? — Warum kann man dem deutschen Bürger zumuten, monatlich ein Pfund Schellfisch zu essen? Weil das im Interesse der gesamten Volkswirtschaft liegt, pflegt man darauf zu antworten. Und das ist richtig. Aber schon bei den Äpfeln stimmt es nicht ganz. Der deutschen Volkswirtschaft entstünde wahrscheinlich kein Schaden, wenn wir unsere Äpfel in Kanada kaufen und dafür mehr Maschinen nach Kanada verkaufen würden. (Bei dem gegenwärtigen „Tauschhandel" in der Weltwirtschaft wäre das leicht zu machen.) Und ebenso ist es mit den serbischen Eiern: der Konsument bekäme billigere Eier, und die deutsche Maschinenindustrie mehr Aufträge; die deutsche Wirtschaft als Ganzes würde also nichts verlieren.

Aber — es würde jeweils eine Produzentengruppe in Deutschland geschädigt und vielleicht vernichtet werden: die Obstzüchter, die Hühnerzüchter, kurz ein Teil der deutschen Landwirtschaft. Und die Erhaltung dieser Gruppen ist, keineswegs aus rein wirtschaftlichen Gründen, so wichtig, daß der deutsche Konsument diesen Produzentengruppen viele seiner Wünsche opfert, teils freiwillig, teils gezwungen, weil der Staat die betreffenden ausländischen Produkte einfach aussperrt oder mit so hohen Zöllen belegt, daß auch der anspruchsvollste Konsument kein Verlangen mehr nach ihnen hat.

Schmeckt Ihnen nun der Schellfisch besser, lieber Gast? Nicht? Aber Sie werden gegen die Berechtigung des Staates, Sie zum Fischessen zu ermuntern oder auch zu zwingen, nicht viel einwenden können, außer Sie wollten die Existenzberechtigung nationaler Staaten überhaupt leugnen. Denn, um die Sache einmal ganz theoretisch, aber logisch-konsequent darzustellen:

Wenn man fordert, daß die Produktion sich nach den Bedürfnissen des Konsumenten zu richten habe, dann fordert man eine Planwirtschaft, die sich nur an rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten orientiert (nämlich eben an den Wünschen und Bedürfnissen des Verbrauchers). Eine solche Planwirtschaft ist aber nur im Weltmaßstab möglich, d. h. nur unter der Voraussetzung, daß die ganze Erde ein einheitliches Wirtschaftsgebiet darstellt. Dann wird bestimmt: Weizen wird nicht in Deutschland, sondern in Argentinien und Kanada gebaut, Pferde werden nicht in England, sondern in Südrußland gezüchtet und Uhren werden nicht in Hinterindien, sondern in Deutschland und der Schweiz hergestellt. Dann erst, wenn gefragt wird: wo kann eine Ware am besten und billigsten hergestellt werden?, ist das Interesse des Konsumenten gewahrt. Denn dann spielen bei der Produktion nur rein wirtschaftliche Gesichtspunkte eine Rolle. (Daß der Konsument dann auch wirklich die Ware kaufen darf, die er will, und nicht zu irgend einer Ware gezwungen wird, ist in einer Welt-Planwirtschaft selbstverständlich. Welche andern Gesichtspunkte als das Bedürfnis des Konsumenten sollten denn maßgebend sein?)

Dagegen bringt es eine Planwirtschaft in nationalen Staaten (wie sie ja gegenwärtig in vielen Staaten, mehr oder weniger konsequent, betrieben wird) unweigerlich mit sich, daß das Interesse des Staates höher gestellt wird als das Interesse des Einzelnen; und da der Staat auch andere Interessen vertritt als rein wirtschaftliche (Interessen teils machtpolitischer, teils ideeller Natur), werden die wirtschaftlichen Interessen des einzelnen Konsumenten nicht nur hinter den Interessen der gesamten Volkswirtschaft, sondern oft auch hinter außerwirtschaftlichen Gesichtspunkten zurücktreten müssen. Wer also die an sich so einleuchtende Forderung erhebt, die Produktion müsse sich nach dem Konsumenten richten, und nicht umgekehrt, der fordert letzten Endes eine Welt-Planwirtschaft ohne Rücksicht auf den Bestand nationaler Staaten und nationaler Volkswirtschaften.

Das klingt alles sehr theoretisch und abstrakt. Denn in absehbarer Zeit ist ja an eine Welt-Planwirtschaft gar nicht zu denken. Aber vielleicht ist es eben deshalb wertvoll, sich einmal klar zu machen, daß die Forderung: das Bedürfnis des Konsumenten soll die Wirtschaft regieren, in den heutigen nationalen Staaten überhaupt nicht verwirklicht werden kann, weil hier andere Werte, wirtschaftliche und außerwirtschaftliche, höher gestellt werden müssen. (Wobei wir die Frage, ob einzelne dieser Werte nicht tatsächlich höher stehen als die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse des Einzelnen, gar nicht untersuchen wollen.)

Für einige Jahrzehnte und wahrscheinlich noch viel länger, verehrter Tischgenosse, müssen Sie es sich also schon noch gefallen lassen, daß der Staat Ihnen hie und da in den Topf guckt. Wir wünschen allerdings alle, daß er das möglichst wenig und in den Grenzen des Erträglichen tue.

Hugo Lindemann

Die beiden größten deutschen Schallplattenfabriken, die Lindström-Gesellschaft und die Deutsche Grammofon-A.-G., hatten noch 1928 und 1929 zusammen einen Umsatz von 70—75 Millionen Mark. Jetzt ist er, wie eine Korrespondenz berichtet, auf 4—5 Millionen Mark zurückgegangen. Gleichzeitig ist der Umsatz an Klavieren auf ein Zwanzigstel gesunken: beides Folgen des Siegeszugs des Rundfunks.

Die französischen Fachkreise sind ernstlich besorgt wegen der wachsenden Konkurrenz der japanischen Kunstseide auf dem innerfranzösischen Markt. Japan sei im Begriff, seine Erzeugung noch zu steigern, obwohl es bereits jetzt als Kunstseidenproduzent die zweite Stelle hinter den USA einnimmt.

In der englischen Baumwollindustrie sollen jetzt zur Beseitigung der „Überproduktion" 3,5 bis 4 Millionen Spindeln verschrottet werden.

Die Schuhfabriken Cubas haben 1934 rund 98,5 Prozent des einheimischen Bedarfs gedeckt.

Die Textil- und die Zementindustrie Perus können bereits einen großen Teil des Inlandbedarfs decken.

Die Leistungsfähigkeit der südafrikanischen Textilindustrie ist 1934 gegenüber dem Vorjahr um 40 Prozent erhöht worden.

Das Examen

Von Friedrich Rittelmeyer

Dr. Friedrich Rittelmeyer, der Herausgeber der in Stuttgart erscheinenden Monatsschrift „Die Christengemeinschaft", veröffentlicht in seinem Blatt seit einiger Zeit höchst aufschlußreiche Erinnerungen „Aus meinem Leben".

Dem Kapitel über den „Abschluß der Universitätszeit" (im Februarheft 1935 der „Christengemeinschaft") entnehmen wir mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers den folgenden Abschnitt über das theologische Examen. D. Red.

Die Zeit kam heran, wo ich mich zum Examen zu melden hatte. Nun verdunkelte sich das Leben noch mehr. Ich wußte nur eines: das Examen als Studienabschluß werde ich machen, aber hernach werde ich auf gar keinen Fall mein Gewissen vergewaltigen. Als ich ins Erlanger Dekanat eintrat, wo ich die Meldung abzugeben hatte, erschien mir die Zukunft so dunkel wie ein protestantischer Talar. Wie wenn ich in ein Gefängnis ginge, war mir ums Herz, und nur auf dem Hofe blühen ein paar Blumen. Noch war ja alles, alles ganz ungewiß. Wenn ich nicht konnte — was dann? Und meine Eltern — wenn sie erfahren, wie es eigentlich steht, nachdem sie mich unter Opfern hatten studieren lassen? Nichts von eigener, tragender, religiöser Überzeugung war da. Und vor andern hatte ich höchstens den Vorzug — daß ich es wußte.

Zunächst passierte gar nichts. Im Examen erlebte man sogar menschlich recht schöne Stunden. Einiges davon möchte ich erzählen, da ich später nicht immer mit Bewunderung von meinen „Vorgesetzten" sprechen kann.

Ein Rudel zusammengeworfener Menschen, die sich bis dahin fremd gewesen waren: so wurden wir der hohen Examenkommission vorgestellt. Leutselig trat der leitende Konsistorialrat auf uns zu, und wie ein Fürst richtete er an den und jenen eine Frage.

„Nun, haben Sie fleißig studiert?" wandte er sich wohlwollend an einen Kandidaten, der auf seinem zerfetzten Gesicht die Erinnerung an ein bewegtes Studentenleben sichtbar mit sich herumtrug. Treuherzig kam die Antwort: „Die letzten vier Wochen schon, Herr Konsistorialrat!"

Das vergnügte Grinsen, das sich sofort über alle unsere Gesichter verbreitete, war ein entspannender Examensbeginn. Was wird aber der Herr Konsistorialrat sagen? Er widerstand der Versuchung, seinen Vorteil wahrzunehmen. Gütig erwiderte er: „Nun, das wird ja wohl nicht das Einzige gewesen sein."

Am ersten Examenstag nachmittags wurden wir schriftlich in der „Ethik" geprüft. Drei Stunden hatten wir Zeit, uns nach Herzenslust geistig auszutoben über die Frage: „Worauf gründet sich für den Christen die Pflicht der Wahrhaftigkeit? Welche Grenzen hat sie? Und wie hat sie sich im Kollisionsfall zu erweisen?"

Einer unsrer Leidensgefährten kam nun schon bei dieser ersten Schwimmprobe in die Gefahr des Ertrinkens. Nach einer Stunde wollte er „abgeben". Ein völlig leeres Blatt. Es sei ihm „nichts eingefallen".

Freundlich sagte der Examinator: „Sie sind nur ein wenig aufgeregt; gehen Sie eine halbe Stunde im Hofgarten spazieren und kommen Sie dann wieder; Sie können hernach die Arbeit wieder aufnehmen." Dies bot er an trotz der Gefahr, daß der Prüfling die halbe Stunde zur Orientierung auswärts mißbrauchte!

Der Prüfling ging. Der Prüfling kam. Abermals kaute er eine halbe Stunde in tiefer Gedankenqual an seinem Federhalter. Dann gab er ab — wieder ein leeres Blatt.

„Ich nehme Ihre Arbeit so nicht an", sagte der Examinator. „Sie wissen viel mehr, als Sie denken; stellen Sie sich jetzt einmal vor, Sie stünden vor einer Bauerngemeinde, es sei ein Betrug vorgekommen, und Sie hätten Anlaß, den Leuten über Wahrheit und Lüge ein Wort zu sagen. Schreiben Sie, was Ihnen da einfällt."

Wieder Pause. Wieder — nichts.

„Sie wissen bestimmt etwas. Denken Sie einmal an Ihren Religionsunterricht. Besinnen Sie sich, ob Ihnen irgend ein Spruch der Bibel einfällt, der von der Wahrheit oder von der Wahrhaftigkeit handelt, oder eine biblische Geschichte. Das erzählen Sie einfach!"

Wieder — nichts. Der Prüfling gab ab und ging. Noch während wir schrieben, kam ein Brief von ihm: er habe sich „auf die Ethik verlassen"; da sie ihm nun mißlungen sei, trete er vom Examen zurück.

Was war da nun mehr zu bewundern: die unüberbietbare Hilflosigkeit eines Menschen, der Pfarrer werden und lebenslang predigen wollte, oder die unüberbietbare Güte eines Menschenfreundes, der sich vor seinem eigenen Wohlwollen kaum retten konnte?

Eine Stunde, in der sich Feierlichkeit und Ergötzlichkeit auf die entzückendste Weise mischten, war die Prüfung unsrer Predigtbegabung. In der vollkommen menschenleeren Gumbertuskirche in Ansbach saßen im Chorraum die Angeklagten, die „Predigtamtskandidaten", in der Loge, hinter Vorhängen wohl verborgen: die Richter, die Herrn Examinatoren. Von Zeit zu Zeit ertönten aus der unsichtbaren Welt ihre Stimmen. Ein Kandidat nach dem andern trat auf die Kanzel und „hielt" die Einleitung seiner vorher eingereichten „Examenspredigt".

Man hätte Gottfried Keller zu dieser Veranstaltung einladen sollen. Fast jeder Prüfling machte eine Figur, die den Dichter zu einer Groteske hätte begeistern können. Da erschien im Talar ein Kandidat auf der Kanzel, den wir bisher nur als gefürchtete Mensurgröße gekannt hatten. Er predigte über „Samuels fromme Jugend". Da seine Einleitung unerlaubt kurz war, wollten ihn die Examinatoren noch einige Sätze weiter sprechen lassen. Mit Donnerstimme rief der als Prediger verkleidete Fechtgewaltige hinein in die geisterhaft menschenverlassene Kirche: „So wie dieser Samuel sollten unsre jungen Leute von heute auch sein!" Dann, mit veränderter Stimme und vornehmer leiser Verneigung gegen die verhüllte Loge: „Entschuldigen Sie, meine Herren, weiter habe ich nicht gelernt!"

Auch der hohen Examenskommission bemächtigte sich mit Würden der Humor. „Herr Kandidat" — so hieß es in einer Kritik — „Sie kamen aus der Kanone geschossen auf die Kanzel; und noch ehe Sie den Kanzelvorhang durchschwommen hatten und oben angekommen waren, fingen Sie schon an zu predigen; aber auch bei dem mörderischen Tempo, das Sie alsbald anschlugen, wäre es Ihnen nicht möglich gewesen, Ihre Predigt — die längste, die wir je in Händen gehabt haben — in einer Stunde an den Mann zu bringen!"

Mir selbst ging es merkwürdig. Fürs Examen hatte ich herzlich wenig studiert; und was ich studiert hatte, vor allem in den Ferien, war nicht fürs Examen. Weder Claß noch Falckenberg, weder Kant noch Eduard von Hartmann, weder Harnack noch Kaftan, weder Reuß noch Wellhausen, weder Treitschke noch Carlyle noch Fichte waren Heilige, unter deren Patronat man hoffen durfte, ein gutes bayrisches Examen zu machen. Da halfen mir in der Not vielfach Kneipgespräche.

So kam ich in drückende Verlegenheit, als uns für eine dreistündige Klausur die Aufgabe gegeben wurde: „Der Kampf der Hohenstaufen mit den Päpsten ist zu schildern und geschichtlich zu würdigen." Wie oft in ähnlichen Nöten, mußte ich mich, da ich in den historischen Einzelheiten meine Unsicherheit zu verbergen hatte, auf die „Würdigung" verlegen. Da fiel mir im rechten Augenblick mein Freund Georg Hachtel ein, wie er einmal lachend auf die Kneipe gekommen war: „Ich habe eben einen schönen Satz im „großen Kurtz" gelesen: „Das Papsttum sägte den Ast ab, auf dem es saß." Flugs wurde dieser Satz in zwei vornehmere Sätze auseinandergelegt: „Das Papsttum konnte ein starkes Kaisertum nicht dulden" und: „Das Papsttum konnte ein starkes Kaisertum nicht entbehren." Und siehe da, die „Würdigung" gefiel so, daß die hohe Examenskommission, der die dunkle Geburt dieser Arbeit unbekannt blieb, sie als Musterbeispiel vorlesen wollte.

Zu meiner Verblüffung fand ich mich plötzlich als Primus unter den fünfzig Kandidaten. Das war unverdient. Und war tröstlich. Und war peinlich. Denn nun mußte die Katastrofe, die unmittelbar bevorstand, um so augenfälliger werden. Ich

Selbstversorgung

Der Welthandel, der durch den Weltkrieg unterbunden war, ist seit dieser Zeit nie wieder recht in Gang gekommen. Die Aussichten, daß er so rasch wieder ins alte Geleise kommen wird, sind sehr gering. Die heutige Lage zwingt uns jedenfalls, mit dieser Unwahrscheinlichkeit zu rechnen.

Bilanzmäßig werden wir dabei feststellen müssen, daß wir in letzter Zeit vom Ausland mehr Produkte eingeführt haben als uns das Ausland an deutschen Waren abzunehmen geneigt war. Wir werden künftig gezwungen sein, unter den einzuführenden Produkten des Auslandes diejenigen auszuwählen, die wir am nötigsten brauchen. Dazu gehört heute noch ein immerhin erheblicher Teil Nahrungsmittel; darunter auch solche, die wir im eigenen Lande erzeugen könnten. Der Wille dazu ist wohl vorhanden, aber die Ausführung wird durch eine Menge von Hemmnissen erschwert. Diese müssen aus dem Wege geräumt werden.

Beliebte Einwände gegen die Bestrebungen, Deutschland von der Einfuhr von Lebensmitteln unabhängig zu machen, sind: 1. die landwirtschaftlich genutzte Fläche sei unzureichend; 2. Öd- und Unland in Kulturboden zu verwandeln „rentiere" sich nicht; 3. der Steigerung der Ernteerträge stehe das „Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag" entgegen.

Dazu ist zunächst allgemein zu sagen, daß es theoretisch möglich ist, ganz Deutschland in einen blühenden und fruchtbaren Garten zu verwandeln. Nur Arbeit gehört dazu. Sollte man die vorhandenen Arbeitskräfte wirklich nicht in dieser Richtung einsetzen können?

Nach dem augenblicklichen Stand der Agrarwissenschaft reicht die deutsche Ackerfläche nicht nur völlig aus, um die gegenwärtige Bevölkerung zu ernähren, sondern auch darüber hinaus einen Bevölkerungszuwachs von vielen Jahrzehnten. Es ist auch nicht einzusehen, was uns davon abhalten sollte, die rund eine Million Hektar Ödland nach und nach in Kulturland umzuwandeln.

Das „Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag" (von Turgot) spukt — meist in falscher Darstellung und Auslegung — noch immer in den Köpfen. Man behauptet, der Boden werde „müde", und auf die Dauer reiche kein Mittel aus, um das zu verhüten. In Wirklichkeit hat Turgot nur die Feststellung gemacht, daß eine Steigerung des Aufwandes an Kapital und Arbeit nicht auch eine beliebige Steigerung des Bodenertrags im Gefolge habe. Es gebe irgendwo eine Grenze, von der ab sich weiterer Aufwand nicht lohne. Diese Grenze wird, volkswirtschaftlich gesehen, weiter gesteckt sein als privatwirtschaftlich betrachtet, und sie wird zum andern abhängig sein von dem jeweiligen Stand der landwirtschaftlichen Technik und Wissenschaft.

Inwieweit Ertragssteigerungen tatsächlich erreicht worden sind, geht aus der Erntestatistik hervor. Es wurden in Deutschland pro Hektar durchschnittlich geerntet (in Doppelzentnern):

	1878/79	1899/1900	1901/1910	1913	1933
Weizen	13,5	18,9	19,6	23,6	24,2
Roggen	10,6	14,6	16,3	18,1	19,3
Gerste	13,6	18,1	19,0	22,2	21,9
Hafer	12,5	17,2	18,3	21,9	21,8
Kartoffeln	71,1	124,5	135,1	159,0	152,6

Das sind Ertragssteigerungen, die größer sind als der Bevölkerungszuwachs und weder zu dem mißverstandenen „abnehmenden Bodenertrag", noch zu dem Malthus'schen Bevölkerungsgesetz passen (nach welchen sich die Bevölkerung rascher vermehre als die Nahrungsmittel). Dabei ist zu beachten, daß noch längst nicht in allen landwirtschaftlichen Betrieben rationell und intensiv gewirtschaftet wird, und ferner, daß in typischen Bauernländern wie z. B. Dänemark und Holland, noch höhere Erträge erzielt werden.

Die Erträge sind in Deutschland während des Krieges katastrofal zurückgegangen. Die Statistik war während der Zwangswirtschaft freilich nicht sehr zuverlässig, weil die Landwirte ein großes Interesse an der Angabe niedriger Erträge hatten. Sicher ist aber, daß der Mangel an Arbeitskräften während des Krieges, der Mangel an Arbeitstieren, die Verringerung des Viehstapels überhaupt, die geringere Menge an Stalldünger und das Fehlen bestimmter Arten von Kunstdünger die Erträge erheblich vermindert hat, und daß es sehr lange dauerte, bis die Landwirtschaft dieser Schäden wieder Herr wurde.

Ganz bedeutende Ertragssteigerungen sind auch in der Viehwirtschaft zu verzeichnen. Sie lassen sich nur nicht in Bausch und Bogen statistisch erfassen, weil die Wertung nach sehr vielen und verschiedenen Merkmalen (Stückzahl, Alter, Gewicht, Arbeitsleistung, Ergiebigkeit an Milch, Fett, Fleisch, Eiern, Wolle, Federn usw.) erfolgen muß. Es kann hier nur gesagt werden, daß die Züchtung des Viehs nach erprobten wissenschaftlichen Grundsätzen und Methoden sowie die rationelle Fütterung Ertragssteigerungen gebracht hat, die man früher für unmöglich hielt. Man kann durchschnittlich eine Verdoppelung des Ertrags in den letzten 50 Jahren annehmen. Dabei steht bei unseren Nutz- und Nahrungstieren und Ernährungspflanzen die systematische Höherzüchtung erst in den Anfängen. Der vielbeklagte Umstand, daß wissenschaftliche Erkenntnisse auf dem Weg zur Praxis sehr lange Zeit brauchen, trifft auf die Landwirtschaft in erster Linie zu.

Die erste Voraussetzung für Deutschlands Selbstversorgung mit Lebensmitteln ist aber: Förderung der Bauernsiedlung auf den weiten Gefilden des Großgrundbesitzes. Denn nur der Bauernbetrieb bietet Gewähr, daß der denkbar höchste Ertrag aus dem Boden herausgewirtschaftet wird und die Bodenkraft dennoch erhalten bleibt (weil dem Acker in der Form des Stalldüngers all die Stoffe immer wieder zugeführt werden, die zur Erhaltung der Bodenkraft unbedingt erforderlich sind).

Die — übrigens unbestrittene — Überlegenheit des Bauernbetriebes in der Viehhaltung ist für die Bodenbeschaffenheit gar nicht hoch genug zu veranschlagen. Es bedeutet schon etwas, wenn der Kleinbauer pro Hektar Fläche dreimal mehr Rinder, fünfmal mehr Schweine, neunmal mehr Geflügel hält als der Großbetrieb!

Bernhard Schildbach

In Wirklichkeit ist der vaterländische Boden nicht etwa aus den Privatbesitzungen zusammengesetzt, sondern umgekehrt, das Ganze ging hier den Teilen voran, und dieses Ganze steht im Gesamtbesitz des Volkes. Davon zeugt nicht nur der allgemeine Volksinstinkt, sondern selbst die Staatsgewalten erkennen dies an, sobald das Vaterland in Gefahr ist, indem sie dann jeden waffenfähigen Mann zur Verteidigung berufen, gleichviel, ob er Haus, Hof oder Feld besitzt oder nicht, denn nicht seinen eigenen Besitz soll er schützen, sondern den Boden des Vaterlandes. Nun wohlan, wenn also dieser Boden als ein Ganzes zu verteidigen ist und nur als solches verteidigt werden kann — ist es nicht ein naheliegender Gedanke, daß er auch als Ganzes bewirtschaftet werden muß, damit die Nation den möglichen Nutzen daraus ziehe?

Constantin Frantz

Gegen den Großgrundbesitz

In „Wille und Macht", dem Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend, wendet sich Hugo Hagen gegen den Großgrundbesitz.

In Deutschland besäßen rund 9300 Privateigentümer einen Grundbesitz von rund 8 150 000 Hektar, also mehr als ein Sechstel des gesamten deutschen Bodenraumes. Es sei lächerlich, wenn Herr v. Platen im Namen dieser 9300 im Buche „Großgrundbesitz im Umbruch der Zeit" den Satz aufstelle: „Adel (schlechthin) ist blutbedingtes, blutverbundenes und volkentstammtes Führertum". Der Nationalsozialismus behaupte, daß Führertum eine Angelegenheit rassischer Werte und unabhängig vom eigenen Besitz sei. Es mute einen an, als treten „ausgediente ehemalige Schauspieler", die sich immer noch nicht daran gewöhnen könnten, daß ihre Glanzzeit unwiderruflich dahin ist, nochmals in das helle Rampenlicht, wenn der Prinz zur Lippe heute im Kampfe um eine grundsätzliche Änderung der Wertmaßstäbe verlange, daß „diese Rolle (des aus dem Bauerntum hinaufentwickelten Adels) den Großgrundbesitzern auch heute wieder zuzuweisen, und daß das eine notwendige und durchaus lösbare Aufgabe sei." Der Angriffs- und Eroberungsgeist der Ordensritter sei „untergegangen im nackten, mit schamhafter nationaler Verbrämung versehenen, Erhaltungstrieb materieller Natur", sei „verrottet in der Vertretung liberaler Eigentumsrechte".

Die Beweisführung des Anrechtes auf Führertum auf Grund statistischer Unterlagen und wirtschaftlicher Rentabilität sei die dokumentarische Bestätigung, daß diese Schicht von Bodenbesitzern nicht mehr als volkstumerhaltender Faktor gewertet werden könne und daß es die Pflicht des Volkes sei, hier eine grundsätzliche Revision vorzunehmen. Der Boden der 9300 Großgrundbesitzer müsse frei werden für rassisch gesunde Bauernsöhne ohne Land.

(Nach dem „Berliner Tageblatt", Nr. 106)

Die Allmende

Die „Selbsthilfe" macht auf einen in der „Bodenreform" (Nr. 8) veröffentlichten Aufsatz aufmerksam, der sich mit der Frage der völligen oder teilweisen Aufhebung des Allmendgutes befaßt. Die Allmende gehe zurück auf die germanische Siedlungsgemeinschaft. Im Gegensatz zum Acker waren die „4 W", Wasser, Wiese, Wald und Weide, gemeinsames Eigentum. (Wir haben auch in Württemberg noch sehr ansehnliche Reste dieses germanischen Gemeineigentums.) Mit guten Gründen wende sich die „Bodenreform" gegen die da und dort auftretenden Bestrebungen, die Allmendgüter unter die Erbhofbauern aufzuteilen.

Am Schlusse des zitierten Aufsatzes heißt es: „Die Bodenreformer stimmen freudig dem Grundgedanken des Erbhofrechts zu: Der Boden ist keine Ware! Sie haben ihn ja bei ihrer Forderung nach Wirtschaftsheimstätten stets vertreten. Aber sie vergessen nicht, daß es neben dem durch Erbhofrecht für einzelne Familien gebundenen Boden stets deutsches Land geben muß, das den landarmen und landlosen Volksgenossen die Voraussetzung sichert zum organischen Emporsteigen auf der sozialen Stufenleiter. Ein Volk bleibt gesund und zukunftsstark nicht nur, wenn es bestehende Geschlechter erhält, sondern wenn in ihm stetig neue Geschlechter aufsteigen können, zumal aus den Volksteilen, die in ihrem Leben und Arbeiten am engsten und tiefsten mit dem vaterländischen Boden verwachsen waren. Dieses dauernde Aufsteigen neuer Kräfte innerhalb des Volkstums aber ermöglicht am ehesten und am sichersten bereitstehender Heimatboden. Dem diente und dient in hervorragendem Maße das echte Erbe deutschen Volksrechts: die Allmende."

Wie die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 114) meldet, bestimmt die neue Satzung für landwirtschaftliche Kollektive in Sowjet-Rußland, daß jeder Kollektivbauer künftig eine private Viehzucht betreiben darf; er darf eine Kuh, drei Kälber, zwei Schweine, fünfzehn Schafe und Ziegen halten, ferner Kaninchen, Geflügel und Bienen, so viel er will. Das Zugvieh, die landwirtschaftlichen Geräte, das Saatgut und alle Verarbeitungsanlagen bleiben Gemeinschaftsgut.

Tracht statt Mode

Auf einer Tagung des Stabes für Volkskultur, Volkskunst und Volksbrauch des Landesverkehrsverbandes Harz in Braunschweig sind die Entwürfe für die Trachten im Harz bekanntgegeben worden.

Danach gilt für die Männertracht einheitlich für den gesamten Harz die rehgraue Farbe, die Farbe der alten Harzer Zuppeljacke. Der Rock erhält Aufschläge in Grün oder Schwarz, im Oberharz mit Rüschen auf dem Oberarm, angelehnt an den alten Bergmanns- und Kuhhirten-Kittel. Die Hose für den Oberharz hat die Form der etwas überfallenden Pumphose mit seitlicher Verschnürung und farbiger oder grüner Biese. Allgemein werden Hirschhornknöpfe benutzt. Als Fußbekleidung werden rindlederne schwarze Halbschuhe getragen, als Kopfbedeckung ein grauer oder graugrüner Lodenhut mit Kordel. Die Schaffung einer Sonntags- und Festtagstracht wird vorbereitet.

Bei den Frauentrachten wurde für den Oberharz ein rostroter oder grüner Rock vorgesehen. Die Bluse ist weiß, bestickt oder mit Streifen besetzt. Für den Sommer wird ein Mieder aus Rohleinen mit kurzem Jäckchen und Rüschen auf den Ärmeln getragen. Die Sommerarbeitskleidung besteht aus grauen oder rostroten leinenen Kleidern oder Miederjäckchen mit grauen Rücken. Für den Nord-, Süd- und Westharz werden schwarz-rot-gestreifte Röcke aus handgewebten Stoffen mit roten oder schwarzen Jäckchen angegeben. Zum Ausputz wird Harzer Klöppelspitze verwendet.

---

hatte eine Theologie, aber keine Religion, kein Christentum. Ich hatte eine gute Note, aber nichts, wirklich nichts zu predigen. Ich hatte Auszeichnung, aber keinen Inhalt. Die große Nuß mußte jetzt aufgehen und eine um so gähnendere Leere enthüllen.

Da fällt mir eine Episode aus meinem eigenen theologischen Examen ein, an die ich heute noch mit nicht ganz gutem Gewissen zurückdenke. Ob ich es durch ein Geständnis entlaste?

Zu den Aufgaben im „Schriftlichen" gehörte damals u. a. eine Übersetzung aus dem Hebräischen. Hebräisch war schon vor der Hochschule eine meiner schwächsten Seiten gewesen. Während der vier Universitätsjahre war sie um kein „Tüttelchen" stärker geworden. Ich rechnete mit einem glatten Versager, den ich durch andere Fächer zu decken hoffte.

Die Kandidaten durften oder mußten für die zu machende Übersetzung selber eine hebräische Bibel mitbringen. Für alle Fälle war bekanntgegeben worden, es dürfe selbstverständlich kein Buch mit irgendwelchen handschriftlichen Bemerkungen, Randglossen oder dergleichen verwendet werden.

Ich hatte mein hebräisches Testament seit der Seminarzeit nicht mehr in der Hand gehabt. Als ich es am Morgen des Prüfungstages aufschlug, entdeckte ich zu meinem Entsetzen, daß gewisse Teile, vor allem die Psalmen, von stenografierten Bleistiftnotizen wimmelten, mit denen ich mir damals die Gefahren der hebräischen Stunde einigermaßen vom Leibe zu halten gewußt hatte.

Was tun? Ein anderes Buch beschaffen? Dazu war es längst zu spät. Es blieb mir nichts übrig, als mich vor der Prüfungsstunde bei dem aufsichtsführenden „Repetenten" zu melden und ihn um ein anderes Buch zu bitten, da das meinige nicht ganz einwandfrei scheine.

Der brave Mann hatte aber wohl gerade auch keinen Ersatz zur Hand. Er blätterte ein wenig in meinem Exemplar und sagte dann, er könne nichts darin finden, ich solle es nur ruhig benützen.

Dann öffnete er den verschlossenen Umschlag mit der Prüfungsaufgabe, um sie bekannt zu geben. Ein ziemlich schwieriger Psalm war ins Deutsche zu übertragen.

Gerade die Psalmen waren in meinem Buch sehr schön durchgearbeitet. Alle weniger bekannten Worte waren, allerdings nur bei scharfem Hinsehen sichtbar, mit ganz spitzem Bleistift in Gabelsberger Stenografie (wie gut, daß ich die einmal freiwillig gelernt hatte!) zwischen den Zeilen verdeutscht.

Ich konnte den Psalm infolgedessen annähernd fehlerlos übersetzen und bekam ein unerwartet gutes Zeugnis im Hebräischen.

Schairer

Literatur

Deutsche Gottschau. Grundzüge eines deutschen Glaubens. Von Wilhelm Hauer. Karl Gutbrod Verlag, Stuttgart. Preis kartoniert 6 Mark, in Leinen gebunden 7,50 Mark.

Zu rechter Stunde greift dies Buch des Führers der „Deutschen Glaubensbewegung" in die große religiöse Auseinandersetzung, die in unserem Volk begonnen hat, ein. Man hat der Deutschen Glaubensbewegung immer wieder den Vorwurf gemacht, sie sei im Grunde nichts anderes als die neu zum Leben erweckte „Gottlosenbewegung", die heute nur in „zeitgemäßer Tarnung" in unserem Volk das „Werk des Unglaubens" fortsetze. Diese billige Meinung wird niemand mehr mit gutem Gewissen festhalten können, wenn er das Buch Hauers gelesen hat. Denn hier legt Hauer von dem, was er „Deutschen Glauben" nennt, in so persönlicher Weise Zeugnis ab, daß selbst dem Gegner, sofern er überhaupt ein Organ für echt Religiöses hat, dieses „Glaubensbekenntnis" innere Bewegung und Ehrfurcht abnötigen wird. Denn Hauers Buch ist weit mehr als der literarische Versuch eines Religionswissenschaftlers, ein von ihm ausgeklügeltes System, eine gedankliche religiöse Konstruktion an die Stelle „geoffenbarten Glaubens" zu setzen. Man spürt dem mit der leidenschaftlichen Hingabe eines tiefen, reichen und geläuterten Menschen geschriebenen Buch auf jeder Seite an, wie hier ein von seinem eigenen Glaubensschicksal Ergriffener mit tiefem Wahrheitsernst und in strenger Verantwortung darum ringt, von diesem seinem Glauben vor aller Welt und insonderheit vor dem ganzen deutschen Volk Zeugnis abzulegen. In diesem Buche lauscht ein ganzer Mensch in umfassender Lebensoffenheit den verborgenen Stimmen der Tiefe nicht nur seines eigenen Lebens und Schicksals, sondern — als Deutscher und als Gegenwartsmensch — zugleich den Stimmen des Lebens und des Schicksals seines Volks und seiner Zeit. Das macht sein Bekenntnis zu einem überpersönlichen, zu einem an unser ganzes Volk gerichteten Zeitdokument.

Wenn ein echter und lebensoffener Mensch die schicksalhafte Verbundenheit mit seiner Zeit und seinem Volk erlebt, so ist hier die Seele nicht nur Spiegelbild der aufgefangenen Strahlen der Außenwelt und gibt nicht nur zurück, was sie aufgenommen; wo immer eine echte Begegnung zwischen Volksseele und Einzelseele stattfindet, wird sie schöpferisch, d. h. das Eigenste der Seele wird lebendig angerührt und bewegt von den empfangenen Eindrücken, das „Persönliche" und das „Überpersönliche", das „Eigene" und das „Gemeinsame" treten in Spannung zueinander und befruchten sich gegenseitig. Darum ist das, was uns aus Hauers Buch als Frucht einer solchen Begegnung entgegentritt, mehr als die intuitive Zusammenschau und geschickt aufgemachte Wiedergabe von Zeitströmungen. Hauer steht nicht nur als Medium in seiner Zeit und seine „Deutsche Gottschau" ist nicht etwa ein „Verrat am Christentum" zu Gunsten einer billigen „Konjunkturreligion", wie manche seiner Gegner wahrhaben möchten, — man muß freilich diese vielleicht größte Gefahr für die Deutsche Glaubensbewegung sehen und offen bei Namen nennen, um ihr begegnen zu können! —: Hauer hebt die teilweise unbewußten oder halbbewußten Strömungen und Lebensgewalten einer Zeit unerhörter Umwertung aller Werte ins klare Licht der Richtkräfte eines durch tiefe Lebenserfahrung geläuterten Wissens und eines der ewigen Wirklichkeit verantwortlichen Gewissens.

Wenn Hauer von „Wirklichkeit" redet, der man gehorsam sein müsse, so meint er damit letztlich nicht jenes Oberflächengeschehen, das den Menschen an die Erscheinungen einer bestimmten Zeit oder bestimmter Verhältnisse bindet und in ihnen befangen sein läßt, sondern „ewige Wirklichkeit", d. h. die in und hinter einer Zeit und einem Geschehen spürbare tragende Kraft, die Werden und Vergehen, Schicksal und Zielwillen alles Geschehens in Händen hält. Hauer setzt „Gott" und „Wirklichkeit" nicht gleich, so wenig er „Gott" und „Schicksal" identifiziert. Vielmehr weist er darauf hin, wie gefährlich und oberflächlich es ist, wenn wir diese letzte Wirklichkeit im abstrakten, gedanklichen Entweder-Oder von „immanent" und „transzendent", „persönlich" und „unpersönlich" oder ähnlichen begrifflichen Gegensatzpaaren zu erfassen versuchen. „Gott" ist größer, umfassender, unergründlicher und geheimnisvoller als alle unsere theologische Schulweisheit sich träumen läßt. Das Große an Hauers religiöser Haltung ist das Wissen um die Fragwürdigkeit menschlicher Versuche, Gott in irgend ein theologisches System einzufangen, und die Ehrfurcht vor der ewig in neuen Formen sich offenbarenden Größe der Gottheit. Daher rührt auch seine Scheu vor „dogmatischer", „bekenntnismäßiger" Festlegung und Formulierung seines Glaubens, die wir nicht als Schwäche, sondern durchaus als Stärke dieser Glaubenshaltung empfinden.

Auch wenn Hauer von Blut, Rasse, Volk als von „gottgegebenen Wirklichkeiten" redet, in die wir gliedhaft eingeordnet sind, meint er in und hinter allen konkreten Erscheinungsformen den ewigen Zielwillen, den schaffenden „Urwillen" dieser Gegebenheiten, in dem der Wille der ewigen Wirklichkeit zu uns spricht, weit jenseits von unseren Süchten und Sehnsüchten, unserem Bewußtseins- und Willenskrampf, ja oft im Gegensatz dazu. Auf die Sprache Gottes in Geschichte und Schicksal des deutschen Volkes lauschen heißt sein Ohr öffnen für die gültige Gottesoffenbarung, die an uns gerichtet ist so wie sie zu anderen Völkern, Lebensräumen und Zeiten in der für jene gültigen Weise geredet hat und noch redet.

So setzt Hauer Glaubensanspruch gegen Glaubensanspruch. Das bedeutet weder religiösen „Relativismus" noch ehrfurchtslose Herabwürdigung fremden Glaubensschicksals. Hauer weist vielmehr in seinem Buch die Wege, wie die notwendige Auseinandersetzung zwischen den beiden in unserem Volk miteinander ringenden großen Glaubenshaltungen zu geschehen habe: in adeliger Ritterlichkeit, in ganzem Wahrheitsernst, in tiefer Verantwortung vor der letzten Wirklichkeit, in ehrfürchtigem Jasagen zum Schicksal.

Mögen seine Freunde wie seine Gegner diese vorbildliche Haltung sich zu eigen machen und gemeinsam darum bemüht sein, die religiöse Auseinandersetzung auf der Ebene zu führen, die Hauers Buch meint, in einer Haltung, in der allein die Stimme des Ewigen hinter allem Kampflärm des Tages uns vernehmbar wird.

W. L.

Lohn und Leistung

Daß der Preis einer Ware sich nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage richtet, ist eines der Grundgesetze der Volkswirtschaftslehre. Und eine ganze Anzahl wichtiger Folgerungen läßt sich aus ihm herleiten, die gerade für unsere Zeit nicht ohne Interesse sind.

An dieser Stelle soll vorerst indessen nur daran erinnert werden, daß man versucht hat, von dem Preisgesetz aus zu einer genauen (und gerechten) Bestimmung des Arbeitslohns zu gelangen. Dabei ergeben sich nämlich Schwierigkeiten, und gerade diese Schwierigkeiten sind in gewisser Hinsicht lehrreich.

Gewiß ist es möglich, auch die Arbeit als eine Art Ware zu betrachten. Man hat das früher oft getan, und ist durch die Praxis der Wirtschaft darin weitgehend bestärkt worden.

Tatsächlich haben in der „freien" Wirtschaft die Löhne eine Neigung, zu sinken, wenn das Angebot an Arbeitskräften größer wird. Und tatsächlich haben sie eine Neigung, zu steigen, wenn das Angebot an Arbeitskräften geringer wird.

Jedoch gilt das, ganz exakt genommen, eigentlich nur immer für den — niemals voll verwirklichten — Fall, daß die in Frage kommenden Arbeitskräfte auch in jeder Beziehung gleichwertig sind. Sind sie es nicht — was die Regel sein wird —, so liegen die Dinge schon wieder anders. Denn dann verlangt sofort ein neuer Gesichtspunkt Berücksichtigung: der Gesichtspunkt der Leistung.

Der Mensch ist nun einmal keine Maschine, und seine Arbeit ist keine Ware in demselben Sinn, wie das etwa von Textilien oder andern Erzeugnissen seiner Hand gesagt werden kann. Und wenn man also dennoch von einer Ware namens Arbeit sprechen will, so kann das lediglich in übertragener, bildlicher Bedeutung geschehen.

Das zu betonen, ist nicht unnötig. Denn es wird in Wahrheit nur allzu häufig vergessen.

Aber wo in der Natur Unterschiede vorhanden sind — und sie sind überall vorhanden —, da pflegen sie sich im Verlauf einer gewissen Zeit auch durchzusetzen: sie erzwingen sich die Berücksichtigung, die ihnen nicht freiwillig gewährt wird. Und so ist es auch mit den Unterschieden der Leistung.

Es ist auf die Dauer nicht angängig, die Menschen so zu behandeln (und so zu entlohnen), als ob ihre Leistungsfähigkeit dieselbe wäre. Denn da sie nun einmal nicht dieselbe ist, würde das praktisch soviel heißen, wie für Dinge von verschiedenem Wert den gleichen Preis zu bezahlen. Und das widerspricht Wirtschaftsgesetzen noch viel selbstverständlicherer Natur, als es das Preisgesetz ist, von dem wir ausgegangen sind.

Die höhere Leistung wird sich — unter sonst übereinstimmenden Umständen — also stets auch den höheren Lohn zu sichern wissen. Man kann es ihr erschweren, zweifellos; aber man kann es ihr nicht unmöglich machen.

Wir sehen das deutlich etwa am Beispiel der Sowjet-Union, in der man längst von der ursprünglich beabsichtigten Gleichheit der Löhne abgekommen und zu einem Akkordsystem gelangt ist, wie es früher als typisch kapitalistisch gegolten hat.

Keine Wirtschaft, die wirklich rationell arbeiten will, kann es sich leisten, die Faulheit und die Unfähigkeit zu prämieren, — gleichviel, unter welcher Staatsform, und gleichviel, unter dem Deckmantel welcher politischer Theorien. Sie kann es um so weniger, je ungünstiger und kritischer die allgemeinen Bedingungen sind, mit denen sie zu rechnen hat.

Eine andere Frage ist es freilich, von welchem Punkte an sie die natürlichen Ungleichheiten der Leistung in der Entlohnung zum Ausdruck bringt. Denn einmal gibt es ja Leistungsunterschiede so geringfügiger Art, daß es sich sozusagen gar nicht auszahlte, wenn man sie zu berücksichtigen versuchte. Und dann vor allem fragt es sich doch sehr, ob nicht ein Lohn im eigentlichen Wortverstande erst dort am Platze ist, wo die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse schon voll befriedigt sind.

Auch heute bereits gewährt die Gemeinschaft den Ärmsten ihrer Mitglieder einen bestimmten Anteil an den allgemeinsten Erfordernissen des Daseins ganz ohne Entgelt, d. h. ohne Steuern und ohne Lohnabzug. Sie dürfen die von der Gemeinschaft erbauten Straßen und die von ihr gepflanzten Anlagen benutzen, sie kommen im Falle der Krankheit ins Krankenhaus, sie erhalten im Fall der Arbeitslosigkeit Unterstützung.

Und so liegt der Gedanke denn in der Tat nicht fern, diese von der Gemeinschaft gewissermaßen zufällig übernommene Sorge für den notwendigsten Unterhalt der Ärmsten auf die Allgemeinheit auszudehnen und zu einer gesetzlich festgelegten Pflicht zu machen, die eben in der Zugehörigkeit aller zu einer und derselben Gemeinschaft ihren innersten Grund hat.

Dieser Gedanke, der der heutigen Auffassung von der Gemeinschaft wie wenige entspricht, ist bekanntlich von Josef Popper-Lynkeus zu einem System der „Allgemeinen Nährpflicht" ausgebaut worden. Und man sollte nicht verfehlen, sorgfältig zu prüfen, inwieweit dieses System geeignet ist, Baustein der Zukunft für uns zu werden.

Wie man über seine praktische Verwertbarkeit jedoch auch urteilen möge, — sicher ist, daß jenseits des von der Gemeinschaft etwa bewilligten Existenzminimums immer nur die sachliche Leistung bezahlt werden darf, wenn nicht das Ganze Schaden leiden soll. Und damit ist bereits gesagt, daß sowohl die unverhältnismäßig niedrigen wie die unverhältnismäßig hohen Löhne, die noch die Nachkriegszeit vielfach kennzeichneten, mehr und mehr zu verschwinden haben werden.

Denn Gemeinschaftsdenken, — das ist nicht zum wenigsten sachliches Denken.

Franz Krämer

Der Leiter der wirtschaftspolitischen Organisationen der NSDAP, Köhler, hat nach einem Bericht der „Westfälischen Landeszeitung" auf einer Kundgebung der südwestfälischen Wirtschaft in Hagen u. a. gesagt: „... Eines darf dem deutschen Arbeiter nicht mehr vorkommen, daß er sich anbieten muß auf einem Arbeitsmarkt, daß er auf einen Sklavenmarkt gehen muß. Denn wer sich anbietet, muß sich den Preis diktieren lassen. Das wird trotz Tarifen, trotz der schönsten Sozialpolitik, trotz der schönsten Arbeiterschutzgesetzgebung bleiben, solange die Welt besteht. Da hilft keine Sozialpolitik, da hilft nur Sozialismus. Sozialismus heißt weiter gar nichts, als daß kein Volksgenosse entrechtet sein darf."

Jugend und Alter

Bei der Feier seines sechzigsten Geburtstags soll Friedrich Payer in einer Ansprache etwa folgendes gesagt haben: „In meinen jungen Jahren waren wir alle der Ansicht, daß ein Mensch mit sechzig Jahren totgeschlagen werden müßte. Ich bin heute doch herzlich froh, daß nicht alle meine Forderungen erfüllt worden sind."

Wir erfahren erst im Alter, was uns in der Jugend begegnete.

Goethe

Das Alter ist eigentlich bestimmt und fähig, ein herrlicher Zustand innerer Klärung zu werden, dem man mit Freude entgegensehen sollte, und der auch körperlich erleichtert wird, wenn man sich mit Vernunft darauf vorbereitet.

Lhotzky

Das gute Gewissen

Es ist eine merkwürdige Sache mit dem sogenannten guten Gewissen. Die, die es eigentlich haben könnten, die haben es nicht, und die von denen man oft meint, daß sie es unmöglich haben könnten, die haben es.

Offenbar hat man uns in unserer Jugend darüber nicht ganz richtig belehrt. Denn wäre es der Fall, dann müßte ohne weiteres jeder, der etwas „Böses" getan hat, nun auch von Gewissensqualen verzehrt werden. Aber so ist es ja eben nicht. Es gibt zahllose Menschen, deren Schandtaten sozusagen alle Welt kennt und die sich augenscheinlich dabei doch sehr wohl befinden, — vorausgesetzt natürlich, daß sie sich nicht gerade im Gehege des Gesetzes verfangen haben. Und andererseits: es kommt vor, daß besonders feinfühlige Menschen dauernd durch die Erinnerung an irgend eine geringfügige Lässigkeit oder Inkorrektheit beunruhigt werden, die sie sich vor langen Jahren einmal haben zuschulden kommen lassen.

Es sieht also fast so aus, als ob das Gewissen mit Gut und Böse gar nicht zusammenhinge, sondern nur eine Art von seelischem Gleichgewichtssinne darstellte, der bei gesunden Menschen robust und leistungsfähig, bei anfälligen Menschen aber zart und leicht in Unordnung zu bringen ist.

Wie gesagt, so sieht es aus. Indessen ganz so verhält es sich nun doch nicht. Das Gewissen hat schon etwas mit Gut und Böse zu tun, es ist schon so etwas wie ein Organ der Sittlichkeit. Nur eben: die Sittlichkeit ist nichts absolut Feststehendes und Sich-gleichbleibendes. Vielmehr bedeutet sie lediglich ein Ideal, dem der eine näher, der andere ferner steht. Und das Gewissen ist darum auch nicht die Stimme der Sittlichkeit schlechthin, sondern lediglich die Stimme der Sittlichkeitsauffassung des einzelnen Menschen. Infolgedessen aber bildet der Grad der Elastizität des Gewissens zugleich ein außerordentlich gutes Rangmerkmal.

Und zwar ist die Elastizität des Gewissens dem Rang des Menschen natürlich umgekehrt proportional. Das heißt: je tiefer einer steht, um so elastischer ist sein Gewissen, und je höher er steht, um so weniger elastisch ist es.

Allein es kommt noch etwas hinzu: entsprechend dem Umstand nämlich, daß die Sittlichkeit tief stehender Menschen einen kollektiven und traditionellen Zug hat, also im wesentlichen durch die Umgebung und das Herkommen bestimmt wird, drückt auch ihr Gewissen vornehmlich das Urteil ihrer Umgebung und des Herkommens aus. Und entsprechend hinwiederum der Tatsache, daß die Sittlichkeit hoch stehender Menschen einen mehr individuellen Zug hat, also in der Hauptsache durch die Besonderheiten ihrer Geistes- und Lebenshaltung bedingt ist, drückt auch ihr Gewissen in erster Linie das Urteil dieser ihrer Eigenart aus.

Schließlich jedoch gehört es noch zu den Kennzeichen der niederen Ränge, daß ihr Gewissen — ebenso wie ihre Sittlichkeit — in der Regel ziemlich ungleichmäßig ausgebildet, und zu denen der oberen Ränge, daß es — ebenso wie ihre Sittlichkeit — gleichmäßig ausgebildet ist. (Von dem berüchtigten Robespierre erzählt man sich beispielsweise, daß er persönlich höchst achtbar lebte und zu Tieren eine geradezu rührende Liebe zeigt.)

Hält man sich das alles nun aber gegenwärtig, so wird man kaum noch Grund zur Verwunderung über die so äußerst verschiedene Auswirkungsweise der menschlichen Gewissen haben. Selbst die seltsamsten Erscheinungen auf dem Gebiet der Sittlichkeit des Alltags finden hiernach fast ausnahmslos ihre Erklärung.

Ein paar Sonderfälle mögen uns das im folgenden noch erläutern.

Da ist etwa der so bemerkenswert schnelle Wechsel der sittlichen Grundsätze, den wir bei der Mehrzahl der Menschen beobachten. Was ihr Gewissen heute mit Nachdruck verwirft, das empfiehlt es ihnen morgen als wichtigste Pflicht. Was sie eben noch für ein selbstverständliches Erfordernis der Ehre gehalten haben, das erscheint ihnen plötzlich als Mangel. Was sie vorher als gut ansahen, wird für sie böse, und umgekehrt.

Wie steht es damit? Werden sie sich nicht selber untreu, wenn sie so ihre Grundsätze wechseln? — Aber nicht im geringsten! Denn das können sie gar nicht. Menschen dieser Art haben nämlich keine andern Grundsätze als die ihrer Umgebung. Entweder hat diese sich also gewandelt — was auf Grund einer Veränderung der äußeren Lage sehr leicht möglich ist —, oder sie haben sie gegen eine neue vertauscht, die eben anders eingestellt ist und deren Einstellung sie sich nun schleunigst anzupassen suchen.

Ähnlich liegen die Dinge bei dem Unterschied von Friedens- und Kriegsmoral. Im Frieden verbietet es den meisten das Gewissen, zu töten und zu rauben. Aber im Kriege? Da ist alles ganz anders. Da gelten „eigene Gesetze". Und diesen Gesetzen unterwirft sich das Gewissen.

Oder greifen wir zurück auf den anfangs gestreiften Fall dessen, der mit seinen Schandtaten durch die Maschen des Gesetzes geschlüpft ist und sich nun des denkbar besten Gewissens erfreut, obgleich alle Welt ihn kennt. Warum hat er ein gutes Gewissen? Ohne Zweifel doch darum, weil ihn ja keine Strafe getroffen hat. Die Strafe ist das herkömmliche Zeichen der Entehrung. Wer also nicht mit ihm behaftet ist, — ja, weshalb sollte der kein gutes Gewissen haben?

Umgekehrt wird natürlich der, der mit einer Strafe belegt worden ist, der allgemeinen Verfemung verfallen und demgemäß auch sein gutes Gewissen verlieren, — selbst dann, wenn die Strafe, objektiv genommen, noch so ungerechtfertigt war. Denn auf der Stufe, um die es sich hier handelt, gibt es eben kein individuelles Gewissen, keine vom Herkommen unabhängige und rein am Ideal orientierte Sittlichkeit.

Und auf den höheren Stufen? Aber es lohnt praktisch tatsächlich nicht der Mühe, von ihnen zu reden. Sie sind nämlich sehr, sehr selten, — viel seltener, als man in der Regel wohl annimmt.

Kuno Fiedler

Antikes

Bei einem Sensationsprozeß gegen Millet-Fälscher hat neulich ein Kunstsachverständiger vor dem Gerichtshof in Fontainebleau erklärt, die Antiquitäten- und Kunstfälscherindustrie sei der einträglichste Industriezweig aller Zeiten. Wie bei der Gelegenheit bekannt wurde, sind Paris, Brüssel, Amsterdam, Florenz und Neapel die bedeutendsten Fälscherplätze außer Schanghai und Kobe (Japan), von wo ganze Schiffsladungen gefälschter ostasiatischer Kunstwerke verschickt werden. In Reims werden meisterhaft romanische und gotische Skulpturen nachgemacht. Florentinische Broncen kommen aus Passy, Renaissance-Truhen aus Lyon und Bourges, flämische Möbel aus Brüssel und Mecheln. Mecheln liefert auch Messing- und Kupferwerk, das in der Passage de l'Elysée-des Beaux-Arts vertrieben wird. Der Boulevard Beaumarchais spezialisierte sich auf mittelalterliches Kirchengerät, das heute noch in Limoges, dem altberühmten Herstellungsort hervorragender Schmelzarbeiten, erzeugt wird. Die meisten Hobbema- und Ruysdael-Fälschungen stammen aus Brüssel. Turin bringt Renaissance-Meister in allen gewünschten Sujets und Abmessungen auf den Markt. In Hove bei Antwerpen werden Rembrandts gemacht. Alte spanische Meister fabrizieren Madrid und Granada. Die wichtigste Industrie für archaische Skulpturen der griechischen Antike sowie für römische Goldschmiedearbeiten in der Art des Fundes von Boscoreale und des Hildesheimer Silberschatzes befindet sich in Neapel.

In Paris beschäftigt sich ein ganzes Heer erstklassiger Kunstschreiner mit der Nachahmung alter französischer Möbel und Wandbekleidungen, deren Echtheit durch ausführliche Gutachten „Sachverständiger" glaubhaft gemacht wird.

Die Fälschungen sind zum Teil so raffiniert gemacht, daß nicht nur unerfahrene Sammler, sondern auch zuweilen bekannte Museen darauf hereinfallen.

Die Zahnbürste

In der „Berliner Illustrierten" (Nr. 9) heißt ein Inserat: „Eltern! Gehört euer Kind auch zu den 5 Millionen? Nach einer von der Chlorodont-Fabrik zusammen mit dem Deutschen Hygienemuseum durchgeführten Umfrage besitzen 5 Millionen Schulkinder, das sind 60 v. H. aller deutschen Schulkinder, keine eigene Zahnbürste. Dieses traurige Ergebnis geht alle an, denn es zeigt, daß die überwiegende Mehrheit unseres Volkes noch nicht weiß: vernachlässigte Zähne bedrohen dauernd die Gesundheit. Deshalb rufen wir: Eltern! Erzieht eure Kinder zu regelmäßiger Zahnpflege. Sorgt dafür, daß jedes Kind seine eigene Zahnbürste besitzt und benutzt! Vor allem aber: gebt selber ein gutes Beispiel und pflegt eure Zähne jeden Abend und Morgen mit Chlorodont, der verläßlichen Qualitäts-Zahnpasta. Wer regelmäßig Chlorodont benutzt, hat immer blendend weiße Zähne und erhält sie bis ins hohe Alter gesund."

Es ist durchaus wünschenswert, daß jedes Kind eine Zahnbürste hat. Aber interessant wäre es doch, wenn man auch noch erfahren könnte, ob eigentlich jene 60 Prozent zahnbürstenlose Kinder oder die 40 Prozent mit Zahnbürste die schlechteren Zähne haben.

Die Firma, die hier inseriert, scheint die Antwort für selbstverständlich zu halten. Sie ist es aber nicht. Es ist ganz gut möglich, daß die Kinder ohne Zahnbürste diejenigen mit den besseren Zähnen sind.

Damit soll selbstverständlich keinerlei Kausalzusammenhang behauptet sein.

Kleinigkeiten

Smarte Propaganda. Auf den Bahnhöfen der London-Nordwestbahn kann man ein Plakat folgenden Inhalts lesen: „Wünschen Sie, diese Welt kennenzulernen, dann fahren Sie mit der Eisenbahn. Wünschen Sie aber mit dem Jenseits Bekanntschaft zu machen, dann reisen Sie mit dem Auto!"

Schottisch. In Edinburg war ein Bürger, wie ein Paket verpackt, auf dem Bahnhof erschienen und hatte verlangt, als Frachtgut nach London geschickt zu werden; — der Frachtsatz für „lebendes Gut" beträgt nur ein knappes Drittel des Preises einer Fahrkarte. Der expedierende Beamte hatte dies abgelehnt. Bei dem nachfolgenden Prozeß stand das Gericht dem Kläger die gewünschte Beförderung zu; allerdings mußte er die Reise zusammen mit Ochsen und Kühen antreten.

Schweres Stück Arbeit. Bei einem Prozeß gegen die Bavaria-Filmgesellschaft (den ein Mann angestrengt hat, der behauptet, der vergessene und deshalb unbezahlte „Inspirator" des „Peer Gynt"-Films zu sein) stellte es sich heraus, daß neben den drei Hauptverfassern, Ibsen nicht mitgezählt, noch neun weitere Mitarbeiter „schöpferisch" — wie das „Berliner Tageblatt" sagt — am Drehbuch beteiligt waren.

Zweifelhafter Erzieher. Französische Statistiker haben die 372 erfolgreichen Filme des Jahres 1933 auf ihren Inhalt untersucht und dabei 2093 Kriminaldelikte festgestellt, davon 310 Morde, 192 Fälle von Hochstapelei und 405 Ehebrüche. Nicht zu zählen seien die Verstöße der Filmhelden gegen die ungeschriebenen Gesetze des Anstandes und der Moral.

Der Diebesvogel. In der italienischen Stadt Padua wurde eine 38jährige Witwe verhaftet, die Diebstähle mit Hilfe von Elstern beging. Sie hatte vier der Vögel so abgerichtet, daß sie durch offene Fenster in fremde Wohnungen flogen und dort blinkende Schmucksachen, namentlich Ringe und dergleichen, stahlen, die sie dann ihrer Herrin brachten. Bei der Diebin wurde ein ganzes Warenlager an Kostbarkeiten gefunden, die ihr alle von den Vögeln zugetragen worden waren.

Neue Tierfarm. Ein Fischer in Böhmen hat neuerdings eine Regenwurmfarm eingerichtet. Wie die „Umschau" berichtet, bezog er seine erste „Zucht" aus einer Regenwurmfarm in Los Angeles (Kalifornien). Die Farm besteht aus einem Garten mit Betondecke unter der Humusschicht, damit die Tierchen nicht nach unten entweichen können. Die gezüchteten Tiere werden samt „Originalerde" in Blechbüchsen an Angler geliefert.

Das Gespenst. An der Grenze von Vorarlberg, in den Schweizer Dörfern am Nofelser Ried, spukte seit Monaten die „Weiße Frau vom Ried", angeblich eine vor mehr als hundert Jahren gestorbene Schloßherrin, die ihr Kind umgebracht hatte. Jetzt hatte ein schweizerischer Zollbeamter den Mut, um Mitternacht das Gespenst auf freiem Feld anzuhalten. Es trug etwa 40 Pfund Kaffee bei sich.

Der Stellvertreter. Der Gouverneur des Staates New Jersey erhielt ein Schreiben von einem gewissen Stanley Poystup aus Brooklyn, der sich erbötig machte, gegen Zahlung von 6000 Dollars an Stelle Hauptmanns den elektrischen Stuhl zu besteigen. Er begründete sein Angebot damit, daß er seit vier Jahren arbeitslos sei und sich opfern wolle, wenn man die Zukunft seiner beiden kleinen Töchter sicherstellen würde.

Ein Museum. In Tokio ist ein Selbstmörder-Museum eröffnet worden, das lauter Fotos von Selbstmördern, ihre Abschiedsbriefe, ihre Mordwaffen und die Bilder ihrer Leichen zeigt. Die Stadt Tokio erhofft davon abschreckende Wirkungen.

Neuer Verein. In Budapest ist ein „Verein der Mondsüchtigen" gegründet worden. Die Mitglieder müssen ein ärztliches Attest beibringen, das ihre Mondsüchtigkeit bescheinigt. Zweck des Vereins ist jedoch nicht die Anbringung von Geländern auf Hausdächern, sondern die Sammlung von Mitteln für Forschungen zur Bekämpfung der Mondsüchtigkeit.

Das Kunsthaus Schaller (Stuttgart, Marienstr. 14) zeigt im März: Aquarelle des 85jährigen Künstlers Christian Rohlfs (Hagen in Westfalen), Aquarelle von Franz Huber (Mannheim), und Charakteraufnahmen deutscher Bauern- und Arbeiterköpfe von Erich Retzlaff (Düsseldorf).

Stuttgart. Vierziger, kaufmännisch vorgebildet, stilistisch gewandt, perfekter Maschinenschreiber, sucht Stellung oder Arbeit, auch untergeordneter Art. Angebote an die Redaktion der Sonntags-Zeitung.

Bodensee. Siedler, 28-jährig, Witwer mit 2-jährigem Töchterchen, möchte ein Mädchen aus einfacher Familie, gesund, kinderlieb, mit Freude am Landleben und an einfacher Lebensgestaltung, kennen lernen. Er bietet: Einfaches, aber vollständiges Hauswesen; einfache, aber sichere Existenz. Karl Eber, Siedlung Winkelhof, Post Markdorf (Baden).

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 240 18. Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.
Durchschnittsauflage im 4. Quartal 1934: 4050

Stuttgart, 17. März 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 11

Tauschreste

Unsere Wirtschaft ist eine „Marktwirtschaft": in ihr wird mit unbedeutenden Ausnahmen nicht für den eigenen Bedarf, sondern für den Markt produziert. Die Wirtschaftsgüter werden verkauft und gekauft, d. h. mit Einschaltung des Tauschmittels Geld gegeneinander ausgetauscht.

Da der Markt eine unbestimmte Größe ist, die von den einzelnen Wirtschaftern höchstens geschätzt werden kann und sehr oft falsch eingeschätzt wird (denn jeder ist geneigt zu glauben, der ganze „Markt" sei eigentlich für ihn allein da), so ist es durchaus nicht verwunderlich, daß nicht alle zum Verkauf bestimmten Güter auch wirklich verkauft werden. Es entstehen dann „Tauschreste", wie die Nationalökonomen sagen, und zwar umso eher, je verwickelter die Wirtschaft durch fortgesetzte Arbeitsteilung geworden ist.

Diese Tauschreste sind eine unbequeme Erscheinung, namentlich wenn sie sich häufen. Sie können dann zu einer ausgesprochenen Gefahr für die Wirtschaft werden, wie uns die Wirtschaftskrisen (die man als eine Art Marktverstopfung durch Tauschreste bezeichnen könnte) immer wieder zeigen. Eine Wirtschaft, die mit ihren Tauschresten nicht fertig werden kann, schlägt ihrem Begriff ins Gesicht und demonstriert am eigenen Leibe, daß in ihr etwas nicht in Ordnung ist.

In einem Vortrag über den „Sinn des Wirtschaftens", der in den „Blättern für deutsche Filosofie" (8. Band, Heft 2) abgedruckt ist, hat sich Professor Wilhelm Vershofen mit dem Problem der Tauschreste beschäftigt und ein lehrreiches Beispiel aus der Praxis dafür angeführt, das „Velvetbeispiel".

Vor einigen Jahren glaubte eine Gruppe von deutschen Webereien, in der Frauenkleidung werde demnächst Velvet (Baumwollsamt) wieder in Mode kommen. Sie kauften also geeignetes Rohmaterial, stellten die Webstühle um und begannen zu fabrizieren. Aber als so und soviel hundert oder tausend Kilometer Velvet fertig war, blieben die Bestellungen der Händler und der Konfektionäre aus, weil diese nicht an eine kommende Velvetmode glaubten. Es wurde hin und her verhandelt; schließlich einigte man sich dahin, daß jeder Abnehmer anderer Stoffarten eine gewisse Menge Velvet mitübernehmen müsse, wenn er einen Preisaufschlag vermeiden wolle. Und siehe: der Handel hatte mit seinen Bedenken Recht gehabt: die Frauen konnten sich nicht für Velvetkleider begeistern, die Velveterzeugung „blieb im großen ganzen unverkäuflich".

Wir werden annehmen dürfen, daß die Textilhändler ihren Verlust dadurch wett machten, daß sie andere Waren etwas höher „kalkulierten". Für die Fehlspekulation der Weber hatten also letzten Endes die Verbraucher aufzukommen; denn auch der den Fabrikanten etwa noch verbliebene Anteil am Verlust war von diesen ohne Zweifel auf irgend eine Weise „abgewälzt" worden.

Vershofen spricht es zwar nicht deutlich aus, aber er läßt durchblicken, daß es besser gewesen wäre, wenn die in dem Velvetbeispiel entstandenen Tauschreste vom Konsum übernommen worden wären. Dann wären alle jene Verluste, die schließlich doch zu einer Belastung der Gesamtwirtschaft führten und also vom Verbraucher getragen werden mußten, vermieden worden.

Demgegenüber hat sich Dr. W. Kuntz in einer Abhandlung über das „Recht des Verbrauchers" („Technokratie", Jahrgang 1934, Heft 6) für das Recht des Konsumenten eingesetzt, „nur das zu kaufen, was er wirklich haben will". Es gehe nicht an, daß der Produzent die Folgen seiner Fehlrechnung auf den Verbraucher abwälze. Ein kluger und geschickter Wirtschafter werde überhaupt „durch guten Geschmack und sorgfältige Voraussicht" derartige Fehlanlagen zu vermeiden wissen. Daß Tauschreste sich „als ein Riesenwall auftürmen" und dann der ganzen Wirtschaft gefährlich werden, sei nur zu befürchten, wenn die Kaufleute ihr Geschäft nicht verstehen.

Untersuchen wir, wer recht hat. Haben vielleicht beide recht, oder beide teilweise recht?

Um bei dem Velvetbeispiel zu bleiben: so liegt die Sache jedenfalls nicht, daß es notwendig zu der Fehlspekulation kommen mußte. Die Baumwollweber hätten sich bei den Händlern über die Neigung des Publikums zum Einkauf von Velvet informieren können, ehe sie mit der Fabrikation anfingen. Schließlich hätten sie und die Händler sich sogar bei den Konsumenten, den Frauen selber, vorher erkundigen können, ob sie Lust hätten, Velvetkleider zu tragen. Oder, wenn man einwenden will, daß so etwas in der privatkapitalistischen Wirtschaft doch nicht gehe (warum eigentlich nicht?), — dann hätten die Herren Fabrikanten vielleicht vorher oder sogar noch nachher durch einen energischen Reklamefeldzug Begeisterung für Velvet erzeugen sollen. Es kann allerdings sein, daß die Kosten einer solchen Reklame ebensohoch gewesen wären als der schließliche Verlust der Fabriken bei Liegenbleiben der Ware. Richtig ist es auf alle Fälle, daß die Erzeuger als schlechte Kaufleute gehandelt haben; und das Schlimme dabei ist, daß die Folgen für ihr Versagen nun nicht von ihnen allein zu tragen waren, wie es sich doch gehört hätte, sondern daß die ganze Wirtschaft und am meisten der Verbraucher darunter zu leiden hatte.

Auf der anderen Seite läßt sich nicht leugnen, daß es das Beste gewesen wäre, wenn die nun einmal vorhandenen Velvetbestände alsbald konsumiert worden wären. Es hätte möglich sein müssen, sie mit mehr oder weniger sanftem Zwang auf die konsumierende Bevölkerung zu verteilen. In einer sozialistischen Wirtschaft hätte dies unter allen Umständen geschehen müssen (nachdem die verantwortlichen Wirtschafter wegen ihres Leichtsinns oder ihrer Unfähigkeit bestraft worden wären).

Man stelle sich, wenn man das nicht gleich einsehen will, die Volkswirtschaft als einen Einzelhaushalt vor. (Das ist immer wieder der beste Weg, um zum Verständnis des Begriffs Sozialismus zu gelangen.) In einem Haushalt, der wirtschaftlich geleitet wird, also keine Verschwendung duldet, herrscht der selbstverständliche Grundsatz: was gekocht ist, muß auch gegessen werden. Die Köchin wird sich zwar alle Mühe geben, nur das und nur soviel zu kochen als voraussichtlich gegessen werden wird; aber wenn sie sich, schuldigeroder unschuldigerweise, einmal getäuscht hat, dann werden die Reste nicht wie in der Tauschwirtschaft weggeworfen, sondern bei nächster Gelegenheit nocheinmal serviert werden und m ü s s e n dann eben gegessen werden. Passiert der Fall häufiger als erträglich erscheint, dann bleibt noch der Ausweg, die schlechte Köchin durch eine andere zu ersetzen, die ihr Handwerk besser versteht.

Daß etwas Ähnliches in unserer vom Privatinteresse beherrschten Marktwirtschaft nicht möglich ist: daß ungeeignete Wirtschafter einstweilen im allgemeinen nicht abberufen werden können, ist offenbar ein grundsätzlicher Mangel.

Es gäbe einen einzigen Weg, wie Reste im Haushalt und „Tauschreste" in der Wirtschaft vermieden werden könnten: wenn à la carte gespeist, wenn nur auf Bestellung produziert würde. Das wäre dann eine Wirtschaft ohne Risiko, wie sich manche die „Bedarfsdeckungswirtschaft" vorstellen. Es wäre die schlechthin ideale Wirtschaft.

Das Bestreben, einer solchen Wirtschaft nahe zu kommen, ist vernünftig und wird sich vielleicht einmal auch im Großen geltend machen. Aber sie läßt sich nur bei verhältnismäßigem Überfluß an Gütern verwirklichen.

Solange dieser Überfluß nicht besteht, solange eine Volkswirtschaft das Bild einer großen Familie darstellt, die mit bescheidenen Mitteln auskommen muß, können Einzelwünsche nur unter besonderen Umständen Berücksichtigung finden. Im übrigen muß „gegessen werden was da ist". × × ×

Der milde Winter

Die gegenwärtige Lage der T e x t i l w i r t s c h a f t ist ... in vieler Beziehung problemreich. Das beginnende Frühjahrsgeschäft ist belastet mit den Überdispositionen der Abnehmer, die im Herbst des vergangenen Jahres Meinungskäufe weit über Bedarf vornahmen. In der Zwischenzeit hat man die Erfahrung machen müssen, daß die Warenversorgung des Handels, im ganzen gesehen, keine Stockungen erlitten hat, und daß das kaufende Publikum seinen Bedarf stets im vollen Umfange decken konnte. Allerdings war die Witterung in der vergangenen Absatzperiode für den Verkauf von Textilwaren sehr ungünstig; die milden Temperaturen hemmten den Umsatz von Winterware, und die Kältewelle im März ist für eine Entlastung der viel zu großen Läger an Winterware zu spät gekommen.

Der Einzelhandel sitzt daher mit seinen Vorräten am Schluß der Wintersaison fest und ist im Kauf von Frühjahrs- und Sommerware stark behindert. Die Frage, wie die Durchhaltung dieser übergroßen Lagerbestände an Winterware finanziert werden kann, stellt zurzeit ein noch ungelöstes Problem dar.

„Schwäbischer Merkur" (Nr. 61)

Gemeinnutz vor Eigennutz

Bei Betrachtung des im vergangenen Jahre dank der Arbeitsbeschaffungspolitik um 12 Prozent gestiegenen Arbeitseinkommens wird von der D e u t s c h e n A r b e i t s f r o n t festgestellt, daß das Unternehmereinkommen einen Zugang um schätzungsweise 15, wenn nicht 20 Prozent aufweise. Das erhöhte Arbeitseinkommen sei n i c h t dem einzelnen Arbeiter zugute gekommen, sondern gehe auf den erhöhten Beschäftigungsgrad zurück. Bei dem erhöhten Unternehmereinkommen handele es sich dagegen um eine wirkliche Einkommenssteigerung des e i n z e l n e n Unternehmers. Es ergebe sich also, daß sich der Unternehmer in der Arbeitsschlacht einen größeren Anteil am Sozialprodukt sichern konnte als der Arbeiter.

Diese Tatsache schließe eine erhöhte sozialistische Verpflichtung in sich; denn der innerdeutsche Wirtschaftsaufstieg sei ja nicht das Verdienst des Unternehmers, sondern allein der Erfolg des nationalsozialistischen Staates. Konjunkturgewinne seien für die Gemeinschaft nutzbar zu machen. Die nationalsozialistische Pflicht des Unternehmers werde in der Zukunft darin bestehen, neben einer stärkeren G e w i n n b e t e i l i g u n g des Arbeiters und Angestellten, wie sie verschiedene Unternehmungen schon durchführten, die erhöhten Gewinne zur weiteren Befruchtung der G e s a m t w i r t s c h a f t zu verwenden.

Kleine Chronik

Nach Erklärungen des Reichsluftfahrtministers Göring hat Deutschland die zivile und die militärische Luftfahrt getrennt und zur Verteidigung des Landes eine L u f t s t r e i t k r a f t geschaffen, die nicht dem Reichswehrministerium untersteht, sondern dem (zum „General der Flieger" ernannten) Reichsluftfahrtminister.

Die Zahl der A r b e i t s l o s e n ist im Februar um 209 000 (von 2 974 000 auf 2 765 000) gesunken.

Die R e i c h s b a n k verteilt für das Rechnungsjahr 1934 12 Prozent Dividende; 8 Prozent werden bar ausgeschüttet, 4 Prozent dem Anleihestock der Golddiskontbank überwiesen.

Die Wahlen der V e r t r a u e n s l e u t e in den Betrieben sind auf den 12. und den 13. April festgesetzt worden.

Nach den bis jetzt vorliegenden Zahlen werden im S a a r g e b i e t etwa 300 Millionen französischer Franken umgetauscht werden, die dann als Rückkaufspreis für die Saargruben an Frankreich gezahlt werden müssen. (Der dann noch 600 Millionen Franken betragende Rest des Rückkaufspreises muß in den nächsten fünf Jahren durch Lieferungen von Saarkohlen beglichen werden.)

Im e n g l i s c h e n U n t e r h a u s ist nach einer Aussprache über das kürzlich veröffentlichte Weißbuch der Regierung ein Mißtrauensantrag der Arbeiterpartei mit 424 gegen 79 Stimmen abgelehnt und ein Vertrauensvotum für die Regierung mit 412 gegen 78 Stimmen angenommen worden.

Die f r a n z ö s i s c h e R e g i e r u n g hat beschlossen, für die Jahre 1936—1940 die Militärdienstzeit auf zwei Jahre zu verlängern.

Am 12. März ist der Fernsprechverkehr London-Tokio und B e r l i n - T o k i o eröffnet worden.

In G r i e c h e n l a n d hat die Regierung durch eine mehrtägige Offensive in Thrakien den Aufstand der Veniselos-Anhänger niedergeschlagen. Die Führer der Rebellion sind teils nach Bulgarien, teils nach dem (italienischen) Dodekanes geflüchtet.

In Tokio ist der Vertrag zwischen der Sowjetunion und dem Kaiserreich Mandschukuo über den Verkauf der sogenannten c h i n e s i s c h e n O s t b a h n unterzeichnet worden.

In S i a m ist an Stelle des zurückgetretenen Königs dessen elfjähriger Neffe zum Herrscher eingesetzt worden.

Ostasien

Von F r i t z W e r k m a n n

Wie die britischen Inseln Europa vorgelagert sind mit Richtung auf den Atlantischen Ozean, so ist das Inselreich J a p a n Ostasien vorgelagert mit Richtung auf den Pazifischen Ozean.

Aber nicht nur geografisch lassen sich hier interessante Vergleichungen anstellen, sondern auch geschichtlich: das Wirtschaftsleben hat innerhalb Europas zuerst in England, innerhalb Ostasiens zuerst in Japan typisch kapitalistische Züge angenommen. Der Vorsprung beruht in beiden Fällen außer auf der zum Handel hindrängenden Insellage auf dem Vorsprung in der Schaffung einer Armee freier Arbeiter (die weder Leibeigene oder Sklaven sind, noch eigene Produktionsmittel besitzen). Ähnlich wie England infolge dieser Umstände dem übrigen Europa in der Industrialisierung lange Zeit voraus war, ist es Japan heute noch gegenüber dem übrigen Ostasien. Und sogar noch einen Schritt weiter können wir die Vergleichung führen: ähnlich wie England vor allem wegen des politischen Zerfalls und der Kleinstaaterei in Deutschland, die erst 1871 beendet wurde, seinen wirtschaftlichen Vorsprung lange behielt, hofft Japan, seinen Vorsprung lange zu behalten infolge der politischen Wirren und des Fehlens einer starken Zentralregierung in China. Für beide Inselreiche sind die Zustände auf dem ihnen gegenüberliegenden Kontinent von größter Bedeutung.

Während nun aber England am besten zu fahren glaubt, wenn es in Europa für ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte sorgt und zu diesem Zweck bald dieses, bald jene Großmacht auf dem Festland stützt, hat Japan keine entsprechenden Möglichkeiten. England kann vor allem Frankreich und Deutschland gegeneinander ausspielen. Japan gegenüber liegt auf dem Festland ein einziger riesiger Block: China. Aus ihm kann Japan Stücke herausreißen, so 1910 Korea und 1931 die Mandschurei und Dschehol. Zwei geschlossene Grenzstaaten, die es gegeneinander ausspielen könnte, sind nicht vorhanden. Japans Interesse läuft also darauf hinaus, die politische und wirtschaftliche Konsolidierung Chinas entweder möglichst lange hintanzuhalten oder aber sie sich dienstbar zu machen. Auf die Dauer wird beides nicht leicht sein. Denn China ist mit Rohstoffen weit reicher begabt als das kärgliche Inselreich, und Chinas Bevölkerung ist siebenmal so groß. Aber eine gute Weile kann Japan seinen Vorsprung in der Industrialisierung jedenfalls benutzen, um sich in China eine wirtschaftliche und politische Vormachtstellung zu schaffen und zu erhalten.

◆

Japans industrielle Vormachtstellung in Ostasien wird zunächst von anderen Seiten bedroht als von China. Die wichtigtsen Gebiete Ostasiens sind zurzeit, nach der Reihenfolge ihrer Industrialisierung geordnet:

	Fläche Mill. qkm	Bevölkerung Millionen
Japan	0,4	65
Britisch Indien	4,7	350
China	10,2	475
Niederländisch Indien	1,9	60

An Landfläche und Einwohnerzahl im Verhältnis zu seinem künftigen Konkurrenten ein Zwerg, steht Japan in Bezug auf die Industrialisierung heute noch unbestritten an der Spitze.

Was in Ostasien aus Japan gekauft wird, das sind vor allem T e x t i l w a r e n. Der Außenhandel mit Textilwaren ist in Ostasien überhaupt der wichtigste und strittigste Teil des Außenhandels. Bei den primitiven Verhältnissen, in denen die Masse der Bevölkerung dort lebt, spielen Nahrung, Kleidung und Wohnung im Rahmen der Bedürfnisbefriedigung eine noch größere Rolle als etwa in Deutschland. Die Nahrung stammt zur Hauptsache aus dem eigenen Land (es gibt allerdings einen beträchtlichen Reisaußenhandel innerhalb Ostasiens); die Materialien zur Wohnung sind schwer, und es ist daher meist unökonomisch, sie von weit her anzutransportieren (immerhin führt Japan z. B. Zement nach Niederländisch Indien ein). Kleidung läßt sich leichter transportieren. So kommt es, daß die japanischen Textilwaren dem japanischen Außenhandel in Ostasien das Gepräge geben. Wo sich Bestrebungen zu seiner Zurückdrängung geltend machen, richten sie sich in erster Linie gegen Textilwaren.

◆

B r i t i s c h I n d i e n hatte vor 200 Jahren eine blühende Handweberei mit einer bedeutenden Ausfuhr. Gerade in England war der Absatz gut. Er wurde durch Schutzzölle gedrosselt. Hinter ihnen entwickelte sich die englische Baumwollindustrie von Lancashire, die schließlich auch nach Indien verkaufte und die indischen Handweber zu Tode konkurrierte. Der Aufbau einer indischen maschinellen Textilindustrie wurde im Interesse von Lancashire verhindert. Die Massenware wurde daher mehr als ein Jahrhundert lang aus England geliefert; daneben hielt sich nur eine indische Kunstproduktion hochwertiger Waren.

Erst während des Weltkrieges, als die englische Industrie nicht genügend Textilwaren liefern konnte, entwickelte sich in Indien eine eigene maschinelle Textilindustrie. Seitdem nimmt die Einfuhr von Textilwaren nach Indien wieder ab, und innerhalb der Einfuhr steigt der japanische Anteil.

Der englische und japanische Anteil an der Gesamteinfuhr nach Indien haben sich seit der Jahrhundertwende so geändert:

Anteil an der Einfuhr nach Indien

	1900	1913	1927	1934	
England	69	64	48	40	Prozent
Japan	½	3	7	16	Prozent

Man kann es den Gentlemen in London und Manchester nachfühlen, daß sie für ihre Geschäfte fürchten. Das Vordringen Japans auf dem indischen Markt ist neuerdings durch einen neuen indisch-japanischen Handelsvertrag gebremst worden; die Japaner bezeichnen ihn, wohl nicht mit Unrecht, als für sie sehr ungünstig.

◆

Auch in N i e d e r l ä n d i s c h I n d i e n hat Japan es verstanden, das „Mutterland" in der Wareneinfuhr zurückzu-

drängen. Hier der Zahlennachweis dafür. Er macht es uns verständlich, daß auch die Mynheers in Holland Sorgen haben:

Anteil an der Einfuhr nach Niederländisch Indien

	1901	1913	1927	1932	
Niederlande	29	33	18	16	Prozent
Japan	0	1½	11	21	Prozent

Auch in Niederländisch Indien, genauer: bei dessen holländischer Regierung, wächst die Neigung zur Abschließung. Um wieder auf die Textilwirtschaft als Beispiel zu kommen: Die Holländer sagen sich: Wir selber können mit der japanischen Einfuhr von Textilwaren in unsere Kolonien doch nicht konkurrieren. Da ist es besser, mit unserem Kapital und unter unserer Kontrolle wird in Niederländisch-Indien eine einheimische Textilindustrie aufgebaut, als daß die Japaner dort weiter den Markt beherrschen. Der Aufbau einer Textilindustrie, die zunächst grobe Gewebe, nach und nach auch feinere herstellt, dürfte in Niederländisch Indien keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnen. Die nötigen Arbeitskräfte sind vorhanden und sind nicht teurer als in Japan.

Heute ist Niederländisch Indien der drittwichtigste Absatzmarkt Japans in Asien. Wenn er sich der japanischen Textileinfuhr nach und nach verschließt, wird das ein schwerer Schlag für Japan sein.

◆

Um so wichtiger ist es für die Japaner, sich China als Absatzgebiet offen zu halten. Und um so peinlicher ist es für sie, daß die Amerikaner dort eingedrungen und sie selber stellenweise infolge des chinesischen Boykotts gegen japanische Waren zurückgedrängt worden sind. Die nachstehende Tabelle zeigt eine Halbierung des japanischen Anteils an der Einfuhr nach China von 1927 auf 1932!

Anteil an der Einfuhr nach China

	1901	1913	1927	1932	
Japan	12	20	28	14	Prozent
England	15	17	7	11	„
Hongkong (fast nur engl. Waren)	43	29	21	6	„
USA	8	6	16	25	„

Man kann es den japanischen Kapitalisten nachfühlen, daß ihnen viel an einem besseren Einvernehmen zwischen Japan und China liegt. Auch China industrialisiert sich, soweit das bei der Lähmung des Wirtschaftslebens durch die politische Unsicherheit möglich ist. Die japanische Warnung „Hände weg von China!" soll es verhindern, daß andere Mächte die chinesische Industrialisierung, abgesehen von ein paar Küstenorten, weiter vorantreiben, als das Japan selber nützlich erscheint. Wie weit die USA sich auf ihrer Suche nach Auslandsmärkten von Japan etwas vorschreiben lassen, ist freilich fraglich. England wird wohl um so eher bereit sein, Japan in China freie Hand zu lassen, als Japan dadurch von Australien, dem infolge seiner dünnen Bevölkerung zur Einwanderung reizenden Kontinent, abgelenkt wird.

◆

Wenn wir Europa und Ostasien je als Ganzes betrachten, so können wir wohl sagen, daß der Industrialisierungsvorsprung Europas in absehbarer Zeit aufgeholt sein wird. Damit würde die einseitige wirtschaftliche Abhängigkeit Ostasiens von Europa zu Ende gehen. Der Handel zwischen den beiden Gebieten braucht deshalb noch keineswegs zu schrumpfen; zwischen hochindustrialisierten Ländern kann ein reger für beide nutzbringender Handelsverkehr bestehen, wie das z. B. zwischen Deutschland und England der Fall war.

Aber Ostasien wird sein Gesicht immer mehr dem Osten zukehren: dem Pazifischen Ozean und der Großmacht, die durch diesen Ozean von ihm getrennt und mit ihm verbunden ist: USA. Diese Entwicklung ist in einer Völkerbundsdenkschrift von 1926 bereits deutlich beschrieben worden. Aus der Handelsstatistik der Jahre 1913 und 1925 ziehen ihre Verfasser den Schluß, „daß die Vereinigten Staaten und Indien heute weniger von Europa und mehr von Asien kaufen; China und Japan kaufen weniger von Europa und mehr von Nordamerika; Australien kauft weniger von Europa, dagegen mehr sowohl von Nordamerika wie von Japan. Umgekehrt sendet Indien einen größeren Teil seiner Waren nach Nordamerika und Asien, China nach Nordamerika; die japanische Ausfuhr nach Europa ist von 23,3 Prozent auf nur 6,6 Prozent der Gesamtausfuhr gesunken, während die nach Nordamerika von 30 auf 44,5 Prozent gestiegen ist. Die Einfuhr Australiens aus Europa ist von 71 auf 54 Prozent seiner Gesamteinfuhr, diejenige Argentiniens von 80 auf 64 Prozent gefallen. Der Handel verschiebt sich vom Atlantik nach dem Pazifik."

Wie stark und vor allem wie rasch diese Umlagerung der wirtschaftlichen Kräfte in Ostasien erfolgt, hängt wesentlich von politischen Machtfaktoren ab, z. B. von der Stärke der Befestigungsanlagen der Engländer in Singapur, der Amerikaner auf den Philippinen, der Russen in der Gegend von Wladiwostok. Werden sich die Mongolen innerhalb der durch diese drei festen Punkte gesteckten Grenzen halten? Von welchem dieser drei Punkte aus werden sie sich irgend wie beherrschen lassen? Und wie lange überhaupt noch?

Wir können leider auch schließen mit einer geschichtlichen Vergleichung: So, wie Angehörige der weißen Rasse sich einst mit Kanonen den Eintritt nach Japan und China, in die Welt des gelben Mannes, erzwungen haben, wollen sie jetzt mit Kanonen und moderneren Kriegswerkzeugen verhindern, daß die Mongolen in diejenigen Gebiete eindringen, die sie für ihr, der weißen Rasse, Eigentum halten. Auf lange Sicht erscheint bei einer solchen Betrachtungsweise, die sich statt an rechtlichen Erwägungen an der Zahl der Kanonen und der Stärke der Panzerplatten orientiert, ein Weltkrieg in und um Ostasien ist nahezu unvermeidlich.

Am Horizont des Weltmarktes steht der Kuli als stärkste Bedrohung für die europäische Arbeit auf, die im Wettbewerb durch den höheren Lebensstandard belastet ist.

(Deutsche Allgemeine Zeitung)

Die Japaner haben den Schwung der Europäer mit asiatischer Tiefe vereint. Wehe uns, wenn sie zur Macht kommen werden, die Großen vom anderen Ende der Welt, die sich nicht wie wir in innerem Haß zersplittern, sondern rasseneinig einem Ziel zusteuern!

Alma M. Karlin

Rückwanderer

Eine moderne Völkerwanderung

Auf dem europäischen Gebiet des einstigen türkischen Reiches sind in den letzten 60 Jahren verschiedene Nationalstaaten entstanden, die sogenannten Balkanstaaten. Diese Staaten waren natürlich stark mit türkischen Minderheiten durchsetzt, und diese Minderheiten waren immer die Ursachen von Reibereien und bildeten einen ständigen Gefahrenherd. Besonders stark war die türkische Minderheit in Griechenland, und da umgekehrt auch in der Türkei viele Griechen wohnten, haben die Regierungen der beiden Länder beschlossen, ihre Minderheiten auszutauschen.

Diese Umsiedlung von über einer Million Menschen ist in den Jahren 1923—1933 vollzogen worden. Es war ein schwieriges Unternehmen, das nicht ohne Härten vor sich ging, aber doch im ganzen gelungen ist und segensreiche Folgen gehabt hat: die Türkei und Griechenland, die sich noch 1922 bekriegten, sind heute nicht nur Mitglieder des Balkanbundes, sondern führen darüber hinaus ihre äußere Politik in so engem Einvernehmen, wie es selten zwei souveräne Staaten getan haben.

Das ist ja ziemlich bekannt. Weniger aber hat man davon erfahren, daß die Türken aus Griechenland nicht die einzigen Rückwanderer waren, die die Türkei aufgenommen hat. Nein, aus allen Balkanstaaten, aus Rußland, Persien, Syrien und den italienischen Mittelmeerinseln strömen die Türken, die in diesen Ländern einst die Herren waren, in ihr Vaterland zurück, das zwar verkleinert ist, aber dennoch Bedarf an Menschen hat, vor allem an Menschen mit höherer Kultur und besseren Fähigkeiten, wie es die meisten der zurückwandernden Türken sind. Im Sommer des vergangenen Jahres ist der Rückstrom so stark geworden (vom 1. Juni bis 1. November 1934 z. B. sind 12 000 Personen in die Türke zurückgewandert), daß die türkische Regierung mit den Balkanstaaten Abkommen zur Regelung der Rückwanderung hat treffen müssen. Und zwar hat die türkische Regierung darauf gedrungen, daß die Abwanderung zunächst unterbunden wird; sie wird nur noch solche Rückwanderer aufnehmen, die ihre Liegenschaften ordnungsgemäß liquidiert haben, damit später keine diplomatischen Streitereien entstehen. Und da die Balkanstaaten die Abwanderung der oft vermöglichen Türken nicht immer gern sehen, hat die türkische Regierung auf diese Weise auch zu erreichen versucht, daß die türkischen Minderheiten besser behandelt werden. (Denn Türken, hat der türkische Minister des Innern erklärt, sollen dort, wo ihre Fahne einst geherrscht hat, nicht als Sklaven leben.)

Diese Regelung bedeutet aber keine endgültige Sperre für Rückwanderer, sondern soll nur die Rückwanderung, die zu stark zu werden drohte, in geordnete Bahnen lenken. Denn die Türkei hat ein großes Interesse daran, daß die Diaspora-Türken zurückwandern. Die Zahl der Türken in Bulgarien wird noch auf 1 Million geschätzt, in Rumänien auf 400 000, in Jugoslavien auf 800 000. Es ist klar, daß die Rückwanderung solcher Massen Zeit und eine sorgfältige Organisation erfordert.

Soweit die Rückwanderer nicht in anderen Berufen unterkommen, weist die türkische Regierung ihnen Grund und Boden zu, und zwar vor allem in der europäischen Türkei, d. h. in den Gebieten, auf die Bulgarien Revisionsansprüche erhebt. Da viele der Rückwanderer aus Bulgarien kommen und dort nicht immer gut behandelt worden sind, glaubt die türkische Regierung, daß auf diese Weise die bulgarischen Revisionsbestrebungen am leichtesten zum Scheitern gebracht werden können. — Für die Ansiedlung rechnet der türkische Staat mit einem Zuschuß von 100 türkischen Pfund pro Person. Dieser niedrige Ansatz ist deshalb möglich, weil einige private Organisationen Beiträge spenden und weil viele Rückwanderer eigenes Vermögen mitbringen.

Diese moderne Völkerwanderung auf dem Balkan sollte in Mitteleuropa mehr gewürdigt werden als es geschieht. Denn sie könnte ein Vorbild werden für die Lösung des Minderheitenproblems, das ja nicht nur auf dem Balkan einen Gefahrenherd bildet.

Max Gregory

Deutsche und Engländer

Der Verfasser glaubt, auf dem etwas heiklen Gebiet, das er behandelt, „nicht völlig unzuständig" zu sein, weil er mehrere Jahre lang in verschiedenen Teilen Deutschlands gelebt hat, und weil er selber schottisch-irischer Abstammung, also kein Stockengländer ist. Jedenfalls ist es seine Absicht, „das Einvernehmen zwischen Deutschen und Engländern zu stärken und nicht zu stören." D. Red.

Der hauptsächliche Grund, warum sich der Engländer und der Deutsche so leicht mißverstehen, ist der, daß sie sich so leicht verstehen. Wir sind einander so gleich; wir sind einander so ungleich. Unsere Ähnlichkeiten erscheinen so häufig und so bestätigend, daß unsere Unähnlichkeiten eine Art enttäuschter Überraschung wachrufen.

Zuerst einmal sind wir beide Arier und nordische Menschen. Wir können, nicht selten, äußerlich einander gleich aussehen. Ein Deutscher, der drei Jahre in Oxford war, kann sich ganz so anziehen wie ein Engländer, der ein Jahr in Oxford war. Ein Engländer, der ein paar Jahre in Deutschland gelebt hat, neigt dazu, deutsche Sitten, Ernährungsweise und Leben allgemein sich ganz angemessen und natürlich zu finden. Unsere Einstellung zu der wichtigen Frage persönlicher Sauberkeit ist ebenfalls die gleiche. Wir beide waschen uns häufig und gründlich, aber keiner von uns wäscht sich weder mit der klinischen Übertriebenheit des Amerikaners noch mit der fröhlichen Oberflächlichkeit der lateinischen Rassen. Wir beide falten unsere Hosen säuberlich, ehe wir zu Bett gehen.

Die Deutschen und die Engländer sind beide männliche Rassen, im Gegensatz zu den femininen Rassen auf dem Kontinent und im Fernen Osten. Beiden Ländern lag als oberster Erziehungsgrundsatz die pathetische Illusion zugrunde, daß „Männlichkeit" die höchste Tugend sei. Diese Lehre hat beide, die Engländer sowohl wie auch die Deutschen, ein klein wenig barbarisch gemacht.

Viele Angleichungen können auch zwischen den sanfteren Seiten unserer Natur gefunden werden. Wir sind beide empfindsam. Und als ein Gegenmittel gegen diese Empfindsamkeit besitzen wir beide eine nützliche Arznei, die bekannt ist als „Sinn für Humor". Ich glaube, man darf sagen, daß die Deutschen und die Engländer beide über die gleichen Dinge und auf die gleiche Weise lachen. Und doch gibt es einen großen Unterschied. Denn während der Engländer sich selbst für sehr komisch und seltsam hält, hält sich der Deutsche selbst weder für seltsam noch komisch. Ein Deutscher findet es würdelos, allzu offen über sich selbst zu lachen.

Unsere Einstellung zur Natur, wie auch zum Begriff Geschlecht ist, wenn auch keineswegs die gleiche, so doch im Vergleich zu den lateinischen Rassen eine ähnliche. Zweifellos treten wir an Probleme wie Religion, Familie, Freundschaft, sogar Sport von demselben Gesichtspunkt aus heran, wenn auch die Entwicklung, die wir diesem Herantreten geben mögen, oft weit voneinander abschweift. Und schließlich besitzen unsere beiden Sprachen, wie ungleich immer sie an der Oberfläche scheinen mögen, eine grundsätzliche Übereinstimmung. Das rührt daher, daß in der Grundanlage die Deutschen und die Engländer die gleiche Denkweise haben. Die Engländer und die lateinischen Rassen haben nicht die gleiche Denkweise.

Der grundlegende Unterschied zwischen den Deutschen und

Auf dem Kemmel

Von Alfred Uhlmann

Flandern wiederzusehen, das schöne Land der sanften Hügel und verschwiegenen Bäche, der verträumten Baumreihen mit den vom Seewind landwärts geneigten Wipfeln, der dichten Hecken und Büsche, der saftiggrünen Wiesen und gelben Rapsblütenfelder, das ist geheimes Verlangen wohl aller Soldaten, die jenseits der Grenzen dieser Landschaft, im Lande des Niemand, den apokalyptischen Reitern des großen Krieges begegnet sind.

In Belgiens Großstädten warten auf den Reisenden die „Seeing Cars" der Schlachtfeldunternehmer. Reisebüro Cook and Sons besorgt alles. Auch die flandrischen Gräber haben ihre Season.

Kodakbewaffnete Scharen von Amerikanern werden verfrachtet. Mit ihnen kann man nicht zusammensein dort, wo die Kameraden starben. Diese Gefühlshyänen des Schlachtfeldes stochern an jedem aufgestöberten Knochen herum; die plappernden Girls lassen sich lüster die Drahtverhaue zeigen, in denen sich die Stürmer zu Tode rissen; sie schnüffeln, mit angenehmem Gruseln, die Moderluft der Betonbunker; sie stellen scherzende Gruppen vor der Kamera im Trichtergelände, und wenn sie auch nicht mehr bis zu den Friedhöfen kommen, die ja doch nur den Genuß der Gegenwart trüben, so besichtigen sie nach dem guten Abendessen doch schnell noch den berühmten Kampfhügel, auf dem die Soldaten zu jeder Stunde in den lichtlosen Abgrund blickten, den sie, die Bürger, in ihrem ganzen Dasein nur einmal erschauen werden: wenn es mit ihnen auf der Matratze zu Ende gehen wird.

In Wervicq, nahe der französischen Grenze, erreicht man den Rand der Kriegszone, und bald darauf ist man in Comines, und wie die Prospekte auf einer gigantischen Theaterbühne, so zieht die klirrende Vergangenheit herauf: die große Schlacht des Schlammes und der Eisenfetzen, der Handgranaten und der Bajonette, des Gases und der unterirdischen Minen in der endlosen Wüstenei von zermahlener Erde, Draht, Sandsäcken und Metallgefetz, von roten Ziegelhaufen zermalmter Dörfer und verkohlten Baumstrünken zu Spänen zerrissener Wälder. Hier flammte der Himmel und die Erde erbebte unter unaufhörlichem Donner, und gellend schrie der Tod von Ypern über den Leibern von hunderttausenden erschlagenen Soldaten ...

Mit erloschenen Augen starrt der Kemmel den wiedergekehrten Kämpfer an. Man kann nur leise reden von diesem Wiedersehen ... Niemals werde ich die Kraft aufbringen, die Bedrängnis des Herzens auf diesem Weg auf den katalaunischen Berg zu beschreiben. Niemals bin ich abergläubisch gewesen, aber es ist etwas nicht geheuer an dem einsamen, von Brombeergestrüpp umwucherten Pfahl, dem Wegweiser zum Kemmel zwischen den verfallenen Granattrichtern, aus denen der Hauch des Verderbens und des Todes atmet.

Es flüstert in den Gräsern und zwischen den Feldblumen ... es wehen die Stimmen der Kameraden, die, zerspellt, verglüht und verschüttet, ringsum namenlos unter den Farren und dem golden leuchtenden Ginster liegen. Auf diesem furchtbaren Hügel gehen die Toten noch immer ruhelos auf und ab, es dröhnen ihre dunklen Trauermärsche, und Mann an Mann, ohne Aufhören und ohne Lücke, mit mageren weißen Gesichtern, in denen die Augen glühen, steigen sie mit mir den Berg hinan ...

Ganz fahl ist der Himmel geworden. Seufzend geht der Wind. Ein Vogel schwirrt vorbei und ich ducke mich erschreckt. Schwer drückt der Schatten des Vergangenen ...

Da erkenne ich ihn wieder, den mörderischen Berg, vor dessen flammendem Angesicht zehntausende deutscher Soldaten von Granaten zerrissen, von Minen erschlagen, von Flammenwerfern verbrannt, von Gasen erstickt, von Fliegern wie Hasen gehetzt, von Sprengungen in die Luft gewirbelt worden sind.

Hier gab es keinen hinreißenden, fahnenüberflatterten Sturmangriff mit Trompetengeschmetter und Schlachtenmusik und dem Sprung sich bäumender Rosse; — hier und dort drüben auf den Hügeln von St. Eloi und Wytschaete und Messines, da kroch der Flandernkämpfer durch Dreck und Morast, erdbekrustet wie ein höhlenbewohnendes Tier; übermüdet, hungrig, verlaust, blutend; in einer triefenden, schwelenden, lauernden und ewig donnernden Hölle.

Dort unten lagen wir in den letzten Apriltagen achtzehn auf der bebenden Ebene, aus der braune Erdstrudel stiegen, auf der weiße Gaswolken wallten, und die erfüllt war vom unbarmherzigen Gesang zischenden und berstenden Eisens. Ein Dorf, ehemals Dranoûtre geheißen, das sollten wir nehmen. Seine elenden Mauerreste erglänzten im Abendsonnenschein, seine Baumstümpfe ragten gespenstisch aus den schwarzen Rauchwolken der Einschläge, und wir glaubten, inmitten einer Wüste, einer Kraterlandschaft wie im Monde, vom Spukbild einer geisterhaften Oase überrascht zu sein. Wir wußten alle, was uns da erwartete ...

Wir packten die Handgranaten, die Maschinengewehre, die Munitionskästen und liefen geduckt gegen jenes Dorf ... Da fegte es uns aus dem Ziegelhaufen entgegen, raste über die zermahlenen Felder, und nieder schlug uns das tödliche Eisengewitter.

Und wieder sprangen wir auf, und wieder schickten sie uns dieses nervenzerreißende Bienengeschwirr, mähten uns nieder mit dem Peitschenschlag ihrer Maschinengewehre, zersiebten uns mit dem Kartätschenkrach ihrer nahen Feldkanonen, drückten uns den fiebernden Kopf in die flandrische Erde. Und ihre Flieger stießen wie die Geier auf uns herab.

Hölle und Teufel! Wir rissen die Kammern unserer Knarren auf, würgten mit dreckverkrusteten Fingern die Patronen hinein und schossen ... und schossen ... bis keine Patrone mehr da war, bis die Läufe glühten und die Maschinengewehre sich verschossen hatten.

Dann erhoben sich die letzten Stürmer und ballten sich, während gigantische Blitze auf sie herniederfuhren, Feuergarben sie umsprühten, metallene Donnerschläge sie umwarfen und stiebende Erdschauer sie überschütteten, zu einem tobenden Haufen und nahmen jenes Dorf nach einem Todeslauf, für den es keine Worte gibt ...

Ist alles nur ein böser, spukhafter Traum gewesen? — — Ein verrostetes Bajonett knirscht unterm Tritt. Patronentaschen und Knochenreste modern im Gestrüpp. Im Hofe des „Café de Belvedere" auf dem Gipfel, beliebtem Familienausflugspunkt der Bürger von Ypern, liegen Stahlhelme im Kot, aus denen Hühner Körner picken ...

Ich komme zu einem kleinen offenen Platz mit vielen Gräbern und einem Obelisk. „In diesem Massengrab ruhen die Reste von 5294 Offizieren, Unteroffizieren und unbekannten französischen Soldaten, gestorben für ihr Vaterland auf dem Boden Belgiens." Perlen klappern an Blechkränzen. Einsam steht eine schwarzgekleidete Frau, das Gesicht tief geneigt. Was soll sie hier anders tun als weinen ...

Ein Bauer verweilt bei seinen Pferden auf dem Felde und starrt herüber, und er mag wohl bei sich denken: da ist wieder einer dieser komischen Leute zurückgekehrt. Wozu?

den Engländern ist, wie ich glaube, auf dem Gebiete des Selbstgefühls zu suchen. Der durchschnittliche Deutsche ist keine selbstsichere Persönlichkeit; der durchschnittliche Engländer ist selbstsicher. Wahrscheinlich rührt viel von der behäbigen Selbstsicherheit und Selbstgefälligkeit des Engländers von der Tatsache her, daß er sich seit undenklicher Zeit der insularen Sicherheit seiner Lage erfreute, während sich der Deutsche seit undenklicher Zeit einer Grenze bewußt war, die nicht naturvorgezeichnet und offen war. Wir wissen fast immer, was und wo wir sind. Der Deutsche ist nie ganz sicher, was und wo er ist. Das macht ihn zu Zeiten selbstbetont, häufig argwöhnisch und manchmal ein klein wenig eifersüchtig.

Eines der Dinge, das einem Engländer am meisten am Deutschen auffällt, ist sein Mangel an Vertrauen zu anderen Deutschen. Er traut Leuten nicht wirklich, die so sind wie er selbst. Wenn er ihnen zu trauen wünscht (und er hat eine Leidenschaft für Führertum), so begabt er sie mit übermenschlichen Eigenschaften und schafft eine Legende von einem Menschen, der ihm so unähnlich ist wie möglich. Der Engländer andererseits ist vollkommen bereit, seinen Landsleuten zu trauen, vorausgesetzt, daß sie nicht den Durchschnitt überragen. Sollten sie irgendeine ungewöhnliche Gabe oder Unternehmungslust an den Tag legen, so werden sie sofort verdächtig.

Der Deutsche ist wie der Amerikaner geneigt, die Dinge nach ihrem quantitativen Verhältnis zu anderen Dingen zu beurteilen. Er neigt dazu, sich beispielsweise zu erkundigen, ob ein gewisser Bahnhof „größer" oder „moderner" sei als ein anderer Bahnhof. Der Engländer hat nichts mit solchen vergleichenden Maßstäben zu tun. Er macht sich keine Gedanken über den Eindruck, den er oder das Seine auf andere Menschen machen.

Der Deutsche besitzt nichts von dieser auf das eigene Ich gerichteten Gleichgültigkeit gegenüber der Wirkung, die er oder zu ihm gehörige Dinge hervorbringen. Deshalb ist er so empfindlich, so leicht verletzt. Die Deutschen und die Amerikaner sind vielleicht die empfindlichsten Menschen auf der Welt.

Ein Zeichen für den Mangel an Selbstvertrauen beim Deutschen ist seine Angst, allein zu sein. Ein Deutscher, der beschließt, eine Einzelpersönlichkeit zu sein, endet als Märtyrer. Kein Deutscher ist seelisch glücklich, außer eine große Zahl anderer Deutscher denkt und handelt so wie er selbst. Und kein Deutscher fühlt sich wirklich wohl, außer er ist von einer Theorie gestützt. Er braucht das, was er eine „Weltanschauung" nennt.

Gute Umgangsformen sind überall in der Welt ein gerngesehenes und wichtiges Ding. Wir hier herüben besitzen nichts von dem Apparat gesellschaftlichen Umgangs. Ich bin gewiß, daß die meisten Deutschen, die nach England kommen, einmal durch eine Zeitspanne hindurch mußten, während welcher sie jeden Engländer für anmaßend, eigenbrödlerisch, schlecht erzogen und unfreundlich hielten. Es ist mir ein Rätsel, dank welcher Fähigkeiten sie diesen ersten und unvermeidlichen Eindruck je überwinden. Daß sie ihn aber überwinden, beweist mir die Anzahl Deutscher, denen ich im Leben begegnet bin und die von England mit herablassender, aber liebevoller Nichtachtung sprechen.

Als Rasse sind wir Engländer untauglich in allem, was über die alleroberflächlichste und herkömmlichste gesellschaftliche Beziehung hinausgeht. Trotzdem besitzen wir eine geniale Gabe für Vertraulichkeit. Aber wir verstecken diese Gabe mit großer Vorsicht. Es ist leicht, im Ausland mit zahlreichen Leuten in oberflächlich vertraute Beziehungen zu treten: in England hingegen bedarf es vieler Jahre des Lebens, um mit irgendeinem einzelnen Menschen eine vertraute Verbindung herzustellen; ist aber diese Verbindung erst einmal hergestellt, so ist sie tiefer und dauerhafter, als man glauben möchte.

Wenn ich aufgefordert würde, alle meine Erfahrungen auf eine einfache Formel zu bringen, so würde ich sie, glaube ich, in zwei Verhaltungsmaßregeln kleiden.

Zu den Engländern würde ich sagen: „Denkt daran, daß die Deutschen sehr empfindsame Menschen sind und daß ihre Schüchternheit sehr oft die Form von Selbstbetonung annimmt."

Und zu den Deutschen würde ich sagen: „Denkt daran, daß die Engländer sehr scheue Menschen sind und daß ihre Scheu oft die Form von Unterdrückung des Selbst annimmt."

Harold Nicolson

Der Prinz von Wales hat vor einigen Tagen auf einem Bankett der „Ehrwürdigen Gesellschaft der Gärtner" in London in einer Rede von sich u. a. gesagt: „Ich habe den sehr hohen Rang eines Admirals der Kriegsflotte inne, aber ich würde niemand raten, auf einem Schiff zu reisen, auf dem ich Kapitän wäre oder die Navigation unter mir hätte ..."

Englische Manieren

Die „Kölnische Volkszeitung" zitiert einen Artikel der Londoner „Times", in dem die Reisesitten der Engländer kritisiert werden.

Es heißt dort: „Die Zeit ist vorbei, da der Engländer umherstolzieren und knurren konnte und dafür sorgte, daß bei seinem Weg durch Europa der Engländer umsomehr bewundert wurde, je weniger er sich als Europäer gab ... Jedermann weiß, daß in den Gesellschaftsräumen der Schiffe oder in der Halle des Hotels sehr oft die Lady mit einer nußknackergleichen Stimme zu finden ist und daß sie dort oft zu selbstbewußt und zu laut spricht, und man kennt den Mann, der, indem er Fremde um sich weiß, zu seiner Frau und seiner Tochter spricht, als würde er ihnen eine Lektion erteilen oder einen Brief an eine Zeitung diktieren. Diese Art der schlechten Manieren ist freilich nicht auf die Engländer beschränkt ... Wenn der Reisende von einem Schiffsausflug in einer fremden Stadt landet, so ist es nötig, daß er sich anzieht, als wenn er beim Bürgermeister vorsprechen oder an einem öffentlichen Bankett teilnehmen wollte. Aber er soll sich auch nicht kleiden, als wenn er eine Fußtour in Schottland unternehmen oder seinen Wagen schmieren möchte. Er soll sich nicht benehmen, als wäre er gelangweilt oder schüchtern, aber er soll sich auch nicht aufführen, wie ein übermütiger Mensch auf einem Schulausflug oder als ob die Eingeborenen merkwürdige Geschöpfe in einem Zoologischen Garten wären."

Pater Coughlin

Auch wenn die Vertreter der Kirchen gerne davon sprechen, ihre Lehren seien „absolut", für alle Zeiten gültig, so sind sie mit dem Inhalt ihrer Verkündigungen doch an die Zeitströmungen gebunden. Vor 60 oder 70 Jahren etwa ist es eine Seltenheit gewesen, wenn ein Pfarrer in einer Predigt über ein soziales Thema sprach. Allmählich aber änderte sich das: es war nicht mehr anstößig, Interesse zu zeigen für die „soziale Frage", für die Not der Massen, für die Bestrebungen, dieser Not zu steuern; und so befaßten sich auch die Kirchen mit diesen Problemen; und zwar nicht nur in den Predigten, sondern auch in praktischer sozialer Arbeit. (Wie weit dabei echt christliche Gesinnung am Werk war, wie weit der Selbsterhaltungstrieb und Berechnung mitspielten, läßt sich in diesem Fall so wenig wie in andern ähnlichen Fällen genau beurteilen.)

Durch den Krieg und die Erschütterungen, die ihm folgten, ist die Anteilnahme an sozialen und ökonomischen Dingen noch gesteigert worden. Dieser Entwicklung haben sich auch die Kirchen nicht entziehen können. Heutzutage gibt es fast keine Predigt mehr, in der der Hinweis auf die sozialen Nöte fehlte; keine kirchliche Verlautbarung, in der nicht von den Ungerechtigkeiten unserer Wirtschaftsordnung die Rede wäre, in der nicht, in mehr oder weniger vorsichtiger Weise, die Menschen zur Gerechtigkeit und Nächstenliebe aufgefordert würden.

Das ist in allen Ländern so. Besonders stark freilich in Amerika, wo die Kirchen noch mehr als bei uns bemüht sein müssen, volksnah zu bleiben und die Menschen zu fesseln. (Die Auswüchse dieses Bestrebens sind ja bekannt.) Aber selbst über das in Amerika Übliche scheinen die Predigten des Paters Coughlin in Detroit hinauszugehen.

Coughlin war einer der ersten Prediger, die das Mikrofon benützten. Seine Predigten wurden zunächst (es war im Jahre 1926) vom Detroiter Sender, dann von einigen andern amerikanischen Sendern übernommen, und heute spricht Coughlin jeden Sonntag über 27 Sender zu schätzungsweise 50 Millionen Hörern. Hundert Angestellte sollen nötig sein, um die Briefe, die Coughlin erhält, zu erledigen; bis zu einer Million Briefe sollen wöchentlich eingehen.

Wodurch unterscheiden sich nun die Predigten Coughlins von denen anderer Pfarrer? Auch andere Pfarrer in Amerika sprechen doch über aktuelle politische oder wirtschaftliche Fragen! Gewiß, aber ihre Kritik ist entweder sehr lau, oder sie reden nur in allgemeinen Frasen von Not, Ausbeutung, Ungerechtigkeit, Mangel an sozialer Liebe usw. Coughlins Kritik an der sozialen Ordnung dagegen ist sehr scharf, und vor allem nennt er die Personen und Dinge beim richtigen Namen. Der Profet Jesaja, sagt er, habe sich doch auch nicht gescheut, den Führern des Volkes und dem König Hiskia die Wahrheit zu sagen, und Johannes der Täufer habe keine unbestimmten theoretischen Predigten über den Ehebruch gehalten, sondern dem König Herodes ins Gesicht gesagt: „Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest." Und so ergeht sich auch Coughlin nicht in allgemeinen Bußpredigten, spricht nicht gegen die Ausbeutung oder den Kapitalismus im allgemeinen, sondern er nennt Namen: Morgan, Kuhn-Loeb, Dillon-Reed. Wenn er gegen das Machtstreben der Gewerkschaften predigt (Coughlin ist kein Sozialist), so greift er den Präsidenten des Gewerkschaftsverbandes, William Green, an. Und immer beruft sich Coughlin in seinem Kampf gegen das „Bankierchristentum" auf die sozialen Enzykliken Leos XIII. und Pius XI.

Das ist freilich etwas anderes als die üblichen unverbindlichen Predigten über soziale Themen. Kein Wunder, daß Angriffe der Presse und einiger kirchlicher Würdenträger gegen Coughlin nicht ausblieben. Aber Coughlin hat sich bis jetzt gehalten. Und das ist doch (um den Gedankengang der Einleitung wieder aufzunehmen) ein richtiges Symptom dafür, wie stark in Amerika die allgemeine Kritik am herrschenden System ist.

So trägt die Kenntnis von Coughlins Erfolgen sogar zum besseren Verständnis der Politik Roosevelts bei. I. G.

Vereinfachung der Produktion

In der „Zeitschrift für die gesamte Textilindustrie" wird auf die Möglichkeit verwiesen, durch Vereinheitlichung der Muster und Reduzierung der Formate Ersparnisse im Herstellungsprozeß zu erzielen. Die amerikanische Textilindustrie habe bereits in verschiedenen Zweigen durch radikale Beschränkung der übergroßen Sortenzahl die Verkäuflichkeit ihrer Waren auf den Auslandsmärkten erhöht. In der Weißzeugweberei z. B. würden anstatt 74 Größen von Frottiertüchern zwischen 40 mal 75 Zentimeter und 60 mal 120 Zentimeter nur noch 6 auf Lager gehalten. Von elastischen Gummistoffen gebe es jetzt statt 70 Größen und Qualitäten nur noch 29. Am radikalsten sei die Vereinheitlichung bei den Betten und Matratzen erfolgt. Statt 78 gibt es nur noch 4 Bettgrößen und in Krankenhausbetten gibt es statt 33 nur noch eine Bettlänge und statt 34 Bettbreiten nur noch 2. Damit sind natürlich auch die Abmessungen der Matratzen, der Schoner und Unterlagen genormt, und auch in Schlafdecken hat man statt 74 nur noch 12 Längen und Breiten; in Kopfkissenbezügen, Bettüchern, Überzügen, Bettdecken und Handtüchern ist man von 576 verschiedenen Typen und Größen auf 26 heruntergegangen.

Die „Zeitschrift für die gesamte Textilindustrie" empfiehlt für Deutschland ähnliche Maßnahmen, und zwar zuerst bei Handtüchern und Frottierwaren, die auf wenige Normen zu reduzieren seien. In abgewebten Handtüchern gibt es heute zwischen den Größen 37/75 bis 60/130 cm nicht weniger als 32 Zwischenstufen, ebenso bei Frottierhandtüchern. Anstatt der zwölf Breiten, die oft nur um 2 cm auseinanderliegen, werden von den Fachleuten der Branche nur noch die Breiten von 40, 50 und 60 cm für nötig gehalten. Auch in Frottierhandtüchern würden vier Größen genügen und in Badetüchern könnte man sich auf sieben Größen einigen. Das würde die Herstellung vereinfachen und verbilligen und auch die Lagerhaltung des Handels könnte sich wesentlich reduzieren.

Die gefährliche Maschine

Vor einem Jahr ist in der Textilfachwelt die Neukonstruktion einer Schnellflechtmaschine bekannt geworden, die Kabeladern und Kabelschnüre, sogenannte Litzen, wie sie beim Telegrafen- und Fernsprechwesen und beim Radio verwendet werden, mit isolierenden Fasern umklöppelt. Die Maschine wäre imstande, den ganzen Jahresverbrauch der Reichspost an Litzen (im Jahr 1930 rund 1,5 Millionen Kilometer) in einem Monat und den Litzenbedarf sämtlicher Postverwaltungen der Welt in ungefähr 5 Monaten anzufertigen. Sie ist aber nicht in Betrieb genommen worden.

Man ist nämlich, wie die „Deutsche Bergwerkszeitung" berichtet, „auf Grund genau angestellter Berechnungen zu der Schlußfolgerung gekommen, daß die eventuellen Ersparnisse, die der Reichspost infolge der Billigkeit der von dieser Maschine hergestellten Litzen erwachsen, falls sie Aufträge an den Besitzer dieser Hochleistungs-Schnellflechtmaschine erteilen würde, die durch das Brotloswerden von Arbeitern entstehenden öffentlichen Lasten bei weitem nicht aufwiegen würden. Aber auch die beteiligte Textilmaschinenindustrie betrachtet eine derartige Entwicklung als ungesund. Der Maschinenabsatz wäre damit eingeengt, die Flechtmaschinen erzeugenden Fabriken müßten stillgelegt und die Arbeiter entlassen werden. Durch die Inbetriebnahme der neuen Hochleistungs-Flechtmaschine ist also weder der Textil- noch der Textilmaschinenindustrie gedient; ebenso bekäme der Staat die nachteiligen Wirkungen infolge Eindämmung der Kaufkraft der brotlos gewordenen Arbeiter zu spüren. Die in Frage kommenden Faktoren einigten sich, die Maschine, deren Patente und Pläne anzukaufen und sie an sicherer Stelle zu verwahren."

Um die Landschaft wiederzusehen, in der er den Krieg mit ausfechten half? Als ob es da noch etwas zu sehen gäbe.

O Bauer, ich sehe, was du nicht siehst ... Und ich höre, was du nicht hörst ... Und ich weiß, was du nicht weißt ...

Ich lausche in die Ferne, und meine Sinne und mein Herz öffnen sich wieder zu jenen ungeahnten Tiefen, die sich nur uns Soldaten auftaten, als wir, bereit schon zum Sprung in den Tod, auch die leisesten Regungen dieser Welt erfühlten und ihren zärtlichen Pulsschlag spürten, bis wir plötzlich, wie mit einem Schlage, begriffen, daß wir jetzt erst sehend wurden und das Leben erkannten und es in seinem wahren Sinn erfassen konnten ...

O große Stunden des Lebens an der Grenze des Todes ...!

Angst kann nur überwunden werden von dem, der sie erkannt hat. Man hat Angst vor tausend Dingen, vor Schmerzen, vor Richtern, vor dem eigenen Herzen, vor dem Schlaf, vor dem Erwachen, vor dem Alleinsein, vor der Kälte, vor dem Wahnsinn, vor dem Tode. Aber all das sind nur Masken und Verkleidungen; in Wirklichkeit gibt es nur eines, vor dem man Angst hat: das Sichfallenlassen, den Schritt in das Ungewisse hinaus, den kleinen Schritt hinweg über all die Versicherungen, die es gibt. Und wer sich ein einziges Mal hingegeben hat, wer einmal das große Vertrauen geübt und sich dem Schicksal anvertraut hat, der ist befreit. Hesse

Kleiner Lehrgang über die Venus

Mit dem Lehrer, der mich vieles schon gelehret,
schritt am Abend ich auf einen weiten Hügel.
Dunkel stand der Tannenwald zu unsern Füßen,
über uns am Himmel aber stand die Venus,
leuchtend in die Dämmerung mit großem Prangen.
Und es sprach mein Lehrer: „Lasse dir erzählen
von dem Wesen dieses hellsten aller Sterne,
dessen Schönheit ihm geschenket seinen Namen."
Und ich sprach: „Wohlan, erzähle! Doch die Worte
wähle einfach, wie mein schlichter Sinn es fordert,
auf daß er verstehe, was geschieht am Himmel."

„Fast so groß wie unsre Erde ist die Venus,
fing er nun den Lehrgang an, doch unsrer Sonne
ist sie näher und sie ziehet ihre Bahnen
rascher auch, gleich jenem kleinen Sonnennachbarn,
dem Merkur, der innert eines Vierteljahres
eilet um die Sonn'. Es haben Licht und Wärme
größere Gewalt darum auch bei den beiden
als bei uns und das Gesicht der nähern Sonne
beuget mächtiger sich auf die beiden nieder.

Gleich jedoch wie wir die stolze Venus sehen,
sieht an ihrem Himmel sie die Erde glänzen,
denn die Größen sind sich ähnlich, wie ich sagte.
Unser Mond erscheint ihr als ein glimmend Sternlein,
stille wandernd um den größern Stern, die Erde;
Venus selber gehet ohne Mondgespiele
und auf ihre Gärten fällt kein Silberschimmer. —
In der seltnen Zeit, da ihr Gesetz sie dränget
zwischen Sonn' und Erde, sie uns also nah ist,
sind wir ihres Abends allerhöchste Zierde;
unsern Augen aber scheint sie gar entschwunden,
die vom stärkern Licht der Sonne sind geblendet."

„Sage mir nun, Guter, hub ich an zu fragen,
woher rührt des Sternes Glanz, dem Schwane ähnlich?"
Und er sagte: „Venus strahlt das Licht der Sonne,
es empfangend, mit besondrer Kraft zurücke.
Aus der Weis' jedoch, wie dieser Stern die Strahlen
rückwirft in den Raum, muß man es füglich glauben,
daß ein dichtes Meer von Wolken ihn umhüllet."

„Wie, sprach ich, so wäre Venus ohne Himmel
und kein Leuchten würde ihre Nacht beseelen?"
„Niemand weiß die lautre Wahrheit, sprach mein Lehrer,
manche sagen noch, daß sie nicht wie die Erde
um sich selber schwinge, und der Hälften eine
sei darum getaucht in ew'ge Nacht und Kälte,
während ew'ges Glühen auf der andern laste.
Jener Wechsel also, wie er uns beglücket
in den Zeiten Frühling, Sommer, Herbst und Winter,
sei versagt dem lieblichen Gestirne Venus.
Doch mich deucht, dies soll uns ein Geheimnis bleiben."

„Sage mir noch, bat ich, was sind Venusjahre?"
„Wenn sie viele Wochen strahlend steht am Himmel,
wie im Jahr, das wir begonnen, es sich füget.
Lange hält sie jetzt die Ampel in die Nächte;
Mai und Junius, die reichen Blumenmonde,
feiert sie und brennet drei gefüllte Stunden.
Dann im Juli folgt sie früh der warmen Sonne
und steigt schon hinunter in die Himmelstiefe,
wenn uns hier die Abendröte noch entzücket.

In der Erntezeit hat Venus unsern Blicken
gänzlich sich verhüllt, denn nun ist sie gewandert
zwischen Sonn' und Erde, wie ich dirs beschrieben.
Aber im September, wenn die Früchte reif sind,
grüßet sie als Morgenstern uns fröhlich wieder.
Und je mehr die heitre Traubenzeit sich nahet,
umso länger weilt sie an des Tages Anfang,
treu verharrend bis zum Fest des heil'gen Kindleins.
Da bescheinet sie mit ihrem reinen Lichte
unsre kalte Erde als ein Liebeszeichen."

Ottilie Häußermann

Literatur

Blätter für deutsche Filosofie. Zeitschrift der Deutschen Filosofischen Gesellschaft, herausgegeben von Heinz Heimsoeth, Köln. Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin-Steglitz, Wilseder Str. 20. Preis des einzelnen Heftes 3,50 Mark. — Das der Schriftleitung vorliegende zweite Heft des 8. Bandes enthält außer dem vorn zitierten Beitrag von Vershofen über den Sinn des Wirtschaftens einen Leitaufsatz des Herausgebers über „Politik und Moral in Hegels Geschichtsfilosofie", ferner kleinere Arbeiten über den jungen Dilthey, über Geschichtsfilosofie und über das Thema „Männerbund und Wissenschaft". Leider reden alle die hier auftretenden Fachleute in einer Sprache, die dem gewöhnlichen Sterblichen nur schwer verständlich ist. Es ist vielleicht unvermeidlich; aber es ist doch bedauerlich.

Über Gemeinverständlichkeit als Aufgabe der Filosofie. Von Dr. Chr. Schrempf, Privatdozent an der K. techn. Hochschule Stuttgart. Fr. Frommanns Verlag, Stuttgart. Preis 50 Pfennig. — Schrempfs Antrittsvorlesung aus dem Jahre 1906. Immer noch lesenswert! Denn was Schrempf damals zum Thema gesagt hat, ist bis auf den heutigen Tag nicht berücksichtigt worden.

Traumlandschaft. Von Paula Ludwig. Waldemar Hoffmann Verlag, Berlin. Preis in Leinen 4,50 Mark. — Paula Ludwig fährt auf verzaubertem Boot durch die stille mondglänzende Nacht. Und am Morgen bringt sie uns ein kleines, in sich gekehrtes Buch, in dem die Wellen ihres Traum-Meeres sich verlaufen haben. Ein uralter, fast vergessener Klang ruft uns zu den Elementen. „Wer sagen konnte: „ich bin selig" — und wäre es nur einmal und wäre es nur im Traum —, dem ist nicht erlaubt zu verzweifeln." E. P.

Lob der Nacht

„Die Nacht ist niemands Freund", sagt ein weit verbreitetes Sprichwort und drückt damit wie noch manches andere eine jener Halbwahrheiten aus, die der rechten Erkenntnis der Wirklichkeit geradezu im Wege stehen. Denn daß im Grunde „die Nacht jedermanns Freund" ist oder wenigstens sein möchte, scheint uns die größere und für uns alle notwendige Wahrheit zu sein, die wir nur leider weithin vergessen oder verloren haben, weil wir uns mit einer durch und durch unzulänglichen Oberflächenschau der Lebenszusammenhänge begnügen.

Wir können in diesem Zusammenhang der herkömmlich-christlichen Lebensauffassung den Vorwurf nicht ersparen, daß sie mit dazu beigetragen hat, im abendländischen Menschen jene Begriffsverwirrung anzurichten, die unter Anknüpfung an die primitive und darum in den Urgründen der Seele verwurzelte Lebensangst des Menschen die Nacht geradezu zum Urprinzip aller dem Menschen feindlichen Mächte gemacht hat. Sie ist nach dieser Auffassung das unbeschränkte Reich des Satans, des „Fürsten der Finsternis", dem der „natürliche Mensch" schutzlos preisgegeben ist und aus dessen Klauen uns erst der anbrechende Tag bzw. die Strahlen der uns in Christus aufgehenden Gnadensonne befreien.

Wie tief unser Christentum nicht nur im Mittelalter stekkengeblieben, sondern wie wenig es ihm sogar gelungen ist, das hochmütig belächelte, primitiv-dämonengläubige „Heidentum" hinter sich zu lassen, zeigt ein Blick auf die üppig wuchernde Fantasie unserer Gesangbuchlieder. Nach ihnen ist der Mensch in der Nacht einem wahren Hexensabbath teuflischer Mächte, unzähligen „Anfechtungen" und „Fährlichkeiten" preisgegeben: „Heint, als die dunkeln Schatten mich ganz umgeben hatten, hat Satan mein begehret ...", und gegen „Belials Netze", „des Teufels List und Wüten" wird Gott angerufen, er möge „die Engel uns senden zu unserem Schutz, die ritterlich kämpfen, den Satanas dämpfen, den grausamen Trutz", „daß uns der böse Feind nicht fällt, wenn unsern Seelen er nachstellt"; und die Morgenlieder sind voll von überschwänglichen Danksagungen, daß „die Nacht nun verjaget" ist „und alle Furcht vorbei", „daß des bösen Feindes List mein nicht mächtig worden ist". Demgegenüber wird an Gott die Bitte gerichtet: „den Schlaf treibe von hinnen, daß er einnehme nicht das Gemüt", ja die „Nacht der Sünden" wird dem Christen zum Symbol des Erdenlebens überhaupt, auf das einmal die ewige Seligkeit folge, in der „ewige Sonne ohn Ende' uns lacht". Denn: „die Werke der Finsternis seind grob und dienen nit zu deinem Lob, die Werk des Lichtes scheinen klar, durch die wird dein Ehr offenbar." (Dieser Eindruck von der negativen Einstellung traditioneller Frömmigkeit zur Nacht wird auch durch vereinzelte gegenteilige Erkenntnisse nicht abgeschwächt, die da und dort in den Gesangbuchversen auftauchen.)

Zwar sind wir weit davon entfernt, die Realität dunkler, dämonischer Widermächte im Leben des Menschen in seichtem Optimismus hinwegdisputieren zu wollen, und kennen auch das Wort: „Wer nie die kummervollen Nächte an seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte". Denn zur vollen Erfahrung der „himmlischen Mächte" gelangt im Grunde nur der Mensch, dem im Ringen mit der ganzen rätselvollen und oft furchtbaren Tiefe des Lebens die Augen auch für die „Nachtseite" des Lebens geöffnet worden sind. Und doch glauben wir, daß landläufig christlicher Wirklichkeitsschau ein doppelter Fehler unterlaufen ist, weil ihr die rechte Tiefe mangelt.

Vor allem fehlt einem oberflächlichen Christentum die Erkenntnis, die unseren alten deutschen Mythen und Märchen nicht fremd ist: daß gerade die dunklen Widermächte selbst geheimen Segen in sich bergen und ihn uns offenbaren, sobald wir die rechte Beziehung zu ihnen gewonnen haben. Sie wollen von uns nicht abgelehnt, gehaßt und gefürchtet, sondern in unser Leben hereingenommen sein; schauen wir ihnen furchtlos, ja liebend ins Auge, anstatt gegen sie zu wüten und ihnen die Tür zu weisen, halten wir ihnen mutig und vertrauend stand, so weicht die fremde, dämonische Zaubermacht in ihnen vor der Allgewalt mutiger und lebensgläubiger Hingabe: der häßliche Frosch wird zum entzauberten Prinzen, der grimmige Bär zum königlichen Freier im goldenen Gewand. Täte das Christentum nicht wohl daran, zu den verborgenen Wahrheiten dieses „heidnischen" Lebensglaubens zurückzukehren, zumal noch ein Rest dieser Erkenntnisse in dem altkirchlichen Brauche zu stecken scheint, dem Satan, der widergöttlichen Macht der Finsternis, in dem Namen „Lucifer", „Lichtbringer" eine seltsam ehrfürchtige Reverenz zu erweisen?

Dies Wort mit seinem merkwürdigen Widerspruch weist uns den Weg zur Überwindung des tiefsten Fehlers in unserer landläufigen Haltung. Er besteht darin, daß wir gewöhnlich in statischer Weltbetrachtung die Wirklichkeit in unüberbrückbare, feindliche Gegensätze aufspalten, wogegen sie bei dynamischer Betrachtung der Lebenszusammenhänge durch den organischen Rhythmus des „Nacheinander" und der polaren Spannung in höherer Einheit ihre tödliche Gegensätzlichkeit verlieren. So denkt z. B. der östliche Mensch durchaus dynamisch, wenn er (wie übrigens auch die altnordischen Mythen) die Nacht aus dem Tage und den Tag aus der Nacht geboren werden läßt. Diese Auffassung bringt notwendig eine Lebenshaltung mit sich, in der wir beide Pole der Wirklichkeit als harmonische, notwendige Einheit betrachten lernen und uns vom Leben willig tragen lassen, wohin es uns führen möchte: vom Tag in die Nacht und von der Nacht in den Tag hinein, ohne einseitig positive oder negative Werturteile zu fällen, d. h. etwa den Tag als den Inbegriff der lebensfreundlichen Mächte zu begrüßen, die Nacht aber als Inbegriff lebensfeindlicher Mächte zu fürchten und zu hassen, womit wir weder dem umfassend schöpferischen Wesen des Tages, noch der ebenso umfassend schöpferischen Fülle der Nacht, noch der geheimnisvollen Größe und Einheit des Lebens überhaupt gerecht werden.

Von der Polarität und schöpferischen Harmonie der Gegensätze im Wechsel zwischen Tag und Nacht wußten und wissen alle mit den Quellgründen des Lebens verbundenen Menschen. Für sie alle ist die Nacht nicht der Urfeind des Lebens und der Lebenslust, sondern die notwendige Entsprechung des Tages: „Denn wie die Pflanze, wurzelt auf eignem Grund sie nicht, verglüht die Seele des Sterblichen, der mit dem Tageslichte nur, ein Armer, auf heiliger Erde wandelt" (Hölderlin). Die Nacht ist keineswegs weniger schöpferisch als der Tag; ihre schöpferischen Kräfte äußern sich nur in anderer Weise: verborgener, stiller, abgründiger. Sie ist die Zeit, da der Mensch, losgelöst von dem Krampf aller bewußten und willentlichen Anstrengungen und Bemühungen, in die Brunnenstube des Unbewußten hinabsinkt, dahin, wo die verborgenen Quellgründe, die „Wasser des Lebens" rauschen, in ein Land, da unerhörte, wunderbare Dinge an ihm und durch ihn geschehen, wenn er gehorsam und hörsam den Stimmen der Tiefe sich hingibt, die in der gelösten Ruhe des Schlafes und im Eingebettetsein in die tragenden Kräfte des Kosmos zu ihm reden; wo im Stillehalten von selbst sich vollendet, was alle angestrengten Bemühungen des Tages nur torsohaft-unvollkommen begonnen.

Der Mensch, der in völliger Ichvergessenheit und Weltvergessenheit sowie in selbstloser, williger Hingabe an das Leben, wie es kommt, dieses jenseitige Land des Schlafs und der Träume betritt, holt nicht nur die verlorene Spindel seines Webstuhls wieder zurück, ihm fallen noch zusätzlich ungeahnte Schätze in den Schoß: das fertige Brot aus dem Ofen und die reifen Äpfel vom Baum, ja er kehrt mit Gold überschüttet durch das Morgentor des Tages in die Welt der diesseitigen Dinge zurück, nachdem er erfahren „was, von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht" (Goethe).

Das alles kennt der moderne Mensch kaum mehr. Er und seine Zeit haben den rechten Schlaf verlernt und die Nacht verloren, eine der köstlichsten Gaben der Natur, die sie ununterbrochen und immer wieder neu bereit hält, auch für den Großstadtmenschen, sofern er nicht gerade Generaldirektor oder Hotelportier ist oder einen ähnlich fluchbeladenen Beruf ausübt.

Warum nützen wir die schöpferischen Kräfte der Nacht, die geradezu unermeßlich sind, so wenig? Haben wir darum vielleicht die schöpferische Hingabe an unsere Tagesarbeit in so erschreckendem Maße verloren, weil wir so wenig mehr wissen von den schöpferischen Kräften der Nacht, von ihren Heil- und Gesundungsmöglichkeiten, und weil wir statt dessen kostbarste Abend- und Nachtstunden im seichten Lebensgenuß des Kinos oder Nachtcafés vertändeln, um dann am nächsten Morgen „mit Pech überschüttet" an unsere Arbeit zu gehen?

Wilhelm Laiblin

... Und von allen Sternen nieder
strömt ein wunderbarer Segen,
daß die müden Kräfte wieder
sich in neuer Frische regen,
und aus seinen Finsternissen
tritt der Herr, so weit er kann,
und die Fäden, die zerrissen,
knüpft er alle wieder an. Hebbel

... Da noch der freche Tag verstummt,
hört man der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge,
das aufwärts in die zärtlichen Gesänge
der reingestimmten Lüfte summt ... Mörike

... Wälder und Berge stehn nachts in Gedanken, da soll der Mensch sich auch bedenken. Alle weltliche Lust, Hoheit und Pracht, die Nacht hat alles umgeworfen, die wunderbare Königin der Einsamkeit, denn ihr Reich ist nicht von dieser Welt. Sie steigt auf alle Berge und stellt sich auf die Zinnen der Schlösser und schlägt mahnend die Glocken an, aber es hört es niemand als die armen Kranken, und niemand hört die Gewichte der Turmuhr schnurren und den Pendel der Zeit gehn in der stillen Stadt. Der Schlaf probiert heimlich den Tod, und der Traum die Ewigkeit ...

Eichendorff

Frau Pastor

„Es ist neuerdings mit Recht geltend gemacht worden, daß Frauen nicht ohne weiteres das Recht besitzen, den Titel ihres Mannes zu tragen. Man hat kein Verständnis mehr für die kleinen Eifersüchteleien, die mit den früheren umständlichen Anredeformen verbunden waren. Nicht immer war doch auf den ersten Blick zu erkennen, ob man es mit einer „Frau Professor" oder „Frau Geheimrat" zu tun hatte. In ähnliche Verlegenheit konnte man geraten, wenn man einer „Frau Inspektor" oder einer „Frau Oberinspektor" gegenübergestellt wurde, ganz abgesehen von Titeln und Anreden, die noch weniger Daseinsberechtigung hatten ...

Eine Sonderstellung nimmt vielleicht nur die evangelische Pfarrfrau ein. Sie ist unlösbar mit dem evangelischen Pfarrhaus und der Gemeinde verbunden. Ihre Arbeit steht in nicht wenigen Fällen der Tätigkeit ihres Mannes ebenbürtig zur Seite. Sie macht Krankenbesuche, leitet Frauenabende, sorgt für die Verteilung kirchlicher Blätter und hat jederzeit ein offenes Ohr für Wünsche und Anliegen, die von Gemeindegliedern vorgebracht werden. Sie würde eine empfindliche Lücke zurücklassen, wenn man sie sich aus dem kirchlichen Leben wegdenken wollte. Eine unumstößliche Regel braucht deshalb die Anrede „Frau Pastor" durchaus nicht zu sein. In den meisten Fällen wird man sie jedoch beibehalten."

(Nordhäuser „Allgemeine Zeitung", Nr. 59)

Sammler

Man kann alles Mögliche sammeln: Briefmarken, Autogramme, Zigaretten-Bildchen, ja sogar Flöhe, und ein Hamburger Kaffee-Importeur soll sogar Trambahn-Karten gesammelt haben. Freilich sammelte er die Karten nicht wahllos, sondern nur solche, die eine aus den gleichen Ziffern bestehende Nummer trugen. Auf seinen Reisen fuhr er in allen Städten möglichst viel Straßenbahn, um möglichst viel Karten, die in seine Sammlung paßten, zu „erfahren".

Ein Artist, der ebenfalls viel reiste, sammelte die Etiketten von Zündholzschachteln aus aller Herren Ländern.

In einem Warschauer Offizierskasino ist eine Sammlung von Champagner-Korken zu sehen. Und zwar sind die Korken durch seidene Schnüre so kunstvoll zusammengefaßt, daß sie einen Türvorhang bilden.

Eine der merkwürdigsten Sammlungen aber soll ein Münchner Sonderling besitzen. Er pflegt nämlich seine Rechnungen erst dann zu bezahlen, wenn ein vollstreckbares Urteil vorliegt, und diese Urteile sammelt er. Seine Lieferanten, die von diesem „Sparren" schon wissen, lassen ihm deshalb mit der Rechnung gleich den Zahlungsbefehl zustellen.

Die sprechenden Hunde

Über die Hunde von Weimar, auf die wir nocheinmal zu sprechen kommen wollten, hat sich auf der Redaktion der S.-Z. ein kleiner Berg von Material angehäuft. Wir möchten aber ein noch zu erwartendes Untersuchungsergebnis miteinbeziehen, wenn wir den Fall abschließend behandeln, und sehen uns deshalb genötigt, dies vorläufig aufzuschieben.

Dr. Schairer möchte einstweilen nur soviel sagen: daß er keine Veranlassung habe, seine in Nr. 3 der S.-Z. geäußerte Ansicht zu ändern, wonach es sich bei den sprechenden Hunden um ein ganz ähnliches Fänomen handle wie beim sogenannten „Tischrücken".

D. Red.

Kleinigkeiten

Kulturdokument. Im Landesmuseum in Hannover hat ein bei Aurich im Torfmoor ausgegrabener eichener Hakenpflug als „ältester Pflug der Welt" Aufnahme gefunden. Er soll aus der Zeit um 3500 vor Christus stammen.

Wunderwerk. In Rom soll es einem Uhrmacher gelungen sein, in zehnmonatiger Arbeit einen künstlichen Bienenstachel herzustellen, den er dem Nationalmuseum geschenkt hat. Bisher haben alle Techniker, die sich daran versucht haben, einsehen müssen, daß ihr Werk viel, viel plumper war als die Vorlage; vor allem die feine Spitze ist ihnen nie gelungen (Und wird vielleicht auch dem neuen Meister nicht gelungen sein.)

Erfindung. Auf der Leipziger Messe wurde ein kleines Gerät gezeigt, das mit einigen Handgriffen eine Verbindung zwischen Wekker und Nachttischlampe schafft und im Augenblick des Weckens selbsttätig das Licht einschaltet, womit verhütet wird, daß man im Dunkeln die Nachttischlampe hinunterwirft.

Noch eine. In Paris ist ein „Wecker für eingeschlafene Füße" in den Handel gebracht worden. Es handelt sich um einen kleinen Apparat, der das betroffene Bein unauffällig massiert.

Rückstrahler. Die Regierung von Kentucky hat gesetzlich verordnet, daß alle Fußgänger außerhalb von geschlossenen Siedlungen künftighin vorne und hinten an der Kleidung einen kleinen Spiegel zu tragen haben, der Lenkern von Kraftwagen schon von weitem auffällt.

Errungenschaft. In Paris sind 300 neue Taxen in den Verkehr genommen worden, die mit Radioempfangsgeräten ausgerüstet sind. Man drückt auf einen am rechten Fenster angebrachten Knopf und hört im ratternden Auto Beethovens Neunte Symfonie.

Die Sportler-Kirche. Die Kirche Saint Christophe in Paris, in der Nähe des Eiffelturms, ist neu ausgemalt worden. Über dem Altar prangt ein monumentales Bild, auf dem Flugzeuge und Dampfschiffe, Segelboote und Mortorräder, Automobilfahrer, Skiläufer und Alpinisten zu sehen sind. Die Kirche wird nämlich von vielen Sportlern besucht, die dort den Schutz ihres Patrons erbitten.

Prozeßgegner. Aus der „Berliner Morgenpost" (Nr. 61): „Ein drolliger Anschlag ist jetzt am schwarzen Brett eines Frankfurter Gerichts zu lesen. Folgender Termin in einem Zivilprozeß wird da vermerkt: „Engel gegen Heiligen Geist und Teufel". Die Sache hat ihre Richtigkeit: ein Mann namens Engel klagt gegen das Heilig-Geist-Hospital und einen Krankenwärter namens Teufel."

Ein Forscher. Seit Jahrzehnten konnte man in der bayrischen Staatsbibliothek zu München einen Mann beobachten, der ganze Berge von Büchern vor sich aufgestapelt hatte und mit unheimlicher Schnelligkeit durchlas. Er zählte nämlich die Satzzeichen in den Büchern, um genau festzustellen, wieviel Punkte, Kommata und Striche Goethe und die anderen Vertreter der Weltliteratur in ihren Werken verwendet haben. Es war der Traum seines Lebens, einmal ein zusammenfassendes Buch darüber herauszugeben. Nun ist er gestorben, ehe er seine Arbeit veröffentlichen konnte.

Noch ein Verein. In Nr. 10 der S.-Z. ist von einem „Verein der Mondsüchtigen" berichtet worden, der sich in Budapest gebildet hat. Nun kommt aus Paris die Nachricht, dort sei ein „Verein herzkranker Leute" gegründet worden. Er soll schon 1200 Mitglieder zählen.

Das gibts auch: „Reichsverband für das deutsche Katzenwesen" (R.D.Ka.) E. V., Bez. Heidelberg. Auskunft betr. Erwerb der Mitgliedschaft ert. Frl. L. L.

Veraltet. Vor einigen Tagen wurde in New York die letzte Straßenbahn feierlich „zu Grabe getragen". Der Bürgermeister von New York erklärte in seiner „Trauerrede", Straßenbahnen seien in unserm Zeitalter des Autoverkehrs ebenso unwirtschaftlich und veraltet wie etwa seinerzeit die Segelschiffe.

Farbiges Konstantinopel. In Stambul, der ehemaligen türkischen Hauptstadt, werden jetzt die einzelnen Stadtviertel mit verschiedenen Farben angestrichen. Läden und Häuser in dem einen Stadtviertel werden blau sein, in dem zweiten rot, im dritten grün und im vierten weiß, all dies „zu dem Zweck, daß sich die Fremden in der etwas unübersichtlichen Stadt besser auskennen".

Denkmal. In Crewston (Kalifornien) ist auf dem Marktplatz ein Denkmal für Schwalben enthüllt worden. Vor vier Jahren noch litt die Stadt unter einer verheerenden Plage durch die Anopheles-Mücke, die Trägerin der Malariaerreger aus den Sümpfen in der Nähe der Stadt. Eintausend aus England importierte Schwalben haben auch die letzte Mücke vernichtet.

Bestechung. In Paris erhob ein Staatsanwalt gegen einen Einbrecher, der vergeblich versucht hatte, einen Wachhund mit einer Wurst zu beruhigen, nicht nur Anklage wegen versuchten Einbruchs, sondern auch wegen versuchter Bestechung.

Heimattreue. Im Jahre 1931 wurden eine Anzahl Feldhasen aus Babolna-Pußta (Ungarn) in einer privaten Jagd in Schlesien ausgesetzt. Jetzt hat man bei einer Treibjagd bei Babolna einige von den Hasen, die mit einem Ring gekennzeichnet worden waren, zur Strecke gebracht.

Eigener Wach- und Schließdienst. Nachdem auf die Kasse des Zoologischen Gartens von New York zweimal hintereinander verwegene Raubüberfälle verübt worden sind, hat die Verwaltung beschlossen, die Kasse, an der die Eintrittsgelder erhoben werden, mit dem Tigerkäfig zu verbinden. Der Kassierer öffnet, sobald ein größerer Betrag in der Kasse ist, einen Spalt und läßt das Geld in einen eisernen Kasten fallen, der im Tigerkäfig steht.

Beanstandet. Der französische Minister der schönen Künste, dem auch die Pariser Gartenanlagen unterstehen, hat die Polizei angewiesen, sogenannte „Dauerküsse" in den Parkanlagen nicht mehr zu dulden. Lediglich ein Begrüßungs- und ein Abschiedskuß sind noch erlaubt.

Eigensinnig. Die Regierung von Panama hat der Regierung von Washington mitteilen lassen, daß sie den Scheck über 250 000 Papierdollar, der die Jahrespacht für den Kanal von Panama darstellt, nicht annehme, sondern in Golddollars bezahlt sein wolle.

Der Taler kursiert noch. Das Hauptzahlungsmittel in Abessinien (wie in den übrigen Ländern am Roten Meer) sind heute noch die aus dem 18. Jahrhundert stammenden Wiener Maria-Theresienthaler, von denen dort etwa 50 Millionen Stück im Umlauf sind. „Sollte sich der Konflikt zwischen Italien und Abessinien zuspitzen, ist sicherlich mit einer verstärkten Nachfrage nach Talern zu rechnen."

Sechslinge. An der Goldküste hat eine Negerin Sechslinge zur Welt gebracht, ohne ärztliche Hilfe, wie ausdrücklich berichtet wird. „Mutter und Kinder befinden sich wohl."

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 811; Telefon 240 18, Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 4. Quartal 1934: 4050

Schenkt für die Winterhilfe!

Stuttgart, 24. März 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 12

Die neue Zeit

Ob wir die neue Zeit wünschen sollen, wissen wir nicht. Sie hat in ihrem Riesengesicht Falten, die uns in Schrecken setzen. Aber unser Wünschen ist ja in der Hauptsache völlig gleichgültig. Die neue Zeit kommt mit uns oder gegen uns, sie lacht nicht einmal über uns, wenn wir sie nicht wollen. Wie eine wandelnde Düne wälzt sie sich über uns daher, ein Schicksal, das erst dann ausreifen wird, wenn die Augen derer, die es herannahen sehen, sich längst geschlossen haben.

Diese Zeit in ihrer Gesamtwirkung aufhalten zu wollen, würde Torheit sein. Was sind alle bewußten Maßnahmen, alle Gesetze der Menschen, gegen das Fatum, das Geschick im Wirtschaftsleben? Der bewußte Wille kann den Charakter einer Wirtschaftszeit im ganzen nicht bestimmen, er kann nur auf Grund richtiger Einsicht in diesen Charakter den Lebenden die Brutalität der Übergänge erleichtern und die gewonnenen seelischen Werte der Vergangenheit vor blinder Verschüttung zu schützen suchen; er kann die Rechtsformen dem Wandel der Wirklichkeiten anpassen und Ansätze, die freundliche Entwickelungen zu versprechen scheinen, mit Absichtlichkeit fördern ... Das große Werden selber liegt tiefer als das regelnde und ordnende Wollen, es ist seiner Natur nach etwas Unreguliertes, Überwältigendes, dem Einen zum Heil, dem Anderen zur Plage. Vor ihm stehen wir wie Kinder am Strande: Warum steigen die Wellen? Warum?

✦

In allerlei Schichten und Berufen leben Männer und Frauen, die sich dem neuen Zeitalter nicht im Trauergewand nahen, sondern einen Glauben haben an die Vernunft, die auch in den wirtschaftlichen Dingen ist, sobald nur die Menschen vernünftig sein und handeln wollen. Diese Menschen, die sich nicht bange machen lassen, ... diese sind es, die den besten Bestandteil der Nation ausmachen, weil sie nichts anderes wollen, als der immer vorwärtsschreitenden Geschichte selber mit ihrem kleinen Können zu dienen. Es sind die Menschen, deren Seelen leuchten, weil sie die Welt um sich herum neu werden sehen. Zwischen ihnen allen besteht eine Harmonie des Wollens an sich, selbst wenn sie sich um ihrer Programme willen zeitweilig zu zerreißen drohen ...

✦

Sozialismus ist Chorgesang, Individualismus ist Sologesang. Auch im Chorgesang muß jede einzelne Stimme singen, als ob es auf sie allein ankäme, dabei aber muß sie völlig getragen sein von dem gemeinsamen Rhythmus. Im Chorgesang werden schwächere Kräfte von den übrigen mit fortgezogen, vor Fehlern bewahrt und auf Höhen gehoben, ein Chor darf aber niemals nur aus Schwachen bestehen. Er braucht Mitsänger, die ebenso gut Solo singen können, wenn sie nur wollen. Diese zu erhalten, ist eine Lebensnotwendigkeit für den Chor.

Jeder Chor braucht einen Dirigenten. Es ist besser, wenn der Chor sich vor dem Dirigenten fürchtet als umgekehrt, aber noch besser, wenn sie beide sich fürchten, in der Leistung zu sinken.

Ein Solist kann ein neues Lied aus sich heraus finden, wenn er noch etwas vom Urgeist des Sanges in sich hat; ein Chor aber kann immer nur singen, was einer ihm vorgesungen oder vorgeschrieben hat.

✦

Kein Volk kommt vorwärts, wenn es nicht will. Wir müssen das organisierte Deutschtum wollen, müssen die ersten sein wollen, die sich ganz den Verkehrsmitteln der Neuzeit angepaßt haben. Wir alle müssen gemeinsam wollen. Dann machen wir Geschichte, statt von der Geschichte mitgeschleppt zu werden. Das Wollen aber ist im letzten Grunde Individualismus, denn wollen kann zunächst nur der einzelne. Er wird geschoben von anderen; bei ihm aber liegt es, ob er gehen will oder nicht. Der Chor singt, jeder einzelne aber muß singen wollen.

✦

Die Vollkommenheit des Einzelnen beruht auf seinem Gemeinschaftsgefühl. Der Einzelne soll sich nicht verachten, als wäre er nichts, soll sich auch nicht von den Andern verachten lassen, soll aber auch nicht glauben, daß er für sich allein etwas in der Welt sei und bedeute.

Kein Mensch lebt von sich allein. Alles, was er kann, hat er von andern gelernt, alles, was er leistet, ist nur Fortsetzung von Arbeiten, die schon vor ihm begonnen worden sind. Niemand kann sagen: ich habe mich zu dem gemacht, was ich bin! Wir sind hineingeboren worden in eine bereits alte und lange Kultur. Welche Mühen sind nötig gewesen, um uns den Lebensweg zurecht zu machen! Alle jene Geschlechter von Menschen, die vorzeiten den Urwald ausgerodet haben, die den ersten Acker pflügten, die die erste Axt erfanden, die unsere Städte und Dörfer bauten und unsere Sprache bildeten, alle Männer und Frauen, die uns vorangegangen sind, wirken in und durch uns weiter. Wir fangen dort an, wo sie aufhören. Unser Leben ist nur ein Stück in einem großen Vorgange, der viel mächtiger ist als wir.

✦

Mit bloßem Eigennutz kommt die Menschheit nicht vorwärts. Es hat eine Zeit gegeben, in der man das wohlverstandene Selbstinteresse als die alleinige Quelle des Fortschritts ansah. Der egoistische Mensch war der Träger der Kultur. Er drängte sich vor, und indem er das tat, schob er die Anderen mit vor sich her. Es wurde die Rücksichtslosigkeit als Heilmittel gegen den Schlaf der Jahrhunderte gepriesen. Jeder ist seines Glückes Schmied! Der Starke ist am mächtigsten allein! Tue recht und scheue niemand! Der Einzelmensch wurde losgelöst von seiner Gemeinde, von seiner Sippschaft, von seiner Innung und von seinem Volk, als ein Wesen für sich betrachtet, das seinen eigenen Weg geht und auf Gefahr oder Gewinn seine eigenen Geschäfte macht. (Diese Auffassung hatte als Kehrseite, daß niemand mehr verpflichtet war, dem Schwachen zu helfen. Wer zu schwach ist, mag untergehen!)

Heute liegt diese Art von Filosofie der Selbstsucht schon ziemlich weit hinter uns; das heißt, sie wird nicht mehr in Offenheit und ohne Einschränkung verkündigt, aber in der Praxis gibt es noch viel Glauben an die vorwärtsdrängende Macht des Selbstinteresses. Das ist auch nicht wunderbar, weil tatsächlich in allen diesen Sätzen ein tüchtiges Stück Wahrheit enthalten ist. Zu den Kräften, die die Menschheit braucht, gehört der Egoismus und der aus ihm folgende Wille zum Vorwärtskommen. Falsch ist nur, wenn man diese Kraft als die höchste und einzige hinstellt. Gerade bei den größten Menschheitsaufgaben versagt sie. Mit einem Heere von Egoisten werden keine Schlachten gewonnen, weder im Kampfe der Waffen noch im Wettkampfe der Arbeit. Der Egoismus reicht nämlich nur so weit, als das eigene arme Leben reicht. Alles, was darüber hinausgeht, ist für den Egoisten zu hoch.

✦

Was vor 40 Jahren als weltferne Ideologie von sozialistischen und staatssozialistischen Träumern erschien, tritt mit fabelhafter Sicherheit als inzwischen fertig gewordene Wirklichkeitsform auf. Deutschland ist nicht nur auf dem Wege zum Industriestaat, sondern zum Organisationsstaat überhaupt ...

Dieser neue deutsche Mensch ist das Unbegreifliche für die Individualistenvölker, denn er erscheint ihnen teils als Rückfall in vergangene gebundene Zeiten und teils als künstliche Zwangskonstruktion, die das Menschentum verleugnet und vergewaltigt. Man hat in den gebildeten Kreisen von Paris und London gegenüber diesem deutschen Typ Mitleid, Scheu, Achtung und Abneigung zugleich. Auch wenn man dort dasselbe würde leisten können, würde man es nicht wollen, denn man will diese disziplinierte Seele nicht, man will sie nicht, weil das der Tod und die Preisgabe der eigenen Seele sein würde.

✦

Die Menschen verändern sich immer. Die Söhne sind anders als die Väter, die Töchter anders als die Mütter. Jede kleine und jede große Erfindung ändert etwas an dem Leben, das ständig vergeht und ständig kommt; es steigen mit jedem Geschlecht andere Gedanken, Ideale, Wertschätzungen in die Höhe.

Nicht daß überall immer Fortschritt wäre. Es gibt auch Zeiten des Sinkens, die einen werden schwächer, die andern werden stärker und von Geschlecht zu Geschlecht rollt dieses „wir ändern uns", indem wir immer neu geboren werden, Eltern und Kinder.

Aber mitten hinein in diesen ewigen Gang des Werdens und Wechsels kommen dann die großen Umgestaltungszeiten der Menschheit, in denen das Verändern, das Durchgeschütteltwerden, die innere Umformung greifbar an die Leute herantritt.

✦

Das alles sind Worte aus den Werken Friedrich Naumanns, des einstigen Führers der „Nationalsozialen", der kurz nach dem Kriege, im Jahr 1919, verstorben ist.

Wenn Naumann noch lebte, würde er morgen — am 25. März — 75 Jahre alt werden. ×××

Die von dem Pfarrer Friedrich Naumann geführte Partei war auf dem richtigen Weg; sie ahnte ihn jedenfalls in großen Umrissen, als sie sich nationalsoziale Partei nannte ... Der schnelle Untergang jener Partei schien allen abfälligen Urteilen recht zu geben. Und doch waren die Grundgedanken der Naumann-Partei richtig. Sie sah weiter in die Zukunft, als es beinahe allen anderen möglich war. Graf Reventlow

Kleine Chronik

Die Reichsregierung hat am 16. März ein „Gesetz für den Aufbau der Wehrmacht" beschlossen, wonach der Dienst in der Wehrmacht auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht erfolgen wird. Das deutsche Friedensheer wird sich in 12 Korpskommandos und 36 Divisionen gliedern.

In einem Aufruf an das deutsche Volk und an die Weltöffentlichkeit begründet die deutsche Regierung die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht damit, daß Deutschland gemäß dem Vertrag von Versailles abgerüstet hat, die andern Vertragsschließenden aber ihr Versprechen, ebenfalls abzurüsten, nicht erfüllt und sich damit einseitig von den Verpflichtungen des Versailler Vertrages gelöst haben.

Die englische Regierung hat der Reichsregierung wegen der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die sie als eine Verletzung des Versailler Vertrags betrachtet, eine Protestnote überreichen lassen.

Der englische Minister des Äußern, Sir John Simon, trifft am 24. März zu einem Besuch der Reichsregierung in Berlin ein. Am Tag vorher findet in Paris noch eine englisch-französisch-italienische Besprechung statt.

Die französische Regierung hat wegen der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland eine Protestnote nach Berlin gesandt und den Völkerbundsrat angerufen.

Die französische Kammer hat den Beschluß der Regierung, von 1936 bis 1940 die Armee zwei Jahre dienen zu lassen, um den Rekrutenausfall der schwachen Jahrgänge 1915—1919 auszugleichen, gebilligt.

Der Wiener Militärgerichtshof hat den ehemaligen österreichischen Gesandten in Rom, Dr. Rintelen, zu lebenslänglichem schwerem Kerker verurteilt wegen eines „Verbrechens der entfernten Mitschuld am Hochverrat". Rintelen wird beschuldigt, mit den Aufrührern vom 25. Juli 1934 in Verbindung gestanden zu haben.

In Belgien ist das Kabinett Theunis zurückgetreten.

In Norwegen ist die linksbürgerliche Regierung Mowinkel zurückgetreten. Der Führer der Arbeiterpartei, Nygaardsvold, hat ein neues Kabinett gebildet, das sich auf die Sozialdemokratie und den Bauernbund stützt. (Damit regiert nun auch in Norwegen wie in den beiden andern nordischen Staaten Schweden und Dänemark eine sozialdemokratisch-bäuerliche Koalition.)

In Griechenland ist Minister Metaxas, der im Kabinett die monarchistische Rechte vertrat, zurückgetreten.

Der neuernannte italienische Gesandte in Belgrad hat bei der Überreichung seines Beglaubigungsschreibens erklärt, er habe von Mussolini den Auftrag bekommen, eine italienisch-jugoslawische Verständigung zu verwirklichen.

Die Regierung von Abessinien hat wegen der italienischen Truppenansammlungen an den abessinischen Grenzen den Völkerbund angerufen.

Im Donauraum

Von Fritz Werkmann

Im Donauraum hat sich die Weltwirtschaftskrise anscheinend am tiefsten eingefressen. Aus ihren Schlupfwinkeln dort ist sie am schwersten zu vertreiben.

In den meisten Donaustaaten leben vier Fünftel der Bevölkerung und mehr von Landwirtschaft; nur in Österreich sind es zwei, in Ungarn drei Fünftel. Weltwirtschaftlich gesehen ist das Donaugebiet also ein Agrarraum, ähnlich wie Südamerika. Aber während Südamerika sich anscheinend rasch erholt, hat sich die Lage an der Donau noch verschlechtert.

Die natürlichen Abnehmer der Donaubauern (Deutschland, Tschechoslowakei, Italien, Österreich) haben in der Krise ihre Einfuhr mehr und mehr eingeschränkt. Deshalb ist die industrielle Ausfuhr Österreichs und die vorwiegend agrarische Ausfuhr der übrigen Donauländer katastrofal zusammengeschrumpft. Von 1929 bis 1932 ist die Ausfuhr Ungarns auf weniger als ein Viertel gesunken, die Österreichs auf weniger als ein Drittel, die Ausfuhr Jugoslawiens fast auf ein Drittel; die Ungarns hat sich halbiert. Diese Schrumpfung der Ausfuhrwerte beruht keineswegs nur auf dem Rückgang der Ausfuhrpreise. Aus der langen Liste der mengenmäßigen Rückgänge, die sich aufstellen ließe, seien hier ein paar Posten zur Veranschaulichung herausgehoben:

Ausfuhr aus	Produkt	1929	1932
Österreich	Papierschnittholz	179 000 t	37 000 t
„	Eisenbahnschwellen	65 000 t	0 t
„	Eisenerze	264 000 t	9 000 t
„	Autos	2 900 Stück	500 Stück
Ungarn	Weizen	486 000 t	144 000 t
„	Weizenmehl	262 000 t	60 000 t
„	Hafer	32 000 t	1 000 t
„	Zucker	121 000 t	17 000 t
„	Schweine	273 000 Stück	117 000 Stück
Jugoslawien	Weizen	554 000 t	133 000 t
„	Nadelrundholz	253 000 t	85 000 t
„	Eisenerze	388 000 t	1 000 t

Auf eine solche Blockierung ihrer Absatzmärkte antworteten die Balkanländer durch ein Sichzurückziehen in den geschlossenen Kreis der eigenen Wirtschaft. Nur für den eigenen Bedarf zu produzieren und dabei zurücksinken in die alte Primitivität der Bedürfnisbefriedigung, von der sie sich noch nie allzuweit entfernt hatten, — das ist der Weg, auf den die Balkanbauern geradezu gezwungen wurden. Daß sich dabei kein aussichtsreicher Absatzmarkt für Industrieprodukte entwickelt, versteht sich am Rande.

✦

Zur Besserung der Wirtschaftslage im Donauraum sind seit dem Sichtbarwerden der Krise vielerlei Pläne erdacht worden, — nicht alle aus bloßer Menschenfreundlichkeit, viele politisch bedingt. Führen wir uns die wichtigsten — unter Beiseitelegung ihrer machtpolitischen Hintergründe — hier kurz vor Augen:

1.) 1931 schlug Deutschland die Bildung einer Zollunion mit Österreich vor, der sich andere Staaten in Südosteuropa mehr oder weniger eng hätten anschließen können. Dieser deutsche Vorschlag wurde vom Internationalen Gerichtshof im Haag unter Berufung auf politische Anleiheverträge zurückgewiesen.

2.) Als wirtschaftspolitisches Gegengewicht gegen die Zollunions-Propaganda erblickte der Tardieu-Plan das Licht des Tages. Sein Kernpunkt: der wirtschaftliche Zusammenschluß der Donaustaaten unter sich, erwies sich als unfruchtbar. Mehrere auf Agrarausfuhr angewiesene Staaten finden ja nicht dadurch einen Absatzmarkt, daß man sie miteinander zusammenschließt.

3.) Bedeutsamer waren die Vorschläge der Konferenz von Stresa: die wichtigsten Abnehmerländer sollten den bedrängten Donaustaaten handelspolitische Vorzugsstellungen (sogenannte „Präferenzen") einräumen. Die Verwirklichung scheiterte am Widerspruch der Mächte, die wie z. B. die USA auf das ihnen vertraglich zustehende Recht der Meistbegünstigung pochten (nach dem ihnen jeder Vorteil, der dem am meisten begünstigten anderen Staat im Handelsverkehr zugestanden wird, automatisch auch zufällt).

4.) Darauf schloß Italien mit Österreich und Ungarn die sogenannten Brochi-Verträge (1931 und 1932). Ihr Ziel ist, Präferenzen versteckt zu gewähren, sodaß sich kein anderer Staat auf die Meistbegünstigungsklausel berufen kann, um sie auch für sich zu beanspruchen. Das gelang durch Gewährung von Kredit- und Fracht-Vorteilen. Der Inhalt der Verträge blieb geheim. Italiens wirtschaftlicher Vorteil bei dem Geschäft ist die bessere Ausnutzung seiner Adria-Häfen. Italiens Hoffnung ist die Steigerung seiner industriellen Ausfuhr.

5.) Im September 1933 veröffentlichte die italienische Regierung ihre „Denkschrift zur Behebung der Wirtschaftsnöte in den Donauländern". Die darauf aufbauenden römischen Protokolle vom März 1934 zwischen Italien, Österreich und Ungarn bedeuten den energischen Versuch Mussolinis, sich eine Vormachtstellung an der Donau zu sichern. Italien gewährt an Österreich offene Präferenzen für Industriewaren; die Zollbevorzugung geht in einigen Fällen bis zu 50 Prozent. Der Hauptvorteil für Ungarn besteht in der Stützung des ungarischen Weizenpreises durch Italien, das Österreich und sich selber zur Abnahme von 3—400 000 Tonnen ungarischen Weizens zu einem erheblich über dem Weltmarktpreis liegenden Preis verpflichtete.

6.) Die deutschen Versuche, auf dem Balkan vorzudringen, sind nahezu alle an dem Ziel orientiert, die Produktion im Donaugebiet den deutschen Einfuhrbedürfnissen anzupassen. Das gilt schon für den Zusatzvertrag zum deutsch-ungarischen Handelsvertrag vom August 1933 über die Einfuhr von ungarischem Getreide nach Deutschland, erst recht

für den zweiten Zusatzvertrag vom Februar 1934, der eine Erhöhung der ungarischen Produktion von Lein- und Ölsaaten zwecks Ausfuhr nach Deutschland vorsieht. Im deutsch-jugoslawischen Handelsvertrag vom Mai 1934 wird ein Regierungsausschuß eingesetzt, der seine Aufmerksamkeit „der Frage der Angleichung von Teilen der jugoslawischen landwirtschaftlichen Erzeugung an den deutschen Einfuhrbedarf widmen soll". Zwischen Deutschland und Bulgarien erfüllen Lieferungsverträge denselben Zweck: 1934 wurden z. B. auf Grund eines solchen Vertrages erstmals in Bulgarien Sojabohnen im großen angepflanzt, auf zunächst 2300 Hektar; die Erträge werden versuchsweise in der Stettiner Ölmühle verwertet; die Anbaufläche soll auf 30—50 000 Hektar ausgedehnt werden.

•

Deutschland und Italien konkurrieren also mit einander bei den Versuchen, die Konjunktur im Donauraum zu beleben. Durchschlagende Wirkungen sind noch nicht erzielt worden. Bisher läßt die Handelsstatistik folgende Verschiebungen erkennen.

Ungarn hat seine Ausfuhr nach Deutschland während der ersten neun Monate 1934 gegenüber derselben Zeit des Vorjahrs von 29 auf 57 Millionen Pengö verdoppelt. Seine Ausfuhr nach Italien während derselben Monate blieb mit 23 Millionen Pengö fast gleich: die Ausfuhr nach Österreich sank von 76 auf 70 Millionen Pengö. Für die ungarische Ausfuhr erwies sich der Vertrag mit Deutschland also als wichtiger als der mit Italien und Österreich. Gleichzeitig blieb Ungarns Einfuhr aus Deutschland mit 44—45 Millionen Pengö fast gleich; dagegen verdoppelte sich seine Einfuhr aus Italien von 16 auf 30; die aus Österreich stieg von 45 auf 48 Millionen Pengö.

Auch im Verkehr mit Jugoslawien hat Deutschland seine Ausfuhr nicht gesteigert, wohl aber mehr Produkte aus Jugoslawien abgenommen. 1933 führte Deutschland nach Jugoslawien noch für 34 Millionen Mark aus, 1934 nur noch für 32 Millionen Mark. Die deutsche Einfuhr aus Jugoslawien stieg gleichzeitig von 34 auf 36 Millionen Mark.

Österreichs Handelsbeziehungen mit Italien verdichten sich. Da von Österreich Außenhandelsstatistiken bereits bis Ende 1934 vorliegen, vergleichen wir hier jeweils das zweite Halbjahr. In ihm führte 1934 Österreich nach Italien für 57 Millionen Schilling Waren aus gegenüber nur 41 Millionen im Vorjahr. Seine Einfuhr aus Italien blieb gleich. Auch nach Deutschland stieg die österreichische Ausfuhr: von 61 auf 83 Millionen Schilling; aber die deutsche Ausfuhr nach Österreich sank von 129 auf 88 Millionen Schilling.

In Rumänien verlor Italien an Bedeutung für den Außenhandel. Deutschlands Bedeutung als Kunde stieg von 1933 auf 1934 sprunghaft. Es kaufte in Rumänien 1934 für 2,3 Milliarden Lei gegenüber 1,5 Milliarden Lei im Vorjahr. Die deutsche Einfuhr nach Rumänien sank freilich gleichzeitig von 2,2 auf 2 Milliarden Lei.

Diese Zahlenangaben besagen wenig über den Stand der Konjunktur im Donauraum. Sie sind für Deutschland und Italien interessanter als für deren Partner an der Donau.

•

Eine Ahnung davon, wie es im Donauraum tatsächlich aussieht, vermittelt wohl am besten der Bericht eines Reisenden, der seine jetzigen Eindrücke mit den auf früheren Reisen gewonnenen vergleichen konnte. Wir geben daher hier einiges von dem wieder, was Wilhelm Ziegler im Januar-Heft der „Zeitschrift für Politik" auf Grund einer Reise berichtet:

„Die Agrarkrise wächst sich allmählich zu einer Katastrofe aus. Je weiter man sich von der deutschen Grenze nach Südosten entfernt, um so niedriger werden die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse, und zwar mit fast mathematisch genauer Progression. Es beginnt schon in der Tschechoslowakei. Man zahlt hier für Lebensmittel etwa zwei Drittel von unseren Preisen. In Ungarn kosten Obst, Brot, Eier und Fleisch kaum die Hälfte, in Serbien wird es ein Drittel, und in Rumänien und in Bulgarien schrumpft der Preis fast auf ein Viertel zusammen. Es kommen solch märchenhafte Preise zustande wie der von 5,50 Mark für vier gut ausgewachsene Truthühner und 1 Mark für zwei junge Gänse in Turn-Severin (Rumänien) oder 60 Pfennig für einen Zentner Tomaten in Belgrad. Es liegt auf der Hand, daß für diesen Preis auch bei niedrigster Lebenshaltung keine Rentabilität in der Landwirtschaft zu erzielen ist, sondern daß am Ende dieses Prozesses wirtschaftlich die Aufzehrung der Substanz und sozial die Auspowerung und Proletarisierung der Bauernbevölkerung steht. Es liegt ebensosehr auf der Hand, daß damit auch die Kaufkraft der Bevölkerung für alle anderen Artikel des täglichen Lebens (Kleidung, Wohnung oder gar Kulturbedürfnisse) fortschreitend dezimiert und schließlich aufgesogen wird.

Belgrad ist geradezu amerikanisch aufgeblüht ... Bei genauerem Studium aber entdeckt der Reisende zwei bezeichnende Zeugen des jähen Konjunkturumschwunges, die beide das Ausbleiben der Reparationszahlungen dokumentieren. Das eine ist das neue Parlamentsgebäude, das noch im Rohbau dasteht mit verschalten Türen und brettervernagelten Fenstern, weil das Geld zum Innenausbau ausging. Und das andere, noch imposantere Zeugnis ist die großartige Donaubrücke, die von Belgrad hinüber nach Panschowa in den letzten Jahren gebaut worden ist. Mit ihren sieben Öffnungen, die den breiten Strom überspringen, ist sie eine der größten Brücken in ganz Europa, dazu in ihrer architektonischen Gliederung, die sich wohltuend in die Landschaft einfügt, ein künstlerisches Meisterwerk. Sie macht dem deutschen Namen (der Gute-Hoffnungshütte und der Siemens-Bau-Union) wirklich Ehre. Diese Brücke ist fix und fertig, so scheint es dem Reisenden, wenn er den Strom herunter- oder heraufkommt. Und doch liegt sie tot da, von niemand befahren oder begangen. Denn es fehlt nur noch ein ganz unbedeutender Rest zur Fertigstellung, der dem Auge des Reisenden nicht erkennbar ist: weiter nichts als die Anlage der weitausholenden Anfahrtsrampe auf dem linken Donauufer von Panschowa her, das ziemlich tief liegt. An diesem letzten Stückchen laboriert die Stadt seit zwei Jahren herum, und eine der größten Brücken Europas, die sonst vollkommen betriebsfertig dasteht, kann darum nicht ihrem Daseinszweck übergeben werden. Wir zitieren dieses Beispiel nur, weil es besonders wirkungsvoll den Ernst der Wirtschaftslage im Donauraum versinnbildlicht."

Das alte System

... Das ganze wirtschaftliche System, das vor dem Kriege schon nicht allzu gut funktioniert hat, ist unter dem Druck des Elends eines Weltkrieges zeitweise — einige sagen für immer — zusammengebrochen. Die Situation ist daher völlig neu. Sie ist vorher nicht dagewesen. Jeder politische und wirtschaftliche Beobachter mit ein wenig folgerichtigem Denken erkennt nun diese Grundwahrheit ... Es gibt Millionen von ehrlichen, hart arbeitenden Menschen und ihren Kindern in den reichsten Ländern der Welt, einschließlich Englands, die unter der Armutsgrenze dahinleben. Warum? Aus Mangel an Reichtümern? Nein. Wegen des Überflusses an Reichtum. Das ist das gewaltigste Paradoxon unserer Generation. Wir produzieren zu viel von den Waren, die diese armen Menschen brauchen; daher müssen sie sie entbehren ...

Es gibt zu viel Korn, zu viel Fleisch, zu viel Schinken, zu viel Butter; und um diesem Überfluß abzuhelfen, müssen Millionen anständiger Menschen mit halben Rationen leben. Wir stellen zu viel Kleider, zu viel Schuhe her; und so viele kleine Kinder in den Notstandsgebieten müssen in Lumpen und Fetzen gehen, bis dieser Überproduktion Einhalt geboten wird, — der Überproduktion gerade von den Dingen, die sie brauchen, nach denen sie in diesem feuchten Klima schauernd verlangen ...

Was für ein System! Es sieht wie ein grausames Spiel aus, das Mammon mit den Söhnen und Töchtern der Menschen spielt. Aber in Wirklichkeit bringt das goldene Idol uns dieses System nicht als einen Scherz, sondern als ein System, für das es arrogant Gehorsam und Verehrung verlangt. Wenn man dieses Idol kritisiert, ist man ein Gotteslästerer.

Trotzdem erkläre ich, daß Mammon sich in der jüngsten Zeit als ein alter Mann erwiesen hat, der absolut für seine Arbeit unfähig ist — mit seinem Goldstandard, seinem wahnwitzigen und blinden Spiel mit dem Vermögen, das ihm anvertraut ist, und seiner idiotischen Regel, daß ein ungewöhnliches Angebot nur dadurch korrigiert werden kann, daß man die gewöhnliche Nachfrage verkleinert ...

Mammon und Mars haben im Bunde miteinander in dieser Generation aus der Menschheit ein furchtbares Chaos geschaffen. Im Jahre 1914 jagte der Gott Mars die taumelnde Menschheit durch die Tore der Hölle. Der Gott des Geldes hat seitdem die Tragödie vervollständigt. Es wird Zeit, daß Mammon und Mars als gemeingefährliche Geisteskranke erklärt und hinter Schloß und Riegel gesetzt werden. Lloyd George („Times", 18. Januar 1935)

Die Wahrheit ist unerbittlich nicht nur gegen absolute Lügen, sondern sie geht mit noch empfindlicheren und feineren Waffen den Illusionen zu Leibe, von denen Sentimentalität und Eitelkeit die behaglichsten und gefährlichsten sind. Ihren Freunden aber gibt sie Kraft und Mark. Feuerbach

Erst nachdem wir mit der wirklichen Welt in gewissem Grade entzweit und unzufrieden sind, wenden wir uns um Befriedigung an die Welt des Gedankens. Schopenhauer

Paraguay

Das Heer

Im Dezember vorigen Jahres hat die Regierung von Paraguay einen Vorschlag des Völkerbundes zur Beendigung des Chaco-Krieges in ziemlich schroffer Weise abgelehnt. Man spürte in der Form der Ablehnung, daß sich Paraguay im Kampf gegen Bolivien als Sieger fühlte und sich nun, nachdem ein dreijähriger Krieg sich zu seinen Gunsten zu entscheiden begann, in der Ausnützung seines Sieges nicht stören lassen wollte.

An der militärischen Niederlage Boliviens ist kein Zweifel mehr möglich. Die Paraguayaner haben das Chaco-Gebiet erobert, sind in das eigentliche Kernland Boliviens eingedrungen und rüsten sich zum Angriff auf das bolivianische Hochland. Bolivien, das schon seit Jahrzehnten versucht, einerseits sein Gebiet in der Ebene auszudehnen, um den Hochgebirgscharakter des Landes etwas auszugleichen, andererseits einen Zugang zum Meer zu gewinnen (sei's nach Westen, sei's über das Flußsystem des Parana nach Südosten), und deshalb schon mit Brasilien und Chile und nun mit Paraguay in Konflikt geraten ist, hat eine entscheidende Niederlage erlitten und muß seine Expansionspläne wohl für geraume Zeit zurückstellen. Dagegen ist die politische und wirtschaftliche Macht Paraguays bedeutend gewachsen.

Für den militärischen Sieg Paraguays hat man verschiedene Erklärungen: die Unterstützung durch einige Großmächte; die Kürze der Verbindungslinien vom Zentrum des Landes zum Kriegsschauplatz (im Gegensatz zu der Lage der bolivianischen); das Klima in der Sumpfebene des Chaco, das die Paraguayaner leichter ertragen als die an Hochgebirgsklima gewöhnten Bolivianer. Ausschlaggebend aber ist wahrscheinlich die militärische Tüchtigkeit des paraguayanischen Heeres gewesen.

Die paraguayanische Armee ist schon über 100 Jahre alt; der erste Diktator Paraguays, José Rodriguez de Francia (1811—1840), hat sie geschaffen und zur weitaus besten Armee Südamerikas gemacht. Seine Nachfolger arbeiteten unablässig an der Organisierung des Heeres (wobei sie sich das preußische Heer zum Vorbild nahmen), und einer dieser Nachfolger führte dann die Armee in den fünfjährigen Krieg gegen Argentinien, Brasilien und Uruguay (1865—1870). Wie tapfer die Paraguayaner damals kämpften, erkennt man nicht etwa daran, daß sie gesiegt hätten (dazu war die Übermacht der Gegner zu groß), sondern daran, daß der Krieg erst dann zu Ende ging, als die gesamte erwachsene männliche Bevölkerung tot auf den Schlachtfeldern lag. Das ist in diesem Fall keine rhetorische Übertreibung; zuletzt zogen Regimenter von Knaben in den Kampf, und es hat Jahrzehnte gedauert, bis das entvölkerte Land sich von den Verheerungen dieses Krieges erholte.

Aber die einmal geschaffene militärische Tradition (oder vielleicht besser: die soldatische Veranlagung des Volkes) lebte weiter, und das wieder erstandene Heer hat sich später im Krieg gegen Argentinien und nun im Kampf gegen Bolivien seiner Tradition würdig gezeigt.

Petroleum

Die Paraguayaner haben also, wie gesagt, das Chaco-Gebiet durchschritten und nähern sich dem Hochgebirge, und zwar der Stadt Villa Montes, in deren Nähe ergiebige Petroleumquellen liegen. Wir wollen nun nicht in den häufig gemachten Fehler verfallen, die gesamte neuere Geschichte oder auch nur den Konflikt zwischen Paraguay und Bolivien einzig und allein auf den „Kampf ums Öl" zurückzuführen — aber das ist natürlich klar, daß die Paraguayaner ihren Vormarsch nicht gerade am Rand von Erdölfeldern einstellen werden, die, wenn sie auch nicht das Ziel des Krieges waren, so doch eine willkommene Möglichkeit bieten, die Kosten des Krieges zu decken.

Ob sich dann freilich nicht am Ende der Sieg Paraguays über Bolivien als ein Sieg des englischen über das nordamerikanische Ölkapital herausstellen wird, das wird sich noch zeigen.

Erbhöfe im Chaco?

Das von Paraguay eroberte aus Wald, Sumpf und Steppe bestehende Chaco-Gebiet war bis jetzt menschenleer und wirtschaftlich beinahe unbenutzt; es ist erst durch den Krieg dem Verkehr notdürftig erschlossen worden. Die völkerrechtliche Zugehörigkeit war bisher umstritten und ist jetzt entschieden; die privatrechtlichen Besitzverhältnisse dagegen sind immer noch unklar. Nach einer paraguayanischen Erklärung

Walle

Von Anna Haag

Walle wohnt auf dem Heuberg. Er ist ein richtiger Dackelhund, aber darum gar kein „Dackel", sondern er ist „helle in der Kapelle". Wohl ist es um seine Nase herum schon bedenklich weiß, auch hat er unter dem Schwänzchen eine runde helle „Blume", zwei Zeichen dafür, daß Walle über das jugendliche Alter hinüber ist. Darum aber ist er noch lange kein langweiliger „Tattergreis", sondern ist frisch und munter wie ein Herr in den besten Jahren. Sein Alter beweist er nur durch eine wirklich filosofische Haltung in kritischen Augenblicken seines Lebens.

So sah er sich kürzlich urplötzlich zwischen zwei Lastautos. Weiß Gott, über was Walle nachgedacht oder wovon er geträumt haben mochte, daß er die sich mit Geratter und Getute nahenden Karren nicht wahrgenommen hatte. Sein „Fraule" stieß ein „Walle!" aus, das das ganze Entsetzen vor dem nun Kommenden, den tiefen Schmerz über den Verlust Walles in sich schloß. Als die Autos vorüber waren, schloß Walles Herrin die Augen, um das blutende, verstümmelte Tier nicht sehen zu müssen. Aber da hörte sie ein munteres Gekläff, und gleich darauf fühlte Fraule den Schwanz Walles heftig gegen ihr Knie klopfen.

Walle lebte. Walle begrüßte Fraule als ein von den Toten Auferstandener. Walle tröstete Fraule in seinem Schmerz um ihn, den verloren Geglaubten. „Was", bellte er, „nur nicht gleich verzweifeln! In meinem Alter weiß man sich auch in schwierigen Augenblicken zu helfen. Junge Dächse natürlich rennen in solchen Fällen von dem Auto, das sie zu überfahren droht, weg auf die andere Seite der Straße und selbstverständlich gerade unter die Räder des anderen Ratterkarrens. Ein erfahrener Dackel aber legt sich in der Mitte des Autos platt auf die Straße, schließt die Augen und wartet, bis das Geratter vorüber ist. Angenehm ist die Situation freilich nicht. Aber es ist die einzige Möglichkeit, in anständiger Verfassung daraus hervorzugehen. Wau."

•

Walle kann die Menschen oft nicht verstehen. Wenn die Herrin Besuch hat, den sie beim Abschied ein Stück begleitet, so gebärdet er sich beim Auseinandergehen wie von Sinnen. Er rennt zwischen den sich trennenden Parteien hin und her, bellt flehentlich an der einen, dann an der anderen empor, die Augen voll verzweifelter Fragen, die Stimme süßer Überredung voll. „Ihr dummen Menschen", sagt Walle, „warum bleibt ihr denn nicht beisammen? Warum tut ihr euch denn weh und verlasset euch, wo es doch so einfach wäre, wenn du, Fraule, denen dort nachliefest oder wenn ihr da vorn umkehrtet und mit Fraule wieder heimwärts ginget! Begreifet doch! Wau, wau! Begreifet doch eure Dummheit, eure Roheit, eure Herzlosigkeit!"

•

Walle hat nicht immer Appetit. Er ist ein besserer Hund mit Nerven und seelischen Stimmungen. Wenn man an solchen Tagen ärgerlich oder im Befehlston ruft: „Walle, da komm her und friß! Das ist gut!" so schleicht er wohl aus seiner Ecke, schnuppert an der Schüssel, geht aber langsam und gemessen zurück. Nein, Walle kann heute nichts genießen. Walle ist zu traurig. Wenn es wenigstens eine Wurst wäre oder ein Stück Hackfleisch! Aber das? Nein, Walle ist verstimmt.

Aber dann kommt Fraule, rührt mit dem Finger in Walles Schüssel, riecht wohl auch hin und sagt mit dem Ausdruck höchsten Entzückens in Stimme und Gesicht: „Mmmm, Walle, ist das gut! Das ist gute, gute — m-m-m —, feine, feine Sache, Walle!" Dann kommt Walle herbei, mit gesenkten Ohren noch, blickt die Verführerin zweifelnd an und wartet. Und dann sagt Fraule mit süßester Stimme: „Freilich, freilich, Walle! M-m-m, so gut! Fein, m-m, was?" Und schon beginnt Walle der Herrin zu Gefallen an der Schüssel zu lecken und schließlich mit sichtlicher Lust zu fressen — alles zu fressen. Mit rundem Bauch legt er sich auf seine Decke zurück. Befriedigt. Satt. Walle hat seine Traurigkeit vergessen. Walle verdaut.

•

Walle hat einen Korb mit einem Kissen und eine Decke zum Schlafen. Aber Walle läßt sich nicht einfach hineinplumpsen wie ein gewöhnlicher Hund, der ein paarmal gähnt und dann schnarcht. Walle ist auch in dieser Beziehung ein „besserer" Hund. Er ist nervös und leidet zuweilen an Schlaflosigkeit. Dann reißt er den Inhalt seines Korbes heraus, scharrt Kissen und Dicke mit den Pfoten auf, zerrt alles mit den Zähnen wieder hinein, probiert, ob das Bett nun seinen Ansprüchen genüge, ob es so sei, daß seine empfindlichen Nerven zur Ruhe zu kommen vermöchten, springt wieder heraus, heult und ärgert sich — genau wie ein richtiger Schlafloser —, bettet wieder um und nochmal um und so lange um, bis er endlich doch einsieht, daß es das Vernünftigste ist, das Lager so hinzunehmen, wie es nun einmal ist, und es ernstlich mit dem Schlaf zu probieren.

•

Wenn Fraule mit Walle spazieren geht, so ist das ein Fest ohnegleichen. Aber es kann sein, daß auf diesem Spaziergang ein Regenschauer niederbraust. Das ist gar nicht in Walles Programm. Mißbilligend blickt er erst gen Himmel, dann fragend auf die Herrin, schleicht mit gesenkten Ohren und Hängeschweif, Deckung suchend, unter jedes überhängende Gräslein, macht sich ganz schmal, und schließlich drängt er sich dicht, ganz dicht an Fraules Seite, und zwar jeweils an die Seite, die ihm den besten Wind- und Regenschutz gewährt. Er versteht, den Mantel Fraules ein wenig aufzuplustern und einen Zipfel davon über seinen glatten Rücken zu ziehen. So hält er gleichen Schritt und Tritt, wissend, daß jede Abweichung ihn der verhaßten Nässe aussetzt.

•

Walles Fraule hat schon oft gedroht, Walle zu verkaufen oder zu — — —. Denn Walle ist nicht immer ein bequemer Hund. Walle jagt in Wald und Feld umher, und die Herrin bekommt Strafzettel. Walle rauft, und Fraule muß sich aufregen, muß sorgen, Walle aus dem Hundeknäuel zu retten. Oder: Walle geht an einer bestimmten Stelle im Dorf nicht mehr weiter. Um keinen Preis. Dort nämlich, wo der große Hühnerhund wohnt, dem Walle nicht gerne begegnet. Dann muß Fraule den Walle auf den Arm nehmen, muß ihn über die gefährliche Gegend hinübertragen und muß sich von der Schuljugend auslachen lassen.

In solchen Augenblicken wäre Walle um jeden Preis feil. Aber es kommen auch andere Zeiten. Es kommen Augenblicke, in denen Fraule über irgend ein Mißgeschick weint. Dann ist es Walle, der erst mitweint, dann mit dem Schwanz wedelt, Purzelbäume schlägt, der Herrin wieder und wieder ins Gesicht blickt, sie leckt, ein paar Kunststücke macht, gespannt und ungeduldig zu ihr aufblickt, laut mit dem Schwanz auf den Boden klopft und mit diesem Gebahren nicht aufhört, bis er bemerkt, daß sich ein dankbares Lächeln auf Fraules Gesicht eingenistet hat. Dann beginnt Walle ein kurzes

ist das Gebiet, soweit es nicht überhaupt unbesiedelt ist, nur zum kleinsten Teil Privatbesitz; zum Teil wird es unberechtigterweise von Privatleuten benützt, zum Teil dient es als herrenloses Gut den Herden wandernder Hirten zur Weide.

Die Regierung von Paraguay scheint nun zu planen, das eroberte Gebiet einfach zu enteignen (soweit rechtmäßige oder unrechtmäßige Besitzer vorhanden sind) und zu verstaatlichen. Sie hat sich bereits die Ermächtigung erteilen lassen, zunächst einmal 425 000 Hektar in der Nähe des Pilcomayo, des Grenzflusses zwischen Paraguay und Argentinien, zu enteignen. Das Land wird in Siedlerstellen aufgeteilt und den Ansiedlern in Erbpacht gegeben. In den ersten sechs Jahren soll kein Pacht gezahlt werden, sondern die Siedler sollen noch Zuschüsse vom Staat bekommen. Später soll der jährliche Pachtzins 3 Prozent des Bodenwertes betragen. Der Boden bleibt Staatseigentum; die vom Siedler errichteten Baulichkeiten dagegen sollen Privatbesitz sein. (Da werden wohl später noch genauere Bestimmungen erforderlich werden.)

Als Siedler kommen die Soldaten, die das Land erobert haben, und Bauern aus dem Osten des Landes in Betracht. Außerdem hofft man, daß von den 300 000 Menschen, die in den letzten Jahrzehnten nach Argentinien udn Brasilien ausgewandert sind, ein Teil wieder zurückwandert, wenn ihnen besonders günstige Siedlungsbedingungen geboten werden.

Diese Regelung hat ihre Gründe vor allem in praktischen Berechnungen: ein vom Weltverkehr so weit abgelegenes Land wie Paraguay muß besonders billig produzieren; deshalb soll im Boden kein Privatkapital festgelegt werden, das verzinst werden muß und so die Produktion verteuert. Aber wenn man hört, daß die Regierungspartei schon die Einführung eines Staatsmonopols für landwirtschaftliche Produkte fordert, so wird es einem doch wahrscheinlich, daß auch andere Gedanken als bloße Rentabilitätserwägungen mitspielen. Die Idee, der Grund und Boden, das wichtigste Produktionsmittel, sei eigentlich Besitz der Gesamtheit, bricht überall durch und drängt zur Umgestaltung der Wirtschaftsstruktur der Länder.

Max Gregory

Wirtschaftsnotizen

Die deutsche Leinenindustrie hat ihre Produktion seit 1933 um 50 Prozent gesteigert; die inländische Flachsernte war 1934 um 72 Prozent höher als 1933.

In Deutschland sind gegenwärtig fünfzehn Fabriken zur Erzeugung von Kunstspinnfasern im Bau; sie sollen im Herbst 1936 fertig sein.

Vor dem Krieg war Deutschland der wichtigste Bierlieferant der Welt. Heute ist es Japan.

In Polen sind die ersten japanischen Waren aufgetaucht: Fette zur Fabrikation von Seife und Kerzen. Preis: 40 Prozent weniger als gleichwertige polnische Erzeugnisse.

Rußland bemüht sich seit einiger Zeit, synthetischen Kautschuk (künstlichen Gummi) herzustellen. Angebliche Leistung: 1922: 27 Tonnen, 1933: 2200 Tonnen, 1934: 11 200 Tonnen.

Eine Kontingentierungs-Verordnung der Türkei trägt der fortschreitenden Industrialisierung des Landes Rechnung, indem ein großer Teil von Textilwaren künftig vom Auslandsbezug ausgeschlossen bleibt.

Opfer des Autos

Nach einer vor kurzem von einer großen Versicherungsgesellschaft in Neu York veröffentlichten Statistik sind in USA im Jahre 1934 im ganzen 882 000 Autounfälle passiert, wobei 954 000 Personen zu Schaden kamen. Hievon wiederum waren 36 000 Fälle tödlicher Art. In den letzten zehn Jahren ist die Zahl der tödlichen Autounfälle von 19 000 auf 36 000, also nahezu um 100 Prozent gestiegen.

Interessant ist die Verteilung der Unfälle nach der Art des Zusammenstoßes. 44,3 Prozent fallen auf Zusammenstoß mit Fußgängern; 23,8 Prozent mit andern Autos; 3,3 Prozent mit der Eisenbahn; 0,5 Prozent mit Pferdefuhrwerken; 0,9 Prozent mit der Straßenbahn; 1,5 Prozent mit sonstigen Gefährten; 1,6 Prozent mit Fahrrädern; bei 11,5 Prozent handelt es sich um einen Anprall an Mauern, Bäume usw.; 12,6 Prozent Unfälle enthalten keinen Zusammenstoß.

L. S.

In Los Angeles werden rücksichtslose Kraftfahrer zur Strafe gezwungen, in den Leichenhäusern der Friedhöfe die Leichen der bei Verkehrsunfällen ums Leben gekommenen Personen zu betrachten. (Eine genügende Anzahl solcher Leichen scheint immer vorhanden zu sein.)

Altstadt-Sanierung

Die Sanierung der Elendsviertel in den großen Städten, eine Hauptaufgabe der Gegenwart, ist noch nicht überall durchgeführt, obwohl alle beteiligten Stellen diese Arbeiten so schnell wie möglich beendet wünschen.

Es sind ja nicht nur, wie meistens zu lesen ist, bevölkerungspolitische Gründe, die zu solchen Maßnahmen zwingen. Der zunehmende Kraftwagenverkehr, der durch die kommende Einführung des Volkswagens einen neuen Aufschwung erhalten wird, zwingt zu einer gründlichen Straßenverbreiterung. Übrigens sind es weniger die fahrenden Wagen, die den Platz in der Straße beanspruchen, als vielmehr die ruhenden (parkenden) Kraftfahrzeuge.

Woran liegt es, daß die Sanierung so langsam erfolgt? Um es gleich vorwegzunehmen: an der Finanzierung.

Altstadtsanierungen sind früher schon vorgenommen worden. Man erinnert sich dabei an die Haußmannsche Durchbrechung der Pariser Altstadtviertel durch breite Boulevards. Auch Hamburg hat schon solche Sanierungen durchgeführt. In diesen Fällen war die Finanzierung, mit den heutigen Schwierigkeiten verglichen, verhältnismäßig einfach durchzuführen. Sämtliche in Frage kommenden Gebäude wurden von der Stadt angekauft und abgerissen, die neuen Straßen durchgelegt und die verbleibenden Plätze so teuer an private Käufer abgegeben, daß die Kosten der Sanierung bis auf geringe Bruchteile gedeckt waren. Das war in Zeiten wirtschaftlichen Aufschwunges möglich. Die neuen Grundstücke kamen durch die Sanierung in zukunftsreiche Geschäftsviertel zu liegen und waren als „rentables Objekt" gesucht.

Heute liegen die Verhältnisse umgekehrt. Im Zeichen der Stadtauflockerung und der Industrieverlagerung, der planvollen Regulierung auch des Einzelhandels, sind Grundstücke in der Stadtmitte keine verlockenden Spekulationsobjekte mehr.

Eine andere Schwierigkeit liegt in der besonders gelagerten Art der Häuserkapitalisierung begründet. Wer heute eine Schnellpresse im Werte von RM. 10 000.— kauft, rechnet mit einer Lebensdauer von beispielsweise 10 Jahren. In 10 Jahren muß das gesamte angelegte Kapital abgeschrieben sein, d. h. die Maschine muß so viel Ertrag abgeworfen haben, daß sie sich selbst wieder ersetzen kann. Auch der kapitalistisch denkende Hausbesitzer macht diese Rechnung auf. Er rechnet mit einer Lebensdauer von 100 Jahren und schreibt im Jahre ein Prozent des Wertes ab. (Er könnte ebensogut 150 Jahre annehmen. Solange hält ein solid gebautes Haus.) Diese Rechnung ist aber in einigen Punkten falsch. Umwälzungen verschiedener Art machen das Haus zu einem viel früheren Zeitpunkt wertlos: die Wohnungskultur schreitet vorwärts, sodaß die alten Wohnungen nur schwer zu vermieten sind; technische Fortschritte erfordern Umbauten usw. Dann kommt hinzu, daß das derzeitige Hypothekenrecht die Möglichkeit gibt, auch auf Häuser, die schon längst auf eine Mark abgeschrieben sein müßten, Leihgelder aufzunehmen.

Wenn der Staat oder die Gemeinde heute die alten Häuser des Stadtkernes aufkaufen wollte, müßte also eine ungeheure Hypothekenlast mit übernommen werden. Das ist aber nicht möglich.

Die Altstadtsanierung ist keine Aufgabe, die in den nächsten zwei Jahren durchgeführt sein muß. Ihre Erfüllung dürfte im Rahmen eines Zehnjahresplanes liegen. Bis zu diesem Zeitpunkt würde die Gesetzgebung die vorbereitenden Arbeiten durchgeführt haben. In welcher Richtung diese liegt, zeigt ein Vorschlag der Deutschen Akademie für Städtebau. Darnach sollen die Gemeinden ermächtigt werden, sanierungsreife Gebiete zu „Gesundungsgebieten" zu erklären. Innerhalb dieser Zone wird eine allgemeine Bau- und Verfügungssperre durchgeführt. D. h. es dürfen an sanierungsreifen Gebäuden keinerlei Umbauten, Renovierungen usw. durchgeführt werden, Neubelastungen sind unzulässig, ein Teil der Hypothekenzinsen ist zur Bildung eines Erneuerungsfonds anzulegen. Auf diese Weise werden die Altgebäude entschuldet und dadurch entwertet, sie gelten dann eben noch so viel als ihr Gebrauchswert und nicht ein imaginärer „Ertragswert" (der doch nur auf Hypothekenbelastung frisiert ist) ausmacht. Der Erneuerungsfond gibt dem Hausbesitzer die Möglichkeit, ein neues Haus zu bauen und dann dieses zu belasten.

Eine solche Gesetzgebung würde eine grundlegende Umkehr des jetzigen Zustandes bedeuten. Es wäre ein Stück neues Bodenrecht, das ebenso wie das Recht der Enteignung zu „angemessenem" Preise dem einzelnen wohl weh tun kann, der Gesamtheit aber zum Segen werden muß.

Karl Amrhein

Ein Vorschlag

Malermeister Ludwig Nopper, Karlsruhe (Baden), Bürklinstraße 11, hat, zunächst für seinen Wohnort, folgenden Finanzierungsplan einer „Arbeitsbeschaffung auf gemeinnütziger Grundlage, verbunden mit Förderung kultureller Bedürfnisse" aufgestellt, den er hiemit der Öffentlichkeit unterbreitet:

1. Karlsruhe hat etwa 70 000 erwerbstätige Einwohner. Das Karlsruher Baugewerbe umfaßt 3000 Berufsangehörige.
2. Die Baukostensumme für 100 Einfamilienhäuser zu RM. 12 000 ergibt RM. 1 200 000.—. Nach Abzug von Verwaltungs- und Instandsetzungskosten bleibt ein jährlicher Mietertrag von rund 60 000.— RM.
3. Jede Innung des Bauhaupt- und Nebengewerbes übernimmt die Finanzierung ihrer am Bau anfallenden Facharbeiten.
4. Die Malerinnung hat in Karlsruhe einen Mitgliederstand von 250. Zur Finanzierung der bei einer Baukostensumme von 1 200 000.— RM. anfallenden Malerarbeiten von etwa 60 000.— RM. kann pro Mitglied ein Betrag von etwa 280.— bis 300.— RM. gezeichnet werden. An diesem Zeichnungsanteil hat die Gefolgschaft das Recht, sich mit dem kleinsten Zeichnungsbetrag von mindestens RM. 20.— in bar, oder durch Arbeitsleistung im Verlaufe eines Jahres zu beteiligen.
5. Es steht dem Anteilseigner frei, seine nächsten Verwandten, Bekannten oder Freunde zur Zeichnungsbeteiligung heranzuziehen. Selbstverständlich wird er seine besten Kunden zuerst berücksichtigen, sowie die Lieferanten für seinen Privathaushalt, wie Bäcker, Metzger, Lebensmittelhändler, Friseure usw. Damit ist auch die Möglichkeit geschaffen, daß die gesamte Karlsruher Beamtenschaft und die Geschäftswelt, Hausbesitzer usw. sich beteiligen können. Jeder Volksgenosse soll und darf sich daran beteiligen, sofern er über den Weg der Arbeitsbeschaffung an den kulturellen Gütern der Nation teilnehmen möchte.
6. Die Betriebsführer haben im Interesse einer sofortigen Inangriffnahme der Bauarbeiten einen von der Kreishandwerkerschaft noch näher festzusetzenden Barbetrag in entsprechender Höhe der Auftragssumme, welche sie von dem Unternehmen erwarten, einzubehalten. Dafür werden Anteilscheine ausgegeben.
7. Jeder Anteilbesitzer hat das vertragliche Recht, solange die Siedlung besteht, jährlich 20 Vorstellungen für den Anteil in Höhe von RM. 20.— in einem hiesigen Lichtspieltheater, einschl. einer Vorstellung im Staatstheater zu besuchen.
8. Die Theaterbesitzer erhalten aus den monatlichen Mieterträgnissen der Siedlung einen bestimmten, vertraglich festzusetzenden Pauschalbetrag, ohne Rücksicht darauf, ob die unseren Mitgliedern zur Verfügung stehenden Leerplätze besetzt waren oder nicht. Es können 70 000 Personen jährlich je 20 Vorstellungen besuchen.
9. Die zuständige Aufsichtsbehörde bestimmt die juristische Personalform.
10. Erfolg und Beweis der Gemeinnützigkeit: 20 RM. bringen bei einer Verzinsung von 5 Prozent in 20 Jahren erst 20.— RM. Ein Anteilschein von RM. 20.— an der Siedlung bringt dagegen jedes Jahr für 20.— RM. Ertragsleistung.
11. Die Anteilscheine sind Inhaberpapiere. Die darin verbriefte Schuld ist frühestens in 20 Jahren vom Tage der Ausstellung an zurückzuzahlen.

Der Verfasser dieses Plans bemerkt zur Erläuterung und Begründung folgendes:

Die Regierung hat im Jahre 1933 die Arbeitsschlacht eingeleitet; an uns liegt es, daß der Angriff nicht zum Stehen kommt. Wir müssen jetzt aus eigener Initiative heraus ganz energisch unseren Lebenswillen bekunden. Deshalb müssen die Vorschläge für eine Arbeitsbeschaffung aus unseren eigenen Reihen heraus erfolgen. Der Staat kann ja bekanntlich nur geben, was er dem Volke in irgend einer Form abgenommen hat. Es muß unser Bestreben sein, von unserem Arbeitsertrag wenigstens 1 Prozent jährlich als Kredit der Arbeitsbeschaffung zur Verfügung zu stellen. Die Karlsruher Erwerbstätigen haben zusammen ein Jahreseinkommen von ca. 125 Millionen RM. 1 Prozent aus diesem Einkommen ergibt schon eine

---

Freudengeheul und legt die Tatzen auf Fraules Knie. Das bedeutet, daß die Herrin ihn ansehen soll. Tut sie das nun mit aufgeheitertem Gesicht, so zieht Walle die Lefze in die Höhe und — lacht. Lacht, wie ein richtiger Mensch. Lacht so lange, bis auch auf Fraules Gesicht wieder voller Sonnenschein liegt.

In solchen Augenblicken denkt Fraule nicht mehr daran, Walle zu verkaufen oder zu — — —.

+

Aber nun ist neulich etwas passiert, das Fraules Drohung, den „Köter" zu verkaufen oder zu — — — wieder bedenklich deutlich werden ließ. Walle ist nämlich in die Kirche gegangen. Am Sonntagvormittag in die Dorfkirche.

Fraule hatte eben mit der Gemeinde den vierten Vers voller Andacht zu Ende gesungen, die Orgel war in leisen Tönen verklungen, der Herr Pfarrer war auf der Kanzel erschienen, hatte das Gebet gesprochen und die Gemeinde aufgefordert, in der Stille mit ihm weiterzubeten, als zur offenen Kirchtür plötzlich Walle hereinstob, mit funkelnden Augen und aufgestellten Ohren durch den Mittelgang raste und schließlich unter den Röcken der erschrockenen Weiber in eine Bankreihe hineinfuhr, und mit einem jubilierenden Gekläff ohnegleichen an dem mit äußerster Mühe nach Fassung und Andacht ringenden „Fraule" emporsprang.

Der Herr Pfarrer sowohl als die ganze Gemeinde war empfindlich in der feierlichen Sammlung gestört, und ein paar Schulbuben riefen, den Ort ihres Aufenthalts völlig vergessend, in ungehemmtem Vergnügen von der Orgel herab: „Au! Der Walle!" Und als nun Walle diese Freude über sein unvermutetes Erscheinen mit einem frohen Gebell dankbar belohnte, da — — da tat Fraule einen ganz unheiligen, unsonntäglichen Fluch, nahm den „Köter" auf den Arm, hielt ihm mit einer Hand fest die Schnauze zu und enteilte also, begleitet von mißbilligenden und belustigten Blicken, umbraust von dem vergnügten Gegröhl der Dorfjugend auf der Orgel.

Bis jetzt hat Fraule ihre Drohung, den „Köter" zu verkaufen oder zu — — — noch nicht wahr gemacht. Und wenn Walle in Zukunft sich nicht einfallen läßt, die ganze Gemeinde in ihren hehrsten Gefühlen zu stören, so wird Fraule vielleicht noch einmal Gnade für Recht ergehen lassen. Denn — Fraule, denk daran: wer sollte mit dir lachen, mit dir weinen, wenn Walle nicht mehr wäre?

Die klugen Kellner

Die Kellner des größten und elegantesten Cafés von Belgrad, des „Russischen Kaisers", haben auf originelle Weise die Bewilligung ihrer Gehaltsforderungen durchgesetzt.

Am Sonntagnachmittag und -Abend, an denen das Lokal gewöhnlich mit gutzahlenden Gästen überfüllt ist, war das Café bis auf den letzten Platz mit einem bescheiden aussehenden Familienpublikum besetzt, und keiner von den Besuchern, die geduldig viele Stunden ausharrten, bestellte mehr als eine Flasche Selterswasser. Es waren die Kellner der anderen Lokale in Belgrad, die mit ihren Angehörigen die Forderungen ihrer Kollegen auf diese Weise unterstützten. Sie saßen von 3 Uhr bis 10 Uhr, die Stunden, in denen sonst das beste Geschäft gemacht wird, im Café und brachten den Inhaber zur Verzweiflung.

In seiner Wut über das entgangene Geschäft rief er die Polizei zu Hilfe, aber diese konnte nur feststellen, daß die unerwünschten Gäste sich mit den Ihrigen ruhig und anständig benahmen und die bestellten Getränke richtig bezahlten. Die Männer der Ordnung erklärten daher achselzuckend, daß sie nicht einschreiten könnten.

Da der Kellnerverband drohte, mit diesem originellen Protest an jedem Sonntag fortzufahren und das nächstemal Arbeitslose zu senden, die zehn Stunden lang bei einem Glase Selterwasser sitzen würden, erklärte sich der Besitzer des „Russischen Kaisers" für besiegt und bewilligte die Forderungen seiner Angestellten.

Satans Sieg

Michel de Montaigne und der Baron von Coupène verwalteten eine Pfründe mit dem Namen Lonhotan. Sie lag in einem einsamen, fruchtbaren Tal, das seine paar hundert Bewohner gut ernährte. Man schloß sich dort von alters her gegen die Welt ab, kannte keine Unterschiede des Standes und der Arbeit, war glücklich, lebte mäßig und wurde alt. Ein einziger greiser Pfarrer, der nicht gerne las und schrieb, betreute die Seelen.

Dieser friedliche Winkel ärgerte wohl den Satan. Er fuhr jedenfalls eines Nachts in den Kopf des dümmsten Mannes von Lonhotan und gab ihm ein, er müsse seinen Sohn studieren lassen. Dieser tat es.

Als der Junge als Advocatus zurückkam, wurde just eine Ziege vermißt. Das geschah sehr oft in Lonhotan und regte niemanden auf. Der Advokatus aber schrie so lange, sie sei gestohlen, bis er seinen ersten Prozeß fertig hatte. Jetzt bildeten sich Parteien. Es kam zu Beleidigungen, und der junge Rechtsgelehrte war bald mit seinen Einnahmen zufrieden.

Da aber Ärger der Galle und der Niere schadet, wurden etliche Einwohner krank, so daß ein Arzt, der den Advokaten besuchte, es lohnend fand, sich hier niederzulassen. Er belehrte alle Leute darüber, wieviel Schmerzen ein Mensch habe und an wieviel Krankheiten er sterben könne. Obwohl man bisher in Lonhotan alles mit Knoblauch behandelt und damit gute Erfolge erzielt hatte, trank man jetzt übelschmeckende Mixturen, die sehr teuer waren.

Um sie anzufertigen, rief der Arzt einen Apotheker herbei. Seitdem stieg die Sterblichkeit so, daß der Friedhof erweitert und ein junger Kaplan angestellt werden mußte.

Da aber nun vier Männer der Gelehrtenzunft in Lonhotan waren, wollte fortan jede Familie unter den Ihren einen mit dem Doktorhut haben. Vorbei war es mit der Gleichheit in Stand und Arbeit. „Der Geist" triumfierte und ward gebührend geehrt.

Als aber erst zwölf graduierte Academici in dem ehemals friedlichen Tale wohnten, fand Satan, er könne seine Aufmerksamkeit fortan einem andern Ort zuwenden; denn in Lonhotan sei seine Sache jetzt in guten Händen. (Aus dem „Simplizissimus")

Literatur

Die Naumann-Zitate stammen aus einer Arbeit von Pfarrer D. Herz „Friedrich Naumann als Wegbereiter eines nationalen Sozialismus" in der Zeitschrift des Evangelisch-Sozialen Kongresses „Evangelisch-Sozial", 3, und 4. Heft des Jahrgangs 1934 (Heling'sche Verlagsanstalt, Leipzig, Preis des Jahrgangs im Buchhandel 4 Mark, bei direktem Bezug durch die Geschäftsstelle des Evangelisch-Sozialen Kongresses — Leipzig N 22, Ulanenstraße 4 — 3 Mark).

Zu empfehlen:

Manfred Kyber

Gesammelte Tiergeschichten

Verlag Hesse und Becker, Leipzig

Preis 4.80 Mark

Portofreie Zustellung nach Einzahlung des Betrags auf das Postscheckkonto der Sonntags-Zeitung, Stuttgart 198 44

größere Summe als der Betrag der Baukosten für die geplante Siedlung ausmacht.

Ein Volk ist anerkanntermaßen nur so reich, wie es Arbeit zu organisieren vermag, da ja Kapital nur durch den Arbeitsprozeß gebildet wird und erst in zweiter Linie durch Sparen entsteht. Sperren wir deshalb nicht unsere Pfennige ein, denn damit sperren wir unser wertvollstes Volksgut, den deutschen Arbeiter, aus. Alle Räder stehen still, wenn das Geld nicht kreisen will!

Lösen wir die soziale Frage, indem wir die Entvölkerung der Städte durchführen und zugleich auch die Stärkung der nationalen Volks- und Bodenkräfte herbeiführen! Parallel dazu muß eine organische Zinssenkung und die Vermählung der Arbeitskräfte mit den Produktionsmitteln erreicht werden.

Unsere Ehrenpflicht ist es, ein Prozent unseres laufenden wöchentlichen oder monatlichen Einkommens auf ein Jahr der Arbeitsbeschaffung zur Verfügung zu stellen. Daran kann sich jeder beteiligen, vom Fürsorgeempfänger mit 10 bis 15 Pfg. pro Woche angefangen bis zum reichsten Volksgenossen in der Stadt. Der Anteil wird ja jährlich 100-prozentig verzinst.

Diese Vorschläge können ohne weiteres vom einfachsten Volksgenossen verstanden und gewürdigt werden.

Die Sache fordert vor allen Dingen von Niemand ein Opfer, denn jeder Beteiligte erhält als Belohnung für seine Leistung eine größere Gegenleistung im gleichen Jahre wieder zurück.

Nach einer Äußerung des Preiskommissars Dr. Goerdeler besteht heute in Deutschland ein Fehlbedarf von 800 000 bis 1 000 000 Wohnungen.

Die Stuttgarter Denkschrift

Dr. Heinz Potthoff schreibt in der „Bodenreform" (Nr. 10 vom 10. März 1935):

„Der Oberbürgermeister von Stuttgart, Dr. Strölin, und sein Rechtsrat Dr. Aßmus haben am 28. Februar im Deutschen Verein für Wohnungsreform bedeutsame Vorträge über „Gebäudeerneuerung" gehalten und damit die den Fachkreisen schon bekannte „Stuttgarter Denkschrift" zur öffentlichen Erörterung gestellt ... Die Denkschrift ... will mit dem offenbaren Mißbrauche brechen, daß die Entwertung aller Baulichkeiten durch Gebrauch und Zeitablauf weder von den Hausbesitzern noch von der Allgemeinheit beachtet wird, weil das Steigen der Bodenwerte den Ausgleich für die schwindenden Bauwerte bietet. Die Emportreibung der Baulandwerte aber muß ein Ende nehmen. Damit tritt das Problem auf, wie der Entwertung der Wohnhäuser Rechnung getragen und wie die Mittel für Ersatzbauten beschafft werden sollen.

Die Stuttgarter Denkschrift will beides erreichen durch den reichsgesetzlichen Zwang zur Abschreibung nach der mutmaßlichen Lebensdauer (Bewohnbarkeit) jedes Wohnhauses und zur Ansammlung von Rücklagen nach dem Maße der Abschreibung. Damit soll erreicht werden, daß bei vollständiger Abnutzung des Hauses sein wirtschaftlicher Wert der Gemeinschaft gegenüber auf Null gesunken ist; daß inzwischen die Hypotheken und sonstigen Reallasten getilgt sind und daß der Hauseigentümer das zum Neubau erforderliche Eigenkapital zur Verfügung hat."

Eigenheime

Auf der Verbandsleitertagung des Reichsverbands deutscher Neuhaus- und Eigenheimbesitzer hat (laut „Stuttgarter Neuem Tagblatt", Morgenausgabe vom 13. März) der Vertreter der NS-Kriegsopferversorgung, Dr. Schneider, gesagt, die Kriegsopfer und Schwerkriegsbeschädigten hätten besonders unter der „Not des Eigenheimbesitzes" zu leiden. Sie hätten auf zwei Drittel ihrer Renten verzichtet, um eine entsprechende Kapitalabfindung zu erhalten. Dieses Kapital hätten sie gutgläubig in ihren Häusern angelegt. Heute seien diese Kapitalien fast vollständig verloren. Von etwa 300 000 Kriegsbeschädigten sei eine Schuldenlast von etwa 3,8 Milliarden Mark zu tragen. Nur 5,6 Prozent seien in der Lage, ihren Verpflichtungen nachzukommen; 73 Prozent dieser Kriegsbeschädigten seien „wirtschaftlich nicht lebensfähig".

Das Oedland

Zu dem Aufsatz von Bernhard Schildbach über „Selbstversorgung" in Nr. 10 der S.-Z. schickt uns ein Leser folgenden „bescheidenen Einspruch" gegen die Behauptung des Verfassers, es sei nicht einzusehen, warum man die Million Hektar Ödland nicht nach und nach in Kulturland umwandeln solle:

„Dieses Ödland ... ist nicht so ganz unnötig wie es vielleicht zunächst scheinen mag. Die Ödländereien, Moore usw. sind Reservate für seltene Pflanzen und Tiere, die mit der Kultivierung dem Aussterben verfallen würden. Man kann die nicht mehr sehr zahlreichen Ödländer geradezu als Pflanzen- und Wildreservate bezeichnen, und es ist „nicht einzusehen", warum sie ganz zum Verschwinden gebracht werden sollen.

Überdies ist die Kultivierung von Mooren eine etwas zweischneidige Sache. Die dadurch hervorgerufenen Änderungen im Wasserhaushalt der Natur rächen sich manchmal bitter. Riede und Moore bilden natürliche Wasserspeicher für die tiefer gelegenen Gegenden, mit deren Verschwinden die Frühjahrsüberschwemmungen und der sommerliche Wassermangel des dazugehörigen „Unterlandes" in ursächlichem Zusammenhang stehen. Im „Kosmos" sind schon häufig Beispiele dieser Art angeführt worden." C. W.

Der Fortschritt

Seit dem 1. Januar gibt es in New York ein Gesetz, das verbietet, eine leere Flasche wegzuwerfen, ohne sie vorher zu zerbrechen, oder eine solche Flasche zu verschenken oder zu verkaufen.

Das Geschäft der Flaschenfabriken hat sich infolgedessen sehr gehoben; und ein Ingenieur hat eine Flaschenbrechmaschine (Preis: 150 Dollar) erfunden, die 35 Flaschen in der Minute zerbricht.

✦

Aus einem Aufsatz von Dr. Erwin Liek in der Zeitschrift „Hippokrates" (Heft 2, Januar 1935):

„Vor mir liegt eine Schrift „Das Konservieren in der Süß- und Backwarenindustrie", ein Sonderheft der Fachzeitschrift „Jakobus" vom 18. Juni 1933. Es enthält eine große Zahl von Backrezepten; ausnahmslos wird der Zusatz eines chemischen Mittels zur Haltbarmachung empfohlen. Fünf Mittel werden angeführt, drei davon enthalten Benzoesäure, die Zusammensetzung der beiden andern ist nicht angegeben. Einem Mittel, dem Antibacterin, wird nachgerühmt, daß es „zehnmal so stark wirkt als Formalin"!

Ich habe daraufhin beschlossen, nur noch Backwerk zu genießen, das meine Frau selbst herstellt."

✦

In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" wird folgende Anekdote erzählt:

„Als Baldwin vor einiger Zeit abends in ein Theater fahren wollte, brauchte er von seiner Wohnung in Downingstreet bis zum Theater eine halbe Stunde, weil der Verkehr sehr stark war.

Als er ankam, sagte er zu einem Polizeiwachtmeister: „Wir leben doch in einem wundervollen Zeitalter. Als ich jung war, hätte ich in einer Pferdedroschke in zehn Minuten hieher kommen können. Heute dauert es eine halbe Stunde. In späteren Jahren werden wir überhaupt nie bis zu dem Theater kommen. Bedenken Sie, dies ist der Fortschritt, für den wir uns alle aufopfern!"

In Tampico (Mexiko) wird seit einem Jahr eine Mühle mit einer Sonnenkraft-Maschine (mit einem Spiegelsystem) betrieben. Da die Sonnenkraft außer den Anlagen nichts kostet, sind die Betriebskosten sehr gering. Nur zwei Ingenieure sind zur ständigen Beobachtung der Maschinen und Spiegel erforderlich.

Die Spannung

Zwischen Ideal und Wirklichkeit besteht von Natur eine starke Spannung, — eine Spannung, die den Menschen einerseits zu beständig erneuten Anstrengungen in der Richtung des Ideals antreibt und ihn andererseits doch auch immer häufiger in der trägen Ruhelage der Wirklichkeit Zuflucht suchen läßt.

Idealisten wollen alle sein, aber sie wollen es, wenn es irgend angeht, nicht um den Preis ihrer Bequemlichkeit, die überall nach Gelegenheit zu Rast und Erholung Ausschau hält. Und so suchen sie denn fortwährend Mittel, um beides, Ideal und Bequemlichkeit, mit einander zu vereinigen.

Man darf nichts übertreiben, sagen sie. Das Eine tun und das Andere nicht lassen! Einmal muß man doch endlich haltmachen und sich zufrieden geben.

Mit diesen oder sehr ähnlichen Sprüchen gelingt es ihnen denn in der Regel auch bald, „etwas Sicheres in die Hand" zu bekommen. Mit dem Augenblick aber, wo es ihnen gelingt, ist jene Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit für sie schon nicht mehr vorhanden. Sie haben sich gewissermaßen ausgeschaltet aus dem Stromkreis des Lebens und sind nicht mehr dessen Träger, sondern nur noch dessen Material.

Das hindert sie aber freilich nicht, sich in ihrem Zustand denen ungemein überlegen vorzukommen, die sie unverständlicherweise noch auf der Jagd nach dem Ideal begriffen sehn. „Jugendlicher Idealismus!" urteilen sie dann wohl und schütteln den Kopf. „Wollen sie denn nie zur Vernunft kommen?" Denn Vernunft, — das ist für sie das Gegenteil jenes „jugendlichen Idealismus", den sie kaum bei wirklich jungen Leuten zu entschuldigen geneigt sind.

Das Merkwürdige dabei ist nur, daß sie selber trotz ihres „Zur-Vernunft-Gekommen-Seins" noch Idealisten geblieben zu sein meinen. Sie sind nach ihrer Ansicht sogar besonders große Idealisten, nämlich solche, die ihr Ideal erreicht und verwirklicht haben. Und wehe denen, die es wagen, die Idealität dieses ihres Ideals zu bezweifeln oder es gar zu bekämpfen!

Darin liegt die Erklärung, weshalb derartige „zur Vernunft gekommene" Idealisten die erbittertsten Gegner jedes wahren Idealismus sind. Denn wahrer Idealismus — es sollte nicht nötig sein, das noch besonders zu betonen — kommt nie zur „Vernunft", nie zur Ruhe. Er besteht in nichts anderem als eben in der Anerkennung und der lebendigen Auswirkung jenes Spannungsverhältnisses zwischen Ideal und Wirklichkeit, und so gibt es für ihn denn auch keine verwirklichten Ideale, sondern nur Etappen zum Ideal hin, bloße Übergangs- und Annäherungserscheinungen also, nichts weiter.

Alles jedoch, was sich als verwirklichtes Ideal in der Welt ausgibt und darauf seinen Anspruch auf Unantastbarkeit gründet, erscheint ihm von vornherein schon verdächtig, — verdächtig nämlich des Betruges, verdächtig der Gegnerschaft gegen das Leben und die Zukunft des Lebens, — ein Kurzschluß, knapp formuliert, kein leuchtender und sprühender Flammenbogen zwischen den beiden die Spannung erzeugenden Polen des Lebens.

Und das bedeutet freilich, daß der wahre Idealismus es schwer hat auf dieser Welt. Denn sie ist voll von angeblich verwirklichten Idealen, und zahllos ist die Menge derer, die bereit sind, jeden Angriff auf sie mit den schärfsten Waffen zurückzuweisen, weil sie selbst in ihnen ihren Halt und ihr Ziel gefunden haben.

Da ist die Kirche, — die verwirklichte Religion, da ist der Staat, — die verwirklichte Gerechtigkeit, da ist die Ehe, — die verwirklichte Liebe, da ist die Wissenschaft, — die verwirklichte Erkenntnis, da ist die Kunst, — die verwirklichte Schönheit, da ist die Wirtschaft, — der verwirklichte Gemeinnutz, da ist die Schule, — die verwirklichte Erziehung, da sind Tausende und Abertausende von Einrichtungen und Errungenschaften der Menschen, die bei all ihrer Verschiedenheit doch das Eine gemeinsam haben, daß sie jede Kritik an ihrem derzeitigen Zustand als ein Sakrileg betrachten.

Nun ist zwar nichts klarer, als daß allein Kritik ihnen dazu helfen könnte, sich im Sinn des Ideals, das sie doch vertreten wollen, weiterzuentwickeln. Aber sie haben eben kein Verlangen danach, sich weiterzuentwickeln, sie sind sich gut genug, wie sie gerade sind, und ihre Forderung ist, daß auch andere sie für gut genug halten.

Diese Forderung wird von den „zur Vernunft Gekommenen", d. h. von der großen Mehrzahl der Menschen, stets prompt erfüllt. Aber das nützt ihnen nichts. Denn sie wird nicht von allen erfüllt. Und daß sie nicht von allen erfüllt wird, daß die Kritik an ihnen sich durch nichts zum Verstummen bringen läßt, das ist die Hauptursache der andauernden Unruhe auf Erden — und ist der Grund, weshalb das Leben allmählich zu immer höheren Formen der Organisation gelangen kann.

Es ergibt sich also hier der seltsame Eindruck, daß Feindschaft — ewige Feindschaft — gesetzt ist zwischen dem Ideal und seinen berufenen Verteidigern. Es gibt hier kein Kompromiß. Und es gibt hier tatsächlich auch keinen Stillstand. Die, die in der Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit stehen, haben das Leben auf ihrer Seite. Und deshalb müssen sie siegen, so gering ihre Zahl und so schwach ihre Kraft auch scheinen mag. Das Leben haßt alles, was es an verwirklichten Idealen hervorbringt, — es haßt und zerstört es, um Neues hervorbringen zu können.

Daß dieses Neue auch das Bessere sein möge, das ist der Glaube des wahren Idealismus. Und das ist vor allem auch sein Streben. Denn bloße Gläubigkeit ist noch kein wahrer Idealismus. Wahrer Idealismus ist vielmehr immer zugleich tätiger Idealismus, — ein Idealismus, der die Entwicklung nach der Richtung auf das Ideal hin zu lenken sucht.

Möchte es auch dem gegenwärtigen Geschlecht nicht an solchen wahren Idealisten, d. h. an Menschen, die die Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit aushalten können, fehlen! Kuno Fiedler

---

Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
drängt immer fremd und fremder Stoff sich an.
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
dann wird das Bess're Trug und Wahn. Goethe

Est ist nicht immer nötig, daß das Wahre sich verkörpere, schon genug, wenn es geistig umherschwebt und Übereinstimmung bewirkt, wenn es mit Glockenton ernst und freudig durch die Lüfte wogt. Goethe

Kleinigkeiten

Ermahnung. Den uneingeschränkten Beifall der öffentlichen Meinung hat der polnische Innenminister durch einen Runderlaß an alle Behörden erlangt: der Ehrgeiz aller Beamten müsse es sein, „den Bürgern das Leben nach Möglichkeit leicht zu machen und sie vor allen zwecklosen Belastungen zu bewahren". Gegen Beamte, die „vor Anwendung kleinlicher Plackereien und Unbequemlichkeiten gegenüber Bürgern nicht zurückschrecken", werde künftig vorgegangen werden.

Kolonialland Polen? Die „Polnische Meeres- und Kolonialliga" unterstreicht in ihrer Propaganda immer wieder, daß Polen Kolonien benötige und sogar Anspruch darauf habe. Man fordert vom Völkerbund eine der ehemals deutschen Kolonien als Mandatsgebiet.

Immer noch. Die „Berliner Morgenpost" (Nr. 66) berichtet: „In der italienischen, früher österreichischen Stadt Goerz wollte ein elfjähriger Knabe am Grabe seiner Mutter einen Rosenstock einpflanzen. Beim Graben stieß er mit dem Spaten auf eine Granate, die noch vom Weltkrieg her im Boden steckte. Das Geschoß explodierte und zerriß den Knaben."

Dorfgericht. In Harras (Kreis Hildburghausen) hatten zwei Einwohner in einem Anfall von Zerstörungswut Obstbäumen die Kronen abgeschlagen. Die Gerichtsverhandlung gegen sie fand unter der Dorflinde vor versammelter Einwohnerschaft statt. Der Spruch lautete auf zwei Jahre Gefängnis.

Der hat's eilig. Kleine Anzeige im „Stuttgarter Neuen Tagblatt" (Nr. 124, Abendausgabe vom 14. März): „Wer (Arzt usw.) beseitigt rasch Minderwertigkeitshemmungen? Preisangabe unter R 337 an das Tagblatt."

Ohne Minderwertigkeitsgefühl. In El Terrol in Galizien hat der spanische Millionär Don Antonio Fernandez sich selber ein Denkmal aus Eisenbeton gesetzt. Er steht da, eine elektrische Leuchte in der hocherhobenen Rechten, über dem linken Arm einen Überzieher, zu Füssen den Reisekoffer, zum Zeichen dessen, daß er „stets reisefertig" sei.

Verdiente Ehrung. Ein Denkmal noch bei Lebzeiten ist einer Hebamme in Melbourne, Anna Panthoug, gesetzt worden. Das Monument zeigt die 75 Jahre alte Frau umgeben von einer Schar kleiner Kinder. Frau Panthoug hat in 51 Jahren 10 000 Kindern ins Leben geholfen.

Wenn man zuviel Geld hat. In einem New Yorker Hotel wurde die Garderobe der verstorbenen Mrs. Elbert Gary versteigert, die umfangreichste und teuerste, die je eine Frau gehabt haben soll. Der Anschaffungswert wird auf eine Million Reichsmark geschätzt. Man fand über 1000 Paar unbenutzte französische Seidenstrümpfe und etwa 1500 Paar Handschuhe. Mrs. Gary war die Witwe des Aufsichtsratsvorsitzenden der United States Steel Corporation.

Das Land der Gangster. Nach der Statistik einer amerikanischen Lebensversicherungsgesellschaft kommen in den USA jährlich 9,2 auf 100 000 Personen durch Mord oder Totschlag um, dreimal soviel wie in Italien (dem europäischen Land mit den meisten Mordfällen) und 29 mal soviel wie in Holland (dem mit den wenigsten).

Seidenpapier. Bei Sendungen nach der Türkei darf, lt. „Kurzberichterstatter" (Nr. 11), kein weißes Seidenpapier zur Verpackung verwendet werden. Grund: „Die Türken drehen sich ihre Zigaretten selbst und haben herausbekommen, daß sie dazu statt dem teuren und hochverzollten Original-Zigarettenpapier ebensogut das schöne deutsche Seidenpapier benutzen können."

Lästiger Ruhm. Oberst Lawrence, eine der abenteuerlichsten Gestalten des letzten Krieges, Verfasser des Buches „Aufstand in der Wüste", der als „Flieger Shaw" unter Verzicht auf jede Beförderung bei der englischen Fliegertruppe eingetreten war, ist jetzt ausgeschieden und hat sich auf einem Fahrrad auf sein kleines Landhaus in Dorsetshire begeben.

Der Pilger. Unter den barfüßigen Pilgern, die im Jahre 1934 das Grab des Profeten in Mekka besuchten, befand sich auch der ehemalige König Amanullah von Afghanistan.

Literaturpreisträger. Die Stadt Messina hat einen Literaturpreis von 12 000 Lire an einen wandernden Vagabunden namens Cesare Lechini vergeben. Lechini, der seit seinem 16. Lebensjahr „tippelt", will das Wanderleben, das er in dem preisgekrönten Roman geschildert hat, auch jetzt nicht aufgeben.

Feines Theater. Um der männlichen „Uneleganz" im Theater ein Ende zu machen, hat der Direktor eines der größten Pariser Theater Belohnungen in Form von teuren Logenplätzen für Pariser ausgesetzt, die sich in Zukunft bequemen, nur noch im Smoking oder im Frack in seinem Theater zu erscheinen.

Der Forscher. Der frühere litauische Ministerpräsident Woldemaras, der wegen eines Putschversuches im Zuchthaus sitzt, hat ein umfangreiches Werk über den heiligen Augustinus vollendet, das er jetzt veröffentlichen will.

Vegetarischer Löwe. Im Zoo von Philadelphia ist der am meisten fotografierte Löwe der Welt, dessen Brüllen in allen Ländern der Erde gehört worden ist, vom Tode ereilt worden. Es ist der Löwe der Metro-Goldwyn-Mayer-Filmgesellschaft, der mit seinem Gebrüll die Wochenschau eröffnet. Die erzieherische Wirkung des Films auf ihn ist so groß gewesen, daß zu seinen Eigenheiten fleischlose Tage in der Woche gehörten, an denen er Hundekuchen, kalte Kartoffeln und Tomatentunke fraß. (Und daran ist er dann vermutlich gestorben.)

Für Hunde. In London (wo schon ein Schönheits-Salon für Hunde und ein Hundekrankenhaus bestehen) ist nun von einer Lady Scott auch eine Restaurant für Hunde eröffnet worden. Die Speisekarte verzeichnet: Suppen, Fleisch, Gemüse, Brei.

Gegen kalte Füße. In Connecticut (USA) wird jetzt in manchen Straßen das Pflaster geheizt, indem man elektrische Heizdrähte legt.

Der Bananenesser. In Tokio, so weiß die „Berliner Börsenzeitung" zu berichten, lebt ein 64 Jahre alter Herr Onischi, der sich seit 1927 zu jeder Mahlzeit mit zwei Bananen begnügt und mit seiner Gesundheit sehr zufrieden ist.

Unlauterer Wettbewerb. Ein oberschlesisches Landgericht hat entschieden, daß es unlauterer Wettbewerb sei, wenn ein Beerdigungs-Institut seine Akquisiteure in Trauerhäuser schickt, um die preiswerte Übernahme von Bestattungen zu offerieren.

Böser Mann. Die amerikanische Filmschauspielerin Jane Harlow erreichte in Los Angeles Scheidung von ihrem dritten Mann. Der Vorwurf, ihr Mann habe ihr das Leben „durch beständigen Sarkasmus unerträglich gemacht" wurde als Scheidungsgrund anerkannt.

Durch Waschen zerstört. Die Fachstelle Haustechnik beim Verein deutscher Ingenieure hat nach langwierigen Untersuchungen festgestellt, daß allein die vermeidbaren Verluste durch vorzeitige Zerstörung von Geweben beim Waschen etwa 300 bis 500 Millionen Mark jährlich betragen.

Kunsthaus Schaller, Stuttgart, Marienstr. 14. März-April-Ausstellung: Christian Rohlfs, Neue Aquarelle; Franz Huber, Aquarelle; Erich Retzlaff, Fotobildnisse. Geöffnet Werktags von 8.30 Uhr bis 19 Uhr.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 81); Telefon 24018. Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 4. Quartal 1934: 4050

Stuttgart, 31. März 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 13

Das Velvetbeispiel

In dem Aufsatz über „Tauschreste" in Nr. 11 der S.-Z. ist auf das „Velvetbeispiel" hingewiesen worden: eine Gruppe von deutschen Webereien hatte vor einigen Jahren geglaubt, demnächst werde in der Frauenkleidung Velvet in Mode kommen, und hatte diesen Stoff in Massen produziert; nachträglich stellte es sich heraus, daß Handel und Konsum nichts von Velvet wissen wollten, und infolgedessen blieb der erzeugte Velvet als (ziemlich umfangreicher) „Tauschrest" liegen.

Hiezu schickt uns ein in der Industrie tätiger Leser folgende Ausführungen, die wir ungekürzt zum Abdruck bringen:

Sehr geehrte Redaktion, wie in so vielen Veröffentlichungen über volkswirtschaftliche Fragen vermisse ich auch in Ihrem Artikel „Tauschreste" in Nr. 11, mit dem ich im übrigen sehr einverstanden bin, die Überlegung der technischen Ursachen des Falles.

Warum treten Fälle wie der geschilderte heute so verhältnismäßig oft ein, und warum waren sie vor hundert Jahren fast unmöglich? Die Antwort kann nur lauten: weil die technische Entwicklung uns an einen Punkt geführt hat, wo die alten Gesetze einer privaten Wirtschaft nicht mehr gelten, wo es tatsächlich gar keine „Privatwirtschaft" im echten Sinne mehr gibt, nicht mehr geben kann, sondern nur noch eine kollektive, eine sozialistische Wirtschaft. Frage und Antwort sollen das erläutern.

Warum wären diese umfangreichen „Tauschreste" vor hundert Jahren nicht entstanden? und warum entstehen sie heute?

Weil die Unternehmer damals wirklich „privat", d. h. jeder für sich arbeiteten. Dabei konnte schon einmal einer eine schlechte Köchin sein — die von ihm verursachten Tauschreste wurden höchstens ihm, niemals der Allgemeinheit gefährlich —, während die Unternehmer heute durch den modernen Verkehr mit Eisenbahnnetz, täglicher Post- und Zeitungsbestellung, Telefon, Auto, Radioberichten aus aller Welt, Kartotheken, mechanischen Statistikmaschinen, kurzum durch eine bis aufs letzte gehende Berichterstattung über alles, was irgendwo in der Welt auf ihrem Fachgebiet passiert, ein kollektiver Körper geworden sind, ob sie nun einen Kartellverband, Berufsstand oder dergleichen besitzen oder nicht.

Eine solche „Aktion" wie die mit dem Velvet wäre vor hundert Jahren garnicht durchführbar gewesen. Daß sämtliche Hersteller in einer Saison auf einmal Velvet in Riesenmengen herstellen, dies als Privatwirtschaft zu bezeichnen ist wirklich ein Unding. Diese Leute produzieren nämlich schlechthin auf sozialistische Art. Nur im Verkauf wollen sie sich den Anschein des Privaten nicht nehmen lassen. Daß ein kollektiver Beschluß, kollektiv Velvet zu produzieren, eigentlich logischer- und vernünftigerweise von dem kollektiven Beschluß, Velvet kollektiv an eine kollektive Gruppe von Abnehmern zu verkaufen, begleitet sein müßte, will den Leuten heute noch nicht in den Kopf. Man kann aber nicht sozialistisch produzieren und privatwirtschaftlich verkaufen und reüssieren.

Warum ist die Auswirkung dieser kollektiven Maßnahmen heute so verheerend?

Wiederum aus technischen Gründen. Unsere heutigen technischen Produktionsmethoden erlauben uns, solche Beschlüsse wie den mit dem Velvet in unfaßbar kurzer Zeit zur Ausführung zu bringen. Nehmen wir einmal an, ein solcher Beschluß wäre durch irgendwelche Umstände vor hundert Jahren doch einmal in solcher kollektiven Vollständigkeit möglich gewesen: die Ingangsetzung der Produktion würde Monate, würde vielleicht ein Jahr gedauert haben. Heute liegen die ersten Muster eines „tüchtigen" Unternehmens 14 Tage nach dem Beschluß der Kundschaft vor. Vielleicht haben die Unternehmer großenteils schon nach 4 Wochen gesehen, daß der Verkauf nicht klappte, vielleicht haben sie es teilweise erst nach 8 Wochen eingesehen. Bis dahin aber waren bereits so ungeheure Mengen Velvet von den mechanischen Webstühlen ausgespien worden, und die Erzeugung weiterer ungeheurer Mengen so unabänderlich im Gange, daß sie nicht mehr aufgehalten werden konnte, ohne daß Verluste entstanden wären, die möglicherweise ebenso groß oder größer waren wie die durch die Tauschreste.

Die einmal in Gang gesetzte Produktionsmaschine läßt sich nur mit ungeheurem Aufwand wieder bremsen. Eine „Aktion" auf dem Gebiet der Erzeugung erinnert mich immer an einen Deichbruch. Ist der Strom einmal im Vorschießen, dann kann ihn nichts mehr aufhalten und er zerstört den Deich weithin, der vor dem Durchbruch noch so fest stand.

Vor hundert Jahren war die Produktion mühsam und langsam. Jeder hatte Zeit, sich dreimal, hundertmal zu überlegen, was er tun wollte. Heute drücken wir auf den Knopf und schon strömt der Fluß der Produkte, ehe wir uns recht überlegen konnten, wohin wir sie dirigieren sollen, und schon ist der ganze Markt verstopft mit Tauschresten.

So war es z. B. auch mit den „übertriebenen Hoffnungen auf Absatz von Marschstiefeln im Jahre 1933", die Sie in einer Ihrer früheren Nummern erwähnen. Solche übertriebenen Hoffnungen haben die Schuster zur Zeit der napoleonischen Kriege gewiß auch gehabt. Aber daß diese übertriebenen Ideen sich innerhalb von wenigen Wochen in eine höchst materielle Sintflut von Marschstiefeln verwandeln ließen, das ist nur in unserem Zeitalter der Massenfabrikation möglich; und darin liegt also die Ursache für die riesigen Tauschreste an Marschstiefeln 1933, in nichts anderem.

Warum werden wir solcher Folgen nicht Herr?

Weil wir es uns in den Kopf gesetzt haben, unter Benützung aller technischen Mittel und Fortschritte zu produzieren, d. h. kollektiv, d. h. sozialistisch zu produzieren, aber vor den dazu durchaus notwendigen sozialistischen Verteilungsformen der produzierten Güter zurückschrecken. Wer derartiges fordert, begibt sich in die Gefahr als Utopist verschrien zu werden. Die Güterverteilung ist sozusagen das Heiligtum der Privatwirtschaft, die in der Produktion faktisch nicht mehr besteht.

Ihr Beispiel mit der Familie schließt dies alles nämlich schon in sich. Wenn Sie von einer Familie sprechen, so ist darin die Vereinfachung enthalten, das alle Velvetproduzenten im kollektiven Takte der Technik, d. h. sozialistisch handeln. Aber es liegt auch schon darin, daß die übrigen Familienmitglieder gleichfalls sozialistisch handeln. Und das tun sie nicht. Ein Teil von ihnen sind ungezogene Kinder der Familie, die die wieder und wieder aufgetragene Velvetsuppe einfach nicht essen. Ein Teil aber sind auch ängstliche und eingebildete Dienstboten, die sich fürchten oder weigern, die zu viel gekochte Velvetsuppe auf den Tisch im Eßzimmer zu bringen, entweder mit der Begründung, sie wagten es nicht, der ungezogenen Bande die Suppe hineinzubringen, weil man sie dann beschimpfen würde, oder mit der nicht weniger merkwürdigen Begründung, einen solchen Fraß hineinzutragen, dazu wären sie sich zu gut. Und dabei handelt es sich doch um die wirklich gute, mit allen Errungenschaften der Neuzeit hergestellte Velvetsuppe!

Tatsächlich ist dies durchaus die Haltung unserer Velvet-Händlerschaft gewesen.

Wie lange, meinen Sie wohl, wird es noch dauern, bis die Welt oder wenigstens Europa eingesehen hat, daß die Technik sie durch das Mittel der sozialistisch ausgerichteten Produktion auch zu sozialistischer Güterverteilung zwingt?

Wenn wir „Technik" sagen, so sagen wir „Sozialismus". Sagen wir „Privatwirtschaft", so sagen wir eigentlich „Abschaffung der Technik". Wie lange werden wir noch brauchen, das einzusehen?

•

Wir haben dem höchstens hinzuzufügen, daß auch wir schon öfters gesagt haben und nicht müde werden wollen zu predigen, der Sozialismus sei eine „Funktion der Technik".

× × ×

Automaten

In vielen Städten sieht man Zigaretten-Automaten auftauchen; vereinzelte auch Süßwaren-Automaten. Die Meinungen der Besitzer — der Kleinhändler — über deren Rentabilität sind geteilt. In günstiger Verkehrslage scheinen sie sich zu bewähren; anderwärts weniger. Und manche Händler klagen darüber, daß sie jetzt im Laden fast gar nichts mehr zu tun hätten, während draussen vor der Türe der Automat verkaufe. Es sei bedauerlich, daß die „Beratung" des Kunden dabei wegfalle, und daß nun zwar die Marken, die der Automat liefere, stärker gekauft würden, dagegen die anderen Marken im Laden liegen blieben. (Es gibt zu viele Marken! D. Red.)

In andern Ländern ist der Automat als Verkäufer (der bei uns erst seit Mitte 1934 nach Ladenschluß zugelassen ist) schon weit stärker eingeführt. In Kopenhagen z. B. kann man außer Zigaretten, Konfitüren, Obst, Papier, auch Seifen, Rasierklingen, Zahnbürsten, Zahnpaste, Ölsardinen, Kaffee, Wurst, Marmelade, Brötchen aus dem Automaten ziehen.

Enttäuschte Hoffnungen

Noch im Jahre 1931 belief sich der Wert der polnischen Einfuhr nach Ungarn auf fast 25 Millionen Pengö; die ungarische Ausfuhr dagegen erreichte nur 6½ Millionen Pengö.

Um dieses Mißverhältnis zu beseitigen, verpflichteten sich die beiden Länder in einem Abkommen vom Juli 1933 zu einem Warenaustausch im Verhältnis 1 : 1 auf Kompensationsgrundlage. So hoffte man auf eine Steigerung des Warenaustausches zum gegenseitigen Vorteil.

Aber das Ergebnis dieses Vertrages war genau entgegengesetzt: der Warenaustausch schrumpfte zusammen und betrug schließlich für jedes Land nur noch 3—4 Millionen Pengö.

Jetzt wird von neuem verhandelt.

Rußland hat begonnen, Kohle nach Amerika auszuführen (im Januar 100 000, im Februar 150 000 Tonnen).

Kleine Chronik

Die Deutsche Arbeitsfront hat in Leipzig eine Arbeitstagung abgehalten.

Die Organisation der gewerblichen Wirtschaft hat sich korporativ der Deutschen Arbeitsfront eingegliedert. (Die früheren Unternehmerverbände und die früheren Gewerkschaften sind also jetzt in einer Organisation vereinigt.)

Der bayrische Wirtschaftsminister Esser und der sächsische Volksbildungsminister Hartnacke sind vom Reichskanzler aus ihren Ämtern entlassen worden.

Die deutsche Außenhandelsbilanz im Februar ist mit 57 Millionen Mark passiv (359 Millionen Mark Einfuhr gegen 302 Millionen Mark Ausfuhr).

Für die Arbeitsbeschaffung sind nach einem Bericht der Deutschen Bau- und Bodenbank bis Ende 1934 5,05 Milliarden Mark zur Verfügung gestellt worden, davon 3,13 Milliarden in Wechseln, der Rest aus Etatsmitteln.

Die deutsch-englischen Besprechungen in Berlin (die nur informatorischen Charakter hatten und also zu keinem greifbaren Ergebnis führten) sind am 26. März beendigt worden.

Der englische Lordsiegelbewahrer Eden ist von Berlin aus nach Moskau, Warschau und Prag weitergereist.

Der englische Minister des Äußern Simon wird am 11. April in Stresa (Oberitalien) seinem französischen und seinem italienischen Kollegen über die Berliner Besprechungen Bericht erstatten.

Der Völkerbundsrat ist auf Antrag Frankreichs für den 15. April einberufen worden.

Das Kriegsgericht in Kowno (Litauen) hat in einem seit drei Monaten gegen 126 Memeldeutsche geführten Landesverratsprozeß schwere Zuchthausurteile (bis zu lebenslänglichem Zuchthaus) gefällt; vier Angeklagte, denen das Gericht Beteiligung an einem Fememord vorwirft, sind zum Tode verurteilt worden.

In Belgien hat der bisherige Vizepräsident der Nationalbank, van Zeeland, eine Konzentrationsregierung gebildet, der Katholiken, Liberale und Sozialdemokraten angehören.

Die italienische Regierung hat den Jahrgang 1911 einberufen. (Es stehen jetzt in Italien vier Jahrgänge, das sind 7—800 000 Mann, unter Waffen.)

Die Krise

Zeitgenössische Notizen aus dem Jahre 1929, zusammengestellt von Fritz Werkmann

„Unsere Finanzlage ist ohne Gleichen in der Geschichte", mit diesen stolzen Worten leitete Präsident Hoover mit seiner Botschaft vom 4. März 1929 die Besprechung der amerikanischen Geschäftslage ein. Wir stehen noch nicht am letzten Meilenstein desselben Jahres, und die Zerrüttung der Geschäftsverhältnisse diesseits wie jenseits des Atlantischen Ozeans ist — „ohne Gleichen in der Geschichte". Die Dezember-Botschaft des Präsidenten der USA klingt wie ein Klagelied!

Mit verheerender Gewalt ist die Lawine von den Ufern des Ohio, wo sie durch die wühlerischen Tritte einiger spekulativen Zeisige in Bewegung gesetzt wurde, unaufhaltsam nach Osten gegangen, hat die atlantischen Staaten der großen Republik zerdrückt, um nach gewaltigem Sprunge über den Ozean in England und auf dem Festland des europäischen Kontinents niederzufallen und bis in die Ebenen um die Ostsee (Norddeutschland, Polen, Skandinavien) zu verlaufen. In alle Geschäftszweige hüben und drüben hat sie größeren oder geringeren Stillstand gebracht. Wie der Dieb in der Nacht hat sie die auf schwindelnde Höhe gestiegene spekulierende und produzierende Welt überrascht.

Der zu straff gespannte Bogen zerriß, wie bekannt, zuerst in den Vereinigten Staaten.

Schlagen wir die Börsenberichte nach, so finden wir seit Herbst 1928 das Jammerlied über die Baissiers, bears (Bären), wie die Spekulanten auf Kurserniedrigung im Börsenrotwelsch bezeichnet werden, unaufhörlich abgeleiert. Wie oberflächlich diese Deutung ist, welche Blödigkeit erforderlich war, um sich durch solches Gewäsch leitender Börsenblätter zu einer Zeit einlullen zu lassen, als die gescheiterten Spekulanten, die Ratten des sinkenden Schiffes der Spekulation, ihr Effektenportefeuille bereits leerten und die Kurse über ihren Höhepunkt (erstes Halbjahr 1928) bereits hinaus waren, — darüber braucht Weiteres nicht gesagt zu werden.

Das Signal der Panik (d. h. der völligen Auflösung und Erstarrung aller Kreditbewegung) in den Vereinigten Staaten war der Bankerott einer Aktienbank mit 2 Millionen Dollar Stammkapital. Der Bankerott wurde in New York am 24. August bekannt, und wie das heutige Geschäftsleben nun einmal durch sein elektrisches Nachrichtensystem sehr empfindlich geworden ist, drückte die Panik überall auf einmal auf die Nerven des volkswirtschaftlichen Körpers. Daß ein so kleiner Anstoß — es sollen nach Zeitungsangaben nur 20 000 Dollars bei jener Aktienbank wirklich verloren worden sein — die Lawine in Bewegung zu setzen vermochte, ist der beste Beweis, daß nicht bloß an einem Punkt etwas, sondern überall vieles faul gewesen ist, sodaß ein Tropfen vollends imstande war, den Becher zum Überlaufen zu bringen.

In wenigen Wochen waren in New York und einigen Neu-England-Staaten schon an 200 meist große Handelshäuser gefallen; große Bahnverwaltungen waren durch den Alp ihrer Wirtschaft mit unverantwortlich großen schwebenden Schulden, die jetzt nicht mehr zu decken waren, zu Boden gedrückt. Waren sanken jählings im Preise. Denkwürdig wird folgende Übersicht über die Kursbewegung einiger hauptsächlicher Bahn-Aktien bleiben. Der Kurs vom Dezember 1928 repräsentiert nicht einmal den höchsten Stand, und dennoch welch jäher Fall!

	Cleveland-Pittsburg	Erie	Reading
15. Dez. 1928	56¼	60⅜	83⅜
18. August 1929	35	30¾	70⅛
24. August	20	25½	65
1. September	14½	19⅞	53
15. September	16¼	20⅛	49
29. September	9¼	13¾	36
14. Oktober	8½	7¾	33

In den Vereinigten Staaten fast so wenig wie in Europa ist es die Wertpapier-, sondern die Warenbörse, in welche jetzt (Herbst 1929) der Sturz am verheerendsten hereingebrochen ist. Auf dem Warenmarkt waren seit Jahren alle Segel ausgespannt worden, um die Warenpreise und die Wareneinfuhr ins wirklich Unerhörte zu steigern.

Die Ausfuhr nach Europa nahm mit eingetretenem Frieden und besseren Ernten ab. Gleichwohl wirtschaftete man fort, als stünde man unter der alten Konjunktur. Man suchte die hohen Preise zu halten, was nicht anders möglich war als dadurch, daß man die Vorräte massenhaft auf Lager legte und der Konsumtion entzog, welche sie bei natürlichem Herabgehen der Preise stetig verzehrt hätte. Allein die Lagerung erforderte Kapital, beziehungsweise Kredit; sie verlangte Steigerung des umlaufenden Kapitals durch Darlehensaufnahme und durch Anspannung des Wechselkredits.

Ein Kreditgebäude muß sich so in die Luft zimmern, so leicht, daß ein Windhauch es endlich zusammenblasen kann! Geht ein einziges Glied aus der Fuge, so stürzen alle anderen. Bleibt eine Zahlung aus, findet nicht genau der kalkulierte Absatz zur kalkulierten Zeit und zum kalkulierten hohen Preise statt, so fällt dann mit einem Ring die ganze papierene Kette auseinander.

Verfolgen wir die Preisnotierungen von New York, so hatte unter ungeheurer Anspannung des Bankkredits von Ende des Jahres 1928 bis Mai, Juni, Juli 1929 eine allgemeine Steigerung der Preise, trotz enormer aus der Einfuhrstatistik ersichtlicher Zufuhr, stattgefunden. Im Juni bis August aber machte sich mit fallenden Getreidepreisen bei allen Waren „Flauheit" bemerkbar. Der Bankkredit ist bis aufs äußerste angespannt, der Wechselkredit ist bis auf die höchste Spitze „geritten". Bei stockendem Absatz fehlte es daher durchaus an Kapital, um durch Vermehrung der umlaufenden Betriebsmittel die Waren noch länger auf Lager, die Preise noch länger auf der erschwindelten Höhe zu erhalten. — Das unbestimmte Etwas, das „Vertrauen", weicht, während Geschäftsberichte und Handelsblätter noch sagen, „die Lage des Geldmarktes an sich sei ganz gesund, es fehle bloß an Vertrauen". In Wahrheit aber fehlte es an der Möglichkeit, durch weitere Kapitalverwendung den künstlich geschaffenen Zustand zu erhalten, und bei einzelnen Waren, so namentlich bei Brot-

getreide, Speck, Käse und Fleisch wußte man infolge der gesegneten Ernten schon gewiß, daß die wilde verwegene Jagd bald in den Abgrund stürzen müsse.

•

Was nun die Ursachen der Krise in England betrifft ... An schmeichelnden Stimmen, welche noch dann, als das Hochwasser bereits alles zu überschwemmen drohte, versicherten, der nationale Handel und die nationale Industrie seien im Kerne gesund, hat es freilich in England so wenig wie in den Vereinigten Staaten gefehlt. Es war die bare Lüge.

Als ganz irrig hat sich die Ansicht erwiesen, daß übertriebene Banknotenausgabe die Hauptursache der Krise sei. Der Schatzkanzler selber in seiner Unterhausrede vom 4. Dezember hat hierauf mit allem Nachdruck hingewiesen. Er erkannte den faulsten Fleck in den jeden Augenblick kündbaren verzinslichen Bankeinlagen. D. schrieb das Übel gewiß noch richtiger einem „mismanagement of European capital", einer allgemeinen Fehlleitung des europäischen Kapitals zu, welche unter dem Reiz verschiedener gewöhnlicher und außergewöhnlicher Verhältnisse, Ereignisse und Leidenschaften hervorgerufen worden sei.

Gleichzeitig mit der Krise in England und zum Teil schon vorher hatten sich über das ganze Festland hin Vorboten einer bald hereinbrechenden Krise gezeigt. Alle Banken steigerten ihren Zinsfuß, Kurse fielen, der Warenmarkt war überall gelähmt. Die Abnahme des Banknotenumlaufs bei der französischen und bei den deutschen Notenbanken bewies ein Ermatten des Güterumlaufs. Gleichzeitig aber flossen wie in England, so auch in Frankreich und sonst den Banken Einlagen zu, ein Zeichen, daß es hier wie dort weniger an Kapital als an dem Vertrauen, es in fremde Unternehmungen zu geben oder selber zu verwenden, fehlte und der Unternehmungsgeist mehr noch den Mut als die Mittel verloren hatte.

Frankreich ist, was viele überrascht hat, verhältnismäßig wenig von der Krise berührt worden. Freilich, Arbeiter feiern zu Tausenden oder arbeiten verkürzt. — Die Anerkennung darf man der französischen Regierung nicht versagen, daß sie mit Festigkeit die in Frankreich besonders verführerische Bahn der Staatshilfe vermieden hat.

Eine erstaunliche Haltung während der allgemeinen Handelsverwirrung bewies die Schweiz. Kein Land hat einen verhältnismäßig so starken Exporthandel wie die Schweiz. Selbstverständlich mußte sich unter diesen Umständen die Krisis auch in der Schweiz sehr fühlbar machen. Doch von großen Zusammenbrüchen ist die Schweiz fast ganz verschont geblieben. Wo eine Wunde aufbrach, war sie schnell wieder bedeckt. Diese außerordentliche Erscheinung dürfte aber auf den Voraussetzungen ruhen, welche den schwerst heimgesuchten Ländern von Anfang gefehlt hatten oder abhanden gekommen waren. Stärke des Betriebskapitals, Vorsicht in der Anspannung des Wechselkredits, Nüchternheit in der Kundenannahme zeichnen unseres Wissens den schweizerischen Handel aus.

Dieselbe glänzende Haltung wie der schweizerische hat auch der niederländische Handel bewahrt.

Gehen wir zu Deutschland über ...

•

Nein, das werden wir nicht tun! Sondern wir werden dem Leser jetzt verraten, daß der vorstehende Text mit geringen Änderungen einem Aufsatz von Albert Schäffle über „Die Handelskrise von 1857 ..." entnommen ist, einem Aufsatz, der 1858 in Heft 1 der „Deutschen Vierteljahrsschrift" erschienen ist. Wir haben ihn vorstehend dadurch modernisiert, daß wir stets 1856 in 1928 und 1857 in 1929 geändert haben und entsprechend den Namen des amerikanischen Präsidenten aus Buchanan in Hoover.

Soweit unsere Leser nicht selber in den April geschickt worden sind (in den des Jahres 1857!), haben sie jetzt zum mindesten Material, um das anderen gegenüber mündlich mit mehr Erfolg zu versuchen, als es dem Schreiber dieser Zeilen möglich war.

Ehe wir auf den ernsteren Sinn unseres Täuschungsversuches kommen, sei noch einmal Schäffle zitiert (dieses Mal mit richtigen Jahresangaben). Er schrieb 1858: „Allein die Großväter haben auch in Hamburg vollständig erlebt, was 1857 die Enkel sahen. Wenn man heute die Geschichte der Krisis von 1799 in Ursachen und Verlauf verfolgt, so ist man oft versucht, eine Vorausbeschreibung von 1857 darin zu finden. Der Hamburger nationalökonomische Schriftsteller Hertz hat den guten Gedanken gehabt, einfach des ehrwürdigen Büsch's „Geschichtliche Beurteilung der 1799 entstandenen großen Handelsverwirrung" neu auflegen zu lassen und nur in einer Anzahl Glossen die Parallele mit der Verwirrung von 1857 herzustellen."

So wie den Zeitgenossen der Krise von 1857 die Beschreibung der Krise von 1799 wie eine Beschreibung ihrer Gegenwart vorkam, kommt wohl manchen unserer Zeitgenossen die Beschreibung der Krise von 1857 wie eine Beschreibung unserer Gegenwart vor. Wer auf unseren Aprilscherz hereingefallen ist, möge sich darüber nicht ärgern, sondern versuchen, nun erst recht die tiefere Bedeutung dieses Scherzes richtig zu verstehen..

•

Nur der Fatalist wird daraus, daß die Krisen von 1799, 1857 und manche anderen überwunden worden sind, beruhigt den Schluß ziehen, das werde dann ja mit der gegenwärtigen und mit künftigen Krisen auch so gehen. Für den tatkräftigen Menschen ist der Hinweis auf die fast regelmäßige Wiederkehr von Zeiten gehäuften Elends und gesteigerter Not vielmehr ein Ansporn, das Übel mit der Wurzel auszurotten. Er ist für ihn ein Aufruf, dafür zu kämpfen, daß keine kapitalistische Krise mehr das Füllhorn des Elends über die Völker entleeren kann.

Deutsche Siedlung während der Krise

Die in Nr. 50 unter dieser Überschrift veröffentlichte Statistik enthielt für das Jahr 1934 falsche Angaben. Wir wiederholen nach Angaben in „Wirtschaft und Statistik" die letzten Zeilen unserer Tabelle:

	Siedlungsland erworben ha	Zahl der Neusiedlerstellen	deren Fläche ha
1931	112 000	9 100	100 000
1932	82 000	9 000	102 000
1933	107 000	4 900	60 000
1934	145 000	4 800	73 000

Die Kartelle

Über die Entwicklung der deutschen Kartelle schreibt die „Deutsche Allgemeine Zeitung" am 24. März u. a.:

„Sie zeigt vor allem dreierlei. Einmal daß neben den großen Trusts und Konzernen auch die Kartelle eine breite und einladende Brücke zum Staatseinfluß auf die Wirtschaft schlagen. Die alten Kathedersozialisten haben mit ihren Voraussagen und Forderungen recht behalten. Die nationalsozialistische Wirtschaftsführung bedient sich bewußt und notfalls energisch der Schaltwerke und wirtschaftlichen Generalstäbe der Syndikate und baut diese Einflußnahme zu einem wesentlichen Element der zukünftigen Wirtschaftspolitik aus.

Zweitens beweist die Kartellgeschichte, daß die Kartelle aus Kindern der Not längst zu Traditionsgebilden der deutschen Wirtschaft geworden sind, zu tragenden Teilen ihres Knochengerüstes. In manchen Bereichen der Wirtschaft ist das hochentwickelte Kartell zum „verlängerten Arm der Betriebswirtschaft" geworden, hat das Syndikat den Unternehmungscharakter des Betriebs bereits weitgehend ausgelaugt, beherrscht und formt die Kartellpolitik das Denken der Unternehmerschicht. Der Wettbewerbstrieb, eine der ursprünglichsten und wesentlichsten Unternehmereigenschaften, ist hier teils denaturiert, teils aber umgeformt worden in eine unterirdische Rationalisierungs- und Kostenersparniskonkurrenz innerhalb des Kartells und einen überbetrieblichen internationalen Wettbewerb auf dem Weltmarkt, bei dem das nationale Kartell gewissermaßen als Unternehmungseinheit auftritt.

Drittens lehrt die Kartellgeschichte, daß das Kartell eine wirtschaftstechnische Angelegenheit ist und nichts mit Moral und Gesinnung zu tun hat. Verblüffend schnell sind in den letzten Jahren aus Kartellgegnern Kartellfreunde geworden. Mit einem Male erschien der Kartellbegriff in einem neuen Licht. Ein anderer Inhalt wurde in ihn hineingelegt. Kreise, die bisher das Kartell leidenschaftlich und mit Hilfe eines großen Teils der öffentlichen Meinung bekämpft hatten, entwickelten plötzlich eine Art Kartellgründungsfieber, wobei vielfach das nationalsozialistische Wirtschaftsideal mißverstanden wurde und Grundsätze wie „Gerechter Preis", „Berufsständischer Aufbau" und „Marktordnung" der Ausdeutung durch den Gruppenegoismus verfielen."

Ob man am Ende mit unsäglicher Plackerei in seinem Fache etwas genützt hat, das trägt doch wenig aus; weit besser ist es, den Geliebten lieb gewesen zu sein und nach eigener Phantasie gelebt zu haben.

Burckhardt

Der verhinderte Rächer

Es ist in unserer ereignisreichen und schnellebigen Zeit ganz gut, hie und da einen Blick in ältere Zeitungsnummern zu werfen; das trägt zum Verständnis mancher politischen Vorgänge bei. So ist mir zufällig eine Zeitung von Mitte Januar 1935 in die Hände gekommen, die einen Bericht über einige Äußerungen von Veniselos enthält. Veniselos, heißt es da, greife in seiner Presse die griechische Regierung heftig an; er werfe ihr vor, sie begünstige offen die Wiedereinführung der Monarchie, und außenpolitisch führe sie das Land von einer Demütigung zur andern; Griechenland sei viel mehr ein Mittelmeerstaat als ein Balkanstaat, es müsse also mit den Mittelmeerstaaten (d. h. mit Italien) zusammengehn; die Verständigung mit der Türkei, Rumänien und Jugoslawien, der sogenannte „Balkanpakt", habe Griechenland jede Selbständigkeit genommen und es in Abhängigkeit vom „französischen Konzern" gebracht.

Und dann fährt Veniselos fort: „Wenn die Regierung glaubt, sie sei für die Ewigkeit da, dann wird ihr gewaltsamer Sturz zu einer fatalen Notwendigkeit werden und dann wird General Plastiras von allen als der vom Schicksal berufene Rächer anerkannt werden müssen. Ich weiß, daß viele Mitglieder der Oppositionsparteien der Ansicht sind, daß die bisherige Politik der Regierung das Eingreifen von Plastiras bereits zur unabwendbaren Notwendigkeit machte. Ich habe jedoch immer noch gehofft, daß die Notwendigkeit eines Rächers noch vermieden werden könnte."

Man hat das damals gelesen, ohne sich viel dabei zu denken. In Wirklichkeit war dieser Artikel die Kriegserklärung der Veniselisten. Einige Wochen später ist ja dann auch der Putsch losgebrochen, der allerdings gescheitert ist. Gescheitert erstens, weil in einem modernen Staat jeder Putsch scheitern muß, der nicht die Militärmacht (vor allem die Flugwaffe) auf seiner Seite hat, und zweitens, weil der erwartete „Rächer" gar nicht nach Griechenland gekommen ist; er ist nämlich auf der Reise von Frankreich, wo er sich aufhielt, in Italien von der Polizei festgehalten worden.

Gerade in Italien, auf dessen Beistand Veniselos gerechnet hatte: — das zeigt einerseits, wie sehr sich Veniselos in seinen politischen Berechnungen getäuscht hat, und andererseits, wie sehr sich die Lage im Mittelmeer im vergangenen Jahr verändert hat.

Seit der Einigung Italiens schien der italienisch-französische Gegensatz im Mittelmeer etwas Naturgegebenes zu sein. An diesem Gegensatz schieden sich die Balkan- und Mittelmeerstaaten. In der Nachkriegszeit waren die Staaten der Kleinen Entente französisch orientiert, Albanien und Bulgarien dagegen standen unter italienischem Einfluß; Griechenland und die Türkei schwankten.

Heute sieht die Lage wesentlich anders aus. Die Türkei, Griechenland, Rumänien und Jugoslawien haben den Balkanpakt geschlossen und stehen in engster Verbindung mit der Kleinen Entente. Auch wenn die Staaten dieser beiden Gruppen nicht in allem miteinander einig sein sollten, so stellen sie doch eine Macht dar, die nicht unterschätzt werden darf. Als die Unruhen in Griechenland die Gefahr heraufbeschworen, Bulgarien könnte sich gewaltsam den gewünschten Zugang zum Mittelmeer bahnen, haben die Türkei und Jugoslawien sofort Truppen an die griechische Grenze entsandt, so daß Bulgarien die Aussichtslosigkeit einer derartigen Revision einsehen mußte. (Denn die wenigen italienischen Truppen, die an der albanisch-griechischen Grenze sichtbar wurden, wären für Bulgarien keine Unterstützung gewesen.) Und bei einem andern Fall eines drohenden Krieges, Mitte letzten Jahres, soll die Türkei der jugoslawischen Regierung die sofortige Entsendung von zwei Armeekorps versprochen haben.

Die in der Kleinen Entente und im Balkanpakt zusammengeschlossenen Staaten bilden heute eine Macht, der gegenüber Albanien und Bulgarien überhaupt nicht mehr ins Gewicht fallen. Der griechischen Regierung zu raten, sie solle die Bindung an diesen „französischen Konzern" lösen, heißt sie schlecht beraten, doppelt schlecht, seitdem der bisherige Gegenspieler Frankreichs, Italien, sich mit Frankreich verständigt und seine Ambitionen auf dem Balkan, mindestens für geraume Zeit, aufgegeben hat. Italien scheint sich nach mancherlei Enttäuschungen mit der heutigen Machtverteilung

Klangfiguren

Von German Gerhold

Heute traf ich den Franz Terwin auf der Straße, den ich seit Jahren nicht gesehen hatte.

„Ja, alter Freund!" rief ich ihn an. „Wo kommst du denn her?"

„Aus Japan," sagte er, als ob das nichts Besonderes sei.

Wir traten in ein Café, um uns ein wenig auszusprechen.

„Also aus Japan —?" begann ich, nachdem wir Platz genommen hatten. „Und was bringst du für Neuigkeiten mit?"

Er lächelte versonnen. „Nun, vielleicht die, daß für die Menschheit nun ein neues Zeitalter anbrechen wird."

Ich lachte. „Das pfeifen hier seit langem alle Spatzen auf sämtlichen Dächern, alter Junge!"

„So hat man auch hier schon von Professor Lir-pas Entdeckung gehört?"

„Lir-pa —?" Ich verneinte. „Was hat er denn entdeckt?"

Er setzte bedächtig die Tasse nieder. „Eigentlich soll es noch geheim bleiben. Aber dir ..."

„Nun rede schon!" forderte ich gespannt.

Er wand sich etwas und suchte nach Worten. „Weißt du, — es ist nicht so leicht darzustellen," sagte er dann.

„Ach so," erwiderte ich etwas verächtlich. „Wohl eine Kiste à la Relativitätstheorie und so?"

Er schüttelte den Kopf. „Nein. Es betrifft das Gehirn. Er hat entdeckt, in welcher Form dort die Gedanken und Eindrücke aufbewahrt werden."

„In welcher Form ...?" erwiderte ich etwas enttäuscht. „Und deswegen gleich neues Zeitalter?"

„Es hat unabsehbare Folgen," sagte er geheimnisvoll. „Vor drei Wochen war ich noch in seinem Laboratorium. Es ist unheimlich, sage ich dir!"

„Ja, aber wieso denn nun?" fragte ich ungeduldig.

Er sah auf. „Wieso, fragst du?" Er beugte sich vor und flüsterte. „Wer weiß, vielleicht denken und sprechen auch wir beide hier jetzt, was jener Zauberer in Tokio will!" Er sah sich flüchtig im Lokal um. „Ja, vielleicht tun dies auch alle anderen hier! Vielleicht alle Menschen in ganz Europa sogar!"

Ich zuckte die Achseln. „Lächerlich. Du fantasierst!"

„Nein, nein," erwiderte er hastig. „Es ist ja auch eigentlich ganz einfach. Ein Ei des Kolumbus gewissermaßen —." Er strich sich über die Stirn. „Sage mal," fuhr er dann fort, „besinnst du dich noch auf jenes harmlose Experiment mit den Klangfiguren in der Fysikstunde?"

„Klangfiguren —?" Ich dachte nach. „Ach so, natürlich! Es wurde Sand auf eine Glasplatte gestreut, die Platte wurde mit einem Violinbogen angestrichen, und dann ordneten sich die Körner zu einer Figur. Je nachdem die Platten größer oder kleiner waren, entstanden verschiedene Figuren. Es hing, glaub ich, von den Schwingungszahlen ab oder so. Warte mal —. Chladni hieß der Mann, der das vor reichlich hundert Jahren entdeckt haben soll. Stimmt's?"

Er nickte. „Ja. Und das ist auch eigentlich schon alles. So ähnlich entstehen, wie wir nun wissen, im Gehirn „Klangfiguren" aus den Bewegungen, die aus der Umwelt über die Sinne ins Gehirn gelangen. Die Nerven und Fasern dort sind Gebilde aus solchen Figuren.

Jedoch —", seine Stimme hob sich, „das Alles wäre noch nichts! Jene Klangfiguren sind nun aber für die meisten grundlegenden Gefühle und Gedanken festgestellt worden! Man baut bereits Empfänger und Sender, die Gedanken, Gefühle aufnehmen und ausstrahlen! Im Garten des Versuchshauses befanden sich Menschen, die auf Kommando Einfälle bekamen und Gesprächsstoffe diskutierten, die der Professor ausstrahlen ließ, während sie nichtsahnend glaubten, daß sie ihre eigenen Gedanken aussprächen und in Handlungen umsetzten!

Ich habe Apparate gesehen, die man auf „Freude", „Trauer", „Liebe", „Mord" und anderes einstellen konnte. Und alles was auf dem Erdenrund im Augenblick liebt, mordet oder trauert, meldete sich! Fantastisch! Grauenhaft, sage ich dir!"

Verblüfft wiegte ich den Kopf. „Das ist allerdings seltsam," meinte ich, nachdenklich geworden.

„Nur seltsam?" rief er. „Wenn diese Apparate verbreitet werden, — und sie werden bereits verbreitet! — dann ist es fürderhin zwecklos, eine Unwahrheit zu sagen! Und es wird direkt gefährlich, Haß oder Neid gegen einen Mitmenschen zu hegen! Ganz neue Formen des Zusammenlebens müssen ersonnen werden! Niemand kann ja dann mehr seine Gefühle verbergen! Stelle dir doch einmal selbst die Folgen vor! Bereits jetzt künden sich internationale Verwicklungen an, eben dieser Sache wegen!"

„Wieso das?"

„Wieso? Weil die japanischen Diplomaten bereits mit diesen Apparaten ausgestattet und so in der Lage sind, in aller Herren Ländern das wahre Denken und Fühlen der Staatsmänner, ja der Völker selbst auszuspionieren!"

„Hm. Werden aber nicht die andern mit der Zeit auch ..."

„Haben schon! Natürlich waren bereits Spione am Werk und haben die grundlegenden Konstruktionspläne ausgekundschaftet! Ich sage dir, eine Unsicherheit ist in der diplomatischen Welt ausgebrochen, die nicht zu beschreiben ist! Alle weicht sich kilometerweit aus! Verschiedene Gesandtschaften und Ministerien sollen ihre Verhandlungszimmer bereits mit Bleiplatten austapeziert haben! Aber ich weiß zuverlässig, daß auch das völlig zwecklos ist."

„Teufel, Teufel," murmelte ich. „Das sind ja tolle Dinge."

Mein Freund nickte. „Und ebenso im Geschäftsleben! Es wird kaum noch eine Möglichkeit bestehen, einander zu übervorteilen! Überall ist es mit der Komödie zu Ende. Wie es vor Gericht und auf den Steuerämtern zugehen wird, kannst du dir selber ausmalen. Auch im religiösen Leben —! Es wurde ein Versuch in einem Tempel gemacht —. Die Priester haben vor Ärger und Enttäuschung den Gottesdienst auf der Stelle abgebrochen!"

„Weshalb denn?" fragte ich verwundert.

„Weil sich herausstellte, daß die Menschen an alles Mögliche dachten, nur nicht an den Gottesdienst!"

„Ach du lieber Gott —," entfuhr es mir. „Ja, aber wohin soll das denn schließlich führen?"

Er zuckte die Achseln: „Wer hat das gewußt, als die Dampfmaschine erfunden wurde? Wer hat bei den anderen großen Erfindungen und Entdeckungen daran gedacht? Es treibt uns eben weiter. Einer Hölle oder einem Paradies entgegen. Wer weiß das?"

Telepathie

Die Telepathie, die Fernübertragung von Gedanken, ist in Tibet so gebräuchlich, wie bei uns etwa das Telefon. Der Tibeter schickt seine Befehle und Nachrichten „auf den Wind", und diese Übertragung klappt vorzüglich.

Das Geheimnis dieser Fähigkeit ist die ganz besonders geartete Denkweise des Tibeters. Während wir Europäer zwar sehr schnell reagieren, dafür aber auch überaus sprunghaft denken, ideenflüchtig sind, kann sich der Tibeter tage- und wochenlang in denselben Gedanken versenken und dadurch natürlich eine bedeutend gesteigerte Intensität erzeugen.

So erzählt der Himalaya-Forscher Dyhrenfurth, daß er 1930 einen Toten gehabt habe. Er schickte einen Boten mit der Nachricht zu der 12 Tagemärsche entfernten Telegrafenstation. Dort wußte man bereits von dem Unglück; denn die tibetanischen Expeditionsmitglieder hatten die Nachricht schon — über ein Gebirge hinweg — durch Telepathie weitergegeben.

1934 hat Dyhrenfurth einen Fall von zeitlichem Fernsehen erlebt. Die Träger seiner Expedition sagten ihm voraus, daß er die

auf dem Balkan abzufinden; es sucht ja sogar mit dem „Erbfeind" Jugoslawien eine Verständigung.

Für diese Schwenkung Italiens gibt es verschiedene Gründe. Einer wird gewöhnlich übersehen: der Stellungswechsel Sowjetrußlands.

Italien war einer der ersten europäischen Staaten, die mit Sowjetrußland in Handelsbeziehungen traten, und Mussolini war immer sehr darauf bedacht, den Draht nach Moskau, den direkten und den, der über Berlin führte, nicht abreißen zu lassen. Diese Haltung Mussolinis hatte ihre guten Gründe: Italien wäre im Falle eines Krieges mit Frankreich auf Rohstoffe und Getreide aus Rußland angewiesen gewesen. Solange nun Rußland auf Seiten der revisionistischen Staaten stand, also Gegenspieler Frankreichs war, fühlte sich Italien im östlichen Mittelmeer gedeckt. Als aber Rußland die Front des Revisionismus verließ und sich Frankreich näherte, da war für Italien das östliche Mittelmeer durch Rußland und die Türkei (die außenpolitisch mit Rußland eng verbunden ist) versperrt. Es hätte des Zustandekommens des Balkanpakts kaum mehr bedurft, um Italien zur Verständigung mit Frankreich zu zwingen. Der Weg von Paris nach Rom hat über Moskau geführt.

Die Verständigung mit Frankreich hat Italien den Weg zu allerlei Eroberungen in Afrika freigemacht, es aber zum Verzicht auf jeden Einfluß in den Balkanstaaten gezwungen. Der Balkan gehört heute ... sagen wir einmal vorsichtig: teils noch Frankreich, teils schon den Balkanvölkern.

Daß Veniselos diese Umschichtung der Machtverhältnisse im Mittelmeer und auf dem Balkan bei seinem Putschplan nicht berücksichtigt hat, scheint nicht recht verständlich. Aber es gibt für sein Verhalten keine andere Erklärung als diese unwahrscheinliche Annahme. Daß der erhoffte Rächer Plastiras gerade von der italienischen Polizei an seinem Befreiungswerk gehindert worden ist, wird ihn, Veniselos, jetzt wohl eines Besseren belehrt haben. Max Gregory

Abessinisches Dementi

In dem Konflikt zwischen Italien und Abessinien wird mit ungleichen Mitteln gekämpft, und zwar nicht nur militärisch, sondern auch politisch; denn Abessinien besitzt keine einzige Zeitung und muß deshalb zusehen, wie Italien die Welt mit nicht immer ganz objektiven Berichten über den italienisch-abessinischen Streit versorgt.

„Ein Land ohne Zeitungen", heißt es in einer offiziellen abessinischen Erklärung, „gleicht einem Menschen, der Ohren hat, zu hören, dem aber die Zunge fehlt, um zu sprechen. Wir sind gezwungen, alle Lügen anzuhören, die unsere Verleumder gegen uns ausstreuen, ohne daß wir ihnen darauf erwidern könnten. Aber unsere Geduld ist groß und unser Glaube an Wahrheit und Gerechtigkeit ist noch viel größer."

Das ist die Sprache des Orients, die sich neben der europäischen Zeitungs- und Diplomatensprache etwas merkwürdig ausnimmt. Die abessinische Erklärung (die vom kaiserlich-äthiopischen Gesandten in Rom den Vertretern der ausländischen Presse in Rom übergeben worden ist) bietet auch sonst noch einige hübsche Beispiele für den Unterschied zwischen der bilder- und floskelreichen Sprache des Orients und der nüchternen Sprache Europas. In europäischer Sprache lautet z. B. ein Dementi: „Die Meldung eines italienischen Blattes, die abessinische Regierung unterstütze die Sklaverei, stellt eine völlig haltlose Verleumdung dar, was schon daraus hervorgeht, daß ..." Auf Abessinisch klingt das so:

„Wenn Gott einen Menschen strafen will, dann verwirrt er sein Gehirn. Gott hat sicherlich das Denken jenes Menschen verwirrt, der gegen uns die Anklage erhoben hat, daß wir die Sklaverei beschützten, und dieser Mensch läßt sich auch erzählen, daß wir die Sklaven ins Meer werfen, wenn es den Sklavenschiffen nicht gelingt, den Wachtbooten zu entrinnen. Um diesen Lügner zu entlarven, hat Gott ihn aber auch vergessen lassen, daß Abessinien weder einen Meter Meeresküste noch ein einziges Ruderboot besitzt."

Bananen

Im Wirtschaftsteil der „Württemberger Zeitung" (Nr. 63) wird eine Lanze für die Bananeneinfuhr gebrochen, die zur Erhaltung der deutschen Ausfuhr nach Spanien nötig sei. Es sei übrigens bemerkenswert, daß bei den Bananen 80 (achtzig) Prozent des Verbraucherpreises und mehr „der deutschen Wirtschaft selbst zugutekommen" und kaum 20 Prozent „ins Ausland wandern".

Mit andern Worten: die Kosten der Verteilung der Bananen in Deutschland sind viermal so hoch als ihr Preis im Zollhafen.

Das mechanische Haus

In den Vereinigten Staaten hat eine der größten Elektrizitätsfirmen das „Haus der Zukunft" gebaut. Die Firma nannte es selbst „Experimental House" und wollte damit andeuten, daß das Ganze ein großangelegter Versuch sein soll. Ob ein Experiment mit der technischen Utopie eines Hauses oder mit der Geduld des Menschen, das ist noch nicht heraus. Man läßt jeweils einen bestimmten Berufstyp eine Zeitlang darin wohnen und notiert genau alle Einzelheiten dieses Zusammenlebens.

Es ist aber auch nicht leicht, sich mit dieser Wohnung abzufinden. Die Menschen müssen fast alle Gewohnheiten ändern. Sie haben im Grunde keine Arbeit mehr in ihrem Heim. Dafür müssen sie sich mit jeder Kleinigkeit auf das Funktionieren eines geheimnisvollen Apparates einstellen, der nicht erst mit dem Willen, sondern schon beim Erscheinen der Bewohner zu arbeiten beginnt.

Die Garagentür öffnet sich lautlos bei Annäherung des Wagens, gleichzeitig schaltet sich die Beleuchtung ein. Zimmertüren öffnen sich selbsttätig. Die Speisen befinden sich schon gekocht im Servierwagen. Die Spülmaschine nimmt das schmutzige Geschirr auf, um es sauber und geordnet wieder zu präsentieren. Des Nachts strahlen alle Türgriffe und Schalter in zartem Glimmerlicht. Schon abends hat man die Schaltuhr an der Kaffeemaschine auf die gewünschte Zeit gestellt und, von einer leisen Melodie geweckt, hat man gleich den Kaffeeduft an der Nase. Mit dem Besucher spricht man des Morgens vom Bett, vom Bad oder wo man sonst sich gerade aufhält, elektrisch zur Gartentür.

Das Haus ist ein Großverbraucher an Elektrizität. Die installierte Leistung beträgt 80 Kilowatt. Eine Riesenzahl im Vergleich zu den 3 Kilowatt einer normalen amerikanischen Sechszimmerwohnung. (Der europäische Durchschnitt liegt noch weit darunter.) Für den Haushalt arbeiten Elektromotoren von insgesamt 108 Pferdestärken. Der Jahresstromverbrauch soll 1800 Kilowattstunden erreichen.

Die Küche des Experimentierhauses ist klein, sie umfaßt nur 1,8 auf 3 Meter. Dafür ist dieser ganze Raum frei. Ein Tischband zieht sich an den Wänden entlang, nur unterbrochen durch gleichhohe Herde, Spülmaschine, Kühl- und Wärmeschrank. Unter und über dem Band sind reichlich Schränke und Regale eingebaut. Alle Fächer schalten beim Öffnen automatisch eine Innenbeleuchtung ein. Der Herd kocht natürlich elektrisch und hat Temperaturregler, die jede Überwachung überflüssig machen. Die Spülmaschine arbeitet ebenfalls selbsttätig. Sie spritzt zuerst kochendes Wasser über das Geschirr, bewegt es darin, öffnet den Ablauf und schließt ihn wieder, gibt neues Spülwasser hinzu, entleert sich wieder und trocknet zuletzt mit Heißluft ab.

Eine besonders in Amerika übliche „kalte Küche" enthält einen zweiten Kühlschrank nebst allen Geräten zur Zubereitung von Toast, Keks, Salaten, Gefrorenem, Obstsäften, Tee und Kaffee. Da stehen Mischmaschinen, Pressen, Waffeleisen, Rührwerke, Brotschneider, alle elektrisch angetrieben oder geheizt.

Die Waschküche ist ein technisches Werk für sich. Wäscherutschen führen von den Fluren in einen Behälter. Daneben befindet sich die Waschmaschinerie mit Kochfaß, Wasch- und Spülmaschine und Zentrifuge. Jeder Einzelteil hat eigenen Motor, Kalt- und Heißwasserumlauf. Von da kommt die Wäsche zur Heißmangel und zu den Trockenschränken, die sich selbst abstellen, wenn die Wäsche genügend trocken ist. Bügeleisen und Bügelbrett zieht man an Schwenkarmen aus der Wand. Das Eisen schaltet sich beim Herausschwenken ein.

Selbstverständlich befinden sich in allen Räumen des Hauses Rundfunk, Bildfunk, Fernsprecher, Mikrofone und Lautsprecher.

Das Haus wird geheizt und gekühlt mit Luft. Regler in den Abluftkanälen schalten beim Sinken der Temperatur Ölbrenner unter einem Dampfkessel ein, der die gereinigte Zuluft erwärmt. Steigt im Sommer die Temperatur über ein bestimmtes Maß, so schalten dieselben Regler den Luftumlauf über ein entsprechendes Kühlsystem. Ebenso wird die Luftfeuchtigkeit auf gleicher Höhe gehalten. So hat das Haus sein eigenes Klima, das das Öffnen von Fenstern erübrigt.

Die Beleuchtung der Räume läßt sich über alle Farbennüancen variieren. Eine raffinierte Lampenanordnung zwischen den Fensterflügeln gestattet es jederzeit, den Einfall des Sonnenlichts durch die Fenster vorzutäuschen.

An Wänden, Nischen und Fußböden zerstreut befinden sich 87 Steckdosen für Kraft, 113 Steckdosen für Licht, 9 für Radio, 7 für Klingeln, 8 für Fernsprecher, 91 gewöhnliche Schalter, 5 Türschalter. 17 bewegliche und 320 feste Lampen werden durch 3 Kilometer Leitungen gespeist.

Experimentiert man vielleicht, wie lange der Mensch in diesem Labyrinth seinen Verstand behält?

Man sollte heute lieber experimentieren, wie man den Ärmsten auf die Beine hilft, jenen Ärmsten, deren Beihilfe zum Betrieb und zur Erhaltung des Ganzen ja jederzeit willkommen ist. Ernst Pfau

Entwurzelt

Eines der vielgebrauchten Modewörter unserer Zeit heißt „entwurzelt". Der Städter wird gern als entwurzelt bezeichnet, aber auch dem oder jenem Bauern kann es passieren, daß ihn ein vielbeschäftigter Journalist gelegentlich mit diesem Beiwort beehrt.

„Entwurzelt" ist ein bildlicher Ausdruck. Aber mit der Zeit wird er so abgegriffen, daß man das Bild dahinter vergißt. Er teilt damit das Schicksal vieler Ausdrücke, die man erst wieder „rückübersetzen" muß, um den ursprünglichen Begriffsinhalt wieder zu erhalten. (Beispiele: erfahren, vortragen, aufschneiden, begreifen.)

Der ursprüngliche Sinn, die Loslösung aus der nährenden und stützenden Umwelt, hat schon eine kleine Wandlung ins Moralische erhalten: der entwurzelte, wurzellose, lies leichtfertige Städter und der erdgebundene, verwurzelte, lies sittlich gefestigte Bauer. Man vergißt dabei einen der wichtigsten Bestandteile des ursprünglichen Bildes, das schicksalhafte Eingreifen höherer Gewalten, welche die „Entwurzelung" herbeigeführt haben. Vergessen wird auch, daß der aus dem Bild ins Menschliche übertragene Begriff gar nichts mehr mit dem Boden zu tun hat. Man stelle sich einen Kleinstädter vor, einen wissenschaftlichen Arbeiter in der Großstadt, verpflanze sie aufs Land, und sie werden ebenso „entwurzelt" sein wie der „wurzellose Asfaltmensch" der Großstadt. Beide sind aus ihrer Umwelt herausgerissen worden.

Im allgemeinen ist der Bauer freilich stärker in seine Umwelt gebettet als der Städter. Der Bauer kennt seine Umwelt, er kann seine Arbeit überblicken, weil sie ein Ganzes ist. Die tägliche Hantierung des Städters dagegen ist — im allgemeinen wenigstens — dem Gesamtblick entzogen. Die Arbeit ist Spezialarbeit an irgend einem Ende, über das der Blick nicht hinausgeht. Der Umgang mit den Dingen ist sinnlos mechanisiert. Radio, Telefon, Flugzeug, Kaffee, Zigarren, Kleider, Möbel, überall steht ihm alles zur Verfügung, ohne daß er die Vorgänge kennt und erkennt, die diesen Errungenschaften zu Grunde liegen, ohne daß er über ihre Herkunft nachdenkt.

Auch der Bauer benützt Radio und Telefon. Aber er nimmt diese Dinge nicht gedankenlos hin; weil auch er die Hintergründe nicht kennt, bleibt er ihnen gegenüber mißtrauisch. Der Städter braucht hier ein Wort, das fälschlicherweise zum Schimpfwort gestempelt worden ist: was der Bauer nicht kennt, das frißt er nicht.

Mehr oder weniger sind wir alle — ob wir in den einfacheren und klareren ländlichen Verhältnissen leben oder in das komplizierte städtische Leben gespannt sind — unserer Umwelt geistig nicht mehr gewachsen. Vielleicht rührt diese Spannung daher, daß die Zivilisation in den letzten 100 Jahren größere Fortschritte gemacht hat als in den 2000 Jahren zuvor. Wir versuchen wohl dem sogenannten Fortschritt nachzurennen. Sobald wir jedoch merken, daß wir ihn nicht einzuholen imstande sind, nehmen wir das Neue resigniert hin: wir verstehen es doch nicht.

Der Abstand, der zwischen Erkenntnis und Umwelt bleibt, ist jener Zustand, den wir als „entwurzelt" bezeichnen. Er kann sich in verschiedener Form zeigen. Der Minderrangige (nach Fiedler) wird gleichgültig (leichtsinnig) werden, beim Höherrangigen stellt sich Kulturmüdigkeit ein.

Nur wenige sind es, die diese Spannung ausgleichen können: der Bauer, der, unbewußt, im einfachen Leben und einfachen Denken bleibt; der Künstler und Filosof, der sich bewußt eine höhere Lebenswarte erarbeitet, um von dem Neuen nicht erdrückt zu werden. Karl Amrhein

---

mal ungeschädigt heimkehren werde, während die gleichzeitig arbeitende deutsche Expedition verunglücken werde. Beides traf ein.

Die Eingeborenen verkünden diese Weisheit übrigens ganz gelassen. Es liegt ihnen gar nichts daran, den Europäer davon zu überzeugen; denn er ist in ihren Augen ein technisch zwar hochentwickeltes, aber kulturell niedrig stehendes Wesen.

Ein anderes rätselhaftes Kapitel der tibetanischen Mystik ist die Wärmeerzeugung auf autosuggestivem Wege, die hauptsächlich von älteren Lamas, von Eremiten, ausgeübt wird. Sie stellen sich bei 30 Grad Kälte unbekleidet ins Freie und entwickeln durch Autosuggestion in ihrem Körper so viel Wärme, daß sie nicht nur nicht erfrieren, sondern auch nasse Tücher an sich trocknen und den Schnee im Umkreis schmelzen können. Es werden förmliche Konkurrenzen ausgetragen, wer die meisten Tücher trocknen kann. Ein Anfänger bringt es z. B. nur auf 4 Tücher, während ein Meister in einer Nacht 20 nasse Tücher trocknet.

Die Wurst des Herrn Ministers

In Belgien erhoben die Zeitungen ständig Beschwerden über langes Liegenbleiben von Lebensmittel-Sendungen aus dem Ausland, so daß der Finanzminister Gutt beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen. Er bestellte in Straßburg drei Kilo Rauchwurst und erhielt von der Post bald darauf die Mitteilung, die Sendung sei eingelaufen und beim Zollamt abzuholen.

Dort wurde ihm gesagt, er müsse sich zunächst eine Einfuhrerlaubnis beschaffen. Da der Minister nicht unter seinem, sondern einem Decknamen die Wurst bestellt hatte, wurde ihm keine Vorzugsbehandlung zuteil, und erst nach vier Tagen erhielt er die Bescheinigung. Dann dauerte es noch drei Tage, bis er endlich (nach jedesmaligem stundenlangen Warten, wobei er immer von einem Zimmer in ein anderes geschickt wurde) die Würste bekam.

Sie waren „gerade noch mit knapper Not genießbar", so berichtet er selber. Das Publikum aber hoffte, nach dem Experiment des Herrn Ministers werde nun bei den Behörden ein anderes Tempo einkehren.

Da stürzte das Kabinett und der Herr Finanzminister war verschwunden.

Unsterbliche Hunde

In England scheint man zwar nicht von der Denkfähigkeit aber von der Unsterblichkeit der Hunde überzeugt zu sein. Die Londoner Hundezeitschrift „Dog World" hat kürzlich, nach der „Schönen Zukunft" (vom 24. März) eine Rundfrage mit dem Thema veranstaltet „Haben Hunde ein Leben nach dem Tode?"

„Mit dem tierischen Ernst, der dieser Aufforderung entspricht, antworteten die Leser, lauter berühmte Hundefreunde. Diplomatisch vorsichtig schrieb die Herzogin von Newcastle: „Ich persönlich hoffe, daß die Liebe und Hingabe an seinen Herrn über die paar Jahre hinaus dauern wird, die einem Hunde auf Erden beschieden sind." Kühner Sir Lodge: „Ich weiß von Gestorbenen, die aus dem Jenseits berichten, daß ihre vierbeinigen Begleiter bei ihnen sind. Mancher mag es nicht glauben; ich persönlich halte die Botschaft für glaubwürdig."

Aber Sir Lodge persönlich ist nur ein Amateurspiritist; er hat nur gehört, er glaubt nur. Doch Mister Pim weiß, Mister Pim ist Fachmann, er kennt sich im Jenseits aus wie in einer Hundehütte: „Alle unsere Lieblinge werden im ewigen Leben bestimmt mit uns vereinigt sein. Ich persönlich habe neulich einer Seance beigewohnt, die von dem Bellen vieler Hunde erfüllt war. Ich fühlte sogar gleichzeitig den weichen Kopf eines Foxterriers auf meinen Knien. Bei dieser Sitzung waren acht Personen zugegen, jedoch kein anderes Lebewesen."

Da kann man nur mit Nestroy sagen: „Der Mensch ist ein Federvieh, denn gar mancher zeigt, wie er a Feder in die Hand nimmt, daß er ein Vieh ist." M.

Aus Wien

Der Wachmann sieht eine junge Frau, die sich in der Donau ertränken will. Er reißt sie im letzten Augenblick zurück. Dann sagt er: „Schaun's — machen's doch ka G'schichten. Sie springen eini — i muß auch eini springen — beide wer'n mr naß — is schon besser, Sie gangen ham und hängen Ihna dort auf!"

Literatur

Philosophie und Zeitgeist. Von Theodor Litt. Felix Meiner Verlag, Leipzig. Preis geheftet 1,50 Mark.

Dieses erste Heft der Schriftenreihe „Wissenschaft und Zeitgeist" bringt in stark erweiterter Fassung den Inhalt eines im November 1934 in Berlin gehaltenen Vortrags. Litt setzt sich mit der gegenwärtig häufig erhobenen Forderung auseinander, die Filosofie habe nicht die Aufgabe, nach einer zeitüberlegenen, immer und überall gültigen Wahrheit zu streben, sondern sie müsse zeitnah sein, d. h. sie müsse das in Gedanken ausdrücken, was unsere Zeit bewegt, oder gar, sie müsse die Theorie zu dem liefern, was die Lebensbedürfnisse einer bestimmten Menschengruppe (einer Klasse oder eines Volkes) erfordern.

Litt lehnt diese Zumutung an die Filosofie ab. Er unterscheidet scharf zwischen „Filosofie" und „Weltanschauung". Weltanschauung ist „Ausdruck einer Seelenverfassung", einer „Lebensstimmung"; sie entspringt nicht einem auf logische Ordnung hinzielenden Erkenntnisdrang, sondern dem Bündel der im Menschen wirksamen Triebe und Gefühle. Die Filosofen dagegen sind seit Jahrhunderten der Überzeugung, daß der Filosofie gerade die Erhebung über die Zeit und das Streben nach einer (dem Menschen allerdings nie ganz erreichbaren) ewig gültigen Wahrheit wesentlich sei. Daß jede Filosofie abhängig ist von der persönlichen „Lebensstimmung" ihres Urhebers und von den Gefühlen und Bedürfnissen ihrer Zeit, ist eine banale Wahrheit. Aber das ist ein Mangel, naturwissenschaftlich ausgedrückt: eine Fehlerquelle, die man nach Möglichkeit auszuschalten versuchen, nicht aber zum Erkenntnis-Prinzip erheben und als Vorzug der Filosofie preisen sollte.

Aber, wendet man nun ein, hat nicht z. B. Hegel gesagt, die Filosofie sei „ihre Zeit in Gedanken erfaßt"? Hat er nicht geschrieben, die Filosofie „gehöre ihrer Zeit an", sei „in ihrer Beschränktheit befangen"? Die Auseinandersetzung mit diesem Gedanken Hegels ist der wesentliche Inhalt der kurzen, aber inhaltsreichen Schrift. Wir können hier nicht auf die theoretische Beweisführung eingehen, in der Litt die Meinung zurückweist, als habe Hegel mit den angeführten Worten der Filosofie die Aufgabe gestellt, den vorübergehenden Bedürfnissen der Zeit zu dienen. Wir wollen nur das praktische Endergebnis kurz andeuten.

Hegel fordert vom Filosofen, daß er sich ganz „objektiv" den sachlichen Aufgaben, mit denen sich die Filosofie seit Jahrhunderten beschäftigt, widmet, ohne Rücksicht auf „Partikulares", wie Hegel sich ausdrückt, d. h. mit möglichst strenger Ausschaltung alles durch die Bedürfnisse der Zeit, eines Volkes oder einer Rasse Bedingten; der Filosof muß „sich in die Sache hineinbegeben", „die Sache in sich walten lassen", „sich nach der Natur der Sache benehmen". Durch diese objektive, sachliche Tätigkeit des Filosofen leistet der „Zeitgeist" seinen Anteil an der Weiterentwicklung der Filosofie. Denn der „Zeitgeist" ist ja nicht etwas, was als fertiges Gebilde hinter den Dingen und Menschen steht und an das sich der Filosof bei seiner Tätigkeit halten könnte, sondern der Zeitgeist wird erst sichtbar und verwirklicht sich erst dadurch, daß der Filosof sich sachlich den filosofischen Aufgaben hingibt.

Denn wie soll man anders feststellen, was eigentlich der Geist einer bestimmten Zeit ist? Soll der Filosof den Geist seiner Zeit in ihrer Kunst und ihrer Politik suchen, der Künstler aber in ihrer Filosofie und ihrer Politik und der Politiker hinwiederum in ihrer Kunst und ihrer Filosofie? Nein. Aufgabe der Filosofie, wie entsprechend auch der Kunst oder der Politik, ist und bleibt es, die gestellten Aufgaben objektiv und sachlich zu bewältigen; und bei der Filosofie heißt diese Aufgabe: an der Weiterentwicklung der Filosofie zu arbeiten, nach reiner Erkenntnis zu streben und der (nie ganz erreichbaren) Wahrheit näherzukommen, nicht aber vorsätzlich in direktem Zugriff den Zeitgeist zu verwirklichen. H. L.

Unter der Überschrift „Glaube" sind in dieser Nummer einige Zitate aus Wilhelm Hauers Buch „Deutsche Gottschau" (Seite 1, 87, 88, 89, 210, 211, 212) zusammengestellt.

Experimente

„Probieren geht über Studieren", heißt es im Sprichwort, und das hat sicher seine Berechtigung. Worin aber beruht der Vorzug des Probierens vor dem Studieren? Ohne Zweifel doch darin, daß das Probieren die mannigfachen einer Idee entgegenstehenden Schwierigkeiten sogleich in voller Wirklichkeit hervortreten läßt, während das Studieren diese Schwierigkeiten erst mühsam an Hand von allgemeinen Gesetzen errechnen muß und selbst dann vielleicht noch die eine oder andere, die in Betracht kommt, übersieht.

Das Probieren, so könnte man infolgedessen kurz sagen, ergänzt, ja erübrigt bis zu einem gewissen Grade das Denken, — und darin liegt sicher der Hauptgrund für seine Beliebtheit, zugleich aber auch, wie wir hinzufügen dürfen, die Erklärung für den Mißbrauch, der so häufig mit ihm getrieben wird.

Zweifellos gibt es Gelegenheiten, wo der Mensch ohne Probieren, d. h. ohne Zuhilfenahme des Experiments, überhaupt nicht auskommt. Und solche Gelegenheiten ergeben sich immer dort, wo die gesicherte Theorie aufhört, wo der Mensch sich ins Unbetretene vorwagt und aus neuen Gegebenheiten neue Gesetze abzuleiten sucht.

Selbst dort aber wird das Experiment sich zumeist doch wenigstens „richten" lassen, d. h. man wird in der Lage sein, auf Grund des theoretisch bereits Feststehenden bestimmte Wirkungen des Experimentes sozusagen abzufangen und dafür die noch unbekannten desto reiner hervortreten zu lassen.

Die Experimente gerade der großen Wissenschaftler und Erfinder sind fast ausnahmslos solche „gerichteten" Experimente gewesen. Sie wurden nie aufs bloße Geratewohl hin unternommen, sondern fußten stets auf einer soliden Wissensunterlage, die es gestattete, die Frage an die Wirklichkeit — und jedes Experiment stellt eine Frage an die Wirklichkeit dar — so scharf wie möglich zu umschreiben. Denn nur auf scharf umschriebene Fragen darf man auch scharf umschriebene Antworten erwarten.

Und es kommt noch eins hinzu: ein vernünftig aufgebautes Experiment im Sinn der großen Wissenschaftler und Erfinder ist stets zugleich sehr vorsichtig dosiert. Es hält sich in engem Rahmen und arbeitet mit kleinen und kleinsten Mengen, — einesteils schon darum, weil es nur so auch erfolgreich „gerichtet" werden kann, dann aber vor allem deswegen, weil die Gefahr der nutzlosen Vergeudung von Stoffen und Kräften sowie die weitere von unvorhergesehenen Schädigungen irgendwelcher Art dadurch auf ein Mindestmaß herabgesetzt wird.

Dies vorausgeschickt, darf man sich wohl einmal eingestehen, daß in unserer angeblich schon so stark überrationalisierten Welt noch immer viel zu viel und, was schlimmer ist, viel zu gedankenlos experimentiert wird.

Und woher kommt das? Es kommt in erster Linie wahrscheinlich daher, daß manche die das Denken erleichternde Wirkung des Experiments ein wenig mißverstehen und nun meinen, sie brauchten überhaupt nicht mehr zu denken, sie könnten die gewünschten Ergebnisse am Ausfall des Experiments nur einfach ablesen.

Jedoch so will es das Sprichwort nicht. „Probieren geht über Studieren", — das bedeutet nicht, daß das Studieren entbehrlich ist, sondern lediglich, daß es am Experiment bewährt werden muß. Das Studieren bleibt also stets die Voraussetzung, und wer etwa, um sich über die Anziehungskraft der Erde zu vergewissern, statt ins Lehrbuch zu sehen, die Tasse, die er in der Hand hält, auf den Boden fallen und zerbrechen läßt, der ist nicht wißbegierig, sondern kindisch.

Es ist leider jedoch nicht nur Denkträgheit und Unwissenheit, es ist zu einem großen Teil vielmehr zugleich Mangel an Verantwortungsgefühl und sittliche Stumpfheit, was die Menschen in so zahlreichen Fällen zum Experimentieren verleitet, wo ein bißchen Nachdenken und ein bißchen Fleiß weit schneller zum Ziele führen würden. Und das zeigt sich deutlich etwa an der Leichtherzigkeit, mit der sie ihre Experimente, wenn es ihnen einfällt, auch auf lebende Gegenstände, tierische sowohl wie menschliche, ausdehnen, und nicht minder an dem unerschütterlichen Selbstvertrauen, das sie ihre Experimente gleich immer im größten Maßstab anstellen läßt.

Das Leid ihrer tierischen oder menschlichen Mitgeschöpfe stört sie dabei augenscheinlich nicht im mindesten. Im Gegenteil: sie behaupten kühn, daß es nötig sei, um der Mehrzahl, deren Wohl ihnen angeblich am Herzen liegt, Leid zu ersparen. Opfer müssen eben gebracht werden, sagen sie, das große Ziel rechtfertigt es. Und mögen diese Opfer in die Tausende, ja in die Millionen gehen, mögen ganze Länder unter den Folgen ihrer Experimentiersucht leiden, — sie beruhigen sich mit der kaltblütigen Zuversicht, daß „irgendetwas" schon dabei „herausspringen" werde.

Und natürlich springt „etwas" dabei heraus. Wir sehen es am Beispiel Rußlands und in abgeschwächter Form an dem der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Kann man indessen wirklich behaupten, daß dieses „Etwas" das voraufgegangene Hin und Her von einander widersprechenden und aufhebenden Reformversuchen auch lohne? Daß das Blut und die Tränen der Unzähligen, die auf der Strecke geblieben sind, dadurch aufgewogen würden? Es ist mehr als zweifelhaft.

Probieren geht über Studieren, — allerdings! Aber nur bei denen, die auf Grund ihrer geistigen und sittlichen Eigenschaften dazu berufen sind. Franz Krämer

Was nicht alles verloren geht

Wie u. a. die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 136) mitteilt, wird jetzt in den Veröffentlichungen der Deutschen Arbeitsfront darauf hingewiesen, daß die Materialverschwendung, die jetzt überall in der Wirtschaft bekämpft werde, besonders groß auch im Haushalt sei.

Eine halbe Million Kilo Zinn jährlich sei allein aus den Konservendosen wieder zu gewinnen. Allein mit Konservenbüchsen würden jährlich Werte von 1½ Millionen Reichsmark vernichtet. 3½ Millionen Kilo Metall gingen schätzungsweise durch nicht genügendes Aussuchen verloren. In Berlin würden z. B. bisher nur etwa 6 Prozent des gesamten Mülls sortiert. Zur Herstellung von Tuben würden jährlich etwa 1¼ Millionen Kilo Zinn verwendet, die ebenfalls bisher verloren seien. Die Mülleimer schluckten täglich ungeheure Mengen von Konservenbüchsen, Zinntuben und Rasierklingen, die noch nutzbare Rohstoffe enthielten.

Auch die Fettverschwendung im Haushalt sei gewaltig. Für mehrere Millionen Reichsmark Fette gingen jährlich im Spülwasser verloren. Diese Fettverschwendung könne durch sparsame Kochrezepte verhütet werden.

Ebenso sei die Heizstoffverschwendung beträchtlich. Auch Papier- und Stoffabfälle seien noch verwendbar. Alles das müsse gesondert gesammelt werden und gehöre nicht in den Müllkasten. Die Hausfrau habe hier eine vaterländische Pflicht zu erfüllen.

Die Sonntags-Zeitung hat schon vor über einem Jahr (in einem Aufsatz „Müll" am 11. Februar 1934) auf diese Verschwendung aufmerksam gemacht und ihren Umfang auf viele Millionen berechnet.

Glaube

Wir sind Kämpfer für einen Glauben wider allen Unglauben. Glaube aber ist nicht Fürwahrhalten. Glaube ist Leben, ist Kraft, ist Sicherheit des innersten Wesens. Ewige Wirklichkeit begegnet uns im Glauben; in ihrer Gemeinschaft stehen wir freudig und unerschüttert. Darum ist Glaube Hingabe an den Willen dieser Wirklichkeit, ist Schaffen und Kämpfen in ihrem Muß, ist ein Wissen um ihren Sieg. Er ist ein Trauen der Gewalt, die im Herzen wohnt, wo der schaffende Gott sich dem Aufrichtigen und Opferbereiten eint. Glaube ist Meisterung der Aufgabe, die des Gottes Walten uns stellt. Er ist ein Ruhen im letzten Grunde voll segnender Kraft inmitten schwersten Kampfes. Glaube ist die Stille im Sturm, die Tragkraft in Niederlage, die Hoffnung, wo jegliche Hoffnung verloren scheint. Über alle Fragen und Zweifel steigt er aus dem gebärenden Grunde unserer Seele immer wieder sieghaft empor, ein wunderbares Geschenk der ewig schaffenden Gottwirklichkeit.

◆

Der ewige Lebensgrund ist Einer und sein Gesetz ist Eines. Diesem gehorsam sein, heißt recht leben, denn was wir sind und tun, bestimmt das Ganze mit. Nichts geht verloren, was wir treiben. So sind wir einbezogen in ein Schaffen, Teil von ihm und Mitwirkende, Mitverantwortliche. Wir erschauern vor dieser Größe unseres Menschseins. Dies ist der Sinn des Lebens: daß wir in diesem Gesamten in strenger Verantwortung vor den Gesetzen des Lebens unseres Daseins Kreise vollenden und dadurch den ewigen Ring mitründen.

Das Leben, das vor uns liegt und das wir irdisch gebunden leben, ist die eine Wirklichkeit, der wir dienen. In ihr ist die innere, die mit dem Herzen, dem Gemüt erfaßt wird. Kein besseres Wort für uns als dies: Lebe der Erde treu, so lebst du treu dem Gott. Er ist der ewige Lebensgrund, dem wir uns zu einen vermögen gerade dadurch, daß wir des Lebens irdisches Sein diesseitsbezogen ehrfürchtig und treu bejahen durch die Tat. In dieser Einung wird uns das Leben höchstes Gut. Echte Hingabe an dieses Leben ist Fühlungnahme mit seiner ewigen Tiefe. Ihm gehorsam sein, heißt die Offenbarung seiner Geheimnisse herbeirufen.

An mancher Wende unseres Weges tritt uns das Leben in dunkler Gestalt entgegen und wir bangen vielleicht einen Augenblick vor ihm zurück. Aber unser Lebensglaube überwindet dieses Bangen. Mutig schreiten wir ihm entgegen, uns ihm auch in dieser Gestalt zu stellen in tapferem Wagen. Und siehe da: mitten im heißen Ringen mit dem Schwersten blitzt es auf in unserer Seele. Ein Blick in das Innerste jener dunklen Gestalt wird uns geschenkt und wir erfahren tiefbeglückt, daß sie verborgen in ihrem Mantel der Gaben höchste uns entgegenträgt. Dann durchstürmt das Herz ein neues, freudiges Ja zum Leben, wie es ist und kommt.

Denn nicht wie wir es wünschen und erträumen, ist es groß und gut. Nein, so wie es selbstherrlich schreitet durch die Tage unseres Daseins und durch der Völker Geschichte. Wer so gelernt hat, des Lebens stiller Majestät sich gefaßt zu beugen, der wird befreit von kleiner Sucht und tritt ein in jenes weite, freie Reich, in dem der Mensch groß werden soll, groß wie das Leben selber, wie der Gott . . .

◆

Diese Haltung ist nicht Unglaube, sondern tiefwurzelnde Erdfrömmigkeit, ein Glaube, auf den die landläufigen Begriffe nicht mehr passen. Glaube ist es darum, weil hier heiliger Ernst des Lebens und der Tat, strenge Verantwortung vor dem Wirklichen herrschen, weil ein Jasagen zur Pflicht als Mensch und als Kämpfer alles bestimmt, weil hier Hoffnung und Tragkraft aus der Tiefe den Menschen befähigen, das Leben in großem Stile zu meistern, sieghaft zu sein inmitten aller Erschütterungen, weil das Leben selbst als eine Urtatsache erfaßt wird, die die Grundlage alles Einzel-Tatsächlichen ist. Denn nicht darauf kommt es an, ob ein Mensch von Gott redet, an ihn „glaubt", indem er ihn nennt und zu ihm betet, sondern darauf, ob er in Ehrfurcht vor einer großen Wirklichkeit steht, ob er aus letzter Tiefe seines Wesens und der Welt gläubig und tapfer lebt, ob er ein echter Mensch ist, ein Kämpfer schaffenden Lebens.

◆

Echtheit und Kraft der Gotteserfahrung oder des Glaubens hängen nicht an „Erlebnissen", sondern haben ihre Wurzel im innersten Ergriffenwerden von den Urmächten des Seins. Wenn Gotterfahrung das unmittelbare Innewerden der ewigen Wirklichkeit ist, so kommt es nicht darauf an, wie wir dieses Innewerden erleben, sondern darauf, daß diese letzte Wirklichkeit wirkt in uns.

Wenn Glaube ist, daß sich der Mensch vom ewigen Lebensgrunde getragen, geführt und angefordert fühlt, so ist es nicht von Wichtigkeit, ob die Erlebnisart dieses Glaubens so oder so beschaffen ist; sondern darauf kommt es an, ob sich der Glaube in der Lebensgestaltung, in der Meisterung des Schicksals im starken Geborgensein als schaffend erweist.

Ja, selbst das ist bedeutungslos, ob ein Mensch von Gott, von Religion, von Glauben redet. Nicht einmal das, daß er von ihm weiß, sondern daß er ihn hat.

◆

Allerdings wird es so sein, daß der Seins- und Tatglaube, der im Echten lebt und wirkt, wenn nicht eine ganz besondere Anlage oder ein entwicklungsgeschichtlicher Grund vorliegen, auch in der Seele eines Menschen zu vollem Bewußtsein aufblüht und damit zur erhöhten Wirkung kommt. Daß der Mensch eingeht in eine lebensvolle Gemeinschaft mit den Mächten, die ihn tragen und lenken, daß er zum klar erlebten Glauben an Gott kommt, liegt im Wesen des Glaubens selber. Denn dieser will Gemeinschaft. Auch ist das Reich unseres Bewußtseins nicht gering zu schätzen. Denn das wahrhaftig erlebte, das mit Bewußtsein und Willen in Besitz genommene Lebensgut unserer Seelentiefe gibt Kraft und Ordnung, Gründung und hohen Schwung der Gestaltung.

So, wie wir Menschen gebaut sind, hängen Werden und Schaffen doch auch eng damit zusammen, ob wir uns unserer inneren Seinsbewegungen und -erfahrungen anschauend bemächtigen. Unser Wissen von einem unbewußten eingeborenen Seins- und Tatglauben bewahrt uns vor Überschätzung des Bewußten und des Wortes. Doch darf dies nicht dazu führen, das Frommsein im Sinne einer ausgesprochenen religiösen Haltung als unwesentlich oder gar hinderlich beiseite zu schieben. Wir müssen allen Lebenswirklichkeiten offen sein.

◆

So unterscheiden wir drei Erscheinungsformen oder drei Phasen des Glaubens. Den unbewußten eingeborenen Seins- und Tatglauben des echten Menschen, die bewußt erlebte und gestaltete, ein inneres Reich sich schaffende Gotteserfahrung und das alles übersteigende Einswerden mit der letzten Wirklichkeit.

Von diesen dreien ist uns heute die erste die entscheidende. Sie ist sozusagen der Muttergrund, aus dem die andern emporwachsen und in den sie wieder zurückkehren, solange wir in dieser Welt lebend und schaffend weilen. W. Hauer

Unerwünschte Wirkung

Aus Celle wird berichtet, es sei in diesem Jahr durch Polizeiverordnung verboten, daß fremde Imker während der Obstbaumblüte mit ihren Bienenvölkern in die erste und zweite Meile des Alten Landes kommen, um dort Honig zu gewinnen.

Der Grund zu dieser Verordnung ist eine große Anzahl von Schadenersatzansprüchen, die von fremden Imkern an die Obsthofbesitzer gestellt werden, weil ihre während der Blütezeit im Alten Lande eingestellten Völker durch die Spritzmittel der Obstbaum-Schädlingsbekämpfung schweren Schaden genommen haben. Gegenwärtig schwebt eine große Anzahl von Prozessen zwischen Imkern und Obstbauern, bei denen es sich jedesmal um mehrere tausend Mark Schaden handelt.

Dem Bienenforschungsinstitut in Celle sind über 700 geschädigte Bienenvölker gemeldet worden. Den Obstbauern ist empfohlen worden, angesichts der neuen Polizeiverordnung im Alten Lande eigene starke Bienenbestände zu halten, von denen zu hoffen sei (? d. Red.), daß sie infolge ihrer Bodenständigkeit fester gegen die Spritzmittelschäden sein würden.

◆

Nach amerikanischen Berechnungen sind in den letzten Jahren in den Vereinigten Staaten rund eine Million Bienenvölker der Schädlingsbekämpfung mit zerstäubtem Gift zum Opfer gefallen.

Kleinigkeiten

Jubiläum. Das deutsche Skat-Gericht in Altenburg, das mit seinen Sprüchen schon Skatstreitigkeiten in Mexiko, in Los Angeles, in Australien, Afrika und in der Mandschurei geschlichtet hat, wird demnächst sein 1000. Urteil fällen.

Die Mutter. Das „Berliner Tageblatt" erzählt von einer Mutter, die dieser Tage abends in der Dämmerung Einlaß in die Schule eines kleinen Ortes im bayrischen Oberland begehrte, finsteren Blickes und einen großen Hammer in der Hand, an der verdutzten Lehrerin vorbei in das Klassenzimmer stürmte, mit dem Hammer an einer bestimmten Bank herumklopfte, sich wieder aufrichtete und lächelnd sprach: „So, iatz is der Nagel eing'schlagen, wo mein Bub sich jeden Tag die Hosen dran zerreißt!"

Römische Geschichte. Mussolini hat beschlossen, von italienischen Gelehrten ein historisches Kolossalwerk von dreißig Bänden über die Geschichte Roms von Romulus bis zu Mussolini schreiben zu lassen. Wie die „Tribuna" verrät, wird sich diese neue römische Geschichte gegen die deutsche Auffassung der römischen Geschichte wenden.

Der lebende Leichnam. In der „Gazeta Lwowska" vom 19. Februar steht folgende amtliche Bekanntmachung: „Anton Surmiak, geb. 1885 in Solonka, starb im Jahre 1919 im Krankenhaus in Zamarstynow. Um ihn für tot zu erklären, wird hierdurch verlangt, daß er sich innerhalb sechs Monaten vom Tag der Veröffentlichung melde, oder daß über ihn dem Gericht Mitteilungen gemacht werden. Das Bezirksgericht. Lemberg, den 10. Oktober 1934."

Die Aufsicht. Eine große Textilfabrik in Amsterdam wird mit einer Fernsehanlage versehen, deren Empfang im Direktorenzimmer liegt. Die Anlage hat soviele Empfangscheiben, wie die Fabrik Arbeitssäle hat; der Direktor kann auf diese Weise seine Arbeiter überwachen, ohne sich bewegen zu müssen.

Gut eingewurzelt. Die „Berliner Morgenpost" (vom 23. März) meldet: „87 Jahre in demselben Hause gewohnt hat eine Frau in der englischen Grafschaft Somerset, die soeben gestorben ist. Sie hat ihr ganzes Leben in dem Hause zugebracht, in dem sie geboren wurde, und ist in derselben Zimmerecke gestorben, in der sie das Licht der Welt erblickt hat."

Tierfreundin. In London wurde Miß Morrison, Tochter eines Oberhausmitgliedes, wegen Mißhandlung von Tieren angeklagt. In ihrer Wohnung fand man in völlig verkommenem Zustand: 50 Hunde, 27 Katzen, 100 Vögel, 17 Affen, außerdem viele Meerschweinchen, Kaninchen usw. Viele Tiere hatten alle Haare verloren, obwohl Miß Morrison, wie sie sagte, ihre Lieblinge mit Beefsteaks und gebratenen Hühnern gefüttert hat.

Lachende Pädagogik. Wie die Zeitungen berichten, sollen in einer Schule in Edinburg täglich vor Beginn des Unterrichts „zehn Minuten Lachen" eingeführt worden sein. Die Lehrer bemühen sich während dieser Zeit, die lieben Schüler mit Witzen und Kunststücken zum Lachen zu bringen. Die Kinder seien hernach geistig viel frischer und aufnahmefähiger.

Nettes Geschenk. 26 indische Fürsten haben sich zusammengetan, um dem englischen König zum 25jährigen Regierungsjubiläum ein Geschenk zu machen, und zwar besteht es aus zehn Kampf- und Bombengeschwadern, die ungefähr eine Million Pfund kosten.

Verschon' mein Haus, zünd' andre an. Wie aus Greenwood (Mississippi) gemeldet wird, mußten die Uferdämme im nördlichen Überschwemmungsgebiet des Mississippi von Nationalgarde besetzt werden. Die Maßnahme hat sich als notwendig erwiesen, da an zwei Stellen bewaffnete Dammwächter von einer Menschenmenge überwältigt worden waren, die darauf die Dämme mit Dynamit sprengte, um die Überschwemmung zur Rettung ihrer eigenen Felder auf fremdes Gebiet abzulenken.

Taucherkongreß. Der Verband der Taucher in USA hat beschlossen, seine Jahres-Tagung im Juli in San Franzisco abzuhalten; und zwar soll eine Art Festsitzung auf dem Meeresboden stattfinden, an der nicht weniger als 600 Delegierte teilnehmen werden. Der Vorsitzende wird eine kurze Ansprache in sein Telefon halten, die über ein Begleitboot in die Empfangsapparate der Taucher geleitet werden wird.

Musik. In Chikago spielte ein großes Orchester Beethovens Achte Symphonie nur mit Kücheninstrumenten, als da sind Topfdeckel, Pfannen, Löffeln, Blechteller usw. Das „Konzert" wurde zu wohltätigen Zwecken veranstaltet und soll ein „großer Erfolg" gewesen sein.

Die „gelbe Gefahr". In einem Ausschuß des amerikanischen Repräsentantenhauses ist behauptet worden, daß sich etwa 500 000 bewaffnete Japaner im Lande befänden, die im Falle eines Krieges eine ernste Gefahr für USA seien. Man habe an der Westküste in den letzten Monaten Hunderte von japanischen Fischerbooten beobachtet, die Peilungen vornehmen, vornehmlich auf der Höhe der Küste von Alaska; es sei ferner ein offenes Geheimnis, daß auf den Kriegsschiffen der USA Tausende von Asiaten Dienst tun.

Der Reis-Tag. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß sich die Japaner ausschließlich von Reis ernähren. In der letzten Zeit sind bei ihnen viele Speisen aufgekommen, die man vor Jahren noch nicht kannte. Um die Japaner auf das Nationalgericht, den billigen Reis, nachdrücklichst hinzuweisen, hat die Regierung beschlossen, monatlich einen Reistag einzuführen. Wer an dem festgesetzten Tage etwas anderes als Reis ißt, soll bestraft werden.

Ostern und Pfingsten verbringen Sie genußreich auf der schwäbischen Alb in ruhigem Landhaus; schöne Tannenwälder beim Haus, gute Kost. Täglich 3 Mark. Matthäus Klaiber, Roßwangen bei Balingen (Württ.).

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 81); Telefon 24018, Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 4. Quartal 1934: 4050

Stuttgart, 7. April 1935

16. Jahrgang, Nr. 14

Die Sonntags-Zeitung

Sinn der Wirtschaft

In einem kulturkritischen Aufsatz von Bruno H. Bürgel in der „Berliner Morgenpost" (Nr. 66) stehen folgende Sätze: „Wenn wir heute alle überflüssigen Dinge abschaffen würden, könnten Millionen und Abermillionen nicht mehr leben, weil unzählige Fabriken, Geschäfte schließen müßten, unzählige Betriebe, Schiffe, Eisenbahnen stillgelegt werden müßten. Wir können uns nicht die Freiheit nehmen, frei zu sein; alles ist Glied in einer großen Kette."

Es wäre schade, wenn alle überflüssigen Dinge abgeschafft würden; und die Ansichten darüber, was eigentlich überflüssig ist, werden wohl nicht einheitlich sein. Aber angenommen, es wäre so, und alle diese überflüssigen Dinge wären durch einstimmigen Volksbeschluß am 1. April abgeschafft worden: ist es richtig, daß dann Millionen nicht mehr leben könnten? Ist es wirklich so, daß die überflüssigen Dinge in diesem Sinne nicht überflüssig, sondern notwendig sind?

Wer das behaupten kann, der beweist damit, daß er noch nicht gelernt hat, sozialistisch (oder sollen wir vielleicht sagen: vernünftig?) zu denken. In Wirklichkeit könnten natürlich die angenommenen Millionen, die davon leben, daß überflüssige Dinge erzeugt und gekauft werden, genau so gut leben, wenn auf die überflüssigen Dinge verzichtet würde. Sie könnten von der Gesamtheit ebensogut unterhalten werden, wenn sie gar nichts als wenn sie Überflüssiges herstellen, transportieren oder verkaufen würden. Sobald man sich von der kapitalistischen Auffassung freigemacht hat, die sozusagen das ganze Leben in eine Summe von Kaufabschlüssen auflöst, ist man imstande das ohne Weiteres einzusehen.

Setzen wir den Fall, die Zeitungen würden allgemein als überflüssig empfunden und abgeschafft. Dann würden sämtliche Käufer von Zeitungen das Geld übrig haben, das sie seither für Zeitungen ausgegeben haben. Mit diesem Geld könnten die Zeitungshändler, Zeitungsverleger, Redakteure, Schriftsteller, Drucker, Setzer, Papierfabrikanten, Papierfabrikarbeiter, Holzfäller und wer seither vom Konsum von Zeitungen gelebt hat, ebensogut wie vorher unterhalten werden; und die Volkswirtschaft hätte dabei noch den Vorteil, daß eine Menge Holz, Kohlen, Öl, Metall und Druckerschwärze gespart würde, also anderweitig — etwa zur Herstellung von notwendigen statt von überflüssigen Dingen, sagen wir Anzugstoffen, Spaten, Leitungsröhren — verwendet werden könnte.

In einer Wirtschaft, in der Material gespart werden muß, ist es ohne Zweifel eigentlich besser, wenn gar nichts als wenn etwas Überflüssiges aus diesem Material gemacht wird. In einer solchen Wirtschaft darf es dann freilich nicht so sein, daß die Herstellung von Überflüssigem unter Umständen profitabler ist als die von Notwendigem.

Es ist nicht uninteressant, die verschiedenen Wirtschaften, die unserer Erfahrung und Beobachtung zugänglich sind, gelegentlich unter diesem Gesichtspunkt anzusehen.

•

Der kürzlich verstorbene Arzt Dr. Erwin Liek hat in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Hippokrates" (Heft 2, Januar 1935) geschrieben: „Ich habe mich früher des öfteren gegen die sinnlose Arzneivergeudung in unserer Krankenversicherung gewandt. Drei Direktoren farmazeutischer Fabriken kamen einmal zu mir mit der Bitte, ich möchte mich doch ganz der Praxis widmen und keine weiteren Bücher schreiben; ein Sinken des Arzneiverbrauchs bedeute Arbeiterentlassung."

Dr. Liek bemerkt dazu: „Eine herrliche Logik. Mit den gleichen Gründen hat vor einem Jahrhundert England die berüchtigten Opiumkriege gegen das unglückliche China geführt. Auch die Alkohol- und Tabakindustrie geht in dieser Weise vor. Für den Arzt sind diese wirtschaftlichen Erwägungen völlig gleichgültig; seine Sorge ist ausschließlich die Gesunderhaltung des Volkes und die Heilung des Einzelkranken."

Hier haben wir ein weiteres, vielleicht noch etwas schlagenderes Beispiel für eine gewisse Art von kapitalistischer Wirtschaftsbetrachtung, die ganz bestimmt auf dem Holzweg ist. Die Konsequenz der von Liek mit Recht abgelehnten „wirtschaftlichen" Logik der Arzneihersteller müßte ja wohl heissen: je mehr Kranke, desto besser für die Wirtschaft; denn umso mehr Arbeiter können mit der Herstellung von Arzneimitteln beschäftigt werden. Je mehr Bier getrunken wird, desto besser, denn umso mehr Arbeiter kann die Brauindustrie aufnehmen. Noch etwas grotesker formuliert: je mehr Tote, umso besser, denn umso mehr Totengräber finden ihr ehrliches verdientes Brot.

In diesen Fällen wird es wohl auch dem verstocktesten Verfechter von nationalökonomischen Weisheiten der alten Schule deutlich zu machen sein, wie die naive Auffassung, als werde gewirtschaftet, damit der Produzent Beschäftigung habe, sich selber ad absurdum führt.

Die Wirtschaft ist, wenn wir nach ihrem letzten Zweck fragen, dazu da, daß Güter hergestellt werden; nicht dazu, daß jemand für deren Herstellung oder für die Beteiligung an ihr bezahlt wird. Das mag auch zur Wirtschaft gehören, wenigstens auf einer gewissen Stufe der Wirtschaftsentwicklung; aber es ist nicht ihr wesentliches Merkmal.

•

Also wäre die Wirtschaft doch um des Konsumenten willen da? Selbstverständlich; bloß darf auch diese Feststellung nicht mißverstanden werden, etwa so, als ob jede beliebige Laune des Konsumenten Anspruch darauf hätte, befriedigt zu werden. Der Herr Konsument ist nämlich nicht allein auf der Welt, sondern einer unter Millionen, und die Welt ist nun einmal bis auf Weiteres so eingerichtet, daß nicht einer alles haben kann.

Es wird deshalb in einer vernünftigen Wirtschaft wohl eine Instanz geben müssen, die eine Skala der Bedürfnisse aufstellt, nach der Reihenfolge ihrer Notwendigkeit, und die auch Massenwünsche abzulehnen die Macht hat, wenn sie sich unvernünftig oder schädlich erweisen. Gutes Brot etwa ist jedenfalls nötiger als gutes Bier, und eine Wirtschaft, in der letzterem auf Kosten von ersterem der Vorzug gegeben würde, wäre auf falschem Wege, auch wenn eine noch so große Konsumentenmehrheit damit einverstanden sein sollte.

Bei den Ameisen, die auch „wirtschaften", haben die Gelehrten neuerdings eine Art von Wirtschaft entdeckt, die durchaus im Sinne der Konsumenten verfährt und doch äusserst unzweckmäßig ist. Es gibt Ameisenvölker, die sich in ihren „Ameisengästen" eine Art von Milchkühen halten, deren Saft sie konsumieren, vielleicht weil eine Art von narkotischer Wirkung mit seinem Genuß verbunden ist. Sie vernachlässigen über diesem Genuß dann alle anderen Aufgaben, entarten und gehen früher oder später als Volk und infolgedessen auch als Einzelwesen zugrunde.

Es könnte sein, daß auch in einer menschlichen Wirtschaftsgesellschaft ähnlich gehandelt würde. Wenn man also sagt, der Konsument sei der Zweck der Wirtschaft, so muß dabei immer bedacht werden, daß auch der Konsum nicht letzter Zweck ist, sondern nur ein Mittel zum Zweck: nämlich zum Zweck der Erhaltung, ja Höherentwicklung nicht bloß von Einzelnen sondern von Gemeinschaften, in der die Einzelnen aufeinander angewiesen sind und Geschlechter auf Geschlechter einander ablösen.

Sagen wir also lieber, die Wirtschaft sei um des Volkes willen da, statt: um des Konsumenten willen. Das wird wohl die einfachste und richtigste Bezeichnung für den Sinn der Wirtschaft sein. ×××

Überflüssige Arbeit

Vor etwa 1½ Jahren wurde in den Vereinigten Staaten der Plan erörtert, in der bereits zu 60 Prozent mechanisierten Zigarrenindustrie die Vollmechanisierung durchzuführen. Der Umstellungsprozeß sollte innerhalb von 10 Jahren dergestalt vorgenommen werden, daß die Mechanisierung vierteljährlich um 1 Prozent gesteigert würde. Das Endergebnis wäre eine Beschäftigung von nur 30 000 statt 60 000 Mann bei einer wöchentlichen Arbeitszeit von nur 40 Stunden gewesen.

Bei den Auseinandersetzungen darüber, was aus den übrigbleibenden 30 000 Mann werden solle, trat das geradezu verblüffende Ergebnis zutage, daß eine Umlage von 5 Cents auf 1000 Maschinenzigarren gestatten würde, allen 30 000 Mann das wöchentliche Einkommen eines Durchschnittsarbeiters zu geben.

Der Plan wurde nicht verwirklicht. Die Industrie wollte eine „ewige Rente" nicht übernehmen, und die Regierung versagte ihre Zustimmung. („Technokratie", Heft 1, 1935)

Auto-Sklaven

In der Wochenschrift „America" (Nummer vom 23. Februar) schreibt ein Pater Blakley über den amerikanischen „Autosklavenhandel", wobei er sich auf den offiziellen Bericht der von der NIRA eingesetzten Untersuchungskommission stützt:

„Die Arbeiter, gelernte wie ungelernte, versinken Tag für Tag mehr in einen Zustand, der nur wenig von der Sklaverei verschieden ist. Es ist zwar noch ein Unterschied, aber der Vergleich fällt nicht zugunsten der Automobilarbeiter aus. Vor 1860 konnte der Durchschnittssklave von seinem Herrn wenigstens auf Unterkunft und Brot rechnen. In Detroit aber werden Männer mit 40 Jahren auf die Straße geworfen, weil sie in diesem Alter nicht mehr als nutzbringende Räder der gigantischen Maschine gebraucht werden können. Unsere Autoindustrie ist vielleicht die technisch am besten ausgerüstete Industrie der ganzen Welt, aber in der Behandlung der Arbeiter steht sie an letzter Stelle ...

Aus dem Bericht geht hervor, daß die Arbeiter in den Autofabriken im Durchschnitt sehr schlecht bezahlt und sehr unregelmäßig beschäftigt sind; daß es ihnen unmöglich gemacht wird, sich zu organisieren; daß sie in ständiger Furcht leben, ihren Verdienst zu verlieren; daß sie äußerst überanstrengt werden und gezwungen sind, Tag für Tag weit über die menschliche Leistungsfähigkeit hinaus zu produzieren."

Kleine Chronik

Am 1. April sind die Justizbehörden der Länder in die Reichsjustizverwaltung übergegangen.

Der Reichshaushaltplan für das am 1. April beginnende Etatjahr konnte noch nicht endgültig verabschiedet werden, da die Höhe verschiedener Ausgaben noch nicht feststeht. Der Reichsfinanzminister ist ermächtigt worden, bis zur Fertigstellung des Etats die notwendigen Ausgaben zu leisten.

Die Reichsregierung hat ein Gesetz zur Förderung des Wohnungsbaus erlassen, wonach die Grundstücksbesitzer, für die ab 1. April die Hauszinssteuer um 25 Prozent gesenkt wird, den Senkungsbetrag dem Reich als Anleihe zur Verfügung stellen müssen. Man rechnet mit einem Anleihebetrag von 225 Millionen Mark, der zum Bau von Kleinwohnungen verwendet werden soll.

Deutscher Lebenshaltungsindex im März: 122,2; gegen 122,5 im Februar.

Der Oberbefehl über die deutsche Fliegerabwehr-Artillerie ist dem General der Flieger Göring übertragen worden.

Der englische Lordsiegelbewahrer Eden ist von seiner Informationsreise, die ihn nach Moskau, Warschau und Prag führte, nach London zurückgekehrt.

Die belgische Währung ist um 28 Prozent abgewertet worden. Das mit Belgien durch eine Zollunion verbundene Luxemburg hat die Währung um 10 Prozent abgewertet.

In Polen ist die schon seit Jahren ausgearbeitete neue Verfassung vom Parlament verabschiedet worden und in Kraft getreten. Sie schränkt die Rechte des Parlaments ein und erweitert die des Ministerpräsidenten. Der bisherige Ministerpräsident Koslowsky ist zurückgetreten und durch Oberst Slawek ersetzt worden.

In Ungarn ist am 31. März und den folgenden Tagen zum Abgeordnetenhaus gewählt worden. Die von Ministerpräsident Gömbös geführte Partei der nationalen Einheit hat die Mehrzahl der Sitze erobert. (Die vier Kandidaten der ungarischen Schwaben sind durchgefallen; die Deutschen in Ungarn werden also künftig keine besondere Vertretung im Parlament besitzen.)

In Spanien hat die Regierung Lerroux 21 zum Tode verurteilte Sozialisten begnadigt. Da die rechtsbürgerlichen Kabinettsmitglieder gegen diesen Entschluß gestimmt haben, ist die Regierung zurückgetreten, aber unter Lerroux wieder neu gebildet worden.

Das Pfund Sterling

Währung als Waffe — gegen wen?

Von Fritz Werkmann

Die englische Währung wurde im September 1931 vom Gold gelöst. Das war für viele ein Warnungssignal im Sturm der Weltwirtschaftskrise, nicht jedoch für die meisten Engländer. Für sie ist das Pfund Sterling nach wie vor die feste Recheneinheit, in der sie nicht nur den Preis inländischer und eingeführter Waren ausdrücken, sondern auch den Kurs ausländischer Währungen und — den Preis des Goldes.

Für den selbstbewußten Engländer ist sein Inselreich in jeder Beziehung der Mittelpunkt der Erde. Als einmal wegen starken Nebels der gesamte Schiffsverkehr auf dem Kanal stillgelegt werden mußte, meldete das eine englische Zeitung unter der Überschrift: „Der Kontinent ist isoliert!" Ähnlich selbstbewußt verhalten sich die Engländer in Währungsangelegenheiten. Während Devisennotierungen sich sonst meist auf 100 Einheiten oder 1 Einheit der fremden Währung beziehen, gelten die Devisennotierungen in London für 1 Einheit der eigenen Währung und besagen, wieviel Geld in fremder Währung man dafür bekommt. Wenn wir z. B. im New Yorker Kurszettel lesen: Berlin 40,18, so heißt das: 100 Reichsmark kosten 40,18 Dollar. Wenn wir im Berliner Kurszettel lesen: London 11,90, so heißt das: 1 Pfund Sterling kostet 11,90 Mark. Usw. Wenn wir aber im Londoner Kurszettel lesen: Deutschland 11,88, New York 4,77, so heißt das: für 1 Pfund Sterling bekommt man 11,88 Mark, bekommt man 4,77 Dollar. Das ist anscheinend nur ein äußerer börsentechnischer Unterschied. Er hat aber nicht nur psychologische Wurzeln, sondern auch psychologische Konsequenzen.

Rein rechnerisch gesehen, ist es völlig das Gleiche, ob man sagt: das Pfund Sterling sinkt im Kurs (in französischen Franken gerechnet), oder ob man sagt: der französische Franken steigt im Kurs (in Pfund Sterling gerechnet). Psychologisch ist es nicht dasselbe! Und da psychologische Wirkungen im Bereich des Ökonomischen außerordentlich wichtig sind, so ist es auch ökonomisch nicht dasselbe.

Im Laufe des März sagte man überall — außer in England — allgemein, das Pfund Sterling sei im Kurs gefallen. Die Entwertung machte von Anfang Januar bis Anfang März rund 5 Prozent aus. In den Köpfen der meisten englischen Geschäftsleute stellte sich derselbe Vorgang so dar, das sie sagten, das Gold sei im Preis gestiegen. In den skandinavischen Ländern, deren Währungen bald nach dem Pfund vom Gold gelöst wurden und die zum sogenannten Sterling-Club rechnen, konnte man gelegentlich entsprechend hören: nicht das Pfund sei ins Rutschen gekommen- sondern die Dollar- und Goldwährungen stiegen wie losgelassene Ballone hilflos in die Höhe.

Solche Urteile werden uns verständlicher, wenn wir bedenken, wie gering die Preisschwankungen in England seit der Abkehr von der Goldwährung gewesen sind. Die englische Währungspolitik hat einen erheblichen Teil des internationalen Preissturzes aufgefangen, genauer: für den englischen Binnenmarkt unsichtbar gemacht. Man vergleiche hier die Bewegung der Großhandelspreise in Goldpfunden und in Papierpfunden:

Englische Großhandelspreise

	in Goldpfunden	in Papierpfunden
1913	100	—
1928	140	—
1929	137	—
1930	120	—
1931	97	104
1932	73	102
1933	69	101
1934	64	104
Dez. 1934	63	104

Das Pfund Sterling hat sich also seit der Ablösung vom Gold als eine am Binnenmarkt kaufkraftbeständige Währung gezeigt. Das war nur möglich, weil eine Reihe von Lieferantenländern sich der Pfundentwertung angeschlossen haben und weil ferner die Weltmarktpreise, in Gold gerechnet, sanken, sodaß die Einfuhren aus Ländern mit nicht entwerteter Währung, in Pfund gerechnet, trotz dessen Entwertung nicht wesentlich teurer wurden. Für 1 Pfund bekamen die Engländer zwar z. B. weniger Franken als früher; das wurde für sie aber dadurch ausgeglichen, daß sie für einen Franken mehr Waren als früher kaufen konnten.

Der neueste Rückgang des Pfundkurses vollzieht sich nun nicht auf dem Hintergrund sinkender Weltmarktpreise. Er kann also nicht auf der Absicht beruhen, ein Sinken der Preise in England zu verhüten.

Entspringt er überhaupt einer Absicht? Wahrscheinlich hat die englische Regierung ihn nicht bewußt herbeigeführt. Jedenfalls aber hat sie ihn nicht verhindert, obwohl sie das zweifellos hätte tun können. Sie hat den neuen Rückgang des Pfundkurses also gern gesehen. Warum? Als Waffe gegen wen soll er dienen? Eine offene Auskunft darüber hat kein englischer Staatsmann gegeben und wird sie auch nicht geben. Wir sind also auf Vermutungen angewiesen.

•

Sicher schätzen weite Kreise in England die ausfuhrfördernde Wirkung des neuen Pfundrückgangs. Anderseits fürchten weite Kreise, er werde sich als zweischneidige Waffe erweisen: den Goldwährungsländern werde es immer schwerer gemacht, an der Goldwährung festzuhalten und dabei ihren Export einigermaßen aufrechtzuerhalten; sobald bisherige Goldwährungsländer auch zur Entwertungswaffe griffen, werde der Nachteil für Englands Außenhandel größer sein als der Vorteil.

Das Abgehen Belgiens von der Goldwährung hat inzwischen gezeigt, daß die neue Pfundentwertung, die wohl einen Anstoß dazu gegeben hat, in dieser Beziehung sich tatsächlich als zweischneidige Waffe erwiesen hat. Die Engländer haben vorbeugend kurz vor der belgischen Währungsentwertung die Einfuhrzölle auf Stahl und Eisen erhöht; das schützt aber nur

ihren Binnenmarkt, nicht auch ihre Ausfuhrmärkte vor der belgischen Konkurrenz.

Wenn die Pfundentwertung weitergeht, so ist keineswegs sicher, ob nicht auch der Dollar, der seit über einem Jahr an einer neuen, wenn auch schwächeren goldenen Kette liegt, den Weg nach unten fortsetzt. Kurz: der kaum einigermaßen zur Ruhe gekommene Währungskampf aller gegen alle würde neu aufleben. Ob der englische Außenhandel davon nur Vorteile haben wird?

•

Wollen etwa die englischen Staatsmänner der Welt durch eine anschauliche Lektion vor Augen führen, daß es nützlich wäre, sich über die Stabilisierung der Währungen international zu verständigen?

Die Lektion könnte sehr kostspielig werden. Überdies ist es wenig wahrscheinlich, daß die Engländer bereits heute auf eine allgemeine Stabilisierung hindrängen. Sie haben als Voraussetzung unter anderem stets eine Angleichung des Preisstandes der beiden Partner verlangt, denen sie auf einer Stabilisierungskonferenz gegenüberstehen würden: der Goldländer, die wie vor allem Frankreich an der Goldparität der Vorkrisenzeit festgehalten haben, und der USA mit ihrer neuen Goldparität.

Zweifellos ist zurzeit der französische Franken überbewertet: im Verhältnis zu den hohen französischen Warenpreisen ist er zu teuer; der Dollar ist unterbewertet: im Verhältnis zu den niedrigen amerikanischen Warenpreisen ist er zu billig. Zum Ausgleich kommen, theoretisch betrachtet, vier Wege in Frage: Erhöhung des Dollarkurses, Herabsetzung des Frankenkurses, Erhöhung des Preisstandes in den USA, Herabsetzung des Preisstandes in Frankreich. Nur der erste Weg scheint aus politischen Gründen gar nicht in Frage zu kommen. Denn den Amerikanern ist von der Dollarabwertung zu viel Heil versprochen worden, als daß Roosevelt wagen würde, ihnen jetzt eine Dollaraufwertung vorzusetzen; er sagte vielmehr kürzlich, der Dollar sei noch nicht billig genug!

Daß kein Mensch weiß, welche Wege zum Ausgleich beschritten werden und wie weit sie beschritten werden, ist einer der größten Unsicherheitsfaktoren innerhalb der Weltwirtschaft. Die Engländer lehnen es ab, sich innerhalb dieser Unsicherheit die Hände zu binden. Sie haben Sorge: wenn sie bereits heute aus dem Papierpfund ein neues Goldpfund machten, könnte es leicht geschehen, daß sie sich gegenüber der Konkurrenzkraft der anderen Währungen auf eine zu hohe Goldparität festlegen (das Pfund mit zu viel Gramm Gold gleichsetzen). Die Erfahrung warnt: 1925 hat sich England zu rasch festgelegt. Damals war es eine nationale Prestigefrage, das Pfund auf die alte Goldparität, von der es unmittelbar nach dem Weltkrieg bis zu 30 Prozent abgeglitten war, heraufzuheben. Den Pfundkurs auf die alte Parität zum Gold zu heben, gelang. Den englischen Preisstand entsprechend zu drücken, gelang nicht. Daher hemmte die Rückkehr des Pfundes zur Vorkriegsparität die Ausfuhr; die englischen Waren wurden auf dem Weltmarkt zu teuer. Noch einmal wollen die Engländer denselben Fehler nicht machen. Also werden sie mit der Stabilisierung noch warten. Sie werden den Trumpf nicht so rasch aus der Hand geben, der in der Beweglichkeit des Papierpfundes liegt. Lieber erheben sie die Unsicherheit zum System. Schöne Aussichten für den Welthandel!

•

Welche Absicht liegt aber dann der gegenwärtigen englischen Währungspolitik zu Grunde, wenn es weder die Hoffnung auf kurzfristige Vorteile am Weltmarkt noch der Wunsch ist, die Gemüter rasch zu einer Stabilisierung reif zu machen? Lassen sich wirklich die englischen Staatsmänner von der Entwicklung einfach treiben? Ist die Währung in ihrer Hand nicht vielmehr eine Waffe auf einer ganz anderen Front? Handeln die Staatsmänner vielleicht gleichsam im Auftrag der englischen Unternehmer und bezwecken eine Reallohnsenkung? Sie würde den Ausfuhrindustrien nicht nur einen vorübergehenden, sondern einen dauernden Vorteil bringen!

Eine Reallohnsenkung durchzusetzen, ist den englischen Arbeitgebern bisher in der Krise nicht „geglückt", und eben deshalb ist die Überwindung des Krisentiefpunktes in England verhältnismäßig rasch geglückt. Die Senkungen der Nominallöhne sind bisher durch Senkungen der Lebenshaltungskosten mehr als ausgeglichen worden, wie die folgende Tabelle zeigt:

	Wochenlöhne nominal	Wochenlöhne real	Lebenshaltungskosten
1928	100	100	100
1929	99	101	98
1930	98	103	95
1931	97	109	89
1932	95	109	87
1933	94	112	84
1934	94	111	85
Dez. 1934	94	109	86

Bis 1931 ist die Kaufkraft der Wochenlöhne erheblich gestiegen. Die dann einsetzende Pfundentwertung verhinderte, daß die weitere Senkung der Weltmarktpreise den englischen Arbeitern durch Preissenkungen zugute kam; immerhin blieb trotz der Pfundentwertung die Kaufkraft der Wochenlöhne lange Zeit ungefähr gleich. Erst neuerdings steigen die Lebenshaltungskosten bei gleichbleibenden Wochenlöhnen, d. h. der Reallohn sinkt. Das ist eine Folge vor allem der Autarkiebestrebungen auf landwirtschaftlichem Gebiet, der „Reorganisation" der Schwerindustrie auf Kosten der Konsumenten und ähnlicher Maßnahmen.

Eine Pfundentwertung bei nicht sinkenden Weltmarktpreisen müßte zu einer weiteren Verteuerung der Lebenshaltung in England führen. Ist das etwa des Pudels Kern? Ist die Waffe Währung in England gegenwärtig gegen die englische Arbeiterschaft gerichtet? Soll den englischen Arbeitern, die sich Geldlohnkürzungen kaum so leicht gefallen lassen würden, gewissermaßen hinten herum durch Preiserhöhungen der Reallohn gekürzt werden?

Ob sich dadurch z. B. verlorene Textilmärkte für England zurückgewinnen lassen — im Kampf gegen die noch viel niedrigeren ostasiatischen Löhne! — ist sehr zweifelhaft.

Nicht zweifelhaft ist jedoch, daß die Massenkaufkraft auf dem englischen Binnenmarkt zu Gunsten der Profite zurückgehen und bald darauf auch die Produktion von Massengütern für den Binnenmarkt schrumpfen würde. Wie soll dann ein Rückschlag der Konjunktur aufgehalten werden?

Abwertung

Unter dem Titel „Abwertungslitanei" schreibt die „Deutsche Allgemeine Zeitung" u. a.:

„Abwertung und Abwertung ist zweierlei. Es ist zunächst etwas anderes, ob ein Land abwertet, das schon einmal Währungsschwäche und Abwertung erlebt hat oder eine Wirtschaft, die noch jungfräulich an die Methode herangeht. Als Beispiele siehe England, dessen Bevölkerung die Abwertung mit imponierender Ruhe aufnahm, und Belgien, wo sie von einem ausgesprochenen Inflationsfieber begleitet wurde. Es ist ferner etwas anderes, ob ein Land in hohem Grade Gläubiger oder Schuldner höhervalutarischer Länder ist. Es ist drittens ein großer Unterschied, ob man die meisten Rohstoffe im eigenen Land hat, wie die Vereinigten Staaten, oder die wichtigsten natürlichen Rohstoffe aus Übersee holen muß, wie Deutschland.

Abwertungen sind ferner nicht gleich wirksam, wenn der eine Abwerter über einen so großen Währungs- und bevorzugten wirtschaftlichen Ergänzungs- und Handelsraum verfügt wie Großbritannien mit seinem Empire und der andere Abwerter scharf auskalkulieren muß, ob die Exportprämie, die ihm der Währungsrutsch möglicherweise in Aussicht stellt — wenn nämlich die Zölle der anderen brav stillhalten —, nicht zu einem beträchtlichen Teil wieder ausgehöhlt wird durch die Verteuerung der Rohstoffeinfuhr und ein Hochtreiben des Kosten- und Preisniveaus. „Abwertung" als solche ist eine bestimmte Methode, und sie erscheint nicht wenigen einladend. Aber sie schillert in allen Gangarten, läßt keine Kopie zu und ist in der Hand von „Methodisten" oder Dilettanten eine Waffe von bedenklicher Zweischneidigkeit ...

Die Abwertung läuft als Exportförderungsmittel den Resten des Welthandels nach, führt aber zu immer stärkerer Autarkisierung und Schrumpfung der noch freien Handelsbeziehungen. Überall, wo Kontingente und Verrechnungsabkommen bestehen, ist sie von vornherein eine Exportwaffe, die nicht durchstößt ..."

Die Welt steht vor dem Zwang, die Technik zu Ende zu denken.

Dreusicke

Afrika

Die Frage nach dem Verhältnis des afrikanischen Erdteiles zu Europa ist unser letztes und wichtigstes Problem. Amerika ist schon seit langem unabhängig. Asien hat sich frei gemacht und strebt unter der Leitung Japans der Machtstellung seiner ältesten Überlieferung zu. Die Erhaltung des ungeheuren tropischen Reservoirs an Pflanzen und Bodenschätzen ist für Europa die Lebensfrage.

Die Zusammenhänge zwischen den beiden Erdteilen waren schon früh gegeben. Die ägyptischen Reiche umfaßten in ihrem Anziehungsbereich die Länder vom Sudan bis zum Balkan. Die spätere Mittelmeerwelt schloß Nordafrika mit Südeuropa zu einer Einheit zusammen. Die maurische Herrschaft über Spanien bedeutete wie die sarazenische über Süditalien nur die Verwirklichung eines schon geografisch bedingten Zusammenhanges. So hat sich das Mittelmeer, anders als die größeren Ozeane, als Verbindungsglied zwischen zwei Kontinenten erwiesen. Als natürliches Ergebnis dieses Verhältnisses besitzt heute Frankreich sein nordafrikanisches Kolonialreich und Italien die nordöstlichen Randgebiete.

Lange sah man die Sahara als unüberwindliche Schranke zwischen dem arabischen und berberischen Nordafrika und dem zentralen Negerafrika an. Allein die Forschungen haben bewiesen, daß schon früh Karawanenstraßen von der Mittelmeerküste nach dem Tschad-See und nach dem Niger liefen, und heute haben Raupenschlepper und Flugzeug die Sandbarriere zu einem überwindlichen Hindernis gemacht.

Afrika besitzt alles was Europa braucht. Die unermeßlichen Wasserkräfte, von denen nur die Sambesifälle ausgenützt werden, ersetzten die Kohle und lassen Kraftwerke von bisher unbekannter Größe vorausahnen. Die Kupfergruben von Katanga und die südafrikanischen Minenbezirke gehören zu den größten Lagern der Erde. Zur Erzeugung organischer Rohstoffe stehen fruchtbare Riesenländereien unbegrenzt zur Verfügung.

Bis jetzt ist Afrika eine Domäne des Kapitalismus; diejenige, wo er sich vielleicht am verheerendsten ausgewirkt hat. Hier traf die industrielle Entwurzelung auf Volksschichten, die, auf allzu primitiver Ordnungsstufe stehengeblieben, der Zerstörung hemmungslos verfielen. So sehen wir heute in den Kap-Staaten den schwarzen neben dem weißen Proletarier. So haben in Zentralafrika die Gruben, Straßen und Bahnen das Leben ganzer Negerstämme gekostet. In Nordafrika hat die Krise des Weltkapitalismus schlimmere Verwüstungen hervorgerufen als in der ganzen übrigen Welt.

In Afrika zeigt es sich, daß die Verkoppelung sozialer Revolutionsideen mit dem immer stärker werdenden Rassenhaß Kräfte von unabsehbarer Reichweite frei macht. So sehr dieser Erdteil also die Ergänzung des industriellen Europa bedeutet, so leicht kann er auch zu einer schrecklichen Bedrohung werden.

Alle Versuche zur Verhinderung dieser Gefahr müssen mißlingen, solange Europa selbst in politischer Eifersucht und wirtschaftlichem Konkurrenzstreit zerrissen bleibt. In diesen kleinen Zänkereien am Rande des Abgrunds zeigt sich der ganze Rückstand des Menschen gegenüber seinen Mitteln. Eine umfassende europäische Zusammenarbeit fände in Afrika ein Feld friedlicher Betätigung für mehr als ein Jahrhundert. Allein in Innerafrika sind gesunde Hochebenen von der doppelten Größe Frankreichs der weißen Besiedlung zugänglich. Die französische Zeitschrift „Der Ausweg" berechnet, daß schon jetzt für Hafenanlagen, Verkehrsverbindungen und Wassernutzung 8 Milliarden Mark ausgegeben werden müßten, wovon die Hälfte als Materialbestellung an die europäische Industrie ginge. Die Entwicklung des Landes würde damit soweit gefördert, daß der europäische Afrikahandel von 15 auf 80 Milliarden Mark steigen könnte.

Nicht so ganz einfach sind freilich die Voraussetzungen einer solchen Erschließung. Unmöglich wäre es, daß die industriegesättigten Staaten die Arbeit im Lohndienst der kapitalgesättigten und kolonialreichen Staaten verrichten würden, wie es schon vorgeschlagen wurde. Ebenso unmöglich ist es aber, den Ausbau Afrikas im Stile der Ausbreitung der kapitalistischen Wirtschaft, wie etwa in Südafrika, weiter zu vollziehen,

Im Süden

Von Sebastian Blau

Palme vor dem Fenster

Auf der Karte der Insel hatte mein Finger die Reise schon oft gemacht: die schraffierten Küstenlinien entlang, über blaue Flußadern und klangvolle Ortsnamen weg; selbst die in tiefstem Braun drohenden Gebirge hatte er schwerelos genommen. Dazu hatte ich mir von Reiseprospekten allen Zauber des Südens versprechen lassen: gebräunte Männer unter Sombreros, dunkle Frauen mit überquellenden Früchtekörben, strahlendes Meer und leuchtend gelbe Sonne, und am Rande hingetuscht die schlanke Silhouette einer Palme, als ewiges Symbol des Südens und alles bedrückenden und beglückenden Fernwehs. So, genau so mußte es sein da unten ...

Als ich am Morgen nach der Ankunft in Ajaccio den wackligen Fensterladen aufstieß, mußte ich ziemlich stark dagegen drücken. Es gab ein kratzendes, fegendes Geräusch, und als der Laden schließlich aufflog, sah ich, daß er sich in einer Palme verfangen hatte. Die ganze Straße hinab standen Palmen. Aber sie sahen anders aus, als auf den Umschlägen der Reisehefte, so wirklich, so selbstverständlich, sie hatten gar nichts Märchenhaftes an sich. Gelbbraun und staubig säumten sie die Avenue du Premier Consul, und ihre schuppigen Stämme waren grob und faserig. Von meinem Fenster aus konnte ich in die Krone der einen greifen, und ich tat es. Wie hart die Blätter waren, wie spröd sie sich anfühlten! Und an den langen Stengeln der Wedel saßen lauter spitze kleine Dolche. In der Morgenbrise, die vom Hafen heraufkam, schwankten sie und rieben sich aneinander mit trockenem Geräusch, fast klirrend.

Der Himmel war hoch und blau, unzählige Schwalben lärmten darin; schräg gegenüber schnitt der Monte Salario ein rundes, olivgrünes Stück heraus. Ein Mann trieb auf der morgenfrühen Straße einen Esel vor sich her, starker Duft nach Thymian und Lavendel wie aus Urgroßmutters Schrank strömte ins Zimmer, ein Glockenschlag schwang über das Städtchen, fremd und blechern.

Und ich stand am offenen Fenster und hielt den Süden in der Hand; nicht jenen operettenhaften, kostümierten der Reiseplakate, nein, den wirklichen, der herber war und viel selbstverständlicher, und der mich empfindlich in die Hand stach, als ich ihm ein Blatt entreißen wollte ...

Fiesta in Valencia

Sie begann mit einer fürchterlichen Knallerei, sodaß ich erschrocken von meinem Kaffeehausstuhl auffuhr. Aber außer mir und ein paar Tauben, die mit knatterndem Flügelschlag aufstoben, blieb alles sitzen. Der Kellner beruhigte mich: das sei nur der Auftakt zur Fiesta de „Nuestra Señora de Desamparados".

Vor der Kathedrale hatten sie einen Altar aus Blumen aufgebaut, Sonnensegel überspannten die Plaza, und die Azulejos der Kuppeln, tiefblaue glasierte Ziegel, funkelten und blendeten unter der valencianischen Sonne wie Brennspiegel.

Der Platz wimmelte von Menschen. Neben mir standen drei junge Mädchen, in Schwarz wie alle, die braunen Gesichter umhüllt von dem kleidsamen schwarzen Schleier, den die Valencianerinnen nie abzulegen scheinen. Sie lachten und schwatzten und waren hübsch. Zuweilen flog ein verstohlener Blick zu mir, dem Fremden, herüber. Ich wagte ein Lächeln, es wurde erwidert; ich wagte sogar ein paar spanische Brocken, sie erregten kichernde Heiterkeit; und ich hätte vielleicht noch mehr gewagt, wäre nicht in diesem Augenblick die Prozession aus dem Portal gekommen, hätte nicht ein ohrenbetäubendes Schießen, Läuten und Rufen eingesetzt.

Schwärmer und Raketen, zu größerer Wirkung an Schnüre gereiht, explodierten krachend, bläulicher Pulverdampf mischte sich mit Weihrauchwolken, und hinter dieser Nebelwand spielte Musik, wirbelten Trommeln. Als dann Unsere liebe Frau selbst erschien, goldstrotzend in steifer, barbarischer Pracht und schwankend wie ein Schiff auf dem Meer entblößter Köpfe und gereckter Hände, da überflutete die Begeisterung alle Dämme des Vorstellbaren. Hüte und Mützen flogen in die Luft, Hände flehten dem Gnadenbild entgegen, Männer heulten Viva! Viva!, Frauenlippen flogen und bebten, kaum mehr imstande, die Worte „Nuestra Señora" zu formen.

Ein junger Mann kletterte buchstäblich die Wand hoch, um mit seinem Taschentuch den Brokatmantel der Jungfrau zu berühren. Nie und nirgends habe ich solche Ekstase, solchen Ausbruch von Leidenschaft und religiöser Glut erlebt.

Inmitten dieser Flammen, die ringsum prasselnd und lodernd aufschlugen, ohne mich selbst anzugreifen, bedrückte mich meine Unversehrbarkeit, und ich sah hilfesuchend nach meinen drei heiteren Backfischen, damit ich nicht so allein wäre. Aber sie — sie hatten für nichts mehr Augen als für die Señora, bestürmten sie mit beiden Händen und jubelten ihr zu. Und wahrhaftig, die jungen Mädchen hatten Tränen unter den schweren Wimpern. Da erfaßte mich, ich gestehe es offen, Angst, Angst vor dem unfaßbar Fremden, Unerklärlichen dieses Volkes.

Bei der Corrida am Nachmittag traf ich meine drei Mädchen wieder. Als der Matador dem Stier den Todesstoß gab — formvollendet und mit Grazie, wie man zugeben muß —, und das Tier zitternd im blutigen Sand verröchelte, brach ein Orkan des Beifalls los, der dem vom Vormittag nichts nachgab. Und wiederum rasten meine drei Valencianerinnen mit, verzückt, verrückt und besessen ?..

An diesem Tag gab es in ganz Spanien keinen, der des Erbarmens „Unserer lieben Frau der Verlassenen" würdiger gewesen wäre, als ich.

Altes Fräulein in Nizza

Schon mehrmals war ich dem Fräulein begegnet, ohne es mehr zu beachten, als eine etwas lächerliche altmodische Aufmachung verdient. Nun aber, da es an diesem Nachmittag in einem Mietstuhl der Promenade des Anglais saß, dieser einstigen Via triumfalis des Geldes, der Eitelkeit und gepflegten Faulenzens, weckte die alte Dame mein Interesse plötzlich stärker, als alle sportlichen, hübsch hergerichteten jungen.

Ihr Alter ließ sich leichter nach ihrer Toilette schätzen, als nach dem welken Gesicht. Rüschen, Spitzen und Volants, die Puffärmel und die rosa Seidenmasche am Sonnenschirm, der die Farbe von Vanillecrème hatte, ja, aus diesem süßen Stoff zu sein schien, deuteten auf das letzte Jahrhundert, ebenso die spitzen Knopfstiefelchen. Um den runzligen Hals trug sie ein schwarzes Samtband mit einem Medaillon. Die Haut ihres Gesichts war zwar immer noch fein und zart, aber fast grau, und das aufdringliche Rot der Lippen hing wie ein letztes Blumenblatt am Kelch einer entblätterten Rose. Sicher war die Dame einmal schön gewesen. Und jetzt ging es ihr schlecht, das war ebenso deutlich.

So saß sie da in der vollendeten Haltung einer großen Dame, lorgnettierend und ein bißchen mokant, als schriebe man noch immer 1890, als zählte sie noch immer zwanzig, als könnte jeden Augenblick Fürst Menschikow oder sonst ein Märchenprinz auf -ow oder -ski vorfahren, sie zum Souper zu bitten, sechsspännig und mit galoniertem Kutscher ... Die da in den billigen Polohemden mit ihrem lauten, unpolierten Wesen, würden sich einer Dame wegen nicht duellieren, schlügen kein russisches Gut mit 300 Seelen auf den Kopf, nur um ihr einen lustigen Abend zu schaffen, ohrfeigten ihr zuliebe auch keinen Gesandten von Venezuela ... Ach, was war ihr von alldem geblieben? Nichts, als die Erinnerung, sein Bild im Medaillon und ein etwas lächerliches Kostüm ...

Übrigens stellte das alte Fräulein solche Vergleiche nicht an. Im Gegenteil, es sah aus, als bemerke sie gar nicht, wie die Welt sich verändert hatte. Sie hatte das Wunder fertiggebracht, die Zeit stillstehen zu lassen, für sie nahm das glanzvolle Jahr 1890 kein Ende. Sie war noch immer zwanzig, und ihren reichen Freund hatten dringende Erbschaftsangelegenheiten vorübergehend nach Rußland gerufen, irgendwohin bei Asien, wo er Güter hatte. Er würde bald wieder kommen ...

So weit war ich in meiner Betrachtung des alten Fräuleins gekommen, als drüben in der Bai donnernd ein Wasserflug-

und dabei ein neues, riesengroßes koloniales Proletariat zu schaffen.

In Afrika berühren sich die Fragen gesamteuropäischer Vernunft mit denen nach einer sozialen Neuordnung überhaupt. Bleibt die Finsternis über der Zivilisation in gleichem Grade bestehen, dann wird Europa seine letzten Reserven und damit seine letzte Geltung verlieren. Ernst Pfau

---

Wie aus Kingston (Jamaika) gemeldet wird, ist der Negerführer Marcus Garvey nach England abgefahren, wo er das Hauptquartier seiner Organisation der farbigen Völker zu errichten gedenkt. Er beabsichtigt auch, als Arbeiterkandidat für das britische Unterhaus aufzutreten.

Im Aufstieg

Über die günstige wirtschaftliche Entwicklung Südamerikas schreibt die „Deutsche Volkswirtschaft" (3. Februarheft 1935) u. a.:

„Argentinien ist heute mehr, als man in Europa glaubt, Industriestaat: eine ganze Anzahl neuer Industriezweige ist unter dem Drucke der Verhältnisse gerade in der letzten Zeit aus dem Boden geschossen und wird nicht mehr zu verdrängen sein. Besonders auf dem Gebiet der Textilwirtschaft, der chemischen Industrie, der Lederindustrie und verschiedener Maschinenindustrien sind so große Fortschritte erzielt worden, daß geradezu Überproduktion vorliegt. Die argentinische Regierung fördert die Industrialisierung des Landes durch eine entsprechende Zollpolitik.

Brasilien ist der Prototyp des gewaltsam industrialisierten südamerikanischen Staates, und dieser Entwicklungsprozeß hat bereits solche Fortschritte gemacht, daß Brasilien auf einer ganzen Reihe von Gebieten von der ausländischen Einfuhr unabhängig ist. Aber auch die Landwirtschaft entwickelt neuerdings ihre vielfachen Möglichkeiten: an der Spitze steht der Baumwollbau, der bereits 1 Million Tonnen im Jahr erzeugt und sich von Ernte zu Ernte fast verdoppelt; daneben der Anbau von Ölfrüchten aller Art, an denen das Land ungeheuer reich ist; die Verwertung der Südfrüchte, die Fleischerzeugung und die Ausbeutung all der zahlreichen Urwaldschätze, die der Norden des Landes birgt.

Auch in Chile ist unter dem Druck der Verhältnisse eine einheimische Industrie aufgebaut worden, die heute 60 Prozent der früher aus dem Ausland bezogenen Fertigfabrikate herstellt und ununterbrochen Fortschritte macht. Ebenso hat sich die Produktion der Rohstoffe im letzten Jahr beträchtlich gesteigert, ja verdoppelt. Entsprechend belebte sich die Wirtschaft des Landes, ging die Arbeitslosigkeit zurück, nahmen Binnen- und Außenhandel zu: in den ersten neun Monaten 1934 lag die Ausfuhr 55 Prozent über derjenigen der gleichen Zeit des Vorjahres, während die Einfuhr (140 Millionen Goldpesos) in den genannten Monaten infolge der staatlichen Maßnahmen nur wenig zunehmen konnte."

Das Existenzminimum

Aus der „Selbsthilfe" (Nr. 13): „Dr. Klein nennt in seiner „Deutschen Zukunft" die in der Schweiz bevorstehende Volksabstimmung, wonach jedem Schweizer Bürger ein monatliches Mindesteinkommen von 200 Franken garantiert werden soll, lächerlich. Ich finde dies beileibe nicht lächerlich. Vielleicht hat Dr. Klein einmal Muße, Popper-Lynkeus zu studieren. Im übrigen genügte auch das Gedankengut des Nationalsozialismus; denn darin ist enthalten der Anspruch jedes Deutschen auf Arbeit und Brot als die natürlichsten Rechte aller Menschen. Die Höhe dieses Anspruchs wird sich von Fall zu Fall je nach dem Lebensstandard der einzelnen Völker ändern müssen, aber lächerlich ist dieser Anspruch — der übrigens auch der Arbeitslosenversicherung zugrunde liegt — beileibe nicht."

*

Der amerikanische Bundessenator Huey P. Long aus Lonisiana verlangt unter dem Schlagwort „Share our wealth" (verteilen wir unsern Reichtum!), niemand in Amerika solle künftig mehr als 3 bis 4 Millionen Dollar besitzen und mehr als eine Million im Jahr verdienen dürfen. Der Überschuß — 165 bis 175 Milliarden Dollar — müsse von der Bundeskasse an alle diejenigen Familien verteilt werden, die weniger als 5000 Dollar besitzen oder weniger als 2500 Dollar jährlich verdienen. Diese Beträge würden also dann als amerikanisches „Existenzminimum" garantiert. Long verlangt übrigens „außerdem" für jede Familie ein Heim „mit anständiger Einrichtung", ein Auto, freie Schulbildung bis zum Universitätsstudium, Altersversorgung, Kürzung der Fabrikarbeitszeit und radikale landwirtschaftliche Planwirtschaft.

Ein Lärm-Ministerium

Das Folgende ist die gekürzte Wiedergabe eines witzigen „offenen Briefs", den Georges Duhamel s. Zt. in seiner Verzweiflung an den französischen Ministerpräsidenten gerichtet hat. D. Red.

Es wäre mir ein Vergnügen, diesen Brief an Ihre verehrungswürdige Adresse zu richten, Herr Präsident. Aber mehr noch als Diskretion verbietet mir dies die einfache Vorsicht. Ich besitze nicht die Verve und Schnelligkeit, die notwendig wäre, einen so großen Artikel während der Dauer eines Kabinetts zu vollenden. Und so könnte es geschehen, daß Sie, Herr Präsident, im Augenblick, da mein Brief das Licht der Welt erblickt, schon ein Anderer wären — wenn ich es unter Wahrung des Respektes so nennen darf. Das würde ich natürlich sehr bedauern.

Herr Präsident, ich habe die Absicht, Ihnen eine Kabinettsreform vorzuschlagen. O bitte, Ihre verdienstvollen Mitarbeiter mögen dahinter keine Alarmnachricht vermuten. Nicht eine Verkleinerung, nein, eine Vergrößerung Ihres Kabinetts habe ich im Sinn!

Als ich noch ein kleiner Junge war, überschritt die Zahl der Portefeuilles, wenn ich mich recht erinnere, kaum ein Dutzend. Zeitungsleser versichern mir, daß Sie heute nicht weniger als dreißig Portefeuilles zur Verteilung bringen. Erlauben Sie mir, Herr Präsident, Ihnen meine Freude darüber auszusprechen, daß unser schönes Land so reich an bedeutenden Männern ist. Bei dem Gedanken, daß Sie mit der Annahme meines Projekts vielen verkannten Genies, die heute noch im Vorhof zum ministeriellen Ruhm herumstehen, eine neue Karriere eröffnen, wächst meine Freude.

Also: ich verlange ein Ministerium des Lärms. Anfangs wollte ich es Ministerium der Stille nennen, aber ich gestehe, diese Bezeichnung wäre verfrüht. Sie wird erst am Platz sein, wenn aus dem Kriegsministerium ein Friedensministerium geworden ist ...

Menschen, deren Veranlagung es nicht gestattet, Zusammenhänge zwischen weitab voneinander liegenden Erscheinungen festzustellen, werden schreien, weil ich ihre Aufmerksamkeit für nebensächliche Dinge beanspruche, während sie vollauf damit beschäftigt sind, die Geschicke des Staates zu leiten und Europas Frieden zu sichern; Aufgaben, neben denen die Lärmfrage ihnen gering erscheint ...

Glauben Sie ihnen nicht, Herr Präsident! Der Lärm ist eine der stärksten Manifestationen unserer Zivilisation geworden. Ordnung in diesen Lärm hineinzubringen, bedeutet, sich mit den Symptomen und Ursachen des Übels befassen, heißt Beruhigung der Leidenschaften, Verminderung der Reibung, Beilegung von Streitigkeiten, bedeutet das Geschenk der freien Kräfte-Entfaltung aller Intelligenzen, garantiert einen gutgeölten Mechanismus der Arbeit und schließlich die Erhellung jener Atmosfäre, in der die großen Ideen wachsen. Auch die großen Ideen der Politik!

Diese Atmosfäre wird dem Spiel der wertvollsten menschlichen Fähigkeiten von Tag zu Tag ungünstiger. Früher wurde der Lärm nur von Zeit zu Zeit und in vernünftigen Dosen dem Volk gestattet: da war ein Nationalfeiertag, zwei Tage für Ostern, zwei für Pfingsten, hie und da einer für den Empfang ausländischer Fürstlichkeiten. Den Rest der Zeit verbrachte man in einer Stille, die selbst primitiven Menschen die Voraussetzung zu klaren Gedanken schuf. Heute hat die Lärm-Orgie kein Ende. Wenn keine Abhilfe geschaffen wird, ist zu befürchten, daß die Menschheit ernstlich vergiftet wird, und allmählich — vom Lärm betrunken — die Gabe zu denken, zu reden, sich auszudrücken verliert.

Während wir den sozialen Kommunismus bekämpfen, werden wir Opfer eines anderen Übels: des Lärm-Kommunismus. Das Privat-Eigentum schien bis dato gegen diebische Angriffe geschützt zu sein. Der Besitzer eines Stücks Erde, einer Parzelle im Raum, ist nicht mehr Eigentümer der Stille in diesem Raum. Der Durchbruch einer Umfassung ist straflos, denn der Lärm macht vor Gittern und Zäunen nicht halt. Das Gesetz, das dem Bürger untersagt, seinen Mist auf dem Nachbargrundstück abzuladen, hindert ihn nicht, diesen Raum zu überschwemmen mit exkrementeller Musik, von mechanischen Apparaten hingekotzt. Nur Milliardäre, Besitzer ungeheurer Territorien, können sich zu einer wahren Erholung zurückziehen. Der gewöhnliche Sterbliche lebt ständig unter dem Trommelfeuer dieser Maschinen. Eine blinde Wut, von der man leider nicht sagen kann, daß sie taub ist, erfüllt die Herzen der Resigniertesten, der Liberalsten.

Solange Musik das Resultat menschlicher Tätigkeit war, unterlag sie den natürlichen Grenzen des Atems, der Kraft, des Vergnügens und des Interesses. Heute, wo unbeseelte Apparate Musik à discretion liefern, ist zwischen den Besitzern dieser Maschinen ein Wettstreit ausgebrochen, der sich — weiß Gott! — nicht in aller Stille vollzieht. Wie die Automobilisten einander zu überholen trachten, genau so plagt diese Fonomanen der Ehrgeiz, den Lärm ihres Nachbarn zu überbieten. Der Krieg der Musikmaschinen hat längst die Formen des Bürgerkriegs angenommen!

Mag man die kriegführenden Mächte einander zerfleischen lassen, mögen diese Lärmfanatiker ihrem Schicksal überlassen bleiben, — den neutralen Zuhörern, den unschuldigen Opfern darf man sein Mitleid nicht vorenthalten. An der Arbeit gehindert, ihrer Ruhe beraubt, flehen sie um Hilfe und Gerechtigkeit.

Heute gibt es noch kein Ministerium, zu dessen Aufgabenkreis es gehört, Lärmgesetze vorzuschlagen und in Kraft zu setzen. Das Hygiene-Ministerium ist zu jung, um diese Last auf seine Schultern zu laden. Die französische Polizei tastet nur, zögert, haut dann und wann blind zu und setzt dabei ihren schwachen Kredit durch wirkungslose Maßnahmen aufs Spiel. So bleibt denn nichts übrig als die Schaffung eines neuen Ministeriums, dem medizinische und technische Laboratorien unterstellt sind. Dem Erfinder eines Apparates, der im Umkreis von zweihundert Metern Lärm zur Stille macht, setze ich einen Preis aus!

Gewisse Erfahrungen haben gezeigt, daß es nicht klug ist, ein Volk unter einen Glassturz zu stellen, ohne ihm einen Auspuff zu lassen. Ein allgemeines Lärmverbot würde für eine Anzahl von Individuen ernstliche Schäden zeitigen. Das neue Ministerium wird also zweckmäßig eine genau festgesetzte Lärmstunde einrichten, in deren Verlauf aus dem Gleichgewicht Gekommene straflos ihre Bedürfnisse stillen können, das heißt: ihre Apparate in Gang setzen dürfen. Schwerkranke werden in den Hauptstädten des Landes besondere Etablissements aufsuchen können, Bordelle des Lärms, wo lautverstärkte Maschinen an Lärmsüchtige vermietet werden.

In den gesitteten Städten wird man die gesetzliche Lärmstunde auf Antrag des Magistrats oder durch ministeriellen Erlaß auf eine halbe Stunde beschränken können, vielleicht sogar auf fünf Minuten.

Und wer weiß: eine Elitebevölkerung kann möglicherweise ganz darauf verzichten — was in Reiseführern und Verkehrsbüros deutlich hervorgehoben werden müßte ...

Georges Duhamel

Württemberg und Ostpreussen

Seit etwa einem Jahr besteht eine „Arbeitsgemeinschaft Ostpreußen-Württemberg", mit dem Ziel, die württembergische Wirtschaftsstruktur mit ihrer eigenartigen Verschmelzung von Industrie und Landwirtschaft als Vorbild für Ostpreußen nutzbar zu machen. Der ostpreußische Oberpräsident Koch hofft dadurch die Abwanderung ostpreußischer Bauernsöhne nach dem Westen künftig ebenso abstoppen zu können, wie um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Massenauswanderung aus Württemberg durch großzügige Gewerbeförderung zum Verschwinden gebracht worden ist.

Der württembergische Wirtschaftsminister Lehnich, der selber aus der Ostmark stammt, hat vorigen Herbst eine Studienreise nach Ostpreußen gemacht. Er hat zunächst einmal veranlaßt, daß die württembergische Industrie sich an der diesjährigen Königsberger Ostmesse (im August) repräsentativ beteiligen wird. Vorher noch wird in Stuttgart eine große „Ostpreußenausstellung" stattfinden.

Nach einer amtlichen Statistik gibt es in Plauen 115 Arbeitslose auf 1000 Einwohner, in Breslau 105,5; dagegen in Braunschweig nur 25,8, in Würzburg 26,3, in Stuttgart 20,4.

In russischen Fabriken wird nach Pressemeldungen gegenwärtig ein neues Lohnsystem ausprobiert: eine Kombination von Prämienzahlung und progressivem Akkordlohn.

---

zeug niederging. Ich erhob mich, hinüberzugehen, da fiel mein Blick auf ein blindes Messingschild an einem Hoteleingang. Es trug die Inschrift „Hôtel St. Petersbourg" ...

Bengali-Lancers

In Deutschland läuft gegenwärtig ein englisch-amerikanischer Film mit dem Titel „Bengali". Das ist eine etwas unverständliche Übersetzung des englischen Titels „Bengali-Lancers". Es wäre deutlicher gewesen, den Film etwa „Ein indisches Reiterregiment" zu nennen; denn er zeigt eine Episode aus den Kämpfen eines englisch-indischen Reiterregiments gegen aufrührerische Mohammedaner im Norden Indiens, an der Grenze gegen Afghanistan. Das ist die selbe Gegend, von der aus Kipling vor 50 Jahren seine Geschichten, die ihn zum meistgelesenen Schriftsteller nicht nur Englands, sondern der Welt gemacht haben, an englische Zeitungen geschickt hat. Und nicht nur der Schauplatz ist der selbe, sondern auch die innere Haltung: sie ist, aufs Politische gesehen, imperialistisch, vom Menschlichen aus betrachtet, heroisch.

So viel man, bei Kipling wie bei dem Film „Bengali", gegen die Propaganda für den britischen Imperialismus in Indien einwenden kann, so sympathisch berührt einen die männlich-heroische Haltung der Handelnden. Der Konflikt in dem Film ist der gleiche wie in Kleists „Prinz von Homburg"; soll der Soldat einem Befehl, den er für falsch hält, gehorchen? (Die Lösung ist allerdings etwas anders.) Einige Offiziere gehorchen dem Befehl ihres Kommandeurs nicht — einer von ihnen büßt es mit dem Leben. Sie gehorchen ein zweites Mal nicht — und drei büßen es mit Gefangenschaft und mit schrecklichen Folterungen, das Regiment büßt es mit dem Verlust eines Munitionstransportes und mit dem Tod wackerer Soldaten. Daß und wie alle Feinde Britanniens schließlich doch noch in den Staub sinken, das ist etwas abenteuerlich und eigentlich keine Rechtfertigung des Ungehorsams.

Ein paar tausend Engländer können 300 Millionen Inder nur beherrschen, wenn sie strengste Disziplin halten; Heldentum im Dienste Großbritanniens heißt deshalb nicht nur Mut, sondern auch Gehorsam — das ist etwa der Sinn des Films.

Heroismus paart sich leider oft mit Frase und Pathos und wird dann unmenschlich und unwirklich. Wie weit entfernt von diesem Heroismus ist der Film „Bengali"! So oft der Heroismus ins Pathetische überzugehen droht, mischt sich Witz und Ironie dazwischen. Die drei englischen Offiziere in der Gefangenschaft der Mohammedaner sollen durch Folterungen zum Verrat gezwungen werden (man treibt ihnen brennende Bambusstäbchen unter die Fingernägel; „der Zahnarzt kommt manchmal auf den Nerv, das tut beinahe so weh", sagt einer von ihnen); nachher im Gefängnis suchen sie eine Rechtfertigung für ihren Heroismus und kommen zu keinem Ergebnis; schließlich beginnt einer ein Lied zu singen, nicht mit dröhnendem Pathos, nein, er summt es nur vor sich hin, ein Lied von Englands Fahne, die wehen muß, auch wenn der Einzelne fällt, er summt das Lied, das ihre stummen Gefühle in Worte faßt, und in die darauffolgende Stille platzt er dann mit der ironischen Bemerkung: „Tja, wenn ich jetzt noch meine Geige hätte, dann wäre das hier sehr feierlich." — Der jüngste der drei Offiziere allerdings, der Liebling des Regiment, erträgt die Tortur nicht und wird zum Verräter. Wie wird er von seinen beiden Kameraden im Gefängnis aufgenommen? Wird er verachtet oder gar als Verräter beseitigt? Kein Wort des Vorwurfs wird gehört; zu gut wissen sie, wie nahe beieinander im Menschen Heldentum und Schwäche wohnen. Nur, als die Gelegenheit endlich da ist, die kurze Ermahnung: mach deinen Fehler wieder gut!

Man kennt ja dieses unpathetische Heldentum, diese männlich-ernste Haltung aus den englischen Romanen, Theaterstücken und Filmen über den Weltkrieg. Eben dieser Haltung wegen muß man den Film „Bengali", obwohl über ihn, besonders über seine stark verkürzte deutsche Fassung, auch manches Kritische zu sagen wäre, rühmend erwähnen. Aber auch noch aus einem andern Grund, nämlich, weil er uns guten Anschauungsunterricht gibt über politisches und militärisches Geschehen, um das man sich sonst nicht viel kümmert. (Dieses Geschehen ist natürlich noch wichtiger als das Auftauchen eines guten Films, und eigentlich wollte ich keine Filmkritik, sondern einen politischen Artikel schreiben.)

Der englischen Regierung ist es bis heute noch nicht gelungen, die Stämme an der Nordwestgrenze Indiens zu unterwerfen. Vor dem Erscheinen der Engländer bekämpften sich die Stämme in endlosen Fehden mit Schwert und Speer untereinander; jetzt kämpfen sie mit Gewehren und Maschinengewehren gemeinsam gegen die Engländer. Oder, wie Winston C. Churchill, der 1896/97 selbst in diesen Gegenden gekämpft hat, in seinen Memoiren ironisch schreibt: „In diese glückliche Welt brachte das neunzehnte Jahrhundert zwei Neuerungen: das Hinterladergewehr und die britische Regierung. Das erste bedeutete einen großen Fortschritt und Segen, das zweite eine Erzplage." (Einen Fortschritt, weil die Stämme ihre Kämpfe und Räubereien mit modernen Waffen betreiben konnten, eine Plage, weil das englische Militär den Räubern wenigstens hie und da das Handwerk legte.)

Aber trotz aller Tapferkeit der Bengali-Lancers und anderer Regimenter sind die Stämme noch keine treuen Untertanen der englischen Krone. Jeder Frühling bringt Nachrichten vom Wiederaufflammen der Kämpfe. Die Engländer versuchen, für den Handelsverkehr von Indien nach Afghanistan sichere Wege zu bahnen; die Pathans, Mohmands, Afridis und wie die Stämme, die „unter dem Dach der Welt" wohnen, heißen, versuchen, den Handelsverkehr zu stören. In diesem Frühjahr scheinen die Kämpfe sogar besonders heftig zu sein; der Verkehr über den Kyber-Paß mußte vollständig gesperrt werden. Auch Flugzeuge, die jetzt gegen die Aufrührer eingesetzt werden, nützen in den hohen Gebirgen nicht viel. Zwei besonders tüchtige Agitatoren, der Fakir von Alingar und Badschah Gul, sind am Werk, die Stämme gegen die Engländer aufzuhetzen. Im Auftrag einer Großmacht? Im Auftrag Rußlands? Immer wieder taucht diese Behauptung auf, und man kann kaum bezweifeln, daß sie richtig ist. Wird die russisch-englische Verständigung, die jetzt offenbar im Werden ist und die sich nicht nur auf die europäische Friedenssicherung, sondern auch auf alle Gegensätze der beiden Staaten in Asien bezieht, diesen Kämpfen im Norden Indiens ein Ende machen und den Bengali-Lancers eine Ruhepause verschaffen?

So sind wir doch noch von einer Filmbesprechung aus über englische Grenzkämpfe in Indien zur Weltpolitik gelangt.

Max Gregory

Literatur

Hannekens große Fahrt. Von Johanna Wolff. Gräfe und Unzer Verlag, Königsberg i. Pr. Preis 4,80 Mark. — Die jetzt 77-jährige Verfasserin hat in ihrem Buch „Hannecken" ihre Lebensgeschichte bis zur Ehe erzählt und gibt nun hier die Fortsetzung, die Geschichte einer nicht ganz gewöhnlichen Ehe bis zum Lebensabend. Das neue Buch steht nicht auf der Höhe des ersten (wie es meistens bei solchen Fortsetzungen ist); es ist noch weniger einheitlich als jenes und auch sprachlich nicht gleichwertig. Manchmal hat man den Eindruck, daß Wichtiges (aus Diskretion?) verschwiegen wird; und andererseits enthalten die anscheinend oft ungekürzt aufgenommenen Tagebuchaufzeichnungen eine Menge von unnötigem, für den Leser gleichgültigem Ballast. Ein Kritiker hat geschrieben, das Buch sei „eines der wenigen Frauenbücher, die die Gegenwart überdauern werden". Das ist entschieden zu viel gesagt. Sch.

Technokratie, Heft 1 des Jahrgangs 1935 dieser Zeitschrift der „Deutschen Technokratischen Gesellschaft" (Berlin SW 19, Kommandantenstr. 18) enthält u. a. einen Aufsatz von Hans Triebel über „Deutsche und amerikanische Technokratie", einen Artikel des Schriftleiters Wilhelm Dreusicke über die Entwicklung von Arbeitszeit und Einkommen seit der Verwendung der Maschine, eine Arbeit von Professor Woldt „Im Bergrevier" und einen Aufsatz von W. Schwarz „Vereinheitlichung tut not", auf den wir in der nächsten Nummer der S.-Z. näher eingehen werden. Verlag der „Technokratie": Georg Siemens, Berlin W 57, Kurfürstenstraße 2; Preis des Einzelheftes 50 Pfennig.

Berühmtheiten

Diejenigen, die sich ein Vergnügen daraus machen, unserer Zeit gelegentlich nachzuweisen, wie tief sie in geistiger Hinsicht doch stehe, bedienen sich dazu häufig des Kunstgriffs, die heutigen Berühmtheiten mit denen der Vergangenheit zu vergleichen. Sie zählen also etwa die jeweils gerade beliebtesten Boxer, Filmsterne, Rennfahrer, Schachmeister, Preisschwimmer, Skisieger und Fliegergrößen auf und stellen mit erhobenem Zeigefinger dann neben sie einen Goethe, einen Kant, einen Beethoven.

Das ist zweifellos sehr eindrucksvoll, und es verfehlt auch selten, die gewünschte — und im übrigen sehr gesunde — niederschlagende Wirkung auszuüben. Aber genau genommen, bedeutet es eine Irreführung, darüber hat man sich klar zu sein.

Es ist in Wirklichkeit nicht angängig, die Berühmtheiten irgend einer Gegenwart mit denen irgend einer Vergangenheit zu vergleichen. Es ist deshalb nicht angängig, weil Vergangenheit und Gegenwart logisch nie auf einer Stufe stehen. Man kann demnach höchstens Vergangenheit mit Vergangenheit und Gegenwart mit Gegenwart vergleichen.

Praktisch geredet: die Berühmtheiten der Gegenwart um 1800 herum waren ja gar nicht Goethe, Kant und Beethoven, wie man uns glauben machen will, sondern es waren sehr viel weniger wertvolle Menschen. Goethe, Kant und Beethoven haben damals nur eben gelebt. Aber in vollem Sinne berühmt geworden sind sie erst sehr viel später. Und als damals irgend ein Schalk einen Brief mit der Aufschrift „Dem größten Dichter Deutschlands" zur Post gab, gelangte dieser Brief nicht etwa an Goethe, sondern an — Ludwig Tieck.

Heute würde er sicher an Goethe gelangen, — nur daß Goethe heut leider nicht mehr am Leben ist.

Niemals sind die großen Berühmtheiten der Geschichte noch am Leben, wenn sie die Höhe ihres Ruhmes erreichen. Das ist ein unverbrüchliches Gesetz, und es lohnt sich schon, seinen inneren Gründen einmal nachzugehen.

Fragen wir uns dazu aber zunächst und vor allem: was ist eigentlich Berühmtheit? Berühmtheit ist offenbar nicht ohne weiteres gleichbedeutend mit einem hohen menschlichen Rang — denn wir sehen ja alle Tage, daß auch ausgesprochene Minderlinge berühmt werden können —, sondern Berühmtheit ist die bewundernde Anerkennung eines Menschen durch eine möglichst große Zahl von Lebenden (wobei durchaus dahingestellt bleibt, ob diese bewundernde Anerkennung recht hat oder nicht).

Und es ist nun klar, daß in demselben Maß, in dem der Rang eines Menschen den des Durchschnitts überragt, auch seine Aussichten, noch bei den Zeitgenossen Anerkennung zu finden, geringer werden. Denn Anerkennung setzt ein gewisses, zum mindesten ahnendes Verständnis voraus. Und dieses ahnende Verständnis hat man von Hause aus allein gleich- oder nur wenig höherstehenden Menschen gegenüber.

Wenn trotzdem im Lauf der Zeit auch hochbedeutende Menschen zu allgemeiner Anerkennung gelangen, d. h. also in vollem Sinne berühmt werden können, so beruht das darauf, daß die Wenigen, die ihrem eigenen Range gemäß ein ahnendes Verständnis für sie besitzen, ja ihrerseits wieder von Menschen umgeben sind, die in Bewunderung zu ihnen aufsehn und ihre Urteile zu übernehmen bereit sind. Und diesen wiederum geht es nicht anders: auch sie verfügen über einen gewissen Einfluß auf Tieferstehende, und so verbreitet sich die Anerkennung der Großen denn allmählich von Stufe zu Stufe, — bis sie schließlich Gemeingut aller geworden ist.

Natürlich verdünnt sich auf diesem Wege nach unten das ahnende Verständnis immer mehr, es ist am Ende nur noch ein frommer Glaube an die Bedeutung der Großen, — ein Glaube, dessen Berechtigung nicht mehr nachgeprüft werden kann, der aber gewissermaßen „dazugehört" und darum einfach ununtersucht hingenommen wird.

Wir sehen es gerade an der Berühmtheit von Männern wie Goethe recht deutlich, was es damit auf sich hat. Jede Marktfrau weiß es, daß Goethe ein großer Dichter ist. Aber warum und inwiefern, — das kann sie nicht sagen.

Es ist indessen auch gar nicht nötig. Die Hauptsache bleibt, daß sie an seine Bedeutung glaubt. Für eine so mittelbare Berühmtheit, wie sie den wahren geschichtlichen Größen ausschließlich erreichbar ist, genügt das vollauf.

Aber, wie gesagt, es dauert lange, bis sie es zu einer solchen Berühmtheit bringen. Jahrzehnte und selbst Jahrhunderte können darüber vergehen. Und während ihrer Lebenszeit jedenfalls sind sie in der Regel die einzigen, die daran glauben, daß sie solcher Berühmtheit noch einmal teilhaftig werden können. Denn gerade, weil sie bedeutend sind, haben sie es schwer auf dieser Welt.

Schopenhauer hat einmal gesagt, wenn man das Vorhandensein eines Genies feststellen wolle, brauche man bloß darauf zu achten, ob irgendwo die gesamte Mittelmäßigkeit sich zum Kampf gegen jemanden zusammengetan habe. Denn dann dürfe man ziemlich sicher sein, daß dieser Jemand das gesuchte Genie sei.

Er hat sicher recht damit. Ja, er ist vielleicht noch nicht einmal weit genug dabei gegangen. Denn er hat vergessen, hinzuzufügen, daß mit dem Augenblick, wo es besagtem Jemand gelingt, dennoch schließlich — als Lebender, wohlgemerkt! — noch Anerkennung zu finden, sein Anspruch auf irgendwelches Genietum auch schon verwirkt ist, und zwar um so vollständiger, je allgemeiner er anerkannt wird und je plötzlicher er in Aufnahme gekommen ist. Denn eben der Umstand, daß die Mehrzahl ihm nun recht gibt, beweist ja, daß er sich nicht allzu hoch über ihren Rang hinauserhebt. Und um ein Genie zu sein, müßte er das doch tun.

Es gibt hier tatsächlich also kein Ausweichen: entweder ist man ein Genie, dann steht man allein im Leben. Oder man steht nicht allein, dann ist man kein Genie.

Traurig, daß es so ist! Aber es ist so. Denn so ist diese Welt nun einmal eingerichtet. Kuno Fiedler

---

Um die Erfinder von neuen Werten dreht sich die Welt, — unsichtbar dreht sie sich. Doch um die Schauspieler dreht sich das Volk und der Ruhm: so ist es „der Welt Lauf".

Nietzsche (Zarathustra)

Ist doch, rufen sie vermessen,
nichts im Werke, nichts getan!
Und das Große reift indessen
still heran.
Es erscheint nun. Niemand sieht es,
niemand hört es im Geschrei.
Mit bescheidner Trauer zieht es
still vorbei. Feuchtersleben

Ach, der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,
und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen.
An das Göttliche glauben
die allein, die es selber sind. Hölderlin

Zeitwende?

Im „Deutschen Glauben" ist kürzlich die Anregung gegeben worden, man solle nicht mehr „vor und nach Christi Geburt" datieren, sondern etwa „vor und nach der Zeitwende". Im neuesten Heft der „Christengemeinschaft" bemerkt Kurt von Wistinghausen dazu, diese Anregung gehe „auch im Sinne der Deutschen Glaubensbewegung selbst" fehl; denn sie gebe der üblichen Zeitrechnung „ungewollt ein noch größeres Gewicht".

Das ist durchaus richtig. Das Jahr 1 nach Chr. war — historisch — gar keine Zeitenwende. (Kann man überhaupt „Zeitenwenden" nach Jahren datieren?) Und die Zeitrechnung nach Jahren seit Christus ist erst ein paar hundert Jahre später ziemlich willkürlich festgesetzt und nach und nach eingeführt worden. Eine „Zeitwende" ist die Wende von 1 vor auf 1 „nach" Christus nur für Anhänger des christlichen Erlösungsdogmas. Wenn Nichtchristen dieses Datum als „Zeitwende" bezeichnen, so handeln sie also nicht sehr konsequent.

Ich schlage vor, wir bleiben bei „vor und nach Chr.". Wir sprechen ja auch vom Sonnenaufgang und -untergang, obwohl wir wissen, daß die Sonne weder auf- noch untergeht. Und wir alle, Christen und Nichtchristen, sagen seelenruhig Dienstag, Donnerstag und Freitag (die Engländer auch noch Wodanstag), obwohl wir weder an Ziu und Donar noch an Freya glauben. Sch.

Schneewittchen und die sieben Zwerge

In „Wille und Macht", dem Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend, Heft 6, wird ein Brief eines katholischen Pfarrers in Oberschlesien an ein junges Mädchen veröffentlicht, dem wir folgende Absätze entnehmen.

„Erlaube mir nocheinmal, auf die kath. Grundsätze für die weibliche Kleidung bei öffentlichen Aufführungen (Turnen, Schauspiel usw.) aufmerksam zu machen. Die kath. Sittenlehre fordert hierbei, daß die Mädchen und Frauen einen Rock bis zum Knie und lange Strümpfe anhaben.

Diesen Grundsätzen entsprach nicht die Kleidung der Zwerge und größeren Mädchen bei dem Stück „Schneewittchen" letzten Sonntag. Dabei waren von den sieben Zwergen wenigstens zwei um 14 Jahre herum alt. Was mich am meisten betrübte, war der Umstand, daß drei von den fünf kath. Zwergen nicht zu der hl. Messe am letzten Sonntag waren.

Eine solche Kleidung, wie sie die Mädchen am letzten Sonntag bei dem Stück Schneewittchen trugen, ist nur für geschlossene Räume, ohne männliche Zuschauer, statthaft."

Bei dem alten Gärtner

Bei dem Gärtner war ich, den ich lang schon kenne
und in dessen altem Lädlein es mir wohl ist.
Keine aufgeschossne Pracht will hier sich brüsten,
und nur, was die Pflanze aus den eignen Kräften
willig geben kann, das wird von ihr gefordert.
Darum blüht es in dem kleinen Blumenfenster
zwar bescheiden, aber der Natur zum Lobe.

Die Kakteen sind des Gärtners beste Freunde
und sie strecken kühnlich ihre Arme von sich.
Oft sind sie ein großer, kinderreicher Knäuel
oder auch ein Stamm mit tiefen Wasserrinnen,
immer aber tragen sie viel rauhe Stacheln,
die der Pflanze Schmuck sind gleich wie ihre Waffe.
Steiget eine Blüte hoch aus diesen Strengen,
dann ist's wie ein Wunder, das man fromm bestaunet.
Und bei meinem Gärtner blühen solche Wunder.

In der Ladenecke lehnt ein Samenkasten,
braune Schublädlein hat er mit schwarzen Knöpfen
und es stehen drauf die Namen würzger Kräuter,
wie die Hausfrau sie verwendet in der Küche.
Krauseminz und Quendel, wer wird sie nicht kennen?
In der prallen Sonne wachsen sie, und Quendel
wird zur Salbe auch zerrieben und ist heilsam.
Estragon, gehörend zur Familie Beifuß
— dieses lernte einstens ich bei meinem Lehrer —
und Basilicum, ein duftger Lippenblütler,
Majoran und Boretsch, Kräuter für Salätlein,
und dann Bibernelle oder Pimpinelle,
jene Doldenpflanze, die so kräftig riechet.
Kümmel auch und Fenchel sind nebst andren Namen
noch zu lesen und sie sind von altem Klange.
Aus dem Kasten aber steigt der Düfte Vielfalt!

Alle Dinge kann man friedlich hier betrachten,
denn es zeigt sich lange niemand nach dem Schellen.
Auf dem Boden steht ein Korb mit guter Erde,
sonst auch hängen Weidenkörbe an den Wänden
und die Schere, leicht verrostet, hängt am Nagel
gleich dem Baste, der wie weiße Haare schimmert.
Langsam hört man es dann auf der Stiege trappen
und herein tritt grüßend der betagte Gärtner,
selber eine krumme, aber milde Wurzel.

Heute bat ich um ein Sträußlein blauer Veilchen,
deren reiner Wohlgeruch das Herz entzücket,
weil er kündet, daß der Winter nun dahin ist.
Und es sprach der Gärtner mit vergnügtem Lächeln:
„In der Frühe nahm ich Reisig von dem Boden
und darunter blühte noch vom letzten Jahre
eine Rose, doch daneben war ein Veilchen!
So hört es nicht auf, zu wachsen und zu blühen."

Dieses wahre Wort gefiel mir, und erfreuet
ging davon ich mit dem holden blauen Sträußlein.
Wer es haben will, der mög' es bei mir holen.

Ottilie Häußermann

Zu empfehlen:

Merians anmüthige Städte-Chronik

das ist historische und wahrhaffte Beschreibung, zugleich künstliche Abcontrafeyung zwantzig vornehmbster und bekantester in unserem geliebten Vatterlande gelegenen Stätte

Jugendbildnisse deutscher Städte vor 300 Jahren

Augsburg	Frankfurt	Leipzig	Regensburg
Bremen	Göttingen	Magdeburg	Stettin
Breslau	Hamburg	München	Stuttgart
Danzig	Heidelberg	Münster	Ulm
Dresden	Köln	Nürnberg	Würzburg

Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt
Preis gebunden 2 Mark

Zahlen Sie 2 Mark auf das Postscheckkonto der Sonntags-Zeitung, Stuttgart 19844, und das Buch geht Ihnen portofrei zu

Der Ochsenfrosch

Nach dem „Nachrichtendienst für Landschafts-, Natur- und Denkmalschutz" (Herausgeber: A. Kirchenmaier, Pforzheim, Häldenweg) gibt es in Altona eine „Ochsenfroschzuchtanstalt", deren Propaganda auch Unternehmungslustige in der Karlsruher Gegend zur Errichtung einer Zuchtfarm für Ochsenfrösche ermutigt hatte.

Das badische Innenministerium hatte aber (im Einvernehmen mit dem Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft) nach den schlimmen Erfahrungen Europas mit der Bisamratte und der Wollhand-Krabbe erhebliche Bedenken dagegen und verweigerte deshalb die Genehmigung zur Einfuhr von Ochsenfröschen.

Kleinigkeiten

Der Leichenschmaus. Die „Berliner Morgenpost" (Nr. 75) berichtet: „Eine für Süddeutschland wichtige Entscheidung hat jetzt das Bezirksamt Kempten getroffen: es soll kein Leichenschmaus mehr abgehalten werden. Das Bezirksamt ist der Meinung, daß die Sitte des Leichenschmauses schon längst abgeschafft worden wäre, wenn es irgend jemand gewagt hätte, den Anfang damit zu machen. So fängt das Bezirksamt Kempten von sich aus damit an."

Ein Blumen-Automat. Der Inhaber eines Blumengeschäfts im Berliner Westen, den es bekümmerte, daß er Sonntags nur wenig Blumen verkaufte, hat einen Automaten konstruiert, dem man Blumensträuße für 1—3 Mark entnehmen kann. Der Automat hat die Form eines Briefkastens; die Blumen stehen hinter Glas zur Auswahl.

Die alten Obstbäume. In der Zeitschrift „Das schöne Franken" (Heft 19/20) wendet sich Dr. Stadler gegen die neuerdings geforderte radikale Beseitigung von Obstbaum-Ruinen. Die abzuwehrenden Schädlinge seien überall zu finden, nur nie in faulendem oder dürrem Holz oder in den alten Baumlöchern, die den nützlichen Insektenfressern (Vögeln, Fledermäusen) natürliche Nistgelegenheit bieten.

Ist das noch Sport? Die Schweizer „Sporthotellerie" hat einen neuen Schlager erfunden: die Schi-Ziehbahn, die den Schifahrern das mühevolle und zeitraubende Besteigen der Abfahrtbückel ersparen soll. Die „Sportler" setzen sich in eine Schlinge, etwa wie im Kettenkarussel, und werden dann zwischen Balkengerüsten am Zugseil in die Höhe geschleppt, während die „Bretter" am Boden mitgleiten. Das Reichssportblatt findet eine solche Faulenzerei mit Recht verächtlich und sportwidrig.

Nützliche Fliegerbomben. In der Schweiz ist zum ersten Male der Lawinengefahr mit Fliegerbomben begegnet worden. An der Berninabahn wurden bedrohliche Schneemassen durch den Abwurf von Bomben zerteilt und ungefährlich gemacht.

Rasierklingen. In der afrikanischen Hafenstadt Mpulungu am Tanganjika-See sind nach der „Berliner Morgenpost" gebrauchte Rasierklingen ein beliebtes Zahlungsmittel. Für eine Klinge bekommt man eine große Melone, für zwei einen Korb Obst oder ein Ei; ein schöner Lachs kostet etwa ein Dutzend Klingen, und auch Hühner und andere lokale Erzeugnisse kann man für diese seltsame Währung einkaufen. Schicken Sie Ihre alten Rasierklingen nach Mpulungu!

Tierschutz in Italien. An den staatlichen Schulen Italiens soll von Herbst ab wöchentlich eine Stunde „Tierschutz" eingeführt werden. Die Schüler haben schriftliche Arbeiten anzufertigen, in denen sie Erlebnisse mit Tieren und beobachtete Fälle von guter oder schlechter Behandlung von Tieren anführen; die besten Arbeiten werden mit schulfreien Nachmittagen belohnt werden.

Der Tod der Flöhe. Zu der kürzlich erschienenen Notiz über die Ursache des Aussterbens der Flöhe teilt uns eine aufmerksame Leserin mit, daß eine der Todesursachen des Flohs auch die Verwendung von Kupfervitriol bei der Herstellung eines Teiles der Kunstseide sein könnte.

Der Angler. Eine Pariser Zeitung meldet den „seltenen Rekord" des Kaufmanns Jacques Herbart, eines leidenschaftlichen Anglers. Die Seine its zwar nicht sehr fischreich, dafür „fängt" er aber umsomehr — Stiefel, die er sorgfältig sammelt. Dieser Tage nun konnte er den Nachweis führen, daß er (in acht Jahren) den 500. Stiefel geangelt habe.

Der Pilzzüchter. Ein Industrieller hat sich an den Stadtrat von Paris gewandt, er möge ihm für eine jährliche Pachtsumme von 200 000 Francs die Katakomben der Stadt Paris für eine Riesen-Champignon-Zucht überlassen. Der Antragsteller erhofft einen Jahresverdienst von 650 000 Francs.

Hausfrauenstreik. Die Hausfrauen von Los Angeles haben eine Boykottbewegung gegen die Fleischpreise begonnen. Über Telefon und Radio fordern die streikenden Verbraucherinnen alle Hausfrauen auf, solange fleischlose Kost auf den Tisch zu bringen, bis die Fleischpreise gesunken seien.

Die Zahl 13. Wie die englische Presse zu berichten weiß, spielte die Zahl 13 bei einem zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilten Mörder eine „seltsame" Rolle. Das Verbrechen wurde an einem 13. begangen. Der Polizist, der den Mann verhaftete, hatte die Nummer 13; in der Geldtasche des Verbrechers befanden sich 13 Silbermünzen; er wurde von einem Gerichtshof verurteilt, der 13 Mann stark war; im Gefängnis hatte er die Nummer 274, deren Quersumme 13 ergibt und beim Gefängnisunterricht war er auf der Hörerliste der 13. (Und das Jahr, in dem er geboren war, hatte viermal 13 Wochen!)

Kirchenreform. Die Wochenschrift „The Christian Century" schlägt vor, man möge zur Hebung des Kirchenbesuchs die Eingänge, Lüftungs- und Beleuchtungsanlagen, Sitzgelegenheiten usw. in den Kirchen denjenigen der großen Kinos etwas annähern. Dieser Konkurrenz entsprechend müsse auch die Predigt „spannend, dramatisch, hinreißend und rhetorisch-vollendet" werden. Ganz besonders aber müsse man sich die Kunst der Ankündigung, wie sie die Kinos pflegen, zu eigen machen.

Ungeratene Tochter. Die Enkeltochter des japanischen Admirals Togo hat nach einem Familienstreit das Haus ihrer Eltern verlassen und sich drei Wochen lang als Kellnerin betätigt. Ihr Vater, der Marquis Togo, hat jetzt sein Amt als Zeremonienmeister des Kaisers niedergelegt.

Das Brandmal. Im Staate Jowa (USA) ist beschlossen worden, allen vorbestraften Heiratsschwindlern drei Sterne auf den Unterarm tätowieren zu lassen, sodaß sie von der Damenwelt leicht entlarvt werden können.

Enttäuschung. David Williams, ein Engländer in den vierziger Jahren, hatte mit zwei Jahren das Augenlicht verloren. Jetzt ist er mit Erfolg operiert worden; aber er hat gesagt, die Gesichter der Menschen seien für ihn eine große Enttäuschung. Er habe sie sich friedlicher vorgestellt.

Deutsche Glaubensgemeinde Karlsruhe. Am heutigen Sonntag, den 7. April, spricht Albert Sexauer im Saal der Vier Jahreszeiten über das Thema „Christus und wir".

Frühling am Bodensee. Pension Marquard in Allensbach am Untersee. Tagespreis 3,50 Mark. Boote zur Verfügung.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 24018, Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Weiblingen-Stgt.
Durchschnittsauflage im 1. Quartal 1935: 4150

Stuttgart, 14. April 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 15

Normung

Da wir nun einmal auf die Maschinen nicht verzichten können oder nicht verzichten wollen, so ist es eigentlich selbstverständlich, daß wir auch alle Möglichkeiten aus ihnen herausholen; daß wir nicht beliebige sondern die vollkommensten Maschinen verwenden und sie nicht gelegentlich sondern dauernd laufen lassen.

Je komplizierter nämlich eine Maschine ist, je mehr also Arbeit nötig war, um sie zu bauen (anders ausgedrückt: je mehr Kapital in ihr investiert ist), desto weniger verträgt sie es, stillzustehen. Daraus ergibt sich der Zwang zur Planung und Normung, der mit steigender technischer Entwicklung immer gebieterischer auftritt. „Die Verwendung von Höchstleistungs-Maschinen und -Einrichtungen ist nur dann wirtschaftlich, wenn große Massenaufträge vorliegen, und diese sind nur gegeben bei weitgehender Vereinheitlichung der Erzeugnisse."

Von diesem Grundgedanken geht ein Aufsatz über die Notwendigkeit der Vereinheitlichung aus, den W. Schwarz in der Zeitschrift „Technokratie" (Jahrgang 1935, Heft 1) veröffentlicht hat. In ihm wird nachzuweisen versucht, daß diese Vereinheitlichung — der Form aller Gebrauchsgegenstände, die von der Maschine hergestellt werden — durchaus nicht so schlimm ist, wie gewisse Gegner der Maschinenarbeit sie hinstellen, indem sie von „öder Schablonisierung", von der „Entpersönlichung und Entseelung einer mechanisierten Kultur" und dergleichen reden.

Schwarz erwidert diesen Kritikern kurz zusammengefaßt etwa folgendes:

1. Die Normung wird, wenn die Form des genormten Gegenstandes einigermaßen vollendet ist, durchaus nicht als unangenehm empfunden. Niemand stößt sich etwa an der Gleichförmigkeit der Eisenbahnwagen oder der serienmäßig gelieferten Kraftwagen. Daß Streichhölzer, Glühbirnen, Fernsprechapparate, Schulhefte genormt sind, wird sicher auch ein fein empfindender Mensch nicht beanstanden. „Wen würde es wohl ernstlich bekümmern, wenn es nur einen einzigen Füllfedertypus gäbe, vorausgesetzt, daß dieser bis ins Kleinste durchkonstruiert und zu denkbar vollkommenster Gebrauchsgerechtigkeit gebracht wäre?" (Anm. d. Red.: zurzeit gibt es in Deutschland 126 Firmen, die Füllfederhalter machen, und also wahrscheinlich ebensoviele Typen.) Und ist etwa der Stahlhelm unserer Soldaten, der von „seelenlosen Maschinen" in Massen produziert wird, nicht von anerkannter Schönheit, mindestens ebenso schön, als wenn er von Hand gemacht wäre?

2. Es ist ganz falsch zu glauben, die „Schablone", die Normung, die einheitliche Form sei „naturwidrig" und erst mit der Maschine aufgekommen. Im Gegenteil, gerade bei den primitiven, „naturverbundenen" Völkern sind die Gebrauchsgegenstände, Kleidung, Wohnung, Waffen, Schmuck usw. in ihrer Einfachheit nicht etwa individuell geprägt, sondern durchaus schablonenhaft. Auch das Bauernhaus jeder Landschaft ist typisch; und es ist nicht einzusehen, warum etwa ein aus genormten Einzelteilen zusammengebautes Siedlungshaus, wenn es dem Charakter der Landschaft angepaßt ist, nicht ebenso schön dastehen soll wie ein solches typisches Bauernhaus.

3. Das nur einmal Vorhandene und von Menschenhand individuell Geprägte hat seinen besonderen (künstlerischen) Reiz. Man kann es vielleicht für idealer halten, wenn wir uns nur mit solchen Dingen umgeben könnten. Aber das ist nun eben nicht möglich, auch wenn es uns als wünschenswert erschiene. „Schablonenhafte" Siedlungsbauten, in denen sich menschenwürdig leben läßt, sind den „romantischen" alten Schmutzwinkeln unserer Städte, in denen arme Leute seelisch und leiblich verkommen, jedenfalls vorzuziehen. „Zunächst muß dafür gesorgt werden, daß das lebende Geschlecht gesunde und ausreichende Nahrung, Wohnung und Kleidung hat, und sei es auch standardisierte und genormte Ware; erst dann mag sie sich an romantischer Schönheit des Regellosen erfreuen."

Es ist ja nicht gesagt, daß alles, was den Menschen umgibt, genormt sein müßte. Aber wenn es uns mit Hilfe der Normung gelingt, allen Menschen ein anständiges Existenzminimum zu schaffen — wäre es dann recht, das aus ästhetischen Gesichtspunkten zu verwerfen, selbst wenn diese wirklich Gültigkeit beanspruchen könnten (was nach dem oben Gesagten durchaus nicht der Fall ist)?

◆

Der Aufsatz von W. Schwarz, dessen Inhalt wir hier skizziert haben, ist unseres ungeteilten Beifalls würdig. Des Beifalls vor allem auch derer, die nicht gedankenlose Bewunderer der Maschine sind und die auch dem Handwerk, das unter der Maschine schon so viel Boden verloren hat, seine Bedeutung zusprechen.

Schwarz hat den Sinn des Maschinenwesens klar und richtig erfaßt: es ist dazu da, einer sich immer noch vermehrenden Massenbevölkerung eine menschenwürdige Existenz zu ermöglichen. Wenn die Maschine voll ausgenützt wird, kann der Massenbedarf, vom Schuhnagel bis zum Einfamilienhaus, so verbilligt werden, daß zu seiner Befriedigung nur ein Bruchteil des heutigen Aufwands nötig ist, — und zwar bei einem Lebensstandard, der den heutigen weit übersteigt.

Für alles, was über den Massenbedarf hinausgeht, für alle Sonderwünsche, für alles Individuelle ist und bleibt das Handwerk da. Dem Handwerk steht vielleicht eine neue Blüte bevor, sobald die Industrie einmal so eingerichtet sein wird, daß die in ihr steckenden Möglichkeiten mit Hilfe von Planung und Normung voll ausgeschöpft sind.

Etwas Ähnliches scheint auch Schwarz vorzuschweben, wenn er schreibt: „Der Minderbemittelte kann aus wirtschaftsgesetzlichen Gründen nicht jeder für sich einen eigenen Entwerfer und Werker beanspruchen; er muß sich bescheiden mit einmaliger schöpferischer Art für viele Verbraucher. Je höher das Einkommen steigt, umso mehr an Schöpfung kann er für sich allein erwerben. Hiebei wird sich nicht selten zeigen, daß das nach höchstpersönlichem Geschmack Bestimmte und Ausgeführte weniger schön und zweckdienlich ist, als das für viele geltende, von den besten Fachleuten in jeder Hinsicht sorgfältig durchgearbeitete Normenerzeugnis. Denn: jenseits der Existenznot und ihrer normgebundenen Bezwingung ist Freiheit, auch die Freiheit zu selbstgewollter Geschmack- und Zwecklosigkeit."

Zum Schlusse darf vielleicht noch eines bemerkt werden. Was der Durchführung der Normen entgegenwirkt, ist weniger der theoretische Protest der Ästheten als der auf dem Gebiete der Praxis sich abspielende Widerstand eigennütziger Interessenten, die ihre privaten Profite gefährdet sehen. Denn Massenherstellung genormter Objekte heißt — worauf auch Schwarz nicht vergißt hinzuweisen — Zusammenfassung der Produktionsstätten, „sei es nun daß sie als Riesenbetrieb in einer leitenden Hand vereinigt werden oder daß sie sich umstellen in Teilfertigungsbetriebe".

Die Techniker führen seit Jahrzehnten einen zähen Kampf um die Normung, und es gelingt ihnen einstweilen nur Schritt für Schritt, Boden zu gewinnen und jene sehr aktiven Interessen zurückzudrängen. Aber je länger je deutlicher setzt sich die technische Vernunft kapitalistischen Erwägungen gegenüber durch. Denn „die Welt steht vor dem Zwang, die Technik zu Ende zu denken", wie Dreusicke, der Schriftleiter der Zeitschrift „Technokratie", neuerdings gesagt hat. × × ×

Neues Handwerk

In einem Bericht über „Neues Handwerk" sagt Friedrich Pütz in der Monatsschrift „Innendekoration" (Märzheft) u. a.:

„Unsere so auf den Hund geratene Formkultur, insbesondere unser Möbelstil und unser Kunstgewerbe, ist seit mehr als zwei Generationen nicht mehr in der Werkstatt, sondern fast nur noch auf dem Reißbrett entstanden. Der Musterzeichner wurde zum künstlerischen Ruin unserer Epoche, dessen von der Werkstatt sich isolierendes Schaffen die Dinge und den Handwerker entseelte. Diese Zwischenschicht mit ihrem modisch orientierten Geschmäcklertum fühlte sich (ohne persönliche Schuld natürlich) zum Handwerker zu schade und war als Künstler zu wenig. Sie war gezüchtet worden in dem Irrtum, daß zeichnerische Begabung schon schöpferische Leistung garantiere, während jene ohne grundlegende Disziplinierung durch den Zwang zur handwerklichen Materialbearbeitung und Gestaltung im luftleeren Raum verbleibt.

Dieser aus dem Intellektualismus stammende Trugschluß mußte die Degradierung des Handwerkers, des Nur-Handwerkers zur Folge haben. Die immer größere Aufsaugung des Handwerks in die Fabriken durch die Industrialisierung der Produktion hat den Handwerker nicht minder verdorben. Er sah seine Werke verdorben, und die Werke haben unsere Begriffe verdorben. Die bei festlichen Gelegenheiten zur Schau getragene romantische Verbrämung des Handwerks galt mehr dem Zünfteglanz der Vergangenheit als den Wirklichkeiten der Gegenwart.

Heute geht es endlich um die Bekämpfung und Behebung trauriger Tatsachen. Die Unnatur der Trennung von technischer Fertigkeit und geschmacklicher Bildung weicht wieder der goethischen Erkenntnis, daß aller Kunst das Handwerk vorausgehen müsse!"

Die Winterhilfe

Das Winterhilfswerk hat in den Monaten Oktober bis März nach vorläufigen Feststellungen (deren Ergebnis sich noch erhöhen wird) den Betrag von 362 Millionen Mark an Geld und Sachwerten aufgebracht, davon 265 Millionen Mark Geldspenden und Sachspenden im Wert von 97 Millionen. Im Winter 1933/34 waren es zusammen 358 Millionen Mark.

Unterstützt worden sind damit 13,5 Millionen Bedürftige, gegen 16,6 Millionen im Vorjahr.

Für 76 Millionen Plaketten und Abzeichen sind fast 4 Millionen Mark in deutsche Notstandsgebiete geflossen und hilfsbedürftigen Heimarbeitern zugute gekommen.

Das Winterhilfswerk wird als dauernde Einrichtung beibehalten werden.

Die Hamburgischen Elektrizitätswerke werden vom 1. Mai ab auch ihren Arbeitern wie den Angestellten den Lohn monatlich auszahlen. (Das bedeutet: verlängerte Kündigungsfristen, Weiterlaufen des Lohns bei kürzerer Krankheit oder Arbeitsversäumnis.)

Kleine Chronik

Am 12. und 13. April sind in den Betrieben die Vertrauensräte gewählt worden.

Die Zahl der Arbeitslosen ist im März von 2 765 000 auf 2 350 000 (mit Saargebiet 2 400 000), also um volle 15 Prozent, zurückgegangen.

In Danzig ist am 7. April der Volkstag neu gewählt worden. Über die Zahl der Stimmen und der Mandate unterrichtet folgende Aufstellung (in Klammern die Ergebnisse der Wahlen vom 28. Mai 1933):

	Stimmen		Mandate	
NSDAP	139 043	(109 029)	44	(38)
SPD	38 015	(37 882)	12	(13)
Kommunisten	7 990	(14 566)	2	(5)
Zentrum	31 525	(31 336)	9	(10)
Liste Weise (früher Deutschnationale)	9 691	(13 596)	3	(4)
Polen	8 310	(6 743)	2	(2)

In Stresa haben die Ministerpräsidenten und die Außenminister Englands, Frankreichs und Italiens (Macdonald, Simon, Flandin, Laval und Mussolini) eine Konferenz über die schwebenden Fragen der europäischen Politik abgehalten.

Die französische Regierung hat beschlossen, den halben Jahrgang, der am 13. April entlassen werden sollte, bis 14. Juli unter den Waffen zu behalten.

Die Sowjetunion hat durch Vermittlung des Reichswirtschaftsministeriums von einem deutschen Bankenkonsortium einen Kredit von 200 Millionen Mark erhalten, den sie zu Warenbestellungen in Deutschland verwenden wird.

Laßt Nationen wie Individuen sich nur einander kennen, und der gegenseitige Haß wird sich in gegenseitige Hilfeleistung verwandeln, und anstatt natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt sind, werden wir alle natürliche Freunde sein.

Goethe

Deutsch sein, heißt zugleich immer etwas mehr als nur deutsch sein.

Novalis

Preis-Probleme

Von Fritz Werkmann

Vom Februar 1933 bis zum Februar 1935 sind in Deutschland die Preise für industrielle Rohstoffe und Halbwaren um 5 Prozent gestiegen (darunter die Baustoffpreise um 9 Prozent); die Preise für industrielle Fertigwaren sind um 7 Prozent gestiegen. Ist diese Preissteigerung berechtigt?

Industrielle werden sagen: „Natürlich! Wir müssen doch endlich die Verluste der Krisenzeit hereinbringen und die verlorenen Reserven auffüllen." — Da ist in jedem einzelnen Fall die Frage zu stellen, ob denn Verluste in dem behaupteten Ausmaß vorliegen, ob sie nicht durch Sanierungsmaßnahmen auf die Gläubiger längst abgewälzt worden sind. Zum Beispiel auf die Großbanken, und von diesen auf den Staat?

Soweit von industrieller Seite die Forderung nach einem gerechten Ausgleich für Verluste erhoben wird, ist die Frage am Platze: Wo steht es geschrieben, daß jedem Unternehmen die Krisenverluste von den Abnehmern erstattet werden sollen? Ferner ist die Gegenfrage berechtigt: Sollen auch den jahrelang arbeitslosen Arbeitern ihre Krisenverluste erstattet werden?

Uns scheint, daß zwei Jahre der vom Staat angekurbelten Industriekonjunktur vielen Unternehmungen bereits recht gut bekommen sind, — so gut, daß eine Preissenkung von ihnen gefordert werden kann.

Wir hören die Antwort im voraus: „Senkung der Preise bei aufsteigender Konjunktur?! Das gab es doch früher nicht!" — Richtig! Aber in früheren Krisen hat es auch etwas anderes nicht gegeben: nämlich die starre Festhaltung wichtiger Rohstoffpreise. In der Krise von 1884/86 ist der Steinkohlenpreis um 36 Prozent gefallen, in der Krise von 1893/95 um 44 Prozent; der Stabeisenpreis um 51, beziehungsweise 56 Prozent; da war eine Preissteigerung nach der Krise ganz in Ordnung.

Vom Höchststand 1929 bis heute ist der Preis des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats für Förderkohle nur um 17 Prozent herabgesetzt worden, der Brikettpreis des mitteldeutschen Braunkohlensyndikats nur um 6 Prozent, der Kartellpreis für Stabeisen nur um 22 Prozent. Steinkohle ist heute, wo die Großhandelspreise im Durchschnitt auf dem Vorkriegsstand angelangt sind, 13 Prozent teurer als vor dem Krieg. Braunkohlenbriketts sind 52 Prozent teurer. Stabeisen ist zwar nur 1 Prozent teurer, das ist nach den außerordentlichen viel bewunderten Rationalisierungsmaßnahmen aber besonders anstößig.

Warum haben sich die kartellierten Unternehmungen nicht in Bezug auf Preissenkung an das Vorbild früherer Krisen gehalten? Dann könnten sie sich jetzt bei steigender Konjunktur auch an das Vorbild früherer Jahre halten und Preise heraufsetzen. — Kann ihnen nun wirklich jetzt eine Preissenkung zugemutet werden?

Um das beurteilen zu können, ist ein kurzer Ausflug in die Betriebslehre erforderlich. Zwei schematische Zahlenbeispiele mögen klar machen, wie der Ausnutzungsgrad der Betriebe auf die Selbstkosten wirkt. Die Generalunkosten (einschließlich Zinsen) bleiben gleich, ob der Betrieb gut oder schlecht ausgenutzt wird, nur die laufenden Unkosten (für Löhne, Rohstoffe usw.) steigen bei steigender Beschäftigung. Nehmen wir einen Betrieb, der bei voller Ausnutzung 100 000 Tonnen irgend einer Ware produziert. Dann ändern sich die Selbstkosten bei steigender Ausnutzung folgendermaßen:

Jährliche Produktion	20 000 t	50 000 t	100 000 t
Generalunkosten	100 000 M.	100 000 M.	100 000 M.
Laufende Unkosten	200 000 M.	500 000 M.	1000 000 M.
Zusammen	300 000 M.	600 000 M.	1100 000 M.
Selbstkosten pro Tonne	15 M.	12 M.	11 M.

Die Selbstkostenveränderungen werden krasser, wenn die Generalunkosten auch bei voller Ausnutzung des Betriebes einen hohen Prozentsatz ausmachen. Das zeige eine zweite schematische Rechnung:

Jährliche Produktion	20 000 t	50 000 t	100 000 t
Generalunkosten	500 000 M.	500 000 M.	500 000 M.
Laufende Unkosten	200 000 M.	500 000 M.	1000 000 M.
Zusammen	700 000 M.	1000 000 M.	1500 000 M.
Selbstkosten pro Tonne	35 M.	20 M.	15 M.

Hier sind bei 20 Prozent Betriebsausnützung die Selbstkosten mehr als doppelt so hoch wie bei voller Ausnützung.

Nun die Anwendung dieser Erkenntnis (die man als Lehre von der Kostendegression bezeichnet) auf die Eisenindustrie. Die arbeitstägliche Roheisenproduktion betrug in Deutschland im Februar 1933: 12 000 Tonnen, im Februar 1935 dagegen: 29 000 Tonnen. Diese Produktionssteigerung bewirkt eine erhebliche Senkung der Selbstkosten. Die Preise sind jedoch unverändert geblieben. Sie liegen rund 80 Prozent über den Auslandspreisen.

Während des Jahres 1933 stieg die Ausnutzung der Großeisenindustrie allmählich von 36 auf 50 Prozent. Dabei hat sie ihre laufenden Unkosten und Abschreibungen glatt verdient. Jede darüber hinausgehende Ausnützung ihrer Leistungsfähigkeit bringt einen Reingewinn. Gegenwärtig wird ihre Leistungsfähigkeit zu 71 Prozent ausgenutzt!

Die deutsche Weißblecherzeugung war 1934 mit 230 000 Tonnen um 60 Prozent größer als 1929 (zum Teil infolge zunehmender Verwendung im Automobilbau und als Verpackungsmaterial). Die Ausfuhr ist mengenmäßig, allerdings bei Preiszugeständnissen, von 1932 auf 1934 um zwei Drittel gestiegen. Von Preissenkungen der ausgezeichnet beschäftigten und verdienenden Werke in Deutschland hat man nichts gehört.

Auch in anderen Industrien mit großem Anlagekapital, das jetzt besser ausgenutzt wird als vor zwei Jahren, sind Preissenkungen möglich.

Die Elektrizitätserzeugung hat z. B. wieder den Höchststand von 1929 erreicht. Eine Verbilligung des Stroms für den Konsumenten müßte möglich sein. Das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk liefert Strom an Gemeinden zu 2½ Pfennig pro Kilowattstunde. Diese geben den Strom zu Preisen weiter, die sich zwischen 12 und 38 Pfennigen be-

wegen. Diese Verteilerkosten sind erschreckend hoch. Sie liegen zweifellos wesentlich über den Selbstkosten.

Die Ruhrgas-Aktiengesellschaft liefert das von ihr erzeugte Gas in Fernleitungen zu 1½ Pfennig pro Kubikmeter an die angeschlossenen westdeutschen Städte. Sie geben das Gas an die Konsumenten zu 25—35 Pfennig weiter. Für diese hohe Spanne hört man als Begründung: die alten nach Einrichtung der Ferngasversorgung überflüssig gewordenen städtischen Gaswerke müßten doch von den Konsumenten noch bezahlt werden. Auf so hohem Monopolpferd sitzen diese Gemeinden! Man stelle sich vergleichsweise einen Schuhmacher vor, der seine eigene Werkstätte geschlossen hat und in seinem Laden nur noch Fabrikschuhe verkauft, und der nun auf den Preis dieser Schuhe 100 Prozent aufschlägt mit der Begründung: meine Abnehmer müssen doch meine alte Werkstätte nach und nach abbezahlen!

Diese Beispiele mögen hier genügen, um anzudeuten, daß Preissenkungen auf industriellem Gebiet möglich sind. (Auf den besonders interessanten Zementpreis werden wir demnächst gesondert eingehen.)

Daß sie nötig sind, um sowohl die Binnen- als auch die Außenhandelskonjunktur zu verbessern, braucht den Lesern dieser Zeitung wohl kaum besonders gesagt zu werden. Erst recht nicht, daß sie gerecht sind.

Der Wohnungsbau im Jahre 1934

Das Jahr 1934 hat einen Rohzugang von 300 000 Wohnungen gebracht, davon sind 200 000 durch Neubau entstanden, 100 000 durch Umbau. Die starke Umbautätigkeit brachte auch einen größeren Abgang an alten Wohnungen mit sich. 40 000 Wohnungen müssen deshalb wieder abgezogen werden, sodaß ein Reinzugang von 260 000 Wohnungen bleibt.

Nach Schätzungen betrug der Wert dieses Zweiges der baugewerblichen Produktion 1200 Millionen RM. Davon waren:

Öffentliche Mittel	228— 238 Mill. RM.
Hypotheken von organisierten Kreditgebern	310— 345 Mill. RM.
Privatkapital einschl. Privathypotheken	610— 665 Mill. RM.
zusammen	1148—1248 Mill. RM.
rund	1200 Millionen RM.

An der Zusammenstellung mag im ersten Augenblick der geringe Anteil der öffentlichen Mittel überraschen.

Aus der Hauszinssteuer, die im Jahre 1930 dem Baumarkt noch 800 Millionen RM. zur Verfügung stellte, sind nur kleine Beträge in den Wohnungsbau geflossen. Diese Steuer soll in diesem Jahre wieder — in einer andern Form — ihrem eigentlichen Zwecke dienstbar gemacht werden. Am 1. April nämlich wurde die Hauszinssteuer um 25 Prozent gesenkt. Die Grundstückseigentümer müssen den Senkungsbetrag dem Reich als verzinsliche Anleihe zur Verfügung stellen. Die 225 Millionen RM., die auf diese Weise in die Reichskasse fließen, werden zum Bau von Kleinwohnungen verwendet werden.

Der größte Teil der im Jahre 1934 verwendeten Mittel entstammte dem Arbeitsbeschaffungsprogramm der Reichsregierung (Sofort-Programm, Reinhard-Programm, Arbeitgeberdarlehen der Reichsbahn und Reichspost). Auch die Deutsche Arbeitsfront ist als Geldgeber hervorgetreten.

Zu einem Teil sind auch die Hypotheken der organisierten Kreditgeber als öffentliche Mittel anzusprechen. Aus den Sozialversicherungsanstalten stammen 45—50 Millionen RM. Die Privatversicherungen haben 55 bis 65 Millionen beigesteuert.

Zum erstenmal seit 1931 brachten auch die Sparkassen wieder Hypotheken auf, nachdem die Beleihungsgrenze für erststellige Hypotheken von 40 auf 50 Prozent erhöht worden war. Der Anteil der Sparkassen betrug 80—100 Millionen RM.

An erster Stelle unter den organisierten Kreditgebern stehen die Bausparkassen mit 130 Millionen RM. In der Zahl sind 26 Millionen RM. enthalten, die den Sparkassen in Form von Wechselkrediten durch die Bau- und Bodenbank zur Verfügung gestellt wurden. Aus eigner Kraft brachten die Bausparkassen also über 100 Millionen RM. auf.

Die privaten und öffentlich rechtlichen Kreditanstalten (Hypothekenbanken) konnten wie im Vorjahr wieder keine Ausleihungen vornehmen.

Diese Zahlen beziehen sich nur auf den Wohnungsbau. Gewerbliche Bauten wurden für 800 Millionen RM. errichtet; für öffentliche Bauaufträge, einschließlich Tiefbau, wurden 3 Milliarden RM. ausgegeben. Zusammen für das ganze Baugewerbe also 5 Milliarden.

Von dieser Summe stammen 3,25 Milliarden aus öffentlicher Hand. Der Wert der baugewerblichen Bauproduktion hat betragen (in Milliarden RM.):

	Wohnungsbau	Gewerbl. Bauten	Öffrtl. Bauten	Insgesamt
1929	3,5	2,7	2,7	8,9
1932	0,7	0,6	0,9	2,2
1933	0,8	0,6	1,7	3,1
1934	1,2	0,8	3,0	5,0

Diese gewaltige Steigerung der baugewerblichen Produktion hat sich in besonderem Ausmaß in der Abnahme der Arbeitslosenziffern des Baugewerbes ausgewirkt. Karl Amrhein

Patriarch gesucht

Wir Mitteleuropäer machen uns gewöhnlich keine richtige Vorstellung davon, in welchem Maße sich auf dem Balkan Sprachen, Nationalitäten, Rassen (bzw. Rassenmischungen) und Konfessionen kreuzen und überdecken. Es ist eigentlich mehr eine Aufgabe für den Mathematiker als für den Politiker, alle die möglichen Kombinationen festzustellen. Da gibt es, um nur einige Beispiele anzuführen, in Albanien Albanesen (der Rasse nach), die ihrer Sprache nach Griechen, ihrer Konfession nach Mohammedaner sind; in Griechenland wohnen Leute, die albanesisch sprechen, griechisch-albanesischer Mischrasse sind und der römisch-katholischen Kirche angehören; in Jugoslawien findet man Leute türkischer Rasse, die bulgarisch sprechen und sich zur griechisch-orthodoxen Kirche bekennen usw. Und wenn man dann noch bedenkt, daß es innerhalb der Konfessionen wiederum verschiedene, sich oft scharf bekämpfende Richtungen gibt, dann kann man sich etwa vorstellen, welche Grotesken hier entstehen müssen. Vielleicht kann man sich's auch nicht vorstellen; denn die Wirklichkeit ist ja häufig viel grotesker als es sich die üppigste Fantasie ausmalt.

In Ungarn wohnen (neben andern Völkern) Serben, Rumänen und Ukrainer, die ich zur griechisch-orthodoxen Kirche bekennen. Deren Patriarchen wohnen nicht in Ungarn, sondern in Serbien und Rumänien; die Gläubigen erhalten also ihre Anweisungen von Ausländern. Und das behagt natürlich der ungarischen Regierung nicht; sie möchte diese zwar der Nationalität nach verschiedenen, der Konfession nach aber einheitlichen Minderheiten in einer ungarischen griechisch-orthodoxen Kirche zusammenfassen, d. h. sie möchte die Einheitlichkeit des Glaubens benützen, um die Verschiedenheit der Nationalität zu überbrücken. Zur Gründung dieser Kirche braucht sie einen ungarischen griechisch-orthodoxen Bischof, und dieser Bischof muß von einem griechisch-orthodoxen Patriarchen irgendwelcher Nationalität geweiht werden. Dafür käme z. B. der rumänische griechisch-orthodoxe Patriarch in Betracht; aber der will nicht, denn er möchte seine Glaubensgenossen in Ungarn als Mitglieder der rumänischen griechisch-orthodoxen Kirche und nicht einer selbständigen ungarischen griechisch-orthodoxen Kirche sehen; d. h. er möchte die Einheitlichkeit des Glaubens benützen, um die Einheitlichkeit der Nationalität zu stärken. (Der Leser möge entschuldigen, wenn es etwas kompliziert wird; nicht der Berichterstatter, sondern die Sache ist schuld daran.)

Da die Patriarchen der andern Nachbarstaaten Ungarns sich ebenso weigern wie der rumänische, mußte sich die ungarische Regierung auf die Suche nach einem griechisch-orthodoxen Patriarchen machen, der bereit war, einen griechisch-orthodoxen Ungarn zum Bischof zu weihen, und schließlich hat sie auch einen gefunden. Die Weihung wurde vorgenommen, und alles schien in bester Ordnung zu sein, — bis man entdeckte, daß der weihende Patriarch ein Ketzer war. Er rechnete sich zwar zur griechisch-orthodoxen Kirche, gehörte aber einer Richtung an, die seit dem Konzil von Chalkedon im Jahre 451 wegen Ketzerei verdammt ist. Damals hatten sich die Kirchenfürsten darüber gestritten, ob Christus eine Natur, die göttliche, besitze, oder ob er wahrer Gott und wahrer Mensch sei, also zwei Naturen besitze. 451 hatte die Lehre von den zwei Naturen gesiegt, aber die „ein-naturigen" Ketzer haben sich trotzdem bis auf den heutigen Tag gehalten, besonders in Syrien und in Armenien, und unglücklicherweise gehörte der Patriarch, der die ungarische griechisch-orthodoxe Kirche aus der Taufe gehoben hat, zu den im Jahre 451 verdammten syrischen Ketzern. Und da es in Ungarn außer ihm und dem von ihm geweihten Bischof überhaupt keine derartigen Ketzer mehr gibt, gelten die beiden nach dem ungarischen Gesetz als „konfessionslos".

Mit der ungarischen griechisch-orthodoxen Kirche ist es also vorläufig nichts. Die ungarische Regierung muß nun noch einmal nach einem griechisch-orthodoxen Patriarchen suchen, und zwar nach einem, der auch den Anforderungen des Konzils von Chalkedon genügt. Wir wünschen ihr viel Glück und hoffen, daß sie ihre durch die Streitereien des Konzils von Chalkedon und den Konkurrenzneid der Nationalitäten erschwerte Aufgabe doch noch in einer der Würde des 20. Jahrhunderts entsprechenden Weise lösen wird.

Hugo Lindemann

Interessantes Ereignis

Am Schluß: leichte Erfrischungen

In der „Denver Post", einer deutschsprachigen amerikanischen Zeitung, konnte man unlängst folgendes lesen:

„Am kommenden Sonntag findet in der Methodist Episcopal Church in Calhan (Colorado) ein Bibel-Marathonlesen statt, wobei der Versuch gemacht werden soll, das ganze neue Testament hintereinander durchzulesen. Um 5 Uhr früh wird Rev. Maurice T. Habgood, der Pastor der Kirche, das Marathon beginnen. Er wird von Bürgermeister James Lair und achtundvierzig anderen Gemeindemitgliedern abgelöst. Man hofft, bis Mitternacht mit dem Lesen fertig zu sein. Jedermann ist eingeladen, dem interessanten Ereignis beizuwohnen. Am Schlusse des Marathons werden leichte Erfrischungen geboten." (Aus dem „Deutschen Erzieher")

Tibet

Wenn Sie eine Karte von China aufschlagen, dann finden Sie Tibet als chinesische Provinz eingezeichnet. In Wirklichkeit aber gehört Tibet nicht zum chinesischen Reich: es ist ein Gebiet, das der Form nach von zwei buddhistischen Päpsten, dem Dalai-Lama in Lhasa und dem Taschi-Lama in Taschilumpo, regiert wird, tatsächlich freilich von England abhängig ist. Im Jahre 1904 haben die Engländer 40 000 Mann nach Lhasa geschickt und dem Dalai-Lama einen Vertrag diktiert, in dem er die Schutzherrschaft Englands über Tibet anerkennen mußte. Seither ist in Tibet Englands Wille maßgebend.

Freilich nicht immer ganz unangefochten. Denn wenn auch der Dalai-Lama auf englischer Seite stand, so war sein Kollege, der Taschi-Lama, chinesischen Einflüssen zugänglich. 1924 allerdings mußte er nach China fliehen und ist bis jetzt nicht mehr zurückgekehrt. So konnten die Engländer ihre Stellung noch mehr ausbauen. Da die Bevölkerung sich vor allem der Autorität der Klöster beugt, galt es für die Engländer, hier Einfluß zu gewinnen; sie stützten sich dabei auf den moderner eingestellten Teil des Klerus, auf die „Jungmännergruppe" (während der china-freundliche reaktionäre Teil des Klerus in der „Gruppe der Älteren" zusammengefaßt ist). Die größte Mühe aber verwandten die Engländer auf den Ausbau der tibetanischen Armee. Mit kombinierten indisch-tibetanischen Truppen haben sie vergangenes Jahr in die Kämpfe in Turkestan eingegriffen, und außerdem haben sie von Lhasa aus einen Vorstoß nach Osten unternommen. Sie sind dabei bis an den Mittellauf des Jangtsekiang gelangt, bis an die Stelle, von der an der Fluß schiffbar wird, und haben sich so einen Handelsweg vom Innern Tibets bis an den Stillen Ozean gebahnt. Schon sprach man davon, daß die chinesische Provinz Setschuan von Tibet annektiert werde und daß dann Frankreich die Provinz Jünnan besetzen werde.

Durch den Tod des england-freundlichen Dalai-Lama aber ist im vergangenen Jahr die Lage wieder etwas unsicher geworden. Es ist ja bekannt, daß nach dem Tod eines Dalai-Lama ein Knabe gesucht wird, der in der Todesstunde des Dalai-Lama geboren ist. Dieser Knabe, der „lebende Buddha", wird zum Nachfolger bestimmt, und bis zu dessen Mündigkeit führt eine Regentschaft die Geschäfte. Es entsteht natürlich jedesmal ein heftiger Kampf darüber, wer auf den kleinen Dalai-Lama bzw. auf dessen Umgebung den größten Einfluß auszuüben vermag. So auch diesmal. Der reaktionäre Klerus will den Taschi-Lama wieder nach Tibet zurückrufen; bis jetzt hat England allerdings die Rückkehr verhindern können. Auch ein früherer Kommandant der tibetanischen Armee hat versucht, die Führung an sich zu reißen. Er ging in den Regierungspalast, um Verhandlungen zu beginnen, wurde aber festgehalten und, als man in seinen Schuhen Papierfetzen mit den Namen hoher tibetanischer Beamter fand, hingerichtet. (In Tibet pflegt man die Namen seiner Feinde, die man un-

---

Der Abgrund

Von German Gerhold

Der junge Visconte Montesa schritt von dem weißen Hause seiner Familie bis an den Rand der jäh niederfallenden Felsenküste und blickte, wie so oft schon, sinnend hinab.

Dort tief unten lag, eingekeilt zwischen steilen Wänden, üppig und wild bewachsener Boden. Hier oben aber war nahezu kahler Felsen.

Seufzend wandte er sich ab, um seinen Spaziergang längs des Randes fortzusetzen.

Es handelte sich um einen alten Traum der Montesas, den die Väter den Söhnen vererbten. Die kostbare schwarze Erde träumten sie sich vom Boden der unzugänglichen Schluchten auf den kahlen Felsen hinauf, um nach Herzenslust darin säen und pflanzen zu können.

Ein Traum, eines Herkules würdig.

Der Schritt eines Mannes ließ den Visconte aufsehen. Es war der Bürgermeister des Ortes, der ihn in Amtsgeschäften hie und da aufsuchte. Er grüßte und blickte verständnisvoll von der Tiefe auf den jungen Padrone.

„Was gibt's?" fragte Montesa und streckte die Hand nach den Papieren aus.

„O Padrone, — viele sind zurückgekehrt aus der Ferne, in der sie bis jetzt Arbeit fanden. Schlechte Zeiten in aller Welt, Padrone. Es sind Eingaben an die Regierung erforderlich, um Geld oder Beschäftigung für die Notleidenden herbeizuschaffen."

Montesa wandte sich ab und zuckte betroffen die Achseln. Er hatte ein Herz für die Menschen seines Ortes, mit denen er aufgewachsen war. In seinen Kreisen hielt man ihn sogar für einen sozialistischen Schwärmer und überließ ihn gern seiner selbstgewählten Einsamkeit.

Er schob im Nachsinnen die Unterlippe vor. „So weiß man nichts, womit man diese Menschen beschäftigen könnte —?"

Plötzlich wandte er den Kopf und deutete auf die Tiefe.

Der Podesta folgte seiner Gebärde und lachte. „Si, si, Padrone, — da wäre eine Beschäftigung. Schade, das es nicht geht."

Montesa hatte eine steile Falte in der Stirn und hob in werdendem Entschluß die Hand. „Was ginge nicht, wenn man es ernstlich will —? Ich wünsche nicht, daß die Menschen im Orte Not leiden, und darum muß sich ein Weg finden, diese Arbeit hier auszuführen."

Der andere sah bestürzt in die schwindelnde Tiefe hinab und wieder empor auf Montesa. „Wie sollte man da hinab gelangen —? Ja, wenn Ihr große Maschinen und Krane kommen ließet . . ."

„Das würde mein Vermögen übersteigen", erwiderte Montesa. „Es muß ein anderer Weg gefunden werden. Es eilt mir nicht, und darum kann man in Ruhe Leitern bauen und Treppen in den Fels schlagen. — Ja, ich bin entschlossen, das zu tun! — Schicken Sie morgen hundert Tagelöhner, denn soviel kann und will ich daran wenden."

•

Der Zug der Arbeiter am nächsten Morgen glich einer Dankprozession. Frauen und Kinder begleiteten die froh gestimmten Männer, küßten dem Padrone den Rocksaum und die Hände und flehten den Segen der Madonna auf sein Haupt.

Und das große Werk begann und machte seine Fortschritte.

Oben auf der windoffenen Ebene hätte man nicht geglaubt, welche Hitze die unbarmherzig strahlende Sonne in der Felswand hervorrief. Zudem war es, als ob der Stein in all der Glut nur noch härter würde.

Finsteren Gesichtes sah der Visconte dem Werk der wackeren Männer zu, und er kargte nicht mit Anerkennung, mit Wein und Labsal.

Aber wenn er abends den Zug der wankenden Gestalten sah, die sich mit erloschenen Gesichtern dem Ort entgegenschleppten, und wenn er sich in die Vorstellung vertiefte, daß diese Menschen mit dem Gedanken sich zum Schlafe legten, daß jeder kommende Tag auf lange hinaus immer wieder die gleiche Qual bringen würde, dann graute ihm.

Noch tiefer aber wurde sein Mitgefühl und drückte ihm fast das Herz ab, wenn er sah, daß die Arbeiter bei ihrem Kommen ihm dankbar zulächelten und ihn offenbar immer weiter als ihren Wohltäter betrachteten.

Am zehnten Tage ereilte einen der Männer ein Hitzschlag und riß ihn aus der Wand in die Tiefe.

In der folgenden Woche brach eine Leiter und drei Familienväter mußten ihr Leben lassen.

Wenig später löste sich unvermutet vorzeitig ein Sprengschuß; zwei Männer kamen ums Leben, und Montesa, der selber in nächster Nähe weilte, erlebte den gleichen Moment der Todesangst, den alle ringsum erdulden mußten.

Das alles aber brach nicht den Mut und die freudige Dankbarkeit der Arbeiter. Neue Männer baten den Padrone flehentlich, an Stelle der Verunglückten arbeiten zu dürfen.

Ja mit der Zeit meldeten sich im voraus Männer an, die schon sehnlichst darauf zu warten schienen, daß die Felswand neue Opfer unter ihren Kameraden fordere.

Da wandelte den jungen Padrone das Grausen an. Verstört ging er umher und hielt Rechenschaft mit sich selber. „Was sind das für Menschen, die sich um ein paar Centesimi in diese Hölle stürzen —?" fragte er sich. „Und was bin ich für ein Mensch, daß ich diese unerhörten Opfer annehme, um eine Laune befriedigen zu können? Wie kann ich, der ich die sozialen Ideen des Jahrhunderts erkannt habe und als ein Heiliges in mir trage, diese mörderische Ausbeutung blutsverwandter Menschen länger gutheißen —?"

In kurzem Entschluß verzichtete er endgültig und begrub uneigennützig seine Wünsche.

Dann schrieb er an den Podesta eine Botschaft des Inhalts, daß vom morgigen Tag an die Arbeit eingestellt sei.

•

Als er anderntags ins Freie trat, erwartete ihn eine Abordnung finster und traurig dreinblickender Männer.

Auf seine Frage trat einer als Sprecher vor und abgewandten Blickes erklärte er: „Dein Entschluß trifft uns hart, Padrone, denn er raubt vielen Menschen Arbeit und Brot. Wir Älteren haben zwar eine Empörung verhindert, aber bei allem Dank für das Vergangene müssen auch wir Euch sagen, daß wir gerade von Euch ein so unsoziales Verhalten nicht erwartet hätten. Gerade für Euch haben wir gern gearbeitet. Waren wir denn nicht fleißig genug, daß Ihr uns das antut?"

Der Padrone griff an sein Herz und Tränen traten in seine Augen. „Nein —!" rief er leidenschaftlich. „Weil ich die Qual eurer Arbeit nicht länger mit ansehen konnte, darum beschloß ich so! Weil ich euch als Mitmenschen betrachte, darum weigere ich mich unwiderruflich, länger von euch diese unerhörten Opfer anzunehmen!"

Betroffen sahen sich die Männer an, dann berieten sie leise miteinander.

„Padrone", begann der Sprecher aufs Neue und in aller Augen bangte wieder eine zagende Hoffnung, „wir sind geboren um zu arbeiten und müssen hungern, wenn man uns nicht arbeiten läßt. Laßt uns arbeiten. Auch anderwärts ist unser Los nicht leichter."

Der Padrone sah einen Moment auf das Meer hinaus, dann

schädlich machen will, auf ein Papier zu schreiben, das man in die Schuhe steckt — eine bei der Vorbereitung von Attentaten nicht gerade empfehlenswerte Sitte.)

Hinter all diesen Aspiranten aber stehen natürlich die grösseren Mächte: China, Japan, Rußland, England. Es scheint, als ob trotz allen Schwierigkeiten England seinen Einfluß in Tibet werde aufrechterhalten können, besonders wenn eine Verständigung mit Sowjetrußland zustandekommt. Das würde Englands Stellung in Tibet wie überhaupt in Asien sehr befestigen.

Max Gregory

Voraussicht

Der japanischen Zeitung „Osaka Mainuchi Schimbun" vom 1. Januar 1935 lag eine neue Verkehrskarte der Mandschurei nebst Nachbargebieten bei. Die Karte muß demnach schon mindestens Mitte Dezember gedruckt sein. Interessant an ihr ist, daß die Japaner damals schon wußten, daß gewisse Gebiete gegen Ende Januar auf Grund von Einfällen räuberischer Mongolen von der Mandschurei durch Strafexpeditionen besetzt werden würden. Der heute noch chinesischen Provinz Tschahar (innere Mongolei westlich von Dschehol) werden große Gebiete zugeteilt, die zur äußeren Mongolei gehören, die unter russischem Einfluß steht; das würde bei einer Annexion der Provinz Tschahar neuen Konfliktstoff geben.

Est ist ja schließlich kein Geheimnis mehr, daß Japan beabsichtigt, nunmehr die Mongolei unter seinen Einfluß zu bekommen.

(„Schule der Freiheit")

Ein deutscher Ausfuhrartikel, der sich trotz allen Schwierigkeiten immer noch auf dem Weltmarkt behauptet, sind Mundharmonikas. Im Januar 1935 z. B. haben die Vereinigten Staaten von Amerika rund 457 000 Mundharmonikas, das Stück zu 12 Cents, aus Deutschland bezogen. Allerdings auch schon 188 000 Stück aus Japan, und deren Preis betrug pro Stück nur 3 Cents.

Der Adlerstaat

Die folgenden Abschnitte sind eine Ergänzung zu dem Aufsatz unseres Mitarbeiters über den Ameisenstaat („Wohin?"), der in Nr. 9 der S.-Z. erschienen ist. D. Red.

Es gibt einen Weg, den die Menschen gehen könnten, der aus den Niederungen der Masse herausführte, der an Stelle des Wahnsinns der Zahl den Einzelnen setzte und dennoch die Gemeinschaft als oberste Zusammenfassung einschlösse. Den einzelnen Menschen aber in seiner höchsten Vollendung und mit einem Lebensbereich, dessen Weite alle Träume in sich begreifen würde.

Denken wir uns ein Volk, das nicht mehr zählen, sondern wägen würde. Ein Volk, das mit allen Mitteln die Qualität als das höchste Ziel anstrebte und das sich unabhängig von der Zahl seiner Menschen Raum und Luft schaffen würde. Die Fähigkeiten und Eigenschaften des Einzelnen dieses Volkes müßten sich sehr weitgehend von den Massentugenden der Menschen von heute unterscheiden. Sie wären keine Gärtner auf begrenztem Boden. In weitem Bereich und in lockerster Bindung zur Scholle würden sie leben und von der Fülle der Erde nehmen was sie brauchen. Sie besäßen keine Städte, um darin zu wohnen und um Gegenstände und Reichtümer zu sammeln. Sie könnten es kaum ertragen in Häusern zu leben. Da sie herrschen wollen über den weitesten Bereich, müssen sie den Mut zu den Zelten haben. Ihre Ordnung wäre die des ständigen Aufbruchs. Eine Bereitschaft in höchster Potenz; sei es zur notwendigen Arbeit, sei es zum Kriege oder zum Umherschweifen als der ihnen gemäßen Lebensform.

Der Stil ihres Lebens würde aus Notwendigkeit asketisch werden. Große Räume sind nur zu beherrschen, wenn der Ballast auf das geringste Maß zurückgebracht wird. Alle Geräte, aller Besitz müßte damit auf die knappste Form hinaufentwickelt werden. Sparsamer Lebensstil ist aber nicht nur der Ausdruck der höchsten Herrschaft, nämlich in seiner Unabhängigkeit von jedem Besitz bei gleichzeitig höchster Potenz zur Erzeugung von Reichtum, sondern er ist auch die eindeutige Grundlage jeder Gesundheit.

Der Mensch müßte mit der Befreiung von der materiellen Zielsetzung zugleich das Höchstmaß an positiven und persönlichen Eigenschaften erreichen. Die Kräfte des Willens, die Geschlossenheit und Sicherheit der Seele, das große magische Ich würden den Menschen zu einem Geschöpf machen, das alten Vorstellungen von göttlichen Wesen am allernächsten käme. Kein Ereignis, keine Vereinsamung, nichts könnte ihn erschüttern. Jeder Schmerz würde seine Schrecken verlieren, aber nicht durch die zivilisatorische Abtrennung vom Elementaren, die doch immer wieder durchbrochen wird, sondern durch Stärkung des Typus Mensch. Mitleid müßte er als Hohn empfinden. Mit der stummen Selbstverständlichkeit jeder Kreatur würde er alle tragischen Konflikte tragen und ihnen damit auf die einfachste Weise den Stachel nehmen.

Ein solches Volk würde im Zeichen jenes alten Wappentieres leben, das die Geschenke der Erde, das Wachsen, den Raub, den Zorn, die Liebe in der allerschärfsten Ausprägung, ohne jede mäßigende Einschränkung in sich trägt. Alle gewaltigen Eigenschaften der Erde würden in diesem Zeichen aufstehen und in den Menschen Gestalt gewinnen. Die höchsten Güter wären die unverlierbarsten in dieser Welt: die Zwingkraft des Willens, die Gewalt der Sprache, die stählerne Seele, die Schönheit der vollendeten Bewegung.

Welch jämmerliches Bild zeigen dagegen die massenorganisierten Individuen unserer Zeit! Ihre kleinen Ideale und Ehrgeize, ihre ewige Forderung nach Sicherheit, ihre Furcht vor allen elementaren Ereignissen, Beben, Feuer und Tod und ihre Abneigung vor dem Alleinsein. Wie dumpf sind ihre Herdeninstinkte und wie gezähmt ihre Freuden!

Ein Volk jener gedachten Verfassung könnte sich auf jeder Stufe der Zivilisation bilden. Es ist denkbar im Zeichen des primitiven Messers wie im Zeichen des mechanischen Gewehres. Man kann sich vorstellen, daß die letzte Ausprägung unserer Zivilisation dahin führen wird. Der absolute Staat, den wir in einigen Ausprägungen heute kennen, hat diesen Weg noch frei. Die Bildung abgeschlossener Großräume ist die erste Notwendigkeit dazu. Aber selbst bei Verwirklichung des Ameisenideals müßte sich ein Staat im Staate bilden, jener Stamm der emporwächst, jene neue Rasse der Ungeduldigen, ewig Hungrigen, Raumschweifenden, der Ordnungslosen.

Das Bild des Adlerstaates würde an wenigen Stellen der Erde die Maschinenzentralen zeigen, die automatisch oder durch das Wirken der Ameisen die Mittel zum Leben schaffen. Die wertvollsten Erzeugnisse dieser Zentren wären Maschinen des Verkehrs, Flugzeuge und Schnellwagen, Sprengmittel und Waffen, um die Erde zu formen. Die Form der Wirtschaft wäre eindeutig auf die ewige Bereitschaft, die totale Mobilmachung ausgerichtet.

Diese Ausrichtung wäre im Grunde nichts anderes als die Erfüllung des Sozialismus. Aber der Mensch und sein Staat wären nicht Ausdruck der Atomisierung, kein Abbild einer trostlosen Maschinerie, in der jeder nur Rädchen und Funktion ist.

Der Weg ist noch frei. Aber alle Erfahrung, alle Bequemlichkeit des Menschen sind dagegen.

Ernst Pfau

Der Erfinder

Ein Betriebs-Ingenieur hatte eine Erfindung gemacht, durch die im Betrieb monatlich Tausende von Mark eingespart werden konnten.

Der Erfinder war stolz auf seine Idee. Er baute Luftschlösser. Nun würde der Aufstieg beginnen. Anerkennungen, Beförderung zum Betriebsleiter, höheres Gehalt würden folgen.

Der Oberingenieur ließ sich die Erfindung erklären und legte sie dem technischen Direktor vor. Eine Sitzung wurde einberufen.

Der Erfinder, der Oberingenieur und der technische Direktor beugten die Köpfe über Zeichnungen; man rechnete. Dann folgte Stille.

Der technische Direktor faßte den Erfinder ins Auge und fragte: „Wie lange arbeiten Sie schon bei uns?"

„Fünf Jahre", lautete die Antwort.

Und der Direktor donnerte: „Mann, warum sind Sie nicht schon früher auf diese Idee gekommen? Fünf Jahre lang haben Sie uns den Nutzen dieser Erfindung vorenthalten!"

M. W.

Der zerstreute Landwirt

Eine Berliner Zeitung meldet folgenden Vorfall: „In der Nähe von Grünberg hatte ein Landwirt versehentlich Weizen auf dem Acker eines Nachbarn ausgesät. Der Nachbar muß nun das ganze Feld wieder umpflügen, da sein Acker im Vorjahr mit Weizen bestanden war und in diesem Jahr mit Kartoffeln bepflanzt werden soll."

Wir sind zwar nur Laien; aber hätte sich nicht auch eine andere Lösung des Problems finden lassen?

Wäre es nicht am Ende das kleinere Übel gewesen, den versehentlich besäten Acker wohl oder übel nocheinmal Weizen tragen zu lassen und dafür die Kartoffeln in den leeren Acker zu stecken?

Am frühen Morgen

Die wenigsten von uns Großstadtmenschen erleben den Morgen noch wirklich. Die einen, die sich's „leisten" können, verbringen ihn hinter fest verschlossenen Vorhängen, tief in die Kissen vergraben, um bis weit in den Vormittag hinein ausgleichenden Schlaf zu suchen für die in Gesellschaft, Theater, Kino, Gast- und Vergnügungsstätten am späten Abend der natürlichen Ruhe verlorengegangenen Stunden. Die andern, in einen Beruf mit festen Arbeitsstunden eingespannt, legen sich nach dem brutalen Rasseln des Weckers noch einmal mit einem Seufzer des Bedauerns auf die andere Seite, um dann „in letzter Minute" aus dem Bett zu fahren und nach einem auf reicher Erfahrung aufgebauten, bis in den einzelnen Handgriff durchrationalisierten Plane vom Anziehen bis zum Dauerlauf zur Straßenbahn einen täglichen Schnelligkeitsrekord aufzustellen. Manche haben es in der raffinierten Kunst, die Gehetztheit eines modernen Großstadttages durch einen dementsprechenden morgendlichen „Start" einzuleiten, schon so weit gebracht, daß sie auch die obligate Tasse Kaffee „im Vorübergehen" stehend zu sich nehmen, das Gesicht tief in die Morgenzeitung vergraben, um rasch sich noch über das Neueste in Politik und Wirtschaft zu unterrichten.

Die meisten unserer Zeitgenossen würden uns nur verständnislos, vorwurfsvoll, mitleidig oder blasiert zulächeln, wenn wir sie etwa fragten, wann sie das letzte Mal die Sonne haben aufgehen sehen oder den aus mittelalterlichen Liedern uns sagenhaft bekannten „Morgenstern" am Himmel gesucht und sich an seinem Leuchten gefreut hätten. Denn etwas so „Ausgefallenes" kommt ja doch höchstens für Idealisten, Lebensreformer und andere Halbverrückte oder bestenfalls dann und wann für den Urlaub in Frage. Die im Sprichwort aufbewahrte Lebensweisheit: „Morgenstund' hat Gold im Mund" kennt der moderne Mensch höchstens noch aus Schullesebüchern, und sie hat für ihn einen etwas moralisierenden und schulmeisterlichen Beigeschmack. Denn wer von uns hat noch „Zeit", in täglicher Erfahrung hier die Probe auf Exempel zu machen?

Aber die Erfahrung derer, die den Versuch gemacht haben, den ersten Stunden des Tages ein anderes Gesicht zu geben, beweist, daß man sehr gut mitten im Großstadtgetriebe und Berufsleben stehen kann, ohne schon die frühen Morgenstunden großstädtischem Rekordtempo zu opfern. Hand aufs Herz: was hält uns eigentlich davon ab, abends eine bis zwei Stunden früher zu Bett zu gehen und morgens etwa ebensoviel früher aufzustehen! In den allermeisten Fällen doch wohl nur die schlechte Gewohnheit, nichts von dem versäumen zu wollen, was die Großstadt uns an Anregung und Reiz, „Erholung" und „Verpflichtung" bietet. Aber sowohl der einzelne als auch die Gemeinschaft gewinnen bestimmt mehr als sie verlieren, wenn der eine oder der andere von uns aufhört zu meinen, er müsse überall dabeigewesen sein. Es geht bestimmt auch ohne uns.

Der Mensch, der sich in seiner eigenen Gesellschaft langweilt und beständig eine Anregung, einen Anreiz, ein Narkotikum braucht oder der Tag für Tag bis in die Nacht hinein tausend Verpflichtungen nachjagt, weil er sich für unabkömmlich hält, ist entweder in der Schule der Selbsterziehung noch weit zurück oder es ist sonst etwas Entscheidendes in seinem Leben nicht in Ordnung. Gerade er hat allen Grund, bei sich selbst Einkehr zu halten. Eben dazu wollen uns die stillen Stunden des Morgens aufrufen.

Jede Zeit des Tages hat ebenso wie die verschiedenen Jahreszeiten ihr eigenes Wesensgesetz und gliedert sich mit ihrem Eigenrhythmus organisch in den Gesamtrhythmus des Tages ein. Es ist darum für den äußeren und inneren Ablauf eines ganzen Tages nicht unwesentlich, sondern im Gegenteil von entscheidender Bedeutung, ob und wie wir die frühen Morgenstunden gestalten. Der Morgen ist die Pforte, durch die wir in den Tag hineinschreiten. In ihm können wir gewissermaßen den Grund legen für den weiteren Ablauf des Tages, so wie in jeder Jugend der entscheidende Grund gelegt wird für des Lebens Hoch-Zeit und Voll-Endung. Der frühe Morgen ist schöpferischer Anfang des werdenden Tages; er birgt wie alle schöpferischen Anfänge in seinem Schoße die Keime zu reichen und vielfältigen Möglichkeiten. Lassen wir diese Keime in uns wachsen, hegen und pflegen wir sie, so wächst damit die Aussicht auf eine dementsprechend reiche und schöne Ernte des Tages; lassen wir sie achtlos am Wege verkümmern oder im Staube zweckgerichteter Tageshetze ersticken, so versehen wir den ganzen Tag von vornherein mit

---

schüttelte er den Kopf. „Es wäre mir nur dann möglich, wenn ich in euern Reihen mitarbeiten könnte. Aber ich könnte es nicht ertragen. Und darum mute ich keinem andern zu, es für mich zu tun."

Entmutigt ließ der Sprecher den Kopf sinken. „Wenn du wüßtest, Padrone, wie ein jeder von uns bereits diese Sache zu seiner eigenen gemacht hatte —. Wenn wir das Geld und deine Erlaubnis nicht brauchten, — ich glaube fast, — wir möchten es lediglich zu deiner Freude zu Ende bringen!"

Der Padrone wandte sich ab, um seine Erregung zu verbergen. „Glaubt ihr, daß ein Edelmann sich beschämen läßt —?!" rief er aus. „Ich schenke euch den Lohn! Ein volles Jahr zahle ich ihn einem jeden von euch — und verzichte auf die Arbeit!"

Überrascht und bestürzt wichen die Arbeiter zurück. Ehe indes ein anderer antworten konnte, trat der Sprecher vor. „Padrone —! In diesem edelmütigen Kampf tut der sich schwerer, der leere Taschen hat. Aber im Namen meiner Kameraden lehne ich Euer Almosen ab! Wir sind keine Bettler."

Mit geröteter Stirn trat der Visconte dicht vor den Sprecher hin. „Nun wohl, so arbeitet!" sagte er finster. „Aber für alle Zeiten gehört der halbe Ertrag der Gärten euch!"

Er ging ins Haus und schlug die Tür hinter sich zu.

Rummelplatz

Breites, wuchtiges Vergnügen der Sinne.

Rausch des Schauens, Staunens, Fressens, Würfelns, Karussellfahrens.

Orgie der Nase im Duft von Alpenbrot, gebrannten Mandeln, Sardinen, geräucherten Aalen, türkischem Honig, Gebäck, Schweiß, Karbid und süßlichen Parfüms.

Ohrenschmaus an blechernen Trompetenstößen, Gehämmer der musikalischen Mechanik, in Bierzelten kapellenweise gebändigter Ziehharmonikas, Pfeifen von Dampfmaschinen, Gesurre von Treibriemen, im Diskant schluchzender Leierkästen und dem entzückten Kreischen junger Mädchen, die sich an dahinrasenden hölzernen Schweinen anklammern.

Augenweide an vollbusigen Kunstspringerinnen in Flitterleibchen, ölschwarz gescheitelten Equilibristen in fleischrosa Trikots, Kassendamen von herbstlichen Reizen mit falschen Brillanten, schnurrbärtigen Ringkämpferkolossen, Dompteusen mit Tigerfell um die feisten Schenkel, Tänzerinnen in schmuddligen Gazeröckchen, Haremsdamen aus dem fernen Osten Berlins und am Erklärer der „Mumie von Baroda", der aussieht wie ein Heiliger des Donatello.

Frauen mit staunenden Kindern an der Hand, Soldaten, Studenten, Arbeiter, Arbeitslose, Kokotten, Bürger, beglückte Verkäuferinnen mit dem erwürfelten Waschkrug unter dem Arm, — eine besessene Menschheit: karikiert, karnevalistisch, berauscht gestikulierend, stößt, schiebt, drängt sich in der Zeltkolonie der Luftschaukeln, Karussells, Menagerien, Theater, Hippodrome, Wachsfigurenkabinette und Boxkämpferbuden.

Plakate brüllen dich mit kategorischen Imperativen an; Kostüme in fremden, leidenschaftlichen Farben suchen dein Augenmerk; Bilder an Panoramen, Schreckenskammern, Abnormitätenbuden, erschreckender als alles, was Breughel gemalt hat, sträuben dir die Haare auf dem Kopf. Ein Hexensabbat des grellsten Plunders tobt sich aus, dem Kitsch wird hier ein festlicher Dienst zelebriert.

„Tröten Sie doch nöher, meine Herren! Hier sehen Sie ein Sittengemälde aus dem Lööben einer mongdänen Frau! Ein Rausch der Erotik und Ekstase! Kommen Sie nur weiter heran, meine Herren! So wie der Maler, so wie der Bildhauer für sich allein die schönen Damenkörper betrachtet, so zeige ich Ihnen im Innern dieser Räume diese Venus!"

Die Venus, weniger schön durch Gottesgnade als durch Chemikerkunst, lächelt sündhaft und wirft Blicke wie Harpunen auf das Gewoge der jungen Herren, die ihrerseits vollauf damit beschäftigt sind, die Vergrößerung ihrer Augen in schicklichen Grenzen zu halten. Dann erstürmen sie in dickem Haufen die Holztreppe.

Unterdes hält auf dem Podium der benachbarten „Wild-West-Schau" ein verwegener Held mit Tom-Mix-Hut einen Haufen brüllender Banditen in Schach, die hinter einem umgestürzten Tisch kauern. Wir befinden uns in einer Spielhölle im Westen, wo er am wildesten ist. Mit einer Hand streicht der Held dem lieblichen, zitternden Mädchen über das goldblonde Haar, in der anderen hält er die Pistole und unterdessen scherzt er furchtlos und unerschrocken ... Im Hintergrund sitzt ein verirrter Matrose in marineblauem Sweater mit weiß eingestickter Inschrift aus Skandinavien auf der Brust — vielleicht der „August" aus dem Buch des Knut Hamsun von den Landstreichern.

Ein alter Mann gibt krächzend bekannt, daß „Kleopatra, das dämonische Krokodilweib" zu besichtigen sei. Sein schweißzerfressenes Gesicht hält noch störrisch den krampfigwichtigen Ausdruck fest, der die letzten Gaffer überzeugen soll. Er schwätzt von einem „biologischen Wunder"; — hilfloses Gerede eines Erschöpften, der weiß, daß er heute keinen mehr überzeugen kann. Das Orchestrion ist mit markerschütterndem Lärm ebenso vergeblich bemüht, durch den Zauber der Musik zu rühren der Menschen steinern Herz ...

Zwei Clowns machen Witze, die uralten Witze. Was ist los? was nicht angebunden ist! Müde Späße, verendende; zu oft sind sie schon von diesen Männern gemacht worden, als daß sie noch verbergen könnten, wie verdammt ernst es ihnen damit ist. Da erscheinen, indes Trommeln und Zuschauer sehr gerührt werden, fünf Kinder, wie die Orgelpfeifen aufgereiht. Brüchige Satin-Fantasien markieren Gala-Gewänder. Dies ist der parterreakrobatische Akt mit Purzelbäumen und halben Saltos. Das kleinste Kind ist fünf Jahre alt, mit großen Augen und verlorenem Blick. Es sind die Saltinbanques des Daumier und des Picasso, — nur wahrer als alle Kunst ...

Welt des Scheins! Aber diese Welt, mag sie noch so laut nach außen schreien, ist eine Welt ohne Schminke und Maskerade —: es geht hier von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht ums nackte Leben. Man sieht, daß da oben eine ganze Familie steht: Mann, Frau und zwei Töchter, und so gehetzt sehen nur Menschen aus, die nicht wissen, wie sie heute satt werden sollen. Auch hinter diesen bunten Kulissen sind die ökonomischen Gesetze vom Leben-müssen wirksam ...

Der graue warme Frühlingsabend hat sich auf die Stadt gesenkt. Wolken ziehen hin, trächtig vom Regen. Bogenlampen flammen auf wie magische Monde, ihr Licht fällt kalt auf den wogenden Trubel, der einen nie verstummenden Lärm zum Himmel emporsendet.

Junge Mädchen schmiegen sich eng an ihre Burschen, die mit kräftigen Galanterien erwidern. Wenn sie vom Karussell kommen, haben sie zufrieden geöffnete Münder in den lachenden Gesichtern. Mütter tragen müde Kinder auf den Armen. Ein stark bemaltes Mädchen spricht einen jungen Mann an; zwei Frauen interessieren sich brennend für diesen Vorgang.

An der Periferie des Rummelplatzes randaliert ein Betrunkener und stiert eine Wand an. Fenster der Seele hat irgendein Dichter die Augen genannt — der Kerl muß Glaser von Beruf gewesen sein. Struppige Hunde wühlen in Papierhaufen nach Wursthäuten. In schneller Folge rasseln die Straßenbahnen in die Stadt, die wie ein Herz die schwarzen Menschenströme wieder in sich hineinpumpt.

Man freut sich an den Schatten abendlicher Ruhe abseits des Gelärms. Aber lange noch hört man der Drehorgeln ewiges Miserere ...

Alfred Uhlmann

den Vorzeichen kümmerlichen Unwesens und unschöpferischer Geschäftigkeit.

Der Morgen will auf seine Art das Werk der Neugeburt fortsetzen, das die Nacht an uns vollzogen. Wir haben die Wasser des Lebens wieder rauschen hören in den verborgenen Brunnenschächten unserer Seele; nun tauchen am Morgen die Eimer hinab auf den Grund, um dankbar die kristallklaren Schätze der Tiefe zu bergen. Alle geistig Schaffenden wissen um dies köstliche Geheimnis des schenkenden Morgens, der mit vollen Händen dem Empfänglichen seiner Gaben edelste austeilt. In meisterlicher Vollendung will am jungen Morgen uns als fertiges Geschenk zufallen, was wir am Vortage in willentlicher, oft vergeblicher Bemühung tastend und planend begonnen, und das Märchen von den Wichtelmännern, die das am Abend Zugeschnittene uns zum Gebrauch am Morgen fertig bereitlegen, wird hier täglich erfahrbare Wirklichkeit.

Ist der Abend als Abschluß des nach außen gewandten Lebens die Zeit heiterer Geselligkeit und dankbaren Bergens der Tagesernte im Kreis der Familie oder der Freunde, so will die aus der scheidenden Nacht geborene Morgenstille jeden einzelnen zur Einkehr bei sich selbst aufrufen, zur Sammlung und Bereitung der Eigenkräfte für die rechte Meisterung des kommenden Tages. In der stillen Besinnung erschließt sich uns des Lebens und des Tages Sinn, in der abgeschiedenen Betrachtung der Dinge und der Außenwelt werden die Dinge und die Gestalten, die erwachende Natur und das erwachende Leben trächtig in uns.

Unwesentlich ist es im Grunde, in welchen Formen im einzelnen diese Bereitung für den Tag sich vollzieht; wesentlich dagegen, daß sie geschieht. Groß ist hier die Fülle der Möglichkeiten. Manche sind auf die Hilfe traditioneller, festgefügter Formen angewiesen; ihnen ist die herkömmliche Morgenandacht oder Morgenfeier inneres Bedürfnis. Für viele, wohl die meisten unter uns, sind diese herkömmlichen Formen ausgeleert und abgestorben; für sie ist es besser und richtiger, neue Formen zu suchen als alte künstlich wiederbeleben zu wollen. Ein besinnliches Buch, das uns die Welt und unser Leben aus der Tiefe anschauen lehrt und uns zu elementarem, vom Herzen her genährten Nachdenken über Sinn und Ziel unseres Daseins anhält, kann uns denselben Dienst tun wie jede Morgenandacht und kann uns auch ohne Bibel, Lied und gesprochenes Gebet hinführen zu den letzten Quellen unseres Seins. „Denken ist auch Beten", sagt Hegel mit Recht, und für manchen kann eine Stunde hingegebener wissenschaftlicher Arbeit mehr innere Erhebung und Stärkung bedeuten als jede „fromme" Gebärde. Auch sollten wir uns kühnlich immer wieder und viel entschlossener an dem Satz des Meisters Ekkehart von Hochheim ausrichten: „Warum bleibt ihr nicht bei euch selber und greift in euer eigen Gut? Ihr tragt doch alle Wahrheit wesenhaft in euch."

Und diese Wahrheit wird dann umso richtiger sein, wenn wir ihre polare Entgegensetzung darüber nicht vergessen, die darin besteht, daß wir immer wieder „außer uns geraten" müssen in empfänglicher Hingabe an die Kräfte der Mutter Natur. Wer etwa das Glück hat, einen kleinen Garten hinter seinem Haus sein eigen zu nennen (und es werden deren im Zeitalter der Stadtrandsiedlungen hoffentlich immer mehr werden!), der mag möglichst oft eine Morgenstunde beim Graben, Pflanzen und Begießen dort verbringen. Das ist vielleicht die vollendetste und umfassendste Morgengymnastik für Leib und Seele: „Lebe der Erde treu, so lebst du treu dem Gott!"

Wilhelm Laiblin

Nimm den heutigen Tag mit seinem ganzen Inhalt jeden Morgen freudig auf dich, so leistest du schon die rechte Arbeit. Mag der Inhalt eines Tages sein, welcher er will, mag er drohen oder lachen, seufzen oder jauchzen, nimmt ihn voll auf dich mit einem unerschütterlichen: Ich will dich gerade so wie du bist! Lhotzky

Kleine Bemerkungen

Unser zivilisatorisches Zeitalter krankt daran, daß ihm saubere Straßen wichtiger sind als saubere Gehirne.

Je höher einer moralisch steht, desto weniger neigt er dazu, sich moralisch zu entrüsten.

Es ist wenig ratsam, das „tiefere" Wesen seiner Bekannten zu ergründen; ihre Oberflächlichkeiten sind meist weit interessanter.

Die wahre Lebenskunst scheint darin zu bestehen, gerade die schönsten Lebensregeln nicht ganz ernst zu nehmen.

Viele schwärmen von „Freiheit", aber sie meinen eine Freiheit mit voller Pension.

Die Entfernungen werden im Zeitalter der Technik immer bedeutungsloser. Sogar der Abstand zwischen Hölderlin und gewissen Dichterlingen scheint vielen nicht mehr der Rede wert.

Leute, die keine eigene Meinung haben, verteidigen sie am hartnäckigsten.

Den Kopfhängern scheint der Sinn des Lebens in dem Nachweis zu bestehen, auf keinen Fall dabei gewesen zu sein.

Viele Menschen haben deswegen keine Zeit, zu sich zu kommen, weil sie vollauf damit beschäftigt sind, die Langeweile zu vertreiben.

Höflichkeit gleicht ungefähr der stillschweigenden Übereinkunft, im Gefängnis nicht von den Vorstrafen zu sprechen.

Neun Zehntel aller Träume laufen darauf hinaus, das Dessert mit dem Suppenlöffel essen zu können. oha

Das Publikum

Das Publikum, das ist ein Mann,
der alles weiß und garnichts kann;
das Publikum, das ist ein Weib,
das nichts verlangt als Zeitvertreib;
das Publikum, das ist ein Kind,
heut so und morgen so gesinnt;
das Publikum ist eine Magd,
die stets ob ihrer Herrschaft klagt;
das Publikum, das ist ein Knecht,
der, was sein Herr tut, findet recht;
das Publikum sind alle Leut,
drum ist es dumm und auch gescheit.
Ich hoffe, das nimmt keiner krumm,
denn einer ist kein Publikum.

Ludwig Robert (1778—1832)

Trost

Kästner traf in Paris seinen alten Lehrer des Französischen in großer Verzweiflung.

„Vierzig Jahre lang", jammerte er, „habe ich in Leipzig erfolgreich im Französischen unterrichtet, und hier in Paris muß ich mit Entsetzen erkennen, daß die Sprache, die ich lehrte, gar nicht Französisch war."

„Wieviel Theologen mag es im Himmel ähnlich ergehen", tröstete ihn Kästner.

Wir sind die Menschen einer Übergangszeit, und darin liegt unsere Aufgabe, das auch sein zu wollen. Becker

Die geschonte Stimme

Die „Berliner Morgenpost" (Nr. 83) veröffentlicht folgendes „Telegramm" (!) ihres römischen Korrespondenten:

„Auf einem römischen Wochenmarkt kam es zu einer aufregenden Szene, weil ein Straßenhändler einen geradezu umwälzend modernen Einfall hatte, der noch in keiner Großstadt der Welt versucht worden ist. Der Händler, der bisher mit nicht allzu großem Erfolg Artischocken verkaufte, hatte eine Grammofonplatte mit den Sätzen besprochen — oder, besser gesagt: beschrien, — die er gewöhnlich zu rufen pflegte, und nun klang es dauernd über den Markt hin: „Hier die prima Artischocken! Hier die ganz frischen . . .!"

Die Standnachbarn und auch die Käufer konnten nach einiger Zeit den sich immer wieder im selben Tonfall wiederholenden Satz einfach nicht mehr hören; er ging allen so auf die Nerven, daß sich die Stimmung auf dem Markt kriegerisch zuzuspitzen begann. Als ein erbitterter Nachbar schließlich in einem unbewachten Augenblick mit dem gutgezielten Schuß einer Apfelsine das Grammofon zu Fall und die Platte zum Zerbrechen brachte, war dies das Signal zu einer allgemeinen Schlägerei, die erst durch das Einschreiten der Polizei beendet werden konnte."

Der Hundertjährige

In der „Frankfurter Illustrierten" (Nr. 14) wird folgendes erzählt: „Ein hundertjähriger Handwerker aus Warschau, der anläßlich seines Geburtstages von Journalisten gefragt wurde, wie er gelebt habe, um sein hohes Alter zu erreichen, gab zur Antwort: „Ich habe seit meinem 18. Lebensjahr fast jeden Tag eine halbe Flasche Branntwein getrunken. Trotz ärztlichen Verbotes habe ich täglich bis zu 50 Zigaretten geraucht und immer viel Fleisch gegessen; jetzt bringe ich es allerdings kaum noch auf 5 Gläser Branntwein pro Tag und 20 Zigaretten; Fleisch esse ich allerdings wie früher." Die erstaunten Journalisten wollten diese Auskunft nicht glauben, erhielten sie aber von einem Gastwirt bestätigt, bei dem der Hundertjährige noch heute jeden Tag seinen Branntwein trinkt."

Wenn es eine „Interessengemeinschaft der Schnaps-, Zigaretten- und Fleischverkäufer" gäbe, und wenn dieser Konzern ein Korrespondenzbüro zur Aufklärung durch die Presse unterhielte —, hübscher hätte man sich das dort nicht ausdenken können.

Der Speck des Glaubens

Ein Professor der protestantischen Theologie an einer südwestdeutschen Universitätsstadt, für den kein Hörsaal zu groß ist, um die Masse seiner wißbegierigen Theologen aufzunehmen, — dieser Professor wollte seinen Theologiestudenten verdeutlichen, was der Protestantismus vom Menschen denkt. Dabei brauchte er folgendes Gleichnis: „Der Mensch gleicht einer Ratte, die in ein finsteres Loch gefallen ist, nun irrt die Ratte ruhelos herum und findet keinen Ausweg. Da senkt Gott von oben den Speck des Glaubens in dieses finstere Loch. Die Ratte beißt an und wird ans Licht gezogen."

Das sollte kein Scherz sein. Wir können uns aber keine treffendere Selbstverhöhnung der protestantischen Anschauung vom Menschen denken. (Aus dem „Durchbruch")

Der Kutscher Fridolin

Ein langer Schnauzbart war er, weder jung noch alt,
mit wässerigen Äuglein und zumeist vergnügt,
wie es geziemt dem Kutscher, der spazierenfährt.
Schwarz war sein Rock, gebürstet der Zylinderhut
und würdiger saß keiner auf dem hohen Bock
als Fridolin. Auch gab es keinen, der die Stadt
dem Fremdling trefflicher empfahl als dieser Mann.
Denn nicht nur sprach er: „Dieses ist das neue Schloß
und jenes ist die alte Kirche zu Sankt Paul",
er gab vielmehr ein deutlich Schicksalsbild der Stadt
und wenn er dann, mit seiner Peitsche weisend, sprach:
„Hier, werter Herr, das sind des Klosters Reste noch",
so stand vergangnes Leben vor dem Fremdling auf
und der gelehrte Zauberer hieß Fridolin.

Es sei bemerkt: die Peitsche war ihm wenig lieb,
vielleicht daß einem sonderlich bequemen Gaul
er schließlich eins herüberpfitzte, aber sonst
kam er im Frieden mit den braven Tieren aus
und kannte wie den eignen ihren Pferdesinn. —
Lieb aber waren ihm die Jungfern und sein Herz
verschenkte er nicht selten an ein knusprig Kind.
Stolz aufgezwirbelt war alsdann sein brauner Bart,
es blinkerten die Äuglein ihm ganz unverstellt,
und so war auch sein Wort, das er zur Jungfer sprach.
Sie aber mit Gekreisch sprang ihm zumeist davon.

Ein Stücklein gab's in seinem langen Kutscherdienst,
das rühmlich seinen Namen durch die Zeiten trug,
und wer um jenen Brunnen wohnt, an dem's geschah,
der weiß es und erzählt's den eignen Kindern fort.
Zum Wasserquell, der groß auf freiem Platze stand,
trieb man die durst'gen Rosse einst im Abendschein.
Ein junger Gaul auch zog mit den Gebrüdern hin,
doch seltsam: aus dem Brunnen nahm er keinen Trunk
und starrte nur mit Schnauben auf sein Spiegelbild.
Vielleicht erschien es ihm als Feind, vielleicht als Braut,
genug — mit einem Satze war er plötzlich in dem Trog!
Da drang die nasse Kühle an sein heißes Herz
und tief erschrocken schwamm er durch das Brunnenbett.
Die Leute aber schrien laut, und ohne Rat
stand auch des Pferdes Herr. Wo warst du, Fridolin?
Da kam er schon mit einer Leiter hergeeilt
und schob dem Gaul sie sachte unter seinen Leib,
hieß auch die Männer setzen sich ans Leiterend'
und langsam hob das Tier man an des Brunnens Rand,
dem es gesund entstieg. Es lebe Fridolin!
Ernüchtert ging das Pferd dem nahen Stalle zu,
doch seinem Retter ward ein Vesper aufgetischt,
wie er's in seinem Leben vorher nie geseh'n.

Ottilie Häußermann

Kleinigkeiten

Ein Mann. Unter gewaltiger Beteiligung ist in West-Terschelling (Holland) der unter dem Titel „Der niederländische Lebensretter" bekanntgewordene Fischer Claas van Urk zu Grabe getragen worden. Als Mitglied der Nord-Süd-Holländischen Rettungsgesellschaft hat van Urk mehr als dreihundert Schiffbrüchigen das Leben gerettet. Er wird als wahrhaft großer Bürger Hollands, auf den die ganze Nation stolz sei, gefeiert.

Die Zeitungen. Nach einer Statistik des „Werberats der deutschen Wirtschaft" hat es Mitte 1934 in Deutschland 2623 Zeitungen gegeben, mit einer Gesamtauflage von 15 Millionen Stück, so daß die „Durchschnittsauflage" 5730 Stück betrug. 88 Prozent aller Zeitungen hatten weniger als 8000 Stück Auflage. Nur 41 Zeitungen (1,6 Prozent) hatten eine Auflage von mehr als 60 000.

Bilanzsicherer Lehrling gesucht. Der Treuhänder der Arbeit in Königsberg weist darauf hin, daß es bedauerlich sei, wenn man auch heute noch auf Inserate stoße, die mit der sozialen Ehrbarkeit nicht vereinbar seien. So sei er gezwungen, gegen einen Betriebsführer vorzugehen, der einen Lehrling suchte, „der mit der Buchführung vertraut und bilanzsicher ist".

Pigmentan. Auf Veranlassung des Schwarzwaldvereins und des Bundes für Naturschutz ist in Baden das Anbringen der roten Reklametafeln für „Pigmentan" an den Schi-Wegen im Schwarzwald nicht zugelassen worden. (Andere deutsche Berggebiete haben sich anscheinend diese Verschandelung gefallen lassen.)

Geschäft. Vom Reichsnährstand wird darauf hingewiesen, daß verschiedene Firmen zum Teil sehr teuere und „elegante" Erbhofstammbücher herausgebracht haben, die sie an Bauern abzusetzen versuchen. Vor dem Ankauf wird gewarnt.

Müllverwertung. Dem Berliner Chemiker Aretz ist es gelungen, Müll in Faserstoff-Bauplatten umzuformen. In Berlin ist bereits eine Gesellschaft gegründet worden, die demnächst mit der Massenherstellung der Platten beginnt.

Der Aprilwitz. Eine Konstanzaer Zeitung hatte am 1. April berichtet, daß Palästina, das über keinen Ackerboden verfüge, von Rumänien 60 000 Waggons Ackererde käuflich erworben habe. Der Deputierte Giurescu, nichts weniger als ein Universitätsprofessor, schlug darob in der Kammer ungeheuren Lärm, bis er sich schließlich von dem lachenden Ackerbauminister sagen ließ, daß er auf einen Aprilscherz hereingefallen war.

Auffassungen. Der neue Präfekturkommissär von Meran hat angeordnet, daß alle städtischen Angestellten sich die „gotischen Bärte" abnehmen lassen müssen. Eine italienische Lehrerin hat zu den Kindern ihrer Klasse gesagt: „Nur die Kinder mit schwarzen Haaren und schwarzen Augen sind brav. Kinder mit blondem Haar und blauen Augen sind böse."

Tiefer Ausschnitt, bitte! Das englische Hofmarschallamt hat die Londoner Saison auf Wunsch der Königin mit einem geharnischten Erlaß eröffnet, in dem an die Bekleidungsvorschriften für Damen, die dem englischen Königspaar vorgestellt werden, erinnert wird. Im vergangenen Jahr sei der Königin unangenehm aufgefallen, daß einige Damen mit hochgeschlossenen Kleidern erschienen waren; man mache darauf aufmerksam, daß sie in diesem Jahre nur mit tiefem Ausschnitt zugelassen würden.

Ausstattungsstück. An der Prozession aus Anlaß des 25jährigen Regierungsjubiläums des englischen Königs werden sich auch eine Anzahl indischer Nabobs beteiligen. Einer wird eine Perlenkette tragen, die nicht weniger als 28 Meter lang ist und von der jede Perle ein Vermögen wert ist. Der Maharadscha von Baroda wird den „Stern des Südens" zeigen, den schönsten Diamanten der Welt, wie man sagt, ein anderer wird ein Gewand tragen, das über und über mit Smaragden bedeckt ist.

Der königliche Handlungsreisende. Wie englische Zeitungen melden, ist durch Vermittlung des Prinzen von Wales einer englischen Firma ein brasilianischer Auftrag für Eisenbahnmaterial in Höhe von drei Millionen Pfund Sterling zugegangen. Die Zeitungen nennen den Prinzen in diesem Zusammenhang den „ersten Handlungsreisenden Großbritanniens" und sind der Ansicht, daß ihm eine Provision von 15 000 Pfund Sterling zustehe.

Marschleistung. Die Schwestern des Krankenhauses in dem englischen Seebad Brighton wollten gerne wissen, wieviel Kilometer sie täglich die Korridore auf und ab wandern. Sie schafften sich Schrittzähler an und fanden heraus, daß jede von ihnen täglich zwischen 16 und 24 Kilometer marschiert.

Der Sieger. Englische Gasgesellschaften haben neulich unter ihren Abnehmern einen Wettbewerb um die zweckmäßigste Inneneinrichtung einer neuzeitlichen Küche veranstaltet. Mehr als 20 000 Hausfrauen aus allen Teilen des Landes haben Voranschläge eingesandt. Den ersten Preis hat — ein 75jähriger pensionierter Architekt erhalten.

Koche mit Sonne! In San Diego in Kalifornien ist ein Restaurant eröffnet worden, dessen Speisen mit Sonnenwärme zubereitet werden. Unter der Aufsicht eines Ingenieurs und zweier Köche werden die Gerichte in Röhren geschoben, die von Oel umflossen sind, dieses wird durch das Sonnenlicht auffangende Spiegel zum Kochen gebracht. Obwohl die Zubereitung lange dauert, ist das Lokal immer überfüllt, da sich niemand das Schauspiel entgehen läßt, zu sehen, wie die Speisen von der Sonne gekocht und gebraten werden.

Ein Diamant. Der Jonker-Diamant, der viertgrößte der Welt, soll für den Preis von 100 000 Pfund (gegenwärtig 1,2 Millionen Mark) aus englischen in amerikanische Hände übergehen. Der Diamant, der die Größe eines Hühnereis hat, wurde im vorigen Jahr von einem Neger auf der Farm eines südafrikanischen Bauern gefunden.

Neuer Beruf. Eine ungarische Versicherungsgesellschaft hat einen früheren Redakteur angestellt, der die Aufgabe hat, lebensmüde Menschen zu trösten. Selbstverständlich umfaßt das menschenfreundliche Werk des Psychologen nur bei der Gesellschaft Versicherte, von deren Freunden oder Bekannten die Gesellschaft erfährt, daß sie einen guten Zuspruch dringend nötig haben.

Barbiere aufs Land! Der „Zentro-Sojus", eine sowjetrussische Organisation, die sich mit der Landbevölkerung beschäftigt, kündigt an, daß er 7000 reisende Barbiere mit Kisten voll Parfüm, Seife und Pomade auf die Kollektivfarmen schicken werde, um die struppigen Bärte der Bauern zum Schwinden zu bringen.

Berühmte Namen. Ein amerikanisches Magazin fordert eine allgemeine Umbenennung derjenigen Schwarzen, die sich sogenannte Sammelnamen zugelegt haben. Nach einer statistischen Erhebung gibt es in USA mindestens 14 000 Neger, die George Washington heißen und nicht viel weniger, die sich Abraham Lincoln nennen.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 81); Telefon 240 18, Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 1. Quartal 1935: 4150

Zu empfehlen:

Merians anmüthige Städte-Chronik

das ist historische und wahrhaffte Beschreibung, zugleich künstliche Abcontrafeyung zwantzig vornehmbster und bekantester in unserem geliebten Datterlande gelegenen Stätte

Jugendbildnisse deutscher Städte vor 300 Jahren

Augsburg	Frankfurt	Leipzig	Regensburg
Bremen	Göttingen	Magdeburg	Stettin
Breslau	Hamburg	München	Stuttgart
Danzig	Heidelberg	Münster	Ulm
Dresden	Köln	Nürnberg	Würzburg

Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt
Preis gebunden 2 Mark

Zahlen Sie 2 Mark auf das Postscheckkonto der Sonntags-Zeitung, Stuttgart 198 44, und das Buch geht Ihnen portofrei zu

Stuttgart, 21. April 1935

16. Jahrgang, Nr. 16

Die Sonntags-Zeitung

Einkommen

Die Ungleichheit der Einkommen von Mitgliedern einer Volksgemeinschaft hat oft Anlaß zur Kritik gegeben. Man ist dabei so weit gegangen, daß man sie überhaupt verwerfen zu müssen geglaubt hat: sie sei mit der Idee der Volksgemeinschaft nicht vereinbar, da sie zu Neid auf der einen und zu Hochmut auf der andern Seite führe — beides Gefühle, die das Erlebnis der Volksgemeinschaft beeinträchtigen müssen.

Soweit das Einkommen mit der Leistung zusammenhängt, wird sich die Verschiedenheit der Einkommen weder vermeiden lassen noch darf sie als ungerecht oder unvernünftig gelten. Freilich ist es nicht immer ganz leicht, verschiedenartige Leistungen gegeneinander abzuwägen. Aber es kommt auch nicht auf eine sozusagen mathematische Genauigkeit in der gerechten Verteilung aller Güter an, wenn nur die „Generallinie" eingehalten wird: jedem das Seine. Unser sittliches Empfinden lehnt es ab, wenn gute Arbeit schlecht bezahlt wird, ebenso aber, wenn in größerem Umfang „arbeitsloses Einkommen" eingeschoben wird.

Daneben setzt sich anscheinend mehr und mehr der sozialistische Gedanke durch, daß ein gewisses Mindestmaß von Einkommen — das „Existenzminimum" — jedem Volksgenossen garantiert werden müsse, auch abgesehen von Fähigkeit und Leistung; gerade etwa wie in einer Familie alle Mitglieder um die Schüssel sitzen dürfen, auch diejenigen, die nicht, noch nicht oder nicht mehr arbeiten können.

Die Vertretung dieser Auffassung wird durch die Eigenart der technischen Entwicklung begünstigt, in der die Massengüter-Erzeugung einen immer größeren Platz einnimmt, so daß auch bei kapitalistischer, nicht sozialistischer Form der Güterverteilung die Produzenten ein Interesse an großem Umsatz, also an steigender Massenkaufkraft haben.

Es ist für das Gedeihen und das Glück eines Volkes zwar nicht nötig, daß alle das gleiche Einkommen haben; aber es gibt eine obere und eine untere Grenze für die Einkommen, innerhalb deren das „Optimum" liegt. Es soll keine zu armen und keine zu reichen Leute geben. Dieser Satz gilt ganz allgemein und hat immer gegolten. Unter unseren gegenwärtigen Verhältnissen ist er besonders einleuchtend.

Auch in der „bürgerlichen" Presse wird das heute unumwunden zugegeben. So hat die „Württemberger Zeitung" kürzlich (in Nr. 81) einen Aufsatz von Friedrich Roman veröffentlicht, in dem die „Einkommensausgleichung" als „tiefer Zug der Zeit" bezeichnet und die Prognose gestellt wird, „daß die wahrscheinliche künftige Entwicklung in Richtung auf immer weitere Einkommensangleichung gehen wird". Diese „wird sich zunächst in erster Linie nach dem Grundsatz zu richten haben, daß jedem, der sich zu seiner Lebensgemeinschaft bekennt, das Existenzminimum gesichert wird, ehe einigen Bevorzugten ein Mehr — oder gar ein vielfaches Mehr — zugestanden werden kann. Und sie wird das Existenzminimum unter anderem vom Wohlstand der Gesamtheit aus errechnen müssen."

•

Im Lande des bisher unbegrenzten Kapitalismus, den Vereinigten Staaten von Amerika, hat der Senator Huey P. Long mit seiner Forderung des Einkommensausgleichs neuerdings große Popularität erlangt. „Verteilt unseren Reichtum!" heißt seine Parole; wobei er die obere Einkommensgrenze großzügig auf eine Million Dollar jährlich festsetzt, die des Besitzes auf 3 bis 4 Millionen Dollar (so daß also die Millionäre noch nicht zu zittern brauchen).

Immerhin hat Herr Long berechnet, daß dann in U.S.A. 165 bis 175 Milliarden Dollar von der Bundeskasse eingezogen werden könnten. Dieser Betrag müßte, wie er verlangt, an alle diejenigen verteilt werden, deren Vermögen unter 5000 Dollar liegt oder deren Einkommen weniger als 2500 Dollar im Jahr beträgt. Ford z. B. müßte dann rund 2 Milliarden Dollar abliefern, die Familie Rockefeller etwa 10 Milliarden.

Huey P. Long lehnt es, nebenbei gesagt, mit Entrüstung ab, als Sozialist zu gelten. Er ist leidenschaftlicher Gegner des Präsidenten Roosevelt, dessen „New Deal" die freie Wirtschaft vergewaltige und bürokratisiere.

Als „Diktator" seines Heimatstaates Louisiana, nach dessen Pfeife dort angeblich alle Behörden tanzen, hat er sich dadurch einen Namen gemacht, daß er die Steuern „unten gestrichen und oben angesetzt" hat. Er hat z. B. die Minimalgrenze für Grundsteuern auf 2000 Dollar hinaufgesetzt, so daß aller Grundbesitz unter diesem Schätzungswert steuerfrei ist; umso höher besteuert werden die großen Gesellschaften wie die Standard Oil Co. (der Rockefeller'sche Petroleumtrust), die früher in Louisiana Wirtschaft und „politische Maschine" völlig beherrscht haben.

Long hat ferner in Louisiana 11 000 Kilometer Straßen und Brücken bauen lassen und hat mit dem Analfabetentum, das dort im Jahr 1920 noch über 20 Prozent stark war, aufgeräumt. In Louisiana ist heute der Schulbesuch unentgeltlich, alle Lehrmittel und Schulbücher sind frei; die Landkinder werden von Omnibussen auf Staatskosten zur Schule geholt und wieder heimbefördert.

In diesen Zusammenhang gehören auch die Vorschläge, die der amerikanische sogenannte Nye-Ausschuß, der die Verhältnisse in der Rüstungsindustrie zu untersuchen hatte, zur Unterbindung des Kriegsgewinnlertums gemacht hat. Darnach soll im Kriegsfall allen Firmen, die Kriegsmaterial herstellen (das sind fast alle großen Gesellschaften), eine Kriegssteuer auferlegt werden, die ihnen nur die Hälfte der unter 6 Prozent liegenden Gewinne beläßt und den darüber liegenden Betrag ganz konfisziert. Die höheren Einkommen der Privatpersonen sollen ebenso gründlich erfaßt werden, und die Gehälter der Direktoren in Rüstungsfabriken sollen das Gehalt eines Brigadegenerals nicht übersteigen dürfen.

Die „Frankfurter Zeitung" deutet in ihrem Bericht darüber (Nr. 179) an, daraus werde im Ernst wahrscheinlich nichts werden, diese Branchen seien so „geschäftstüchtig", daß ihnen mit derartigen Mitteln nicht beizukommen sei. Das mag stimmen; aber als Beleg für das Vorhandensein jener Tendenz zur Einkommensnivellierung ist auch dieses Beispiel nicht ohne Interesse.

•

Bei uns in Deutschland sind in der Wirtschaft die meisten Zahlen bescheidener als in USA, auch diejenigen, in denen sich Direktorengehälter und Profite von Großunternehmungen ausdrücken.

In der „Deutschen Sparerzeitung" sind kürzlich eine Anzahl Bezüge von Leitern großer Firmen zusammengestellt und als zu hoch beanstandet worden. So etwa die 699 000 Mark, die von sieben Direktoren der „Commerz- und Privatbank" im Jahr 1933 als Gehalt bezogen worden sind, die 642 000 Mark Jahresgehalt von acht Vorstandsmitgliedern der (staatlich gestützten) Dresdner Bank und so weiter. Die „Selbsthilfe" (Nr. 10) hat die Zusammenstellung unter dem Titel „Das schafft Ärgernis" wiedergegeben und in einer folgenden Nummer (Nr. 12) nach der „Deutschen Freiheit" noch eine Anzahl anderer „Verdienste" von Vorstandsmitgliedern und Aufsichtsräten angeführt, wie sie „leider allgemein üblich" seien; sie belaufen sich pro Kopf auf 25 000 bis 50 000 Mark und darüber.

Daß man solche Bezüge hie und da als zu hoch empfindet, oder daß man über die Steigerung der Unternehmereinkommen im Jahr 1934 gegenüber dem Vorjahr angesichts der nicht gestiegenen Arbeiterlöhne nicht ohne weiteres hinweggeht, darf ebenfalls als Beleg für jene Nivellierungstendenz betrachtet werden. „Immerhin", schreibt die „Deutsche Volkswirtschaft" (3. Februarheft), „ist angesichts der steigenden Unternehmereinkommen im Jahre 1934 zu erwägen, ob nicht in diesem Jahre noch weit stärker von einer Gewinnbeteiligung der Arbeiter und Angestellten Gebrauch gemacht werden sollte." Diesem Satz gehen allerdings folgende Worte voraus: „Es wäre falsch, diese Statistik zu einer Polemik gegen zu hohe Gehälter auszuwerten, da, wie kürzlich der „Ruhrarbeiter" (Nr. 2/1935) feststellte, beispielsweise die Bezüge der Verwaltungsmitglieder in 710 deutschen Aktiengesellschaften im Durchschnitt betrachtet keineswegs übertrieben hoch sind und schließlich jede Leistung ihres Lohnes wert ist. Sie betrugen je Kopf des Verwaltungsmitgliedes 1932 13 000 RM. und 1933 12 000 RM. Allerdings gibt es einzelne Gruppen, wo der Durchschnitt um ein Vielfaches überschritten wird. Auch kommen zu den Bezügen oft mancherlei indirekte Einnahmen."

Schließlich mag als kleiner Mosaikstein im Bild dieser Entwicklung zum Einkommensausgleich auch noch der kürzliche Beschluß eines norddeutschen Elektrizitätswerks angeführt sein, die Arbeiter künftig wie die Angestellten auf Monatsgehalt zu beschäftigen, also gewissermaßen ebenfalls zu „Angestellten" zu machen.

× × ×

Nach dem „Angriff" hat auch eine Koblenzer Firma aus ihren sämtlichen Arbeitern Angestellte gemacht. Sie erhalten künftig Monatsgehalt, vollbezahlten Urlaub und volles Gehalt im Krankheitsfalle.

Unbekümmert

Einem Buche über Morgan, den „Weltbankier" (von Henry J. Smith, Verlag Carl Reissner, Dresden, Preis 7,50 Mark), entnimmt die „Schule der Freiheit" (Heft 38) folgende Stelle:

Bei einer Zeugenvernehmung vor dem „United States Industrial Relations Comittee" im Februar 1915, in der auch Morgan von dem Richter befragt wurde, kam folgender Dialog zustande, der schlaglichtartig die soziale Einstellung dieses Börsenpiraten beleuchtet:

Vorsitzender: „Herr Morgan, wie lange soll nach Ihrer Ansicht die Dauer eines Arbeitstages für einen Industriearbeiter sein?"

Morgan: „Ich habe mir darüber keine Meinung gebildet."

Vorsitzender: „Was betrachten Sie als Mindestlohn für einen Arbeiter?"

Morgan: „Auch hierüber habe ich keine Ansicht."

Vorsitzender: „Halten Sie zehn Dollar in der Woche für genügend zur Erhaltung der Familie eines Dockarbeiters?"

Morgan: „Das weiß ich nicht. Wenn das der ganze Lohn ist, den er bekommt, so wird es wohl genug sein."

Vorsitzender: „Von welchem Alter an sollen Kinder arbeiten dürfen?"

Morgan: „Auch darüber kann ich keine Meinung äußern."

Vorsitzender: „Inwieweit sind nach Ihrer Ansicht die Aktionäre großer Industriegesellschaften für die soziale Lage der Arbeiterschaft verantwortlich?"

Morgan: „Ich glaube nicht, daß die Aktionäre in dieser Hinsicht irgendwelche Verantwortlichkeit tragen."

Vorsitzender: „Und die Direktoren?"

Morgan: „Auch sie nicht."

Wenn man das gelesen hat, begreift man, daß ein Huey P. Long in Amerika heute viele Millionen begeisterter Anhänger hat.

Kleine Chronik

Die deutsche Regierung hat auf eine Anfrage der englischen Regierung geantwortet, daß sie bereit sei, sich an einem Nichtangriffspakt im Osten zu beteiligen, auch wenn einige Mitunterzeichner dieses Paktes unter sich besondere Abkommen über automatische militärische Hilfeleistung abschließen.

Die Dreimächtekonferenz von Stresa hat beschlossen, die Verhandlungen über ein Luftabkommen in Westeuropa und irgend eine Form des Ostpaktes fortzusetzen. Zur Behandlung der österreichischen Frage soll am 20. Mai in Rom eine besondere Konferenz zusammentreten.

In Genf ist der Völkerbundsrat zu einer außerordentlichen Tagung zusammengetreten, um über die französische Klage gegen die Einführung der Wehrpflicht in Deutschland zu beraten. Es ist eine Kommission eingesetzt worden, die festsetzen wird, welche Maßnahmen der Völkerbund bei einem künftigen Fall einer einseitigen Revision eines Vertrages ergreifen soll.

Die Behandlung des italienisch-abessinischen Streitfalls ist vom Völkerbundsrat auf die ordentliche Tagung des Völkerbundes im Mai verschoben worden.

Zwischen Frankreich und Sowjetrußland ist ein „Gentlemen's Agreement" abgeschlossen worden, das als Grundlage für ein späteres französisch-russisches Bündnis dienen soll.

Statistik und Wirklichkeit

Von Fritz Werkmann

Man kann ökonomische Aufsätze schreiben, ohne eine einzige Zahlenangabe einzuflechten. Unter Umständen ist ein solcher Aufsatz trotzdem lehrreich. Was würde der Leser aber zu einer Darstellung der englischen Wirtschaftslage sagen, in der sich nur Sätze finden wie etwa: „Wenn in England der Reallohn steigt, dann ..." oder: „Wenn in England der Reallohn sinkt, dann ..."? Der Leser will da mit Recht wissen, ob der Reallohn in England gestiegen oder gefallen ist. Der Verfasser kann das einfach behaupten. Er kann aber auch seine Behauptung durch statistische Angaben belegen oder mindestens illustrieren. Ohne statistische Unterlage sollte er jedenfalls keine jener beiden Behauptungen aufstellen. In vielen Fällen wird es gut sein, sie dem Leser vorzulegen. Dadurch wird es ihm erleichtert, sich selber ein Urteil zu bilden, statt das des Verfassers einfach hinzunehmen.

Daß ein mit Statistiken durchsetzter Aufsatz sich für viele nicht so leicht liest wie ein Roman, sei gern zugegeben. Mitarbeit des Lesers ist erforderlich. Ihm diese Mitarbeit schwerer und dadurch fruchtbarer zu machen, ist ein Zweck dieser Zeilen.

Sie haben ferner den Zweck, dem weit verbreiteten Mißtrauen gegen Statistiken Grenzen zu setzen. Viele Leser sind von Mißtrauen gegen jede Zahlenangabe erfüllt. Sie erinnern bei passender und unpassender Gelegenheit an das englische Sprichwort, es gäbe drei Sorten von Lügen: schwarze Lügen, weiße Lügen (Notlügen) und Statistik. Oder sie führen die deutsche Redensart ins Feld: Mit Zahlen könne man alles beweisen — und daher gar nichts!

Nur in wenigen Fällen sind die Zahlenangaben wirklich falsch. Weit häufiger kommt es vor, daß aus richtigen Zahlenangaben falsche Schlüsse gezogen werden.

•

Es ist z. B. richtig, daß im Februar der Milchkonsum der deutschen Bevölkerung 10 Prozent niedriger war als im Januar. Das erlaubt aber keine Rückschlüsse auf den Konjunkturverlauf. Davor sollte schon die Feststellung behüten, daß auch in früheren Jahren im Februar ein ähnlicher Rückschlag stattfand. Überkluge wiesen nach dieser Feststellung darauf hin, daß im Februar Fastnacht läge. Der „Deutsche Volkswirt" stellt dazu einmal ironisch fest: „Daß der Februardurst nicht durch Milch, sondern durch Sekt gestillt werde oder daß hartherzige Väter oder gar Mütter ihre Kinder dursten ließen, um Geld auf dem Fasching auszugeben, ist ein — zwar primitives aber wirklich erzähltes Märchen." — Die sehr simple Erklärung ist nämlich, daß der Februar 10 Prozent weniger Tage hat als der Januar!

Es ist richtig, daß Ende März dieses Jahres die Lombarddarlehen der Reichsbank nur um 9 Millionen Mark gestiegen waren, im Vorjahr dagegen um 65 Millionen Mark. Auch daraus darf man keine voreiligen Schlüsse ziehen, etwa auf das Kreditbedürfnis. Die Verschiedenheit kommt in der Hauptsache daher, daß dieses Mal der 31. März ein Sonntag war und es den Banken deshalb günstiger schien, bei der Reichsbank kurzfristige Wechsel einzureichen statt von ihr Lombarddarlehen zu nehmen. (Bei Lombarddarlehen muß auch für den 31. Zins bezahlt werden; bei Wechseln wird dagegen der Monat zu nur 30 Tagen gerechnet, auch wenn er 31 hat.)

Es ist richtig, daß im August 1934 in England die Roheisen- und Rohstahlproduktion niedriger war als im Juli, daß die Bauerlaubnisse sogar um 40 Prozent unter denen des Juli lagen. Drohte da eine Krisenkatastrofe? Keineswegs! In diesem Jahr wird es nicht anders sein, und im September, wenn die Augustziffern bekannt werden, wird ebenso wie in den Vorjahren in vielen Zeitungen von dem Erlahmen des englischen Konjunkturaufschwungs die Rede sein. Diese Deutung der richtigen Zahlenangaben ist völlig abwegig. Die Erklärung ist auch hier sehr einfach: der August ist nämlich in England der allgemeine Ferienmonat.

Im März dieses Jahres werden die deutschen Einzelhandelsumsätze niedriger gewesen sein als im Vorjahr; im April werden sie dagegen höher sein als im Vorjahr. Wie kann man das heute schon sagen, obgleich die Angaben erst bis Januar vorliegen? Die Profezeihung ist sehr einfach! Betrachten wir den Verlauf von Binnenhandelsumsatzziffern in den ersten Monaten 1934 (mit Hilfe von Indexziffern auf der Grundlage 1928 = 100):

	Jan.	Febr.	März	April
Einzelhandel insgesamt	55	55	70	61
darunter: Nahrungs- u. Genußmittel	65	62	78	62
Bäckerzentralgenossenschaften	103	114	133	100

Die Steigerung im März war eine Saisonerscheinung, die mit dem Osterfest zusammenhängt. Ostern fiel voriges Jahr auf den 1. April, das Ostergeschäft fiel daher in den März. In diesem Jahr liegt Ostern erst am 21. April, das Ostergeschäft fällt also in den April.

Es mag richtig sein, daß im Januar 1937 die Wagengestellungen der Reichsbahn, deren Änderungen häufig gute Anzeichen des Konjunkturverlaufs sind, um 5 Prozent über denen des Januar 1936 liegen. Wenn nun aber 1937 die Temperatur 10 Grad unter Null liegt, während der Januar 1936 milde war, besagen die Wagengestellungsziffern garnichts für den Konjunkturverlauf. Denn die größere Kälte drängte dann viele Transporte von den Binnenwasserstraßen auf die Reichsbahn.

Saisoneinflüsse aller Art müssen also berücksichtigt werden. Sonst werden leicht aus richtigen Zahlenangaben falsche Schlüsse gezogen.

•

Von 1928 bis 1934 ist die deutsche Einfuhr von 14 auf 4,5 Milliarden Mark gesunken. Das ist ein Absturz auf ein Drittel. Diese Angaben sind richtig und in vieler Hinsicht interessant, nur besagen sie beileibe nichts über die Versorgung Deutschlands mit Auslandswaren! Denn bekanntlich liegt zwischen diesen sechs Jahren ein internationaler Preissturz. Wenn man für jede Einfuhrware auch im Jahr 1934 den Ein-

fuhrpreis von 1928 einsetzt und so die Preisveränderungen ausschaltet, ergibt sich ein Rückgang von 14 auf 9,8 Milliarden Mark. Die Versorgung mit Auslandswaren ist also nur um ein Drittel zurückgegangen, nicht um zwei.

Auch die Binnenhandelsstatistiken, die sich über Zeiträume erstrecken, in denen erhebliche Preisveränderungen vorgekommen sind, besagen vielfach nichts über die Versorgung der Bevölkerung. Das Konjunkturforschungsinstitut veröffentlichte erfreulicher Weise für einige Warengruppen Wert- und Mengenangaben. Nur die letzteren kennzeichnen die Versorgung der Bevölkerung. Auch wenn die veröffentlichten Zahlenreihen etwas veraltet sind, seien sie als Beispiel hierhergesetzt; man lese sie, um sich durch Saisonschwankungen nicht täuschen zu lassen, von links nach rechts.

Einzelhandelsumsätze in Nahrungs- und Genußmitteln

1928 = 100

	Werte			Mengen		
	1932	1933	1934	1932	1933	1934
I. Vierteljahr	71,6	62,5	68,4	92,2	86,6	89,4
II. Vierteljahr	69,1	65,5	66,1	91,6	89,6	86,5
III. Vierteljahr	66,6	65,6	68,0	88,8	88,2	86,7
IV. Vierteljahr	76,0	75,6		102,8	98,9	

Die Lehre: Man beachte Preisänderungen, die im Beobachtungszeitraum vorgekommen sind!

•

Die Angaben der französischen Arbeitslosenstatistik sind zweifellos richtig. Frankreich hatte im Jahresdurchschnitt 1931 rund 70 000, 1934 dagegen rund 350 000 unterstützte Arbeitslose. Die Zahl der unterstützten Arbeitslosen weicht in Frankreich besonders stark von der Zahl der Arbeitslosen überhaupt ab. Man darf also nicht sagen: es gibt in Frankreich 350 000 Arbeitslose. Die französischen Arbeiter haben vielerlei Hemmungen, zu einer Unterstützungskasse zu gehen. Erst wenn im Verlauf langer Arbeitslosigkeit ihre Sparreserven aufgezehrt sind, entschließen sie sich zu dem ihnen unangenehmen Gang. Aus der Verfünffachung der unterstützten Arbeitslosen darf man also nicht etwa auf eine Verfünffachung der Arbeitslosigkeit schließen. — Und selbst wenn wir genau wüßten, wieviele Arbeitslose überhaupt es in Frankreich gibt — vielleicht rund 1 Million, so dürfte man diese richtige Angabe doch mit den Angaben aus anderen Ländern nicht vergleichen; man müßte nämlich diejenigen Arbeitslosen mit berücksichtigen, die in der Krise über die französische Grenze abgeschoben wurden und nun vielleicht in Polen oder Italien als Arbeitslose gezählt werden. (Zwischen 1931 und 1933 wurden rund 400 000 abgeschoben.) Kurz: Aus den Veröffentlichungen der französischen Arbeitsämter kann man weder auf den Stand noch auf die Veränderungen der Arbeitslosigkeit Schlüsse ziehen.

Zahl und Raumgehalt der in einem Hafen ankommenden Schiffe sind für die Hafenbehörden interessant. Diese Angaben mögen noch so genau sein, für den Konjunkturbeobachter sind sie erst dann interessant, wenn er weiß, wieviel Passagiere, wieviel Güter auf den Schiffen angekommen sind.

Die Erträge der einzelnen Steuern sind für die Finanzbehörden interessant. Deren Angaben sind zur Konjunkturbeobachtung nur dann ohne weiteres brauchbar, wenn die Steuersätze nicht geändert worden sind. Das ist in der Krise fast allenthalben der Fall gewesen! Die Ergebnisse der Verwaltungsstatistik der Finanzbehörden sind daher meist erst nach verwickelten Umrechnungen zur Konjunkturbeobachtung brauchbar.

Der Leser verwaltungsstatistischer Angaben sei also vor voreiligen Schlüssen gewarnt.

•

Bisher hatten wir es stets mit richtigen oder doch als richtig unterstellten Angaben zu tun, bei deren Deutung häufig Fehler unterlaufen. Es gibt allerdings auch Fälle, in denen die Angaben falsch sind. Der Statistiker muß dann sehen, wie er sie korrigiert oder durch bessere ersetzt.

Bei primitiven Völkern kann man folgenden eigentümlichen Altersaufbau feststellen, wenn man sich auf die Angaben der Bevölkerung verläßt:

69 Jahre alt: 10 000 Personen
70 Jahre alt: 500 000 Personen
71 Jahre alt: 50 000 Personen.

Die falschen Angaben beruhen auf Unkenntnis des eigenen Alters, der Vorliebe für runde Zahlen und dem Stolz auf hohes Alter (fünf Mal so viel Personen sind 71 wie 69 Jahre alt!).

1931 wurden aus Kanada nach Deutschland 165 000 Tonnen Weizen ausgeführt, wenn wir der kanadischen Außenhandelsstatistik glauben; aus Kanada wurden nach Deutschland 510 000 Tonnen Weizen eingeführt — also mehr als dreimal so viel! —, wenn wir der deutschen Statistik glauben. Welcher sollen wir glauben? Der deutschen! Aber nicht aus nationaler Überheblichkeit, sondern weil es Gründe dafür gibt, daß die kanadische Ausfuhrstatistik, was die Verteilung der Waren auf die Bestimmungsländer angeht, fehlerhaft ist, — ja fehlerhaft sein muß. Für den kanadischen statistischen Beamten ist nämlich die Ausfuhr von 1000 Tonnen Weizen erledigt, sobald das Schiff Kanada verläßt. In diesem Zeitpunkt weiß der Kapitän aber vielfach noch garnicht, wohin der Weizen soll. Er gibt also den nächsten Hafen an, den er anläuft, wenn er unterwegs keine andere Ordre erhält, z. B. Liverpool. Der „schwimmende" Weizen wird nun während der Fahrt nach Deutschland verkauft und erscheint dann richtig in der deutschen Einfuhrstatistik, während er in der kanadischen Ausfuhrstatistik als nach England ausgeführt steht.

Tatbestände werden also unter Umständen vom Statistiker falsch erfaßt, weil ihm falsche Angaben gemacht werden. Daneben gibt es leider auch Fälle, in denen der statistische Beamte den ihm vorgeführten Tatbestand richtig beobachtet und zählt, in denen aber der Tatbestand für die statistische Erfassung besonders zurecht gemacht wurde.

Banken, die auf ihre Kundschaft einen guten Eindruck machen wollen, legen Wert darauf, am Bilanzstichtag besonders flüssig auszusehen. Der Statistiker bekommt nur solche Ausnahmetage zu sehen. Die graue Alltagswirklichkeit entzieht sich seinem Blick. Nach privater Mitteilung eines Bankmannes an den Verfasser haben die englischen Großbanken die Kunst, dem Publikum Ausnahmetage vorzustellen, zeitweise recht weit getrieben. Sie haben ihre Monatsbilanzen an verschiedenen Stichtagen gemacht, sagen wir beispielsweise am Montag, Dienstag und Mittwoch. Dabei richteten sie es so ein, daß am Montag diejenigen Banken sehr flüssig aussahen, die am Montag ihre Bilanz abschlossen usw. Wenn der Statistiker dann die flüssigen Mittel ersten Ranges aus mehreren in einer Woche abgeschlossenen Großbankbilanzen zusammenzählte, so kamen insgesamt mehr solche Mittel heraus, als es überhaupt gab!

•

Also bitte: Mißtrauen gegenüber statistischen Angaben? Ja! Aber kein unbegrenztes Mißtrauen! Vorsicht vor der Täuschung durch Saisonschwankungen und Preisänderungen! Vorsicht bei Statistiken, die ursprünglich anderen Zwecken als denen der Konjunkturbeobachtung dienen, z. B. Zwecken der öffentlichen Verwaltung! Mißtrauen weniger gegenüber den Zahlenangaben, als gegenüber ihrer Deutung durch Interessenten!

Wirtschaftsnotizen

Rußland hat die Ausfuhr kunstseidener Gewebe nach der Goldküste aufgenommen.

In Argentinien ist bei Buenos Aires die erste Kunstseidenfabrik gegründet worden: die Ducilo Sociedad Anonima de Rayon, Kapital 25 Millionen Papierpesos.

Die Wollindustrie A.-G. in Beirut (Syrien), die kürzlich gegründet wurde, wird jährlich 650 000 Meter Herren- und 850 000 Meter Damenstoffe herstellen.

Die rumänische Regierung beabsichtigt den Baumwollanbau in großem Umfang einzuführen. Das Ackerbauministerium hat eine Propaganda-Aktion unter den Bauern des Landes eingeleitet.

Obwohl die Baumwoll-Länder der Welt (voran USA) nicht wissen, wohin mit dem Überfluß ihrer Erzeugung, hat die argentinische Regierung jetzt einen Plan ausgearbeitet, der Argentinien zu einem der größten Baumwoll-Erzeuger der Welt machen soll. Die Regierung hofft, mit dieser Maßnahme einen großen Teil der Arbeitslosigkeit des Landes beseitigen zu können.

Produktion und Ausfuhr der brasilianischen Baumwollpflanzer nimmt sprunghaft zu. Die Rohbaumwollausfuhr Brasiliens hat sich von 500 Tonnen für 1932 auf 127 000 Tonnen für 1934 erweitert.

Die Regierung von Chile hat durch Gesetz die zollfreie Einfuhr von Maschinen und Werkzeugen zur Einrichtung von Baumwollspinnereien für die Dauer von zwei Jahren verfügt.

Spanien

Es ist ein banales Wortspiel, aber leider wahr, daß die Ereignisse in Spanien den meisten Zeitungslesern spanisch vorkommen. Und doch geht auch in Spanien die gleiche Entwicklung vor sich wie in andern europäischen Staaten, nur leicht variiert durch die besonderen Bedingungen des Landes.

Seit dem Sturz der Monarchie (April 1931) bis Ende 1934 ist Spanien von Kabinetten aus Vertretern des linken Bürgertums, teils mit teils ohne Unterstützung der Sozialdemokraten, regiert worden. In Opposition standen auf der linken Seite die radikalen Arbeiterorganisationen, auf der rechten Seite die Anhänger der Monarchie, die Großgrundbesitzer, die Kirche. 1931 und 1932 beschlossen die Regierungen zum Teil sehr radikale Maßnahmen gegen die Kirche, die kirchlichen Orden und den Großgrundbesitz (August 1931: das Verfügungsrecht über die Kirchengüter wird gesperrt; Januar 1932: der Jesuitenorden wird aufgehoben; September 1932: das verschärfte Agrargesetz wird verabschiedet, wonach die Güter aller Granden enteignet werden sollen). Diese Beschlüsse genügten natürlich nicht, um die linke Opposition zu gewinnen, verschärften aber andererseits den Widerstand der Rechten. Und so neigte sich, entsprechend der allgemeinen Entwicklungstendenz in Europa und infolge der Zersplitterung der Sozialisten, die Waage der Macht nach rechts. Bei den Gemeindewahlen im April 1933 und bei den Parlamentswahlen im November 1933 nahmen die Stimmen der Linken ab, die der Rechten zu, und als im Herbst 1934 die revolutionäre Bewegung der Linken blutig unterdrückt worden war, da stand die Rechte vor der Frage, ob sie die Macht übernehmen oder ob sie noch weiter in der Opposition verharren solle.

Es zeigte sich sofort, daß die „Rechte" keine Einheit bildet, sondern eine lose Vereinigung von Gruppen mit verschiedenen Interessen und verschiedenen Anschauungen, die nur in Opposition zur Einheit fähig sind. Die stärkste unter diesen Gruppen ist die „Katholische Volksaktion" unter ihrem Führer Gil Robles. Sie trennte sich nun von der übrigen Rechten, erkannte die Republik offen an und trat in die Regierung ein. Gil Robles hielt offenbar nach der Niederwerfung der Revolution die Zeit für gekommen, in Spanien Ordnung zu schaffen und die drängenden Aufgaben mit starker Hand zu lösen; er wollte wenigstens einmal den Versuch dazu machen.

Die „Katholische Volksaktion" kann man, soweit solche Vergleiche überhaupt möglich sind, dem früheren deutschen Zentrum gleichstellen. Weltanschaulich steht sie natürlich auf dem Boden der katholischen Kirche; in der Frage der Staatsform ist sie opportunistisch; da sie Gruppen und Anhänger verschiedener sozialer Stellung zusammenfaßt, ist sie in der praktischen Politik auf einen gewissen sozialen Ausgleich bedacht. Vielleicht wirkt die „Volksaktion" weniger konservativ als das deutsche Zentrum, der Wille zu Reformen in dem teilweise noch sehr rückständigen Lande wird stärker betont, wenigstens vom Führer Gil Robles (unter den Anhängern mögen das manche nur als Aushängeschild betrachten).

In der Regierung war die „Volksaktion" die stärkste Partei, ohne aber nach außen die Führung zu beanspruchen; sie wollte Einfluß, aber nicht die volle Verantwortung. Dieses Spiel ist jetzt gescheitert. Nicht etwa, weil die Linke gegen die Volksaktion kämpfte (im Parlament ist die sozialistische Linke so gut wie nicht mehr vorhanden, und auch außerparlamentarisch ist ihr Einfluß gesunken), sondern weil die rechte Opposition die neue Regierungspartei, die „Katholische Volksaktion", mit Trommelfeuer belegte. Die Volksaktion hat zwar einige Maßnahmen der früheren Regierungen wieder rückgängig gemacht, hat der Kirche verlorene Rechte wiedergegeben u. a., aber wenn sie überhaupt positiv arbeiten wollte, mußte sie auch den Versuch machen, von ihrem Reformprogramm wenigstens einige Punkte zu verwirklichen. Besonders in der Agrarfrage. Da sind z. B. von früheren Regierungen Felder, die von den Besitzern brach liegen gelassen wurden, Landarbeitern zur Bestellung zugewiesen worden. (Es waren meistens keine völlig besitzlosen Landarbeiter, sondern sogenannte Junteros, d. h. Bauern, die ein Gespann besitzen und sich mit diesem zu verdingen pflegen.) Gil Robles wollte nun diese Verhältnisse (die natürlich von den Großgrundbesitzern als ungesetzlich betrachtet werden) gesetzlich regeln, nicht etwa, indem er das Land den Junteros als Eigentum zuwies (so weit geht sein Reformwille nicht), sondern indem er sie zu Pächtern machte;

Kinderspielplatz

Von Alfred Uhlmann

Auf dem Kinderspielplatz ist der Verkehrston darauf abgestimmt, daß man einander immer wieder versichert, der andere müsse artig sein. Wir tun deshalb gut daran, uns betonter Artigkeit zu befleißigen und uns am Rande des Sandkastens ein möglichst bescheidenes Plätzchen zu suchen.

Und doch lassen die Kinder sogleich merken, daß dieser hübsche Spielplatz unter den blühenden Kastanienbäumen eigens für sie angelegt worden ist. Man braucht nur unbedacht einen Schritt näherzutreten, und sie werden unruhig. Anscheinend spielen sie ungestört weiter; aber ihre heimlichen Blicke aus den Augenwinkeln halten uns unter strenger Aufsicht. Sie sind zwar nicht so unhöflich, uns zu sagen, daß wir verschwinden sollen, aber sie lassen es doch spüren, daß wir hier in gar keiner Hinsicht erwünscht sind.

Toleranz zeigen allein die Kleinsten, die nichts als backebacke-Kuchen machen wollen. Unter leisen Schwankungen ihrer Babykraft watscheln sie im Sandkasten umher; aber immer mal wieder unterliegen sie den Gravitationsgesetzen, die es fortwährend auf sie abgesehen haben, und dann lassen sie sich einfach niederplumpsen ... Hemmungslos geben sie sich der Erde hin, dem Stoff, zu dem uns alle ein Urinstinkt treibt; beglückt wühlen sie in der herrlichen Sache, die man mit beiden Fäusten packen, fühlen, drücken, besitzen, die man streuen und häufen, mindern und mehren, formen und kneten kann.

Sand ist ein großartiges Backmaterial. Es gibt bei dieser Kuchenbäckerei verschiedene Etappen der ungeteilten Freude am Werke: den Sand aus der Schaufel in das Gefäß rinnen lassen, ihn patschen und glattstreichen; die Form umstürzen und — o Spannung! — schauen, ob die Torte gelungen ist. Und dann Kuchen neben Kuchen aufreihen —: eine überwältigende Parade!

Was an Form fehlt, ersetzt die Fantasie, wie der feine Staubsand den Zucker, die Steinchen und Holzstückchen die kandierten Früchte. Uns freilich erscheint diese Bäckerei als ein recht fragwürdiges Gewerbe: die Preise sind entweder mitleidig niedrig oder wucherisch hoch. Unbezahlbar aber muß wohl der Genuß sein, sein Backwerk mit eigener Hand vernichten und wieder zu Sand verwandeln zu können.

Über die Kuchenbäcker erhebt sich eine Gruppe von Kleinen, die schon bewußt eine gewisse Selbständigkeit zur Schau tragen. Unseren schönsten Ratschlägen begegnen sie mit kühler Nichtachtung. Sie betreten den Sandkasten würdevoll und gemessenen Schrittes —: hier kann ihnen nichts passieren, das ist ihre Welt, in die kein Großer dreinzureden hat! Umsichtig sondieren sie das Terrain, dann hocken sie an einem Platz nieder, der ihnen für ihre Zwecke allein geeignet erscheint. Emsig wühlen sie mit der Schaufel im Sand; denn wozu ist ein Sandhaufen anders da, als um und um geschaufelt zu werden?

Man kann daraus auch Landschaften machen mit Hügeln, Tälern und vielleicht auch Flüssen; man kann großartige Tunnels bohren und unterirdische Höhlen anlegen. Wenn man tiefer gräbt, wird der Sand immer kühler, aber man kann ihn dann nicht mehr so leicht durch die Finger rieseln lassen. Es gibt hundert überraschende und bewundernswerte Entdeckungen in so einem Sandhaufen.

Da steht ein Knirps strahlenden Gesichts vor seiner Sandpyramide. Er ist mächtig stolz auf sein Werk, denn er hat den Bau allein erdacht und mit Geduld zu Ende geführt. Aber nur Sekunden lang bewundert er, dann gaukelt ihm seine Fantasie schon ein kühneres Gebilde vor: einen ganz spitzen Turm will er noch aufsetzen. Und unermüdlich häuft und klopft und glättet er — bis der babylonische Turm lautlos und tückisch in sich zusammenrutscht ... Macht nichts, — jetzt sollt ihr erst mal sehen, was er nun machen wird!

Aber jetzt nahen mit energischen Gebärden einige ältere Semester. Sie haben verdächtig große Schaufeln geschultert — sie verachten Kleinkinderkram wie Kuchenbacken und so, sie haben ganz andere Pläne!

Also mal Platz da! Ohne viel Höflichkeitsformeln werden die verdutzten Kleinen zur Seite gedrängt. Es müssen Burgen gebaut werden, auch Unterstände für Pferde, ferner Gebirge mit an die Bergwände geschmiegten Dörfern aus Streichholzschachteln. Dazu brauchen die Erbauer natürlich Platz, und nicht nur das: es ist dazu auch aller vorhandene Sand erforderlich!

War es aber für die murrenden Dreikäsehochs schon ein schwer zu tragendes Opfer, sich mit diesem verächtlichen bißchen Sand in der Ecke da begnügen zu müssen, so ist es ihnen denn doch zu viel, daß ihnen der Sand jetzt buchstäblich unter den Händen weggeschaufelt wird.

Elementar bricht der Krieg aus. Eimer und Backformen fliegen, Schaufeln werden geschwungen, Sandwolken stieben und der durchdringende Schrei nach der „Mamaaaaaaal!" gellt aus einem halbdutzend Kehlen.

Im Nu rauschen auch zwei zornsprühende Mütter heran; in der Tonart des hohen C wird eine Lektion laut, an der Pestalozzi bestimmt keine Freude gehabt hätte, und einem kleinen Jungen wird das Paradies durch das furchtbare Kommando: „Nach Hause!" zerstört.

Da naht die rächende Nemesis: in der Gestalt eines winzigen Mädchens, das eben aus seinem Wagen gehoben wird. Wohl zum ersten Male erblickt es das Wunder des Sandhaufens. Wonnebebend steht es vor Unerhörtem, Traumhaftem, — mit Augen, die diese Herrlichkeit nicht begreifen wollen und mit kribbelnden Patschhändchen. Mit einem entzückten Schrei stürzt das Kind hinein in das lockende Gewühl, fällt über den nächstbesten Sandhaufen und für Augenblicke sieht man von ihm nur einen runden, zappelnden Kinderpopo.

Schon wartet das aufschauende Publikum auf den hochdramatischen Einsatz eines Babysoprans — aber es täuscht sich. Das muntere Ding verzichtet auf einen verräterischen Aufschrei, der die häkelnde Mama unfehlbar herbeirufen würde, — mit einer gewaltigen Anstrengung, die ihm die Pausbacken aufbläst, taumelt es in eine halbwegs aufrechte Position empor.

Gerade vor einer stolz ragenden Ritterburg, deren höchste Zinne ein leuchtend orangefarbenes Fähnchen schmückt. Das Kind sieht es, staunt, ganz rund werden die Augen, und unmißverständlich ist sein dringender Wunsch, das bunte Ding da oben besitzen zu wollen.

Dem Burgritter schwant nichts Gutes für sein Besitztum. Vorsichtig bezieht er Abwehrstellung gegen die begehrliche Amazone im weißen Kleid. Aber auch sie scheint instinktsicher zu fühlen, daß der erste Mann in ihrem Leben sein Höchstes nicht kampflos preisgeben wird ...

Plötzlich verändert das schlaue Ding seine Taktik. Es geht nicht schnurstracks auf das Ziel seiner Wünsche los, sondern tritt, scheinbar völlig desinteressiert an dem Fähnchen, einen harmlos freundlichen Bummel um die Sandarena an. Ich sehe noch, wie es sich zu einem kleinen Jungen niederbeugt, um ihm beim Ausbuddeln der Kuchenformen aus einem verschütteten Backofen behilflich zu sein.

den Eigentümern aber wurde, damit sie gewiß keinen Schaden erleiden, die Rente vom Staat garantiert. Aber da brach die Hölle los. Ein monarchistischer Abgeordneter bezeichnete diese Politik als „einfach widerlich". Und als ein Vertreter der „Volksaktion" auf den konservativen Gedanken hinwies, der in dem Gesetze stecke (es sollte doch ein seßhafter Kleinbauernstand geschaffen werden), als er betonte, gerade der schrankenlose Egoismus der Besitzenden schüre das revolutionäre Feuer, als er an das soziale und religiöse Gewissen der sonst so kirchlichen Großgrundbesitzer appellierte, da entgegnete eine Rechtszeitung, Jesus habe nie von landwirtschaftlichen Pachtverträgen, sondern nur von der Barmherzigkeit gesprochen, und ein monarchistischer Abgeordneter warf die Maske vollends ganz ab, indem er rund heraus erklärte: „Ob Sowjetstern oder Kreuz ist mir gleich, wenn ich nicht mehr Herr auf meinem Boden bin."

Diesem Ansturm konnte Gil Robles nicht standhalten; seine Anhänger, von denen viele mit der Rechtsopposition gesellschaftlich eng verbunden sind, wurden schwankend. Dazu kam dann noch als weitere Belastungsprobe die Frage der Begnadigung von 21 zum Tode verurteilten sozialistischen Aufrührern. Die linksbürgerlichen Kabinettsmitglieder waren für die Begnadigung; die Vertreter der Volksaktion mußten dagegen stimmen, wenn sie sich nicht einem erneuten und verstärkten Trommelfeuer ihrer rechten Freunde aussetzen wollten. So brach die Koalition auseinander. Lerroux bildete eine Minderheitsregierung ohne die „Volksaktion" und schickte das Parlament für vier Wochen nach Hause. Was nach den Parlamentsferien werden soll, scheint noch niemand zu wissen.

Es ist auch nicht sehr wichtig. Wesentlich ist nur, zu erkennen, daß eben auch in Spanien die alten Parteien nicht mehr fähig sind, im Staat Ordnung zu schaffen und die Gegensätze im eigenen Lager auszugleichen. M. Gregory

Ein Konflikt

Man kann nicht gerade behaupten, daß das französische Volk die Verlängerung der militärischen Dienstpflicht (auch wenn sie zunächst nur für die nächsten vier Jahre gilt) mit großer Begeisterung aufgenommen habe. Die wehrfeindliche Propaganda hat sich sehr verstärkt, und die Regierung sucht nach Maßnahmen, um ihr entgegenzutreten.

Dabei ist ihr nun der Kriegsminister mit einem kleinen Scherz zu Hilfe gekommen. Er hat nämlich die Garnison der südfranzösischen Stadt Narbonne nach dem Osten verlegt. Die Bürger von Narbonne sind darüber gar nicht erfreut — denn der Soldat ist ein guter Kunde — und haben ihren Abgeordneten aufgefordert, beim Kriegsminister zu protestieren. Der Abgeordnete von Narbonne aber ist — Léon Blum, Führer der französischen Sozialdemokraten und Haupt der wehrfeindlichen Propaganda.

Auch der Kriegsminister wird nicht glauben, daß Léon Blum nun von dieser Propaganda abläßt; aber einige Verlegenheit wird es Herrn Blum schon bereiten, beim Kriegsminister um die Bildung einer neuen Garnison Narbonne bitten zu müssen.

Der amerikanische Landwirtschaftsminister gibt bekannt, daß die kommende Weizenernte die heimischen Bedürfnisse kaum übersteigen werde. Durch Verkleinerung der Anbaufläche sei es gelungen, die Ernte weniger reich zu machen. Man erwartet ein erhebliches Anziehen der Weizenpreise.

Der Unilever-Margarinekonzern (Jürgens van den Bergh) hat eine Reihe von deutschen Schmelzkäse-Fabriken aufgekauft, um den Ausfall in der Margarinefabrikation durch Käseproduktion auszugleichen.

Als Folge der neuen scharfen Kontingentspolitik, der vorgenommenen Vorratskäufe und des durch die Mobilisierungen verstärkten Heeresbedarfs zeigt sich in Italien ein starkes Ansteigen der Preise.

Nach der englischen Steuerstatistik ist die Zahl der Millionäre in England 1931 bis 1934 von 534 auf 452 zurückgegangen.

China, das noch vor einigen Jahren 65 Prozent der Welterzeugung an Wolframerz lieferte, hat seine führende Stellung eingebüßt, da in letzter Zeit Birma, Bolivien, die Vereinigten Staaten und Portugal ihre Produktion stark ausgebaut haben.

Wer viel Schönes im Leben erhalten hat, muß entsprechend viel dafür hingeben. Wer von eigenem Leid verschont ist, hat sich berufen zu fühlen, zu helfen, das Leid der andern zu lindern. Alle müssen wir an der Last von Weh, die auf der Welt liegt, mittragen. Schweitzer

Primat der Technik

Die Technik hat unser ganzes Wirtschaftsleben auf den Kopf gestellt. Sie hat die Produktion von Gütern ermöglicht, an die vorher niemand gedacht hatte. Sie hat aber auch Produktionsformen gestattet, die von überraschendem Einfluß auf das Leben der Völker waren. Als Beispiel sei nur die Monopolwirtschaft genannt.

Gütermonopole hat es zu allen Zeiten gegeben, doch war ihr Druck auf den Verbraucher verhältnismäßig milde, da es dem Einzelnen leicht war, ohne die Güter auf seinem Boden zu leben. Im Verlauf der technischen Entwicklung aber entstand bald eine Verbraucherschicht und neben ihr eine Arbeiterschicht, die beide an das Funktionieren des technischen Betriebes gebunden waren. Mit dieser Bindung wuchs auch die Ausnützung der Monopolstellung: niedrige Löhne, hohe Preise, schlechte Ware. Es entstand eben das, was mit dem Schlagwort Kapitalismus gekennzeichnet wurde.

Die Produktion von Gütern durch die Maschine erfordert eine grundsätzlich neuartige Bildung der Wirtschaft. Da der Mensch anscheinend noch nicht bereit ist, die technische Wirtschaftsform, die die Herstellung der Güter beherrscht, auch auf deren Verteilung auszudehnen, entsteht immer wieder jene Stockung, die wir Krise nennen und die als Dauererscheinung heute die ganze Welt in ihrem Starrkrampf festhält.

Es ist nun merkwürdig zu verfolgen, wie sich die Energien der Menschen gegenüber dieser Erscheinung verhalten. Die ersten Lösungsversuche waren fast ganz von dem Gegensatz zwischen Besitz und Nichtbesitz bestimmt. Sie zielten auf dem Wege der revolutionären Beseitigung des Gegners zu einer neuen Form der Wirtschaft. Aber abgesehen davon, daß solche Revolutionen nur gewonnen werden können, wenn die Staatsmacht schon zertrümmert ist, erfordern sie auch wirklich fähige Führer, die in den Wirren des Umsturzes schon die neuen Formen bilden. Heute sind wir über das erste Stadium der explosiven Krisenbekämpfung hinaus und in das zweite der organischen Umwälzung gelangt, und nur noch Kurzsichtigkeit und schlechter Wille könnten uns wieder zurückführen.

Da eine Wissenschaft der technischen Volkswirtschaft noch nirgends besteht und man also über keine Erfahrungen verfügt, bleibt auch einer organischen Umwälzung das Experimentieren nicht erspart. Dabei zeigte sich bald an manchen Stellen eine Ablehnung der technischen Erzeugungsform überhaupt, die in gemäßigter Abwandlung auch heute noch Feind jeder Rationalisierung und Intensivierung des Arbeitsprozesses ist. So sehen wir die eigentlichen Techniker überall in der Verteidigungsstellung. Hatten die Industrien schon vorher aus Gründen der Rente die Herstellung höchstwertiger Güter verhindert, so zwingt jetzt die Arbeitslosigkeit dazu, das Entwicklungstempo zu bremsen. Die Tresore der Verwaltungsgebäude werden zu Staubecken, in denen die Flut der Erfindungen gespeichert wird. Es ist unmöglich sie freizugeben, ohne neue Katastrofen auszulösen.

Der Mensch ist in sein technisches Gewand noch nicht hineingewachsen. Einstweilen beklagen sich die Ingenieure in den „technokratischen" Blättern über diesen Rückstand. Aber auch sie haben noch keine Lösung bereit. Sie haben keinen brauchbaren Vorschlag ausgedacht, der die Frage der Güterverteilung an ihrem Angelpunkt, nämlich von der Lohn- und Geldseite her, entscheidend anpackt.

Es wäre an der Zeit die zersplitterten Kräfte zu sammeln. Wir haben ein Verkehrsministerium, das alle Fragen des Verkehrs überschaut und in gesetzmäßige Ordnungen bringt. Wir haben ein Bildungs-, ein Propaganda-, ein Wehrministerium. Was wir noch brauchen, ist ein Ministerium der Technik. Es gehört in die Hände der fähigsten Ingenieure und Statistiker. Die industriellen Werke, der gesamte Verteilungsapparat, aber auch die Reichsbank als Geldinstitut fallen in den Bereich seiner Gesetzgebung. Die Gliederungen des korporativen Staates, Berufsverbände und Wirtschaftsgruppen, und die Initiative des Staates sind Einheiten, die auf diese technische Lösung eigentlich warten.

Damit wäre die Aufgabe der Wirtschaft, die Deckung des Lebensbedarfs, eindeutig erkannt. Mit dem Ministerium der technischen Wirtschaft hätte der Einparteienstaat seinem vernünftigen Grundsatz, daß wirtschaftliche Fragen innerhalb eines Landes nichts mit der Politik zu tun haben, die logische Fortsetzung gegeben. Alle Maßnahmen der Regierung wie die Außenhandelskontrolle, die Förderung der Rohstofferzeugung, der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit sind in weitem Bereich Regelungen, die immer näher an die Bildung eines Ministeriums der technischen Wirtschaft heranführen.

Haben wir dort einmal die systematischen Grundlagen einer wirklichen Wirtschaftswissenschaft gesammelt, dann kann man vielleicht sagen: es ist ein neues Zeitalter angebrochen.

Ernst Pfau

Das in Nr. 14 (und dann nocheinmal im Leitartikel der Nr. 15) angeführte Zitat „Die Welt steht vor dem Zwang, die Technik zu Ende zu denken" stammt nicht von Wilhelm Dreusicke, sondern von Erwin Maurer.

Die Erzeugungsschlacht

Nach einem Bericht des Instituts für Konjunkturforschung heißen die „zehn Gebote" der „Erzeugungsschlacht" in der deutschen Landwirtschaft folgendermaßen: 1. Intensivierung, 2. stärkere und richtigere Düngung, 3. besseres Saatgut, 4. vielseitige Wirtschaftsweise, 5. richtige Auswahl der Früchte, 6. mehr wirtschaftseigenes Futter, 7. Meliorationen, 8. richtige Anzahl von Nutztieren, 9. mehr Leistungstiere, 10. mehr Schafe.

Für die Bodenbewirtschaftung ergeben sich vor allem drei Aufgabengruppen: 1. Intensivierung, 2. Erweiterung der Anbauflächen, 3. Neuverteilung der Anbauflächen.

Die Hektarerträge der Feldfrüchte können nach Ansicht des Instituts um zehn Prozent gesteigert werden. Zur Erweiterung der Anbaufläche stehen 4,3 Millionen Hektar „kulturwürdige" Ödländereien zur Verfügung; der Wald werde besser nicht angetastet. Die Roggen-Anbaufläche könnte bei Ertragssteigerung um 280 000 Hektar verringert werden, die Anbaufläche für Kartoffeln um 50 000 bis 100 000 Hektar. Dagegen sollte die Gerste-Anbaufläche um 150 000 Hektar vermehrt werden; die Flachsanbaufläche sollte verzehnfacht werden (von 9000 auf 90 000 Hektar), die Hanfanbaufläche (1934: 366 Hektar) könnte bis zur vollen Selbstversorgung ausgedehnt werden.

Wünschenswert und möglich sei ferner eine Verdreifachung des Schafbestands (jetzt: 3,5 Millionen), so daß 25 bis 30 Prozent des Wollbedarfs im Lande erzeugt würden, eine Verzehnfachung der Inlandsausbeute an Ölen und Ölkuchen, volle Befriedigung des Bedarfs an Molkereierzeugnissen (dazu wäre eine jährliche Mehrerzeugung von etwa 220 Liter Milch pro Kuh erforderlich, 2570 statt 2370 Liter), Selbstversorgung in Hülsenfrüchten.

Bei Obst und Gemüse werde weiterhin ein gewisser Einfuhrbedarf bestehen.

Die deutsche Außenhandelsbilanz im März schließt bei 353 Millionen Mark Einfuhr und 365 Millionen Mark Ausfuhr mit einem Ausfuhrüberschuß von 12 Millionen Mark ab (im Februar mit einem Einfuhrüberschuß von 57 Millionen).

Der Reichsfinanzminister ist ermächtigt worden, zur Förderung der deutschen Schafhaltung und Wollerzeugung Garantien bis zu 8 Millionen Mark, zu Betriebskrediten für Flachs- und Hanfröstanstalten solche bis zu 5 Millionen Mark zu übernehmen.

Einzelhändler im Examen

... Obwohl das neue Gesetz zum Schutze des Einzelhandels die Voraussetzungen für den Beruf des selbständigen Handelskaufmanns sehr verschärft hat, versuchen doch noch immer zahlreiche Personen, ohne die geringste Sachkenntnis die Zulassung zu erlangen. Interessant wäre es, etwas über die Ergebnisse der Handelskammerprüfungen zu erfahren, in denen die Bewerber den Nachweis der erforderlichen Sachkunde erbringen sollen. Bekannt ist nur das Ergebnis bei der Industrie- und Handelskammer Essen, die das Gesamturteil ihrer Prüfungen als geradezu vernichtend bezeichnet. Über 60 Prozent der Prüflinge fielen glatt durch.

Wenn ein Prüfling angibt, daß Gerste das Rohprodukt für Haferflocken bilden soll, oder daß Madeira für zweijährige Kinder geeignet sei, möchte man einen solchen Lebensmittelhändler nicht um sachliche Beratung bitten. Auch wäre keiner Hausfrau zum Einkauf bei einem angehenden Fischhändler zu raten, der frische, gute Fische von alten, ungenießbaren nicht unterscheiden konnte. Nun wissen zwar viele Hausfrauen bei Lebensmitteln selber recht gut Bescheid. Beim Einkauf von Hausrat und Kleidung sind sie aber um so mehr auf den sachkundigen Verkäufer angewiesen. Soll ein junges Ehepaar vielleicht sein Ehestandsdarlehn bei einem Möbelhändler ausgeben, der Eichenholz nicht von Buchenholz unterscheiden kann? Oder welches Vertrauen verdient ein Bewerber, der „in Textil machen" wollte und einen Wollstoff als reines Leinen anbietet?

Sicher wurden hier besonders krasse Einzelfälle angeführt; aber die Tatsache, daß weit über die Hälfte der Bewerber zurückgewiesen werden mußte, zeugt für unzureichende Durchschnittskenntnisse ... („Frankfurter Zeitung", Nr. 190)

Auf einmal gellt ein wilder Aufschrei des Burgbesitzers über den Spielplatz —: eben wirft sich unsere Heldin mit angreiferischem Ungestüm den Schloßberg hinan ... bricht sandsprudelnd mit den Knien und bis zu den Ellenbogen durch den Berg in sämtliche unterirdischen Verließe der Burg ein ... zerstört Mauern und Verschanzungen ... schleift die Festung bis auf den Sand ..., aber in der Hand hat sie das orangefarbene Fähnchen ...!

Und sogleich weicht der jähe Ausdruck des Erschreckens von ihrem Gesicht. Strahlend sieht die Kleine um sich, und hoch hebt sie die leuchtende Trofäe ihres ersten Sieges über ihre eigene Winzigkeit empor!

In diesem Augenblick hat das lachende Kinderantlitz wohl zu dem Schönsten gehört, das es auf unserer Erde gibt.

Die Lokomotive erzählt

Wenn Sie dieses Jahr eine kleine Osterreise machen, dann stellen Sie sich doch einmal der Lokomotive vor, die Sie so sicher und rasch an Ihr Ziel befördert. Sie werden erstaunt sein, was die Ihnen alles erzählt. Jede Lokomotive sagt Ihnen, kaum daß Sie sich ihr genähert haben, ihren Vor- und Zunamen, ihre Heimat, ihre Achszahl, ihr Gewicht, ihre Kraft und noch einiges andere. Sie müssen nur ihre Sprache verstehen.

Auf der Visitenkarte der Lokomotive sehen Sie zunächst eine Zahl, etwa 38 1124. Das heißt: mein Familienname ist „Personenzugslokomotive", mit meinem Vornamen heiße ich 1124. Alle Personenzugslokomotiven haben nämlich als erste Ziffern eine Zahl von 20 bis 39; Schnellzugslokomotiven heißen 01 bis 19, Güterzugslokomotiven 40 bis 59, Personentenderlokomotiven (d. h. Lokomotiven mit eingebautem Tender) 60 bis 79, Güterzugstendermaschine 80—96; erst was nach diesen beiden Ziffern kommt, ist der Rufname, die individuelle Ziffer.

Auf der Visitenkarte ist aber auch noch ein kleineres Schildchen, und das ist das interessantere. Da lesen Sie z. B.: „P 46.19". Das P bedeutet: Personenzugslokomotive; der Familiennamen ist also, weil besonders wichtig, auf der Visitenkarte zweimal verzeichnet. 46 heißt: die Maschine hat sechs Achsen, und zwar sind vier von ihnen gekuppelt, d. h. direkt mit den Dampfzylindern verbunden. Und 19, das ist (in Tonnen) der Achsdruck der Maschine, also das Gewicht, das auf jeder Achse ruhen darf. Unsere P 46.19 wiegt also 6 mal 19 = 114 Tonnen.

Nun schätzen Sie einmal, welche Zugkraft dieses schwere Tier hat. Sie fürchten, fehl zu schätzen? Dann fragen Sie eben die Maschine; die ist so offenherzig und erzählt Ihnen auch das. Wenn Sie nämlich den Achsdruck, in unserem Fall also 19, mit der Zahl der gekuppelten Achsen, also 4, multiplizieren, erhalten Sie das Reibungsgewicht, das ist das Gewicht, mit dem die Lokomotive ihre Arbeit auf die Schienen überträgt. Leider verwandelt sich dieses Reibungsgewicht nicht ganz in Zugkraft, sondern nur zu zwei Zehnteln. Unsere Lokomotive übt also auf ihren Zug eine Zugkraft von 15,2 Tonnen aus.

Vielleicht gehen wir noch zu einer andern Lokomotive. Hier: 03 038. Also eine Schnellzugslokomotive vom Typ 03, Nummer 38. Auf dem kleineren Täfelchen lesen wir: S 36.20. Also nochmals: Schnellzugslokomotive; sechs Achsen, davon drei mit direktem Antrieb; Gewicht: 120 Tonnen; Zugkraft: 12 Tonnen.

Und nun wünsche ich Ihnen glückliche Reise mit der Maschine 01 027, S 36.20. Tom

Literatur

Vor den Toren der neuen Zeit. Von Werner Kuntz. Felix Meiner Verlag, Leipzig. Preis geheftet 9,90 Mark, gebunden 11,70 Mark. — Filosofie, Einzelwissenschaften, alle Zweige der Kunst, Politik, Wirtschaft usw. eines Zeitalters stehen in einem bestimmten Zusammenhang miteinander, sie sind sozusagen nur die einzelnen Stimmen, deren Zusammenklang die Symfonie des Lebens ergeben. Diesen Gedanken hat Spengler zwar nicht gefunden, aber doch popularisiert, und auch der Verfasser des vorliegenden Buches geht von dieser Anschauung aus. Er ergänzt sie dann noch durch die Annahme, daß die Grundlage, auf der sich die geistige Kultur eines Zeitalters aufbaut, der Orgelpunkt, über dem sich die Harmonien der Symfonie erheben, in den jeweiligen Theorien über den Aufbau des Weltalls zu suchen ist. Wenn man also die Krisis der heutigen Kultur darstellen und die Wege, die vielleicht zu einer Lösung der Probleme führen können, zeigen will, dann muß man die Theorien Einsteins an den Anfang stellen. Das tut auch der Verfasser. Er muß dabei natürlich auch andere Gebiete der modernen Naturwissenschaften heranziehen (z. B. die Theorien über den Aufbau der Atome, über Materie, Energie usw.). Von dieser naturwissenschaftlichen Basis aus sucht er dann die Möglichkeiten eines künftigen Weltbildes zu entwickeln. Die Hypothese Einsteins z. B., daß das Weltall endlich, aber nicht begrenzt sei, dient dem Verfasser als Grundlage für den Begriff des „Apeiron"; von dem Entwicklungsgedanken in den Naturwissenschaften aus kommt er zu einer Theorie der Stufenreihe; im Aufbau des Atoms sieht er die Grundprinzipien des Seins usw., und so versucht er, immer von naturwissenschaftlichen Theorien ausgehend, uns auf den verschiedensten Gebieten (Filosofie, Kunst, Ethik, Politik u. a.) Wege zu den „Toren der neuen Zeit" zu weisen. — Viele Gedanken des Buches wirken bestechend. Aber man fragt sich doch an manchen Stellen, ob der Intuition (die ja gewiß auch in der Wissenschaft ihren Platz hat) nicht zu viel Spielraum gelassen worden ist. H. L.

Platonismus und Christentum. Drei Vorträge von Constantin Ritter. Kommissionsverlag J. J. Heckenhauer, Tübingen. Preis 1,25 Mark. — Der Titel lautet etwas abstrakt. In Wirklichkeit waren die (s. Zt. in Stuttgart gehaltenen) Vorträge recht faßlich und anschaulich und lesen sich ebenso glatt. Ritter gehört nicht zu den „Deutschgläubigen", aber er stellt ähnlich wie jene den griechischen Idealismus mit seinem Ausgangspunkt Sokrates und seiner Vollendung in Plato dem Christentum und seiner Quelle in Jesus gegenüber. Zunächst wird die innere Verwandtschaft des Lebenskampfes bei Jesus und Sokrates dargestellt und erwiesen; aber dann auch ihre innere Verschiedenheit, die bei dem Einen zum Ausbau einer Staatslehre führt, den Andern zur Erwartung des Gottesreichs treibt. Das letzte leitende Motiv ist bei beiden dasselbe: es gibt im Menschenleben nichts Absolutes außer der Idee der Gerechtigkeit, die sich als Richterin auch über die Mächtigsten, ob auch spät, doch zuletzt immer siegreich durchsetzt und ohne Ausnahme Alle verpflichtet. Ritter konfrontiert nun solange Jesus mit Sokrates-Plato, bis er diese gemeinsame sittliche Triebfeder festgestellt hat, der gegenüber die dogmatische und filosofische Anschauung als zweitlinig und veränderungsfähig erscheint. Der Verfasser verweist dabei auf seinen Lehrer Karl Christian Planck, der eben aus dem Christentum heraus den Rechtsgedanken als den alle einenden und verpflichtenden entwickelt hat. R. Pl.

Das Gedicht von Dr. Owlglaß ist aus der hier schon öfter empfohlenen Sammlung „Allotria".

Die Zitate, die hie und da im Text verstreut sind, entstammen zum großen Teil den jährlich erscheinenden „Merianbüchern" (Verlag Gerhard Merian, Stuttgart-Degerloch, Preis broschiert 1,35 Mark).

Pathos

Das Wort Pathos stammt aus dem Griechischen und bedeutet soviel wie Leidenschaft. Wir verstehen unter Pathos heut für gewöhnlich aber mehr den Ausdruck der Leidenschaft, und zwar den Ausdruck in Gebärde, Miene und vor allem Sprechton des leidenschaftlich Erregten. Und wir wenden das Wort Pathos auch nicht auf jede Leidenschaft an, sondern wir behalten es der edlen, hochgeistigen, auf letzte sittliche und religiöse Güter gerichteten vor.

Nun lebt der Mensch freilich nur verhältnismäßig selten und nur immer auf kurze Zeit im Angesicht dieser letzten sittlichen und religiösen Güter. Der Alltag mit seinen zermürbenden und zersplitternden Einzelaufgaben nimmt ihn zu sehr in Anspruch. Und darum ist der Zustand des Pathos üblicherweise für ihn ein Ausnahmezustand.

Er ist es lediglich in denjenigen Berufen nicht, denen die Darstellung jener letzten sittlichen und religiösen Güter gewissermaßen als oberste Pflicht obliegt: also etwa denen des Geistlichen, des Schauspielers, aber auch des Lehrers, des Staatsmanns, des Volksredners. Sie wandeln alle in gewisser Hinsicht „auf der Menschheit Höhen", und das prägt sich äußerlich eben darin aus, daß sie häufiger als andere Menschen Veranlassung haben, pathetisch zu werden. Das Pathos wird bei ihnen also gleichsam zum Berufsmerkmal, ja zur Amtstracht.

Und da ist dann auch schon der Punkt, wo das echte Pathos in das falsche überzugehen pflegt.

Tatsächlich ist es psychologisch gar nicht möglich, daß ein Mensch, und sei er noch so ideal veranlagt, sich immer, wenn es sein Beruf oder seine Stellung gerade mit sich bringen, in der gehobenen Stimmung befindet, die auszudrücken er doch amtlich gehalten ist. Und die Natur hilft sich dann eben so, daß sie Ausdruck und Auszudrückendes von einander trennt und dem Menschen die Fähigkeit verleiht, ein Pathos an den Tag zu legen, das innerlich durch nichts begründet ist.

Natürlich ist dieses Pathos dann eigentlich eine Täuschung. Aber man darf wohl sagen, daß es bei den meisten der Unglücklichen, die ihm verfallen (und verfallen müssen) in erster Linie eine Selbsttäuschung ist. Denn der Übergang vom echten zum falschen Pathos, von der aufrichtigen Begeisterung zur hohlen Routine vollzieht sich für sie unmerklich. Und es ist zum Teil ja auch so, daß das äußere Pathos, das sie zur Schau zu tragen genötigt sind, auf ihr Inneres doch wenigstens zurückwirkt und sie also nachträglich selbst überzeugt, selbst begeistert und selbst in die rechte Stimmung bringt.

Dennoch: für andere hat diese Entwicklung — so unvermeidbar sie ist — etwas Peinliches an sich. Sie fühlen jenen Übergang vom echten zum falschen Pathos nämlich meist viel deutlicher als der Pathetische selbst, und sie nehmen diesen schließlich überhaupt nicht mehr ernst, — auch dann nicht, wenn im Einzelfall ihr Mißtrauen einmal unbegründet ist.

Und dieses Nicht-mehr-ernst-nehmen des Pathetischen wie bis zu einem gewissen Grade auch seines zum Pathos verpflichtenden Berufes erhält dann noch eine besondere Rechtfertigung, wenn sich zeigt, daß das Pathos dem betreffenden Menschen sozusagen natürlich, und das heißt: zur nicht mehr ablegbaren Gewohnheit geworden ist, die am Ende alle seine Wesensäußerungen, auch die alltäglichsten und unbedeutendsten, durchdringt.

Man kennt Pfarrer, die einem von ihrer Methode, die Heiserkeit zu bekämpfen, in keinem andern Ton zu berichten vermögen, als wenn sie einen in die tiefsten Geheimnisse des Reichs Gottes einführen wollten. Und Schauspieler gibt es, die mit ihrer Zimmerwirtin wegen eines zu dünn geratenen Kaffees eine dramatische Szene aufführen.

Wahrscheinlich kommt ihnen das selber gar nicht zu Bewußtsein, weil sie zwischen sachlicher und pathetischer Ausdrucksweise schon nicht mehr zu unterscheiden wissen. Der unbefangen Beobachtende aber erkennt mit innerem Grauen an ihrem Beispiel, wie nahe im Leben doch Wahrheit und Lüge einander berühren können.

Und mehr noch: er sieht, daß gerade diejenigen Berufe, denen die Pflege des Ideals und seine eindrucksvolle Vertretung in besonderem Sinne anheimgestellt ist, der Gefahr, dieses Ideal in sein Gegenteil zu verzerren und dadurch von ihm abzuschrecken, am ehesten unterliegen, — nicht aus irgend einer auffälligen Minderwertigkeit ihrer Träger heraus, sondern einfach infolge der Tatsache, daß das menschliche Gefühlsleben sich bei entsprechend langer Gewöhnung auch dem Höchsten gegenüber allmählich abstumpft und daß ein abgestumpftes Gefühl gleichbedeutend mit Gefühllosigkeit ist.

So steht es. Und man kann darum wohl behaupten, daß diejenigen, denen das Pathos nicht so bereitwillig zu Gebote steht, doch für das, was das Pathos eigentlich ausdrücken soll, in der Regel weit empfänglicher sind als ihre so ausdrucksstarken Zeitgenossen. Kuno Fiedler

---

„Such er den redlichen Gewinn!
Sei er kein schellenlauter Tor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
mit wenig Kunst sich selber vor.
Und wenn's euch ernst ist, was zu sagen,
ist's nötig, Worten nachzujagen?
Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
in denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
sind unerquicklich wie der Nebelwind,
der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt."

Goethe (Faust)

Die Wahrheit ist nicht mit Worten zu fassen. Alle Worte sind immer nur ein Hinweis, ein Deuten in die Richtung, in der die Wahrheit zu suchen ist. Entscheidend ist und bleibt, ob dir das Leben aufgeht, das hinter den Worten steht. Was wahr ist, entscheidet darum nicht der Verstand, sondern das Gewissen. Ritter

Lehrer in Uniform

Gemäß Verfügung des italienischen Ministers für nationale Erziehung werden noch im Laufe dieses Jahres die Inspektoren, Direktoren und Lehrer der Elementarschulen während der Arbeitsstunden im Büro und in der Schule die Uniform der im Dienste der Organisationen der jugendlichen Formationen stehenden Offiziere der faschistischen Miliz tragen müssen. Die den drei obengenannten Kategorien angehörenden Personen, welche nicht Offiziere sind, aber in die faschistische Partei eingetragen sind, werden die Parteiuniform zu tragen haben. Die weiblichen Inspektoren, Direktoren und Lehrer derselben Schulen werden die Uniformen der weiblichen Leiter des nationalen Werkes der Balillas tragen.

(Aus dem „Deutschen Erzieher")

Beim Buchhändler

„Ich möchte gern ein Buch für einen Kranken!"
„Soll es vielleicht etwas Religiöses sein?"
„Nein, es geht ihm schon etwas besser!"

Jakob Hild †

Unter einer alten Tanne auf dem Friedhof in Rielingshausen bei Marbach ist am 12. April Vater Hild begraben worden.

Ein Bauer war er, und nichts anderes hat er immer sein wollen. Aber er war auch ein Denker und Sucher der Wahrheit; und vielen, die ihm nahe treten durften, ist er ein Führer auf dem Wege zur Erkenntnis und zum rechten Leben geworden.

Die Menschen, denen er weitergeholfen hat oder die er immer wieder einmal aus dem Brunnen seiner Lebensweisheit schöpfen ließ, kamen aus allerlei Richtungen und gingen ihre eigenen Wege. Hild hat keine „Gemeinde" um sich geschart, kein Grüppchen gebildet wie andere — nicht immer grössere — Geister; in ihm war keine Spur von Eitelkeit oder Selbstgefälligkeit, kein Bedürfnis, Autorität zu sein und den Ton anzugeben. Er wollte dienen, nicht herrschen; helfen, nicht diktieren.

Und er war ganz sachlich, allem aufgeschlossen, ohne jedes Vorurteil, nie „fertig", auch als Mann im weißen Haare nicht. Vielleicht lag gerade darin das Geheimnis seiner starken Wirkung auf innerlich Verwandte; wenn man mit ihm sprach, war man gleich bei der Sache und verstand sich, ohne daß man sich vorher, wie das so oft geht, durch ein Drahtverhau von Mißverständnissen und unklaren Begriffen hätte durcharbeiten müssen.

Dabei verfügte Jakob Hild, der nie ein Buch geschrieben hat und dem alles Literarische, auch literarischer Ehrgeiz, durchaus fremd war, über ein Wissen und eine Belesenheit, um die ihn mancher „Studierte" hätte beneiden können. Notabene: er hatte verarbeitet, was er gelesen hatte. Nie wäre es ihm eingefallen, nach der Art mancher „Gebildeten" mit unverdauten Brocken aus Büchern oder Modefrasen um sich zu werfen.

Vater Hild war kein „Intellektueller". Seine Erscheinung war der Typ des schwäbischen Bauern, wie ihn alte Bilder und Schnitzwerke darstellen: eine gedrungene Figur, ein kräftiges, breitgestirntes Haupt, ein volles, wettergegerbtes Gesicht, von starkem Haar- und Bartwuchs umgeben. Dieser Mann lebte nämlich nicht über den Wolken, sondern stand mit beiden Beinen auf dem Boden seines Berufs: er war ein umsichtiger, fleißiger und kluger Bebauer des Ackers, ein ausgezeichneter Landwirt, Pflanzer und Züchter, dem der Erfolg nicht versagt blieb und dessen fachmännischer Rat von manchem gehört und mit Vorteil befolgt wurde.

So manches Samenkorn ist in einem siebenundsiebzigjährigen Leben aus der Hand des Vaters Hild in die Erde gesenkt worden, hat Frucht und neuen Samen getragen — im wirklichen Wortsinn und bildlich gesprochen.

Sein Mund ist verstummt. Das Leben geht weiter. Sch.

Eine Lanze für den Geist

In einem Aufsatz „Der Geist als Sündenbock", den Professor Theodor Häring-Tübingen kürzlich „wider die Verächter des Intellekts" im Berliner Tageblatt (vom 10. März d. J.) veröffentlicht hat, heißt es u. a.:

„Hand aufs Herz, was bleibt denn eigentlich übrig von dem Führergedanken, was von dem Gedanken der freien Persönlichkeit, was von dem Ideal der Ehre oder vor allem auch des Kampfes, wie sie gerade der Nationalsozialismus will und erstrebt, wenn man das Geistige in diesem unserem genau festgestellten Sinne aus dem Menschen wirklich streichen will? In einem nur noch seelisch-naturhaft gedachten Menschentypus gibt es den deutschen Führer und das Ideal des frei sich dem freien Führer und seiner Idee unterordnenden Geführten (oder besser: Gefolgsmannes) nicht mehr ... Und wie soll es jenen „Kampf" im hohen Sinne geben können, wenn er nicht ein Kampf freier Männer für ein frei erwähltes Ziel ist?

Alle diese heute so besonders gepriesenen Ideale, mag man sie nun arisch oder germanisch oder deutsch nennen, sind nur innerhalb der Sfäre des Geistes möglich ... Warum wollen wir durch Schlagworte, die der Sache nicht entsprechen, die Ehrfurcht gerade vor dem ertöten, was wir am nötigsten haben? Man kann nicht einen neuen Geist schaffen, wenn man vorher das Vertrauen zum Geist überhaupt und die Verehrung für seine Diener totgeschlagen hat ...

Der Nationalsozialismus braucht den Geist und den Intellekt, ja, gerade auch einen Intellekt, der alles, die ganze Welt, die materielle wie die geistige, nur so sehen will, wie sie ist, ganz „nüchtern und objektiv", d. h. nicht bloß so, wie wir sie vielleicht gerne hätten; denn nur der, der die Welt sieht, wie sie ist, kann sie auch seinen Zielen, seinem Geist wirklich unterwerfen. Darum weg mit jenen tönenden und tötenden Schlagworten vom Kampf gegen Geist und Intellekt als Widersachern der Seele, des Lebens und des Nationalsozialismus! Kampf vielmehr bis aufs äußerste gegen alle angeblichen Widersacher des Geistes und Intellekts, weil sie Widersacher jedes höheren Menschentums und Vernebler jeder wirklich menschlichen und darum auch deutschen Zukunft sind!"

Die teuren Trauben

Ein Bostoner Millionär, bei dem Mark Twain zu einem Festessen eingeladen war, hatte eine menschliche Schwäche: er konnte es sich nicht versagen, seinen Gästen die meist unerhörten Preise zu nennen, die er für diese oder jene Delikatesse gezahlt hatte.

Das Bankett, an dem der Humorist teilnahm, überraschte vor allem durch die ausgesucht kostbaren Früchte, die zum Schluß gereicht wurden; besonders erregten kalifornische Trauben begreifliches Aufsehen.

Und wieder gereichte es dem Gastgeber sichtlich zur Befriedigung, bekanntgeben zu können, daß jede Beere etwa einen halben Dollar gekostet habe.

Mit gebührender Andacht wurden die herrlichen Früchte genossen. Der Krösus aber wartete mit Spannung darauf, was sein Paradegast Mark Twain zu den Trauben sagen werde.

Twain hielt lange mit seinem Urteil zurück. Endlich aber rief er mit Begeisterung aus: „Prächtig, prächtig, diese Trauben! Bitte, geben Sie mir doch davon noch für fünf bis sechs Dollar!"

Warum?

Als Wüstenkönig herrscht der Leu.
Die Henne legt das Hühner-Ei
und übertrifft sogar die Ente
durch diesbezügliche Talente.

Aus jedem Ei entwickelt sich
ein Küken oder Kükerich.
Zerbricht man die Entwicklungskette,
so bildet sich die Omelette.

Und dennoch blickt des Dichters Sinn
nur nach dem stolzen Löwen hin,
und keine Harfe oder Leier
berührt den Ursprungsort der Eier.

Wie kommt das eigentlich? Warum
verkennt man das Ovarium?
Ist's Prüderie? Ist's Wissens-Niete
auf biologischem Gebiete? Dr. Owlglaß

Kleinigkeiten

Geheizte Weinberge. In diesem Jahr soll in Bingen zum erstenmal der Versuch gemacht werden, die Weinberge bei Nachtfrostgefahr Ende April und Anfang Mai elektrisch zu heizen. Die bis jetzt geübte Art der Frostgefahrbekämpfung — Einräuchern der Weinberge mit Holz- und Strohfeuer oder Verglühen von Briketts und Kohlen — hat sich oft als unzulänglich erwiesen.

Deutsches Sperrholz. Im englischen Unterhaus regte sich ein Abgeordneter darüber auf, daß für das englische Schiff „Queen Mary" in Deutschland eine große Menge Sperrholz bestellt worden sei. Der Finanzsekretär des Schatzamtes erwiderte, die britischen Fabrikanten hätten leider um 80 Prozent mehr verlangt als deutsche Firmen. Die englische Industrie müsse zwar geschützt werden, aber schließlich gebe es doch gewisse Grenzen.

Lockvogel. Die österreichischen Behörden für den Fremdenverkehr haben der Regierung eine Propaganda-Aktion vorgeschlagen, die darauf hinausläuft, berühmte Leute umsonst reisen zu lassen. Ausländische Persönlichkeiten mit bekannten Namen sollen grundsätzlich einen Freifahrschein erster Klasse für alle österreichischen Staatseisenbahnen erhalten. Man nimmt an, daß eine solche Einrichtung viele „Berühmtheiten" heranziehen und daß der Schwarm der anderen Touristen wie ein Kometenschweif nachfolgen werde.

Für Briefmarkensammler. Anläßlich eines internationalen Frauenkongresses in Stambul gibt die türkische Regierung diesen Monat zwei Sätze „Frauenmarken" heraus, die in der Schweiz gedruckt werden. Der eine zeigt die Frau in verschiedenen Berufen (als Stenotypistin, als Lehrerin, als Arbeiterin, als Fliegerin usw.), der andere die Nobelpreisträgerinnen Selma Lagerlöf, Frau Curie, Sigrid Undset, Grazia Deledda, Berta von Suttner und Jane Addams.

Kleiner Trost. Die französischen Soldaten, die eigentlich am 13. April entlassen werden sollten, nun aber noch ein Vierteljahr unter den Fahnen bleiben müssen, haben zur Erholung von ihrem Schrecken einen fünftägigen Urlaub mit freier Eisenbahnfahrt erhalten.

Butter und Käse. Der amerikanische Staat Wisconsin hat durch Gesetz allen Gastwirten die Verpflichtung auferlegt, bei jeder Mahlzeit, die 25 Cents (60 Pfennig) und darüber kostet, dem Gast 30 Gramm Butter und 10 Gramm Käse unberechnet zu verabfolgen. Man will durch diese Maßnahme der notleidenden Milchwirtschaft aufhelfen. (Die einzige Frau, die im Staatsparlament als Abgeordnete sitzt, stimmte gegen das Gesetz: weil dadurch die Frauen verhindert würden, schlank zu bleiben.)

Stiefelsohlen. Nach der „Selbsthilfe" (Nr. 15) ist eine Kommission von Wirtschaftern in den Vereinigten Staaten zu der Feststellung gekommen, daß an der Krise der Schuhindustrie der — Rundfunk schuld sei: da er täglich 40 Millionen Hörer an den Lautsprechern festhalte, die dadurch an das Zimmer gefesselt seien und infolgedessen keine Stiefel und Sohlen abnützen könnten.

Abgelehnt. Ein italienischer Arzt, der von einem Patienten zwei Millionen Lire erben sollte, hat die Erbschaft ausgeschlagen, da nach seiner Ansicht Geld nur unglücklich mache. Er habe bis jetzt ruhig und zufrieden gelebt und wünsche keine Änderung.

Erster Klasse. Die „Berliner Morgenpost" (Nr. 89) berichtet: „Zehn kleine Kinder wurden in den letzten zwei Wochen auf den Linien der englischen Südbahn „vergessen", zumeist in Abteilen erster Klasse. Die Schaffner sind daraufhin angewiesen worden, auf Frauen in der ersten Klasse, die Kinder bei sich haben, ihr besonderes Augenmerk zu richten."

Eisenbahn und Auto. In Buenos Aires haben 2000 Eisenbahnarbeiter und -angestellte gegen das Auto protestiert. Auf mitgetragenen Tafeln wiesen sie darauf hin, daß die geplanten Autobuslinien sie brotlos machen müßten. Die Regierung versprach ihnen, abgebaute Eisenbahner sollten „nach Möglichkeit" in den Autobusdienst übernommen werden.

Ein Prozeß. Ein Londoner Großkaufmann hat die englische Postverwaltung mit der Behauptung verklagt, daß sie 2 Pence Strafporto zu Unrecht erhoben habe; die Post habe nicht das Recht, Strafgebühren zu verlangen, sondern nur Anspruch auf die Differenz zwischen zu wenig gezahltem und tarifmäßigem Porto. Der Prozeß wird von der Öffentlichkeit sehr aufmerksam verfolgt: gewinnt der Kläger, läuft die Postverwaltung Gefahr, von Hunderttausenden von Engländern zur Rückzahlung von Pennybeträgen angehalten zu werden.

Die gute Landluft. Die neueste Sensation des „mondänen" Paris ist das „Café im Kuhstall", das im Bois de Boulogne errichtet worden ist. In dem an das Kaffee angebauten Kuhstall sollen die Besucher „unverfälschte Landluft" genießen können.

Stolze Spanier. Eine Madrider Tageszeitung sucht in einem Preisausschreiben den „klügsten Spanier". Infolgedessen hat das Blatt mehrere Tausend von Einsendungen erhalten, in denen sich die Absender als klügsten Spanier bezeichnen und dies eingehend begründen.

Un-Schottisch. Der Stadtrat von Edinburg hat seine Bürger aufgefordert, am 10. Mai einen „Tag der Verschwendung" zu begehen. Jeder soll kaufen, was er sich schon lange gewünscht hat: gute Plätze im Theater oder im Kino, gute Speisen im Restaurant usw. Die Stadtväter versprechen sich davon nicht nur eine Belebung des Geschäftsverkehrs, sondern auch die Zerstörung der Legende, daß Edinburg die geizigste Stadt der Welt sei.

Hat noch gefehlt. Beim Londoner Patentamt ist ein „Hosentaschen-Grammofon" angemeldet worden. Der Apparat wiegt 220 Gramm, macht aber soviel Lärm wie ein ausgewachsener. Die Schallplatten dazu werden wie Papier gefaltet.

Rekord. In Columbus (USA) hat kürzlich Marjorie Slagle die Weltmeisterschaft im Melken errungen. Sie hat in 1 Minute 40 Sekunden einen halben Liter Milch gemolken.

Nützlicher Verein. In Uxbridge, Ontario, ist eine „Gesellschaft zur Unterdrückung und Bekämpfung des Klatsches" gegründet worden.

Meersburg am Bodensee. Das „Haus auf dem Fohrenberg", in ruhiger Lage und mit herrlichem Rundblick, fünf Minuten vom Wald, 10 Minuten vom See entfernt, empfiehlt sich Erholungsuchenden. Auf Wunsch vegetarische Ernährung. Tagespension 4,70 Mark, Kinder 3—3,50 Mark. Käte Franke und Julie Schreiber.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 85); Telefon 240 18. Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 1. Quartal 1935: 4150

Dr. Owlglaß-Ratatöskr

Allotria

Curt Pechstein Verlag, München
Preis in Leinen 2,45 Mark

Der Verlag der Sonntags-Zeitung besorgt Ihnen dieses Buch portofrei, wenn Sie den Betrag auf Postscheckkonto Stuttgart 198 44 einzahlen

Stuttgart, 28. April 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 17

Selbstverwaltung

Durch Vereinbarung der zuständigen Stellen ist am 21. März 1935 die Organisation der gewerblichen Wirtschaft der Deutschen Arbeitsfront beigetreten, so daß seither eine einzige große Selbstverwaltungsorganisation der Wirtschaft und Arbeit besteht, in der alle Wirtschaftenden zusammengeschlossen sind.

An der Spitze dieser Gesamtorganisation steht der Reichsarbeits- und Wirtschaftsrat; er besteht aus dem Reichsarbeitsrat der DAF und dem Beirat der Reichswirtschaftskammer. Dem Beirat der Reichswirtschaftskammer gehören die Leiter der Reichsgruppen und Hauptgruppen der gewerblichen Wirtschaft und die Leiter der Bezirkswirtschaftskammern an, also der fachlichen und der regionalen Verbände der Wirtschaft. Der Reichsarbeitsrat der DAF setzt sich aus den Leitern der Reichsbetriebsgemeinschaften und den Bezirkswaltern der DAF zuammen.

„Der Reichsarbeits- und Wirtschaftsrat hat in gemeinsamer Aussprache über alle schwebenden wirtschaftlichen und sozialpolitischen Fragen sich um eine vertrauensvolle Zusammenarbeit aller Gliederungen der DAF untereinander und mit den Organen des Staates zu bemühen. Der Reichswirtschaftsminister und Reichsarbeitsminister müssen zu den Arbeitstagungen des Reichsarbeits- und -Wirtschaftsrates eingeladen werden und haben Gelegenheit, die jeweilige Stellungnahme der Reichsregierung zu verkünden. Ebenso wird der Reichsarbeits- und -Wirtschaftsrat Kundgebungen der Leitung der Deutschen Arbeitsfront entgegenzunehmen haben. Der korporative Beitritt der Reichswirtschaftskammer zur DAF gibt der Geschäftsstelle der Reichswirtschaftskammer die Funktion eines Wirtschaftsamtes für die DAF. Die einheitliche wirtschaftspolitische Führung wird dadurch sichergestellt, daß dieses Wirtschaftsamt dem Reichswirtschaftsminister unmittelbar untersteht.

In den Bezirken tritt entsprechend dem Vorbild in der Reichsspitze der DAF der Beirat der Wirtschaftskammer mit dem Bezirksarbeitsrat der DAF zu dem Bezirksarbeits- und Wirtschaftsrat zusammen. Die Aufgaben des Bezirksarbeits- und Wirtschaftsrates entsprechen den Aufgaben des Reichsarbeits- und Wirtschaftsrates. Die Geschäftsführung der Bezirkswirtschaftskammer wird zugleich das Bezirkswirtschaftsamt für die DAF." (H. R. Fritzsche im „Berliner Tageblatt", Nr. 154.)

Hiebei bringen, wie Fritzsche sagt, „die bisherigen Vertreter der Deutschen Arbeitsfront in erster Linie ihre sozialpolitischen Erfahrungen und Wünsche und die Angehörigen der Organisation der gewerblichen Wirtschaft ihre wirtschaftspolitischen Erkenntnisse mit; so werden sich die Entwürfe der sozialpolitischen Maßnahmen in gemeinsamer Arbeit der Betriebsführer und der Gefolgschaftsvertreter den wirtschaftlichen Notwendigkeiten und die Maßnahmen der Wirtschaftspolitik den gemachten sozialen Erfahrungen anpassen."

Bei den Reichsbetriebsgemeinschaften und deren örtlichen Gliederungen werden ferner Arbeitsausschüsse von nicht mehr als zwölf Mitgliedern errichtet, von denen sechs aus den Sachverständigenausschüssen beim Treuhänder der Arbeit zu berufen sind. Die Zusammensetzung der Arbeitsausschüsse wie auch aller Gliederungen der DAF soll paritätisch nach Betriebsführern und Gefolgschaftsmitgliedern erfolgen. Alle zur Mitarbeit in den fachlichen und gebietlichen Gliederungen der gewerblichen Wirtschaft Berufenen sollen Mitglieder der DAF sein; es wird erwartet, daß auch die Einzelmitglieder der gewerblichen Wirtschaftsorganisationen der DAF beitreten.

Damit ist, wie der „Angriff" schreibt, „das noch fehlende Mittelstück der Brücke von der Wirtschaft zur Arbeit in den organischen Aufbau einer neuen sozialen Ordnung eingefügt worden". Oder, um nocheinmal Fritzsche zu zitieren: es ist „eine glückliche Verbindung zwischen Führerprinzip und gesundem demokratischem Prinzip geschaffen worden".

*

Bei Betrachtung dieser organisatorischen Vereinheitlichung der deutschen gewerblichen Wirtschaft, die zunächst weniger wirtschaftspolitischen als sozialpolitischen Zwecken dient, mag es nicht ohne Interesse sein, sich daran zu erinnern, wie seinerzeit Wichard von Moellendorff sich diese Organisation gedacht hat; nämlich in jener Denkschrift des Reichswirtschaftsministeriums vom 7. Mai 1919, die damals bei der Reichsregierung auf wenig Verständnis stieß („Der Aufbau der Gemeinwirtschaft", Heft 9 der „Deutschen Gemeinwirtschaft", Verlag Eugen Diedrichs in Jena). Moellendorff hatte folgende „Richtlinien für ein Gesetz über die deutsche Gemeinwirtschaft" entworfen:

1. Zwecks gemeinwirtschaftlicher Beeinflussung der Wirtschaftsvorgänge werden wirtschaftliche Selbstverwaltungskörper gebildet, die teils räumlich, teils fachlich gegliedert sind und in einem Reichswirtschaftsrat zusammengefaßt werden.

2. In größeren Betrieben werden durch geheime direkte Verhältniswahl der Arbeitnehmerschaft Betriebsarbeiterräte gebildet, in kleineren Betrieben werden durch geheime direkte Wahl der Arbeitnehmerschaft Vertrauensleute gewählt.

Die Betriebsarbeiterräte und Vertrauensleute haben die Aufgabe, die wirtschaftlichen und sozialpolitischen Interessen der Arbeitnehmer des Betriebes wahrzunehmen und sich durch eigene Erfahrung und Sachkunde fördernd an der Wirtschaft zu beteiligen.

3. Für jeden Wirtschaftsbezirk wird durch eine geheime, direkte Verhältniswahl der Arbeitnehmerschaft ein Bezirksarbeiterrat gebildet.

Die Bezirksarbeiterräte beaufsichtigen die Betriebsarbeiterräte und Vertrauensleute ihres Bezirks und entscheiden insbesondere über Streitigkeiten zwischen verschiedenen Betriebsarbeiterräten und Vertrauensleuten, sowie über Beschwerden gegen diese Stellen ...

4. Den Betriebsarbeiterräten entsprechend werden Vereinigungen der Unternehmerverbände des Bezirks (Berufskammern) gebildet (Bezirksunternehmerräte); kommt zwischen den beteiligten Verbänden eine Verständigung über die Zusammensetzung dieser Vereinigung nicht zustande, so erläßt der Reichswirtschaftsrat die erforderlichen Anordnungen ...

5. Der Bezirksarbeiterrat und der Bezirksunternehmerrat entsenden Vertreter in gleicher Zahl in den für jeden Wirtschaftsbezirk zu bildenden Bezirkswirtschaftsrat ...

6. Für das Reich wird aus Vertretern der Bezirksarbeiterräte, die von diesen zu bezeichnen sind, ein Reichsarbeiterrat gebildet ...

7. Dem Reichsarbeiterrat entsprechend wird eine Vereinigung der Bezirksunternehmerräte (Reichsunternehmerrat) gebildet. Kommt zwischen den Bezirksunternehmerräten eine Verständigung über die Zusammensetzung dieser Vereinigung nicht zustande, so erläßt die Reichsregierung der erforderlichen Anordnungen ...

8. Nach näherer Bestimmung der Reichsregierung (Reichswirtschaftsministerium) werden für die Wirtschaftsgruppen Deutschlands (Landwirtschaft, chemische Industrie, Eisenindustrie, Papierindustrie usw.) rechts- und geschäftsfähige Wirtschaftsbünde errichtet, die durch Vertreter der Arbeitgeber und Arbeitnehmer der Wirtschaftsgruppe sowie durch Vertreter des Handels und der Verbraucher gemeinsam geleitet werden. Die Bestellung von Reichskommissaren ist vorzusehen ...

Den Wirtschaftsbünden liegt die Leitung der Wirtschaft auf ihren Fachgebieten ob, insbesondere

a) die Regelung der Rohstoffbeschaffung und der Verteilung an die ihnen angeschlossenen Wirtschaftsverbände, unter Prüfung der Dringlichkeit des Bedarfs und der Wirkung auf die Auslandsverschuldung. Durch besondere Außenhandelsstellen, die den Wirtschaftsbünden angeschlossen sind, wird die Ein- und Ausfuhr geregelt.
b) Möglichste Preissenkung durch Verbesserung der Arbeitsmethoden, insbesondere durch Normalisierung und Typisierung und Verhinderung der Produktionsvernichtung durch Auslandskonkurrenz.
c) Absatzregelung unter Ausschaltung unnützer Zwischenglieder und unter Förderung der volkswirtschaftlich nützlichen Verteilungsfaktoren.
d) Ausgleich sozialer Gegensätze im Arbeitsprozeß durch Feststellung von Tarifverträgen, durch richtige Gestaltung der Arbeitsbedingungen bei möglichster Nutzbarmachung der Arbeitskraft und durch Verhinderung von Arbeitslosigkeit.
e) Förderung der fachwissenschaftlichen Forschungen und des Fachunterrichts.
f) Aufbringung öffentlicher Lasten.

9. Unter den Wirtschaftsbünden werden die einzelnen Wirtschaftszweige zu rechts- und geschäftsfähigen Wirtschaftsfachverbänden zusammengeschlossen, die durch Vertreter der Arbeitgeber und Arbeitnehmer des Wirtschaftszweiges sowie durch Vertreter des Handels und der Verbraucher gemeinsam verwaltet werden.

10. Der Reichswirtschaftsrat wird aus Vertretern des Reichsarbeiterrats und des Reichsunternehmerrats einerseits, der Wirtschaftsbünde andererseits gebildet. Ferner gehören dem Reichswirtschaftsrat Mitglieder aus dem Kreise der Verbraucher, des Handels und der Wissenschaft an, die auf Vorschlag der beteiligten Kreise von der Reichsregierung ernannt werden.

Der Reichswirtschaftsrat hat die oberste Leitung der deutschen Wirtschaft im Zusammenwirken mit den berufenen höchsten Organen des Reichs ...

*

Jene Denkschrift Moellendorffs, deren Gedanken sich nunmehr zum Teil durchgesetzt haben, enthielt außerdem den Vorschlag einer „Reichsvermögensbank", die einen „Reichsfonds" von 5 Milliarden Mark zur Ankurbelung der Wirtschaft durch Staatsaufträge verwalten sollte, und eines Gesetzes über den Arbeitsfrieden, das für lebenswichtige Betriebe Arbeitsstreitigkeiten ausschließen sollte; diese Betriebe sollten dann Gewinne über 5 Prozent an den Reichsfonds abzuführen haben.

Auch hiefür lassen sich in der neuesten wirtschaftspolitischen Entwicklung Parallelen nachweisen. × × ×

Kleine Chronik

Bei den Vertrauensratswahlen am 12. und 13. April sind nach den bisher vorliegenden Ergebnissen 84,5 Prozent Ja-Stimmen abgegeben worden.

Nach einer Berechnung des statistischen Reichsamtes hat das Arbeitseinkommen (Einkommen aus Lohn und Gehalt) in Deutschland 1934 29,5 Milliarden Mark betragen (3,5 Milliarden Mark mehr als 1933).

Die deutsche Regierung hat wegen des Beschlusses des Völkerbundsrats, der die Einführung der Wehrpflicht als einseitige Revision eines Vertrages verurteilt, den Mitgliedern des Völkerbundsrates eine Protestnote übermittelt.

In England schließt das am 31. März abgelaufene Etatsjahr mit einem Überschuß von 7,56 Millionen Pfund Sterling. Für das kommende Jahr wird ein Überschuß von 11 Millionen Pfund errechnet, der für Steuererleichterungen verwendet werden soll.

Die litauische Regierung ist von den Signatar-Mächten des Memelstatuts (England, Frankreich und Italien) aufgefordert worden, das Statut einzuhalten, insbesondere eine geordnete parlamentarische Tätigkeit des Memel-Landtages zu ermöglichen.

In Jugoslawien sind für die Parlamentswahlen, die am 5. Mai stattfinden werden, vier Listen genehmigt worden. (Zu den nicht zugelassenen gehört u. a. die Liste der Sozialdemokraten.)

In Bulgarien ist das Kabinett Slateff zurückgetreten und ein Kabinett Toscheff gebildet worden. Die neue Regierung wird als Übergangskabinett betrachtet, das eine neue Verfassung ausarbeiten und dem Volk zur Billigung vorlegen soll.

Keiner von uns weiß, was er wirkt und was er Menschen gibt. Es ist für uns verborgen und soll es bleiben. Manchmal dürfen wir ein klein wenig davon sehen, um nicht mutlos zu werden. Das Wirken der Kraft ist geheimnisvoll. Schweitzer

Zement

Von Fritz Werkmann

Die ersten deutschen Zementfabriken wurden nach englischem Vorbild Mitte des 19. Jahrhunderts aufgebaut. Das war nicht schwierig. Der nötige Rohstoff — Kalk — war in allen Teilen Deutschlands vorhanden, und nur ein kleiner Stamm von Facharbeitern war erforderlich. Bald wurde die englische Industrie vom deutschen Markt verdrängt, und die junge deutsche Industrie nahm die Konkurrenz auf dem Weltmarkt auf.

Die Zementproduktion rentierte sich ausgezeichnet. Die 1855 gegründete Stettiner Portland-Zementfabrik hat in der ersten Zeit ihres Bestehens 30—40, später 20—30 Prozent Dividende ausgeschüttet. Solche Kapitalerträge reizten natürlich zu Konkurrenzgründungen. Diese lagen auch im Interesse der Konsumenten. Denn nur die Konkurrenz konnte die Preise so weit herabdrücken, daß in der Zementindustrie bloß noch der durchschnittliche in der Industrie übliche Profit verdient wurde. Das Aufkommen neuer Konkurrenten war leicht, weil, wie gesagt, der Aufbau neuer Fabriken einfach war. So stieg die Zahl der Zementwerke bis 1880 auf 29.

Bald nach 1880 begannen die Kartellierungsversuche, die bis zur Gegenwart andauern. Da Zement auf weite Entfernungen zu Lande nicht verschickt werden kann, weil die Fracht sonst einen zu großen Teil der Kosten für den Abnehmer ausmacht, genügte anscheinend ein bezirksweiser Zusammenschluß zur Beherrschung des Marktes.

Diese Monopolrechnung ging selbstverständlich nicht auf. Jede Kartellgründung führte, da eine Sperrung des Rohstoffes nicht in Frage kam, mit Notwendigkeit zur Gründung von Konkurrenzunternehmungen, die aus den hohen Kartellpreisen in irgend einer Form Gewinn ziehen wollten. 1890 gab es bereits 60 Zementfabriken.

Die Wirkung der Neugründungen war eine Preissenkung im Konjunkturabschwung von 1890/93 um 50 Prozent und dementsprechend eine Senkung der durchschnittlichen Dividende der Zementfabriken von 10 Prozent im Jahre 1888 auf 4 Prozent in den Jahren 1892—94.

Alle späteren Kartellgründungen hatten die gleiche Wirkung wie jene ersten Gründungen in den 80er Jahren. Die Geschichte der deutschen Zementindustrie ist ein Wechselspiel von Kartellgründungen und Kartellauflösungen. Hohe Zementpreise und infolgedessen hohe Zementprofite lockten Außenseiter auf den Plan, die damit rechneten, entweder hohe Abfindungssummen dafür zu erhalten, daß sie die Produktion nicht aufnahmen oder ins Kartell aufgenommen zu werden oder im Kartellschatten gut verdienen zu können. Weil das Aufkommen neuer Konkurrenten ständig drohte, durfte auch ein glücklich einigermaßen vollständig zustandegekommenes Kartell es nicht riskieren, den Konsumenten allzu hohe Monopolpreise abzufordern; denn gerade das hätte das Aufkommen von Außenseitern beschleunigt.

Zwei staatliche Eingriffe änderten die Lage zu Ungunsten der Konsumenten. Der erste betraf die Zementindustrie unmittelbar: 1916 erfolgte, um während des Krieges Material und Kapital zu sparen, ein Neubauverbot für Zementfabriken. Es bestand bis 1923, befestigte natürlich die Monopolstellung der bestehenden Kartelle und erleichterte es, sie zusammenzuhalten und Außenseiter in sie einzugliedern. Der zweite staatliche Eingriff — die Inflation — traf die Zementindustrie mittelbar. Die Inflation begünstigte nämlich die Bildung weniger Groß-Konzerne innerhalb der Kartelle. Die Herrschaft kapitalkräftiger Konzerne in den Kartellen verschärfte die Kämpfe gegen die Außenseiter. Die Kartelle kauften z. B. Land, um neue Konkurrenten vom Rohstoff abzusperren, oder sie schlossen mit Landeigentümern gegen Barzahlung Verträge, in denen diese sich verpflichteten, an neue Zementwerke keinen Rohstoff zu liefern.

Trotz der ihnen in den Weg gelegten Schwierigkeiten kamen immer wieder Außenseiter hoch. Die Industrie manövrierte sich — nicht zuletzt dank jenen beiden wirtschaftspolitischen Eingriffen — in den folgenden gefährlichen Zirkel hinein: Die Außenseiter vergrößerten die Leistungsfähigkeit der Industrie. Die infolgedessen sinkende Ausnutzung des Produktionsapparates führte zu einer Steigerung der Selbstkosten. Das Kartell setzte die Preise entsprechend hoch fest. Gerade das reizte zur Gründung von Außenseiter-Unternehmungen, die, an keine vom Kartell festgesetzte Produktionsquote gebunden, ihre Betriebe zu 100 Prozent auszunutzen und daher auch bei Unterbietung des Kartellpreises gut zu verdienen hofften.

*

Ende 1933 schienen Kündigungen im Westdeutschen Syndikat und ein bedingter Auflösungsbeschluß des Norddeutschen Zementverbandes zum Zerbrechen der Syndikats-Organisation zu führen. Da verfügte der Reichswirtschaftsminister, um Zeit für eine dauerhafte Lösung der Syndikats- und Außenseiterfragen zu gewinnen, mit Wirkung vom 1. März 1934 eine provisorische Marktregelung in der Zementwirtschaft. Er erklärte die vorliegenden Kartellkündigungen für unwirksam. Er verbot die Kündigung der bestehenden vier Kartelle, sowie die Errichtung neuer und die Erweiterung bestehender Zementwerke bis Ende 1934. Die Kartelle sollten Preisermäßigungen anstreben. Die von ihnen festgesetzten Preise sollten auch für die Außenseiter gelten (das sind heute etwa 8 Werke, die 1934 etwa 8—10 Prozent des Gesamtabsatzes lieferten).

Inzwischen sind drei Preissenkungen erfolgt, die den Preis für 1 Tonne Zement um durchschnittlich 4 Mark auf durchschnittlich 35 Mark herabsetzten. Sie stellen keine wirklichen Opfer der Industrie dar. Denn der steigende Absatz hat zu einer weit größeren Senkung der Selbstkosten geführt. Der Absatz war 1934, insbesondere wegen der großen öffentlichen Aufträge, mit 6 Millionen Tonnen mehr als doppelt so hoch als 1932 und blieb nur um 1 Million Tonnen hinter dem der Hochkonjunktur zurück. Im ersten Vierteljahr 1935 war er mit 1,1 Millionen Tonnen mehr als doppelt so hoch als im ersten Vierteljahr 1933.

Die dritte Preissenkung, mit Wirkung vom 1. Januar 1935, wurde von der Industrie gewissermaßen als der Preis für die

Verlängerung des Investititionsverbotes betrachtet. Bestehen blieb allerdings nur das Verbot von Neubauten, und nur bis Ende Februar 1935. Die Verlängerung erfolgte mit der ausdrücklichen Begründung, den Verbänden solle Gelegenheit gegeben werden, zu prüfen, inwieweit eine Auflockerung der bestehenden starren Bindungen möglich sei.

Dabei ist unseres Erachtens die wichtigste Frage: ist eine Preissenkung möglich? Daß sie möglich ist, kann man bereits schließen aus der Wirkung des Ablaufs des Ausbauverbotes am 1. Januar und des Neubauverbotes am 1. März: in allen Teilen Deutschlands wird der Neubau von Produktionsanlagen in Angriff genommen oder vorbereitet. Doch sicherlich nicht nur von Narren, die sich über die Verdienstmöglichkeiten bei den heutigen Preisen täuschen! Unter den neuen Konkurrenten befindet sich übrigens auch die I.G.-Farben-Industrie, die von der nun gegebenen Möglichkeit Gebrauch machen will, den bei ihrer mitteldeutschen Schwefelsäureproduktion anfallenden Kalk zu Zement zu verarbeiten. Man schätzt auf Grund der bisher bekannt gewordenen Bauvorhaben, daß Außenseiter-Produktionsanlagen für eine Jahresproduktion von 300—400 000 Tonnen im Entstehen begriffen sind.

Diese Eile ist nicht verwunderlich. Denn die gesamte Zementindustrie verdient heute gut; die Außenseiter verdienen sogar ausgezeichnet, weil sie die Kartellpreise nehmen „müssen" und dabei den Vorteil haben, daß ihre Werke meist vollbeschäftigt sind, während die kartellierten Werke nur zu rund 40—50 Prozent ausgenutzt sind. Unter den gegebenen Umständen ist es also äußerst reizvoll, Zementaußenseiter zu sein oder zu werden. Wir betonen: unter den gegebenen Umständen! Zu ihnen gehört vor allem der heutige Zementpreis. Ihn herabsetzen bedeutet, auch die Außenseiterhoffnungen auf hohe Gewinne herabzusetzen.

Wir stoßen also wieder auf die Frage: ist eine weitere Senkung des Kartellpreises möglich? In den letztvergangenen drei Jahren ist er von rund 45 auf rund 35 Mark pro Tonne herabgesetzt worden. Er liegt damit aber noch immer um fast 10 Prozent über dem Preis von 1913. Trotz außerordentlich weitgetriebener Rationalisierung! Wie kommt das?

Die reinen Selbstkosten der einzelnen Werke betragen, soweit sie modern eingerichtet sind, unter Berücksichtigung aller erforderlichen Abschreibungen angeblich nur 18 Mark; die Zementkartelle nehmen ihren Werken den Zement zu 22 Mark ab, sodaß die Werke 4 Mark Gewinn pro Tonne haben, also 22 Prozent vom Umsatz!

Wozu wurde der im Verband realisierte Gewinn verwandt? Er muß auch bei einem Preis von nur 35 Mark erheblich sein, da die Verwaltungskosten und Frachten keine 13 Mark pro Tonne ausmachen. Der Kartellgewinn wird zur Durchhaltung der veralteten Betriebe und zur Bekämpfung von Außenseitern verwandt. Beide Verwendungszwecke rechtfertigen die Preishochhaltung wahrlich nicht! Die veralteten Betriebe sind zur Versorgung des Marktes nicht erforderlich; die Konsumenten haben also kein Interesse, ihre Erhaltung zu bezahlen. Das Aufkommen von Außenseitern läßt sich weit einfacher vermeiden durch eine Senkung des Preises. Dadurch werden dann gleichzeitig Dividendenerhöhungen vermieden! (Hemmor-Zement kündigt soeben, nach 7 Prozent Dividende im Vorjahr, 12 Prozent an. Bei Alsen-Zement erwartet man nach 6 Prozent dieses Mal 10 Prozent Dividende.)

Angesichts dieser Lage ist es sehr begreiflich, daß Regierungsstellen auf eine vierte Zementpreissenkung drängen. Die Industriellen erklären sie für untragbar. Preiskommissar und Reichswirtschaftsminister halten sie für möglich und notwendig. Der Reichswirtschaftsminister hat zwar noch keine Zementpreissenkung, aber eine Enquête zu ihrer Vorbereitung angeordnet. Mit der Enquête über die Lage der Zementindustrie ist die Fachgruppe Zementindustrie beauftragt. Als Frist für die Erstattung des Gutachtens ist der 1. Oktober 1935 gesetzt.

Interessant oder gleichgültig?

Die Verordnung (über die Marktregelung in der Zementwirtschaft ab 1. März 1934) stellt in dem seit Jahren anhaltenden Zementdilemma eine glückliche Synthese dar zwischen den verschiedenen Reformvorschlägen ... Somit entfällt infolge der Unmöglichkeit der Preisunterbietung der Reiz des Bestehens der Außenseiter „im Schatten der Kartelle". Interessant (also nicht gleichgültig! F. W.) wird in der Zukunft die Feststellung sein, wieweit die Kapazität der Außenseiter zurückgehen wird; denn hieraus muß sich ergeben, ob die höhere Kapazität der Außenseiter, wie von ihnen immer dargetan wurde, eine Folge besserer kaufmännischer und technischer Organisation ist oder der Preisunterbietung. Auf jeden Fall dürften die Außenseiter nunmehr eher geneigt sein, sich den bestehenden Gebietskartellen anzuschließen.

„Der deutsche Volkswirt", 23. Februar 1934

Die Bereitschaft der Außenseiter, den Syndikaten beizutreten, ist trotz der zeitweiligen Ausschaltung der Preiskämpfe nicht gestiegen. Denn die Kartelle verlangen für diesen Fall eine Angleichung der Außenseiterbeschäftigung an die der Syndikatsbetriebe, während die freien Werke auch im letzten Jahr ihre Beschäftigung voll ausnutzen konnten. Dabei ist es ziemlich gleichgültig (also nicht interessant! F. W.), ob sie dieses Ergebnis auf Grund ihrer größeren Beweglichkeit in der Vertriebspolitik erzielen konnten oder nur wegen eines gewissen Beharrungsvermögens ihrer alten Abnehmer oder durch besondere Anstrengungen zur Werbung neuer Kunden ...

Die Preise spielen ... bei der jetzigen Debatte trotz der als Gegenleistung für das Investitionsverbot durchgeführten Preissenkung nicht mehr die große Rolle wie früher, da sie nach den mannigfachen Senkungen, die seit 1928 zusammen 25—40 Prozent ausmachen, keinesfalls mehr als überhöht betrachtet werden können.

„Der deutsche Volkswirt", 11. Januar 1935

Die brasilianische Zementindustrie wird in nächster Zeit den Inlandbedarf decken können.

Sozialismus

Ein vieldeutiger Begriff

Keine Sorge: ich werde keinen Artikel über Sozialismus schreiben. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man das heute überhaupt nicht kann, ohne vorher einen besonderen Artikel darüber geschrieben zu haben, was man unter Sozialismus versteht und was man nicht darunter versteht. Denn in dem Wort „Sozialismus" drängen sich gegenwärtig so viele, oft sogar gegensätzliche Begriffe, daß es geboten erscheint, hier sehr gewissenhaft zu sein.

Ist das Winterhilfswerk eine sozialistische Tat? — Ja und nein; je nach dem, was man unter Sozialismus versteht. Ist die Ordnung des landwirtschaftlichen Marktes in Deutschland Sozialismus? — Ja und nein. Handelte Bismarck sozialistisch, als er die Eisenbahnen in Staatsbesitz überführte? Als er die Grundlagen der Sozialpolitik schuf? — Ja und nein. Ist das Zusammenleben von jungen Leuten in Arbeitslagern sozialistisch? — Ja und nein.

Es werden sich bei allen derartigen Fragen Verfechter einer bejahenden und solche einer verneinenden Antwort finden, einfach deshalb, weil das Wort „Sozialismus" in den letzten Jahren „zerdehnt" worden ist, weil der Begriff an Umfang gewonnen und dadurch an Klarheit verloren hat, so daß sich heute in ihm nicht nur ganz verschiedenartige Definitionen aus verschiedenen Systemen, sondern auch rein gefühlsmäßige, oft mit Ressentiments beladene Anschauungen vereinigen.

Wir wollen aus der gebotenen Fülle einmal nur drei wesentliche Gruppen herausheben.

Früher verstand man unter „Sozialismus" in erster Linie eine bestimmte Ordnung der Wirtschaft; man dachte an die Nationalisierung der Produktionsmittel und an eine Planwirtschaft, deren leitendes Prinzip nicht der Profit einzelner, sondern entweder das Wohl der Gesamtheit oder das Bedürfnis des Verbrauchers sein sollte. Von dieser Definition aus ist natürlich das Leben in Arbeitslagern oder auch das Winterhilfswerk nichts Sozialistisches; dagegen kann man Staatseisenbahnen wenigstens als eine Vorstufe zum Sozialismus betrachten.

In diesem Sinn wird das Wort auch heute noch gebraucht. Daneben aber kommt eine andere Bedeutung zur Geltung: man wendet das Wort Sozialismus auf eine Gesinnung an, nämlich auf die Gesinnung, die das Wohl des Einzelnen für weniger wichtig hält als das Wohl der Gesamtheit, auf eine sittliche Haltung, nämlich auf die Haltung, die alles freudig für die Gemeinschaft opfert. Sozialismus im Sinne einer bestimmten Wirtschaftsordnung ist abhängig von einer bestimmten Entwicklungsstufe der Produktionskräfte und der Technik, ebenso wie von der Bevölkerungsdichte; Sozialismus als Gesinnung ist nichts als ein neuer Name für eine Tugend, die, als Ideal und als Wirklichkeit, im Menschengeschlecht immer lebendig war. (Allerdings in mehr oder weniger hohem Grade.)

Faßt man Sozialismus in diesem Sinne auf, dann war Sparta ein sozialistischer Staat, und dann besteht das Wort, Preußentum sei Sozialismus, zu Recht; dann ist das Winterhilfswerk eine sozialistische Tat, dann kann eine Schulklasse eine sozialistische Gemeinschaft sein (und ist es oft gewesen), und so weiter. Es gibt unendlich viele Nuancen dieses Begriffs: Sozialismus als einfachste Kameradschaftlichkeit, Sozialismus als Einsatzbereitschaft bis zum Äußersten, Sozialismus als Gesinnung, deren Kraft Staat und Wirtschaft nach Form und Inhalt revolutionär umgestalten soll. Beinahe jeden Tag nimmt das Wort „Sozialismus" neue Begriffsinhalte in sich auf.

Außerdem aber nimmt das Wort „sozialistisch", allerdings weniger in der Literatur als im täglichen Sprachgebrauch, noch eine andere Bedeutung an: es wird einfach gleich „sozial" gesetzt. Der Gebrauch von Sozialismus = sozialistischer Gesinnung verleitet natürlich sehr dazu; denn wenn Sozialismus eine sittliche Haltung ist, wodurch unterscheidet er sich dann eigentlich noch von sozialer Gesinnung?

Nun, es besteht schon noch ein Unterschied. Sozial gesinnt sein heißt: aus Liebe für den Nächsten opfern; sozialistisch gesinnt sein heißt: aus Pflichtbewußtsein für die Gemeinschaft opfern. Das Winterhilfswerk ist also teils sozialistisch, teils sozial; wenn ich einem Bettler einen Rock gebe, handle ich nicht sozialistisch, sondern sozial. Die Begriffe gehen natürlich ineinander über; aber gerade das Beispiel vom Bettler zeigt, daß sie sich auch schroff gegenüberstehen können: der heutige Staat, der für den Sozialismus (als Gesinnung) arbeitet, warnt vor Gaben an Bettler.

Decken sich auch die Begriffe Sozialismus als Gesinnung und Sozialismus als Wirtschaftsordnung teilweise? Gewiß. Sozialismus als Wirtschaftsordnung ist zwar in erster Linie abhängig von einer bestimmten Entwicklungsstufe der Produktionskräfte, aber wahrscheinlich doch nicht möglich, ohne daß in den Menschen die sozialistische Gesinnung noch stärker ausgeprägt ist als bisher. Andererseits will ja, wie gesagt, auch der Sozialismus als Gesinnung ändernd auf die Wirtschaftsform wirken. Die verschiedenen Begriffe sind also nicht nur durch den Gleichlaut des Wortes, sondern auch durch inhaltlichen Zusammenhang aneinander gekettet.

Aber gerade daher kommen die Unklarheiten und die Mißverständnisse, auf die ich in diesem Artikel hinweisen wollte. Man verlange nun bitte von mir nicht, ich solle scharfe Definitionen aufstellen oder für die verschiedenen Begriffe neue Wörter erfinden. Nein, mein bescheidener Vorschlag ist lange nicht so anmaßend; ich rate nur, die Wörter „Sozialismus" und „sozialistisch" vielleicht etwas weniger zu gebrauchen und, wenn man sie schon anwendet, wenigstens ungefähr zu sagen, was man darunter versteht. Schon auf diese Weise würden sich wahrscheinlich manche Mißverständnisse beseitigen lassen.

Georg Friedrich

Verantwortung

... Worin eine sozialistische Regierung von ihren Vorgängerinnen abzuweichen hat, das ist gerade die organisatorische Durchdringung des Wirtschaftskörpers mit Verantwortung gegenüber einem der Volkswohlfahrt dienenden Wirtschaftsplan, und zwar bedeutet dieses Abweichen etwas Grundsätzliches; denn ein Plan mit Lücken gleicht einem Leitungsrohr mit Löchern. Das alte System ist wegen seiner Lückenhaftigkeit und Ungerechtigkeit und nicht etwa wegen systematischer Planlosigkeit zusammengebrochen. Der imperialistische Kapitalismus war wahrhaftig nicht planlos, aber er kümmerte sich um die Volkswohlfahrt nur im Sinne der Beschwichtigung und um den ökonomischen Ertrag nur im Sinne des kapitalistischen Profits. An diesen Denkfehlern wird nichts geändert, wenn man an die Stelle der Privaten den Staat als Kapitalisten setzt, im übrigen aber alles beim alten läßt.

Das neue System würde ... ebenso scheitern wie das alte System, wenn es nicht beispielsweise seine Außenhandelspolitik planmäßig davor bewahrte, wiederum zu einem Kartenhaus zu entarten, das über Nacht umgeblasen werden könnte. Die Planwirtschaft ist nicht nur ein aus fiskalischen Nöten entspringendes und zur Milderung sozialer Härten erfundenes Problem, sondern das Grundprinzip jeder sozialistischen ... Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik ... Der deutsche Sozialismus bedarf wahrscheinlich einer immerwährenden Umkonstruktion seines Planes und äußert sich deswegen in immerwährend fühlbaren Rücksichten des Individuums gegen die Gemeinschaft. Der deutsche Sozialismus hat sich so frühzeitig und so ehrlich wie möglich in seiner ganzen Härte zu offenbaren und vor nichts so sehr zu hüten wie vor dem Anschein, als ob er ein weichliches Schlaraffien hervorbringen könnte ...

Wichard von Moellendorff

Denket nicht voraus und sehet nicht zurück! Beides bringt Unruh. Der gegenwärtige Augenblick muß eure Wohnung werden; darin findet man allein Gott und seinen Willen.

Tersteegen

Mr. Gilmans Ende

Von Paul Heinkel

Mr. Gilman, Lawrence Jim Gilman, saß völlig erledigt im Orange Grove des Everglades-Club; und um die Wahrheit zu sagen: er roch etwas mehr nach Whisky, als man im exklusivsten Klub Tampas gewohnt war.

Ein anderer als Mr. Gilman hätte sich das nicht erlauben können. Aber Mr. Gilman hatte, wie er in gewissen Momenten keineswegs zu verhehlen gesonnen war, „Tampa, das Paradies Floridas" zu dem gemacht, was es neben Palm-Beach und Miami war.

Ja, verdammt nochmal, hätte damals die Manhattan Trust Company auch nur einen Penny in diese gottverlassenen Nester am Golf von Mexiko gesteckt, wenn nicht er, Mr. Gilman — rechte Hand Cooks —, die lahme Fantasie des Präsidenten für seine Pläne zu begeistern gewußt hätte?

Es wäre ihr nicht eingefallen!

Was war denn da, bevor er, Mr. Gilman, gekommen war: ein paar winzige Kaffeehäuser, ärmliche Hahnenkämpfe, verlauste Kreolen und draußen auf dem Golf ein Dutzend klapprige Ruderboote!

Wo waren denn die exotischen Parkanlagen und die wundervollen Terrassen, auf denen abends die künstlichen Monde aufleuchten? Wo waren denn die maurischen und venezianischen Paläste, die Renaissanceschlösser und mondänen Hotels mit russischen Zwiebeldächern und ganz erstklassigen Riesenmarmorhallen!

Wer hatte es denn nun eigentlich zuwege gebracht, daß zwischen Frisco und Havana, zwischen Singapore und Yokohama, in Benares und Oberammergau Leute auftauchten, die nicht allzulange vorher noch Lebensversicherungen abschlossen, bevor sie mit dem Omnibus in die Kreisstadt fuhren?

Vielleicht er, Mr. Gilman?

Gewiß: es gab zuvor auch so etwas wie einen Reiseverkehr. Kurzsichtige deutsche Oberlehrer fuhren im Lodenhemd nach Griechenland, um an den dort massenhaft herumliegenden Skulpturen den Unterschied zwischen dorischem und korinthischem Baustil festzustellen, und die Akropolis war für klapperdürre Engländerinnen genau so ein Fotografiermotiv wie der Markusplatz in Venedig. Es gab auch vorher schon verrückte Hühner, die unter romantischen Schauern in Paris auf dem Friedhof Montparnasse das Grab Baudelaires aufsuchten oder in Ravenna andächtige Stielaugen machten, weil dort Lord Byron ein paar Tage lang in die Gräfin Guiccioli vernarrt gewesen war. Die breiten Massen kamen weder für seriöse Kunstgenüsse noch für erstklassige Sensationen in Frage.

Da hatte Cook ihn, Mr. Gilman, beauftragt, die Erde in preiswerte Reiserouten aufzuteilen. „Entreißen Sie", hatte er zu ihm gesagt: „die wertvollsten Kulturdenkmale der Erde der Vergessenheit und bieten Sie bei niederen Preisen erstklassige Verpflegung, Beförderung und Unterkunft!"

Zum Teufel, das war eine Aufgabe, die sich gewaschen hatte!

Mr. Gilman erinnerte sich noch an jenen denkwürdigen Tag, als sein erster Transport in Granada die Gärten der Alhambra bevölkerte und in Cordova mit Müh und Not das Interesse der Erlebnisdurstigen von den rassigen Sarazeninnen (keine Komparserie!) auf die uralte Moschee gelenkt werden konnte, „wo der Marmor, der Porfyr und der Jaspis in Farben von sinnlicher Schönheit brennen".

Er hatte u. a. Italien neu erschlossen: Parma, „die Stadt Corregios", mit der „prunkvoll kalten Grabstätte des rätselhaften Paganini auf dem Campo Santo"; Ravenna, „umwittert von den Moderdüften einer verwesten Kultur", wo gleich neben dem Grabmal Dantes eine garantiert echte Osteria die Reisenden vollauf zufrieden stellt; Florenz, Venedig usw. usw.; Rom natürlich, vollgepfropft von den „ehrwürdigsten Fragmenten der Menschheit", mit der bisher unerreichten Riesensensation seiner 329 Kirchen, deren Gesamteindruck von nichts in den Schatten zu stellen ist. Weder von Notre-Dame noch vom Kölner Dom oder der Sofienkirche in Konstantinopel.

Das alles hatte Mr. Gilman in ganz großer Aufmachung den Massen ins Blickfeld gerückt; er hatte ihnen die Kultur der Maya auf Yucatan ebenso erschlossen wie die unübertroffenen Kunstschätze der kaiserlichen Villa von Katsura, von denen selbst die meisten Japaner keine blasse Ahnung haben.

Er hatte die Erde wieder interessant und sehenswert gemacht. Zu den kulantesten Bedingungen, die in der Branche bisher zu erreichen waren. Er hatte auf den alten südamerikanischen Gebirgspfaden, einst von spanischen Conquistadoren begangen, seine Routen eingerichtet, er hatte die Gebeine des Kolumbus (garantiert echt) in der Kathedrale von San Domingo der Vergessenheit entrissen, hatte im Altaigebirge die Reisenden auf Spuren Dschingis-Khans gehetzt, die Flathead-Indianer zu einer Bombensensation allerersten Ranges gemacht, hatte erlebnishungrige Weiber auf dem Camp de Transportation bei Cayenne tätowierte Sträflingskörper bestaunen lassen, bevor die Bedauernswerten auf die Teufelsinsel verladen wurden; er hatte auf erstklassigen Küstendampfern dem Amazonas entlang nie erreichte Urwaldschauer geboten, hatte ...

Aber wozu das alles? Wozu?

Jetzt, wo sich der traurigsten aller Welten anscheinend nicht eine Attraktion mehr entquetschen ließ, die sich unter Fachleuten sehen lassen könnte. In vier Wochen sollten die neuen Reiseprospekte herauskommen, und er hatte noch keinen Dunst davon, was er Neues offerieren könnte.

Und Neues mußte herausgebracht werden. Um jeden Preis!

Selbst die spottbilligen und hochsensationellen Löwenjagden am Kongo waren in der letzten Season ein glatter Mißerfolg gewesen. Die Kundschaft war bereits so verwöhnt, daß ihr auch nichts mehr imponierte. Ein Commis aus der Herrenkonfektion hatte sich z. B. erlaubt, Mr. Gilman zu schreiben, daß die Löwen in keiner Weise den Anforderungen entsprochen hätten, die ein Erholungssuchender stellen kann. Jeder kleine Börsenmakler habe in einer halben Stunde saftigere Aufregungen, als jemals von dieser Sorte minderwertiger Löwen zu erwarten sei. Eine Mrs. Lambs aus Dallas (Oklahoma) hatte die Propaganda für die Ia mittelalterlichen Originalarbeiten an der Kathedrale von Chartres für den unverschämtesten Bluff erklärt, der ihr je vorgekommen sei. Nur wer die Methodistenkirche in Dallas (Oklahoma) noch nicht gesehen habe, könne sich schließlich für derartige Machwerke begeistern.

Es war einfach zum Verrücktwerden. Die Leute waren durch nichts mehr zufriedenzustellen. Sie gähnten das gewiß fabelhafte Grabmal Theodorichs genau so an wie die Aphrodite von Kyrene, und die „betörende Nachtluft Andalusiens" bewirkte nur bei ihnen, daß sie um eine Idee leidenschaftlicher nach dem Nachtessen riefen.

Ein Gespenst tauchte vor Mr. Gilman auf, verhängnisvoller als das Gespenst der Krise.

Das Gespenst der Langeweile.

Er starrte mit verglasten Augen auf die leeren Sessel des Everglades-Clubs, und das Gewimmer des Hawaii-Orchesters

Der Vatikan und Polen

Beim Vatikan besteht seit etwa zehn Jahren eine „Pro-Russia-Kommission". Die Aufgabe dieser Kommission (über die in der S.-Z. schon vor längerer Zeit einmal gesprochen worden ist) besteht darin, die Missionierung Rußlands vorzubereiten. Die Entwicklung der kirchlichen Lage in Rußland wird genau verfolgt, zukünftige Priester werden mit der russischen Sprache und den russischen Verhältnissen vertraut gemacht und an den Grenzen Rußlands werden Stützpunkte geschaffen. Der Vatikan hofft offenbar, daß eines Tages die Kirchen in Rußland wieder mehr Freiheit bekommen werden und daß dann die römisch-katholische Kirche, mit den Sünden der russischen Vergangenheit weniger belastet als die griechisch-katholische, einen guten Boden vorfinden werde.

Um den Einbruch nach Rußland zu erleichtern, hat die „Pro-Russia-Kommission" in den letzten Jahren versucht, in Staaten, die an Rußland grenzen, vor allem in Polen, den sogenannten „slawisch-byzantinischen Ritus" zu stärken und neu zu beleben.

Zur Überwindung der Spaltung in römische und in griechische Katholiken ist einst die griechisch-uniierte Kirche geschaffen worden, zu der heute noch die uniierten Griechen, die uniierten Ruthenen (in Polen und in der Ukraine), die uniierten Rumänen, die armenische Kirche und einige Sekten wie Kopten u. a. gehören. Ihr Ritus ist ähnlich dem der griechisch-katholischen Kirche; auch ist dem niederen Klerus die Ehe gestattet. Aber: sie erkennt die Oberhoheit des Papstes an. Diese Kirche (die sich im Laufe der Jahrhunderte zu einer Art Nationalkirche der Ruthenen entwickelt hat) wurde von der „Pro-Russia-Kommission" als das gegebene Bindeglied zwischen römischen und griechischen Katholiken betrachtet; die zukünftig in Rußland zu gewinnenden Gläubigen sollten sich nicht der römisch-katholischen, sondern der griechisch-uniierten Kirche anschließen.

Das war für die Zukunft vielleicht klug gedacht, zunächst aber stieß der Vatikan bei der Ausführung dieses Gedankens auf den Widerstand des polnischen Staates und des polnischen Episkopats.

Die polnische Bevölkerung ist zu drei Vierteln römisch-katholisch, und in dem Jahrhundert, in dem Polen ein Teil Rußlands war (1815—1916), war der römisch-katholische Glaube eine starke Stütze der polnischen Freiheitsbewegung; auch heute noch betrachtet der Staat die römisch-katholische Kirche Polens als eine Hilfe bei dem Werk der nationalen Einigung. Eine Stärkung der griechisch-uniierten Kirche in Polen, so sagte sich der Staat, dient nur der Zersplitterung.

Die römisch-katholische Kirche Polens aber fühlte sich in ihrer missionarischen Tätigkeit gehemmt. Sie sucht die griechischen Katholiken und andere Gläubige unter den slawischen Völkern für die römische Kirche zu gewinnen; die Stärkung der griechisch-uniierten Kirche muß ihr als lästige Konkurrenz erscheinen.

So kam es zu immerwährenden Spannungen zwischen dem polnischen Staat und der römisch-katholischen Kirche einerseits und dem Vatikan andererseits. Bei diesen Auseinandersetzungen stand auch die griechisch-katholische Kirche Polens auf Seiten des Staates; denn für sie ist die griechisch-uniierte Kirche ebenfalls eine Konkurrenz; auch ist sie, seit sie sich vor einigen Jahren mit Hilfe der Warschauer Regierung von der russischen Kirche getrennt hat, mit dem Polentum so eng verbunden, daß sie, ebenso wie der Staat, nur ungern eine Kirche neben sich sieht, in der sich nationale ukrainische oder weißrussische Tendenzen in den Vordergrund drängen.

Deshalb hat der Vatikan jetzt schließlich nachgegeben. Er hat bestimmt, daß die „Pro-Russia-Kommission" künftig nicht mehr für die Neubelebung des „slawisch-byzantinischen Ritus" und die Stärkung der griechisch-uniierten Kirche, sondern für die Ausbreitung des lateinischen Ritus unter den slawischen Völkern tätig sein, d. h. daß sie nicht mehr gegen, sondern zusammen mit der römisch-katholischen Kirche Polens arbeiten solle.

Das ist ohne Zweifel ein Erfolg der Regierung und der römisch-katholischen Kirche Polens. Es bedeutet aber wahrscheinlich auch eine Stärkung des vatikanischen Einflusses im Osten. Die neugegründeten Staaten im Osten und Südosten haben sich nicht sehr gut mit dem Vatikan gestellt. Aber allmählich dringt der Vatikan doch vor. Von Ungarn (oder gar von Österreich) braucht man ja nicht zu reden. Aber auch die Beziehungen des Vatikans zur Belgrader Regierung scheinen sich zu bessern, und selbst mit Prag soll jetzt verhandelt werden.

Im Rahmen dieser Tätigkeit des Vatikans (die häufig Hand in Hand mit der Politik des weltlichen Rom geht) muß auch die scheinbar geringfügige Anordnung betrachtet werden, daß die „Pro-Russia-Kommission" sich nicht mehr mit der Stärkung des „byzantinisch-slawischen Ritus" zu beschäftigen habe.

Helmut Reichert

Zuständigkeiten

Das „Frankfurter Volksblatt" hat eine Tabelle der Zuständigkeiten der hessischen Enklave Steinbach im Taunus zusammengestellt. Da heißt es:

„Politisch gehört Steinbach zu dem Obertaunuskreis Oberursel, kommunalpolitisch zur Kreisleitung Offenbach. Dort ist auch das zuständige Amtsgericht, das Vermessungsamt, das Kreisgesundheitsamt, das Hochbauamt. Für das Steuerwesen ist viel zu merken: für die Steuerveranlagung ist das Finanzamt Offenbach-Land zuständig, für die Erhebung der Reichssteuern, Kirchensteuern, Brandsteuer aber die Finanzkasse Bad Homburg, die Erbschaftssteuer hinwiederum ist nach Frankfurt-West, die Schlachtsteuer zur Abwechslung an das Landratsamt Bad Homburg, die Hundesteuer an das Hauptzollamt Frankfurt-Domplatz zu entrichten.

Die Allgemeine Ortskrankenkasse ist in Offenbach, das Kreiskrankenhaus in Langen. Die Arbeitsvermittlung übernimmt das Arbeitsamt Frankfurt, aber die Arbeitslosenmeldestelle ist in Bad Homburg. Die Fleischbeschau überwacht das Kreisveterinäramt Offenbach, für die Freibank ist Neu-Isenburg zuständig. Die Kreisabdeckerei befindet sich in Heusenstamm. Die Landwirte gehören in der Bezirksbauernschaft zu Bad Homburg, in der Kreisbauernschaft zu Hessen-Nassau—Süd-Wiesbaden. Das Landwirtschaftsamt ist in Friedberg. In der Forstverwaltung gehören wir zum Forstamt Obereschbach, in der Obstbauinspektion zu Groß-Umstadt. In der Feuerwehrinspektion wieder zu Neu-Isenburg. Das Pfarramt untersteht dem Dekanat Kronberg. Die Bezirkssparkasse kommt von Vilbel. Die Landesregierung ist in Darmstadt, das Landesfinanzamt in Kassel."

Auch eine Kritik

Über das Buch „Das Herz ist wach" (das auch in der S.-Z. besprochen worden ist) findet sich im „Deutschen Volkstum" (April-Heft) folgende Kritik:

„Schlechte Bücher, die Erfolg haben, sind immer interessant, weil sie Zeitkrankheiten zum Vorschein bringen. Unsere liberalen Bildungsschichten, die sich furchtbar leid tun, weil die Angelsachsen sie bedauern, daß sie unter die Barbaren geraten seien, geben einen infektionösen Schmöker weiter, der den bemerkenswerten Titel trägt: „Das Herz ist wach!" Einige sechzig Tausend davon gehen um. Es ist ein Weiberbuch. Das stärkste daran ist das Parfum, ein penetrant liberales Parfum. Es ist also ein Briefwechsel, schon das ist schrecklich gebildet, zwischen Philemon und Baucis. Philemon ist ein sechzigjähriger Engländer mit einem Schloß am Lac Leman, und Baucis ist eine vierzigjährige deutsche Frauenbewegte, die soviel Vorträge halten muß, daß sie einen dringend benötigten Liebesbrief nur in der Nacht zwischen zwei Zügen auf dem Bahnhof in Hannover schreiben kann. Trotzdem nimmt sie der Engländer, der genau so ist, wie ihn sich die Verfasserin denkt. Er nimmt sie halt, weil sie eben beide aus dem Schatten der Zivilisationszitadelle in Genf geschnitten sind. Pindar, Beethoven, Rilke und dazwischen immer ein Vortrag ersetzen, was sonst zu einer handfesten Liebschaft gehört. Zitate — jawohl! Bildung — so viel ihr haben wollt! Vorträge — mehr als ihr ertragen könnt! Über die Grenzen zigeunernde Bourgeoisie — alles, alles, aber nur keine Kinder aus dieser deutsch-englischen Ehe. Und gerade darauf, Madame, wäre es angekommen ..."

Der Irre

Bei einem Irren trat nach langen Jahren geistiger Umnachtung wieder Klarheit ein. Vor seiner Entlassung bekam er einigemal mit seinem Wärter Stadturlaub, um sich langsam in dem ganz und gar fremd gewordenen normalen „Draußen" zurechtzufinden.

Der Wärter führte ihn mit Absicht immer mehr von abseitigen Wegen auch an Orte, wo die Geschäftigkeit und der Lebensdrang der Menschen brandete. Staunend sah der Kranke das ganze Treiben an und fragte dann mit unsicherer Stimme: „Ischt des normal?"

Viele erkaufen die Hölle mit so großer Anstrengung, daß sie den Himmel halb so billig haben könnten.

Thomas Morus († 1535)

Sicherheit Vorbedingung

Während der letzten Monate sind bei uns eine ganze Anzahl Autoführer, die Verkehrsunfälle verschuldet hatten, zu harten Freiheitsstrafen verurteilt worden. Und vielleicht hat mancher Zeitungsleser sich darüber verwundert oder — je nach der Einstellung — die Verurteilten heimlich sogar bedauert. Aber mit Unrecht. Denn worum es sich hier handelt, das ist nur die deutsche Form eines Kampfes, der in andern Ländern seit langem schon zäh und zielbewußt durchgeführt wird und den man auf amerikanischem Boden unter das Leitwort „Safety first!" (Sicherheit Vorbedingung!) gestellt hat.

Daß Verkehrssünden Sünden gegen den Geist der Gemeinschaft sind, — diese Einsicht soll und muß sich auch bei uns allmählich durchsetzen. Und gerade der Autofahrer, der sich nur allzu häufig bisher als unumschränkter Herr der Landstraße zu fühlen gewöhnt war, hat es nötig, sich mit Nachdruck daran erinnern zu lassen, daß Fußgänger und Radfahrer schließlich ebenfalls Menschen sind.

Besonders streng verfährt man, wie die Gerichtserkenntnisse lehren, gegenüber den Führern von Auto-Omnibussen, und auch das hat seine gewichtigen Gründe.

Je mehr Menschen dem Lenker eines Fahrzeuges unmittelbar anvertraut sind, um so größer ist offenbar ja seine Verantwortung. Und der Führer eines Omnibusses gleicht in dieser Hinsicht fast schon dem Leiter eines kleinen Staates, der all seine Kräfte und Fähigkeiten voll in den Dienst seines Landes zu stellen hat, ohne — nach deutscher Auffassung wenigstens — an die Befriedigung persönlichen Ehrgeizes zu denken.

Er darf nicht Rekorde erringen oder schlagen wollen, darf nicht darauf bedacht sein, es anderen, mit stärkerem Motor ausgestatteten Wagen um jeden Preis gleichzutun, darf nicht rücksichtslos überholen und dadurch die Gefahr eines Zusammenstoßes mit seinen unabsehbaren Folgen heraufbeschwören und darf erst recht natürlich nicht die für die Allgemeinheit gültigen Verkehrs- und Warnungszeichen mißachten, — in dem törichten Wahn, ein so großer Wagen wie der seine habe überall das Vorrecht. Sondern gerade weil der von ihm geführte Wagen größer als andere ist und mehr Insassen zählt als diese, hat er doppelt vorsichtig zu sein, wenn er nicht an einem Massenunglück schuldig werden will.

In gewisser Hinsicht ist er ohne Zweifel schlimmer daran als die Führer wendigerer Gefährte. Manche Straßen, besonders in kleineren Ortschaften, sind heute noch außerordentlich enge, und es bedarf großer Geschicklichkeit, einen auch nur einigermaßen umfänglichen Omnibus ohne Anstoß durch sie hindurchzusteuern. Und gerade an solchen gefährlichen Stellen sieht man die Fahrer oftmals doch ein Tempo einschlagen, daß einem vom bloßen Anblick schon angst und bange werden kann.

Ähnlich aber verhält es sich mit den bei dem bestehenden Straßensystem leider nicht seltenen unübersichtlichen Strecken der Fahrbahn. Wer auf ihnen nur danach trachtet, wie er „aufholen" und womöglich den Fahrplan um ein paar Minuten verbessern kann, der handelt geradezu gewissenlos und sollte die längste Zeit Omnibusführer gewesen sein.

Zumeist merken die Insassen des Omnibusses gar nichts davon, wenn in solcher Weise mit ihrem Leben und ihrer Gesundheit gespielt wird. Oder sofern sie es merken, sind sie wohl gar verblendet genug, ihrem Führer die Stange zu halten, ja ihn in seiner fahrlässigen und leichtfertigen Handlungsweise noch zu bestärken, — sei es, daß es ihnen wirklich besonders eilt, sei es, daß sie nur einfach von dem besessen sind, was man sehr richtig den Autofimmel genannt hat. Und derartige Fahrgäste trifft, wenn auch in abgeschwächtem Maße, der gleiche Vorwurf wie ihn: der Vorwurf mangelnder Gewissenhaftigkeit.

Bezeichnenderweise sind aber gerade diese mit dem Munde so mutigen Leute die ersten, die sich, wenn ein Unglück geschehen ist, alle Schuld auf den Fahrer abzuwälzen bemühen. Die Gerichtsverhandlungen bezeugen das mit einer höchst unerfreulichen Regelmäßigkeit. Denn es ist erstaunlich, wie viele dann plötzlich das traurige Ende vorausgesehen und vergeblich ihre warnende Stimme erhoben zu haben behaupten.

Mehr Verantwortungsgefühl! kann man da nur immer wiederholen. Und: besser Vorsicht üben, als Nachsicht fordern!

Sicherheit Vorbedingung! Dieses Leitwort verdiente wirklich, auch unsern Automobilisten — und nicht nur den

---

klang ihm wie das Röcheln einer verendenden Epoche. Verzweifelt stürmte er über die echten Renaissance-Marmorterrassen hinunter an den Golf. Der betäubende Duft rotgeflammter Pagnonias verwirrte vollends seine armen Sinne. Schlagzeilen schwirrten wie verirrte Nachtvögel durch sein erhitztes Gehirn: „Isola Bella, die Perle des Lago Maggiore", „Grabsteine auf den Spuren Tamerlans", „Herbst in Parma", „Im Wunderreiche der Montezumas", „Die stolze Pracht Toledos", „Der Zauber der Tierra Caliente" ...

Es war alles nichts!

Nocheinmal suchte er einen festen Gedanken zu fassen. Aber er war am Ende. Willenlos taumelte er in die Nacht hinein.

Man fand ihn andern Tags erschossen unter einem Riesentransparent: „Tampa, das Paradies Floridas".

Straßenbau

Die Straße war alt geworden. Ihre Haut war wellig und zerrissen, gequetscht von den vielen Rädern der Wagen, zerschlagen von den Hufen der Pferde. Sie erschien wie das Gesicht eines alten, müden Menschen, ungleichmäßig und voller Furchen. Und sie stieß und warf die Wagen, die darüber fuhren, hin und her, unwillig, da sie doch nichts mehr taugte zum Dienst.

Eines Tages kamen Arbeiter mit Hacken und Schaufeln. Eine schwere Dampfwalze rollte auf die Straße, daß sie stöhnte, und hinterher an einer dicken Kette fuhr ein kurzer, gedrungener Kasten auf kleinen, massiven Rädern. Die Dampfwalze hielt, elegant sauste das glatte Schwungrad, getrieben von einem beinahe zierlichen Gestänge. Wie ein Spielzeug war das anzusehen auf dem schweren Leib des Kessels und dem noch gewaltigeren Rund der Walzräder.

Der kleine Kasten an der Kette hielt auch an, und wie er so dasaß auf der Erde, schien es als würde er sich verbeißen in die Straße, widerwillig geduckt und beharrlich an seinem Platze.

Der Arbeiter auf der Dampfwalze spielte an einem Rad. Behend flog es durch seine Finger. Er rückte an einem Hebel. Die Triebstangen schleuderten los. Der Zylinder spie Dampf. Gespannt voll Kraft fuhr die Walze an, daß sich die Kette hinterher straffte und ächzte. Der festgebissene Kasten ließ nicht los. Zwei-, dreimal ruckte die Walze, dann kam das kleine Ding ins Rutschen. Wie ein widerwärtiger Hund hinter einer alten Gouvernante wurde er von der Walze gezerrt. Mit allen Krallen hielt er sich an der Straße fest, sprang auf und hielt sich wieder, krachte, schleifte und schrie. Das war kein kleiner Hund mehr, ein Wolf zerbiß im Festhalten die alte Straße. Steine flogen und der Sand knirschte auf, und wie von wildem Knurren war das Einhaken seiner eisernen Zähne vom Zerbrechen der Straßendecke begleitet.

Es war ein höchst lächerlicher Anblick, wie die große Dampfwalze den zornigen Straßenhund, diesen bissigsten aller Köter, hin und her schleifte, wie sie sich stemmte und zog, pustete und wieder verschnaufte. Und immer wieder ging es schonungslos auf und ab. Der bemitleidenswerte Hund machte die tollsten Sprünge, fraß sich immer wieder im Boden fest und wurde immer wieder losgerissen.

Nach kurzer Zeit war die Straße ein wüstes Trümmerfeld von Steinen, Asfaltschutt und Sand. Die Schaufeln der Arbeiter räumten sie leer, während die Walze schlief und der Hund sich noch zu schütteln schien vor Zorn und Widerspruch. Lastwagen fuhren den Schutt ab, brachten neue Steine, schöne, gleichmäßige Brocken, frisch aus den Steinbrüchen und voll von dem fremdartigen Geruch des Berginnern.

Die Arbeiter breiteten den Basaltschotter über die Straße aus, gossen Ströme von Wasser darüber und die Dampfwalze preßte sie ein. Man konnte den Druck des riesigen Gewichtes deutlich wirken sehen. Die Steine ruckten zusammen, immer enger und gleichmäßiger schlossen sie sich aneinander, wo die Walze darüber malmte. Zuletzt wurde noch feiner Sand mit Wasser hineingeschlämmt.

Der Unterbau der neuen Decke war fertig, ziemlich eben und von heller, graubrauner Farbe. Zu beiden Seiten faßten ihn halbmeterbreite Streifen gepflasterter Wege ein, die noch handbreit über ihn hinausragten.

Nach ein paar Tagen war die Straße getrocknet. Leute mit scharfen Besen fegten sie vom Sand vollkommen frei, daß die Fugen zwischen den Schottersteinen bloß lagen.

Inzwischen waren große Haufen einer schwarzen, klebrigen Masse abgeladen worden. Das war ein Gemisch von Hochofenschlacke, Steinsplit, Teer, Asphalt und verschiedenen Säuren, die zur Erhärtung notwendig sind. Mischtrommeln hatten die Bestandteile fern von der Baustelle zusammengerührt. Mit Schaufeln, Rechen und Kratzern verteilten Arbeiter die Masse zwei bis drei Zentimeter hoch auf dem Unterbau. Um Maß zu halten, legten sie vorher gleichhohe Latten aus, die mit der Arbeit weitergeschoben wurden.

Die schwere Dampfwalze arbeitete nun schon fast außer Sichtweite. Dafür kam jetzt eine leichte Walze, angetrieben von einem Benzinmotor, die Walzzylinder zum Beschweren mit Wasser gefüllt, anzusehen wie ein kleiner Kriegstank in seiner Blechverkleidung und mit der unerschütterlichen Ruhe seines Ganges.

Ohne Mühe preßte die neue Maschine den Belag glatt. Die Ränder an den Pflasterbändern mußten von Hand noch einmal besonders festgestampft werden. Über das Ganze kam in gleicher Arbeitsweise noch eine zweite Lage der schwarzen Masse, nur feinkörniger und sorgfältiger geglättet. An den Kanten wurde noch einmal gestampft und mit jedem Stoß ward die Decke fester und zäher.

Die Walze fuhr unermüdlich auf und ab. Bald konnte man über die neue Straße gehen. Wunderbar leicht war der Gang auf dem schwarzsamtenen Grunde. Nach vierundzwanzig bis dreißig Tagen war der Belag steinhart geworden.

Da liegt nun die neue Straße, grauschwarz, eben, nur in der Mitte leicht erhöht, zieht gerade hin und schmiegt sich sanft in die Kurven. Das Leben läuft darüber, Räder rollen, tausend Räder, kaum hörbar. Pferdehufe klappern eilig und dumpf. Fahrräder flitzen und die Menschen gehen. Die neue Straße ist schön und glatt wie das Gesicht der Jugend.

Ernst Pfau

Literatur

Christoph Schrempf. Die oben unter der Überschrift „Filosofie für alle" wiedergegebenen Abschnitte stammen aus dem schon kürzlich hier empfohlenen Büchlein Schrempfs „Über Gemeinverständlichkeit als Aufgabe der Filosofie" (Fr. Frommanns Verlag, Stuttgart, Preis 50 Pfg.). — Wer sich über Schrempf orientieren will, dem empfehlen wir die Schrift „Im Banne des Unbedingten", in der sich vor fünf Jahren Hermann Hesse, Otto Engel, Anna Schieber, Wilhelm Nestle, Ferdinand Stäbler, Johannes Herzog, Theodor Häring und Dr. Owlglaß über ihn geäußert haben (Fr. Frommanns Verlag, Preis broschiert 1 Mark, gebunden 1,50 Mark). — Von Schrempfs Gesammelten Werken, „einem der größten Denkwerke in deutscher Sprache", wie A. Sieburg einmal gesagt hat, sind in Frommanns Verlag bis jetzt 11 Bände erschienen; zwei weitere stehen noch aus. Geplant sind außerdem zwei Ergänzungsbände, für die Subskribenten gesucht werden. Näheres durch Fr. Frommanns Verlag, Stuttgart, Kasernenstr. 52, Tel. 60401, oder durch Herrn Ferdinand Stäbler, Stuttgart-Degerloch, Werastraße 4.

freilich am meisten betroffenen Omnibusführern — bei jeder Gelegenheit eingeprägt zu werden. Der gewaltige Aufschwung, den der Autoverkehr dank der fürsorglichen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen der Regierung bei uns genommen hat, macht eine straffe Fahrdisziplin, macht Behutsamkeit und sorgfältigste Befolgung der Verkehrsregeln zur gebieterischen Notwendigkeit, — ganz abgesehen davon, daß schon die bloße Achtung vor dem Volksgenossen dazu verpflichtet.

Unser deutsches Volk ist in so vielem für die Welt vorbildlich geworden. Sollte es da nicht möglich sein, zu erreichen, daß es auch auf dem für die Gegenwart so unendlich bedeutungsvollen Gebiet der Straßenordnung einmal heißen könnte: Deutschland in der Welt voran!?

Franz Krämer

In den Vereinigten Staaten von Amerika sind im Jahr 1934 im ganzen 882 000 Autounfälle vorgekommen, wobei es 36 000 Tote gab.

Filosofie für alle

Wenn wir von dem Zweck der Filosofie ausgehen, sollten wir hoffen dürfen, daß es eine zugleich strenge und gemeinverständliche Filosofie gebe. Denn dieser Zweck war immer und überall die Gewinnung einer allgemeinen Welt- und Lebensanschauung. Es ist aber nicht bloß ein Bedürfnis des Gelehrten, eine Weltanschauung zu haben, sondern ein allgemeines Lebensbedürfnis; denn sein Entstehen ist nicht an ein gewisses Maß des Wissens gebunden, sondern ist eine Stufe in der allgemeinen Entwicklung der Persönlichkeit.

Das Leben selbst nötigt den Menschen, daß er das Einzelne in seinem Leben als Teil eines ganzen Lebenslaufs, und wieder sein, des Einzelnen, Leben als Teil eines Volks-, ja Weltlebens zu begreifen sucht; daß er sich gar die Frage vorlegt, woher das Leben überhaupt stamme, wohin es führe, welchen Sinn es für ihn und alles Lebendige habe, das Leben zu durchleben. Und es liegt in der Natur der Sache, daß jeder auf diese Fragen eine Antwort haben will, die ihn persönlich überzeugt, auch wenn er sie nicht selbst gefunden hat. Es ist also für die Weltanschauung wesentlich, daß sie selbständig ist, und erst die selbständige Weltanschauung macht die selbständige Persönlichkeit.

Nun erheischt es aber die Gesundheit eines Volkslebens, daß die selbständige Persönlichkeit nicht nur in gewissen Ständen zu suchen, nicht an eine gewisse Vorbildung geknüpft ist; und tatsächlich findet sie sich auch in allen Ständen und allen Bildungsstufen. Es sollte also eine wirkliche Filosofie geben, die im strengsten Sinne gemeinverständlich wäre; das heißt: die in ihrem strengen Ernste doch auch dem „Ungebildeten" zugänglich wäre, wenn er sich nur über Welt und Leben klar werden wollte.

◆

Komme ich dadurch zum Durchschauen und Überschauen des Weltlebens, daß ich das Einzelne, was ich davon weiß, verbinde? Ist die Sicherheit meines Durch- und Überschauens abhängig von der Masse des Einzelnen, was ich von der Welt weiß? Kann ich hoffen, zu einem richtigen Durch- und Überschauen der Welt und des Lebens zu gelangen, auch wenn ich sie im Einzelnen wenig und nicht genau kenne?

Die Antwort auf diese Fragen ist nahezu selbstverständlich. Zur Durch- und Überschau eines Ganzen komme ich überhaupt nicht durch Zusammenstellung des Einzelnen, was ich von ihm weiß. Das Überschauen und Durchschauen erfordert eine ganz andere Art des Sehens als die Betrachtung des Einzelnen. Ich kann von einem Ganzen nicht die Übersicht gewinnen, ohne daß ich das Einzelne übersehe; ich kann ein Ganzes nicht durchschauen, ohne daß ich durch seine Teile durchschaue, sie also nicht in ihrer Sonderexistenz sehe. Zur genauen Kenntnis eines Ganzen ist erforderlich, daß das Überschauen und das Durchschauen mit der Betrachtung des Einzelnen öfter abwechsle. Dabei ist die Erkenntnis des Einzelnen ebensosehr von dem richtigen Durchschauen und Überschauen abhängig, wie dieses von jener.

Insbesondere ist zu beachten, daß eine mit Vorliebe gepflegte, besonders eingehende Kenntnis von Einzelheiten für den Eindruck des Ganzen noch weniger günstig ist als eine ungenauere Kenntnis, wenn dieselbe sich nur gleichmäßig über das Ganze verbreitet. Denn bei dieser wird der Gesamteindruck wohl der Bestimmtheit entbehren, kann aber doch richtig sein; jene aber verleitet, das Ganze nur nach den besonders genau bekannten Teilen aufzufassen, und so wird der Gesamteindruck verfälscht.

Auf diese Weise verstehen wir, wenn je, ein jedes Ganze, dessen Teile ihren bestimmten Sinn erst durch ihre Stellung im Ganzen erhalten: also das Kunstwerk, den Organismus der Pflanze, des Tieres; Charakter und Schicksal des Menschen. So müssen wir auch die Welt zu verstehen suchen, die wir als ein solches Ganzes schon voraussetzen, indem wir überhaupt von einer Weltanschauung reden.

Man kann also wohl hoffen, zu einer Weltanschauung zu gelangen, d. h. die Welt als Ganzes zu durchschauen und zu überschauen, ohne gerade Spezialkenntnisse in der verschiedenen Wissenschaften zu haben.

◆

Über den äußeren Tatbestand der Dinge und Vorgänge in der Welt werden wir durch unsere Sinne unterrichtet. Wir wissen von der Welt, was wir durch Sehen, Hören, Tasten, Riechen, Schmecken festgestellt haben. Der Umfang der Welt, die jeder durch seine eigenen Sinne entdeckt, ist bedingt durch Ort und Zeit seines Lebens und durch die zufällige Schärfe seiner Sinnesorgane, hat daher immer seine Grenze und ist für keine zwei Menschen ganz gleich. Das wird uns bald als Mangel fühlbar, dem wir abhelfen müssen: und wir tun das, indem wir uns von andern erzählen lassen, was sie in der Welt gesehen und gehört haben. Wir lernen dadurch von ihnen, d. h. wir erweitern die Welt unserer eigenen Sinne durch ihre Welt.

Aber ... das Hinzugelernte hat nicht dieselbe Gewißheit wie das, was wir selbst gesehen und gehört haben. Auch gibt uns der Bericht anderer nur insoweit eine anschauliche Vorstellung von der weiteren Welt, die uns nicht zugänglich ist, als wir ihn uns aus der Welt unserer eigenen Sinne illustrieren können. Darum kann diese Erweiterung der eigenen Welt durch fremde Erfahrung unserer ursprünglichen Welt nicht wesentlich Neues hinzufügen: was uns ganz neu wäre, das wäre uns auch unverständlich ...

Darum kann die erweiterte Kenntnis des äußeren Tatbestands der Welt, die der Mann der Wissenschaft vor dem Laien voraushat, für den Filosofen keine entscheidende Bedeutung haben, der das Weltganze zu durchschauen und zu überschauen sucht. Er kann als Unterlage seiner Betrachtungen ganz wohl die gemeine Erfahrung benützen, die auch dem Laien zugänglich ist. Ja, es hat sich in neuerer Zeit öfters erwiesen, daß der wissenschaftliche Forscher, der als solcher Spezialist sein muß, als Filosof leicht der Versuchung unterliegt, das Ganze der Welt nach dem besonderen Gebiet zu deuten, das er allein genauer kennt. Und andererseits hat die neueste Zeit, trotz der großen Fortschritte der Einzelwissenschaften, noch keine Erklärung des Weltganzen gegeben, die ihr nicht (obschon in roher Form) das Altertum vorweggenommen hätte, also eine Zeit, wo die Gelehrtesten weniger „wissenschaftliche" Kenntnisse hatten, als heute ein ordentlicher Gymnasiast oder Realschüler.

◆

Da keine künstliche Erweiterung der Erfahrung den Schwerpunkt unseres Wissens von der Welt verrücken kann, dieser vielmehr immer in dem Wissen bleibt, das wir selbst durch äußere und innere Erfahrung erworben, mit einem Wort: erlebt haben: so genügt auch das, was jeder Laie mit seinen Sinnen und seinem Gemüt erleben kann, als Grundlage für die filosofische Betrachtung der Welt. Es sind in dieser gemein-menschlichen Erfahrung schon alle Probleme enthalten, die sich dem Filosofen aufdrängen; und wenn man es mit der Lösung dieser Probleme genau nimmt, so zeigt sich auch, daß sie weniger durch die Masse der Erfahrung bedingt ist als durch deren Kraft, Reinheit und Tiefe. Darum kann und soll die Filosofie im strengen Sinne allgemeinverständlich sein, d. h. jedem Menschen zugänglich, der Lust und Mut hat, sein eigenes Leben gründlich zu verarbeiten.

Für den, der andere zum Filosofieren anleiten will, ist es natürlich erwünscht, daß er auch die erweiterte Erfahrung der Wissenschaft besitzt; und je mehr Kenntnisse er hat (vorausgesetzt, daß sie selbständig erworben und verarbeitet sind), desto besser ist es. Aber wenn er sich seiner Wissenschaftlichkeit nicht so entkleiden kann, daß er die notwendigen Fragen und möglichen Antworten der Filosofie jedem denkfähigen und lernlustigen Menschen klar zu machen vermag, so sind sie ihm wohl selbst noch nicht so recht deutlich geworden.

◆

Der Filosof muß bei seiner Unterweisung die allgemeine Welt- und Lebenserfahrung voraussetzen, die er zu einer Welt- und Lebensanschauung klären will; er kann sich nicht an Kinder wenden, sondern nur an Menschen, die schon etwas erlebt haben. Dagegen darf er nicht voraussetzen, daß der Schüler schon wisse, was er erlebt hat; das muß er ihm vielmehr erst zum Bewußtsein bringen. In dieser Beziehung gleicht er dem Dichter, dem ein Gott gegeben hat zu sagen, was er leidet und was ihn freut, und der so uns sagen kann und oft erst sagen muß, was wir leiden, was uns freut. In der Tat sind Filosofie und Poesie urverwandt.

Indem nun der Filosof darlegt, was auf den verschiedenen Gebieten des Lebens zu erfahren ist, erinnert er den Hörer an sein eigenes Erleben und hilft ihm zugleich, aus diesem die reine Erfahrung herauszuschälen. Wir erleben nämlich die Urbestandteile des Lebens nie in reinlicher Sonderung, sondern immer in unklarer Mischung; und in der Regel fließt uns mit dem Erleben selbst eine Deutung desselben zusammen, die unsere Erzieher uns vorsorglich schon mitgegeben haben. Es will also erst gelernt sein, das Leben sozusagen elementar zu erleben und bloß zu erleben. Die Filosofie darf nicht von der rohen, darf nur von der reinen Erfahrung ausgehen ...

Wenn die elementaren Bewegungen des Lebens in das helle Licht des Bewußtseins gerückt sind, so kann die zweite Aufgabe der Filosofie in Angriff genommen werden: daß die Gesetze ihrer Wechselwirkung festgestellt, ihre Bedeutung im Haushalte des Lebens abgeschätzt und so das Dasein als einheitliches Ganze durchsichtig gemacht werde. Darin bestünde denn die Welt- und Lebensanschauung, die der Zweck aller Filosofie ist.

Was nun diese betrifft, so ist es wohl der Mühe wert, besonders hervorzuheben, was sich doch eigentlich von selbst versteht: daß ihr Erkenntniswert eben in der Anschauung liegt, die sie gewährt. Also ist für den Filosofen das Wort nur ein unentbehrliches Hilfsmittel, das Leben, das er deuten will, zur Anschauung zu bringen; und es ist ihm freizugeben, wie er diesen Zweck erreichen will. Damit ist die Herrschaft des Begriffs in der Filosofie gebrochen, unter der sie ihre Gemeinverständlichkeit eingebüßt hat.

◆

Ob der Filosof seinen Gedanken selbst wirklich verstanden hat, wird er am besten dadurch erproben, daß er ihn einem denkfähigen Laien mitzuteilen versucht.

Dabei kann man die wunderbarsten, beschämendsten Erfahrungen machen: beschämend nicht für den ungelehrten Laien, sondern für den gelehrten Filosofen.

Christoph Schrempf

Christoph Schrempf — der am heutigen 28. April seinen 75. Geburtstag begeht — ist das (einstweilen wohl einzige) Beispiel des gläubigen Christen, der sich durch eigenes Denken vom Christentum loslöst; es nicht etwa wegwirft, ohne es genau zu kennen und ernst zu nehmen, sondern es Stück für Stück, mehr ungern als gern, von sich abtut, eben weil er es ganz ernst nimmt.

Ein Weg, den vielleicht einmal hinter ihm her noch manche gehen werden; und die werden dann weiter sein als viele von uns Heutigen, die den Umweg für sich abkürzen konnten: weil sie überhaupt nie Christen gewesen sind.

Die Form, in der sich Schrempf mit Christentum und Religion, mit Gott und Welt „radikal" (bis zu den Wurzeln gehend) auseinandersetzt, ist ebenfalls einstweilen neu und wird hoffentlich später einmal Schule machen.

Es ist die völlige Ablehnung der alten scholastischen Methode, die auf dem Gebiet der sogenannten Geisteswissenschaften immer noch herrscht. Während sich z. B. in der Naturwissenschaft die Sachlichkeit, die Loslösung von Überlieferung und Autorität, das „Experiment" längst durchgesetzt hat, schleppen sich Filosofie und Theologie immer noch im toten Fahrwasser abgestandener Begriffe und hingenommener Tradition dahin. Sie sind, wie Schrempf sagt, ein Fortspinnen vorhandener Meinungen mit einem Seitenblick auf die Sache, statt daß man umgekehrt der Sache nachginge, höchstens mit einem Seitenblick auf die Meinungen, die bereits über sie vorhanden sind.

Das ist Schrempfs Methode. Was andere gesagt haben, heißen sie wie sie wollen, kümmert ihn erst in zweiter Linie, nachdem er in erster die Sache selber untersucht hat und sich über sie klar geworden ist. Und bei dieser Untersuchung gibt es für ihn keine „Pietät", keine Rücksicht irgendwelcher Art, kein Halten vor irgend einer Schranke, — außer der, die dem Erkennen selber gesetzt ist.

Sch.

Christoph Schrempf

Zur Theorie des Geisteskampfes

Fr. Frommanns Verlag, Stuttgart

Preis brosch. 75 Pfennig, geb. 1,35 Mark

Gegen Voreinzahlung des Betrages auf Postscheckkonto Stuttgart 19844 (Die Sonntags-Zeitung) vom Verlag der S-Z portofrei zu beziehen

Kleinigkeiten

Die Fußwaschung. Bei den Habsburgern und den Wittelsbachern gab es früher in der Osterwoche die Sitte der Fußwaschung: nach dem Vorbild der Schrift wusch der Monarch einer Anzahl alter Männer die Füße und entließ sie mit Geschenken. In Prag macht das heute noch am Gründonnerstag der Prager Erzbischof mit den zwölf ältesten Männern des Kirchensprengels. (Wehe, wenn einer davon mit ungewaschenen Füßen gekommen wäre!)

Erfolgreiche Ausstellung. Auf der diesjährigen Leipziger Frühjahrsmesse hatte eine Möbelfirma, um den Unterschied des heutigen Geschmacks zu dem unserer Großeltern zu zeigen, ein Greuelzimmer ausgestellt, in dem alles vereinigt war, was wir glücklich überwunden zu haben glauben: Schnörkel an den Möbeln, Plüsch, Spitzendeckchen, Makartsträuße usw. Die Herrlichkeit mußte aber bald wieder entfernt werden, weil auf dieses Greuelzimmer unzählige Bestellungen einliefen.

Die Milchmaschine. Die Rekordkuh Agathe ist von ihrer Kollegin Freya, Gersthofen bei Augsburg, im Besitz der I.G. Farbenindustrie A.G., geschlagen worden. Freya hat an einem Tage 72,2 Kilogramm Milch produziert, in einem Monat 2238 Kilogramm, also etwa soviel als eine gewöhnliche Kuh in einem ganzen Jahr liefert. (Hoffentlich ist die Rekordmilch auch in der Qualität der gewöhnlichen ebenbürtig; ganz sicher ist das nicht.)

Neues Dorf. Südlich von Stralsund ist ein 2600 Morgen großes Rittergut an 41 Siedler aufgeteilt worden. Sämtliche Siedler mit Ausnahme eines Schmieds stammen aus Württemberg.

Unser Lateiner. Der an der Universität Tübingen wirkende Studienrat Dr. Hermann Weller hat jetzt von der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Amsterdam zum achten Male die Goldene Medaille, die höchste Auszeichnung für lateinische Dichtung, erhalten.

Weniger Latein. Das badische Unterrichtsministerium hat in den höheren Schulen die Zahl der Latein- und Mathematikstunden zu Gunsten von Deutsch, Geografie und Biologie herabgesetzt.

So vergeht der Glanz der Welt! Die Mauretania, der 30 000 Tonnen-Dampfer der Cunard Linie, der 20 Jahre lang als die „Königin des Atlantischen Ozeans" galt, ist auf Abbruch für 80 000 Pfund verkauft worden. Ihr Bau hatte 3 Millionen Pfund gekostet.

Unrentabel. Der Bau des neuen französischen Riesenschiffes „Normandie" hat 110 Millionen Mark gekostet. Nimmt man an, daß dieses riesige Baukapital sich mit 5 v. H. verzinsen muß, so müßte das Schiff eine jährliche Reineinnahme von 5,5 Millionen Mark erbringen. Da das ausgeschlossen ist, kann von einer Rentabilität des Schiffes keine Rede sein.

Ein Zufluchtsort. Als das „Echo de Paris" jüngst die aufsehenerregende Entdeckung machte, daß nur ein paar Stunden von Paris ein Ort ohne Bahnstation, Postamt, Wasserleitung, Gas und Elektrizität vorhanden sei, liefen Hunderte von dringenden Anfragen nach dem Namen dieses Dorfes ein. Alle stammten von stadtmüden Leuten, die vor Lärm, Radio, Telefon und schlimmen Neuigkeiten flüchten wollten. Die mitleidige Zeitung beeilte sich, den Namen dieses paradiesischen Ortes bekanntzugeben: Mongresin, ein im Departement Oise, 2 Kilometer von Chantilly, gelegenes Dörfchen.

Der Rebell. In Athen ist ein veniselistischer Rebell hingerichtet worden, weil er in einem vielbesuchten Restaurant beständig rief: „Es lebe Veniselos! Nieder mit seinen Feinden!" Es war nämlich ein — Papagei, der in den Zeiten der Toleranz von seinem Herrn auf diesen Ruf dressiert worden war und ihn sich nun nicht abgewöhnen konnte.

Spinnen gegen Wanzen. Ein Transport von 10 000 Spinnen samt Brut ist von Athen nach Warschau gegangen, wo ihn die Hygiene-Behörde in Empfang genommen hat. Diese wird die Spinnen-Kultur vergrößern und überall im Lande gegen die Wanzen einsetzen. Es handelt sich um eine Spinnenart, die sich ausschließlich von Wanzen nährt. In Polen sind für diese Spinnen gewaltige Jagdgründe vorhanden.

Zu billige Heringe. Die Anfuhr von Heringen in Den Oever (Holland) ist in der letzten Woche derart groß gewesen, daß die Händler den Fischern nicht mehr den geforderten Mindestsatz bewilligten. Darauf warfen die Fischer ganze Schiffsladungen toter Heringe wieder ins Meer.

Schlaf, Kindlein ... In Rom soll es jetzt Kinderwagen mit eingebautem Grammofon geben. Will der Bengel nicht schlafen, stellt die Mutter einfach das Grammofon ein, das dann so lange ein Schlummerlied spielt, bis die erwünschte Wirkung erreicht ist.

Gesunder Beruf. Der englische Arzt Hollick hat die Lebensläufe von 800 Schauspielern ermittelt und dabei gefunden, daß die Komiker durchschnittlich acht Jahre länger leben als andere Schauspieler. (Daher wahrscheinlich auch die alten Witze!)

Standhafter Mann. „Philadelphia Gazette-Democrat" vom 17. März berichtet: „Doyle McDonald aus Atkins, Arkansas, hielt lieber schwere Foltern aus, als daß er vier Räubern verriet, wo er seinen Schnaps versteckt hatte."

Schwarze Liste. George Alagna, der zweite Funker auf dem verbrannten Dampfer „Morro Castle", verübte einen Selbstmordversuch, weil er wegen seiner wahrheitsgetreuen Angaben über die Schluderei auf dem Schiff auf die schwarze Liste kam und seitdem keine Stellung mehr bekommen kann. („Detroiter Abendpost.")

Neugierde befriedigt. Unter dieser Überschrift berichtet das deutschsprachige „Philadelphia Tageblatt": „Isadore Overman, ein Alteisenhändler, erhielt heute eine Ladung alter Kartuschhülsen. Er wollte wissen, ob sie noch gefüllt wären und warf ein Feuer. Jetzt liegt er im Hospital darnieder."

Nur für Herren. Der Rundfunksender von Hollywood veranstaltete eine Sendung „Nur für Herren!" Frauen und junge Mädchen waren vorher ausdrücklich gebeten worden, nicht zuzuhören. Die Sendeleitung erhielt ungeheure Mengen von Briefen von Frauen und jungen Mädchen, die sich bitter über die Sendung beschwerten ...

Der Warenhaus-Prospekt. Sekakuhu, der Häuptling der einst mächtigen Hoo-Indianer in Arizona, wendet sich mit bitterer Klage gegen die Kataloge der Warenhäuser mit ihren vielen Illustrationen, Preisangaben und Empfehlungen, die für die fern der Zivilisation lebenden Indianer eine schlimme Versuchung darstellten. Meist verständen sie die Angebote garnicht und ließen sich deshalb für sie vollkommen nutzlose Dinge aufreden; großen gesundheitlichen Schaden richteten auch die großen Mengen billiger Süßigkeiten an, die sich die Indianer beschaffen.

Unglückliche Liebe. In Tokio ist mit Unterstützung staatlicher und städtischer Behörden eine Gesellschaft gegründet worden, die sich aufklärend gegen den „Selbstmord aus Liebeskummer" wenden will, der in Japan besonders im Frühling grassiert. Die Gesellschaft veranstaltet in den großen Städten Umzüge mit Plakaten auf denen es heißt: „Liebst du unglücklich? Es lohnt sich nicht, sich deswegen umzubringen!"

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 240 18, Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig. Durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stuttgart. Durchschnittsauflage im 1. Quartal 1935: 4150

Stuttgart, 5. Mai 1935

16. Jahrgang, Nr. 18

Die Sonntags-Zeitung

Die Mode

Vor dreißig Jahren noch pflegte der bessere Herr zwischen Ostern und Pfingsten den Frühling zu begrüßen, indem er sich eines schönen Tags statt des Filzhuts einen Strohhut aufsetzte. Heute ist der Strohhut selten geworden; er ist „aus der Mode gekommen". Warum eigentlich? Wer ist daran schuld? Wer macht die Mode?

Es gibt zwei Antworten auf diese Frage. Die eine heißt: der Prinz von Wales und Lil Dagover (oder andere Personen, an denen das liebe Publikum hinaufsieht); die andere: die Modeindustrie.

Beide sind richtig und treffen abwechslungsweise zu, bald die eine, bald die andere. (Meistens die andere.) Es ist wohl häufig so, daß die beiden Kräfte parallel wirken: die Produktion merkt, daß der Konsum sich für irgend eine „Neuheit" zu interessieren beginnt und stellt sich mit Hochdruck darauf ein. Hie und da mögen sie auch entgegengesetzt wirken: es ist möglich, daß die Modeschöpfer in der Produktion einmal mit etwas „herauskommen", das beim konsumierenden Publikum auf Ablehnung stößt. Im großen Ganzen gilt jedenfalls der Satz, daß jede Mode gemacht werden kann. Ausnahmen bestätigen die Regel.

Wenn also in den letzten Jahren alle Versuche, den Strohhut wieder einzubürgern, gescheitert sind, so kommt das wahrscheinlich daher, daß die Strohhutfabrikanten nicht kapitalkräftig genug sind oder waren, die richtige Propaganda dafür zu machen. Wenn ein paar Wochen lang an jeder Plakatsäule, in jeder Zeitschrift und Zeitung zu lesen wäre „Kein Deutscher ohne Strohhut", dann müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn es nicht gelänge, den Strohhut wieder modern zu machen. Ist nicht auch die „hutlose Mode" — bestimmt keine Fabrikantenerfindung — durch den Gegenstoß der Hutfabrikanten jetzt so ziemlich wieder beseitigt?

•

Es ist schon behauptet worden, die Frauen seien der Mode weit stärker verfallen als die Männer. Es mag etwas dran sein. Aber so sehr groß ist der Unterschied zwischen den Geschlechtern doch wohl nicht.

Das hier vor einiger Zeit angeführte „Velvetbeispiel" beweist, daß auch die Frauen einmal eine Mode nicht annehmen können. Und haben sich neuerdings nicht viele Frauen ebensogut wie die Männer ohne weiteres entschlossen, Einheitskleidung — Tracht oder Uniform — statt Mode zu tragen?

Man vergesse auch nicht, daß ein großer Teil des Volkes — die Bevölkerung auf dem Land und teilweise in den kleinen Städten — der Mode ziemlich konservativ gegenübersteht; und daß auch in den größeren Städten ein erheblicher Prozentsatz der Konsumenten zu wenig Mittel hat, um mit der „Saison" zu gehen. Immerhin gibt es dort selbst viele wenig Bemittelte, denen Seidenstrumpf und Margarine lieber sind als Wollstrumpf und Butter.

•

Die Mode wird sich natürlich nie aus der Welt schaffen lassen, wie gewisse Pedanten dies gerne sähen. Aber Mode und Mode ist zweierlei. Sechs bis acht „Saisons" im Jahr ist doch ein bißchen viel; und Moden, die lediglich kapitalistischen Spekulation, überhaupt Absatzbedürfnissen von Produktion und Handel (statt Konsumbedürfnissen) ihre Entstehung verdanken, dürfen wohl auf ihre Berechtigung untersucht werden. Allzuhäufiger und allzustarker Modewechsel ist volkswirtschaftlich unerwünscht, namentlich in Zeiten und Ländern, wo Rohstoffknappheit herrscht.

Wenn also z. B. heute in Deutschland irgendwelche Interessenten auf den Gedanken kämen, die Frauen sollten jetzt Faltenröcke tragen, zu denen fünfzig Prozent mehr Stoff nötig wäre als bisher, und wenn es ihnen gelänge, dem weiblichen Publikum dieses Dogma zu suggerieren (was, wie gesagt, fast nur eine Propaganda-, also Geldfrage ist), so wäre dagegen allerhand einzuwenden und ein solches Vorgehen müßte wohl durch ein Machtwort unterbunden werden. Denn wir könnten uns eine solche Rohstoffverschwendung gegenwärtig einfach nicht leisten. Es fragt sich ohnedies sehr, ob der allzuhäufige Modewechsel gerade auf dem Gebiet der weiblichen Kleidung nicht eine „Fehlleitung" von Material und Arbeitskraft in sich schließt, die das vernünftigerweise zulässige Maß weit überschreitet.

•

In einem Buch über „Die Mode in der Volkswirtschaft" (Carl Heymanns Verlag, Berlin) hat Dr. Harry Waldes u. a. festzustellen versucht, welcher Teil unserer Wirtschaft unmittelbar oder mittelbar mit der Mode (nicht bloß der in der Kleidung) zusammenhängt. Er hat ausgerechnet, daß 44 Prozent der in Industrie und Handwerk Beschäftigten in „modeabhängigen" Betrieben tätig sind, und daß die Mode 44 Prozent des Produktionswertes sowohl als der Produktionsmenge dieses Teiles der Wirtschaft beeinflußt. Wenn man die ganze deutsche Volkswirtschaft zum Vergleich heranzieht, so erstreckt sich der „Realumfang der Mode" auf 22 Prozent — über ein Fünftel — der Betriebe und 22 Prozent der Beschäftigten, nämlich auf 2 Millionen Betriebe und 7,25 Millionen Beschäftigte.

Das Bestreben der Inhaber der „modeabhängigen" Betriebe geht nun dahin, den Bereich ihrer Wirkung, den Umfang ihres Absatzgebietes immer weiter auszudehnen: nicht nur in der Breite, sondern auch in die Tiefe, also immer weitere Schichten der Bevölkerung, die vorläufig noch „modeunabhängig" sind, zu erfassen. Hiebei spielt die Frage eine große Rolle, ob diese bis jetzt von der Mode nicht erfaßten Schichten an der Mode teilnehmen würden, sobald sie nach ihrem Einkommen dazu in der Lage wären; oder ob sie etwa die Mode bewußt ablehnen, weil sie nun einmal für das Solide und Dauerhafte sind und die Schwankungen der Mode nicht mitmachen wollen; ferner, ob und wieweit im letzteren Falle mit Reklame und „Aufklärung" etwas erreicht werden kann.

Auf der andern Seite ist man geneigt, sich zu besinnen, ob eine Wirtschaft, in der ein volles Fünftel der Beschäftigten in seiner Existenz mit der Mode zusammenhängt, noch vernünftig und gesund ist oder am Ende das Gegenteil. Man stelle sich etwa vor, daß das Tempo des Modewechsels oder der Umfang des „modeabhängigen" Teils der Konsumentenschaft auf die Hälfte zurückginge, und daß dann unter Umständen Millionen von Beschäftigten „brotlos" würden, — und man wird erhebliche Bedenken in dieser Richtung nicht unterdrücken können.

•

Die Mode ist beileibe keine moderne Erfindung. Ein Grundzug ihres Wesens, die Unbeständigkeit, die Neigung zum Wechsel, widerspricht genau besehen der Tendenz unseres technisch-maschinellen Zeitalters, die auf rationell beste Lösungen zielt und diese dann als Normen festhalten möchte, bis noch bessere gefunden sind. (Ein Beispiel für eine solche Lösung auf dem Gebiet der Kleidung ist der sogenannte Trainingsanzug, die vorläufig beste Form einer bequemen Hauskleidung.) Insofern gehört die Mode eher zu einem Lebensstil, in dem Handwerk und Handarbeit vorherrschen.

Aber die Maschine hat dafür die Mode „demokratisiert"; sie hat versucht, den Nachteil der zeitlichen Beschränkung dadurch auszugleichen, daß das Modeprodukt ohne Rücksicht auf Grenzen (soziale wie nationale) einer möglichst breiten Abnehmerschaft angeboten und aufgenötigt wird.

Trotzdem und trotz allen Profiten, die aus der Verbindung von Mode und Maschine heute noch gezogen werden, sieht es so aus, als ob die „Herrschaft" der Mode ihren Höhepunkt bereits überschritten hätte. Je mehr sozialistische Gedanken und Gesinnungen sich durchsetzen, desto stärker wird die Mode als „bürgerlich", als unsachlich und schließlich unwürdig empfunden und zu Gunsten von Tracht, Bescheidung und rationeller Gestaltung auf ein vernünftiges Maß zurückgedrängt werden.

XXX

Je nervöser ein Zeitalter ist, desto rascher werden seine Moden wechseln.

Simmel

Haarmode

Anläßlich einer „internationalen Fachveranstaltung der deutschen Friseure" wurden dieses Jahr zur Haarmode unter Berücksichtigung und Anpassung an die Kleidermode folgende Richtlinien beschlossen:

„Form und Stil finden Anlehnung an die Antike, Directoire- oder Empirezeit: aufsteigende Locken oder Rollen, auf steiler oder halber Höhe des Hinterkopfes. Die Seitenpartien werden streng nach rückwärts frisiert, das Ohr nur teilweise bedeckt oder ganz frei gelassen. Stirnlocken oder Fransen vollenden die Kleidsamkeit. Die Nackenlinie bleibt frei. Das Haar wird durch Verdünnen in der richtigen Länge gehalten.

In den Nacken herabfallendes Haar ist unpassend für den Stil der kommenden Kleid- und Hutmode.

Hellblonde, auch mattblonde Haartöne verleihen Jugendlichkeit und sind besonders angetan, Harmonie zu schaffen mit der Farbenfreudigkeit in Hut und Kleid."

... Besonders interessant sind die indirekten Wirkungen der Mode auf die Belastungen des Haushalts. Wenn Mann oder Frau einer Mode nachgehen und sich Anschaffungen machen, für die der durchschnittliche freie Einkommensteil nicht ausreicht, dann muß im lebensnotwendigen Bedarf eingeschränkt werden. Jedem von uns sind Fälle bekannt, daß Leute modische Anschaffungen, z. B. einen Radioapparat, nur dadurch finanzieren konnten, daß sie in ihrer Ernährung wesentliche Einsparungen vornahmen (Margarine anstatt Butter) ...

Hans Heiser („Deutsche Allgemeine Zeitung", Nr. 185)

Bedürfniswandel

Die „Schönere Zukunft" zitiert einen Artikel „Wirtschaftskrise und Wandel der Bedürfnisse" aus der Pariser Zeitschrift „Croix". Dort heißt es u. a.: „Es ist interessant zu beobachten, daß heute, wo fast alle anderen Industriezweige mit übergroßen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, vier Branchen der industriellen Erzeugung — wenigstens in Frankreich — in voller Blüte stehen: die Autoindustrie, die Kinoindustrie, die Fremdenindustrie und die Radioindustrie ... Kein Zweifel, daß die Erzeugnisse dieser Industriezweige in die Reihe der „Überflußgüter" gehören. Trotzdem haben sich die Menschen von heute bereits so daran gewöhnt, daß man von einem allgemeinen Bedarf in dieser Richtung sprechen kann.

Die notwendige Folge dieser neuen Bedürfnisse ist eine andere Art der Einkommensverwendung als in der Vorkriegszeit. Leute, die vor zwanzig Jahren nie daran gedacht haben, sich ein Auto zu halten, regelmäßig das Kino zu besuchen oder größere Reisen zu machen, tun dies jetzt und sind außerdem Besitzer eines Rundfunkapparates, trotzdem ihr Einkommen im günstigsten Falle ebenso groß ist wie in der Vorkriegszeit. Durch diesen Bedürfniswandel sind natürlich in direkter und indirekter Weise alle nicht absolut lebensnotwendigen Wirtschaftszweige in Mitleidenschaft gezogen; vor allem wurde die allgemeine Preisgestaltung davon betroffen."

Die vier genannten Industrien, heißt es am Schluß des Artikels, böten einen Ansatzpunkt dafür, an welchen Stellen der Wirtschaft Rückbildungen erfolgen müßten, um die Normalwirtschaft zu erreichen, die aus der Krise hervorgehen soll.

Kleine Chronik

Nach einer Erklärung des Reichsministers des Innern ist ein Gesetz über das Staatsbürgerrecht in Vorbereitung. Das Staatsbürgerrecht soll künftig in einem feierlichen Akt verliehen werden; Unwürdigen, Staatsfeinden und nicht Deutschblütigen soll es nicht zuerkannt werden.

In Württemberg sind die jährlichen Leistungen des Staates an die Kirche (die am 1. April 1934 um 300 000 Mark gekürzt worden sind) um weitere 500 000 Mark herabgesetzt worden.

Lebenshaltungsindex im April: 122,3; gegen 122,2 im März.

Die deutsche Regierung hat der englischen Regierung ihren Beschluß mitgeteilt, 12 U-Boote von je 250 Tonnen auf Kiel zu legen.

Am 2. Mai hat im englischen Unterhaus eine Aussprache über die äußere Politik stattgefunden.

Verhandlungen zwischen Frankreich und Sowjetrußland über einen Pakt gegenseitiger Hilfeleistung stehen vor dem Abschluß.

Unteilbar?

Von Fritz Werkmann

„Der Friede ist unteilbar." Diese Behauptung hören wir neuerdings immer wieder aus den Gesprächen von Diplomaten. Sie besagt wohl nicht viel mehr als die bekannte Redensart, daß selbst der Beste nicht im Frieden leben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

Steht es mit der Weltkonjunktur ebenso wie mit dem Weltfrieden? Ist auch sie unteilbar? Oder gibt es nicht vielmehr Teilkonjunkturen für einzelne Länder, für einzelne Wirtschaftszweige, ja für einzelne Bevölkerungsschichten? Unbestreitbar ja! Weder die Gemeinschaft der Völker, noch die Gemeinschaft innerhalb der meisten Völker ist so eng, daß solche Teilkonjunkturen ausgeschlossen wären. Ja, gibt es neben ihnen überhaupt noch so etwas wie eine „Weltkonjunktur"?

•

Prüfen wir das zunächst an Hand von Angaben über die industrielle Weltproduktion. Sie machte zur Zeit der tiefsten Krise, im Juli 1932, nur 71 Prozent des Standes von 1928 aus. Im Januar 1935 war sie 5 Prozent größer als im Jahresdurchschnitt 1928. Sie lag damit nur um 4 Prozent unter dem Höchststand vom April 1929. (Bei diesen Berechnungen sind Preis- und Saisonschwankungen ausgeschaltet.)

Geht also die „Weltkonjunktur" aufwärts? Bei genauer Untersuchung sehen wir, daß die günstige Entwicklung keineswegs einheitlich verläuft. Nehmen wir die Jahresdurchschnitte 1934, so ergeben sich gegenüber 1928 in einigen wichtigen Ländern die folgenden Veränderungen der industriellen Produktion:

Polen	— 37%	Deutschland	— 14%
Belgien	— 34%	Saargebiet	— 9%
Tschechoslowakei	— 30%	Großbritannien	+ 5%
USA	— 29%	Schweden	+ 5%
Österreich	— 28%	Dänemark	+ 21%
Frankreich	— 22%	Japan	+ 53%

Polens industrielle Produktion lag also 1934 um mehr als ein Drittel unter der von 1928; Japans industrielle Produktion lag gleichzeitig um mehr als die Hälfte über der von 1928!

Unsere Aufgliederung der Weltdurchschnittsziffer bringt eine solche Mannigfaltigkeit der Entwicklung zu Tage, daß es reichlich kühn wäre, von einer industriellen „Weltproduktion", die ihrem Höchststand vor der Krise nahegekommen sei, auf den Stand einer „Weltkonjunktur" zu schließen.

Besagen uns die verfügbaren Angaben vielleicht etwas über die Stellung Europas? Hat dieser „alte" Erdteil an Bedeutung als industrielle Werkstatt der Welt in der Krise verloren? Viele werden geneigt sein, an Japan als Erben zu denken. Sie werden staunen, wenn sie hören, daß Japans Anteil an der industriellen Weltproduktion von 1928 bis 1934 nur von 2,4 auf 3,7 Prozent gestiegen ist. Seine Bedeutung innerhalb der industriellen Produktion ist also um 1,3 Prozent dieser Produktion gestiegen, zufällig um genau so viel, wie die Bedeutung Deutschlands gleichzeitig zurückgegangen ist (von 11,6 auf 10,3 Prozent der Weltproduktion). Japan hat die italienische Industrieproduktion überflügelt, kommt aber an die der USA nicht entfernt heran. Diese ist zwar von 45 auf 33 Prozent der Weltproduktion zurückgegangen, aber immer noch neun Mal so groß wie die Japans; die Deutschlands und Großbritanniens ist jede drei Mal so groß.

Europas Anteil an der industriellen Weltproduktion ist in dem hier betrachteten sechsjährigen Zeitraum von 42 auf 39 Prozent zurückgegangen. Die industrielle Produktion der halb-, neu- und nichtkapitalistischen Länder außerhalb Europas ist in die von Europa und den USA freigegebene Lücke (3+12 Prozent der Weltproduktion) eingedrungen, beziehungsweise sie hat sich diese Lücke aufgerissen. Der Anteil dieser Länder an der industriellen Produktion schnellte in den echs Jahren von 11 auf 24 Prozent in die Höhe.

In diesem atemberaubenden Tempo wird die Verschiebung der Industrieproduktion in „junge" Industrieländer sich kaum fortsetzen. Das Schwergewicht des festgelegten Kapitals wird da als Bremse wirken. Das industrielle Europa und die Länder des außereuropäischen Hochkapitalismus (USA und Japan) verfügen nämlich heute noch über fast drei Viertel der industriellen Produktionsanlagen der Erde, obwohl in diesem Bereich nur 30 Prozent der Menschheit wohnen!

Das Gefälle der Weltwirtschaft, gemessen am Industrialisierungsgrad, ist überhaupt noch außerordentlich groß. Die Industrieproduktion je Kopf der Bevölkerung betrug 1934 (in Preisen von 1928) in:

USA	1750 Mark
Großbritannien	1550 Mark
Deutschland	1100 Mark
Sowjet-Union	500 Mark
Japan	225 Mark
Rumänien	130 Mark

Sie ist also in den USA 14 Mal so groß als in Rumänien, das noch keineswegs das Land mit dem geringsten Industrialisierungsgrad ist. Wenn z. B. für China vergleichbare Angaben vorlägen, so ließe sich ein viel größerer Unterschied errechnen. Vor der Krise wurden, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, in den USA für 100 Mark Maschinen neu aufgestellt, in China nur für 20 Pfennig. Betrachtungen über die „Weltkonjunktur", die diese beiden Länder einschließen, stehen also auf sehr verschiedenen Füßen!

•

Gerade angesichts der hier dargestellten Verschiedenheiten müssen wir Teilkonjunkturen in einzelnen Ländern für möglich halten, und nicht nur als kurzfristige Erscheinungen, nicht etwa nur als Vorboten oder Nachläufer einer „Weltkonjunktur".

Wenn die Abschnürung der Länder von einander weitere Fortschritte macht, wird es immer abwegiger, von einer „Weltkonjunktur" überhaupt zu reden. Wenn ein Kühl-

raum, ein Wohnraum und ein Heizraum luftdicht von einander abgeschlossen sind, so hat es ja auch wenig Sinn, für diese drei Räume eine Durchschnittstemperatur auszurechnen!

Die meisten Länder haben sich gegen das Eindringen des internationalen Krisenbazillus möglichst luftdicht abgesperrt. Das konnte wenig nützen, da jener Bazillus zwar international, aber in jedem kapitalistischen Land heimatberechtigt ist. Die Absperrung schadet nun auch dadurch, daß es so gut wie keine Weltkonjunktur mehr gibt, die ihrerseits auf einzelne Länder belebend wirken könnte. Wie sollte sie auch wirken?

Der internationale Kapitalmarkt ist, soweit er überhaupt noch besteht, fast nur noch ein Tummelplatz von Kapitalfluchtgeldern, die sich nirgends befruchtend niederzulassen getrauen.

Der internationale Handel ist zwar nicht ebenso völlig erledigt, aber doch wohl nur, weil sonst das Stillen von Hunger und das Bauen von Kanonen auf allzugroßen Schwierigkeiten stoßen würde. Der Welthandel lag 1934 mengenmäßig fast ein Viertel unter dem Stand von 1928. Der Welthandelsumsatz hat sich sogar von 1933 auf 34 bei steigender industrieller Produktion um 4 Prozent vermindert. (Der Welthandel in Kriegsgeräten hat gleichzeitig um 12 Prozent zugenommen.)

Diese Schrumpfung des Welthandels geht nicht, wie man vielfach liest, auf die steigende Industrialisierung außerhalb Europas zurück. Industrieländer sind erfahrungsgemäß für einander die denkbar besten Absatzmärkte! Die gegenseitige Blockierung der Märkte beruht außer auf militärischen Rücksichten vor allem auf dem Glauben, ein Land könne seine Zahlungsbilanz dadurch in Ordnung bringen, daß es seine Einfuhr einschränkt. Es gibt Leute, die der Meinung sind, wenn die Einfuhr ihres Landes 6 und die Ausfuhr 4 Milliarden betrage, so genüge es, um beide Posten einander anzugleichen, wenn sie die Einfuhr auf 4 Milliarden herabdrosseln. Das ist ja technisch verhältnismäßig einfach. Die Hoffnung, die Ausfuhr werde sich gleichzeitig brav auf 4 Milliarden halten, hat noch in jedem solchen Fall getrogen. Und das Spiel mit der ausfuhrhemmenden Einfuhrdrosselung konnte von neuem beginnen.

Auf lange Sicht gesehen, wird freilich auch der Welthandel wieder zunehmen. An welcher Stelle, wird von der Wirtschaftspolitik abhängen. Aber auch die außenhandelsfeindlichste Politik wird z. B. nicht verhindern können, daß asiatische und orientalische Völker als Käufer auf dem Weltgetreidemarkt neu auftreten und daß sich daraus neue Handelsbeziehungen entwickeln. Wenn Europa sich selber ausschalten will, — die Anderen werden sich zu helfen wissen. Auch die Welthandelskonjunktur ist teilbar, und Europa kann es zuwege bringen, daß sein Anteil am Welthandel kleiner wird!

Die dritte Partei in U.S.A.

Der volkstümliche Detroiter „Radiopfarrer" Pater Coughlin hat seine Anhänger aufgefordert, in allen Großstädten „nationale Einheitsgruppen für den Kampf um soziale Gerechtigkeit" zu gründen. Er hofft, damit eine „dritte Partei" schaffen zu können, mit der Roosevelt bei den nächsten Wahlen (1936) zu rechnen hätte.

Coughlins Programm enthält folgende Hauptforderungen: 1. Aufrechterhaltung und Verteidigung des Rechts auf Privateigentum, eines Rechtes, das aber der unveräußerlichen Hoheit der Menschenrechte untergeordnet bleiben müsse. 2. Schutzmaßnahmen gegen die Vorherrschaft mächtiger materieller Interessen und gegen die Ausnutzung der Bevölkerung durch sie. 3. Forderung der allgemeinen Wohlfahrt durch Verfolgung einer Politik, die auf den „Prinzipien der sozialen Gerechtigkeit" beruht.

Roosevelts scharfer Gegner, der ebenfalls sehr populäre Senator H. P. Long, der „Diktator von Louisiana", hat sich in einer öffentlichen Erklärung für das Programm Coughlins eingesetzt. Er soll selber die Bildung einer „dritten Partei" geplant haben und werde jetzt vielleicht mit Coughlin zusammengehen.

Der englische Premierminister Macdonald hat einen Artikel „Stresa, Deutschland und der Friede" veröffentlicht, der zeigt, daß die englische Regierung in der nächsten Zeit von ihrer Vermittlertätigkeit in der europäischen Politik wenig Erfolge erwartet und sich weitgehend den Auffassungen der französischen Regierung angeschlossen hat.

Der Tsana-See

Am Fuße des abessinischen Hochlandes liegt der Tsanasee. Sein Abfluß ist der Blaue Nil. An der jährlich wiederkehrenden Nilflut ist der Tsanasee mit neunzehn Zwanzigstel der Wassermenge beteiligt.

Dieser See ist die wirkliche „abessinische Frage"; nicht, wie die interessierten Mächte es darstellen, der Kampf gegen das Barbarentum der abessinischen Sklaverei.

England will, um seine Textilindustrie von der amerikanischen Baumwollbelieferung unabhängig zu machen, den ganzen Sudan für die Baumwollkultur erschließen. Dort ist altes Baumwoll-Land. Nur fehlt das Wasser. Durch Errichtung der Sennar-Talsperre ist es gelungen, 450 000 acres Baumwollkulturen anzulegen. Weitere 3 Millionen acres könnten der Baumwollproduktion nutzbar gemacht werden, wenn man den Tsanasee in ein riesiges Staubecken verwandeln würde, um von hier aus in trockenen Zeiten den ganzen Sudan zu bewässern.

Abessinien, in dessen Hoheitsgebiet der Tsanasee liegt, ist das letzte Zipfelchen afrikanischen Bodens, das noch nicht unter die Großmächte aufgeteilt ist. Da es im Brennpunkt der Interessen dreier Mächte — Italien, Frankreich und England — liegt, wird es voraussichtlich noch eine Weile als selbständiger Staat existieren dürfen, — bis eben unter diesen eine Vereinbarung getroffen ist.

Schon im Jahre 1902 hatte sich Abessinien England gegenüber verpflichtet, „am Blauen Nil, Tsana-See und Sobat-Fluß keinerlei Werke anzulegen oder anlegen zu lassen, die deren Abfluß nach dem Nil stören könnten". Aber alle seitherigen Bemühungen, von Abessinien die Konzession für den Bau eines Stauwerkes zu erhalten, waren fehlgeschlagen. Auch ein drohender Notenwechsel (1926) mit Italien, in dem eine Aufteilung Abessiniens unter diese beiden Mächte angedroht war, nützte nichts. Im Gegenteil.

Seit langer Zeit waren nämlich die Vereinigten Staaten von Amerika der Gegenspieler Englands um Abessinien. Die Vereinigten Staaten, deren Baumwollfarmer durch eine verstärkte englische Baumwollproduktion alles zu verlieren hatten, mußten naturgemäß am Nichtzustandekommen der englischen Sudan- und Tsanaseepläne besonders stark interessiert sein.

Der jahrelangen Vorarbeit amerikanischer Agenten war schließlich Erfolg beschieden. Im Jahre 1927 gab die abessinische Regierung einem amerikanischen Finanzkonsortium die Erlaubnis zum Bau einer Tsana-Talsperre, die der Bewässerung des abessinischen Hochlandes dienen sollte. Nur die einsetzende Krise hat diesen Plan bisher noch nicht verwirklichen lassen. Wenn er ausgeführt würde, wäre den Engländern das Wasser für den Sudan weggenommen.

In der Zwischenzeit ist die abessinische Frage in ein neues Stadium gerückt. Im Jahre 1933 erhielt Japan die Erlaubnis, eine Million Hektar Baumwoll-Land in Abessinien zu pachten. Drei Tage nachdem der Vertrag bekannt geworden war, veröffentlichte Mussolini einen Artikel gegen die „gelbe Gefahr".

Aber Japan sitzt vorerst fest. Es braucht die abbessinische Baumwolle, weil es die größte Baumwollindustrie der Welt hat und die Baumwolle aus Formosa nicht im entferntesten reicht, um seinen ungeheuren Bedarf zu decken. In Abessinien hat Japan alles, was es braucht; billige Arbeitskräfte, guten Boden, billiges Wasser — und die Hand an der Gurgel seines schärfsten Gegners — soweit es die Baumwolle angeht —: Englands.

Man braucht sich also nicht zu wundern, wenn die Verträge aus den Jahren 1906, 1921 und 1928, in denen Frankreich, England und Italien die Unabhängigkeit Abessiniens garantiert haben, in Vergessenheit zu geraten drohen.

Immerhin ist nicht anzunehmen, daß Italien nur für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen habe. Abessinien liegt zwischen Italienisch Somaliland und Italienisch Erythrea. Eine Bahnverbindung zwischen diesen beiden Ländern ist schon lange der Wunsch Italiens.

Welche anderen Interessen in Abessinien noch eine Rolle spielen (Gold?), ist vorerst noch nicht sichtbar.

Karl Amrhein

„Das Wasser, das im Tal des Blauen Nils zur Bewässerung der japanischen Baumwollkulturen dient, wird dem Sudan entzogen. Unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen werden durch eine Ableitung des Blauen Nils nach Süden die britischen Stauwerke bei Sennar und die von ihnen gespeisten 180 000 Hektar großen britischen Baumwollpflanzungen in dem Land zwischen Blauem und Weißem Nil. Großbritannien, das mit seinen Stauanlagen Ägypten die Wasserzufuhr abschneiden kann, würde also weiter oberhalb in seinem Rücken einen Feind stehen haben, der dasselbe ihm zufügen kann. Und dieser Feind heißt Japan!"

(„Hamburger Anzeiger", 8. Januar 1935)

Der Maharadscha

Maharadschas, so denkt man, gibt es nur im Märchen und im Film, aber in der Wirklichkeit sind sie doch wohl ausgestorben. Das ist ein Irrtum: Maharadschas gibt es noch, und sie sind sogar genau so reich, wie die Filme es uns glauben machen wollen. Wenigstens berichten das englische und amerikanische Zeitungen ganz ernsthaft ihren Lesern.

Der reichste dieser Märchenfürsten ist der Maharadscha von Patiala, in dessen Palästen — wenn man den Zeitungen glauben darf — Smaragden, Perlen und Diamanten aufgehäuft sind wie bei weniger gesegneten Menschen Kohlen oder Kartoffeln. An Festtagen zieht er ein aus 21 Schnüren bestehendes Perlenhalsband an, dessen Wert auf eine Million Pfund geschätzt wird; der Schmuck, den er an gewöhnlichen Werktagen trägt, soll dagegen nur 200 000 Pfund wert sein. (Mir würde das auch für Festtage genügen.)

Die Zahl seiner Untertanen beläuft sich auf 1,7 Millionen; sein Reich umfaßt 15 000 Quadratkilometer. Neben diesen „Immobilien" besitzt er allerdings auch noch wertvolle „Mobilien" (in des Wortes wirklicher Bedeutung), nämlich 10 Flugzeuge und 21 Rolls-Royce-Wagen.

Die Leidenschaften des Maharadscha sind Sport (besonders Polo und Kriket) und Jagd. Mit so einer Maharadscha-Jagd können sich allerdings selbst die fürstlichsten Jagden in unserem armen Europa nicht vergleichen. 50 Jagdelefanten, 1000 Soldaten als Treiber und 200 Diener für die Bequemlichkeit der Waidmänner begleiten den Maharadscha, der im prächtigsten Rolls-Royce durch den indischen Dschungel pirscht. Ein Rolls-Royce nützte da nicht viel, glauben Sie? Sie sind schlecht unterrichtet. Die Dschungeln sind kreuz und quer durchzogen von vorzüglichen Autostraßen. Auf ihnen braust der Maharadscha im Rolls-Royce daher, und wehe dem Elefanten oder dem Tiger, der allzu neugierig ist (oder von den Treibern gegen die Straßen getrieben wird?): piff paff, hat er eine Maharadscha-Kugel im Leib und muß seine Neugierde mit dem Leben bezahlen. So jagt ein Maharadscha! Er ist stolz darauf, daß er als erster Jäger Großwild vom Auto aus jagt, und ist stolz auf seine Treffsicherheit vom fahrenden Wagen aus.

Über sein Jagd-Automobil aber wird berichtet, es beherberge als Waschbecken eine altägyptische silberne Schüssel, das Eßbesteck sei aus Silber, das Service sei altenglisches Porzellan, es fehle weder ein Frischwassertank noch ein Eistank noch eine Miniaturbar, und der Scheinwerfer (mit 22 000 Kerzen) strahle einen Kilometer weit.

Wenn wir dann noch erfahren, daß der Maharadscha auf seinen Europa-Reisen bisher 31 000 Pfund Sterling allein für Hemden und Unterwäsche ausgegeben hat, und daß er grundsätzlich nur Unterhosen einer ganz bestimmten Webart trägt, von denen das Stück 200 Pfund kostet, dann sind wir völlig im Bild darüber, was ein Maharadscha ist und wie ein Maharadscha lebt. Den Filmleuten aber, die uns auf der Leinwand manchmal so märchenhaften Maharadscha-Reichtum vorgaukeln, daß wir an der Gerechtigkeit der Weltordnung verzweifeln möchten, müssen wir Abbitte tun: sie schildern uns die lautere Wahrheit.

Oder sollten am Ende auch die Zeitungen hie und da ein wenig übertreiben?

Tom

Eine Voltaire-Anekdote

Voltaire ging einmal spazieren, begegnete einer Prozession und grüßte.

„Nun, Monsieur Voltaire, haben Sie mit dem Allerhöchsten Frieden geschlossen?" fragte ihn ein Bekannter.

Da lächelte Voltaire und sagte: „Wir grüßen uns, aber wir sprechen nicht miteinander."

Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben!

Friedrich Schiller

In der Herberge

Eine Erinnerung

Von Max Müller

Es ist später Nachmittag. Ich trete durch eine Pendeltür in eine bekannte und vertraute Atmosfäre. Die Müdigkeit eines langen Weges fällt wie eine Last von angestrengten Muskeln.

Hier fühlt der Wanderer Heimat, Geborgensein; Gleichklang mit seinem innern und äußern Zustand. Hier ist Unbekümmertheit, Anlegeplatz seines abenteuernden Lebensschiffleins, ja Erfüllung einer täglichen Sehnsucht.

Draußen, schon ganz fern dem körperlichen Erfassen und Erleben, draußen liegt die Stadt, rauscht das Leben und die Welt vorüber.

Nach mir kommen allmählich noch weitere Zugereiste. Jeder sucht sich einen Platz in dem großen, schlechtgelüfteten Raume; hockt hin und stiert in das Treiben. Auch die Bettler, Musikanten und Hofsänger kommen von ihrer „Arbeit" zurück. Das sind die Dauergäste der Herberge, die ein, zwei und mehr Wochen in jeder Stadt debutieren. Sie arbeiten nach System: Haus für Haus, Straße um Straße, Viertel nach Viertel.

Am Schalter herrscht reger Betrieb. Jeder Neuangekommene gibt sein Wanderbuch ab und ersteht sich eine Schlafmarke. Hier befriedigt auch der „besser situierte" Bettler seine Bedürfnisse an Rauch- und Eßwaren. Ein wahrer Strom von Kupfermünzen fließt mit prasselndem, dumpfen Geräusch über das Zählbrett in die unergründliche Lade hinter dem Schalter, wo der Herbergsvater sitzt. Eifrig und geschäftstüchtig sind seine Bewegungen und zählenden Lippenlaute. Er zählt und nimmt und denkt wahrscheinlich nicht daran, wie viel Mühe und Ausdauer vonnöten ist, wieviele Mal und wie oft vergeblich die Bettlersprüche gebrummelt werden, wie viele „Vergelts Gott" geseufzt und geplappert werden, um täglich seine Lade zu füllen.

Ich habe mich ausgeruht, drücke mich am vergitterten Schalter vorbei, streiche zwischen den dicht besetzten Tischen hindurch, bleibe da und dort stehen, versuche dann und wann ein Gespräch anzuknüpfen.

Fast alle jüngeren Wanderer sind mit irgendeiner kleinen Kunstarbeit beschäftigt, mit deren Verkauf sie sich ihr arbeitsloses Wanderleben erträglicher, d. h. einkömmlicher zu gestalten versuchen. Bunt mit allerlei Gebrauchsutensilien belagert sind die langen Tische. Allenthalben wird gemalt, auf Glas und Papier, von der dilettantischen Postkartenmalerei bis zur künstlerisch schönen Radierung. Alles ist vertreten, das Ölbild, der Scherenschnitt und die gewandte, verblüffende Kartonschnitzerei mit den süßlichen Albumversen in Silbersandschrift. Auch ein Vertreter der Kunstrichtung Schwarzmalerei hat hier seinen Laden aufgemacht. Mit Hilfe von Tusche, einigen Schablonen und einer Zahnbürste gibt der „Künstler" auf weißem und blauem Karton drei schlanken Grazien ein schwarzes, tanzendes Leben. Wohl an die hundert Grazien mögen an diesem Tage durch seine Schöpferhand aus dem Nichts entstanden sein.

Für einen Groschen ersteh' ich mir ein Exemplar. Komisch sieht er mich an, da ich noch verlange, er möchte es mir signieren. Fragend blickt er nochmals auf mich und legt dann umständlich seine Arbeit beiseite. A. Berbner, malt er mit stumpfer Feder in den schwarzen Wiesen- oder Wasserstreifen, darauf im hellen Hintergrund die Grazien tanzen.

Unweit von diesen Serienmaler sitzt ein auffallend kraushaariger Mensch; er rahmt handkolorierte, auf Postkarten gedruckte niedliche Katzenköpfe ein, wozu er verbrauchte und abgewaschene Fotoplatten und schwarze Papierlitzen verwendet.

Hie und da hocken alte Männer an den Tischen der „Künstler". Aufmerksam und schweigend sehen sie den Jungen bei der Arbeit zu. Mitunter auch ruht der Blick eines Alten finster und fast böse auf den Kunstwerken: er gedenkt wohl der höheren Einkünfte, die der Erzeuger bei seinem verkappten Bettel erzielen wird.

Handwerk hat einen goldnen Boden. Dies alte und wahre Wort erfährt auch hier seine Bestätigung: ein Friseur und ein Schuster haben sich im Hauptraum etabliert. Sie machen gute Geschäfte.

An einem tischfreien Fenster sitzt einer bei der mühseligen Arbeit des Tätowierens. Auf dem breiten Fenstersims liegen etwa drei Dutzend sauber gezeichnete Prospekte, die Vorlagen für seine Kunst, nebst den Preisen für Interessenten. Ein Kreis von Zuschauern ist um ihn versammelt. Er bedient eben Kundschaft. Brandrot, entzündet von den ungezählten Federstichen und bluttriefend sieht der entblößte Rücken und die Brust des Malträtierten aus. Irgend ein Wappen mit einem Schwert „schmückt" den Rücken. Auf der Brust in ganzer Breite entsteht (man sieht es vorgezeichnet) ein Segelschiff, ein Dreimaster mit geblähten Segeln. Der Künstler selbst hockt mit aufgekrempelten Ärmeln vor seinem Opfer. Auch er selber hat seine Brust entblößt, um die eigene Tätowierung, einen großen Frauenkopf mit starren Augen, als beste Reklame zu zeigen. Seine Hände sind beschmiert mit Blut und blauer Tusche.

Ich gehe weiter. Da sitzt ein alter Mann, mumiengleich, fast ohne Haare. Er sieht eher einem toten Götzen als einem Menschen ähnlich. Durch die Gläser einer Eisendrahtbrille sieht er stur auf seine Umgebung. Vor ihm liegen etwa ein Dutzend schmierige, zerlesene Groschenheftchen: Detektivgeschichten. Ich lese ein paar Titel: Das Todeszimmer, Das unheimliche Dienstmädchen u. a. Ein kleines Schiefertäfelchen liegt dabei, darauf ist mit Kreide geschrieben: zehn Pfennig. Der Alte ist taubstumm.

Neben ihm sitzt gleichfalls ein Alter und vermietet Kartenspiele, die Stunde zwei Groschen, eine kleine Nebeneinnahme.

Dann komme ich an einen etwas abgelegenen Tisch. Da liegen Hemden, Socken, Hosen und dergleichen zum Verkauf aufgestapelt. Alles geschnorrte Ware, abgetragen und verwaschen. Das Geschäft geht schlecht, die Kundschaft schachert zuviel.

Am selben Tische beachte ich eine Weile schon einen etwa fünfundvierzigjährigen Mann mit Glatze und schwarzem Knebelbart. Er schreibt fortwährend; langsam, fast malend, beschreibt er die Blätter eines handgroßen Schreibblocks, reißt das beschriebene Blatt ab und legt es neben sich. Ich bleibe bei ihm stehen und sehe, daß nur wenige Worte auf jedem Zettel stehen und frage so obenhin, was er da so schön schreibe. Gleichgültig gibt er mir einige der losen Blätter und ich sehe, daß auf jedem einzelnen der gleiche Text geschrieben steht, in großer, regelmäßiger Schrift, die Worte gesetzt wie der Text des Titelblattes eines Buches. Sie lauteten:

Lichtschein
von
Karl Schneider, Privatgelehrter,
zur Zeit auf Wanderschaft.
Zweck:
Wahrheitsforschung

Was tust du mit all den Blättern? fragte ich, nun wirklich neugierig. Er schrieb immer noch weiter, langsam, in gleichmäßiger Ruhe, sah nicht auf und gab zur Antwort:

Ich verteile die Zettel in den Häusern und singe einen Choral.

Und sammelst natürlich, setzte ich hinzu.

Nun, das tun wir ja alle — —, erwiderte er. Weiter war kein Wort mehr aus ihm herauszubringen. Er schrieb fortgesetzt und ohne um sich zu blicken. Über seiner niederge-

Kunstdünger

Die Abwehr gegen gewisses „künstliches Zeug" ist in der Regel berechtigt. Allein, es gibt auch Ausnahmen. Eine solche ist die Abneigung gegen die Verwendung von sogenanntem Kunstdünger oder gegen Lebensmittel, die unter Anwendung von Kunstdünger erzeugt worden sind.

Kunstdünger ist nämlich gar kein Kunstprodukt. Es gibt nichts natürlicheres als Kunstdünger. Kunstdünger ist weder Ersatz von Naturdünger, noch Gegensatz zu diesem. Um das zu erklären, müssen wir auf die Entstehungsgeschichte des Kunstdüngers zurückgreifen.

Vor 80 Jahren gab der große Wegbereiter der Chemie, Justus v. Liebig, seine „Grundsätze der Agrikulturchemie" heraus, die der Ausgangspunkt der rationellen Pflanzendüngung wurden. Liebig hatte herausgefunden, daß die Stallmistdüngung allein nicht genügt, um den Boden dauernd fruchtbar zu erhalten. Wenn man von der Erkenntnis ausgehe, daß man dem Boden alles das wieder zuführen müsse, was man ihm entzogen habe, dann genüge es nicht, ihm nur die Exkremente von Mensch und Tier sowie pflanzliche Abfallstoffe wie Stroh, Spreu und dgl. in der Form von Stalldünger wiederzugeben. Das, was der Bauer auf den Markt liefere, werde der künftigen Pflanzenernährung entzogen. Es entstehe ein sich ständig steigerndes Manko in der Bodenkraft.

Wenn man Pflanzen verbrennt, entweichen als Dampf und Rauch: Wasser, Kohlensäure und Ammoniak (Stickstoff); die zurückbleibende Asche besteht aus Kalk, Fosforsäure, Kali, Magnesia, Schwefelsäure, Chlor, Eisenoxyd, Kieselsäure und Natron. Mit Ausnahme von Kieselsäure und Natron sind alle diese Stoffe für die Ernährung der Pflanze lebenswichtig. Fehlt auch nur einer dieser Stoffe, so kann die Pflanze nicht gedeihen; sie stirbt ab. Ist ein Stoff nicht in ausreichender Menge vorhanden, dann kann sich die Pflanze nicht voll entwickeln; der Ertrag wird beeinträchtigt. Derjenige Nährstoff, der in geringster Menge vorhanden ist, ist bestimmend für das gesamte Wachstum der Pflanze. Das ist das von Liebig entdeckte und begründete „Gesetz des Minimums", das auch für das tierische Leben gilt. (Daß auch der Mensch bei einer Nahrung, die nicht alle lebenswichtigen Stoffe enthält, verhungern kann, ist ja wohl allgemein bekannt.)

Liebig hat nun besonders nachgewiesen, daß bei der seitherigen Düngung mit Stallmist der Pflanze nicht in ausreichendem Maße die mineralischen Nährstoffe wie Kalk, Kali, Fosfor usw. zugeführt werden. Die damals geltende Ansicht, diese Nährstoffe ergänzten sich hinreichend durch Verwitterung der im Boden enthaltenen Steine, war irrig. Wenn beispielsweise in einer Bauernwirtschaft auf durchgängig kaliarmen Boden Viehfutter und der Ernährung der Bauernfamilie dienende Feldfrüchte geerntet werden, dann wird der Stallmist aus dieser Wirtschaft noch kaliärmer sein und der Kalimangel im Boden kann durch Stallmist-Düngung eben nicht behoben werden: es muß mit irgendeinem Kali-Düngesalz — also mit Kunstdünger! — nachgeholfen werden.

Der Kunstdünger hat demnach den Zweck, der Pflanze diejenigen Nährstoffe zu geben, die im Stalldünger nicht immer in einer zum vollem Gedeihen der Pflanze ausreichenden Menge vorhanden sind. Da jede Pflanzenart ihre Eigenart hat, muß die Düngung nach Bodenart und Pflanzengattung verschieden sein. Nur bei richtiger Anwendung der Kunstdüngerarten sind Höchsterträge zu erzielen.

Was richtig ist, wird zwar in landwirtschaftlichen Schulen gelehrt, steht in landwirtschaftlichen Zeitungen und Büchern, kann auch in leicht zugänglichen Vorträgen gehört werden — aber gelehrt ist noch nicht gelernt. Die Praxis ist entscheidend. Die Wissenschaft liefert nur das Rüstzeug. Wenn die Wissenschaft in 80 Jahren mit den elementaren Grundsätzen der Agrikulturchemie noch nicht den Weg zum letzten Bauernhof gefunden hat, dann liegt es wahrhaftig nicht allein an der Rückständigkeit des Bauern, sondern vielmehr an der Lebensferne unseres ländlichen Schulwesens. Das erklärt auch zum guten Teil die beklagte Bildungsfeindlichkeit des Bauern, der kein Verständnis dafür aufbringen kann, wenn man seine Kinder im naturkundlichen Unterricht etwa mit der Auszählung von Blütenblättern und Staubfäden der Butterblumen und Gänseblümchen oder der Ränderzacken der Brennesselblätter quält und ihnen damit den Sinn für vernünftige Naturbeobachtung austreibt.

Als zielweisender Ausblick sei ein Beispiel aufopfernder Pionierarbeit eines Volksschullehrers angeführt, der in der Maingegend in einem Dorfe eine freiwillige Fortbildungsschule einrichtete und dort Naturkunde lehrte und Experimente vorführte, die nicht nur die erwachsene Jugend, sondern auch die erwachsenen Bauern mit ihren Frauen anzog und fesselte.

Der Lehrer redete in der Sprache der Bauern, knüpfte an die alltäglichen Vorgänge in ihren Wirtschaften an und gab Winke für vorteilhafte Verbesserungen. Die zunächst recht zugeknöpften Hörer gewannen bald Vertrauen, gingen aus sich heraus und zeigten sich als außerordentlich wißbegierig. Bereitwillig stellten sie dem Lehrer die Mittel und Ackerland zur Verfügung, damit er seine kleinen Experimente in größerem Umfange ausführen konnte.

Das Dorf hatte einen guten Ruf wegen seiner Kirschen, die den Bauern erkleckliche Nebeneinnahmen brachten. In einem Jahre völliger Mißernte nahm unser Lehrer die Fühlung mit dem Orte auf. Er untersuchte die Böden und sagte den Bauern: die Mißernte beruht auf der Kalkarmut des Bodens. Der Versuch einiger Bauern mit Kalkdüngung erbrachte den Beweis in wesentlich höheren Erträgen. Dann kalkten alle Bauern, und seit der Zeit sind völlige Mißernten unbekannt. Unser Lehrer hatte nun gewonnenes Spiel. Während vorher nie eine Handvoll Kunstdünger gestreut wurde, wird jetzt durchaus rationell gedüngt. Bernhard Schildbach

Anm. d. Red. Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Gegner der „künstlichen" Düngung behaupten, diese steigere zwar den quantitativen Ertrag, aber nicht zum Besten der Qualität der Feldfrüchte, etwas des Getreides (und des Mehls). Man sehe das u. a. an der Güte ausländischer Getreidesorten, die auf Naturböden gewachsen seien.

Schlechte Zähne

In der Nr. 10 der S.-Z. vom 10. März hatten wir, anknüpfend an ein „Chlorodont"-Inserat, die Frage aufgeworfen, ob wohl die 60 Prozent Schulkinder ohne oder die 40 Prozent mit Zahnbürste die besseren Zähne hätten.

Die Leo-Werke in Dresden schrieben uns darauf, aus unserer Notiz könne der Laie unter Umständen entnehmen, Zahnpflege sei überflüssig. Wir glauben das kaum, denn wir hatten es ausdrücklich als wünschenswert bezeichnet, daß jedes Kind eine Zahnbürste habe, und hatten bei unserer Erwähnung der Möglichkeit, daß die Kinder ohne Zahnbürste die besseren Zähne haben, ausdrücklich betont, daß wir damit keinerlei Kausalzusammenhang behaupten möchten.

Diese Kinder, ohne Zweifel die ärmeren, könnten nämlich deshalb die besseren Zähne haben, weil sie mit ihrer gröberen und einfacheren Kost (weniger Zuckerzeug, weniger Weißbrot und Kuchen) der Gesundheit ihrer Zähne besser dienen als die Kinder wohlhabender Eltern mit ihrer falschen Ernährung.

Es freut uns, daß auch die Leo-Werke in ihrem Schreiben unseren Standpunkt einnehmen: daß nämlich die schlechten Zähne „in erster Linie durch die falsche Ernährungsweise hervorgerufen" werden; die mangelhafte Zahnpflege kommt dann noch dazu, aber erst in zweiter Linie. Wenn, wie die Leo-Werke u. a. erwähnen, ungefähr 90 (neunzig) Prozent aller Kinder karieskrank sind, aber nur 60 Prozent keine Zahnbürste haben, dann müßten ja im für unseren Standpunkt ungünstigsten Falle auch von den 40 Prozent Kindern mit Zahnbürste drei Viertel, volle 75 Prozent, zahnkrank sein: ein Beweis, daß Zahnbürste und Zahnpflege allein nicht vor Zahnerkrankung schützt.

Wer ein Volk mit gesunden Zähnen haben will, muß also das Übel an der Wurzel packen und zunächst einmal für eine vernünftige Ernährung eintreten.

Das tun, wie wir gerne hervorheben, auch die Leo-Werke in einem neuerlichen Chlorodont-Inserat (vgl. „Berliner Illustrierte", Nr. 16). Darin wird in erster Linie verlangt: vernünftige Ernährung, nicht zuviel Fleisch und Weißbrot essen, dafür mehr Schwarzbrot, Milch, Obst und Gemüse; in zweiter Linie: gründliches Kauen — weiche Kost verweichlicht die Zähne, harte Kost stärkt Zähne und Körper; und dann erst: tägliche Zahnpflege und regelmäßige Zahnbehandlung. Schriftleitung der S.-Z.

Die Rache der Natur

Nordamerika ist in der letzten Zeit von furchtbaren Staubstürmen heimgesucht worden. Die Ursache dieser Naturkatastrofen ist, wie Colin Roß in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" neuerdings eingehend begründet, in erster Linie darin zu suchen, daß die amerikanischen Farmer allzu „rationell" mit der Natur umgegangen sind: sie haben die schützenden Wälder abgeholzt und die ganze Steppe in Ackerboden verwandelt, dessen lockere Schicht nun von den Stürmen weggetragen wird.

Arbeiter und Arbeitslosigkeit

In der freien Wirtschaft wird das Produkt auf dem Markte ausgeboten und sein Preis richtet sich nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage. In der kapitalistischen Monopolwirtschaft werden die Preise nach den Fabrikationskosten kalkuliert und mit einem oft beliebig hohen Zuschlag versehen. In beiden Wirtschaftsformen dient die Technik als willkommenes, wenn auch nicht unbedingt notwendiges Mittel zur Warenerzeugung.

Eine Vervollkommnung der Technik führt zur Verbilligung der Erzeugung. Einzig von der Verbilligung und zahlenmäßigen Steigerung der Erzeugung ausgehend, hat der Mensch die Technik als Mittel des Fortschritts betrachtet. So nebenbei sah er dabei alles im Fortschreiten: Humanität, Kultur, Komfort. Er vergaß ganz, daß dieselbe Technik auch dem Niedergang und der Zerstörung fortschreitend diente. Zeitung, Kino, Rundfunk haben die menschliche Substanz am verheerendsten getroffen. In der Kriegsmaschine, im Sprengstoff, im Giftgas hat die menschliche Technik Mittel von ungeahnter Zerstörungswirkung geschaffen.

Technik hat mit dem eigentlichen Begriff des Fortschritts nichts zu tun. Seit dem Anbruch des Maschinenzeitalters ist der Mensch in mancher Hinsicht in grauenvoller Weise zurückgeworfen worden. Die Technik ist ohne moralische Bewertungsmöglichkeit. Sie ist ausschließlich ein Mittel der Herrschaft, eine Waffe, die dem arbeitenden Organismus zur Verfügung steht.

In unmittelbarem Umgang mit ihr wird die Gestalt des Arbeiters geprägt, der folgerichtigerweise nun auch einen Machtanspruch zu verwirklichen sucht. Für die Erfüllung dieses Anspruchs kommt es nicht darauf an, daß eine neue Schicht (von der bürgerlichen Ideologie aus: der vierte nach dem dritten Stand) die Macht ergreift, sondern wichtig ist es, daß der Anspruch eben des neuen Typus, des Arbeiters, oberstes Gesetz im Staate wird. Hier zeigt sich, daß der Arbeiter jenseits aller bürgerlichen Auffassung steht. Dieser Typus hat nichts mit einer Klasse zu tun. Es ist der Mensch, der im unmittelbaren Umgang mit der Technik geformt wird. Für ihn gilt nicht mehr der aus der bürgerlichen Rumpelkammer übernommene Freiheitsanspruch, sondern der Anspruch auf Arbeit, auf sein Element. Ist diese Lebensnotwendigkeit Grundsatz des Staates geworden, wird das Schwergewicht des Typus die ganze Wirtschaft umformen.

In der bisherigen Wirtschaft war Arbeitslosigkeit ein großes Unglück, Zeichen einer Stockung, der man nicht beikam und die den Volkskörper gefährdete. Die „industrielle Reservearmee" war eine bedrohliche Lohnkonkurrenz. In der technisch durchgeformten Wirtschaft ist Arbeitslosigkeit das Zeichen eines vollkommenen und rationellen Betriebes. Hier zeigt sich in jener Reservearmee plötzlich eine ganz neue Form des Reichtums. Millionen ohne Arbeit: das ist ein elementares Kapital, das zu gewaltigen Aktionen eingesetzt werden kann. Und hier tritt auch der Machtcharakter der Technik und des Typus Arbeiter unverhüllt zutage: die Einsatzbereitschaft von Hunderttausenden von Menschen mit der Fähigkeit höchster mechanischer Präzision ist eine Waffe, furchtbarer als die Welt sie jemals gesehen hat.

In der Möglichkeit des Einsatzes dieser Armee zeigt sich deutlich der amoralische Charakter der Technik. Die Unmöglichkeit der moralischen Werteinstufung zeigt wiederum den Abstand von jeder bürgerlichen Betrachtungsweise.

Das Instrument der Macht, die Waffe, ist weder gut noch schlecht. Die Richtung ihres Einsatzes aber bestimmt der Mensch. Und sollte er wirklich fortgeschritten sein, so steht ihm diese Reservearmee jetzt zur Gestaltung der Erde zur Verfügung.

Grundlage jedes Einsatzes ist ein Arbeitsplan. An seiner Aufstellung kann niemals ein Mangel an Arbeit hindern. Der arbeitende Mensch ist das höchste und wervollste Kapital.

Welche Woge von Energie, welches Glücksgefühl über das fertige Werk und über das neu zu beginnende wird die technische Gesellschaft durchströmen, wenn immer wieder Millionen „arbeitslos" werden! Ernst Pfau

---

beugten Gestalt, dem dürftigen, grauen und franzigen Habit, seinem stillen, andächtigen Tun — über all dem lag es wie ein Schimmer und Abglanz von einem „jenseitigen" Frieden.

•

So ist es Abend geworden. Vom Schalter her ruft der Gehilfe des Herbergsvaters: Alle Neuangekommenen zum „Bienen". Ich wende mich mit vielen andern nach der Tür zum Baderaum. Zuerst wird „gebient": alles entledigt sich seiner Oberkleider, zieht das Hemd aus, wendet es, sodaß die Nähte nach außen kommen, hält es mit ausgestreckten Armen an den äußersten Ärmelspitzen, während der Gehilfe mit einer elektrischen Handlampe das Hemd an den Nähten entlang peinlich langsam nach den kleinen Tierchen, den „Bienen" absucht. Ein Mann nach dem andern passiert diese Kontrolle, geht darnach unter die Dusche. Dann ist der Weg frei in die hochgelegenen Schlafsäle.

Das Licht im Schlafsaal ist gelöscht. Etwa vierzig Menschen liegen in diesem Raume. Mein Bett stößt mit dem Fußende an das Bett eines Andern. Dieser fängt schon an rhythmisch zu schnarchen. Links von mir liegt ein Kriegsinvalide mit einem Holzfuß. Seine Prothese liegt zwischen uns auf dem Boden wie ein abgesägtes Stück Ast. Rechts von mir schnauft asthmatisch ein Hausierer. Beides sind bejahrte Männer.

Da und dort im Raume sind noch Stimmen laut. Man hört manchen Seufzer aus müden und verzagten Seelen; manches lustige Wort eines unbeschwerten Gemütes. Der Friseur von unten gibt Details aus seinem Leben. Boxer auf Jahrmärkten ist er gewesen, dann Ausrufer in einer Schaubude.

Meine beiden Nachbarn reden wechselweise; der Hausierer jammert über den schlechten Absatz seiner Ware. „... det junge Volk vermasselt uns det janze Jeschäft!" Der Invalide bläst ins gleiche Horn und klagt rührend über die teure Miete seiner Drehorgel.

Mein unterer Nachbar schnarcht nun prächtig laut, auch von den andern Betten her fallen etliche Schläfer in seine Tonart. Plötzlich ruft eine ärgerliche Stimme im Dunkeln: „Hat man denn Schlafgeld fürs Schnarchen bezahlt?"

Man hört erschrecktes Atmen aufgeweckter Schläfer. Aber dann bleibt es still. Das Fenster über mir steht ganz offen. Von der Straße herauf dringt fern und gedämpft der Lärm der großen Stadt. Ich sehe über mich weg, hinauf in die schwarzblaue Tiefe einer sommerlichen Nacht. Einsam blinken ein paar Sterne und wecken in mir seltsame Gedanken von einem schönen und besseren Leben ...

Noch im Einschlafen aber dachte ich an das Wort des Evangeliums Johannis, das ich unten auf dem Türfries gelesen hatte: „Meister, wo bist du zur Herberge? — Kommt und sehet es!"

Bienenstich

Englands merkwürdigster Hausierer ist ohne Zweifel Mr. George Aloysius Storey. Er hausiert mit Bienenstichen.

Jeden Frühling und Sommer wandert er durch die kleinen Dörfer und Weiler. Auf dem Rücken trägt er einen schwarzen Kasten, in dessen Innerem man ein lautes Gesumme hört. Es kommt von den Bienen, deren Aufgabe es ist, die Rheumatiker zu stechen.

Sixpence (50 Pfennig) ist der Preis für einen Stich. Herr Storey findet überall genug Kunden, die bereit sind, diesen Betrag anzulegen. Denn der Glaube an die Heilkraft des Bienenstichs gegen Rheumatismus ist in ganz England unerschütterlich.

Storey pflegt, wenn er in Anspruch genommen wird, folgendermaßen zu verfahren. Er bestreicht eine Stelle am Arm oder Fuß seines Opfers mit einem Desinfektionsmittel. Dann setzt er eine Biene in einem kleinen Drahtgitter darauf. Diee kitzelt er so lange mit einem Strohhalm, bis sie wütend wird und sticht.

Von Zeit zu Zeit muß er natürlich seinen Bienenvorrat erneuern Aber es trägt sich. (Nach „Sunday Express")

Wissenschaft

Solange sich Professor Kandeldorfer darauf beschränkte, sein filosofisches System mit Hilfe des alten Wortschatzes vorzutragen, kümmerte sich keine Katze um ihn.

Er fühlte das und änderte eines Tages seine Taktik.

Er nannte nun, was bisher Materie geheißen hatte, „die Quantitative"; Bewegung — „Ferment"; Absicht — „Logos"; Wille — „Exaltation"; Verstand und Vernunft zusammengenommen — „die psychische Vitalität".

Heute ist Professor Kandeldorfer Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Ehrendoktor der Universitäten Oxford, Lissabon und Tiflis und wird demnächst gegen einen gleichwertigen amerikanischen Gelehrten ausgetauscht werden.

Literatur

Der Aufbau des Schulwesens im völkischen Staat. Von Friedrich Schöll, Leiter der Schulsiedlung Vogelhof (Schwäb. Alb). Verlag Erich Röth, Eisenach. Preis 50 Pfennig. — Schöll betrachtet es als Aufgabe der Schule, das Bewußtsein der völkischen Schicksalsgemeinschaft wachzurufen. Aus dem Gemeinschaftsgedanken heraus fordert er die Schaffung der Schulgemeinde, die den Gemeinschaftsmenschen erzieht. Das Privatschulwesen wünscht er völlig freigegeben. Die öffentlichen Schulen denkt er sich als Waldschulen am Rande der Städte; er verabscheut die im Zentrum der Großstädte liegenden Schulkasernen. Diese Schulen müßten ein Erziehungsstaat von Schulfamilien sein. „Nicht das Gelernthaben, sondern das Erlebthaben ist das Wesentliche der neuen Schule." Für die Erzieher schwebt ihm eine Art Ordensgemeinschaft vor. Im Lehrerabbau sieht er einen Frevel am Volk, weil der bedenkliche Bildungsabstand der einzelnen Volksschichten nur durch eine besondere Pflege des Schulwesens ausgeglichen werden kann. Besonders fähige und wertvolle Schüler sollen in besonderen Fähigenklassen unterrichtet werden, aus denen sich das höhere Schulwesen aufbaut. Die Berufswahl soll nicht mehr „Sache beliebiger Wünsche sein, sondern muß ... nach Gesichtspunkten entschieden werden, die sich aus dem Wesen des Kindes und seiner Leistungen in der Schule ergeben". Eltern und Lehrer sollen sich in Elternabenden und Besprechungsstunden in enger Fühlung halten. Das Prüfungswesen sieht Schöll als ein Überbleibsel der „Wissensschule" an und fordert seine gänzliche Abschaffung. Dies sind einige Hauptstücke aus dem Inhalt der Schrift. Die Darstellung ist klar und verständlich, frei von Frasen und sachlich-vornehm. Wer sich für Erziehungsfragen interessiert, möge sich in die beachtenswerte Arbeit Schölls vertiefen. Eberhard

Als Blätter der „Deutschen Glaubensbewegung" seien hiemit auf Anfrage folgende Monats- und Wochenschriften aufgezählt:

Deutscher Glaube, Monatsschrift der Deutschen Glaubensbewegung. Herausgeber Wilhelm Hauer. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Herbert Grabert, Tübingen, Frondsbergstr. 37. Verlag: Gutbrod-Verlag, Stuttgart, Moserstr. 22, Postscheckkonto Stuttgart 43655. Preis des Einzelheftes 75 Pfennig; Vierteljahresabonnement 2 Mark.

Reichswart, Nationalsozialistische Wochenschrift, Organ der Deutschen Glaubensbewegung. Erscheint jeden Sonnabend. Verantwortlicher Schriftleiter: Graf Ernst zu Reventlow, Potsdam. Verlag: „Der Reichswart", Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin SW 11, Europahaus. Preis der Einzelnummer 15 Pfennig, Monatsabonnement 60 Pfennig.

Durchbruch, Kampfblatt für deutschen Glauben, Rasse und Volkstum. Erscheint jeden Mittwoch. Herausgegeben in Verbindung mit den Landsgemeinden der Deutschen Glaubensbewegung. Verantwortlicher Schriftleiter: Ernst Precht, Berlin SW 68, Wilhelm Jägerstr. 105. Verlag: Karl Gutbrod, Stuttgart. Preis der Einzelnummer 15 Pfennig, Monatsabonnement 60 Pfennig.

Der Blitz, Kampfblatt für deutschen Glauben und deutsche Art. Hauptschriftleiter: Walter Lück, Ermsleben (Harz). Verlag: Ad. Bastian, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Ermsleben (Harz). Preis der Einzelnummer 20 Pfennig, Monatsabonnement 70 Pfennig.

Fruchtbare Subjektivität

Wir nennen gewisse Zeitschriften, Bücher oder Menschen langweilig, und wir nennen gewisse andere wieder fesselnd. Aber auf Grund welcher Unterschiede tun wir es? Das ist gar nicht so leicht zu sagen.

Wenn es sich freilich so verhielte, wie viele glauben, dann wären die fesselndsten Zeitschriften und Bücher die, die die meisten Tatsachen und Geschehnisse vortragen, und die fesselndsten Menschen die, die das meiste erlebt haben. In Wirklichkeit stimmt das jedoch keineswegs.

Die deutschen Zeitschriften beispielsweise hatten vor zwei Jahren eine unerhörte Fülle von Tatsachen und Geschehnissen vorzutragen. Und dennoch waren sie eingestandenermaßen höchst langweilig.

Die üblichen Kolportageromane fließen geradezu über von Abenteuern aller Art. Aber nur selten wird man sie fesselnd nennen dürfen.

Und Menschen, die die ganze Welt gesehen haben, die überall dabei waren, wo es etwas zu erleben gab, können bei alledem unaussprechlich langweilig und öde wirken.

Offenbar liegen die Ursachen für das, was wir fesselnd und was wir langweilig nennen, also doch ein wenig tiefer, als es im ersten Augenblick den Anschein hat.

Wir kommen ihnen näher, wenn wir uns einmal die Frage vorlegen, w a s denn eigentlich in uns gefesselt und w a s denn eigentlich in uns gelangweilt wird. Denn die Antwort darauf ist schnell gefunden.

Es ist immer das Gefühl in uns, das gefesselt und das gelangweilt wird. Bloße Tatsachen und Geschehnisse aber, das bloße Gesehen- und Erlebthaben vermögen zu unserm Gefühl n i c h t zu sprechen. Sie sprechen nur dann zu ihm, wenn sie irgend eine persönliche Note an sich tragen, d. h. wenn sie durch eine Subjektivität hindurchgegangen sind, die die unsere in irgend einer Weise verwandtschaftlich oder auch fremdartig berührt.

Natürlich hat diese Subjektivität auch ihre Nachteile. Sie kann irreführen, kann einseitig und fanatisch werden lassen, kann zu einer Überfütterung des Gefühls zuungunsten einer ernsten und gewissenhaften Sachlichkeit Veranlassung geben. Aber fesseln wird sie immer. Und darauf eben beruht der Erfolg charaktervoller Zeitschriften, unabhängiger Bücher, kritisch gerichteter Persönlichkeiten.

Der Mensch bedarf nun einmal einer gewissen subjektiven Gefühlserregung, wenn er sich seiner Kräfte und Fähigkeiten bewußt werden und wenn er sie fruchtbringend verwerten soll. Das Gefühl ist gewissermaßen der Motor, der ihn in Bewegung setzt.

Die Erkenntnis, daß die Erde eine Kugel ist, wäre von sich aus nicht imstande gewesen, auch nur einen Hund vom Ofen zu locken. Erst die sich an sie knüpfende Erregung des Gefühls machte die Menschen bereit, tausend Mühsale und Fährnisse auf sich zu nehmen, um den praktischen Nachweis für diese Erkenntnis zu erbringen. Das heißt: sie wollten in erster Linie lediglich ihre Neugier, ihre Abenteuerlust, ihre Habsucht befriedigen, und weil sie das wollten, gelang es ihnen, nebenbei eine neue Welt zu entdecken.

Man kann die Menschen in Wahrheit für jeden Gedanken, selbst den höchsten, gewinnen. Nur muß man es verstehen, dazu entsprechend auf ihr Gefühl zu wirken. Oder besser gesagt: ihre Gefühle. Denn das Gefühl ist nichts Einheitliches, sondern es setzt sich aus mannigfachen Schichten zusammen. Es gibt mit andern Worten edle und unedle, vergeistigte und stoffgebundene Gefühle, solche, die mehr von der Vernunft, und solche, die mehr vom Trieb und vom Willen genährt sind. Und alle lassen sie sich dem Gedanken dienstbar machen.

Freilich ist ein in das Gefühl eingegangener und also gewissermaßen verkörperlichter und lebendig gewordener Gedanke im Grunde schon kein Gedanke mehr. Und er ist es um so weniger, je niedriger, dumpfer und roher das Gefühl ist, in dem er Ausdruck findet. Aber das hindert seltsamerweise gar nicht, daß er sich nicht trotzdem eines Tages durchsetzt und seine Früchte zeitigt.

Jene Wagehälse, die mit Columbus, Cortez und Pizarro zu den Gegenfüßlern segelten, waren nicht gerade geistige Menschen. Und wissenschaftliche Erwägungen lagen ihnen sehr fern. Jedoch es ist nicht zu bestreiten, daß sie — ohne es zu wissen und zu wollen — geistige Wirkungen hervorgebracht haben. Nur hat das eben ein Weilchen gedauert.

Es dauert immer ein Weilchen, ehe das Gefühl zu geistigen Wirkungen gelangt. Und dieses Weilchen ist um so länger bemessen, je niedriger, dumpfer und roher, wie wir sagten, das Gefühl ist.

Ganz verzichten aber darf man darum nicht auf das Gefühl, — und wenn es noch so niedrig, dumpf und roh ist. Man dürfte es nur dann, wenn man auch auf geistige Wirkungen Verzicht leisten wollte. Indessen wer will das denn?

Niemand will es in Wahrheit. Jeder will, daß aus den einzelnen Menschen so viel wie möglich herausgeholt werde, weil nur so die Gesamtheit fortzuschreiten und die sich ihr in den Weg stellenden Schwierigkeiten erfolgreich zu überwinden vermag.

Und deshalb ist es falsch, die gefühlsmäßige Subjektivität der Menschen etwa unterbinden oder fesseln zu wollen. Das könnte nur zu einer geistigen Verarmung, zu einer Stillegung der menschlichen Kräfte und Fähigkeiten überhaupt führen.

Die Nachteile der Subjektivität hat man eben in Kauf zu nehmen. „Menschen müssen gewagt werden", wie Fichte einmal gesagt hat. Und wer seiner Sache gewiß ist, wer an den Geist glaubt und andererseits auch den Menschen etwas zutraut, der darf dieses Wagnis ruhig auf sich nehmen.

K u n o F i e d l e r

Kleine Bemerkungen

Die meisten Torheiten werden infolge guter Ratschläge begangen.

Kein Mensch ist ganz ohne Mut. Besonders der Mut zu Dummheiten ist gar nicht selten.

Man kann vielleicht selbst einem Kamel das Denken beibringen; aber bleibt es nicht trotzdem ein Kamel?

Liebe deinen Nächsten nicht mehr als er sich selbst!

Alles unnötige Streiten beruht auf der Meinung, eine Sache müsse sich „objektiv" betrachtet in allen Köpfen gleich widerspiegeln.

In der Jugend sucht man den heiligen Gral; im Alter einen sicheren Kral.

Die betont Moralischen und die betont Unmoralischen sind wesensverwandt.

Wenn der Kopf die schwächste Körperpartie ist, neigt man am leichtesten dazu, mit ihm durch die Wand zu gehen. o h a

---

Gott ist der Leiseste. Ihn hört man nur, wo alle anderen Töne, auch die Stimmen der eigenen Brust, zum Schweigen gekommen sind. C a u e r

Robinsonaden

Als sich das Radio mit Lautsprecher allmählich durchzusetzen begann, hatte ein Arzt in Berlin, Dr. Ritter, genug von der Zivilisation und beschloß, für seine Person an den Busen der Natur zurückzukehren. Eine der Galapagos-Inseln im Stillen Ozean, westlich von Ecuador, schien ihm dazu geeignet, da dort auf den Quadratkilometer nur 0,05 Einwohner entfallen. Man braucht also schon ein scharfes Fernglas, wenn man seinen Nachbar entdecken will.

Nun gibt es freilich Situationen, in denen auch ein Liebhaber der Einsamkeit nach einem Menschen, ja sogar einem Fachmann dürstet, z. B. Bauchweh oder Zahnweh. Für ersteres war Dr. Ritter vermutlich sich selber genug, denn war er nicht Mediziner? Für den zweiten beschloß er gründlich vorzubeugen. Er ließ sich nämlich, ehe er ausreiste, seine sämtlichen Zähne ziehen und dafür ein Gebiß aus nichtrostendem Stahl einsetzen. Das war das Allerneueste, was an Errungenschaften der Zivilisation auf diesem Gebiete vorlag.

Ein etwas tiefsinnigerer Grübler, als es Dr. Ritter gewesen zu sein scheint, hätte sich vielleicht Gedanken über einen gewissen inneren Widerspruch gemacht, der in einer solchen Flucht in die Natur gefunden werden kann. Er wäre am Ende lieber mit eigenen Zähnen in Berlin geblieben als mit einem Nirosta-Gebiß nach dem Stillen Ozean umzuziehen.

Ein paar Jahre ging es Dr. Ritter ganz gut auf Galapagos. Dann kam er ums Leben, — wegen einer Weibergeschichte.

Das hätte er ebensogut (oder besser) in Berlin haben können. Schade um das Nirosta-Gebiß.

•

Seit zwanzig Jahren herrscht über die Insel Tabar, ebenfalls im Stillen Ozean (nicht nachschlagen! kommt nur auf Spezialkarten), der schwedische Matrose Karl Petersen. Er ist jetzt 63 Jahre alt; im Jahr 1915 wurde er unrasiert, weil schiffbrüchig, auf den Strand geworfen, von den Eingeborenen wegen seiner blonden Haare für einen Meeresgott gehalten und vorsichtshalber zum König ausgerufen.

König Pe-Ter-Sen hat auf Tabar eine Dynastie begründet und anscheinend noch gute Zähne. Trotzdem hat er kürzlich einem vorbeifahrenden Schiff signalisiert und dem Kapitän mitgeteilt, daß er demnächst nach seiner Heimat zurückzukehren gedenke.

Die Frau Königin möchte sich nämlich von einem Spezialisten behandeln lassen; und Korl selber möchte vor seinem Ableben nocheinmal mit der Straßenbahn fahren.

Er beabsichtigt, eventuell in einer Vorstadt von Stockholm eine Gastwirtschaft zu eröffnen. (Vorausgesetzt, daß ihm die Gemeindebehörde die Konzession erteilt.)

H a n s H u t z e l m a n n

Die Mission

In der „Frankfurter Zeitung" (Nr. 218) hat Dr. Ludwig W e i c h e r t einen Aufsatz zum Lobe der Heidenmission veröffentlicht. Man habe sie früher als „pietistisch" (mit dem Beigeschmack des Bornierten) verschrien; von politisch und wirtschaftlich orientierten Übersee-Leuten sei ihr Wirken als „störend" empfunden worden; man habe gesagt, die Kirche könne ja nicht einmal daheim etwas leisten, sie habe bei fremden Völkern also nichts verloren; und neuerdings heiße es auch noch, die Mission zerstöre das Volksgut und die Eigenart der Primitiven, dränge sich ihnen ungerufen auf und trage zu ihrer Verbastardisierung bei.

Weichert behauptet, auf die Arbeit der d e u t s c h e n Missionare treffe das jedenfalls nicht zu. Ihre Tätigkeit, die von Eingeborenenfürsten z. B. in Südafrika oft ersehnt und erfleht werde, sei vielmehr das wirksamste Bollwerk gegen die verheerenden Wirkungen der europäisch-amerikanischen Zivilisation „mit ihren internationalisierenden, uniformierenden, entartenden Tendenzen". Er stellt die immerhin paradox klingende These auf, gerade das Christentum sei der Hort und Erhalter afrikanischen Volkstums, das die Mission lediglich „von den Banden des Heidentums" befreie, im übrigen aber äußerst rücksichtsvoll, ja pfleglich behandle. Die deutschen Missionare seien nichts anderes als eine Art Apostel der Humanität, die lediglich bekämpfen, was „gegen die Gebote Gottes und gegen die allgemeine menschliche Sittlichkeit" verstoße. Die deutsche Mission habe an den Afrikanern den Dienst geleistet, „den Luther den Deutschen tat, als er die lateinische Messe abschaffte und den deutschen Choral einführte".

Auch diese Verteidigung kann den grotesken Zwiespalt nicht beseitigen, in dem sich die christliche Heidenmission bewegt: die weißen Völker versuchen den Farbigen einen Glauben beizubringen, den sie selber gar nicht haben, und predigen ihnen eine Sittlichkeit, die sie selber weit entfernt sind anders als mit dem Munde anzuerkennen. Was mag ein halbwegs intelligenter „Heide", dem das nicht verborgen bleiben kann, nur darüber denken? Da kommen die weißen Männer, hausen wie die Räuber, schinden die Eingeborenen bis aufs Blut, schleppen Krankheiten ins Land und verkaufen Schnaps, — und dann kommen andere weiße Männer, predigen das Evangelium der Liebe und Sanftmut und kämpfen gegen das Laster der Trunksucht!

Es gibt doch wohl nur e i n e Form der Mission, die sich rechtfertigen läßt: die Arbeit eines A l b e r t S c h w e i t z e r, die lediglich von dem einen Gedanken geleitet wird: nicht Proselyten zu machen, sondern w i e d e r g u t z u m a c h e n und zu helfen.

Sch.

Ehre der Arbeit

Wer den wucht'gen Hammer schwingt,
wer im Felde mäht die Ähren,
wer ins Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren,
wer stroman den Nachen zieht,
wer bei Woll' und Werg und Flachse
hinterm Webestuhl sich müht,
daß sein blonder Junge wachse: —
jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
hinterm Pfluge! Doch auch dessen,
der mit Schädel und mit Hirn
denkend pflügt, sei nicht vergessen!

F e r d i n a n d F r e i l i g r a t h

Christoph Schrempf

Zur Theorie des Geisteskampfes

Fr. Frommanns Verlag, Stuttgart

Preis brosch. 75 Pfennig, geb. 1,35 Mark

Gegen Voreinzahlung des Betrages auf Postscheckkonto Stuttgart 19844 (Die Sonntags-Zeitung) vom Verlag der S-Z portofrei zu beziehen

Kleinigkeiten

Theologie. Die Zahl der Theologiestudierenden im Sommersemester 1934 ist nach einer jetzt veröffentlichten Übersicht fast in allen deutschen Universitäten gegenüber 1933 stark zurückgegangen. Es studierten Theologie in Berlin: 645, gegen 769 im Jahr 1933, in Bonn 316 (368), in Erlangen 454 (567), in Göttingen 265 (371), in Greifswald 224 (306), in Halle 301 (418), in Tübingen 714 (940).

Das Amtsdeutsch. Der Senat von Bremen hat durch einen Beschluß sämtliche Behörden angewiesen, alle Gesetze, Verordnungen und sonstigen zur Veröffentlichung bestimmten Erlasse nach ihrer juristischen Prüfung dem Senator für das Bildungswesen, Dr. von Hoff, der gleichzeitig erster Vorsitzender des Zweiges Bremen des Deutschen Sprachvereins ist, zur sprachlichen Prüfung vorzulegen.

Sehr gut. Die bayrischen Polizeibehörden haben angekündigt, daß sie in Zukunft rücksichtslos mit Strafanzeige und gebührenpflichtigen Verwarnungen gegen alle Rundfunkbesitzer vorgehen werden, die bei Abhörung ihres Lautsprechers nicht angemessene Grenzen nach Ort, Zeit, Dauer und Lautstärke einhalten und dadurch ihre Mitmenschen belästigen.

Nobel. In Bad Nauheim klebt die Polizei an die Windschutzscheibe von Kraftwagen, die an falscher Stelle parken, ein kleines, kunstvoll gemaltes Zettelchen, auf dem zu lesen ist: „Du parkst hier falsch, verschwind im Nu, wir drücken dann ein Auge zu! Polizeiamt Bad Nauheim".

Die Gegenleistung. Eine Berliner Tageszeitung hat folgendes Inserat abgedruckt: „Musikalisch begabte Dame mit umfassender Kenntnis auch neuzeitlicher Piecen von Filmtheatergruppe gesucht zur Auswahl der Schallplatten und zum Arrangement der Pausenmusik in mehreren Filmtheatern. Gegenleistung für die nur einige Stunden wöchentlich beanspruchende Tätigkeit Spesenersatz und Gelegenheit freier Besichtigung aller neu erscheinenden Filme. Angebote mit Befähigungsnachweis ..."

Nette Aussichten. Ein mitteldeutsches Blatt berichtet aus Medenbach: „Nach fachmännischer Ansicht ist damit zu rechnen, daß der Brunnen der hiesigen Milchsammelstelle, besonders während der heißen Sommermonate, nicht als ausreichend anzusehen ist. Es ist daher die Bohrung eines zweiten Brunnens ins Auge gefaßt."

Ein bißchen viel. Inserat im Wiener „Morgen": Stillende Mütter, Blutarme, Rekonvaleszenten und Nervöse trinken jeden Tag drei Flaschen Franziskusbräu aus der Brauerei Puntigam. Dieses nach Münchner Art gebraute Doppelmalzbier ist in jedem besserem Delikatessengeschäft zu haben.

Der Städtegründer. Mussolini hat soeben in der Nähe von Rom den ersten Spatenstich zur „Fliegerstadt" Guidonia getan, in der nur Flieger und ihre Angehörigen wohnen werden, da sie das Zentrum der italienischen Fliegerei werden soll.

Inflationsgewinnler. Infolge der Devalvation der belgischen Währung ist Belgien in den Ostertagen von holländischen, englischen und französischen Touristen überschwemmt worden, die billig zu leben suchten. Die Passagierschiffe Dover-Ostende brachten allein 7000 Personen aus England.

Beschlagnahmter Professor. Der russische Professor Dr. P. Kapitza von der Universität Cambridge, eine Kapizität auf dem Gebiet der magnetischen Kraftfelder, der hofft, eine vereinfachte Art der Verflüssigung von Helium einführen zu können, ist auf einer Reise nach Sowjetrußland dort behalten worden. Die Londoner Sowjetbotschaft erklärte, daß die Dienste der Sowjetgelehrten, die bisher im Ausland arbeiteten, künftig von der Nationalwirtschaft Sowjetrußlands in Anspruch genommen werden müßten.

Neues Schönheitsmittel. Die Londoner Damen probieren gegenwärtig als neuestes Schönheitsmittel Schlangenöl aus; es soll sofort in die Haut eindringen und von „fantastischer Wirkung" sein. Die indischen Eingeborenen sollen es seit langem benützen, um ihre Haut weich und geschmeidig zu erhalten.

Die Konkurrenz. Englische Blätter äußern sich sehr entrüstet darüber, daß der englische Markt vom Ausland aus mit Unmengen billiger und minderwertiger „Andenken" an König Georgs Regierungsjubiläum überschwemmt werde.

Neue Farben. Für die Farben modernster Damenstoffe hat man neuerdings in England seltsame Namen gefunden, nämlich: „Elendsweiß", „Bleiches Korn", „Elefantenatem" „Bleiches Seegrün". (Welche Farbe mag wohl „Elefantenatem" haben?)

Ständchen. In Belgrad bedankten sich die Auto- und Taxibesitzer für die Aufhebung der Autosteuer dadurch, daß sie in mehreren hundert Automobilen zum Finanzministerium zogen und eine Dankadresse überreichten, währenddem auf der Straße alle Hupen ertönten.

Statt Zahnbürsten. In Amerika will man (nach der „Koralle") die Zahnbürste durch ein Gerät ersetzen, das, elektrisch betrieben, einen feinen Wasserstrahl 3500 mal in der Minute unter starkem Druck gegen die Zähne spritzt. Sie sollen dadurch sowohl massiert als auch von den kleinsten Speiseresten gereinigt werden, die man mit einer Zahnbürste nicht herausholen kann.

Der Tarif. Der neue amerikanische Film-Code regelt auch den Tarif für den italienischen Artisten Steva Clemente, der beim Film als Messerwerfer agiert. Für jedes Messer, das an einem Statistien vorbeigeworfen wird, erhält Clemente 15 Dollar, bei einem Hauptdarsteller jedoch 25 und bei einem Star, je nach seiner Beliebtheit, 50—100 Dollar.

Der starke Mann. Die brasilianische Stadt Guarez hat einen Löwenbändiger zum Bürgermeister gewählt. Seine Wähler hat der neue Mann durch Gratisvorstellungen im Löwenkäfig gewonnen; sie setzen die Hoffnung in ihn, daß er auch mit der bisher noch ungebändigten Opposition im Stadtparlament fertig wird.

Gewaschenes Mundwerk. Der amerikanische Richter I. A. Braber, ein moderner Salomo, hat einer 22jährigen Angeklagten, die wegen ihres losen Mundwerks bekannt war, die Wahl zwischen zwei Monaten Gefängnis und einer Mundspülung mit Seifenlauge „zur Reinigung der Zunge" gelassen. Die Angeklagte entschied sich für die Seife.

Falsche Verbindung. Ein Ingenieur der Telefongesellschaft von Kansas, wegen ausgesetzter Sonderspesen zur Rede gestellt, gab an: „Bei der Anlage einer Leitung im Hause Edith Villas 19 fiel mein Mitarbeiter von der Leiter, schlug ein Loch durch den Boden und stürzte durch die Decke in die Badewanne des darunterliegenden Geschosses, woselbst die Herrin ein Bad nahm. Es kostete uns die aufgeführte Summe, um die Nerven der Dame wieder zu beruhigen."

Kunsthaus Schaller, Stuttgart, Marienstr. 14. Mai-Juni-Ausstellung: Carl Mense, Gemälde und Zeichnungen; Hans Gerdes, Ölbilder, Pastelle, Zeichnungen und Plastik; Adolf Oberländer, Zeichnungen. Geöffnet Werktags von ½9 bis 19 Uhr.

Deutsche Glaubensgemeinschaft, Karlsruhe. Sonntag, den 5. Mai, 11 Uhr, spricht Albert S e x a u e r im Saal der Vier Jahreszeiten über das Thema „Christus als Symbol".

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 81); Telefon 24018, Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 1. Quartal 1935: 4150

Stuttgart, 12. Mai 1935

16. Jahrgang, Nr. 19

Die Sonntags-Zeitung

Der Kuli

Professor Ernst Wagemann, der Präsident des Instituts für Konjunkturforschung, hat eine Schrift „Zwischenbilanz der Krisenpolitik" erscheinen lassen, in der er sich u. a. mit der Auffassung Oswald Spenglers auseinandersetzt, die Arbeitslosigkeit stehe „überall genau im Verhältnis zur Höhe der politischen Tariflöhne", d. h. die von Spengler als „politisch" (durch Machteinflüsse der Arbeiter zustandegekommen) betrachteten Löhne seien in Europa und USA einfach zu hoch, so daß sich die Industrie „zu den Farbigen flüchte", bei denen keine Tariflöhne zu bezahlen seien. In Rußland, Japan, Indien, China „gibt es keinen Mangel an Arbeit, weil es keine Luxuslöhne gibt".

Professor Wagemann bemerkt dazu — in einem Abschnitt seines Buches über „Lohnniveau und Auslandsabsatz" — Folgendes:

„Aus der Konjunkturerscheinung, daß der Absatz hochwertiger Produkte während der Krise scharf zurückgeht und damit gerade die hochqualifizierte Arbeiterschaft außer Nahrung setzt, zieht Spengler den weitgehenden Schluß, daß die Götterdämmerung über die hochindustrialisierten Gebiete hereingebrochen sei, da die billige Kuliarbeit das abendländische, mit hochbezahlten Kräften arbeitende Wirtschaftssystem untergraben müsse. Er hält dies für eine Entwicklung, die im 18. Jahrhundert begonnen habe und im 20. Jahrhundert den Untergang besiegeln werde.

Mit Profeten soll man nicht streiten. Spengler ist ein Profet der tausendjährigen Entwicklungskurve und sieht das Abendland seit 200 Jahren im Niedergang begriffen. Sollte er sich hier nicht in der Wellenlänge vergriffen haben? Jedenfalls ist es immer verdächtig, wenn man aus Zeiterscheinungen auf große historische Entwicklungen schließen will. Ein paar nüchterne Zahlen mögen der Durchleuchtung des Problems dienen.

Zunächst das Eine: der Welthandel vollzieht sich ganz vorwiegend innerhalb der hochkapitalistischen Sfäre selbst. Allein nach Europa exportiert Deutschland über die Hälfte seiner gesamten Ausfuhr. Fassen wir den gesamten Warenaustausch aller Länder zusammen, die eine verhältnismäßig hochbezahlte Industriearbeiterschaft haben, so macht der Anteil dieser Handelsumsätze weit mehr als neun Zehntel des gesamten Welthandels aus.

Wir wollen aber einmal annehmen, was sehr wahrscheinlich ist, daß im Laufe der nächsten Jahrzehnte die Gebiete mit niedrigen Löhnen, daß sich die halbkapitalistischen, halbtechnisierten Länder — das sind vor allem die asiatischen Volkswirtschaften — in ihrer Wirtschaftsstruktur dem Hochkapitalismus nähern, und daß sie anfangen, ihre Industrieprodukte in wachsendem Maße ins Ausland abzusetzen. Auch wenn sie die industrielle Selbstversorgung immer mehr ausdehnen, wäre eine Steigerung ihrer Einfuhr die unausbleibliche Folge erhöhter Ausfuhr. Nur durch umfassende Kreditgewährung könnten diese kapitalarmen Emporkömmlinge des Außenhandels im Wettbewerb mit Europa und Amerika ihre Ausfuhr über die Einfuhr hinauswachsen lassen. Wer hielte diese Entwicklung aber für möglich?

Ohnehin können auf die Dauer und in der großen Linie Einfuhr und Ausfuhr nur in gleichem Schritt und Tritt steigen. Steigt die asiatische Ausfuhr, so eröffnet dies daher dem Industrieexport der hochkapitalistischen, hochtechnisierten Länder ungeahnte Möglichkeiten. Man braucht sich nur klarzumachen, daß Einfuhr und Ausfuhr je Kopf der Bevölkerung in den halbkapitalistischen Gebieten teilweise nur ein paar Mark jährlich betragen, während sie im Hochkapitalismus Hunderte von Mark je Kopf ausmachen. Es braucht zum Beispiel nur die Einfuhr Chinas von gegenwärtig etwa drei Mark um weitere drei Mark je Kopf zuzunehmen, so erhöht sich damit die Aufnahmefähigkeit Chinas für ausländische Produkte um mehr als eine Milliarde Mark. Fantastisch wäre schon die Wirkung, wenn sich die Einfuhr Chinas etwa auf den Stand von Niederländisch-Indien im Jahre 1928, d. h. auf 30 Mark heben würde. Wie stark der Aufstieg Japans zum Industrieland dem Welthandel zugute gekommen ist, zeigt die Tatsache, daß sein Außenhandelsumsatz von nicht ganz 500 Millionen Yen im Jahr 1900 auf 4 Milliarden Yen im Jahr 1928 angeschwollen war.

Aus solchen Erwägungen heraus kann man geradezu den Satz prägen: die Zukunft des europäischen Industrieexports liegt im halbkapitalistischen Asien, gerade weil dort die Lebenshaltung noch niedrig ist und sich daher noch außerordentlich ausdehnen läßt.

Natürlich wäre es theoretisch denkbar, daß sich statt dessen die einzelnen Volkswirtschaften mehr und mehr gegeneinander abkapselten, etwa, weil die Technik jedem Lande erlaubte, jede Ware unter annähernd gleichen Bedingungen zu erzeugen, oder weil es der politische Wille nach völliger Unabhängigkeit voneinander erzwänge. Würden wir uns aber diesem Grenzfall der völligen Autarkie nähern, dann könnte jedes Land den Kuchen seines Sozialprodukts aufteilen, wie es wollte. Dann würde die Konkurrenzgefahr niedriger Löhne in jeder Beziehung von selber aufhören."

✦

Wenn man Wagemanns und Spenglers Ansichten über den „Kuli" in der künftigen Weltwirtschaft schlagwortmäßig formulieren wollte, so würden sich etwa die beiden Sätze gegenüberstehen: der Kuli wird uns ruinieren, weil er so anspruchslos ist, daß wir nicht mit seiner Arbeit konkurrieren können, und: der Kuli wird uns emporhelfen, weil er unser guter Kunde sein wird, wenn er einmal seine Anspruchslosigkeit aufgegeben haben wird.

Es wäre sicher verkehrt, Spengler zu glauben und nun pessimistisch auf den völligen Untergang des Abendlands zu warten; oder seine Rettung nur dann für möglich zu halten, wenn dem weißen Arbeiter statt seiner „Luxuslöhne" (die wahrhaftig teilweise noch recht bescheiden sind!) ostasiatische Kulilöhne bezahlt würden. Wenn das der einzige Weg wäre, die europäische Industrie vor der aufsteigenden Konkurrenz der „Farbigen" zu retten, dann stünde es freilich schlimm mit ihr.

Andererseits ist der Optimismus Wagemanns mit dem an sich unbestreitbaren Satze, daß Einfuhr und Ausfuhr sich immer ungefähr entsprechen müssen, vielleicht doch nicht genügend unterbaut. Wenn etwa Japan mehr und mehr industrielles Ausfuhrland wird, so wird es gewiß dementsprechend auch seine Einfuhr steigern; aber könnte diese Steigerung sich nicht vorwiegend auf Rohstoffe und Lebensmittel beziehen, statt auf Industrieprodukte aus Europa? Und wenn der Kuli komfortabler leben will (vielleicht will er es gar nicht), müssen dann nicht erst seine Löhne steigen? Und könnte dann nicht auch die kapitalistische Wirtschaft in Ostasien eines Tages von Krise und Arbeitslosigkeit heimgesucht werden, wobei es mit dem Absatz europäischer Industrieexportwaren in Japan schlecht bestellt wäre?

Es wird das Richtige für europäische Länder sein, weder pessimistisch noch optimistisch auszuschweifen, sondern mit der alten Faustregel das Beste zu hoffen und auf das Schlimmste gefaßt zu sein. Wirtschaftlich gesprochen: Export zu treiben, aber so, daß auch auf ihn verzichtet werden könnte; und die Landwirtschaft nicht zu vernachlässigen, ohne darum fremde Einfuhren von der Hand zu weisen. Namentlich ein Land wie Deutschland ist darauf angewiesen, fern jeder Einseitigkeit Industrie und Landwirtschaft im Gleichgewicht zu halten, so daß sie sich ergänzen und durchdringen, wie in einem haltbaren Gewebe Schuß und Kette ineinander verflochten sind.

× × ×

„Wenn ... das Schwergewicht unserer Wirtschaftspolitik auf die Binnenwirtschaft verlagert wird, so bedeutet das keine Preisgabe der Außenwirtschaft; vielmehr soll uns erst die Nahrungsmittelfreiheit auch die Außenhandelsfreiheit sichern. Die neue Weltwirtschaft soll sich aus einzelnen, in sich ausgeglichenen, aufeinander abgestimmten Nationalwirtschaften oder nationalwirtschaftlichen Blökken zusammensetzen; das Fundament dieses neu zu errichtenden Gefüges kann daher nur der eigene Boden sein, und der Bauer, der ihn bearbeitet. Die geschilderte Verlagerung des Schwergewichts unserer Wirtschaftspolitik bedeutet also: den Übergang von der händlerischen zur bäuerlich bestimmten Wirtschaftsgesinnung."

Darré

Das Schleusenprinzip

In einem Aufsatz in der „Deutschen Volkswirtschaft" regt der Stabsamtsführer des Reichsbauernführers, Dr. Hermann Reischle, die allgemeine Erhebung von „Unterschiedsbeträgen" im Außenhandel an (wie sie jetzt bei der Einfuhr von Butter, Käse und Eiern erhoben werden).

Dieses „Schleusenprinzip" — die Auffüllung des Preisniveaus beim Hereinschleusen der Waren vom niedrigen Weltmarktspiegel auf den höher liegenden Binnenmarkt — lasse sich nicht nur auf Lebensmittel anwenden, die wir selber erzeugen, sondern auch auf „Surrogate" für Inlandsprodukte wie etwa Bananen, aber auch auf gewerbliche Rohstoffe und Fertigwaren, die mittelbar oder unmittelbar mit deutschen Erzeugnissen in Wettbewerbsbeziehung stehen, z. B. Treibstoffe.

Das angesammelte „Schleuswasser" könne dann beim Hinausschleusen von Exportwaren auf den Weltmarkt in umgekehrtem Sinne verwendet werden: um die hohen Binnenmarktpreise auf den Weltmarktspiegel zu senken. Voraussetzung sei allerdings, daß der Binnenmarkt geordnet und der Binnenmarktpreis „gerecht" sei, so daß die Zuführung des Unterschiedsbetrags an den Exportör nicht als ungerechtfertigte Bereicherung zu Lasten der Gesamtheit gelten könne.

Nach diesem Vorschlag wäre auch die gewerbliche Wirtschaft, etwa durch eine Selbstverwaltung nach Moellendorff'schem Muster, zu organisieren, also der freie Wettbewerb in ihr auszuschließen.

✦

Aus einem am 6. Mai gehaltenen Vortrag von Reichsbankdirektor Brinkmann über Außenhandelsfragen: „... Die deutsche gewerbliche Wirtschaft wird für die Zukunft dazu übergehen müssen, Mittel zu finden, innerhalb der einzelnen Sektoren der gewerblichen Wirtschaft einen Gesamtausgleich zwischen Binnenmarktpreis und Auslandspreis herbeizuführen."

Kleine Chronik

Der Wert des Danziger Guldens ist am 2. Mai um 42,37 Prozent herabgesetzt worden. (100 Gulden der bisherigen Währung sind gleich 170 Gulden der neuen Währung, 100 Reichsmark gleich 212 Gulden.)

In Paris ist ein französisch-russischer Hilfeleistungs-Pakt unterzeichnet worden.

In Frankreich sind am vergangenen Sonntag die Gemeinderäte neu gewählt worden. So viel sich bis jetzt beurteilen läßt (in der Mehrzahl der Gemeinden müssen heute Stichwahlen vorgenommen werden), ist keine wesentliche Verschiebung eingetreten.

In England haben die Feierlichkeiten anläßlich des 25-jährigen Regierungsjubiläums König Georgs V. begonnen.

In Spanien ist die interimistische Minderheitsregierung Lerroux zurückgetreten. Lerroux hat nun eine Koalitionsregierung gebildet, in der drei Radikalsoziale fünf Angehörigen der „Katholischen Volksatkion" gegenüberstehen. (Der Führer der „Katholischen Volksaktion", Gil Robles, gehört dem Kabinett als Kriegsminister an.)

In Venedig haben zwischen Vertretern Italiens, Österreichs und Ungarns Besprechungen stattgefunden, die der Vorbereitung der Anfang Juni (nicht, wie früher berichtet, am 20. Mai) in Rom beginnenden Donaukonferenz dienten.

In Italien sind, nachdem zwei Divisionen nach Ostafrika verschifft worden sind, drei weitere Divisionen mobilisiert worden.

In Jugoslawien ist am 5. Mai das Parlament neu gewählt worden. Die Liste des Ministerpräsidenten Jeftitsch hat 1,7 Millionen, die des Oppositionsführers Dr. Matschek 1,02 Millionen Stimmen erhalten. (Die beiden andern zugelassenen Listen haben die zu einem Mandat nötige Stimmenzahl nicht erreicht.)

Vertreter der drei baltischen Staaten haben in Kowno eine Konferenz abgehalten, die sich vor allem mit außenpolitischen Fragen beschäftigte.

Auf den Filippinen ist ein Aufstand ausgebrochen, der aber von der eingeborenen Polizei niedergeschlagen werden konnte, so daß die abgesandten amerikanischen Truppen nicht mehr einzugreifen brauchten.

Ein Signal

Von Fritz Werkmann

Die „ökonomische Maschine" kommt bekanntlich dann von selber in Gang, wenn Unternehmer die Ausdehnung der Produktion für rentabel halten. Bei dieser Ausdehnung beschäftigen sie zusätzliche Arbeitskräfte. Diese kaufen zusätzliche Konsumgüter. Zu deren Produktion werden abermals zusätzliche Arbeitskräfte eingestellt usw.

Die entscheidende Frage ist also: wann halten Unternehmer die Ausdehnung der Produktion für rentabel? Antwort: wenn der Unterschied zwischen Kosten und Preis groß genug ist.

In früheren Krisen öffnete sich die Schere zwischen Kosten und Preis zu Gunsten der Unternehmer bei der Ware „Wohnungsnutzung" besonders stark. Daher wurde die Konjunkturbelebung an der Produktion von neuen Wohnungen zuerst sichtbar, und von dieser Produktion ging eine belebende Welle über die ganze Wirtschaft.

Wir müssen hier „Wohnung" und „Wohnungsnutzung" sorgfältig auseinanderhalten. Produziert wird die Wohnung. Deren Nutzung wird nachher auf Zeit verkauft (anders ausgedrückt: die Wohnung wird vermietet).

Die Kosten der Produktion neuer Wohnungen, kurz: die Baukosten sinken in Krisenzeiten meist, weil dann Rohstoffpreise und Geldlöhne sinken. Wichtig ist nun: die Kosten der Bereitstellung neuer „Wohnungsnutzungen" können noch weit stärker sinken als die Baukosten. Denn für die Berechnung der Miete (des Preises der Wohnungsnutzung) ist die für die Baukosten zu rechnende Verzinsung mindestens so bedeutsam wie die Baukosten selber. Je mehr der Zinssatz in der Krise gesunken ist, eine um so wesentlichere Senkung der Kosten für die Bereitstellung neuer Wohnungsnutzungen ist möglich.

Dabei öffnet sich eine Schere zwischen Kosten und Preis zu Gunsten der Unternehmer. Der Preis für die Bereitstellung neuer Wohnungsnutzungen braucht nämlich längst nicht so stark zu sinken wie die Kosten. Denn die Mieten in den bereits stehenden Häusern sind durch mehr oder minder langfristige Verträge gebunden. Sie können außerdem schon deshalb im allgemeinen nicht kräftig herabgesetzt werden, weil die Hypothekenzinsen, ein wichtiger Kostenfaktor, erst recht langfristig gebunden sind. Daher können die Mieten der neuen Wohnungen im Verhältnis zu den Kosten hoch liegen.

Aus all diesen Gründen wurde die Neuproduktion von Wohnungen in früheren Krisen besonders rentabel, und sie wurde dadurch für die Krisenüberwindung entscheidend wichtig.

Daran, ob und wie stark heute die Bautätigkeit aus privater Initiative in Gang kommt, kann man in mancher Beziehung geradezu ablesen, wie weit in der Wirtschaft selber Kräfte zur Überwindung der Krise wirksam sind.

✦

In 354 Städten der USA machten die Bauerlaubnisse in den Jahren 1933 und 1934 nur 355 und 364 Millionen Dollar aus gegen über rund 3 Milliarden Dollar im Jahre 1929. Der Wohnungsbau ging seit 1929 von Jahr zu Jahr zurück; die Wohnungsbauten lagen auch 1934 wieder unter dem Stand des Vorjahrs, besonders in der zweiten Hälfte des Jahres.

Die Bautätigkeit in den USA ist also tot. Belebende Kräfte pflegen von Toten nicht auszugehen. Woher kommt dieser Zustand der Erstarrung?

Verglichen mit dem Durchschnitt der Jahre 1923—28 sind die Mieten halbiert, als Folge des Kaufkraftschwundes der Masse der Konsumenten. Die Baukosten sind dagegen nur 16 Prozent niedriger als in jenen Jahren, als Folge der Währungspolitik und Nira-Gesetzgebung. Dazu kommt: die Kosten für Baukredite sind nicht gesunken, trotz aller speziellen Bemühungen der Regierung, — nämlich wegen ihrer allgemeinen Bemühungen um die Ankurbelung der Wirtschaft durch Inanspruchnahme von Krediten für den Staat.

In den USA gibt es zwar ein Programm Roosevelts zur Unterstützung des Neubaus, es fehlt aber vorläufig jeglicher Anlaß zu einer Belebung der Baukonjunktur. Es liegt daher nahe, auch der allgemeinen Konjunktur in den USA eine schlechte Prognose zu stellen.

Doch sei immerhin ein Hoffnungsschimmer registriert: die infolge des langjährigen Darniederlegens der Bautätigkeit in vielen Städten eingetretene Wohnungsknappheit hat bereits dazu geführt, daß die Mieten wieder etwas anzogen. Auch die Baukosten sind neuerdings etwas zurückgegangen. Wenn diese Entwicklung sich von beiden Seiten fortsetzt, und wenn das Tempo der Entwicklung dabei gleich bleibt, so würden Mieten und Baukosten 1936 in demselben Verhältnis stehen wie in Jahren mit lebhafter Bautätigkeit. Wenn es dann gelingt, das Hypothekenwesen einigermaßen zu ordnen, würde die Neubautätigkeit wohl zunehmen. Wenn ...!

✦

In England erreichten die Bauerlaubnisse bereits 1932 ihren konjunkturellen Höchststand von 1930 wieder. 1933 lagen sie um ein Drittel, 1934 sogar um die Hälfte darüber. Der englische Baumarkt war und ist eine tragende Säule des englischen Konjunkturaufschwunges.

Die Ursachen sind klar: die Massenkaufkraft blieb während der Krise auf einem hohen Stand; also fehlte ein ähnlicher Druck auf die Mieten, wie er in den USA wirksam war. Die Materialkosten und Zinskosten gingen zurück. Der landesübliche Zinssatz von 2½ Prozent, den Keynes (einer der bedeutendsten englischen Wirtschaftssachverständigen) für Ende 1934 vorausgesagt hatte, ist fast erreicht.

Natürlich ist fraglich, wie lange die englische Baukonjunktur anhalten kann. Anscheinend ist die Nachfrage nach Wohnraum, die bei dem 1934 üblichen Hypothekenzinssatz und den ihm entsprechenden Mieten wirksam ist, nunmehr weitgehend gedeckt. Eine weitere Kreditverbilligung würde nicht nur in den mittleren Einkommensschichten, für die der Neubau seit 1932 vor allem stattfand, erneut die Nachfrage beleben; sie würde vor allem für Arbeiterwohnungen eine solche Mietsenkung ermöglichen, daß dadurch ein erheblicher bisher nur durch die Miethöhe gehemmter Bedarf den Anschluß an

den Baumarkt finden würde. (Auch die von der Regierung in Angriff genommene Bereinigung der übelsten Wohnungsgegenden, der Slums, könnte bei einer solchen Entwicklung rasche Fortschritte machen.)

Im Durchschnitt der ersten beiden Monate 1935 lagen die Bauerlaubnisse für Wohnhäuser um 10 Prozent über dem Stand der entsprechenden Zeit des Vorjahrs. Vielleicht ist das ein Zeichen, daß sich die hier als möglich hingestellte weitere Entwicklung bereits anbahnt. In England hat jedenfalls gerade heute, wo eine wesentliche Ausfuhrsteigerung nicht erwartet werden kann, der Wohnungsbau eine entscheidende Bedeutung nicht nur für die Ankurbelung, sondern auch für die Erhaltung der Konjunktur.

◆

In Deutschland erreichte der Wohnungsbau 1929 mit rund 340 000 fertig gestellten Wohnungen seinen Höchststand. 1934 wurden 300 000 Wohnungen fertiggestellt, also fast ebenso viel.

Diese beiden Zahlen sind aber nicht so ohne weiteres vergleichbar. Von den 300 000 Wohnungen des Jahres 1934 entfallen etwa zwei Fünftel auf Umbauwohnungen; diesen steht natürlich ein entsprechender Abgang von durch Teilung beseitigten großen Wohnungen gegenüber. Außerdem erfordert der Umbau wesentlich niedrigere Aufwendungen als der Neubau, bedeutet also konjunkturpolitisch weniger. Der Nettozugang an Wohnungen betrug 1934 rund 170—180 000, das sind etwa 40 000 mehr als in den Jahren 1932 und 1933, aber doch noch 50 000 weniger als 1931. Der Produktionswert des Wohnungsbaues betrug 1934 mit 1,2 Milliarden Mark etwa ein Drittel des Produktionswertes von 1929.

Der Konjunkturbeobachter muß ferner wissen: Der Bau von mindestens 180 000 Wohnungen ist 1934 durch Kapitalaufwendungen des Reiches (in Höhe von 25 Prozent der Gesamtaufwendungen) ermöglicht worden. Das Konjunkturforschungsinstitut urteilt dazu: „Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die meisten dieser Bauten ohne die Förderung durch die öffentliche Hand unterblieben wären." — Seit Februar 1934 verbürgt sich das Reich für nachstellige Hypotheken auf Wohn- und Eigenheimbauten bis zu 75 Prozent des Bau- und Bodenwertes. Mit Bürgschaften allein kann man aber nicht bauen, und die Baugelder von privaten Kreditgebern fließen trotz der Bürgschaften spärlich und sind teuer. So kam es, daß die Reichsbürgschaft bis Ende 1934 nur für rund 35 Millionen Mark in Anspruch genommen wurde, obwohl 100 Millionen Mark Bürgschaft zur Verfügung standen. Die Bürgschaftssumme ist inzwischen auf 150 Millionen Mark erhöht worden; sie ist gegenwärtig wohl zu einem Drittel ausgenutzt.

Die Baukosten insgesamt liegen zwar ein Viertel unter dem Stand von 1929, die Mieten für Altwohnungen sind zwar gleichzeitig kaum gesunken. Trotzdem entstehen keine Rentabilitätsaussichten. Da rächen sich die Fehler früherer Jahre, insbesondere die lange Fortsetzung der Kriegszwangswirtschaft! Auch 1929 war es ja ohne billige öffentliche Kredite (Hauszinssteuerhypotheken zu 1 Prozent!) nicht rentabel, Wohnungen zu bauen. Und der Zinsfuß steht bekanntlich in Deutschland immer noch hoch. Zudem sind die Neubaumieten unter dem Druck des Massenkaufkraftschwunds in der Krise stark gefallen.

Kurz: von der privaten Initiative im Wohnungsbau darf für die deutsche Konjunkturbelebung leider nichts erwartet werden. Der Wohnungsbau wird vielmehr nur durch Staatshilfe auf dem gegenwärtigen Stand gehalten werden können. Selbst das wird nicht leicht sein, da der Vorrat an teilbaren Großwohnungen, der 1933 und 34 eine verhältnismäßig billige Produktion kleiner Wohnungen ermöglichte, nunmehr so ziemlich erschöpft ist und die normalen Ausschüttungen der Bausparkassen für 1935 durch eine Kreditaktion vorweggenommen sind. Das „Gesetz über Förderung des Wohnungsbaus" vom 30. März stellte daher 200 Millionen Mark durch Inanspruchnahme der 25-prozentigen Senkung der Hauszinssteuer und 50 Millionen Mark aus den Mitteln zur Gewährung der Ehestandsdarlehen für Zwecke der Kleinsiedlung und des Kleinwohnungsbaus zur Verfügung. Die akute Gefahr, daß das Versiegen der öffentlichen Mittel im laufenden Jahr zu einer entsprechenden Verringerung des Wohnungsbaus führt, ist dadurch gebannt.

Nach Mitteilung des braunschweigischen Bezirksbeauftragten des Gartenbau-Wirtschaftsverbandes soll zur Verhinderung eines „Konjunkturanbaus" der Anbau von Tomaten und Gurken dieses Jahr eingeschränkt und Kraut nur in der vorjährigen Menge angepflanzt werden.

Sinkiang

Wir erleben heute den Angriff aller technischen Großmächte auf die letzten Reservate der Wildnis. Rußland industrialisiert Nordasien, Japan baut die Mandschurei aus, Abessinien wird belagert, Südamerika soll systematisch durchgekämmt werden. Überall drängen die Mächte, sich die letzten Brocken einzuverleiben, die noch nicht unter eindeutiger Herrschaft stehen. Es geht um die Macht, das heißt um Boden und Rohstofflager.

China zeigt das klägliche Beispiel eines Reiches, das seine Provinzen vor dem Zugriff der umliegenden Staaten nicht bewahren kann. Tibet ist selbständig geworden, Tannu Tuwa und die Äußere Mongolei haben sich dem Sowjetbund angeschlossen, die Mandschurei ist zum Vasallenstaat Japans geworden. Schon früher ist Korea an Japan und Indo-China an Frankreich verloren gegangen. Nun wird die Provinz im äußersten Westen, Sinkiang, dreitausend Kilometer von der Zentralregierung entfernt, zum Streitobjekt fremder Rivalen.

Sinkiang, ein Gebiet von fast der dreifachen Größe Deutschlands, mit drei bis fünf Millionen Einwohnern, liegt nördlich des Karakorum und Tibets an einem uralten Karawanenweg, der „Seidenstraße", die von Zentralchina nach Turkestan herausführte. Die Straße ist heute vergessen. Das Innere der Provinz ist eine Wüste, deren Tonboden unter der Sonne klirrend hart gebrannt ist, zerklüftet und vom Wind ausgeschliffen.

Geografisch gehört diese Wüste zu den interessantesten Stellen der Erde. Sie ist nämlich ein abflußloses Gebiet. Der größte Fluß des Landes, der Tarim, ein Strom von der doppelten Länge des Rheines, endet mitten in der Wüste, um einen riesigen Salzsee zu bilden, den Lop-nor. Die Lage des Lop-nor wechselt je nach dem Lauf des Flusses, der sein Bett öfters durch die mitgeführten Sandmassen verstopft.

In diesen Tagen ist Sven Hedin aus Sinkiang zurückgekommen. Der verschollene Karawanenweg und der Lop-nor waren die Ziele seiner mehrjährigen Forschungsreise. Aber man darf annehmen, daß daneben für die chinesische Zentralregierung, die die Expedition finanzierte, noch andere Dinge von äusserstem Interesse waren. Die nördlichen, südlichen und westlichen Teile der Provinz sind nämlich fruchtbar und reich an allen Bodenschätzen, die eine moderne Industrie braucht. Die politischen Ereignisse der letzten zehn Jahre haben diese Provinz vom eigentlichen China so gut wie abgeschnitten. Es mußte der chinesischen Regierung daher nicht nur daran liegen, zu wissen was dort alles zu holen ist, sondern auch die Möglichkeit einer direkten Verbindung dahin zu kennen. Sven Hedin ist jetzt mit der Ausarbeitung eines entsprechenden Vorschlages für Nanking beschäftigt. Es ist freilich möglich, daß dieses mit seinen Anstrengungen zu spät kommen wird.

Einstweilen steht der größte Teil des Landes dem sowjetrussischen Einfluß noch offen. Dessen Hauptstützpunkt ist Nowo-Sibirsk an der Transsibirischen Eisenbahn, in die die Zweiglinien aus den Kohlen- und Eisenrevieren von Kusnetzk und dem Altai münden. Nowo-Sibirsk hat in den vergangenen zehn Jahren die Zahl seiner Bewohner von 75 000 auf über 150 000 vermehrt. Von hier führt die 1928 vollendete Turksib-Bahn nach dem Süden; sie verläuft mit zwei Drittel ihrer 1500 Kilometer Länge dicht an der Grenze Sinkiangs hin. Daneben ist eine ganze Anzahl moderner Autostraßen erbaut worden.

So war alles zu einem russischen Eingreifen in das Nachbarland vorbereitet. Die Gelegenheit ergab sich im Jahre 1931: bei einem Aufstand der Sarden, eines türkischen Stammes, gegen die Provinzialregierung. Die Aufständischen riefen den General Mahtschuhjing zu Hilfe, der eine Armee chinesischer Mohammedaner befehligte. Der General erwies sich aber bald als ein allzu lästiger Bundesgenosse, und die Sarden gingen auf die Seite ihrer früheren Bedrücker über. Doch nur mit Sowjethilfe gelang es, den General zu überwältigen.

Die Russen behaupten, Mahtschuhjing habe sowohl von England als von Japan Unterstützung angenommen.. Auf alle Fälle sitzen heute russische Berater im Regierungshause. Sie haben der Provinzialregierung auch eine Anleihe von zwei Millionen Silberdollar zum Bau zweier Zubringerbahnen von Sinkiang zur Turksib verschafft. (Die Verlängerung einer dieser Linien nach dem eigentlichen China würde über die Sunghai-Bahn den Hafen Haitschau an der Südküste von Schantung erreichen und damit die Reisedauer von Europa nach dem Stillen Ozean auf die Hälfte verkürzen.)

Inzwischen haben die Japaner die Mandschurei erobert und ihren Einfluß bis über die Innere Mongolei ausgedehnt. Schon zielen auch sie nach Sinkiang, wo sie neben der Erschließung der Bodenschätze auch den Anbau von Baumwolle betreiben möchten. Außerdem wäre mit dieser letzten Randprovinz Zentralchina vollständig von der Sowjetunion abgeriegelt. Die Japaner hoffen dann auf die rasche Niederschlagung des chinesischen Kommunismus und auf die willigere Bereitschaft Chinas zur Anlehnung an das industrielle Japan. Sie bieten daher alle Mittel auf, um die im Bau befindliche Verlängerung der Suitschuan-Bahn mitten nach Sinkiang hineinzuführen. Die Suitschuan-Bahn ist die Fortsetzung der Linie Tientsin — Peiping nach Paotutschen in der Provinz Suitschuan. Zu gleicher Zeit unterstützen sie den Weg Tschiangkaischeks über den Jangtse aufwärts in die nordwestlichen Außenbezirke, um so mit Hilfe dieses Gegners der Russen Sinkiang von zwei Seiten her in die Zange zu nehmen.

Zu allem Überfluß liegt Sinkiang dicht vor der reichsten Kolonie Englands. Die Briten können aber weder die Russen noch die Japaner in unmittelbarer Nachbarschaft Indiens ertragen. So entstehen hoch über dem Pandschab große Flugplätze, und es werden mit Tibet Verträge abgeschlossen. Angeblich um die ganz harmlosen, wissenschaftlichen und sportlichen Flüge über die höchsten Berge der Erde zu unterstützen. Aber es ist schwer zu glauben, daß diesen kostspieligen englischen Unternehmungen in Tibet nicht ganz andere, weniger harmlose Hintergedanken zu Grunde liegen.

Ernst Pfau

Die Fahrt von Peking (neuerdings Peiping genannt) bis Kaschgar (der Hauptstadt von Chinesisch-Turkestan oder Sinkiang) auf den zu Autostraßen umgebauten innerasiatischen Karawanenstraßen würde nach einer Äußerung Sven Hedins etwa drei Wochen dauern.

Das Erdöl

Schon vom letzten Weltkrieg hat ein englischer Minister behauptet, daß ihn das Erdöl entschieden habe. Und von einem kommenden Weltkrieg gilt heute allgemein die Überzeugung, daß er zugunsten jener Länder ausgehen müsse, die über die größeren Vorräte an Erdöl verfügen. Wer sich die Tatsachen vor Augen hält, die über die Motorisierung des Krieges zu Lande und zur See, besonders aber in der Luft bekannt geworden sind, der wird diese Behauptung begreifen ...

Die wirtschaftliche Stellung des Erdöls ergibt sich, abgesehen von allen übrigen Verwendungszwecken, vor allem aus der Zunahme des Kraftfahrwesens. Während der Weltbestand an Personen- und Lastkraftwagen im Jahre 1914 die Zahl von zwei Millionen kaum überschritt, betrug er 1929 fast 30 Millionen Stück und stieg im Jahr 1932 auf 35 Millionen. Dazu kommt die seit Kriegsende außerordentlich starke Zunahme des Flugzeugverkehrs. Und während von der Welthandelsflotte 1914 erst 1,3 Millionen Tonnen ölgeheizt waren, waren es 1929 bereits 19,4 Millionen Tonnen; auch der Bestand der mit Ölmotoren betriebenen Tonnage der Handelsflotte hat sich von 0,23 Millionen auf 6,6 Millionen Tonnen erhöht, sodaß 1929 die gesamte Welthandelsflotte zu 59,3 Prozent aus Kohlendampfern, zu 28,6 Prozent aus Ölfeuerungsdampfern, zu 9,7 Prozent aus Motorschiffen und zu 2,4 Prozent aus Seglern bestand.

Da die Wirtschaftlichkeit im Vergleich zu den technischen Vorzügen für die Kriegsflotte außer acht bleibt, erhält das Erdöl namentlich für sie eine einzigartige Bedeutung. Daher kann die Kohle hier nicht mehr mit dem Erdöl in Wettbewerb treten. Das gilt natürlich unter allen Umständen von der Luftwaffe, bei der Ersatzstoffe für das aus Petroleum gewonnene Benzin und Heizöl kaum in Frage kommen. („Schönere Zukunft", 10. März 1935)

Bei Urumtschi in Sinkiang hat Sven Hedin Ölvorkommen festgestellt.

Wirtschaftsnotizen

Rußland will dieses Jahr 80 000 Güterwagen, 1500 Dampf-, 30 Diesel- und 50 elektrische Lokomotiven einführen.

Rußland hat 1934 zum erstenmal Glühbirnen exportiert.

Japan will Bulgarien einen Dampfer für eine schwimmende Ausstellung bulgarischer Waren zur Verfügung stellen, wenn die Errichtung einer japanischen Handelsorganisation in Bulgarien genehmigt wird.

Die peruanischen Textilindustriellen haben mit der Schliessung ihrer Betriebe gedroht, falls die Regierung nicht Schutzmaßnahmen gegen die japanische Konkurrenz ergreife, die den peruanischen Markt mit Textilwaren zu niedrigsten Preisen überschwemmt.

Der norwegische Walfängerverband hat einen Ausschuß beauftragt, Vorschläge zur Einschränkung des Walfanges in der Saison 1935/36 auszuarbeiten.

Die Batawerke werden in England 200 neue Filialen eröffnen.

An der alten Fähre

Von Peter Scher

Eines Morgens saß ich auf der Halbinsel, die der Strom mit kühner Schleife gebildet hat, vor dem alten Gasthaus in der Sonne und rauchte in Frieden eine Pfeife. Auf dem weißen Tischtuch glänzte der Widerschein des Rotweins im Glase gleich einem blaßrosa zitternden Herzen in der warmen Luft. Ich sah die alte Stadt mit ihren hohen Burgzinnen im goldenen Rauch und hörte manchmal wie aus unbestimmter Ferne das Rauschen des eilig hinströmenden Wassers.

Der alte Fährmann und Wirt saß in das Wochenblättchen vertieft neben mir und buchstabierte, indem er die Lippen wie ein Kind bewegte, die aufregenden Neuigkeiten. Ich beugte mich ein wenig vor und las über seine Schulter hinweg das Folgende:

Die Schwindegg-Bäuerin von Haggenmoos ist von einem bedauerlichen Unglück betroffen worden, indem selbige beim Häckselschneiden mit der linken Hand in die Maschine kam. Es ist Gott sei Dank Hoffnung vorhanden, daß die fleißige Frau und Mutter dreier Kinder nicht operiert werden muß. Unsere besten Wünsche für baldige Genesung.

In der alten Kastanie über uns begann ein Star sein Lied. Es klang so süß und voller Hoffnung, als wolle auch der Vogel seine Zuversicht zu erkennen geben, daß schließlich alles gut werde. Ich sah empor und betrachtete das winzige Kunstwerk, aus dem es über alle Begriffe lieblich musizierte. Als sich der Vogel gleich darauf in einem beherzten Bogen weiter schwang zum nächsten Baum, fragte ich mich betroffen, wie es möglich sei, daß Menschen derartiges kaum beachten.

Der alte Fährmann und Wirt war unterdessen der aufregenden Neuigkeiten überdrüssig geworden. Er gähnte und richtete die Frage an mich, ob ich ein schönes Altertum sehen wolle. Er sagte wörtlich Altertum.

Gern wolle ich das.

Also gut, wir gingen in die Gaststube und er nahm eine Armbrust von der Wand, ein ungefüges und bedrohlich aussehendes Ding mit einer dicken Darmschnur, die wir zu spannen versuchten.

Lächerliches Beginnen!

Nur ein Riese habe so etwas zuwege gebracht, meinte der Wirt. Seit Jahrhunderten sei die Armbrust im Besitz seiner Familie. Als sie angefertigt wurde, sei es hier noch anders zugegangen — das heißt eigentlich vielleicht so sehr viel anders auch nicht. Ob ich seine Enkelin Emerentia schon gesehen hätte? Die möge ich mir anschauen. Man könne kaum glauben, daß die Menschen von damals viel herzhafter ausgesehen hätten.

Ich wollte die Enkelin Emerentia natürlich mindestens so gern betrachten wie die alte Armbrust, und so wurde sie herbeigerufen.

Sie kam, langsam wie ein vorsichtig witterndes Tier aus dem Walde tritt, und sah mich an. Ihre Gestalt war nicht schön; dafür war sie zu gedrungen. Aber der Kopf! Ein Gesicht wie von Meister Tilmann Riemenschneider in Holz geschnitzt — von bezwingender Kraft in Form und Ausdruck. Rotgelbes Haar wie reifer Weizen um die kühn gewölbte Stirn. Die Augen, blau wie Enzian, mit durchdringend ruhigem und doch wieder strahlend selbstbewußtem Blick.

Wir scherzten harmlos. Sie sprach mit fröhlich hellem Stimmklang von einem Kälbchen, das in der Nacht gekommen war und dessen Geburt viel Mühe gemacht hatte. Sie gab mir die Hand und ging — nicht leichtfüßig, aber kräftig wie ein starkes Tier.

„Ja", sagte ich zu dem Wirt, der ihr schmunzelnd nachsah, „viel anders können die vor anderthalb tausend Jahren hier auch nicht gewesen sein. Damals hießen sie Sueven, und der Innfluß wurde Oenus genannt. Sie lebten in diesem Tal, sie kämpften mit Bären und glaubten an den Gott Donar. Wenn es gewitterte, nahmen sie ihre Kappen ab und sagten ehrfürchtig: Donar wirft den Hammer! Wenn der Blitz in eine Tanne schlug und eine lodernde Fackel aus ihr machte, nahmen sie es freudig als ein Zeichen der Gunst des Gottes und hüteten das Feuer wie einen Schatz. Und es war auch einer."

„Ja, ja," sagte der alte Fährmann und Wirt, „aber gerauft haben sie auch damals schon miteinander, hab' ich mir sagen lassen. Trinkt der Herr noch ein Viertel?"

Ich bat darum, trank und dämmerte vor mich hin.

Der Himmel war wie eine türkisfarbene Glocke über mir, aus deren höchster Wölbung, langsam niedersteigend, eine Lerche frohlockte.

Mein Kopf sank vornüber und ich wußte nur noch, daß ich glücklich war.

Einseitiger Führer durch die Leihbibliothek

Als Schauplatz aller Abenteuer genügt ein Herz, sagt ein moderner Schriftsteller. Erfahrene Abenteurer, auf dem Schauplatz des Herzens und auf dem der Welt, werden es klüger finden, zwischen den eigenen Abenteuern, zumal den strapaziös verlaufenen, immer mal wieder ein fremdes passieren zu lassen. Fremde Abenteuer kann man sich heute billig ausborgen: in der Leihbibliothek.

Wohlgesinnter Leser, sollten Sie zum ersten Male in die Leihbibliothek kommen: lassen Sie sich von den edlen Damen nicht verblüffen, die mit hochgezogenen Brauen nur die literarische Feinkost verlangen und sich unter Rainer Maria Rilke niemals zufrieden geben. Nehmen Sie ruhig an meinem geheimen Verdacht teil, daß sie es nur tun, weil es so in ihren feinen Zeitschriften steht, in denen sie sich in dem Augenblick fotografiert sehen: „Frau von Sausewind bei der Lektüre von Thomas Mann."

Bitte, genieren Sie sich garnicht, mit mir stracks an das wuchtige Regal zur Linken heranzutreten, das bis obenhin mit Büchern jener anziehenden Kunstgattung angefüllt ist, die wir gemeinhin als Kriminalromane ansprechen; — jener Erzählungen, die dank der Existenz höchst nobler, humorvoller, chevaleresker und eigentlich garnicht verbrecherischer Verbrecher einen geheimnisvollen und problematischen Sachverhalt vorlegen, der mit Hilfe von zwar trockenen, nichtsdestoweniger aber charmanten und gebildeten Detektiven in Gesellschaft von ganz entzückenden Privatsekretärinnen und unter angeregter Beteiligung des Lesers untersucht, entwirrt und auf der vorletzten Seite endlich aufgeklärt wird.

Jawohl, diese drei Reihen Bücher in roten Einbänden, wohl an die sieben Meter, sind alle von Edgar Wallace, dem Ford des Kriminalromans. Die farbigeren Bücher, die unter dem durchsichtigen Papier funkeln wie Delikatessen, was sie zuweilen auch sind, haben zu Autoren den unvergleichlichen Chesterton, Sven Elvestad, Frank Heller und Conan Doyle; in ihre smarte Gesellschaft gehören, wenn auch mit einigem Abstand, A. Christie, van Dine, Fergusson, Fletcher, Berkeley und die leider vergessene A. K. Greene.

Sie haben natürlich recht, diese Romane gehören, so wir in

Der schwarze Adler

Vor einiger Zeit ist durch die europäischen Zeitungen die Meldung gegangen, ein amerikanischer Neger-Flieger, Oberst Hullian, habe zusammen mit 15 von ihm ausgebildeten schwarzen Fliegern dem Kaiser von Abessinien seine Hilfe angeboten; er wolle, so soll er gesagt haben, „für die Erhaltung des letzten schwarzen Kaiserreichs in Afrika" kämpfen. Die meisten Leser werden über diese Meldung gelächelt haben; und in der Tat, sie hat eine komische Seite, nur ist das nicht diejenige, die der Hochmut der Europäer belächelt hat, sondern eine andere: Abessinien ist gar kein „schwarzes Kaiserreich", sondern ein Reich, in dem die semitische Herrenschicht die (hamitischen) Neger als Parias betrachtet, und wenn Oberst Hullian wirklich nach Abessinien fliegt, dann wird er feststellen müssen, daß die Neger schließlich auch für die Verteidigung der USA kämpfen könnten, denn schlechter als in Abessinien werden die Neger auch in den Vereinigten Staaten nicht behandelt.

Oberst Hullian ist also vielleicht einem kleinen Irrtum unterlegen, als er dem Kaiser von Abessinien seine Dienste anbot. Aber dieses Mißverständnis haben die meisten Leser wohl nicht komisch gefunden, sondern etwas anderes, und gerade das ist n i c h t komisch, sondern sehr beachtenswert: die Tatsache nämlich, daß unter den weithin zerstreuten Negern ein Zusammengehörigkeitsgefühl besteht, das schon so stark ist, daß es sich in Versuchen zu „gegenseitiger militärischer Hilfeleistung" äußert. Und hinter diesem Zusammengehörigkeitsgefühl steht auch schon eine organisierte Bewegung, der „A e t h i o p i a n i s m u s", dessen Symbol der „schwarze Adler" ist.

Der Aethiopianismus ist zwar in der Negerrepublik Liberia geboren, aber zu seiner heutigen Bedeutung konnte er nur dank der Tätigkeit der a m e r i k a n i s c h e n Neger gelangen. Amerikanische Neger sind die Finanziers, amerikanische Neger-Intellektuelle sind die Träger der Organisation, deren Ziel es ist, in den hamitischen Ureinwohnern Afrikas und den Negern in den andern Erdteilen ein neues Gemeinschaftsgefühl zu wecken, den Fanatismus gegen die weiße Rasse zu stärken und den Tag vorzubereiten, an dem die Neger sich Macht und Freiheit erkämpfen werden. Schwarze Professoren der Theologie, der Biologie, der Nationalökonomie, schwarze Ingenieure, Forscher, Sportsleute arbeiten unterirdisch mit der Zähigkeit und der Geduld ihrer Rasse an diesem Werk. Und nicht zuletzt die schwarzen Missionare. Sie benützen überall in Afrika die Einrichtungen der weißen Missionsgesellschaften (Kirchen, Betsäle usw.), um scheinbar das Christentum zu predigen, in Wirklichkeit aber, um die afrikanischen Neger zu Kämpfern für den Aethiopianismus zu erziehen. (Ihnen wie den andern Aposteln dieser Bewegung kommt dabei die Tatsache zu Hilfe, daß — abgesehen von wenigen Ausnahmen — eigentlich nur Schwarze das Vertrauen des Negers gewinnen können, und ihre unterirdische Arbeit wird dadurch erleichtert, daß nur wenige Weiße sich in den hunderterlei Dialekten Afrikas auskennen.)

Daß und wie der Aethiopianismus nicht nur illegal, sondern auch offen arbeitet, zeigt die Gründung einer „Aethiopischen Universität" in Nordrhodesia. Drei schwarze Professoren aus USA, ein Theologe, ein Nationalökonom und ein Staatswissenschaftler, haben sich, umgeben von einem Stab schwarzer Techniker, Architekten, Ärzte usw., nach Nordrhodesia begeben, um dort durch die Gründung einer schwarzen Universität ein Zentrum für den Aethiopianismus zu schaffen.

Oberst Hullian, wie gesagt, hat sich vielleicht geirrt, als er „Aethiopien" (heute Abessinien genannt) für ein der Verteidigung wertes Bollwerk des „Aethiopianismus" hielt. Aber vielleicht ist sein Irrtum harmloser als der vieler Europäer, die glauben, der „schwarze Adler" werde nie fähig sein, Afrika unter seine Fittiche zu nehmen. H u g o L i n d e m a n n

---

Die Gesamtheit der afrikanischen Eingeborenenbevölkerung befindet sich heute im Stadium des Überganges, der Umwälzung überkommener Lebensformen und Anschauungen, der inneren und äußeren Bewegung. Mögen auch die einzelnen Stämme und Individuen in sehr verschiedenem Maße von diesem Prozeß ergriffen sein, so wird sich doch kaum ein Bestandteil der Bevölkerung auch im wenigst erschlossenen Teile Zentralafrikas finden lassen, der von ihm ganz unberührt geblieben ist. C h a r l o t t e L e u b u s c h e r

Einfuhr von Branntwein und Feuerwaffen und Ausfuhr von Sklaven haben Westafrika Jahrhunderte hindurch zugrundegerichtet wie kaum ein anderes Gebiet der Erde. Nach den niedrigsten Angaben sind 12 Millionen Sklaven nach Amerika gebracht worden. Mindestens fünfmal soviel, nach anderen Schätzungen zehnmal soviel sind bei dem Raube und Transporte ums Leben gekommen.

Der Weltkrieg bildete einen Höhepunkt in der Entvölkerung des französischen, deutschen, belgischen, englischen und portugiesischen Äquatorial-Afrika. Zu meiner grausigsten Erinnerung gehört das Massenelend und Dahinsterben der vielen tausend Träger, die aufgegriffen und aus ihren gesunden Wohnorten in die verseuchtesten Kampfgebiete und in Einöden getrieben wurden ...

W i l h e l m M e n s c h i n g

Der schwarze Erdteil ist für den Weißen wertlos ohne die schwarze Arbeitskraft, und eben dieser wichtige koloniale Faktor beginnt unberechenbar zu werden. Nicht morgen oder übermorgen, aber noch in diesem Jahrhundert wird Afrika wieder schwarz sein, wenn der Weiße nicht rechtzeitig sozial und politisch mit ihm Frieden schließt. W a l t e r H a g e m a n n

Cäsarische Demokratie in USA

Die „Zeitschrift für Geopolitik" bringt eine Artikelreihe „Idee und Zukunftsgestaltung der Vereinigten Staaten von Amerika" von Colin Roß. Im Maiheft heißt es da u. a.:

„Es mag heutigem Empfinden seltsam erscheinen, Washington den Führer einer cäsarischen Demokratie zu nennen. Allein wenn wir Heutigen Washington erleben könnten, wie er sich nicht anders in der Oeffentlichkeit zeigte als in einer von sechs Schimmeln gezogenen Staatskarosse und stets von zeremoniellem, steifem Pomp umgeben — sein Cäsarismus würde uns stärker erscheinen als seine Demokratie. Wenn sich das Bild Washingtons und überhaupt das der damaligen Zeit, die sehr viel mehr aristokratisch als demokratisch war, verschoben hat, so, weil im Verlaufe der Entwicklung die parlamentarische Seite der Demokratie die cäsarische immer stärker in den Hintergrund drängte, außer in Notzeiten, wo sie plötzlich nach dem „Cäsar" rief und ihm unbegrenzte Vollmacht übertrug.

Diese verhältnismäßige Leichtigkeit, mit der die amerikanische Verfassung von der parlamentarischen Form auf die cäsarische umschwenken kann, ist vielleicht ihr größter Vorteil. Eine solche Umstellung haben wir alle erst kürzlich nach der Betrauung Roosevelts mit cäsarischen Vollmachten erlebt. Seine Inauguration ähnelt der Washingtons. Beide kamen in dem Zeitpunkt zur Macht, als das Land vor dem Abgrund und der Auflösung stand und es nur durch eine starke Hand gerettet werden konnte."

In U.S.A. werden jetzt von der Regierung 4,88 Milliarden Dollar für Arbeitsbeschaffung aufgewendet (hauptsächlich für Bauarbeiten), um die immer noch 11 Millionen betragende Zahl der Arbeitslosen herabzudrücken.

Die General Motors Co. wird in Biel in der S c h w e i z eine Autofabrik errichten.

Die italienische Regierung hat in A r g e n t i n i e n zwei Millionen Doppelzentner Weizen aufgekauft, die mit italienischen Erzeugnissen bezahlt werden.

Nach einem neuen italienisch-b r a s i l i a n i s c h e n Handelsvertrag wird Italien mehrere Kriegsschiffe liefern, die Brasilien mit Baumwolle bezahlen wird.

„Siebzig Absolventen der japanischen Übersee-Schule, fast alle mit Bräuten, fahren dieser Tage von Yokohama nach Brasilien ab, um sich längs dem Amazonenstrom anzusiedeln."

„Japan Chronicle" (15. April)

Eine Umfrage

Der amerikanische Psychologe Professor Leuba hat in „Harpers Magazine" das Ergebnis einer echt amerikanischen Umfrage veröffentlicht, bei der die bekanntesten Wissenschafter Nordamerikas befragt worden sind, ob sie an einen persönlichen G o t t und an die U n s t e r b l i c h k e i t der Seele glauben.

Von den führenden Fysikern der Vereinigten Staaten glauben nach den eingeganggenen Antworten nur 17 an die Existenz Gottes, während 60 an keinen Gott glauben; von den minder berühmten Fysikern haben sich 43 für und 43 gegen entschieden. Unter den bedeutendsten Biologen befinden sich 12 Gottgläubige gegenüber 76 Ungläubigen; unter den führenden Soziologen 5 gegenüber 95; von den Psychologen sind 10 Prozent Gläubige, 78 Prozent Ungläubige und 12 Prozent Zweifler.

Noch ungünstiger sollen die Antworten auf die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele lauten. Bei den amerikanischen Studenten hat Professor Leuba „festgestellt", daß der größte Teil den Gottesglauben verloren habe.

Wenn man zum Leben ja sagt und das Leben selber sagt zu einem nein, so muß man auch zu diesem Nein ja sagen.

M o r g e n s t e r n

Kautabak

Eines Tages erhielt der Werbeleiter einer Tabakfabrik den Auftrag: Wir müssen den Umsatz unseres Kautabaks steigern. So und soviel Mark stehen Ihnen zur Verfügung. Sehen Sie zu, was Sie machen können.

Und nach schon hundertmal bewährten Rezepten setzte sich der Werbemann hin und „machte den Markt aufnahmebereit", d. h. er versuchte ein Bedürfnis zu schaffen, wo keines vorhanden war. Er gab vor, es sei vornehm, schick und überhaupt das allerallerneueste, Tabak zu kauen, und jeder vornehme Mann tue das, und wer es nicht tut, ist einfach unmöglich.

Das dürfte die Vorgeschichte zu dem Werbeschreiben sein, das mir jüngst ins Haus geflattert kam. In einem sauberen Zellofanpäckchen steckte ein Kautabak, ein echter Kautabak; und der Text zu diesem reizenden Geschenk belehrte mich, es sei vornehm usw. usw.

Wie's gemacht wird? „Wer ein kleines Stückchen Kautabak ruhig in den Mund, am besten zwischen Oberkiefer und Backe legt, der wird die großen Vorteile, die unserem Kautabak eigen sind, bald schätzen lernen."

Wem dabei etwa das große Grausen kommen sollte — der Herr Werbemann hat anscheinend mit dieser Möglichkeit gerechnet — dem wird zugeredet wie einem Kindlein, das seinen Brei nicht essen will.

„Versuchen Sie es also zuerst — wir empfehlen: nicht auf leeren Magen! — mit einem kleinen, nicht zu feuchten Stück! Sollte es am Anfang nicht gleich schmecken, so legen Sie es wieder weg. Wiederholen Sie aber den Versuch — eventuell nach der nächsten Mahlzeit — der Erfolg bleibt nicht aus."

Wenn die Erwartungen der Kautabakfirma zutreffen sollten, werden wir bald das Vergnügen haben, auch unsere lieben Mitmenschen hier im Süden mit kauenden Kiefern herumwandeln zu sehen, allen alten Seebären zu Trotz und Neid.

*

Warum wir uns hier mit dieser Kautabakreklame beschäftigen? Weil wir darin wieder ein Musterbeispiel unwirtschaftlicher Werbung vor uns haben.

Wir wissen nicht, ob die Werbung Erfolg haben wird. Nehmen wir an, die Sache würde „einschlagen". So und so viele Menschen, leicht beeinflußbar wie sie solchen Neuheiten gegenüber sind, entschließen sich Tabak zu kauen. Es ist klar, daß sie dann an irgend einer andern Stelle ihres privaten Haushaltsplanes Abstriche vornehmen müssen, um diese neue Passion zu befriedigen. Vielleicht rauchen sie weniger Zigaretten, bestellen eine Zeitschrift ab, trinken einige Glas Bier weniger. Der ganze Werbeaufwand der Fabrik hat, volkswirtschaftlich gesehen, nur dazu gedient, eine Verschiebung innerhalb eines gleichbleibenden Konsumvolumens zu erreichen.

Es wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn diese Verschiebung irgend einen Fortschritt der Lebensführung, der dem einzelnen und der Gesamtheit wieder zugute käme, zur Folge hätte. Wenn ein neues Heilmittel propagiert würde, ein wirklich gutes Mittel zur Körperpflege, eine gute Zeitschrift.

Statt dessen wird hier mit allen Mitteln raffinierter Beeinflussungstechnik für eine Sache geworben, von der man mit gutem Gewissen sagen kann, daß sie nicht nur unnötig, sondern sogar schädlich und häßlich ist.

Man wende nicht ein, die Kautabakfabrik, um die es sich handelt, könnte bei Erfolg ihrer Werbung mehr Arbeiter einstellen usw. Diese Beweisführung ist allmählich „in weitesten Kreisen" als Fehlschluß erkannt. Man könnte sonst mit gleichem Recht für Fuseltrinken und Opiumgenuß die Werbetrommel schlagen.

Nehmen wir den entgegengesetzten Fall an: die Reklame schlägt fehl, trotz allen Überredungskünsten bleibt das liebe Publikum bei seiner bisherigen Meinung über den Kautabak.

Nun, wird man sagen, das ist dann Sache der Kautabakfabrik; sie soll zusehen, wie sie den finanziellen Verlust ihrer Fehlwerbung wieder ausgleicht. Aber wer so denkt, denkt nicht volkswirtschaftlich, sondern privatwirtschaftlich, individualistisch. Den Schaden, den diese offensichtliche Kapitalfehlleitung verursacht hat, wird nämlich wieder die Öffentlichkeit, in diesem Falle der gesamtdeutsche Wirtschaftskörper tragen: in Form von verminderten Steuereingängen, oder in der Form, daß die Verluste auf die übrigen Produkte der Firma aufgeschlagen werden (durch Qualitätsverminderung oder Preiserhöhung). K a r l A m r h e i n

---

Wir leben im Zeitalter der Massenproduktion, aber nicht des Massenverbrauchs, und daran kranken wir. D r e u s i c k e

---

uns gehen, nicht zur höheren Literatur; aber ebenso wahr ist, daß sie von aller Welt gelesen werden.

Vielleicht dürfte ich um etwas mehr Verwunderung bitten? Die kleinen vielbeschäftigten Fräuleins am Ausleihtisch werden uns, wenn sie mal einen Augenblick Zeit haben, nämlich sogleich bestätigen, daß sich — merkwürdigerweise, wie Sie finden —, gerade die Intelligenz an diese zweifelhafte Literatur hält und daß es sogar sehr kluge, sehr korrekte und saubere Menschen gibt, die diese Verbrechergeschichten mit wahrer Leidenschaft lesen!

Es ist eben „unmöglich, von Edgar Wallace nicht gefesselt zu sein!"

Fürchten Sie sich, wenn Sie diese Romane zur Hand nehmen, nicht vor plumpen und auffälligen Indizien, die von biederen Polizeikommissaren so lange verfolgt werden, bis Sie sich ärgerlicherweise auf den Holzweg geführt sehen. In diesen Büchern darf Ihr, eines versierten Lesers ausgeprägter Scharfsinn auf fantasievollere Methoden der Entlarvung der Außenseiter der menschlichen Gesellschaft rechnen. Treffen Sie zum Beispiel darin einen berühmten Gelehrten mit dem noch rauchenden Revolver in der Rechten neben der Leiche eines jungen Gents der besten Kreise Londons an, so dürfen Sie sich leise lächelnd der primitiven Versuchung entschlagen, sich dem plumpen Verdacht der Domestiken anzuschließen, die kurz vor dem Schuß noch gehört hatten, wie der Gelehrte hemmungslose Drohungen gegen den elenden Zerstörer seines Glückes ausgestoßen hatte. Wir, denen von vornherein jeder Verdacht verdächtig und denen so leicht kein Alibi glaubhaft ist, wir müßten das Zutreffen des Wahrscheinlichen als einen groben, ja geradezu unerträglichen Stilverstoß gegen den Kriminalroman für den anspruchsvollen Leser ansehen müssen. Es ist ohnedies, wenn auch nur vom Standpunkt des Kriminalgeschichtenlesers aus, zu beklagen, auf wie wenige Ursachen sich die zahllosen Verbrechen auf dieser Welt stützen; — aber die Romane des Herrn Wallace haben es zu unserem Glück nicht nötig, sich an die dürftige Wirklichkeit zu klammern. „Armselig der Dichter, dessen Gebiet nicht größer ist als die sichtbare Natur", wie Gustav Meyrink gesagt hat.

Gegen die Langeweile, sagen Sie, und für das Einschlafen wollen Sie einen Band Wallace mitnehmen? Nur keine Ausreden, mein Lieber! Bekennen Sie sich vielmehr offen zu ihm und seinesgleichen, treten Sie in der Leihbibliothek umso mutiger mit Ihren Ansprüchen an Kriminalromane auf, als nämlich auch dort ihr ferneres Gedeihen durch eine immer noch bedrohlich grassierende Vorliebe für eine andere Art von Belletristik auf das schwerste gefährdet wird.

Sehen Sie diese lange Wand? An ihr ist fast unübersehbar aufgestapelt eine andere Sorte von Romanen. Hier sehen Sie alle jene Autoren versammelt, die auf der Basis des fast unerschöpflichen Reichtums an Gefühlsrohstoffen die Fabrikation von Liebesbegegnissen und Liebesschicksalen zum absatzsicheren Geschäft gemacht haben, in der erfolgsicheren Spekulation darauf, daß der Bedarf an Liebes-Fertigfabrikaten ziemlich unbegrenzt ist. Denn ewig wie das menschliche Herz mit seinen Wünschen und Hoffnungen, Erfüllungen und Entsagungen, Himmelsflügen und bodenlosen Abstürzen ist das Thema der Liebe.

Das sind die Romane, in denen der edle Graf, Industrieherr oder Rittergutsbesitzer die arme aber anständige Gouvernante, Bonne oder Sekretärin trotz aller sich lawinenartig türmenden Hindernisse doch heiratet. Es sind die Geschichten der Männer mit den scharfgeschnittenen Gesichtern: „Donnerwetter", entfuhr es ihm unwillkürlich, „Mädel, sind Sie entzückend!" Und er blieb versteinert stehen. Die junge Dame senkte verwirrt und errötend ihr Köpfchen. Er aber, einem jähen Impulse folgend, riß das Mädel in seine Arme, bog das süße Gesichtchen empor und küßte voller Inbrunst die frischen schwellenden Lippen."

Welch ein Held! Welch eine Liebe!

Und das passiert nach kaum hundert Druckzeilen! Wenn man sich vorstellt, was man sich in den Romanen der Weltliteratur Hunderte von Seiten lang alles erzählen lassen muß, ehe es soweit kommt ..., ja, dann begreift man allein um dieses Vorzuges willen die Vorliebe der jungen Mädchen für diese Romane.

Kunst ist Lebensersatz, sagt man. Aber der Kitsch ist es in ungleich stärkerem Maße.

Wissen Sie, lieber Leser, wenn ich Lesages hinkender Teufel wäre, ich würde, um ins Menschenleben zu schauen, nicht erst die Dächer von den Häusern abdecken, — ich würde einfach in die Leihbibliothek gehen und eine Weile den Leuten auf die Deckel der Bücher gucken, die sie mitnehmen, um ein Abenteuer zu erleben. A l f r e d U h l m a n n

Das interessante Buch

Jean Jacques Rousseau, dessen Werk „Emile" von Goethe als das „Naturevangelium der Erziehung" bezeichnet worden ist, gab im Jahre 1759 einen Roman „Die neue Heloise" heraus, der damals großes Aufsehen erregte. Besonders entzückt von diesem Buch waren die Frauen. Als ein Beispiel davon wird Folgendes berichtet:

Ein Buchhändler schickte das Buch der Prinzessin Talmont an einem Tag, an dem ein Ball angesetzt war. Nach dem Abendessen ließ sich die Prinzessin ankleiden, um den Ball zu besuchen. Während des Frisierens begann sie mit der Lektüre des neuen Romans. Um Mitternacht ließ sie endlich anspannen, fuhr aber fort zu lesen. Man meldete ihr, daß der Wagen vorgefahren sei. Sie überhörte es. Um zwei Uhr sagte man ihr, es werde wohl bald zu spät sein, den Ball noch zu besuchen. „Es hat noch keine Eile", entgegnete sie, immer weiter lesend. Endlich klingelte sie und fragte den eintretenden Diener, wie spät es sei. „Vier Uhr, Hoheit ..." „Dann ist es zu spät, noch auf den Ball zu gehen. Man kann ausspannen!" Um sechs Uhr legte sie das Buch aus der Hand, denn jetzt war es zu Ende. F. H.

Der Filosof

Thoreau, der amerikanische Naturfilosof, war krank, und es ging ans Sterben.

„Hast du dich auch mit deinem Gott ausgesöhnt?" fragten ihn die Verwandten.

Worauf Thoreau: „Aussöhnen? Ich habe mich nie mit ihm gezankt."

Literatur

Ernst Wagemanns Schrift „Z w i s c h e n b i l a n z d e r K r i s e n p o l i t i k", die wir im heutigen Leitartikel zitiert haben, ist in Carl Heymanns Verlag, Berlin, erschienen und kostet broschiert 2,80 Mark.

Der schwarze Adler. Die hinter diesem Artikel stehenden Zitate stammen aus folgenden Büchern: Wilhelm Mensching, Farbig und weiß (Hans Harder Verlag, Wernigerode); Dr. Charlotte Leubuscher, Der südafrikanische Eingeborene als Industriearbeiter und als Stadtbewohner (G. Fischer, Jena); Walter Hagemann, Die Revision der Kolonialmethoden in Afrika (Aschendorff'sche Buchhandlung, Münster).

Organismus und Organisation

Man könnte vielleicht sagen, Organismus und Organisation verhielten sich zu einander wie Natur und Kunst. Indessen das ginge nach einer gewissen Richtung hin noch nicht einmal weit genug. Denn auch die Kunst — wenn sie echter Art ist — zeigt jenes innere Muß, das der Organisation so völlig abgeht. Sie ist, knapp ausgedrückt, natürlicher als diese. Und also ist es wohl richtig, sich vorerst einfach mit der Feststellung zu begnügen, daß der Organismus sein Dasein einem inneren Wachstumsvorgang verdankt, während die Organisation wesentlich durch äußere Einwirkungen entsteht.

Und damit wäre dann auch schon erklärt, warum der Organismus stabiler ist als die Organisation. Das Lebende ist immer stabiler als das Unbelebte. Und was wächst, das ist ganz ohne Zweifel zum Lebenden zu rechnen. Ja, das Wachstum selber ist im Grunde bereits der treffendste Ausdruck einer Tendenz zur Stabilität. Denn wozu wächst der Organismus? Er wächst, um in dasjenige Größenverhältnis zur Umwelt zu gelangen, das seinem Fortbestand am günstigsten ist. Wenn er es erreicht hat, hört er auf, zu wachsen, und übrig bleibt von seiner Wachstumsfähigkeit nur noch das, was man die Heilkraft des Organismus nennen könnte. Sie bewährt sich überall dort, wo der Leib des Organismus durch irgendwelche Angriffe von außen oder irgendwelche Krankheiten von innen Schaden leidet. Und sie verrichtet ihr Werk um so vollständiger und schneller, je gesünder der Organismus ist.

Alles das, wie gesagt, gibt es bei der Organisation nicht. Sie wächst nicht, sondern sie vergrößert sich höchstens. Sie verfügt auch über keinerlei Heilkräfte, sondern höchstens über „Rücklagen". Und sie ist schließlich auch nicht einmal gesund, sondern höchstens „in Ordnung". Oder kurz gefaßt: sie lebt nicht, sondern wird höchstens „in Gang gehalten".

Und wenn man das Verhältnis von Organismus und Organisation durchaus in die Form eines Gleichnisses bringen will, so müßte man schon sagen, daß der Organismus ein lebendes Gebilde ist, die Organisation hingegen ein toter Mechanismus, der nur die oberflächlicheren Erscheinungsformen des Lebens aufweist.

Das Merkwürdige — und nach dem Gesagten doch auch wieder sehr Begreifliche — ist nun, daß der Organismus sich zwar zugleich organisierend äußern kann, die Organisation nicht aber zugleich organisch. Wo sich Übergangserscheinungen zwischen Organismus und Organisation vorfinden, da gehören sie infolgedessen grundsätzlich noch in den Bereich des Organischen.

Die Familie etwa ist ohne Zweifel ein Organismus. Aber dieser Organismus kann, wenn er einen bestimmten Umfang überschritten hat, sich sehr wohl auch organisatorischer Formen bedienen, um sein Dasein zu sichern. Ja, er muß es sogar, sofern er dem Druck von außen her begegnen will. Und so sehen wir denn, daß sich aus der Familie der Sippenverband und aus diesem der Stamm entwickelt, der seinerseits im Staat eine Organisation erzeugt, die, wie wir anzunehmen Grund haben, für alle übrigen Organisationen vorbildlich geworden ist.

Und doch ist der Staat von Hause aus eben keine reine Organisation, sondern er ist ein — obzwar entfernter — Abkömmling organischer Tendenzen. Freilich erkennen wir an seinem Beispiel auch deutlich, wie sehr diese organischen Tendenzen durch die Entfernung von ihrem Quellpunkt an Kraft verlieren können.

Wenn trotzdem organisatorische Weiterbildungen eines echten Organismus ihren Bestand aufrecht zu erhalten vermögen, so liegt das daran, daß sie den Verlust an organischer Kraft, den sie im Verlauf ihrer Entwicklung erleiden, durch äußere und innere Festigungsmittel auszugleichen wissen. Die äußeren Festigungsmittel sind dabei naturgemäß aber Zwangsmittel, und die inneren solche geistig-zweckhafter Natur.

Zwang ist nun immer etwas Zweischneidiges, — insofern, als er notwendigerweise Gegenkräfte wachruft und also schließlich zur Auflösung dessen führt, was er doch gerade zusammenhalten will. Und so ist die richtige Dosierung des Zwanges denn tatsächlich eines der wichtigsten Probleme jeder ihrer selbst bewußten Organisationstechnik.

Weit weniger gefährlich und problematisch sind die Festigungsmittel von geistig-zweckhafter Natur. Sie bestehen in der Darlegung oder Schaffung gemeinsamer Werkaufgaben, die imstande sind, die Einzelelemente der Organisation auf natürliche Weise gleichzurichten. Georg Burckhardt hat in seiner hier grundlegend gewordenen Werkfilosofie („Individuum und Welt als Werk", Ernst Reinhardt, München, 1920) sehr beachtenswerte Regeln dafür aufgestellt. Und im ganzen darf man wohl sagen, daß diese geistig-zweckhaften Festigungsmittel der Organisation in ihrer Wirkung den organischen Kräften noch am nächsten stehen.

Sie stehen ihnen in Wahrheit so nahe, daß sie beispielsweise einer reinen Organisation wie der der katholischen Kirche in vielem doch den Anschein eines Organismus geben — und ihren Bestand jedenfalls bis in unsere Zeit hinein gerettet haben.

Die geistig-zweckhaften und am einigenden Werk orientierten Festigungsmittel sind es ohne Frage darum, auf die eine künftige Soziologie ihr Hauptaugenmerk wird richten müssen.

Franz Krämer

Die Erfindung des Films

Neulich habe ich gehört, wie eine Stimme aus dem Lautsprecher nicht ohne Stolz verkündete, er (d. h. die zur Stimme gehörende Person) sei der Erfinder des Films. Es war ein über 70 Jahre alter Herr namens Max Skladanowsky, der am 1. November 1895 im Wintergarten in Berlin (zum ersten Mal für Deutschland) Laufbilder vorführte; und zwar je acht Bilder in der Sekunde, das sind dreimal weniger als beim heutigen Film, so daß man zwar nicht Bilder, sondern einen Film sah, aber allerdings noch einen sehr holprigen.

Ist Skladanowsky der Erfinder des Films? Die Franzosen bestreiten es und behaupten, die Brüder Lumière hätten schon im März 1895 bewegte Bilder gezeigt; und auch die Amerikaner rühmen sich, ihr Edison habe schon 1893 so etwas wie einen Film geschaffen. Wer hat recht?

Lassen wir den Streit. Besonders weil man inzwischen entdeckt hat, daß der Erfinder des Films viel älter ist. In einem Artikel in der „Frankfurter Zeitung" von Sigismund v. Radecki ist nämlich der Filosof Zenon als Erfinder des Films vorgestellt worden.

Zenon hat im 5. Jahrhundert vor Christi Geburt gelebt. Vor seinen Lebzeiten hat ein Filosof namens Heraklit behauptet, alles sei in Bewegung: „alles fließt". Gegen diesen Satz hat Zenon polemisiert. Und dabei ist er folgendermaßen vorgegangen.

Er tauchte einen Stab ins Wasser, und er erschien geknickt. Ist er in Wirklichkeit geknickt? Nein, er erscheint uns nur so; die Knickung ist Illusion. Und woher wissen wir das? Unser Verstand sagt es uns, der uns erklärt, warum der Stab geknickt erscheinen muß. Die Sinne bieten uns eine Illusion, der Verstand aber korrigiert die Täuschung der Sinne; auf ihn ist also mehr Verlaß.

Und so erklärte Zenon auch die Bewegung als eine Illusion der Sinne. Paris schoß von Troias Mauer einen Pfeil auf die Ferse des Achilles. Bewegte sich dieser Pfeil? Die Zuhörer mögen erstaunt gelacht haben, als Zenon diese Frage an sie richtete. Aber, sagte Zenon, nehmt einmal einen bestimmten Augenblick: bewegt sich der Pfeil in diesem Augenblick? Nein! — Nun nehmt einen andern Moment! Der Pfeil bewegt sich wieder nicht. In jedem Augenblick, in dem der Pfeil sich denken läßt (und Denken ist mehr als Sinneseindruck), ruht er. Und wenn man die Fluglinie in unendlich viele Punkte — für den Pfeil lauter Ruhepunkte — zerlegt, so bleibt kein Punkt übrig, an dem der Pfeil fliegen könnte. Also, sprach Zenon, gibt es keine Bewegung; Bewegung ist Illusion der Sinne, wie das Geknicktsein des Stabes im Wasser.

Die Flugbahnen einiger billiger Gemüsesorten, die an seinem Kopf endeten, sollen den Filosofen darüber belehrt haben, daß es eben doch Bewegung gibt. Oder hat Zenon die Schmerzen an seinem Kopf auch für eine Illusion der Sinne gehalten?

Wir wissen es nicht. Aber das eine wissen wir, daß Zenon die Idee des Films erfaßt hat. Er hat die Bewegung in lauter Ruhepunkte zerlegt — und was tut der Film anderes? 24 Ruhepunkte in der Sekunde erscheinen dem Auge als Bewegung — das ist die ganze Idee des Films.

Wahrscheinlich hat Zenon, wenn er derartige Geschichten auf dem Marktplatz von Athen vorbrachte, nur die Leute etwas ärgern wollen, und auch wenn wir heute Zenon als Erfinder des Films bezeichnen, meinen wir es nicht ganz im Ernst.

Und doch, und doch ... Versuchen Sie einmal nachzuweisen, inwiefern Zenon einem Trugschluß unterlegen oder daß er nicht der Erfinder des Films ist!

I. G.

Zeichen und Wunder

Irgendwo im Alten Testament, vielleicht bei Jesajas oder Jeremias, kommen die Verse, wo der Profet seinen Hörern das kommende Friedensreich auszumalen sucht, indem er davon fantasiert, daß dann die Lämmer mit den Wölfen weiden und die Pardel bei den Böcklein wohnen werden. Mit dieser Behauptung verfolgt er den Zweck, glaubhaft zu machen, daß dann auch die Menschen einander einmal in Ruhe lassen werden.

Das immerhin stark Utopische einer Symbiose Lamm-Wolf hat dazu geführt, daß jene Bibelstelle heutzutage meist auf den Kopf gestellt und zur Veranschaulichung einer umgekehrten Prognose benützt wird: die Menschen werden niemals Frieden miteinander machen, so wenig wie etwa die Wölfe mit den Lämmern usw.

Oder sollte ein Friede zwischen Lamm und Wolf am Ende doch möglich sein? (Womit für das Verhältnis Mensch zu Mensch ja noch nichts bewiesen wäre). Es könnte beinahe so scheinen, wenn man folgende Notiz liest, die von einem süddeutschen Lokalblatt den Weg in die Berliner Presse („Morgenpost", Nr. 104) gefunden hat: „Der merkwürdige Fall einer innigen Freundschaft zwischen einem Wolfshund und einem drei Monate alten Lämmchen war in dem württembergischen Dorfe Möglingen zu beobachten. Als sich das Lämmchen vom Hofe entfernte, folgte ihm treulich der Wolfshund, selbst auf dem Marsch durch die Nacht hindurch. Als am kommenden Morgen ein Gutsaufseher das ungleiche Paar bemerkte, mußte alle List aufgewandt werden, um die Ausreißer in Gewahrsam zu bringen, denn der Hund ließ niemanden das Lämmchen berühren. Er verließ es nicht, bis beide von ihrem Besitzer abgeholt wurden."

Leider versäumt der Chronist zu vermelden, wie es dem wunderbaren Freundespaar nach seiner literarischen Ausschlachtung weiter ergangen sei.

Vermutlich so: das Lämmchen, das der Wolf nicht gefressen hatte, wurde im Haushalt verwertet; und der Wolfshund kam an die Kette, denn er war eben doch kein Wolf, sondern nur ein Wolfshund.

Wer die Geschichte vom Lamm und Wolf am Ende gar nicht geglaubt hat, obwohl sie in einer Berliner Zeitung stand, dem sei zu noch besserer Belehrung hiemit ein menschliches Gegenstück berichtet, bei dem statt des einen der beiden Tiere die so oft verlästerte Schwiegermutter auftritt. Quelle: Nummer 18 des „Regensburger Echos" vom 9. Mai dieses Jahres.

In der Regensburger Altstadt haust die Familie M., bestehend aus Schwiegereltern mit Sohn und Schwiegertochter. Die beiden Paare, Alt und Jung, leben zusammen in einer Wohnung und kochen auf einem Herd, ohne daß es bis jetzt ein einzigesmal Krach gegeben hätte.

Dabei liegen die Umstände insofern nicht eben günstig, als die Jungen gerne Kartoffelknödel essen; die Alten dagegen erklären diese Speise für zu schwer und sind ihrerseits für Semmelknödel.

Wer sich in der menschlichen Seele auch nur ein klein wenig auskennt, wird zugeben, daß hier ein zureichender Grund für dramatische Verwicklungen ersten Grades, sozusagen der Stoff für eine ganze Tragödie gegeben wäre. Erschwerendes Moment: es ist nur ein einziger Topf vorhanden.

Die Familie M. in Regensburg jedoch hat folgende vorbeugende Lösung aller drohenden Konflikte, würdig eines Friedensnobelpreisträgers, gefunden: für die beiden Alten gibts Semmelknödel (mit ein wenig Kartoffeln), für die Jungen Kartoffelknödel (mit ein wenig Semmeln); und weil die beiderlei Knödel in einen Topf kommen, so steckt die Schwiegermama, wenn sie kocht, in die Knödel der Jungen vor dem Einlegen ins Wasser je ein kleines Holzstäbchen, das ein Stückchen heraussteht. Jedem das Seine!

Der oben genannte Profet mit seinem Gleichnis wird, wie man nach diesem Beispiel zu hoffen geneigt ist, am Ende doch einmal recht bekommen.

Hans Hutzelmann

Historiker-Deutsch

Die „Neue Literatur" (Heft 4/35) zitiert aus dem mit Unterstützung der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft" veröffentlichten Buch des Historikers Paul Müller „Feldmarschall Fürst Windischgrätz" u. a. folgenden Satz: „Dann aber brach die kaiserliche Zeit an, für den neuen Herrscher, dessen physische Unfähigkeit zur Regierung schon knapp nach dem Thronwechsel aus einem Schreiben Clams, wo dieser das Schwanken selbst der bloßen Repräsentationsfähigkeit Ferdinands von Tag zu Tag hervorhebt, erhellt, ein Viermännerkollegium, als dessen Führer der unbegabteste der Brüder des toten Herrschers, diesem gleich an Handlungsscheu und ähnlich selbst in der äußeren Erscheinung, wie Eduard Sueß, als sich der achtzigjährige Prinz seine Studien nutzbar zu machen wünschte, feststellen konnte, neben ihm der Erbe der Krone, der einzige der Tetrarchen, der jüngerer Generation war, aber höchst unbedeutend und dann zwei Minister, deren Rivalität urbi et orbi bekannt war." — Verstanden?

Kleinigkeiten

Das Stimmpfeifchen. Die „Selbsthilfe" (Nr. 17) schreibt: „Der römische Volksredner Gajus Gracchus kam bei seinen öffentlichen Vorträgen leicht so sehr in Hitze, daß sich seine Stimme überschlug. Um dies zu verhindern, hatte er stets einen Sklaven hinter sich auf der Rednertribüne stehen, der, sobald Gracchus zu schreien anfing, mit einem Stimmpfeifchen einen sanften Ton angab, worauf sich Gracchus sofort beruhigte. Dieses Mittel wäre für manche Sonntagsredner und -schreiber zwischen London — Paris — Rom — Prag und Moskau noch heute zu empfehlen."

Geschäft in Aussicht! Ein kürzlich aus Addis-Abeba zurückgekehrter Engländer hat behauptet, daß die Vertreter von nicht weniger als neun Rüstungsfirmen die abessinische Hauptstadt besucht hätten. Wegen der dortigen Geldknappheit seien Abschlagszahlungen angeboten worden.

Wird schwer gehen. Die Königliche Geografische Gesellschaft in London will nicht mehr haben, daß die verschiedenen Länder und Städte in jeder Sprache anders heißen; also Deutschland etwa Allemagne, Germany, Tyskland oder Niemcy. Jedes Land solle künftig nur einen Namen führen.

Die letzte Postkutsche. Ein Leser schreibt uns: Da immer wieder Nachrichten über die „letzte" Postkutsche auftauchen, so sei hiemit verraten, daß die Reichspost heute noch auf Landpoststrecken insgesamt 55 (fünfundfünfzig) „letzte" Postkutschen laufen hat.

Beleidigend. Der Inhaber einer Schuhreparaturwerkstatt in Berlin hatte seinem Geschäft den Namen „Zum billigen Schuster" gegeben und eine Aufforderung der Schuhmacherinnung, diese Bezeichnung zu ändern, abgelehnt. Das Ehrengericht der Handwerkskammer erkannte gegen ihn wegen bewußter Herabwürdigung des Schuhmacherhandwerks auf eine Ordnungsstrafe von 100 Mark.

Sprachliches. In der „Württemberger Zeitung" (6. Mai) heißt es: „Lachen Sie sich gesund im Wilhelmsbau! Selten lustig sind die Sechs der Sonora-Band und die Künstler-Einlagen." — Sind also wohl meist traurig, die Sechs?

Guter Anfang. Der westfälische Heimatbund teilt mit, daß in Westfalen fleißig mit den Auswüchsen der „Außenreklame" aufgeräumt werde. Bisher seien 51 Bahnstrecken und 550 Landstraßen auf 500 Meter nach beiden Seiten hin unter Schutz gestellt worden. Eine Reihe von Bahnstrecken habe ganz oder fast ganz von Reklametafeln befreit werden können.

Notwendige Kur. Inserat in „Sieben Tage": „Entfettungsrekord. In der Zeit vom Februar bis Oktober bin ich von 360 Pfd. auf 275 Pfd. gekommen und werde Dr. Werner Janssens Entfettungstee auch weiterhin trinken, da er zu meinem Wohlbefinden dringend notwendig ist. Albert Minuth, Gastwirt, Königsberg, Oberlaak 25."

Die Wollhandkrabbe. Die niederländischen Blätter verzeichnen mit Besorgnis die überaus schnelle Verbreitung der Wollhandkrabbe in den niederländischen Gewässern. Der Schaden, der der Fischerei zugefügt wird, sei schon sehr groß, man stehe dem Auftreten der Wollhandkrabbe jedoch machtlos gegenüber.

Auch eine Stellenvermittlung. Aus einer in Paris erscheinenden „Bettlerzeitung" zitiert die Berliner Morgenpost (Nr. 107) folgende Anzeigen: „Zu verkaufen eine freie Bettlerstelle in einer reichen kleinen Stadt der Provinz." „Sehr besuchte Kirche zu vergeben! Tägliche Durchschnittseinnahme 25 Franken (4 Mark). Ernstgemeinte Offerten an die Expedition."

Jugend-Wohnwagen. Die französischen Staatsbahnen haben Wohnwagen für die wandernde Jugend eingeführt, die auf bestimmten Strecken den Personenzügen angehängt werden können. Sie enthalten eine Küche und genügend Raum, um Feldbetten und Hängematten für ein Dutzend Personen unterzubringen.

Das Denkmal. In Budapest ist einem Journalisten nach dessen letztwilliger Verfügung ein Grabstein in Form eines Leimtopfs mit Schere gesetzt worden.

Auch eine Amnestie. Zur Feier des englischen Regierungsjubiläums hat der indische Stamm der Powra am Fuße des Satpuragebirges beschlossen, während der Dauer von sechs Monaten die Frauen nicht mehr zu verprügeln. Die Stammesältesten haben allerdings davor gewarnt, weil sich die Frauen dieser Milde nicht würdig erweisen und „aufsässig" werden würden.

Ehe per Esperanto. In London wurde eine Trauung in Esperanto vorgenommen, da sich die Ehegatten nur auf diese Weise verständigen können. Der Mann, ein englischer Rechtsanwalt, hatte die Frau, eine Griechin, auf einer Balkanreise kennengelernt. Beide schätzten sich als gute Esperantisten.

Der menschliche Vogel. Auf dem russischen Flugplatz Rostow soll dem Flieger Sarakonow ein etwa zwanzig Sekunden dauernder Flug mit vogelähnlichen Schwingen gelungen sein.

Der Hungerstreik. In Warschau sind 47 Schauspieler in einen Hungerstreik getreten, um die Auszahlung ihrer Gehälter zu erzwingen. Sie schlossen sich in den Räumen des Theaters hermetisch gegen die Außenwelt ab, und auch die Spenden von Warschauer Firmen an Delikatessen, Weinen und Likören konnten die Hungerstreikenden nicht bewegen zu öffnen; nur die Pressevertreter bekommen Einlaß.

Russische Eisenbahnen. Der russische Verkehrskommissar Kaganowitsch hat auf einer Sonderkonferenz der Eisenbahnfunktionäre erzählt, daß er unzählige Meldungen wegen Überfahrens von Haltesignalen bekommen habe. Es dürfe in Zukunft auf keinen Fall mehr geduldet werden, daß der Maschinist anfange, zu „diskutieren" und eigenmächtig beschließe, das Haltesignal zu überfahren, nur weil er von der oft geübten Unsitte des Bahnhofspersonals Kenntnis habe, das Haltesignal zu setzen, um geruhsamer arbeiten zu können ...

Vorsicht mit Porzellan. Für die in London bevorstehende Ausstellung chinesischer Kunst müssen kostbare Kunstwerke transportiert werden. Wegen der Piratengefahr in den chinesischen Gewässern ist mit dem Transport wertvollen chinesischen Porzellans der britische Schlachtkreuzer „Suffolk" betraut worden.

Blinde Passagiere. Äußerst günstige Reisemöglichkeiten scheinen auf der indischen Zentralbahn vorhanden zu sein. Im Laufe eines einzigen Jahres wurden in den Zügen mit erster Klasse etwa zweieinhalb Millionen Passagiere ohne Fahrkarte angetroffen.

Auferstehung Winnetous. Die amerikanische Heeresleitung beabsichtigt, ein Regiment aufzustellen, das zum größten Teil aus Indianern besteht. Man erhofft von dieser Truppe, daß sie im Kriegsfall wichtige Späherdienste leisten werde; außerdem will man die Indianer in schwierigem Stellungskrieg benutzen, in dem sie bekanntlich Meister seien.

Ein Schnippchen. In Washington ist die „Schwarze Marie", das Gefangenentransportauto der Polizei, am hellichten Tag von Autodieben vor dem Polizeipräsidium weggefahren worden.

Jugoslawien. Gut Carolinenhof bei Ptuj (26 Kilometer von Marburg) bietet herrliche Sommerfrische. Schönste Lage unmittelbar an der Drau, Freibad, Waldspaziergänge, gute Verpflegung (vier Mahlzeiten täglich). Pensionspreis 2,50 Mark.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 81); Telefon 24018. Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.
Durchschnittsauflage im 1. Quartal 1935: 4150

Stuttgart, 19. Mai 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 20

Auf der Alb

Eine Viermillionenstadt wie Berlin, Industriereviere wie das sächsische oder rheinisch-westfälische verdanken ihr wasserkopfartiges Anschwellen im Lauf der letzten fünfzig Jahre nicht eigener Fruchtbarkeit, sondern der Zuwanderung von außen. Und die Zugewanderten kamen irgendwoher, näher oder ferner, vom „Land", aus Dörfern und kleinen Städten, weil für sie dort „kein Platz mehr war", weil ihnen Boden und Verdienst fehlte, während die Fabriken in den Verkehrszentren aus dem Boden schossen und immer neue „Hände" einstellen konnten. Die norddeutsche Großstadt von heute ist nach Tempo und Ausdehnung ihres Wachstums nicht denkbar ohne den Hintergrund des bodensperrenden Großgrundbesitzes und der großbäuerlichen Gebiete mit Anerbenrecht, in denen nur ein Sohn den Hof bekommen konnte; sie war das Reservoir, das den Geburtenüberschuß vom Lande, die „weichenden Erben" und die von der Scholle ausgesperrten Landarbeitersöhne aufnahm und aus ihnen, soweit ihnen der soziale Aufstieg verschlossen blieb, eine neue „wurzellose" Menschengattung, das „Proletariat", entstehen ließ. Eine Entwicklung, deren Schäden und Gefahren man heute nicht mehr so blind gegenübersteht wie im Fortschrittstaumel der Vorkriegsepoche.

Damals galt das Land Württemberg, in dem Volkswirte und Soziologen jetzt Vorbild und Muster zu sehen geneigt sind, als einigermaßen rückständig, als abseits gelegen, klein, eng und schwerfällig. In Württemberg gab es nur eine einzige größere Stadt (der man sich kaum getraute den Namen Großstadt zu geben), gab es so gut wie keinen Großgrundbesitz und nur wenig Großbauern; dafür gab es aber kein eigentliches Proletariat wie droben im Norden. In unserem Ländchen sind Landwirtschaft und Industrie nicht zwei wirtschaftliche Größen, die sich ausschließen und nichts miteinander zu tun haben, sondern sie ergänzen und durchdringen sich, in einer Mischung, die man heute, durch die große Krise gewitzigt, als außerordentlich glücklich und günstig betrachtet.

Worauf ist diese Sonderstellung der württembergischen Wirtschaftsstruktur zurückzuführen? Davon handelt ein soeben erschienenes Buch von Hildegard Hoffmann über „Landwirtschaft und Industrie in Württemberg, insbesondere im Industriegebiet der schwäbischen Alb", aus dem wir im Folgenden einiges mitteilen wollen.

Um die Antwort in großen Zügen vorwegzunehmen: jene gesunde Mischung von Landwirtschaft und Industrie, von Stadt und Land in Württemberg beruht im Grunde auf zwei Besonderheiten des Bodenbesitzrechts: auf der Sitte der Realteilung (bei der das Erbe unter sämtliche Erbberechtigten geteilt wird) und auf dem Festhalten an der Allmende (dem Gemeindebesitz an Grund und Boden).

Bei beiden Einrichtungen hat man früher nur die Nachteile gesehen: die Realteilung führt zur Zersplitterung des Bodenbesitzes, rein agrartechnisch gesehen bis weit unter die Grenze der Wirtschaftlichkeit, die Allmende hindert die Freizügigkeit und die fortschrittliche Bewirtschaftung.

Heute ist man eher dabei, das Gute darin zu entdecken: die Realteilung und die Allmende halten auch eine wachsende Bevölkerung auf engem und kargem Raum am Boden fest; sie zwingen deshalb die Industrie, aufs Land hinauszugehen, wo sie ihre Arbeiter findet, statt wie anderswo die Arbeitskräfte vom Lande wegzuziehen und in Städten zusammenzupferchen.

Und nun einige Angaben aus dem Buch von Hildegard Hoffmann, die vielleicht manchem Leser einen Einblick in Tatsachen und Verhältnisse vermitteln werden, über die er bisher nichts oder wenig gewußt hat.

Auch in Württemberg herrscht auf weitem Gebiet das Anerbenrecht vor, bei dem der Hof geschlossen an einen Erben übergeht: nämlich in einem Teil des Schwarzwalds und im ganzen Osten und Süden (den Bezirken, die erst am Anfang des 19. Jahrhunderts an Württemberg gefallen sind). Im Altwürttembergischen dagegen, im Neckargebiet und auf der Alb, überwiegt die Realteilung.

Sie ist es, die Württemberg zum ausgesprochenen Land des kleinbäuerlichen (allenfalls mittelbäuerlichen) Besitzes gemacht hat. Im Kreis (früher: „Oberamt") Nürtingen z. B. entfallen 57,4 Prozent der landwirtschaftlich genutzten Fläche auf die Kleinbetriebe von 2 bis 5 Hektar (Reichsdurchschnitt: 11,4 Prozent), weitere 30,8 Prozent auf die Zwergbetriebe im Umfang von weniger als 2 Hektar (Reichsdurchschnitt: 6,2 Prozent). In dem ganzen großen Südwest- und Neckarbezirk der Schwäbischen Alb, der reines Realteilungsgebiet ist (Kreise Tuttlingen, Spaichingen, Balingen, Hechingen, Reutlingen, Nürtingen, Kirchheim, Urach), werden 60 bis 70 Prozent der landwirtschaftlichen Fläche von Betrieben unter 5 Hektar eingenommen. Und im selben Gebiet beträgt der Anteil des Gemeindegrundbesitzes (der Allmende) mehr als 20 Prozent der landwirtschaftlichen Fläche; im Kreis Reutlingen z. B. 45 Prozent, in den Kreisen Tuttlingen und Spaichingen 38 Prozent, in Balingen 36, Urach 31, Nürtingen 27 Prozent. 70 Prozent aller landwirtschaftlichen Betriebe auf der Alb, im Südwestbezirk sogar 97 Prozent, bewirtschaften nebenbei oder ausschließlich Allmendland.

Und dieses altwürttembergische Realteilungsgebiet ist nun zugleich auch Industriegebiet (während das Anerbengebiet seinen agrarischen Charakter bewahrt hat). Realteilung und Industrieansiedlung stehen dabei in Wechselwirkung: beide wirken förderlich aufeinander. Notabene: es handelt sich auf der Alb (im Gegensatz zum fruchtbaren Neckarland) eigentlich um Gebiete, die sich wegen ihrer schlechten Ertragfähigkeit durchaus nicht zur Realteilung eignen. Vor der Einführung der Industrie waren dies deshalb ausgesprochene Auswanderungsgebiete. (Noch im Jahr 1854 sind 20 000 Württemberger ausgewandert.)

An die Stelle der einstigen Auswanderung ist in Württemberg heute die „Pendelwanderung" getreten, der tägliche Weg der Arbeiter von ihrem ländlichen Wohnort in den — meist ebenfalls ländlichen — Ort der Arbeitsstelle. (Daher keine „Verstädterung" in Württemberg: noch 1925 wohnen 47 Prozent der Bevölkerung in Gemeinden mit weniger als 2000 Einwohnern, zu denen auch 62 von den 148 Städten gehören.) Rund zehn Prozent der Erwerbstätigen haben ihre Arbeitsstätte nicht am Wohnort; etwa jeder dritte gewerbliche Arbeiter ist Pendelwanderer; es gibt ganze Gemeinden, die fast nur aus Pendelwanderern bestehen, und der Weg, den diese bis zur Arbeitsstätte zurückzulegen haben, beträgt bis zu 20, in einzelnen Fällen bis zu 30 Kilometern.

Andererseits gibt es z. B. im Kreis Balingen von 29 ländlichen Gemeinden nur zwei, die keine Fabrik am Orte haben. Es gibt infolgedessen zwischen den beiden Polen Bauer und Arbeiter, die sich im Norden so schroff gegenüberstehen, als Übergänge den „Arbeiterbauern" (den Bauern, der auch in der Fabrik arbeitet) und den „Bauernarbeiter" (den Industriearbeiter, der auch noch Landwirtschaft betreibt).

Von 41 großindustriellen Betrieben in Württemberg (mit 1000 und mehr Beschäftigten) liegen nur 13 im Stuttgarter Industriegebiet, dagegen 17 im Gebiet der Schwäbischen Alb, in Ebingen, Tuttlingen, Trossingen, Reutlingen, Pfullingen, Dettingen, Unterboihingen, Kirchheim, Oberlenningen, Kuchen, Geislingen, Göppingen, Ulm und Heidenheim.

Die industrielle Entwicklung Württembergs geht, wie neuerdings öfter hervorgehoben wird, zum Teil auf eine großzügige staatliche Gewerbeförderung zurück, wie sie namentlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, unter König Wilhelm I., die dazu gegründete „Zentralstelle für Gewerbe und Handel" mit Ferdinand von Steinbeis betrieben hat. Auch aus dem Handwerkerstand der ehemaligen Reichsstädte und aus intellektuellen Schichten sind damals eine Reihe von bedeutenden Unternehmerpersönlichkeiten hervorgegangen.

Aber — diese Erkenntnis verdanken wir dem Buch von Hildegard Hoffmann — ohne jene allgemein wirtschaftlichen und bodenrechtlichen Voraussetzungen, ohne die Realteilung und den Allmendbesitz, wäre jene Entwicklung Württembergs zum „agrarischen Industrieland", wie man mit einem paradoxen Worte sagen möchte, wohl nicht möglich gewesen.

× × ×

Münzingers Experiment

Während der letzten vier Jahre hat Professor Adolf Münzinger von der landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim in dem schwäbischen Dorfe Häusern (bei Ummendorf, an der Bahnlinie Ulm-Friedrichshafen, zehn Höfe mit etwa 200 Hektar landwirtschaftlicher Fläche), einen großangelegten Versuch unternommen, mit Hilfe einer Dorfgenossenschaft die moderne landwirtschaftliche Technik auch für den bäuerlichen Betrieb nutzbar zu machen, um den Ertrag zu steigern und die Arbeitszeit zu verringern.

An die Stelle der bisherigen Einzelbearbeitung der Parzellen trat die einheitliche Bearbeitung der Gesamtflur über die Grenzfurchen hinweg, mit Traktor, Tiefpflug, Mähmaschine usw.; zur Aberntung wurden die Grenzfurchen dann wieder eingezogen, so daß das private Eigentum an Grund und Boden durchaus gewahrt blieb. Die Pferdehaltung konnte dabei erheblich verringert werden, das Saatgut wurde vereinheitlicht und verbessert (u. a. durch eine Getreidereinigungsanlage), Backen und Waschen wurde gemeinsam besorgt, eine Fleischkonservierungsanlage und ein „Gemeinschaftshaus der Dorfgenossenschaft" eingerichtet.

„Die dreieinhalbjährige Versuchszeit machten nicht alle Bauern mit, sondern nur acht. Einer der Beteiligten hatte seinen Besitz fast ganz außerhalb der Gemarkung Häusern, während der andere mit großer Verbissenheit den Leistungswettbewerb gegen die Arbeitsgenossenschaft der andern aufnahm — und am Schlusse bat, in die Dorfgenossenschaft aufgenommen zu werden." („Frankfurter Zeitung", Nr. 240). Der Versuch darf also wohl als geglückt betrachtet werden.

Kleine Chronik

Der Reichstag ist auf 21. Mai, 20 Uhr, einberufen worden. Als einziger Punkt steht auf der Tagesordnung: Entgegennahme einer Erklärung der Reichsregierung.

Die Zahl der Arbeitslosen ist im April um 168 000 (von 2 402 000 auf 2 234 000) gesunken.

Die Reichsregierung hat zur Ordnung des Brotmarktes Bestimmungen herausgegeben, die die Herstellung der verschiedenen Brotsorten (besonders der Spezialbrote), die Kennzeichnung, die Preisgestaltung und die Rabattgewährung regeln.

Die Strecke Frankfurt a. M.-Darmstadt wird heute als erste Strecke der Reichsautobahnen dem Verkehr übergeben.

Das Direktorium des Memelgebietes hat die Neuwahl des Landtags auf den 29. September festgesetzt.

Beim zweiten Gang der französischen Gemeinderatswahlen am letzten Sonntag haben die Kommunisten als einzige der größeren Parteien Erfolge errungen.

Der französische Minister des Äußern Laval hat der polnischen und der sowjetrussischen Regierung einen Besuch abgestattet.

In Polen ist eine neue Wahlordnung eingeführt worden, die den Einfluß der Parteien beschränkt und die nationalen Minderheiten ausschaltet.

Marschall Pilsudski, der Schöpfer des polnischen Staates, früher Staatspräsident, zuletzt Kriegsminister, ist am 12. Mai im Alter von 68 Jahren gestorben.

Der österreichische Bundeskanzler Schuschnigg ist in Florenz mit Mussolini zusammengetroffen. Die Zusammenkunft hat der Vorbereitung der Donau-Konferenz gedient.

In Italien ist durch Beschluß des Großen faschistischen Rates die Vierzigstundenwoche eingeführt worden.

In der Tschechoslowakei wird heute das Parlament neu gewählt.

In Bukarest haben die Außenminister der Balkanbund-Staaten eine Tagung abgehalten.

In Griechenland wird am 9. Juni das Parlament neu gewählt werden.

Eine Sache gewinnt oder verliert durch den Mann, der sich für sie einsetzt, auch ein Gedanke und eine Meinung. Hauptmann

Wer kann sich das Recht anmaßen, die Lebensäußerungen der anderen abzuschätzen? Ist Blei weniger echt als Gold? Seidel

Warum?

Von Fritz Werkmann

Für und gegen die Behauptung, daß der letzte Grund der Krisen die Armut und Konsumtionsbeschränkung der Massen sei, ist im Laufe der gegenwärtigen Krise viel Tinte vergossen worden. Nicht nur kühle Theoretiker und unparteiische Beobachter des Wirtschaftslebens haben zu dieser Behauptung Stellung genommen. Sie stand begreiflicher Weise im Mittelpunkt des Streites der Interessentengruppen.

Die einen sahen in zu hohen Löhnen, die anderen in zu niedrigen Löhnen die Ursache der Krise. Die einen sagten, die zu hohen Löhne hätten die Rentabilität zahlreicher Unternehmungen untergraben und dadurch das Räderwerk der Wirtschaft zum Stillstand gebracht. Die anderen behaupteten, die zu niedrigen Löhne hätten die Absatzmöglichkeiten zahlreicher Unternehmungen vernichtet und dadurch der Konjunktur den Boden unter den Füßen weggezogen.

•

Schon vor Jahren hat das deutsche Institut für Konjunkturforschung zu dieser Streitfrage Stellung genommen, allerdings nur unter Bezugnahme auf die Vereinigten Staaten von Amerika.

Mitte 1930 las man in den „Vierteljahrsheften" des Instituts: „Die Nachfrage des letzten Verbrauchers, die für den Umfang der Gesamtnachfrage ja letztlich bestimmend ist, hat sich (in den USA) nicht so erweitert, wie es der Ausgestaltung der Produktivkräfte entsprochen hätte ... Nach den vorhandenen Angaben beträgt die Steigerung der Löhne und Gehälter fast überall nur einen Bruchteil der Produktionssteigerung; selbst wenn man die Zunahme der Erwerbstätigen berücksichtigt, ... dürfte in den letzten Jahren ein starkes Mißverhältnis zwischen Produktionsentwicklung und Konsumeinkommen entstanden sein."

Einem sich aufdrängenden Einwand tritt das Institut sofort entgegen: „Allerdings entspricht der relativen Verringerung des Konsumeinkommens auf der anderen Seite eine Steigerung derjenigen Beträge, die für Investitionszwecke verfügbar sind. Verringerung der Konsumtionsquote bedeutet also nicht ohne weiteres Verringerung der Gesamtnachfrage. Die hieraus gezogene Schlußfolgerung, daß es keine „allgemeine Unterkonsumtion" geben könne, ist jedoch insofern irrig, als die Nachfrage nach Verbrauchsgütern nicht beliebig durch Nachfrage nach Produktionsgütern ersetzt werden kann. Produktionsgüter sind nichts anderes als werdende Konsumgüter; einer bestimmten Länge der Produktionsumwege entspricht daher nach einer geraumen Zeit immer ein bestimmtes Quantum von Gütern, das an den letzten Verbraucher abgesetzt werden muß, sodaß eine bestimmte Stufe der Produktivität auch immer eine ihr entsprechende Konsumtion erfordert" (Seite 34/35).

Es ist nützlich, nach fast 5 Jahren an diese ausgezeichnete Analyse zu erinnern, gerade weil aus ihr keine konjunkturpolitischen Konsequenzen gezogen worden sind.

•

Im Frühjahr 1935 hat Professor Ernst Wagemann, der Präsident des Instituts für Konjunkturforschung, in seiner konjunkturpolitischen Studie: „Zwischenbilanz der Konjunkturpolitik" die „Probleme der Lohnpolitik" erneut angeschnitten.

Er verweist abermals auf das amerikanische Erfahrungsmaterial. Nach einer Erörterung der Ford'schen Ideen über die Folgen von Lohnsteigerungen schreibt er: „Ein tragisches Schicksal wollte, daß die amerikanische Hochkonjunktur mit daran zerbrochen ist, daß die Zunahme der Lohnsumme mit der gewaltig anwachsenden Produktion nicht Schritt hielt. Schon 1928 bildete sich eine fatale Schere zwischen dem Index der Industrieproduktion und der Lohnsumme der industriellen Arbeiter heraus" (Seite 17/18).

Wagemann fährt dann allerdings fort: „Wenn man nachweisen kann, daß eine wichtige Ursache der amerikanischen und damit der Weltkrise in ungenügenden Lohnsteigerungen und einem daraus hervorgehenden Mißverhältnis von Produktion und Verbrauch bestand, so ist damit natürlich nicht gesagt, daß Lohnsteigerungen aus der Krise herausführen müssen ... Die Kenntnis der Ursachen gibt ... noch keineswegs das Heilmittel an ... Aus einer Depression führen viel eher niedrige Löhne wieder zur Aufwärtsbewegung."

Auch die Behauptung, daß Lohnerhöhungen aus der Krise nicht herausführen, glaubt Wagemann durch amerikanische Krisenerfahrungen belegen zu können. Roosevelt habe durch die NIRA-Politik das Lohnniveau schlagartig erhöht; die künstliche Lohnerhöhung habe jedoch nicht als „Initialzündung" gewirkt: sie habe keine Periode sich gegenseitig fördernder Umsätze eingeleitet.

Diese Verweisung auf die amerikanischen Erfahrungen ist unvollständig. Wagemann vergißt, seinen Lesern zu sagen, daß Roosevelt gleichzeitig ein währungspolitisches Experiment durchkreuzte. Nur wenn in den USA tatsächlich eine ment machte, das durch Preissteigerungen die Wirkung der Geldlohnerhöhung durchkreuzte. Nur wenn in den USA tatsächlich eine erhebliche Reallohnerhöhung vorgelegen hätte, wäre der Hinweis auf den amerikanischen konjunkturpolitischen Mißerfolg beweiskräftig. Daß eine solche Reallohnsteigerung in seinem Beweisfall ausblieb, gibt Wagemann übrigens selber zu, wenn er schreibt: in den USA „war die Konsumkraft der Industriearbeiter nominell erhöht worden und im Anfang sogar dem Realwert nach".

Wagemanns Behauptung, daß niedrige Löhne eher als hohe Löhne aus der Depression herausführen helfen, steht jedenfalls (sofern Reallöhne gemeint sind) auf schwachen Füßen. Das soll uns aber nicht hindern, festzuhalten, daß Wagemann das Nichtschritthalten der Massenkaufkraft mit der Produktion als Krisenursache erkannt und zutreffend beschrieben hat. In einer Polemik mit Spengler formuliert er seine Ansicht allgemein so: „Warum fehlte der Absatz? Offenbar doch, weil der Verbrauch zu niedrig war, und dieser war so niedrig, weil das Arbeitseinkommen nicht ausreichte" (Seite 20/21).

Leider geht Wagemann mit seiner Analyse keinen Schritt

weiter zurück. Leider fragt er nicht: Warum reichte das Arbeitseinkommen nicht aus? Daß er im Fall der USA schreibt: „ein tragisches Schicksal wollte", ist doch wohl keine konjunkturtheoretische Analyse!

Ein ähnliches Haltmachen im Fragen beobachten wir auch an anderen Stellen. Wagemann stellt z. B. fest: „Die so häufig bestätigte Erfahrung, daß die Krise aus sich selbst heraus die Kräfte zu neuem Aufschwung entwickelt ..., wurde Lügen gestraft. Das alte Kräftespiel, der wirtschaftliche Automatismus, war offenbar gestört." Wagemann fragt nicht weiter: Warum war der Automatismus gestört?

Wer diesen Warum-Fragen nachgeht, stößt auf Staatseingriffe und Monopole. Wer noch weiter zurückgeht und danach fragt, warum sich Monopole bildeten, stößt auf weitere Staatseingriffe mannigfaltigster Art.

Diese Zusammenhänge sind Wagemann sicher nicht unbekannt. Zu den krisenfördernden Versuchen, Preise künstlich hochzuhalten und also den Automatismus auszuschalten, nimmt er z. B. eindeutig Stellung: „Wenn auf diese Weise die Preise hoch gehalten wurden, so reizte dies nur zur Produktionsausdehnung, d. h. zur Vergrößerung des Übels" (Seite 57). Er schreibt ferner von der Industriewirtschaft der kapitalistischen Länder, sie habe im allgemeinen die Form der „gebundenen Ertragswirtschaft" angenommen; Produktion und Verbrauch würden von Rentabilitätserwägungen beherrscht; diese könnten sich aber nicht auf allen Gebieten frei auswirken, da namentlich das Wertgefüge ganz oder in großen Teilen gebunden sei. „Lohntarife, Preiskartelle, Verkehrstaxen hemmen und regeln das freie Spiel der Kräfte" (Seite 79).

Warum stellt Wagemann jene Warum-Fragen nicht? Warum macht seine Analyse vor der Tatsache des Zurückbleibens der Massenkaufkraft und vor der Tatsache der Lahmlegung des Marktautomatismus halt? Warum unternimmt es Wagemann nicht, diesen Tatsachen zu Leibe zu gehen? Warum bemüht er hier resignierend ein „tragisches Schicksal"?

Er selber bezeichnet sehr richtig „Resignation und Mutlosigkeit" als „das einzig wirklich Lebensgefährdende und Verderbliche an der Krise" (Seite 4).

Wir meinen: auch beim theoretischen Vorstoßen zu den letzten Ursachen der Krise dürfen Resignation und Mutlosigkeit nicht Platz greifen!

Was uns noch fehlt

Um den Bedarf von Fetten zu decken, ist es notwendig, daß wir unsere Schweine weit besser als bisher ausmästen. Deutschland muß immer noch 22 Prozent seines Bedarfs an tierischen Fetten vom Ausland beziehen.

Das Bestreben, ein nährwerthaltiges Wiesenfutter zu erzeugen, mehr Zwischenfrucht, Oelsaat und Hülsenfrüchte zu pflanzen und Silos anzuschaffen, hat zum Ziel, uns von dem Bezug ausländischer eiweißhaltiger Futtermittel unabhängiger zu machen. Unseren Bedarf an derartigen Erzeugnissen konnten wir bisher nur zu 75 Prozent selbst decken.

Da wir rund ein Viertel unseres Bedarfs an Eiern aus dem Ausland beziehen müssen, muß die Haltung guter Legehühner Sache eines jeden Landwirts sein. Besonders ist auf bessere Legeleistung der Hühner während des Winters Wert zu legen.

Unseren Bedarf an Hanf und Flachs konnten wir bisher nur zu 20 Prozent aus eigener Erzeugung decken, während unser Bedarf an Wolle bis zu rund 90 Prozent durch Einfuhr befriedigt werden mußte. Jedermann versteht daher die dringende Forderung nach vermehrter Schafhaltung.

Um uns genügend mit Tran und pflanzlichen Ölen versorgen zu können, mußten wir über 95 Prozent dieser Produkte vom Ausland beziehen. Auch diese Tatsache predigt eindringlich die Notwendigkeit vermehrten Ölsaatenbaues und gesteigerter Erzeugung von Milch- und Tierfetten.

Die Hoffnung, mit Hilfe eigenen Sojabohnen-Anbaues unseren Bedarf an eiweißhaltigen Futtermitteln größtenteils selbst zu decken, geht dank der Anstrengungen unserer Agrarwissenschaftler mehr und mehr der Erfüllung entgegen. Die große Bedeutung der Sojabohne für unsere Ernährung wird offenbar, wenn man berücksichtigt, daß der Eiweißgehalt der Sojabohne sich auf rund 40 Prozent, ihr Fettgehalt auf rund 23 Prozent beläuft. Ein Kilo Sojamehl soll 11 Litern Milch oder 60 Eiern oder 2½ Kilo Fleisch gleichkommen. („Regensburger Echo", Nr. 18)

In Wesermünde ist die erste deutsche Walfang-Gesellschaft gegründet worden. Die Flotte besteht aus einem 20 000 Tonnen großen Fabrikschiff und einer Anzahl von Fangschiffen mit 300 bis 500 Tonnen.

England unter Druck

Die unentschlossene Haltung Englands in der europäischen Politik wirkt immer wieder überraschend. Verständlich wird sie erst, wenn man die Gesamtlage des britischen Empire betrachtet, für das heute jede Gefährdung des Mutterlandes zur Katastrofe werden könnte. Dieses ungeheure Reich muß mit immer angestrengterer Wachsamkeit alle Mächte der Erde in Schach halten, um jeder möglichen Bedrohung vorzubeugen.

Der politische Interessenbund zwischen Rußland und der modernen Türkei beginnt die Konstellation im vorderen Orient mehr und mehr zu beeinflussen. Die Sowjetunion hat ihren besten Orientspezialisten, Karachan, als Botschafter nach Ankara geschickt. Bei seiner Abreise aus Moskau haben ihn die Vertreter Irans, Afghanistans und — Japans bis zum Zuge begleitet. Mustafa Atatürk, „Vater der Türken", so heißt jetzt der Diktator, hat den Botschafter als den Verbündeten empfangen, mit dessen Hilfe die neue Staatswirtschaft der Türkei aufgebaut werden soll. Und in den geheimsten Kammern haben die beiden über die Wege beraten, die zu einem großen vorderasiatischen Staatenbund führen sollen.

Der Islam ist wieder erwacht und beweist einen wunderbaren Grad von Wandlungsfähigkeit. Er ist hochmodern in seinen revolutionären wie nationalen Zielen, und hinter ihm stehen überall die Agenten Moskaus. Die Kraft der neuerstandenen Bewegung wird für den politischen Bund zwischen Iran, Afghanistan und der Türkei eingesetzt, der das britische Empire, bisher die höchste Instanz über allen Fragen des nahen Orient, künftig ausschalten soll.

In Arabien hat sich Ibn Saud zum Hüter der heiligen Stätten des Islam bestellen lassen. Er denkt nicht mehr daran, sich wie früher den englischen Wünschen zu fügen. An seinem Hofe ist der russische Gesandte Doyen des diplomatischen Korps und zugleich Haupttriebkraft zur Bildung eines einheitlichen Großarabien. Damit aber kämen Syrien, Transjordanien und der Irak, alles Interessengebiete des Empire, in eine gefährliche Zange; denn auf der anderen Seite liegt die Türkei, die gerade jetzt die Wiederbefestigung der Dardanellen angekündigt hat.

England führt einen verzweifelten Kampf gegen die Bildung eines Staatenblockes, der quer durch den eurasischen Raum vom Arabischen Meer bis zur Ostsee reichen würde und mit seiner wirtschaftlichen wie schließlich auch militärischen Kraft das englische Weltreich an der empfindlichsten Stelle bedrohen würde.

Bei der Abfahrt Karachans von Moskau war auch der japanische Botschafter anwesend. Vielleicht das erste Anzeichen möglicher Veränderungen in der großen Weltpolitik, die von ungeahnter Tragweite wären!

Es gab einmal eine Zeit, da war Großbritannien mit Japan verbündet. Im Jahre 1922 ließ es sich von den Vereinigten Staaten und ein paar Dominions verleiten, den Vertrag zu lösen. Es gibt Engländer, die dies die verhängnisvollste Tat in der britischen Geschichte nennen; und gerade in letzter Zeit mehren sich die Bestrebungen das Bündnis wieder zu erneuern.

Aber inzwischen hat sich einiges geändert. Der Aufstieg Japans drohte zuerst durch den Zusammenschluß Großbritanniens mit den Vereinigten Staaten erstickt zu werden. Diese Mächtekombination wäre die einzige gewesen, die die entscheidende Stellung Japans in der asiatischen Welt unmöglich gemacht hätte. Tokio hatte dies erkannt und tat alles, um London von diesem Bündnis zurückzuhalten. Und es hatte Erfolg, — nicht zuletzt, weil England sich dem starken Industriekonkurrenten Amerika nicht in die Hände geben wollte.

Bald darauf aber schlossen die Japaner Frieden mit Sowjetrußland. An diesem Frieden hatte die Sowjetdiplomatie ebenso großes Interesse. Dazu kommt noch, daß Moskau nicht nach Seegeltung strebt. Es betreibt eine reine Kontinentalpolitik. Je mehr Japan zur vorherrschenden Seemacht des Ostens wird, umso leichter ist die Verständigung mit der stärksten Landmacht möglich.

Schon früher habe ich hier behauptet, daß mit der Eroberung der Mandschurei die japanische Ausdehnung sich von Rußland weg nach dem Süden wenden wird. In letzter Zeit ist auch die japanische Marine viel mehr als Machtmittel in den Vordergrund getreten. Dabei wird es immer klarer, daß sich der geplante, vielleicht im Geheimen schon bestehende vorderasiatische Staatenbund eng an die größte asiatische Seemacht anschließen wird.

Ankara, das zugleich den besten diplomatschen Draht nach Moskau besitzt, ist Zentralpunkt dieser Anlehnung. Der japanische Botschafter bei der Abreise Karachans nach Ankara: ein merkwürdiges Zusammentreffen mit der Tatsache, daß auf japanischen Werften Kriegsschiffe für die Türkei und Iran gebaut werden.

Sollten sich die Beziehungen zwischen Moskau und Tokio tatsächlich erwärmen, würde es im englischen Weltreich bedenklich anfangen zu knistern.

Die Japaner bauen auch Kriegsschiffe für Griechenland, das seit der tätigen Mithilfe der Türken bei der Unterdrückung des Veniselosaufstandes dicke Freundschaft mit Ankara hält. Hat die englische Diplomatie mit dem Scheitern des Putsches auch in Griechenland eine Schlappe erlitten?

Man kann es verstehen, wenn es den Herren in London manchmal sehr eng unter dem Frack wird. Ernst Pfau

Flotten-Manöver

Vom 8. bis 15. März hat die englische Flotte ihre diesjährigen Manöver abgehalten. Sie fanden zwischen den Azoren und der Westküste Spaniens und Afrikas statt. Spanien und Afrika bildeten das „Blaue Land"; das „Rote Land" existierte nur auf den Seekarten und begann etwa bei den Azoren, so daß zwischen den beiden Ländern ein „Kanal" entstand, in dem die beiden feindlichen Flotten operieren mußten. Durch diesen „Kanal" aber führte auch der Handelsweg, der freigehalten werden mußte, wenn „Rotland" nicht verhungern wollte. Die „blaue" Flotte suchte natürlich diesen „Kanal" zu blockieren und die Handelsschiffe zu kapern.

Das Neuartige an diesen Manövern war nun, daß die Handelsschiffe nicht etwa nur markiert wurden, sondern daß einfach sämtliche englischen Schiffe, die vom 8. bis 15. März auf dem „roten" Handelsweg fuhren, in das Manöver einbezogen wurden. Sie wurden von den „blauen" Kreuzern angehalten und nach Kriegsrecht behandelt. (Wenigstens symbolisch.)

Das Ergebnis der Manöver war, daß nach acht Tagen drei Viertel der „roten" Handelsflotte und auf beiden Seiten der größte Teil der leichten Einheiten zerstört war, daß dagegen die schweren Schiffe beider Parteien ohne nennenswerte Verluste zum Einsatz bereit standen; und die Folgerung, die man in England daraus zog, war, daß England nicht genügend geschützt sei.

•

Zwei Monate später, am 3. Mai, haben die amerikanischen Flottenmanöver im nordöstlichen Viertel des Stillen Ozeans begonnen. Die englischen Manöver spielten sich auf einem Gebiet von 400 000 Seemeilen im Quadrat ab, die amerikanischen erstrecken sich über einen Raum von 5 000 000 Seemeilen; die englischen dauerten acht Tage, die amerikanischen werden erst am 10. Juni beendigt sein. Sie werden ausgeführt von der größten Flotte, die jemals in der Weltgeschichte unter einem einheitlichen Befehl stand. Neuartig konstruierte 10 000-Tonnen-Kreuzer werden auf ihre Fähigkeiten geprüft werden, ebenso neue Zerstörer. 450 Flugzeuge werden mitwirken; 721 von ihnen sind auf vier Flugzeugmutterschiffen stationiert (eines von diesen kann 125 Flugzeuge aufnehmen).

Damit den Manövern zur Kriegsmäßigkeit wirklich nichts fehlt, sind vor dem 3. Mai alle Nachrichten über den Manöver-Plan geheimgehalten worden und werden während des Manövers die Berichte der Journalisten streng zensiert.

•

Aber auch wenn die amerikanische Flotte am 10. Juni in ihre Häfen zurückkehrt, wird der Stille Ozean nicht zur Ruhe kommen: kurz darauf wird im westlichen Teil des Ozeans die japanische Flotte zu einem Manöver auslaufen. Und dieses Manöver wird, wenn man einem Bericht der „Times" glauben darf, wirklich das (vorläufig) allergrößte der Weltgeschichte werden. Die japanische Manöver-Flotte wird der amerikanischen zwar nicht der Tonnage, aber der Zahl der Einheiten nach überlegen sein, das Manöverierfeld wird bei den japanischen Übungen noch größer sein als bei den amerikanischen, und als voraussichtliche Dauer werden nicht Tage und Wochen, sondern „mehrere Monate" angegeben. Die Kosten sollen 4 bis 5 Millionen Mark betragen.

Und was wird das Ergebnis dieser amerikanischen und japanischen Riesen-Manöver sein? Wahrscheinlich das gleiche wie bei den englischen: die Staaten werden merken, daß ihre Rüstungen ihnen keinen genügenden Schutz gewähren, und werden daraus die Folgerung ziehen, daß sie die Rüstungen vergrößern müssen. (Und das bedeutet wahrscheinlich, aus einer richtigen Feststellung einen falschen Schluß ziehen).

Georg Friedrich

Doppelhöhe 60

Von Alfred Uhlmann

Von Kemmel-Dorf bimmelt eine Sekundärbahn nach Ypern.

Schön ist der Morgen, kühl und klar bis an die Horizonte. In trächtiger Fruchtbarkeit liegt das flandrische Land. Verständnislos schaut man auf die grünenden Saaten, die blumenbunten Wiesen, die fetten Felder, über die schwere wallonische Pferde Egge und Pflugschar ziehen, die weiß und rosa blühenden Obstbäume und auf die neuen backsteinroten Dörfer an den Hügeln und in den Wiesengründen.

Auf diesen Feldern, zwischen der Douveferme im Süden bei Warneton bis hinauf nach Merckem am Houthulster Wald, und von den Häusern von St. Eloi im Angesicht von Ypern bis hinüber auf den Hügelkamm von Passchendale, sind zweihunderttausend Kameraden gefallen, und doch hat in jenen Jahren keines einzigen deutschen Soldaten Fuß die unselige Stadt betreten, um deretwillen sie hier kämpften und den Tod erlitten: Ypern, das Verdun des Nordens, das zerflammte, gepeinigte und gepeitschte Herz der englischen Front, von den Briten so erbittert gehalten wie die mörderische Stadt an der Maas von den Franzosen.

Still liegt der kleine Bahnhof da; aber auf dem Vorplatz bin ich sofort von gestikulierenden Schoffören umringt, die mir eine Fahrt „to the battle fields" anbieten. Es ist Jan Schelstrate, der als erster merkt, daß er es mit einem „Allemand" zu tun hat. Artig überreicht er mir seine Karte und verspricht mir in leidlichem Deutsch im selben Atemzug ein erwähltes Frühstück in seinem Estaminet und eine ausgesuchte Tour zu den Friedhöfen.

Oder ob ich etwa combattant gewesen sei, gar hier vor Ypern? Ja, sage ich, ich war es. Darüber zeigt Jan sich so hocherfreut, als hätten wir vor Jahren an der gleichen flämischen Hochzeit teilgenommen. „Gutt, serr gutt", ruft er, klopft mir freundschaftlich auf die Schulter und zerrt mich zu seinem Auto. Für nur vierzigs Francs, weil ich ich sein „gutter camerade" bin, will er mich fahren —: „... wo'in du auch willst, mein 'err", — nach Hooge, Geluveld, Beselare, Passchendale, Poelkapelle und Langemarck.

„Ich möchte zuerst zur Doppelhöhe 60", bestimme ich.

„O, 'ö'e 60, nicht weit — ist noch wie im Kriege", sagt Jan stolz; dann läuft er mir voran zur Stadt, das Frühstück zu bestellen.

Hell liegt die Sonne in den engen Straßen. An einem zerschossenen englischen Tank kommt man vorbei, daneben starrt ein deutscher Mörser schläfrig zum Himmel, — befremdliche Überbleibsel einer wilden Zeit.

Ich gehe, seltsam bange, über den Groten Platz. Ein weißbehelmter Schutzmann regelt einen imaginären Verkehr. Ich grüße, und der Flame bietet mir freundlich „Gooden Dag".

Vor einem schmucken Estaminet steht der lebhaft winkende Jan und lädt mich ein, neben drei Bürgern mit dicken Wollschals um den Hals niederzusitzen. Sie rauchen Tonpfeife, trinken ein Schnäpschen, spritzen Tabaksaft kunstgerecht über den Tisch auf die Straße und erweisen sich als sehr begierig, mir etwas über ihre Stadt zu erzählen.

Ypern, vor dem Kriege ein stilles Provinznest mit einer jahrhundertealten Vergangenheit, von der noch Zeugnis ablegten die schöne Kathedrale Sankt Martin und die berühmten Tuchhallen, eine der edelsten frühgotischen Bauten Flanderns, ist wie aus dem historischen Spielbaukasten wieder aufgebaut worden. Zweifelnd steht man vor der funkelnagelneuen Gotik des Rathauses und der Fassaden der Häuser am Markt. Auch die Kathedrale ist mit Bogen und Türmchen und bunten Fenstern aus dem wüsten Schutthaufen neu erstanden, und nur an den Tuchhallen wird noch gearbeitet: ängstlich nach den alten Plänen, die jedes Ornament exakt vorschreiben. Eifrig meiseln die Steinmetzen, mit Kalkstaub bepudert, an den Jochbrücken, Speiern und Kreuzblumen. Als wäre nichts gewesen ...

Um mich her spielen Kinder mit einem Ball, aus einem geöffneten Fenster plärrt ein Grammofon, aus einer Haustür lacht ein hübsches Meisje einem Burschen zu; die Musik des Daseins frohlockt, warm scheint die Sonne, — — aber mich fröstelt, weil ich daran denken muß, daß zwei Kilometer von hier, mehr als vier Jahre lang, hunderttausende deutscher Soldaten mit brennenden Augen aus ihren Gräben auf die ewig qualmenden Schutthaufen Yperns starrten, und so oft sie sich auch aus den Trichtern erhoben, um die verfluchte Stadt zu stürmen, um die schon so viel kostbares Blut geflossen war, immer wieder blutend in den flandrischen Schlamm zurückgeworfen wurden. „Zwei Millionen Engländer", so sagt der ständige Maueranschlag des Stadtkommandanten aus, „haben diese Stadt verteidigt; mehr als zweihunderttausend fielen."

Am Tor von Menin stehe ich dann, dem Denkmal der Briten am Ostausgang. Fremd und kalt wirken die jonischen Säulen und romanischen Bogen aus weißem Marmor. Über dem Portal liegt der britische Löwe. Eine goldene Inschrift sagt: „Für die Armee des britischen Königreiches, die hier von 1914 bis 1918 stand, und für deren Gefallene, die keine Gräber haben." Und die Namen von sechzigtausend Engländern, Iren, Kanadiern, Australiern und Neuseeländern, die der Schlamm jenseits der Majorgraacht, dem sumpfigen Graben um Ypern, verschlungen hat, sind in die glitzernden Wände gemeißelt. Hinter jedem Namen steht der Todestag, dahinter eine Zahl, die das Lebensalter angibt. Es sind sehr junge Menschen gewesen, die hier fielen.

Durch dieses Tor zogen sie hinaus, Ypern zu halten. „Und immer neue Regimenter trafen ein", so schreibt der englische Capitän H. B. Pollard in seinem Buch über Ypern und seinen Untergang, „marschierten hinaus nach Hooge und Zillebeke, und man sah sie nur als einen zerlumpten Rest Verwundeter wieder."

Prächtige Kränze mit goldbedruckten Schleifen hängen im Torweg; sie rascheln, wenn die großen Autobusse hinaus auf die Schlachtfelder fahren.

Auf einer schmalen, holprigen Straße kommen wir zur Doppelhöhe 60. In einer Holzbaracke kaufen Amerikaner Souvenirs, Granatsplitter, Ausbläser und Fotos von deutschen Soldaten, die tot in ersoffenen Granattrichtern liegen. Zur Rechten steigt ein flacher Hügel an, von wildwucherndem Gras überwachsen; darauf erhebt sich ein schlanker Obelisk, das Denkmal der „Queen Victoria's Rifles", die hier fast aufgerieben wurden. Die Höhe 60 ist so geblieben, wie sie am Waffenstillstandstag von den Engländern verlassen wurde; später ist sie von dem Direktor einer Bierbrauerei käuflich erworben und dem englischen Volk zum Geschenk gemacht worden.

Vom verfallenen englischen Graben unterhalb des Hügels, in dem Schuhe und Koppelzeug modern, gehe ich durch das Niemandsland voll spanischer Reiter und verrosteter Stacheldrahtrollen bis zum deutschen Graben auf der Höhe, in den die Tommys im Juli siebzehn erst eindringen konnten, als der letzte Verteidiger tot auf sein Maschinengewehr hingesunken war. An einem Pfosten hängt eine Blechbüchse mit

Englische Zeitungen

Aus Neugier habe ich kürzlich eine gewöhnliche Ausgabe der Londoner Zeitung „The Times" (30 Seiten im Format 47 auf 62 Zentimeter) auf die Waage gelegt: sie wog annähernd 350 Gramm. Zum Vergleich: eine Seite der S.-Z. mißt 32 auf 48 Zentimeter; eine Sonntagsausgabe der „Frankfurter Zeitung" mit 24 Seiten wiegt stark 100 Gramm. Das unverhältnismäßig hohe Gewicht der „Times" rührt von dem guten Papier her; täglich erscheinen in dieser Zeitung Reproduktionen von Fotografien in einer Klarheit, wie sie sonst kaum von den „Illustrierten" erreicht wird.

Schon rein äußerlich nimmt also die „Times" eine Sonderstellung unter den Zeitungen der Welt ein. Aber nicht nur äußerlich, sondern auch dem Inhalt nach. An Reichhaltigkeit wird sie wohl von keiner andern Zeitung übertroffen: die Liste der in den vornehmen Londoner Hotels abgestiegenen Gäste, Neuerscheinungen der Literatur, Sportberichte, ausführliche Parlamentsberichte, Rätsel, Briefe an den Herausgeber (spaltenweise), Wirtschafts- und Börsenberichte — alles ist täglich zu finden; vor allem aber die ausführlichen Berichte ihrer Korrespondenten aus allen wichtigeren Zentren der Welt machen die „Times" zur reichhaltigsten Zeitung. Aber diese Vielseitigkeit ist nicht erkauft durch niveaulosen Dilettantismus — nein, jede Zeile stammt von Kennern der betreffenden Materie, und wenn einmal ein Mißgriff vorkommen sollte, wird er sofort von einer Art geistigem Aufsichtsrat, der aus angesehenen Persönlichkeiten Englands besteht, korrigiert.

Die „Times" gilt als Regierungsorgan, und gewiß besitzt sie gute Beziehungen zur Regierung und wird von ihr oft als Sprachrohr benützt. Aber wie wenig darunter ihre Selbständigkeit leidet, haben wir gerade in den letzten Monaten erfahren, wo sie in dem Bestreben, Deutschland Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wohl ziemlich weiter gegangen ist als die offizielle englische Politik. Ihre Urteile sind überhaupt sehr abgewogen und vorsichtig; wenn man dazu noch die Ausführlichkeit und Trockenheit ihrer Artikel und Berichte bedenkt, so versteht man gut, daß die „Times" im allgemeinen als „langweilig", als „geheimrätliches" Presseerzeugnis gilt.

Die Auflage der „Times" wird mit 180 000 angegeben. Das erscheint uns für ein derartiges Blatt hoch, aber da in England die Provinzpresse nicht so ausgebaut ist wie in Deutschland und da die englischen Zeitungen ein Weltreich als Verbreitungsgebiet zur Verfügung haben, muß man diese Auflage als klein bezeichnen. Von den gediegeneren Londoner Blättern hat nur die konservative „Morning-Post" eine kleinere Auflage (125 000). Die übrigen Londoner Blätter erreichen Auflagen, wie sie bei uns für Tageszeitungen undenkbar sind (bis zu zwei Millionen).

Die Engländer teilen mit einiger Ironie ihre sehr verschiedenartigen Zeitungen in zwei große Gruppen ein; sie unterscheiden zwischen den „stunt papers" (Sensationsblättern) und der „borepress" (der Langeweile-Presse). Zur zweiten Gruppe gehören neben der „Times" und der „Morning-Post" beispielsweise noch der (liberale) „Manchester Guardian" und der „Daily Telegraph". Letzterer besitzt gute Beziehungen zum Londoner auswärtigen Amt, weshalb seine Meldungen über Geheimnisse der Diplomatie meistens sehr zuverlässig sind, macht aber doch in Aufmachung und Inhalt auch oft dem Publikumsgeschmack große Zugeständnisse. Dieser Zwischenstellung entspricht seine Auflage (350 000).

Die Sensationsblätter müssen weniger ihrer politischen Richtung als ihren Besitzern nach unterschieden werden. Da ist die Presse der Gebrüder Berry, die mit Zeitungen handeln wie andere Leute mit Häusern und Grundstücken. Sie besitzen etwa 200 Zeitungen und Zeitschriften im Wert von schätzungsweise 200 Millionen Mark, darunter ernstere Organe wie den schon erwähnten „Daily Telegraph" oder die „Financial Times", vor allem aber Massenblätter wie den „Daily Sketch" und den „Sunday Graphic" mit je über einer Million Auflage.

Ein ähnliches Zeitungsunternehmen wie die Berry-Presse ist Odhams Press. Sie gibt z. B. den „Daily Herald" (mit über 2 Millionen Auflage) heraus, der politisch zur Arbeiterpartei gehört, im übrigen aber sich von den andern Sensationsblättern in keiner Weise unterscheidet. Er hat seine jetzige Bedeutung erst in den letzten Jahren durch die Ausgestaltung zu einem Sensationsblatt erlangt. Odhams Press kann sich auch rühmen, die „größte" Zeitung der Welt herauszugeben: das Sonntagsblatt „The People" mit einer Auflage von 3 Millionen.

Sieht man ab von den beiden liberalen Massenblättern „News Chronicle" und „Star" (Auflage je 1,75 Millionen), so bleiben noch die zwei großen, auch dem Laien bekannten Zeitungstrusts: die Beaverbrook-Presse und die Rothermere-Presse.

Lord Beaverbrook gibt u. a. den „Daily Express" (1,77 Millionen) und den „Sunday-Express" (1,1 Millionen) heraus. Er erreicht aber weder nach der Kapitalstärke seines Unternehmens noch nach seinem politischen Einfluß seinen großen Konkurrenten Lord Rothermere. Während des Krieges haben wir die Macht der Rothermere-Presse kennengelernt. Damals hieß sie noch Northcliffe-Presse; inzwischen aber ist Lord Northcliffe gestorben, und sein Bruder Lord Rothermere hat sein Erbe übernommen und ausgebaut. Er besitzt wohl den größten Presse-Trust der Welt; der Wert seines Besitzes wird auf 240 Millionen Mark geschätzt. Für „Daily Mirror" und „Sunday Dispatch" werden je 1 Million, für „Daily Mail" 1,75 und für „Sunday Pictorial" 2,1 Millionen als Auflage angegeben.

Kein Land besitzt so viele Zeitungen mit solchen Massenauflagen wie England. Auch ist in keinem Land die Presse so vielgestaltig; denn zwischen einem Sensationsblatt wie dem „Daily Express" und der sachlich-gelehrten „Times", die viel eher ein Zeitarchiv als eine Zeitung ist, besteht etwa die selbe Ähnlichkeit wie zwischen einem 10-Pfennig-Schundheft und einem wissenschaftlichen Werk: beide bestehen aus bedrucktem Papier.

Helmut Reichert

Die Sensationspresse

„Der Verkaufswert populärer Zeitungen, die nichts anderes im Auge haben als eine möglichst hohe Auflageziffer, liegt in den Schlagzeilen. Die Schlagzeile, die den Verkauf bringt, muß eine tägliche Erregung bringen. Das gewöhnlichste Ereignis muß „sensationell", „erstaunlich", „mysteriös", „ein ungeheurer Skandal" und was nicht alles sein. Das Gerücht hat denselben Rang wie die Tatsache und die notwendige Hysterie wird schließlich noch durch die Erfindung geliefert, die nicht einmal den Wert des Gerüchtes hat.

Das ist eine der ernstesten Gefahren, die die öffentliche Meinung und das Urteilsvermögen der Demokratie in inneren Angelegenheiten vor sich hat. Wenn internationale Angelegenheiten aber in derselben Art und Weise behandelt werden, stellt dies eine Gefahr ernstester Art für den Weltfrieden dar.

Die Geheimdiplomatie war ein Übel. Aber die Diplomatie der Zeitungen, die nach hohen Auflagen, und der Parteien, die nach Stimmen jagen, ist tödlich. Der profitsüchtige Rüstungsfabrikant ist eine Gefahr. Die Kriegspanikgewinnler tragen aber beinahe noch mehr zu der Verängstigung der Nationen, zum Mangel an Vertrauen und zu der Gier nach Schutz durch Rüstungen bei."

(„Times", 29. April 1935)

Die Japaner in Brasilien

Ein Deutscher schreibt uns aus Brasilien:

Die brasilianische Regierung hat für den Staat São Paulo, eines der Hauptziele der japanischen Einwanderung, für 1935 nur 3232 japanische Einwanderer zugelassen. Ende Februar waren aber bereits 4151 Japaner eingewandert, und im vergangenen Jahr soll der Überschuß über die gesetzmäßige Höchstzahl mehr als 20 000 betragen haben. Daneben ist ein starker Rückgang der weißen Einwanderung zu verzeichnen, der sich sogar auf die lateinischen Nationen erstreckt.

Zweifellos hat die japanische Kolonisation in Brasilien beachtenswerte Erfolge aufzuweisen. Eine glänzende Schulung der Siedler, mustergültige wirtschaftliche Gemeinschaftsorganisationen und systematischer Aufbau haben in kürzester Zeit die japanischen Kolonien allen Konkurrenten überlegen gemacht. In einem ausgesprochenen Agrarland wie Brasilien ist die erfolgreiche Siedlung natürlich von größter Wichtigkeit, und es ist zu verstehen, wenn man in São Paulo vor der Nichtbeachtung der Bestimmungen ein oder auch beide Augen zudrückt.

Die Frage, ob der Japaner sich jemals assimilieren wird, harrt noch der Klärung. Daß er in seinen Siedlungen, so vorbildlich sie sein mögen, nicht die mindeste Neigung zeigt, sich mit dem Brasilianer gleichzustellen, ja auch nur ihm anzupassen, ist eine Tatsache, die in fast allen Berichten hervorsticht: man glaubt „in Japan selbst zu sein", wenn man eine japanische Siedlung in Brasilien betritt.

Man kann nicht umhin, die Folgerichtigkeit und zielbewußte Einheit des Willens zu bewundern, die in der japanischen Kolonisation am Werke sind.

Hans Karl Siegel

Nach einer Behauptung des deutschsprachigen „Wächters und Anzeigers" in Cleveland (Ohio) hätten sich bis jetzt in Südamerika (vor allem Peru und Brasilien) 200 000 Japaner mit ihren Familien angesiedelt, als „Avantgarde Japans bei dem Versuch, wirtschaftliche Stützpunkte in Amerika zu gewinnen".

Erziehung und Abrichtung

Daß ein Unterschied zwischen Erziehung und Abrichtung besteht, leuchtet jedem ein. Bei dem Versuch jedoch, diesen Unterschied begrifflich festzulegen, stößt man auf Schwierigkeiten. Denn es ist offenbar ja so, daß beide Arten der Charakterformung ineinander übergehen, — selbst dann (ja, dann erst recht), wenn man dabei nur an ihre Anwendung auf ein ganz bestimmtes Lebewesen, also z. B., wie wir es hier beabsichtigen, den Menschen, denkt.

Aber vielleicht kann man so sagen, daß die Erziehung allein das zu entwickeln und zu pflegen sucht, was in dem Zögling an vielseitigen Anlagen schon vorhanden ist, während die Abrichtung sich um die Vielfalt dieser Anlagen überhaupt nicht kümmert, sondern ihrem Gegenstand eine von vornherein feststehende Form einfach aufzwingt, — und zwar genau dieselbe, die sie auch unzähligen andern vermittelt.

Echte Erziehung wäre danach immer individuelle Erziehung, und echte Abrichtung immer kollektive, d. h. gleichmacherische Abrichtung.

Indessen das genügt natürlich noch keineswegs, um den hier vorliegenden Unterschied restlos zu kennzeichnen. Denn nicht nur die Ziele, sondern auch die Mittel der beiden Beeinflussungsmethoden weichen augenscheinlich von einander ab.

Die Erziehung geht in der Hauptsache den Weg von innen nach außen. Und sie muß ihn gehn, weil, wie wir betonten, das Innere des Menschen für sie den Ausgangspunkt bildet. Die Abrichtung aber geht den umgekehrten Weg. Sie schreitet von außen nach innen vor, weil das, was ihr die Richtung gibt, eben ein außerhalb Liegendes ist.

Damit indessen ist schon etwas Weiteres gesagt: die Erziehung hat es vor allem mit geistigen, die Abrichtung mit körperlichen Gegebenheiten zu tun. Ferner: die Erziehung verfährt organisch und gründlich, die Abrichtung mechanisch und oberflächlich. Und schließlich: die Erziehung geht langsam, die Abrichtung schnell vonstatten.

Erziehen ist also, soviel läßt sich danach wohl behaupten, eine sehr schwere Aufgabe, abrichten hingegen eine vergleichsweise leichte. Oder anders ausgedrückt: Erzieher müssen unbedingt hochstehende Persönlichkeiten sein, Abrichter können auch niederen Stufen angehören.

Dabei wird man freilich zuzugeben haben, daß nicht bei allen Menschen wirkliche Erziehung überhaupt lohnt. Und wiederum: daß nicht alle Menschen einer bloßen Abrichtung überhaupt zugänglich sind. Und zwar sind es unstreitig die weniger wertvollen Menschen, die sich den Einwirkungen der Erziehung, und die wertvolleren, die sich denen der Abrichtung verschließen.

Das zu wissen, kann aber sehr wichtig werden, — dann nämlich, wenn es sich darum handelt, die Bereiche der Erziehung und der Abrichtung praktisch gegeneinander abzugrenzen. Und das zu tun, wird man sich auf die Dauer wohl nicht erlassen können, — schon wegen der davon zu erwartenden Kräfteersparnis nicht.

Es hat in der Tat ja keinerlei Sinn, Menschen erziehen zu wollen, die einfach zu wenig inneren Fond haben, um erzieherischer Bemühungen wert zu sein. Und es ist nicht nur sinnlos, sondern geradezu ein Verbrechen, Menschen lediglich abrichten zu wollen, deren Anlagen, fachmännisch ausgebildet, der Gemeinschaft die wertvollsten Dienste leisten könnten.

Im heutigen Abendland allerdings sind Fehler und Mißgriffe nach beiden Richtungen hin sozusagen das Gewöhnliche. Sie erklären sich, abgesehen davon, daß Menschenbildung immer noch weithin eine Geldfrage ist, in erster Linie wahrscheinlich aus der herkömmlichen Meinung, daß man, grob gesprochen, aus jedem Menschen jedes machen könne. Man gibt einen Handwerker in Auftrag, und ein Handwerker kommt zustande, man entscheidet sich für die Gelehrtenlaufbahn, und das Ergebnis ist ein Gelehrter.

Leider liegt die Sache in Wirklichkeit nun aber schwieriger. Und gerade deshalb ist es nötig, die praktischen Grenzen der Bereiche von Erziehung und Abrichtung genau abzustecken.

Es gibt Obliegenheiten, die ohne sorgfältigste Erziehung nicht zufriedenstellend ausgeübt werden können. Und es gibt andere, für die eine kurzfristige Abrichtung vollauf zulangt. Und darüber eben gilt es Klarheit zu schaffen.

Klarheit geschafft wäre damit in gewisser Hinsicht auch über die Menschen, die diesen Obliegenheiten zuzuordnen

---

frischen Blumen, daran eine Postkarte, deren englische Aufschrift besagt, daß hier ungefähr der Capitän W. A. Whittingham, Rifle Brigade, gefallen sei.

Im deutschen Graben liegen verschimmelte Handgranaten und verrostete Munitionskästen. Es steht auch noch unser alter Betonbunker, rechts über dem berüchtigten Bahneinschnitt. Der Eingang ist ganz im Schlamm versunken, der Zement ist patiniert, auf dem Flachdach wächst Gras. In weiteren zehn Jahren wird er bemoost sein und aussehen wie ein Hünengrab. Moderluft schlägt heraus und beengt mir die Brust ...

Es ist alles noch wie damals ... Die Höhe 60 hat noch den gleichen bösen Blick; überall spürt man ihre furchtbare Vergangenheit, sie liegt noch in der Luft, in den verfallenen Granattrichtern und über den geheimnisvollen kleinen Hügeln, unter denen die Toten modern.

Was sind zehn Jahre, dreißig und fünfzig Jahre für einen, der hier gekämpft hat, damit Ypern genommen werde! Nie mehr wird er vergessen können, daß er sich, blickte er von diesem Hügel nach dem unbezwungenen Ypern hinüber, gelähmt fühlte wie vom Anblick eines Gorgonenhauptes.

Denn hier hat der Krieg damals sein schrecklichstes Gesicht gezeigt.

Kulturbetrieb

Neben der lärmenden Betriebsamkeit gibt es leider noch eine minder geräuschvolle. Während jene nur an den Nerven zerrt, bringt diese unsere armen Gehirne in wildrotierende Bewegung.

Die Beanspruchung durch sie ist viel bestimmender für das Gesicht des modernen Menschen als alles andere, so daß manche Pädagogen sie sogar für einen Kulturfaktor halten.

Sie ist aber nur ein Unkulturfaktor. Neurasthenische Gschaftlhuberei bleibt auch dann ein Krankheitszustand, wenn sie sich auf kulturelle Gebiete stürzt. Massenkonsum von Büchern z. B. wird immer eine schlechte geistige Verdauung zur Folge haben; und schließlich kommt es weniger darauf an, wieviel Stoff ein Gehirn passiert, sondern wieviel es verarbeitet. Der geistige Besitz ist nicht am Bücherschrank abzumessen und die Seitenzahl besagt nichts über die Bedeutung eines Werkes.

Aber die geneigten Leser gehen heute genau so in die Breite wie die Herren Autoren. Den Viellesern entsprechen Vielschreiber; dem oberflächlich Konsumierenden der oberflächlich Produzierende. Man läßt da und dort nichts mehr reifen. Man hat keine Zeit.

Der Übereifer, auf möglichst breiter Basis am sogenannten Kulturleben teilzunehmen, macht gerade das Kulturleben zu einem wüsten Zivilisationsrummel. Amerika ist dafür etwa das beste Beispiel. Man brüstet sich da wohl mit einem „erhöhten Lebensgefühl" und sieht ein wenig mitleidig auf die Geruhsamkeit und Schwerfälligkeit unserer Großeltern herab. Aber ist es nicht eher ein geschwächtes, ein krankes Lebensgefühl, das sich in dem Drang äußert, sich fortwährend aufzupulvern? Besteht dieses fieberhaft aufgepeitschte Lebensgefühl letzten Endes nicht zum großen Teil in einer unheilvollen Sucht nach billigstem Lebensersatz?

Man hat in allen Ländern, die zivilisatorisch betriebsam sind, manchmal das Gefühl, daß der Massenkonsum an Literatur, Zeitungen, Vorträgen, Film-, Rundfunk- und Theaterdarbietungen einer inneren Entleertheit entspricht, die weniger nach Inhalt verlangt als nach Ausfüllung. Er scheint häufig eher auf ein Vakuum zurückzuführen, das zwangsläufig „Kultur" und Erlebnissurrogate ansaugt, als auf ein lebendiges Bedürfnis nach stetiger Formung.

Einem solchen Zustand kann man schwerlich dadurch beikommen, daß man in schöner Ahnungslosigkeit an der Hebung des kulturellen Niveaus arbeitet, wenigstens was den Rohstoff betrifft. Wenn es auf die Menge und die Güte des Vermittelten nur ankäme, wäre keine Zeit kulturell hochstehender gewesen als die unsere. Vielleicht hat man den Massen noch nie ständig eine solche Menge Bildungsstoff geboten wie heute.

Gerade dies jedoch bewirkt beim modernen Menschen, daß er sich ständig außerhalb seiner eigenen Sfäre bewegt. Er ist ständig auf der Jagd nach „Bereicherungen". Und diese Jagd ist ein Ausdruck seiner inneren Armut. Er kommt vor lauter Bildungsrummel zu keiner Formung. Er hat trotz einem Übermaß an Information auf keinem Gebiet ein richtiges Urteil; der Gedanke, man könne vielleicht auch ohne dauerndes Hinunterwürgen geistiger Schnellkost zu ein bißchen Lebensweisheit kommen, dünkt ihm absurd; er blickt mit seinem vagen Lexikonwissen, das den ganzen Kosmos wolkig umgaukelt, verächtlich auf Lebenskreise, die in einem begrenzten Gebiet wenigstens handgreifliches Wissen besitzen.

Er ist ein leistungsfähiger Abnehmer von Gedankenfutter aller Art, aber die planmäßige Förderung seiner Denkfähigkeit wäre wünschenswerter; er hat sich genießerisch an den steril und indolent machenden Konsum überkommener Kulturwerte gewöhnt, aber es fehlt ihm eine Haltung, aus der eigenes Kulturschaffen möglich ist.

Man sollte ihm vielleicht ein bißchen Gelegenheit lassen zu sich selbst zu kommen. Selbst auf die Gefahr hin, daß er da zunächst nicht sehr viel vorfindet. Immer noch besser als jene betriebsam ausgestopfte Leere, die Inhalt vortäuscht.

Karl Berger

Die Entschuldigung

Als Mark Twain einmal zu einer Abendgesellschaft eingeladen worden war, bei der es, wie er wußte, furchtbar langweilig zugehen würde, schickte er an den Gastgeber folgendes Telegramm: „Kann leider nicht kommen. Ausrede folgt morgen."

Literatur

Hildegard Hoffmanns im Leitartikel behandelte Arbeit über „Landwirtschaft und Industrie in Württemberg, insbesondere im Industriegebiet der Schwäbischen Alb" (Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin, Preis broschiert 9 Mark) enthält außer dem Text eine Reihe von aufschlußreichen statistischen Tabellen und sieben Karten zur Veranschaulichung der Ertrags- und Verkehrsverhältnisse, der landschaftlichen Verteilung der Erbsitten und der Verteilung von Landwirtschaft und Industrie.

Über Münzingers Experiment in Häusern erfährt man Näheres aus Heft 54 der Schriften des Reichskuratoriums für Technik in der Landwirtschaft (Beuth-Verlag, Berlin): „Bäuerliche Maschinengenossenschaft Häusern E. G. m. b. H., ein Versuch genossenschaftlicher Dorfwirtschaft in den Jahren 1930—1934". Das Ergebnis von Untersuchungen über den Wirkungsgrad der bäuerlichen Arbeit bei zwölf württembergischen Bauernbetrieben ist in Münzingers 1929 erschienenen Buch „Der Arbeitsertrag der bäuerlichen Familienwirtschaft" veröffentlicht..

Das Maiheft des „Deutschen Glaubens" (Monatsschrift der deutschen Glaubensbewegung, Verlag Karl Gutbrod, Stuttgart, Moserstraße 22, Preis 75 Pfennig) enthält u. a. eine Fortsetzung der autobiografischen Arbeit des Herausgebers Wilhelm Hauer („Skizzen aus meinem Leben"), die dessen innere Entwicklung in der späteren Knabenzeit mit dem „entscheidenden Durchbruch" um die Wende des 13. Jahres behandelt.

sind. Und es spricht manches dafür, daß allerlei Ueberraschungen dabei herauskommen könnten.

Die Menschen sind, so möchte ich nämlich glauben, viel weniger erziehungs- als abrichtungswürdig. Bei den meisten genügt es, ihnen eine bestimmte Körperhaltung zu geben, um ihnen damit zugleich die entsprechende Geistes- und Seelenhaltung anzugewöhnen. Sie wollen in der Regel auch gar nicht erzogen sein. Denn das ist unbequem. Sondern sie wollen abgerichtet werden. Denn das macht Spaß und kostet nichts.

So steht es. Und der Weg von außen nach innen scheint mir danach jedenfalls viel weiter gehender Anwendungen fähig zu sein, als man früher gedacht hat. Vielleicht ist es ein wenig beschämend, das eingestehen zu müssen. Aber den Tatsachen, die die Erfahrung einem entgegenbringt, hat man sich ja wohl zu beugen.

Und im Grunde, nicht wahr, was ist denn eigentlich das Beschämende an dem Weg von außen nach innen, wenn es nicht der Name ist, mit dem wir ihn hier — willkürlich genug — belegt haben? Sagen wir nicht mehr „abrichten", sondern „anlernen"!

Kuno Fiedler

Der „Heide" Hauer

Rudolf Kircher, der Hauptschriftleiter der „Frankfurter Zeitung", hat in der kürzlichen Massenversammlung der „Deutschen Glaubensbewegung" im Berliner Sportpalast Professor Hauer sprechen hören und an der Spitze seines Blattes (Nr. 240) über seine Eindrücke berichtet.

Er überschreibt den Aufsatz „Begegnung mit einem Heiden", woraus man entnehmen darf, daß die Frankfurter Zeitung oder mindestens der Schreiber sich zum christlichen Lager zählt, — was auch aus früheren Äußerungen Kirchers (z. B. einer Osterbetrachtung) und aus anderen Veröffentlichungen der Frankfurter Zeitung in letzter Zeit hervorgeht. Dieses Christentum der Frankfurter Zeitung erweist sich allerdings, näher besehen, als ein sehr verdünnter Aufguß, als eine Art homöopathisches Christentum, das man kaum als solches anreden würde, wenn es sich nicht selber unter diesem Namen vorstellen würde.

Aber man ist es ja gewohnt, daß religiöse Diskussionen bei uns nicht mit allzugroßer Begriffsschärfe geführt zu werden pflegen; und wundert sich deshalb schon lange nicht mehr, wenn dabei naiverweise unter Christentum einfach Religion verstanden wird, und wenn die Gleichung weitergeführt wird: Christentum gleich Religion gleich Moral. Von da an ist es dann nur noch ein kleiner Schritt zur Verwendung des Wortes „Heiden" oder „Neuheiden" für Hauer und seine Anhänger, — eine Bezeichnung, die besonders bei den katholischen Christen beliebt ist und gerade in ihrem Munde fast grotesk wirken muß, wenn man den Glauben Hauers und den römischen miteinander vergleicht.

Wer etwa bei einem Blatt wie der „Frankfurter Zeitung" jene unbekümmerte Verwechslung von Religion, Christentum und Moral nicht für möglich halten sollte, dem seien folgende Worte aus dem Aufsatz Kirchers vorgehalten: „... Latentes Christentum, eines der merkwürdigsten Zeichen unserer Zeit ... In diesem schlummernden Christentum ruhen gewaltige moralische Reserven unseres Volkes. Zwei Jahrtausende haben sie angehäuft. Sie sind dem Deutschen ins Blut, ins Herz, ins Gewissen gedrungen, die christliche Ethik, die Gottesnähe als ein Stück deutscher Erbschaft ..." Wirklich? Ist es nicht vielmehr eher so, daß sich das Christentum, und zwar nach seiner Glaubens- und nach seiner ethischen Seite, in den etwas über tausend Jahren (zweitausend ist entschieden zu rund!), die es in Deutschland „herrscht", nur als ganz oberflächlicher Firnis über das deutsche Volk gebreitet hat; und daß die „Gottesnähe" und die moralischen Reserven unseres Volkes im Grunde mit dem Christentum weniger zu tun haben als viele annehmen?

Kircher hat, wie er schreibt, Hauer als „eine Persönlichkeit von großem Ernst" kennen gelernt. Nichtsdestoweniger sieht er in ihm einen Mann, „der ein kostbares, von den Vätern ererbtes Gebäude niederreißt, ohne aus eigener Kraft ein gleichwertiges oder besseres errichten zu können".

Wer diesen Vorwurf gegen Hauer erhebt, kann ihn wohl nicht gleichzeitig für eine „Persönlichkeit von großem Ernst" halten; denn niederzureißen, ohne aufbauen zu können, ist eher Sache eines leichtsinnigen als eines ernsten Mannes. Wer das von Hauer sagt, tut ihm aber auch schweres Unrecht, denn nichts liegt ihm nach seinen klaren Äußerungen ferner, als die christliche Kirche etwa niederreißen oder ihr Gläubige abspenstig machen zu wollen.

Gibt es nicht Hunderttausende (nein Millionen!) in unserem Volk, die dieser Kirche längst entfremdet sind und ihr teilweise auch äußerlich den Rücken gekehrt haben? Nun gut: für sie hat Hauer seine Bewegung ins Leben gerufen, und Kircher selber schreibt ja, Hauer sage „für viele vielleicht nicht mit Unrecht, daß sie von den Kirchen nicht zurückgewonnen werden können".

Man begreift nicht recht, wie er dann im selben Atem behaupten kann, Hauer übernehme eine „ungeheuerliche" Verantwortung, indem er niederreiße, ohne aufbauen zu können.

Sch.

„Eine große Zahl von Getauften hat sich ein Christentum zusammengebraut, das man beinahe chemisch untersuchen muß, um noch etwas Christliches darin zu finden."
Wort eines Katholiken, nach dem Familienblatt „Sonntags-Friede"

Ob das Christentum fortbestehen wird oder nicht? Jedenfalls ist die Krise eingetreten.

Hebbel

Motten

Eine sächsische Firma, die mottensichere Schränke aus feuerverzinktem Flußstahlblech herstellt, wirbt mit folgendem Anerkennungsschreiben: „Beuthen O.S., 29. Jan. 1935. Firma P. L., M. i. Sa. Vor einigen Jahren bezog ich einen mottensicheren Schrank von Ihnen, mit dem ich wohl zufrieden bin. Ich benötige jetzt noch einen weiteren solchen und bitte um Ihr Angebot. Mit deutschen Gruß! Pastor F. H."

„Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen ..." Ein Standpunkt, der dank den Erzeugnissen der gedachten Firma inzwischen wohl als überholt betrachtet werden darf.

Vom Glauben

Der gebundene Geist nimmt seine Stellung nicht aus Gründen ein, sondern aus Gewöhnung; er ist zum Beispiel Christ, nicht weil er die Einsicht in die verschiedenen Religionen und die Wahl zwischen ihnen gehabt hätte; er ist Engländer, nicht weil er sich für England entschieden hat, sondern er fand das Christentum und das Engländertum vor und nahm sie ohne Gründe, wie jemand, der in einem Weinlande geboren wurde, ein Weintrinker wird. Später, als er Christ und Engländer war, hat er vielleicht auch einige Gründe zugunsten seiner Gewöhnung ausfindig gemacht; man mag diese Gründe umwerfen, damit wirft man ihn in seiner ganzen Stellung nicht um. Man nötige zum Beispiel einen gebundenen Geist, seine Gründe gegen die Bigamie vorzubringen, dann wird man erfahren, ob sein heiliger Eifer für die Monogamie auf Gründen oder auf Angewöhnung beruht. Angewöhnung geistiger Grundsätze ohne Gründe nennt man Glauben.

Nietzsche

Wenn man drei in hohem Grade rechtschaffene Menschen A, B, C zusammen brächte, wovon der eine ein Protestant, der andere ein Katholik und der dritte etwa ein Fichtianer wäre, und man sie genau prüfte, so würde man finden, daß sie alle drei ungefähr denselben Glauben an Gott haben, aber keiner den ganz, zu welchem er sich bekennen würde, wenn er bekennen müßte, in Worten versteht sich. Denn es ist ein großer Vorteil für die menschliche Natur, daß die tugendhaftesten Menschen kaum recht sagen können, warum sie tugendhaft sind, und indem sie ihren Glauben zu predigen glauben, predigen sie ihn eigentlich nicht.

Lichtenberg

Der wahre Tummelplatz des Betrugs sind die unbekannten Dinge, weil gerade das, was unsere Fassungskraft übersteigt, gerne geglaubt wird, und weil diese Dinge, für die unsere Vernunft nicht zuständig ist, sich auch der Widerlegung durch Vernunftgründe entziehen. So kommt es, daß nichts so fest geglaubt wird als das, wovon man am wenigsten weiß, und daß niemand zuversichtlicher auftritt, als wer uns Märchen erzählt, als da sind: Alchimisten, Wahrsager, Sterndeuter, Handleser, Doktoren usw.

Ihnen würde ich, wenns erlaubt wäre, noch jene Sorte von Menschen zugesellen, welche die Ratschläge Gottes auslegen und kontrollieren, als ob sie dazu bestallt wären, die Endursachen aller Begebenheiten ausfindig zu machen und in den Geheimnissen des göttlichen Willens die unerforschlichen Beweggründe seines Wirkens zu durchschauen. „Welcher Mensch aber kann Gottes Rat erkennen, oder wer kann ausdenken, was der Herr will?"

Montaigne

Wundersucht

Im Maiheft der „Stimmen der Zeit" stellt Anton Koch in einem Artikel „Wundersucht und Wunderflucht" zwei Geisteshaltungen einander gegenüber: die eine, die Wunder ohne weiteres verneint, und die andere, die überall Wunder wittert.

Es heißt da u. a.: „Für den Laien stellen außerordentliche Begebenheiten meist etwas Unerhörtes, Einmaliges dar, das seine Aufmerksamkeit im stärksten Maße erregt, der Priester aber, vor allem der im Strom des Seelsorgelebens stehende, sammelt aus eigenem Erleben, Fremderfahrung und Studium im Lauf seiner Berufstätigkeit eine solche Fülle von Erkenntnissen auf diesem Grenzgebiet von Natur und Übernatur, sein Blick für die Schwierigkeiten und möglichen Fehlerquellen auf diesem Gebiet wird so sehr geschärft und erweitert, daß sich in ihm wie von selbst die Haltung ruhiger Reserve den Dingen gegenüber bildet ... und wer Jahr um Jahr aus solchen Vorkommnissen, den echten und den noch weit zahlreicheren unechten, seine Erfahrungen sammelt, wer dabei immer wieder Gelegenheit hat, das Menschenherz zu studieren, von den Höhen lauterer Begnadung alle Stufen und Vermischungen mit Menschlichem-Allzumenschlichem hindurch bis zu den Tiefen dämonisch anmutender Pseudomystik, der bringt die Sorglosigkeit nicht auf, mit der ein von solchen Erfahrungen nicht Beschwerter in diesen an Klippen und Untiefen reichen Gegenden seinen Kurs steuert."

Es wäre vielleicht nicht ohne Wert zu erfahren, nach welchen Maßstäben eigentlich derartige Wunderkenner die „echten" von den „unechten" Wundern unterscheiden.

Die Wahrheit immer zuerst, und nachher die feineren Gefühle und das übrige!

Raabe

Stadtliteratur

Herbert Ihering ruft angesichts der heute bestehenden Neigung zur Bevorzugung der Landdichtung in einem Artikel „Stadtflucht der Dichtung?" (Berliner Tageblatt, Nr. 211) nach einer „neuen Dichtung der Stadt".

Er sagt da u. a.: „Die Dichter müssen wieder den Mut haben, die Stadt und den Städter zu gestalten, ... das Preisgegebensein des städtischen Menschen an die wechselnden Forderungen des Daseins darzustellen, den Zivilmenschen in der Vielheit seiner Aufgaben, in seiner privaten und beruflichen Sfäre, den Künstler in der Abenteuerlichkeit seiner Existenz und in der Reizwelt seiner Fantasie, den Soldaten, den Ingenieur, den Arbeiter, den Arzt, den Journalisten, den Richter, den Chauffeur, die Frauen in ihren Berufen, ... den Lehrer, den Pfarrer — man braucht die Menschen und ihre Tätigkeiten nur hinzuschreiben, um sofort ein forderndes Bild zu haben, wie reichhaltig und notwendig heute die Dichtung das Städters und der Städte ist. Wie elementar diese Aufgaben, wie männlich diese Themen, wie hart die Fragen, die gestellt, und die Antworten, die verlangt werden! Mut zur Schilderung der städtischen Menschen, Mut zum Erlebnis der Stadt, Mut zur Gestaltung der Stadt! Sonst könnte man auf den Gedanken kommen, daß es Dichter gibt, die das Land nur deshalb immer wieder beschreiben, weil sie sich vor der Problematik der Stadt fürchten."

Waldmeister

Gegen der Verdüst'rung Wanze,
die das Dasein tief vergällt,
hilft zuweilen jene Pflanze,
welche Kumarin enthält.

Macht man draus mit Mosel einen
sachverständigen Infus,
kann man nicht mehr länger weinen,
weil man nämlich lachen muß.

„Ei," so ruft man heitern Mutes,
„ei, wie lieblich ist das All!
Jedes Ding hat doch sein Gutes,
prüft man's bloß von Fall zu Fall.

Hinter jedem Schattenbogen
lächelt ein verschmitzter Glanz,
und der Teufel ist betrogen,
zwick' ich ihn in seinen Schwanz.

Dieses Heut ist nett und lecker!
Wenn ich morgen traurig bin,
kauf' ich mir beim Apotheker
allenfalls Fenazetin."

Dr. Owlglaß

Kleine Bemerkungen

Die Menschen sind verschieden; was dem einen Banalitäten sind, sind dem andern Offenbarungen.

Wenn man Illusionen vorne hinauswirft, kommen neue wieder zur Hintertür herein.

Das Leben ist ein Geschäft, das immer auf Vergleiche hinausläuft.

Zuerst bemüht man sich ehrlich, Recht zu haben, aber bald ist man damit zufrieden, Recht zu behalten.

Weise sein heißt: ein paar Irrtümern weniger unterworfen sein.

Die Menschen leben zwar alle unter dem gleichen Himmel, aber sie haben nicht denselben Horizont.

oha

Türe zu!

Die Reichsbahndirektion Stuttgart hat in Stuttgarter Blättern folgenden Appell veröffentlicht:

„Unsere Stammkundschaft in den Vorortzügen der Strecke Ludwigsburg—Stuttgart—Eßlingen hat in den zwei Jahren seit der Eröffnung des elektrischen Betriebs gelernt, sich den Erfordernissen dieses auf Schnelligkeit und Pünktlichkeit abgestellten Verkehrs verständnisvoll anzupassen. Sie wirkt dadurch an der planmäßigen Betriebsführung in dankenswerter Weise mit. Doch gibt es freilich auch immer noch Reisende, denen die nötige Verkehrsbegabung fehlt, oder die zwar recht gut verkehrstüchtig sein könnten, es aber deshalb nicht sind, weil sie sich noch nicht überlegt haben, daß Förderung des Verkehrs durch das eigene Verhalten eine Pflicht gegen die Gesamtheit ist.

Wir möchten daher wieder einmal daran erinnern und damit eine besondere Bitte verbinden: es möge doch jedermann beim Ein- und Aussteigen die Türe hinter sich schließen, wenn niemand mehr gleich hinterher kommt, und wenn kein Bediensteter zum Schließen bereitsteht. Denn so viele Schaffner an den Zug oder Bahnhofsbedienstete auf den Bahnsteig zu stellen, daß im Augenblick vor der Abfahrt jede Wagentüre ihre eigenen Türhüter hat, verbietet das Gebot der Wirtschaftlichkeit.

Wenn sich daher auch dieser Teil unserer geschätzten Kundschaft daran gewöhnen wollte, beim Türschließen mitzuhelfen, so würde er mehr für die Pünktlichkeit und Sicherheit des Betriebs tun, als wohl die meisten denken. Dies gilt natürlich nicht nur für den Stuttgarter Vorortverkehr, sondern für den Eisenbahnpersonenverkehr überhaupt."

Höflicher könnte man die in der Überschrift enthaltene Aufforderung gewiß nicht zum Ausdruck bringen!

Faute de mieux

In meiner Kindheit beanstandete ich die Bezeichnung einer gewissen jungen Dame als „das hübsche Fräulein Soundso". Meine Tante wies mich zurecht, indem sie sagte: „Vergiß nie, daß die am wenigsten häßliche Schwester die Schönheit der Familie ist."

Kein Zeitalter und kein Stand ist ohne seine Helden. Der am wenigsten unfähige Feldherr einer Nation ist ihr Cäsar, der am wenigsten blöde Staatsmann ihr Solon, der am wenigsten verworrene Denker ihr Sokrates, der am wenigsten platte Dichter ihr Shakespeare.

Shaw

Kleinigkeiten

Was ist ein Wald? In einer juristischen Definition des Reichsgerichtes heißt es: „Waldung oder Wald sind gleichbedeutend. Wald ist ein Holzbestand, der auf einer umfangreichen, in sich zusammenhängenden Bodenfläche von Natur wächst oder durch menschliche Tätigkeit angelegt ist, samt dem Waldboden mit seinen sonstigen Erzeugnissen — wie Gras, Moos, Laub, Strauchwerk und dergleichen".

Guter Vorsatz. Die Bergwacht im Riesen- und Isergebirge will in diesem Jahre energisch gegen alle Wanderer vorgehen, die die Wege, Ruhe- und Aussichtsplätze mit Papierresten, Zigarettenschachteln und Obstschalen verschandeln.

Die Strafe. Der Polizeipräsident von Breslau hat einem Radfahrer, der mit zwei Balken auf der Schulter einen anderen Radfahrer umgefahren und schwer verletzt hatte, die Führung eines Fahrrades auf Lebensdauer untersagt.

Fahrt ins Blaue. Ein Bewohner des Dorfes Flechtingen, der sich von der Reichsbahn mit einer „Fahrt ins Blaue" überraschen lassen wollte, fuhr mit dem Fahrrad nach dem 40 Kilometer entfernten Magdeburg, stieg in den Zug und landete — in Flechtingen.

Tragt Regenschirme! Die englischen Schirmfabrikanten haben das Unterrichtsministerium gebeten, die Schuljugend belehren zu lassen, daß der Besitz eines Regenschirmes zur Erhaltung der Gesundheit unerläßlich sei. Wenn es gelänge, schon die Jugend für den Regenschirm zu begeistern, werde die Krise in der englischen Schirmfabrikation bald überwunden sein.

Komfort. Die großen Luxusautos, die jetzt in England auf den Markt gekommen sind, weisen als neueste „Errungenschaft" eine mit elektrischem Strom beheizte Kaffeemaschine auf.

Die Handtaschen. Die „Berliner Morgenpost" berichtet (Nr. 111): „Eine Art Modenstreit ist zwischen den Londoner Telefondamen und dem englischen Postminister ausgebrochen. Vor Jahren ließ die Post unter den Schalttischen an den Plätzen der Damen einen Haken für die Handtaschen anbringen. Da die modernen Taschen häufig keinen Bügel haben, verlangen die Damen Schubladen. Das hat der Postminister abgelehnt; er meint, daß man das Geld der Steuerzahler nicht so verschwenden dürfe."

Ein Fanatiker. Ein Anhänger des Fußballklubs „Slavia"-Prag wurde durch einen Tribüneneinsturz Invalide, verklagte den Klub auf hohen Schadenersatz, zog jedoch die Klage zurück, als ihm „Slavia" freiwillig eine lebenslängliche Freikarte anbot.

Unvorhergesehen. Im trockengelegten Teil der Zuidersee in Holland ist nach Blättermeldungen eine katastrofale Mückenplage ausgebrochen. „Riesigen grauen Wolken gleich hängen die Insekten über der Insel Wieringen und über dem Deichriegel gegen die Nordsee. Die Automobile müssen auf dem 30 Kilometer langen Deichriegel ganz langsam fahren, weil die Sicht auf der Straße wie durch einen dichten Nebel verlegt ist."

Erinnerung. Die deutschsprachige „Detroiter Abendpost" vom 24. April schreibt: „Wenn man heute von den Aufrufen der Geistlichen und Professoren gegen den Krieg hört, sollte man daran denken, daß am 12. April 1915, zwei Jahre vor dem Eintritt Amerikas in den Weltkrieg, Präsident Eliot von Harvard die Geistlichen von Boston ermahnte: „Betet jetzt nicht für das Aufhören des europäischen Krieges!"

Der Oberlangweiler. In New York wurde bei einer Abstimmung darüber, wer die Öffentlichkeit am meisten langweile, zum „größten Langweiler" der Bridge-Gelehrte Ely Culbertson erklärt.

Kettenbriefe. In Springfield (Missouri) nahm der Kettenbrief-Unfug derartigen Umfang an, daß der gesamte Geschäftsverkehr ins Stocken geriet, da die Postbehörden den plötzlich aufs doppelte gestiegenen Briefversand nicht mehr zu bewältigen vermochten.

Schwerverdienerin. Mrs. Franklin D. Roosevelt, die Frau des amerikanischen Präsidenten, verdient im Jahre ebensoviel wie ihr Mann, nämlich rund 75 000 Dollar (= 186 000 Mark), und zwar durch Radioansprachen, die sie regelmäßig für die beiden großen Rundfunksysteme hält.

Amerikanisch. „Philadelphia Tageblatt" berichtet: „In Hollywood ließ Bing Crosby durch die Polizei Fingerabdrücke von seinen neun Monate alten Zwillingen anfertigen, „im Falle etwas passiert".

Maschinenstürmer. Wie die „Weltpost" aus Detroit mitteilt, ist dort die erste amerikanische Roboter-Fabrik das Zentrum von Arbeiterunruhen gewesen, wobei einige hundert versandfertige Roboter zerschlagen wurden. Die Fabrik liefert einen Roboter, der automatisch die Spannungen elektrischer Stationen reguliert; ferner solche, die als Wächter von Stahlkammern verwendet werden können.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 61); Telefon 24018. Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 1. Quartal 1935: 4150

Stuttgart, 26. Mai 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 21

Arm?

Ist es wahr, daß wir Deutschen ein armes Volk sind? Wie groß ist eigentlich das deutsche Volksvermögen? Und was bedeutet es, wenn von 50 Milliarden Mark deutschem Volkseinkommen gesprochen wird?

Wenn es von einem Einzelnen heißt, er sei arm oder reich, er habe das und das Einkommen oder Vermögen, so ist der Fall meist ohne weiteres klar. Das heißt: doch auch nicht ganz. Es kann einer z. B. ein kleines Vermögen, aber ein großes Einkommen haben; ist er dann arm oder reich? Wenn er sein Einkommen jeweils restlos verbraucht, kann er trotz seinem hohen Einkommen als armer Mann sterben. Oder es habe jemand ein großes Vermögen, aber ein kleines Einkommen. Der Fall scheint unwahrscheinlich, ist aber auch nicht ganz auszuschließen; wenigstens in Krisenzeiten und bei vorwiegend immobilem Besitz. Dann könnte einer, der als armer Mann zu leben gezwungen war, einmal lachende Erben haben.

Sobald nun aber die aus der privaten Sfäre stammenden Begriffe arm, reich, Vermögen und Einkommen auf das Ganze, das Volk übertragen werden, wird die Sache doppelt schwierig. Denn das Volk ist ja eine Vielheit von Einzelnen, die teils arm, teils reich sind, teils ein großes und teils ein kleines Vermögen oder Einkommen haben, und deren Tätigkeit darin besteht, fortwährend Teile ihres Einkommens und Vermögens untereinander auszutauschen, vom Ganzen her betrachtet von der einen Tasche in die andere zu schieben. (Hierbei kann unter Umständen sehr viel „verdient" werden, ohne daß das Volk als Ganzes auch nur um einen Pfennig reicher wird.) Und außerdem liegt über diesem ganzen Güteraustausch, dem „Wirtschaftsleben", der Schleier des als Tauschmittel, aber auch als Vermögensmaßstab dienenden Geldes, das — wie wir in der Inflationszeit zur Genüge erfahren haben — ein ziemlich unsicherer und Veränderungen unterworfener Faktor, keineswegs eine feste Größe ist.

Wenn also Dinge und Erscheinungen wie Volksvermögen und Volkseinkommen in Geldzahlen ausgedrückt werden, muß man sehr vorsichtig mit Folgerungen und Urteilen sein, um nicht falschen Vorstellungen und groben Irrtümern anheimzufallen. Es ist z. B. denkbar, daß ein Volk bei steigendem Volkseinkommen ärmer wird, und umgekehrt; ja es ist überhaupt fraglich, ob es einen Sinn hat, so etwas wie „Volksvermögen" in Geld auszudrücken. Man kann das auch daraus entnehmen, daß die Schätzungszahlen der „Sachverständigen" in diesem Punkt ganz gewaltig auseinandergehen; im deutschen Fall etwa nicht bloß um Dutzende, sondern um Hunderte von Milliarden, so daß man von vornherein mehr den Eindruck einer Spielerei als einer wohlbegründeten Rechnung hat.

Das deutsche Volkseinkommen hat nach den Angaben der amtlichen Statistik im Jahr 1925 rund 60 Milliarden Mark betragen. Es ist dann jährlich angestiegen und hat im Jahr der Hochkonjunktur, 1929, die Höhe von rund 76 Milliarden erreicht. Dann ist es gefallen, bis auf 45 Milliarden im Jahr 1932, dem Tiefpunkt der Krise. Seither ist es wieder langsam im Steigen; im vorigen Jahr sollen es etwa 53 Milliarden Mark gewesen sein.

Diese Zahlen sind Summen, die sich aus sämtlichen Einzeleinkommen zusammensetzen, also aus Löhnen und Gehältern (dem sogenannten „Arbeitseinkommen"), aus den Einnahmen der Landwirte, der Handels- und Gewerbetreibenden, aus Kapitalzinsen, Mieten, Pachtgeldern, Renten und Pensionen — wie sie sich aus der Einkommensteuerstatistik ergeben. Es liegt auf der Hand, daß diese — namentlich so weit es sich um das Einkommen aus der Landwirtschaft handelt — nicht den Anspruch auf unbedingte Genauigkeit erheben darf; man wird das berücksichtigen müssen und eher annehmen dürfen, daß die Wirklichkeit darüber als daß sie darunter liegt.

Aber dürfen wir nun aus der Höhe dieses sogenannten Volkseinkommens Schlüsse auf den Wohlstand des Volkes ziehen? Können wir wissen, wieweit steigendes oder fallendes Volkseinkommen gleichbedeutend ist mit steigender und fallender Produktion; oder, was uns eigentlich noch mehr interessieren würde, mit steigendem und fallendem Verbrauch? Denn hierin, im Verbrauch, haben wir doch wohl den sinnfälligen Maßstab für Reichtum oder Armut zu erblicken.

Jedes Einkommen, hat der schwedische Volkswirt Professor Cassel einmal gesagt, ist die Gegenleistung für eine Mitwirkung im Produktionsprozeß. Der Satz klingt etwas verblüffend; er wird wohl nicht ganz wörtlich genommen werden dürfen. Wenn wir ihn gelten lassen wollen, müssen wir voraussetzen, daß es auch eine ziemlich indirekte Mitwirkung an der Produktion gibt, und daß nicht bloß die gegenwärtige, sondern auch eine vergangene und zukünftige Mitwirkung gemeint sein kann. Sagen wir lieber: jedes Einkommen geht auf Arbeit zurück (also auf „Mitwirkung im Produktionsprozeß"), und lassen wir die Frage dabei offen, ob es eigene oder fremde Arbeit ist.

Allerdings werden wir dann nicht mehr so ohne weiteres zu folgern geneigt sein, daß die Summe der Einzeleinkommen, das sogenannte Volkseinkommen, gleich dem Gesamtwert der Produktion ist. Und doch ist es so. Denn Einkommen heißt Anspruch auf produzierte Güter; ob dieser Anspruch verwirklicht oder zurückgestellt, ob er selber ausgeübt oder abgetreten wird, spielt keine entscheidende Rolle.

Freilich kann nun auch bei einem ganzen Volk der Fall eintreten, den wir oben für die Einzelperson in Betracht gezogen haben: daß es trotz erheblichem Einkommen, also großer Produktion, nicht reich ist oder nicht reicher wird. Dann nämlich, wenn es etwa eine große Schuldenlast nach außen abzutragen hat; oder wenn es sein ganzes Einkommen für die täglichen Bedürfnisse aufwendet, wenn es keine Möglichkeit oder keine Lust hat, zu „sparen".

Ein Volk kann z. B. keine Ersparnisse machen, wenn es sich den Luxus leistet, allzuviele Bestandteile zu haben, die nur sehr mittelbar oder überhaupt nicht am Produktionsprozeß beteiligt sind. Ein Volk kann auch, ähnlich wie ein Einzelner, freiwillig oder gezwungenermaßen nur einen verhältnismäßig kleinen Teil seines Einkommens dem täglichen Verbrauch zuführen, um sich dann dafür „ein Vermögen zu erhungern", d. h. etwa einen Produktionsapparat für die Zukunft aufzubauen.

In diesem Produktionsapparat nämlich besteht, neben dem größeren oder geringeren Reichtum an Bodenschätzen, das Vermögen eines Volkes. In Geld läßt sich sein Wert nur sehr andeutungsweise ausdrücken; denn Bodenschätze, die brach liegen, oder Produktionsmittel, die nicht funktionieren, haben überhaupt keinen Wert. Ob dies geschieht oder nicht, hängt aber in erster Linie davon ab, inwieweit die Menschen, aus denen ein Volk sich zusammensetzt, etwas taugen oder nicht; ob sie fleißig sind oder faul, ob sie tüchtig und geschickt sind oder unbrauchbar.

Man erinnere sich — wenn wir nocheinmal den Vergleich von Volk und Einzelfamilie verwenden wollen — an die Geschichte von jener Römerin, die, nach ihren Schätzen gefragt, auf die Reihe ihrer Söhne wies, oder an den Ausspruch Friedrichs des Großen: Menschen halte vor den größten Reichtum. Denn „die Kraft, Reichtümer zu schaffen", hat Friedrich List einmal gesagt, „ist unendlich wichtiger als der Reichtum selbst; sie verbürgt nicht nur den Besitz und die Vermehrung des Erworbenen, sondern auch den Ersatz des Verlorenen."

Dieser wichtigste Teil des Volksvermögens läßt sich nun gleich gar nicht in Geld oder überhaupt in Zahlen ausdrükken. Und wenn wir uns seiner erinnern — wer wollte dann noch behaupten, daß das deutsche Volk ein armes Volk sei?

× × ×

Die Technik schreitet weiter

In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" (Nr. 230) behauptet Josef Winschuh, es seien manche Anzeichen vorhanden, „daß wir in eine wirtschaftliche Periode neuen Rationalisierungszwanges hineinrücken", nachdem die „Zucht der Wirtschaftlichkeit" in der deutschen Wirtschaft „durch den Genuß der Konjunktur" stellenweise gelockert worden sei.

Die technische Rationalisierung gehe weiter, sie sei lediglich „durch den Vorhang der Arbeitsbeschaffung" für viele Blicke verdeckt worden. Die deutsche Wirtschaft sei in den letzten zwei Jahren nicht nur arbeitsintensiver, sondern auch maschinenintensiver geworden; und das sei durchaus notwendig, wenn Betriebsgewinn, Kapitalbildung, Möglichkeit zu Kosten- und Preissenkungen herauskommen sollen.

Dagegen habe sich gegen früher die Art der Rationalisierung gewandelt. Man habe gelernt, daß „die Technik nicht der wirtschaftlichen Ausnutzung weglaufen darf". Die heutige Rationalisierung sei mehr „bestrebt, nach innen zu wirken" als größere Erzeugungskapazitäten zu schaffen.

Übrigens sei der aus der Krise stammende „Unterverbrauch der deutschen Maschineninvestitution" noch nicht aufgeholt. Er werde für 1934 noch auf eine halbe Milliarde geschätzt. Allein im Ersatz veralteter Anlagen liege noch eine ansehnliche Investitionsreserve.

Viermal 100 000

Nach einer Mitteilung der Adam Opel A.G. hat am 23. April 1935 der 400 000. Opelwagen das Werk verlassen. Die ersten 100 000 sind in den Jahren 1898 bis 1927 hergestellt worden, die zweiten 100 000 in den folgenden 2½ Jahren, von Anfang 1928 bis Mitte 1930, für die dritten 100 000 waren 3¾ Jahre erforderlich, während die vierten 100 000 in 14½ Monaten fabriziert wurden (vom 7. Februar 1934 bis zum 23. April 1935).

Kleine Chronik

Der Reichstag hat am 21. Mai eine Erklärung des Reichskanzlers über die Lage und die Ansichten der Reichsregierung in der äußeren Politik einmütig gebilligt.

Die Reichsregierung hat am 22. Mai ein Wehrgesetz verkündigt, durch das der Heeresdienst geregelt wird. Die Dienstzeit beträgt ein Jahr. Im November dieses Jahres wird der Jahrgang 1914 einberufen werden.

Die deutsche Außenhandelsbilanz im April ist mit 19 Millionen Mark passiv (Einfuhr: 359, Ausfuhr: 340 Millionen). Im März waren die Zahlen: Einfuhr: 353, Ausfuhr 365 Millionen.

Die Golddiskontbank hat beschlossen, die seit 1927 nicht mehr geübte Ausgabe von Solawechseln (d. h. Wechseln, bei denen Aussteller und Bezogener identisch ist) wieder aufzunehmen. Ihr Aktienkapital ist aus stillen Reserven der Reichsbank von 400 auf 600 Millionen Mark erhöht worden.

Der Völkerbund ist zu einer Tagung zusammengetreten, auf deren Geschäftsordnung u. a. der italienisch-abessinische Streitfall und der Chaco-Konflikt stehen.

Der französische Minister des Äußern Laval und der preußische Ministerpräsident Göring haben anläßlich der Beisetzung Pilsudskis in Krakau eine Unterredung gehabt.

Der Oberste Gerichtshof in Litauen hat die Berufung der vom Kownower Kriegsgericht verurteilten Memel-Deutschen verworfen. Die vier zum Tode Verurteilten sind jedoch vom litauischen Staatspräsidenten zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt worden.

Bei den Parlamentswahlen in der Tschechoslowakei am 19. Mai haben sich im tschechischen Lager keine wesentlichen Veränderungen ergeben; im deutschen Lager hat die neugegründete Sudetendeutsche Heimatfront unter Führung von Konrad Henlein auf Kosten aller übrigen Parteien 44 Mandate (von 300) erobert; sie ist damit neben den tschechischen Agrariern mit ebenfalls 44 Sitzen zur stärksten Partei im tschechoslowakischen Parlament geworden.

Zwischen der Tschechoslowakei und Rußland ist nach dem Muster des französisch-russischen Vertrags ein Pakt zur gegenseitigen Hilfeleistung abgeschlossen worden.

In England ist Oberst Lawrence, der im Weltkrieg den arabischen Aufstand gegen die Türkei organisiert hat, an den Folgen eines Motorradunfalls gestorben.

Die Vereinigten Staaten, Japan, England, Frankreich, Deutschland und Italien haben ihre Vertretungen in Nanking in den Rang von Botschaften erhoben.

Auf den Filippinen hat die Bevölkerung die Verfassung, die den Inseln allmählich die Selbständigkeit geben wird, in einer Abstimmung fast einstimmig gebilligt.

Japan in Afrika

Von Fritz Werkmann

Gewiß: Japan liegt in Asien, auch heute noch. Unsere Überschrift ist trotzdem richtig. Denn wir wollen hier einen kurzen Tatsachenbericht über das Vordringen der japanischen Ausfuhr in Afrika geben, aus doppeltem Anlaß. Durch diesen Bericht wird einiges Licht auf die Hintergründe des Vorgehens Italiens gegen Abessinien fallen, insbesondere auf die wohl unbestreitbare Tatsache, daß nicht nur Frankreich, sondern auch Großbritannien den Italienern gegenüber Abessinien weitgehend freie Hand läßt. Außerdem wird es gerade in Deutschland, wo jetzt allenthalben von Ausfuhrförderung die Rede ist, nicht uninteressant sein, Einzelheiten darüber zu erfahren, wie und mit welchem Erfolg die Japaner ihre Ausfuhr fördern.

*

Mitte 1934 machte ein sonderbares Schiff eine Rundreise um Afrika. Über seinen jeweiligen Standort wurden die englischen Minister nicht durch die Stützpunkte der Kriegsmarine, sondern durch die Konsulate und Handelsvertretungen unterrichtet. Seine Fahrt erregte Sorgen nicht in der britischen Admiralität, sondern an der Baumwollbörse von Manchester und in den Seidenwebereien von Lyon.

Das Schiff war der japanische Dampfer „Alaska Maru". Er machte eine Propagandafahrt längs der afrikanischen Küste. Seine Ankunft wurde durch Raketen angekündigt. Örtliche Führer und Häuptlinge wurden an Bord geladen und freundlich bewirtet. An Bord fanden sie sich auf einer schwimmenden Mustermesse. Am nächsten Tag kamen dann von selber die neugierigen Massen auf das Schiff. Die ihnen dargebotene Auswahl war überraschend groß, und solche Preise hatte man noch nie erlebt! Da gab es vor allem Stoffe, Kleider und Schuhe in den niedrigsten Preislagen. Da gab es Streichhölzer und Feuerwaffen, Zucker und Insektenpulver, Sonnen- und Regenschirme, Nippsachen und Automobile. Da gab es Automobile zu 600 Mark, Fahrräder zu 12 Mark, Fahrradluftschläuche zu 16 Pfennig, Schreibmaschinen zu 30 Mark. (Die Verkaufspreise erhöhten sich allerdings, da auch Afrika mit Zollmauern beglückt ist, — z. B. auf durchschnittlich 1060 Mark für ein Auto, auf 25 Mark für ein Fahrrad.)

Die Rundreise hatte das Ziel, den japanischen Waren neue Märkte zu erschließen und einen schnellen halbmonatlichen Transportdienst zu organisieren. Wo der Besuch erfolgreich war, wurde der Platz vorgemerkt für eine japanische Agentur.

Kein Ansatzpunkt war den Japanern zu bescheiden. Sie arbeiteten hier wie sonst nach ihrem Grundsatz der Geduld: aus den Schneeflocken wird die Lawine.

*

Die Lawine ist bereits im Rollen. Das zeigt sich, wenn wir eine Rundfahrt durch die Angaben der afrikanischen Handelsstatistik machen.

Ägypten ist schon seit Jahren ein wichtiger Stützpunkt des japanischen Handels. Die japanische Einfuhr nach Ägypten stieg wertmäßig von 23 Millionen Yen im Jahre 1926 auf 56 Millionen Yen 1933. Mengenmäßig war die Steigerung noch größer, da die japanischen Preise in dieser Zeit — trotz der Yen-Entwertung — um ein Viertel fielen. Zu dieser Statistik meinte eine englische Handelsvertretung: „Die ägyptischen Fellachen wollen billige Waren kaufen, und wir sind nicht mehr die billigsten Produzenten."

Von Ägypten aus versuchen die Japaner, die Märkte Nordafrikas zu erobern, um dann von dort nach Französisch-Westafrika und Äquatorial-Afrika vorzustoßen.

Tunis: Von 1930 auf 1931 schnellte die japanische Einfuhr von 1 auf 4,6 Millionen französische Francs in die Höhe. Sie ging dann unter dem Einfluß des wirtschaftlichen Zusammenbruchs in Tunis bis 1933 auf 2,2 Millionen Francs zurück. 1934 dürfte sie erheblich gestiegen sein. Die Haupteinfuhrwaren sind: billige Gummiwaren, elektrische Birnen und Leitungsdrähte, billige Kleiderstoffe und Konfektionswaren.

In Algier konnten die japanischen Kaufleute keinen Boden gewinnen, da es durch Zollunion mit Frankreich verbunden und gegenüber anderen Staaten ziemlich scharf abgeschnitten ist.

Anders ist die Lage in Marokko, wo allen Mächten durch die Algeciras-Akte gleiche Einfuhrbedingungen gewährleistet sind. Bis 1930 war die japanische Einfuhr nach Marokko so gering, daß die dortige Statistik sie unter „andere Länder" buchte. 1932 steht Japan bereits unter den Einfuhrländern an zehnter Stelle. 1933 steht es an sechster Stelle, mit einer Einfuhr von 65 Millionen Francs. 1934 betrug seine Einfuhr 107 Millionen Francs, und Japan steht, hinter Frankreich, an zweiter Stelle!

Einige Einzelangaben mögen verdeutlichen, wer die Leidtragenden bei Japans Einbruch in den marokkanischen Markt sind. 1932 belief sich die Einfuhr an weißem Baumwollzeug, wie es in Marokko zu Burnussen und Umhängen verwandt wird, auf 84 Millionen Francs; davon entfielen 65 Millionen Francs auf Großbritannien (Manchester); im Januar 1934 hat Japan in der Einfuhr den ersten Platz mit 3,8 Millionen Francs, Großbritannien folgt in weitem Abstand mit 1,2 Millionen Francs. In Gummischuhen drängten die Japaner nicht nur die übrige Einfuhr, sondern auch die einheimische Produktion zurück. 1932 führte Marokko für 1,9 Millionen Francs Gummischuhe ein; an der Spitze stand Spanien mit 800 000 Francs, ihm folgte Japan mit 600 000 Francs. 1933 war die japanische Einfuhr auf 2,6 Millionen Francs in die Höhe geschnellt, die spanische auf 600 000 Francs gesunken.

Durch äußerst niedrige Preise erschloß sich die japanische Einfuhr Käuferschichten, die bisher als Käufer von Einfuhrwaren überhaupt nicht in Betracht gekommen waren. Nordafrikanische Eingeborene, die früher barfuß gingen, tragen jetzt japanische Schuhe. Ein Dutzend japanische Schuhe mit Gummisohlen werden frei Casablanca (Marokko) zu 5 Mark angeboten! Japan verkauft Baumwollgewebe frei Casablanca zu 21 Pfennig, während europäische Firmen denselben Stoff

nicht unter 75 Pfennig ab Fabrik liefern. Ein Dutzend japanische Hemden kosten 5—6 Mark!

In Französisch-Westafrika war die japanische Einfuhr bis 1931 so gering, daß sie statistisch nicht gesondert erfaßt wurde. 1932 betrug sie 500 000 Francs, 1933: 16 Millionen Francs. In der Hafenstadt Dakar errichteten japanische Firmen von Casablanca aus Zweigniederlassungen. Die Einfuhr japanischer Baumwollwaren stieg daraufhin folgendermaßen: 1931: unbedeutend, 1932: 200 000, 1933: 470 000 kg.

In Togo verdreifachte sich die japanische Einfuhr von 1932 auf 1933 der Menge und dem Werte nach. In Kamerun stieg sie gleichzeitig der Menge nach auf das Dreieinhalbfache, dem Wert nach auf mehr als das Zweieinhalbfache.

Madagaskar: 1930 war die japanische Einfuhr von Baumwollgeweben noch fast 0, 1932 betrug sie 10 500 kg, in den ersten 9 Monaten 1934 bereits: 66 700 kg.

Nach den englischen Kronkolonien: Kenya und Uganda, Tanganjika, Goldküste und Nigeria, steigt die Einfuhr japanischer Baumwollwaren stetig; teilweise betrug sie 1929 oder 1930 noch 0! 1932 erreichte die japanische Einfuhr an der Gesamteinfuhr dieser Gebiete folgende Prozentsätze: Baumwollgewebe, ungefärbt: 80 Prozent, weißes Baumwollgewebe: 69 Prozent, bedrucktes Baumwollgewebe: 94 Prozent, bunt gemustertes Baumwollgewebe: 65 Prozent, gefärbtes Baumwollgewebe: 35 Prozent. — Solche Berichte aus „seinen" Kolonien liest der englische Baumwollherr nicht gern!

Nächst Ägypten ist Südafrika der beste afrikanische Kunde Japans. 1932 hat Japan dorthin für 16 Millionen Yen ausgeführt. In Südafrika tauchen jetzt japanische Hüte auf, zu 90 Pfg. das Stück.

Aus Portugiesisch-Ostafrika wird gemeldet, daß japanische Automobile dort zu 900 Mark angeboten werden.

In Belgisch-Kongo stieg die japanische Einfuhr von 1931 auf 1932 von 270 000 auf 560 000 Tonnen (darunter die von Baumwollgeweben von 12 000 auf 72 000 kg.)

Die verfügbaren Angaben sind mangelhaft, sie sind teilweise auch bereits überholt. Trotzdem ergibt sich ein klares Gesamtbild: Japan in Afrika! Japan gewinnt in Afrika an Boden.

Der Leser vermißt bei unserer Rundfahrt durch die afrikanische Statistik das Land, das heute im Brennpunkt des Interesses steht: Abessinien Genaue Zahlenangaben fehlen hier leider. Doch steht wohl fest, daß der Baumwollwarenmarkt dort ganz von Japan beherrscht wird. Schätzungsweise stammen 80 Prozent der gesamten Einfuhr an Haushaltsartikeln, Papier- und Schreibwaren, Schuh- und Spielwaren aus Japan; in die restlichen 20 Prozent dürfen sich Frankreich und Italien teilen.

◆

Es läßt sich schon verstehen, daß manchen europäischen Kapitalisten bei der Betrachtung solcher Ziffern schwül geworden ist.

Auf einer internationalen Konferenz der Baumwollwarenproduzenten sagte der spanische Delegierte verzweifelt: Angesichts von Doppel-Schicht-Arbeit, niedrigen Löhnen und Inflation ist die europäische Industrie machtlos. Der belgische Delegierte berichtete von baumwollenen Bettüchern, die Japan in Ostafrika 60 Prozent billiger anbiete als seine Landsleute. In der Südafrikanischen Union, so hörte man weiter, würde japanisches Baumwolltuch für weniger Geld verkauft, als die Engländer für das zu seiner Produktion erforderliche Garn bezahlen müßten. Der Präsident der Konferenz fragte schließlich den japanischen Delegierten, der sich das alles schweigend angehört hatte: „Warum verkauft Japan seine Textilwaren nicht teurer und macht mehr Profit?" Herr Genaro Okado antwortete höflich: „Oh, unseren Fabriken geht es dabei sehr gut. Ihre Dividenden betragen 18—20 Prozent. Es ist nicht unsere Politik, Waren in der Ausfuhr teurer zu verkaufen als zu den inländischen Preisen. Wir meinen es mit niemandem böse. Wir haben unsere eigenen Methoden, Geschäfte zu machen ..."

Auf einer anderen Konferenz vertrat Herr Okado mit Nachdruck das Prinzip der Billigkeit wie einen Glaubenssatz. Er gab seinen Konkurrenten — versteht sich: in aller Höflichkeit — zu bedenken: für eine Welt in der Depression sei es lebenswichtig, daß alle Völker Qualitätswaren für den Massenkonsum billiger kaufen könnten, als die europäischen und amerikanischen Industrien sie herzustellen vermöchten.

◆

Ein Engländer, Sir John Fortescue, hat vor einigen Jahrhunderten gesagt: Ein Volk unterbietet ein anderes und bedroht dadurch dessen Lebensstandard. Das nennt man „Frieden". Dann greift das unterbotene Volk die Unterbieter an und schießt sie nieder. Das nennt man „Krieg". Ich sehe keinen großen Unterschied zwischen beidem. —

Vorläufig begnügen sich die Engländer damit, die Italiener gegen Abessinien ziehen zu lassen.

Die japanische Industrie- und Handelszeitung „Nikkan Kogyo Schimbun" berichtet von einem Plan deutsch-japanischer Gemeinschaftsarbeit in Mandschukuo, der die dortigen Entwicklungsmöglichkeiten durch eine grundsätzlich neue Form wirtschaftlicher Zusammenarbeit (wie sie „von der deutschen Knappheit an flüssigem Kapital diktiert" ist) auch für die deutsche Volkswirtschaft nutzbar machen soll. Nach dem japanischen Bericht handelt es sich darum, in der mandschurischen Metall-, Zucker- und Textilindustrie eine Reihe deutsch-japanischer Gemeinschaftsgründungen vorzunehmen, für die von japanischer Seite das erforderliche Kapital in Höhe von etwa 10 Millionen Yen aufgebracht wird, während Deutschland eine Anzahl hochqualifizierter Betriebsleiter und Facharbeiter sowie Patente als „Einlage" mitbringen würde.

Japan hat unter dem Protest der großen Öl-Konzerne (Standard Oil, Royal-Dutch-Shell) die Einfuhr von Öl und den Handel mit Öl unter staatliche Kontrolle genommen.

Gallier und Germanen

Die folgenden Abschnitte stammen aus dem rasch berühmt gewordenen Buch des französischen Oberstleutnants Charles de Gaulle „Vers l'armé de métier", das soeben unter dem Titel „Frankreichs Stoßarmee" in deutscher Übersetzung erschienen ist. Sie beleuchten, wie der Verlag Ludwig Voggenreiter bemerkt, „das Verhältnis der beiden Nachbarvölker in einer für die immer noch herrschende Denkrichtung weiter französischer Kreise bezeichnenden Weise"; und man mag daraus nicht ohne Erschütterung ersehen, mit welchen Widerständen die deutsche Verständigungsbereitschaft weiterhin zu kämpfen haben wird. D. Red.

Zwischen Galliern und Germanen haben bald hüben, bald drüben erfochtene Siege kein Band endgültig zerschnitten, aber auch keinen Frieden gebracht. Vom Kriege erschöpft, scheinen sich beide Völker manchmal zu nähern, wie sich kampfermattete Fechter gegenseitig stützen. Aber kaum erholt, reißt sich jeder wieder zusammen und stürzt sich auf den anderen.

Dieses Hin und Her greift an den Ursprung der Dinge. Die natürliche Scheidewand fehlt, um beide Rassen zu trennen. Das ewige Sich-Anziehen und Abstoßen, das so entsteht, dient sicher dazu, für beiderseitige Befruchtung zu sorgen, macht aber auch jede Scheidung der Schaffensgebiete unmöglich.

Wo auch die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland verläuft, sie schmerzt unter offenen Wunden; woher der Wind auch streift, er ist mit Mißtrauen gesättigt. Verschiedenheiten des Temperaments steigern den Gegensatz zur Verbitterung. Nicht etwa, daß einer den Wert des anderen nicht kenne oder in stillen Stunden nicht von Taten gemeinsamer Prägung träume. Doch stoßen sich die Pole so stark ab, daß bei beiden Völkern Mißtrauen zurückbleibt und ständig weiterfrißt.

Ja, dieser Franzose! Wieviel Ordnung bringt er in seinen Verstand, wie wenig in sein Tun! Er ist logisch und zweifelt doch an allem; er ist fleißig und faul zugleich, schwärmt für sein Gütchen und strebt nach großen Kolonien, schreitet gravitätisch auf steifen Alexandrinern daher, trägt den Frack, wandelt stolz in königlichen Gärten, pfeift aber dort wie ein Gassenjunge, zieht den Rock aus und wälzt sich auf dem Rasen! Er dünkt sich politisch klug und schließt doch die „Heilige Allianz", wird bei Charleroi geschlagen und schreitet an der Marne schon wieder zum Siege. Ja, das ist ein Volk, beweglich, unzuverlässig und widerspruchsvoll! Kann es ein Deutscher verstehen, sich mit ihm finden, sich auf diese fremde Art verlassen? ...

Und umgekehrt Deutschland? Wie beunruhigt es uns in seiner Naturkraft, dieses Bündel heftiger, widerstreitender Triebe! Zum Künstler geboren und doch ohne Geschmack, voll hochstehender Technik bei mittelalterlicher Rückständigkeit, musterhaft in seinem Familienleben und doch kriegerisch in seinen Taten! Da finden sich Gaststätten, prunkhaft wie Tempel, öde Fabriken in lauschige Wälder gebettet, gotische Paläste als Stätten für bescheidensten Gebrauch! Unterdrücker sind diese Deutschen und betteln doch um Liebe, streben uneinig auseinander und gehorchen dabei aufs Wort, auf einen Wink mit dem Auge. Ritter sind sie der roten Rose und zugleich abstoßende Bierbäuche; lyrische Dichter sind sie in der Frühe, romantisch am Mittag, kriegerisch am Abend. Sie sind ein Ozean von berauschender Gewalt, aber auch voll tückischer Falschheit. Das Netz des Fischers zieht aus seinem Grunde köstliche Schätze und grausige Ungeheuer. Ihre Dome sind Wunder der Baukunst; kühne Spitzbogen steigen stolz empor, heben Herz und Sinn zum Licht, erfüllen die Menschen mit religiöser Begeisterung. Aber im Hintergrunde düstert in dunklen Seitenschiffen finstere Barbarei und beleidigt Augen, Sinne und Herzen.

Jahrhunderte hindurch gelang es unseren Regierenden, die Gefahren im Osten durch die überlieferte Politik der Spaltung unserer Nachbarn zu dämmen. Mochte Frankreich seine Waffen gebrauchen, um die Grenzen weiter hinauszuschieben und sich dabei auf Erbansprüche, auf das Recht des Stärkeren, auf die beanspruchte Schutzherrschaft über die anderen oder auf die Freiheit berufen, mochte es sich in Lothringen, am Rhein oder in den Niederlanden eine Gefolgschaft aus Gefühl oder Interesse halten, mochte es das germanische Übel der Stammesbildung, des Abschließens gegen die anderen und des Partikularismus für seine Zwecke ausnutzen oder hinter dem Rücken der Deutschen Bündnisse zur Erhaltung des „Gleichgewichtes" abschließen, jedenfalls konnte Frankreich bis heute verhindern, daß Deutschland mit ganzer Wucht auf ihm lastete.

Aber dieses klassische Spiel, bei dem wir durch Verbindung von Stärke und List den Furor teutonicus in Schach halten konnten, ist dahin. Es gibt jetzt keine protestantischen Fürsten mehr, wie sie Karl V. trotzten, keinen Soliman mehr, den man auf Wien loslassen könnte, keinen Gustav Adolf, um Richelieu zu Hilfe zu kommen, keinen käuflichen Fürstbischof, keine Allianzen mit deutschen Rebellen, keinen Rheinbund, keine Rivalität zwischen Habsburg und Hohenzollern und keine geheimen Wünsche des Hauses Wittelsbach mehr. Die deutsche Einheit ist plötzlich da!

Charles de Gaulle

Im Jahre 1874 hat der (liberale) schwäbische Filosof Schwegler an Rudolf Haym, einen der Führer des deutschen Liberalismus, geschrieben: „Ich werde den Tag mit Freuden begrüßen, wo ein preußischer Oberpräsident in Stuttgart residieren wird. Es handelt sich vor allem darum, daß alles unter einen Hut kommt."

Die Weltwirtschaft

In einem Aufsatz des Holländers F. H. Fentener van Vlissingen in der Zeitschrift „Die Weltwirtschaft" heißt es: „... Die Erfahrung bestätigt es, daß die Wohlfahrt eines Volkes nur dann den Höchstpunkt erreichen kann, wenn nicht nur die Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen Individuengruppen und Betriebszweigen, woraus es zusammengestellt ist, so rationell wie möglich durchgeführt wird, sondern wenn auch die Arbeitsteilung zwischen den Völkern so zweckmäßig wie möglich stattfindet. Kein Volk wird demzufolge den Gipfel der Wohlfahrt erreichen können, wenn die internationale Güterverteilung stockt, mit anderen Worten, wenn die Weltwirtschaft kränkelt."

Die Weltwirtschaft kränkele aber nicht nur, fährt der Verfasser fort, sie sei schwer krank. Das einst so stolze Gebäude des internationalen Güteraustauschs drohe einzustürzen. Es frage sich, ob seine Reparatur noch möglich sei, oder ob man zu einem Umbau, ja sogar zu einem Neubau schreiten müsse. Wenn die Fundamente noch gut wären und nur die Einteilung und Einrichtung nicht mehr zeitgemäß, würde ein Umbau genügen. Aber da die Fundamente, die Währungen, nicht mehr in Ordnung seien, haben Stützen und Flicken keinen Zweck mehr.

In der „Deutschen Zukunft" (Nr. 18) findet sich folgender Ausspruch des Vorsitzenden der Cunard-Line, Sir Percy Bates: „Wir leben zur Zeit in einem Krieg. Einem Weltkrieg, in dem nicht Kriegsschiffe, Kanonen und Aroplane die Waffen sind, sondern Zolltarife, Einfuhrbeschränkungen und Währungsmanöver. Es gibt keinen maßgeblichen Weltstandard des Geldes mehr. Jede Tarifänderung, jede Quotenherabsetzung oder Währungsverschlechterung ist eine Truppenbewegung in diesem Kriege. Das Schlimmste an der Situation ist, daß man sie nicht einmal offen als Krieg anerkennt."

„Die kapitalistische Weltwirtschaft ist eine Utopie geworden. Jede kapitalistische Methode, die Weltwirtschaftskrise zu besiegen, ist ein Fehlschlag gewesen und hat die Krise verschärft. Die Devalvation (Abwertung) Englands und Amerikas hat nichts gebessert, aber viel verschlimmert. Von der Währungspolitik aus haben Störungswellen die Überbleibsel der kapitalistischen Weltwirtschaft durchzogen: jetzt bringen sie sie ganz zu Fall."

Völkischer Beobachter, 12. März 1935

Das Landratsamt

Von Peter Scher

Mit sechzehn Jahren kam ich als Schreiber auf das Landratsamt. Es gab auch Jungen im gleichen Alter, die als „Volontäre" eingestellt wurden. Aber deren Väter mußten schon höhere Beamte sein, nicht bloß mittlere wie mein Vater. Den Volontären stand es offen, eigenhändig zu „verfügen". Schreibern wurde diese Gunst nur in besonderen Fällen zuteil. Kein Wunder, daß es ihr höchstes Ziel war, auch einmal „verfügen" zu dürfen.

Dieser Traum schlafloser Nächte bestand darin, daß solch ein Junge auf einen in der Mitte geknifften Kanzleibogen oben links schreiben durfte: Verfügung. Kanzlei-Nr. so und so. Betrifft das und das. Dann rechts, etwas weiter unten anfangend, etwa die Mitteilung, daß hierorts der Anschaffung einer neuen Botenmappe anstelle der aufgebrauchten alten unter Vorbehalt der Genehmigung des Kostenbetrags zugestimmt werde. Dann links unten: An den Herrn Gemeindevorsteher in X., und rechts unten: Der Königliche Landrat.

Man darf aber nicht glauben, daß der strebsame Jüngling berechtigt — oder gar verpflichtet — gewesen wäre, den inhaltsreichen Text der Verfügung nach eigenem Ermessen zu stilisieren. Eine derartige Verleitung zur Selbständigkeit lag nicht im Sinne der Institution. Der junge Mann hatte vielmehr in den Akten den Text der entsprechenden vorhergegangenen „Verfügung" nachzusehen und ihn wörtlich abzuschreiben. Wenn dies nach vielen Proben vollbracht war, hatte der Volontär den Anspruch, sich über den neben ihm sitzenden Schreiber, der genau die gleiche Abschreibearbeit verrichtete, erhaben zu fühlen. Denn am Kopf seines Bogens stand ausdrücklich: Verfügung.

Wenn die Volontäre dies Verfahren einige Jahre hindurch geübt hatten, waren sie soweit, nach Erledigung ihres Einjährigen, im mittleren Verwaltungsdienst eine Rolle zu spielen. Die Schreiber wiederum hatten die Aussicht, im unteren Verwaltungsdienst oder — wenn sie in der Gesinnung außergewöhnlich geschmeidig schienen — als Bürgermeister winziger Stadtgemeinden ihr Fortkommen zu finden. So war für alle gesorgt. Aber der Stachel blieb eben doch im Herzen und jeder Junge träumte davon, nicht immer nur abschreiben, sondern auch einmal „verfügen" zu dürfen.

Der alte Landrat Freiherr von M., Nachkomme eines preußischen Feldmarschalls, war ein Mann von altpreußischer Schlichtheit. Er ging auf die Jagd und führte den Vorsitz bei patriotischen Feiern. Alles andere besorgte der „Kreissekretär", der wiederum alles von den Sekretären besorgen ließ, die wiederum den Volontären das Glück nicht mißgönnen mochten, nach Herzenslust zu verfügen. So blühte und gedieh das Amt. Alles stand, wie gesagt, als „Vorgang" in den Akten und brauchte nur immer von neuem abgeschrieben zu werden. Die Maschine lief von selber.

Der Landrat hatte seine Not, die schrecklich vielen Verfügungen zu unterschreiben. Er floh beständig vor den Jungen, die mit Verfügungen und nassen Federn bis auf die Straße hinter ihm herjagten und vor Angst schwitzten, daß er ihnen entkomme. Wenn sie ihn zu fassen bekamen, kratzte der hohe Herr auf ihrem Rücken, den er als Pult benutzte, seine Schnörkel hin und sie enteilten — zwar mit seinem Fluch belastet, aber von dem Alb befreit, wegen nicht erzielter Unterschriften vom Sekretär getadelt zu werden.

Aus diesem Zwiespalt erwuchs mir der Entschluß zum fortgesetzten Verbrechen der Urkundenfälschung. Als der Landrat mir wieder einmal auf der Straße entwischt war, malte ich selbst die freiherrlichen Schnörkel kunstvoll unter die Verfügung, und da niemand es merkte, wiederholte ich das so oft, daß ich schätzungsweise drei Jahre Zuchthaus davongetragen haben würde, wenn es herausgekommen wäre. Die Unterschrift kann ich noch heute. Was man in der Jugend bei der Verwaltung gelernt hat, behält man fürs Leben.

Eines Tages mußte ich dem Landrat Unterschriften in sein Arbeitszimmer hinaufbringen, in dem zwei große Jagdhunde malerisch um die Kürassierstiefel des hohen Herrn gruppiert lagen. Ich hatte entsetzliche Angst. Mehrere Jungen waren schon von den Ungeheuern angefallen worden, die nicht einmal davor zurückschreckten, einen Knirps zu belästigen, der schon eigenhändig Verfügungen erlassen hatte. Landratshunde gaben keinen Pardon.

Ich hatte aber vor dem Landrat selbst noch größere Angst und so gelang es mir, Affekt Nummer eins vor Affekt Nummer zwei zu unterdrücken, was die Tiere merkten und wohlwollend zur Notiz nahmen. Der Landrat, der gerade wieder im Begriff war, zur Jagd zu fahren, bemerkte meine männliche Standhaftigkeit mit Anerkennung. Er konnte ja auch nicht wissen, daß mein Vater mir eingebläut hatte, das größte Tier sei der Landrat — vor dem müsse ich mich am meisten in acht nehmen. Nachdem Seine Hochwohlgeboren seufzend die Unterschrift unter die vielen Verfügungen gesetzt hatte, sagte er — wie ein Erwachsener, der einem Kind Bonbons anbietet —: „Nun, mein Sohn, will Er nicht auch beizeiten einmal verfügen?" Das „Er" brachte er Schreibern gegenüber gern an; er war ja der Nachfahre eines preußischen Feldmarschalls. Vom Volontär aufwärts ließ er es aber weg.

Alle Wetter — wie schlug mir das Herz! „Wenn ich Herrn Landrat gehorsamst bitten dürfte!" flötete ich nach der Vorschrift.

Und bei Gott, der Landrat trieb seine Leutseligkeit so weit, einen kleinen Schreiberjungen nicht zu vergessen! Schon am nächsten Tag durfte ich eine achtzeilige Verfügung aus den Akten abschreiben.

Es war ein großer Erfolg, und dennoch —: später ist dann trotzdem nichts Rechtes aus mir geworden.

Vereinstheater

Kinder lehnen die Wiedergabe der Wirklichkeit ab. Sie wollen Märchen, deren Gestalten und Handlungen ihrer schweifenden Fantasie entsprechen. Aber auch die „Erwachsenen" sind dieser Stufe der geistigen Entwicklung nicht alle entwachsen.

Das Kind kann, der primitive Erwachsene will die Wirklichkeit nicht erkennen. Auch er fühlt sich in der lauen Luft der Gefühlsduselei, der Hingabe an jedes Anklingen der Gefühle oft wohler als in der Kälte des Verstandes, der ein Urteil fordert und unbequem ist, weil er zur Stellungnahme zwingt.

Deshalb haben jene Dutzendfilme aus der Welt, in der die schöne aber umso tugendreichere Stenotypistin vom früher leichtsinnigen aber nun zum Manne gereiften Millionärssohn geehelicht wird, so großen Zulauf. Deshalb sind immer noch die Romane von der Sorte „Ich lasse dich nicht" trotz aller Spöttereien in den Literaturzeitungen — und trotz Literaturunterricht in den Oberklassen der Volksschule — gesuchter als ein Hermann Hesse oder ein Emil Strauß.

Außerhalb — oder unterhalb — dieser literarischen Schicht

Organisatorischer Sozialismus

Sein Wesen und seine Grenzen

Der Marxische Sozialismus kam vom organisatorischen Problem her; er leitete seine Erkenntnisse und Wünsche aus dem Anblick der industriellen Werkzusammenballung ab. Aber er verirrte sich schon frühzeitig im Weg und im Ziel; denn er verallgemeinerte die Besonderheiten der Fabrikentwicklung auf das wirtschaftliche Ganze, wobei er zumal auf agrarischem und kommerziellem Gebiet zu den wunderlichsten Trugschlüssen gelangte, und er band seiner strengen Wahrheit eine volkstümliche Maske vor, indem er als Expropriationsbeelzebub gegen die Expropriateurteufel seine Zähne fletschte. Immer kleiner wurde der Kreis jener echten Sozialisten, die in den Arbeitsteilungen und -vereinigungen die Grundrisse einer neuen Gesellschaftsordnung vorgezeichnet sahen; immer größer wurde der Massenzulauf zu jenen falschen Profeten, die, höchst bequem und billig, das Vorzeichen der sogenannten kapitalistischen Instinktrichtung einfach umkehrten, den Neid gegen die Habsucht aufhetzten und die proletarische Wohlfahrt durch Requisition der Produktionsmittel herzustellen versprachen.

Bisweilen verhüteten die Führer durch beinahe despotischen Eingriff, zumeist aber duldeten sie nach schlechthin liberalen Rezepten den verheerenden Schlendrian ihrer Gefolgschaft. Oder wollen sie uns ernstlich einreden, daß ihre aus Hilflosigkeit entsprungene Mäßigung und ihr aus Feigheit geborenes Zögern mehr bedeuteten als Anzeichen einer spießbürgerlichen Variation des vollbürgerlichen Themas: laissez fair, laissez aller? Sie wagten es nicht, von Opfer und Pflicht zu sprechen, sie vermochten es nicht, die ihrer Lage adäquate Aufgabe zu lösen oder auch nur zu erfassen, sie gaben ihre Sache preis, ja sie scheuten sich nicht, den warnenden Ratgeber zu verdächtigen und sich samt ihren Anhängern in einen achselzuckenden Fatalismus hinüberzuretten, der die Unreife der Dinge beklagte und sich zur Resignation verurteilte. Kurzum, die requisitorischen Sozialisten benahmen sich wie blasse Spiegelbilder der akquisitorischen Kapitalisten, und was auch immer sie sich vortäuschten: ihre Kämpfe nützten der Gemeinschaft so wenig wie Imperialistenkriege oder Börsenspiele.

Im Sinne der Gemeinschaft gab es Sieger und Besiegte um nichts. Es genügte nicht, im Namen der Gemeinschaft aufzutreten, wenn man sie tätlich vernachlässigte. Die Gemeinschaft als das stärkste Seiende unserer Zeit will verstanden und beherzigt sein. An ihr vorbei wird vergebens gestritten.

Man mag sie hassen und deshalb als Prinzip wieder aufheben wollen. Man erkläre die Maschine, die Fabrik, die Arbeitsteilung, die sozietäre Organisation für Ausgeburten der Hölle. Man verzichte auf die Errungenschaften der humanen und freilich degenerierenden Zivilisation. Man habe den Mut der Konsequenz von Anarchisten. Man rotte die Übervölkerung aus, bekehre sich zu Malthus und verwerfe dann immerhin mit Recht den organisatorischen Sozialismus. Aber man schäme sich doch endlich, in ein und demselben Atemzuge die sozietäre Gemeinschaft zu bejahen und den organisatorischen Sozialismus zu verneinen. Das ist nicht gescheiter als eine Substanz ohne Energie behaupten, und wirklich pflegen ja selbst die hitzigsten Verfechter der Einzelpersönlichkeit eine solche Antithese zu vermeiden. Zum mindesten dem andern predigen sie die Entpersönlichung bis zu einem gewissen Grade unbedenklich, und auch sich selbst gönnen sie sie gern, insofern sie ihnen nützt.

Die qualitative Analyse der Weltanschauungen würde heute überall das Vorhandensein von organisatorischem Sozialismus bestätigen. Die Quantität dieses Elementes ist allerdings ziemlich ungleich dosiert, und seine Verbindung mit egoistischen Vorbehalten macht es stumpf und träg in seiner chemischen Aktion. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß sich seit den Erfahrungen des letzten Jahrzehntes die Einsicht erstaunlich rasch ausbreitet, es lohne nicht, die zusammengebrochenen alten Gemeinschaften wieder aufzubauen, wenn anders nicht ein Mörtel bewußten Gemeinsinnes, ein gemeinsinniger Plan, eine gemeinsinnige Hoffnung die bisher fehlende Sicherheit verbürge. Das heißt: der organisatorische Sozialismus bricht sich Bahn.

Er verlangt nichts weiter, als daß man da, wo man nicht mehr Herr seiner selbst sein könne, nicht mehr Herr seiner selbst sein wolle, sondern sich freiwillig der Gemeinschaft so viel unterwerfe, wie man ihrer bedürfe. Der Gesamtheit gebührt der Vorrang vor dem Einzelnen, insoweit es das Gedeihen der Einzelnen erfordert, und dem Einzelnen gebührt der Vorrang vor der Gesamheit, insoweit es das Gedeihen der Gesamtheit erlaubt: in diesen Sätzen ist der Kerngedanke des organisatorischen Sozialismus enthalten. Er ist primär ein reiner Sittenbefehl aller an alle, und was sekundär an ihm hängt, sein pragmatisches Programm, ist darum durchaus tolerant und elastisch.

Er erfindet nicht, sondern er entdeckt. Sein Wesen erschöpft sich im unbedingten Gehorsam gegen das immanente Gesetz arbeitsteiliger Wirtschaftsgemeinschaften.

Er verstößt gegen die geschichtliche Regel nicht mehr, als sie es tun. Er entfremdet sich der Natur nicht mehr, als sie es tun. Er kompliziert und mechanisiert das Leben sogar weniger, als sie es tun; denn er glättet die Reibungsflächen. Seine Grenzen sind nicht die der Utopie gegen die Realität, sondern die der Wachheit gegen den Traum. Die atlantische Menschheit mußte erst die Einbildung überwinden, vermöge technischer Mittel Freiheit und Gerechtigkeit erwerben zu können, ehe sie begriff, daß sie über dem spärlichen Bodenraum der Erdkruste eine Pyramide brüderlichen Gemeindienstes aufrichten müßte, ohne den die Künstelei des neunzehnten Jahrhunderts wie der Turmbau zu Babel nicht nur nicht gesegnet, sondern verflucht wäre.

Es ist zu spät, etwas Drittes zu wählen außer entweder Züchtung oder Untergang, und da das Todesrisiko auf zu vielen lastet, so wird demokratisch endgültig entschieden werden, daß man lieber auf gemeinsame Rechnung ein bißchen verkümmern, als mit zu geringer Chance die Willkürproben wiederholen wolle. Das anarchistische Aufbäumen wird die archistischen Beschlüsse beschleunigen. Sozietäre Organisation und damit organisatorischer Sozialismus werden sich einbürgern, obgleich sie weniger Glück, aber auch weil sie weniger Unglück in sich bergen als Desorganisation und Asozialismus.

Daß Instinkt und Intuition sich gegen das entzauberte Reich des Intellektes sträuben, überrascht den organisatorischen Sozialisten keineswegs. Auch er und gerade er unterscheidet sorgsam das nüchterne Kollektivum der Zweckmäßigkeit von den Sfären animalischen Triebes und transzendentaler Beseeltheit. Er und gerade er verwehrt der Intelligenz, zu bedrücken, zu verblenden, zu vergiften, was ihr nicht gehört. Er entlarvt ihre Wichtigtuerei, ihre Scheingeheimnisse, ihre Kultursurrogate, ihre angemaßten Nervenqualen und verweist sie in ihre Wände, innerhalb derer sie ihr Amt so stark wie möglich ausübe, außerhalb derer jedoch sie, die schwächliche Unfriedenstifterin, uns verschone. Der organisatorische Sozialist entkleidet das Rationale, eben weil er romantisch ist, aller Romantik, und damit setzt er sich selbst seine Schranken. Wichard von Moellendorff (1922)

Der amerikanische Arbeitsdienst, das „Civilian Conservation Corps", wird im Verlauf der nächsten drei Monate etwa 350 000 junge Männer neu einstellen und damit eine Gesamtstärke von 600 000 Mann erreichen.

Hotelpreis-Abbau

Der Leiter der (in der S.-Z. schon öfter erwähnten) schweizerischen Firma Migros, G. Duttweiler, hat einen großzügigen Plan zur Belebung der Schweizer Hotellerie entworfen.

Er geht von der Erwägung aus, daß es den Hoteliers doch lieber sein muß, die 60 Prozent leeren Zimmer zu halben Preisen besetzt als zu vollen Preisen leer zu haben (denn die „fixen" Kosten, Zinsen, Beleuchtung, Heizung, auch Personalkosten sind so ziemlich dieselben, ob ein Hotel leer oder voll ist). Es sollen deshalb für eine Art Genossenschaft der Feriengäste stark reduzierte Preise gelten. Duttweiler beabsichtigt, 100 000 Mitglieder mit je 20 Franken Anteil für eine solche Genossenschaft mobil zu machen und aus den Kreisen der Hotelindustrie selber und der an ihr Interessierten Garantiezeichnungen in gleicher Höhe (2 Millionen Franken) aufzubringen. Die schweizerische Hotel-Treuhandgesellschaft soll für den Plan gewonnen sein.

Wenn man „die Hotelmaschine nicht zu zwei Dritteln leer laufen läßt", glaubt Duttweiler anbieten zu können: für einen Basler oder Züricher 7 Tage am Luganer- oder Vierwaldstättersee samt Reisekosten, Tanz- und Seefahrt-Generalabonnement für 50 bis 60 Franken; für einen Berliner (im Ausland soll in großem Stil geworben werden) 7 Tage Vierwaldstättersee einschließlich Reise, Seefahrtabonnement, Fahrt auf Rigi, Stanserhorn und Bürgenstock für 95 Mark.

Duttweiler spricht von dem Bedürfnis nach Zusammenarbeit als einer „segensreichen Folge wirtschaftlicher Not", von einer „Umformung der Krämer in Kaufleute", vom „Sportgeist in der Wirtschaft", der zu neuem Aufschwung führe. Eines seiner bemerkenswertesten Worte lautet: „Wenn man ernschaft nach den wenigen sonnigen Stellen der Krise sucht, so findet man sie."

Der neue Mensch

Die Bezeichnung des Arbeiters als der herrschenden Figur der Zukunft findet oft heftigen Widerspruch. Der eine sieht darin den Versuch, eine einseitige Klassenherrschaft zu propagieren. Der andere nennt das Bild dieser technischen Figur unklar, zu wenig eindeutig; im Grunde hält er das Ganze für einen bürgerlichen Kompromiß. Beide Beurteiler sind mehr oder weniger vom Gefühl befangen; was dem einen zu wenig entschieden und voller Zugeständnisse ist, erscheint dem andern viel zu radikal.

Es soll hier einmal der Versuch gemacht werden, im Ablauf der menschlichen Geschichte ähnliche Figuren zu beschreiben; vielleicht daß wir auf diesem Wege den neuen Typus klarer erfassen.

In der Urzeit lebte der Mensch fast wie ein Tier unter Tieren. Die Umwelt war voll feindlicher Gewalten, denen er zunächst nichts entgegenstellen konnte. An Körperkraft war er dem Tier unterlegen, er überragte es aber weitaus an Klugheit. Mit diesem Einsatz kämpfte er mit dem Tier um die Herrschaft. Dieser Mensch wurde durch Bildung von Gruppen und durch Verwendung primitiver Waffen zum Jäger. Das war die erste eindeutige und bestimmende Figur; der Typus Mensch, der den Ablauf der ersten Kulturfolgen beherrschte. Der Jäger war ein Feind des Tieres. Seine Nahrung fand er durch Raub. Seine Wohnung war die Höhle. Von der Dauer dieser Kulturperioden wissen wir wenig. Daß man überhaupt von Kultur sprechen kann, beweisen die wenigen Überreste jener Zeit: Höhlenzeichnungen, die von einfältig starrer Linienführung bis zur vollendeten, fast impressionistischen Darstellung reichen.

Während des Ablaufs dieser Zeit hatte sich der Mensch die erste Technik geschaffen: das Rad, die Schaufel, den Hammer. Er fand Tiere, die sich zähmen ließen und wertvolle Dienste taten. Er entdeckte die Möglichkeit des Ackerbaus. So entstanden die Vorbedingungen zur nächsten Kulturfolge. So wurde eines Tages der Typ des Jägers von dem des Bauern verdrängt. In geschichtlicher Zeit ist seitdem der Bauer die herrschende Figur aller Kulturen gewsen. Die charakteristischen Merkmale seines Wesens sind bis in die Neuzeit maßgebend. Der Bauer lebt in Freundschaft mit dem Tier. Er besitzt Haus und Hof mit Kühen, Pferden, Hund, Katze, Hühnern, Ziegen und Schafen. Neben dem Holz tritt der Stein als Material in den Vordergrund und bestimmt immer mehr das Gesicht der Kulturen. Sinnbild und Werkzeug der Herrschaft sind Wagen, Pflug, Dreschflegel, Mühle und Sense. Alle Kulturwiegen sind Bauernländer: das Niltal, die Ebenen des Eufrat und Tigris, des Hoangho. Hinter allen Leistungen einer dünnen Schicht, ob sie nun assyrische Paläste, ägyptische Pyramiden, griechische Tempel, chinesische Kaisergärten oder römische Straßen baut, steht als dauernder Hintergrund der pflügende Bauer auf dem Feld.

Noch während der Bauernherrschaft entstanden die Mittel eines anderen Typus; auf Holz und Stein folgt das Metall. Der Mensch erzeugte aus Metallen Werkzeuge, aus Werkzeugen wurden Maschinen, aus Maschinen wurden Fabriken. Damit erschütterte er die Ordnung des Bauern; die Technik schuf die Grundlagen einer neuen Herrschaft. Staat des ziehenden Ochsen erscheint nun auf den Feldern der Traktor, statt der Pferdewagen auf der Straße Bahn und Auto, statt der hölzernen Segler gibt es eiserne Motorschiffe. Die Luft wird als neues Reich erobert. Die Kraft eines Staates wird jetzt durch die Zahl und Qualität seiner Industriearbeiter bestimmt. Die Gestalt des Arbeiters rückt in den Vordergrund: eines neuen Menschen mit neuen Eigenschaften und Lebensgrundlagen. Der Arbeiter besteht ohne das Tier. Er schafft mit Metall, Glas und Kunststoffen. Seine Häuser, seine Städte werden von Stahlskeletten getragen. Seine staatliche Ordnung ist die der umfassenden Arbeitsorganisation.

Mit fortschreitender Erfüllung der Notwendigkeiten und Ansprüche dieses Typus werden auf der Basis der Maschine, des „vom Menschen erfundenen Tieres", die Maschinenkulturen entstehen. Selbstverständlich werden sie die Ergebnisse der vorhergehenden Stufen in sich einschließen. Selbstverständlich wird auch in ihnen eine Wertabstufung menschlicher Qualitäten wirksam sein, wenn es auch nicht möglich ist, die Schichtung eines ausgehenden Zeitalters zu übernehmen.

Mit jeder Entwicklungsstufe haben die Kulturen größere Räume umfaßt. Das Reich des Sethos umschloß kaum mehr als das Niltal. Das Reich des Trajan dehnte sich schon über die ganze Umgebung des Mittelländischen Meeres aus. Die Maschinenkulturen werden entsprechend der Reichweite ihrer

---

existiert nocheinmal eine Lage „dichterischen Schaffens", von der ich nur durch den Zufall genauer erfuhr, daß ich bei meinem Buchhändler im hintersten Winkel kramte. Es ist die Vereinstheaterbühne.

Sie steht außerhalb des Streites um Prominentengage und überzeitliche oder zeitliche Dramatik. In der Breitenwirkung aber übertrifft sie wohl auch in der Zeit des Theateromnibus ihre rechtmäßige Schwester, die Schauspielerbühne, noch mehr aber die Laienbühne, mit der sich die Vereinsbühne, um ihre „kulturelle Bedeutung" zu beweisen, gerne gleichstellen möchte.

Der Erwachsene — und gerade der primitive Erwachsene — schämt sich, Märchen zu lesen. Weil aber Märchen die ihm eigentlich immer noch zustehende Kost sind, deren Geschmack er nicht missen möchte, greift er zu Ersatzstoffen. Sacharin anstatt Zucker. Theatervereinsbühne statt Kindermärchen.

Da werden also Ein- und Mehrakter ernsten und heiteren Inhalts, für alle Berufe vom Akademiker bis zum Zimmermann, für alle Feste, für alle Lebenslagen, für alle Vereine — Athleten bis Zimmerringtennis — angeboten. Der unglückselige brave Bauernbursch, der die Tochter des reichen Erbhofbauern liebt und nur nach Überwindung einiger Dutzend bühnenwirksamer dramatischer Konflikte den Knoten glücklich lösen kann, geistert in hundert Variationen herum. Der Förster — die weitaus beliebteste Figur — heiratet mit oder ohne Abschuß eines Wilderers die unglückliche Frau des heimatfremd gewordenen Barons. Am Weihnachtsfest werden Versöhnungen am laufenden Band gefeiert. Vorderhaus und Hinterhaus, vertierter Vater und arme Mutter, reicher Fabrikant und verlorener Sohn, des Diebstahls verdächtigte Dienstmagd und ihre stolze Herrin.

Die soziale Frage wird in zwei Ausgaben gelöst. Der Arbeiter so und so verliebt sich in die Tochter des Fabrikanten. Ausgabe A: der Arbeiter erhält die Tochter und wird Werkmeister. Titel: Auch sie sind Menschen. Ausgabe B: er kriegt sie nicht. Titel: Der Wahrheit freie Bahn.

Hier wird also nach der Meinung eines dieser Dramatiker „das Volk, wie es weint und lacht", vorgeführt. Und im Katalog zusammen mit Stinkbomben, Schweineköpfen aus Pappe, Glückshufeisen und Damencouplets angeboten.

Leider hat das Gesetz bisher nur die öffentliche Vorführung solcher Erzeugnisse verboten. In geschlossener Gesellschaft — und wo gäbe es mehr solcher geschlossener Gesellschaften als bei uns — ist derlei Unsinn noch gestattet.

Karl Amrhein

Sommerliche Konflikte

Und wieder weilt der Mensch im Grünen
und sieht, entsetzt teils, teils ergetzt,
die Wälder, Wiesen, Wässer, Dünen
mit Weiberreizen dicht besetzt.

Der Jüngling, töricht wie ein Falter,
schwirrt her und hin und saugt und trinkt.
Jedoch das kluge Mittelalter
mißtraut dem tierischen Instinkt.

So mancher Herr, der im Äquator
des Lebens und Berufes steht,
so mancher brave Kalkulator
fühlt sich vom Zweifel angeweht.

Ihn stechen der Erwägung Wepsen
und rauben ihm die Seelenruh':
„Treib' ich dem Wendekreis des Krebsen,
treib' ich dem Kreis des Bockes zu?"

Ratatöskr

Literarische Kleinstaaterei

In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" (vom 12. Mai 1935) schreibt Erich Naujoks, im Bereich unserer schönen Literatur zeige sich eine „sich stetig verstärkende Aufspaltung des dichterischen Erlebnisses in kleine, immer kleinere Bereiche, eine Atomisierung des deutschen Geistes, die Aufkreisung des gesamtdeutschen Horizonts in Horizöntchen durchaus räumlicher Abgrenzung ...

Eifriger denn je geht die lobpreisende Rede um Dichter des östlichen, nördlichen, nordwestlichen und anderen deutschen Raums. Ja, man schreitet bewußt und betont zu weiterer Unterscheidung; bald wird es nur noch mittel-, süd- und oberrheinische, alemannische, unter- und oberfränkische Dichter geben und so fort. Wäre damit nur eine Herkunftsbezeichnung gemeint, die gewisse und notwendige Grundstoffe im Schaffen des Dichters ankünden und zugleich deuten soll, so wäre es gut so. Die Unterscheidung nach landschaftlichen Standpunkten droht jedoch zum literarischen Programm, zur Forderung, zum Maßstab der Wertung zu entarten, der Form und Inhalt des dichterischen Werks a priori umgrenzt ...

Kein Wort gegen die Landschaftsgebundenheit, als eine der notwendigen, vielleicht ergiebigsten Kraftquellen dichterischer Taten. Kein Mensch kommt von „irgendwoher", jeder entweder nur von hier oder ausschließlich von dort; vor allem der Starke wird zumal im Geistigen stets die Spur seines Weges vom Anfang her deutlich bezeichnen und in seinen Werken erkennen lassen. Immer jedoch führt dichterische Bemühung bei sprachlicher Durchdringung und Aufhellung des Besonderen zum Gemeingültigen, müßte sie heute stärker denn je von der deutschen Besonderheit zur deutschen Allgemeinheit leiten."

Literatur

Von Thomas Mann, der Anfang Juni 60 Jahre alt wird, ist im Verlag S. Fischer in Berlin ein neues Buch erschienen: „Leiden und Größe der Meister" (Preis geheftet 4,50 Mark, kartoniert 5,50 Mark, in Leinen gebunden 7 Mark). Es enthält folgende Reden und Aufsätze aus den letzten Jahren: Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters (1932), Goethes Laufbahn als Schriftsteller (1932), Leiden und Größe Richard Wagners (1933), August von Platen (1930), Theodor Storm (1930), Meerfahrt mit Don Quijote (1934). Was Thomas Manns Arbeiten auszeichnet und ihre Lektüre zum dankbar empfundenen Genuß macht, ist zweierlei: der wohlabgewogene, gepflegte, manchmal freilich bis an die Grenze des Allzu-Bewußten gehende Stil, und die sachlich-menschliche, zugleich ehrfürchtige und kritische Haltung des Schriftstellers den behandelten „Meistern" gegenüber, die preist, ohne zu verhimmeln oder zu beschönigen, auf den Grund geht, ohne zu „enthüllen" oder zu verkleinern. Sch.

Charles de Gaulles Buch „Frankreichs Stoßarmee" (Vers l'armée de métier) ist in der „Grauen Bücherei" des Potsdamer Verlags Ludwig Voggenreiter erschienen und kostet 1,80 Mark. Das Buch, heißt es in der Ankündigung des Verlags, „überrascht durch den Reichtum seiner Gedanken und die vollendete, geistsprühende Form der Darstellung; es ist mit Recht als eine Blüte französischen Geistes bezeichnet worden".

Wichard von Moellendorffs Aufsatz „Organisatorischer Sozialismus" ist 1922 in Band 5 des „Handbuchs der Politik" erschienen und in dem hier schon mehrere Male empfohlenen Buch Moellendorffs „Konservativer Sozialismus" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, Preis broschiert 4,80 Mark, gebunden 5,80 Mark) wiedergegeben.

Mittel die ganze Erde umfassen. Die Technik ist das Mittel, mit dem der Arbeiter die Erde mobilisiert.

Alle Kulturwellen fingen mit strenger Ordnung und mit Bauen an. Daß unsere Zeit ordnet und baut, ist das sicherste Zeichen des richtigen Weges. Die Ausbildung von starken Nationalstaaten ergibt die Bausteine der erdumfassenden Arbeitsreiche.

Und was kommt dann? mag ein Neugieriger fragen. Können wir uns jetzt schon die Grundlagen einer nächsten Folge vorstellen?

Der englische Forscher Haldane nannte die Biologie die modernste Wissenschaft. Vielleicht kommt die Auseinandersetzung mit der Pflanze wie vorher die mit dem Tier. Im Gegensatz zur Mechanik der Maschinenzeit wird vielleicht die Biologie, die Beherrschung der Kräfte des organischen Wachstums — eine Entwicklung, in der wir mitten drin sind — ungeheure neue Lebensräume erschließen. Ernst Pfau

---

Über den Begriff „Sozialismus" hat der Leiter der Kommission für Wirtschaftspolitik der NSDAP, B. Köhler, kürzlich u. a. gesagt, es sei „zu eng gesprochen, wenn wir hören, Sozialismus sei organisierte Marktordnung. Marktordnung könne zuweilen und könne auch dauernd für bestimmte Güter notwendig sein; aber mit dem Sozialismus habe sie nichts zu tun. Die freie Wirtschaft, die der Nationalsozialismus bringe, werde nicht einmal allen, die sie fordern, angenehm und willkommen sein. Denn diese Freiheit heiße Verantwortung und Pflicht zum vollen Einsatz aller Kräfte, heiße vor allem aber auch ein Wettbewerb, der unbarmherzig alle diejenigen ausscheide, die zur eigenen Führung einer Wirtschaft nicht geeignet seien".

Sprecht deutsch

Die Klage darüber, daß das Gefühl für Sprache und Stil seit einiger Zeit in Deutschland immer stumpfer werde, ist zum Gemeinplatz geworden. Trotzdem ist sie richtig. Wer noch ein Empfinden dafür hat, ob ein Ausdruck in dem oder jenem Zusammenhang richtig ist, ob ein Wort an der oder jener Stelle überhaupt angewendet werden kann, ob die Sprache geschraubt und geschwollen ist oder schlicht, kurz: wer bei allen Äußerungen darauf sieht, ob sich Ausdruck und Sache, Wort und Empfindungsgehalt möglichst genau decken, der kommt sich gegenwärtig in der auf ihn einstürmenden Fülle gedruckter und gesprochener menschlicher Gedanken vor wie ein empfindsamer Jüngling unter einem rohen Haufen johlender Betrunkener: zu groß ist die Übermacht und die robuste Selbstsicherheit der Gegner, als daß er glauben könnte, Widerstand biete irgendwelche Aussicht auf Erfolg.

Und doch, und doch ... Es gibt noch Leute, die es wagen, den Kampf aufzunehmen. Da ist z. B. der „Deutsche Sprachverein", der sich immer wieder gegen die „Sprachverschlampung" wendet. Seine letzte (er möge das Wort verzeihen!) Attacke hat er gegen das Fremdwort geritten. Mit aller Bestimmtheit erklärt er: „Ein Deutscher hat keine Psyche, sondern eine Seele ... Die deutsche Volkserhebung hat weder Ideen noch Prinzipien, sondern Grundgedanken und Grundsätze ... Deutschland kämpft nicht fanatisch für ein Ideal, sondern mit heißer Leidenschaft für ein höchstes Ziel ... An den Sammeltagen werden keine Plaketten, sondern Abzeichen getragen." Und so weiter.

Schon will man dem Bundesgenossen erfreut die Hand drücken, da stutzt man noch im letzten Augenblick. Nein, so einfach ist die Sache doch nicht! Psyche und Seele ist eben nicht das selbe; weder meinte Goethe, des Menschen „Psyche" gleiche ganz dem Wasser, noch kann man gut sagen, es gehöre zur „Seele" des Deutschen, alles zu bewundern, was von außen kommt (hier müßte man das wenig schöne Wort „Seelenhaltung" oder „Seelenverfassung" wählen; dann, meine ich, schon lieber „Psyche"). Ist „Fanatismus" nicht mehr, nicht abstoßender als „heiße Leidenschaft"? Und wie kann man gar „Ideen" mit „Grundgedanken" übersetzen? „Grundgedanken" riechen nach Professoren, nach Ausklügeln, nach Schreibtisch — wo bleibt da der Schwung, mit dem sich die „Ideen" ausbreiten, wo der Anklang an Ideale, wer fühlt bei „Grundgedanken" die Erinnerung an die leidenschaftliche Geistesarbeit der Filosofen an den Ideen, wer spürt die (Verzeihung!) metafysische Herkunft, die sich im Wort „Idee" kundtut?

Nein, so geht das nicht! Jedes Wort, auch das Fremdwort, hat eben seine Geschichte und bringt aus dieser Geschichte in die Gegenwart eine bestimmte Atmosfäre mit, bestimmte Assoziationen, bestimmte Nüancen, die eine Übersetzung oder Neuschöpfung eben nicht besitzt oder mit sich führt. (O diese Fremdwörter! möchte auch ich jetzt seufzen! Aber verdeutsche mir einmal einer die eben gebrauchten Fremdwörter so, daß die neuen Wörter genau die selbe Atmosfäre usw. mit sich führen!)

Wir wollen einmal ab ovo beginnen. (Ein schlechtes und vermeidbares Fremdwort; es muß auf deutsch etwa heißen: ganz vorne.) Jedes Wort ist im Grunde nur ein vom Auge oder vom Ohr aufgenommener Sinneseindruck, der sich mit Hilfe der Erinnerung im Gehirn mit bestimmten Vorstellungen und Empfindungen verbindet. Wenn die Schallwellen des Wortes „grün" an mein Ohr dringen, so erinnert sich meine Gehirnsubstanz daran, daß seit Jahren diese Schallwellen immer dann in mein Inneres gedrungen sind, wenn gleichzeitig durch das Auge Lichtwellen bestimmter Frequenz eingedrungen sind. Außerdem wird die Erinnerung wach an grüne Wälder, Frühling, frohe Stunden usw.; häufig sind diese Erinnerungen und Assoziationen gar nicht bewußt, aber sie alle schwingen mit, sobald die Schallwellen des Wortes „grün" unser Ohr erreichen. Und nun gar, wenn die Wellen des Wortes „Idee" bei uns eindringen! Da wird der ganze Apparat des Gehirns alarmiert. Vom Zentrum aus läuft der Gedanke mit Blitzeseile zur Abteilung „Plato" (Ideen als das eigentlich Wirkliche), wieder zurück und zur Abteilung „klassische deutsche Filosofie", zur Abteilung „Idealismus", dann zur Abteilung „Metafysik"; da wird geschwind angeläutet bei der Gehirnganglie, die die Erinnerung an die französische Revolution aufbewahrt; man erinnert sich, daß schon manche für Ideen gestorben sind; die Gehirnpartie „Ideale" wird rausgeklingelt und regt sich, persönliche Erinnerungen werden wach — das alles zwar nur im Bruchteil einer Sekunde, häufig im Unterbewußtsein verbleibend, aber doch das Wort „Idee" umgebend, zu ihm gehörend wie der Duft zur Rose, wie der Schatten zum Licht, wie die Atmosfäre zur Erde. Und nun lassen Sie einmal das Wort „Grundgedanken" in ihrem Gehirn anklopfen! Wird etwas wach? Ich muß gestehen: bei mir nichts oder nichts Wesentliches. Könnten Sie für eine Idee sterben? Vielleicht. Für einen „Grundgedanken"? Nie.

Jedes Wort hat eben sein Schicksal, hat in seinem jahrhundertelangen Leben viele Wandlungen durchgemacht und doch von jeder Stufe etwas in sich aufgenommen und behalten; dazu hängen sich noch die persönlichen Erinnerungen jedes Einzelnen daran — und beladen mit all dieser Last wandert es von von Ohr zu Ohr, von Gehirn zu Gehirn. Einem neu geschaffenen Wort aber fehlen gerade die Eigenschaften, die ein Wort wertvoll machen: der umgebende Duft, die Atmosfäre, die Fähigkeit, Assoziationen hervorzurufen und Nüancen zu gestalten. Möglich, daß es sie im Lauf der Jahrzehnte erwerben wird; aber es wird dann eine andere Bedeutung besitzen als das Wort, zu dessen Ersetzung es geschaffen wurde. Ein Wort, das gewachsen ist, ist wie ein Strom, der Erde und Geröll mit sich führt und dessen Grundwasser ihn begleiten, oft hunderte von Metern neben ihm. Ein neugeschaffenes Wort ist wie ein Kanal, dessen Bett ausbetoniert und nach außen abgeschlossen ist.

Ob das Wort ein Fremdwort ist oder nicht, ist ziemlich gleichgültig. Auch ein Fremdwort besteht aus Buchstaben und dringt als Licht- oder Schallwelle zu uns. Hauptsache ist, daß die Empfindungen, Vorstellungen und Gedanken, die es hervorruft, sich möglichst genau mit denen decken, die der Redner oder Schreiber gehabt und die er uns vermitteln will. Das ist bei einem Fremdwort hie und da mehr der Fall als bei einem deutschen Wort (vollends wenn dieses neugeschaffen ist).

Ist es nötig, zu betonen, daß ich nicht sagen will: benützt Fremdwörter? Nein, benützt sie möglichst wenig! Aber seid vorsichtig im Kampf gegen die Fremdwörter! Ein Fremdwort ist kein Verbrechen am Geist der deutschen Sprache, aber ein schlechtes neu geschaffenes Wort ist ein Verbrechen am Geist der Sprache überhaupt.

Hugo Lindemann

Verdeutschungen

Das Aprilheft von „Natur und Kultur" veröffentlicht folgende Kritik eines Verdeutschungswörterbuches:

„Der deutsche Verband technisch-wissenschaftlicher Vereine hat in einer kleinen Schrift Verdeutschungen technischer Fremdwörter vorgeschlagen. Das Unternehmen ist sehr löblich ... In nicht wenigen Fällen ist diese Verdeutschung jedoch leider nicht gelungen, merkwürdigerweise, besonders da, wo das chemische Gebiet betreten wird.

Die fehlerhafte Verdeutschung Siedetrennung für Destillation scheint von Spiritusfabrikanten vorgeschlagen zu sein. Ganz schief ist die Verdeutschung für absorbieren: „aufzehren", „schlucken". Beides wird der Sachlage nicht gerecht. Diafragma ist keine „Scheidewand", sondern eine Verbindungswand. Ferment ist nicht „Gärstoff". Die wenigsten Fermente verursachen Gärungen. „Dose" statt Dosierung ist sehr mißverständlich, ohne deutsch zu sein. Das Gleiche gilt für „Filtricht" statt Filtrat, „porig" statt porös usw. Wattmeter durch „Leistungsmesser" zu ersetzen ist Unsinn. Internationale Maßeinheiten sind unantastbar. Sie können so wenig verdeutscht werden wie Meter oder Kilogramm.

Zentralheizung ist nicht „Sammelheizung", sondern im Gegenteil Verteilungsheizung. Zentrifuge ist mit „Schleuder" ganz ungenügend wiedergegeben. Lamelle ist nicht notwendig „Streifen" oder „Scheibe". Modell ist durchaus nicht mit „Muster" identisch. Auch Muster ist ein italienisches Fremdwort. Periodische Kraft ist nicht „Wechselkraft", sondern kann sehr wohl gleichbleibende Kraft sein. Programm ist weder „Plan" noch „Darlegung", sondern viel mehr. Raffination ist nicht „Veredelung", sondern Reinigung. Reduktion in chemischem Sinn ist weder „Rückführung" noch „Minderung". Regenerativofen ist nicht „Speicherfeuerung", sondern Heizung mit Wärmespeicher. Spirale ist niemals „Wirbel", sondern Wendel.

Unser Platz reicht leider nicht aus, sonst müßten wir noch einige Dutzend Beanstandungen aufführen. Man merkt deutlich die Kommissionsarbeit von sogenannten „Fachleuten" ... Aber wann hätte jemals eine Kommissionsarbeit ein brauchbares Resultat geliefert? ..."

Der Kraftaller

Um es gleich zu sagen: „Kraftaller" ist die Verdeutschung von Chauffeur, die ein Herr Karl Ammon im April-Heft der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins vorschlägt. Zu diesem merkwürdigen Wort kommt er auf folgende Weise: Da der Omnibus ein Wagen „für alle" ist, nennen wir ihn einfach der „All". „Dann ist der Pferdeomnibus der Pferdeall, der Autoomnibus der Kraftall, der ein Benzinall, ein Dieselall, ein Dampfall, ein elektrischer All oder ein Gasall sein kann. Beim elektrischen All unterscheidet man zwischen dem Sammlerall und dem Drahtall, beim Gasall zwischen dem Flaschenall und dem Erzeugerall oder dem Holzgasall."

Es müssen sich schon Techniker und Filologen zusammensetzen, um herauszubringen, was das alles bedeutet. Ein „Sammlerall" wird wohl ein mit Hilfe von Akkumulatoren betriebener „All" sein, woraus sich die Bedeutung von „Drahtall" als Gegensatz leicht erraten läßt; daß aber der „Erzeugerall" etwas mit einem Generator zu tun hat, das wird auch ein „Kraftaller" nicht ohne weiteres ahnen.

Fremdwörter haben auch ihr Gutes

Ein menschenfreundlicher englischer Lord hatte seinen Park der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, mußte sich aber schwer darüber ärgern, wie das Sonntagspublikum ihn durch Abreißen von Blumen verschimpfierte.

Schon wollte er die Tore wieder schließen lassen; da fiel ihm noch ein Ausweg ein. Er ließ Schilder anbringen mit folgender Aufschrift: „Vorsicht vor den Helichrysomen! Sehr giftig!"

Das wirkte: die Blumen wurden respektiert; und Linné im Himmel wird gelächelt haben.

Der Fall Bergdoll

Im Jahre 1917 weigerte sich ein Deutschamerikaner namens Bergdoll, in den amerikanischen Militärdienst zu treten, und wurde deshalb zu einer Festungshaft von 5 Jahren verurteilt. Es gelang ihm aber, nach Kanada und später nach Deutschland zu entkommen, wo er heiratete und Vater von vier Kindern wurde.

Damit wäre die Sache erledigt, wenn wir uns nicht in einer Welt befänden, in der selbst im tiefen Frieden der Geist des Krieges weiterlebt. Und die Amerikaner — man sollte es nicht für möglich halten — scheinen besonders von ihm ergriffen zu sein. Zweimal wurde der Versuch gemacht, Bergdoll aus Deutschland zu entführen; beim zweiten Versuch kam es sogar zu einer Schießerei mit der deutschen Polizei, in deren Verlauf ein Amerikaner getötet und ein anderer verwundet wurde. Und auch die amerikanische Regierung bestrafte den „Verbrecher", indem sie sein Vermögen von 800 000 Dollar beschlagnahmte. Alle Bitten um Begnadigung sind bis jetzt abgeschlagen worden.

Jetzt scheint Bergdoll geglaubt zu haben, sein Vergehen sei, wenigstens moralisch, verjährt, und schickte seine Frau und die vier Kinder zum Besuch seiner Mutter nach Amerika. (Er selber würde, wenn er die amerikanische Grenze überschritte, sofort verhaftet und müßte seine fünf Jahre absitzen.) Aber die Amerikaner scheinen nichts vergessen, offenbar auch nichts gelernt zu haben: das Haus der alten Mutter, Mrs. Bergdoll, in Philadelphia muß Tag und Nacht von der Polizei bewacht werden, weil immer wieder Briefe eintreffen, die mit Attentaten oder mit Entführung der Enkelkinder drohen.

Achtzehn Jahre haben nicht genügt, den Geist von 1917 zum Verschwinden zu bringen. Vielleicht ist's nach abermals achtzehn Jahren so weit.

Was doch alles passiert

„Im südlichen Teil des Taunus hat man an verschiedenen Stellen die Beobachtung gemacht, daß die Bienen, die zum Teil bei ihrem Besuch der blühenden Obstbäume große Strecken zurücklegen, sich, wenn sie mit Blütenstaub beladen heimkehren, auf die Rücken und Schultern von Radfahrern setzen und, in die Nähe ihrer Bienenstöcke angekommen, davonschwirren. Die Radfahrer berichten, daß sie noch niemals gestochen wurden."

•

„In der Nähe des ostpreußischen Dorfes Bialla stürzte sich ein aufgeregter Truthahn laut kollernd auf ein mit einem Schimmel und einem Braunen bespanntes Fuhrwerk. Der Schimmel erschrak über das Kollern des Truthahns so sehr, daß er einen Herzschlag erlitt und tot umfiel."

•

„Der ungewöhnliche Fall, daß jemand aus Freude Selbstmord begeht, wird aus der polnischen Stadt Wilna gemeldet. Ein Gymnasiast erhielt von seinem Onkel aus Amerika die Nachricht, daß er ihm sein Vermögen in Höhe von 600 000 Dollar vermacht habe. Der Schüler wurde so verwirrt, daß er sich ein Messer in die Brust stieß. Sein Zustand ist hoffnungslos."

Aus der „Berliner Morgenpost"

Wenn dich jemand „vollkommen versteht", sei gewiß, daß dich niemand vollkommener mißversteht. Morgenstern

Kleinigkeiten

Ärztliche Pflicht. In Recklinghausen ist ein Arzt um 100 Mark gestraft worden, weil er einer polizeilichen Aufforderung zur Hilfe nicht gefolgt war, als sich ein gewisser Fechtner den Hals durchschnitten hatte. Das Gericht ließ seinen Einwand, der Betreffende sei Kommunist, Verbrecher und sein persönlicher Todfeind gewesen, nicht gelten; Selbstmord sei als Unglücksfall zu betrachten und verpflichte den Arzt unbedingt zur Hilfeleistung.

Fremdwörter sind Glückssache. Aus einem Artikel in der „Deutschen Bergwerkszeitung": „... Leider haben die östlichen Nachbarn nur 10 Mark Reisegeld; damit können sie keine wilden Orchideen feiern ..." (So gehts, wenn man das g wie ch ausspricht!)

Schwer geladen. Der „Magdeburger General-Anzeiger" berichtet: „Auf dem Zollamt in Havanna explodierten sechs Beamte, wodurch sechs Zollbeamte verwundet wurden."

Liebenswürdige Übertreibung. Aus einer Rede des verstorbenen Marschalls Pilsudski in Wilna („Frankfurter Zeitung", Nr. 250): „... Der Frühling zog ins Land, der polnische Frühling. Alle Fenster standen offen, und der Frühling drang durch sie herein, der polnische Frühling, dem kein anderer auf der Welt gleicht ..." — Und der englische Frühling? Der italienische Frühling? Der deutsche Frühling?

Kitschliste her! Auf der Birminghamer Industriemesse ist ein Landhaus ausgestellt, das aus roten, blauen und weißen Ziegeln erbaut ist (den Farben Großbritanniens). „Man erwartet, daß sich viele patriotische Engländer zur Erinnerung an die Thronbesteigungsfeier des Königs Georg dieses „Jubiläumshaus" bauen lassen werden."

Auch ein Zahlungsmittel. Vor einem irischen Berufsgericht stellte es sich heraus, daß der Architekt Thomas J. O'Neill, der das Kloster vom Heiligen Kreuz in Bolton renovierte, sich ausdrücklich damit einverstanden erklärt hatte, an Zahlungsstatt die frommen Gebete der Nonnen anzunehmen. Seine Geldforderung an das Kloster wurde infolge dieser Abmachung abgewiesen.

Daheim bleiben! Die Londoner Verkehrspolizei hat festgestellt, daß das „gefährliche" Alter der Fußgänger über 55 liegt. Von allen Opfern des Verkehrs sind weit mehr als die Hälfte älter als 55 Jahre.

Die Lichtreklame. Der Deutsche Automobil-Club schreibt in seinem Blatt: „In London mußte ein Kraftfahrer, der das rote Sperrlicht übersehen hatte, freigesprochen werden, weil er nachweisen konnte, daß das Licht der Verkehrsampel an der betreffenden Stelle infolge der hier besonders zahlreichen Neon-Leuchtröhren zu Reklamezwecken kaum zu erkennen war."

Motten gesucht! In dänischen Blättern wurde inseriert: „Lebende Motten zu kaufen gesucht!" Der Inserent, der Versuchstiere zur Erprobung eines neuen Mottenpulvers brauchte, wurde förmlich überrannt; er gab für 9000 Motten 500 dänische Kronen aus.

Ungeziefer literweise. Die Stadtverwaltung von Kalkutta, das von Ungeziefer vollkommen verseucht ist, zahlt neuerdings, um der Plage Herr zu werden, für das Literglas toten Ungeziefers eine Rupie. Der Andrang der Insektenjäger soll sehr groß sein; nur befürchtet man, daß sie auch auswärts jagen.

Die Majestät. Nach dem „Fridericus" (Nr. 20) hat der König Prahadschipok von Siam, der kürzlich des Thrones entsagt hat, die Aktienmehrheit des Hotels Alcron in Prag erworben.

Die moderne Türkei. Die türkische Regierung plant, als Wochenfeiertag an Stelle des Freitags den Sonntag einzuführen. Am Samstag sollen die Läden den ganzen Tag geöffnet sein, Büros und Fabriken aber ihr Weekend um 13 Uhr beginnen.

Probates Mittel. In der rumänischen Hafenstadt Constanza haben einige Importfirmen kürzlich dreißig Waggonladungen mit über einer Million Apfelsinen ins Meer werfen lassen, um einen Preissturz zu verhindern.

Entgegenkommen. Die Regierung von Iran hat verfügt, daß Bauern, die mit Steuern im Rückstand sind, bis zu 75 Prozent der Schuld dadurch begleichen können, daß sie eine bestimmte Anzahl von toten Skorpionen abliefern.

Zahnweh auf der Reise. Auf den längeren Eisenbahnstrecken in USA kann man sich jetzt während der Fahrt von einem Zahnarzt behandeln lassen, für den in einem Wagen ein vollständiges Konsultationszimmer eingerichtet ist.

Rätselraten als Schulfach. Die Schulbehörde des amerikanischen Staates Jowa hat beschlossen, im nächsten Schuljahr in allen Unterrichtsanstalten das Raten von Rätseln als ordentliches Schulfach einzuführen, und zwar sollen ihm wöchentlich zwei Stunden gewidmet werden. Die Behörde ist der Meinung, daß Rätselraten für die Schüler ein „gesteigertes Training" bedeutet, da es sie mehr als andere Fächer fesselt und dabei mit spielender Leichtigkeit ihren Begriffsvorrat erweitert.

Mehr Schulen. In einem Vortrag in der deutsch-mexikanischen Handelskammer hat der Gesandte von Mexiko, Ortiz, mitgeteilt, daß in den letzten Jahren in Mexiko 13 800 Schulen errichtet worden seien; in diesem Jahre sei der Bau von weiteren 2300 Dorfschulen beabsichtigt.

Entwurzelte. In Indien hat man an vielen Orten Arbeitselefanten, mit denen man nach dem Siegeszug des Traktors nichts mehr anzufangen wußte, einfach laufen lassen. Dabei hat sich gezeigt, daß Elefanten, die lange unter Menschen gelebt haben, zu „Einzelgängern" werden; sie schließen sich nur selten einer Herde an, oder werden vielleicht von ihr nicht geduldet.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 81); Telefon 24018. Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.
Durchschnittsauflage im 1. Quartal 1935: 4150

Stuttgart, 2. Juni 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 22

Ratio

Die Wörter rationalisieren und Rationalisierung sind von dem lateinischen Wort ratio abgeleitet, das auf deutsch Verstand oder Vernunft bedeutet. Demgemäß ist z. B. rationales Denken ein Denken, das lediglich vom Verstand geleitet wird, im Gegensatz zum „emotionalen" Denken, bei dem Gefühl und Wille maßgebend sind. Der Gegensatz zu rational ist irrational: etwas, was man mit dem Verstand nicht erfassen kann.

Eine rationelle Wirtschaft ist eine solche, die von „vernünftigen", logischen, rechnerisch darstellbaren Gesichtspunkten beherrscht wird, in erster Linie also von dem Grundgesetz der Wirtschaftlichkeit, daß der Erfolg den Aufwand an Mitteln lohnen müsse; der Gegensatz ist die unrationelle Wirtschaft, in der jene beiden Faktoren in einem Mißverhältnis stehen. Und rationalisieren heißt rationell einrichten: den Aufwand verringern oder den Erfolg vergrößern oder beides zusammen.

Das Rationalisieren, die Anwendung des Verstandes in der Wirtschaft, wie überhaupt auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit, scheint zunächst eine klare und einfache Sache. Aber sie hat auch ihre Haken. Deshalb nämlich, weil der menschliche Verstand bei aller Erleuchtung, die seinen Träger über die Welt dumpfer Instinkte hinauszuheben scheint, starken Beschränkungen unterworfen ist. Seine Knechte, die Sinne, sind nicht immer zuverlässig, und seine Macht selber, die Reichweite seiner Leuchtkraft sozusagen, ist durchaus nicht unbeschränkt. Er ist ein wunderbares, aber nichtsdestoweniger unvollkommenes Instrument. Er sieht räumlich und zeitlich nur die nächste Umgebung; infolgedessen täuscht er sich oft über die Umstände und Wirkungen, die von ihm in seine Rechnung eingesetzt werden. Die Folge ist dann, daß bei der „Rationalisierung", die so gut gemeint war, schließlich etwas herauskommt, was nicht sehr vernünftig aussieht. Wir wollen versuchen, dafür einige Beispiele anzuführen.

◆

Als die amerikanischen Farmer, die „Pioniere des wilden Westens", das den Indianern abgenommene Land kultivierten, gingen sie dabei äußerst rationell zu Werke und brachten es mit „modernsten" Mitteln der Technik fertig, aus einer „Wüste", nämlich aus Urwäldern und Prärien, binnen verhältnismäßig kurzer Jahre ein weltberühmtes „Weizenparadies" zu machen. Leider mußten sie nachher die Erfahrung machen, daß es nun auf einmal zuviel Weizen gab, so daß man genötigt war, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie man den auf so rationelle Weise erzeugten Weizen wieder am besten vernichten könne. Dies war der erste Teil der „amerikanischen Agrartragödie". Aber es folgte ein zweiter, schlimmerer: seit einigen Jahren beginnen die amerikanischen Weizenstaaten über die unaufhaltsame Verwüstung des Weizenbodens durch Sandstürme zu klagen. Gegen sie und ihre Folge, gegen die Ausbreitung der (diesmal wirklichen, nicht bloß bildlich gemeinten) Wüste in Nordamerika, ist man einstweilen ziemlich machtlos. Präsident Roosevelt hat zwar einen gigantischen Plan auf dem Papier: die „Aufstellung" eines Waldstreifens von 1600 Kilometer Länge und 150 Kilometer Breite als Schutzwall gegen die Sandstürme, die von den westlichen Felsengebirgen herüberkommen. Aber Wälder wachsen zu lassen ist etwas schwerer als sie auszuroden.

Vielleicht ist es erlaubt, an diese unvorhergesehene Wirkung der so „rationellen" amerikanischen Bodenkultivierung zu erinnern, da jetzt bei uns in Deutschland die Absicht besteht, in großem Umfang Moore zu kultivieren und aus „Ödland" rationell bearbeiteten Boden zu machen. Auch die Moore haben, wie die Wälder, ihren Sinn und Nutzen im Gesamthaushalt der Landschaft; es ist wahrscheinlich nicht richtig, allzu radikal und rationell gegen sie vorzugehen.

Oder, um noch etwas anderes anzuführen: auch der Feldzug gegen die alten Bäume, die „Obstbaumruinen", der im Rahmen der „Erzeugungsschlacht" seit einiger Zeit geführt wird, hat seine zwei Seiten. Diese alten Bäume sind, wie die zu Unrecht verachteten und ausgerotteten Hecken, ein Zufluchtsort für die Vogelwelt, den besten Bundesgenossen des Landwirts in der Bekämpfung schädlicher Insekten. Es ist einigermaßen fraglich, ob das Bespritzen der Bäume mit Giften — auch eine von Amerika kommende rationelle Methode — das bessere Mittel ist.

◆

Blicken wir nocheinmal nach Amerika, in das Musterland der Rationalisierung (das jetzt auch von der Krise am schwersten heimgesucht wird). Alle Welt bewundert einen Fabrikationsapparat wie die Ford'sche Automobilfabrik in Detroit, die im Jahr 1935 — trotz Krise — eine Million Autos vom laufenden Bande springen zu lassen beabsichtigt. Daneben mutet es Reisende aus dem rückständigen Europa immer wieder sonderbar an, wenn sie in jeder kleineren Stadt auf einen Autofriedhof stoßen. „In manchen Städten des amerikanischen Westens sind die Autofriedhöfe größer als die Friedhöfe, auf denen die Menschen ihre letzte Ruhestätte finden", heißt es in einem solchen Bericht aus einer Zeitung der letzten Woche. Man wird darin belehrt, daß in USA ein Auto nicht viel länger „getragen" wird als ein Anzug, und daß man es dann einfach wegwirft wie ein altes Kleidungsstück, um sich ein anderes anzuschaffen. „Wer auf sich hält, kauft jedes Jahr das neueste Modell."

Mit Verlaub: ist das eigentlich nun eine „rationelle" Wirtschaft, in der so verfahren wird? Ist das vernünftig gehandelt? Muß ein vernünftiger Mensch nicht bedenklich den Kopf schütteln, wenn er liest, daß die Frage „wohin mit den alten Autos?" in Amerika ein „Problem" sei, ähnlich wie vor einiger Zeit die Frage: wohin mit dem alten Weizen?

Mit ungefähr dem gleichen Aufwand an Arbeit und Material kann ein Wagen gebaut werden, der zehn oder zwanzig Jahre hält, wie ein solcher, der ein oder zwei Jahre benutzt wird, um dann einem neuen Platz zu machen. Wird man nicht später einmal eine Zeit, die derart mit der Arbeit umgegangen ist, für ein bißchen verrückt halten?

Was sozusagen im kleinen mit den Autos geschieht, wiederholt sich in etwas anderer Form mit den Schiffen. Wie es Autofriedhöfe gibt, so gibt es in Amerika und anderswo Schiffsfriedhöfe. Hunderte von Schiffen, mit Millionen von Bruttoregistertonnen, werden jedes Jahr verschrottet; darunter Dampfer von zwanzig- bis dreißigtausend Tonnen, die erst zehn Jahre im Dienst standen und bei ihrem Stapellauf als Wunderwerke moderner Technik gegolten haben. Jahre lang ist an ihnen gearbeitet worden, viele Millionen sind in sie hineingesteckt worden, mit dem Erfolg, daß sie nach einer lächerlichen Frist als altes Eisen weggeworfen werden.

Ist es denn noch mit dem Begriff des vernünftigen Handelns vereinbar, so mit den Dingen umzugehen? Was hat es überhaupt für einen Sinn, mit einem Aufwand von über 100 Millionen ein Schiff wie den französischen Riesendampfer „Normandie" zu bauen, wenn von vornherein feststeht, daß eine solche Kapitalanlage niemals rentabel sein kann?

Wohin sind wir mit unserer Wirtschaft gekommen, wenn allen Ernstes darüber geklagt wird, die heutigen Schiffe seien überhaupt viel zu gut; im Interesse der „Gesamtlage der Weltschiffahrt" sei eine Qualitätsverschlechterung der Schiffe „notwendig" geworden? (Also ganz ähnlich wie beim Auto, dessen kurze Lebensdauer es nicht ratsam erscheinen läßt, allzuviel auf Qualität zu halten. In einen Wagen, der nach einem oder zwei Jahren auf den Autofriedhof zu wandern bestimmt ist, wird man wohl nicht einen Zündapparat einbauen, der zwanzig Jahre einwandfrei arbeitet.) Sind die Menschen nicht im Begriff, mit ihrer Rationalisierung in eine fürchterliche Sackgasse zu geraten?

◆

Gegen solche und ähnliche Gedankengänge, die sich aufdrängen, ist schon eingewendet worden, die Natur selber mache es ja auch nicht anders. Sie sei mit den Wesen, die sie erzeuge, mit den Keimen, die sie ausstreue, doch noch viel verschwenderischer als der Mensch mit den Werken seiner Hand. Ob man vielleicht auch ihr Vorschriften machen wolle?

Nein, so vermessen werden wir nicht sein. Aber die Natur behauptet ja auch nicht von sich, daß sie „rationell" arbeite.

× × ×

Die Farmer der amerikanischen Weizenstaaten haben mit sehr starker Mehrheit der Verlängerung des „Agricultural Adjustment Act", der landwirtschaftlichen „Planwirtschaft" auch für die Jahre 1936 bis 1939 zugestimmt. Es ist vorgesehen, den Weizenanbau teils zu beschränken, teils (in den von Sandstürmen heimgesuchten Gebieten) die Anbauflächen in Grasland umzuwandeln.

Das blaue Band

Der neue französische Passagierdampfer „Normandie" (68 000 Registertonnen) will mit seinen 160 000 Pferdekräften das „blaue Band des Ozeans" für die schnellste Überfahrt nach Amerika gewinnen; man erwartet, seine Stundenleistung werde auf 30 Knoten (55,5 Kilometer) gesteigert werden können.

Die Auszeichnung des „blauen Bandes" ist zum erstenmal im Jahr 1829 dem englischen Dampfer „Savannah" für eine Ozeanüberquerung von 26 Tagen verliehen worden. Im Jahr 1897 fiel es dem deutschen Überseedampfer „Kaiser Wilhelm der Große" für eine Fahrtdauer von 6 Tagen zu; 1903 bis 1906 war es im Besitz der „Deutschland" die 5½ Tage brauchte. Dann gewann es der Engländer „Mauretania"- mit einer Fahrt von 5 Tagen 7 Stunden; und 1908 der deutsche Dampfer „Vaterland", der nach dem Krieg als „Leviathan" unter englischer Flagge fuhr und mit 5 Tagen 5 Stunden bis 1928 den Rekord hielt. Im Juli 1929 eroberte „Bremen" (52 000 Tonnen, 100 000 Pferdekräfte, 28 Knoten) das Band mit 4 Tagen 18 Stunden für Deutschland zurück, und es gelang dem Schiff, die eigene Leistung auf 4 Tage 14 Stunden und 43 Minuten zu drücken.

Die englische Cunard-Line baut gegenwärtig ein Schiff „Queen Mary", das noch größer und stärker werden soll als die „Normandie".

Im Jahr 1912 ist der Riesendampfer „Titanic" beim Wettrennen um das „blaue Band" mit einem Eisberg zusammengeraten und untergegangen, wobei 1490 Personen den Tod fanden.

Kleine Chronik

Die Reichsregierung hat den Reichsfinanzminister ermächtigt, 60 Millionen Mark für die Liquidation schwacher Verbrauchergenossenschaften auszugeben.

Die Reichsbahn hat (nach ihrem soeben veröffentlichten Geschäftsbericht) im Jahre 1934 zwar einen Betriebsüberschuß von 24 Millionen erzielt, weist aber trotzdem wegen finanzieller Verpflichtungen ein Defizit von 127 Millionen Mark aus.

Die englische Regierung hat nach der Reichstagsrede Adolf Hitlers einige Rückfragen nach Berlin gerichtet, vor allem wegen des geplanten Abschlusses eines „Luftlocarnos".

Im englischen Unterhaus hat die englische Regierung eine Wehrvorlage eingebracht. Demnach soll die Stärke der englischen Luftflotte bis 1937 verdreifacht werden.

Mussolini ist in einer Kammerrede u. a. auch auf die Reichstagsrede Adolf Hitlers eingegangen und hat erklärt, zwischen Deutschland und Italien gebe es keine Differenz außer der österreichischen Frage, diese aber sei für Italien lebenswichtig.

Die französische Regierung hat in der Kammer ein Ermächtigungsgesetz eingebracht, das dem Finanzminister weitgehende Vollmachten auf finanziellem und wirtschaftlichem Gebiet gibt.

Die Bank von Frankreich hat, da die französische Währung in den letzten Wochen gefährdet schien, den Diskont von 2½ auf 4 und gleich darauf auf 6 Prozent heraufgesetzt.

Die Erledigung des italienisch-abessinischen Konfliktes ist vom Völkerbundsrat bis August vertagt worden. Inzwischen sollen die beiden Parteien versuchen, sich auf gütlichem Weg zu einigen.

In der Tschechoslowakei sind am letzten Sonntag die Landes- und Bezirksvertretungen neu gewählt worden. Auch bei diesen Wahlen (wie bei den Parlamentswahlen am Sonntag vorher) hat die sudetendeutsche Partei Konrad Henleins einen großen Erfolg errungen.

Die tschechoslowakische Regierung Malipeter ist zurückgetreten. Präsident Masaryk hat Malipeter mit der Neubildung der Regierung beauftragt.

Belgien

Von Fritz Werkmann

Als Belgien am 31. März offiziell abwertete, war es angeblich der 50. Staat, der im Verlauf dieser Weltwirtschaftskrise seine bisherige Währung aufgab. Das in Zollunion mit Belgien stehende Luxemburg folgte bald darauf als Nr. 51, Danzig als Nr. 52. Lassen wir dahin gestellt, ob diese Zählung genau stimmt. Die Gegenrechnung läßt sich leichter durchführen: Wieviele Staaten haben heute noch ihre Vorkriegswährung? Es sind deren nur zwei: die Schweiz und die Niederlande. Außer ihnen umfaßt heute der sogenannte Goldblock noch Frankreich, dessen Franc aber nur noch den fünften Teil des Vorkriegsfrancs wert ist. Von diesem „Goldblock" ist Belgien abgesprungen. Wie das gekommen ist, sei hier in kurzen Zügen dargestellt.

◆

Zuvor wenige Worte über den wirtschaftlichen Aufbau des Landes. Belgien ist der dichtbevölkertste Staat Europas. Mit 266 Einwohnern auf dem Quadratkilometer steht es weit über dem Reichsdurchschnitt (140). Es ist ungefähr so dicht besiedelt wie die Rheinprovinz. Von 100 Erwerbspersonen sind 49 in Industrie und Bergbau tätig gegenüber nur 40 in Deutschland, dafür nur 19 in der Landwirtschaft gegenüber 29 in Deutschland. Belgien ist also ein dicht besiedelter Industriestaat.

Die Ausfuhr der belgisch-luxemburgischen Zollunion pro Kopf ihrer Bevölkerung war 1933 mit 194 Mark mehr als zweieinhalb Mal so groß wie die Deutschlands. Sie wurde nur übertroffen durch die Ausfuhr von Island und Dänemark, die pro Kopf der Bevölkerung 256 beziehungsweise 202 Mark betrug. Belgien ist also stärker auf den Weltmarkt angewiesen als irgend ein anderer Industriestaat der Erde.

Seine Konkurrenzfähigkeit beruhte vor allem auf drei Umständen: In den Wiederaufbaujahren nach dem Weltkrieg sind die belgischen Industrieanlagen mit Hilfe der deutschen Reparationszahlungen völlig modernisiert worden. Die infolge des Freihandels niedrigen Lebenshaltungskosten ermöglichen niedrige Geldlöhne. Außerdem hatte eine geschickte Stabilisierungspolitik in der Nachkriegszeit Belgien für seine Abnehmer zu einem billigen Lieferanten gemacht (der Belga wurde, verglichen mit dem inländischen Preisstand, verhältnismäßig niedrig stabilisiert). Diese drei Umstände zusammen hatten zur Folge, daß die belgischen Großhandelspreise 1928 gegenüber dem Vorkriegsstand nur um 22 Prozent überhöht waren, während die entsprechende Überhöhung in Deutschland, England und den U.S.A. ziemlich gleichmäßig rund 40 Prozent betrug. Belgien hatte also trotz seiner engen Verflechtung in die Weltwirtschaft eine günstige Ausgangsstellung für seinen Kampf gegen die Krise.

◆

Die belgische Wirtschaft erwies sich in der Tat, trotz übermäßiger Kapitalanlagen während der Jahre 1923—29, zunächst als ziemlich krisenfest. Sie wurde erst Ende 1929 von der Krise erfaßt, gleichzeitig mit Großbritannien.

Als im Herbst 1931 die Kette der Währungsentwertungen mit der Abhängung des Pfundes Sterling vom Gold begann, stand Belgien vor der Wahl, seine Konkurrenzfähigkeit entweder zu erhalten, indem es gleichfalls seine Währung preisgab, oder indem es eine scharfe Kosten- und Preissenkungspolitik durchführte. In den üblichen Fremdworten ausgedrückt: Belgien hatte die Wahl zwischen Devalvation und Deflation. Die Regierung und die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung lehnten unter der noch frischen Erinnerung an Inflation und Währungsentwertung in der Nachkriegszeit eine abermalige Abwertung ab. Es kam daher für die belgische Wirtschaftspolitik alles darauf an, den opfervollen Kurs der Deflation konsequent durchzuhalten, weil sonst die Opfer (Arbeitslosigkeit, Bankerotte) umsonst sein würden.

Im Durchschnitt des Jahres 1933 lagen die belgischen Großhandelspreise auf 72 Prozent ihres Vorkriegsstandes, während die englischen, selbst bei Berücksichtigung der Pfundentwertung, auch nur bis auf 69 Prozent ihres Vorkriegsstandes gesunken waren. Im Dezember 1933 lauteten die Indexziffern für Belgien 69,8, für Großbritannien 69,1. Der Abstand war also, obgleich Belgien an der Goldwährung festgehalten und Großbritannien seine Währung damals um 33 Prozent entwertet hatte, fast auf 0 zusammengeschrumpft. Die belgische Deflationspolitik schien also ausreichende Erfolge gehabt zu haben.

Seit 1934 wurde jedoch immer deutlicher, daß die belgische Wirtschaftspolitik im Kampf gegen die Krise keineswegs konsequent war.

Die Regierung wirkte durch Agrarschutzmaßnahmen der Verbilligung der Lebenshaltung entgegen. Infolgedessen scheiterten die von der Regierung für notwendig gehaltenen Lohnherabsetzungen an dem Widerstand der Arbeiter. Die Agrarschutzmaßnahmen führten ferner in den betroffenen Lieferländern zu einer Abwehrstellung gegenüber belgischen Industrieprodukten. Die Sorge um die Handelsbilanz führte zur Kontingentierung der Einfuhr von Rohstoffen und Halbfabrikaten; diese wieder hemmte die Konkurrenzfähigkeit der ausführenden Fertigwarenindustrie. Die Regierung betrieb sogar eine ausgesprochen kartellfreundliche Politik und ließ sich die Ermächtigung zur Errichtung von Zwangskartellen geben. Die Begünstigung der Kartellbildung führte z. B. im Fall der Gummireifenindustrie mit Hilfe staatlicher Einfuhrkontingente eindeutig zur Schaffung eines Monopols. Mit Preissenkungspolitik hatte das wahrlich nichts mehr zu tun! Dasselbe gilt für das Anfang 1935 nach vielem Hin und Her gebildete Kohlenkontor, dem sämtliche Zechen angehören; es wird zweifellos zu einer Hilfseinrichtung für minder leistungsfähige Betriebe werden, also jeder Preissenkungspolitik Widerstand leisten.

Das Tollste an Inkonsequenz war aber die im August 1934 eingeleitete Kreditausweitungsaktion, von der die Regierung ausdrücklich behauptete, sie liege im Rahmen der Deflations-

politik; denn sie werde zur allgemeinen Senkung des Zinsstandes und damit der Produktionskosten führen.

Der Staat hat von August 1934 bis Mitte März 1935 direkt und indirekt 4,3 Milliarden Francs Kredite zunächst zu 4¼, neuerdings zu 5¼% zur Verfügung gestellt. Die Banken nahmen daneben aber unentwegt weiter 6—8% Zinsen, die Verzinsung der Staatsanleihen schwankte zwischen 6 und 7%.

Doch sehen wir ganz davon ab, daß nicht einmal das Teilziel der Zinssenkung erreicht wurde. Wichtiger ist: Preissenkungen lassen sich bekanntlich von Seiten der Notenbank durch Diskont- (Zins-) erhöhung erzwingen. Rasche Diskonterhöhungen können die Inanspruchnahme von Kredit zur Unterhaltung von Vorräten geradezu über Nacht unrentabel machen, also zum raschen Verkauf von Vorräten zwingen und damit zu einer raschen Preissenkung führen. Daß Kreditausweitung zur Preissenkung führt, hat man noch nicht erlebt. Es widerspricht jedem hier in Frage kommenden Satz der volkswirtschaftlichen Theorie. Das brauchte eine Regierung — bei dem allgemeinen Tiefstand des volkswirtschaftlichen Wissens — nicht zu hindern, ihre Kreditausweitung kühn als eine Deflationsmaßnahme anzupreisen. Sie wirkte aber natürlich inflationistisch.

Wir sehen: Deflation zur Vermeidung der Devalvation war zwar das viel im Munde geführte Stichwort der belgischen Regierungspolitik, aber nicht ihr Kennzeichen.

◆

Die Lage wurde für Belgien unhaltbar, als das Pfund im Frühjahr 1935 abermals absackte (vergleiche Nr. 14 der S. Z.). Da drohte die belgische Konkurrenzfähigkeit vollends verloren zu gehen. (Im März 1935 standen die englischen Großhandelspreise auf 59, die belgischen aber auf 67% ihres Vorkriegsstandes.)

Der Ministerpräsident Theunis fuhr nach Paris, fand aber bei der Vormacht des Goldblocks keine Hilfe. Die Engländer erhöhten vorsorglich ihre Stahlzölle zur Abwehr der steigenden belgischen Einfuhr, die für den Augenblick der Währungsabwertung erwartet wurde. Die Nervosität stieg. Trotz eines erheblichen Goldvorrats, durch den Mitte März noch 60 Prozent, im Augenblick der Abwertung immer noch 40 Prozent der belgischen Noten gedeckt waren, setzte eine starke Kapitalflucht ein. Die Regierung Theunis trat zurück, nachdem ihre Deflationspolitik offensichtlich gescheitert war. Die Regierung gab in einer Erklärung vor Kammer und Senat die Schuld daran der „nicht ausreichenden Opferwilligkeit". Damit hat sie zweifellos Recht, wenn sie dabei an jene Kreise dachte, die durch Einfuhrbeschränkungen und Kartellbildungen — mit Hilfe der ihnen willfährigen Regierung! — sich von Opfern möglichst fern hielten.

Die neue Regierung van Zeeland brauchte über die Abwertung eigentlich keine Entscheidung mehr zu fällen. Sie war bereits gefallen. Die Regierung überließ die Kursbildung nicht dem mehr oder weniger freien Spiel der Kräfte, wie das z. B. Großbritannien getan hatte, sondern verankerte die Währung sofort wieder am Gold, nur 28 Prozent tiefer. Damit trat also die lang aufgeschobene Devalvation an die Stelle der Deflation. Wie weit Belgien dadurch der Krisenüberwindung näher kommt, bleibt abzuwarten. Aus der inzwischen erfolgten keineswegs völlig freiwilligen Herabsetzung des Zinsfußes für die sämtlichen Staatsanleihen auf 4 Prozent darf man jedenfalls keine optimistischen Schlüsse auf den Stand der belgischen Wirtschaft, nicht einmal auf den tatsächlichen Stand des Zinsfußes ziehen.

Für die Ausfuhr werden sich zweifellos einige Erleichterungen ergeben. Sie werden im Zeitalter der Clearing-Verträge wahrscheinlich längst nicht so groß sein, wie man hoffte. Denn die Einfuhr nach Belgien wird ja durch die Abwertung gebremst; wenn aber diese Seite des Warenaustausches schrumpft, so schrumpft bei Clearing-Verträgen meist automatisch auch die andere, hier also die Ausfuhrseite.

Im Lande sind natürlich Preissteigerungen erfolgt. Man hörte von einer Brotpreissteigerung um 15 Prozent, von der Steigerung anderer Lebensmittelpreise bis zu 20 Prozent. Warten wir ab, wer sie tragen muß. Aus der Tatsache, daß Sozialdemokraten in die Regierung aufgenommen wurden, kann man fast schließen, daß die Absicht dahin geht, der Arbeiterschaft eine Senkung der Reallöhne durch Preissteigerung zuzumuten. Selbst wenn die sozialdemokratischen Arbeiter — im Banne des Dogmas, Planwirtschaft bei Sozialismus — sich durch die Aufstellung und wohl mindestens teilweise zu erwartende Durchführung von Arbeitsbeschaffungsplänen und durch die zahlreichen anderen planwirtschaftlichen Eingriffe der Regierung beruhigen lassen, wenn sie sich — konkret gesprochen — durch die Freude darüber, daß in den Banken jetzt staatliche Aufsichtsbeamte sitzen, für den Reallohnausfall entschädigt fühlen sollten, so hebt das doch die Wirkung der Reallohnsenkung auf den Konjunkturverlauf nicht auf. Sie bedeutet eine Schwächung der Massenkaufkraft und damit eine Krisenverschärfung oder doch mindestens eine Hemmung der irgendwie — etwa durch Steigerung der Rüstungslieferungen nach Japan und Abessinien — sich anbahnenden Konjunkturbelebung.

„Für die Arbeiter bedeutet das (die Erhöhung der Preise) möglicher Weise eine Senkung des Reallohnes. Die Gefahr der Komplikationen daraus wird für Belgien insofern gemildert, als gerade die Sozialdemokratie in der Devalvationsregierung besonders stark ist und die Arbeiterschaft geschlossen hinter dem Programm stehen soll." „Der deutsche Volkswirt", 5. April 1935

Die belgische Planwirtschaft

Das wirtschaftspolitische Programm der belgischen Regierung van Zeeland ist eine Art Planwirtschaft oder „dirigierte Wirtschaft", die entfernt an Roosevelts New Deal oder Nira erinnert. Vollzugsorgan ist ein „Office de Redressement Economique" (Orec), geleitet von den Ministern van Zeeland, van Isacker, Bovesse und de Man; die wichtigsten Maßnahmen sind: Bankenkontrolle (Monopolisierung des Kredits), Gründung einer reich dotierten Ausgleichskasse und Aufstellung eines umfassenden Arbeitsbeschaffungsprogramms.

Man behauptet, daß das belgische Regierungsprogramm unter dem Einfluß des Arbeitsministers Professor Hendrik de Man (der eine Zeitlang auch in Frankfurt gewirkt hat) zustandegekommen sei; es zeigt Ähnlichkeit mit seinem Wirtschaftsplan von 1933, der damals von den Gewerkschaften und der sozialistischen Partei gebilligt wurde. Nach der „Kölnischen Zeitung" handelt es sich dabei um die Errichtung eines „gemischtwirtschaftlichen Regimes" mit einem privatwirtschaftlichen und einem gemeinwirtschaftlichen Sektor. Der Letztere umfaßt u. a. die Kreditwirtschaft und die großen Schlüsselindustrien (Bergbau, Elektrizität, Schwerindustrie, Transportwesen). Zum privatwirtschaftlichen Sektor gehören Handwerk und bäuerliche Wirtschaft.

Zu viel Pfeffer

Die durch den Überfluß an Weizen schon schwer genug geprüfte Menschheit sieht sich plötzlich einer neuen Gefahr gegenüber: einer überreichlichen Pfefferernte. Man liest davon in der Meldung eines Handelsblattes aus London vom 23. Mai folgendes:

„In den Kreisen der Londoner Pfefferspekulation in Mincing Lane herrscht neue große Unruhe, die auf den Ausfall der neuen Pfefferernte, die im August und Oktober erwartet wird, zurückzuführen ist. Während man bisher angenommen hatte, daß die Ernte in Niederländisch-Indien 12 000 Tonnen weißen Pfeffer ergeben würde, wird nunmehr bekannt, daß mit einer Ernte von 17 000 bis 20 000 Tonnen und für schwarzen Pfeffer mit einer Ernte von 30 000 Tonnen zu rechnen ist. Die Spekulanten finden diese große Ernte „unerklärlich" und man befürchtet, daß sie zu neuen Schwierigkeiten im Pfeffer-Pool führen könnte. Unter dem Eindruck der großen Ernteziffern fiel der Preis für weißen Pfeffer unter 6 Pence für das Pfund."

Kompensationsgeschäfte

Nach Ausführungen von Reichsbankrat Dr. Eicke in der Berliner Unterrichtswoche für Reichsbankbeamte kauft Deutschland aus Südafrika und Argentinien ständig Wolle im Tausch gegen deutsche Fertigwaren. Brasilien liefert einen großen Teil des deutschen Baumwollbedarfs im Kompensationswege gegen deutsches Eisenbahnmaterial. Deutschlands Kaffeeversorgung ist durch Austauschgeschäfte mit Brasilien auf Jahre hinaus gesichert. Aus Chile bezieht Deutschland im Kompensationswege Salpeter und Kupfer, aus Mexiko Hanf, aus Bulgarien Tabak, aus Polen landwirtschaftliche Erzeugnisse, aus Spanien Felle und Häute gegen deutsche Fertigwaren, aus Norwegen Walöl gegen Schiffsreparaturen. Mit Österreich tauscht Deutschland Äpfel gegen Ruhrkohle, mit anderen Ländern Südfrüchte gegen deutsche Fertigwaren.

Deutschland hat in Tirol, Vorarlberg und Oberösterreich 270 000 Kilogramm Käse gegen Abnahme von deutschem Kunstdünger angekauft.

Bata will in Polen eine große Strumpffabrik eröffnen.

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben Anfang dieses Jahres mehrere Hunderttausend Tonnen russischer Kohle bezogen, deren Preis 30 bis 40 Prozent unter dem Weltmarktspiegel liegt.

Die Russen haben bei Automobillieferungen an die Türkei die billigste Konkurrenz — Ford — unterboten. Ihre Wagen sind in der Fabrik in Gorki (Nischni-Nowgorod) mit Fordlizenzen und nach Ford'schem Muster gebaut worden.

Die Türkei beabsichtigt von USA für 100 000 Dollar Werkzeugmaschinen zu beziehen.

Deutschland und Frankreich

In der letzten Nummer der S.-Z. (Nr. 21 vom 26. Mai) ist aus dem jüngst erschienenen Buch eines französischen Generalstabsoffiziers (Charles Gaulle, Vers l'armée de métier) eine bezeichnende Auslassung über das deutsch-französische Verhältnis wiedergegeben worden. Heute möge als Gegenstück eine Äußerung aus der Schrift eines deutschen Offiziers folgen; sie heißt „Die westliche Grenzfrage", und der Verfasser ist ein gewisser Helmuth von Moltke. D. Red.

Es ist eigentlich kläglich, daß wir nach einer zweitausendjährigen Nachbarschaft, nachdem wir so viele Schläge von den Franzosen empfangen und ihnen so viele wieder zurückgegeben haben, sie doch immer noch nicht dahin bringen konnten, sich über ihre wahre Stellung zu uns zu verständigen. Das Studium der Geschichte blüht in Frankreich wie bei uns, tausend Mittel und Wege des Verständnisses stehen offen, und doch herrscht bei den Franzosen so sehr die blinde Leidenschaft vor, daß sie sich absichtlich in eine Illusion hineinlügen und die Wahrheit zu sehen, auch in ihrem hellsten Tagesglanz, verschmähen.

Besonnene Erwägung, Vernunft, Gerechtigkeit und Billigkeit, die im Verkehr zweier so alter und so mächtiger Nachbarn stattfinden sollten, und die wir immer bereit sind, einzuhalten, werden von den Franzosen verschmäht. Nur Gewalt soll entscheiden; sooft sie anderer Meinung sind als wir, gleich schlagen sie an den Säbel. Rückwärts und vorwärts soll die Geschichte verschwinden vor der Leidenschaft des Augenblicks. Wie die Erfahrungen der Vergangenheit, so werden die Gefahren der Zukunft verachtet. Allem trotzend, stürzt sich die Begierde auf ihren Gegenstand, gleichviel wer dabei zugrunde gehen wird.

Es ist immerhin traurig, nach so vielen Erfahrungen und im Jahrhundert des klarsten Bewußtseins wieder die Finsternis roher, barbarischer Triebe und das Reich der unvernünftigen Gewalt hereindrohen zu sehen, selbst wenn wir stark genug sind, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Aber wer steht uns dafür, daß uns nicht irgendeinmal eine Schwäche anwandeln wird, daß wir nicht in Konflikte der inneren oder äußeren Politik geraten werden, wobei unsere Wachsamkeit und unsere Kraft erschlaffen? Was haben wir dann von einem Nachbar zu fürchten, der kein Recht anerkennt als die Gewalt und der sich nicht schämt, offen zu bekennen, daß er heute noch wie in den Jahrhunderten des Faustkampfes nur darauf lauere, uns einmal schwach, uneinig oder unachtsam zu finden, um uns aufs neue räuberisch anzufallen?

Unsere Aufgabe ist daher, wenn wir den alten bösen Nachbar nicht belehren können, wenigstens uns selbst unser gutes Recht vollkommen klarzumachen, im ganzen Umfange deutscher Nation zum Bewußtsein zu bringen. Keinem Deutschen darf es verborgen oder gleichgültig bleiben, daß, wenn Frankreich und Deutschland je miteinander abrechnen, alles Soll auf seiner, alles Haben auf unserer Seite steht. Nur wir haben an Frankreich zu fordern, was es uns widerrechtlich entrissen. Frankreich dagegen hat nichts von uns zu fordern, nicht ein Dorf, nicht einen Baum. Der Rhein ist, wie Arndt kurz und gut gesagt hat, Deutschlands Strom — nicht Deutschlands Grenze. Geht man vom historischen Recht aus, so ist alles, was Frankreich seit dem dreizehnten Jahrhundert an seinen östlichen Grenzen gewonnen hat, ein Raub an Deutschland gewesen, so sind alle burgundischen und lothringischen Lande unser altes, uns widerrechtlich entrissenes Eigentum, und wir hätten demnach noch weit mehr zu reklamieren als die Sprachgrenze. Geht man vom nationalen Standpunkt aus und macht die Sprache zur natürlichen Grenze der Nationen, so gehört uns der ganze Rhein mit seinem ganzen linken wie rechten Ufer, denn im ganzen Flußgebiet des Rheins wird seit vierzehn Jahrhunderten deutsch gesprochen; demnach hätte nicht Frankreich das linke Rheinufer von uns, sondern wir hätten von ihm Elsaß und Lothringen anzusprechen. Geht man endlich vom positiven Recht aus, wie es durch die letzten Verträge festgestellt ist, so hat Frankreich dadurch allerdings seinen unrechtmäßigen Besitz Lothringens und des Elsasses geheiligt, aber dieselben Verträge schließen Frankreich von jedem Anspruch an die übrigen Teile des linken Rheinufers aus . . .

Unsere Aufgabe ist ferner, den politischen Verstand, der nach und nach unter uns zurückzukehren scheint, nachdem wir ihn jahrhundertelang verloren hatten, immer besonnener und gründlicher auszubilden, d. h. alle Fragen des Tages, es mag um ein Prinzip oder um ein Partikularinteresse gestritten werden, aus dem höheren nationalen Gesichtspunkt anzusehen und über inneren Zwistigkeiten nie die auswärtige Politik zu vergessen. All unser Unglück hatte nur diese Ver-

---

Der Zauberer

Von German Gerhold

Der Mann stieg von seinem Maulesel und trat ins Haus.

„Selam aleikum", sprach er. „Wohnt hier vielleicht Mufti, der zaubern kann?"

„Aleikum selam", sprach Mufti. „Ich bin es selbst."

„Gepriesen sei Allah, daß mir vergönnt ist, dein Antlitz zu sehen", sagte der Fremde und band sein Maultier an eine Palme.

„Danke, gleichfalls", erwiderte Mufti verbindlich und geleitete den Fremden ins Haus.

Nachdem sie Sorbet und Mokka geschlürft hatten und bei der Wasserpfeife angelangt waren, beugte sich Mufti vor. „Doch nun zum geschäftlichen Teil", begann er. „Was, o Fremdling, wünschest du, daß ich dir zaubern soll? Seien es Teppiche, Kissen, seidene Stoffe oder sonstige Textilien, seien es prachtvolle Divans, geschnitzte Tischchen oder andere Artikel der Möbelbranche, oder seien es auch Lebens- und Genußmittel — ich kann dir mit allem dienen."

Der Fremde lauschte interessiert. Dann wiegte er nachdenklich seinen Kopf.

„Höre mich an, weiser Mufti", sprach er. „Der Weg ist weit bis zu jenem Lande, das meine Heimat ist. Hätte mir der Sinn lediglich nach dem Erwerb einiger der genannten Artikel gestanden, — ich wäre nicht selbst hergekommen, sondern hätte einfach nach deinem geschätzten Katalog per Post bestellt."

Verwundert sah Mufti auf. „Oh, so wäre also an die Tätigung eines Abschlusses nicht zu denken —? Wie bedauerlich."

Der Fremde sog gedankenvoll an der Pfeife. „Wer weiß? Vielleicht nein, — vielleicht ja. Wie Allah will."

Mufti sah den Fremden forschend an und seine Zunge netzte eifrig die Lippen, denn er war sehr geldgierig. „Welch ein Geheimnis funkelt hinter deinen Worten, edler Fremdling?" fragte er. „O lüfte es."

Der Andere tat noch einige Züge, dann hob er die Hand, um sie vielsagend sinken lassen zu können. „Nun gut, es geschehe nach deinem Begehr. Kurz gesagt: nicht nach Fertigprodukten steht mein bescheidenes Sinnen, sondern nach dem Produktionsgeheimnis selbst. Ich möchte es kaufen."

Mufti schien überrascht. Er zupfte nachdenklich seine Nasenspitze.

„Bedenke, o Mufti", fuhr der andere fort, „die große Entfernung bis zu meiner Heimat. Die teuren Frachten. Das Risiko der Transportgefahren. Wie manche Karawane ist unter die Räuber gefallen! Das alles stellt eine prozentuale Belastung dar, die Waren des täglichen Bedarfs nicht ertragen. Weder du noch ich ziehen Nutzen aus dieser Verteuerung, sondern nur die Spediteure und Zöllner, welche Allah den Schakalen zum Fraß vorwerfen möge."

„Deine geistreichen Worte in Allahs Ohr", erwiderte Mufti feierlich. „Wie war doch der Name des Landes, das deine Füße zu tragen für gewöhnlich die Ehre hat?"

„Es ist Dschiskojennistan, teurer Mufti, hinter den großen Bergen gen Morgen gelegen. Ein wildes Meer und reißende Ströme trennen es von dieser köstlichen Gegend. Als Absatzgebiet für deine Produktion erscheint es darum wenig geeignet."

„Klug ist deine Rede, o Fremdling, und sie geht ein wie mildes Olivenöl", erwiderte Mufti. „Abgeneigt wäre ich schließlich nicht, eine Lizenz für jenen Bezirk zu vergeben."

„Weisheit und Einsicht sprechen aus dir, verehrter Mufti", sprach nun der Fremde. „Was hättest du andernfalls von Dschiskojennistan —? Weniger als ein taubes Wanzenei. So aber bringt dir sein Dasein einen, wenn auch prozentual kleinen, so doch bei dem zu erwartenden Umsatz beachtlichen Nutzen."

„Nun ja", lächelte Mufti und schloß rechnend die Augen. „Besser ein Kamelexkrement für den Herd, als gar kein Kamel. Versuchen wir denn mit Allahs Hilfe zu einem Vertrag zu kommen. Ich liefere die Formeln und Anweisungen, welche die Geister zwingen, dir alle Waren herbeizuschaffen, die du dort zu verkaufen wünschest, und übernehme die Garantie für einwandfreies Funktionieren . . ."

Nachts um zwölf waren sie einig, und als in der Frühe der Mullah des Minaretts zum Gebet rief, sah er den Rücken des Fremdlings bereits in der Ferne.

◆

Bald kam aus anderen Ländern ein Zweiter, ein Dritter zu Mufti, mit gleichem Begehr wie der Erste; und Mufti brachte es nicht übers Herz, sich ein Geschäft aus der Nase gehen zu lassen.

Nach einiger Zeit aber kam eine Karawane mit ihrer vollen Ladung zurück, die Mufti mit eigenen Waren ins westliche Nachbarländchen geschickt hatte.

„Die Waren sind viel zu teuer!" rief der Führer der Karawane. „Der Markt ist versaut, denn weit billigere Produkte als die deinen sind aus dem fernen Osten nach dort gekommen!"

Mufti verwunderte sich. Doch alsbald zuckte er mit den Achseln, hieß die Kamele füttern und sandte sie ungesäumt auf den Weg nach dem Süden.

Allein auch von dort, sowie aus dem Westen und Osten kamen sie wieder mit gleicher Hiobsbotschaft zurück.

Mufti erblich. Er legte die Hände auf seinen Rücken und lief in finsterem Brüten durch die Gassen der Stadt.

Im Bazar aber stockte sein Fuß vor den Gewölben der Händler.

Die Augen traten ihm weit zum Kopfe heraus, als er die Warenauslagen näher in Augenschein nahm.

„Wie —?!" schrie er die Händler an und bebend wies sein beringter Finger auf die Buntheit der Dinge. „Sind das Waren, die ich gezaubert habe —?! O Allah! Skorpione lasse er euch in der Nase wachsen! Auch ihr also unterliegt den Verlockungen ausländischen Dumpings —?! Feuer möge brennen unter eurem Hintern! Ihr räudigen Hunde! Den Binnenmarkt lasse ich mir von euch denn doch nicht vermasseln!"

Sprachs und eilte direkt zum Palaste des Sultans.

Dieser hörte ihn an und lächelte müde. „Vergiß nicht, daß wir grundsätzlich Freihändler sind. Und dann: man lebt von den Zöllen, geschätzter Freund."

Da trat Mufti vor ihm zurück und tat einen schrecklichen Fluch. „Nie mehr, so wahr Allah allein Allah und Mohammed sein Profet ist, will ich auch nur eine Stecknadel noch, oder auch nur ein armseliges Streichholzköpfchen zaubern für dieses verruchte Land!"

„Wozu dieses Echauffement?" sprach der westlich orientierte Monarch. „Jeder Dritte bereits kennt ohnehin die Geheimnisse deiner Kunst."

„Weh mir! Ich bin ruiniert!" schrie Mufti und zerfranste sich seinen Bart.

„Glück aber uns und allen Kindern des Landes", erwiderte der Sultan und sein Blick wanderte träumerisch in die Zi-

gessenheit zur Quelle. Nur weil wir Deutschen untereinander haderten um Meinungen oder um Provinzialinteressen und darüber versäumten, unsere Grenzen nach außen zu wahren, konnten die Nachbarn uns berauben und schwächen.

Vieles ist geschehen, um die Wiederkehr so heilloser Zerwürfnisse in Deutschland für die Zukunft zu verhindern. Die deutschen Volksstämme hegen die frühere unvernünftige Eifersucht gegeneinander nicht mehr oder weit nicht mehr in dem Grade wie früher ... Nur der Streit um Meinungen und Überzeugungen, um Verfassungs- und Kirchenfragen ist noch lebhaft rege und seiner befriedigenden Lösung noch nicht nahe.

Ist es aber zuviel verlangt von einer so großen, alten, erfahrenen und gebildeten Nation wie die deutsche, wenn man ihr zumutet, sich nicht in sich selbst zu verfeinden, solange ihr noch so viele Feinde von außen drohen? Der Gegenstand, über den man sich verfeindet, sei, welcher er wolle, der Erfolg wird immer sein, daß jeder unserer inneren Zwiste vom Auslande zu unserem Verderben benutzt werden wird. Wir müssen uns selbst mitten im Frieden, immer wie ein großes Heer im Feldlager und im Angesicht eines mächtigen Feindes betrachten. In solcher Lage ziemt es uns nicht, aus welchem scheinbar sehr natürlichen und gerechten Anlaß es auch geschehe, uns einander selbst feindlich gegenüberzustellen. Wir müssen immer nur Front machen gegen den Feind von außen. Helmuth von Moltke (1841)

Oberst Lawrence

Es ist hier nicht der Ort, das Leben des Obersten Lawrence, der kürzlich bei einem Motorradunfall ums Leben gekommen ist, zu schildern. (Die Tageszeitungen haben ja ausführlich darüber berichtet.) Aber eine kleine Bemerkung ist vielleicht doch gestattet.

Wie stellen Sie sich einen Kenner und Erforscher orientalischer Sprachen vor? Sie denken sicher an ein altes Männlein, das über Büchern mit merkwürdigen Schriftzeichen sitzt und für Dinge außerhalb seiner Buchdeckel keinen Sinn hat. Nun, derartige Vorstellungen sind manchmal falsch. Lawrence (geboren 1888) war einer der besten Kenner der orientalischen Sprachen; er ging vor dem Weltkrieg in den Orient, um seine Studien zu vervollständigen, wurde aber in die Politik verschlagen und im englischen Geheimdienst verwendet. In erster Linie seiner Sprachkenntnisse, bald aber auch seiner politischen Fähigkeiten wegen. Und als dann der Krieg ausbrach, zeigte er sich bei der Organisierung des arabischen Aufstandes nicht nur als tapferen Soldaten, sondern auch als guten Feldherrn, nicht nur als guten Diener Englands, sondern auch als gerissenen Diplomaten, der mit den Fäden der Politik der Engländer wie mit denen der verschiedenen arabischen Fürsten sehr geschickt und selbständig zu spielen wußte. (Wer sein Buch „Aufstand in der Wüste", das den arabischen Aufstand bis zur Eroberung von Damaskus schildert, gelesen hat, weiß, was das in orientalischen Verhältnissen bedeutet.)

Nein, so haben wir uns einen Sprachgelehrten nicht vorgestellt. Bildung — diese Erfahrung haben wir zu oft gemacht — lähmt die Energie, und vollends Gelehrsamkeit können wir nur mit Unerfahrenheit in praktischen Dingen zusammenreimen. Aber eben deshalb ist Oberst Lawrence eine so interessante und sympathische Figur, weil sich in ihm Bildung und Tatkraft, theoretisches Wissen und praktische Geschicklichkeit, Gelehrsamkeit und diplomatische Schläue vereinigten, weil er (Platon möge mir verzeihen, wenn ich, vielleicht etwas übertreibend, sein Wort hier anführe) Filosof und König war.

Und noch etwas kommt hinzu. Politik verdirbt den Charakter, sagt man. Politiker können ihre Hände meistens nicht rein halten, nicht nur, weil sie um ihres Zieles willen oft die Gebote der privaten Moral übertreten müssen, sondern auch weil sie meistens von Menschen und Verhältnissen gezwungen werden, ihr Ziel ganz oder teilweise preiszugeben, aber dann trotzdem, sich selbst oder andere betrügend, an ihrer Stelle bleiben. Selbstverständlich ist auch Oberst Lawrence in dem Intriguengespinst der englisch-arabischen Politik nicht mit den zehn Geboten oder der Hausordnung eines Töchterpensionats durchgekommen — aber als er die Idee, für die er gekämpft hatte, verraten sah, da streikte er. Gewiß faßte er den arabischen Aufstand auch als ein Mittel zur Schwächung der Mittelmächte auf, aber er kämpfte zugleich mit innerster Überzeugung für die Schaffung eines einigen großarabischen Reiches; was der britischen Politik lediglich Propagandamittel zum Zweck war, das lebte in Lawrence als verpflichtende Idee.

Als der arabische Mohr seine Schuldigkeit getan hatte und gehen konnte, da kämpfte Lawrence nocheinmal einen schweren Kampf: er stritt als Einzelner für seine arabischen Freunde, mit denen er die Strapazen eines Wüstenfeldzuges durchgemacht und deren Vertrauen er gewonnen hatte, gegen die Interessen der britischen Reichspolitik; er nannte Verrat, was in London Politik und Patriotismus hieß. Und er unterlag natürlich; das großarabische Reich ist heute noch ein Traum.

Da zog sich Lawrence zurück. Er weigerte sich, die verlockendsten Angebote und Ehrungen anzunehmen. Er legte mit seinem Namen (er nannte sich statt Lawrence jetzt Shaw) zugleich alle militärischen Dienstgrade ab und diente als einfacher Soldat in der englischen Armee.

Vielleicht hat er dadurch gezeigt, daß er im Grunde eben doch kein Politiker war. Aber wir wollen darüber doch die menschliche Vornehmheit dieser Handlung nicht vergessen. Lawrence war das, was die Engländer einen Gentleman nennen, und vielleicht war er sogar das, was wir mit einem viel mißbrauchten Wort als „Held" bezeichnen. L. H.

Humus

Für den Landwirt ist die Bodenfläche, auf der er Nährpflanzen für Tier und Mensch anbaut, Produktionsmittel. Allerdings ein Produktionsmittel ganz eigener Art, gar nicht vergleichbar mit den Rohstoffen, Werkzeugen und Maschinen der Industrie; denn der Boden ist keine tote Materie, sondern ein aktiver Produktionsfaktor. Nach seiner mehr oder weniger großen natürlichen Lebendigkeit bemißt sich seine Güte (Bonität). Wenn man von „tauben" Böden spricht, so meint man, daß sie der poetischen Verklärung der „Mutter Erde" gar nicht entsprechen, daß sie aller üblichen Bearbeitung trotzen und jegliche Einsaat verkümmern lassen. Solche Böden lassen sich zwar auch heilen, aber es unterbleibt, weil sich die Aufwendungen nicht „rentieren".

Wenn man von guten Böden spricht, hört man oft das Wort „Humus-Erde", worunter der Laie auf jedem Fall fruchtbaren Boden versteht. In Wirklichkeit ist Humus nur ein Bestandteil des Bodens, wenn auch einer der wichtigsten; zur Fruchtbarkeit gehören auch noch andere Faktoren der Bodenbeschaffenheit. Genau genommen ist Humus die Bezeichnung für die organischen Verwesungsstoffe, die im Boden enthalten sind. Die eingepflügten Stoppeln der Halmfrüchte, das Kartoffelkraut, die abgestorbenen Pflanzenwurzeln und sonstige pflanzliche Abfälle, die auf dem Acker bleiben, sowie alle organischen Stoffe, die als Stalldünger auf den Acker gebracht werden, verwandeln sich in Humus und in weiterer Folge — durch die Tätigkeit von Bakterien und chemische sowie fysikalische Prozesse — in Pflanzennährstoff. Humus ist also nur ein Durchgangsstadium, sozusagen ein flüchtiges Element des Bodens, das immer wieder ergänzt werden muß, wenn der Boden lebendig bleiben soll.

Will man den Humusgehalt des Bodens feststellen, so nimmt man von verschiedenen Stellen des Ackers Erde, mischt sie durcheinander, trocknet sie gut aus, wägt sie und bringt sie in einem eisernen Behälter über ein scharfes Feuer. Ist die Erde ganz durchglüht, dann wägt man sie wieder. Die Differenz im Gewicht zeigt den Humusgehalt des Bodens an. Der Humus ist verbrannt, die anorganischen Stoffe sind zurückgeblieben. Hatte ich vor der Feuerprobe 1 Kilo Erde und nachher 40 Gramm weniger, so habe ich 4 Prozent Humusgehalt ermittelt.

In Urwaldgebieten, wo das Walten der Natur nicht von Menschenhand gestört wird, ergänzt sich der Humusgehalt des Bodens durch Absterben und Verwesen der Pflanzen und Tiere auf natürliche Weise: was die Natur hervorbringt, erhält sie im ewigen Kreislauf des Entstehens und Vergehens immer wieder zurück.

Der landwirtschaftliche Kulturboden aber verringert mit der Zeit seinen Humusgehalt in demselben Maße, als er nicht durch Stalldünger oder andere organische Stoffe (Latrine, Müll, Sägmehl, Waldspreu, Torfmull u. dgl.) ergänzt wird. Mit Kunstdünger kann der Humusschwund nicht aufgehalten werden. Diese Tatsache ist wichtig für die Beantwortung der Frage, ob der bäuerliche Familienbetrieb oder der landwirtschaftliche Großbetrieb die volkswirtschaftlich wertvollste Betriebsform ist.

Aus der Bedeutung der Humuswirtschaft für die Erhaltung der Bodenkraft ergibt sich ohne weiteres die des Stalldüngers. Ein Ersatz des Stalldüngers als Humusbildner kommt praktisch kaum in Frage — am allerwenigsten für den landwirtschaftlichen Großbetrieb. Man kann sich denken, daß die in der Nähe von größeren Städten gelegenen Bauernhöfe ihre im Winter müßig stehenden Arbeitstiere benutzen, um sich humusbildende Abfallstoffe aus Industriebetrieben (Gerbereien, Schlachthöfen usw.) auf ihre Äcker zu holen. Für die weitentlegenen riesigen Flächen der landwirtschaftlichen Großbetriebe kommt das schon der Transportkosten wegen gar nicht in Betracht, obwohl es diese Betriebe gerade am nötigsten hätten.

Der landwirtschaftliche Großbetrieb offenbart also auch auf dem Gebiet der Humuswirtschaft seine Schwäche und volkswirtschaftliche Minderwertigkeit. Die Viehhaltung, nach der Flächeneinheit gerechnet, ist im Großbetrieb viel zu gering und der zur Verfügung stehende Stalldünger völlig unzureichend, um den Humusschwund aufzuhalten und annehmbare Erträge zu sichern.

Der bäuerliche Familienbetrieb hingegen verfügt nicht nur über ungleich größere Mengen von Stalldünger, sondern auch über Reserven, die dem Großbetrieb verschlossen sind.

Aus alledem ergibt sich, daß die bäuerliche Siedelung nicht beim Großbetrieb Halt machen darf.

Bernhard Schildbach

Das deutsche Erbhofgesetz hat die obere Grenze für einen Erbhof (der nicht verkauft, nicht geteilt und nicht belastet werden kann) im allgemeinen auf 125 Hektar bemessen. Größere Betriebe werden vom Reichsernährungsminister nur ausnahmsweise als Erbhof anerkannt.

Eine solche Ausnahme ist jetzt im Landkreis Sondershausen zugelassen worden. Ein Gutsbesitzer hat dort sein Gut im Umfang von 800 Hektar so aufgeteilt, daß jeder der fünf Söhne einen Hof von 160 Hektar bekam; so daß also auf dem gleichen Boden statt eines „Landwirts" künftig fünf „Bauern" hausen werden.

Die hier zu Tage getretene und anerkannte Gesinnung scheint sonst bei Großgrundbesitzern nicht gerade häufig zu sein. Es läge im Interesse des Siedlungsgedankens, wenn das Sondershäuserner Beispiel Nachahmung finden würde.

Nocheinmal: Verdeutschungen

Ein Leser schreibt uns:

Die in Nummer 21 wiedergegebenen Einwendungen der Zeitschrift „Natur und Kultur" gegen technische Verdeutschungen des Verbandes technisch-wissenschaftlicher Vereine scheinen mir auf einem grundlegenden Irrtum zu beruhen.

Der Verfasser verwechselt offenbar „Wörter" mit „Begriffsbestimmungen". Wörter sind aber nur Zeichen, die gewohnheitsmäßig oder nach einem Übereinkommen Begriffe bedeuten. Wenn sich beispielsweise für Zentralheizung das Wort Sammelheizung einbürgern sollte, so ist Sammelheizung ein ganz guter Ersatz. Man kann dabei an den einen großen Ofen im Keller denken, worin die Leistung der früher üblichen kleinen Einzelöfen gleichsam „gesammelt" ist. Der Kritiker meint, es müßte „Verteilungsheizung" heißen. Hätte er recht, so dürften wir nicht mehr Tischler sagen, sondern so etwas wie „Holzgerätehersteller", denn Tischler machen nicht nur Tische sondern auch Schränke und anderes, der Schneider müßte zum „Kleidermacher" werden, denn ein Schneider schneidet doch nicht bloß, er näht auch. Für Radfahrer müßten wir Tretkurbelfahrmaschinenbenutzer sagen, denn Radfahrer wäre offensichtlich doch nur jemand, der ein einzelnes Rad auf ein Fuhrwerk lüde und damit losführe.

Es ist grundfalsch, von einem neuen Wort zu verlangen, daß es einen Begriff erschöpfend kennzeichne. Als Campe vor 150 Jahren das Wort Sternwarte für astronomisches Observatorium einführte, wurde er ausgelacht: „wartet man denn da auf die Sterne?" Trotzdem hat diese vortreffliche Neuschöpfung sich behauptet. Ähnliche Einwände kann man gegen jede neue Wortschöpfung erheben. Daher sind auch die üblichen Verhöhnungen von Wörtern wie Funkspruch oder Rundfunk sprachwissenschaftlich unhaltbar.

Schließlich ist es oft eine Glückssache, ob ein neues Wort sich einbürgert. Taugt es wenig, so hilft selbst das Beispiel der Behörden nichts (siehe „Bildstreifen", ein amtlicher Ersatz für das schöne „Film", in dem die deutsche Wurzel „Fell" steckt).

Andererseits werden oft ganz treffliche Verdeutschungen vom Verkehr nicht aufgenommen wie „Zellhorn", das Ersatzwort für das scheußliche „Zelluleut" (Celluloid).

Mir sind jedenfalls Funksprüche hundertmal lieber als Radiotelegramme, obgleich es Leute gibt, die mir klar machen wollen, daß Funken nicht sprechen können. Johannes Scherer

Bakterien

Der 1910 verstorbene Arzt und Forscher Robert Koch setzte einmal in einer Gesellschaft seiner Tischdame sehr eingehend auseinander, wieviel Bakterien und sonstige Unsauberkeiten an jeder Beere einer Weintraube klebten.

Äußerst sorgfältig wusch er jede einzelne in dem vor ihm stehenden Glas Wasser ab und demonstrierte damit, wie es auf solche Art möglich sei, sich vor allerlei Bazillen zu schützen.

Als er geendet hatte, lehnte er sich befriedigt zurück, nahm das Glas und trank es in einem Zuge aus.

---

kunft. „Nun kommt eine Zeit, in der niemand mehr Mangel leidet, denn in beliebiger Menge werden von nun an die Güter des Tagesbedarfs produziert werden."

Zu Mufti gewendet fuhr er dann fort: „Die Zeiten aber, in denen du und deinesgleichen allein den Vorteil genossen haben, sind für immer vorbei, — durch deine eigene Schuld!"

Da wich Mufti von hinnen und beschloß, seine Firma zu liquidieren, um sich künftig nebst etwas Gemüsebau ausschließlich dem Studium des Korans zu widmen.

Dogmenzwist

Ein Jesuit, der den Chinesen predigt: Ich sage es euch, meine lieben Brüder, unser Herr will aus allen Menschen Gefäße der Erwählung machen; es hängt nur von euch ab, Gefäße zu werden. Ihr braucht nur auf der Stelle alles zu glauben, was ich euch predige. Ihr habt euern Geist, euer Herz, eure Gedanken, eure Gefühle in eurer Gewalt. Jesus Christus ist bekanntlich für alle gestorben; die Gnade ist allen gegeben. Wenn ihr nicht die Reue habt, so habt ihr wenigstens die Zerknirschung; und wenn es bei euch an der Zerknirschung fehlt, so habt ihr ja eure eigene Kraft und die meinige.

Ein Jansenist (kommt herzu): Das lüget Ihr, Kind der Verdammnis! Ihr predigt hier Irrtum und Lüge. Nein, Jesus ist nur für einige gestorben; die Gnade ist nur wenigen gegeben; die Zerknirschung ist dummes Zeug; mit der Kraft der Cinesen ist es nichts; Eure Gebete sind Lästerungen; denn Augustin und Paulus ...

Der Jesuit: Schweige, Ketzer! Hebe dich weg, Feind des heiligen Petrus! Meine Brüder, hört nicht auf diesen Neuerer, der Augustin und Paulus zitiert! Kommet alle, daß ich euch taufe!

Der Jansenist: Nehmt euch wohl in acht, meine Brüder! Lasset euch nicht von der Hand eines Jesuiten taufen; ihr würdet in die unterste Hölle verdammt. Ich werde euch frühestens in einem Jahr taufen, wenn ich euch gelehrt habe, was die Gnade ist.

Der Quäker: Ach, meine Brüder, lasset euch nicht taufen weder von der Tatze jenes Fuchses, noch von der Kralle dieses Tigers. Glaubt mir, es ist besser, sich überhaupt nicht taufen zu lassen; so halten wir es. Das Taufen mag sein Gutes haben; aber man kann es auch ganz wohl bleiben lassen. Das einzig Notwendige ist, daß man vom Heiligen Geist beseelt ist; ihr braucht nur zu warten, er wird kommen, und dann versteht ihr in einem Augenblick mehr als diese Schwätzer euch in ihrem ganzen Leben sagen können.

Der Anglikaner: Ach, meine geistlichen Schäflein; was für Ungeheuer wollen euch da verschlingen! Meine lieben Schäfchen, wißt ihr nicht, daß die anglikanische Kirche die einzig reine ist? Haben unsere Schiffskaplane, die in Kanton ihren Punsch trinken, euch das nicht gesagt?

Der Jesuit: Die Anglikaner sind Abtrünnige. Sie haben unserem Papst abgesagt, und unser Papst ist unfehlbar.

Der Lutheraner: Euer Papst ist ein Esel; das hat unser Luther gesagt. Meine lieben Chinesen, pfeifet auf den Papst und auf die Anglikaner und auf die Jesuiten und auf die Jansenisten und auf die Quäker, und glaubet nur den Lutheranern; sprecht bloß die Worte aus in, cum, sub (aus den Formeln im Abendmahlstreit, d. Red.); und trinket vom besten.

Der Puritaner: Wir beklagen, meine Brüder, die Verblendung aller dieser Leute und die eure. Aber Gott sei Lob und Dank, der Ewige hat verordnet, daß ich nach Peking kommen sollte und an dem von ihm bestimmten Tag diesen Schwätzern das Maul stopfen; daß ihr auf mich hören sollt und daß wir alle miteinander das Nachtmahl morgens einnehmen; denn ihr sollt wissen, daß im vierten Jahrhundert der Zeitrechnung Dionysius des Kleinen ...

Der Muselmann: Ha! beim Tod Muhammeds! Was schwatzt ihr da alles! Wenn einer dieser Hunde sich noch einmal einfallen läßt zu bellen, so schneide ich ihnen allen die Ohren ab. Eure Vorhaut schenke ich euch; aber euch, meine lieben Chinesen, werde ich beschneiden; ich gebe euch acht Tage zur Vorbereitung. Wenn nachher sich noch einer von euch einfallen läßt, Wein zu trinken, so bekommt er es mit mir zu tun.

Der Jude: Ach, liebe Kinder, wenn ihr beschnitten sein wollt, so haltet euch lieber zuerst an mich; ich lasse euch Wein trinken soviel ihr wollt; aber wenn ihr so gottvergessen seid, etwas vom Hasen zu essen, der, wie ihr wißt, wiederkäut und keine gespaltenen Klauen hat, dann werde ich euch strafen mit der Schärfe des Schwerts, wenn ich der Stärkere bin, oder wenn ihr das vorziehet, werde ich euch steinigen, denn ...

Die Chinesen: Ah! bei Konfuzius und den fünf Königen! Haben diese Leute alle den Verstand verloren? Kommen Sie, Herr Verwalter des kaiserlich chinesischen Staats-Narrenhauses und sperren Sie diese armen Narren ein, jeden in eine besondere Zelle. Voltaire

Eine neue Zeitrechnung

Wir wissen zwar nicht sicher, ob Christus im Jahre 1 (vor oder nach seiner Geburt?) geboren ist, aber wir nehmen doch, da es sich nun einmal so eingebürgert hat, das fiktive Datum seiner Geburt als Nullpunkt unserer Zeitrechnung. Heute allerdings macht sich Opposition geltend: ein Ereignis, dessen Bedeutung gegenwärtig mehr als je umstritten ist, soll nicht Beginn unserer Zeitzählung sein. Man hat (wie ja auch in der S.-Z. schon berichtet worden ist) vorgeschlagen, wenigstens den Namen zu ändern und statt „nach Christi Geburt" zu sagen: „nach der Zeitwende". Aber damit wird die Bedeutung des Ereignisses ja eher noch unterstrichen. Es ist also nichts damit.

Eine andere Zeitrechnung dagegen ist schon über das Stadium des Vorschlags hinaus. In Ludendorffs Zeitschrift „Am heiligen Quell deutscher Kraft" findet man Familienanzeigen folgender Art. „Hoiho! Heute ist bei uns ein junger Heide angekommen ... Am 3. Lenzing 1926 nach Teutoburg". Hier wird also der erste Sieg der Germanen über Rom im Jahre 9 nach Christi Geburt als Ausgangspunkt der Zeitrechnung angenommen.

Man wird freilich auch dagegen einiges einzuwenden haben. Aber einen Vorteil hat diese neue Datierung: die Umrechnung ist ziemlich einfach; man muß nur dreimal auf drei zählen können.

Literatur

Helmuth von Moltkes Abhandlung „Die westliche Grenzfrage", aus der in dieser Nummer einige Abschnitte zitiert werden, ist im Jahr 1841, also vor 94 Jahren, im ersten Jahrgang der vom Verlag J. G. Cotta herausgegebenen „Deutschen Vierteljahrsschrift" erschienen. Sie ist mit einer Einleitung von Ernst Niekisch im Jahr 1929 vom Widerstands-Verlag als Broschüre neu herausgegeben worden (Preis 1,70 Mark).

Voltaires dramatisierter „Dogmenzwist" stammt aus den „Dialogues"; das Stück ist Sakmanns Voltaire-Auswahl („Was sagt Voltaire?", Band 40 von Kröners Taschenausgabe, Preis gebunden 2,50 Mark) entnommen.

Handwerksburschen

Wenn in unserer Jugend der „Handwerksbursch" an die Tür klopfte und in den Gang trat, um seine Gabe in Empfang zu nehmen, oder in der Küche einen Teller Suppe bekam, dann hielten wir uns am Rock der Mutter fest und schauten ängstlich auf den struppigen Mann mit den zerschlissenen Hosen, dessen Sprache wir oft kaum verstanden und der hie und da auch etwas merkwürdig roch. Allmählich aber lernten wie die unheimlichen Gesellen kennen und gewannen manchen guten, immer wiederkehrenden Bekannten unter ihnen.

Das waren die „Handwerksburschen" unserer Kinderjahre. In Wirklichkeit waren es Bettler, Tippelbrüder, Kunden, Landstreicher oder wie man sie heißen will, jedenfalls keine Burschen, die als Handwerker durchs Land zogen, um bald bei diesem bald bei jenem Meister eine Zeit lang zu arbeiten, wie es ihre Namensvettern in früheren Jahrhunderten getan hatten. Der Handwerksbursche hat sich gewandelt, und die Schneider- und Schlossergesellen, die ehedem durch halb Europa von Werkstatt zu Werkstatt walzten, würden sich wundern, wenn sie gesehen hätten, welche Gestalten wir Kinder als „Handwerksburschen" bezeichnet haben.

Heute sucht man nun wie bei andern Sitten so auch beim Wandern der Handwerker altes „Brauchtum" wiederherzustellen. Tausend junge Handwerker (oder, modern ausgedrückt, gelernte Arbeiter) haben kürzlich die Berechtigung zum „Wandern" erhalten und sind auf die Walze gegangen. Sie sollen wie ihre Kollegen von früher auf den Landstraßen von Stadt zu Stadt, von Betrieb zu Betrieb wandern, Land und Leute kennen lernen und sich in ihrem Beruf weiterbilden. Der „Handwerksbursche" auf der Straße soll nicht mehr ein Bettler sein, sondern wieder das, was das Wort eigentlich sagt: ein junger Handwerker.

Nun werden sich wohl auch die Urheber dieses Planes nicht der romantischen Illusion hingegeben haben, man könne das Rad der wirtschaftlichen Entwicklung einfach zurückdrehen und jeden jungen Handwerker durch Deutschland ziehen lassen. Schon bei der verhältnismäßig kleinen Zahl von tausend, die auf die Wanderung geschickt wurden, scheinen sich Schwierigkeiten ergeben zu haben; die Wandernden sind offenbar nicht überall freundlich aufgenommen worden, so daß Ermahnungen der oberen Stellen notwendig wurden. — Nun, das wird sich ja wohl mit der Zeit machen, und für manchen Handwerker wird die Zeit der Wanderung von Nutzen sein. Aber die Bedeutung, die es früher einmal hatte, wird das Walzen heute nicht mehr erlangen.

Voraussetzung für das einstige allgemeine Wandern der Handwerksgesellen war nämlich das patriarchalische Verhältnis zwischen Meister und Gesellen, und zweitens: ein Unterangebot von Arbeitskräften.

Über das Verhältnis von Meister und Gesellen braucht man nicht viel zu sagen. Der Geselle gehörte zur Familie; der Meister war früher selbst Geselle und auf der Wanderschaft gewesen, kannte die Nöte der Gesellen also aus persönlicher Erfahrung und war wohl manches Mal bereit, einen Gesellen in der Familie zu behalten, auch wenn gerade keine Arbeit da war. Ein solches Verhältnis läßt sich nicht oder nur ausnahmsweise wiederherstellen. Immerhin kann guter Wille manches bessern.

Noch wesentlicher aber ist die zweite Voraussetzung. In früheren Zeiten konnte jeder einigermaßen tüchtige Geselle darauf rechnen, daß er, wenn er auf die Walze ging, und nicht gerade Krieg im Lande war, immer wieder Arbeit fand, wenn vielleicht in einer Stadt einmal nicht, dann in der nächsten. Es war eben damals so, daß, nach der Formulierung Oppenheimers, immer zwei Unternehmer einem Arbeiter nachliefen und nicht, wie in der modernen Wirtschaft, zwei Arbeiter einem Unternehmer. Das ist der eigentliche Grund für die verhältnismäßig große Freizügigkeit der Handwerksgesellen von ehedem. Heute sind wir, trotz den großen Erfolgen der Arbeitsschlacht und trotz Arbeitermangel in manchen Branchen, leider aufs Ganze gesehen noch nicht so weit (siehe vor allem die Zuzugssperre in vielen Städten).

Deshalb wird es wohl heute nicht möglich sein, daß eine größere Zahl von „Handwerksburschen" auf die Walze geschickt wird. (Womit, wie oben schon erklärt, nicht gesagt ist, daß nicht für eine kleinere Zahl das Wandern eine Quelle großen Nutzens für Beruf und Leben sein kann.) I. G.

•

Das heutige Wiederaufleben des Wanderns der jungen Handwerker geschieht für sie unter Sicherungen, die es ehedem nicht gegeben hat. Der alte Handwerks-Brauch soll ja nicht in der Form wieder eingeführt werden, daß die Gesellen ziel- und planlos in die Welt ziehen, sondern es soll ein Austausch von jugendlichen Arbeitskräften stattfinden, etwa so, daß Gesellen aus Stettin in Ulm auf ihrem Handwerk Arbeit bekommen und umgekehrt Ulmer Handwerker nach Stettin gehen. Es werden also Arbeitsplätze ausgetauscht. Die Gesellen setzen sich aber nicht in die Eisenbahn, um das deutsche Vaterland im Flug zu durchreisen, sondern sie wandern. So einige dreißig Kilometer täglich ziehen sie als „Handwerksburschen" durchs Land: mit einem festen Reiseziel. Das Junghandwerk soll dabei das Vaterland in seinen verschiedenen Teilen kennen lernen und sich besonders auch mit den verschiedenen Arbeitsweisen eines bestimmten Handwerks vertraut machen.

Auf der Wanderschaft konnte einer schon früher Land und Leute, „die Welt", zweifellos am besten kennen lernen. Wandernde Gesellen gab es infolgedessen nicht nur im Mittelalter sondern bis weit hinein ins letzte Jahrhundert; sie sind überhaupt nie ganz verschwunden, wenn auch ihre Zahl mit dem Aufkommen der Fabriken und der neuen Verkehrseinrichtungen im Lauf der Entwicklung immer kleiner geworden ist.

Das Besondere am Wandern der Handwerksgesellen war im Mittelalter und teilweise bis zur Einführung der Gewerbefreiheit — 1869 — der Wanderzwang. In Zunftstatuten des 14. Jahrhunderts, die jahrhundertelang Geltung behielten, wurde bestimmt, daß jeder Geselle auf die Wanderschaft zu gehen hatte. Man wollte damit erreichen, daß die Kunstfertigkeit der Handwerker draußen in der Welt möglichst weite Verbreitung finde und daß der Geselle, wenn er nach der Wanderschaft wieder in die Heimat zurückgekehrt war, hier verwerte, was er draußen hinzugelernt.

Das war der erste Beweggrund für die Einführung des Wanderzwangs. Dazu kam aber später noch ein andrer: die an einem Ort ansässigen Meister, die in den Zünften das Regiment führten, wollten mit dem Wanderzwang verhindern, daß sich die Gesellen schon früh selbständig machten. Die Zahl der Betriebe sollte nur langsam oder auch gar nicht vermehrt werden. Vom Wanderzwang befreit — daraus geht am deutlichsten die Absicht hervor, durch diesen Zwang den Wettbewerb am Platze einzuschränken — waren diejenigen jungen Handwerker, die in ein bestehendes Geschäft heirateten, sei es, indem sie eine Meisterswitwe oder eine Meisterstochter nahmen.

•

Nach der Aufhebung des Zwangs zum Wandern — es gab übrigens vereinzelt auch Handwerkszweige ohne Wanderzwang, ja mit einem Verbot des Wanderns, weil gewisse Handwerksgeheimnisse nicht weiter verbreitet werden sollten — hörte das Wandern der Handwerksgesellen, die „freie Burschenlust", keineswegs auf. Die gelernten jungen Handwerker blieben unter denen, die die Landstraßen bevölkerten, noch lange in der Mehrheit, wenn auch zu allen Zeiten andere Elemente hinzukamen. Im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten nach der Reformation ist zu den wandernden Handwerksgesellen eine Menge sonstigen fahrenden Volkes gekommen; auch die Scholaren, Schüler und Studenten, waren häufig als Wandernde auf der Landstraße anzutreffen.

Seines romantischen Schimmers ist das Gesellenwandern im kapitalistisch-liberalistischen Zeitalter im Laufe der Zeit immer mehr entkleidet worden. Eine gewisse Ordnung kam schließlich in das Wanderleben durch die gewerkschaftliche Unterstützung, die in vielen Berufen an die Stelle des einstigen „Geschenks" trat; viele Wanderer wurden hiedurch davor geschützt, sich mit Betteln durchbringen zu müssen. Die überwältigende Mehrheit der Arbeiterschaft, im Handwerk wie in der Industrie, wollte aber schließlich vom Wandern nichts mehr wissen.

Wer die Schicksale wandernder Junghandwerker aus der Zeit der Sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kennen lernen will, lese die Lebenserinnerungen des im Jahr 1897 verstorbenen Politikers Grillenberger, der einst als Schlossergeselle Deutschland, Österreich und die Schweiz durchwanderte und der die Licht- und Schattenseiten des Wanderlebens der damaligen Junghandwerker lebendig zur Anschauung gebracht hat.

Sehr zu begrüßen beim Wiederaufleben des alten Handwerksbrauchs ist die planvolle Fürsorge, die jetzt den Wandernden zuteil wird. Freilich, die Hauptverkehrsstraßen werden die Gesellen wohl meiden. Der Autoverkehr von heute und frohe Wanderburschen — das geht nicht gut auf einer Straße zusammen. Wenig befahrene Straßen sind nicht immer leicht zu finden; aber für eine Wanderschaft, auch wenn das Ziel zum voraus bestimmt ist, kommt es ja nicht so sehr darauf an, ob dieses ein paar Tage früher oder später erreicht wird. ×××

Zwei indische Pilger, Mukchand und Bhikamal, haben soeben eine Pilgerfahrt von Neu-Delhi nach Badrinath bei Srinagar im Himalaya angetreten. Sie werden die etwa 880 Kilometer lange Strecke auf dem Bauche kriechend zurücklegen und gedenken etwa 8 Monate zu brauchen.

Jugend gestern und heute

Dr. E. W. Koch, Stadtmedizinalrat in Leipzig, hat seit 1918 die Schuljugend auf Wachstum, Größe und Gewicht untersucht und veröffentlicht nun seine Ergebnisse („Die Wachstumskrise der deutschen Jugend" im Archiv für soziale Hygiene und Demographie, Bd. 8, Heft 6).

Danach sind von 1918 bis 1922 die Schulkinder in Leipzig (und in andern deutschen Städten war es sicher ebenso) unter dem als „normal" festgesetzten Gewicht- und Größenmaß geblieben. Dann aber setzte eine auffallende Besserung ein, die bis 1930 dauerte. Die Kinder waren 3,4 bis 6,8 Zentimeter größer und 1,4 bis 5,5 Kilogramm schwerer als „normal", die Schülerinnen 3,4 bis 6,2 Zentimeter größer und 1,3 bis 6,5 Kilogramm schwerer. Die Schüler der höheren Lehranstalten sind durchweg größer und schwerer als ihre Altersgenossen in den Volksschulen.

Nun, das ist alles eigentlich selbstverständlich: wenn man hungert (wie 1918 bis 1922), erreicht man nicht das selbe Gewicht wie wenn man sich satt essen kann; durch reichliche Ernährung kann man zwar wahrscheinlich nicht die Rasse, aber das Erscheinungsbild des Einzelnen verbessern.

Nicht so leicht zu erklären ist eine andere Beobachtung, die Dr. Koch gemacht hat: mit 15 Jahren sind die Schüler der höheren Lehranstalten heute um 7,8 Kilogramm schwerer als das vor dem Weltkrieg für dieses Alter aufgestellte Normalgewicht angibt; das Wachstum der männlichen Schüler ist heute mit 15 bis 16 Jahren beendet und bei beiden Geschlechtern tritt die Geschlechtsreife wesentlich früher ein als es bei den Eltern der heutigen Schuljugend der Fall war.

Dr. Koch erklärt das damit, daß die leichtere Kleidung der Luft besseren Zutritt zum Körper läßt, was die innere Sekretion fördert; außerdem weist er auf die Ausbreitung von Turnen und Sport und auf die gesündere Ernährung (mehr Obst und Gemüse) hin.

Das Denkmal

Als ich im Ländchen Lobesam
zur Residenz gepilgert kam,
bot sich mir groß in Bronze dar,
der einstmals Karl der Kühne war.

Noch fleischern, hat er hier gehaust;
Jahrhunderte sind hingebraust —
er steht mit seinem runden Bauch
und herrscht nicht mehr ... und wieder auch.

Und wieder auch zwingt er die Tram,
die drei Jahrhundert' nach ihm kam,
mitsamt den blinkenden Geleisen
ihn weit im Bogen zu umkreisen.

Und dennoch kommt vielleicht die Zeit
und ist vielleicht sogar nicht weit,
da Kühnere nicht ferner säumen,
auch Karl den Kühnen fortzuräumen.

Peter Scher

Kosmos-Chemie

Astrologie ist nicht jedermanns Sache. Die einen glauben daran, die andern nicht. Manche halten den Beweis „für das zweifelsfreie Zurechtbestehen des Astroweistums" schon dadurch für erbracht, daß sich „Wechselwirkungsereignisse geschichtlichen Charakters (Astro-Historionomie) sogar diagrammatisch in ihrer streng periodisch geregelten Ursache- und Wirkungsfolge erkennen und belegen lassen".

Manche sind freilich auch da noch skeptisch. Und so unternimmt es die Zeitschrift „Der Seher" (Nr. 10) in einem Artikel „Das kosmo-chemische Prinzip in der Astrologie" einmal lediglich kosmochemisch vorzugehen, „um das Zurechtbestehen der Astrologie vollgültig" zu belegen. „Ausnahmslos alle Gesteine", heißt es da u. a., „bilden chemische Elementarkörper, welche, in Form von Geistkraft, ihre ureigentliche „Wesensart" in das Universum hineinstrahlen. Der Sinnzweck der Erschöpfung des Kosmos seitens der Gottheit liegt im Leben. Leben ist, schon rein prinzipiell gesprochen, die Wesensäußerung aller kosmischen Lebewesen. Und dazu gehört einfach alles innerhalb der grenzenlos-unendlichen Allnatur. Denn, wie es uns jetzt auch die modernste Wissenschaft, die Atiko-Atomistik, beweist, ausnahmslos alle Materie ist durchkraftet, also durchgeistigt. Anders wäre Leben ja auch gar nicht möglich. Alles steht miteinander und untereinander in plansinnvoll „wechselwirkender" Abhängigkeitsverbundenheit. Ohne Sonnenlicht und -wärme, als Geistkraftstrahlung, überhaupt kein Leben auf unserem Planeten Erde ...

Folglich entspricht es auch nur reinster Naturgesetzlichkeit, daß die „Wesensart"-Strahlung der gesamten Gestirne im Augenblick einer Menschgeburt dessen sowohl fysische als psychische (körperliche und geistseelische) Besonderheit „gestalten" müssen. Ist, angenommen, der Uranus gerade vorherrschend in seiner Wirkung (Wassermanntypen), so formt eben der Uranus die organische und geistseelische „Eigenart" vorherrschend. Folglich reagiert dieser Wassermanntyp dann aber auch „prinzipiell" besonders stark, und zwar zu allen Zeiten, auf die sich aus der Uranidität ergebenden „wechselwirkenden" Strahlungen ..."

„Es genügt also", sagt das Blatt, „im Prinzip, durchaus zur Genüge, das Zweckbestehen der Astrologie von der kosmochemischen Warte aus, und zwar restlos zweifelsfrei, belegen zu können."

Es genügt, wahrhaftig. ojc

Kleinigkeiten

Politische Moral. Nach der „Selbsthilfe" hat der argentinische Staatspräsident Justo ein Gesetz zur Hebung der politischen Moral angekündigt. Um das Vertrauen des Volkes zu den argentinischen Parteigruppen zu heben, müsse man „ihm Mittel an Hand geben, Männer zu suchen, die sein Fühlen zu deuten wüßten, keine leeren Versprechungen machten und konkrete Ziele verfolgten".

Beschwerde. „News Chronicle" berichtet, amerikanische Journalisten hätten sich bitter darüber beschwert, daß sie auf der Fahrt nach Stresa vom Speisewagenpersonal aus dem Wagen gewiesen worden seien, „weil der englische Premierminister MacDonald mit seiner Begleitung allein zu speisen wünsche".

Wiederholter Sieg. Die Stadt Görz am Isonzo hat den Jahrestag des Eintritts Italiens in den Weltkrieg mit einem großen kriegerischen Schauspiel gefeiert, in dem unter dem Donner der Geschütze acht Centurien der faschistischen Miliz die Stadt nocheinmal eroberten, um schließlich nach dem „Platz des Sieges" zu marschieren.

Überflüssig. Die Mechanisierung der Bürobetriebe der Bank von England mit Hilfe von Buchungsmaschinen aller Art hat zur Folge gehabt, daß auf einmal nicht weniger als tausend Angestellte ihre Kündigung erhielten.

Moderner Einsiedler. In einem Wald in der englischen Grafschaft Surrey lebt seit zwei Jahren ein Einsiedler. Er unterscheidet sich von früheren Kollegen dadurch, daß er einen Vierröhrenapparat in seine Höhle montiert hat.

Zeitgemäß. In einigen Londoner Schulen ist das Fernsprechen als Unterrichtsfach eingeführt worden. Die Schüler sollen dabei außer der bloßen Technik des Telefonierens auch Geduld und Selbstbeherrschung lernen.

Das Überschwein. Schweinezüchter aus Yorkshire haben auf einer Ausstellung Schweine vorgeführt, die bis zu zehn Zentner Gewicht erreichen können.

Briefkastenfrage. In der „Oberhauser Zeitung" fragt eine Gattin: „Mein Mann hat ein sehr schönes Geweih, welches durch Alter schmutzig geworden ist. Wie kann man dasselbe reinigen?" (Wie wäre es, ihm ein neues anzuschaffen?)

Persönliches. Bei einer Lotterie, die in Kapstadt veranstaltet wurde, bestand ein Teil der Gewinne darin, daß der Gewinner zehn Minuten lang persönliche Mitteilungen durch das Radio geben konnte. Nach dem achten Privatsprecher protestierte die Sendeleitung und löste die übrigen 90 Gewinner mit Geld ab.

Wettbewerb. Die „Leipziger Neuesten Nachrichten" veröffentlichen ein Bild von einem „Wettbewerb in Baby-Wickeln" in Chikago, an dem eine Anzahl Mütter und auch ein glücklicher Vater teilnahmen. Die Siegerin brauchte 29 Sekunden.

Amerikaner gesucht. Der „Fridericus" hat in einem großen deutschen Blatt dieses Inserat entdeckt: „Ostpreußisches Bauernmädel, groß, blond, 28 Jahre, möchte auf diesem Wege einen wohlhabenden Herrn (Amerikaner) kennen lernen zwecks späterer Heirat. Zuschriften mit Bild ..."

Armes Kind. Die sechsjährige Filmkünstlerin Shirley Temple in Hollywood muß sich zur Erledigung ihrer Post eine Sekretärin halten. Sie bekommt jede Woche etwa 4000 Briefe (meist von Kindern), die sie selber noch gar nicht lesen kann.

Sympathische Leute. In England hat sich ein „Bund der Freunde wilder Blumen" gebildet, um der Ausrottung schöner wildwachsender Blumen zu steuern und die sonntäglichen Ausflügler zu schonender Behandlung zu erziehen.

Bausünden. Die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 265) meldet: „In Schöningen (Braunschweig) soll ein „Sündenregister des Stadtbildes" angelegt werden. Ein Ausschuß wird planmäßig Straße für Straße durchgehen und alle Mißstände mit den Straßenanwohnern besprechen. Dann will man versuchen, in gemeinsamer Arbeit Abhilfe zu schaffen."

Beton. Das württembergische Landesamt für Denkmalpflege führt mit Recht Klage darüber, daß neuerdings in den Weinbergen mehr und mehr die alte Natursteinmauer von der Betonmauer verdrängt werde, die fremd und hart aus dem Gesamtbild herausfällt; auch die schlechten Formen der neuerrichteten Weinberghäuschen werden beanstandet.

Watzmann gerettet. Seit 1927 bestand der Plan, den Watzmann, den zweithöchsten Gipfel Bayerns, durch eine Bergbahn zu verschandeln. Dank dem Widerstand der bayrischen Vereine für Heimatschutz und Naturpflege ist dieser Plan jetzt endgültig aufgegeben worden.

Denkmäler gefällig? Die Stadt Columbus in Ohio will eine große Anzahl Denkmäler versteigern, die in den zwanzig Jahren vor dem Weltkrieg aufgestellt wurden, jetzt aber nicht mehr beachtet werden und durch ihre Pflege unnötige Kosten verursachen.

Neue Eiszeit? Nach Beobachtungen der Byrd-Expedition rückt das Eis der Antarktis jedes Jahr eine englische Meile gegen den australischen Kontinent vor. Auch die Gletscher in Europa und Zentralasien sollen auf dem Vormarsch begriffen sein.

Seltsamer Zufall. Die „Berliner Illustrierte Nachtausgabe" meldet: „Es gibt in Berlin 813 576 männliche und 909 150 weibliche ledige Personen. Die Verheirateten halten sich mit rund 1 040 000 die Waage."

Auf Pfingsten empfehlen sich Erholungssuchenden: Haus Marquard, Allensbach am Bodensee (3,50 Mark); Haus auf dem Fohrenberg in Meersburg (4,70 Mark); Haus Klaiber in Roßwangen bei Balingen (3 Mark).

Wenn nun der Frühling seine Boten sendet, die Lerchen und die Quellen und die Blumen, und wenn die warmen Wolken fliegen und die Knospen brechen, und Nachts die Nachtigallen unter den Sternen ziehen, und die Nächte gehen und die Tage kommen, und weiße Blüten durch den blauen Himmel weben und auf Blumen niederflattern, und blau und warm der Himmel ist und grün und warm die Erde, und das Leben glänzt wie eine Sonne und das Sterben schimmert wie ein Mond: so glaubt der Mensch, nun komme der Lenz. Aber schon vorübergeflattert ist er.

Jean Paul

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 81); Telefon 240 18, Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 1. Quartal 1935: 4150

Stuttgart, 9. Juni 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 23

Planwirtschaft

Auch der Begriff Planwirtschaft ist, wie der umfassendere des Sozialismus, nicht eindeutig und allerlei Mißverständnissen unterworfen.

Als er kurz nach dem Kriege zum erstenmal auftauchte, wurde er gerne als eine Art dezenter Bemäntelung für das unbeliebte Wort Sozialismus verwendet; und daher mag es rühren, daß heute noch manche Leute meinen, beides sei ungefähr dasselbe.

Nun wird zwar eine sozialistische Wirtschaft kaum ohne das Merkmal der Planmäßigkeit denkbar sein; aber eine Planwirtschaft ist an sich ebensogut mit kapitalistischem als mit sozialistischem Vorzeichen möglich.

Es geht auch nicht an, jeden Eingriff des Staates in das Wirtschaftsleben, nur weil er ein bestimmtes Ziel verfolgt und die private Willkür beschneidet, ohne weiteres als „planwirtschaftlich" zu bezeichnen, wie dies in neuerer Zeit oft geschieht.

Versuchen wir einmal, den Begriff Planwirtschaft seines schlagwortmäßigen Charakters zu entkleiden. Dies hat Werner Sombart in seiner kleinen Schrift „Die Zukunft des Kapitalismus" so treffend und erschöpfend getan, daß es für uns alle nützlich sein wird, ihm dabei zu folgen, auch wenn wir ihm in Einzelheiten vielleicht nicht immer voll zustimmen werden.

„Planwirtschaft", sagt Sombart, „steht im Gegensatz — nicht notwendig und ohne weiteres zu freier Individualwirtschaft, sondern — zu wilder, chaotischer, ungeordneter, plan- und sinnloser Wirtschaft, natürlich vom Gesichtspunkt der Gesamtwirtschaft eines größeren Kreises wirtschaftender Menschen aus gesehen, innerhalb dessen es unzählige wohlgeordnete Einzelwirtschaften geben kann. (Das Zeitalter des Kapitalismus ist ja gerade durch den auffallenden Widerspruch zwischen der auf die Spitze getriebenen Planmäßigkeit in der Einzelwirtschaft und der Planlosigkeit der Gesamtwirtschaft gekennzeichnet.) Richtiger würde man deshalb vielleicht von geordneter, gestalteter, „gezähmter", sinnvoller Wirtschaft sprechen, die man auch als organische Wirtschaft bezeichnen mag, wenn man sich bewußt bleibt, daß man damit den Sachverhalt in einem Bilde ausdrückt ... (In Wirklichkeit ist eine Volkswirtschaft kein Organismus, auch wenn sie geordnet ist.)

... Eine echte Planwirtschaft muß das Merkmal der Umfassendheit tragen, oder wie wir auch sagen können (und trotz dem Fremdwort doch noch lieber sagen wollen, d. Red.): das der Totalität. Das will sagen: Planwirtschaft liegt nur dann vor, wenn sich die Planung auf die Gesamtheit der Wirtschaften und wirtschaftlichen Vorgänge innerhalb eines größeren Kreises bezieht. Diese Gesamtheit muß als ein geschlossenes Sinngebilde gedacht werden, dessen sämtliche Teile sinnbestimmt und sinnbezogen sind. Üblicherweise unterscheiden wir in der wirtschaftlichen Welt: Produktion, Zirkulation, Distribution und Konsumtion. Auf alle diese Bereiche, vor allem auch die Konsumtion, muß sich die Planung erstrecken. Teilplanung ist ein Widerspruch in sich, ebenso wie Teil-Rationalisierung. Nur wenn die Vorgänge auf sämtlichen Gebieten des Wirtschaftslebens in ein sinnvolles Verhältnis zueinander gebracht werden, hat man das Recht, von einer geordneten Wirtschaft, also einer Planwirtschaft, zu sprechen. Organisatorisch wird es ohne einen obersten Planungsrat in jeder Volkswirtschaft nicht abgehen.

Man muß sich nun aber von solch einer Totalplanung auch keine übertriebenen Vorstellungen machen und wähnen, daß uns nun jeder Löffel Suppe, den wir essen, planvoll zugeteilt werden müßte. Planung ist keine Kontrollierung, keine Bindung in allen Fällen. Zur Planung kann auch ein Freigewährenlassen gehören. Und es wird in jeder Totalplanung genug Indifferenz- und somit Freizonen geben, namentlich im Bereiche der Konsumtion, innerhalb deren jeder tun und lassen kann was er mag ...

Ein anderes Merkmal, das eine vollkommene Planwirtschaft aufweisen muß, ist die Einheitlichkeit; das heißt: die Planung muß von einer Stelle ausgehen ... Die Stelle aber, von der die Planung zu erfolgen hat, kann offenbar bei dem heutigen Stand der Dinge keine internationale Einrichtung ... sein. Vielmehr kommt als solche zentrale Instanz ... nur die nationale Einheit in Betracht, die im Staate ihren Ausdruck findet. Planwirtschaft muß also ... Nationalwirtschaft sein.

Ich möchte hier einer falschen Vorstellung, die sich leicht mit dem Begriffe der Planwirtschaft verbindet, entgegentreten: als ob die Bestimmungsfreiheit des einzelnen, sei es Produzenten, sei es Konsumenten, erst durch eine Regelung des Wirtschaftslebens von einer Stelle aus aufgehoben würde, während sie bis dahin in vollem Umfange bestanden hätte. Dem ist nicht so. Vielmehr werden sich nur die Instanzen ändern, von denen unsere freie Entschließung eingeschränkt wird, und nur zum Teil wird diese in ihrem Umfange eingeschränkt werden. Denn völlig frei ist auch heute weder der Produzent noch der Konsument. Jener wird bestimmt durch die Anforderungen des „Marktes" einerseits, durch die Konkurrenz anderseits. Dieser aber findet sich, sofern nicht schon heute der Staat oder die Sitte regelnd eingreifen, in einer Zeit wie der unsrigen in einer fast völligen Abhängigkeit von Erfinder und Unternehmer. Denn erzeugt werden ja nur die Dinge und kommen auf den Markt, die mit Gewinn hergestellt werden können. Ob der Konsument sie mag oder nicht, bleibt sich gleich. Etwa vorhandene Widerstände in der Verbraucherschaft werden durch allerhand sinnreiche Mittel überwunden. Was nützt es mir, wenn ich ein Freund etwa der Pferdedroschken oder der Ofenheizung oder des stummen Films bin? Mir bleibt doch nichts übrig als Automobile oder Zentralheizung oder Tonfilme zu „konsumieren" oder — die passive Resistenz ..."

Als drittes Wesensmerkmal der Planwirtschaft, das ebenfalls notwendig mit ihrem Begriff verbunden sei, nennt Sombart die Mannigfaltigkeit. Er versteht darunter Verschiedenes zusammen: 1. Ziel und Richtung der Planung werde nicht überall schematisch gleich sein, sondern verschieden, je nach der Größe des Wirtschaftsgebiets, nach der Dichte der Bevölkerung, nach der gesellschaftlichen Struktur des Landes, nach Volkscharakter, Kulturniveau und Geschichte. 2. Die Planwirtschaft sei auch nicht an bestimmte Wirtschaftssysteme gebunden. Je komplizierter die Wirtschaft eines Landes ist, desto reicher müsse seine Apparatur sein. Auch inmitten der heutigen kapitalistischen Wirtschaft bestünden ja noch Reste der alten bäuerlichen Eigenwirtschaft, der Gutwirtschaft, der handwerklichen Wirtschaft weiter. Sombart sagt sehr hübsch, dieses Hinzukommen neuer Wirtschaftssysteme zu den alten sei „mit einer Fuge zu vergleichen, in der auch immer eine neue Stimme auftritt, ohne daß die früheren weiterzutönen aufhören ... Private Eigenwirtschaft und Marktwirtschaft und kollektive Bedarfsdeckungswirtschaft werden da sein; Bauern- und Guts- und Handwerkswirtschaft werden da sein; Genossenschafts- und Staats- oder Gemeinwirtschaft werden da sein. Und ganz gewiß wird auch die kapitalistische Unternehmung mit weitgehender Selbstverantwortung ihrer Leiter nicht fehlen, denn es wird immer noch und immer wieder zahlreiche Aufgaben des Wirtschaftslebens geben, die am besten in kapitalistischer Form gelöst werden können ... Ja selbst die Konkurrenz, wenigstens in der Gestalt der Leistungsonkurrenz, braucht nicht ausgeschlossen zu sein, sie muß nur in den Gesamtplan sinnvoll eingefügt werden ..."

Schließlich wird eine „gute Planwirtschaft" nach Sombart auch in den Mitteln ihrer Durchführung mannigfaltig sein müssen. Sie erstrecken sich von der moralischen und erzieherischen Beeinflussung bis auf den autoritativen Eingriff des Staates und den ausgesprochenen Zwang (Verstaatlichung ganzer Wirtschaftszweige, Verbot gemeinschädlicher Unternehmungen). Die Mittel der Planwirtschaft werden also keine neuen sein, sondern nur solche, die auch heute schon im Gebrauch sind. „Wir wenden alle die Maßnahmen schon heute an, die wir auch in der Zukunft anwenden werden. Was diese von der Gegenwart unterscheiden wird, ist nur eine kleine Kleinigkeit — der Gesamtplan. Ohne diesen gibt es keine Planwirtschaft, das heißt also keine sinnvolle Wirtschaft ... Die Mannigfaltigkeit ihrer Ziele, Formen und Mittel in Ehren: ohne Totalität und Einheitlichkeit bleiben sie ein wirrer Haufen disparater Dinge, bleiben sie ein Chaos. Nur wenn alle drei ... Bestandteile einer „Planwirtschaft" gewährleistet sind, kann diese die Volkswirtschaft zu einem Kosmos gestalten."

× × ×

Feudalkapitalismus

In einem Aufsatz „Der japanische Kapitalismus" in der Zeitschrift „Volk im Werden" schreibt Karl Casper u. a.:

„Der Kapitalismus Europas hat vor seiner Entstehung alle feudalen Kräfte als antikapitalistische Größen überwinden müssen. England hat im 17. und 18. Jahrhundert Bauern mit Schafherden vertrieben und so dem englischen Industrialismus den Weg bereitet. Deutschland hat im 19. Jahrhundert durch seine liberale Bauernbefreiung gegen den Geist Steins tatsächlich das Land von Bauern befreit und den ostelbischen Großgrundbesitz gefördert und damit über die Landflucht die deutsche Verstädterung und Industrialisierung ausgelöst. Der Kapitalismus der Vereinigten Staaten hat irrationale Bindungen durch feudale Prinzipien nie gekannt.

Japan hat dagegen die feudale Grundlage als prokapitalistische Größe auswerten können. Die agrare Basis gibt neben der geringeren Entlohnung die Möglichkeit, patriarchalische Bindungen für die kapitalistische Entfaltung auszunutzen. Die niedrige Stufe der Lebensfristung der japanischen Bauern ist bedingt durch die allgemeine Bodenknappheit (Volk ohne Raum) und durch die Übervölkerung (Volk im Überfluß) sowie durch die hohen Steuern und Pachtsätze (hohe Abgaben). Auf dieser Basis ist der japanische Industrialismus aufgebaut. Volk im Überschuß gibt überschüssige Arbeit an die Industrie, und Volk ohne Raum mit drückenden Pachtabgaben macht die Industriearbeit verlockend. Die Vorherrschaft der Textilindustrie in Japan bringt aber nur vorübergehend für ledige Arbeiterinnen eine Lösung. Diese Arbeiterinnen sind eine fast unerschöpfliche Größe. Die patriarchalische Bindung der Familie kann als Zwang eingesetzt werden und wird so die Verlängerung des japanischen Agrarelendes und die Unterlage für den japanischen Kapitalismus. Das Agentensystem der Anwerbung und die langfristige Vertragsbindung mit wirtschaftlichen Existenzbürgschaften sind die technischen Mittel des japanischen Arbeitsmarktes. Dieser feudale Unterbau des japanischen Kapitalismus ist eigentlich nur mit dem europäischen Frühkapitalismus zu vergleichen, jenem Kapitalismus, der sozusagen der feudalen Agrarwirtschaft aufgepfropft ist. Die besondere japanische Eigenart ist hier das Ineinanderspielen der beiden Wirtschaftssysteme."

Kleine Chronik

Die Reichsregierung hat in einem an die englische, die französische und die italienische Regierung gerichteten Memorandum um Aufklärung darüber gebeten, wie sich der russisch-französische Beistandspakt mit den Verpflichtungen aus dem Locarno-Vertrag vereinbaren lasse.

Die Reichsregierung hat der englischen Regierung den Entwurf eines Luft-Locarno-Paktes übergeben, ebenso die von der englischen Regierung erbetenen Erläuterungen zur Reichskanzlerrede vom 21. Mai 1935.

Am 3. Juni haben in London deutsch-englische Flottenbesprechungen begonnen.

In Frankreich hat die Kammer der Regierung Flandin die geforderten Vollmachten zur Verteidigung der Währung und zur Sanierung der öffentlichen Finanzen nicht bewilligt und sie gestürzt. Ein von dem bisherigen Kammerpräsidenten Bouisson gebildetes Kabinett, dessen Finanzminister Caillaux die selben Vollmachten verlangte, ist von der Kammer mit zwei Stimmen Mehrheit gestürzt worden. Darauf ist der Minister des Äußern Laval und nach ihm der Marineminister Piétri mit der Regierungsbildung beauftragt worden.

In der Schweiz hat am 2. Juni das Volk ein von gewerkschaftlichen Kreisen veranlaßtes Volksbegehren, das die Beendigung aller Deflationsmaßnahmen und dafür planmäßige Arbeitsbeschaffung, Entschuldungsmaßnahmen und Zinssenkung, Kontrolle des Kapitalmarkts und der Kartelle fordert, mit 425 000 Ja-Stimmen gegen 566 000 Nein-Stimmen verworfen.

Die für Anfang Juni geplante Donau-Konferenz ist auf den Herbst verschoben worden.

Silber

Von Fritz Werkmann

In Mexiko ist der Silberpeso ausschließlich gesetzliches Zahlungsmittel. Er enthält 12 Gramm Feinsilber. Für 100 USA-Dollar bezahlt man 350 Silberpesos.

Machen wir die — allerdings inmitten der Krise etwas kühne — Annahme, die Zahlungsbilanz zwischen den USA und Mexiko sei im Gleichgewicht und der Kurs des Silberpesos, gerechnet in USA-Dollars, sei schon lange ungefähr derselbe. Wie könnte man dieses Gleichgewicht stören?

Dazu eignete sich vortrefflich die Erklärung eines hinreichend kapitalkräftigen Aufkäufers: „Ich kaufe Silber zu 30 Dollar das Kilo." Da würden mexikanische Kaufleute fieberhaft rechnen: Für 350 Silberpesos bekomme ich 100 Dollar. 350 Silberpesos enthalten 350 × 12 = 4200 Gramm Silber. Wenn ich für 4,2 Kilo Silber 100 Dollar bekomme, so bekomme ich für 1 Kilo Silber 23,80 Dollar. Jener Aufkäufer zahlt mir aber 30 Dollar. Hin zu ihm mit so viel Silber, wie irgend möglich! — Das Silber würde also dahin auswandern, wo man mehr Dollars dafür bekommt. Der mexikanischen Währung würde damit der Boden unter den Füßen weggezogen.

Sie meinen, nur ein Dummkopf, der die Zusammenhänge nicht durchschaut, würde in dieser Art als Aufkäufer von Silber auftreten? — Wir werden sehen.

•

In fast ganz Asien, abgesehen von der Sowjet-Union und Japan, ist Silber das oder doch ein wichtiges Währungsmetall.

Nehmen wir an, seit Jahren bestehe das folgende Austauschverhältnis: 1 kg Silber = 1 Doppelzentner Baumwolle = 1 Tonne Eisen. Wenn sich dieses Austauschverhältnis zu Gunsten von Silber verschiebt, so werden Baumwolle und Eisen, in Silber gerechnet, billiger. Für den Doppelzentner Baumwolle und die Tonne Eisen braucht man denn z. B. nur noch 800 Gramm Silber zu geben. Wenn Silber das Währungsmetall ist, so braucht man also nur weniger Währungseinheiten, seien es nun chinesische Silberdollars oder persische oder arabische Silber-Rials, für Baumwolle, Eisen und andere Waren zu bezahlen. Das heißt: die Preise sind gefallen.

Eine solche „Deflation" hat die bekannten Wirkungen: Jeder, besonders jeder Kaufmann, stoppt seine Bestellungen, in der Hoffnung, sich später billiger eindecken zu können. Entsprechend den Bestellungen schrumpft die Produktion. Arbeiter werden entlassen. Ferner werden die Schulden, in Waren gerechnet, drückender. Um 1000 Silberdollar Schulden abzutragen oder zu verzinsen, müßte in unserem Beispiel ein Viertel mehr Baumwolle verkauft werden als bisher.

Wenn jener vorläufig nur ausgedachte Aufkäufer kapitalkräftig genug ist, um den Silberpreis international in die Höhe zu treiben, so hat er es also in der Hand, Asien in schwere Krisen zu stürzen.

Sie meinen, ein solcher Aufkäufer müsse entweder ein Erzdummkopf sein, jedenfalls weit dümmer als der durchschnittliche Sonntags-Zeitungsleser, oder aber ein Erzfeind Asiens? — Wir werden sehen.

•

In den USA sind am Silber zwei sehr verschieden große Personengruppen interessiert:

1. eine Handvoll Silberproduzenten. Das sind nicht nur die Eigentümer der Silbergruben, sondern auch die Produzenten von Kupfer und Blei, weil bei ihnen Silber als „Abfallprodukt" anfällt. Diese Produzenten bedauerten es natürlich, daß die Unze Silber (zu 31,1 Gramm) z. B. Mitte 1934 nur noch 45 Cents wert war, während sie früher ein Mehrfaches gekostet hatte. Ihr Interesse am Steigen des Silberpreises ist klar. Neben diesen Interessenten steht

2. ein wirrer und großer Haufen von Bimetallisten. Das sind Menschen, denen man eingeredet hat und die sich gegenseitig einreden, der Währung müßten zwei Metalle (Bi = zwei) zu Grunde liegen. Zur Brechung der heutigen „Goldknechtschaft" müsse neben das Gold wieder „wie in den guten alten Zeiten" das Silber treten. Die Golddecke sei zu knapp geworden, man müsse sie durch Silberbeimischung strecken. Solche Bimetallisten gab es z. B. auch in Deutschland Ende des vorigen Jahrhunderts, als Großagrarier und andere Großschuldner ihre Schuldenlast durch Warenpreissteigerungen erleichtern wollten und ganz richtig erkannten, daß sich ihre Preissteigerungswünsche bei Goldwährung nicht so leicht verwirklichen ließen. In den USA ist nun heute ein so riesiger Goldvorrat vorhanden, daß auf ihm auch bei reiner Goldwährung jede praktisch in Frage kommende Kreditausweitung aufgebaut werden könnte. An so harten Tatsachen pflegen sich aber derartige Volksbewegungen nicht zu stoßen. Auch volkswirtschaftliche Gesetze pflegen von ihnen ignoriert zu werden. Und so wurde in den USA kühn agitiert: wenn unser Schatzamt Silber als Währungsgrundlage kauft, so steigt der Silberpreis; dadurch wird die Kaufkraft all der Länder gehoben, deren Währung auf Silber aufgebaut ist: diese Länder können uns dann mehr Waren abkaufen. Gerade dieser Agitationspunkt machte viele amerikanischen Farmer zu Bimetallisten. Denn sie wissen nicht, wie sie ihre Ernte los werden sollen, und wissen sehr wohl, daß in Ostasien gehungert wird. Was liegt also näher, als die Kaufkraft in Ostasien dadurch zu steigern, daß der Silberpreis in die Höhe getrieben wird?

Die Sache hat nur einen Haken: volkswirtschaftliche Gesetze werden durch Ignorieren nicht unwirksam.

•

Die Vorstellung beginnt!

Der Kongreß der USA beschloß im Juni 1934 auf Vorschlag des Präsidenten Roosevelt ein Silberankaufsgesetz. Die Regierung erhielt in ihm den Auftrag, Silber zu kaufen, bis die metallische Notendeckung zu einem Viertel aus Silber und zu drei Vierteln aus Gold besteht. Das ist sicher einer der größten Kaufaufträge der Weltgeschichte. Selbst wenn man den Preis von 1,29 Dollar für die Unze Silber — die alte Silberparität — zu Grunde legt, sollten 1,6

Milliarden Unzen (über 50 Millionen Kilo) Silber gekauft werden.

Die amerikanische Regierung begann Silber zu kaufen zu 50 Cents die Unze.

Aus China strömte das Silber nur so heraus. Die chinesische Regierung versuchte, sich gegen die drohende Deflation zur Wehr zu setzen durch Erhebung eines Ausfuhrzolles für Silber. Der gut organisierte Schmuggel brachte trotzdem riesige Silbermengen außer Landes.

Die amerikanische Regierung fuhr trotz chinesischer Proteste fort, Silber zu kaufen. Sie kaufte nicht viel, aber genug, um eine Atmosfäre zu schaffen, in der die Spekulanten Gewinne witterten. Der Marktpreis für Silber stieg in New York auf 61 Cents. Die Regierung kaufte Silber zu 64,5 Cents.

In der zweiten Dezember-Hälfte sanken die Silbervorräte in Schanghai von 450 auf 262 Millionen Unzen. Die indischen Reserven betrugen noch 339 Millionen Unzen. Die jährliche Weltproduktion betrug 180 Millionen Unzen; sie läßt sich bei hohen Preisen leicht auf 200—250 Millionen Unzen steigern. Aber: das amerikanische Schatzamt brauchte Ende 1934 zur Erfüllung seines Auftrages noch 1120 Millionen Unzen Silber!

Der Marktpreis stieg vorübergehend auf 81 Cents. Zur Zeit pendelt er um 75 Cents. Im April setzte die Regierung ihren Ankaufspreis auf 77,11, schließlich auf 77,5 Cents herauf. Man rechnete nunmehr fest damit, die Regierung würde nicht aufhören zu kaufen, ehe der Preis von 1,29 Dollar erreicht wäre.

Mexiko kam in die Gefahrenzone. Bei 81 Cents war der „Schmelzpunkt" für mexikanische Silberpesos fast erreicht, d. h. der Punkt, wo es lohnend wurde, das mexikanische Silbergeld einzuschmelzen und nach den USA zu verkaufen. Auch die mexikanische Regierung ergriff Abwehrmaßnahmen. Die Silberausfuhr wurde verboten. Die alten mexikanischen Pesos wurden zum Umtausch in Papiergeld und Kupfermünzen innerhalb eines Monats aufgerufen. Wir verfügen über keine Statistik darüber, wieviele Mexikaner die Silberdollars behalten haben, um ihren Silberinhalt später teurer verkaufen zu können!

In Peru und Guatemala war die Entwicklung ähnlich.

Indien wird bei einem Silberpreis von 98 Cents in die Gefahrenzone einrücken. Bei ihm wird es lohnend, Rupien einzuschmelzen und nach den USA zu schicken. Die indische Regierung überlegt, was sie — außer Protesten an die USA — tun soll. Ein Ausfuhrzoll würde zunächst nützen. Sobald aber der lockende Kursgewinn bei einer weiteren Silberpreissteigerung groß genug geworden ist, würde der Schmuggel einsetzen. — Sie überlegt ferner, ob sie die heute umlaufenden Silberrupien durch minderwertigere ersetzen soll. Sie ist sich völlig klar, was dann in Bezug auf die Rupien geschehen wird: die alten Münzen würden von den Eigentümern eingeschmolzen und nach den USA verkauft; die gesamte Regierungsreserve würde gerade ausreichen, um Indien mit minder wertvollen Silberrupien zu versorgen. Wie aber wird die Wirtschaft dabei weiter laufen? Daß sie sich bei dem dann einsetzenden Mißtrauen der Bevölkerung in den normalen Bahnen halten lassen wird, ist so gut wie ausgeschlossen.

◆

Was soll die amerikanische Silberpolitik, deren internationale Fernwirkungen jeder Fachmann voraussehen mußte?

Ist Roosevelt wirklich nur der Spielball der Silberinteressenten und der Bimetallisten?

Wir maßen uns nicht an, die Frage heute schon endgültig zu beantworten, was hier mehr im Spiele ist, Mangel an volkswirtschaftlicher Einsicht oder Mangel an moralischen Qualitäten. Wahrscheinlich mischt sich beides. In welchem Verhältnis, wird sich kaum je genau feststellen lassen, um so weniger, als die Beteiligten meist nicht offen sagen, was sie denken.

Ein seltener Fund sei hier jedoch zum Schluß verzeichnet, eine Äußerung, die nicht auf Dummheit schließen läßt — die volkswirtschaftlichen Gesetze werden in ihr in geradezu unheimlicher Weise beachtet — und in der diejenigen, die sich äußern, offenbar sagen, was sie denken. Sie findet sich im Organ der Industrial Peace Union of the British Empire (der industriellen Friedens-Liga des Britischen Weltreichs) im Januar 1934 und lautet: Man habe die durch den niedrigen Silberpreis ausgelöste Entfaltung der industriellen Kräfte Chinas mit wachsender Befürchtung verfolgt. Ein höherer Silberpreis wäre geeignet, die erwachende Exportkraft Chinas noch rechtzeitig zu unterdrücken.

Die Welt wird lange brauchen, um die nachteiligen Wirkungen dieser einzigartigen Staatsintervention (der Silberankaufspolitik der USA) zu überwinden. Der Laie staunt vielleicht über das geringe Maß von Klugheit (? F. W.), mit dem zuweilen die Wirtschaft regiert wird. Im internationalen Sprachgebrauch freilich nennt man solchen Dilettantismus heute Planwirtschaft. Nicht alle Planwirtschaft ist so abenteuerlich wie diese, doch gibt es zahllose Fälle von ähnlich undurchdachten (? F. W.) Manipulationen, die nur wegen ihrer geringeren Ausdehnung weniger Aufmerksamkeit finden, obwohl ihre grundsätzliche Bedeutung eine ganz ähnliche ist.

„Frankfurter Zeitung", 10. Mai 1935

Die Silberfrage wird mit einer internationalen Währungskonferenz enden, und das ist es gerade, was Roosevelt will. Diese Konferenz wird mit einem Abkommen über die Annahme des Bimetallismus in der ganzen Welt enden.

Ein Mitverfasser des Silberankaufsgesetzes der USA

Was steckt dahinter?

Otto Lautenbach schreibt in der „Schule der Freiheit" (Nummer vom 12. Mai) über die „Fernwirkungen der amerikanischen Silberpolitik" auf die Silberländer China, Indien und Mexiko (in denen etwa die Hälfte der Menschheit lebt!) u. a.:

„... Wir wissen zu genau, welches Interesse die USA-Hochfinanz an Kapitalmärkten hat, auf die es die im eigenen Lande auf den Zinsfuß drückenden Kapitalangebote abwälzen kann ... Mexiko war schon immer eine Domäne der New-Yorker Bankiers und zwar wurden dort Methoden angewandt, die sich auch äußerlich kaum von denen der Straßenräuber unterschieden. Indien ist heute ein von England verteidigter und von Japan bestürmter Markt, vielleicht versuchen die Finanziers von den USA her auf diesem Wege einzudringen. Recht deutlich liegen aber die Verhältnisse in dem kapitalistisch noch wenig erschlossenen Riesenreich der Chinesen. Hier wird bestimmt darauf abgezielt, Notlagen zu erzeugen, und das Land anleihereif zu machen, um erstens die Zinsen zu kassieren und zweitens dem Geldstrom den Warenstrom nachsenden zu können.

Behalten wir diese Ereignisse im Auge, bedenken wir, daß die Festsetzung eines Silberankaufspreises in New York an die Grundlagen der wirtschaftlichen Existenz der Hälfte der Menschheit greift und wir erfassen, welch ungeheure Macht positiv und negativ in der Währungspolitik liegt."

Eine Million Wohnungen

Nach einer Darstellung von Dr. Stöckle in der „Landgemeinde" beläuft sich der „objektive Wohnungsbedarf" in Deutschland gegenwärtig auf rund eine Million Wohnungen. Der „subjektive" Bedarf, der von der finanziellen Leistungsfähigkeit der Wohnungsuchenden abhängt, sei „nicht ohne weiteres festzustellen". Immerhin könne man mit einem „vordringlichen Fehlbetrag" von einer halben Million Wohnungen rechnen. Am meisten begehrt sind Zweizimmerwohnungen mit Wohnküche.

Dr. Stöckle hält es für nötig, diesen vordringlichen Bedarf bald zu befriedigen; die Bauproduktion repräsentiere einen hohen Arbeitsbeschaffungswert, da sie fast allen Gewerben zu tun gibt. Wenn man für eine Wohnstätte durchschnittlich 5000 Mark rechne, so ergebe sich aus dem vordringlichen Wohnungsbauplan eine Bausumme von 2,5 Milliarden Mark.

In Deutschland sind 1934 insgesamt 319 439 neue Wohnungen gebaut worden (1932: 202 113). Trotzdem ist (wegen der starken Zunahme der Haushaltungen) der „Wohnungsfehlbedarf" gestiegen. Es gibt zurzeit in Deutschland 17 Millionen Wohnungen, von denen 3,4 Millionen nach dem 1. Juli 1918 erbaut worden sind.

Für den Bau der Reichsautostraßen sind (nach dem zweiten Jahresbericht der Gesellschaft Reichsautobahnen) bis jetzt 213 Millionen Mark investiert worden.

Reichsrichtzahl für die Lebenshaltungskosten im Mai: 122,8 (im April: 122,3).

Deutschland hat neuerdings größere Posten Baumwolle aus der Türkei importiert.

Damit die wirtschaftliche Zusammenarbeit der europäischen Staaten gefördert werde, ist in Wien unter dem Vorsitz des Grafen Coudenhove-Kalergi eine paneuropäische Wirtschaftszentrale gegründet worden.

Im südlichen Polen wird gegenwärtig der Anbau von Baumwolle versucht.

In Holland ist der Wirtschaftsminister Steenberghe zurückgetreten. Er ist für eine Devalvation nach dem Vorbild Belgiens eingetreten, aber im Kabinett mit dieser Forderung allein geblieben.

In der Tschechoslowakei hat der bisherige Ministerpräsident Malypetr eine neue Regierung gebildet, in der die Deutschen wie bisher durch einen Sozialdemokraten und ein Mitglied des Bundes der Landwirte vertreten sind. Die Sudetendeutsche Partei Henleins ist an der Regierung nicht beteiligt.

Roosevelt im Kampf

Monatelang hat Präsident Roosevelt einen zähen Kampf geführt, bis er die Industrie dazu brachte, die sogenannten „Codes" anzuerkennen. Diese Codes sind Vereinbarungen zwischen Unternehmern und Arbeitern, die Arbeitszeit, Lohnhöhe und sonstige Arbeitsbedingungen regeln; der genauere Inhalt ist bei jedem Industriezweig verschieden. Der Widerstand gegen die Codes ist teilweise von den Arbeitern, in erster Linie aber von den Industriellen ausgegangen, die sich durch derartige Abmachungen in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt fühlten. Schließlich aber ist Roosevelt doch Sieger geblieben; die Codes, das wesentlichste Stück seiner Nira-Politik, wurden allgemein anerkannt. Ob sie wirtschaftlich genützt oder geschadet haben, darüber gehen die Meinungen freilich auseinander; das wird sich nach verhältnismäßig so kurzer Zeit wohl überhaupt noch nicht mit Bestimmtheit entscheiden lassen. Jedenfalls aber hat die Einführung der Codes zunächst zur Beruhigung beigetragen, — bis jetzt infolge eines Urteils des Obersten Bundesgerichts neue Verwicklungen drohen. Dieses Urteil erklärt, die Codes seien auf verfassungswidrige Weise zustandegekommen, da das Parlament dem Präsidenten keine so weitgehenden Vollmachten übertragen dürfe wie die, auf die sich Roosevelt bei der Einführung der Codes gestützt habe.

Tritt jetzt in der Industrie der USA das Chaos ein? Ist der „Blaue Adler", das Symbol der Nira-Politik, wirklich abgeschossen, wie manche Zeitungen behaupten? So schlimm ist die Sache doch nicht. Zunächst scheinen die meisten Industriezweige bereit zu sein, die Codes freiwillig beizubehalten, und mit der Zeit wird dann Roosevelt ja wohl eine verfassungsmäßige Grundlage unterschieben können.

Aber das Urteil und das Drum und Dran ist trotzdem nicht unwichtig als Symptom dafür, daß die Politik Roosevelts immer noch (und neuerdings anscheinend wieder stärker) umkämpft wird. Man kann dafür auch noch einige andere Tatsachen anführen, z. B. den Konflikt um die sogenannte Patman-Bonus-Bill. Im Jahre 1917 wurde jedem amerikanischen Soldaten im Heimatdienst ein Dollar, im Kriegsdienst 1,25 Dollar pro Tag versprochen, zahlbar im Jahre 1945. Der durchschnittliche Wert der Forderungen der amerikanischen Soldaten an den Staat wird auf 400 Dollar, mit Zinseszinsen bis 1945 auf 600 Dollar geschätzt. Bei rund 2,75 Millionen Kriegsteilnehmern kann man sich leicht ausrechnen, welche Summe der amerikanische Staat im Jahre 1945 wird auszahlen müssen: rund 1,65 Milliarden Dollar. Die Nöte Roosevelts rühren nun allerdings nicht daher, daß er glaubt, 1945 diese Summe nicht bezahlen zu können, sondern daher, daß 1924 ein Gesetz die Beleihbarkeit der Ansprüche der Kriegsteilnehmer gestattete. Dadurch wurden die Bonus-Papiere der Veteranen ein Wertpapier, das im Kurs steigen oder fallen konnte und tatsächlich beträchtlich gestiegen ist, so daß der Gegenwartswert für 1935 schon etwa 2,2 Milliarden Dollar beträgt. Die Kriegsteilnehmer haben also ein gutes Geschäft gemacht, und damit die Sicherheit des Geschäfts ebenso groß wird, verlangen sie nun, daß die Bonus-Papiere heute schon eingelöst werden. Das ist die Forderung der Patman-Bonus-Bill.

Nachdem der Gesetzesentwurf im Senat und im Repräsentantenhaus angenommen worden war, legte Roosevelt sein Veto ein. Und nun begann erst der eigentliche Kampf, denn alle Gegner Roosevelts scharten sich um die Patman-Bill, vor allem die Befürworter einer Inflation (die Patman-Bill forderte nämlich, der Staat solle zur Beschaffung der notwendigen 2,2 Milliarden Dollar einfach die Notenpresse in Bewegung setzen). Dazu gesellte sich auch Pater Coughlin, der „Radio-Priester" aus Detroit, der, halb alttestamentlicher Profet, halb moderner Agitator, das Veto Roosevelts eine Aktion nannte, „die weiter nichts bezweckt, als die Aufrechterhaltung der Klassengesetzgebung im Interesse der Bankiers"; er rief die Exportindustrie zum Bündnis mit den Kriegsteilnehmern und zum Kampf gegen Roosevelt und die Bankiers auf.

Trotz dem parlamentarischen und außerparlamentarischen Widerstand beharrte Roosevelt, der fürchtete, nach der Annahme des Gesetzes könnten auch andere Bevölkerungsgruppen die Notenpresse für ihre Interessen beanspruchen, auf seinem Veto. Die Bonus-Bill mußte also im Parlament nochmals beraten werden. Das Repräsentantenhaus nahm die Bill nochmals an, der Senat dagegen trat mit knapper Mehrheit auf Roosevelts Seite. Es war ein Sieg Roosevelts, aber der Kampf hat seine Stellung wahrscheinlich doch erschüttert. (Roosevelt hat zur Abwehr des drohenden Unheils sogar einen revolutionären Akt gewagt: er ist, wohl als erster

Thomas Mann

Von Kuno Fiedler

Am 6. Juni ist Thomas Mann, der Dichter und Nobelpreisträger, sechzig Jahre alt geworden. Und überall in der Welt, wo man seine Bücher liest, in London und Paris, in Rom und Warschau, in Wien und Madrid, in New York und Tokio, hat man diesen Tag mit ihm gefeiert. Man hat ihn gefeiert, um seine Anteilnahme an dem Menschen und seine Bewunderung für den Künstler Thomas Mann zu bezeugen, aber gefeiert gewiß nicht in dem Sinn, als ob sein Schaffen nun in eine neue Epoche eingetreten oder als ob damit irgend ein Abschluß, irgend eine Wende für ihn erreicht wäre. Denn gerade auf ihn träfe das so wenig wie möglich zu.

Es hat sicher nicht viele Schriftsteller gegeben, auf deren Werke das jeweilige Lebensalter, in dem sie geschaffen wurden, einen derartig geringen Einfluß gehabt hätte wie auf Thomas Mann. Man könnte beinahe behaupten, daß er seit Beginn seiner öffentlichen Laufbahn bis zum heutigen Tage unverändert derselbe geblieben sei. Und „derselbe", — das hieße in diesem Falle: von der gleichen Meisterschaft der Form, der gleichen Tiefe der Erkenntnis, der gleichen Vornehmheit der Gesinnung.

Oder sind seine „Buddenbrooks" ein Jugendwerk? Kann man sagen, daß sein „Joseph" ein Alterswerk darstelle? Lassen sich bei ihm Werke der Reifezeit unterscheiden? Wer seine Bücher wirklich kennt, wird diese Frage verneinen.

Gewiß, da gibt es ein paar Novellen, die der Dichter sozusagen (oder wahrscheinlich sogar tatsächlich) noch auf der Schulbank geschrieben hat. Und die sind Anfängerleistung, — wenn auch sehr beachtliche. Mit dem ersten bei S. Fischer veröffentlichten Novellenbändchen „Der kleine Herr Friedemann" aber ist er schon ganz er selbst. Und mit seinem zweiten Buch, dem hanseatischen Kaufmannsroman „Buddenbrooks", wird er berühmt. Und dieser Ruhm ist innerlich so wohl berechtigt, so fest gegründet und so unabhängig von jeder Zufallsgunst des Zeitgeschmacks, daß er dreißig Jahre später dem Dichter den Nobelpreis und seinem Buche einen noch nie dagewesenen Welterfolg einträgt.

Vielleicht zählt seine Weltgültigkeit erst von diesem Augenblick an. Aber da sie sich im wesentlichen von einem Werke herschreibt, das nahezu den Beginn der Hervorbringungen des Dichters bezeichnet, so ist klar, daß sie nicht etwa als Erfolg irgend einer „Entwicklung", die er durchgemacht hätte, aufgefaßt werden kann.

Er hat sich in Wirklichkeit nicht entwickelt, sondern nur höchstens entfaltet. Das allerdings aber auf eine erstaunlich vielseitige Art und Weise.

Den „Buddenbrooks" folgen bei ihm die Novellen der „Tristan"-Sammlung, unter ihnen als schönste der unzerstörbare „Tonio Kröger". Und dann kommt der unglaublich anmutige realistische Märchenroman „Königliche Hoheit", in dem er gewissermaßen den letzten Duft und Zauber der ehemaligen deutschen Fürstenherrlichkeit aufgefangen hat. Es kommt das Renaissance-Drama „Fiorenza", es kommt die die Problematik des Meistertums behandelnde Novelle „Der Tod in Venedig". Und dann bricht der Krieg aus, der eine geschichtlich-aktuelle Arbeit über Friedrich den Großen und die umfänglichen „Betrachtungen eines Unpolitischen" anregt.

Nach dem Kriege aber wird die dichterische Arbeit wieder aufgenommen. Es erscheint die hintergründig humorvolle Tierstudie „Herr und Hund", es erscheint das Fragment der „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull", es erscheint die unvergleichliche Inflationsnovelle „Unordnung und frühes Leid", und es erscheint das unheimlich-tragische Reiseerlebnis „Mario und der Zauberer".

Und auf einmal ist auch der große Roman europäischen Charakters, der zweibändige „Zauberberg", eine Sanatoriumsgeschichte, die sich fast ohne Handlung zu halten weiß, fertig, nachdem der Dichter über zwölf Jahre mit seinem Stoff gerungen hat. Und diesmal hallt der Beifall nicht bloß aus der begeisterten Lesergemeinde des Heimatlandes, sondern in derselben Stärke auch aus dem Ausland, dem damit zum ersten Mal nach dem Kriege wieder ein deutscher Dichter Achtung abzwingt.

Von da an aber ist der Aufstieg zu dem, was wir „Weltgültigkeit" nannten, nicht mehr zweifelhaft. Er wird erleichtert und beschleunigt noch durch die drei, vier Bände erlesener deutscher Prosa, die die Aufsätze und Vorträge des Dichters enthalten und die mehr vielleicht noch als seine im Grunde doch nur für uns Deutsche voll verständlichen Romane und Novellen sein umfassendes Blickfeld erweisen.

Die Verleihung des Nobelpreises an ihn bedeutete unter diesen Umständen kaum noch eine Überraschung. Sie war notwendig, mehr: sie war selbstverständlich geworden. Aber sie bezeichnete doch insofern einen Einschnitt in seinem Leben, als sie es im Grunde erst war, die dem deutschen Volk in seiner Gesamtheit das Verständnis dafür öffnete, daß unter ihm ein Mann von Weltruf lebte, dessen Werk über alle provinzlerische Anzweifelung und Bekrittelung, ohne daß man dessen eigentlich recht gewahr geworden wäre, schon längst hinausgewachsen war.

Es kann sein, daß sein Ansehen in der Welt sich noch steigern wird, wenn das fantastisch-abgründige Unternehmen seiner Josefserzählung einst beendigt vorliegt, — aber an seinem Wesen, seiner literargeschichtlichen Stellung, seiner schriftstellerischen Eigenart wird auch das nichts ändern. Er bleibt, der er ist und der er war.

Damit aber kehren wir zu dem vorhin Gesagten zurück: er ist der Mann der Entfaltung, nicht der der Entwicklung. Und wie er — in seinem Schaffen zum mindesten — niemals eigentlich jung im Sinne von unreif gewesen ist, so kann man sich auch nur schwer vorstellen, daß er je einmal alt im Sinne von greisenhaft sein werde.

Seiner Arbeit haftet — im Ganzen wie im Einzelnen — jener fast handwerkliche Zug von Gleichmäßigkeit, Zuverlässigkeit und unbedingter Vertrauenswürdigkeit an, den wir in dem Fremdwort „solide" zusammenfassen. Und wenn dieses Wort mitunter sehr bescheiden klingen kann, so bezeichnet es auf der Höhe seines Schaffens doch geradezu ein unbegreifliches Wunder: das Wunder der standhaften Überwindung jener tausendfachen Hemmnisse und Widerwärtigkeiten, mit denen der unbarmherzige Alltag den geistigen Arbeiter unablässig aus seiner schöpferischen Sammlung zu reißen sucht, — der Sammlung, die allein die Einhaltung einer bestimmten Leistungsebene verbürgt und die so unendlich schwer doch festzuhalten ist.

Diese seine Solidität aber ist zugleich etwas echt Deutsches, — nicht so freilich, wie wenn sie ohne weiteres nun Merkmal jedes Deutschen wäre, sondern so, daß sie zum Ideal des Deutschtums überhaupt gehört, wie es die Welt in unsern besten Männern verkörpert zu sehen gewöhnt ist.

Und heut, wo das Ausland uns wieder einmal mit besonders kritischen Blicken mißt, haben wir solche Männer doppelt

Präsident der USA, im Parlament erschienen. Nach der Theorie Montesquieus von der Teilung der Gewalten ist das dem Präsidenten, als der Spitze der Exekutive, nicht gestattet.)

Bei derartigen politischen Streitfällen hat sich in USA in letzter Zeit eine neue Kampf-Methode herausgebildet, die man etwa als außerparlamentarisches Bombardement bezeichnen könnte. Einer der Schöpfer dieser Methode ist Pater Coughlin. Als z. B. der Senat den Antrag, wonach die USA dem Haager Internationalen Gerichtshof beitreten sollten, beriet, da forderte Coughlin die Millionen, die ihn am Radio hören, auf, die Senatoren mit Resolutionen, Briefen, Telegrammen und Telefonanrufen zu bombardieren, die Hörer folgten dem Rat, und die Senatoren konnten sich der Wucht dieses Trommelfeuers nicht entziehen und stimmten gegen den Beitritt. Die selbe Methode wurde auch bei dem Kampf um die Patman-Bonus-Bill angewandt; daß sie dieses Mal nicht ganz zum Ziel geführt hat, vermindert ihre Gefährlichkeit nicht.

Roosevelt hat mit seiner Nira-Politik den Versuch begonnen, die Wirtschaft der USA einem Plan zu unterwerfen; politisch hat er dabei alles beim Alten gelassen: das Parlament besteht noch, es besteht Freiheit der Meinungsäußerung und der Organisation, die Parteien leben noch, ebenso die Gewerkschaften und sonstigen Wirtschaftsverbände, kurz: die Demokratie ist unangetastet. Aber schon bei dem bescheidenen planwirtschaftlichen Versuch Roosevelts zeigt es sich, daß demokratische Freiheit und Planwirtschaft sich nicht gut vertragen. Der Widerstand des Parlaments und der außerparlamentarischen Interessentengruppen ist zu stark, als daß sich ein einheitlicher Plan bilden und ein einheitlicher Wille durchsetzen könnte. Zur Planwirtschaft gehören eben bestimmte machtpolitische Voraussetzungen. Auf welche zuverlässige Machtgrundlage aber kann sich Roosevelt stützen?

Helmut Reichert

In den Vereinigten Staaten hat das Oberste Bundesgericht die Einführung der „Codes" (Richtlinien für Arbeitsbedingungen) für verfassungswidrig erklärt. Präsident Roosevelt hat daraufhin erklärt, die Regierung werde das Nira-System abbauen.

Noch nicht zu Ende

In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" beschäftigt sich Josef Winschuh mit der durch den drohenden Zusammenbruch der Rooseveltschen Nira-Politik und der Krise des Franken neu hervorgerufenen Beunruhigung der weltwirtschaftlichen Situation:

„Zunächst zeigen die Ereignisse von neuem, daß es kein isoliertes Geschehen gibt, daß sofort der ganze Zusammenhang in Vibration gerät, wenn an einen wichtigen Knotenpunkt gerührt wird. Zweitens wird plastisch klar, daß der Komplex von Erschütterungen und Umstellungen, den wir seit Jahren unter dem Begriff Weltwirtschaftskrise verstehen, noch nicht abgewickelt ist. Die Krise ist noch nicht bis zur Schlacke ausgebrannt. Drittens erteilt die Woche eine interessante Auskunft über den Standort zumindest der wirtschaftlichen Unruheherde der Welt.

Deutschland gehört nicht zu ihnen. Wir haben unter der Decke unserer Binnenkonjunktur gewiß viele Schwierigkeiten und Probleme, die den Kennern geläufig sind, auch wenn sie nicht an die große Glocke gehängt werden. Aber wir halten Währung und Wirtschaft in Ordnung und sind gerüstet, auch etwa notwendige Umstellungen und Korrekturen mit Ordnung und Disziplin zu bewältigen. Infolge unserer weitgehenden nationalwirtschaftlichen Abkapselung wirken die Ereignisse in den Vereinigten Staaten und Frankreich unmittelbar kaum auf uns ein.

Dennoch verfolgen wir sie, nicht nur aus Neugierde, mit Spannung. Denn einmal wird der Tag kommen, wo wir diese Abkapselung auflockern müssen und wollen und wieder stärker in den allgemeinen Zusammenhang rücken werden. Außerdem wird schon vorher, nach dem Ausbrennen der Krisenreste in der Welt und der Grundlegung einer neuen internationalen Ordnung vor allem auf dem Gebiet der Währungspolitik, der Augenblick für eine neue wirtschaftliche Aktivität Deutschlands gekommen sein."

Rußland exportiert landwirtschaftliche Maschinen nach Griechenland.

Japan hat begonnen, in größerem Umfang Baumwolle aus Brasilien einzuführen.

Der Staatspräsident von Uruguay, Terra, ist bei einem Attentat leicht verletzt worden.

Die Mitglieder der katalonischen Regierung sind wegen Beteiligung an dem Aufstand gegen die Madrider Regierung vom Oktober 1934 zu je 30 Jahren Zuchthaus verurteilt worden.

Motor und Panzer

Wir lesen und hören zwar alle viel von der Motorisierung der modernen Heere und wissen natürlich, daß man Truppen auf Motorrädern und Kraftwagen und Geschütze auf Lastwagen befördern kann, aber die richtige Vorstellung von der Bedeutung, die der Motor im heutigen Heer hat, fehlt uns Laien eben doch. Diese Vorstellung versucht uns eine im Verlag Ludwig Voggenreiter, Potsdam, erschienene Broschüre zu vermitteln („Panzer und Motor in fremden Heeren". 72 ausgewählte neue Fotos mit Zahlenangaben und Erläuterungen von Oberstleutnant Walther Nehring. Preis 2 Mark).

Motorisiert werden heute sämtliche Waffenarten. Die Infanterie wird auf gepanzerten Lastwagen befördert, sie wird mit motorisierten Einheiten durchsetzt, etwa Kraftradschützen, d. h. Motorradfahrern, die auf dem Beiwagen ein M.G. mit sich führen, oder Kleinkampfwagen mit 2 bis 5 Mann Besatzung. Ein solcher Kleinkampfwagen, gepanzert, mit M.G. versehen, bewegt sich auf Raupenbändern fort, erreicht eine Geschwindigkeit von 45 Kilometern pro Stunde und ist sehr „geländegängig", d. h. er kennt keine Hindernisse: arbeitet sich aus Löchern leicht wieder heraus (was für das Deckungnehmen sehr wichtig ist) und „durchwatet" Wasser bis zu 70 Zentimeter Tiefe.

Die Artillerie verlädt ihre Geschütze entweder auf Lastautos, oder auf Lafetten, die von Schleppern gezogen werden, oder Fahrzeug und Geschütz sind eins (so z. B. bei einer amerikanischen 15,5 cm-Langrohrkanone). Leichtere Geschütze, besonders Flak-Geschütze, können so mit Geschwindigkeiten bis zu 80 Kilometern befördert werden. Die Zusammenballung von starken Streitkräften kann also infolge der Motorisierung mit überraschender Schnelligkeit vor sich gehen.

Die meisten Fotos der Broschüre zeigen Kampfwagen. Die Erfolge der Kampfwagen im Jahre 1918 (damals Tanks genannt) haben offenbar die Heeresleitungen dazu veranlaßt, im Tank eines der wichtigsten Kampfmittel des Krieges der Zukunft zu sehen. Frankreich soll über 4000 Kampfwagen besitzen, Sowjetrußland etwa 3000; die monatliche Erzeugung wird auf 150 geschätzt, im Kriegsfall soll sie auf 4000 gesteigert werden. Die Nordamerikaner scheinen sich mit wenigen guten Wagen zu begnügen, doch wird in der Industrie jetzt schon alles so vorbereitet, daß im Kriegsfall sofort die Massenproduktion einsetzen kann. Dieses Verfahren ist wohl das billigste, ist aber doch nur in einem Land möglich, das keinen überraschenden Angriff zu fürchten hat.

Bei den Kampfwagen findet man von den leichten Aufklärungswagen (4 Tonnen Gewicht, Panzer 6—9 mm, Bewaffnung: M.G. oder kleine Kanone) bis zu den riesigsten Ungeheuern (92 Tonnen, 60 mm Panzer, Bewaffnung: verschiedene Geschütze, auch Flak-Geschütze, und Maschinengewehre) alle mögliche Arten vertreten. Die schweren Kampfwagen können wirklich als fahrende Festungen bezeichnet werden; mit einer Panzerung von 60 mm können sie nur von Bomben oder schweren Granaten zerstört werden. Die Besatzung besteht aus lauter Spezialisten: Lenker, Funker, M.G.-Schütze, Artillerist. Die Panzerwagen-Truppen gelten in allen Heeren als Elite. „Starke Hitzeentwicklung", sagen die Erläuterungen, „und mangelndes Licht bei geschlossenen Luken, die Enge des Raumes, der Lärm der Motoren, der Raupen und des eigenen Feuers, die schwierige Verständigung untereinander und durch Funk mit den andern Kampfwagen, das Rollen und Stoßen des Wagens, das Prasseln der feindlichen M.G.-Geschosse und Splitter auf der Panzerhaut zerren an den Nerven."

Der Einsatz der Kampfwagen im Gefecht wird wohl etwas anders sein als im Weltkrieg. Weil auch die schweren Kampfwagen hohe Geschwindigkeiten erreichen (auf Rädern bis 190, auf Raupen bis 100 Kilometer) ist das gleichzeitige Vorrücken der Infanterie unmöglich. Die Kampfwagen werden zu Durchbrüchen in großen Einheiten eingesetzt. Die Verbindung zwischen den einzelnen Wagen wird, wie bei einer fahrenden Flotte, durch Funkentelegrafie hergestellt; ebenso die Verbindung mit den begleitenden Flugzeugen. Haben die schweren Wagen den Durchbruch erzwungen, dann folgen die leichteren Kampfwagen und motorisierte Einheiten der Infanterie. (Wenigstens stellt man sich das jetzt so vor, mit dem Vorbehalt, daß gerade die Motorisierung jeden Tag neue Möglichkeiten und Überraschungen bringen kann.)

Geländehindernisse gibt es für den Kampfwagen kaum noch: Bäche „durchwatet" er (bis zu 1,2 Meter Tiefe), Gräben bis zu 3,5 Meter Breite überspringt er, über Flüsse wird er mit Hilfe von Fähren geschafft, falls er es nicht vorzieht, einfach zu schwimmen (was ein leichter englischer Kampfwagen bereits fertig bringt). In den USA aber werden schon Versuche gemacht, Kampfwagen einfach an Flugzeuge anzuhängen, sie so durch die Luft zu befördern und dann im Hinterland des Feindes abzusetzen.

In Sowjetrußland gibt es Pläne, größere Massen von Infanterie durch Fallschirmabsprung ins feindliche Gebiet zu bringen. Wenn derartige Pläne greifbare Gestalt annehmen (und bei dem heutigen Stand der Technik kann man kaum daran zweifeln), dann kann sich jeder kriegführende Staat auf einige Überraschungen gefaßt machen.

Georg Friedrich

Die Philippinen

Nachdem durch das amerikanische Gesetz den Filipinos die Entscheidung über ihre Unabhängigkeit freigestellt worden ist, hat sich am 14. Mai 1935 eine fast einstimmige Wahl für die Lostrennung von der Union entschieden. In der Geschichte ist kaum ein Fall denkbar, der so kraß die Herrschaft privat-egoistischer Gruppen über die Interessen eines großes Volkes zeigt.

Im Kriege mit Spanien hatten die Amerikaner diese Inselgruppe mit großen Opfern erworben. Ungeheuer waren die finanziellen Anstrengungen zur Aufschließung des Landes. All diese Ausgaben waren verständlich; hatten die Vereinigten Staaten doch damit ein Inselreich gewonnen, das durch seine beherrschende Lage, mit 14 Millionen Einwohnern und fast unerschöpflichen Hilfsmitteln, den reichsten Erzvorkommen im ganzen Osten, einen Machtfaktor allerersten Ranges darstellte.

Bald jedoch zeigte es sich, daß dieser Reichtum in Widerspruch geraten mußte zu der Ausbeuterstellung Einzelner. Im Jahre 1909 wurden die Philippinen in den Zollverband der Vereinigten Staaten eingegliedert. Die zollfreie Einfuhr ihrer Produkte führte dazu, daß im Jahre 1933 87 Prozent der ganzen Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten gingen, die allein 99 Prozent des Zuckers und 46 Prozent der Tabakerzeugung aufnahmen. Die amerikanischen Zuckerfabrikanten und Farmerverbände wurden dadurch immer heftiger in ihrer Monopolstellung bedroht. Sie korrumpierten den Kongreß schließlich zur Annahme des Gesetzes über die Unabhängigkeit der Inseln.

Niemand glaubt an die Möglichkeit, daß die Filipinos ihre Unabhängigkeit aufrecht erhalten könnten. Ihre politische Schulung ist viel zu gering, ihre Wirtschaft viel zu sehr auf einseitige Ausfuhr eingestellt, als daß ein Zusammenbruch verhindert werden könnte. Dazu kommt noch, daß Lage und Reichtum der Inseln für jede expansive Macht einen ungeheuren Anreiz bieten müssen. Solange die Philippinen in amerikanischen Händen sind, bilden sie ein starkes Bollwerk gegen das südwärts drängende Japan. Zieht sich die Union zurück, wird die Vormachtstellung Japans in der asiatischen Hälfte des Stillen Ozeans unbestritten sein.

Mit dem Erwerb der einst deutschen Südseeinseln hat Japan schon ein starkes Sperrwerk zwischen Hawai und den ganzen indonesischen Raum geschoben. Damit ist zum mindesten auf einer Seite die Flankendeckung für alle zukünftigen Operationen geschaffen. Bekommt Japan auch noch die Philippinen in seine Hand, dann hat es China in der Zange, dann besitzt es ein neues Sprungbrett nach Neuguinea und Australien, dann sitzt es in nächster Nähe der unermeßlichen Öllager Borneos.

Diese Möglichkeit erfüllt die Briten und die Holländer mit hellem Schrecken. Dazu kommt noch, daß in den letzten Jahren der Einigkeitswille der gesamtmalaischen Bevölkerung immer deutlichere Formen gewinnt. Man spricht schon von einem Pan-Malaiismus, der sich nicht nur auf die holländische Inselwelt beschränkt, sondern bereits stark auf die Philippinen und die hinterindische Halbinsel übergreift. Die Japaner sehen die Möglichkeiten dieses nationalen Erwachens voraus und arbeiten mit Energie daran, den Freiheitskampf der Malaien mit ihren Bestrebungen, ganz Asien von der weißen Vorherrschaft zu befreien, parallel zu richten.

So verlieren die Weißen auf dem Rückzug aus ihrer Weltgeltung eine Etappe nach der andern: durch ihre Überheblichkeit, durch ihre Uneinigkeit und nicht zuletzt durch den Widersinn ihrer wirtschaftlichen Verfassung, die die Reichtümer der Erde als Behinderung ihrer Interessen empfindet.

Ernst Pfau

Das englische Parlament hat die Annahme einer Bittschrift von Vertretern Westaustraliens, sich vom australischen Staatenbund loslösen zu dürfen, verweigert mit der Begründung, die englische Regierung dürfe sich in die Angelegenheiten eines Dominions nur einmischen, wenn eine Bitte des ganzen Dominions vorliege.

---

nötig, die in ebenso überzeugender wie gewinnender Art und Weise die deutsche Sache in der Welt zu vertreten wissen.

Daß Thomas Mann sich darauf versteht, und vor allem: daß das Ausland ihn als Vertreter besten Deutschtums wirklich gelten läßt und achtet, das hat sich immer wieder und gerade in jüngster Zeit gezeigt. Und das sollte auch denen, die sich von der Dichtkunst und dem Geiste abgewandt haben, Veranlassung sein, ihm Ehrerbietung zu beweisen.

Bauschan

... Bauschans beweglicher kleiner Leib, in dem das Leben so rasch und fieberhaft pulst, ist durch und durch und im Überfluß ausgeruht, an Schlaf ist nicht mehr zu denken. Er kommt auf die Terrasse vor meiner Tür, läßt sich mit einem Seufzer, der aus der Tiefe seines Innern kommt, auf den Kies fallen und legt den Kopf auf die Pfoten, indem er von unten mit einem Dulderblick zum Himmel schaut. Das dauert nur ein paar Sekunden, dann ist er der Lage schon satt und übersatt, empfindet sie als unhaltbar. Etwas kann er noch tun. Er kann die Stufen hinabsteigen und an einem der pyramidenförmigen Lebensbäumchen, welche die Rosenbeete flankieren, das Bein heben — dem rechter Hand, das dank Bauschans Gewohnheiten alljährlich an Verärzung eingeht und ausgewechselt werden muß. Er steigt also hinab und tut, wozu kein wahres Bedürfnis ihn treibt, was aber vorübergehend immerhin zu seiner Zerstreuung dienen kann. Lange steht er, trotz vollständiger Unergiebigkeit seines Tuns, auf drei Beinen, solange, daß das vierte in der Luft zu zittern beginnt und Bauschan hüpfen muß, um sein Gleichgewicht zu wahren. Dann steht er wieder auf allen Vieren und ist nicht besser daran als zuvor ...

*

... Der Stelle, wo er gräbt, war vielleicht von außen nichts anzumerken — vielleicht ist es eine moosige, von Baumwurzeln durchzogene Erhöhung am Fuß einer Birke. Aber er hat das Wild dort gehört, gerochen, hat wohl gar noch gesehen, wie es wegzuckte; er ist sicher, daß es dort unter der Erde in seinem Gange und Baue sitzt, es gilt nur zu ihm zu gelangen, und so gräbt er aus Leibeskräften, in unbedingter und weltvergessener Hingebung, nicht wütend, aber mit sportlich-sachlicher Leidenschaft — es ist prachtvoll zu sehen. Sein kleiner getigerter Körper, unter dessen glatter Haut die Rippen sich abzeichnen, die Muskeln spielen, ist in der Mitte durchgedrückt, das Hinterteil mit dem unaufhörlich im raschesten Zeitmaß hin- und hergehenden Stummelschwanz ragt steil empor, der Kopf ist unten bei den Vorderpfoten in der schon ausgehobenen, schräg einlaufenden Höhlung, und abgewandten Gesichts reißt er mit den metallharten Klauen, so geschwinde es geht, den Boden weiter und weiter auf, daß Erdklumpen, Steinchen, Grasfetzen und holzige Wurzelteilchen mir bis unter die Hutkrempe fliegen. Dazwischen tönt in der Stille sein Schnauben, wenn er nach einigem Vordringen die Schnauze ins Erdreich wühlt ... Oftmals leidet es mich nicht in der Rolle des Zuschauers: mit dem Stock greife ich ein, wenn ein fest eingebetteter Kiesel, ein zäher Wurzelstrang ihm im Wege ist, und helfe ihm bohrend und hebend das Hindernis zu beseitigen. Dann sendet er wohl, aus der Arbeit heraus, einen raschen, erhitzten Blick des Einverständnisses zu mir empor. Mit vollen Kinnbacken beißt er in die zähe, durchwachsene Erde, reißt Schollen ab, wirft sie beiseite, schnaubt abermals dumpf in die Tiefe und setzt, von der Witterung befeuert, die Klauen wieder in rasende Tätigkeit ...

*

... Eines der Schafe, ein gewöhnliches Beispiel seiner Gattung, von mittlerer Größe und durchschnittsmäßigem Schafsgesicht, übrigens mit einem schmalen, aufwärts gebogenen Munde, der zu lächeln schien und dem Wesen einen Ausdruck fast hämischer Dummheit verlieh, schien sich in Bauschan vergafft und vernarrt zu haben und schloß sich ihm an. Es folgte ihm einfach — es löste sich von der Herde ab, verließ die Weide und heftete sich an Bauschans Fersen, still und in übertriebener Dummheit lächelnd, wohin er sich auch wandte. Er verließ den Weg, und es folgte ihm; er lief, und es setzte sich ebenfalls in Galopp; er blieb stehen, und es tat ein gleiches, unmittelbar hinter ihm und geheimnisvoll lächelnd. Unmut und Verlegenheit malte sich in Bauschans Miene, und wirklich war seine Lage im höchsten Grade abgeschmackt, weder im Guten noch im Bösen hatte sie irgendwelchen Sinn und Verstand, sie schien so albern, wie weder ihm noch mir jemals etwas vorgekommen war. Das Schaf entfernte sich mehr und mehr von seiner Basis, aber das schien es nicht anzufechten, es folgte dem verärgerten Bauschan immer weiter, sichtlich entschlossen, sich nicht mehr von ihm zu trennen, sondern ihm anzuhaften, wie weit und wohin er nun gehen möge. Still hielt er sich zu mir, weniger aus Besorgnis, zu der keine Grund vorhanden war, als aus Scham über die Ehrlosigkeit seines Zustandes. Endlich, als habe er es satt, blieb er stehen, wandte den Kopf und knurrte drohend. Da blökte das Schaf, daß es klang, wie wenn ein Mensch recht boshaft lacht, und das entsetzte den armen Bauschan so, daß er mit eingekniffenem Schwanze davonrannte — das Schaf in lächerlichen Sprüngen hinter ihm drein ...

Th. Mann

Der Klassiker

Von Schiller besitzen wir zwei Schädel. Einer davon ist wahrscheinlich unecht, da Schiller überhaupt nur ein Alter von 46 Jahren erreicht hat.

Professor Galletti

Literatur

Kleinkrieg. Geschichtliche Erfahrungen und künftige Möglichkeiten. Von Arthur Ehrhardt. Ludwig Voggenreiter Verlag, Potsdam. Preis 1,80 Mark. — Die Schrift gibt einen geschichtlichen Überblick über den „Kleinkrieg", den Guerilla-Krieg, im 19. und 20. Jahrhundert (Spanien 1808—1813, Freiheitskriege, 1870/71, Komitadschi-Kämpfe auf dem Balkan, Belgien 1914, Rußland 1917—1920) und untersucht die Voraussetzungen und Möglichkeiten. Ein scheinbar abgeschlossenes Thema der Kriegsgeschichte, im Zeitalter der Massenheere. Aber gerade die neueste Entwicklung der Kriegsmittel schafft dem Kleinkrieg wieder Möglichkeiten: wenn man Soldaten und Waffen, sogar Kampfwagen, in Flugzeugen ins Hinterland des Feindes befördern kann (wie es in den USA und in Sowjetrußland geplant und von England in kolonialen Kämpfen schon ausgeführt worden ist), dann kommt auch der Guerilla-Krieg wieder zu seinem Recht. „Die alte Königin der Kriegskunst, die Überraschung, die nur solange entthront war, wie die Schnelligkeit mit der Feuerkraft nicht mehr Schritt hielt, ergreift nun wieder ihr Szepter und steigt auf den Thron" (Charles de Gaulle in „Frankreichs Stoßarmee").

I. G.

Werner Sombarts Schrift „Die Zukunft des Kapitalismus" ist im Verlag von Buchholz und Weißwange in Berlin-Charlottenburg erschienen und kostet 90 Pfennig.

Bauschan ist der Hund, auf den Thomas Mann die Idylle „Herr und Hund" geschrieben hat (S. Fischer Verlag, Berlin, mit Illustrationen von Georg W. Rößner, Preis gebunden 1,50 Mark).

Über Güte

Das Wesen der Güte ist nicht in einem einzigen Satz auszumachen. Als Charaktereigenschaft gehört sie eher zu den erworbenen als zu den angeborenen, denn sie setzt eine durch Erfahrungen gereifte Persönlichkeit voraus. Ein Kind kann in diesem Sinn nicht gütig sein. Wer nicht hinhören kann, kann nicht gütig sein. Wer nicht warten kann, kann nicht gütig sein. Wer nicht die Bereitschaft zu Glaubensvorschüssen aufbringt, kann nicht gütig sein.

Durch das Sich-Hineinversetzen in den Andern allein kommt noch nicht das zustande, was man Güte nennt, ebensowenig wie solches Hineinversetzen schon dasselbe ist wie Güte; es ist erst eine Vorbedingung. Denn es gibt ein Verstehen mit dem Verstand, das uns fähig macht, auch Artfremdem weitgehend gerecht zu werden und es aus seinen Bedingungen heraus zu verstehen; es folglich sogar, trotz leichter Abneigung, gelten zu lassen.

Güte ist mehr als Verstehen; sie ist außerdem eine Kraft. Sie ist ein Akt, von dem Wirkung ausgeht. Durch Verstehen geschieht nichts Neues, kommt nichts Neues hinzu; es ist zwar vielleicht eine schöne anständige Geste, es setzt einige Fähigkeit, von sich selbst abzusehen, und einige Selbstdisziplin voraus, aber eben: es setzt sie voraus.

Es ist nicht so, daß ich durch Verstehen einen neuen Wert schaffe; ich wende allenfalls einen an, der schon vorhanden ist, ich aktualisiere ihn. Vielleicht macht das meinem — beispielsweise von mir verstandenen — Beleidiger Eindruck. Und dann ist es gut und jedenfalls besser, als wenn es nicht der Fall wäre. Aber auch er muß schon fix und fertig derjenige sein, dem das Eindruck macht; auch er erfährt durch diese Regung keinen Wertzuwachs, keine Persönlichkeitssteigerung.

Anders verhält es sich mit der Güte, die eine wirkende Macht ist, mit der Fähigkeit, Veränderungen zu schaffen. Gütig ist man, wenn man jenem Beleidiger zu erkennen geben kann, was er da getan habe, nehme man gar nicht als vollwertige Wesensäußerung von ihm an. Man erwarte nämlich mehr von ihm, weil man wisse, daß er damit hinter seinem besten Ich stark zurückgeblieben sei. Taktiker der Menschenbehandlung wählen diese Methode manchmal aus Berechnung, die dann natürlich nicht Güte ist; sie wissen, daß keiner gern hinter den Erwartungen zurückbleibt, die man von ihm hegt (und wenn es allein aus Ehrgeiz wäre).

Weil in der Güte das Bekenntnis zur Güte auch des andern liegt, geht Wirkung von ihr als von einer guten Tat aus. Vielleicht kann das noch besser durch den gegenteiligen Charakter der Nicht-Güte zum Ausdruck gebracht werden: Verstehen reicht nur hin zum Begreifen. Aber es enthält, auch wenn Verzeihen hinzukommt, ja dann erst recht, noch immer ein absprechendes Urteil über das Begriffene. Nicht nur ein absprechendes Urteil, vielmehr Schlimmeres. Es streitet sozusagen dem Begriffenen Entwicklungmöglichkeiten ab, nimmt das Begriffene (also z. B. jenen meinen Beleidiger) als ein starres Sein und nicht als Fase eines Werdens.

Das ist der Grund, weshalb Verstehen für denjenigen, der verstanden wird, geradezu beleidigend sein kann; was derjenige, der sich zum Verstehen herabgelassen zu haben glaubt, oft so schwer einsehen will. Mein Beleidiger, der sich von mir bloß „verstanden" fühlt, fühlt deutlich, daß ihm damit nicht gedient ist, ja daß er für seine Tat Schlimmeres einheimsen soll, als das ist, was er wahrscheinlich — im schlimmsten Fall — verdient hat: das Festgelegtwerden auf diesen einmaligen Wesensausdruck, der im Insgesamt seiner personalen Äußerung nur eine Fase und eine Farbe ist. Er fühlt, daß ihn dieses Versehen „tötet", weil es ihm kein Entwickeln mehr einräumt, mindestens aber so tut, als ob es für ihn keine Entwicklung mehr gäbe.

Und eben das ist dasjenige, was bloßes Verstehen zu einer so ungütigen Angelegenheit macht. Güte dagegen läßt Entwicklungen und Möglichkeiten offen, gibt sogar zu erkennen, daß sie sie für wahrscheinlich hält und an sie glaubt. Ob sie damit Recht hat, wird erst die Zukunft erweisen, gewiß. Und schlimmstenfalls ist ihr objektiver Aussage-Gehalt dann ein minimaler gewesen; sie hat vielmehr nur den geehrt, der gütig war.

Aber wäre damit nicht ebenfalls schon ein Wert in die Welt gesetzt?

Friedrich Roman

Wir wandeln miteinander in einem Halbdunkel, in dem keiner die Züge des andern genau erkennen kann. Nur von Zeit zu Zeit, durch ein Erlebnis, das wir mit dem Weggenossen haben, oder durch ein Wort, das zwischen uns fällt, steht er für einen Augenblick neben uns, wie von einem Blitze beleuchtet. Da sehen wir ihn, wie er ist. Nachher gehen wir wieder, vielleicht für lange, im Dunkel nebeneinander her und suchen vergeblich, uns die Züge des andern vorzustellen.

Schweitzer

Die armen Heiden

Gustav Adolf Gedat schreibt in seinem Buch „Ein Christ erlebt die Probleme der Welt" (Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart):

„Ich hasse das Wort von den „armen Heiden". Man stellt sich dabei immer Menschen vor, die dreckig und nackt sind, die sich nicht zu benehmen wissen und die tierische Gewohnheiten haben. Ich habe dies Wort aus meinem Wörterschatz gestrichen, einfach darum, weil die meisten Christen sich etwas ganz Falsches darunter vorstellen.

Gewiß, es gibt viel Dreck in Asien, sehr viel sogar. Gewiß, die Menschen dort draußen haben in vielen Fällen schauerliche Gewohnheiten und Sitten. Ist das aber ein Grund, ihnen ihre Religion zu zerschlagen und ihnen eine andere, artfremde aufzuzwingen? Man überlasse diese Arbeit der Entwicklung der Zeit oder auch dem Erfindungsgeist der Propagandachefs der großen Firmen, die auf diesem Gebiet immer noch Geschäfte machen könnten, wenn sie weniger plump und weniger kurzsichtig wären.

Hier liegt überhaupt schon zuviel Schuld der Mission, und ich kann mich des beschämenden Eindrucks nicht erwehren, als hätten Kreuz und Meterstab, Bibel und Kontobuch im Lauf der letzten fünfzig Jahre auf dem Missionsgebiet nur zu oft viel zu dicht beieinander gelegen. Daß die deutschen Gesellschaften in dieser Hinsicht weniger Fehler gemacht haben, sei uns besonderer Grund zu viel Dank gegen Gott für gnädige Weisung und Leitung.

Mission hat nichts mit Geschäft und auch gar nichts mit der Kolonialpolitik der Heimatländer der Missionare zu tun. Es liegt hier viel Schuld, die sich rächen wird; denn an dem Tag, an dem der weiße Kaufmann und der weiße Regierungsbeamte aus den Ländern des Ostens hinausgeworfen wird, fliegt der weiße Missionar mit, und es wird mit der Mission aus sein, zum mindesten in der Form, wie sie bisher getrieben wurde."

Der Altar

In einem New Yorker Frauengefängnis gibt es eine Kirche mit drehbarem, dreiteiligem Altar: für Katholiken, Protestanten und Methodisten. Bei jedem Gottesdienst wird die „richtige" Seite nach vorne gekehrt.

Man sieht hier, wie die Technik der Religion zu Hilfe kommen kann. Sie läßt „jeden nach seiner Fasson" selig werden.

Kuriositäten

Von einem deutschen Balladendichter, keinem ganz neuen, erinnere ich mich einmal ein Gedicht folgenden Inhalts gelesen zu haben: Eine arme Witwe ist nicht imstande, ihren Acker zu schneiden. Da macht sich die Jugend des Dorfes eines Abends, nach vollbrachtem Tagwerk, stillschweigend auf und erledigt das Pensum bis zum andern Morgen, ehe die Burschen und Mädchen wieder an die eigene schwere Arbeit gehen.

Der Dichter hatte es verstanden, die Stimmung der Freiwilligen, die trotz Müdigkeit, belebt von der Spannung einer guten Tat, unter Scherzen und Gesang ihre zusätzliche Arbeit fröhlich leisteten, mit dem Zauber einer sommernächtlichen Naturstimmung prächtig zu verschmelzen. Man war durch die Lektüre erbaut und gehoben, und fragte jedenfalls nicht, ob das nun etwa auch wirklich passiert war. Wahrscheinlich nicht, dachte man bei weiterem Überlegen; heutzutage jedenfalls würde so etwas wohl nicht mehr vorkommen.

Oder doch? Siehe „Regensburger Echo", Nummer 21 vom 24. Mai 1935. Da wird aus Straubing berichtet: „Edle Tat. Alle Anerkennung verdient das Vorgehen einiger Anwohner der Gabelsbergerstraße auf dem Gebiete des Gemeinschaftslebens. Dort wohnt eine kranke Witwe, die in diesem Frühjahr wegen Bettlägerigkeit nicht in der Lage war, ihren Garten zu bestellen. Aber Frau W. machte kürzlich große Augen, als sie einen Blick in den Garten warf. Einige Personen waren unaufgefordert gekommen und werkelten auf dem Fleckchen Erde nach Herzenslust, bis der ganze Garten der Witwe W. fix und fertig zur Aufnahme der Frühjahrssaat bereit gestellt war. So was nenne ich Gemeinschaftssinn, woran sich andere Zeitgenossen ein Beispiel nehmen können."

Aber das geschah, nicht wahr, in einer kleinen Stadt, wo jeder den anderen kennt und seine Freuden und Sorgen zu teilen gewohnt ist. In der Großstadt sind die Leute dann doch ganz anders. Da wohnt man jahrelang Tür an Tür in so einer großen Kaserne, ohne einander anzusehen oder überhaupt zu kennen; man fährt Tag für Tag in der gleichen Straßenbahn und sitzt beieinander, ohne sich im geringsten umeinander zu kümmern.

Auch falsch. Beweis: die „Lustigen von der 76", ein Verein von Stammgästen der Berliner Straßenbahnlinie 76 (Lichtenberg-Gudrunstraße-Hundekehle), die sich bei ihren täglichen Fahrten zu einem kleinen Freundeskreis zusammengeschlossen haben.

Es fing damit an, daß ein älterer Herr unterwegs öfters einschlief und dabei einmal über sein Ziel hinausfuhr. Er wurde fortan regelmäßig und rechtzeitig geweckt. Dann wurde einer häufig mit schweren Paketen herankeuchenden Frau hilfsbereit Beistand geleistet. Einem anderen Fahrgast, der im Gedränge nicht rechtzeitig bezahlen konnte, wurde das Fahrgeld vorgeschossen; ein vergessenes Frühstück wurde blitzschnell besorgt. Und bald traf man sich auch außerhalb des Straßenbahnwagens; fehlte einer mehreremale, so bekümmerte man sich um ihn. „Man besucht Erkrankte, man tauscht an den Geburtstagen kleine Geschenke, ja zweimal gelang es sogar, erwerbslos gewordene „Weggenossen" in Stellungen zu bringen. Man hat auch während der Fahrt im Straßenbahnwagen kleine Weihnachtsfeiern veranstaltet und zu Silvester Pfannkuchen verteilt."

Nachzulesen in der „Berliner illustrierten Nachtausgabe", Nr. 117 vom 21. Mai 1935, 3. Beiblatt, unter der Überschrift „Es gibt auch Kuriositäten in Berlin."

Hans Hutzelmann

Schweigen ist eine wesentliche Bedingung für jede Bildung und jedes Lernen.

Hegel

Auf längere Zeit verreist

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn hat an seine Freunde und Bekannten folgende gedruckte Mitteilung verschickt:

„Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, ehemaliger Herausgeber der derzeit nicht erscheinenden Zeitschrift „Das Nebelhorn", Oberleutnant der Reserve im ehemaligen Feldkanonenregiment 25, Inhaber zahlreicher Kriegsauszeichnungen für tapferes Verhalten vor dem Feinde, Ehrenmitglied der Hermann Barth-Gesellschaft für geistige Völkerverständigung, beehrt sich, allen teilnehmenden Freunden im In- und Auslande mitzuteilen, daß er wegen „öffentlicher Herabwürdigung von Verfügungen der österreichischen Regierung" und wegen „Beleidigung einer gesetzlich anerkannten Kirche" (§§ 300 und 303 des österreichischen Strafgesetzes) zu einer Strafe von 3½ Monaten strengem Arrest, verschärft durch einen Fasttag monatlich, verurteilt wurde. Da er es ablehnt, von dem ihm belassenen Auslandspaß oder von der Möglichkeit eines Gnadengesuches an den Bundespräsidenten Gebrauch zu machen, ist obige Strafe in Rechtskraft erwachsen. Strafantritt Ende Februar 1935. (Evangelium Matth. 5, 10—12.)"

Der Lärm

Der Lärm verursacht offenbar nicht nur Nerven- sondern auch Verdauungsstörungen. Professor Laird von der Colgate-Universität, Hamilton (USA) behauptet es wenigstens auf Grund exakter Versuche, die er mit jungen Studenten angestellt hat.

Zunächst wurde die Speichelmenge gemessen, die durchschnittlich aus dem Ausführungsgang einer Ohrspeicheldrüse abfließt. Es waren 0,41 ccm in fünf Minuten. Bei 40 Decibel („Decibel" heißt das in Amerika übliche Geräuschmaß), einem Geräusch, das etwa bei ruhiger Unterhaltung herrscht, sank die Speichelmenge auf 0,34 ccm, bei 50 Decibel, wie man sie in einem einigermaßen besuchten Restaurant hört, auf 0,29 ccm, bei 60 Decibel, dem Geräuschspiegel einer belebten Straße, auf etwa 0,23 ccm, bei 70 Decibel, dem Geräusch in einem großen Schreibmaschinensaale im Betriebe, und bei 80 Dezibel, entsprechend dem Fahrgeräusch der dortigen Untergrundbahn, auf 0,21 ccm. Auch die Absonderung des Magensaftes ging unter dem Einfluß des Lärms zurück.

Man begreift jetzt, warum man beim Essen gern Ruhe hat. Wer aber durch Lärm Verdauungsstörungen befürchtet, braucht nach Professor Laird nur Süßigkeiten, Speiseeis oder dergleichen zu essen und vor allem Kaffee zu trinken. Weitere Versuche haben nämlich ergeben, daß bei 60 Dezibel Lärm der speichelanregende Einfluß dieser Genußmittel (die leider erst nach dem Essen serviert zu werden pflegen!) den speichelvermindernden des Lärms reichlich aufwiegt.

Pastoral-Erfahrung

Meine guten Bauern freuen mich sehr;
eine „scharfe Predigt" ist ihr Begehr;
und wenn man mir es nicht verdenkt,
sag ich, wie das zusammenhängt.
Sonnabend, wohl nach Elfe spat,
im Garten stehlen sie mir den Salat.
In der Morgenkirch' mit guter Ruh
erwarten sie den Essig dazu.
Der Predigt Schluß fein linde sei:
sie wollen gern auch Öl dabei.

Eduard Mörike († 4. Juni 1875)

Kleinigkeiten

Schwarze Liste. In Dresden läßt der Polizeipräsident regelmäßig eine Liste mit den vollen Namen und den Adressen derjenigen, die „in hiesiger Stadt betrunken aufgegriffen" worden sind, in den Zeitungen veröffentlichen. Wie die „Deutsche Allgemeine Zeitung" mitteilt, sind die auf der neuesten Liste aufgeführten Männer fast alle über 50 Jahre alt.

Was ist Bier? „§ 1: Im Sinne dieser Verordnung gelten als Bier solche Getränke, die im Sinne des Biersteuergesetzes Bier sind." (Verordnung über den Zusammenschluß der deutschen Brauwirtschaft vom 18. April 1935, RGBl. Teil I, 1935, S. 556.)

Die Jockelbeere. Wie die „Koralle" (Nr. 22) zu berichten weiß, ist es dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Züchtungsforschung gelungen, zwei neue Obstsorten zu züchten: die „Brimbeere", eine Kreuzung von Brombeere und Himbeere, und die „Jockelbeere", deren Eltern die Stachelbeere und die Johannisbeere sind.

Vorladungen. Die „Reichsbahnbeamtenzeitung" macht auf den unhöflichen Amtsstil vieler Vorladungen aufmerksam, „die den Empfänger oft in einer Befehlssprache anherrschen, als habe er Gott weiß was getan".

Das Erfolgssystem. Wie der „Fridericus" mitteilt, hat der Herausgeber der „Schellbach-Presse" und des Buches „Mein Erfolgssystem", das für 12 Mark die Geheimnisse des „Positivismus" und der „Erfolgstechnik" verrät, sich jetzt auf einen „Trank des Wohlbefindens" gelegt, einen „24-Kräuter-Tee", den er für nur 2.50 Mark abgibt.

Werbung. Der Reichsverband konzessionierter Buchmacher wendet sich scharf gegen die Wettgegner. Wetten müssen sozusagen sein; in England zum Beispiel hätten sich zwei achtzig Stunden lang verschüttete Bergleute bei ihrer Befreiung sofort nach dem Ausgang des Fußballspiels Northampton gegen Dundee erkundigt, weil sie unter Tage darum gewettet hätten ...

Der Dichter. In einem Aufsatz über Eduard Mörike anläßlich dessen 60. Todestags („Stuttgarter Neues Tagblatt", 4. Juni) lesen wir: „... Und der Vikar und Pfarrherr weilte am liebsten in beschaulicher Entrückung am Berghang oder am Waldsaum, dem Ruf des Kuckucks horchend, der ihm zeitlebens vertrautester Klang aus der Weihe war. In stillem Genügen, ganz hingegeben den ewigen Stimmen, wuchs er dem Verse zu, dem lauten Leben fern, doch den Lebensmitteln nah ..." — Mörike hat nämlich mit Vorliebe in der Küche gedichtet.

Verbotenes Buch. Die englischen Behörden haben jetzt ein Buch verboten, das 1910 erschienen ist, den Titel „Indiens Erwachen" trägt und einen gewissen Ramsay MacDonald zum Verfasser hat.

Zigeuner. Wie das „Berliner Tageblatt" berichtet, veranstalteten über 100 000 Zigeuner aus allen Ländern Europas, von denen ein Teil auch im Auto eintraf, in St. Marie-Le-Mer (Südfrankreich) ihr alljährliches Treffen. Die kleine Stadt geriet in ernste Verpflegungsschwierigkeiten.

Festmahl. Bei der Besichtigung des zweitgrößten Kessels in Schweden, den Jönköpings Mekaniska Verkstad herstellte, wurden die Gäste gebeten, das Festmahl im Innern des Kessels einzunehmen. Leider gestattete es der Körperumfang nicht allen Geladenen, durch das Einsteigloch ins Innere zu gelangen.

Ein Wohltäter. Die Budapester Zeitungen widmen dem Amerikaner Delport, der Budapest nach achtjährigem Aufenthalt verläßt, große Dankartikel. Delport hat in den letzten Jahren allnächtlich die Donaubrücken von Agenten bewachen lassen, um Lebensmüde anzuhalten. Viele Arme seien von ihm unterstützt worden.

Mannestum. In Südslawien hat sich der Verband der „Novi Pozdrav" („Neuer Gruß") konstituiert, der eine Reform der Umgangsmanieren durchsetzen will. Verpönt sind in erster Linie der Handkuß und das Hutabnehmen, „weil es die Würde des Mannestums entweiht".

Verkehrsmittel. Umfragen bei der Londoner Vorortbahn haben ergeben, daß vor den Bürostunden im Durchschnitt auf 1900 Fahrgäste 800 Sitzplätze in den Wagen kommen. Manche Benutzer der Bahn haben seit 25 Jahren noch nie einen Sitzplatz gehabt.

Hinweis. Bekannte Persönlichkeiten in England, darunter Lord Robert Cecil, machen in einem Brief an die „Times" darauf aufmerksam, daß die Öl verbrennenden Schiffe große Verheerungen unter den Seevögeln anrichten. Die tauchenden Vögel beschweren sich mit den von den Schiffen hinterlassenen Ölresten derart, daß sie flugunfähig werden und einen langsamen, qualvollen Tod erleiden.

Die Macht des Films. In Spezia (Italien) wurde ein Kinobesucher von einem aufregenden Film in solcher Spannung gehalten, daß er erst zu Hause entdeckte, daß er ein fremdes Kind an der Hand hielt; sein eigenes Kind schlief im Kino.

Schnarcher in Gefahr. In Amerika bemühen sich „Erfinder" um einen Apparat, der die Schnarchtöne in einem neben dem Bett stehenden Mikrofon auffängt und derart verstärkt, daß der Schnarcher von seinem eigenen Lärm geweckt wird.

Mutige Bewerber. Die zwanzigjährige gutgebaute Helen Fortney aus Chicago suchte in einer großen Tageszeitung Stellung als „Leibgardist" und pries ihre „außerordentlichen Fähigkeiten" im Schießen, Boxen und Ringkampf an, durch die sie vielen Männern überlegen sei. Sie erhielt nicht das erwartete Angebot, aber Stöße von Heiratsanträgen.

Neuheit. Auf einer Anzahl amerikanischer Hochschulen sind, wie die Presse mitteilt, „Barfußkurse" für Studentinnen eingerichtet worden, die dazu dienen sollen, die Gelenkigkeit der Füße zu vergrößern.

Immer schöner! Wie der „Kurzberichterstatter" meldet, hat ein Amerikaner einen zahnärztlichen Behandlungsstuhl konstruiert, in dessen Kopfhalter ein Radiohörer eingebaut ist. Die Schallwellen werden dem Patienten über die Knochen des Schädels zugeleitet.

Bitter. Aus dem Gefängnis von Francfort in Kentucky entwich ein Sträfling mit Hilfe von aneinandergeknüpften Streifen seines Bettuches. Er wurde erwischt und mußte sich, mühsam kletternd, auf dem gleichen Wege wieder in die Zelle zurückbegeben.

Hirnrinde vereist. Der „Angriff" (Nr. 124) hat das Bild der Trauung eines Artistenpaares in Eisblöcken veröffentlicht. In dem einen ist der Bräutigam eingefroren, im anderen die Braut; nur zum Auswechseln der Ringe sind zwei Löcher im Eis freigelassen.

Was ist da passiert? Inserat in Nr. 206 des „Stuttgarter Neuen Tageblatts": „Durch bes. Umstde. ließ jg. Mann in Doggenburg gegend (evtl. Gartenhaus) Hut, schwarzgr. Wintermantel, neuen grauen Sakko und ein Paar neue Lackschuhe liegen. Sachdienliche Meldungen u. X 000 an die Geschäftsstelle."

Ferien im südlichen Schwarzwald. Vegetarier finden freundliche Aufnahme in kleiner Privatpension. Höhe 680 m, herrliche Umgebung, eigener biologischer Obst- und Gartenbau; Tagespreis 3,50 Mark, im Juli und August 4 Mark; keine Nebenkosten. Lindenhof, Tegernau-Schwand über Schopfheim (Baden).

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 240 18. Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stuttgart. Durchschnittsauflage im 1. Quartal 1935: 4150

Stuttgart, 16. Juni 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 24

Schlote im Urwald

Vor einigen Wochen sind hier (in Nr. 19 vom 12. Mai) zwei Autoritäten zitiert worden, Oswald Spengler und Ernst Wagemann, die über die Folgen der überseeischen Industrialisierung für die alten Industrieländer in Westeuropa ganz verschiedener Meinung sind.

Spengler, der Pessimist, sieht darin ein Stück vom „Untergang des Abendlandes"; er glaubt nicht daran, daß dieses der neuen Konkurrenz mit ihren unerhört niederen Löhnen gewachsen sein werde.

Wagemann, der Optimist, weist demgegenüber darauf hin, daß die neu vom Kapitalismus erfaßten Länder ihre Industrieprodukte auf die Dauer nur exportieren können, wenn sie auch ihre Einfuhr steigern, denn Ausfuhr und Einfuhr seien als Wert und Gegenwert aneinander gebunden. Wenn etwa die asiatische Ausfuhr steige, so eröffne dies dem Industrieexport der alten Industrieländer „ungeahnte Möglichkeiten". Der Aufstieg Japans z. B. habe dahin geführt, daß sein Aussenhandelsumsatz sich innerhalb eines Menschenalters, von 1900 bis 1928, von einer halben Milliarde Yen auf vier Milliarden erhöht, d. h. verachtfacht habe. Man könne also geradezu sagen, die Zukunft des europäischen Industrieexports liege in Asien, weil dort die Lebenshaltung noch niedrig und daher außerordentlich steigerungsfähig sei.

Wir wollen heute den angeführten Äußerungen noch eine weitere, ebenfalls von einem angesehenen Volkswirt und Schriftsteller, hinzufügen. Professor Werner Sombart sagt in seiner Schrift „Die Zukunft des Kapitalismus", der Warenaustausch zwischen Westeuropa und den übrigen Ländern der Erde werde in seiner bisherigen Eigenart (als vorwiegender Tausch von Industrieerzeugnissen gegen Rohstoffe und Lebensmittel) nicht aufrecht erhalten werden können, wenn die Industrialisierung der Agrarländer weiter fortschreite. Die Aufnahmefähigkeit dieser Völker für Industrieerzeugnisse werde sich verringern, der Industrieexport Westeuropas werde zusammenschrumpfen.

„Man hat wohl gesagt", fährt Sombart fort, „daß gerade der Aufbau des Kapitalismus in den neuen Ländern einen neuen Anreiz zum Industrieexport für die altkapitalistischen Länder bedeuten werde. Ich glaube, das ist falsch gedacht. Die jungkapitalistischen Länder werden sich ihren Produktionsmittelapparat im wesentlichen aus eigener Kraft aufbauen und werden auf die Einfuhr — vielleicht nach einer kurzen Übergangsperiode — mehr und mehr verzichten müssen, aus dem einfachen Grunde, weil sie keine Gegenwerte für die einzuführenden Industrieerzeugnisse zu bieten haben: sie haben aber keine Gegenwerte, weil sie nicht gleichzeitig ihre eigene Industrie aufbauen und Rohstoffe und Nahrungsmittel nach Europa ausführen können, oder anders ausgedrückt: auf derselben Agrarbasis können nicht zwei Industriesysteme sich aufbauen, das eigene und das europäische, gemäß dem Gesetze des proportionalen Verhältnisses zwischen Agrarbasis und Industrieüberbau, allgemeiner: zwischen organischer und mechanisch-anorganischer Produktion. Sie können aber auch ihre Agrarbasis nicht erweitern, da sie dann intensiver und also viel zu teuer ihre Agrarprodukte erzeugen würden.

Es kommt dazu, daß die Agrarländer uns hundert Jahre lang nur deshalb mit so billigen Bodenerzeugnissen versorgen konnten, weil sie Raubbau getrieben haben und weil die landbauende Bevölkerung der eigenen Länder sich nicht satt gegessen hat. Beides ist in der Zukunft nicht mehr zu erwarten.

Die außereuropäischen Völker haben sich in jeder Hinsicht von dem Bevormundungs- und Ausbeutungssystem Westeuropas befreit. Die „Emanzipation der Farbigen" ist im vollen Gange: das welthistorisch bei weitem wichtigste Ergebnis des großen Krieges. Mit der „Herrschaft der weißen Rasse" auf der Erde ist es endgültig vorbei, ebenso wie mit dem „Freihandel" im Innern der Staaten und vielen anderen schönen Dingen aus der Zeit vor dem Weltkriege. Wo etwa noch auch in Zukunft „imperialistische" Tendenzen sich erhalten werden, da werden die herrschenden Nationen die Vereinigten Staaten, Japan und vielleicht Rußland sein."

*

Vielleicht können wir uns über die Möglichkeiten einer künftigen Weltwirtschaft (wenn dieser etwas mißverständliche Ausdruck erlaubt sein soll) leichter klar werden, indem wir uns vergegenwärtigen, wie es in früheren Fällen der Industrialisierung von Ländern, z. B. in dem unseres eigenen Landes, gegangen ist.

Deutschland ist nämlich vor hundert Jahren auch Aagrarland gewesen. Es hat damals Getreide und Wolle ausgeführt, nicht eingeführt. Etwa ein Drittel seiner Ausfuhr bestand aus landwirtschaftlichen Produkten, ein weiteres starkes Drittel aus „Halbfabrikaten" landwirtschaftlicher Herkunft, vor allem Leinwand und wollenen Geweben. Gegen diese Einfuhr tauschte es die Erzeugnisse anderer Agrarländer, die im eigenen Lande nicht wuchsen, aber zum Leben auch nicht unbedingt notwendig waren, also einen gewissen Luxuscharakter trugen: Zucker, Kaffee, Südfrüchte, Seide, Tabak, Wein, Drogen und dgl.

Deutschland war damals, wie Sombart das ausdrückt, ein „Ausfuhrland": der Ausgangspunkt seines Außenhandels war die Ausfuhr, ihr folgte als Bezahlung die Einfuhr, auf die im Notfall auch verzichtet werden konnte, ohne daß der Bestand der Volkswirtschaft dadurch in Gefahr geraten wäre.

Im Lauf des 19. Jahrhunderts hat sich dann Deutschland industrialisiert und ist nach Sombarts Begriff gleichzeitig zum „Einfuhrland" geworden; jetzt war die Einfuhr sozusagen das Primäre, auf das nicht mehr verzichtet werden konnte, und die Ausfuhr die Bezahlung dafür. Denn inzwischen hatte sich die deutsche Bevölkerung verdoppelt und verdreifacht, und diese vermehrte Bevölkerung konnte nur dadurch leben, daß Nahrungs- und Futtermittel eingeführt und mit industriellen Fertigerzeugnissen bezahlt wurden, zu denen ein großer Teil der Rohstoffe ebenfalls nicht im Lande zu beschaffen war sondern eingeführt werden mußte.

Wenn wir versuchen wollen, zwischen dieser unserer deutschen Entwicklung und der heutigen in Übersee Vergleiche zu ziehen, so werden wir dabei gut tun, mit einer gewissen Vorsicht zu Werke zu gehen und uns davor zu hüten, Unvergleichbares über einen Leisten zu schlagen. Es ist ohne Zweifel nicht dasselbe, ob ein dünn oder ein dicht besiedeltes Land sich industrialisiert, und ob dieses Land ein Ausfuhr- oder ein Einfuhrland im Sinne Sombarts ist. In Japan etwa liegt der Fall ganz anders als in Brasilien.

Japan hat mit Deutschland das gemein, daß es genötigt ist, eine dicht beieinander wohnende und rasch wachsende Bevölkerung mit Hilfe von industriellem Export zu ernähren, und daß es die Rohstoffe für seine Industrie ebenfalls zum großen Teil einführen muß. Brasilien dagegen ist ein verhältnismäßig dünn besiedeltes Agrarland, das heute noch, ähnlich wie Deutschland vor hundert Jahren, mit dem Export überschüssiger Agrarprodukte eine zusätzliche Einfuhr bezahlt, also im Gegensatz zu Japan nicht Einfuhr- sondern Ausfuhrland ist. (Sombart scheint bei seinen oben wiedergegebenen Ausführungen an ein Land wie Brasilien gedacht zu haben; Wagemann hat eher die Verhältnisse in Japan im Auge.)

Im Falle der Industrialisierung Brasiliens werden die alten Industrieländer (wie Deutschland) doppelt betroffen: sie laufen Gefahr, bei zunehmender Industrialisierung des seitherigen Kunden nicht mehr so viele Industrieprodukte dorthin absetzen zu können; und sie werden von dort schließlich auch nicht mehr so viel Agrarprodukte beziehen können, erstens weil diese ja die Gegenleistung für den schwindenden Industrieexport sind und unter Umständen mitschwinden werden, zweitens weil das seitherige Lieferland, eben infolge seiner Industrialisierung, bei wachsender Bevölkerung diese in grösserer Menge selber im Lande behalten wird. Auch ganz zuletzt bleibt allerdings noch die Möglichkeit eines Austauschs von Industrieprodukten gegen Industrieprodukte, der zwischen vollindustrialisierten Ländern (Deutschland, England, Amerika) wenigstens bisher eine ziemliche Rolle gespielt hat; und bis die Industrialisierung eines Agrarlandes vollendet ist, vergeht eine kürzere oder längere Zwischenzeit des Aufbaus, während deren industrielle Hilfe von Außen (Maschineneinfuhr) nicht abgelehnt zu werden pflegt. Aber die Voraussetzung dafür ist die Wiederkehr „normaler" weltwirtschaftlicher Beziehungen, von der wir nicht wissen, ob wir überhaupt auf sie hoffen dürfen.

Im Falle Japans dürfte die Wahrscheinlichkeit einer Steigerung oder Fortdauer des Geschäfts für die alten Industrieländer noch geringer und zeitlich kürzer zu bemessen sein. Diesen bliebe dann nichts anderes mehr übrig als eine gewisse „Reagrarisierung".

Nur daß diese keineswegs den „Untergang des Abendlandes" zu bedeuten braucht. Im Gegenteil: vielleicht sogar dessen Gesundung.

× × ×

Puppen

Bis vor kurzem wollten braune und schwarze Kinder nur mit weißen Puppen spielen. Je weißer und je blonder, desto besser. Indem sie ihren Kindern blonde Puppen gaben, träumten die Negermütter vom Aufstieg in die beneidete Schicht der Herrschenden.

Ein einziges farbiges Volk hat nie weiße Puppen gekauft, Japan. Lange vor dem Krieg schon wurden von Nürnberg Puppen mit glänzend schwarzen Haaren, mit Mandelaugen, mit kunstvoll nach alten japanischen Modellen geschminkten Gesichtern nach Tokio verkauft. Es gab fast keine weißen Puppen im Reich der aufgehenden Sonne. Und bald wird es wohl in ganz Asien keine mehr geben. Denn Japan hat nicht nur aufgehört, Käufer zu sein. Es ist seit 1933 das bedeutendste Ausfuhrland für Spielzeug geworden. In den Pariser Warenhäuern, ebenso wie in denen Hollands und sogar in Deutschland findet man Spielzeug mit der Marke „Made in Japan".

Und, was erstaunlicher ist, Japan, das nach dem Kriege anfing weiße Puppen für die Ausfuhr nach Afrika herzustellen, findet immer größere Märkte für seine braunen und gelben Puppen. Wo der weiße Mann herrscht, spielt man mit blonden Puppen — das war eine Regel, die alle Fachleute für eisern hielten. Mit dem wachsenden machtpolitischen Einfluß Japans in Asien scheint sich das zu ändern." Deutsche Allgemeine Zeitung (Nr. 139)

Kleine Chronik

Die Zahl der Arbeitslosen ist im Mai um 213 000 (von 2 234 000 auf 2 021 000) gesunken.

Das englische Kabinett ist umgebildet worden. Premierminister wird Baldwin an Stelle Macdonalds, der zum Lordpräsidenten des Geheimen Rates ernannt worden ist; an Stelle Sir John Simons, der das Ministerium des Innern übernimmt, tritt Sir Samuel Hoare als Minister des Äußern.

Der britische Thronfolger hat in einer Rede den Vorschlag gemacht, Vertreter der englischen Frontkämpfer sollten Deutschland besuchen.

In Frankreich hat nach dem Scheitern aller andern Versuche der Minister des Äußern Laval, der zum zweitenmal beauftragt wurde, ein Kabinett gebildet und von der Kammer die geforderten Vollmachten erhalten.

Der tschechoslowakische Minister des Äußern Benesch hat der russischen Regierung einen Besuch abgestattet.

Jenukidse, bisher einer der engsten Mitarbeiter Stalins, ist wegen „politischer und moralischer Korruption" aus der kommunistischen Partei Rußlands ausgeschlossen und verbannt worden.

In Jugoslawien ist das neu gewählte Parlament, die Skupschtina, zusammengetreten. Die kroatische Opposition unter Führung Matscheks beteiligt sich nicht an den Arbeiten des Parlaments.

In Griechenland ist am letzten Sonntag das Parlament neu gewählt worden. Die Regierungsparteien haben den weitaus größten Teil der Sitze erobert.

Die japanische Regierung hat der chinesischen Regierung ein Ultimatum überreicht mit der Forderung, einen Grenzstreifen in Nordchina zu neutralisieren. Die chinesische Regierung hat die Forderung erfüllt. Der chinesische Kriegsminister hat gegen diese Erniedrigung Chinas durch seinen Rücktritt protestiert.

Zwischen Bolivien und Paraguay ist ein Waffenstillstand abgeschlossen worden.

Währungsfriede in Sicht?

Von Fritz Werkmann

Als im Februar dieses Jahres der Pfundkurs abermals sank, trat die Währungsfrage erneut in den Vordergrund. Belgien hat dann Ende März um 28 Prozent abgewertet, kurz darauf Luxemburg um 10 Prozent. Anfang Mai folgte Danzig mit 42 Prozent. Der Währungswaffenstillstand, an den man sich bereits allgemein gewöhnt hatte, wurde dadurch so vielfach durchlöchert, daß kein Devisenkurs mehr als fest und keine der Goldwährungen mehr als völlig sicher galt.

Schweizer Franken und holländische Gulden wurden aus Sorge vor einer Abwertung in solchen Massen angeboten, daß beide Währungen gefährdet schienen. Auch dem französischen Franken trauten und trauen viele nicht mehr; vorläufig scheint er allerdings noch mehr Lebenskraft zu haben als etliche französische Regierungen.

Wie lange wird der von England im September 1931 begonnene Währungskrieg noch dauern? — Um eine Grundlage für die Beantwortung dieser Frage zu bekommen, wollen wir im Folgenden die Wirkung der Abwertung studieren, und zwar am englischen Beispiel, dessen Nachahmung ja vielfach empfohlen wurde. Wir werden dann leicht feststellen können, ob eine Nachahmung überhaupt möglich ist.

*

Im Fall einer Währungsabwertung steht lediglich fest, daß das Austauschverhältnis der abgewerteten zu anderen Währungen sich ändert, sofern sie nicht gleich stark abgewertet werden. 1930 bekam man für 1 Pfund Sterling 4,87 Dollar, Anfang 1933 nur noch 3,36 Dollar. Welche Wirkungen gingen von dieser Kurssenkung aus?

Das Pfund war, in Dollar gerechnet, rund 30 Prozent billiger geworden. Also waren die englischen Waren — vorausgesetzt, daß sie nicht in Pfund gerechnet um 43 oder mehr Prozent teurer geworden waren — für amerikanische Käufer billiger geworden. (Die Preissenkung um 30 Prozent wird durch eine Preissteigerung um 43 Prozent wettgemacht: wenn ein Preis von 100 auf 70 Mark fällt, so ist das eine Preissenkung um 30 Prozent; wenn dieser Preis von 70 auf 100 Mark wieder steigt, so ist das eine Preissteigerung um 43 Prozent; denn 43 Prozent von 70 Mark sind 30 Mark.) Ebenso war es für amerikanische Schuldner leichter geworden, Pfundschulden zu bezahlen und zu verzinsen. England gewährte durch seine Währungspolitik gleichsam einen Generalrabatt von rund 30 Prozent auf seine sämtlichen Rechnungen und für den ihm zu leistenden Schuldendienst.

Umgekehrt war der Dollar, in Pfund gerechnet, rund 43 Prozent teurer geworden. Also waren amerikanische Waren — vorausgesetzt, daß sie nicht, in Dollar gerechnet um 30 oder mehr Prozent billiger geworden waren — für englische Käufer teurer geworden. Ebenso war es für englische Schuldner schwerer geworden, Dollarschulden zu bezahlen und zu verzinsen. England hatte gleichsam die von ihm zu bezahlenden Rechnungen und seinen eigenen Schuldendienst von sich aus um einen Generalaufschlag von 43 Prozent erhöht.

Dies sind, schematisch betrachtet, die Wirkungen einer 30-prozentigen Abwertung auf den Waren- und Kapitalmarkt. Die tatsächlichen Wirkungen hängen davon ab, ob und wieweit jene Voraussetzungen gegeben sind. Wenn der innere Preisstand in England und den USA gleich geblieben wäre, so hätten die Engländer bei der Ausfuhr Konkurrenzvorteile erhalten, aber bei der Einfuhr eine Verteuerung erlitten; sie hätten als Schuldner gewonnen, aber als Gläubiger verloren.

*

Betrachten wir diese vier Punkte der Reihe nach. Wir wollen dabei, um unsere Untersuchung möglichst einfach zu halten, nur die Zeit bis Anfang 1933, als bis zur Abwertung auch des Dollars ins Auge fassen.

1. Die Engländer haben in der Tat bei der Ausfuhr durch die Pfundentwertung Konkurrenzvorteile errungen. Denn ihr inländischer Preisstand stieg nicht; der Großhandelsindex fiel sogar von 1930 bis Anfang 1933 von 119,5 auf 100,3. Die Wirkung können wir, da der Welthandel gleichzeitig allgemein schrumpfte, am besten aus der Entwicklung des englischen Anteils an der Weltausfuhr ablesen. Zur Vergleichung fügen wir die Angaben für die beiden anderen größten Welthandelsländer bei.

Anteil an der Weltausfuhr

	1931	1932	1933
Großbritannien	9,6%	10,3%	10,7%
Deutschland	12,4%	11,0%	10,2%
U.S.A.	12,9%	12,8%	11,7%

Das Bild ist völlig eindeutig. Englands Anteil stieg in den betrachteten drei Jahren stetig; der seiner Hauptkonkurrenten fiel stetig.

2. Die Engländer haben bei der Einfuhr keine Nachteile erlitten. Dieser Punkt ist ausschlaggebend wichtig. Wer heute leichthin empfiehlt, das englische Beispiel nachzumachen, vergißt meist, daß die Pfundentwertung in eine Zeit stark fallender Weltmarktpreise fiel. Die folgende Tabelle soll diese besondere Lage dem Leser möglichst eindringlich vor Augen führen. In ihr sind zunächst für wichtige Nahrungsmittel, dann für wichtige Rohstoffe die amerikanischen Preise von 1930 und Anfang 1933 gegenübergestellt.

Der Preissturz in den U.S.A.

	Durchschnitt 1930	Januar 1933	Senkung um
Weizen: cents je 60 lbs	112,89	59,50	47%
Mais: cents je 56 lbs	95,43	37,38	61%
Schweinefleisch: $ je 200 lbs	31,08	14,25	54%
Baumwolle: cents je lb	13,58	6,24	54%
Roheisen: $ je long ton	20,04	13,84	31%
Kupfer: cents je lb	13,25	5,00	62%
Benzin: cents je gall.	8,53	3,61	58%
Kautschuk: cents je lb	12,01	3,74	69%

Bei all diesen Waren war der Preissturz in den U.S.A. stärker, zum Teil weit stärker als die Entwertung des Pfun-

des. Diese Waren waren also für die Engländer, trotz der Pfundentwertung, Anfang 1933 billiger als 1930! Die Ausfuhr wurde daher nicht durch steigende Rohstoffkosten vorbelastet, und vor allem wurde das Realeinkommen der Massen nicht durch Preissteigerungen gesenkt.

3. Englands Schulden ans Ausland spielen neben seinen Forderungen keine Rolle, sie lauten überdies vielfach auf Pfund. Eine irgend erhebliche Schädigung von Interessen englischer Schuldner durch die Pfundentwertung liegt daher nicht vor.

4. Die Engländer haben als Gläubiger verloren, aber nur in Gold und am grünen Tisch gerechnet. In der Krise müssen Gläubiger bekanntlich sowieso Abstriche machen. Daß die englischen Gläubiger ihre alten Schuldsummen hätten eintreiben können, die infolge der gesunkenen Weltmarktpreise real viel mehr bedeuteten als vor der Krise, war ganz und gar unwahrscheinlich. Man kann also nicht sagen, daß die englischen Gläubiger durch die Pfundabwertung einen Verlust erlitten haben. Sie haben nur auf etwas verzichtet, was sie doch nicht bekommen hätten.

Kurz: England hat aus seiner Währungspolitik so gut wie nur Vorteile gezogen.

◆

Die rund 50 Staaten, die nach England abwerteten, taten es unter ständig ungünstiger werdenden Umständen. Die Waffe Währungsabwertung stumpfte ab. Heute ist sie bereits sehr stumpf. Inmitten des Gestrüpps der Handelshemmungen aller Art kann sie kaum noch zu Ausfuhrsteigerungen führen. Ja, jedes weitere Währungsmanöver wirkt heute international als Störung der Belebung, und schon das macht es fraglich, ob der abwertende Staat insgesamt einen Vorteil erringt. (Abwertungen im Rahmen eines allgemeinen Stabilisierungsabkommens würden diese Wirkung natürlich nicht haben.)

Dazu kommt: bei nicht sinkenden Weltmarktpreisen können die abwertenden Staaten, sofern sie auf Einfuhr angewiesen sind, eine Preissteigerung im Inland kaum vermeiden. Das hat entweder eine Kette von Lohnsteigerungen zur Folge und damit eine dauernde Beunruhigung des Wirtschaftslebens infolge der Unsicherheit der Kalkulation, oder aber eine Senkung des Realeinkommens der Masse und damit eine Schrumpfung des Binnenmarktes. Auch beim Ausbleiben von Lohnsteigerungen würde sich der Vorteil der Abwertung für die Ausfuhr geringer stellen, als man meist denkt. Nehmen wir an, der Preis einer Ausfuhrware bestehe zur Hälfte aus Kosten für eingeführte Rohstoffe, so kann diese Ware für die ausländischen Käufer bei einer 20prozentigen Abwertung offenbar nur um 10 Prozent billiger werden.

Für die Schuldnerländer insbesondere gilt: sie haben ein starkes Interesse daran, daß ihre Gläubigerländer abwerten. Durch eigene Abwertung würden sie ihre Schuldenlast lediglich wieder drückender machen. Im Sommer 1931, also vor der Pfundabwertung, belief sich die gesamte deutsche Auslandsverschuldung auf 24 Milliarden Mark. Infolge günstiger Rückzahlungsmöglichkeiten (z. B. des billigen Rückkaufs deutscher Auslandsanleihen) und der Währungsentwertung in den wichtigsten Gläubigerländern ist diese Schuld auf 14 Milliarden zurückgegangen. Eine Markentwertung würde sie „aufwerten". Daran haben die deutschen Schuldner gewiß kein Interesse! Ähnlich geht es den italienischen und polnischen Schuldnern.

◆

Auf Grund dieser Überlegungen kann man vermuten, daß der Währungskrieg zu Ende geht, einfach weil die Waffen stumpf geworden sind. Damit ist allerdings die Voraussetzung zu einem wirklichen Währungsfrieden noch längst nicht gegeben. Es ist ja auch nicht gesagt, daß die Waffe nicht eines schönen Tages wieder scharf ist, z. B. nach dem Abbau der in der Krise errichteten Handelshemmnisse.

Einen dauernden Währungsfrieden darf man zwischen kapitalistischen Staaten natürlich überhaupt nicht erwarten. Denn in ihnen wird immer wieder der Versuch unternommen werden, üble Folgen des Kapitalismus durch Währungsmanöver zu korrigieren.

Ein nur auf dem Währungsgebiet abgeschlossener Friede würde unter den gegenwärtigen Umständen besonders kurzfristig sein. Machen wir z. B. die höchstunwahrscheinliche Voraussetzung, die vorhandenen Goldbestände würden in einem Währungsfrieden irgendwie gleichmäßig auf die wichtigsten Handelsstaaten als Notendeckung verteilt. Wenn sich dann Gläubigerstaaten wie die U.S.A. und Frankreich weiter gegen die Wareneinfuhr abschließen würden, dann würde sehr rasch das Gold, als die einzige „freizügige" Ware, von neuem bei ihnen zusammenströmen. Das Abströmen von Gold aus den Schuldnerländern würde freilich in der bekannten Weise preissenkend und also ausfuhrfördernd wirken; aber was nützen die niedrigsten Ausfuhrpreise des Schuldnerlandes, wenn das Gläubigerland die Einfuhr mengenmäßig beschränkt?

Der weltwirtschaftliche Friedensschluß müßte also, wie schon diese eine Überlegung zeigt, viel mehr als nur Währungsparagrafen umfassen. Ob dazu die Vorbedingungen so bald gegeben sind? Es ist unwahrscheinlich. Darum würde ein rasch zustande kommender Währungsfriede voraussichtlich nur ein Scheinfriede sein.

Im Dickicht der Pakte

„Dickicht" ist eigentlich ein harmloses Wort für das Gewirr der Pakte, in dem Europa verstrickt ist; man könnte ruhig „Urwald" sagen. Es ist ein Urwald, in dem sich die meisten Zeitungsleser überhaupt nicht mehr zurechtfinden. In dieser Not bietet sich uns als Führer an Ernst Niekisch mit seiner Broschüre „Im Dickicht der Pakte" (Widerstands-Verlag, Berlin; Preis 1,50 Mark).

In den Jahren 1917 bis 1923, so beginnt Niekisch, bestand in Europa eine „weltrevolutionäre" Situation. Die russisch-bolschewistische Flut sandte schwere Brecher nach Mitteleuropa herüber. Das Daseinsrecht des Kapitalismus wurde selbst von bürgerlichen Kreisen angezweifelt; ein Diplomat wie Brockdorff-Rantzau war bereit, in Deutschland den Kapitalismus preiszugeben, wenn durch dieses Opfer Deutschland vom Versailler Vertrag befreit werden konnte; und selbst die offizielle deutsche Politik ließ sich von dieser Ost-Strömung treiben (oder nützte sie aus) und schloß 1922 den Vertrag von Rapallo, das Bündnis mit Rußland, ab.

Der Vertrag war eine Warnung an die Sieger, den Bogen nicht zu überspannen; mehr nicht. Im Ernst konnte das bürgerlich-kapitalistische Deutschland der Weimarer Zeit gar nicht daran denken, sich im Bunde mit dem bolschewistischen Rußland gegen den Westen zu wenden; denn das Weimarer System war seinem Wesen nach „westlerisch" gesinnt. Das Bündnis mit der Sowjetunion war nur als vorübergehender Notbehelf gedacht, bis der Geist von Versailles sich etwas abgeschwächt habe und für eine europäische Einigung Raum geschaffen sei. Deshalb begann man in Deutschland sehr bald an der deutsch-französischen Verständigung zu arbeiten (General Hoffmann, Rechberg, Mahraun u. a.); ein deutsch-französisches Militärbündnis und eine Interessenverflechtung der deutschen und der französischen Industrie sollte die Grundlage für die Einigung Europas bilden. Diese Politik ist gescheitert, wohl in erster Linie deshalb, weil Frankreich sein Mißtrauen gegen Deutschland nicht überwinden konnte.

Obwohl also Deutschland im Westen sein Ziel nicht erreichte, erkalteten doch die Beziehungen zu Rußland immer mehr, und als die nationalsozialistische Bewegung an die Macht kam, wurde die russische „Rückversicherung" vollends ganz aufgegeben. Die Frage „Westorientierung oder Ostorientierung?" verlor ihren Sinn; Deutschland schloß sich zunächst überhaupt gegen außen ab und entwickelte seine eigene Kraft.

Damit aber wurde die Politik der Pakte aktuell. Die Staaten Westeuropas (vor allem Frankreich und Italien, England weniger) sahen die Gefahr für ihren Bestand nicht mehr von Sowjetrußland ausgehen (das ja seit 1923 Jahr für Jahr an Aktivität verloren hat und schließlich in der äußeren Politik zu einer konservativen Macht geworden ist), sondern glaubten sie in Deutschland suchen zu müssen, und Frankreich begann mit der „Organisierung der kollektiven Sicherheit".

Eine Schilderung dieser Tätigkeit für den „Frieden" in den vergangenen zwei Jahren — das ist der hauptsächliche Inhalt der Broschüre Niekischs. Mit scharfem Blick für das Wesentliche und für die Zusammenhänge der europäischen und der Weltpolitik wird eine klare und vollständige Übersicht über die diplomatischen Ereignisse vom Frühjahr 1933 bis zum Abschluß des französisch-russischen Vertrags gegeben. Wir können hier nicht auf Einzelheiten eingehen; wir wollen nur noch kurz die Haltung der beiden wichtigsten Mächte: Frankreichs und Englands, charakterisieren (so wie Niekisch sie auffaßt).

Das Ziel Frankreichs scheint klar zu sein: es will um Deutschland einen Ring von Staaten legen, der bei der geringsten machtpolitischen Regung Deutschlands das Feuer eröffnet. Aber wenn der Ring geschlossen ist — was dann? Soll Deutschland wirklich vernichtet werden? Oder soll diese ganze Einkreisungspolitik für Frankreich nur eine starke Position schaffen, von der aus das Verständigungsgespräch mit Deutschland aufgenommen werden kann? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten; offenbar finden sich an den maßgebenden Stellen in Frankreich Vertreter sowohl der versöhnungsbereiten wie der versöhnungsfeindlichen Richtung; der gegenwärtige Minister des Äußern Laval scheint zu den Anhängern der Verständigungs-These zu gehören. Zunächst freilich spielt dieser Richtungsstreit in der praktischen Politik keine Rolle; denn darüber, daß zuerst einmal der Ring um Deutschland geschlossen werden muß, herrscht ja Einigkeit.

Schwieriger zu durchschauen ist die Haltung Englands. Es steht offiziell an der Seite Frankreichs, und tatsächlich sind die Bindungen Londons an Paris sehr stark (man kann schon manchmal von Abhängigkeiten reden). Und doch zeigt die Londoner Politik immer wieder Neigung, gegenüber Deutschland ohne Befragen des französischen Freundes zu handeln, und zwar nicht nur in nebensächlichen Fragen; denn man wird doch wohl sagen können, daß die deutsche Wiederaufrüstung die Gefahrenzone nicht so rasch und ohne Hindernis hätte durchschreiten können, wenn England nicht durch Schweigen und Dulden sekundiert hätte.

Aber was beabsichtigt nun England eigentlich? Wäre es, vom englischen Standpunkt aus betrachtet, nicht richtiger, England würde sich rückhaltlos an Frankreichs Seite stellen, die Wiedererstarkung Deutschlands verhindern und so nach französischem Rezept den „Frieden" in Europa stabilisieren? — Die englische Politik könnte, vielleicht, so handeln, wenn sie nur in Europa Interessen zu vertreten hätte. Aber für England ist ja Europa nur ein Nebenschauplatz; sein Reich erstreckt sich über die ganze Welt. Wir wollen, um zu zeigen, wie sich diese Tatsache auf die europäische Politik auswirkt, einmal ein Beispiel anführen.

Als im Sommer 1934 der damalige französische Minister des Äußeren Barthou wohl die schwierigste Aufgabe seiner Paktpolitik in Angriff nahm: die Unterstützung der Engländer für die französische Politik zu gewinnen, da gelang ihm das überraschend leicht. Welches Zaubermittel hat Barthou angewandt? — Er hat mit einer russisch-japanischen Verständigung gedroht. Das klingt für uns komisch, für englische Ohren aber nicht. Die französische Politik hat schon lange gute Verbindungen mit Tokio, und auch in Moskau besaß sie damals schon großen Einfluß — sie hätte also Japan und Rußland vielleicht schon zu einer Verständigung bewegen können. Für England erwächst aus einer solchen Verständigung eine der größten Gefahren; denn sie würde den japanischen Expansionsdrang nach Süden, nach Australien ableiten. Mit aller wünschenswerten Deutlichkeit hat das damals der französische Journalist und Politiker Jules Sauerwein in einem auf einer Reise in Japan verfaßten Artikel dargelegt: es sei nichts als ein psychologischer Irrtum, wenn Japan in Rußland seinen Feind sehe; der gesunde Menschenverstand rate zum Frieden mit Rußland; Japan brauche außerdem gute Beziehungen zu Frankreich, den Vereinigten Staaten und China; dann könne es seine Augen dem „britischen Reich und besonders Australien" zuwenden. — Diese von Barthou und Sauerwein angedeutete Möglichkeit eines Bundes zwischen Rußland, Japan und China genügte, um England in Europa wieder einmal an die Seite Frankreichs zu ziehen; denn dieser Bund würde das Ende der britischen Herrschaft in Asien bedeuten.

Ebenso wie es ein Lebensinteresse Englands ist, daß sich Japan und Rußland nicht verständigen, ist es von größter Wichtigkeit für England, daß sich Japan und die Vereinigten Staaten nicht finden (man könnte vielleicht noch hinzufügen, daß sich Deutschland und Frankreich nicht einigen). Die Londoner Politik sorgt überall da, wo die Vereinigung zweier Staaten eine Gefahr für das britische Reich bedeuten würde, dafür, daß die beiden Staaten sich nicht näher kommen, sondern sich, beide etwa gleich stark, gegenseitig das Gleichgewicht halten; wenn England dann auf die Seite des einen Staates tritt, wird ein gewaltiges Übergewicht entstehen.

Aber so weit ist nach der Meinung der englischen Politiker die Entwicklung noch nicht vorgeschritten; vorerst genügt es, sich alle Möglichkeiten offen zu halten. Wie steht es z. B. mit Rußland? Rußland, wieder zur Weltmacht geworden, hat zwar seine weltrevolutionäre Mission abgeschworen, könnte aber trotzdem für die englische Herrschaft in Asien gefährlich werden. Es ist also besser, man zieht es aus Asien ab und überläßt ihm den Balkan als Einflußsfäre. Dann muß aber sofort in Europa ein Gegengewicht eingesetzt werden: das wiedererstarkte Deutschland. Wenn Deutschlands Wiedererstarkung nun einmal nicht verhindert werden kann, dann ist es ganz gut, man läßt ihm die Hoffnung auf einen möglichen Ausweg im Osten. Je nach den Umständen kann dann Rußland als Vorposten gegen die gelbe Rasse oder Deutschland als Vorposten des Abendlandes gegen Rußland betrachtet

Lob des Radfahrens

Von Alfred Uhlmann

Ich kann es nicht länger unterdrücken, es gebietet mir allein die ernstliche Besorgnis um die gesellschaftliche Stellung von über zweihundert Millionen Radfahrern auf der Erde, vor einsichtsvoller Leute Ohren dem wahrhaft gequälten Notschrei Ausdruck zu geben: warum muß ich mich schämen, daß ich ein Radfahrer bin?

Es ist eine Tatsache von kaum mehr zu ertragender Bitternis, daß nach der endgültigen Stabilisierung des Schönheitsideals unserer Zeit, nach der pomphaften Inthronisation des Autos, der Radfahrer von der vorurteilsvollen Menge nicht nur gänzlich unbedenklich der niederen Gesellschaftskategorie der armen Schlucker zugezählt wird, sondern auch dem entwürdigenden Schicksal ausgesetzt ist, nicht mehr für voll genommen zu werden.

Ein Fußgänger kann, sofern er Meister gewisser psychologischer Kniffe dem Hotelpersonal gegenüber ist, beim Empfangschef durchaus den Eindruck erwecken, daß er aus erlesener Liebhaberei zu Fuß geht, während er zu Hause seinen Rolls-Royce stehen hat. Ist aber auch nur vom Piccolo Respekt vor einem Radfahrer zu erwarten? Lassen Sie sich von einem alten erfahrenen Radfahrer sagen, daß man dem Kellnerknaben, so gebieterisch man auch seine Schalmeiglocke vor dem großen Hotel ertönen läßt, keinen anderen Reflex entlockt, als daß er eine Augenbraue hochzieht und mit stummem Blick auf das Päckchen hinter dem Fahrradsattel, in welchem er Nachthemd und Zahnbürste errät, eindrucksvoll bedeutet, daß ein Radfahrer bei ihm, und damit auch in diesem exklusiven Hause, keinerlei Kreditwürdigkeit genießt. (Obwohl es unwiderleglich erwiesen ist, daß zechprellende Radfahrer nur zu einem lächerlich geringen Dezimalbruchteil in der Statistik erscheinen, während andererseits Hochstapler niemals auf Fahrrädern, sondern immer nur im Auto vorfahren.)

Auch vor dem Hotel ist es allein der (Hupen-) Ton, der die Musik macht. Unsereiner kann nicht im Hotel Imperial in Karlsbad wohnen, nicht im Adlon zu Berlin, nicht im Prinz Friedrich Karl in Baden-Baden. Der Fall ist einfach nicht vorgesehen, wie uns schon das unumstößliche Faktum lehrt, daß wohl großartige Garagen vorhanden sind, aber nicht ein einziger bescheidener Fahrradständer! Obwohl man in Amsterdam, das wie Kopenhagen ein herzerquickender Naturschutzpark für Radfahrer ist, es nicht für profan erachtet, Fahrradständer selbst vor den Kirchen aufzustellen. Wie man in Holland ja auch das Glück haben kann, der Landesmutter leibhaftig radfahrenderweise zu begegnen. Während hierzulande wiederum ein Mann allein deshalb gesellschaftsunfähig ist, weil er Hosenklammern trägt.

Es ist mir passiert, daß ich von feinen Leuten, sicherlich versehentlich, zum Abendessen eingeladen wurde. Warum durfte ich nicht auf dem Fahrrad kommen? Es war ein so schönes Rad, fast wie neu gekauft; es war gut verchromt, ballonbereift und hatte elektrisches Licht. Den Blumenstrauß, rote Rosen, hatte ich sorgfältig am Laternenhalter befestigt, da konnte er unmöglich leiden; ich trug auch dunklen Anzug, nur mußte ich die Hosen mit Hosenklammern vor dem Kettenrad schützen, das müßte doch jeder einsehen! Nun, die Dame des Hauses sah mich vorfahren, sie sah auf die Hosenklammern, die ich leider vor der Begrüßung zu entfernen vergaß, — dann aber sah sie mich den ganzen Abend nicht mehr an.

Der Mensch muß viel erfahren haben, ehe er weise wird. Wäre ich im Auto erschienen, hätte jene Dame liebenswürdig gelächelt und mich charmant gefunden! Wie könnte sich aber ein empfindsamer Mensch mit einem Auto befreunden, einem Kasten aus gebogenem Blech, über ein tristes Gestell auf vier Rädern gestülpt, das sich kaum vom Erdboden erhebt; in den Händen hält man ein an einer schäbigen Stange befestigtes lächerliches Holzrad und wird fortgeschleudert von lärmvollen und stinkenden Explosionen!

Was kann dagegen an einem Fahrrad lächerlich sein, an dieser großartigen Schöpfung, die, wie alle genialen Einfälle, gleich so göttlich fertig und vollendet war, daß sie dem Haupt der Athene entsprungen sein könnte! Das Auto ist fortwährend kostspieligen Wandlungen unterworfen; das Fahrrad aber ist zu Ende erfunden, es duldet selbst eine Verfeinerung nicht mehr.

Wie wundervoll schlank reckt sich der Hals der Lenkstange aus dem Steuerkopf! Mit welch graziösem Schwung sind ihre Enden zu einem eleganten Gehörn ausgebogen! Wie fein geschnitten ist das stählerne Rahmenwerk, das Sonnenlicht spiegelnd im glänzenden Lack! Wie zauberhaft dünn sind die vernickelten Speichen, so klug gegeneinander verspannt; wie weich schmiegt sich die Kette in die Zähne des Rades; wieviele Geheimnisse birgt die Freilaufnabe in ihrem Innern!

Unerschöpflich an Wundern ist das Fahrrad, man kann sich nicht sattsehen an ihm. Ja, der Radfahrer ist dessen gewiß, daß das Fahrrad, landläufigem Vorurteil der Ignoranten zuwider, wie alle sogenannten leblosen Dinge eine Seele hat!

Frei wie der Nomade schweift der Radfahrer, wenn ihn der Rhythmus der Bewegung des Rades packt, das fliegt wie der befreite Vogel. Der Automobilist wird gefahren, in eine Wolke von Chemie gehüllt; der Radfahrer aber fährt, von nichts anderem umweht als der kühlen, reinen, flirrenden Luft. Ohne verlogenes Gas, aus eigener Kraft, mit festem Antritt entfernt er sich um die nächste Waldecke, entrückt jeder Kontrolle seines freien Davonstürmens.

Stolz sitzt er im Sattel, es blitzt sein Auge, seine Sinne sind scharf, kühn nimmt er den Kampf auf mit der nichtradfahrenden Umwelt und verliert jede Furcht!

Menschenkraft gegen Pferdestärken! Blut gegen Benzin! Ist es zu viel gesagt, wenn ich schlankweg behaupte: der Radfahrer, nur der Radfahrer, ist der heroische Mensch?

„Das Fahrrad verdirbt die guten Sitten. Es züchtet eine wenig anmutige Spezies weiblichen Amazonentums. Welche auffällige Erscheinung wäre es früher gewesen, einer einzelnen Dame etwa auf einem Reitpferde meilenweit vor den Toren der Stadt auf einsamen Wegen zu begegnen? Zur Zeit ist es schon gar nichts Auffälliges mehr, irgendwo am zehnten oder gar zwanzigsten Kilometerstein vor der Stadt in einem Wirtshaus eine halbmännlich gekleidete junge Amazone ihr Rad anlehnen zu sehen und mit hochrotem Angesicht einen Kognak fordern zu hören ... Auf viel ältere Gymnasiasten übt das Radfahren unzweifelhaft einen schlechten Einfluß. Da sie zu viel Zeit auf der Chaussee zubringen, bleiben oft die begabtesten Schüler im Latein und Griechisch sehr zurück ... Nicht zu leugnen ist, daß längst in den breitesten Schichten der nicht radelnden Bevölkerung eine allgemeine Verstimmung über das Radlerunwesen herrscht und daß man nicht begreift, warum Gesetzgebung und Polizei ... diesem Unfug gegenüber eine solche Weitherzigkeit an den Tag legen ... Überdies ist das Fahrrad ein Mittel zur Dekomposition der Familie und des Anstandes."

Aus einer Broschüre „Das Fahrrad und die Volksmoral", erschienen in Berlin-Groß-Lichterfelde-West im Jahr 1899

werden (im letzteren Fall könnte gleichzeitig im Osten Japan gegen Rußland eingesetzt und dadurch von einem Angriff gegen britische Dominions abgelenkt werden). „In Europa, im Fernen Osten, auf dem ganzen Erdball soll ein Gleichgewichtszustand zwischen den entscheidenden Mächten hergestellt werden, über dem England als Zünglein an der Waage wacht. Deutschland gilt weder als Englands Freund noch als Englands Feind; England weist ihm nur die Rolle zu, die ihm in diesem Gleichgewichtssystem zugedacht ist."

Das ist für Deutschland, wie es scheinen mag, eine bescheidene Rolle. Sie kann aber zu einer folgenreichen Chance werden.

Max Gregory

Europas Zukunft

Unter der Einwirkung der Nachkriegsweltkrise, im Laufe der Entwicklung der Industrien in den Kolonialstaaten und Überseeländern ist der Güteraustausch zwischen den Erdteilen oder wenigstens zwischen der Alten und Neuen Welt geschrumpft. Dafür hat sich der Verkehr innerhalb der „jüngeren" Erdteile geweitet. Die Zukunft wird lehren, ob dieser Zustand der Schrumpfung mehr oder weniger stark anhalten wird, oder ob sich ein neuer Weltverkehr entwickelt.

Zwangsläufig wird als Folge der Entwicklung eine neue Völkerwanderung kommen. Vielleicht ist sie schon da, uns nur unsichtbar oder unbewußt, weil sie in anderen Formen auftritt als in der Urzeit oder im Altertum. Sie ist nicht in erster Linie eine Wanderung des Menschen aus seiner alten Heimat nach einer neuen Wohnstätte, es ist zuerst eine Wanderung des Kapitals ... Wandern Kapital, d. h. technische Ideen, Arbeitsverfahren, Maschinen, unternehmender Wille aus, dann entsteht am Platze der neuen Niederlassung ein Kulturzentrum, ein Gebiet neuer Produktion und schließlich auch ein volkreicher Landstrich; denn dies geistige und finanzielle Kapital hat die Kraft, Städte zu gründen und öde Ländereien zu geordneten Gemeinwesen, Staaten, vielleicht sogar im Laufe der Entwicklung zu Weltmächten zu machen. Mit dem Kapital ist dann gleichzeitig die Macht ausgewandert.

✦

In unserer Überheblichkeit haben wir Europäer es für unmöglich gehalten, daß in den Tropenländern Industrie entsteht, und glauben auch jetzt noch, nachdem die rauchenden Schlote der Dampfkraftwerke und Fabriken oder noch mehr der nichtrauchenden riesigen Wasserkraftzentralen in den Urwaldgebieten unsere erste Meinung als irrig widerlegt haben, daß man in Indien oder China zwar, abgeguckt von Europa, Baumwollwarenfabriken mit grober Massenerzeugung aufbauen und vielleicht noch andere Konsumgüter für die breite Masse herstellen könne, aber nie und nimmer unsere hochentwickelten Industrie-Erzeugnisse.

Natürlich ist nicht von heute auf morgen eine Ruhrindustrie am Äquator aufzubauen oder eine Stadt der Optik in Australien. Aber eine Erscheinung kommt diesem Streben fremder Völker doch sehr zugute, nämlich die Europamüdigkeit des Europäers, der nur zu leicht geneigt ist, namentlich, wenn er der Oberschicht angehört, die Heimat zu verlassen, und, sei es als Forscher oder Ingenieur, als Kaufmann oder Arzt, sein Tätigkeitsfeld in ein fernes Land zu verlegen.

So ist das moderne industrielle Japan entstanden, so sind die vielen Siedlungen geworden, die mitteleuropäische Zivilisation in die Tropengebiete verpflanzt hat. Wenn heute der pazifische Ozean von vielen das Weltmeer der Zukunft genannt wird, wenn kaum weniger moderne Schnelldampfer und die schnellsten Motorschiffe der Welt dort die Kontinente verbinden, wenn der Atlantische Ozean schon etwas in die Defensive gedrängt ist, dann ist es das Verdienst der Europäer — nein, der einstigen Europäer!

✦

Europa hat gewiß kein Recht, sich dabei auf den moralischen Standpunkt zu stellen und etwa von Undankbarkeit zu reden. An sich ist es ja schon ein Naturgesetz, daß die Jugend flügge wird, sich einen eigenen Lebenskreis schafft, öfter in Widerstreit mit den Alten, und dies gilt nicht nur für den einzelnen Menschen, es hat auch für Völker und Nationen dieselbe Berechtigung. Dazu kommt, daß wir sehr schlechte Eltern und Erzieher waren. Die Sünden Europas von den Tagen der spanischen Eroberer bis zum Weltkrieg haben uns Europäer in schwere Schuld verstrickt. Ein Recht, dankbare Unterstützung von anderen Weltteilen, die zur Macht kommen, zu erwarten, hat Europa wahrhaftig nicht.

In nüchternster Überlegung müssen wir daher abwägen, was uns droht, wenn die wirtschaftliche Hegemonie dauernd an andere Kontinente übergeht, und ob nicht Wege gefunden werden können, die eine Verknüpfung der gegenseitigen wirtschaftlichen Interessen zum Ziel haben.

✦

Am 12. November 1901 beschloß der Vorstand des deutschen Bundes der Industriellen, die Vertretungen von Handel und Industrie aller Handelsstaaten Europas zu einer Konferenz zur Frage der Errichtung einer europäischen Zollunion gegen die Vereinigten Staaten von Amerika aufzufordern. Diese Zollunion ist bekanntlich nicht zustande gekommen. Vielleicht wird in nicht zu ferner Zeit, falls Europa und Nordamerika überparteiliche Geister besitzen, eine Abwehrfront dieser beiden Kontinente gegen neue wirtschaftliche Machtgruppen entstehen.

Auch die Frage, was aus Europa werden kann, wenn die außereuropäischen industriellen Absatzmärkte ihm gänzlich verschlossen sein sollten, ist vor dem Kriege bereits, wenn auch als in unendlicher Ferne liegend, gestellt worden. Europa, in seiner Industrieausfuhr gehemmt, würde auf seine agrarische Basis zurückgedrängt, aus dem Weltverkehr eliminiert, in seiner wirtschaftlichen und schließlich auch seiner wissenschaftlichen Bedeutung herabgedrückt. Dieser Pessimismus ist berechtigt, wenn das Europa der Zukunft in seiner politisch und technisch-wirtschaftlichen Organisation dem der Gegenwart und Vergangenheit gleicht. Wenn nationaler Partikularismus nicht sieht, daß die Gemeinschaftsinteressen voranzustellen auch für die Erhaltung der eigenen Volksgemeinschaft Voraussetzung ist. Die geschilderten Folgen müssen Wirklichkeit werden, wenn nicht in Erkenntnis der Gefahren der Abwehrwille geweckt und gestärkt wird.

✦

Weltverbrüderung und die Hoffnung auf den Gemeinsinn der gesamten menschlichen Gesellschaft ist sicher nicht der richtige Weg. Wir wollen es nicht als unmöglich ablehnen, daß einmal in einer fernen Zukunft das Gefühl der menschlichen Gemeinschaftlichkeit auch dazu führen könnte, daß reiche Völker arme unterstützen; aber im besten Falle wird eine Jahrhunderte oder Jahrtausende währende sittliche Erziehungsarbeit vorausgehen müssen. Da die Gefahr schon unserer oder den nächsten Generationen droht, so ist dieser Weg viel zu weit.

Vor einem Jahrhundert, als Malthus seine berühmte Lehre vom Nahrungsmittelspielraum bekanntgab, und fast bis in die letzten Jahre hätte man die grundsätzlichen Voraussetzungen für einen Interessenausgleich unter den Völkern vielleicht überhaupt verneint. Heute können wir mit vollster Überzeugung erklären, daß die technisch-wissenschaftlichen Leistungen der Menschheit in den letzten Jahren und Jahrzehnten den Raum der bewohnbaren Erde so geweitet haben, daß nicht nur die heutige Menschheit, sondern noch viele Millionen mehr ihr tägliches Brot im Sinne des Bibelwortes finden können. Wir müssen in neuer Einstellung auf die gewandelte Umwelt uns auch die neue Form für das soziale und politische Leben schaffen.

Die Technik, viel verehrt und noch viel mehr geschmäht, wird hier eine ganz besondere Stellung einnehmen. Sie hat Europa gehoben, hat es zur beherrschenden Weltstellung geführt, bedroht es heute, kann es vernichten oder wieder erhalten, je nachdem sich der Europäer zu ihr stellt. Die jungen Völker haben die Anwendung der Technik von uns übernommen und sie in kürzester Zeit virtuos zu handhaben gelernt. An uns ist es, zu zeigen, daß mit dieser rein materiellen Anwendung der Naturkräfte die Aufgabe noch keineswegs gelöst ist.

Die Technik ist weder gut noch böse, sie ist ein dienender Geist für den Menschen. Wie dieser ihre Hilfe verwertet, so wird auch der schließliche Erfolg sein. Die Mittel der Technik sind gewaltig. Große Macht erfordert ungeheure Selbstbeherrschung, und hier haben wir den Ausblick auf die zweite Wegeshälfte. Wir haben die Naturkräfte in der Technik zu Hilfe gerufen, wir haben ihre Macht entfaltet, und wir müssen nun dafür Sorge tragen, daß wir in unserem menschlichen Gemeinschaftsleben die entsprechenden Formen finden.

Georg Sinner

Wir fühlen, daß eine Zeit kommen wird, in der es keinen Menschen mehr interessieren wird, reich zu sein. Darin möchte ich die Möglichkeit der Überwindung unserer fatalen Zustände sehen, daß einmal kein Mensch mehr reich sein mag, da die Genüsse, auf die es dem erzogenen Menschen ankommt, allen zugänglich sind, und da schließlich doch der Tag kommen muß, wo man sich schämt, über Mittel zu verfügen, die man nicht selber erworben hat.

Lichtwark

Quetta

In Belutschistan hat ein Erdbeben 20 000, vielleicht auch 30 000 Menschen vernichtet. Die meisten Tageszeitungen haben dieses Ereignis so beiläufig in einigen 20 bis 40 Zeilen abgetan.

Vor Jahrzehnten sank der Dampfer „Titanic" mit 1600 Menschen. Wochenlang berichteten die Zeitungen seitenweise über diesen Unglücksfall. Und heute noch wird immer wieder der Fall „Titanic" zitiert.

Warum dieser auffallende Unterschied der Berichterstattung und der allgemeinen Teilnahme? Ist wirklich daran nur der größere räumliche Abstand schuld, der uns die Dinge in perspektivischer Verkürzung sehen läßt? Besonders auffallend wirkt dieser Unterschied, wenn man andrerseits immer wieder zu hören bekommt, wie klein die Welt heute dank den modernen Verkehrsmitteln geworden sei.

In Belutschistan sind Farbige gestorben, auf der „Titanic" Weiße; in Belutschistan unbekannte Bauern und Arbeiter, auf der „Titanic" die Haute Volée Europas. Die großen internationalen Nachrichtenbüros dürfen sich nicht wundern, wenn man in diesen Dingen den Grund sucht, daß die Berichterstattung so verschieden ausfällt.

Die weiße Rasse nimmt immer noch das Recht in Anspruch, hochmütig auf andere herabzusehen. Sie hätte zwar allen Grund dazu, gerade hierin besonders vorsichtig zu sein. Im selben Augenblick, wo sie die letzten Versuche macht, ihre jetzt noch bestehende Vormachtstellung rücksichtslos auszunutzen, gewinnen die Andersfarbigen eine Position um die andere.

Karl Amrhein

Zivilisationsklamauk

In der Berliner Börsenzeitung vom 9. Juni wird in einem Bericht über New York die größte und prunkvollste Musikhalle der Welt, die Radio City Music Hall, beschrieben. „Der Zuschauerraum faßt 6000 Personen und ist für mein Gefühl von hinreißender Schönheit. Schon der Aufgang zu dieser „Kathedrale des Vergnügens" ist bezaubernd. Was amerikanische Kunst und Technik hier an Schmuck und verschwenderischer Pracht hervorgebracht haben, grenzt an das Unfaßbare. Dicke Teppiche, kostbare Wandstoffe im Foyer und auf den breiten Treppen. Riesige Beleuchtungskörper in den groteskesten Formen verbreiten ein mildes Licht. Überelegante Erholungsräume. Toiletten mit den raffiniertesten Einrichtungen zur Schönheitspflege. Ein Zauberreich der Schönheit! Eintritt 65 Cents. Gespielt wird ununterbrochen von Vormittags bis Mitternacht. Das Theater ist immer besetzt, unaufhörlich rollt das Programm, das aus Film und Varietédarbietungen allerersten Ranges besteht, ab. Alles ist natürlich auf Effekt und Überraschungen eingestellt. Die Musik ist laut, im allgemeinen mäßig, aber von mitreißendem Schwung. Jazz überwiegt. Eine Riesenorgel füllt die Halle bald mit einem zarten Getön, bald mit einem donnerrauschenden Gebrause, ein hundert Mann starkes Orchester, von einem Kapellmeister mit einem Riesenstock dirigiert, taucht musizierend aus der Versenkung empor, zwölf Pianisten spielen gleichzeitig auf zwölf Flügeln. Hundert gut gewachsene Tanzgirls werfen die Beine wie an der Strippe gezogen. Groteskkomiker treten auf, Songs klagen in amerikanischem Tonfall durch den Raum und zum Schluß treten die Bilder eines manchmal guten, manchmal mittelmäßigen amerikanischen Films auf einer Riesenleinwand in Erscheinung. Die Technik der Lichtmaschinerie und der Bühneneinrichtung ist erstaunlich. Dreizehn Motoren sind notwendig, um den Vorhang auseinanderzufalten. Man sitzt in einem weich gepolsterten Sessel, hat einen Aschenbecher vor sich, und die Besucher rauchen, so viel und so oft sie wollen. Trotzdem ist die Luft immer rein, weil ein neues Lüftungssystem sie immer frisch und in der gleichen Temperatur erhält."

Wirtschaftsgeografie

Die Züricher Zeitschrift „Das Aufgebot" kritisiert in ihrer Nummer vom 8. Mai die Vernachlässigung der lokalen Wirtschaftsgeografie, in einer Zeit, in der jeder Kantonschüler verpflichtet sei zu wissen, „wieso Argentinien eine extensive Landwirtschaft besitzt und China reinen Gartenbau betreibt".

Inmitten einer Stadt, auf einem Platz, an dem sieben wichtige Verkehrsstraßen zusammenlaufen, habe man im Umkreis von 40 Metern die Geschäftsläden gezählt, die sich hier im Jahr 1925 und im Jahr 1935 befanden bzw. befinden. Es hätten sich ergeben 1925: 9 Lebensmittelgeschäfte, 1935 dagegen 28; 1 Friseurladen, 1935: 7; 2 Papierwarengeschäfte, Buchhandlungen, Zeitungskioske, 1935: 17; 1925: 2 Bekleidungsgeschäfte, 1935: 10. Insgesamt habe sich die Zahl der Läden von 15 auf 77 erhöht.

Diese unwirtschaftliche „Konzentration" sei nur durch die Anarchie zu erklären, die im Bereich des Wirtschaftslebens herrsche. „Jeder ging hin, ohne etwas vom andern zu wissen oder wissen zu wollen, und tat seinen Laden auf, wie es ihm beliebte. Jetzt können sie sich gegenseitig den ganzen Tag in die Fenster gucken und die Kunden zählen."

Das Grand-Hotel

Ich hatte eine etwas mühselige Fußwanderung hinter mir, mit Staub, Hitze, Schweiß und Durst; freilich auch mit schönen Ausblicken auf fernes Gebirg, sauber bestellte Felder, ruhevoll lagernde Wolkenballen darüber, und mit ein klein wenig Kühlung im Waldesschatten.

Nun saß ich in einem Dorfwirtshaus, in dem ich übernachten würde. Während ich aß und trank, griff ich mechanisch nach dem Kreisblatt auf dem Tisch und ließ meine Augen über die Druckerschwärze spazieren.

Dabei fand ich folgende Schilderung des New Yorker Grand-Hotels, die starken Eindruck auf mich müden und dürftigen Wanderer machte. (Ich hoffe, sie kommt der Direktion nicht unter die Augen, denn ich gebe sie aus dem Gedächtnis wieder und kann mich deshalb leider nicht für unbedingte Genauigkeit verbürgen.)

Das New Yorker Grand-Hotel ist zwar nicht das größte Hotel in Amerika, denn es hat nur 2150 Zimmer, 850 weniger als ein gewisses Hotel in Chicago. Aber dafür ist es höher als jenes, denn es hat 47 Stockwerke. Es hat eigenes Postamt, eigenen Hafen, eigenen Untergrund- und Fernbahnhof, ferner mehrere Kinos, ein Theater, einen Zirkus und eigene Verkaufsläden, in denen man alles, einfach alles haben kann.

Einunddreißig Fahrstühle sausen auf und nieder, bedient von 150 Liftboys in Uniform; 150 Köche hantieren in der Küche, 500 Kellner sind auf den Beinen, 400 Zimmermädchen machen die Betten. In jedem Stockwerk ist eine Polizeiwache, eine Menge von Detektiven fahnden unablässig nach Hochstaplern und Hoteldieben, tausend Telefone sind ständig belegt.

Von den 47 Stockwerken sind die unteren 28 den Passanten vorbehalten, die oberen den Dauergästen. Im siebenten Stock aber ist, o Wunder, eine komfortabel möblierte Haus-Kapelle. Sie kann in wenigen Minuten von einer Trauungs- in eine Trauerkirche verwandelt werden. Das ist notwendig, denn das Hotel beherbergt täglich 3600 Personen und sieht deren 30 000 aus- und eingehen. Deshalb braucht das Grand-Hotel auch einen eigenen Geistlichen und ein eigenes Beerdigungs-Institut.

Für Dauergäste erfolgt die Beerdigung gratis. Nur der Sarg muß nach der Feierlichkeit wieder zurückgegeben werden.

Begreiflicherweise. Es ist nämlich ein Prunksarg, ein einfach erstklassiger, metallbeschlagener, polierter Sarg mit Mahagoni-Fournier. Das Hotel darf sein sowieso hohes Unkostenkonto nicht auch noch mit diesem Artikel belasten; das wird jedermann einsehen. Und dem Verstorbenen wird es schließlich einerlei sein, ob ...

Aber, so ist der Mensch, als ich die knarzende Stiege zu meinem Losament (mit Frühstück eine Mark zwanzig) hinaufkletterte, wollte mich doch bedünken, daß zu jedem Menschen ein eigener Sarg gehöre, und daß die Leute in diesem armseligen Nest, das gewiß nicht halb so viel Einwohner hatte wie das Grand-Hotel, und für die, obwohl sie auch Dauergäste waren, die Beerdigung nicht gratis war sondern Gegenstand ernster finanzieller Erwägungen, — daß diese armen Teufel hinter dem Wald etwas voraus hätten vor ihren Zeitgenossen im Grand-Hotel, weil sie am Schluß ein paar ihnen persönlich zugedachte tannene Bretter mitbekamen.

Hans Hutzelmann

Für Gebirge und Strand

Der moderne Mensch flieht in seinen Ferien vernünftigerweise an den Busen der Natur. Aber man bekommt das Grausen, wenn man aus Modeblättern ersieht, was für ein Aufzug ihm dafür aufgeschwatzt wird.

Für die Fahrt aufs Land und in die Berge bevorzugen Damen dieses Jahr derbe Bauernkaros in Rot-Weiß, Blau-Weiß und Grün-Weiß. „Bäuerisch ist Trumpf", heißt es in der Moden-BZ. (Nr. 131). „Zwar kommen wir nicht mehr im heimlich von den Bauern belächelten Dirndlkleid auf die Alm, doch wollen wir auf die ländlichen „modischen" Attribute nicht verzichten. Blusen aus leuchtenden Bauerntüchern, breite gestickte Originalgürtel, Wolljoppen mit grünen Aufschlägen und Hirschhornknöpfen, Kniestrümpfe in Musterstrickerei, Knickerbockers aus noppiger Wolle oder kariertem Leinen sind für den „Sport- und Wanderdreß" der modischen Dame tonangebend. Den Bauern wird das Lachen vergehen, wenn das alles auf sie losgelassen wird, was da in den Journalen und Schaufenstern geistert.

Aber sie bleiben wenigstens von der Maskerade verschont, die die Modefachleute für den Strand ausgeknobelt haben. Da wimmelt es von halb- und dreiviertellangen Capes, gestrickten Strandmänteln, Leinen-, Flanell-, Seidenmänteln; von Strandkleidern mit tiefem und allertiefstem Rückendekolleté, Höschen, deren Hosenbeine in halber Länge abzuknöpfen sind, dreiviertellangen Türkenhosen „aus kühlender Seide" und langen Flanellhosen; von taillierten Jäckchen und weit ausgeschnittenen Blüschen und sonstigen mit Reiß- oder Knopfverschluß der Hose angehängten Oberteilen; da spielt das kleine Drum und Dran eine wichtige Rolle, bestehend aus Badekappen und Strandhüten in jeder Fasson, neckischen Sonnenschirmchen aus buntem Cellofan, Bast oder Spitzen, fantastischen Brusttüchern, eleganten Strandschuhen, Badetaschen usw.

Ob das nun aus geblümtem Cretonne oder Wachstuch, karierter oder getüpfelter Seide, aus Leinen, Flanell oder Wolle ist, das meiste gleicht jenem in der Moden-BZ. abgebildeten Strandhut, der, einen Kinderpapierhelm nachahmend, aus mit Zeitungsnotizen bedruckter Seide besteht: es ist leicht kindisch.

oje

Die Verbindung einer Reisegesellschaft ist eine Art von Ehe, und man findet sich bei ihr auch leider, wie bei dieser, oft mehr aus Konvenienz als aus Harmonie zusammen, und die Folgen eines leichtsinnig eingegangenen Bundes sind hier und dorten gleich.

Goethe

Vielen ist Reisen ein Ersatz für Leben. Es gibt oft nichts Schmerzlicheres, als solches zu erkennen.

Morgenstern

Literatur

Niekischs Buch „Im Dickicht der Pakte" (Preis 1,50 Mark) ist in Stuttgart vorrätig im Zeitungsstand Eberhardstraße 49.

Schlote rauchen im Urwald ist der Untertitel eines lesenswerten Buches von Dr. ing. Georg Sinner „Gefährdetes Europa" (Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart, Preis 2,80 Mark). Diesem Buche sind die unter dem Titel „Europas Zukunft" zusammengestellten Abschnitte entnommen.

Wilhelm Laiblins Aufsatz „Wie es zur Deutschen Glaubensbewegung kam" ist unter einigen kleinen Änderungen seiner Schrift „Der Glaubenskampf in Deutschland — Umsturz oder Umbruch?" (Karl Gutbrod Verlag, Stuttgart, Preis 90 Pfennig) entnommen.

Im neuen Heft des „Deutschen Glaubens" (Linding 1935) setzt Wilhelm Hauer seine „Skizzen aus meinem Leben" fort. Das neue Stück heißt „Das Christentum" und behandelt Hauers innere Entwicklung in den Jünglingsjahren, seinen Beitritt zur „Hahnischen Gemeinschaft" (ohne daß er damit ein „Hahnischer" geworden wäre), seine erste Begegnung mit der Edda, mit Goethe und Schiller, und Erlebnisse im Umgang mit der Natur und der Kunst. (Verlag Karl Gutbrod, Stuttgart, Preis des Heftes 75 Pfg.)

Die ausgebliebene Antwort

Wie es zur „Deutschen Glaubensbewegung" kam

Über den Kämpfen innerhalb der evangelischen Kirche in Deutschland steht eine ungeheure Tragik. Anstatt sich über die religiöse Wirklichkeit im deutschen Volke der Gegenwart ernstlich zu besinnen und auf dieser Grundlage eine Erneuerung der Kirche anzustreben, beseelt vom Mut zur Wahrhaftigkeit und vom Willen zur Wirklichkeit, hielt man den Blick starr auf die „Bekenntnisse" gerichtet und begann einen Theologenstreit über mittelalterliche Formulierungen. Die rabies theologorum (der Eifer der Theologen, d. Red.) wurde der evangelischen Kirche Deutschlands zum Verhängnis. Es mußte den hoch über allem Volk auf ihren Kanzeln und in ihren Synoden um das Bekenntnis streitenden Kirchenmännern ebenso ergehen wie dem Riesen Antäus, wenn er mit seinen Füßen nicht mehr den Boden der Mutter Erde berührte. Hätte man den Mut gehabt, den ersten Weg einzuschlagen, so wäre die Hoffnung berechtigt gewesen, man werde innerhalb des protestantischen Teils unseres Volks zu einer umfassenden religiösen Volksgemeinschaft protestantischer Grundhaltung gelangen.

Gerade Hauer und die Menschen um ihn sind es gewesen, die seit Jahren auf diese Notwendigkeit hingewiesen hatten. Wie sehr Hauer aus dem Willen zur Einheit bestrebt gewesen ist, die Kirche zur Weitung zu bewegen, um einen Bruch mit ihr zu vermeiden, zeigt jener Offene Brief, den er als letzten Versuch im Juni 1933 an den Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß und an die Reichsleitung der Glaubensbewegung Deutsche Christen richtete. In diesem Brief heißt es:

„Millionen von gläubigen Deutschen innerhalb und außerhalb der protestantischen Kirche — und darunter viele Pfarrer — stehen heute nicht mehr zum reformatorischen Bekenntnis und zum Alten und Neuen Testament als den alleinigen Richtlinien ihres Lebens und Glaubens. Sie erheben aber trotzdem den Anspruch, im Glauben zu stehen, nämlich je in dem Glauben, der ihnen nach Gottes Willen zum Schicksal geworden ist. Und diese Gläubigen haben die Pflicht und das Recht, in der großen religiösen Gemeinschaft unseres deutschen Volkes, die werden soll, ihres Glaubens zu leben und ihn in Bekenntnis, Feier und Lebensart frei zu gestalten. Die Reichskirche, wenn sie wirklich Reichskirche sein will, muß deshalb eine solche Form haben, daß zwar diejenigen, die das reformatorische Bekenntnis noch „bekennen" können (weil es nämlich gültiger Ausdruck ihres Glaubens ist), in diesem ihrem Glauben nicht angetastet werden, daß aber alle andern, die überhaupt zum Glauben sich bekennen, in ihr uneingeschränktes Heimatrecht haben. Und zwar muß dieses Heimatrecht ausdrücklich anerkannt und verbrieft werden, unantastbar auch durch den Reichsbischof.

Zu einer solchen Kirche echt protestantisch-deutscher Haltung könnten sich auch die Menschen der „Deutschen Glaubensbewegung" bekennen, denen sich Gott in den großen Gestalten der deutschen Geschichte, im deutschen Raum und im deutschen Schicksal streng verpflichtend offenbart.

Bei der Bestimmung dieses Glaubens dürfte nicht der Versuch gemacht werden, ihn etwa auf ein Minimum christlicher Überzeugungen festzulegen; das wäre ein äußerlicher, nicht ins Zentrum führender Weg. Denn was wir bedürfen, ist nicht, um mit Lagarde zu reden, „ein Christentum minus einer bald höher, bald niedriger gegriffenen Zahl von Dogmen, sondern ein neues Leben, welches die absterbenden Reste alten, kranken Lebens totlebt ..., ist ein Frühling, der frisches Laub und junge Blüten treibt, nicht ein Borstwisch zum Abkehren der vorjährigen Blätter, welche vor jenem Frühling von selbst fallen würden". Es müßte hier der Satz Jesu gelten: „Wer nicht wider mich ist, der ist für mich". Und jeder, der bereit ist, unter dieser Losung mit seinem Glauben sich in die große gemeinsame Kirche einzustellen ..., müßte in selbstverständlichem Vertrauen anerkannt werden. Der Maßstab, mit dem man ihn messen würde, wäre nicht in erster Linie ein Bekenntnis, das in so und so vielen Worten ausgedrückt werden kann, sondern die in gemeinsamem Ringen und Arbeiten gewonnene Überzeugung einer lebendigen Gemeinde, daß er wirklich aus dem Glauben, aus Gott als der letzten Wirklichkeit lebt ... Eine Reichskirche, die dieses mannigfaltige Leben zu fassen und wirksam zu machen vermöchte, wäre in der Tat eine deutsche Reichskirche ..."

Was Hauer in den langen Jahren seines Ringens um eine Neugeburt der Kirche immer und immer begegnet war, das wurde ihm auch jetzt wieder als Antwort: eisiges, überlegenes, ablehnendes, feindseliges, hundertprozentiges Schweigen der Kirche. Hauer hat von der Kirchenleitung nie irgend eine Antwort auf seinen Brief bekommen, es sei denn, man wollte die kurz darauf verkündigte Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche als Antwort betrachten, die mit den Worten beginnt: „Die unantastbare Grundlage der Deutschen Evangelischen Kirche ist das Evangelium von Jesus Christus, wie es uns in der Heiligen Schrift bezeugt und in den Bekenntnissen der Reformation neu ans Licht getreten ist." So wenig stand man auf Seiten der Kirchenleitung mit dem wirklichen Leben im Volk in Fühlung, so wenig Spürsinn hatte man für das Bedeutsame von Hauers Schritt, daß man glaubte, diesen „lästigen Querulanten" und seine unbequemen Forderungen durch tötendes Schweigen aus dem Bewußtsein der Kirchengenossen auslöschen zu können!

Dieses unrühmliche Schweigen der Kirche, dieser Mangel an Mut zum Rede- und Antwortstehen gegenüber Forderungen, die aus der Lebenswirklichkeit selbst geboren waren, hat sich für die Kirche bitter gerächt, wie sich jedes Schweigen der Kirche gegenüber solchen Forderungen zum Unheil für die Kirche früher oder später auswirken wird.

Hauer schreibt in seiner Flugschrift: „Was will die Deutsche Glaubensbewegung?": „Da die Entfaltung einer deutschen Glaubensbewegung innerhalb der Kirche aus innersten Gründen unmöglich ist, indem diese Kirche ihre Mitglieder auf Bekenntnis und Heilige Schrift festlegt, zwingt sie jeden, der sich aus Glaubens- und Gewissensgründen nicht dazu bekennen kann, diese Kirche zu verlassen. Ja sie müßte, wenn sie ganz wahrhaftig wäre und den Mut zu ihrer eigenen Wirklichkeit hätte, jeden, der diese Grundlagen, die doch „unantastbar" sein sollen, antastet und nicht willens ist, die Mahnung der Kirche zu befolgen, sich dem Bekenntnis zu unterwerfen, ausschließen."

(Im Anschluß an den Bekenntniserlaß des Reichsbischofs hat auch der Verfasser dem württembergischen Landesbischof aus ernster Sorge um die Zukunft der Kirche s. Z. in einem Brief dargelegt, er empfinde seine eigene religiöse Überzeugung und Haltung als mit dem kirchlichen Bekenntnis weithin in Widerspruch stehend; er müsse wie viele von einem ähnlichen Glaubensschicksal Betroffene die Frage stellen, ob ein solcher Glaube überhaupt noch mit dem neu als gültig und verpflichtend verkündeten Bekenntnis der Kirche vereinbar sei und in welcher Weise die Kirche einer solchen religiösen Wirklichkeit Rechnung zu tragen gedenke. Auf diese Frage ist die Antwort ausgeblieben, selbst nach der Veröffentlichung des Briefes im Dezemberheft 1933 der „Kommenden Gemeinde". Eine Kirche, die so wenig ihre eigene Wirklichkeit ernst nimmt, daß sie aus Furcht vor den Folgen ernste Gewissensfragen von Kirchengliedern geflissentlich überhört und damit zugleich die als unantastbar bezeichneten Grundlagen kirchlichen Glaubens unwidersprochen öffentlich von Kirchengliedern antasten läßt, hat den Anspruch verwirkt, von ihren eigenen Gliedern noch ernst genommen zu werden.)

So kam es im Juli 1933 zu einer von Hauer einberufenen und geführten Tagung in Eisenach, auf der die verschiedensten außerkirchlichen Gruppen sich zur „Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Glaubensbewegung" zusammenschlossen. Aus ihr ist dann im Mai 1934 in Scharzfeld die „Deutsche Glaubensbewegung" hervorgegangen.

Man hat schon gesagt: das Haus der Deutschen Glaubensbewegung sei zu rasch unter Dach und Fach gekommen, um Wind und Wetter gewachsen zu sein, und die Menschen, die hier unter einem Dache wohnten, würden auf die Dauer Mühe haben, sich miteinander zu vertragen.

Aber ist es nicht müßig, sich in solchen Profezeiungen zu ergehen? Hat man nicht Beispiele in der Geschichte, die anderes zeigen? Mag das Haus der Deutschen Glaubensbewegung ein Notbau sein, eine sehr vorläufige Heimstätte nur, — sind denn im Grunde die Kirchen mehr? Und hat nicht Lagarde recht, wenn er sagt: „Die Geschichte lehrt mit der unmißverständlichsten Deutlichkeit, daß die Kirche die Gemüter genau so lange befriedigt hat, wie noch an ihr gebaut wurde. Als sie fertig war, verließ man sie. Sollten daher nicht auch wir die Befriedigung ebenda finden können, wo sie unsere Altvorderen fanden, im Bauen? Sollten wir sie nicht im Bauen finden müssen, da die Jahrhunderte vor uns gezeigt haben, daß Menschen niemals mehr tun können als anfangen oder fortfahren, und wenn sie an das Vollenden gelangt sind, des Vollendeten müde, doch wieder von vorne anheben?"

Wilhelm Laiblin

Es gibt nur eine Kunst, nur eine Lehre, nur ein Geheimnis: sich fallen lassen, sich nicht gegen Gottes Willen sträuben, sich an nichts klammern.

Hesse

Gesangbuchkundig

In einem niederschlesischen Städtchen wurde die Kirche renoviert und die bis dahin vorhandene Gasbeleuchtung durch eine elektrische ersetzt. Die Installation übertrug man einer Breslauer Firma, die zu diesem Zweck einen Ingenieur entsenden sollte. Nun war die Erneuerung der Kirche fast beendet, die Maler- und Zimmerarbeiten fertig, neues Gestühl angeschafft, sogar die neuen Lampen waren schon angebracht — nur der Ingenieur aus Breslau, der die Anschlußarbeiten leiten sollte, stellte sich nicht ein. Der Kirchenrat schrieb einmal nach Breslau, ohne Erfolg. Nach ein paar Tagen mahnte er verzweifelt ein zweites Mal. Da erhielt er am nächsten Morgen ein Telegramm aus Breslau:

„Aufschlagt Schlesisches Kirchengesangbuch Nummer 12, Vers 6."

Verdutzt schlug man das Gesangbuch auf und las unter der bezeichneten Stelle:

„Er wird nun bald erscheinen
in seiner Herrlichkeit
und euer Leid und Weinen
verwandeln ganz in Freud.
Er ist's, der helfen kann.
Macht eure Lampen fertig
und seid stets sein gewärtig,
er ist schon auf der Bahn."

Mit dem nächsten Zuge war der Ingenieur da.

Zur Abschreckung

Im Maiheft der Zeitschrift „Deutsches Volkstum" ist zu lesen: „Wenn Fachleute ins Filosofische oder Ethische geraten, pflegt Fürchterliches hervorgebracht zu werden. Man muß dergleichen hin und wieder zur Abschreckung vorführen. Aus menschlicher Schonung wollen wir den Fundort nicht angeben ... Es handelt sich um eine Erörterung über das Wirtschaftsethos.

„Die Dynamik des veredelten Wirtschaftswollens muß das Wirtschaftskönnen so zu mächtigem Hochschwung auftreiben, daß die gesamten verknöcherten und bockbeinigen Störungselemente ausgeschieden werden." „Die Marschkolonne der Neuzeitwirtschaft wird die Nachbleibsel dieser volkswirtschaftlichen Tyrannis in den Straßengraben absetzen." „Der Sinn des menschlichen Daseins liegt letzten Endes in der charakterlichen Konsolidierung des Individuums und darüber hinaus des ganzen Volkes. Die Möglichkeiten dazu bereitet im wesentlichen die Wirtschaft, deren Gedeih und Verderb einmal in ihrer eigenen Struktur und zum andern in regionalen Gegebenheiten und nicht zuletzt in dem Menschenstoff, dessen sie sich bedient, liegt." „Die Gesinnung der Männer hat weithin auf die Vorantreibung der Belange der Gesamtheit gerichtet zu sein." „Das Volk ist der absolute Kraftquell, aus dessen Leitungen sich die Wirtschaft ihre Lebensenergien abzapft." „Wird die sittliche Dynamik der Volksseele und ihr Massenstreben in Marsch gesetzt (man male sich die in Marsch gesetzte sittliche Dynamik aus!), so ist nicht daran zu zweifeln, daß an den Wirtschaftsmännern lebendige Äußerungen hervorgerufen werden."

Reiseprospekte

Aus den Ankündigungen, die zum Reisen und Wandern verlocken sollen, bringt die Zeitschrift „Muttersprache" (Heft 4, 1935) in einem Artikel „Deutsches Wandern" eine ganze Anzahl Kostproben von blumigem Deutsch.

„Da gibt es, man sollte es nicht für möglich halten, „groteske Bilder" in „wildromantischer Umrahmung", „idyllische" Winkel, Täler mit reicher „Vegetation", großartige „Szenerien" und „Felspartien", die die „subtilsten" Regungen der Seele hervorzaubern. Wanderwege von zusammenhängendem „Charakter" führen zu „Plateaus" und anderen „Kulminationspunkten", die ein umfassendes „Panorama" gewähren. „Bizarre" und „phantastische" Felsmassen regen zu „Kletterpartien" an. Große „Waldkomplexe" eignen sich namentlich für „Rekonvaleszenten", die „Mystik" der Tropfsteinhöhlen, die „Poesie" der Waldeinsamkeit und die „Farbensymphonien" der Flur erfreuen des Menschen Herz. Sein Blick schweift über „kolossale" Granitfelsen zu „isoliert" liegenden Berg-„massiven", die sich „imposant repräsentieren". Über „hochinteressante Viadukte" hinweg führt die Bahn in die Städte, in denen „gotisierende Monumentalbauten" das Auge fesseln."

„Armes deutsches Heimatland", schreibt das Blatt dazu, „hast du es wirklich nötig, mit soviel Kauderwelsch behangen zu werden, das zum Wandern genau so gut paßt wie der Frack und der Zylinderhut oder wie Lippenstift und Puderquaste?"

Eine Begriffsbestimmung

Was ist eine Zeitung? Der geneigte Leser glaubt es zu wissen. Aber ein Kandidat der filosofischen Fakultät in Heidelberg hat nun erstmals Licht in die Sache gebracht. In seiner Dissertation findet sich folgende Begriffsbestimmung: „Die Zeitung löst die Innerlichkeit des Erlebnisses in die Allgemeinheit des Wissens auf und zieht aus dem Ereignis die Genugtuung seiner Verbreitung. Sie erschließt das Tor der Öffentlichkeit, um in ihr ewig gleiche Fragen und Wünsche durch die stete Wiederholung zu verankern und im illusionären Wechsel des Rhythmus abzurollen."

Kleinigkeiten

Ursache und Wirkung. Bei einer Hochwasserkatastrofe in der Umgebung von Mexiko-Stadt wurden zweihundert Menschen unter den Trümmern einer Kirche begraben, in die sie geflüchtet waren. Wie die Zeitungen berichten, „erblickt die Bevölkerung in dem Unglück eine Strafe und ein Gericht Gottes über die Behörden, die die Abhaltung des Gottesdienstes verweigert hatten".

Ersatz. In Mockham (England) haben die Kirchenväter statt der Glocken ein Grammophon mit Lautsprecheranlage in ihren neuen Glockenturm einbauen lassen. Wenn sie die entsprechende Platte auflegen, hören sie den „Big Bill", die berühmte mächtige Glocke von Westminster.

Konjunktur. In Paris haben sich in der letzten Zeit über dreihundert Wahrsagerinnen und Astrologen niedergelassen. In Marseille sind, wie französische Blätter melden, allein im letzten Jahre 90 Wahrsager und 53 indische Fakire eingetroffen.

Vernünftiger Mann. Der 67jährige Matabelehäuptling Udanisa Kumalo, der in einem Film mitwirken soll, dessen Hauptperson der englische Kolonialpionier Cecil Rhodes sein wird, ist in London angekommen. Auf die Frage, warum er seine sieben Frauen nicht mitgebracht habe, für welche die Überfahrt bezahlt war, sagte er, sie seien auf dem Felde nützlicher als beim Film.

Erfinderisch. In England ist man einem Mann auf die Spur gekommen, der in den Gasautomaten seiner Wohnung statt der Münzen gleichgeformte Scheibchen aus fester Kohlensäure warf, die den Automaten auslösten, dann aber nach kurzer Zeit spurlos verdampften.

Eine Aufgabe. Professor Descamps in Brüssel hat sich die Aufgabe gestellt, herauszubekommen, wieviel Worte der Mensch im Laufe seines Lebens spricht. Bisher ist er auf eine durchschnittliche Zahl von 20—500 Millionen Worten gekommen.

Roboter. Wie die „Koralle" (Nr. 23) berichtet, hat ein Berliner Ingenieur einen Roboter gebaut, der bei ausbrechendem Feuer die Feuerwehr benachrichtigt und in Morsezeichen Straße und Hausnummer angibt.

„Kim" getötet. Wie „Daily Telegraph" aus Bombay meldet, ist das Vorbild zu Rudyard Kiplings berühmtem Indienroman, Mr. F. M. A. Beatty, mit zwei Kindern und zwei Enkeln im Erdbeben von Quetta ums Leben gekommen.

Der Doppelgänger. Wie der „Fridericus" erzählt, hat in Zürich ein Arbeiter, der eine ungewöhnliche Ähnlichkeit mit Hindenburg besaß und sich durch sein Auftreten als „Doppelgänger" manchen Franken verdiente, vom Gericht 1500 Franken Schadenersatz zugesprochen erhalten, weil eine durch einen Hundebiß verursachte Gesichtsoperation diese Ähnlichkeit zerstört hat.

Für Liebhaber. In einem Wiener Blatt war kürzlich zu „Diwan zu verkaufen, der Seiner K. K. Hoheit Erzherzog Ferdinand nach dem Attentat in Sarajewo als Sterbelager di[illegible]"

Versuchskaninchen. Wie die „Deutsche Rundschau" (Maiheft) berichtet, wurden in Denver, Colorado, kürzlich zwei zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilte Sträflinge mit Tuberkelbazillen geimpft, um an ihrem Körper die Wirkung eines neuen Heilmittels zu studieren. Angeblich sollen die beiden nach einer schweren Erkrankung wieder gesund geworden sein. Der Gouverneur von Colorado hat ihre Entlassung verfügt.

Zu schlau. Tomas Garcia Ares wurde seiner Stellung als Stadtrat der spanischen Stadt Leon enthoben, weil er zu gescheit ist, wie die Stadtväter klagen. Vermöge seiner geistigen Überlegenheit habe er sie immer überrumpelt und Beschlüsse durchgesetzt, die sie hinterher als schädlich erkannt hätten.

George und Mary. Während des Jubiläumsmonats sind in England mehr Kinder auf die Namen George und Mary getauft worden, als in den letzten fünf Jahren zusammengenommen.

Geographie von oben. In Plymouth (England) haben zwei Schulen gemeinsam ein Flugzeug erworben, mit dem in jeder Woche fünfzehn Schüler einen Tag lang fliegen, damit sie England von oben kennen lernen. Die Schüler sollen großen Gefallen an diesem Geografie-Unterricht haben.

Dirigentenhonorar. Toscanini dirigiert zurzeit einige Konzerte im Londoner Rundfunk. Er erhält für vier Abende ein Honorar von 24 000 Mark; das höchste, das bisher vom britischen Rundfunk gezahlt wurde.

Viel Geld. Hollywood hat für die Verfilmung des Romans „Dodsworth" von Sinclair Lewis den höchsten Preis angelegt, der jemals für ein Filmmanuskript bezahlt wurde: 160 000 Dollar, rund 400 000 Mark.

Kulturfortschritt. In Amerika soll es gelungen sein, eine Bastard-Pappel zu züchten, die in vier bis fünf Jahren (statt in vierzig bis fünfzig Jahren) ein vorzügliches Druckpapier liefert.

Milch-Cocktail. In Australien hat sich in den letzten vier Jahren die Zahl der Milch-Bars verdreißigfacht. Die Milch wird in diesen „Bars" in vierzehn verschiedenen Formen, darunter auch als Cocktail ausgeschenkt.

Peinlich. Bei einem Lehrer in Straubing ging folgender Entschuldigungsbrief ein: „Ich bitte zu entschuldigen, daß mein Sohn die Schule gestern nicht besuchen konnte. Er hat sich auf einer Bank einen Schiefer eingezogen. Könnte dieses Übel nicht durch Abhobeln beseitigt werden?"

Guter Vorsatz. Im „Mößberger Anzeiger" stand auf der Inseratenseite zu lesen: „Achtung! Ich, Anton Maier, Schneider in Mößberg, ersuche die Gastwirte von Mößberg und Umgebung, mir ohne Geld keine alkoholischen Getränke mehr zu verabreichen, weil ich mich bessern will."

O du mein Österreich! Ein Inserat aus dem „Neuen Wiener Journal": „Neuzeitliche Lotterbetten, reizende Fasson, praktisch, hygienisch, zerlegbar, unverwüstlich, bei Herzog, Schmalzhofgasse."

Die Welt will betrogen sein. Ein gewisser Mel Smith versuchte in New York auf Grund einer Wette echte Fünf-Dollar-Noten für drei Dollar zu verkaufen. Er sei nur zwei Stück losgeworden.

Ja, ja, so ist es

Müller hat sich über Nacht
sehr herausgemacht;
Geltungsdrang peitscht' ihn empor.
Schulzen kommt es wie ein Wunder vor
und er faltet seine Hände: heiliger Christ —
was aus dem geworden ist!

Müller wiederum, der Komet,
wenn er dienstlich leuchten geht
und an Schulz vorüberfaucht,
der behaglich seine Pfeife raucht,
Müller, der so reich begabt
und voll Amt und Orden ist,
seufzt: was hat der Glück gehabt,
daß er nichts geworden ist!

Peter Scher

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 81); Telefon 24018, Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 1. Quartal 1935: 4150

Stuttgart, 23. Juni 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 25

Arbeitsdienst

Vor zwölfeinhalb Jahren, am 3. Dezember 1922, hieß es im Leitartikel der Sonntags-Zeitung:

„Herr Arbeitsminister, drücken Sie ein Gesetz durch, das Ihnen die Vollmacht gibt, am 1. April zwei männliche Jahrgänge zu den Fahnen eines Arbeitsheeres einzuberufen. Sie müßten dafür eine überwältigende Mehrheit bekommen, denn der Gedanke ist sozialistisch, ist demokratisch und ist national.

Mit den Freiwilligen, die sich — voran die tatendürstende und begeisterungsfähige Studentenschaft — zahlreich melden würden, und mit den bis zum Frühjahr vorhandenen Arbeitslosen würden sich zwei Millionen Mann aufstellen lassen, die in Kompanien eingeteilt und auf den Kriegsschauplatz der Arbeit verladen würden. Nach verschiedenen Fronten: Bergbau, Bau von Wasserstraßen, Staustufen und Elektrizitätswerken, Zement- und Ziegelfabrikation, Wohnungsbau, Landwirtschaft.

Für ihre Unterkunft müßten die Truppen selber sorgen. Sie würden zunächst in Zeltlagern biwakieren und sich dann allmählich Baracken bauen. Soweit für ihre Tätigkeit vorhandene Betriebe benutzt werden müßten, könnten diese auf Grund der Verfassung (Art. 153 und 155) enteignet werden.

Die Dienstpflicht wäre selbstverständlich allgemein. Wer gesund (a. v.) ist, für den wäre Befreiung ausgeschlossen. Die Leute würden, soweit möglich, Formationen zugeteilt, die ihrem Beruf entsprächen. Bauern kämen auf die Staatsgüter, Handwerker und Arbeiter in die Werkstätten. Zeitweilige Abkommandierungen von Städtern aufs Land, von Landwirten in Fabrikbetriebe und Bergwerke hätten allerdings auch etwas für sich. Sechs Wochen müßte jeder Deutsche ins Steinkohlenbergwerk; dann würden die Herrschaften den Arbeitsplatz des Bergmannes nicht mehr zu kurz finden und lebhaft für eine technische Verbesserung der Grubeneinrichtungen eintreten; vielleicht auch Kohle sparen lernen.

Die allgemeine Dienstpflicht würde den freien Arbeitsmarkt entlasten, das Verhältnis von Angebot und Nachfrage auf ihm für den Arbeitnehmer verbessern. Sie würde einen Teil der Jugendlichen von ihm absaugen, die bei den privatwirtschaftlichen Lohnverhältnissen „zu viel" verdienen; und der Verweichlichung und Verluderung der Jugend, die manche nicht ganz mit Unrecht aus dem plötzlichen Wegfall der Militärdienstpflicht entstehen sehen, entgegenwirken. Sie würde die Kluft zwischen Kopf- und Handarbeiter, zwischen Stadt und Land überbrücken. Und sie würde positive Werte für die Allgemeinheit erzeugen, dringenden Bedürfnissen dienen, die auf privatwirtschaftlichem Wege offenbar nur sehr unvollkommen oder gar nicht befriedigt werden können. Man denke nur an den Wohnungsmangel, und daran, daß dabei die deutschen Zementwerke nur 30 Prozent ihrer Normalproduktion erzeugen, statt mindestens das Dreifache, wie es vernünftigerweise verlangt werden sollte.

Die Arbeitsdienstpflicht würde es wahrscheinlich möglich machen, wenigstens einmal den über 65 Jahren alten Personen das zu verschaffen, was nach der deutschen Verfassung (Art. 151) das Ziel des Wirtschaftslebens sein soll: „Gewährleistung eines menschenwürdigen Daseins für alle"; nämlich die „gesunde Wohnung", die Art. 155 der Verfassung „jedem Deutschen" gesichert wissen will; genügende Nahrung und warme Kleidung. Dadurch könnte ein Teil von dem schreienden Unrecht gutgemacht werden, das der Staat ... mit seinem Papiergeldbetrug an den armen Alters- und Invalidenrentnern begangen hat ... Es könnte, wie es in Australien längst der Fall ist, eine allgemeine beitragslose Altersversicherung eingeführt werden, die jedem Bürger vom 65. Lebensjahr ab das Existenzminimum garantiert ..."

*

Jener Aufsatz hat damals nirgendwo ein Echo gefunden. Im Gegenteil: der darin vertretene Gedanke ist von einem großen Teil der Leser sehr bestimmt abgelehnt worden. Mit „liberalistischem" Denken war er jedenfalls nicht vereinbar; und so waren die Arbeiter geneigt, im Arbeitsdienst eine Art von Streikbrecherorganisation zu wittern, die Arbeitgeber dagegen unlauteren Wettbewerb, Störung des alleinseligmachenden Spiels von Angebot und Nachfrage.

Aber der Gedanke des Arbeitsdienstes lag trotzdem damals schon in der Luft. Er war groß und einfach wie alles geschichtlich Bedeutungsvolle, er gehörte zu den Ideen, die sich gegen alle Widerstände und über alle Fehler und Fehlschläge hinweg durchzusetzen berufen sind.

Nach zehn Jahren, 1932, war mit seiner Verwirklichung begonnen; heute, nach weiteren zweieinhalb Jahren, ist der Arbeitsdienst schon beinahe eine Selbstverständlichkeit in Deutschland, eine Einrichtung, die man sich nicht mehr wegdenken kann. Man wird damit rechnen dürfen, daß sie in Zukunft an Gewicht und Umfang noch weiter zunehmen wird.

Zurzeit sind etwa eine Viertelmillion Arbeitsmänner im Dienst. Sie sind vorwiegend mit Bodenverbesserungsarbeiten beschäftigt, mit Wegebauten, Entwässerung, Planierung, Forstarbeit, Herrichten von Siedelungs- und Gartenland. Bei der Reichsleitung des Arbeitsdienstes gibt es ein besonderes „Amt für Arbeitsplanung" unter der Leitung von Gauarbeitsführer Tholens; nach einem Aufsatz von Arbeitsführer Fritz Edel in der „Zeitschrift für Politik" (wiedergegeben in der „Selbsthilfe", Jahrgang 1934, Nr. 9) sind die Pläne jenes Amtes derart umfassend, „daß ein Arbeitsdienst, der einen vollen Jahrgang Jugendlicher umfaßt, mindestens zwei Jahrzehnte zu tun hätte, um alle Arbeiten dieser Art durchzuführen".

Vielleicht wird angesichts des riesigen Wohnungsbedarfs in Deutschland später auch einmal der Wohnungsbau zu den Arbeiten zählen, bei denen der Arbeitsdienst „eingesetzt" werden kann. Einstweilen bestehen dagegen wohl noch Bedenken; es wird auch nicht leicht sein, den Arbeitsdienst auf diesem Gebiete eingreifen zu lassen, ohne daß dabei gewisse Hemmungen bei der privaten Bauwirtschaft zu überwinden sind. Aber zeigt es sich nicht in einer Zeit wie der heutigen mit aller Deutlichkeit, daß die private Wirtschaft einer solchen Aufgabe durchaus nicht immer gewachsen ist? Bedarf an Wohnungen ist da, die Werkstoffe zum Bau, Steine, Holz, Ziegelerde sind ebenfalls da, an Arbeitskräften herrscht wahrhaftig kein Mangel, — aber alle diese Elemente können unter den herrschenden Wirtschaftsbedingungen ach so schwer zusammenfinden. Wenn Staat oder Gemeinden unter teilweiser Heranziehung des Arbeitsdiensts als Bauherren aufträten, — ließe sich dann nicht manche Bauaufgabe lösen, ohne daß daraus eine gefährliche Belastung der öffentlichen Finanzen zu entstehen brauchte? Und wohl auch ohne daß dem Bauhandwerk dabei Schaden erwüchse; denn in seinem Interesse liegt es doch eher, daß überhaupt gebaut als daß nicht gebaut wird.

*

Der deutsche Arbeitsmann bezieht neben freier Unterkunft und Verpflegung ein Taggeld von 25 Pfennig. Nach dem oben zitierten Aufsatz von Edel kostet er die Reichskasse insgesamt täglich 2,14 Mark; hiebei sind die Führerbesoldungen und die Verwaltungskosten miteingerechnet, also auf den Kopf umgelegt.

Das sind 64 Pfennig mehr als die Tageskosten für einen jugendlichen Arbeitslosen betragen. Für diese Mehrkosten wird, um mit Edel zu reden, „erreicht, daß der junge Mensch, anstatt für die deutsche Wirtschaft auszufallen, volkswirtschaftliche Werte schafft, ferner daß er, anstatt durch Arbeitslosigkeit zu verkümmern, Leib und Seele bei der Arbeit gesund erhält und zu einer hohen sittlichen Auffassung von Arbeit, Staat und Volk erzogen wird".

Was diese sittliche Auffassung der Arbeit anbetrifft, so besteht sie ohne Zweifel darin, daß diese nicht als Quelle des Gelderwerbs, sondern als Dienst betrachtet wird; also ohne irgendwelchen Bezug auf Entlohnung. Die 25 Pfennig, die der Arbeitsmann bekommt, sind ja keine Entlohnung, sondern ein Taschengeld.

Für die Zukunft unserer Wirtschaft und unserer ganzen Kultur wird sehr viel, wird vielleicht überhaupt alles davon abhängen, ob diese sozialistische, wirklich antikapitalistische Auffassung der Arbeit sich gegenüber der noch weithin herrschenden Auffassung, wonach um des Geldes, um des Gewinnes, des Profites willen gearbeitet wird, durchsetzen wird. Und zwar nicht bloß bei den Arbeitern im engeren Sinn, sondern vor allem bei den Angehörigen der früheren Herrenschicht, die ihre Arbeit (oft ist es nur „Arbeit" in Gänsefüßchen) auch heute noch manchmal recht üppig zu bewerten gewohnt sind.

× × ×

Vorratswirtschaft

Die Wiener „Neue Freie Presse" vom 26. Mai macht darauf aufmerksam, daß die Belebung der Weltwirtschaft zum größten Teil durch die „Rohstoffsicherung" der Rüstungsindustrien bedingt sei.

So wurden von England, Frankreich, Japan und Rußland in letzter Zeit riesige Mengen an Kupfer und Altmetallen angekauft. Die englischen Lagerhäuser z. B. haben heute einen Depotstand von 80 000 Tonnen Kupfer gegenüber 32 000 im Jahr 1933; die Weltvorräte an Kupfer, die Ende 1933 noch 710 000 Tonnen betragen haben, sind auf rund 200 000 Tonnen zusammengeschmolzen. Ebenso ist die Nachfrage nach Alteisen gestiegen. Die Preise für Auslandsschrott haben in manchen Ländern heute fast das Niveau der Roheisenpreise erreicht. Altmetalle werden so stark begehrt, daß ihre Ausfuhr ebenso wie die Alteisenausfuhr in den meisten Ländern gesperrt ist. Mit Blei und Zink steht es ähnlich; Zinn kann heute in nennenswerten Mengen kaum mehr aufgetrieben werden.

Die „Erholung" des Erdölmarktes scheint ebenfalls zum großen Teil auf die Bedürfnisse der motorisierten Armeen und der im Ausbau begriffenen Luftflotten zurückzuführen zu sein; u. a. hat Sowjetrußland seinen Erdölexport wegen stärkeren Eigenbedarfs erheblich gedrosselt.

Auch die in letzter Zeit eingetretenen Preiserhöhungen für Jute und Wolle scheinen darauf hinzudeuten, daß man sich auch in diesen Rohstoffen da und dort Kriegsreserven schafft.

Kleine Chronik

Die deutsche Außenhandelsbilanz im Mai ist mit 4,4 Millionen Mark aktiv (Ausfuhr: 337, Einfuhr: 332,6 Millionen; im April: Ausfuhr: 340, Einfuhr: 359 Millionen).

Durch eine Anordnung des Leiters der Deutschen Arbeitsfront ist eine Reichsarbeitskammer in der DAF geschaffen worden.

Die deutsch-englischen Flottenbesprechungen haben zu einer Vereinbarung geführt, wonach die deutsche Flotte jeweils 35 Prozent der englischen Flotte betragen soll. Über Einzelheiten, vor allem über die Frage, wie sich diese 35 Prozent auf die verschiedenen Schiffskategorien verteilen, wird später noch verhandelt werden.

Die französische und die italienische Regierung haben in London Noten überreichen lassen, in denen sie fordern, daß die Frage der Flottenrüstungen nicht getrennt von den übrigen Rüstungsfragen behandelt werden soll.

Der englische Minister für Völkerbundsangelegenheiten, Eden, ist nach Paris abgereist, um mit der französischen Regierung über einige Fragen der internationalen Politik zu verhandeln (u. a. über das deutsch-englische Flottenabkommen und den Plan eines Luftlocarnos).

Nach Meldungen finnischer Blätter soll die Witwe Lenins wegen oppositioneller Tätigkeit in Moskau verhaftet worden sein.

Trotzki hat die Erlaubnis erhalten, sich sechs Monate in Norwegen aufzuhalten.

Präsident Roosevelt hat nach dem Urteil des Obersten Bundesgerichts gegen die Nira-Codes ein Gerippe des Nira-Systems durch das Parlament bis zum 1. April 1936 verlängern lassen. Ob er inzwischen versuchen wird, eine verfassungsmäßige Grundlage für das Nira-System zu schaffen, oder ob er es vollends ganz abbauen wird, ist noch nicht sicher.

In Mexiko ist die Regierung umgebildet worden. (Präsident Cadena scheint durch diese Umbildung den Einfluß des früheren Präsidenten Calles ausschalten zu wollen. Die Katholiken erhoffen von der neuen Regierung eine Besserung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche.)

Nachdem die chinesische Regierung das japanische Ultimatum erfüllt und eine Grenzzone in Nordchina geräumt hat, sind japanisch-mandschurische Truppen in diese Zone (deren wichtigste Städte Tientsin und Peiping sind) einmarschiert.

Wohin treibt Japan?

Von Fritz Werkmann

Unter der Überschrift „Japan in Afrika" haben wir in Nr. 21 die Fortschritte der japanischen Export-Offensive in Afrika dargestellt. Einen ähnlichen Bericht könnte man über „Japan in Südamerika" schreiben. Doch wollen wir den Leser nicht durch Wiederholungen ermüden, um so mehr, als bereits die aus Afrika berichteten Tatsachen eine eindringliche Sprache sprechen.

Worauf beruht die Konkurrenzfähigkeit Japans, um die andere es beneiden und die viele nur zu gern nachahmen möchten? Die Hauptgründe seien hier nocheinmal kurz zusammengefaßt. Es sind vier:

1. Die japanischen Löhne sind Rekordlöhne nach unten. In der Baumwoll- und Wollindustrie betragen sie ein Drittel bis ein Viertel der entsprechenden englischen Löhne; in anderen Industrien ist das Verhältnis zum Teil noch krasser. Diese Löhne sind die natürliche Folge der Bodensperre durch das noch fast feudale Großgrundeigentum: 70 Prozent der Bauernfamilien haben Pachtland, teils ausschließlich, teils neben unzureichendem Eigenland. Die Pacht beträgt 40—70 Prozent, nicht des Reineinkommens, sondern der Ernte. Neben einer solchen Ausbeutung der Bauernbevölkerung durch die Bodenmonopolisten sind niedrige Löhne in der Industrie selbstverständlich.

2. Der Yen ist schärfer entwertet worden als die anderen Hauptwährungen, nämlich um zwei Drittel seines Goldwertes von 1931. Dabei sind die Großhandelspreise gegenüber 1931 nur wenig gestiegen und sind heute etwa halb so hoch wie 1928. In Mark gerechnet sind also die Großhandelspreise seit 1928 auf ein Sechstel gefallen.

3. Die japanische Industrie ist modern aufgebaut. Die Japaner haben es verstanden, die europäischen und amerikanischen Erfahrungen richtig — d. h. nicht schematisch, wie das die Chinesen vielfach getan haben — nach Japan zu übertragen. Diese moderne Industrie ist vollausgenutzt, arbeitet daher mit nur wenig toten Kosten; das ist vor allem die Folge der lebhaften Rüstungskonjunktur.

4. Die Japaner sind geschickt und zäh beim Auf- und Ausbau neuer Handelsbeziehungen.

Dies sind die Grundlagen der japanischen Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt, aber — abgesehen vom vierten Punkt — auch die Grundlagen der großen Schwierigkeiten, vor denen die japanische Wirtschaftspolitik heute steht. Von ihnen soll im Folgenden die Rede sein. Dabei wird sich zeigen, daß die Nachahmung der japanischen Wirtschaftspolitik nicht so empfehlenswert ist, wie nach den Außenhandelserfolgen manchem scheinen mag, daß es vielmehr heißen muß: vor Nachahmung wird gewarnt!

*

Japan hat keine eigene Rohstoffgrundlage. Es ist z. B. angewiesen auf die Einfuhr nicht nur von Baumwolle und Wolle, den Rohstoffen seiner wichtigsten Ausfuhrindustrie, sondern auch auf die Einfuhr von Eisenerzen und sogar von Kohle. Nur 10 Prozent des in Japan verarbeiteten Eisenerzes stammt aus dem Inland! Erst in den höheren Verarbeitungsstufen überwiegt der inländische Anteil: der Bedarf an Roheisen wurde 1933 zu 70 Prozent, der Bedarf an Stahl sogar zu 90 Prozent aus inländischer Produktion gedeckt.

Die japanische Industrie ist also eine Verarbeitungsindustrie, die, ähnlich wie die deutsche, auf die Einfuhr von Rohstoffen angewiesen ist. Die Einfuhr von Rohstoffen läßt sich auf die Dauer nur sichern durch die Ausfuhr von Seide und von Fertigwaren. Sobald das nicht gelingt, droht ein Zusammenbruch der japanischen Industrie, und diese würde den besonderen Anforderungen des japanischen Kriegsministeriums nicht mehr gewachsen sein.

Die Ausfuhr ließ sich offenbar nur unter starken Preiszugeständnissen steigern. Die monatliche Ausfuhr lag im ersten Vierteljahr 1935 wertmäßig um 22 Prozent über der des ersten Vierteljahres 1934 und um 25 Prozent über der des Jahres 1933. Mengenmäßig ist die Steigerung größer. Denn die Ausfuhrpreise sind, in Yen gerechnet, von 1933 bis Anfang 1935 um 17 Prozent zurückgegangen.

Die Einfuhr, die vor allem Rohstoffe umfaßt, lag im ersten Vierteljahr 1935 um 34 Prozent über der des ersten Vierteljahres 1934. Sie ist stärker gestiegen als die Ausfuhr, allerdings nur wertmäßig. Die Einfuhrwaren sind nämlich im Gegensatz zu den Ausfuhrwaren teurer geworden (während des letztvergangenen Jahres um 13 Prozent). Japan ist also, ähnlich wie Deutschland, in einer Klemme zwischen sinkenden Ausfuhrerlösen und steigenden Rohstoffkosten.

Die Ausfuhr reichte nicht hin, um die Einfuhr zu bezahlen. Im ersten Vierteljahr 1934 betrug der Einfuhrüberschuß 80 Millionen Yen; dieses Jahr hat er sich auf 160 Millionen Yen verdoppelt. Er ist nicht nur auf die gegensätzliche Entwicklung der Ausfuhr- und Einfuhrpreise zurückzuführen, sondern, wie der „Deutsche Volkswirt" schreibt, „auch darauf, daß, infolge der Rüstungskonjunktur und der außenpolitischen Befürchtungen Japans, seine Einfuhr von Rohstoffen über dasjenige Maß hinaus gesteigert worden ist, das durch die wachsende Ausfuhr japanischer Industrieerzeugnisse gegeben ist".

*

Auch die Staatsfinanzen stehen im Zeichen des Kriegsgottes. Das im März angenommene neue Budget für 1935/36 weist auf der Ausgabenseite 2,2 Milliarden Yen aus, von denen die Hälfte auf Heer und Flotte entfällt; auf der Einnahmenseite stehen ihnen nur 1,5 Milliarden Yen gegenüber. Die Staatsschulden sind schon seit Jahren stetig gewachsen. Sie werden also weiter wachsen. Die Aussicht auf ein ausgeglichenes Budget entschwindet in immer weiterer Ferne, da bei dieser Politik des Schuldenmachens der Ausgabenposten „Zinsendienst" natürlich stetig steigt.

Bisher war es möglich, den staatlichen Anleihebedarf zu befriedigen durch Inanspruchnahme eines immer größer werdenden Teils der Bankeinlagen, der Spar- und Versicherungsgelder. Wie lange wird das noch gehen? Sobald es nicht mehr

geht, bieten sich zwei Auswege an: starke Drosselung der Staatsausgaben oder Notendruck. Der erste würde sofort zu einer Wirtschaftskrise führen, der zweite später, auf dem Umweg über eine Scheinkonjunktur.

Die Regierung versucht, jenem kritischen Punkt möglichst lange fern zu bleiben. Welche Manövrierfähigkeit ihr dazu noch geblieben ist, wagen wir von Europa aus nicht zu beurteilen.

◆

Zu all dem kommt noch eine dritte Schwierigkeit: die Einseitigkeit der japanischen Konjunktur. Der „Deutsche Volkswirt" kennzeichnet die Lage im ersten Vierteljahr 1935 folgendermaßen: „wachsende Produktions- und Umsatzziffern bei guten Verdiensten auf Seiten derjenigen Wirtschaftszweige, die mit Rüstungen für den Staat und mit Exportaufträgen für das Ausland beschäftigt sind; aber zugleich anhaltende schwere Depression in allen Wirtschaftszweigen, die vorwiegend für den inneren Markt arbeiten".

Ein von der Masse der Konsumenten ausgehender Konjunkturantrieb, wie wir ihn z. B. in Großbritannien und Schweden beobachten, fehlt also in Japan völlig. Wenn die Rüstungskonjunktur aus irgend einem Grunde zu Ende geht — z. B. weil die finanziellen Mittel ausgehen oder die Rohstoffbeschaffung stockt —, wird daher der Sturz in die Krise um so schärfer sein.

Die auf einem Bein stehende Konjunktur kann überdies leicht zu innenpolitischen Schwierigkeiten führen. Wir schrieben dazu bereits im Herbst vorigen Jahres: „Es ist für die japanische Regierung überhaupt auf die Dauer eine schwierige Aufgabe, gleichzeitig Krieg zu führen und vor allem für einen größeren Krieg zu rüsten, die Rüstung durch die breite Masse bezahlen zu lassen — während die oberen Schichten daran gut verdienen — und dabei die Masse einigermaßen bei guter Laune zu erhalten." Aus solchen Erwägungen heraus haben die japanischen Generäle in die wirtschaftspolitische Debatte eingegriffen, unter anderem auf dem ungewöhnlichen Wege, daß die Armee im Volk eine Massenbroschüre über wirtschaftliche Probleme verbreitete. Ihre Verfasser kamen interessanter Weise, von einem rein militärischen Standpunkt ausgehend, zu stark antikapitalistischen Folgerungen.

◆

Wohin also treibt Japan? In weitere Kriege, in eine revolutionäre Krise? In die Inflation, in eine Wirtschaftskrise?

Nehmen wir einmal an, aus militärischen Gründen würde der Kurs auf den Sozialismus genommen, und die Realeinkommen der Bauern und Arbeiter würden erheblich erhöht. Dann wäre die Möglichkeit gegeben, die Konjunktur auf zwei Füße zu stellen. Aber: wenn das Einkommen der Reichen zu Gunsten der Masse beschnitten wird, stehen zweifellos weniger Mittel zur Finanzierung des staatlichen Anleihebedarfs zur Verfügung. Wenn die Reallöhne steigen, wird die Ausfuhrförderung und damit die Rohstoffbeschaffung auf weit größere Schwierigkeiten stoßen als bisher. Wenn dann weniger Anleihemittel und weniger Rohstoffe zur Verfügung stehen, würde die Rüstungsindustrie rasch in eine Krise getrieben werden. Konsequente Sozialisten würden diese Krise meistern können. Generälen, denen an den Produkten der Schwerindustrie naturgemäß viel liegt, ist das weniger zuzutrauen.

In Anbetracht dieser fatalen Aussichten werden die Generäle es vorziehen, revolutionäre Unruhen statt durch höhere Löhne durch mehr Polizei und durch Ablenkung der Interessen nach außen, z. B. auf die Kriegführung in Ostasien, zu vermeiden. Abgesehen davon, daß diese an sich gefährlich ist — mindestens für die Expeditionsarmee selber —, die Finanzkraft des Landes würde dabei in gefährlicher Weise weiter aufs äußerste angespannt, und schließlich würde die Regierung doch vor der Frage stehen: soll der sofortige Ausbruch der Wirtschaftskrise durch die Inflation vermieden werden, — oder die Inflation durch Inkaufnehmen einer Krise?

Die Frage: wohin treibt Japan?, können wir daher nur allgemein beantworten: Japan treibt auf alle Fälle in eine Zone höchster Gefahr.

Nur durch eine wirklich sozialistische Lösung ließen sich Inflations-, Krisen- und Kriegsgefahr gleichzeitig bannen. Der revolutionäre Angriff müßte zu diesem Zweck konzentriert werden auf die noch sehr großen und starken feudalen Bestandteile des japanischen Wirtschaftssystems und auf die aus dem agarischen Feudalismus erwachsenen „industriellen Herzogtümer" der Mitsui (Vermögen: 5 Milliarden Yen), der Mitsubishi (2 Milliarden Yen), der Yasudai (1,5 Milliarden), der Sumitomo (1,2 Milliarden) und einiger anderer Familien. Auf Einschlagung dieses Kurses deuten keinerlei Anzeichen.

Solange das militärische Ziel festgehalten wird, lassen sich Revolutions-, Inflations- und Krisengefahr weitgehend — wenn auch unter großen Kosten — bannen durch straffe polizeiliche und planwirtschaftliche Maßnahmen. Die Kriegsgefahr wird dadurch allerdings um so größer.

Der Bericht des Wirtschaftsattachés an der englischen Botschaft in Tokio über die Wirtschaftsjahre 1933 und 1934 weist darauf hin, wie sehr sich diejenigen getäuscht haben, die vor Jahren behaupteten, die Fehlbeträge im japanischen Staatshaushalt, die Inflation, Währungsabwertung und Preiszerrüttung sowie die Notlage in der Landwirtschaft müßten rasch eine Krise ersten Ranges heraufbeschwören.

Dividenden und Löhne

In einem Aufsatz „Flüssiger Geldmarkt und Konsum" in Nr. 16 der Zeitschrift „Die Deutsche Volkswirtschaft" wird die Frage untersucht, warum „beträchtliche Teile der für die Arbeitsbeschaffung flüssig gemachten Summen nicht den Weg über Lohn und Konsum nehmen, sondern ziemlich direkt, ohne das große Publikum zu berühren, in den Geldmarkt fließen".

Die Schwierigkeit der Lage bestehe darin, „daß die Ausfuhrnotwendigkeiten eine Erhöhung des allgemeinen Lohnniveaus nicht zulassen, während gemäß dem inneren Preisniveau eine Einkommensverbesserung der arbeitenden Schichten nötig wäre. Würde man dreist eine Erhöhung des für Lohn und Gehalt bestimmten Anteils der Arbeitsbeschaffungsmittel vornehmen, so könnte das Reich die Konsolidierung der Arbeitsbeschaffungs- und Heeresvermehrungsaktion nicht durchführen. Das bedeutet aber die weitere Verzögerung der Ankurbelung der Konsumgüterindustrie ..."

„An sich liegen die Dinge so, daß eine Verbrauchsankurbelung nur erreichbar ist, wenn die gegenwärtigen Löhne gehalten werden durch Unterstellung der Preispolitik der Schlüsselindustrien — Brennstoffe, Eisen, Energie, Verkehrstarife — unter das Reich und Senkung des Preisniveaus dieses ganzen Unternehmungskreises. Das überraschend schnelle Ansteigen von Gewinnausschüttungen und Reservenbildung bei gewissen Industrien dieser Zweige deutet auf unausgeschöpfte Möglichkeiten in dieser Hinsicht, denn es ist ein nicht lange möglicher oder ertragbarer Prozeß, daß in breitem Umfange Aktienbesitzer ... wieder in den Genuß von Dividenden geraten, andererseits aber das Lohnniveau auf dem Krisenstand von 1932 beharrt.

Die vom Konjunkturinstitut kürzlich veröffentlichte Statistik der Invaliden- und Angestelltenversicherung, nach der 58,2 Prozent aller Arbeiter unter 96 RM. monatlich und 35,2 Prozent aller Angestellten unter 100 RM. monatlich verdienen (1929: 45,3 Prozent bzw. 28,2 Prozent) bestätigt diese Sachlage. Es muß also über die Mittel nachgedacht werden, wie die große Masse der Arbeitenden in den Genuß des durch die Arbeitsschlacht in Fluß geratenen Geldstromes gelangt, damit die Volksgemeinschaft sich auch praktisch verwirklicht."

Staatssekretär Reinhardt hat letzte Woche in einem Vortrag in Dresden u. a. gesagt, durch Buchprüfungen könnten noch jährlich einige hundert Millionen Mark bisher hinterzogener Steuergelder erfaßt werden.

Süd und Nord

Im Kriege wurde den Zeitungen eine Verfügung übermittelt, die Bevölkerung solle Schwarzbrot essen, das Weißbrot aber den Schwachen und Kranken überlassen. Der Setzer eines Münchener Blattes setzte: den Schwachen und Franken. Der Fehler wurde vor der Drucklegung vom diensttuenden Umbruchredakteur bemerkt und zur Verbesserung an den Setzer zurückgeleitet. Am Morgen stand im Blatt: die Bevölkerung solle Schwarzbrot essen, das Weißbrot aber den Schwaben und Franken überlassen.

Deutschland in Europa

und Europa in der Welt

Immer mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß die bisherige Form der Weltwirtschaft mit ihren verwickelten Bindungen verlassen werden muß, daß man von der autarkischen Wirtschaftsform zur Großraumwirtschaft kommen muß. England, die Vereinigten Staaten und Rußland sind dieser Großraumwirtschaft am nächsten. Die übrigen Volkswirtschaften, die nicht über so große geschlossene Räume verfügen, müssen mehr und mehr zu einem großraumwirtschaftlichen Zusammenschluß kommen, wenn sie nicht als rohstoffarme und von der Ausfuhr ihrer Fertigwaren abhängige Staaten in völlige Abhängigkeit von den genannten, besonders von England und USA, kommen wollen. Hier liegt die in der Gegenwart und nahen Zukunft wichtigste zu lösende Aufgabe, vor allem auch für uns selbst.

Innerhalb des Großwirtschaftsraumes wird ein innerer Ausgleich weit eher möglich sein, sowohl im Güteraustausch als auch durch Abkommen in Form einer Arbeitsteilung. Als solche Großwirtschaftsräume ergeben sich neben den drei schon genannten des Britischen Weltreiches, des von den Vereinigten Staaten geführten amerikanischen Festlandes und Rußlands (Osteuropa und Nordasien) ein ostasiatisch-pazifischer Großwirtschaftsraum und ein europäischer Großwirtschaftsraum, dessen Kern wegen der anders gerichteten Bindung Englands und Rußlands immer nur Mitteleuropa sein kann.

◆

Vom geopolitischen Gesichtspunkt aus betrachtet, sind die Ursachen neuer Spannungen durch die Neuordnung der politischen Staatsgebilde Europas nicht beseitigt. Im Gegenteil: infolge eines übermäßigen Betonens imperialistischer Bestrebungen ohne jede Rücksicht auf geografische Bedingtheiten einerseits, und infolge völliger Erstickung der lebendigen Volks- und Staatskräfte unter Nichtachtung der natürlichen geografischen Grundlagen andererseits ist der Keim künftiger Streitigkeiten von neuem gelegt.

Nicht rechtliche oder politische Erwägungen führen zu diesem Ergebnis, sondern allein die Neuordnung der Staatsgrenzen Europas in ihrem Widerspruch zu den natürlichen Staatsnotwendigkeiten, wie sie sich aus völkischen, fysischen und wirtschaftlichen Tatsachen ergeben. Rechtliche und politische Anschauungen können Änderungen erfahren, die geografischen Bedingtheiten sind durch keinen Rechts- oder politischen Machtspruch umzugestalten.

Unberührt geblieben von der Neugestaltung Europas ist im wesentlichen Westeuropa; die staatliche Umgestaltung im Osten ist als Wirkung des Krieges von innen heraus erfolgt; so daß nur Mitteleuropas erweiterte Zerrissenheit, die es bereits vor dem Kriege besessen hatte, das unmittelbare Ergebnis des Krieges ist.

◆

Dem Deutschen Reich bleibt gar kein anderer Weg als der Ostweg in Europa offen, da nach Westen selbst Länder mit hoher Kultur und Wirtschaft liegen, die außerdem aus der überseeischen Wirtschaft und ihren eigenen Kolonien großen Nutzen ziehen, der dem Deutschen Reich versagt ist. Deutschlands Tätigkeitsdrang wird am ersten wieder nach Osten sich einen Weg bahnen müssen. Im Westen erscheint die Entlastung nur durch eine völlige Umstellung des gegenwärtigen weltpolitischen Zusammenklanges der Großmächte denkbar. „Es liegt im Wesen der geografischen Lage, daß Deutschland, solange es sich auf Europa beschränkt, die stärkste europäische Macht ist, sobald es aber in die Weltpolitik hinaustritt, die schwächste Großmacht ist" (Siewert).

◆

Europa als führender Geist in der Weltpolitik, wie vor der Jahrhundertwende, hat ausgespielt; es zermürbt und zerfleischt sich selbst bei dem Versuch, den mitteleuropäischen Kern, das Deutsche Reich und das deutsche Volk, in Fesseln zu schlagen. Europa als geopolitisches Kraftfeld bleibt beschränkt auf einen kleinen Teil des Erdballs, seine Kraftquellen finden keinen Weg mehr in die Weltweite. Neue

Der Wein

Von einem Pfälzer

Die Erde ist furchtbar. Ihre Pole sind mit eisigen Gletschern ummauert, um ihre Mitte trägt sie einen Ring tropisch tödlichen Fiebers, ihre Wüsten sind von zehrender Dürre, und sie hat Berge, die ihre Glut gegen den Himmel schleudern und die Flanken schütteln. Die Erde ist gewaltig. Aus unermeßlichen Ozeanen ragen mächtige Kontinente, aus deren Bergmassiven herrliche Flüsse entspringen, aus den Dünsten ihrer Urwälder flammen überhitzte Farben, über ihre Steppen stampfen die Hufe fruchtbarer Herden. Die Erde ist reich. Auf ihr breiten sich riesige Flächen goldenen Getreides aus, Urwälder voll kostbarsten Holzes, und in ihr ziehen Adern edelsten Metalls.

Was auf der Erde wächst, steht in einem besonderen Verhältnis zu seinem jeweiligen Boden. Das Steppengras, die tropische Palme, die Salzdistel der Wüste, das Moos der Pole, die Agaven Mexicos. Alle Pflanzen sind Sinnbild: der Dürre, der Fruchtbarkeit, der Armut, des Sturmes, der Üppigkeit.

Wo die Erde sanft ist und zärtlich, wo sie still glüht und von Hügeln leicht bewegt ist, trägt sie die Rebe. Vor allem Gewächs ausgezeichnet, steht diese in einem besonderen, fast könnte man sagen: in einem liebenden Verhältnis zur Erde. So schenkt sie überall die besonderen Früchte ihrer Zuneigung: die blumenreichen Weine der Haardt, die leichtflüssigen der Mosel, die hellen Weine des Maines, die tiefgefärbten des edlen Burgund, die vielfarbigen Weine aus dem „süßen Frankreich", den hitzigen Trunk aus Spanien, den schweren Nektar Griechenlands, den tollen Ungarn, den wilden Krimwein. Wie die lebenden Glieder einer Kette reihen sich die Namen, ein Geschmeide herrlicher Erinnerungen, das letzte Prunkstück der wirklichen Kultur Europas.

◆

Auf den Straßen der Cäsaren ist der Wein in Deutschland eingezogen. Zu den Gestaden des „Meeres jenseits der Alpen", zu den Hügeln auf beiden Seiten des Rheines, in die Täler des Neckars, des Maines und bis zur Porta Nigra am Moselauf. In Speyer sind heute noch römische Winzergeräte zu sehen, Messer und Keltern, schwere grüne Flaschen mit fast zweitausendjährigen Tropfen und jenes wundervolle Glas, der Römer, der, von der Form eines gekappten Apfels und ohne Fuß, Vorbild ist für die Trinkgefäße in den wenigen echten Weinstuben der Pfalz.

◆

Wer im Frühjahr durch die niederen Weinberge der Haardt wandert, erlebt eines der zierlichsten Wunder aus Farbe und Licht. Die untergehende Sonne überblendet mit ihrer gelben Fülle die westlichen Berge, sodaß sie fast schwarz erscheinen. Die roten Furchten der Weinberge steigen an bis zum Rande des Waldes. Die Drähte, die die Stöcke halten, laufen als spiegelnde Linienschar über die Furchen. Aber dazwischen leuchtets und flimmerts im hellsten Smaragd, die zarten jungen Blätter der Reben schimmern wie unzählige blaßgrüne Schmetterlinge, sie scheinen im Licht. Der Winzer nennt die jungen Fruchttriebe die Gescheine.

Wenn von den frühen Blüten der Mandelbäume bis zu den letzten der Äpfel das Land alle Varianten der Gerüche schon ausgeschüttet hat, blüht die Rebe. Kaum sichtbar sind die grünen Blütchen, aber sie füllen Tal und Hügel mit jenem wundervollen innig süßen Duft, der fast wehmütig macht und der des Abends und unter dem Mondschein am reichsten strömt. Es darf kein Regen fallen in die Blüte.

Dann kommt der Sommer mit seiner bleiernen Glut, mit seiner schweren Luft, die die Ferne in blaue Watte hüllt und den abendlichen Gewittern, deren Wasserguß die Rebe mit tiefen Wurzeln einsaugt. Unter der strahlenden Sonne reift die Beere.

In den letzten Tagen des September, wenn leichte Nebel aus den Tälern steigen, in den Tagen des Oktober, wenn die späte Sonne noch einmal die Weinberge übergoldet, beginnt die Ernte, der Herbst. Jeder Tag ist wichtig, der trocken bleibt. Die Sonne kocht den Saft in der Beere, bis die grüne Haut gelb und durchsichtig wird, bis sie auf der Lichtseite tiefgebräunt ist und die ganze Traube klebrig von der Fülle des Zuckers. Der sorgsame Winzer zögert bis zur Spätlese. In den besten Lagen schneidet er jede faule Beere heraus; das ist die Auslese. Ja er trennt die kostbarsten Beeren als Beerenauslese vom bitteren Stiel. Dann wägt er den Most nach seinem Zuckergehalt mit einer Waage, die im Durchschnitt siebzig und achtzig Grade zeigt, die in den schweren Jahren 1921 und 1934 aber bis zu zweihundert Grade gemessen hat.

Wenn das Land farbig wird, vom Kupferrot der Portugieserreben bis zum Gold des Riesling, kocht der Wein in allen Kellern, liegen alle Dörfer in einem Meer blumiger, gärender Gerüche. Die Menschen sind in höherem Grade erregt, wenn der Wein blüht und wenn er im Keller rauscht und poltert. Der frischgärende Wein, der Federweiße, ist gefährlich und hat schon manchen Gierigen auf die Erde geworfen. Und mancher, der Flaschen voll süßen Mostes nach Hause tragen wollte, fand nach dumpfem Knall nur noch triefende Scherben im Rucksack.

◆

Zum Weintrinken gehen die Leute lieber als in die Kirche. Sie sitzen andächtig mit leuchtenden Gesichtern vor den Gläsern. Sie saugen mit schnuppernder Nase den frischen Geruch, prüfen den Tropfen auf der Zunge, schlürfen ihn und warten still, bis der ganze Schwanz an Geschmacksein-drücken die Kehle hinunter ist. Dann kommt ein zweiter größerer Schluck, der den Mund füllt und satt macht.

Hat einer das Glück, den seltenen und wohlbedachten Vorzug einer Kellereinladung zu genießen, steht ihm die schönste Wanderung bevor, auf der Stufenleiter der einfachen bis zu den Spitzenweinen: die Himmelsleiter nannte sie ein alter Weinkenner. Dabei erlebt er ein ganz neues, nicht minder reales Abbild der Landschaft und der Jahre. Um einzutreten in die geheimsten Bezirke des Genusses, muß er die Lage schmecken und den Jahrgang, muß er den erdigen Geschmack aus Deidesheim von dem härteren aus Kallstadt unterscheiden, die mageren von den dürren, die schweren von den leichten Jahren. Dann findet er sich zurecht im Vokabularium dieser eigenartigen Landschaftskunde, das treffend und heiter auf den Aufzeichnungen einer Weinprobe zu finden ist. Dort sind mit raffinierter Sorgfalt alle Nüancen des Buketts abgestuft und aufgezeichnet: spritzig, blumig, erdig, kratzig, süß, kurz, lieblich, wild, fruchtig und sauer. Das sind Bezeichnungen, die nach gewissenhafter Prüfung und mit fortschreitend undeutlicher werdender Schrift hinter die Namen gesetzt werden, die jeder Pfälzer besser als seine Heiligen kennt: Gimmeldinger Meerspinne, Ruppertsberger Reiterpfad und Linsenbusch, Deidesheimer Grain, Leinhöhle, Herrgottsacker und Vogelsang, Forster Kirchenstück, Jesuitengarten und Ungeheuer, Wachenheimer Goldbächel, Gerümpel und Böhlig, Dürkheimer Spielberg, Michelsberg, Fuchsmantel, Fronhof, Hochbenn, Geiersbühl, Schenkenböhl und Proppelstein, Ungsteiner Herrenberg, Spielberg und Kobnert, Kallstadter Nill, Saumagen, Steinacker und Trift, Herxheimer Steinberg, Freinsheimer Rosenbuckel. Alles erlauchte Namen einer daseinsfreudigen Welt.

Kein Wunder, daß das Wesen jenes Winzervölkchens fröhlicher, irdischer, unbekümmerter und lauter ist, als es der Fremde versteht. Sie lärmen in ihren Weinstuben in friedlichster Gesinnung, daß die Wände krachen. Sie haben in ihren Wäldern Forsthäuser gebaut, die sie Schaudichnichtum, Murrmirnichtviel und Kehrdichannichts nannten, und dahin ihre besten Flaschen verschleppt, um sie heimlich zu leeren. Sie lügen und schneiden auf, nur um die Welt und das Leben noch farbiger, noch wilder zu gestalten.

◆

Der Wein ist ein altes heidnisches Kind. Der Rausch ist ein naher Verwandter des Traumes. Ein Zustand, der in vielen Graden wechselt, zuerst klar und hellsichtig macht, geheime Hintergründe aufschließt und erstaunliche Überraschungen schenkt. Der den in seiner Andacht Versunkenen tiefsinnig werden läßt, ihn aufärmen macht, um ihn schließlich in bleierner Schwere aus dem Bewußtsein zu entlassen. Schlafwandelnde und Betrunkene soll man nicht wecken, soll auch nicht fürchten um sie. Sie gehen sicher. Solange wenigstens

geopolitische Kraftfelder, durchzittert von gewaltigen Regungen, senden ihre Kraftlinien um den ganzen Erdball, London, Washington, Tokio sind ihre schlagenden Herzen. Alle politischen Regungen, mögen sie nun Ostasien oder Afrika, Indien oder Australien, Südamerika oder Nordamerika betreffen, werden geregelt von jenen Mittelpunkten der Weltmachtkreise. Europa bringt nicht mehr die Kraft auf, sich einzuschalten und wirkend und schaffend einzugreifen.

Ist nirgends ein fester Kern? Dem Deutschtum im Herzen Europas fällt eine ungeheure Aufgabe und Verantwortung zu!

+

Niemand wird sagen können, ob die Zusammenfassung der Kräfte durch wenige Weltmächte sich aufrecht erhalten läßt oder ob die Welt wieder wie einst Raum bietet für das lebensnotwendige Kräftespiel vieler Großstaaten. Das Zeuswort von der „weggegebenen Welt" trifft auf das politische Geschehen nicht zu. Die Staaten und ihre Grenzen sind ebenso wandelbar wie die derzeitigen Besitzverhältnisse der unter sie verteilten Erdräume.

Eine Auflösung des Britischen Reiches durch die Verselbständigung einzelner Glieder oder ein Zerfall des ohnehin vom Mutterland wirtschaftlich vernachlässigten französisch-afrikanischen Kolonialreiches infolge der vom europäischen Rassenstandpunkt verfehlten Farbigenpolitik und ein Übergang einzelner Teile an benachbarte lebenskräftigere Staaten, etwa Italien, oder ein völliges Verschwinden von Kolonialbesitz, den kleine Staaten, wie Holland, Portugal oder Spanien noch jetzt festhalten, erscheint in naher oder ferner Zukunft ebenso denkbar wie ein ungeahnt schnelles Umsichgreifen von Mächten und Völkern, die aus unverbrauchten Kräften stark werden und mit neuen Gedanken große Menschenmassen zu erfüllen und fortzureißen vermögen, wie etwa ein „Erwachen des Ostens" oder die „schwarze Gefahr".

Die Welt ist stets im Wirbel gewesen und wird es bleiben, solange Selbsterhaltungswillen und Machtwillen lebendige, volks- und staatserhaltende Kräfte sind. Möge unser Vaterland seine Selbstzucht und sein Selbstvertrauen so stärken, daß auch ihm bei einer Neugestaltung der Welt wieder der Teil zufalle, der seinen hohen geistigen und wirtschaftlichen Fähigkeiten entspricht. Johannes Wütschke

Deutschland kann kraft seiner vielfältigen Anlagen und seiner Gegensätze — die seine Stärke und seine Schwäche zugleich sind — das Kernland eines neuen Europas werden ... Kein anderes Land ist durch seine geopolitische Lage, durch seine ökonomischen Bedingungen, durch seine geistigen Kraftreserven und durch sein seelisches Spannungsvermögen in dem Maße fähig, Europa sich selber zuzuführen.

Otto Lautenbach („Schule der Freiheit", 9. Juni)

Wieder Kohlenmeiler

Nachdem das Köhlergewerbe in Mitteldeutschland seit 30 Jahren verschwunden war, haben nun in den Wäldern bei Lutter am Barenberge die Meiler wieder zu rauchen begonnen. Diese Meiler fassen etwa 40 Raummeter Buchenholz, aus dem durch langsame Schwelung Holzkohle entsteht. In Kürze soll in der Gegend von Lutter ein neuer, besonders großer Meiler mit etwa 100 Raummeter Holz errichtet werden.

Auch in Idar-Oberstein hat der große Bedarf der Schmuckgewerbestadt an Holzkohle das Köhler-Gewerbe wieder aufleben lassen. Die Holzkohle ist nämlich bei der Herstellung von Schmuckwaren ein vielgebrauchter Artikel. Im Walddistrikt Schwellendell brennen bereits Kohlenmeiler, und auch in den Wäldern der Nahe, des Hunsrücks und des Hochwaldes wird der Holzkohlenbrand jetzt in größerem Umfange wieder aufgenommen werden.

Mittag

Bei der Habilitation eines Privatdozenten der Fysik erhob sich der alte Astronom Galle und bemängelte, daß sich auf der Einladung zur Antrittsvorlesung die Bemerkung fände: 12 Uhr vormittags; es müsse richtig: 12 Uhr mittags heißen.

Der Kandidat erwiderte schlagfertig: „Ich habe die Zeitbestimmung nicht astronomisch gemeint, sondern gastronomisch."

Wir irren allesamt, nur jeder irret anders. Lichtenberg

Totalität

„Eine echte Planwirtschaft muß das Merkmal der Umfassendheit tragen, oder wie wir auch sagen können: das der Totalität. Das will sagen: Planwirtschaft liegt nur dann vor, wenn sich die Planung auf die Gesamtheit der Wirtschaften und wirtschaftlichen Vorgänge innerhalb eines größeren Kreises bezieht."

Diese Sätze sind in der vorletzten Nummer der S.-Z. aus der Broschüre „Die Zukunft des Kapitalismus" von Werner Sombart zitiert worden. Aus den folgenden Sätzen geht hervor, daß Sombart den Nachdruck auf „Gesamtheit" legt (nämlich Produktion sowohl wie Zirkulation, Distribution wie Konsumtion), daß er dagegen zunächst offenläßt, wie groß räumlich der Kreis dieser Gesamtwirtschaft sein soll. Später schreibt er dann, Planwirtschaft müsse „bei dem heutigen Stand der Dinge" Nationalwirtschaft sein.

Man wird Sombart ohne weiteres zugeben, daß bei dem heutigen Stand der Dinge Planwirtschaft nur innerhalb einer Nation möglich ist. Die Frage ist nur, aus welchen Gründen das so ist: ob die wirtschaftliche Entwicklung noch nicht so weit ist, daß in internationalem Rahmen Planwirtschaft möglich wäre, oder ob nicht vielmehr die wirtschaftlichen Bedürfnisse gebieterisch internationale Planwirtschaft verlangen und nur außerwirtschaftliche Einflüsse sie unmöglich machen. Ist letzteres der Fall, so wird man annehmen müssen, daß die nationale Planwirtschaft zwar eine gewisse Stabilisierung der wirtschaftlichen Verhältnisse bringen kann, daß sie aber doch bestenfalls nur eine Etappe auf dem Weg zu einer übernationalen Planwirtschaft ist, ein Notbehelf, bis die Hindernisse fallen, die heute einer Planwirtschaft in größeren Räumen entgegenstehen. Die Frage ist praktisch zunächst von keiner großen Bedeutung, da ja Übereinstimmung darüber herrscht, daß zunächst nur nationale Planwirtschaft in Frage kommt, aber es ist doch von einigem Interesse, zu untersuchen, ob die nationale Planwirtschaft überhaupt fähig ist, das Höchstmaß an Produktivität, das heute die Technik ermöglicht, zu verwirklichen und damit jedem Land ein Höchstmaß an Wohlstand zu geben.

Nehmen wir ein Beispiel aus der Wirtschaftsgeschichte der letzten Jahre. Im englischen Empire ist — ein Akt wirtschaftlicher Planung — der Anbau von Tee eingeschränkt worden, damit die Preise hochgetrieben würden; der Konsument sollte höhere Preise bezahlen, damit die Teeplantagenbesitzer leben könnten. Aber der Konsument weigerte sich; er kaufte billigere Sorten, und diese billigeren Sorten stammten aus — China. Und die Plantagenbesitzer auf Ceylon wurden ihren Tee nicht los. Die Folge dieser nationalen Planwirtschaft war also die Schwächung gerade des Wirtschaftszweiges, der gestärkt werden sollte. Der Ausleseprozeß wurde verhindert, die Konkurrenz gestärkt, neue Überproduktion und damit ein neuer Krisenherd wurde vorbereitet (denn, wie das in solchen Fällen üblich ist: die Produzenten der billigeren Sorten machten sich viel zu große Hoffnungen und vergrösserten ihre Anbauflächen zu sehr).

Nun wird man vielleicht einwenden, diese Planwirtschaft sei eben nicht total gewesen, weil sie sich nur auf einen einzelnen Wirtschaftszweig und nur auf die Produktion bezogen habe. Aber ich sehe nicht, was bei diesem Fall anders gewesen wäre, wenn für die Wirtschaft des englischen Reiches ein Gesamtplan bestanden hätte. Man hätte sich eben entscheiden müssen: entweder gibt man den Teeanbau im Reich preis, oder man schützt ihn, indem man die Konsumenten zwingt, Tee zu höheren Preisen zu kaufen. Und beides scheint mir nicht gerade wirtschaftlich zu sein. Würde man den Dingen freien Lauf lassen, dann würden die schwächeren Plantagenbesitzer zugrunde gehen, die leistungsfähigeren aber könnten sich vielleicht mit etwas höheren Preisen als die chinesischen, aber dafür auch mit etwas besseren Sorten neben der chinesischen Ware auf dem inländischen und auf dem Weltmarkt halten. (Das wäre übrigens wahrscheinlich dasselbe Ergebnis wie bei einer Weltplanwirtschaft, falls dieses utopisch klingende Wort gestattet ist.)

Die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 287/288) hat eine Reihe ähnlicher Beispiele zusammengestellt. Die englische Ausfuhrrestriktion für Kautschuk ließ die Produktion der Außenseiter derart wachsen, daß das Ende der völlige Zusammenbruch des Gummi-Marktes war. Die brasilianische Kaffeestützung führte zu einer Anbausteigerung in Mittelamerika und Afrika. Der kanadische Weizenpool trieb die Preise in die Höhe, gab aber damit nur den Anreiz zu einer Produktionssteigerung in den Vereinigten Staaten, in Argentinien und Australien. Die amerikanische Kupferrestriktion führte zum Aufschwung der Gruben in Zentralafrika.

Ob diese Beispiele überhaupt irgend etwas für oder gegen die Planwirtschaft beweisen, wollen wir hier unentschieden lassen; das würde zu allzu ausgedehnten Auseinandersetzungen führen. Aber sie scheinen mir zu zeigen, daß nationale Planwirtschaft ihren Zweck nur unvollkommen erreicht. Hätte man den Kautschukanbau auf der ganzen Erde eingeschränkt, für die verschiedenen Sorten die günstigsten Gegenden gewählt und die Preise festgesetzt, hätte man entsprechend auf der ganzen Erde den Weizenpreis stabilisiert, die Kupferproduktion geregelt usw. usw., dann wären Überproduktion, Krise und Wertezerstörung vermieden worden.

Ich weiß, daß das heute Utopie ist. Es fehlen die politischen (und auch die menschlichen) Voraussetzungen dazu. Aber es ist und bleibt trotzdem richtig. Planwirtschaft erfordert Einheitlichkeit und Totalität, sagt Sombart. Wenn man sich schon einmal aus irgendwelchen Gründen für Planwirtschaft entschieden hat, so wird man ihm zustimmen. Nur wird man eben erkennen müssen, daß die Totalität keine Grenze kennt, sondern daß sie wirklich „total", wirklich umfassend sein muß. Helmut Reichert

Die argentinische Regierung beabsichtigt, die bisher unbedeutende Baumwollproduktion des Landes so zu heben, daß es in einigen Jahren als beachtenswerter Partner auf dem Weltmarkt für Baumwolle erscheinen könne. (So wird heute schon die nächste Krise vorbereitet!)

Nach einer vom japanischen Außenministerium veröffentlichten Zusammenstellung haben elf Länder Süd- und Mittelamerikas, und zwar Brasilien, Chile, Kolumbien, Guetemala, Costarica, Ecuador, Haiti, Cuba, Paraguay und Peru Maßnahmen gegen die Einfuhr aus Japan (zoll- und devisenrechtliche Sonderbestimmungen) ergriffen.

Japan wird demnächst die Ausfuhr von Chemikalien und Präzisionsmaschinen aufnehmen.

In Lancashire werden Baumwollfabriken auf die Erzeugung von Seidenwaren umgestellt.

In Britisch-Indien wird die Herstellung von Kunstseide aus Baumwollabfällen versucht.

Das blaue Band

In der Versammlung einer englischen Schiffahrtslinie hat der englische Handelsminister Runciman schärfste Kritik an dem Bau von Riesenschiffen geübt.

„Blaue Bänder", soll er gesagt haben, „sind viel zu kostspielig. Der Bau von Riesenschiffen ist Kapitalverschwendung, aus der sich Arbeitslosigkeit ergibt. Wir haben eine „Queen Mary" und werden noch eine dazu erhalten. Aber wir haben keine einzige nötig. Besser wäre es gewesen, wir hätten statt einer „Queen Mary" drei Schiffe gebaut, die sich in der Fahrt als fünfzigmal so vorteilhaft erwiesen hätten."

Der französische Riesendampfer „Normandie" mit seinen 97 000 Tonnen scheint zwar den Rekord für die Überfahrt nach Amerika gebrochen zu haben, aber er hatte schon auf seiner ersten Rückreise nach Europa nur 1500 Passagiere an Bord.

Elefant und Traktor

In Bangalore im indobritischen Vasallenstaat Mysore hat man einen Wettkampf zwischen Elefanten und Traktoren durchgeführt. 50 Elefanten wurden bei Feldarbeiten eingesetzt und hatten die gleiche Arbeit zu leisten wie ebensoviele Traktoren. Nach einer Woche stellte sich heraus, daß die Arbeitsleistung der Elefanten der der Traktoren um zwanzig Prozent überlegen war. Ein ähnliches Ergebnis hatte der Versuch, Elefanten beim Abschleppen von Bäumen mit Transportmaschinen konkurrieren zu lassen. Außerdem waren die „Betriebskosten" der Tiere wesentlich geringer als die der Maschinen.

---

als die moderne Zeit aus ihrem Bereiche fernbleibt. Aber wenn die rasenden Maschinen kommen, ist für die dem Gott Verfallenen kein Platz mehr da.

Mit der modernen Zeit sind die Barbaren an den Wein gekommen. Sie überschütten die Weinberge mit Gift, mit dem Ergebnis, daß das Ungeziefer mit jedem Jahre zunimmt. Sie keltern den Wein in hydraulischen Rapidpressen, filtrieren ihn, „schönen" ihn mit allen Finessen der Technik und wundern sich, wenn er dann schal schmeckt. Es gibt Händler, die den Wein sammeln in zementenen Riesenfässern, um gleichmäßige Markenware zu schaffen wie Benzin, Zahnpasta oder Schuhkreme. Es soll sogar Menschen geben, man müßte sie dem Henker überantworten, die den Wein fälschen mit Sprit, Zuckerwaser und chemischen Dividendenpulvern, daß dem armen Trinker der Schädel brummt wie eine gesprungene Kirchenglocke. Es gibt Barbaren ...

+

Der Wein ist das edelste Kind der Erde. Man soll ihn trinken zu Brot und Salz. Man soll ihn trinken, wenn man in die Gärten der Erinnerung geht. Man soll ihn trinken, wenn man liebt oder in den Krieg zieht. Man soll ihn trinken, wenn der Tod klopft, um den Menschen in den tiefsten Traum zu versenken. Ernst Pfau

Gastronomie

Der Mensch neigt zu Ersatzhandlungen. Es kann sein, er greift, nachdem er sein von einer lieblosen Köchin zusammengemanschtes Mahl pflichtschuldigst erledigt hat, einem Drang nach genießerischen Wonnen folgend in den Bücherschrank und beginnt in dem zu blättern, was die Schlemmer aller Schattierungen von ihren Genüssen zu erzählen wissen.

Die Speicheldrüsen, vom altgewohnten Fraß nur mäßig angeregt, beginnen alsbald zu arbeiten, wenn ihm da wohlschmeckende Hühner vorschweben in goldgelber Brühe; Elbbutts, wie Steaks dick und braun geröstet; Spargeln, fingerdick und „lang gestreckt wie die Zedern des Libanon"; gebratene junge Hähne von „spröder Sanftheit"; sanfte Butterpilze oder „wiesenhaft duftende" Champignons; „bitterliche Schnee- und Birkhühner, herb von Harz und Heide"; Austern, angenehm durch Scheibchen von Chester flankiert; junge Täubchen mit einer Farce aus Eiern, Semmeln und Rosinen; Rehrücken, wundervoll ...

Das ist zuviel für einen, der sogar Eisbein mit Erbspüree und Sauerkohl nur an Festtagen zu sehen bekommt. Ein Seufzer der Entsagung entquillt seinem Busen, wenn das Auge ein halbes Hundert Hors d'oevres passiert und ebensoviel Entremets, wenn es die Leidensstationen antritt über die diversen Geflügel, die Braten, die Fische, Pasteten, Früchte, Cremes und Kompotts, bis hinunter zu den Confitüren, Gelées und Biskuits; wenn die Käse aufmarschieren vom biederen Emmentaler bis zum Gorgonzola, den Roquefort und schaumigen Brie nicht zu vergessen; wenn der Gaumen die edle samtene Fülle des Burgunders zu spüren vermeint und in Gedanken fruchtiger Johannisberger über die Zunge läuft.

Elegische Stimmungen überfallen den also in die Geheimnisse der Gastrosofie Vertieften, hört er von der schweren Kunst, Salate herzurichten und diffizile Saucen zu bereiten. Wohl fühlt er vielleicht das Zeug in sich, die etwas primitiveren Ratschläge zu befolgen und etwa ein löbliches Roastbeef von vornherein mit einem Fundament aus getrüffelter Leberpastete, Spickaal, Oelsardinen, Makrelen in Tomaten, Bauernwurst und Chester zu untermauern; aber wie weit scheint doch der Weg vom einfachen Schlemmer zu einem Gourmet, der diesen Namen mit Ehren tragen könnte?

Verwirft z. B. nicht ein so routinierter Genießer wie der Baron Vaerst das Fleisch „von elenden Kühen dürftig genährter Kälber"? Hält er es nicht für äußerst wünschenswert, das Kalb bis zu seinem Schlachttag (dem sechzigsten Lebenstag) auf komplizierte Weise mit Eiern zu füttern? Wird nicht geraten, damit man bei Hammeln den höchsten Grad von Wohlgeschmack und Feinheit des Fleisches erreiche, die Tiere nicht nur mit edelstem Futter wohlbedacht zu mästen, sondern sie auch auf mit Sprungfedern versehenen bequemen Wagen zu befördern, damit sie sich unterwegs nicht „fatiguieren" und dadurch ihr Fleisch leide? Und scheint es vom Standpunkt des Gourmands aus nicht geraten, die Krebse mit Stöckchen auf die Weide treiben zu lassen, damit der edle Tau der Wiesen den muffigen Erdgeschmack von ihnen nehme?

Resignation lagert angesichts solcher Erfordernisse über dem von grastrosofischen Sehnsüchten Befallenen. Er wird nie derartigen Voraussetzungen genügen können! Geschweige denn, daß er jemals etwa zu Côtelettes à la Chantilly kommen wird oder gar zu einem Braten à l'impératrice, vor dessen Genuß Kenner raten, sich mit einem Riechfläschchen zu versehen, um nicht im „Übermaß des Entzückens" in eine Ohnmacht zu fallen.

Er wird im Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit geknickt zu seinem Sonntags-Schweinebraten zurückkehren und zu dem massiven Kartoffelsalat, wie ihn schon seine Urgroßmutter auf den Tisch gestellt hat. oha

Wir sind alle nur Werkzeuge. Das, was durch uns durchgeht, ist das Wichtige, nicht wir selbst. Dehmel

Smörgosbord

Die schwedische Mahlzeit hat ein Charakteristisches, was sie von der Küche anderer Länder unterscheidet. Das, was in anderen Ländern als Vorspeise gereicht wird, muß als sehr bescheiden gelten, wenn man an den schwedischen Smörgosbord denkt, der den Lunch oder die am späten Nachmittag eingenommene Mittagsmahlzeit einleitet. Eigentlich stellt dieser sog. „Butterbrotstisch" eine kleine selbständige Mahlzeit dar.

Da steht der Tisch in einer Ecke oder in der Mitte des Raumes; er ist mit Blumen geschmückt. Und man muß an den Tisch herantreten und kann dabei eine kleine Wanderung um ihn herum unternehmen. Zunächst greift man nach einer der zahlreichen Brotsorten, die das Schwedenland darbietet: helles, dunkles, weiches, hartes Brot. Es wird bestrichen. Dann beginnt die bei der Fülle der Angebote nicht leichte Wahl. Denn vieles Lockende steht auf dem Tisch: da sind die Fischarten, meist geräuchert, Hering, Aal, Sardinen, Rollmops oder dergleichen. Dann verschiedene Fleisch- und Wurstsorten, auch Schinken, Speck, Gänseleberpastete. Eine warme Eierspeise wird gewiß nicht fehlen oder sonst harte Eier in Mayonnaise. Dazu kommen die Solote, rote Rüben, Tomaten, Radieschen. Der Käse beschließt.

Eine besondere Kunst besteht darin, das Richtige und zueinander Passende zu wählen, denn es ist nicht so gemeint, daß jeder von jedem essen soll. Aber etwas von dem im schwedischen Charakter liegenden Zug zur Synthese kommt auch darin zum Ausdruck ...

Literatur

Der Kampf um den Erdball. Von Dr. Johannes Wütschke. R. Oldenbourg Verlag, München und Berlin. Preis broschiert 3.20 Mark. — Die Technik hat den ganzen Erdkreis in den Zustand der unmittelbaren politischen Berührung gebracht. Die Enge des Raumes, die Empfindlichkeit der gegenseitigen Reibungsflächen haben für die gesamte Erde eine Atmosfäre geschaffen, wie sie für das mittlere Europa vielleicht zur Zeit des Wiener Kongresses bestanden haben mag. Alte Weltmächte halten erbittert an ihrem Bestand fest, neue kämpfen sich ans Licht. An der Gestaltung wirken aber nicht nur die Kräfte der einzelnen Völker sondern geografische Elemente mit, also Meere, Ebenen, Gebirge, Bodenschätze, kurz alle jene Gegebenheiten, die die „Geopolitik" heute als die wichtigste politische Wissenschaft erscheinen lassen. Was dem Engländer durch die Jahrhunderte alte Tradition seines Weltreiches im Blute liegt, die nüchterne und aufgeschlossene Betrachtung der Erde, die kühle Abwägung aller Umstände, um sich durchzusetzen: das ist es, was der Deutsche heute lernen muß. So erscheint dieses Buch, das klar und sachlich geschrieben ist, viel wertvolles Material an Zahlen und anschaulichen Karten enthält und das man liest wie einen abenteuerlichen Roman, als ein wertvolles Mittel, den Deutschen aus seiner mitteleuropäischen Enge in die Weltweite zu führen. (Einige Proben aus dem Buch sind oben unter der Überschrift „Deutschland in Europa" wiedergegeben.)

Smörgosbord ist eine Lesefrucht aus einem Aufsatz „Schweden-Reise" von Robert Goebel im Juniheft 1935 der „Christengemeinschaft".

Die Frase

Wenige Erzeugnisse des menschlichen Geistes haben eine so lückenlos nachweisbare Natur- und Entwicklungsgeschichte wie die Frase. Das hängt sicher mit ihrer ungewöhnlich weiten Verbreitung wie andererseits damit zusammen, daß sie der literarischen Festlegung fähig ist — und ihrer tatsächlich auch schon in den frühesten Zeiten teilhaftig geworden ist.

Von Hause aus bedeutet Frase (vom griechischen phrazein = kennzeichnen, sagen, meinen) nichts anderes als Äußerung, Rede, Satz. Im besonderen hat das Wort bei uns aber den Sinn von inhaltloser Äußerung, unernster Rede und künstlich aufgeblähter Satzbildung erlangt. Und unter den Begriff der Frase in diesem Sinn fällt sicher ein großer Teil alles dessen, was auf der Welt beständig gedruckt, geschrieben und geredet wird. Ja, auch das bloß Gedachte bewegt sich ohne Zweifel vielfach in den Bahnen dessen, was wir frasenhaft nennen.

Das ist kein Wunder. Denn wir wiederholen in unsern Gedanken und ihrem sprachlichen Ausdruck ja zumeist lediglich fremdes Geistesgut, das wir auf dem Weg der Erziehung übernommen haben. Nur verhältnismäßig selten ist es uns vergönnt, dieses fremde Geistesgut durch eigene Erkenntnis zu vermehren.

Alles Fremde aber, das wir uns aneignen, verliert durch den Vorgang der Aneignung selbst schon mit Notwendigkeit seinen ursprünglichen Inhalt, seinen ursprünglichen Zusammenhang, seinen ursprünglichen Wert. Es paßt sich innerlich, d. h. seiner wahren Bedeutung nach, dem Range des Sichaneignenden an. Und damit ist auch bereits gesagt, daß es in den meisten Fällen eben gewichtloser wird. Denn zum Sichaneignen genügt ein geringerer Rang als zum Schaffen und Erfinden.

Jede Frase, auch die scheinbar abgedroschenste und saftloseste, war einmal mit Leben erfüllt, von Wahrheitsernst durchdrungen, mit geistigen Kräften geladen. Sie war, kurz gesagt, Ausdruck einer Idee.

Aber das ist nun einmal das Verhängnis der Ideen auf dieser Welt, daß sie sich nicht rein erhalten können. Sie bleiben rein sogar bei denen nicht, von denen sie stammen. Denn alles entartet im Leben. Selbst der Begabteste vermag sich auf der Höhe des schöpferischen Augenblicks, der die Idee in ihm gebar, nur kurze Zeit zu erhalten. Sie wird auch für ihn allmählich zu einem bloßen Wort, zu einer Form, die er unter dem Druck der harten Wirklichkeit nicht mehr auszufüllen und, abgelenkt von den zermürbenden Anforderungen des Alltags, nicht mehr restlos nachzuempfinden imstande ist.

Hinwiederum aber hat jede Idee doch zugleich den unabweislichen Drang, in die Wirklichkeit einzutreten und den Alltag zu gestalten, — dieselbe Wirklichkeit, denselben Alltag, die ihr naturgemäß doch verderblich werden müssen. Sie sucht sich auszubreiten, sucht Anhänger zu gewinnen, sucht ihren Fortbestand sicherzustellen. Und es gelingt ihr. Aber es gelingt ihr sozusagen nur um den Preis ihrer selbst. Das will sagen: indem sie sich ausbreitet, indem sie Anhänger gewinnt, indem sie ihren Fortbestand sichert, verflüchtigt sich das Eigentliche an ihr: ihr inneres Leben, ihr Wahrheitsernst, ihre geistige Kraft.

Und was am Ende dieser Entwicklung von ihr übrig bleibt, das ist nichts weiter als ein leeres Gehäuse, ein toter Organismus, ein hohler Schein. Dieser ihr wesenloser Rückstand aber, wenn er in sprachlichem Gewande auftritt, wird als Frase bezeichnet.

Das eigentlich Peinliche an der Frase ist nun das, daß sie zunächst immer noch für voll genommen und als das gewertet werden will, was sie ehedem gewesen ist: als Idee. Es ist deshalb so peinlich, weil sie damit den Charakter einer seelengefährlichen Lüge erhält. Und diese Lüge wird ihrer Gefährlichkeit auch dadurch nicht entkleidet, daß sie sich in immer erneuten Anläufen bemüht, etwas von dem alten Inhalt zurückzugewinnen.

Eine Idee, die schon einmal zur Frase herabgesunken ist, kann niemals wieder zum Leben gebracht werden. Sie ist unwiderruflich tot, und jeder Versuch, sie künstlich zu erwecken und zu galvanisieren, verstärkt noch den Pesthauch der Verwesung, der von ihr ausgeht.

Ideen werden immer nur frei erschaffen. Und das, was sie im schöpferischen Geist erzeugt, das ist einzig und allein das Bedürfnis des Augenblicks.

Wer sein Leben darum wirklich in den Dienst einer noch blutvollen Idee zu stellen gewillt ist, der hat sie in seiner unmittelbaren Gegenwart zu suchen und sich mit äußerstem Mißtrauen gegen alles zu wappnen, was auf Grund bloßer Anleihen an die Vergangenheit ein wenn auch noch so anspruchsvolles Schattendasein fristet. Denn was aus solchen Anleihen an die Vergangenheit hervorgeht, ist, wie die Erfahrung lehrt, nichts anderes als — Frase. Kuno Fiedler

---

Wir reden zu viel. Das kluge Reden hat gar keinen Wert. Man kommt nur von sich selber weg. Hesse

Man soll das Heiligste als seliges Geheimnis bewahren.
Blumhardt

Das Wort ist der Feind des Gedankens. Nietzsche

Superlative

In der „Kölnischen Zeitung" schreibt Otto Brües über den Mißbrauch des Superlativs im heutigen Schrifttum u. a.:

„Der Mißbrauch des Superlativs und des Superlativischen kann ein Zeichen der Unsicherheit sein; wer seine Sache nicht gelassen vorzutragen weiß, wer sie hinauslärmt, statt sie umfassend und überlegt wie nur irgend möglich zu sagen — ich handle hier immer vom niedergeschriebenen Wort —, der muß sich die Frage gefallen lassen, warum er so schreit. Niemand hat das Recht, seine Nation für eine Nation von Schwerhörigen und allein sich selbst, wenn er schreibt, für empfindlich und fein zu halten ...

Die gehäuften Superlative erweisen einen Menschenschlag, der Hitzigkeit mit Seelenglut, der Geläufigkeit des Denkens mit Verstand verwechselt; der Superlativ und das Schlagwort gleichen sich allein in der Form nicht, aber sie entstammen derselben Ursache. Wo der Superlativ und das Schlagwort die Macht an sich reißen, hört das Denken auf und selbst das Gefühl. Denn Gefühle, die der prüfenden Kraft des Gedankens nicht standhalten, sind so wenig wert wie Gedanken ohne Empfindung, sind halb und niemals das Ganze und also ohne Rang."

Verrückt?

Ein Advokat in Nord-Frankreich hat bei seinem Tode sein ganzes beträchtliches Vermögen der Irrenanstalt in seiner Vaterstadt vermacht, und zwar mit folgender Begründung: „Ich habe mein Vermögen erworben dank den verrückten Leuten, die ihr Geld nicht besser verwenden können, als Prozesse zu führen. Mein Testament stellt also eine Art Wiedergutmachung vor."

Die enttäuschten Verwandten sollen das Testament angefochten haben, da der Erblasser bei der Abfassung offenbar nicht bei vollem Verstande gewesen sei.

Die gesprochene Zeitung

In der Zeitschrift des Reichsverbandes der deutschen Presse („Deutsche Presse", Nummer vom 13. April 1935) schreibt Dr. Helmut Cron:

„Neben der gedruckten, geschriebenen und gelesenen Zeitung gibt es seit einer Weile wieder die alte mündliche und gesprochene Zeitung. Es hat sich zwischen der sichtbaren Leserschaft der gedruckten Zeitung eine Art unsichtbare Leserschaft der ungedruckten Zeitung gebildet. Daran ist nicht der Leser, daran ist die Zeitung schuld. Und hier setzt das Problem ein.

Wenn die Zeitung die tausenderlei Lesebedürfnisse statt zu 80 Prozent nur noch zu 40 Prozent deckt, und den Leser geradezu ermuntert, seine platte Neugierde oder sein Wissenwollen „hintenherum" und „ganz vertraulich" zu befriedigen, dann verliert die Zeitung eben an Terrain ... Die gedruckte Zeitung ist ... nicht so fürchterlich schlecht, daß man sich von daher den Hang zur gesprochenen Zeitung erklären könnte. Sie läßt nur zu viele von den im heutigen Umbau wesentlichen und jeden Menschen angehenden Fragen aus. Nicht bloß einzelne Fragen, ganze weite und wichtige Gebiete fallen bei den Zeitungen stillschweigend unter den Tisch. Das gedruckte Wort wirkt längst nicht mehr so erregend auf den Leser wie früher. Der Leser ist der Zeitung gegenüber immun geworden.

Der Grund für diese Immunisierung hängt mit der bewußten Herauslösung der Zeitung aus der differenzierten Zeitproblematik zusammen. Die Zeitung war zwar immer ein Omnibus des Massenmenschen und ist in dieser Funktion auch groß geworden. Sie war es aber nie so absolut wie heute. Die Zeitung ist kein Spiegel der Zeit mehr. Sie setzt sich mit der Zeit nur befehlend, nicht mehr fragend auseinander. Der Mensch, der in dieser Zeit lebt und alle die verwickelten Probleme dieser Zeit im Innersten miterlebt, fühlt sich in seinen Kümmernissen und Nöten, Freuden und Fragen zu wenig angesprochen. Er möchte mehr wissen, mehr von den Zusammenhängen erfahren, mehr von den Dingen lesen, die sein Leben in dieser Zeit betreffen. Auf diese Fragen erteilt die Zeitung dem Leser aber keine Antwort.

So wird die unendliche Fülle des Lebens, die die Zeitung einfangen und geistig verarbeiten sollte, für viele Leser unlebendig, dürr und eng. Das Leben fließt nicht mehr als ein breiter Strom, sondern als reguliertes Bächlein durch die Spalten der Zeitung. Für gedankenlose Leser hat das nichts auf sich. Aber sehr viele Leser, und nicht die schlechtesten, wollen sich Gedanken machen. Jedenfalls mehr, als ihnen die Zeitung ermöglicht.

Die Zeitung ist kein Gefäß des universellen Lebens mehr, der Freuden und Leiden, des Frohsinns und Jammers, der Fortschritte und Rückschläge, der Höhen und Tiefen, sie reagiert auf unsere mit Fragen übervolle Zeit mit fertigen, alles in Glanz und Glorie und ewig lächelnde Harmonie hüllenden Antworten. Die Zeitung fragt nicht mehr. Sie erlaubt keine Distanz mehr, keine eigene Urteilsfindung. Wer aber das Fragen und Fragenlassen verlernt hat, ist kein voller Bildner der Zeit. So brauchen sich die Zeitungen nicht zu wundern, wenn sich große Kreise ihrer Leser über das Gelesene hinaus noch auf eine andere Zeitung, die mündliche, verlegen.

Es handelt sich hier um ein staatspolitisch und pressepolitisch sehr ernstes und schwieriges Problem. Nichts wäre törichter als dieses Problem zu bagatellisieren. Die gesprochene Zeitung ist heutzutage keine erfreuliche Erscheinung. Sie wird aber erst verschwinden, wenn die gedruckte Zeitung sie entbehrlich macht. Bis dahin wird sich an der Lage nichts ändern, selbst wenn man noch einmal eine Million neuer Leser aus dem Boden stampft. Die Entscheidung liegt allein bei der gedruckten Zeitung. Ihre wirkliche und echte Lebensverbundenheit reguliert die Existenz der gesprochenen Zeitung. Diese Probleme zu sehen und ihnen zu begegnen, gehört zur dringendsten Aufgabe unserer heutigen Pressearbeit. Es geht nicht um diese oder jene Journalisten, um diese oder jene Zeitung, es geht um die Zeitung schlechthin.

(Zitiert nach dem am 9. Mai 1935 erschienenen Heft 131 der „Wirtschafts-Winke, unabhängige Briefe über alles aktuelle Wissen und Vorsorgen", Verlag für Wirtschaft und Verkehr, Stuttgart O, Pfitzerstraße.)

Heut Metzelsupp

Ein Leser schreibt uns: „Geehrte Redaktion, mit vollem Recht haben Sie kürzlich einmal gegen das Eindringen norddeutscher Ausdrücke — Jungens, Mädels — in Süddeutschland geschrieben. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß die Presse stark von Berlin beeinflußt ist. Auch im kaufmännischen Sprachgebrauch sind norddeutsche Formen auf dem Vormarsch, wie z. B. der Sonnabend statt des Samstags, der unseren Ohren doch viel besser klingt, namentlich wenn es auch noch Sonnabend Abend ist.

Eine norddeutsche Eigenart, die wir Süddeutschen als sprachlich unschön empfinden, ist auch das Schluß-e beim Dativ, das sich immer mehr einnistet: zu diesem Zwecke, in diesem Falle, in diesem Sinne, zum Schlusse, mit deutschem Gruße usw. In der Kürze liegt die Würze! Das hat wohl auch jener Wirt in Leinzell gedacht, als er an der Kirchweih (nicht: Kirchweihe) auf die Tür (nicht: Türe) seiner Gaststube mit dicken Kreidestrichen die Worte aufmalte: Heut Metzelsupp!" C. W.

Anmerkung der Redaktion: Der neue Herausgeber von „Wustmanns Sprachdummheiten" ist gegenteiliger Ansicht; er behauptet, das „Sterben des Wem-Falls", d. h. des e beim Wem-Fall sei „nicht aufzuhalten". Da er Schulze heißt, so bittet er, das e „zu halten, so lange es geht". Wir sind aber ganz Ihrer Meinung: daß es recht wohl entbehrt werden kann.

Zur Aufmunterung

Kanst du keinen ganzen Ochsen braten,
dann, o Xaver, laß dir dieses raten:

Manches Stücklein Kälberfleisch bleibt über,
Lungen, Nieren und dergleichen Glieber.
Diese hübschen, weichen, sanften Sachen
sollst du wiegen oder sonst zermachen.
Salz' den Brei, verzwieble ihn und schone
keinesfalls Muskatnuß und Zitrone.
(Manche Leute schätzen sehr erhöblich
eine Zutatpflanze namens Knöblich.)

Traun, hast du das Fabrikat geröstet,
sprichst du sicher, innerlich getröstet:
Ochsen braten? Undankbare Marter!
Ein Krokettchen schmeckt halt doch aparter.

Dr. Owlglaß

Keiner soll sich zwingen, mehr von seinem inneren Leben preiszugeben, als ihm natürlich ist. Wir können nicht mehr, als die andern unser geistiges Wesen ahnen lassen und das ihrige ahnen. Das Einzige, worauf es ankommt, ist, daß wir darum ringen, daß Licht in uns sei. Das Ringen fühlt einer dem andern an, und wo Licht in Menschen ist, scheint es aus ihnen heraus. Schweitzer

Kleinigkeiten

Kriegspsychose. Die „Kieler Neuesten Nachrichten" (Nr. 136) melden, daß sich in Georgetown (Colorado) der Millionär Bellow eine Privatfestung gebaut habe, deren Hauptteil nach modernsten kriegstechnischen Gesichtspunkten gut gepanzert unter der Erde liegt. Bellow verfüge auch über einen Tank, ein Flugzeug und ein Geschütz. Die Aufforderung der Behörden, die Festung zu schleifen, habe Bellow damit beantwortet: er müsse an seine Sicherheit in einem künftigen Kriege denken.

Heimatlos. Die Zahl der Staatenlosen und der politischen Flüchtlinge wird beim Völkerbund auf rund 1 Million geschätzt. Mehr als 200 000 davon seien ohne Arbeit und ohne Mittel.

Ein Schwärmer. Der römische Sprachgelehrte Professor Lacerto empfiehlt, ein von ihm erfundenes Alfabet aus 45 Buchstaben, deren Aussprache ein für allemal festgelegt ist, in der ganzen Welt einzuführen; die Völkerverständigung werden dann Riesenschritte machen.

Wünschenswert? Wie die „Deutsche Allgemeine Zeitung" berichtet, hat der russische Professor Lazarew von der medizinischen Versuchsanstalt in Leningrad angekündigt, er hoffe ein (nervenstärkendes) Mittel zu finden, das die Menschen befähige, in Zukunft 180 Jahre alt zu werden.

Entwicklung. Der Italiener Antonio Tizzano behauptet in einem Buch über Bevölkerungspolitik, daß im Jahre 1944 die asiatischen Nationen 1300 Millionen Menschen haben würden, die europäischen aber kaum 300.

Fliegende Schutzleute. In der Tschechoslowakei wird es demnächst in verschiedenen Bezirken des Landes Gendarmerieflugstaffeln geben; auch im Grenzgebiet werden fliegende Patrouillen eingeführt.

Das freie Meer. Der holländische Badeort Zandvoort hat beschlossen, zwischen 10 Uhr vormittags und 5 Uhr nachmittags niemand mehr ohne kostenpflichtige Erlaubnis baden zu lassen, „weil das Meer von übertrieben vielen Badenden bevölkert" sei.

Ein Wohltäter der Menschheit? Ein Monteur soll beim Reichspatentamt einen „Schallvernichter für Explosionsmotoren" angemeldet haben. Der Apparat sei nicht teuer; er werde das Knattern der Motorräder und Autos vollständig beseitigen.

Der Luftkurort. Den Luftkurort Freudenstadt im Schwarzwald haben während der Pfingsttage nicht weniger als 16 000 Automobile „berührt". Wenn das jeden Tag so ginge, dann wäre es mit der Luftkur zu Ende.

Schlafmittel. Das „Schwarze Korps" (Nr. 15) teilt mit, daß in einer Stuttgarter „Klinik für Schlafgestörte" der Chefarzt seinen Patienten, die nicht einschlafen können, das Lesen der Bibel verordnet, da es einen beruhigenden Einfluß aus das menschliche Nervensystem ausübe.

Entgegenkommend. Das städtische Gartenamt Bremen-Neustadt hat auf einem neuen Grünplan vier Tische zu Karten- und Schachspiel aufgestellt, dazu Hocker aus mächtigen Baumstämmen. Die Tische sind schön bemalt und geschnitzt und tragen Sprüche und Sinnbilder.

Die Berliner. Bei einer „Zehlendorfer Heimatwoche" ist der Versuch gemacht worden, durch Befragen der Schüler festzustellen, wo die Wiege der Großeltern und Eltern gestanden hat, und so den Prozentsatz der „Urberliner" zu ermitteln. Von 3800 erfaßten Familien waren 13 „Urberliner".

In der Defensive. „Der Geschäftsbericht der Reichsbahn für 1934", schreibt die „Selbsthilfe", „ist so recht ein Bild dafür, wie gewaltig sich die Reichsbahn anstrengen muß, um die täglich wachsende Konkurrenz des Autos aufzufangen. Ausnahmetarife sind zur Regel geworden: 66 Prozent aller beförderten Tonnen und 64 Prozent aller beförderten Personen erfolgten zu Ausnahmetarifen."

Der gelehrige Schüler. In Europa haben die Japaner die modernen Webstühle und Spinnmaschinen kennengelernt. Heute besitzt Japan in einer eigenen Erfindung, im Toyoda-Webstuhl, den besten Webstuhl der Welt; er arbeitet bereits in vielen Webereien — Englands, des Mutterlandes der Textilindustrie.

Perlen. In Osaka hat kürzlich eine der bedeutendsten Perlenfirmen Japans 300 kleine Säcke echter Perlen vernichten lassen. Infolge der Weltwirtschaftskrise und der Überproduktion an Perlen in Japan sei keine andere Möglichkeit geblieben, wenn man die Preise nicht erheblich senken wollte.

Zum äußerlichen Gebrauch. In einigen Badeanstalten in Smallfort, dem Zentrum des kalifornischen Weinbaugebiets, werden neuerdings gegen chronische Erkältungskrankheiten heiße Weinbäder verabfolgt. (Es scheint sich um einen Verzweiflungsakt des kalifornischen Weinbaus zu handeln.)

Preisgekrönter Koch. Im Londoner Savoy-Hotel hat bei einem Wettbewerb im Suppenkochen zum allgemeinen Erstaunen ein britischer Militärkoch den ersten Preis erhalten. Unter den Preisrichtern war u. a. der Leibkoch des Königs von England.

Internationale Sprache. Der Gastwirt Edmond Polly aus Paris hat angeregt, eine „Speisekarten-Sprache" zu schaffen, die international verständlich sein soll. Er selbst hat schon einen Entwurf für die Bezeichnung von 500 Speisen und Getränken festgestellt, die für die ganze Welt normalisiert seien. Unter „Schnitzel" werde man z. B. in Zukunft immer nur eine bestimmte Fleischsorte in ganz bestimmter Zubereitung verstehen, so daß es nicht mehr vorkommen könne, daß Ausländer bei Namen von Gerichten sich gastronomische Vorstellungen machen, die später nicht erfüllt werden.

Ein Diktator. In dem ganzen mexikanischen Staat Tabasco gibt es nach dem „Magazine Digest" von Toronto (Aprilnummer 1935) weder Kirchen noch Kneipen, „denn Garrido (der Präsident) haßt die Religion nicht weniger als den Alkohol. Sein Lieblingssport ist die öffentliche Verbrennung von Altären und Heiligenbildern ... Auf dem Verkauf berauschender Getränke steht ein Jahr Gefängnis, und die gleiche Strafe trifft denjenigen, der Alkohol im Besitz hat ..."

Sorgen. Die Direktionen der englischen Rundfunksender sind in große Aufregung geraten: es fehlt plötzlich die Wachsrolle mit der Stimme des englischen Staatsmannes Gladstone, die neben der konservierten Stimme der Königin Viktoria und Disraelis zu den wertvollsten Schätzen der Sender gehörte.

Im Kunsthaus Schaller (Stuttgart, Marienstraße 14) sind gegenwärtig zu sehen: Gemälde und Zeichnungen von Albert Birkle, französische Meister des 17. und 18. Jahrhundert (Handzeichnungen in Faksimiledrucken), ferner Ölbilder, Pastelle, Zeichnungen und Plastiken von Hans Gerdes. Werktags geöffnet von 8.30 Uhr bis 18.30 Uhr.

Für die Ferien sei Erholungsuchenden empfohlen: Haus Marquard, Allensbach am Bodensee, gegenüber der Reichenau, eigenes Strandbad, Ruder- und Segelboot, Preis täglich 3,50 Mark.

Notieren Sie bitte für die Ferien: ruhiges Landhaus auf der Schwäb. Alb; drei Mark täglich. Matthäus Klaiber, Roßwangen bei Balingen (Württ.).

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 61); Telefon 240 18. Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 1. Quartal 1935: 4150

Stuttgart, 30. Juni 1935

16. Jahrgang, Nr. 26

Die Sonntags-Zeitung

Biologisch gesehen

„Daß mit dem gesteigerten Umsatze selbst schon die Lebenserhaltung, ja sogar eine Steigerung der Lebenshaltung zu ermöglichen sei, ist ... eine individualistische Fehlrichtung des wirtschaftlichen Denkens ... Die Ankurbelung bedeutet zunächst nur Betrieb, und Betrieb allein ist biologisch wertlos, wenn er nicht imstande ist, das Mehrerfordernis zu befriedigen, für das ein jeder lebenstaugliche Betrieb seinen Anteil zu stellen hat ... Der Lebensbestand der Kulturmenschheit erfordert ... nicht nur Betrieb, Umsatz, sondern biologische Wertleistung, d. h. Ersatz des biologischen Verschleißes und überdies Befriedigung des biologischen Mehrerfordernisses. Denn erst das Lebensgut, das diesem Mehrerfordernisse entspricht, ermöglicht die Anpassungsleistung unter Volkswachstum ... Betrieb, der nur gesteigerten Umsatz mit sich bringt, ist Leerlauf ... Umsatz kann künstlich erzeugt und gesteigert werden ... Umsatz allein ist ... biologisch noch nicht Wirtschaft ..."

Diese Sätze schreibt E. G. Kolbenheyer in einer soeben erschienenen kleinen Schrift, die den Titel trägt „Arbeitsnot und Wirtschaftskrise, biologisch gesehen". In ihnen ist der Grundgedanke enthalten, von dem nach Kolbenheyer alles wirtschaftliche Denken auszugehen hat: der Bestand des Lebens der Kulturmenschheit ist nur im Wachstum zu sichern. Und die Folgerungen, die er daraus zieht, sind im Wesentlichen genommen zwei: eine sozialpolitische und eine außenpolitische.

1. Die sozialpolitische: das „einzig mögliche Arbeitsethos ist das biologische Ethos des Leistungssozialismus", der in der Arbeit nicht sowohl Anrecht als Verpflichtung sieht. Es ist zu unterscheiden „zwischen einer Tätigkeit, die lediglich dem individuellen Kräfteumsatz und seiner Befriedigung dient, und einer Arbeit, die Anpassungswerte des Volks- und Artlebens schafft". Nur diese ist wirkliche Arbeit, werteschaffende Arbeit; das bloße Geldverdienen, der gesteigerte Umsatz, der „Betrieb um des Betriebes willen" hat höchstens „fristende Wirkung", kann also auf die Dauer nicht helfen. „Jeder Gewinn ohne biologische Wertleistung entzieht dem Wirtschaftsleben einen Teil der Energien, die notwendig werden, das biologische Gleichgewicht herzustellen, Lebensenergien, die nur durch Wertarbeit zu schaffen sind".

Kolbenheyer spricht hier von „Nebenwegen des Gewinnes", von „nebenseitigen" Geschäften, „Abfallsgeschäften", die daraus entstanden sind, daß „Bank und Börse aus ihrer Verkehrsfunktion auf das Feld des Eigenerwerbes hinüberwechselten". Er sagt: „Aus dem überwuchernden Gewinne der wirtschaftlichen Nebenwege müssen wieder die Verkehrswege werden, die, von aller Belastung durch Spekulation gereinigt, keine Selbstzwecke eines mehr oder weniger gedeckten Profites sind."

Darin sieht er „keine geringere Zeitfrage als die Behebung der Arbeitslosigkeit". Und alle Maßnahmen, die „unsere Wirtschaftskrisis nur verkehrstechnisch, rein geldwirtschaftlich-bankmäßig, zu beheben unternehmen" erklärt er für Scheinlösungen, bestenfalls Fristungen.

2. Die außenpolitische Folgerung Kolbenheyers aus seiner biologischen Betrachtung der Wirtschaft heißt: die Arbeitslosigkeit ist ein übervölkisches Problem und dieses kann nur in einer übervölkischen Lebensgemeinschaft gelöst werden.

Die biologische Ursache der Arbeitslosigkeit ist die (ebenfalls biologisch notwendige) Volksvermehrung. Sie zwingt zu übervölkischer Wirtschaftsverflechtung; denn „kein Kulturvolk der weißen Rasse, das seine Zahl aus eigenem Blute zu vermehren vermag, also am Auf- und Ausbau der Art beteiligt ist, kann wirtschaftlich unbeschränkt autark leben". Der „Anpassungszustand der weißen Rasse" ist schon längst „übervölkisch geartet"; nur haben dies noch nicht alle Verantwortlichen richtig begriffen. „Man hat sich ... noch nicht gewöhnen können, übervölkisch zu denken, wo es auf Fragen der Arterhaltung ankommt ... Es wird noch volksindividualistisch weitergedacht und die Vorstellung einer übervölkischen Anpassungsform der weißen Rasse, längst Bedingung des abendländischen Kulturlebens geworden, ist noch ungewohnt."

Ein hegemonistisches Europa, wie es der Versailler Vertrag nocheinmal aufzurichten versucht hat, ist heute „auf keinem Lebensgebiete mehr möglich, auch nicht auf dem der Wirtschaft". Die autarke Bewegung ist eine Übergangserscheinung, die zur übervölkischen Bestandsform, zu einem lebensfähigen Europa hinführen wird. „Das neue Europa, die künftige Lebensform der weißen Rasse, wird eine übervölkische Lebensgemeinschaft auf Grund der in heißen Kämpfen erwiesenen und bewährten Lebensmächtigkeiten der Völker werden." Es ist hohe Zeit dazu; denn „es bedeutet den Bestand Europas, den Fortbestand der weißen Rasse, daß diese Zeit (des Übergangs) überwunden sei, ehe die äußerste Gefährdung der Art durch den Zusammenbruch in einer kulturvernichtenden Anarchie eintritt".

Das künftige Europa wird, wie Kolbenheyer erwartet, ein „übervölkisches Recht des Wirtschaftslebens" kennen, denn „es gibt Wertbestände, die den binnenstaatlichen Rechtsformen des Besitzes überhoben werden müssen". Zu ihnen gehört in erster Linie der Goldbesitz, auf dessen wirtschaftshegemonistische Thesaurierung in Amerika und Frankreich die Arbeitslosigkeit zu einem guten Teil zurückzuführen ist; ferner gehören dazu: „Frachtmittel und Frachtwege, soweit sie einen Verkehrsbereich umfassen, der über die Binnengrenzen der Rasse hinausgeht; die Rohstoffgebiete und die Rohstoffproduktion der gleichen Reichweite; die Abschlüsse und Bewegungen des werttechnischen Verkehrs, soweit sie über die binnenstaatliche Rechtswirksamkeit hinaus in den Lebensbereich der Art wirken".

Wir stehen heute, wie Kolbenheyer zusammenfassend schließt, „am Beginn eines Anpassungskampfes der weißen Rasse um eine neue Bestandsform". In einem kommenden übervölkischen Wirtschaftsleben „rasseweiter Art" werden dann „nur die wertschaffenden Leistungen der einzelnen Völker und nicht die Umsatzzahlen" gelten und den Völkern Rang in der Weltwirtschaft verleihen.

„Die autarken Maßnahmen haben also nicht nur die Bedeutung einer Schutzreaktion. Sie müssen auch als eine Übergangsform auf dem Wege zu einer übervölkischen Wirtschaft von der internationalen, hegemonistischen angesehen werden. Ein neues, lebensfähiges Europa wird sch erst dann behaupten, wenn die einzelnen Völker als überindividuelle, biologisch eigengeartete Bestände ihre innere Lebensmächtigkeit den anderen Völkern wirksam zur Einsicht gebracht haben. Ohne Bewährungskampf ist das nicht möglich.

Eine alte Welt soll sich neu einstellen und umstellen, und diese Welt wird heute noch von den Ideen und Handlungsweisen der hegemonistisch-mediterranen Vergangenheit geleitet. Es ist nichts natürlicher, als daß Ausflüchte gesucht werden, denn der Umstellungskampf wird nicht minder hart und opfervoll sein als er im ersten Anprall, im europäischen Kriege, gewesen ist. Die Wettrüstungen, die Tagespolitik der Mächte, Sicherheitspakte, Schutzverträge, Forderung der Friedens- und Hilfsbereitschaft, all das hat im tiefsten Grunde nur einen Sinn: Ausflucht. Die neue Welt sucht ihre Lebensform und die alte verteidigt mit allen Mitteln die versinkenden Rest der ihren. Und darum ist die autarke Bewegung, besonders die der am gewaltsamsten bedrängten Völker, Zeugnis für den harten, fast verzweifelten Willen, die eigene Lebensmächtigkeit zu erweisen. Und dieser Wille muß sich überall bewähren, der Erweis muß von allen Völkern geführt sein."

× × ×

Die Börse

„Man kommt jedenfalls, so hart dies klingen mag, um die Feststellung nicht herum, daß die Börse gegenwärtig das Vertrauen mißbraucht, das auch heute noch von der Regierung in sie gesetzt wird. Die Regierung betrachtet die Börse als eine Kapitalsammelstelle, nicht aber als eine Institution zur Förderung privater Gewinninteressen einiger hundert Insider. Mit ihrem jetzigen Verhalten stellt sich die Börse bewußt außerhalb aller Kreise, die volkswirtschaftliches Verantwortungsgefühl besitzen. Man möge in der Burgstraße nicht glauben, daß das hier gebrandmarkte Treiben von der Regierung unbeobachtet bliebe."

„Deutsche Volkswirtschaft", 2. Juniheft

„Vorerst liegt es ... in der Hand der Börse selbst, die erforderlichen Korrekturen vorzunehmen und damit Verluste zu vermeiden, die für sie groß und bitter wären, wenn erst staatliche Schritte notwendig würden.

Sie mag überzeugt sein, daß die Einheimsung großer Aktiengewinne auf dem Rücken der Volkswirtschaft nicht geduldet wird, während das arbeitende und schaffende Volk Opfer in Gestalt stabiler Löhne bringt und auf Konjunkturgewinne verzichtet, damit die Inlandsbelebung erhalten bleibt."

W. Sch. im „Angriff", 7. Juni

Kleine Chronik

Durch Gesetz vom 26. Juni ist in Deutschland die allgemeine Arbeitsdienstpflicht eingeführt worden.

Der Reichshaushalt 1934/35 weist 7806,5 Millionen Mark Ist-Einnahmen und 8220,9 Millionen Mark Ist-Ausgaben aus. Dadurch erhöht sich der aus den vorhergehenden Jahren übernommene Fehlbetrag auf 2464 Millionen Mark.

Der englische Minister für Völkerbundsangelegenheiten, Eden, ist von Paris aus nach Rom weitergereist, hat dort mit Mussolini einige Besprechungen (u. a. über den italienisch-abessinischen Konflikt, über den Plan eines „Luftlocarno" und über das deutsch-englische Flottenabkommen) gehabt und hat auf seiner Rückreise nochmals in Paris verhandelt.

Die englische Regierung hat einen von Lloyd George ausgearbeiteten Plan zur Krisenbekämpfung durch Arbeitsbeschaffung, den sogenannten „New Deal", abgelehnt. Die Gründe der Ablehnung werden in einem Weißbuch veröffentlicht werden.

In Genf hat die Internationale Arbeitskonferenz getagt und in einem Beschluß grundsätzlich die vierzigstündige Arbeitswoche mit Lohnausgleich empfohlen.

In Italien ist ein Teil der Silbermünzen eingezogen worden. Wahrscheinlich werden die Münzen in Wien in Maria Theresia-Taler umgeprägt werden, die in den ostafrikanischen Kolonien, besonders im Verkehr mit den abessinischen Grenzvölkern, benötigt werden.

In Danzig sind die vor einiger Zeit eingeführten Bankfeiertage wieder aufgehoben worden. — Die Danziger Regierung hat von Polen angebotene Hilfsmaßnahmen für die Stützung des Guldens abgelehnt. Ob nun die polnische Regierung, wozu sie das Recht hat, beim Völkerbund beantragen wird, das Danziger Münzsystem mit dem polnischen zusammenzulegen, steht noch nicht fest.

Die litauische Regierung plant, für die am 29. September stattfindenden Wahlen zum memelländischen Landtag das Wahlrecht entgegen den Bestimmungen des Memelstatuts zu ändern, um auf diese Weise eine litauische Mehrheit zu sichern.

In Jugoslawien ist die Regierung Jeftitsch zurückgetreten. Die neue Regierung, die eine Aussöhnung mit der kroatischen und slowenischen Opposition anstrebt, ist vom bisherigen Finanzminister Stojadinowitsch gebildet worden.

Mitglieder der japanischen Regierung haben die Bereitschaft Japans ausgesprochen, mit Sowjetrußland einen Nichtangriffspakt abzuschließen.

In den Vereinigten Staaten hat das Parlament einige Gesetzesvorlagen Roosevelts über Arbeitslosenversicherung und Schlichtungswesen angenommen. In einer Sonderbotschaft hat Roosevelt das Parlament zu einer Steuerreform (Erhöhung der Erbschafts- und der Schenkungssteuer und der Einkommenssteuer bei großen Firmen) aufgefordert. (Roosevelt bereitet offenbar den Wahlkampf des Jahres 1936 durch eine Schwenkung nach links vor, da er von den konservativen Kreisen doch keine Unterstützung mehr erwarten kann.)

Es gibt ein Reich der Freiheit, Ruhe und stolzen Gelassenheit, dessen Bürgerbrief wir zu besitzen glauben, und das uns keine Macht der Welt entreißen soll, in dem man den Sieg gerade dann am festesten hält, wenn die Widersacher am lautesten den Sieg über uns kreischen.

Raabe

Baumwolle

Ein Ausschnitt aus der Wirtschaftsgeschichte

Von Fritz Werkmann

Im 14. Jahrhundert berichtete Sir John Mandeville in einer Reisebeschreibung, die Baumwolle sei keine Pflanze, sondern ein wolliges weißes Tier, das auf den Baumwollstauden lebe. Er habe dieses Tier gebraten und gegessen. Sein Fell sei wunderbar, stamme aber wahrscheinlich vom Teufel.

Noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts, als Baumwolle bereits von englischen Pflanzern in der englischen Kolonie produziert wurde, die sich nachher als USA selbständig machte, wurde in England das Monopol der Wolle durch Strafen geschützt. Weber, die Baumwolle verarbeiteten, mußten bis zu 5 Pfund Sterling Strafe zahlen. Händler, die Baumwollstoffe verkauften, konnten zu 20 Pfund Strafe verurteilt werden. Einen Leichnam in Baumwolle eingehüllt zu begraben, kostete 10 Pfund Buße. Im Jahr 1734 wurde in Preston ein „Räuber" geköpft, dem die Wollweber ein Baumwollhemd angezogen hatten, ebenso dem Scharfrichter und den Bütteln. Große Schilder wiesen darauf hin, daß nur Verbrecher und Verfemte diesen „teuflischen" Stoff tragen dürften.

•

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden in England die mechanische Spinnmaschine und der mechanische Webstuhl erfunden. Die Spinn-„Jenny" spann, von einem Mann und vier Kindern bedient, mehr, als 600 Frauen mit einfachen Spinnrädern schafften. Damit begann die Möglichkeit, an der Verarbeitung der „Teufelsfaser" viel zu verdienen. Ein Verbot löste das andere ab: jetzt war nicht mehr das Verarbeiten von Baumwolle, sondern die Ausfuhr der Verarbeitungsmaschinen verboten. England versuchte sich so ein Verarbeitungsmonopol zu verschaffen.

Viele Jahre hatte England eine Art Einkaufsmonopol für Baumwolle und eine Art Verkaufsmonopol für Baumwollwaren. Manchester wurde zum Textilzentrum der Erde, obwohl in England keine Baumwolle wächst.

Aber 1789 brachte ein Engländer die Konstruktion der englischen Maschinen in seinem Kopf mit nach Nordamerika. Zwischen 1790 und 1800 entstanden dort, in den Neu-England-Staaten, zwölf große Spinnereien. Der Baumwollpreis stieg, da England ihn nicht mehr beliebig drücken konnte, von 1790 bis 1800 von 26 auf 44 cents. Das war der erste Schlag gegen das englische Textilmonopol. Er wurde nach einiger Zeit ausgeglichen durch die Niederkonkurrierung der amerikanischen Fabriken mit Hilfe der Vorräte an Baumwollwaren, die sich während der von Napoleon verhängten Kontinentalsperre angesammelt hatten. Manchester wuchs von 1801 bis 1831 um 150 Prozent; Industriesiedlungen in „Neu-England" verödeten. Der Preis für Baumwolle wurde wieder von den englischen Einkaufsmonopolisten bestimmt. Er fiel auf 14 cents im Jahr 1820.

Die billige Baumwolle wurde im Süden der USA von Negersklaven produziert. 1860 wurde Lincoln zum Präsidenten der USA gewählt. Er war entschlossen zur Aufhebung der Sklaverei. Das bedrohte die Profite der weißen Pflanzer in den Südstaaten und die Profite von Manchester. Selbstverständlich subventionierten die Engländer den Krieg der Südstaaten gegen die Nordstaaten (1861—1865). Aber die Nordstaaten blieben Sieger, und damit deren industrielle Kapitalisten. Die USA blieben daher nicht in der Stellung des bloßen, von den Verarbeitern abhängigen Rohstofflieferanten. Sie bauten eine eigene Textilindustrie auf, die allerdings wenig ausführte, also Englands Vormachtstellung auf dem Weltmarkt nicht bedrohte. Die für England wichtige Frage war: wird es den USA jetzt gelingen, ihrerseits ein Rohstoffverkaufsmonopol aufzurichten?

Es schien zunächst so. Ende des 19. Jahrhunderts lieferten die USA 92 Prozent der wichtigsten Baumwollsorten. Von deren Preis hängen die Verdienstmöglichkeiten der Textilindustrie ab. Je 1 cent mehr für das Pfund Baumwolle, das bedeutete damals jährlich 300 Millionen Mark mehr für die USA, ebenso viel weniger für die Konsumenten und Verarbeiter. Die wirtschaftliche Abhängigkeit der Textilfabrikanten von den USA war also eine wichtige Sache. Dazu kam noch etwas: man hatte inzwischen gelernt, durch Eintauchen von Baumwolle in ein Säuregemisch rauchschwache Schießpulver, sogenannte Schießbaumwolle, herzustellen!

Das Interesse an der Unterstützung von Konkurrenten der amerikanischen Baumwollproduzenten stand nunmehr also auf zwei Füßen: einem wirtschaftlichen und einem militärischen. Die Folge:

England besetzte 1882 Ägypten und damit die Baumwollfelder des Niltales.

Nicht weit davon liegt der Sudan, nach Ansicht der Sachverständigen ein Land, das sich zum Anbau von Baumwolle so gut eignet wie das Mississippi-Delta, der beste Baumwollboden der Erde. Die Engländer rückten in den Sudan vor. Ein englisch-französischer Krieg drohte, anläßlich des Zwischenfalls von Faschoda, mitten in Afrika. Die Engländer gaben nicht nach. Denn es ging um die Weltgeltung von Manchester und um Pulver für die englischen Soldaten. Seit 1898 ist der Sudan fest in der Hand Englands. Im Frühjahr 1899 wurde der Grundstein zum Staudamm von Assuan gelegt, der 200 000 Hektar Wüste in Baumwollfelder verwandeln sollte.

In der indischen Provinz Sind wurden zwischen 1922 und 1932 58 000 Kilometer Bewässerungskanäle durch die Wüste gebaut. 3 Millionen Hektar Wüste wurden zu Baumwollboden.

In dem Gebiet von vier Sowjet-Republiken in Zentralasien trugen 1913 erst 700 000 Hektar Baumwolle. 1933 waren es 3,2 Millionen Hektar.

Die Japaner pflanzen seit kurzem Baumwolle in Brasilien, in Paraguay. Sie wollen sie in Abessinien pflanzen.

Die Folge der neu aufkommenden Konkurrenz: um 1900 wurden 80—85 Prozent der Baumwolle in den USA produ-

ziert, vor dem Weltkrieg rund 60 Prozent, 1934/35 nur noch rund 40 Prozent.

Zu der Konkurrenz der Baumwollproduzenten trat die Konkurrenz der Ersatzstoffe, vor allem der Kunstseide. Auch ihre Förderung durch die Regierungen steht auf einem wirtschaftlichen und auf einem militärischen Fuß: Nitrozellulose, das Ausgangsprodukt der Kunstseide, ist ein Sprengstoff. Der Krieg ist zwar nicht der Vater aller Dinge, aber doch der Kunstseideproduktion. Sie war 1913 noch unbedeutend: 16 000 Tonnen. 1933 überstieg sie 300 000 Tonnen! Neben die Kunstseide treten neuerdings noch andere Kunstspinnfasern.

Kurz: die monopolartige Stellung der USA als Lieferantin von Textilrohstoffen ist gebrochen.

◆

Vor dem Weltkrieg lieferte England noch 64 Prozent aller ausgeführten Baumwollgewebe. Inzwischen hat ihm Japan den Rang abgelaufen. Auch dies ist ein Staat ohne Baumwollfelder im eigenen Land! Osaka führt Baumwolle ein und Baumwollwaren aus, genau wie Manchester. Als im Weltkrieg englische Textillieferungen ausblieben, traten japanische an ihre Stelle. Die Folge: 1910 hatte die japanische Baumwollindustrie im Durchschnitt 6½ Prozent Dividende gezahlt, 1915 zahlte sie 14½ Prozent, 1919: 84 Prozent! Diese Kriegskonjunktur hielt nicht an. Aber sie erleichterte die Finanzierung der Ausdehnung der japanischen Textilindustrie. Auch nach dem Krieg ließ Japan sich von den asiatischen Märkten nicht verdrängen.

Ein weiterer Schlag gegen das englische Textilmonopol war der Verlust des indischen Marktes. Nach Indien führte England 1914 noch 3100 Millionen Quadratyards Baumwollstoffe aus. Das waren fast 45 Prozent der englischen Gesamtausfuhr. 1934 kaufte Indien vom „Mutterland" nur noch 380 Millionen Quadratyards Baumwollstoffe, — eine Folge der Industrialisierung Indiens, der Propaganda Gandhis für handgewebte indische Stoffe und der Konkurrenz Japans, das 1932 bereits 645 Millionen Quadratyards nach Indien lieferte.

Noch ist aus dem Kampf um Baumwolle und um den Absatz von Baumwollwaren und Kunstseide kein Kampf mit Schießbaumwolle und Nitrozellulose geworden. Wie weit wird jener Abgeordnete Recht bekommen, der 1933 im englischen Parlament sagte: „Die gelbe Gefahr ist größer geworden als jemals zuvor, gefährlicher, als wenn es sich um Armeen handelte; wenn nichts geschieht, wird es in fünf Jahren keine einzige englische Baumwollfirma mehr geben." Jene fünf Jahre sind längst nicht um, und bereits zeigt die Ausfuhrstatistik das folgende Bild:

Ausfuhr von Baumwollstoffen in Millionen Quadratyards:

	England	Japan
1913	7075	412
1921	2902	1230
1929	3866	1418
1933	2116	2190

1933 hat Japan England überflügelt! 1934 ist der Vorsprung noch größer geworden. Das englische Verkaufsmonopol ist erledigt.

◆

Das Baumwollmonopol der Amerikaner wurde gebrochen durch den Baumwollanbau in anderen Ländern und durch Ersatzstoffe. Das Textilwarenmonopol der Engländer wurde gebrochen durch die Konkurrenz anderer Produzenten, vor allem der Japaner. Gerade hohe Monopolpreise locken die Konkurrenz hervor!

Die Lehre der Geschichte: beide Monopole waren eigentlich gar keine. Sie beruhten nicht auf dem ausschließlichen Eigentum an unvermehrbaren Gütern, Baumwolle und Baumwollwaren sind „beliebig" vermehrbar. Staatseingriffe konnten daher die Vermehrung — und damit die Konkurrenz gegen Monopolpreise — aufhalten, aber nicht verhindern.

Brasilien und Argentinien dehnen ihren Baumwollanbau mehr und mehr aus, während die USA ihn einschränken. Es scheint, als ob die Südstaaten der USA als Hauptbaumwollgebiet von Südamerika abgelöst werden sollten.

Deutschland hat im ersten Quartal 1935 rund 30 Prozent seines Baumwollbedarfs aus zwei „neuen Baumwolländern", Brasilien und der Türkei, bezogen. Mitte 1934 kam von dort kaum 1 Prozent der deutschen Baumwolleinfuhr.

Jeder muß seinen Mann haben, der ihm über die Schulter sieht, und dieser wieder seinen und so fort. Das ist nur gut und billig; so allein kommt der Mensch vorwärts. Morgenstern

Die deutsche Einheit

Wie an ein Märchen aus uralten Zeiten erinnert man sich noch daran, wie viel vor einigen Jahren über die Notwendigkeit des deutschen Einheitsstaates geredet und geschrieben worden ist, daß man Vereine gegründet und Denkschriften verfaßt hat, daß ein Dutzend der wunderbarsten Pläne bestanden, daß aber — überhaupt nichts dabei herauskam. Heute wird nicht mehr über die „Reichsreform" geredet (den nationalsozialistischen Organisationen ist es untersagt, den Weitergang der Reichsreform zu erörtern), dafür aber wird gearbeitet.

Die Aufgabe drängt ja seit langem zur Lösung. Schon Bismarck hat die Mängel des von ihm geschaffenen Reichsbaues, besonders den Dualismus Reich-Preußen, zu spüren bekommen. Er müsse, hat er einmal geäußert, als preußischer Ministerpräsident immer erst acht Esel fragen, ehe er einen Löffel Suppe essen könne. „Ich möchte", hat er ein anderes Mal gesagt, „den Reichsministerien dadurch Inhalt geben, daß die Reichsminister gleichzeitig Inhaber großer preußischer Ministerien wären." Aber der Plan wurde nie ausgeführt. Es blieb dabei, daß nur zwischen dem Reichskanzler und dem preußischen Ministerpräsidenten wie zwischen dem Minister des Auswärtigen fürs Reich und dem für Preußen Personalunion bestand und daß der preußische Kriegsminister zugleich die Kriegsverwaltung des Reichs unter sich hatte. (Einen Reichskriegsminister hat es im alten Reich nicht gegeben; die Heeresverwaltung war im Frieden Sache der Bundesstaaten.) An Reichsverwaltungen kannte die Bismarck'sche Verfassung überhaupt nur: das Auswärtige Amt, die Admiralität, die Eisenbahnen in Elsaß-Lothringen und (als mittelbare Reichsverwaltung) die soziale Versicherung; die übrigen Verwaltungen, selbst Heeres- und Zollverwaltung, wie ein wesentlicher Teil der Gesetzgebung, waren Sache der Bundesstaaten.

Die Weimarer Verfassung hat neue Reichsverwaltungen geschaffen: die Reichswehr, die Finanzverwaltung, die Reichsarbeitsverwaltung und das Schlichtungswesen, als mittelbare Reichsverwaltung die Arbeitslosenversicherung und als Reichsauftragsverwaltung die Wasserstraßenverwaltung. Die bestehenden Personalunionen zwischen Preußen und dem Reich aber wurden gelöst, so daß der Dualismus Reich-Preußen schärfer wurde. Er war allerdings nicht so deutlich sichtbar, solange im Reich und in Preußen die gleichen Parteigruppen regierten; als aber 1932 die Reichsregierung sich auf die Rechtsparteien stützte (Regierung von Gayl-Papen), da trat er in seiner vollen Schärfe hervor und führte, wie man sich noch erinnert, zu geradezu grotesken Zuständen, und auch das Verhältnis des Reiches zu andern Ländern war 1932/33 eines Staates eigentlich nicht mehr würdig.

Die nationalsozialistische Regierung ging deshalb sofort entschlossen an die Aufgabe der Reichsreform. Es ist hier nicht der Ort, diese Reformarbeit im einzelnen zu schildern, wir wollen nur in aller Kürze das bisherige Ergebnis der Arbeit darstellen.

In der Gesetzgebung ist das Reich heute unbeschränkt. Landesgesetze, soweit sie überhaupt noch möglich sind, werden von den Reichsstatthaltern, also von Reichsbeamten, ausgefertigt und verkündigt. Die Justizverwaltung ist völlig in die Hand des Reiches übergegangen. Außerdem wurde eine Reihe von neuen Reichsverwaltungen geschaffen, und zwar als unmittelbare Reichsverwaltungen: das Amt für Straßenwesen (unter einem dem Reichskanzler unterstellten Generalinspektor), der Freiwillige Arbeitsdienst, das Kommissariat für Preisüberwachung, die Reichsstelle für Devisenbewirtschaftung, die Überwachungsstellen für den Außenhandel und die Rohstoffbewirtschaftung; als mittelbare Reichsverwaltungen: der Reichsnährstand, die Kulturkammern, die Wirtschaftskammern, die Reichsjagdverwaltung; als Reichsauftragsverwaltungen: das Vermessungswesen und das Bergwesen.

Das bedeutet: es gibt fast keine Landesverwaltungen mehr (als wichtigste bestehen noch: die Kultusverwaltung unter der Aufsicht des Reichskultusministeriums und die Finanzverwaltung der Länder neben der Reichsfinanzverwaltung). Und auch die Landesbeamten sind keine mehr: die höheren werden vom Reichskanzler ernannt, die mittleren und unteren von den zuständigen Reichsministern (bzw. den Reichsstatthaltern). Die Landesregierungen unterstehen, laut Gesetz vom 30. Januar 1934, der Reichsregierung, die Statthalter haben, laut Gesetz vom 30. Januar 1935, den Weisungen der Reichsminister nachzukommen; sie können auch mit der Führung der Landesregierung beauftragt werden, was ja in Sachsen und Hessen schon geschehen ist. In Preußen werden außerdem die meisten Verwaltungen von Reichsministern geleitet.

Man kann sich etwa vorstellen, welche Arbeit nötig war, um in verhältnismäßig kurzer Zeit das Reich derart umzubauen. (Als kleines Beispiel hat man vor einiger Zeit erfahren, welche Schwierigkeit bei der „Verreichlichung" der Justiz die besondere Stellung des Notars in Württemberg macht.)

Aber wenn bei allen Stellen ein einigermaßen guter Wille vorhanden und die Zentralgewalt stark ist, dann ist offenbar nichts unmöglich. Was hier in der Stille geschaffen wird, geht ja weit über alle vor 1933 diskutierten Pläne zur Reichsreform hinaus. Die jetzt noch bestehenden Landesverwaltungen werden in Reichsverwaltungen umgewandelt werden, die kommenden Gaue werden wohl nichts anderes sein als Verwaltungsbezirke des Reichs (territoriale Fragen, Fragen der sogenannten „Flurbereinigung", werden dann sehr leicht erledigt werden können), es wird nur eine Reichsverwaltung geben und nur eine Reichsgesetzgebung, kurz: Deutschland wird ein Einheitsstaat sein. Helmut Reichert

Direktoren und Arbeiter

„Wir wünschen weder Gleichmacherei noch öden Primitivitätskult. Jeder soll leisten, was er kann. Und wenn er geleistet hat, soll er nach seiner Leistung entlohnt werden."

Dieses vorausgeschickt, nehmen wir den kürzlich erschienenen Geschäftsbericht und die Bilanz der „Ravensberger Spinnerei A.-G." in Bielefeld zur Hand. Wir stellen zunächst fest, daß die Arbeitsbeschaffung des Staates, sowie besondere behördliche Aufträge auch diese Gesellschaft, die lange Jahre Verluste hatte, wieder gesund gemacht haben. Der noch aus den Vorjahren vorhandene Verlust konnte völlig getilgt und außerdem noch eine Dividende von 3 Prozent ausgeschüttet werden. Bei einem Aktienkapital von 2 Millionen Mark wurde der erstaunlich hohe Reingewinn von 465 000 Mark, also rund 25 Prozent des Aktienkapitals, gemacht.

Wer hatte nun den Nutzen von dieser Entwicklung? Die Gefolgschaft hat, so sagt der Bericht, wesentlich erhöht werden können. Die ausgezahlte Lohnsumme stieg infolgedessen mengenmäßig um etwa 25 Prozent auf 1,6 Millionen Mark. Für die Zukunft wird eine Unterstützungsrücklage von 25 000 Mark gebildet, das sind etwa 1½ Prozent der Lohnsumme. Die Zinsen dieses Betrages — man kann sie auf 1200 bis 1300 Mark schätzen — sollen offenbar dazu bestimmt sein, in Notfällen kleine Unterstützungen zu gewähren, die sonst über das Handelsunkostenkonto verbucht zu werden pflegen. Die Rücklage selbst wird weiter im Betrieb arbeiten.

Die beiden Direktoren erhielten im Jahre 1933 ein Gehalt von rund 25 000 Mark je Kopf. Im Jahre 1934 ist dieses Gehalt auf je 45 000 Mark erhöht worden. Die genaue Summe der Vorstandsbezüge betrug für 1933 49 817 Mark und für 1934 89 458 Mark.

Wir haben bereits gesagt, daß wir ein Recht auf Gehalt nach Leistung anerkennen. Für den Fall der Herren von Ravensberg trifft das aber nicht zu. Die Wiedergesundung des Unternehmens ist nicht in erster Linie die Leistung des Vorstandes. In zehn Jahren hat er es nicht verstanden, aus dem Unternehmen auch nur 1 Prozent Dividende herauszuwirtschaften; er hätte es auch im elften Jahre nicht gekonnt, wenn nicht die nationalsozialistische Arbeitsbeschaffung gekommen wäre. Es zeugt daher von Selbstüberschätzung, wenn man sich von einem willfährigen Aufsichtsrat eine Erhöhung des Einkommens von 20 000 Mark gewähren läßt, während die Arbeiter selbstverständlich bei unverändertem Lohn weiterarbeiten.

Wir wissen alle, daß die Löhne aus höheren Gründen unverändert bleiben müssen. Wir verlangen aber, daß auch die Unternehmer sich für ihre Person bescheiden und ihre Volksverbundenheit praktisch beweisen." „Angriff", 23. Mai

---

„Den Schweizer Bankangestellten sollten vor kurzem ihre Gehälter herabgesetzt werden. Der Bankpersonalverband wehrte sich gegen dieses Ansinnen seiner Brotherren und ... plötzlich wurde es stille, der Lohnabbau unterblieb.

Warum? Der Verband hatte ganz einfach gedroht, auf den Lohnabbau mit einer Veröffentlichung der Bankdirektorengehälter zu antworten. Darum also die plötzliche Stille und der Rückzug."

„Selbsthilfe", Nr. 24

Windmühlen

Seit dem Krieg sind in Deutschland rund 18 000 Windmühlen stillgelegt worden. In ganz Deutschland sind nur noch 4000 Windmühlen im Betrieb, während nach den Berechnungen des Windmühlen-Spezialisten Major a. D. Bilau-Berlin Raum für 50 000 vorhanden sei.

Bilau will mit einer neuen Windmühlenflügel-Konstruktion, dem „Repeller", den Windmühlenbetrieb wieder rentabel machen.

Tramp ahoi!

Von Herbert Deeg

Wenn die Expreßriesen die amerikanischen Steppen durchrasen, hocken zwischen den Fahrgestängen und auf den Dächern der Wagen die Tramps, die Vagabunden. Rußig und verstaubt unternehmen sie ihre Trampfahrten; ihre Jagden nach dem Glück, nach Arbeit und Dollar. Ihre deutschen Kollegen, die Walzbrüder, brauchen keine solch riesenhaften Entfernungen zu überwinden, um ein Talmiziel zu erreichen. Ausserdem ist das Schwarzfahren auf den Bahnen durch ein scharfes Kontrollsystem unmöglich gemacht.

Eile haben die deutschen Tramps trotzdem, und so haben sie sich andere Möglichkeiten erdacht, um recht schnell vorwärts zu kommen: sie trampen mit Autos. Noch vor zwei Jahren konnte ein Automobilist bei jedem Kilometer Landstraße mit einem solchen Vaganten rechnen; jetzt sind es nur noch wenige, die im Lande umhertrampen. Von den 450 000 Tippelbrüdern von einst ist nur ein Bruchteil übrig; alle anderen haben Arbeit gefunden oder sind zur Heimat zurückgekehrt.

Wenn ich von mir sprechen will, so muß ich freimütig gestehen, daß für mich das Leben ohne Landstraße, ohne Autos und Tempo unfaßbar ist. Aber ich sehe eben nur das Schöne daran; die Schattenseiten, das Hungern, die Heimatlosigkeit und die Zwecklosigkeit werden überwunden vom Drang in die Weite.

Kleiner Umweg

Tramp ahoi! Den verqualmten Stadtbahnzug habe ich in Zossen hinter mir gelassen, dann kommen die letzten Häuser, Felder, Wälder und die schnurgeraden Baumlinien der Dresdener Landstraße.

Hinter mir knattert etwas. Ein DKW, leider besetzt. In bunter Reihenfolge schiebt sich Wagen um Wagen vorbei. Keiner stoppt, alle haben es eilig. Endlich die erste Chance, ein offener Schnellastwagen. Wieder fliegt die Hand hoch.

„Hallo! Fahren Sie nach Dresden?"

Der Fahrer deutet nach hinten und verlangsamt die Fahrt. Ich darf also aufsteigen. Zehn Meter Rekordlauf, bis das Wagentempo erreicht ist. Zwei Handgriffe, ein kühner Sprung. Im 40-Kilometer-Tempo bin ich aufgestiegen. Das klingt gefährlich, ist es aber nicht.

Auf leeren Säcken liege ich im Wagen und lasse Himmel und Baumkronen an mir vorbeijagen. Eine herrliche Fahrt, bei dem Tempo sind wir in drei Stunden in Dresden. Aber ach! Baruth und Golßen sind richtig passiert, in Luckau jedoch biegt der Wagen nach links. Hilft alles nichts, auch über Cottbus führt ein Weg nach Dresden.

Cottbus. Marsch durch eine schier endlose Vorstadt mit holprigem Kopfpflaster. Winke. Rufe. Ein Hanomag, etwas ältlich, stoppt. „Wohin?"

„Nach Dresden!" Er lacht. „Ganz so weit reicht mein Benzin nicht, aber bis zum zweiten Dorf will ich Sie mitnehmen!"

Wieder acht Kilometer geschafft. Mit einem Bierauto erreiche ich, stolz auf den Fässern thronend, Spremberg, und mein Nachtquartier, eine gelbleuchtende Strohscheune, winkt dicht neben der Brauerei.

Erster Tag: 135 Kilometer. Ungewolltes Ziel: Spremberg.

Sozius ohne Soziussitz

Morgens allerlei Kleinkram. Fünf bis zehn Kilometer, sogar ein 2 PS war darunter, der Kutscher knallte in einem fort mit seiner Peitsche. In Wittichau halte ich einen Motorradfahrer auf. Schwere 500er-Maschine. Der Soziussitz fehlt, nur die Fußstützen sind da. Zum Glück war die Staatsstraße, wie alle in Sachsen, in ausgezeichneter Verfassung, sehr breit und durchweg asfaltiert. Im 90-Kilometer-Tempo fegten wir dahin und ich hing krampfhaft auf dem Schutzblech, dabei hat meine Sitzgelegenheit ein paar blaue Flecke abbekommen.

Segen der Zollstationen

So ziemlich alle Leute, die über Grenzen müssen, halten die ehrbaren Zöllner für etwas Lästiges. Doch die Tramps freuen sich darüber, müssen doch alle Autos halten, und mit Ruhe kann der vorteilhafteste Wagen gechartert werden.

In Tetschen-Bodenbach kapere ich sofort einen Tatra-Wagen, keine zehn Minuten brauchte ich zu warten. Noch besser ging es in Prag.

Die weisen Prager Stadtväter erheben zum Auffüllen ihres Stadtsäckels auf bestimmte Konsumartikel (Petroleum, Geflügel und dergleichen) einen Stadtzoll und haben einen Kranz von Zöllnerstationen an den Ausfallstraßen aufgebaut. Mein Weg führte mich nach Wisocau, und ich fand eine wartende und ungeduldige Autokarawane. Auf meine Ehre: ich habe mir den elegantesten herausgesucht, einen Bugatti.

Bis Preßburg in einem Atemzug. Die notwendigen Pausen für Jausen und Mittagbrot gingen auf Rechnung meines netten Fahrers, der zwar ein Stocktscheche war, aber fließend deutsch sprach.

Es geht nichts über die Zollstationen.

Der beste Platz

Hinter Wien, dem Semmering zu, traf ich auf eine ganze Kolonne Tramps. Wenn nun neun Jungens auf Wagen warten, kann man selbst vom gefühlvollsten Fahrer nicht erwarten, daß er stoppt. Also muß ein Ausweg geschaffen werden.

Ein Wiener fand in seiner unergründlichen Tasche einen Würfel und wir knobelten die höchste Zahl aus. Bei meinem schon beinahe sprichwörtlichen Glück fiel mir der beste Platz zu. Im Leben ist es immer der Vorderste, beim Trampen jedoch der letzte Mann.

Bald jagte ich an den anderen vorbei, es ging zum Semmering. Ein Schofför holte seine Herrschaft aus einem Hotel ab. Hoch oben, als ich kaum ausgestiegen, fing es zu wettern an. Regen, Schnee und Wind wirbelten durcheinander. Und dabei beinahe drei Stunden kein Auto zu sehen.

Fast wollte ich das Trampen schon verfluchen, doch da lachte wieder die Sonne über Steiermark — und der rettende Austro-Daimler kam. In Nonstop-Fahrt bis Klagenfurt, 230 Kilometer. So etwas läßt alles Schlechte und Nasse vergessen.

Berliner Taxe in Tirol

Die größte Überraschung erlebte ich in Landeck, im heiligen Land Tirol. Auf dem uralten Marktplatz drei einsame Autos, und das größte hatte rund um die Karosserie die schwarz-weißen Kästchen der Berliner Taxis. Richtig, das Kennzeichen ist I A. Da kommt er auch schon aus dem Gasthaus, ein knorker breitschultriger Berliner Taxischofför.

Unsere im heimatlichen Idiom geführte Konversation wurde von der versammelten Dorfjugend mit Spannung verfolgt, und ein ganz Kleiner meinte: „Dös san g'wiß Oenglische!"

Der Taxifahrer war von zwei Berliner Kaufleuten für zwei Monate verpflichtet. Sie fuhren dauernd zwischen Landeck

Presse-Fragen

La petite entente de la presse

In dem Lärm, der um den Abschluß von Beistands- und andern Pakten gemacht wird, ist die Nachricht von einer Vereinbarung, die gewiß nicht so wichtig ist wie ein politischer Bündnisvertrag, aber doch einiges Interesse beanspruchen dürfte, untergegangen: die Nachricht von einem Pressebündnis zwischen der Tschechoslowakei und den baltischen Staaten.

Das Bündnis hat seine Vorgeschichte. Schon 1922 hat das tschechoslowakische Pressebüro versucht, Vereinbarungen mit der Presse Polens, Jugoslawiens und Rumäniens abzuschließen. Zunächst blieb es beim Versuch. 1925 aber trafen sich Journalisten aus den Staaten der Kleinen Entente (Tschechoslowakei, Jugoslawien, Rumänien) in Bukarest und schlossen die „Petite entente de la presse" ab. Ein Jahr später folgte ein polnisch-rumänisches Presseabkommen, das ausdrücklich eine Zusammenarbeit mit der „petite entente" vorsah. 1930 trat Bulgarien bei; 1932 begannen Verhandlungen mit Lettland, und nun sind alle drei baltische Staaten dem Pressebund beigetreten.

Es ist klar, daß ein solches Bündnis sich nicht auf alle Themen beziehen kann, die in der Presse behandelt werden, sondern daß man sich darauf beschränken muß, nur für einzelne bestimmte Probleme gemeinsame Richtlinien aufzustellen. Derartige Themen waren z. B.: gegen die sowjetrussische Wirtschaftskonkurrenz, für die Befreiung der Donau und der Weichselmündung von internationaler Kontrolle. Jedes Jahr werden in geheimen Konferenzen neue Themen zur gemeinsamen Behandlung aufgestellt. Vor allem aber wird in jedem Staat der Nachrichtendienst im Interesse aller beteiligten Staaten scharf überwacht.

Zwar gibt es auch sonst noch einige derartige Pressebündnisse (z. B. das deutsch-polnische Presseabkommen), aber das von Benesch geförderte aus der „petite entente de la presse" erwachsene Netz von Presseverträgen, das sich jetzt von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer erstreckt, ist doch wohl das bedeutendste. Diese Presseverträge sind nicht nur heute schon von großer politischer Wirkung, sondern könnten auch einmal die Keimzelle einer „grande entente de la presse" werden, deren Zustandekommen wahrscheinlich ein wesentlicher Beitrag zur Völkerverständigung und zum Völkerfrieden wäre.

Englische Sorgen

Zunächst freilich sieht es nicht darnach aus, als ob dieser Wunsch bald Wirklichkeit würde; denn fast überall haben die Regierungen ihre Sorgen, um wenigstens die Presse des eigenen Landes zu einer einheitlichen Haltung in wichtigen Fragen zu bringen. In England ist Anfang Juni über dieses Thema sogar im Oberhaus debattiert worden. Das englisch-italienische Verhältnis hat sich, soweit man nach den Zeitungen der beiden Länder urteilen kann, etwas abgekühlt; Italien ist verschnupft über die Haltung Edens in Genf bei der Vermittlung im italienisch-abessinischen Konflikt und über die Äußerungen der englischen Presse zu diesem Thema. Ein Mitglied des Oberhauses hat nun einen Fall, in dem eine englische Zeitung etwas über die Stränge gehauen hat, zur Sprache gebracht und die Einführung einer Presszensur gefordert; es gehe nicht an, daß ein mächtiger Zeitungsbesitzer, der aus irgend einem Grund mit der Regierungspolitik nicht übereinstimme, der Regierung Hindernisse in den Weg lege. — Der Sprecher der Regierung erwiderte, es sei nicht wünschenswert, im Frieden eine Presszensur einzuführen; aber man könnte vielleicht bestimmen, daß Zeitungsbesitzern eine Konzession erteilt werden müsse, die ihnen bei schlechtem Verhalten entzogen werden könne.

Das ist allgemein als eine Drohung an die Presse aufgefaßt worden. Es scheint, daß der englischen Regierung die Disziplinlosigkeit der Presse doch etwas zu schaffen macht. Macdonald hat zu Beginn dieses Jahres in einer Rede diese Frage sogar als „eines der größten Probleme" der Gegenwart bezeichnet.

Wie auf Kommando

Es ist klar, daß jede Regierung die Großmacht Presse als Werkzeug ihrer Politik zu benützen sucht. Die Frage ist nur, auf welche Weise sie das tut. Durch Organisierung der Presse? Durch Kommandierung? Durch Zensur? Durch wirtschaftliche Drohungen?

Ein Land, in dem der direkte Zwang des Staates auf die Presse sehr gering ist, ist z. B. Frankreich. Und doch ist die französische Presse, wenigstens in Fragen der äußeren Politik, eine treue Dienerin der Regierung. Man kann in unseren Zeitungen hie und da lesen: in dem und dem Fall sei die französische Presse wie auf Kommando eingeschwenkt. Aber es ist kein Kommando ergangen; höchstens ein Wink. Und es fragt sich, ob es für die Regierung nicht nützlicher ist, wenn die Presse „wie auf Kommando" einschwenkt, als wenn sie tatsächlich auf Kommando einschwenkt. Selbstdisziplin ist besser als aufgezwungene Disziplin. Und wenn auch nicht immer alle Zeitungen in den offiziellen Chor einstimmen: — gerade in Fragen der äußeren Politik ist es für die Regierung oft sehr nützlich, wenn sie über eine gewisse Opposition verfügt.

Es ist klar, daß die französische Art, die Presse zu benützen, auch ihre Schattenseiten hat und daß sie natürlich nicht für jedes Land paßt und nicht in jedem Land möglich wäre. Aber es ist doch bezeichnend dafür, wie falsch oft populäre Vorstellungen über andere Länder sind, daß in England die Disziplinlosigkeit der Presse so schwere Sorgen macht, obwohl doch die Engländer als vornehmes Volk gelten, während in Frankreich, wo die Schlamperei des Individualismus herrscht und Korruption und Vetternwirtschaft an der Tagesordnung sind, die Presse ihre außenpolitischen Pflichten zum Wohle des Landes erfüllt.

Georg Friedrich

Wandlungen in England

In einem Artikel „Englands heimliche Revolution" schreibt W. Horsfall Carter in der „Europäischen Revue" u. a.:

„Gerade weil die Macht Englands so tief verwurzelt ist, denkt der durchschnittliche Engländer überhaupt nicht über sie nach. Bei den nationalen Feiern anläßlich des Regierungsjubiläums war nirgends eine Spur von Chauvinismus zu finden. Ebenso kann unseren Großkapitalisten, bei all ihrem selbstverständlichen Streben nach Profit, kein herausforderndes Streben nach Macht gegenüber anderen Bevölkerungsschichten nachgesagt werden. Daher ist auch bei uns Klassenkampf weit mehr eine theoretische als eine praktische Angelegenheit. Und deshalb ist es auch nur möglich, daß in England, dem Bollwerk allen Wirtschaftsindividualismus, der Kollektivismus schnelle Fortschritte macht, sei es nun in der Form öffentlicher Versorgungsgesellschaften (Britische Rundfunkgesellschaft oder Londoner Verkehrsamt) oder in der ansprechenderen Form der Industrieorganisierung, nach dem Muster der von Elliot vorgenommenen Organisierung der Landwirtschaft auf der Basis der Selbstverwaltung.

Eins ist sicher: doktrinäre Rezepte zur Beseitigung der Schwierigkeiten — die ja letzten Endes nur die gleichen Schwierigkeiten sind wie bei den anderen — haben nicht die geringste Chance, bei uns verwirklicht zu werden. Während also die Ausgangsthese des Sozialismus — daß die Wirtschaft für den Bedarf der Gemeinschaft produzieren soll und nicht für den Profit einzelner — ganz allgemein anerkannt wird, wächst die Anhängerschaft des von der Labour-Partei gepredigten „Sozialismus" nicht mehr ... Es ist charakteristisch, daß das Paradox „britischer Nationalismus gleich britischem Sozialismus" richtig ist, obwohl in der Sprache der Parteischablone diese beiden Begriffe einander wie schwarz und weiß gegenübergesetzt zu werden pflegen."

Lloyd George hat dem englischen Kabinett eine neue Denkschrift über seine Arbeitsbeschaffungspläne vorgelegt, nachdem seine ursprünglichen Vorschläge so gut wie abgelehnt worden sind.

Die drei Fliegen

Eine Fliegenmutter hatte zwei Töchterchen, die sie sehr lieb hatte. Eines Tages machten sie einen Ausflug und kamen in eine Konditorei. „Mama", bat die eine junge Fliege, „darf ich ein bißchen dort an dem schönen roten Bonbon lecken?" Die Fliegenmama erlaubte es. Als aber ihr Töchterchen sich freudestrahlend auf den schönen roten Bonbon setzte, schlug es plötzlich mit den Flügeln und fiel tot zu Boden. Die Bonbons waren giftig, denn sie stammten vom amerikanischen Bonbon-Trust.

Die Fliegenmama hatte jetzt nur noch ein Töchterchen und liebte es deshalb doppelt. Eines Tages bekam das Töchterchen große Lust nach Wurst. Die Mutter führte es in einen Wurstladen. Aber kaum hatte die junge Fliege ein ganz klein wenig von der Wurst verzehrt, als sie auch schon unter heftigen Zuckungen starb. Die Wurst war giftig, denn sie stammte vom amerikanischen Wurst-Trust.

Da wurde die arme Fliegenmama sehr traurig. Nun wollte sie auch nicht länger leben. Um ihrem Dasein ein rasches Ende zu machen, leckte sie mit Begier an einem Stück Fliegenpapier. Doch der Tod kam nicht. Das Fliegenpapier war völlig unschädlich, denn es stammte vom amerikanischen Fliegenpapier-Trust.

Mark Twain

New York

New York ist das europäische Tor Amerikas. Die Schiffe aus der alten Welt sehen zuerst die Leuchtfeuer von Sandy Hook, dann fahren sie durch die breite untere Bucht schon an den Stadtteilen Cony Island, Brooklyn und Staten Island vorbei, weiter durch die Narrows in die obere Bucht, an deren Ende die Freiheitsstatue auf einer kleinen Insel die symbolische Fackel hochhält, vor dem Hintergrund des Wolkenkratzergebirges Manhattans. Gleich auf der anderen Seite liegt das erste Symbol der amerikanischen Unfreiheit: Ellis Island, die Einwandererquarantäne für alle, die keine Dollars, die goldenen Schlüssel zu Gods own Country, in der Tasche haben.

*

Die Fama erzählt, daß Manhattan für eine blaue Brille und einen schwarzen Zylinder in die ersten europäischen Hände geraten sei. Auf alle Fälle betrat der Engländer Hudson in holländischen Diensten im Jahre 1609 das Land. Die Holländer nannten die Kolonie Neu Niederland und errichteten 1612 eine kleine Handelsastion, die dann später von Peter Minnewit erweitert und befestigt wurde und den Namen Neu Amsterdam erhielt. Die Siedlung hatte gerade 1500 Einwohner, als sie 1664 von den Engländern weggenommen wurde. Karl II. schenkte das ganze Land dem Herzog von York, dem späteren König Jakob II. von England. Seitdem heißt Stadt und Kolonie New York.

Die Engländer hatten Pech mit ihrer Beute. 1788 gliederte sich die Kolonie als Bundesstaat der Nordamerikanischen Union an. Die Hauptstadt New York war inzwischen auf 33 000 Einwohner angewachsen. Nun folgte ein rascher Aufstieg, durch alle Umstände begünstigt. Die Stadt, in gleicher Breite wie Neapel, liegt am Meere, an einer wundervollen fast abgeschlossenen Bucht und ist mit dem Hinterland durch schiffbare Flüsse verbunden. Sie steht auf kristallinischem Gestein als bestem Baugrund, mit nur leicht ansteigendem Gelände, das an der Südspitze Manhattans 1,7 Meter über dem Meere liegt und sich bis 87 Meter beim alten Fort Washington und bis 131 Meter auf Staten Island erhebt.

So war es kein Wunder, daß mit den Hilfsquellen eines ungeheuren Landes ein Koloß entstand, dem atlantischen Rande Europas zugewandt, gleichsam dessen Fortsetzung und Erfüllung. New York ist Europa, als Produkt der Freiheit zu jeder Spekulation, unbehindert durch nationale Grenzen, ist entfesseltes, wildgewordenes Europa auf einem Boden ohne jede Tradition und Norm. Alle Kräfte des weiten amerikanischen Landes wurden durch den Magnet Europa an diesem Pol zusammengezogen, um das zu bilden, was dem Ideal des europäischen Fortschritts, seinem händlerisch rechnenden Geist entspricht. New York ist das Höchste, was dieser plebejische, bürgerliche Selfmadegeist schaffen konnte. Ein Geist, der keine Werte kannte und glücklich war, sie durch den Rekord der Zahl und der Quantität zu ersetzen. So ist New York heute noch das Ziel aller von jener Gigantomanie befallenen Kräfte, ob sie Flugboote bauen oder Ozeandampfer, Riesenstatuen verschenken oder den größten Gesangverein hinüberschicken.

*

Zahlen. Zahlen. New York, ein Termitenbau ungeheuersten Ausmaßes, besaß 1931 rund sieben Millionen Einwohner. Mit den eng anschließenden Nachbarstädten sind es über zehn Millionen. New York hat mit den Piers von Jersey City und Hoboken eine ausgebaute Hafenuferstrecke von rund hundert Kilometer Länge. Die Südspitze von Manhattan, der älteste Stadtteil, ist das riesigste Geschäftszentrum der Erde. Hier sind Banken, Börsen und Handelshäuser zu maßlosen Wolkenkratzerhaufen getürmt. Dort liegt Wallstreet, nach ehemaligen Befestigungen benannt, eine Finanzmaschine, mit der die ganze Erde in Unruhe gebracht wird. Von der Südspitze Manhattans, dem Battery Place, zieht der Broadway quer durch New York bis zur Stadtgrenze hinaus, dreißig Kilometer lang. Die Querstraßen Fifth Avenue und Park Avenue bilden die märchenhaften Wohnquartiere der reichsten und ungebildesten Leute der Welt. 3600 dieser Auserwählten verdienen zusammen soviel Dollars wie 11 Millionen Arbeiter. 46 Personen verdienen mehr als nur eine Million im Jahre; ihre Zahl hat sich von 1932 auf 1933 verdoppelt. 4000 Bewohner der Park Avenue bezahlen im Jahre 80 Millionen für Kleidung, vier Fünftel davon brauchen die Frauen, 5 Millionen für Kosmetik, 15 Millionen für Automobile, 15 Millionen für Vergnügungen, 7 Millionen für Sport. Keine besonderen Zahlen für eine Straße, in der auf zwei Kilometer Länge

---

und Einsiedeln hin und her. Nun sollte er sie gerade wieder abholen und nichts war natürlicher, daß ich als Landsmann mit ihm nach der Schweiz bis Einsiedeln fuhr.

Die gestrengen Schweizer Grenzdetektive waren voller Hochachtung vor IA, daß sie gar nicht nach dem wichtigen „Reisegeld" fragten. Sonst sind sie zu den „chaibi Schwobe" nicht besonders nett, und in Bern haben sie mich dann auch gefaßt.

„Was machet Sie in der Schwyz?"

„Ich bin ein Autotramp und suche Autos!"

„Bei uns chönnet Sie nit arbeite! Wir müsset Sie abschaffe!"

In vierundzwanzig Stunden war ich bereits über der deutschen Grenze.

Die geheimnisvolle Panne

Er schwitzte und stöhnte unter seiner Motorhaube, als ich fröhlich pfeifend des Weges kam. Da es — obwohl in ruhendem Zustand — etwas Fahrbares war, blieb ich stehen.

„O, ich habe keine Zeit, und der Wagen steht!"

Jede Schraube prüfte er; alle Rohre klopfte er ab; die Zündkerzen sah er nach, aber die Fehlerquelle fand er nicht. Weit und breit kein Autoschlosser.

„Können Sie mir nicht helfen?"

Ich verstehe nicht gerade viel vom Motor, kroch trotzdem unter die Haube. Drehte gleich am richtigen Hahn und hatte die „Panne" gefunden.

„Mein Herr, wenn ein Pferd arbeiten soll, muß es gefüttert werden. Was nun ihre dreißig Pferde anbetrifft, — haben die einen Hunger!"

Und drehte demonstrativ am Reservetankhahn. Kein Tropfen Benzin war darin. Der geplagte Autler strahlte übers ganze Gesicht, und ich holte an der nächsten Tankstelle — nur vierzig Minuten Fußweg — eine Kanne vom edlen Stoff. Damit kamen wir bis zur Tankstelle, und die Pferde erhielten ihren Teil.

Wir auch — im nahen Gasthof.

Nachtfahrt

Der letzte Tag. Zwischen endlosen Wagenkolonnen entdecke ich IA. Bald ist der Führer überredet, ich darf trampen.

Abends um zehn Uhr geht die Fuhre ab. Im Anhänger sitze ich zwischen hochaufgetürmten Säckebergen. Über mir der sternklare Himmel. Rechts und links ragen Äste wie dürre Gespenster auf und verschwinden wieder.

Solch eine Autonacht ist von einer gewaltigen Schönheit, und die ersten Fahrtstunden denkt man nicht an den Schlaf, so neu ist die Welt in dieser Autoperspektive. Nur das gleichmäßige Rütteln sorgt für einen Halbschlummer.

Kalt ist es zwar, ganz ohne Decken, aber das macht nichts. Die Räder poltern ein hartes: Ber-lin-ber-lin-ber-lin herunter. Diese Weise läßt alle Hoffnung aufblühen.

Im Morgengrauen türmen sich die lieben alten Häuserquadrate auf, und als die Bremsen knirschen, steht richtig der Berliner Roland da, und grüßt mich mit seinem ewigen Lächeln.

Luftschlösser

Als ich ein Knabe war, träumte ich zwischen den nüchternen Hinterhäusern der Vorstadt von einem schönen Park hinter hohen Gittern. Darin bewegten sich unnahbare Damen und schön gekleidete Kinder spielten auf wohlgepflegten Rasen. Und ganz hinten lugte zwischen den Büschen ein pompöser Palast hervor.

Ein wenig älter, verweilte ich in Gedanken gerne auf einer großen amerikanischen Hazienda inmitten wogender Zuckerplantagen. Wenn die Nacht hereinbrach und vom Busch her der Schrei des Pumas ertönte, sangen meine mir treu ergebenen Indios melancholische Weisen. Ich aber schwang mich zuweilen auf einen feurigen Hengst und sprengte in die gefahrenreiche Nacht hinaus.

Dann kam eine Zeit, da sah ich mich in einem geräumigen Palais mit weiten Hallen und einer lautlos hin und her huschenden Dienerschar. Schwere Teppiche dämpften die Schritte. Ich saß in meinem Arbeitszimmer, und die Direktoren meiner Werke kamen und erstatteten Bericht über den Stand meiner Geschäfte. Ich disponierte mit kühler Berechnung und ruhiger Sicherheit. Zuweilen machten mir Börsenmanipulationen etwas Sorgen, oder es stimmte mich die Begehrlichkeit der Arbeitermassen leicht verdrießlich. Gleichwohl schwelgte ich im Vollgefühl meiner Macht und meiner weithin sichtbaren sozialen Stellung.

Wieder etwas später: da war jenes Palais längst verschwunden. Ich bewohnte eine hübsche Fünfzimmer-Villa vor den Toren der Stadt. Die kalte Vornehmheit, die mich damals umwehte, war kleinbürgerlicher Behaglichkeit gewichen. An den Mittagen lag ich im kühlen Garten und las spannende Romane oder blätterte in Journalen. Des Abends fuhr ich manchmal mit meiner Frau ins Theater, wo man Leute traf, die ebenfalls gemütliche Villen hatten und kühle Gärten; oder wir besuchten Ausstellungen, wo all die Leute zu treffen waren, die am Kulturleben der Stadt teilnahmen.

Auch jene Villa kommt mir heute nicht mehr in den Sinn. Wenn ich stillsitze und die Augen schließe, male ich mir zuweilen eine kleine, schummerige Stube aus in einem dürftigen Häuschen mitten in den Bergen. Auf dem Bücherbrett stehen ein paar zerlesene Bücher, und im Keller liegen wohl in einer verstaubten Ecke ein paar Flaschen, von denen man zuweilen eine hervorholt, wenn die Bäume draußen lange Schatten werfen und die Natur zur Ruhe geht.

K. B.

Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen, diese ist: Gebrauche deine Kräfte! Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem anderen nicht verborgen bleiben. Schiller

Literatur

Werner Sombarts „Deutscher Sozialismus" im Urteil der Presse. Ein Zeitbild, zusammengestellt von den Verlegern Buchholz und Weißwange, Berlin-Charlottenburg 2, Berliner Straße 40. Preis 95 Pfennig. — In diesem ziemlich stattlichen Bändchen sind alle Pressebesprechungen des Sombart'schen Buchs „Deutscher Sozialismus", die den Verlegern bekannt geworden sind, zusammengestellt, erläutert und von Sombart selber kommentiert. Es ergebe sich daraus, heißt es im Vorwort, „ein getreues Bild von der geistigen Verfassung der heutigen Zeit", insbesondere von der „babylonischen Sprachverwirrung, in der wir uns heute mehr denn je befinden: das Ausland versteht uns nicht und wir verstehen einander nicht". Das Buch soll „dazu beitragen, uns einander im Geiste näher zu bringen".

E. G. Kolbenheyers Schrift „Arbeitsnot und Wirtschaftskrise biologisch gesehen" ist im Verlag Albert Langen / Georg Müller in München erschienen und kostet 1.20 Mark.

Baumwolle. Die Tatsachenangaben in Werkmanns Aufsatz über Baumwolle stammen größtenteils aus dem lesenswerten Buch von Anton Zischka „Der Kampf um die Weltmacht Baumwolle" (Verlag Wilhelm Goldmann, Leipzig, Preis broschiert 3.80 Mark, gebunden 5.50 Mark).

Menschen mit allein 250 Millionen Dollar Einkommen wohnen.

Die Banken New Yorks verrechneten 1929 im Clearing zusammen 477,2 Milliarden Dollar. Die Effektenbörsen setzten 3 Millionen Aktien im Tage um. Aus diesen Spekulationen wurden die Wolkenkratzer errichtet. Früher staunte man das Singer Building an, mit einer Höhe von 187 Metern und 41 Stockwerken. Dann schoß das Woolworth Building in die Höhe, das mit 242 Metern und 60 Stockwerken und seinen 14 000 Menschen eine Stadt für sich ist. Heute aber erreicht das Chrysler Building mit 68 Stockwerken schon 319 Meter, das Empire State Building, das höchste Bauwerk der Welt, 381 Meter mit 86 Stockwerken. Auf seinem Dach trägt es einen Ankermast für Luftschiffe. Der Sohn des Mannes aber, der Petroleum in Gold verwandeln kann, Rockefeller, baute eine ganze Stadt aus Wolkenkratzern, die Radio City. Die Millionäre mußten ihr steinbeschwertes Gewissen beruhigen und schufen ungeheure Parkanlagen. Der Central Park umfaßt allein 336 Hektar, soviel wie sechs schöne Bauerngüter. Die Millionäre wollten an vornehme Vergangenheit erinnert werden und sie schleiften aus der ägyptischen Tempelstadt Heliopolis die Nadel der Cleopatra herbei und stellten den heiligen Obelisken in ihrem Ramschladen auf. Und ihre unnützen Töchter kauften die bankrotten Adelsgeschlechter Europas auf, damit der Geldschrank erst den richtigen Glanz bekomme.

•

Nur ein kleiner Spaziergang entfernt, zwischen Brooklyn und der Manhattanbrücke, liegen die grausigsten Elendsviertel. Drüben strahlen die Lichter, sausen die Bahnen und Autos, hier zerfällt der Auswurf im Dunkel. Und die Keime des Elends beginnen die Paläste zu zerstören. Wolkenkratzer veröden, die Bahnen fahren leer, die Börsen fiebern.

Armes New York! Würde der riesenhafte technische Apparat dieser Stadt auch nur kurze Zeit stille stehen, sie müßte ersticken im Schmutz, den sie selber erzeugt. So verzehrt sie heute das Blut des Landes, ein unnützer Wasserkopf, kein Gehirn mehr.

Denn wie könnte es sonst sein, daß die weiten Prärien und Felder, die reichen Bergwerke und wunderbaren Werkstätten, daß das unermeßlich große Land seine Bewohner nicht mehr ernährt?

Ernst Pfau

Nach Berechnungen von Professor Charles Richet wird New York, das an Einwohnerzahl heute noch von London übertroffen wird, in zehn Jahren mit 8,7 Millionen Einwohnern die größte Stadt der Erde sein; heute hat es 6,9 Millionen Einwohner, London 7,7. In zwanzig Jahren, meint Richet, werde es aber von Tokio und vielleicht auch von Schanghai überflügelt sein.

Das Elend in New York

In der amerikanischen Wochenschrift „The Commonweal" wird über die Arbeitslosigkeit in New York berichtet. Darnach waren am 1. März ds. Js. rund 666 000 Familien, die zusammen 2 664 000 Personen oder 37 Prozent der Gesamtbevölkerung umfaßten, durch die Arbeitslosigkeit in ihrer Existenz bedroht. Unterstützt werden davon zurzeit 341 000 Familien; die übrigen bekommen keinerlei öffentliche Unterstützung, weil sie entweder noch über eigene Mittel verfügen oder weil einzelne Familienmitglieder noch einigermaßen hinreichenden Verdienst haben.

Der durchschnittliche Unterstützungsbetrag beträgt heute 42,15 Dollar für den Monat; er liegt um 40 Prozent unter dem Existenzminimum. Die Unterernährung greift daher immer weiter um sich. Während 1929 unter den schulpflichtigen Kindern nur 13 Prozent unterernährt waren, waren es Ende 1934 bereits 20 Prozent. Für Kleidung und Schuhe wurden im letzten Jahre pro Familie im Durchschnitt nur 16,20 Dollar ausgegeben. Die Wohnungsnot ist entsetzlich: mehr als die Hälfte der kontrollierten Arbeitslosenfamilien wohnen in menschenunwürdigen Behausungen.

Der amerikanische Präsident Roosevelt hat eine Botschaft über eine Steuerreform veröffentlicht, worin er eine bessere Verteilung der Privatvermögen und eine stärkere Besteuerung der großen Unternehmungen in Aussicht stellt. Die republikanischen Blätter sprechen von einem „Haut-die-Reichen-Plan".

Schon dagewesen

Die Werkzeitung der Vereinigten Stahlwerke AG. „Das Werk" bringt in ihrem Juniheft einen Aufsatz „Weltstädte vor 2000 Jahren". Darin heißt es u. a.:

„Als die erste Weltstadt der Antike kann man das im vierten Jahrhundert v. Chr. von Alexander dem Großen gegründete Alexandria bezeichnen. Diese Stadt entwickelte sich in raschem Tempo zur Weltstadt und blieb es jahrhundertelang. Rom hat sie in ihrer Bedeutung zwar geschmälert, konnte sie aber nicht verdrängen. Im damaligen Alexandria finden wir Verhältnisse, die eigentlich kaum einen wesentlichen Unterschied gegenüber einer modernen Weltstadt zeigen. Ungeheure Karawanenzüge brachten auf den sorgfältig unterhaltenen Reichsstraßen Waren aus aller Welt herbei. Die Kaufleute fanden in Alexandria genau so wie heute zahlreiche „Hotels". In den Gassen und Plätzen der Stadt drängten sich die Geschäfte der Handwerker, die ein spezialisiertes Zunftwesen besaßen; ... zahlreiche Banken, an ihrer Spitze die Zentralbank von Alexandria, regelten die außerordentlich komplizierten Geldverhältnisse jener Zeit, Kartelle von Großkaufleuten wurden gegründet, Weltausstellungen veranstaltet. Im Hafen lagen die Schiffe der verschiedenen Reedereien, die sich im Konkurrenzkampf genau wie heute zu immer größerer Tonnage steigerten ... Es gab einen achteckigen Leuchtturm auf einer vorgelagerten Insel, der nicht weniger als 160 Meter hoch war (die Freiheitsstatue im Häfen von New York mißt mitsamt dem Sockel nur 93 Meter!). Auch eine berühmte Staatsbibliothek gab es in Alexandria; ihr Bestand umfaßte bis zu 70 000 Bücherrollen."

Die beste Frau

Das „Berliner Tageblatt" (Nr. 293) hat kürzlich folgende Äußerung des Direktors einer amerikanischen Mädchenhochschule wiedergegeben:

„Eine gute Mathematikerin wird eine bessere Ehefrau werden als eine gute Köchin. Allerdings nicht allein, weil sie gut rechnen kann, sondern weil ihre Tüchtigkeit in der Mathematik anzeigt, daß sie einen höheren Intelligenzgrad besitzt als das Mädchen, das nur in den Hauswissenschaften versiert ist. Der Glaube ist noch immer weit verbreitet, daß der Weg zum Herzen des Mannes einzig und allein durch seinen Magen gehe. Es gibt aber einen besseren Weg — und der führt durch den Geist."

Arme Chinesen

Die Regierung von Nanking will bis in einem Jahr das Analfabetentum in China offiziell aus der Welt schaffen. Von Mai 1936 ab soll jeder Chinese, der nicht lesen kann, eine „Unwissenheitssteuer" bezahlen müssen, die von der Polizei bei „Verdächtigen" nach einer fehlgeschlagenen Prüfung erhoben wird.

Etwa die Hälfte der chinesischen Bevölkerung kann bis jetzt nicht lesen und schreiben. Bei der Schwierigkeit der chinesischen Schrift ist das wahrhaftig kein Wunder. Wenn die chinesische Regierung das Analfabetentum beseitigen möchte, so täte sie wohl am besten, zunächst einmal das chinesische „Alfabet" abzuschaffen.

Befähigungsgrenzen

Dummheit an und für sich kann beinahe ehrwürdig wirken, und sie wirkt dann so, wenn sie mit Erkenntnis ihrer selbst gepaart, d. h. wenn sie bescheiden ist und sich nicht mehr zumutet, als ihr zukommt. Mit dem Augenblick jedoch, wo sie sich für klug zu halten beginnt, verliert sie nicht nur alles Sympathische, sondern wird sie sogar ausgesprochen abstoßend.

So tief reicht der Einfluß dessen, was wir Selbsterkenntnis nennen.

Selbsterkenntnis bedeutet einerseits die Aufwertung und Steigerung aller vorteilhaften, andererseits aber auch die Ausschaltung und Unschädlichmachung der meisten abträglichen Eigenschaften, die wir besitzen. Und darum macht ihr Mangel einen Menschen doppelt arm. Er beraubt ihn jedes Ausgleichs für seine Fehler und jeder Fähigkeit, von seinen Vorzügen den rechten Gebrauch zu machen.

Allein er ist außerordentlich häufig, dieser Mangel. Und das erklärt sich zum Teil ohne Zweifel aus der großen natürlichen Eigenliebe des Menschen. Der Mensch bringt es offenbar nur schwer dahin, sich seine Befähigungsgrenzen einzugestehen. Es ist zu niederdrückend für ihn, — um so niederdrückender, je enger sie sind. Und es kommt noch etwas anderes hinzu: sein Selbstvertrauen wird durch die Außenwelt nur allzu oft in schmeichlerischer Weise bestärkt, weil sie dabei ihren Vorteil zu finden hofft oder weil sie sich gerade in seinen Fehlern wiedererkennt.

Selbstverständlich bleiben ihm dennnoch auch solche Erfahrungen nicht erspart, die ihn eigentlich in seine Schranken zurückweisen müßten. Aber wenn sie zu spät kommen oder wenn sie ihn so tief beschämen, daß sie, statt ihn zur Einsicht zu bringen, lediglich seine Rachsucht und seinen Ehrgeiz wecken, dann helfen auch sie nicht viel. Dann ist es sogar möglich, daß sie schaden.

Und so sehen wir in der Tat denn zahllose Menschen ihren Lebensweg ohne das Richtmaß einer ausreichenden Selbsterkenntnis zurücklegen. Es kann gut damit gehen, und es kann auch sehr schlecht ablaufen, — das kommt ganz auf die besonderen Umstände an.

Im allgemeinen wird man aber wohl sagen dürfen, daß ein Mensch ohne Selbsterkenntnis um so gefährdeter ist und um so mehr auch die gefährdet, die von ihm abhängen, je stärker er seine Kräfte und Fähigkeiten überschätzt, je mehr er sich also selbst zutraut und je mehr ihm zugetraut wird, ohne daß der Tatbestand es rechtfertigt.

Es ist nun einmal so, daß ein Matrose nicht das ganze Schiff zu kommandieren und ein Zeitungsjunge nicht den Schriftleiter zu spielen vermag. Und dabei handelt es sich in diesen beiden Fällen ja immer noch um Tätigkeiten, die einander sachlich berühren und von denen eine zur andern — wenn auch über noch so viel Mittelglieder — hinüberführt. Aber es gibt solche, auf die das nicht zutrifft, weil sie ganz bestimmten und weit auseinanderliegenden Rangstufen zugewiesen sind. Und bei ihnen wirkt sich ein irregeleitetes Selbstvertrauen begreiflicherweise besonders folgenschwer aus.

Denken wir da etwa an das — leider gar nicht so seltene — Beispiel des Bauern, Schäfers oder Handwerkers, der sich auf Grund irgendwelcher Offenbarungen, die er erhalten zu haben glaubt, für einen Messias oder Religionsstifter hält! Er hat keine Ahnung davon, daß wahre Religion allein der allerhöchsten Rangstufe vorbehalten ist. Er verliert jedes Gefühl für das, was seiner Begabung erreichbar ist. Und gerade diese seine maßlose Überhebung gewinnt ihm nun Anhänger! Denn es gibt ja immer solche, die die Anlehnung an ein starkes Selbstgefühl nötig haben. Was kann ein derartiger der Einsicht in seine Begrenztheit entbehrender Minderling also für ungeheuerlichen Schaden anrichten!

Der, den er an sich selber anrichtet, ist dabei noch der geringste. Gewiß, er endet zumeist schlimm: im Elend, verlassen und verlacht. Aber was ist das, gegen die äußeren und inneren Verwüstungen gehalten, die er in seiner Umwelt, bei denen, die sich auf ihn verlassen, anrichtet! Die können durch kein noch so hartes Schicksal des Verursachers wieder gutgemacht werden.

Und deshalb ist es schon aus sozialen Erwägungen heraus dringendstes Erfordernis, mangelnde oder fehlgehende Selbsterkenntnis der Menschen durch geeignete öffentliche Einrichtungen zu ergänzen und zu verbessern.

Man behauptet, wir hätten heute bereits ein Zuviel an Prüfungen und Berechtigungserteilungen. Aber vielleicht ist es so, daß man bei diesen Prüfungen und Berechtigungserteilungen nur eben einseitig, nämlich fachlich eingestellt ist. Vielleicht bedarf unser ganzes auf die Menschen anzuwendendes Beurteilungswesen einer Ausgestaltung nach der rangmäßigen Seite hin, — in der Art, daß es nicht nur die Eignung zu bestimmten mehr oder weniger technischen Obliegenheiten untersucht, sondern sozusagen auch das spezifische Gewicht, d. h. den Allgemein-Wert der Menschen zum Ziel ihrer Feststellungen macht.

Und das ist durchaus schon möglich. Es ist nur darum noch nicht Wirklichkeit, weil kein unmittelbarer, sondern nur ein mittelbarer Gewinn davon zu erwarten wäre. Aber dieser mittelbare Gewinn kann für eine Gemeinschaft viel wichtiger werden als der unmittelbare, den das bisherige Prüfungswesen erbringt. Gerade heut sollte man das nicht mehr bestreiten wollen.

Kuno Fiedler

Dummheit

„Wird ... nicht die Dummheit zu Unrecht so viel gelästert, und werden ihre guten Seiten nicht gar zu sehr übersehen?

Anstatt sie immer nur zu verlästern, sollte man sich doch auch darüber klar werden, daß die Dummheit im menschlichen Leben eine gar nicht so unwichtige Aufgabe erfüllt. Sie spielt nämlich hier ungefähr dieselbe Rolle, wie die Reibung in der Physik. So hinderlich wohl in manchen Fällen auch die Reibung sein mag, weil durch sie viel Kraft in Anspruch genommen wird, so notwendig ist sie jedoch, um überhaupt erst eine Bewegung entstehen zu lassen ...

So ähnlich ist es auch mit der Dummheit. Der Widerstand, den die Dummheit der menschlichen Entwicklung bietet, macht erst die geistigen Kräfte lebendig und spornt die Menschen an, ihr Bestes zu leisten. Wenn nämlich alle Menschen so gescheit wären, sofort das Richtige und Zweckmäßige zu erkennen, würde die Entwicklung so schnell vorwärtsgehen, daß das Leben darunter leiden müßte. So gesehen, ist die Dummheit gewissermaßen der Selbstschutz des Lebens gegen das Überwuchern des Verstandes und der „reinen Vernunft".

Auch als Arbeitgeberin ist die Dummheit nicht zu verachten ... Wenn alle Menschen klug wären wie die sieben Weisen, was bliebe dann noch zu tun übrig? Ist nicht vielleicht gerade die Unzulänglichkeit der Menschen, die man gemeinhin mit Dummheit bezeichnet, eine gewichtige Triebkraft des Lebens selbst?

Woran sollte man die klugen Menschen erkennen, wenn es keine Dummen mehr gäbe? Was sollte man zu seiner eigenen Entschuldigung vorbringen, wenn man nicht mehr auf die Dummheit der anderen verweisen könnte?

Die Dummheit wird zu Unrecht so viel geschmäht. Es ist fast eine Dummheit, auf die Dummheit zu schimpfen."

Dr. Anselm Lippisch im „Völkischen Beobachter" (18. Mai)

Wir verstehen uns selbst immer nur durch den Andern; und den Andern verstehen wir immer nur durch uns selbst.

Schaeffer

Kleinigkeiten

Das schöne Stuttgart. Im „Neuen Stuttgarter Tagblatt" (Nr. 282) wird erzählt: „Auf der Fahrt von Stuttgart zurück ins Remstal sitzt eine biedere Bauersfrau mit ihrem Töchterchen im Eisenbahnwagen. Die Kleine greift verlangend in die Tasche der Frau: „Krieg i die Brezel?" „Nein", entscheidet die Mutter, „die brenga mer em Mariele; du hoscht Schtuagert g'seha!"

Das deutsche Dorfbild. In der Monatsschrift „Die Dorfkirche" schreibt Pfarrer von Hertzberg, was in den letzten Jahrzehnten an bäuerlicher Wohn- und Baukultur in den Dörfern verloren gegangen sei, sei in Zahlen und mit ähnlichen Maßstäben nicht auszudrücken. Der Übernahme des Vorstadt-„Stils" müsse Einhalt geboten werden, und man müsse retten, was an alten Fachwerkbauten, tief herabgezogenen Stroh- und Rohrdächern, natürlichen Umfriedungen und lebenden Hecken noch vorhanden ist.

Die Störche. Der Storchenbestand Württembergs ist in unaufhaltsamem Rückgang begriffen. Im Jahre 1926 zählte der bekannte Vogelforscher Flöricke noch 58 bewohnte Horste, denen 247 verlassene gegenüberstanden. Nach einer neueren Zählung von Prof. Dr. Schwenkel, dem Leiter des Landesamtes für Denkmalpflege in Stuttgart, ist die Zahl der besetzten Nester jetzt auf 53 zurückgegangen. Hauptursache dieses Rückgangs ist wohl die Verschlechterung der Lebensbedingungen der Störche infolge von Bachverbesserungen und Entwässerung von Seen und Sümpfen.

Berichtigung. Dr. Manfred Breuninger, der Inhaber der in unserer am 23. Juni erschienenen Notiz „Schlafmittel" berührten Stuttgarter „Nachtklinik für Schlafgestörte" schreibt uns, daß der Inhalt der Mitteilung auf dem Mißverständnis eines Berichterstatters beruht.

Gleichschaltung erwünscht. Bei Balingen (Württemberg) ist ein Mädchen, das in England angestellt war und zur Erholung in der Heimat weilte, mit dem Rad auf ein Auto aufgefahren und ums Leben gekommen. Sie war nämlich links gefahren, wie es in England Vorschrift ist.

Ohne Komfort. Die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 321) meldet: Der Oberbürgermeister von Braunschweig teilte in einer Rede mit, daß man eine Reihe von Wohnungen gebaut habe, die nur die einfachsten Bedürfnisse befriedigten, also z. B. ohne Kanalisation und Wasserleitung seien. Hierhin werde die Fürsorge, allendings nur in schweren Fällen, asoziale Mieter bringen."

Dreist. In Stuttgart wurde von der Strafkammer eine Taschendiebin verurteilt, der es gelungen war, während der Vernehmung dem Kriminalbeamten zwanzig Mark aus der Tasche zu stehlen, ohne daß er den Diebstahl bemerkt hatte.

Unbesetzte Pfarrstellen. Nach einer kirchenamtlichen Statistik waren am 31. Dezember 1934 in der altpreußischen Landeskirche etwa 1500 Pfarrerstellen unbesetzt. Etwa ein Drittel davon soll bis auf Weiteres auch nicht besetzt werden. Die Zahl der Pfarramtskandidaten hat zugenommen.

Geregeltes Wochenende. Der „Völkische Beobachter" (16. Juni) meldet: „Der freie Sonnabendnachmittag wird in Italien auf Vorschlag Mussolinis durch einen Beschluß des Ministerrats gesetzlich geregelt. Danach wird verfügt, daß der als „faschistischer Sonnabend" bezeichnete Nachmittag des letzten Wochentages hauptsächlich der militärischen Ausbildung des italienischen Volkes dienen muß."

Rassebewußtsein. Die Japaner fanden es schön, sich ihre Schlitzaugen durch eine Operation in „europäische" Augen verwandeln zu lassen. Der japanische Innenminister hat nunmehr die Reklame für solche Operationen mit der Begründung verboten, daß es ehrlos für einen Japaner sei, sich seiner natürlichen und auf rassengeschichtlicher Entwicklung beruhenden Schlitzaugen zu schämen.

Wolkenkratzer abgelehnt. Die Stadtverwaltungen von Tokio, Nagasaki, Yokohama und Kobe haben gleichzeitig beschlossen, den Bau von Wolkenkratzern nicht mehr zuzulassen, erstens wegen der Erdbebengefahr, zweitens weil sie den ästhetischen Vorstellungen des Japaners zuwider seien.

Besetzt! Das Londoner Fernsprechamt schafft jetzt bei den Apparaten mit Selbstanschluß das summende „Besetzt"zeichen ab. Jeder Apparat bekommt eine kleine Fonografenwalze, die mitteilt: „Die Nummer ist leider besetzt!" Man hat dafür eine besonders angenehme Frauenstimme gefunden.

Eis-Automat. Ein englischer Techniker hat unter Verwendung von Trockeneis ein Verfahren erfunden, das den Vertrieb von Speiseeis durch Automaten ermöglicht. Die Ware soll sich vier Tage lang frisch halten.

Maschinen verboten! Aus dem „Berliner Tageblatt" (Nr. 289): „Um die Arbeitslosigkeit in Italien so niedrig wie möglich zu halten, hat der Arbeitsausschuß verfügt, daß bei der Ernte für ganz Italien „jede maschinelle Tätigkeit, welcher Art sie auch immer sein mag" verboten ist. Alle Erntearbeit muß mit der Hand gemacht werden."

Mäusebekämpfung. Die Besitzer mehrerer großer Getreidespeicher in Amsterdam verwenden gegen die Mäuse, die jedes Jahr einen großen Teil der Vorräte vernichten, neuerdings als Abschreckungsmittel Schallplatten mit Katzengeschrei.

Das Detektivalbum. Ein Gegenstück zum Verbrecheralbum ist bei einer polizeilichen Razzia in einem Hafenlokal New Yorks gefunden worden, nämlich ein Album mit den Fotografien von 6000 amerikanischen Detektiven und Kriminalisten. Der Besitzer sagte, das Buch sei in mehreren hundert Exemplaren vorhanden und habe seinen Kollegen schon „die wertvollsten Dienste" geleistet.

Auch ein Sport. In den New Yorker Bars werden neuerdings Fischwettkämpfe veranstaltet. Man setzt zwei männliche siamesische Goldfische in ein beleuchtetes Bassin und gibt dann ein Weibchen dazu. Zuvor werden Wetten abgeschlossen, welches der Männchen bei dem alsbald entbrennenden Kampf auf Leben und Tod Sieger bleiben werde.

Dankbarkeit. Amerika will in Helsingfors ein sehr repräsentables Konsulatshaus bauen, aus Dankbarkeit dafür, daß Finnland als einziges europäisches Schuldnerland Kriegsschulden bezahlt.

Warnung an Reisende. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" (Nr. 296) warnt alle Reisenden vor einem Besuch der Podesta- und Nimrod-Inseln im südlichen Pazifik. Sie seien sowohl von den deutschen als auch von den britischen Seekarten gestrichen worden, da sie trotz sorgfältigster Nachforschungen nicht mehr aufzufinden waren.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 81); Telefon 24018, Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 1. Quartal 1935: 4150

Stuttgart, 7. Juli 1935

16. Jahrgang, Nr. 27

Die Sonntags-Zeitung

Rentabilität

Ein Leser und gelegentlicher Mitarbeiter hat der S.-Z. folgende Betrachtung unterbreitet, die wir mit einer eigenen Anmerkung hiemit veröffentlichen:

Auch in der Wirtschaft gibt es so etwas wie eine Mode, die sprachlich in dem Wechsel von mehr oder weniger treffenden Schlagwörtern zum Ausdruck kommt. Und krisenhaft bewegte Zeiten wie die unsrige sind begreiflicherweise besonders fruchtbar an solchen Schlagwörtern, — ohne daß man doch sagen könnte, daß dieser Art von Fruchtbarkeit auch die der Wirtschaft selber entspräche. Um nur einige zu nennen: Autarkie, produktive Erwerbslosenfürsorge, Ankurbelung der Wirtschaft, Kaufen statt Sparen, Export ist lebenswichtig, Rückkehr zur Rentabilität.

Es ist, wie man zugestehen wird, ein ziemliches Auf und Ab, das durch diese Reihe von Schlagwörtern (die sich ja noch verlängern ließe) gekennzeichnet wird. Allein es läßt sich doch nicht übersehen, daß sie in ihrem Fortschritt bedeutsame Merkmale einer allmählichen Wirtschafts gesundung aufweist, wenn diese vorläufig auch mehr theoretischer Natur sind.

Vor allem die Betonung des Gedankens der Rentabilität, die wir heut aus allen Äußerungen unserer Wirtschaftsführer herauslesen können, scheint mir in dieser Hinsicht von Wichtigkeit. Denn es ist wirklich so, wie Reichsbankdirektor Dr. Schacht (dem Sinne nach) einmal gesagt hat: ein Wirtschaften ohne Rücksicht auf Rentabilität ist ein Unding.

Freilich hat man sich dabei bewußt zu bleiben, daß Rentabilität ein außerordentlich subjektiver Begriff ist und daß er für den Einzelnen etwas völlig anderes bedeutet als für die Gemeinschaft.

Für eine Gemeinschaft kann vieles rentabel sein, was es für den Einzelnen nicht ist. Und für den Einzelnen wieder ist manches rentabel, was vom Standpunkt der Gemeinschaft aus unrentabel genannt zu werden verdient. Ein Beispiel für den ersten Fall ist etwa die Instandhaltung von Straßen, für den zweiten der Vertrieb von irgendwelchen sogenannten Geheimmitteln. Und zwar liegt der Unterschied hier hauptsächlich in dem, was jeweils als Nutzen oder Ertrag angesehen wird.

Der Nutzen oder Ertrag eines Geschäfts besteht, volkstümlich gesprochen, immer in der Differenz zwischen dem, was man „hineinsteckt", und dem, was man „herausholt". Diese Differenz muß beim Einzelnen aber offenbar verhältnismäßig viel größer als bei der Gemeinschaft sein, wenn von Rentabilität die Rede sein soll. Die Gemeinschaft kann sich schon für befriedigt erklären, wenn das von ihr unternommene Geschäft die Einkommensverhältnisse ihrer Mitglieder so verbessert, daß deren vermehrtes Steueraufkommen die entstandenen Unkosten gerade deckt, d. h. wenn der Reinertrag gleich Null ist. Für den Einzelnen aber beginnt die Rentabilität da überhaupt erst.

Und damit ist bereits ausgesprochen, daß die Gemeinschaft in gewissem Sinne eben doch billiger arbeitet als der Einzelne. Andererseits jedoch hat es dieser wieder insofern bequemer, als er — zum mindesten nach den Regeln der heute noch bestehenden Profitwirtschaft — lediglich auf seinen eigenen Gewinn bedacht zu sein braucht, — ohne sich auch nur im geringsten um die Frage zu kümmern, ob seine Tätigkeit zugleich der Allgemeinheit nützt. Und dieser sein Vorzug — falls es einer ist — wirkt sich praktisch nun so stark aus, daß er den Vorsprung, den die Gemeinschaft an und für sich voraus hat, mit Leichtigkeit wieder einholt.

Trotzdem kann natürlich kein Zweifel darüber bestehen, daß die Auffassung des Begriffs der Rentabilität, wie sie die Gemeinschaft vertritt, sittlicher und eben darum auch zukunftsvoller ist als die des Einzelnen. Denn ein Gewinn, der durch Schädigung anderer erlangt wird, ist ein gefährlicher, weil unschöpferischer und geradezu zerstörerischer Gewinn, der die Grundlagen der Gesamtwirtschaft unterhöhlt und damit auf die Dauer auch die Verdienstmöglichkeiten des Einzelnen verringert. Nur der Gewinn, der allen zugutekommt, vermehrt die vorhandene Substanz wirklich und ist darum auch in vollem Sinne „rentabel".

Es gibt nun verschiedene Wege, um diesem sozial orientierten Begriff der Rentabilität zum Sieg zu verhelfen. Derjenige, der in der Erziehung des Einzelnen zu verantwortungsbewußtem Denken besteht, wird heute von uns beschritten. Er ist vielleicht nicht der rascheste; aber wenn er einmal zurückgelegt ist, der am wenigsten fehlbare und der menschenwürdigste.

Franz Krämer

+

Der Herr Einsender, mit dessen Grundgesinnung wir übereinzustimmen glauben, wird uns gestatten, daß wir seine Worte noch etwas zu ergänzen versuchen.

Der Begriff Rentabilität stammt aus der kapitalistisch orientierten Privatwirtschaft. Rentabel ist ein Geschäft, das eine mehr oder minder große Rente oder Rendite abwirft. Ein privater Geschäftsmann, der die Wahl zwischen zwei Geschäften hat, wird sich im allgemeinen für dasjenige entscheiden, das „rentabler" ist: bei dem mehr für ihn „herausspringt"; also, um nach einem absichtlich etwas übertriebenen Beispiel zu greifen, etwa für den Betrieb einer Spielbank eher als für ein alkoholfreies Speisehaus, für den Bau einer Mietskaserne eher als für eine Siedlung, für den Vertrieb von Detektivromanen eher als für die Herausgabe eines filosofischen Lehrbuchs.

Nicht immer, aber häufig ist es in diesen Fällen so, daß das rentablere Geschäft das für die Allgemeinheit weniger nützliche oder wünschenswerte ist; deshalb sind eine Reihe von gesetzlichen Sicherungen und Vorschriften vorhanden, die der ungehemmten Herrschaft des Rentabilitätsprinzips entgegenwirken. Es ist verboten, ohne Weiteres eine Spielbank aufzumachen; der Verkauf von Alkoholgetränken ist an eine Konzession gebunden; das Feilbieten von sogenannter Schundliteratur ist nicht gestattet.

Aber auch wenn nun die Gemeinschaft nach ihren Gesichtspunkten, also nicht von privaten Interessen beeinflußt, „rentabel" wirtschaftet oder handelt, kann unter Umständen etwas Schädliches, ja Verderbliches herauskommen. Das Gefährliche am Begriff der Rentabilität ist nämlich, daß er mit kurzen Fristen arbeitet. Was für den Augenblick Gewinn bringt, kann auf lange Sicht sehr verlustreich wirken. Angenommen, eine Gemeinde beschlösse, ihren Wald zu schlagen und zu verkaufen, — das ergäbe zwar zunächst vielleicht einen Gewinn, der allen zugutekäme; aber die folgenden Generationen würden schwer darunter zu leiden haben. Um aktueller zu werden: wenn, in denkbar bester Absicht, etwa heute alle Moore und Ödländer in Deutschland kultiviert und in Kleinsiedlungen aufgeteilt würden, — so wäre das scheinbar „rentabel" auch im Sinne der Gemeinschaft, aber dennoch wahrscheinlich ein Fehler, der sich später rächen würde. Es ergibt sich hier der paradoxe Zusammenhang, daß Arbeiten, die wegen ihrer privatwirtschaftlichen Unrentabilität unterblieben sind — wie unter Umständen eine Moorkultivierung — manchmal wirklich zum Segen des Ganzen nicht ausgeführt worden sind. Ausnahmen bestätigen die Regel; und privatwirtschaftliche Rentabilität mag mit dem gemeinen Nutzen häufig im Widerspruch stehen: hie und da fallen beide auch einmal zusammen.

Eine sozialistische Wirtschaft wird den mißverständlichen Begriff der Rentabilität am besten nach und nach ausschalten, obwohl auch in ihr etwas Richtiges darunter verstanden werden kann: daß der Erfolg jeder Arbeit und allen Wirtschaftens etwas größer sein muß als die Summe der Kräfte und Mittel, die dabei aufgewendet worden sind. Es empfiehlt sich, dafür den eindeutigeren und einfacheren Begriff der Wirtschaftlichkeit einzuführen. XXX

Die Naturkräfte, die das Maschinenzeitalter in seinen Dienst gestellt hat, sind Wir-Kräfte, die nicht mehr für den Einzelnen, sondern für die Gesamtheit eines Volkes, einer Gesellschaft oder Gemeinschaft arbeiten wollen. Martin Wagner

Der Unternehmer

Professor Dr. Lüer in einem Vortrag über das Thema „Der Unternehmer als Verwalter des Volksvermögens" (nach „Frankfurter Zeitung", Nr. 262): „... Unternehmer könne man nicht werden durch irgend eine Aufgabe, die man übernimmt, etwa dadurch, daß man eine Fabrik gründet; vielmehr müsse derjenige, der eine Fabrik oder sonst eine Unternehmung betreiben will, schon vorher Unternehmer sein. Der unternehmerische Geist wiege mehr und sei wertvoller als Geld und Gut ... Das Treuhandverhältnis zwischen Staat und Unternehmer besitze den bedingungslosen Vorrang vor allen Beziehungen zwischen dem Führer eines Unternehmens und demjenigen, dem er vermögensrechtlich verpflichtet ist ... In der zurückliegenden Zeit der sogenannten Rationalisierung und der großen Investitionen habe sich schlagend erwiesen, wie falsch es sei, wenn sich Menschen mit wirtschaftlichen Unternehmungen befassen, die nicht zum Unternehmertum geboren sind ..."

Josef Winschuh in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" (Nr. 242/243): „... Man stößt immer wieder auf Männer mit Unternehmerfunktion, die innerlich keine Unternehmer sind, sondern von heute auf morgen auch Regierungsrat werden könnten. Ihnen ist Ordnen und Verwalten mehr als Unternehmen, das Entdecken von Versorgungs- und Produktionslücken, die Witterung einer Entwicklung und das Riskieren eines Einsatzes. Allerdings muß man hinzufügen, daß unsere Wirtschaft an vielen Stellen auch diesen Typ braucht ... Die heutige Wirtschaftslage mit den besonderen Aufgaben der staatlichen Wirtschaftsführung hat das Bedürfnis nach einem besonderen Unternehmertyp entwickelt, den Unternehmer z. b. V. des Staates. Das sind Männer, die Unternehmer in höchster Potenz sind, bei denen aber der Schöpferdrang, aufzubauen, etwas hinzustellen oder in Gang zu bringen, stärker entwickelt ist als der Trieb nach Eigentum, Sicherung und Kontinuität ..."

Kleine Chronik

Die Reichsregierung hat eine Reihe von Gesetzen verabschiedet, u. a. ein Gesetz über die Luftschutzpflicht und eines über die sogenannte „eugenische Indikation". (Letzteres gestattet unter bestimmten Sicherungen die Schwangerschaftsunterbrechung, falls das erwartete Kind erbkrank sein würde.)

Deutscher Lebenshaltungsindex im Juni: 123,0, gegenüber 122,8 im Vormonat.

Verhandlungen über eine Verlängerung der am 30. Juni abgelaufenen deutsch-französischen Handels- und Zahlungsvereinbarungen sind ergebnislos abgebrochen worden.

Die französische Regierung hat der Reichsregierung die Antwort auf die Frage, wie sich der französisch-russische Beistandspakt mit dem Locarno-Vertrag vereinbaren lasse, überreicht. Die Antwort erklärt die beiden Verträge für juristisch vereinbar.

Die Verhandlungen Edens in Paris und Rom haben gezeigt, daß zwischen London und Paris in der Frage der kollektiven Friedenssicherung und zwischen London und Rom in der Frage des italienisch-abessinischen Konflikts noch keine Einigung zustande gekommen ist.

Der französische und der italienische Generalstab haben miteinander über eine eventuelle militärische Zusammenarbeit bei der Verteidigung der Grenzen vom Rhein bis zum Brenner verhandelt.

In Prag ist ein gesamtstaatlicher Katholikentag abgehalten worden, bei dem auch ein päpstlicher Legat anwesend war. (Die seit Bestehen des tschechoslowakischen Staates gespannten Beziehungen zwischen Prag und dem Vatikan scheinen nach längeren Verhandlungen jetzt normal zu werden.)

Die sowjetrussische Regierung will den ihr vor einiger Zeit von deutschen Banken eingeräumten 200-Millionen-Kredit vor allem zu Bestellungen bei der Autoindustrie benützen.

Die Internationale Handelskammer hat in Paris einen Kongreß abgehalten, der vor allem der Frage der Wiederbelebung der Weltwirtschaft gewidmet war.

In der spanischen Provinz Barcelona ist wegen verschiedener Terrorakte der vor einiger Zeit aufgehobene Belagerungszustand wieder eingeführt worden.

Der Kaiser von Abessinien hat sich in einem Interview darüber beschwert, daß die Ausfuhr von Waffen und Munition nach Abessinien von mehreren Staaten verboten worden sei; auf diese Weise werde der Schwache dem Starken schutzlos preisgegeben.

Bilanzen sprechen

Von Fritz Werkmann

Die Sprache der Blumen ist bekannter als die der Bilanzen. Wir wollen gern zugeben, daß die Sprache der Blumen schöner ist. Daß die Sprache der Bilanzen interessant ist, sei hier unter Beweis gestellt. Dabei werden wir dem Leser rücksichtsvoller Weise keine vollständigen Bilanzen und Ertragsrechnungen unterbreiten, sondern jeweils nur einige charakteristische Zahlen herausgreifen. Wenn dem einen oder anderen Leser der sich so ergebende Blumenstrauß nicht gefällt, so möge er das nicht dem Sammler der Blumen zurechnen!

+

Die Vereinigten Glanzstoff-Fabriken A.-G. in Elberfeld, die größte deutsche Viscose-Kunstseidefabrik (Aktienkapital: 76,5 Millionen Mark), konnte 1934 ihre Produktion gegenüber dem Vorjahr um 57 Prozent steigern. Einen wie erheblichen Vorteil sie dabei aus der erhöhten Ausnutzung ihrer Anlagen zog, zeigen einige Zahlen aus ihrer Ertragrechnung (Angaben hier und in den folgenden Tabellen in Millionen Mark):

	1931	1932	1933	1934
Fabrikationsgewinn	29,6	22,8	24,3	42,6
Löhne, Gehälter	16,5	12,0	11,4	15,7
Zinsen	4,1	3,3	1,9	1,7
Reingewinn	—	—	0,02	—
Dividende	0%	0%	0%	0%

Die Löhne und Gehälter lagen 1934 rund 5 Prozent unter dem Stand von 1931, die Zinsen waren gar rund 60 Prozent niedriger. Der Fabrikationsgewinn war gleichzeitig um mehr als 40 Prozent höher. Er war 1934 mit rund 43 Millionen Mark fast doppelt so hoch wie zwei Jahre vorher. Daß dabei keine Dividende verteilt, ja nicht einmal ein Reingewinn ausgewiesen wird, ist erstaunlich.

Rechnerisch erklärt es sich durch außerordentliche Abschreibungen vom Bilanzposten „Beteiligungen". Von diesem Posten wurden 1934 nicht weniger als 10,5 Millionen Mark abgeschrieben, wohl fast der ganze Reingewinn, der sich sonst ergeben hätte. Ende 1934 stehen die gesamten Beteiligungen noch immer mit 41 Millionen Mark zu Buche; es handelt sich dabei um Tochtergesellschaften, die im Verlauf der Kunstseide-Sonderkonjunktur in vielen Ländern gegründet worden waren und nicht überall rentabel arbeiteten. Als gesamter Ertrag jener 41 Millionen Mark Beteiligungen wird der Riesenbetrag von 3464 Mark ausgewiesen. Das ist auffällig wenig.

Bei dieser Gesellschaft ist vieles absichtlich undurchsichtig. Man weiß: nahezu ihr gesamtes Aktienkapital gehört der Algemeene Kunstzijde Unie in Arnheim (Holland), kurz „Aku" genannt. Dividenden werden von der Glanzstoff A.-G. heute wohl vor allem deshalb nicht ausgeschüttet und daher auch nicht ausgerechnet, weil ihr Transfer nach Holland schwierig und mit Verlusten verbunden wäre. Dieser Transfer würde überdies nicht einmal von allen Aktionären der Aku gewünscht; denn die meisten von ihnen sitzen in — Deutschland. Um es ganz deutlich zu sagen: deutsche Kapitalisten besitzen eine holländische Gesellschaft, und diese besitzt ihrerseits eine deutsche Glanzstoff-Fabrik, die glänzend verdient, keine Dividende bezahlt, aber so nebenher 6 Millionen Mark Aktienkapital der im Mai 1935 neugegründeten Spinnfaser-A.-G. in Kassel übernommen hat.

+

Die Demag, die größte deutsche Maschinenfabrik (Aktienkapital: 35 Millionen Mark), hatte 1934 den kleinsten Umsatz der letztvergangenen Jahre. Sie hatte in der Vorkriegszeit etwa die Hälfte, in der Nachkriegszeit bis zu 85 Prozent ihrer Produktion im Ausland abgesetzt. Das Auslandsgeschäft schrumpfte 1933 auf etwa ein Fünftel des Höchstumsatzes früherer Jahre. 1934 gingen die Auslandsaufträge weiter zurück. Die Ausfuhr ist nicht nur durch niedrigere Preise der Konkurrenz, sondern auch durch Währungsrisiken erschwert. 1933 ging z. B. eine vollständige Stahl- und Walzwerkseinrichtung für 17 Millionen Mark nach Übersee. Zwischen Bestellung und Lieferung, Anzahlung und Zahlung des Kaufpreisrestes liegen bei solchen Aufträgen natürlich erhebliche Fristen. Ein Geschäft, das zunächst Gewinn versprach, kann leicht durch Abwertung einer Währung während dieser Frist oder durch Devisenbestimmungen im Abnehmerland, die die Zahlung womöglich überhaupt verbieten, zu einem Verlustgeschäft werden. Die Ausfälle in der Ausfuhr wurden durch Inlandsaufträge nicht voll ersetzt, da das Unternehmen von der deutschen Arbeitsbeschaffungspolitik nur wenig berührt wurde. Das zeigen die folgenden Zahlen:

	1932	1933	1934
Fabrikationsertrag	19,4	18,8	20,8
Abschreibungen	2,9	4,4	2,3
Reingewinn	2,0	0,1	0,2
Dividende	5%	0%	0%

Wenn die Abschreibungen 1934 in der Höhe von 1933, ja selbst wenn sie nur in der Höhe von 1932 gemacht worden wären, so würde sich 1934 statt des kleinen Reingewinns ein Verlust errechnen. — Man beachte allgemein: wenn eine Firma den Posten Abschreibungen kleiner einsetzt, als er dem tatsächlichen Wertrückgang (z. B. durch Abnutzung von Maschinen und Gebäuden) entspricht, so verschleiert sie einen Verlust; wenn sie ihn höher einsetzt, so verschleiert sie einen Gewinn und schafft dadurch „stille Reserven".

+

Die Continental-Gummi-Werke A.-G. in Hannover (Aktienkapital: 37 Millionen Mark) ist die weitaus größte Produzentin von Auto- und Fahrradreifen. Wie wirkte sich die fortschreitende Motorisierung bei ihr aus?

	1930	1931	1932	1933	1934
Bruttoertrag	23,2	20,6	41,3	47,1	61,0
Löhne u. Gehälter	(nicht ausgewiesen)		22,1	22,4	26,1
Abschreibungen	3,5	2,3	2,3	2,4	7,8
Besitzsteuern	(nicht ausgewiesen)		1,6	3,1	5,5
Reingewinn	3,2	2,9	3,5	3,5	3,5
Dividende	8%	8%	8%	8%	8%

Die einzelnen Zahlenreihen haben sich durchaus verschieden

entwickelt. Der Bruttoertrag (in der Hauptsache: Erlös der Fabrikation) stieg sprunghaft, die Löhne und Gehälter stiegen nur sehr viel weniger. Für Abschreibungen wurden 1934 stark erhöhte Mittel verwandt. Der Mehrgewinn von 1934 gegenüber 1933 verschwindet fast völlig in „Abschreibungen". Die bereits vorhandenen erheblichen stillen Reserven wurden so erheblich vergrößert.

Der Reingewinn wird bei dieser Firma seit langem, in fetten wie in mageren Jahren, so errechnet, daß stets 8 Prozent Dividende ausgeschüttet werden können. Aus den Angaben über Reingewinn und Dividende kann man auf die wirkliche Entwicklung der Rentabilität weniger Schlüsse ziehen als aus — man staune — der Zunahme der bezahlten Besitzsteuern.

✦

Wir wenden uns nun einer Firma zu, die große Betriebsverluste hat und dabei weiter 10 Prozent Dividende ausschüttet. Das tut die Firma Schubert und Salzer Maschinenfabrik A.-G. in Chemnitz, die größte europäische Spezialfabrik für Strick- und Wirkmaschinen (Aktienkapital: 8,3 Millionen Mark). Die Beschäftigung dieser Firma hängt völlig ab von der Beschäftigung der Strumpfindustrie und damit von der Entwicklung der Massenkaufkraft. 1928 und 1929 hatte sie einen Umsatz von je über 50 Millionen Mark. 1932 war er auf 7 Millionen Mark gesunken. Die Anlagen sind zurzeit zu einem Sechstel ihrer bisherigen Höchstleistung ausgenutzt, sodaß ein rentabler Betrieb nicht möglich ist. Betrachten wir die folgenden Zahlenreihen:

	1932	1933	1934
Fabrikationsertrag	7,7	5,5	6,7
Löhne und Gehälter	4,7	4,9	5,8
Zinseneinnahmen	2,4	1,9	0,6
Außerord. Erträge	—	2,1	2,5
Dividende	15%	10%	10%

Der Ertrag der Fabrikation deckte 1934 fast nur die Personalkosten einschließlich der Sozialabgaben. Der Betriebsverlust betrug 1934 mit 2,6 Millionen Mark etwa 30 Prozent des Umsatzes!

Wie kann dabei eine Dividende von 10 Prozent ausgezahlt werden? Nur auf Grund der außerordentlich großen Reserven, über die die Firma verfügt und die sie nun nach und nach auflöst (in Form der „außerordentlichen Erträge" unserer Tabelle). Eben weil die Firma schlecht beschäftigt ist, sind diese Reserven sehr flüssig angelegt und können daher, ohne den Betrieb zu stören, an die Aktionäre ausgeschüttet werden. Die Vorräte, Forderungen und Wechsel sind seit 1929 von 28 auf 6 Millionen Mark gesunken. Dafür sind die flüssigen Mittel so gestiegen, daß die Firma jetzt in Form von Wertpapieren, Bankguthaben und Kassenbeständen mehr besitzt, als ihr gesamtes Aktienkapital ausmacht. Sie könnte also, wenn sie wollte, das Aktienkapital jederzeit bar zurückzahlen. Kurzum: das ist eine Bilanz, die glänzend aussieht, weil die einst blühende Firma sehr schlecht geht.

✦

Wir wollen schließen mit der Bilanz eines schwerindustriellen Unternehmens. Da die großen, bekannteren Konzerne ihre Bilanzen zu anderen Terminen als dem 1. Januar abschließen und daher neue Bilanzen nicht zu Verfügung stehen, nehmen wir uns die A.-G. Buderus'sche Eisenwerke in Wetzlar vor (Aktienkapital: 26,3 Millionen Mark). Sie haben, während Schubert und Salzer von alten Gewinnen zehren, ihre Krisenverluste überwunden. Die folgenden Zahlen zeigen — abgesehen von den Besitzsteuern — ein stürmisches Tempo des Anstiegs:

	1931	1932	1933	1934
Bruttoertrag	2,8	7,0	8,8	12,8
Löhne und Gehälter	—	4,3	5,3	8,2
Besitzsteuern	—	0,6	0,5	0,6
Anlage-Abschreibungen	1,0	1,0	1,4	1,5
Reingewinn	0,02	0,02	0,15	0,9
Dividende	0%	0%	0%	4%

Erläuterungen zu dieser Tabelle sind wohl nicht erforderlich. Lediglich die Bemerkung des „Deutschen Volkswirts" zur Bilanz von 1934 sei hier angefügt: „Die Steigerung des Reingewinns von 0,15 Millionen auf annähernd 1 Million dürfte die Ertragsbesserung kaum vollständig wiedergeben; größere Beträge scheinen vor Aufstellung der Erfolgsrechnung vorweg abgesetzt zu sein."

✦

So interessante Sachen liest man im Handelsteil der großen Tageszeitungen, — da wo die lateinischen Buchstaben anfangen und die meisten Leser mit der Lektüre aufhören.

Europa ohne Kompaß

Wer sich fragt, worum es sich denn in einem ganz großen geschichtlichen Sinne bei dem ebenso entsetzlichen wie verheißungsvollen politischen Prozeß dieser Jahrzehnte handelt, wird am zutreffendsten und kürzesten antworten: es handelt sich um Europa.

Wir nehmen indessen noch keine praktischen Ziele, reifen Ideen und politischen Kräfte wahr, die deutlich auf Europa gerichtet wären. Bei den einzelnen europäischen Völkern sind nationale Zielrichtungen und Ideen sehr heftig, europäische nur matt in Wirksamkeit. Die nationalen Leitgedanken und -gefühle können kaum noch deutlicher, als es bereits der Fall ist, herausgearbeitet oder politisch wirksam gemacht werden. Sie sind im Begriffe, an Grenzwerte zu stoßen, jenseits welcher sich neue Ziele abzeichnen.

Der gesunde Menschenverstand sagt, daß die Völker sich zur Vermeidung großen Unheils später oder früher einer europäischen Gemeinschaft werden unterwerfen müssen, über deren Verfassung und Form noch die vorschiedensten Meinungen herrschen. So zahlreiche, dicht besiedelte, hoch organisierte und kultivierte Völker mit soviel gemeinsamem Besitz haben nach der Vollendung ihrer nationalen Reife und der politischen (wenn auch nicht kulturellen) Durchmessung ihrer völkischen Kreise die Aufgabe, eine gemeinsame europäische Ordnung zu finden.

✦

Sobald wir nach einer europäischen Ziel- oder Willensrichtung fragen, erkennen wir, daß das Geschwader der europäischen Nationen noch nicht bewußt in der europäischen Richtung steuert. Es ist kein Flaggschiff da. Der Kompaß jedes einzelnen Schiffes weist nach einer anderen Richtung, die man durch möglichst rücksichtslose Fahrt einzuhalten sucht. Dabei erleiden die Galeeren dieses anarchischen Geschwaders manche abscheuliche Havarie, und die einzelnen Schiffe, auch die widerspenstigen, werden durch den harten Zwang der Zeitgesetze doch immer wieder gezwungen, der Gesamtrichtung der Flotte zu folgen, die, man sage was man wolle, doch schon so etwas wie eine europäische Richtung ist.

Aber diese Richtung ist eine schwer zu sichtende, unentschiedene europäische Zickzacklinie, etwas zwar Vorhandenes, irgendwohin Weisendes, jedoch in deutlichen politischen Ausdrücken kaum zu Beschreibendes. Wohin also zeigt die Nadel des Kompasses? Ist überhaupt ein Kompaß vorhanden? Nein! Hohe Sternbilder mögen uns leuchten, wenn der Himmel gerade klar ist, und das Geschwader der Völker mag bei allem Gezeter und Gehader ihrer Kapitäne ahnungsvoll unbewußt schon eine europäische Richtung verfolgen. Aber einem durch Sturm und Nebel weisenden politischen Kompaß folgen wir nicht.

Soll man daraus die Folgerung ziehen, daß das gemeinsame Segeln des Geschwaders eine alberne Sache sei, und daß es besser ist, die eigenen Galeeren nicht nur zu panzern, sondern mit scharfen Rammsporen zu versehen, um die lästigen Mitsegler, wo sie im Wege stehen, in den Grund zu bohren? Auch so etwas mag man eine Idee nennen, wenn man will. Es ist die taktische Idee der Seeschlacht bei Salamis, aber eine politische Idee europäischer oder selbst wahrhaft nationaler Art ist das nicht.

✦

Eine höhere politische Ordnung muß sich als europäische Idee nicht nur als ein Ausgleich oder Stimmung, sondern mit wuchtigem Ernst neben und über die nationalen Ordnungen stellen. Der Erdteil muß als Einheit höherer Art genau so bewußt werden, wie einstmals die Völker und Nationen als Einheiten höherer Art hervortraten. Die Völker Europas müssen beginnen, als Geschwader zu segeln und ablassen, sich in wüsten und wirren Schlachten um die machtvolle Entfaltung zu bringen, die zu erwarten ist, wenn Europa seinen Kompaß erhält.

Solche Dinge sprechen sich einfach aus. Aber was bedeutet es, wenn aus der Not der Völker ein großer Beweggrund europäischer Art die Gemüter ergreift und in seinen Bann zwingt? Nicht mehr und nicht weniger als ein ganz neues politisches, geistiges und sittliches Denken und Fühlen, unvergleichbar demjenigen, das bis zum Weltkriege und nachher zwischen den Völkern galt.

Die einzige politische und kulturelle Idee, würdig von den größten Politikern, den edelsten Geistern, den vaterländischen Kämpfern und der Jugend aufgegriffen zu werden, die einzige, die im Bunde mit der erfüllten oder sich erfüllenden nationalen Idee ins Freie und Große führt, ist die europäische Idee.

Erkennt man die Notwendigkeit einer gemeinsamen europäischen Richtung an, ist man sich ferner darüber klar, daß die Vielfältigkeit der Völker nicht leidet, wenn man ihre Vielstrebigkeit durch ein wachsendes politisches Einheitsbewußtsein versöhnt, so ... steht der Einzelne wie das Volk vor der Aufgabe, zu dem nationalen Bereich im Fühlen, Denken und Handeln auch den europäischen Bereich hinzuzunehmen. Wiederum spricht sich das einfach aus, aber es schließt seelische und praktische Aufgaben von unbändiger Schwierigkeit in sich.

✦

Das Fortarbeiten jenes politischen Mechanismus, den man nicht abstellen kann, wird das kommende Europa heraufführen helfen: er wird durch den harten Zwang der nicht endenden Nöte und die langsam zunehmende Macht der neuen Idee zu einer Arbeitsweise gebracht werden, die Europa und seinen Völkern angemessener ist als die Methoden, Gewohnheiten und Konstruktionen von heute. Die europäische Idee wird politisch wirksam werden, sie wird sich im Geist und Wesen zunächst einzelner, dann einer zunehmenden Schicht politisch fähiger Menschen formen und im politischen Leben tatsächlich Einfluß gewinnen.

Eins ist sicher: stehen große politische Umwälzungen in Europa bevor, so wird die Umwälzung auch alle übrigen, mit dem Geist und Gemüt des Menschen zusammenhängenden Gebiete ergreifen. Diese Umwälzungen aber stehen bevor. Darum wird alles Gefühl und Denken, Dichten und Schaffen von dem Sturm ergriffen werden.

Es handelt sich im Leben immer um Aufgaben, nicht um billige Profezeiungen oder Meinungen. Die Aufgaben des Zeitalters — mögen sie sich erfüllen oder nicht — rufen die einfachste, beste und anständigste Schicht des europäischen Menschen, der europäischen Jugend in die Arena gewaltiger Geschicke. Jubeln wir dem Geschick, jubeln wir der Aufgabe zu! Noch nie war eine Aufgabe schwerer, aber auch noch nie großartiger und lohnender.

Eugen Diesel

Der geheiligte Freihandel

Die englische Regierung hat verordnet, daß für Kirschen, die nach dem 26. Juni aus Deutschland nach England eingeführt werden, der Nachweis erbracht werden muß, daß sie nördlich des 53. Breitengrades oder in Ostpreußen gewachsen sind.

Der 53. Breitengrad schneidet Deutschland ungefähr auf der Höhe von Bremen und verläuft ein ganzes Stück nördlich von Berlin. Die großen Kirschengebiete Süddeutschlands, Sachsens und Werders liegen außerhalb der Zone, aus der England die Einfuhr freigegeben hat. Unter diesen Umständen sind also die Chancen für deutsche Kirschen auf dem englischen Markt dieses Jahr so, als wenn ein Einfuhrverbot bestünde. Man hat in England mit der neuen „Breitengradtheorie" erreicht, was man wegen der alten Freihandelstheorie nicht gern unverblümt getan hätte.

In der Tat: die neuen Breitengradtheorie eröffnet für den Welthandel neue Chancen. Wir brauchten danach statt eines Zolltarifs nur eine Reihe von Bestimmungen zu treffen, die etwa folgendermaßen aussehen müßten: Alle nach Deutschland kommenden Bananen müssen in der sibirischen Tundra gewachsen sein, Heringe müssen ihr Ursprungszeugnis vom Äquator beibringen, grönländischer Tabak bleibt zollfrei, und alle übrigen Feldfrüchte müssen in der Sahara gezogen sein. Englische Wolle ist uns willkommen, wenn die Schafe nördlich des 60. Breitengrades groß geworden sind. Zölle und Kontingente gäbe es dann nicht mehr, und wir hätten wieder, wie in der guten alten Zeit — auf dem Papier wenigstens — den völligen Freihandel. („Berliner Volks-Zeitung", 8. Juni)

Der Baumwollwurm

In einem Aufsatz „The World Cotton Drama" im Juliheft von „Foreign Affairs" berichtet Henry A. Wallace, daß in USA im Jahr 1934 mit einem „ungeheuren Aufwand öffentlicher Gelder" eine Einschränkung der Baumwollernte um 3½ Millionen Ballen erzielt worden sei. Man habe mit diesem kostspieligen Aufwand „nicht annähernd eine so starke Wirkung auf die amerikanische Baumwollproduktion erzielt" wie der Baumwollwurm in den Jahren 1921 und 1923. Damals sei die Ernte je um 11 Millionen Ballen gemindert worden, und der Baumwollwurm habe völlig umsonst gearbeitet.

Schade, daß man den Baumwollwurm in USA nicht dressieren kann.

Wer in seinem Herzen daheim ist, dem erscheinen alle Orte der Erde gleich gut.

Stehr

Eulen nach Athen

Von German Gerhold

Nikolai Petrowitsch lebte im Elend. Er war ein Dichter, aber die Verleger weigerten sich, seine großen Gedanken zu drucken.

Da sprach er eines Tages zu seiner Frau: „Ich werde den Kampf gegen diese satten Verleger und gegen diese ganze mitleidlose Gesellschaftsordnung aufnehmen müssen. Hier in Moskau würde man uns unter den Augen des Zaren verhungern lassen. Wir werden darum in das Dorf meiner Eltern zurückkehren und ich werde von dort aus den Kampf mit der Feder führen. Zwar ist es ein erbärmliches Dorf, abseits aller Straßen hinter Wäldern und Sümpfen gelegen, aber es wächst immerhin mehr auf seinem Boden für uns, als auf dem Pflaster Moskaus. Und bei der heiligen Mutter von Kasan schwöre ich: nicht eher werde ich Ruhe geben, als bis eine gerechte Verteilung der Güter durchgeführt und unser Elend beseitigt ist!"

Die Jahre vergingen. Nikolai Petrowitsch schrieb die Nächte hindurch, trotzdem sich seine Augen entzündeten und seine Finger geschwollen waren. Aber das Elend blieb, und die Verleger sandten die Manuskripte zurück, die der Dorfbote, der taubstumme Wassili, alle Vierteljahre auf die ferne Poststation transportierte.

Die Zeit verflog, aber vom Geschehen der Zeit drang fast nichts bis in diese Einöde.

Immer tiefer drang Petrowitsch in die Ursachen des Elends ein; immer glühender und überzeugender wurden seine Darlegungen. Immer vernichtender wurden die Schläge, die er in seinen Manuskripten gegen die verruchte Ordnung der Gesellschaft führte.

Seine Lungen erkrankten und er hustete Blut. Seine Frau war zum Skelett abgemagert. Seine Kinder waren schlecht ernährt und notdürftig in Lumpen gehüllt. Wie alle im Dorf.

Aber der Anblick all dieses Elends gab ihm immer wieder neue Kräfte.

„Warum leiden sie?" Das war die große Frage, die er in seinen Romanen, Dramen und Abhandlungen immer wieder stellte und jedesmal mit dem leidenschaftlichen Schrei nach dem Sozialismus beantwortete.

Daß die Manuskripte zurückkamen, störte ihn nicht. Nur umso glühender setzte er den Kampf fort. Einmal, so glaubte er, würden sie um der dichterischen Vorzüge willen doch seine Werke drucken, und wie der Blitz in einen dürren Heuschober, so würde es unter das Volk fahren; wie ein Flamme würde der Schrei der leidenden Millionen zum Himmel auflohen und in einem einzigen Anlauf würde das Elend beseitigt werden.

„Das Volk steht auf!" „Flammenzeichen an Rußlands Himmel!" „Der Sieg der Elenden!" nannten sich diese revolutionären Werke.

Schließlich aber kamen weder Manuskripte zurück, noch sonst mehr irgend eine Nachricht von Moskau.

Da wurde Petrowitsch von einem gewaltigen Zorn gepackt; und als das Elend im Dorf infolge einer Mißernte größer wurde als je zuvor, machte er sich auf den Weg nach der fernen Stadt.

Nach einigen Wochen hatte er sie mit wunden Füßen erreicht, und unverzüglich begab er sich in die Straße, wo einer der Verleger hauste.

Allein das Geschäft war geschlossen. Man verwies ihn an ein Büro in der Powarskaja.

Dort angelangt sah er sich einem gutgekleideten, satt und zufrieden dreinblickenden Herrn gegenüber, der hinter einem schönen Schreibtisch saß.

„Ich bin, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, der Schriftsteller Nikolai Petrowitsch", begann er, mühsam seine Erregung verbergend. „Wieso beliebt es, mir nicht einmal mehr meine Manuskripte zurückzusenden —?"

Der Mann sah interessiert lächelnd auf. „Sie also sind Nikolai Petrowitsch —? Sie sehen, man kennt Ihren Namen hier."

„Und warum, wenn ich danach fragen darf, antwortet man mir nicht einmal mehr?" sprach Petrowitsch zornig. „Und wo befinden sich meine Manuskripte?"

„Oho —!" sagte der Mann und stäubte amüsiert die Asche von seiner Papyros. „Ich rate dir, Petrowitsch: benimm dich hier ruhiger ..."

„Zum Teufel!" brauste Petrowitsch auf. „Wo sind die Manuskripte? Warum wenigstens erhalte ich nicht diese zurück?"

„Ich werde es dir erklären, Nikolai Petrowitsch: weil man noch immer darüber im Zweifel war, ob man dich in ein Irrenhaus oder ins Zuchthaus stecken soll!"

Petrowitsch nickte mit bitterem Lächeln. „Ja, das also ist das Los der Menschen, die für ein gerechtes und sozialistisches Rußland kämpfen."

Der andere schlug mit beiden Händen auf die Tischplatte und lachte gerade heraus.

„Du Tor! Du Trottel!" schrie er. „Du lebst doch in einem sozialistischen Staat! Seit sechs Jahren bereits leben wir in einem sozialistischen Staatswesen! Und du sitzest hinter deinem Walde und schreist immer weiter nach dem Sozialismus?"

Petrowitsch erblaßte; seine Augen wurden glasig vor Schrecken.

„Ja — wie —?" stammelte er. „Ich und die Meinen und alle Menschen im Dorf leiden und hungern nach wie vor, — ich stehe hier als Bettler vor einem gutgefütterten, besseren Herrn genau wie damals — das ganze Elend ist das alte — aber nun heißt es auf einmal Sozialismus?"

Mit irren Augen blickte er umher. Er wollte noch mehr sagen, aber da kam ein Blutsturz und ließ ihn verstummen.

Ein Vatertag

Als meine Frau dieses Frühjahr am Muttertag von den Kindern Blumen und Schokolade geschenkt bekam, entschlüpfte mir die neiderfüllte Bemerkung: warum gibt es eigentlich nicht auch einen Vatertag?

Fast hätte ich mich damals meiner Anwandlung geschämt; aber offenbar bin ich doch nicht der einzige Europäer, dem eines Tages hier ein Manko zum Bewußtsein kam. Soeben meldet mir mein Leibblatt aus Kopenhagen: „Die Landesvereinigung der Tabakhändler Dänemarks hat auf ihrer Vertretertagung in Aalborg beschlossen, vom nächsten Jahr an nach dem Vorbild des Muttertags auch einen Vatertag einzuführen, wie er bereits in Schweden üblich ist. Als Datum wird der 5. Juni, der dänische Verfassungstag, in Aussicht genommen."

Sind doch tüchtige Leute, diese Skandinavier. Warum sind unsere deutschen Zigarrenhändler noch nicht auf diesen Dreh gekommen? Sie sind es natürlich und sonst niemand, die berufen sind, hier bahnbrechend vorzugehen! Blumen und Pralinen der Mutter, gut. Aber dann bitte auch Zigarren, Zigaretten, Rauch- und Kautabak für das geplagte Geschlecht der Väter!

Man bemerke, wie hübsch sich in diesem Falle in Dänemark Geschäft, Familiensinn und ein Schuß vaterländischen Empfindens zu einem reizvollen und der Wirtschaft äußerst

Das Memelgebiet

Schlagen wir einmal das Lexikon auf! Memelgebiet: 2416 qkm, 146 914 Einwohner (über die Hälfte Deutsche). Ein anderes Nachschlagewerk gibt an: 44 Prozent Deutsche, 25 Prozent Memelländer, 28 Prozent Litauer. Und ein Blick auf die Karte zeigt neben gut deutschen Namen (wie Heidekrug oder Nimmersatt) solche, die ein Deutscher kaum aussprechen kann (wie Uszlöknen oder Szameitkehmen). Welche Schicksale hat dieser Gebietsstreifen im Nordosten Deutschlands gehabt?

Als der Deutsche Ritterorden zu Beginn des 13. Jahrhunderts in das Gebiet eindrang, fand er dort im Süden Altpreußen, im Norden Letten. Es waren noch Heiden, die ihren Glauben zäh verteidigten und erst nach schweren Kämpfen zum Christentum bekehrt werden konnten, soweit sie es nicht vorzogen, zu den benachbarten Litauern zu fliehen. Noch im 13. Jahrhundert begannen dann die Einfälle der Litauer in das Ordensgebiet, häufig auch in das Memelgebiet. Die Macht Litauens wächst immer mehr, besonders durch die Verbindung mit Polen, der Deutsche Orden, 1410 bei Tannenberg schwer geschlagen, verliert ein Stück seines Gebietes ums andere, und schließlich wird der Ordensstaat in ein weltliches Herzogtum Preußen umgewandelt (1525), das, von Hohenzollern regiert, zunächst noch polnisches Kronlehen war.

In diesen Kämpfen wurde das Gebiet um die Memel schwer geschädigt; an intensive Kolonisierung konnte nicht gedacht werden, die Bevölkerung wurde immer wieder dezimiert, und der Orden war nicht in der Lage, die Menschenverluste auszugleichen. So kamen schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts litauische Siedler über die Grenze und wurden gerne aufgenommen (während dagegen die litauischen Großfürsten über Landflucht klagten). Der Zustrom wird immer stärker, und zu Beginn des 16. Jahrhunderts tauchen im heutigen Memelgebiet litauische Ortsnamen auf. (Skaisgirren z. B. bedeutet Waldlichtung, Uszkampen Waldende; Trakehmen und Trokischen hängen mit dem litauischen Wort traukti = ziehen zusammen, das nichts anderes ist als das lateinische trahere, von dem der Traktor seinen Namen hat; das Altlitauische hat mehr als jede andere Sprache, auch mehr als Griechisch und Lateinisch, vom Indogermanischen aufbewahrt und ist für die Sprachforscher von unschätzbarem Wert.) Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Orte, die heute litauische Namen haben, von Litauern gegründet worden sind.

Das Land, 1618 dem Herzogtum Brandenburg-Preußen einverleibt, soll nicht zur Ruhe kommen. In den Kriegen zwischen Schweden, Polen und Preußen wird es wiederum entvölkert, und wiederum kommt Zuzug aus Litauen. Die Pest forderte 1710 annähernd 10 000 Todesopfer, so daß das Memelland verödet dalag. Auch damals kamen nochmals litauische Bauern ins Land, aber jetzt beginnen auch die preussischen Könige, Siedler in das Memelgebiet zu schicken. Friedrich Wilhelm I. stellt den vertriebenen Salzburger Protestanten im Memelgebiet Boden zur Verfügung, und nach dem Siebenjährigen Krieg, in dem das Land nochmals verwüstet wird, siedelt Friedrich der Große ausgediente Soldaten dort an.

Aber erst nach den Napoleonischen Kriegen kommt das Land einigermaßen zur Ruhe und beginnt aufzublühen. Als Teil Preußens und des Deutschen Reiches macht es den allgemeinen Aufschwung im 19. Jahrhundert mit. Von Loslösungs- oder Autonomiebestrebungen hat man nichts gehört; die litauische Minderheit hat ja sogar Vertreter in den deutschen Reichstag entsandt und spürte offenbar keine Lust, sich vom Zaren in Petersburg regieren zu lassen.

Das änderte sich, als Ende 1917 Litauen, dessen letzter Rest bei der zweiten Teilung Polens (1793) russisch geworden war, wieder zu einem selbständigen Staat erhoben wurde, dessen Unabhängigkeit Deutschland im März 1918 anerkannte, und als es im französischen Interesse lag, die deutsche Ostgrenze aufzureißen. Mit allen Mitteln wurde Propaganda für den Anschluß an Litauen gemacht. Aber selbst die Friedensmacher in Versailles wagten es nicht, ein Gebiet, bei dessen Besiedlung zwar litauische Bauern mitgeholfen haben, dessen Bevölkerung aber jetzt zum größten Teil deutsch spricht und denkt, den Litauern zu überlassen; sie stellten es unter die Verwaltung der Alliierten und ließen es durch französische Truppen besetzen.

Als 1923 sowohl Deutschland wie die Alliierten durch den Ruhrkampf abgelenkt waren, nützten die Litauer die Gelegenheit aus und schickten etwa 6000 Freischärler ins Memelgebiet, vor denen die französischen Besatzungstruppen kapitulierten. Die Alliierten protestierten zwar in Kowno gegen diesen Gewaltstreich, erkannten aber schließlich, wie das in solchen Fällen üblich ist, die vollzogene Tatsache an.

1924 arbeitete dann der Völkerbund ein Memel-Statut aus: das Memelgebiet wurde zwar an Litauen angegliedert, erhielt aber in kulturellen Dingen und in der Verwaltung weitgehende Rechte, die vom Völkerbund bzw. den Großmächten garantiert wurden.

Wie es mit diesen Rechten in Wirklichkeit bestellt ist, das haben wir und haben vor allem die Memelländer in den letzten Jahren zur Genüge erfahren. Auch jetzt nützt es Litauen wie 1923 aus, daß Deutschland sich außenpolitisch in einer gewissen Gefahrenzone befindet, und sucht das Memelgebiet noch möglich stark zu litauisieren, und zwar mit größter Eile; man kann ja nicht wissen, wie lange man die jetzigen Methoden noch anwenden kann.

Wenn Deutschland aus der außenpolitischen Gefahrenzone wieder heraus ist, wird es jedenfalls nicht mehr gehen!

Helmut Reichert

Wieder Entscheidungskrieg?

Es ist vielleicht nicht übertrieben, wenn man sagt, die Motorisierung der Heere werde in den Methoden der Kriegführung eine Umwälzung von ähnlicher Bedeutung bringen wie einst die Erfindung des Pulvers. Aber gerade wie sich bei der Einführung des Schießgewehres wohl niemand recht vorstellen konnte, wie sich dadurch die Kriegführung ändern werde, so kann man auch heute, und zwar von militärischen Fachleuten, ganz verschiedene Ansichten über die zukünftige Form des Krieges hören.

Am ehesten besteht noch Einigkeit darüber, daß der Stellungskrieg, wie er für den Weltkrieg kennzeichnend war, nicht mehr wiederkehren wird, sondern daß man mit größerer Beweglichkeit der Truppen und folglich wieder mehr mit dem Moment der Überraschung rechnen muß. Aber das besagt ja nicht allzuviel. Denn es tauchen sofort eine Menge anderer Fragen auf. Wird die Infanterie überhaupt noch in größeren Formationen kämpfen? Oder werden Flugzeuge und Tanks die Schlacht liefern? Welchen Wert wird das M.G. noch haben? Wie wird die Artillerie eingesetzt werden? Und so weiter.

Ein italienischer General, Sebastiano Visconti-Prasca, bekennt sich in einem Buch „Entscheidungskrieg" ebenfalls zu der Hoffnung (für den Soldaten ist es eine Hoffnung), daß der künftige Krieg sich nicht mehr in der „Materialschlacht" verfangen, sondern in rascher Entscheidung zu Ende kommen werde. Und zwar betrachtet Visconti immer noch die Infanterie als Träger der Offensive, allerdings nicht die Infanterie in Verbindung mit dem M.G., sondern in Verbindung mit der Artillerie. Die Angriffsschlachten des Weltkriegs haben gezeigt, daß die Artillerie auch mit stärkstem Trommelfeuer eine Infanteriestellung nicht so zerwühlen kann, daß nicht Widerstandsnester bleiben, die den stürmenden Gegner so lange aufhalten, bis Reserven herangezogen werden können. Solche Widerstandsnester können mit M.G. nicht ausgeräumt werden; dagegen würden ein paar Granaten genügen. Also, sagt Visconti, muß die Artillerie den Angriff mitmachen. Jedem Infanterie-Regiment wird ein Artillerie-Bataillon beigegeben werden, das mithilft, den Angriff beständig, bis in den Rücken des Gegners, in Schwung zu halten, damit er sich nicht, wie so mancher Angriff im Stellungskrieg 1915—1918, totläuft, wenn das Ziel erst halb erreicht ist. Solche Infanterie-Kanonenregimenter werden, nach Visconti, die Offensiv-Truppen des nächsten Krieges sein.

Man wird hier allerdings sofort einwenden, daß, wie die Erfahrungen vom Herbst 1918 lehren, für die Vernichtung von Infanterie-Nestern Tanks viel geeigneter sind als Kanonen. Selbstverständlich wird dann aber auch der angegriffene Gegner Tanks einsetzen und an die Stelle des Infanterie- und Artillerie-Kampfes wird die Schlacht der Kampfwagen und Flugzeuge treten.

Diese Ansicht vertritt Oberleutnant W. Nehring („Heere von morgen"). Er glaubt, daß Flugzeuge, Kampfwagen und motorisierte Infanterieverbände das Feld beherrschen werden. Im Vergleich zu Visconti verliert bei Nehring die Infanterie an Wert, der Motor wird König, Schnelligkeit und Überraschung sind die Kennzeichen des künftigen Krieges. Nehring nimmt sogar an, daß die Führer wieder auf dem Schlachtfeld erscheinen werden, weil es bei dem raschen Ortswechsel der motorisierten Verbände unmöglich sein werde, die Schlacht von einem rückwärts gelegenen Ort aus zu leiten.

Für Laien wie für Fachleute bleiben natürlich manche Fragen. Vor allem die eine: wie kann für rasch vordringende Verbände der Nachschub befördert werden? Motore haben Durst, der nur mit Benzin gestillt werden kann. Wie soll mitten in der Schlacht der Treibstoff in der nötigen Menge nachgebracht werden? Nach den Ausführungen eines österreichischen Generals kann man auf einer Kampffront von 30 Kilometer mit dem Einsatz von 2000 Kampfwagen rechnen. Dann nehme man noch die Lastwagen, Schlepper, Motorräder, von den Flugzeugen nicht zu reden, dazu, und stelle sich nun vor, wie neben Mannschaften, Proviant, Munition und neben den zurückkommenden Verwundetentransporten unter feindlichem Artilleriefeuer und Fliegerbomben der für diese Menge von Motoren nötige Treibstoff rechtzeitig an Ort und Stelle gebracht werden soll. Es ist doch offenbar nicht zuviel gesagt, wenn man dieses Problem für noch nicht gelöst erklärt.

Wie man sieht, ist auch unter Fachleuten noch manche Frage, die sich auf die Methode der künftigen Kriegführung bezieht, ungeklärt. Wahrscheinlich war das vor dem Weltkrieg ähnlich (vielleicht war die Unsicherheit nicht ganz so groß wie heute, wo eben die Motorisierung jeden Tag neue Überraschungen bringen kann), und wahrscheinlich wird das im Grunde immer so sein. Erst die Praxis zeigt dann, wer recht gehabt hat.

Georg Friedrich

Rüstungen

Aus den Daten der Budgets sämtlicher Staaten hat die United Press errechnet, daß die Welt im Jahre 1933 nicht weniger als 4400 Millionen Golddollar und im Jahre 1934 vollends 4900 Millionen Golddollar für Rüstungszwecke ausgegeben hat. Diese Zahl ist trotz ihrer Höhe nicht überraschend, und sie wird vielleicht noch nicht einmal der Wirklichkeit entsprechen, denn bekanntlich sind fast in allen Ländern in den Budgets unter verschiedenen Titeln auch noch getarnte Militärausgaben enthalten. Man muß sich in der Tat fragen, ob dieser Rüstungswahnsinn nicht schon einen Grad erreicht hat, der die Regierungen und in erster Reihe die Völker — schon aus Gründen der Selbsterhaltung — zu einem Einlenken bestimmen sollte. („Pester Lloyd", 27. Juni)

Siedlung in Alaska

Rund 1500 amerikanische Farmer aus den Staaten Michigan, Wisconsin und Minnesota haben auf Anregung der Bundesregierung ihre Heimat verlassen, um sich in dem fruchtbaren Matanuskatal in Alaska, also in der „Subarktis", anzusiedeln. Der Tag dauert dort im Sommer (vier Monate lang) fast zwanzig Stunden, ebensolang die Nacht in den vier Wintermonaten. Da die Gegend durch Gebirge geschützt ist und die Temperatur außerdem durch einen von Japan kommenden warmen Meeresstrom beeinflußt wird, so fällt das Thermometer auch im Winter selten unter 30 Grad Celsius. Jeder Siedler erhält 240 Acres (etwa 100 Hektar) Land und einen Kredit von 3000 Dollar, der innerhalb von 30 Jahren zurückzuzahlen ist.

Wir leben zur Zeit in einem Krieg. Einem Weltkrieg, in dem nicht Kriegsschiffe, Kanonen und Aeroplane die Waffen sind, sondern Zolltarife, Einfuhrbeschränkungen und Währungsmanöver. Es gibt keinen maßgeblichen Weltstandard des Geldes mehr — jede Tarifänderung, jede Quotenherabsetzung oder Währungsverschlechterung ist eine Truppenbewegung in diesem Kriege.

Sir Percy Bates, Vorsitzender der Cunard Line

Seit dem Dreißigjährigen Kriege sind in Europa nicht so schwere wirtschaftliche Verwüstungen angerichtet worden wie durch diese Krise, die mitten im Frieden bei überreichen Ernten und bei höchst entfalteter technischer Leistung Armut und Elend über das ganze Erdenrund gebracht hat.

Wagemann

Die schlechten Zähne

Wie die englische Zeitung „Observer" mitteilt, hat der Leiter der Zahnklinik der großen schottischen Stadt Glasgow kürzlich gesagt, die Bevölkerung der Stadt habe die schlechtesten Zähne in ganz Großbritannien. Das sei die Folge unzweckmäßiger Ernährung.

Ein anderer schottischer Zahnarzt hat daraufhin erklärt, er habe die besten Zähne Großbritanniens vorgefunden: bei den Kindern der Hebrideninsel Lewis. Das liege daran, daß diese Kinder sich zur Zeit der großen Fischfänge fast ausschließlich mit Kabeljaulebern und Hafermehl ernähren.

Ob diese Kinder Zahnbürsten haben oder nicht, scheint den Beobachter nicht interessiert zu haben.

Wer zu uns kommt, droht uns zu nehmen; wer uns verläßt, gibt uns etwas oder viel zurück: uns selbst.

Gött

---

dienlichen Zusammenwirken verkoppelt finden. Her mit dem Vatertag!

Ich empfehle gegebenenfalls noch den verehrlichen Herren Weinhändlern, mit der Tabakbranche eine Einheitsfront einzugehen. Dann müßte es, die nicht zu knappe Dotierung eines Gemeinschafts-Werbungs-Fonds vorausgesetzt, doch mit dem Teufel zugehen, wenn nur die dänischen Kollegen und nicht auch wir deutschen Väter übers Jahr unseren Vatertag hätten! Vorwärts für die Vater-Interessen, meine Herren Tabakhändler und, wie ich hoffe, Weinhändler: für die Wiederherstellung der durch einseitige Mutterverherrlichung in ihrem Gleichgewicht bedrohten Familienharmonie! Sollen vielleicht nur die Blumen- und die Schokoladehändler mit den edelsten sittlichen Gefühlen ihr Geschäft machen dürfen?

Aber da höre ich mir jemand über die Schulter sagen: und die lieben Kinder? Und die Tanten, die Onkel, Großpapa und Großmama? Gehören die nicht auch zur Familie? Sollen die schließlich nicht auch das Recht auf ihren „Tag" bekommen?

Selbstverständlich. Auch das liegt, wie wir annehmen müssen, durchaus im Interesse der Wirtschaft: ein Kindertag, ein Tantentag, ein Onkeltag, ein Opapa- und Omamatag. Es fehlt ja nur an der Organisation! An der jeweiligen Branche, die sich entschlösse, die Sache mal großzügig in die Hand zu nehmen und zu „schaukeln".

Spielwarenhändler: euer sei der Kindertag; sucht im Kalender ein Datum, etwa mitten zwischen Ostern und Weihnachten gelegen, sagen wir irgendwo im Hochsommer, während der großen Ferien, wo auch ihr über die Saurengurkenzeit jammert. Für einen Onkeltag wären etwa Krawattengeschäfte und Feinkosthändler mobil zu machen; für den Tantentag die Lederwarenbranche, die den Nachfolger des ehemaligen Ridiküls, das Handtäschchen, zu vertreiben pflegt. Jeder Tante jedes Jahr ein neues Handtäschchen, oder wenigstens ein Geldbeutelchen aus Offenbach!

Aber die Großeltern? Hier stock' ich ein wenig, denn Großpapa raucht heute nicht mehr die lange Pfeife wie ehedem, und Großmama muß auf ihre Verdauung Rücksicht nehmen. Immerhin: es bleiben die Filzpantoffeln, die Nachthäubchen, elektrische Heizkissen, Pulswärmer, Wollsocken, Fliedertee und leichte Abführmittel — gewiß noch ein weites Feld für sinnige Enkel und absatzbedürftige Fabrikanten und Kaufleute, das nur der Bearbeitung durch eine ebenso gemütvolle als zielbewußte Reklame harrt, um ebenfalls reiche Früchte zu zeitigen.

Wie meinen Sie? Sie plädieren nun noch für einen Vettern- und Basentag? Einen Nichten- und Neffentag? Einen Geschwistertag, einen Geschwisterkindeskindertag?

Aber nein — so steht es denn doch nicht, weder mit der deutschen Wirtschaft noch mit unserem Familiensinn.

Hans Hutzelmann

Literatur

Der Ketzer von Toulouse. Dramatische Dichtung in acht Bildern von Ernst Bergmann. Fahrenkrog-Verlag, Leipzig. Preis in Leinen gebunden 3,20 Mark.

Der bekannte Leipziger Religionsfilosof Professor Ernst Bergmann, dessen Buch „Die deutsche Nationalkirche" auf dem Index steht, beabsichtigt mit diesem Buch indirekt der Kirche und seinen Gegnern eine Antwort auf das päpstliche Verdammungsurteil zu geben. Er versucht, das tragische Schicksal des italienischen Naturfilosofen Julius Caesar Vanini dichterisch zu gestalten, der 1619 in Toulouse, wo er sich unter einem Decknamen vor den Häschern der Inquisition verborgen hielt, als Ketzer und Atheist lebendig verbrannt worden ist. Bergmanns Versuch, die schimpflichen Methoden der Inquisition einerseits, die religiösen Kämpfe jenes Jahrhunderts und die tiefsinnige Gott-Naturlehre Vaninis andererseits in dem Drama lebendig zu uns reden zu lassen, kann als gelungen bezeichnet werden. Die im Vorwort ausgesprochene Absicht Bergmanns: „Möge der Leser im Spiegel dieser Dichtung ahnend erkennen und begreifen, wo die unausgesprochenen Geheimnisse der Deutschreligion liegen", macht den gestalteten historischen Stoff zu einem Tendenzdrama.

Betrachten wir das Buch als Kunstwerk, so ist die flüssige, wenn auch mitunter etwas pathetische Sprache und die dramatisch wirksame Gestaltung einzelner Szenen hervorzuheben. Dagegen weist das Drama als Ganzes erhebliche Mängel auf. Bergmann hat eine der Hauptschwierigkeiten, über die er nicht Herr geworden ist, wohl selbst empfunden, wenn er das dritte Bild des Dramas mit folgender Anmerkung versieht: „Der Inhalt dieses Bildes ist eine rein wissenschaftliche, übrigens streng historische Erörterung über den Inhalt der Schriften Vaninis, die lediglich der Vollständigkeit halber hier eingeschaltet wurde. Der Leser mag das Bild überschlagen." Man kann nicht dramatische Gestaltung und rein wissenschaftliche Erörterung in einer Darstellung miteinander vereinigen; Kunst und Wissenschaft haben beide ihre Eigengesetze und ihre Grenzen. Versucht man, beidem gerecht zu werden, so ringen fortwährend die widerstrebenden Formgesetze miteinander, auf Kosten des Ganzen, das einen zwiespältigen Eindruck hinterlassen muß.

Schwerer jedoch wiegt noch ein anderer Mangel: der Hauptheld erscheint uns in dem Drama zwar als mutiger und bahnbrechender, auch seine Zeitgenossen begeisternder Religionsfilosof, aber seine Gestalt weist gleichzeitig auf dem Höhepunkt der Handlung, nämlich vor dem Ketzergericht, menschliche Schwächen auf, die dem mitreißenden Schwung seiner Lehre nicht die letzte, überzeugende, in der menschlichen Größe eines auf Sein oder Nichtsein zu seiner Sache stehenden religiösen Revolutionärs beruhende Durchschlagskraft verleihen. (Nach ihr verlangen nicht nur die Gesetze dramatischer Kunst an sich; sie ist auch im Sinne der Bergmannschen Tendenz beabsichtigt.) Vanini, von der Kirche zunächst unter falschem Namen zur Rechenschaft gezogen, sagt durch seine ganze Haltung nicht etwa: „Hie steh ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!", wie man von einem Mann erwarten müßte, der zu seiner Sache steht, ebenso vom Helden eines Dramas, der doch mit innerer Notwendigkeit an der mit seiner Umwelt in Konflikt geratenen Größe seiner Haltung zugrunde geht; er kann — leider! — auch anders, d. h. er versucht mit Hilfe einflußreicher Freunde zunächst dem Gericht weiszumachen, daß er ein getreuer Sohn der Kirche sei; erst als das Gericht eben im Begriffe steht, den Freispruch zu verkünden, kommt unter dem verblüffenden Eingreifen des Generalsachwalters der wahre Sachverhalt zur Kenntnis des Gerichts, daß sich nämlich hinter dem Decknamen des Angeklagten der in ganz Frankreich gesuchte Erzketzer Vanini verbirgt. Da bricht Vanini zunächst, erschüttert von dieser unerwarteten Wendung seines Schicksals, zusammen, und als er sich gefaßt, greift er in wilder Wut seinen hämischen Ankläger tätlich an! Das alles ist nicht nur dramatisch ganz unmöglich, es ist auch im Sinne der Tendenz des Buches nicht gerade gewinnend. Ein religiöser Heros muß nach unseren Begriffen andere Maße haben, um mitreißend und werbend zu wirken: dieser Vanini ist nicht überzeugend, weder künstlerisch noch religiös.

W. L.

Europa ohne Kompaß heißt ein Aufsatz von Eugen Diesel im Juniheft der nunmehr im 61. Jahrgang erscheinenden und vom Verfasser mitherausgegebenen „Deutschen Rundschau" (Verlag des bibliografischen Instituts, Leipzig, Preis des Einzelhefts 1,50 Mark, des Jahrgangs 15 Mark). Er ist oben auszugsweise wiedergegeben.

Sebastians Blaus Gedicht „E' Wetter" stammt aus dem Bändchen „Feierobed", Verlag Silberburg in Stuttgart, Preis 1,50 Mark.

Ecclesia militans

Der Sinn des Kirchenkampfs

Die „streitbare Kirche" hat wieder einmal eine große Stunde im Gang der Weltgeschichte. Hirten und Bischöfe vertauschen das Gewand dienender Liebe mit dem Harnisch Gottes, ziehen den Helm des Glaubens an und umgürten sich mit dem Schwert des Geistes, werden zu „Feldherrn Gottes" und rufen in Hirtenbriefen und Kanzelabkündigungen oder gar als „Gefangene in Christo" ihr „Gott will es!" unter das aufhorchende Volk. „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen, der Wächter, die auf Zions Mauern stehn!" ist Weckruf und Feldgeschrei der streitbaren Kirche.

Ist er wirklich wieder aufgewacht, dieser Geist der ersten Zeugen? Und was hätte das zu bedeuten? Hieße das nicht ebensoviel, als daß die Kirche nach langen Jahrzehnten sterilen Unvermögens wieder begonnen hätte, in innerer Vollmacht den Platz im Leben unseres Volkes auszufüllen, den sie für sich beansprucht und den sie im letzten Jahrhundert von Jahr zu Jahr offensichtlicher nur noch auf Grund eines Gewohnheitsrechts und nicht mehr auf Grund ihres eigenen Schwergewichts ausgefüllt hat! Liegt der so geräuschvoll wiedererwachten Aktivität eine wesenhafte und tiefe religiöse Bewegung und Erneuerung der breiten Volksschichten im Sinne des Christentums zugrunde, und haben damit Kirche und Christentum wieder angefangen, einen entscheidenden und führenden Einfluß auf das Leben des deutschen Volkes zu gewinnen?

Um in der Beantwortung dieser Frage mit dem Äußerlichsten zu beginnen: nimmt wirklich „das Volk" Anteil am Schicksal seiner Kirche? Betrachtet es sie überhaupt noch als „seine" Kirche? Geht nicht vielmehr die weitaus überwiegende Mehrzahl dieses Volkes auch heute noch, ja heute vielleicht sogar noch mehr als bisher, gleichgültig, teilnahmslos, ja sogar bewußt ablehnend an den gastlich geöffneten Kirchentüren vorüber? Nimmt die Mehrzahl des deutschen Volkes Hirtenbriefe und Kanzelabkündigungen überhaupt noch ernst? Steht die Menge solchen kirchlichen Äußerungen nicht weit eher mit zurückhaltender Ironie als mit aufgeschlossenem Ernst gegenüber? Ist ein kirchliches Anathema, vor dem einst Könige und Kaiser erzitterten, heute noch wirkungsvoll? Wirkt es nicht vielmehr fast komisch auf die Mehrzahl deutscher Volksgenossen?

Und wer im Volk außer den speziell theologisch Interessierten nimmt Anteil an den geistig-weltanschaulichen Auseinandersetzungen, die sich in Form von Bekenntnisstreitigkeiten heute innerhalb der feindlichen Lager in der Kirche abspielen? Und der zahlenmäßig doch sehr geringe Prozentsatz des Kirchenvolks, dem dies alles wichtig ist, — ist das eine einheitliche, geschlossene und zu allem entschlossene, von echter religiöser Bewegung erfüllte „Kampfschar Gottes"?

Könnte die Kirche unser erstes Argument mit einigem Recht zurückweisen, unter Hinweis auf den Satz, daß die Wahrheit eher auf Seiten der Minorität als der Majorität zu suchen sei — wozu freilich gesagt werden müßte, daß eine Kirche, die „neben" dem Volke steht, aufgehört hat, Kirche zu sein! —, so wäre von ihr die Frage nach dem religiösen Gehalt des neu in ihr erwachten Lebens- und Kampfwillens weit ernster zu prüfen.

Daß vielen unter ihren ernstesten Gliedern diese Zeit des Ringens zweier Weltanschauungen zu einer Zeit der Einkehr, Vertiefung, Verinnerlichung geworden ist, in der sie sich auf die letzten Wurzeln ihrer religiösen Haltung besinnen, sei anerkannt. Aber schon die Tatsache, daß z. B. in der sogenannten Bekenntnisfront die verschiedensten kirchlichen und theologischen Richtungen ein Schutz- und Trutzbündnis eingegangen sind, während die theologischen Gegensätze der verschiedenen Richtungen nach wie vor weiterbestehen, nötigt die Frage auf, ob aus dem so streitbar geführten Kampf bis jetzt so etwas wie ein neuer reformatorischer Geist entstanden ist, der wirklich imstande wäre, die Kirche aus der seitherigen Unfruchtbarkeit und Erstarrung herauszuführen.

Dazu kann bei genauerer Prüfung der Lage nur gesagt werden, daß — um in der kirchlichen Sprache zu reden — „Gott der Kirche bis jetzt einen solchen neuen Geist nicht geschenkt" hat. Es ist in bezug auf die theologische Gegensätzlichkeit und zum Teil Engstirnigkeit der verschiedenen Lager nichts Entscheidendes anders geworden, und trotz der nach außen dargestellten Einigkeit in der Abwehr reitet der „Dialektiker" sein dialektisches, der „Liberale" sein liberales, andere wieder andere Steckenpferde, und sie alle haben sich bis jetzt nicht in einer großen, weiten und zukunftweisenden gemeinsamen Haltung einigen können. Die Parole „Treu zum Bekenntnis!" kann jedenfalls nicht als zukunftweisend anerkannt werden; denn erstens wird dieses „Bekenntnis" von jedem wieder anders ausgelegt und verstanden, zweitens ist sie ihrem ganzen Wesen nach rückwärts gerichtet und nicht in die Zukunft weisend. (Daß auch im katholischen Lager in weltanschaulicher und theologischer Hinsicht keinerlei Morgenwind weht, war für den, der katholische Haltung kennt, von vornherein zu erwarten.)

Es muß ganz klar gesagt werden: so wenig das sogenannte Neuheidentum auf die Dauer „von der bloßen Negation des Christentums leben" kann, sondern seine Lebenskraft aus seiner eigenen religiösen Substanz schöpfen muß (deren Vorhandensein die Christen ja bekenntlich bestreiten), so wenig kann die Kirche auf die Dauer von streitbaren Hirtenbriefen und passivem oder aktivem Widerstand gegen ihre „Feinde" leben, sondern sie muß vor der Geschichte den Beweis erbringen, ob ihre religiöse Substanz heute noch stark genug ist, den Geist eines Jahrhunderts in die Schranken zu fordern, das sich anschickt, aus religiösen Grundkräften, die nicht im Christentum ihre Wurzel haben, die heutige Welt neu zu gestalten. Bis jetzt aber ist im Grunde von den Kirchen nur eines geschehen: beide Konfessionen haben ihre Kampfscharen zur Verteidigung ihres religiösen „Besitzes" aufgerufen und damit unter ihren Gliedern an Instinkte gerührt, die im Grunde mit religiöser Haltung sehr wenig zu tun haben. Der Irrtum, als ob Religion ein „Besitz" sei, den man gegen Angriffe verteidigen könne und müsse, wird dadurch, daß er sehr tief im Menschenherzen verwurzelt und allgemein verbreitet ist, nicht zur Wahrheit.

Solange also die Kirche um ihren „Besitz" streitet und fortgesetzt nachzuweisen versucht, daß sie „im Rechte" sei, befindet sie sich — darüber sollte endlich einmal Klarheit herrschen — höchstens im Vorhof religiöser Haltung. Will sie wirklich den Geist des zwanzigsten Jahrhunderts in die Schranken fordern, so muß sie ihre Rentnergesinnung, die den in der Vergangenheit angehäuften religiösen (z. T. auch höchst materiellen!) „Besitz" eifersüchtig hütet und vor Übergriffen einer neuen Zeit zu schützen versucht, endgültig begraben, muß Brücken, die in die Vergangenheit führen, mutig abbrechen, soweit sie sich nicht mehr als tragfähig erweisen, und, den Blick allein auf Gegenwart und Zukunft gerichtet, entschlossen sein, den von ihr vom Leben geforderten Schritt in die Zukunft endlich einmal auch wirklich zu tun, ohne an Vergangenes das Herz zu hängen und jammernd die Hände zu erheben, wenn alte Bekenntnisse zu wanken beginnen.

Die Kirche gibt vor, die „absolute Wahrheit" des „Wortes Gottes" zu verteidigen, die von dem „Irrglauben" einer neuen Zeit angetastet werde. Aber die Frage nach „Irrtum" und „Wahrheit" eines Glaubens wird nicht von Theologieprofessoren und Bischöfen, sondern vom Leben allein entschieden. Wenn ein „wahrer" Glaube offensichtlich nicht mehr imstande ist, in einem Volk an Stelle der Mutlosigkeit neuen Lebensmut, anstelle einer kranken und überalterten sozialen und wirtschaftlichen Lebensordnung eine neue und gesunde zu setzen, dem Volke einen Weg in die Zukunft zu zeigen und vorzuleben, dann hat er sein Lebensrecht verloren und seine Verkündiger predigen zuletzt tauben Ohren, auch wenn sie „die Wahrheit" mit Menschen- und Engelszungen verkündigen! Das Volk als Ganzes hat keinen Sinn für theologische Haarspaltereien. Es will sehen, wo seine wahren Helfer und Führer stehen, denen es gelingt, das Steuer herumzureißen und das mit den Wogen ringende Schiff sicher durch den Sturm zu führen.

Wo die größere zukunftweisende und zukunftgestaltende Kraft am Werke ist, da ist der größere Glaube! Während die Kirchen beider Konfessionen weder geistig noch materiell brennende Gegenwartsfragen entscheidend angepackt und mutig zu lösen versucht haben, sondern einzig und allein ihren „Besitz" zu erhalten und zu schützen bestrebt waren, sind neue Kräfte auf den Plan getreten, die an Stelle der Sicherung das Wagnis, an Stelle müder Resignation den Mut zum Handeln und den Glauben an eine bessere Zukunft gesetzt haben.

Neues aber wird nur durch Opfer erkämpft. Das wußte das ganze Volk und war bereit, danach zu handeln. Einzig die Kirche glaubte sich in einer Zeit der Umwertung aller Werte von diesem Urgesetz des Lebens ausschließen zu können, sie, die Verkünderin der Religion dienender, opferbereiter Selbsthingabe. Immer war sie bereit, alles, was ihrem Beharrungswillen nicht in den Kram paßte, alles Unvorhergesehene und Überraschende, in noch ungewohnter oder unfertiger Form ans Licht Tretende als „menschlichen Titanismus" oder als das Werk „widergöttlicher Mächte" zu betrachten und sich in betonter Distanz davon zu halten, anstatt zu jedem Opfer bereit sich mitten in den Gestaltwandel der Zeit hineinzustellen.

Ahnt man in den Reihen der wie Ertrinkende sich am Strohhalm ihrer historischen Bekenntnisse festklammernden Christen nicht, daß man durch krampfhaftes, eigensinniges Sicheinspinnen in seine „gesicherte und festgegründete" Gedankenwelt sich jeglicher Möglichkeit beraubt, irgendwie mitgestaltend, aktiv in das Geschehen sich einzuordnen?

Denn eines ist gewiß: Kirche und Christentum werden entweder schöpferische Mitgestalter zukünftigen Schicksals sein oder sie werden überhaupt nicht mehr sein. Dauer ist nur im Wandel, und wenn das Christentum dies elementare Lebensgesetz in seiner Unerbittlichkeit und Verheißung zugleich nicht begreift und nicht fortwährend an sich selbst verwirklicht, dann wird die „Religion der Wahrheit" erbarmungslos das Schicksal alles erstarrten Lebens teilen und vom schöpferischen Strudel des Geschehens in den Abgrund gerissen werden.

Historische Werte sind viel, und sie sollen nicht gering geachtet werden; aber sie sind nie und nimmer eine Hochburg, auf die man sich vor dem gefährlich andrängenden neuen Leben zurückziehen darf. „Denn alles muß in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will": diesem Urgesetz des Lebens ist auch das Christentum unterworfen, und selbst die „alleinseligmachende" Kirche wird sich ihm nicht entziehen können.

Unsere Zeit stellt an die Konfessionen die Frage, ob sie bereit und mutig genug sind, diesem Urgesetz des Lebens gehorsam zu sein: das ist der tiefere Sinn des Kirchenkampfs.

Wilhelm Laiblin

Staat und Kirche

Im Gegensatz zu Baden, wo mit Ende März die Staatszuschüsse an die beiden großen kirchlichen Religionsgemeinschaften eingestellt wurden, hat das Land Württemberg die Staatsleistungen an die Kirche auch in den neuen Haushaltsplan übernommen. Demzufolge beträgt die Gesamtleistung des württembergischen Staates ohne Baukosten und Seminarschulen für die evangelische Kirche 6 650 000 Mark und für die katholische Kirche 3 290 000 Mark. Allerdings wurden im neuen Staatshaushaltsplan die Leistungen für die evangelischen Geistlichen um 494 000 Mark und für die katholischen Geistlichen um 238 000 Mark gesenkt. Die Kürzungen erstrecken sich aber nur auf Leistungen, die nach Auffassung des Staates nicht rechtsverbindlich, sondern freiwilliger Natur sind.

Vom 1. April 1935 an betragen die Leistungen Württembergs auf den Kopf der Bevölkerung 3,6 Mark für die evangelische und 3,9 Mark für die katholische Bevölkerung. Sie sind auch nach der Kürzung die höchsten in Deutschland, denn sie betrugen nach den Staatshaushaltplänen von 1933 beispielsweise in Preußen 1,44 und 1,35 Mark und in Bayern 2,85 und 3,68 Mark.

„Deutscher Glaube", Juniheft

E' Wetter

S ist et ganz sauber: s sticht so d Sonn,
ond s zittret so dia Blätter,
ond d Schwalbe' fliaget so weit honn,
i glaub, es konnt e' Wetter.

Koa' Wonder, so e' Becke'hitz
hot müasse'-n-ebbes brenge' ...
Do — hend rs gseah', ganz blo, e' Blitz!
Ond do — schao' fangts a' renge'.

Ond zmol brichts laos: s tuat Schlag uf Schlag,
s verreisst oam schiergar d Aohre',
ma' moa't, etz komm dr Jöngste Tag,
so blitze' tuats ond dao're'!

Des krachet, zuckt ond schleecht gao ei'
ond schüttet wia mit Kübel —
s hot könne' et viel ärger sei'
ber Sentflut en dr Bibel ...

Ond grad so schnell wias komme'-n-ist,
so hot ses wied verzoge',
ond d Welt, ganz blank ond sauber gewischt,
leit ontrem Reage'boge'.

Sebastian Blau

Nicht der Rede wert

Ein Student machte seinem Professor einen Abschiedsbesuch und meinte dabei: „Ihnen verdanke ich alles, was ich weiß!" — „O", lächelte der Gelehrte, „erwähnen Sie doch bitte diese Kleinigkeit nicht!"

Kleinigkeiten

Staatsmännische Weisheit. Als der englische Unterhändler Eden kürzlich von seiner Reise nach Rom und Paris zurückkam, die vor allem einer Verhinderung des Kriegs zwischen Italien und Abessinien gegolten hatte, antwortete er auf die Frage von Zeitungsleuten nach dem Stand der Dinge mit dem Satz: „Es ruht alles im Schoße der Götter." Niemand hat gewagt, es zu bestreiten.

Parlamentarisches. Ende Juni kam es bei einer Sitzung des Generalrats des Seine-Departements zu einer regelrechten Saalschlacht. Als Wurfgeschosse dienten Tintenfässer, Federhalter, Bücher, Aktenbündel und Stühle. Nach zehn Minuten wurde der Kampf wegen Ermüdungserscheinungen abgebrochen.

Vergessenes Dorf. Der Bürgermeister des im französischen Jura gelegenen Dorfes Santans hat sich beim Innenministerium brieflich darüber beschwert, daß sein Dorf in Paris offenbar vollkommen in Vergessenheit geraten sei. Während der letzten fünfzig Jahre hätte das Dorf nicht das geringste Lebenszeichen von den Pariser Zentralbehörden gesehen.

Ein Habsburger. Wie das Wiener Amtsblatt meldet, ist Erzherzog Max von Habsburg, ein Bruder des Kaisers Karl, in den Vorstand der Kaltwasserheilanstalt Kaltenleutgeben eingetreten. Möge er dort ersprießlich wirken.

Geschenk. Die Königin Saloté von den Tonga-Inseln in der Südsee hat dem englischen König zum Regierungsjubiläum eine dreihundert Jahre alte Schildkröte geschenkt.

Europäisierung des Orients. Wie in der Türkei, ist jetzt auch in Iran (Persien) der europäische Hut allgemein eingeführt worden, an Stelle der religiöser Sitte des Islam entsprechenden randlosen Kopfbedeckung, des Fes, Kalpaks oder Turbans. Die Hutindustrie hat also Gelegenheit, gewisse Scharten auszuwetzen, die dadurch entstanden sind, daß viele Europäer ihrerseits den Hut abgeschafft haben.

Zweifelhafte Patrioten. Bei der Rücklieferung des rumänischen Staatsarchivs aus Sowjetrußland machte man die Entdeckung, daß ein Teil der Kisten statt der erhofften Kronjuwelen und des Staatsschatzes eine Unmenge Damentoiletten nach der Mode des Jahres 1916 enthielt. In der Zeitung „Zora" werden die rumänischen Minister der Kriegszeit scharf angegriffen, weil sie in der schwersten Notzeit des rumänischen Volkes nur daran gedacht hätten, die teuren Toiletten ihrer Frauen zu retten.

Überzeugende Reklame. In einer Hauptstraße Warschaus hat der ehemalige „Feuerfresser" Rudnicky einen Eissalon eröffnet. In regelmäßigen Abständen stellt er sich ins Schaufenster, „frißt" eine Portion Feuer und löscht es dann mit einem Löffel seines ff. Speiseeises.

Die „höhere Tochter". Auf einer Führertagung des Obergebiets Nord der Hitlerjugend hat die Reichsreferentin Trude Mohr gesagt, der BdM lehne den „Typ der höheren Tochter" und des Backfischs ebenso unbedingt ab, wie die Jungen den Typ des Pennälers.

Das eigene Bett. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" (Nr. 276) berichtet von dem Ergebnis einer Umfrage in den thüringischen Volks-, Berufs- und Fortbildungsschulen: „In Thüringen schlafen von hundert Volksschülern nur 61 im eigenen Bett, 39 müssen sich zu zweit behelfen."

Tische statt Schulbänke. In zwei Bielefelder Versuchsschulen ist das alte System der Schulbänke durch ein System von Tischen und Stühlen ersetzt worden. Ein Schultisch ist einen Quadratmeter groß; an ihm können vier Schüler Platz finden.

Groteske. Das „Regensburger Echo" (Nr. 26) erzählt: „In einem Dorf des Altmühltales fiel am Fronleichnamstag eine im Leichenhaus zu Häupten eines Sarges gestellte Kerze um und setzte den Sarg in Brand. Glücklicherweise gelang die Löschung noch, bevor die Leiche eines gewissen Johann Meier „lebensgefährliche" Verbrennungen erlitten hatte."

Sensation. Der amerikanische Schriftsteller Halliburton, der Verfasser auch in Deutschland viel gelesener Bücher, will von Montreux aus auf einem Elefanten denselben Weg über die Alpen machen, den vor tausenden von Jahren Hannibal auf seinen kriegerischen Zügen gegen Italien zurückgelegt haben soll.

Radio und Sonntagsruhe. Gestützt auf die Paragrafen eines über 400 Jahre alten Gesetzes will jetzt ein Einwohner von Liverpool zivilrechtlich gegen den englischen Rundfunk vorgehen, dem er den Vorwurf macht, daß er mit seiner Sonntagsmusik den Frieden und die Ruhe störe, die zur sonntäglichen Erbauung des englischen Volkes unerläßlich seien.

Ohne Schlaf. Zu wissenschaftlichen Beobachtungen ließ sich der 22jährige Student O'Bryan von der Universität Oxford neun Tage künstlich wachhalten. Angeblich hat er die Tortur überstanden, ohne an seiner Gesundheit Schaden zu nehmen. Er vertilgte dabei 78 Tassen Kaffee und 450 Zigaretten.

Tramp ahoi! Eine amerikanische Statistik nimmt an, daß von den unübersehbaren Mengen Landstreichern in den USA etwa zehntausend in Autos herumvagabundieren, die von ihren Besitzern, wie dies in Amerika üblich ist, nach einer schweren Panne einfach auf der Landstraße stehen gelassen worden sind.

Ehrengäste. Bei einem Bankett, das der American Guernsey Cattle Club (ein Rinderzuchtverein) zu Ehren des Südpolforschers Admiral Byrd veranstaltete, saßen die beiden Milchkühe der Expedition mit an der Festtafel.

Indianer-Zeitung. Die erste Zeitung, die von Indianern herausgegeben wird, erscheint jetzt in Oklohoma, USA. Das Blatt heißt „Manée", erscheint täglich in einer Auflage von 15 000 Exemplaren, wird auf rotem Papier gedruckt und kann nur von Indianern gelesen werden.

Geschmackvoll. Eine amerikanische Textilfabrik hat einen Seidenstoff mit den kanadischen Fünflingen als Muster herausgebracht. Die fünf Köpfe schauen aus einem Kinderbett, und dieses Muster wiederholt sich in den verschiedensten Farben kreuz und quer über den ganzen Stoff.

Menschenfreundlich. Der amerikanische Millionär David L. Linder hat in seinem Testament 500 000 Dollar für einen besonderen Fond abgezweigt, aus dessen Zinsen die Kosten für Scheidungsklagen ärmerer Leute gedeckt werden sollen. Der Grund für dieses sonderbare Testament ist, daß Linder in jungen Jahren sich von seiner Frau scheiden lassen wollte, indes nicht das Geld für die Gerichtskosten hatte.

Mondscheinsonate. In Tulsa (Oklahoma) wurde ein Konzert veranstaltet, bei dem auf hundert Klavieren vierhändig eine Mondscheinsonate gespielt wurde. Die Ortspresse vermerkte stolz, daß also nicht weniger als zweitausend Finger in Bewegung gesetzt worden seien.

Furchtbare Erkenntnis. Im „Neuen Stuttgarter Tagblatt" (Nr. 296) war zu lesen: „Die Erkenntnis, daß die gesamte Sternenwelt aus denselben Elementen aufgebaut ist, aus denen auch die Erde und die Sonne bestehen, ist eine der furchtbarsten Folgen des Studiums der Spektrallinien des Sternenlichtes."

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 81); Telefon 24018, Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.
Durchschnittsauflage im 2. Quartal 1935: 4178

Stuttgart, 14. Juli 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 28

Die Kriegswirtschaft

Major Dr. Kurt Hesse, Privatdozent an der Universität Berlin, wird mit Unterstützung amtlicher Stellen bei der Hanseatischen Verlagsanstalt in Hamburg eine Anzahl von „Schriften zur kriegswirtschaftlichen Forschung und Schulung" herausgeben. Zunächst legt er selber ein Heft vor; es heißt „Der kriegswirtschaftliche Gedanke" und enthält die Zusammenstellung und kurze Besprechung einer Anzahl von Aufsätzen und Büchern über Kriegswirtschaft, aus der Vorkriegszeit, der Kriegs- und Nachkriegszeit.

Dr. Hesse hält eine „kriegswirtschaftliche Handbücherei" für notwendig, nicht bloß im Hinblick auf die Möglichkeit, daß irgendwann in der Zukunft wieder einmal ein Krieg kommen könnte, sondern auch aus einem ganz aktuellen Grunde: weil in unserer heutigen Wirtschaftsauffassung und Wirtschaftsgestaltung immer häufiger und deutlicher Analogien zur ehemaligen Kriegswirtschaft hervortreten. Nicht bloß für einen etwaigen künftigen Krieg, sondern auch für die Gegenwart können wir aus der Kriegswirtschaft manches lernen, positiv und negativ, wie man es macht und wie man es nicht machen sollte. Um einige Sätze aus dem Vorwort von Dr. Hesses Schrift zu zitieren:

„Die Frage, ob wir der Lage des Weltkrieges heute in jeder Hinsicht gewachsen sind bzw. was zu tun ist, um unsere Stellung vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet so gesichert und so stark wie möglich zu gestalten, darf für keinen Augenblick mehr aus unserem Bewußtsein verschwinden, denn dazu ist unsere Situation im Herzen Europas zu gefährdet und ist das Ausmaß der Rüstung rings um uns zu gewaltig. Die Pflicht der nationalen Verteidigung erstreckt sich gerade auf dieses Gebiet des wirtschaftlichen Denkens und Handelns."

„Das wirtschaftliche Denken der Vorkriegszeit hat an Gültigkeit verloren. Die weltwirtschaftliche Verflechtung in ihrer alten Form dürfte kaum wiederkehren. Eine neue nationalgebundene Wirtschaft tritt überall in der Welt in die Erscheinung. Ihre Kräfte durch das entsprechende Denken zu stärken, ist die hier verfolgte Absicht. Sie ist also auf der einen Seite vom kriegswirtschaftlichen Zweck bestimmt, auf der anderen Seite wirtschafts-politisch und ideell gerichtet."

„Es handelt sich darum, in weitesten Kreisen unseres Volkes das Bewußtsein zu wecken, daß sie mit ihrer Arbeit und ihrem Besitz dem Vaterland gehören, und daß sich diese Auffassung vor allem im Krieg zu beweisen hat."

*

Der Begriff einer Kriegswirtschaft, einer besonderen Art von Wirtschaft im Kriege, war vor dem großen Krieg von 1914—18 so gut wie gar nicht vorhanden. Die Wirtschaft war etwas Internationales; niemand machte sich ernstlich Gedanken darüber, ob und in welcher Form ein Staat durch einen Krieg etwa gezwungen werden könnte, seine Wirtschaft von der Weltwirtschaft abzuhängen und national zu umgrenzen. Deshalb glaubte man entweder, wegen der „Empfindlichkeit des wirtschaftlichen Lebens" werde ein Krieg auf keinen Fall länger als ein paar Wochen oder Monate dauern können; oder man hielt es für selbstverständlich, bei der Stärke der eigenen Wirtschaftsbasis und der „Fülle der Zufuhrwege", daß auch während eines längeren Kriegs die Wirtschaft sozusagen nebenhergehen werde, wenn nur die einzige Voraussetzung gewahrt sei, daß der Kriegsschauplatz nicht innerhalb der eigenen Grenzen liege.

Als im Jahr 1914 der Krieg ausbrach, war infolgedessen nicht die Spur einer „wirtschaftlichen Mobilmachung" vorhanden. Die ganze „Kriegswirtschaft" mußte, und zwar unter steigendem Druck, aus dem Boden gestampft werden; denn bis dahin war Wirtschaft „reine Friedenssache" gewesen, — wie Wichard von Moellendorff sagt, der erste, in dem damals der Gedanke aufsprang, es müsse versucht werden, jene wirtschaftliche Mobilmachung nachzuholen und die vorhandenen Kräfte zusammenfassen, damit im Notfall eine „wirtschaftliche Landesbelagerung" überstanden werden könne.

Mit Hilfe Moellendorffs und einer Anzahl von Ingenieuren hat dann damals das preußische Kriegsministerium neben der privaten Kaufwirtschaft, aus ihr herauswachsend und sie immer mehr überdeckend, später dann leider sich mehr und mehr mit ihr legierend, jene erste große Organisation einer Bedarfswirtschaft geschaffen, die damals manchen als Vorläuferin, als erster Versuch einer sozialistischen Wirtschaft gegolten hat.

Kein Zweifel, daß aus jener Kriegswirtschaft viel zu lernen ist, und daß wir durchaus keinen Krieg dazu brauchen, um ihr Studium für wichtig und nötig zu halten. Unsere heutige, aus der Weltwirtschaftskrise geborene wirtschaftliche Situation hat manche verdammte Ähnlichkeit mit derjenigen während des Kriegs, wo man sich auf eine „wirtschaftliche Landesbelagerung" einrichten mußte. Wir leben, wie jener Engländer sich ausgedrückt hat, auch heute in „einem Weltkrieg, in dem nicht Kriegsschiffe, Kanonen und Aeroplane die Waffen sind, sondern Zolltarife, Einfuhrbeschränkungen und Währungsmanöver". Es sind Organisations- und Finanzierungsaufgaben vorhanden, die ebenso umfangreich und entscheidend sind wie etwa im Jahr 1915 der Aufbau der deutschen Stickstoffwirtschaft. Die Kräfte und Gegenkräfte, mit denen zu rechnen ist, sind so ziemlich dieselben wie damals. Und auch heute hängt es wohl nicht zum wenigsten von der Wirtschaftsgesinnung ab, ob falsche oder richtige Wege eingeschlagen werden.

Die deutsche Kriegswirtschaft hat seinerzeit im deutschen Volke keinen ungeteilten Beifall genossen; und die Erwartungen mancher Patrioten, daß aus ihr eine ganz neue Form einer nationalen Wirtschaft herauswachsen werde, sind enttäuscht worden. Man hat sie immer als aufgepfropft empfunden, und hat sie nach dem Kriege so schnell als möglich wieder abgebaut.

So paradox es klingen mag: das kam daher, daß sie es nicht wagen zu können glaubte, von den Wirtschaftern das zu verlangen, was damals für den Soldaten als selbstverständlich galt: die unbedingte, bis zur Aufopferung gehende Hingabe. Die Finanzierung des Krieges erfolgte durch Anleihen statt durch Steuern; und die Organisation der Wirtschaft scheute — mitten in einer Zeit, in der der soldatische Gedanke triumfierte — davor zurück, ihn auch auf ihren Boden zu verpflanzen. Statt einer sich selbst verwaltenden Wirtschaft bestimmte Aufgaben zu stellen und deren Lösung um jeden Preis zu verlangen, gründete man bürokratische Stellen, die in ein ihnen wesensfremdes Gebiet hineinregierten, und glaubte das dadurch gutmachen zu können, daß man die Kriegslieferanten und teilweise auch die Arbeiter dick verdienen ließ.

Moellendorff schrieb damals in seinem berühmten „gelben Heft", der „Deutschen Gemeinwirtschaft", die in manchem Schützengraben draußen von Hand zu Hand ging: „In rasendem Tempo peitschten einander der Preisanreiz, der Unternehmerverdienst, der Arbeitslohn, die Reichsschuld, die Kapitalverwässerung, die Geldentwertung, die Güterteuerung und die Verbrauchergier schraubenförmig empor. Die Flammenzeichen des Hindenburgprogramms und des Hilfsdienstgesetzes ließen sich zur Illumination eines wahnwitzigen Tanzes um das goldene Kalb mißbrauchen. Der kalte Strahl der Besinnung versickerte in einer Pfütze von lauem Behagen. Statt strammer Ordnung aus heiliger Not entband sich jene liederliche Wirtschaft, der wir kaum noch anders als durch Bankerott zu entrinnen wissen."

*

Vielleicht haben wir heute Grund zu hoffen, daß ein Appell wie der Wichard von Moellendorffs auf einen besser vorbereiteten und aufnahmewilligeren Boden fallen würde: „Es gibt keinen andern Weg: der Wirtschaftsmensch muß wieder an die Pflichten gegen die Wirtschaftsvolkheit glauben lernen. Nicht mittelbar als Staatsbürger, sondern unmittelbar als Wirtschafter muß er sich der Volkswirtschaft mit einem Maße von Verantwortung einfügen lernen, die seiner Freiheit, seinen Rechten harte Grenzen setzt. Er muß; denn sonst findet er in unseren Breiten keinen Ausweg zwischen Mars, Malthus oder Auswanderung. Der Weltkrieg war, in letzter Vereinfachung ausgedrückt, nichts weiter als die Sühne für Verantwortungslosigkeit der Wirtschaftsindividuen.

Wie wir den Endzustand dieser neuen Wirtschaft nennen, ist gleichgültig. Einige haben ihn mit leidlicher Feinfühligkeit Sozialkapitalismus getauft und meinen damit die Technik des Kapitalismus unter der Kontrolle der Sozietät. Andere nennen ihn Gemeinwirtschaft, um durch einen neuen Namen ungewollten Anklängen vorzubeugen. Daß wir den Endzustand wollen, freiwillig wollen, daß wir uns als Wirtschafter, als Arbeiter oder Fabrikleiter, als Händler oder Landwirt, als Hausfrau oder Marktweib nach wirtschaftlicher Verantwortung geradezu drängen, das allein kann uns retten."

× × ×

Nicht allein da

Unter dem Motto „Haushalten mit der Arbeit!" setzt sich der Nationalsozialistische Wirtschaftsdienst dafür ein, daß die „Konjunkturhatz" vermieden werde.

Vom rein egoistischen Standpunkt aus sei es verständlich, daß ein Wettlauf um die Nutzung und Ausschöpfung der aufsteigenden Wirtschaftsfase einsetze. Jedes Unternehmen werde sich bemühen, möglichst viele Aufträge hereinzubekommen. Es würden dabei aber häufig nur sehr zeitlich bedingte betriebliche Organisationsmaßnahmen notwendig, und es könne sein, daß innerhalb der gleichen Branche ein Betrieb seine Kapazität um vorübergehender Aufträge willen erweitert, während die Kapazität des anderen Betriebes unausgenutzt sei.

Es wäre zu erwägen, ob im gesamtwirtschaftlichen Interesse nicht eine Art Auftragskontingentierung einsetzen könnte, um mit dem vorhandenen Kapital sparsam umzugehen und eine gleichmäßige und langfristige Beschäftigung der Arbeitnehmer zu ermöglichen. Es würde keineswegs einen Verstoß gegen das Leistungsprinzip bedeuten, wenn ein Betrieb auf die Hereinnahme von Aufträgen, die auf längere Zeit sein Fassungsvermögen in bezug auf Leistungen übersteigen, verzichtet und dieserhalb auf weniger genützte Betriebe der gleichen Branche verweist.

Kleine Chronik

Die Reichsregierung hat ein „Gesetz zur Änderung des Strafrechts" verabschiedet, durch das u. a. die Anwendung der „Analogie" im Strafrecht ermöglicht wird. Der Richter kann danach auch eine Tat bestrafen, die das Gesetz nicht ausdrücklich für strafbar erklärt, die aber „nach dem Grundgedanken eines Strafgesetzes und nach gesundem Volksempfinden Strafe verdient".

Der Reichsjugendführer hat angeordnet, daß Mitglieder der NS-Jugendverbände künftig keinen studentischen Korporationen mehr angehören dürfen.

Der polnische Minister des Äußern, Beck, hat der deutschen Regierung einen Besuch abgestattet.

In Frankreich finden am 14. Juli, dem Tag der Erstürmung der Bastille, im ganzen Land Kundgebungen der „Volksfront" (Kommunisten, Sozialdemokraten und Radikalsoziale) gegen den „Fascismus" statt. Mit Rücksicht auf diese Kundgebungen wird die Regierung ihre Spardekrete erst nächste Woche veröffentlichen.

Die englische Regierung hat sich der italienischen Regierung gegenüber bereit erklärt, an Abessinien englisches Gebiet abzutreten, damit Abessinien eher wirtschaftliche und territoriale Zugeständnisse an Italien machen könne. Mussolini hat das Angebot als ungenügend abgelehnt.

Die abessinische Regierung hat die Regierung der USA gebeten, sie möge sich auf Grund des Kellogg-Paktes bemühen, den italienisch-abessinischen Konflikt zu schlichten. Die Regierung der USA hat Abessinien an den Völkerbund verwiesen.

Die österreichische Regierung hat dem Parlament einen Gesetzentwurf vorgelegt, der die Aufhebung der Habsburger-Gesetze verlangt. Die Habsburger werden als Privatpersonen wieder nach Österreich zurückkehren dürfen und einen Teil ihres Vermögens zurückerhalten.

Die litauische Regierung hat, um weitere Beschwerden der Signatarmächte (England, Frankreich und Italien) wegen Verletzung des Memelstatuts zunächst unmöglich zu machen, an diese Mächte die Anfrage gerichtet, auf welche Hilfe sie rechnen könne, falls eine strikte Einhaltung des Memelstatuts Gefahren für Litauen bringe.

Zum Eisenbahn-Jubiläum

Von Fritz Werkmann

1835 fuhr die erste deutsche Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth. Welche technische Entwicklung sich in den folgenden 100 Jahren vollzogen hat, wie die deutschen Eisenbahnen gewachsen sind und vervollkommnet wurden, welches Riesenkapital in ihnen festgelegt ist, wie viele Personen sie beschäftigen, — all das wird in Hunderten von Zeitungsaufsätzen und in einem Jubiläumsfilm der Bevölkerung in leuchtenden Farben zur Genüge vor Augen geführt werden.

An dieser Stelle, an der schon in viele Monopolwunden der Finger gelegt wurde, scheinen zum Jubiläum eines der wichtigsten Monopole einige volkswirtschaftliche Bemerkungen angebracht. Den unmittelbaren Anlaß zu ihnen gibt der kürzlich erschienene Jahresbericht der Reichsbahn für 1934. Er erneuert die Bitte der Reichsbahn um staatlichen Schutz gegenüber dem Kraftverkehr und begründet sie abermals damit, daß die Reichsbahn sonst gezwungen wäre, ihr gemeinwirtschaftliches Tarifsystem aufzugeben.

Die Bitte um Schutz vor einem Konkurrenten und die Beteuerung der eigenen „Gemeinwirtschaftlichkeit" müssen die bisherige deutsche Verkehrspolitik dem Wirtschaftspolitiker, dem an billiger Versorgung der Bevölkerung liegt, doppelt beachtenswert machen.

*

Die Eisenbahnen hatten Jahrzehnte lang überall auf der Erde ein unbestrittenes Verkehrsmonopol zu Lande. Die Überlegenheit gegenüber dem Pferdefuhrwerk war so groß, daß dieses nur als Zubringer und für kurze Strecken neben der Eisenbahn als Transportmittel noch in Frage kam. Ein Eisenbahn-Konkurrenzunternehmen war so gut wie unmöglich. Wenn zwischen Stuttgart und Nürnberg eine private oder staatliche Eisenbahn besteht, so wird sich, auch wenn sie den Benutzern hohe Monopoltarife aufzwingt und dabei große Monopolgewinne macht, nicht so leicht ein Konkurrent finden, der daneben ein zweites Gleis anlegt, eine zweite Serie von Bahnhöfen, von Gleissicherungsanlagen usw. errichtet, selbst wenn der Staat es ihm erlauben würde.

Wie gut diese Monopolzeit den Eisenbahnen und ihren Benutzern bekommen ist, sei hier nicht im einzelnen dargestellt. Immerhin ist es nicht uninteressant, daß 1 km Eisenbahnfahrt im Jahre 1850 nur 3,4 Pfennig kostete, 1935 in der dritten Klasse Personenzug dagegen 4 Pfennig. Im Güterverkehr ist der Eilguttarif seit 1850 von 21 auf 21,8 Pfennig pro tkm (die Beförderung von 1 Tonne über 1 Kilometer) gestiegen, für Wagenladungen von 4,5 auf 4,06 Pfennige pro tkm, also um 10 Prozent, gesunken. In ungefähr der gleichen Zeit sind die Frachttarife in der Überseeschiffahrt um 75 Prozent, in der Binnenschiffahrt um 90 Prozent zurückgegangen. Der Unterschied in der Entwicklung der Tarife ist so auffällig, daß man kaum umhin kann, ihn weitgehend darauf zurückzuführen, daß die Konkurrenz in der Schiffahrt zur Ausschöpfung aller Rationalisierungsmöglichkeiten zwang, nicht aber bei den Eisenbahnen.

Gewiß ist z. B. das Reisen seit 1850 angenehmer geworden. Die Reichsbahn wies vor Jahren gern auf den damals oft abgebildeten „Rheingold-Zug" hin, einen Luxuszug, der täglich von Holland den Rhein entlang nach der Schweiz fährt. Auf diesen Zug hinzuweisen, ist auch in unserem Zusammenhang wichtig. Er wurde nämlich ausgerechnet auf einer Strecke eingesetzt, neben der eine Konikurrenzstrecke herläuft: von Holland über Belgien und Frankreich (Metz, Straßburg) nach der Schweiz.

Neuerdings kann die Reichsbahn mit dem „Fliegenden Hamburger" und dem „Fliegenden Kölner" aufwarten. Auch diese Züge sind in unserem Zusammenhang interessant. Warum blieb Jahrzehnte lang die Zuggeschwindigkeit fast die gleiche? Warum tauchen solche Schnellverbindungen erst jetzt auf? Doch nur, weil jetzt die Konkurrenz des Flugzeuges in den Monopolbereich der Eisenbahnen hineinwirkt. Aber damit greifen wir bereits vor.

*

Wie andere Monopolunternehmungen haben die Eisenbahnen die Preise für ihre einzelnen Leistungen nicht nach den Selbstkosten bemessen.

Die Personentarife wurden danach abgestuft, was die Fahrgäste zahlen können und wollen. Damit Arbeiter die Eisenbahn dem Fahrrad vorziehen, wurden besonders billige Arbeiterfahrkarten geschaffen. Reisende der II. Klasse sind bereit, mehr zu bezahlen, als für die Benutzung der III. Klasse gefordert wird, jedoch nicht so viel, wie die Selbstkosten der Eisenbahnen in den schlecht besetzten Wagen II. Klasse ausmachen; also wird ihnen weniger als die Selbstkosten abverlangt.

Die Gütertarife wurden danach bemessen, welche Frachtsätze für die einzelnen Güter tragbar sind. 5 t wertvolle Maschinen zu befördern, verursacht der Reichsbahn ebenso viel Kosten wie die Beförderung von 5 t Sand. Trotzdem nimmt sie für die Beförderung von Maschinen einen weit höheren Frachtsatz, gerade um für die Beförderung von Sand so wenig verlangen zu können, daß er ihr zur Beförderung überhaupt übergeben wird. Die Beförderung von großen Stückgütern auf lange Strecken verursacht pro tkm viel weniger Selbstkosten als die Beförderung von kleinen Stückgütern auf kurze Strecken; auch dieser Selbstkostenunterschied kommt in den Tarifen nicht voll zur Geltung, eben weil die Reichsbahn nur auf diese Weise kleine Stückgüter auf kurze Strecken an sich ziehen kann. Die Selbstkosten sind ferner bei starker Verkehrsdichte wesentlich geringer als etwa beim Verkehr zwischen zwei kleinen Bahnhöfen, auf denen der größte Teil der Arbeitszeit des Personals in bloßer „Dienstbereitschaft" besteht.

Das Tarifsystem der Reichsbahn ist insgesamt darauf aufgebaut, die Preise nach der Leistungsfähigkeit des Kunden zu bemessen. Durch die stärkere Belastung des zahlungsfähigen (bzw. -willigen) Kunden wird es möglich, auch solche Transportaufträge heranzuziehen, die bei Berechnung der Selbstkosten nicht erteilt würden, deren Erteilung aber insgesamt eine größere Ausnützung des Apparats ermöglicht.

In manchen Fällen mag dieses „gemeinwirtschaftliche" Ta-

rifsystem für die Entwicklung der Volkswirtschaft nützlich gewesen sein, insbesondere wenn es als Mittel benutzt wurde, um einzelne Wirtschaftszweige oder -gebiete zu stützen (z. B. den Ruhrbergbau durch Kohlen-Sondertarife). Aber das Tarifsystem der Reichsbahn ist dadurch unübersichtlich und verwickelt geworden. Im Güterverkehr der Reichsbahn entfallen zurzeit 66 Prozent der Verkehrsleistungen auf Ausnahmetarife, im Personenverkehr 64 Prozent. Der Ausnahmetarif ist also zur Regel geworden. Eine große Anzahl Verkehrsleistungen sind dabei zweifellos reine Verlustgeschäfte, leider ohne als solche in der Ertragsrechnung irgendwie erkennbar zu sein.

Was nun, wenn ein Konkurrent kommt und gerade die gewinnbringenden Verkehrsleistungen an sich zieht und der Reichsbahn nur noch die verlustbringenden läßt?

Dieser Konkurrent kam: der Lastkraftwagen. Sein Besitzer bemühte sich natürlich gerade um den Transport der hochwertigen Güter, die von der Eisenbahn mit hohen Tarifen bedacht waren. Der Lastkraftwagen-Unternehmer konnte den Reichsbahntarif leicht unterbieten; denn er hatte sich ja nicht verpflichtet, daneben Sand unter den Selbstkosten zu befördern. Hier war und ist der verwundbare Punkt der Reichsbahn und überhaupt aller Eisenbahnen.

Die Reichsbahn ist auch heute noch dem Auto in vieler Beziehung überlegen. Aber ihr Tarifsystem, das zu einer Zeit aufgebaut wurde, in der die Konkurrenz auf der Straße nur aus Pferdefuhrwerken bestand, bietet der Konkurrenz des Kraftwagens gerade da Aussichten, wo er sie bei einer genauen Selbstkostenkalkulation keineswegs hätte.

Ohne irgend welche Einzelheiten zu wissen, kann man von vornherein sagen: Eine volkswirtschaftlich vernünftige Arbeitsteilung zwischen Eisenbahn und Kraftwagen kann nicht zu stande kommen, solange jenes Tarifsystem bestehen bleibt. Denn so lange ist die Eisenbahn der Konkurrenz des Kraftwagens auch da nicht gewachsen, wo ihre Selbstkosten niedriger sind. Solange besteht die von den Eisenbahnen aus Selbsterhaltungstrieb geforderte Verkehrspolitik in unfruchtbaren Bemühungen zur Unterdrückung des Kraftwagens, sei es zur Hemmung seiner Verbreitung überhaupt sei es zu seiner Einbeziehung in ihr Verkehrsmonopol. Bis diese Erkenntnis allgemein ist und die letzten Folgerungen aus ihr gezogen werden, dürften noch viele Jahre vergehen.

Die Preisüberwachung

Der Reichskommissar für Preisüberwachung, Dr. Goerdeler, hat vor einigen Tagen in einem Vortrag in Nürnberg u. a. gesagt, zu den Aufgaben der Preisüberwachung gehöre es vor allem, darauf zu sehen, daß einem Bestand an Waren eine möglichst gute und echte Kaufkraft gegenübergestellt werden könne, daß Fehlleitungen von Krediten vermieden würden, daß eine gesunde Arbeitsbeschaffung vermehrt werde, und schließlich: daß die Erkenntnis in unserem Volke geweckt werde, daß eine wirkliche wirtschaftliche Existenz des Einzelnen nur durch fleißige Arbeit aufgebaut werden könne.

Die Preisbeeinflussung habe in der Richtung zu geschehen, daß auf Verringerung der Organisationskosten und sonstiger Gestehungskosten in der Wirtschaft planmäßig hingewirkt werde. Die Preisüberwachung ziele dahin, die Gesamtheit gegen den unlauteren Wettbewerb von Hyänen der Wirtschaft zu schützen. Das Verlangen nach einem angemessenen Preis sei grundsätzlich anzuerkennen.

Zigaretten-Marken

Im „Ärztlichen Wegweiser" (1. Mainummer) hat Dr. Fritz Likkint-Dresden von einem verblüffenden Experiment mit Zigaretten berichtet, das in Amerika mit „Berufsrauchern", ausgesprochenen „Kennern" ihres Krauts, angestellt wurde. Verwendet wurde dabei eine Anzahl bekannter Marken, aber die Zigaretten hatten keinen Aufdruck oder mußten mit verbundenen Augen geraucht werden.

Ergebnis: die Raucher wußten nicht, was sie rauchten, oder sie äußerten sich verschieden, wenn ihnen die gleiche Zigarettenmarke mehreremale nacheinander geboten wurde. Nicht einmal die täglich geraucht en „Lieblingsmarken" wurden erkannt. „Damit scheint erwiesen", schreibt Dr. Likint, „daß für die Wertschätzung einer Tabaksorte neben dem Geschmack und Geruch mindestens noch die Augen eine bedeutende Rolle spielen, wenn nicht auch noch gewisse psychische Momente."

Etwas deutlicher ausgedrückt: daß es ziemlich einerlei ist, welche Zigarette man raucht, weil sie alle so ziemlich gleich schmecken.

Japan im Vormarsch

Die Aufregung der Weltöffentlichkeit über das „mandschurische Abenteuer" hat sich rasch gelegt. Sogar die Bildung eines mandschurischen Ölmonopols, der unangenehmste Angriff auf die Interessen der weltbeherrschenden Konzerne, hat nicht mehr als einen matten Protest ausgelöst. Die Ölkönige haben sich geeinigt, die Mandschurei nicht mehr zu beliefern, was bei der wachsenden Produktion der Außenseiter, besonders Rußlands, nur ein Schlag ins Wasser ist.

Am 17. April 1934 ließ das japanische Außenministerium durch seinen Sprecher erklären, daß es gegen alle Maßnahmen der Mächte Einspruch erheben müsse, die geeignet seien, den Frieden im fernen Osten zu stören, im besonderen China gegen Japan zu unterstützen. Das war nämlich der eigentliche Sinn jener asiatischen Monroedoktrin. Diese Erklärung warf ein überraschendes Schlaglicht auf die veränderte Mächtekonstellation.

Während vorher in ganz Asien nichts ohne die weißen Mächte geschehen konnte, wurde ihnen plötzlich jede Einmischung in die Belange von fast zwei Dritteln der Menschheit streitig gemacht. Und diese Mächte waren nicht imstande, den Schlag zu erwidern. England ersuchte um Aufklärung, was mit der Erklärung überhaupt gemeint sei. Es bekam seine Beruhigungspille. Die offene Tür in China sei damit nicht zugeschlagen. China selbst protestierte. Amerika verstärkte seine pazifischen Garnisonen und erhöhte seine Flottenausgaben auf 275 Millionen Dollar.

Die Welt war wieder beruhigt. Was aber die offene Tür in China für Japan bedeutet, das hatte schon das Beispiel der Mandschurei gezeigt, und es sollte in der nächsten Zukunft auch in China selbst demonstriert werden.

Vorläufig erhielt Japan ein Mittel, den chinesischen Boykott seiner Waren zu brechen; damit konnte es allein schon andere Mächte vom Markt verdrängen. Dann aber wurde immer deutlicher, daß die Erklärung ein Tastversuch war, die Stärke des Gegners zu erkunden. Sie wurde als gering erkannt, und Japan fühlte sich zu weiteren Ansprüchen ermutigt.

Hatten die Mächte den Zugriff nach der Mandschurei in der stillen Hoffnung geduldet, er würde zum Konflikt zwischen Japan und Rußland führen und dabei zwei unangenehme Konkurrenten gleichzeitig schwächen, so wurde nun ihre Hoffnung durch die immer klarere Enthüllung der japanischen Ziele arg enttäuscht. Das Verhältnis Japans zu Rußland erfuhr keine akute Änderung; der Angriff gegen Englands Stellung aber ward immer offensichtlicher.

Ende 1934 verlangte Japan auf einer Flottenkonferenz in London die Gleichberechtigung. Es war nicht mehr gesonnen, das alte Verhältnis Amerika : England : Japan wie 5 : 5 : 3 hinzunehmen, sondern wollte jetzt die Gleichheit 5 : 5 : 5 erhalten. Auch diesmal waren die Widersprüche nicht gerade erschütternd, und die gewaltige Tätigkeit auf allen Werften läßt erraten, daß die Japaner die Gleichheit bald tatsächlich erreicht haben werden.

Am 21. Januar 1935 appellierte der japanische Außenminister Hirota an China, es möge sich einer engen Zusammenarbeit mit Japan nicht mehr länger entziehen. China solle die edlen Bestrebungen Japans teilen. Jede chinesische Annäherung an England müsse als antijapanische Aktion ausgelegt werden und würde deshalb nicht geduldet. England erhob keinen Einspruch.

So ist es kein Wunder, wenn in Japan die Geringschätzung des Westens bedenkliche Grade angenommen hat. Der Glaube an die Sendung des „Landes der aufgehenden Sonne" wird zum Axiom alles Handelns. In der japanischen Tageszeitung Yomiuri erschien ein Artikel unter der Überschrift: Agonie in den Ländern der untergehenden Sonne. „Europa kann nicht mehr gerettet werden. Agonie, Streitigkeiten, neue Wunden, Alterstod und tragisches Ende, das ist das Schicksal Europas. Was immer in Europa geschehen mag, es ist kein Weltproblem mehr."

Es ist den Japanern unbegreiflich, daß man mit der Millionenzahl europäischer Menschen, mit ihrer ungeheuren Arbeitskraft und mit allen Rohstoffquellen, die dem gesamten Europa immer noch zur Verfügung stehen, keine blühende Wirtschaft unterhalten kann. Sie selbst haben die technischen Kenntnisse Europas übernommen, verstehen sie sogar selbständig auszuweiten, und haben gelernt, wie man mit ihnen ein Weltreich aufbauen kann. So bleiben sie nicht allein bei der Geringschätzung des Westens stehen, sondern gehen zur politischen Aktion über: sie erweitern ihren Machtbereich. Heute schon ist es in Japan zur feststehenden Überzeugung geworden, daß der Westen viel zu schwach sei, um Japan die Beherrschung des Ostens streitig zu machen. „Europa ist nicht stark genug, um einen Krieg zu führen. Es hat nicht genug Mut und Lebenskraft."

Japan findet es nicht einmal mehr nötig, mit einer fremden Macht ein Bündnis abzuschließen, um seine Position zu stärken. Seit der Erledigung des englischen Bündnisses kämpft es allein. Es greift sogar England an. Nicht nur, daß es mit seinem ostasiatischen Machtanspruch an den Grundlagen des englischen Imperiums rüttelt; es sagt sogar offen, „England scheine wohl der Ansicht zu sein, daß das alte Wort Britain rules the waves heute noch gelte, aber es müsse es Japan überlassen, ohne seine Vermittlung mit China ins Reine zu kommen."

Was das heißt, zeigen die Ereignisse der letzten Monate. Eine nach der andern werden die chinesischen Nordprovinzen besetzt. Der ganze Verwaltungsapparat wird durch japanfreundliche Beamte übernommen. Das Ziel ist klar: ganz China soll durch japanische Kräfte mobilisiert werden. Eine Industrie wird mit japanischer Hilfe aufgebaut. Wenn es einmal so weit ist, dann droht eine Vervielfachung der gelben Konkurrenz.

Das wäre der Verlust des letzten Reservoirs der kapitalistischen Weltwirtschaft. Ein Land, von dessen Ausbeutung die weiße Industrie noch Jahrzehnte hätte leben können, geht dann verloren. Die billigen Erzeugnisse der gelben Industrie werden die Überseemärkte überschwemmen in einem Ausmaße, das jede Preiskonkurrenz unmöglich macht. Um seine wirtschaftliche Verfassung zu verteidigen, muß Europa seine Märke durch politische Machtmittel sperren.

Dann sind wir in ähnlicher Lage wie Japan im Jahre 1864, als weiße Kriegsschiffe die Häfen des Landes mit Gewalt ihrem Handel öffneten. Auf diese neue Begegnung will Japan die fünfhundert Millionen der gelben Rasse vorbereiten.

Ernst Pfau

„Der Sprung Japans nach Schanghai (1933), die Loslösung der nördlichen Provinzen, die wirtschaftliche Durchdringung Chinas durch Japan lassen erkennen, wohin die politische Entwicklung des festländischen Ostasien zu gehen droht, wenn nicht die Selbstbesinnung, besonders der chinesischen Führerschichten kommt ... Der Kampf um China ist in erster Linie ein Wirtschaftskampf, der die höchsten politischen Auswirkungen haben kann. China selbst will sich von jeder wirtschaftlichen und politischen Fessel lösen. Japan fürchtet damit den Verlust eines reichen Rohstoffgebietes, das es zur Verstärkung seiner knappen Rohstoffgrundlage brennend zu erlangen hofft, um auch politisch über das 480-Millionenvolk, das ihm rassisch am nächsten steht, die Führung zu übernehmen, ehe es selbst erstarkt; die Vereinigten Staaten und England fürchten das Zuschlagen der „offenen Tür"; Rußland sieht für seine zwar noch in den Anfängen steckende, aber entwicklungsfähige sibirische Industrie den aussichtsreichsten Markt versperrt, zumal Japan bereits im Norden, weit bis zur Mongolei landwärts greifend, die Abriegelung beginnt."

Johannes Wütschke

„Zwar ist der Reichtum der nordchinesischen Provinzen an Kohle und Erzen enorm, aber die japanfeindliche Haltung der Bevölkerung verhindert, daß japanische Kaufleute und Ingenieure festen Fuß im Lande fassen. Durch die Eroberung der Mandschurei, durch zahllose kleine Ungeschicklichkeiten und übertriebene Forderungen sind die Japaner in allen Gebieten des chinesischen Reiches so unbeliebt geworden, daß trotz aller ihrer Anstrengungen ihr Ziel, die Beherrschung des chinesischen Marktes, noch immer in ungewisser Ferne steht. China ist trotz dieses Druckes von außen bislang zu keiner einigen Nation geworden; aber die Chinesen sind sich trotz aller Ermahnungen und Verbote einig in der Ablehnung Japans ..."

(„Frankfurter Zeitung", Nr. 331)

Mißverständnis

Im „Stuttgarter NS-Kurier" (Nr. 309) wird als Erinnerung an das Erdbeben vom 16. November 1911 folgende Geschichte erzählt:

In dem Städtchen B. waren bei dem heftigen Erdstoß auch die Grabsteine auf dem Friedhof ins Wanken gekommen und etliche sogar umgefallen. Darauf sah man den Totengräber eilenden Lauf in das Städtchen gerannt kommen unter dem Ausruf: „Se komme, so kommet!"

Habe keine zu künstliche Idee vom Menschen, sondern urteile natürlich von ihm, halte ihn weder zu gut noch zu böse.

Lichtenberg

Die Auktion

Von John Langhoff

Einsam und verlassen war im Hospital in Seattle Mrs. Texas Guinean, die „Nachtklubkönigin" von New York, gestorben. Als sie noch am Leben war, hatte man viel über ihren Reichtum gesprochen. Manche wollten wissen, daß sie Millionen in Juwelen angelegt hätte; andere wieder erzählten Wunderdinge über ihre Goldbarren. Das waren alles Märchen.

Frau Texas Guinean unterhielt vierundzwanzig Nachtklubs; von ihnen waren einundzwanzig stark verschuldet. Außerdem war sie der Steuerbehörde etwa hunderttausend Dollar schuldig. Wie stets, kam die Steuerbehörde zu ihrem Geld. Die übrigen Gläubiger taten sich zusammen und ließen den gesamten Nachlaß der „wildesten Frau Amerikas" versteigern. Mag die Frau so wild wie nur möglich gewesen sein — ihr Nachlaß war recht zahm.

Im großen Hof des Nachtklubs in East New York waren alle Gegenstände der Hinterlassenschaft zusammengetragen und wurden nun feilgeboten. Zuerst kam eine braune Limousine. Der Auktionator sagte: „Eine Sheppard-Limousine, fast neu. Gut gefedert und gepolstert. Wert 30 000 Dollar." „Sind Sie verrückt? Für den Wagen 30 000 Dollar?"

Herr Walker, der Gehilfe des Auktionators, öffnete den Wagen: „Die Limousine ist mit Dreizentimeter-Panzerplatten belegt. Die Panzerplatten sind unsichtbar angebracht. Wenn Sie das Stoffutter entfernen, werden Sie finden, daß in den Panzerplatten nicht weniger als 95 Geschoßeinschläge vorhanden sind. Die verblichene Dame hat in diesem Wagen 42 Gangsteranschlägen standgehalten."

Alkohol kann man heute überall kaufen. Wer interessiert sich schon für gepanzerte Wagen? Als ein braver Bürger schließlich 80 Dollar für das Auto bot, gab es der Auktionator sofort ab.

Dann folgten Bilder. Große Gemälde, die man in früheren Zeiten für echte Tizians gehalten hatte. Sie waren es nicht. Sie waren von einem gewissen Frank für Mrs. Texas Guinean gemalt worden. Überflüssig zu sagen, daß die Bilder schließlich nach Gewicht verkauft wurden. Auch die berühmten, schweren, purpurnen Seidenvorhänge hielten einer näheren Betrachtung bei Licht nicht stand. Eine sehr „wertvolle" Inkamumie mit einem echten Perlenkranz um den Hals trug auf der — nunmehr zugänglichen — Rückseite den Stempel: Merryman Brths., Newark. Die Perlen waren aus Glas. Das gesamte Inventar der vier „elegantesten" Nachtklubs, in denen sich sogar Millionärssöhne mit Ehrfurcht bewegten, ging mit 35 Dollar in die Hände eines Negertrödlers über.

Die Kauflust des Publikums, das massenhaft erschienen war, begann schon zu erlahmen. Da ließ der Auktionator eine zweite Limousine hereinschieben — einen blauen Wagen. Einen recht gut erhaltenen Wagen mit weißen Seidenkissen.

„Der Wagen", sagte der Auktionator und bemühte sich, seiner Stimme einen gewissen Unterton zu geben, „war ehemals Eigentum des großen Seidenkönigs Alfred Löwenstein. Nach dem Tode Löwensteins kaufte ihn Larry Fay. Larry Fay wurde in diesem Wagen am 14. April 1932 erschossen. Sie sehen noch die Blutspritzer auf den Kissen. Wenn Sie die Taschen aufklappen, finden Sie unterhalb das Wappen des ersten Besitzers."

Das Wappen imponierte nicht; auch nicht die Güte des Wagens. Die meisten betasteten ehrfurchtsvoll die eingetrockneten Blutflecke. Diesen Blutflecken war es zu danken, daß der Wagen den guten Preis von 850 Dollar erzielte.

Mit dröhnender Stimme gab der Auktionator hierauf — ermutigt durch die eben erhaltenen 850 Dollar — bekannt, daß nunmehr die „Schätze" an die Reihe kämen.

Zuerst Nummer 5 des Verzeichnisses: Ein goldenes Gedeck für zwölf Personen — hergestellt in Frankreich — ehemals im Besitz der Bourbonen. Preis 45 000 Dollar.

Gold soll sonst einen unvergänglichen Wert besitzen; dieses Gold hatte ihn nicht. Nach einigen Minuten meldete sich ein Juwelier, der bekanntgab, Mrs. Guinean hätte bereits im Jahr 1927 das echte Goldgedeck gegen ein vergoldetes Silbergedeck umgetauscht. Ein zweiter wußte, daß die Bourbonenwappen durch Mr. Adam Kaemp in Brooklyn eingestanzt worden seien, und endlich kam man darauf, daß die Sachen nicht einmal aus Silber waren ... Eine Filmelevin erstand den Kram um — 7 Dollar 75 Cent.

Die dann an die Reihe kommenden berühmten „Silberteller" aus der Zeit Benvenuto Cellinis hielten einer Prüfung ebenfalls nicht stand. Sie stammten aus der Zeit Andrea Carneluttis, der im Jahre 1926 seinen Laden in der 44. Straße aufgemacht hatte. Auch das silberne indische Schwert war weder indisch noch aus Silber. Die Teller und das Schwert fanden überhaupt keinen Käufer.

Nummer 134 des Verzeichnisses erregte wieder einige Aufmerksamkeit. „Ein Dolch, feinste japanische Arbeit. Silber und Elfenbein. Diesen Dolch schenkte Seine Majestät der Kaiser von Japan der bekannten Filmschauspielerin Blanche Sweet! Warum — wollen die Damen und Herren wissen? Das ist ein Geheimnis. Mr. Blanche Sweet erfreute sich der Gunst des Mikados ... Als sie einmal in Not geriet, verpfändete sie den Dolch Mrs. Texas Guinean." Der Dolch ging wieder in Filmhände über. Für 125 Dollar.

Vier Portefeuilles und sieben Schals fanden keinen Liebhaber. Die meisten der Anwesenden waren Filmleute. Filmleute sind real denkende Leute, wenn sie auch auf der Leinwand romantisch anmuten.

Jetzt brachte der Gehilfe etwas Schimmerndes herbei — ein Telefon aus Gold! Das Hörrohr mit roten Korallen besetzt. Das Ganze sehr geschmacklos. Im Verzeichnis stand: „Tischtelefon — Gold und Korallen — Geschenk eines Fürsten an Mrs. Texas Guinean." Man wollte wissen, welcher Fürst das Zeugs der verstorbenen Dame geschenkt habe. Der Auktionator bedauerte. Man begann zu raten. Schließlich kam man auf den Kaiser von Siam. Ich weiß nicht, warum man diesem bescheidenen Monarchen eine solche Geschmacklosigkeit zutraute. Der Film lehnte daraufhin das Zeugs ab. Die Komparserie — ebenfalls stark vertreten — erklärte sich solidarisch. Endlich erstand es ein kleiner Kaufmann aus dem Norden der Stadt für 40 Dollar. Vermutlich wollte er vor seinen Kunden als Krösus dastehen.

Zwanzig, dreißig Nummern des Verzeichnisses wurden auf den Tisch gelegt, begutachtet und abgelehnt. Endlich ein großes Messer mit Elfenbeingriff. Das Blatt scharf geschliffen. Mit einer Blutrinne. Der Griff gebuckelte, so daß die Finger einen guten Halt fanden. „Das Messer Mr. Lynns."

Wer ist Mr. Lynn? Der Auktionär lächelte. „Mr. Lynn war Beamter an der kanadischen Grenze. Eines Tages überfielen vermummte Räuber sein Haus, in dem er mit seiner Frau und seinem Töchterlein wohnte. Mr. Lynn sperrte seine Frau und seine Tochter in eine Kammer im ersten Stock und trat allein, nur mit dem Messer bewaffnet, den Räubern entgegen."

„Fabelhaft. Hat er sie vertrieben?"

„Jedenfalls. Als man Mr. Lynn fand, hatte er einen schweren Kopfhieb — das Messer aber war bis ans Heft blutig."

Das Messer erzielte — 450 Dollar. Blutige Messer sollen Glück bringen.

Die Nummern 322 bis 367 umfaßten durchwegs kleine Andenken an die Prohibition. Kleine, wunderhübsche Bibeln — innen ausgeschnitten — Fassungsraum einen halben Liter; Eau de Cologne-Flaschen, vernickelt, mit Aufdruck, sehr echt

Der Großstadtmensch

Vor hundert Jahren, im Jahre 1835, hatte Berlin 250 000 Einwohner, heute sind es 4 Millionen; Wien 250 000, heute 2 Millionen; New York war ein kleines Hafenstädtchen, heute beherbergt es 7 Millionen Einwohner. Wenn man die Menschen, die heute in den Millionenstädten der weißen Rasse wohnen, zusammenzählt, so wird man eine Summe von wenigstens 100 Millionen finden.

Diese 100 Millionen wollen zwar täglich essen, aber sie wollen nicht mehr pflügen; sie können es auch nicht, — und werden es niemals mehr können.

Geld ist der Anfang und das Ende des üblichen Denkens und Handelns in der Stadt. Hat man erst genug Geld, dann besitzt man ja den Schlüssel, der zu allen Gütern der Erde führt. Einerlei, ob das Gewinn heißt oder Gehalt, Pension oder Rente, Honorar oder Lohn. Weiteste Kreise können nur noch in Geld denken, nicht mehr in Sachwerten, auch nicht mehr in geistigen Werten. Das Endstreben geht nach Geld, ob dazwischen Hosenträger liegen oder Eisenbahnschienen, ist ganz gleichgültig.

Der alte bodenständige Mensch erwarb sein Brot mit dem Pflug, den Braten als Hirte oder Jäger. Der Großstadtmensch macht das ganz anders. Sein Geheimnis heißt: Arbeitsteilung. Die Großstadt ist für ihr der Ort, wo die erfolgreichste Arbeitsteilung möglich ist. Das ist seine Ansicht. (Ist diese Meinung heute nicht schon ein großer Irrtum? Ist die große Stadt heute nicht schon mit Unmengen zweckloser, unrationeller Arbeit erfüllt, die das Leben in ihr erschwert und verteuert?)

Und noch eine Eigenschaft: der Großstadtmensch ist nicht seßhaft; es sieht nur so aus. Er liebt aus Klugheit nichts, was ihn an den Boden fesseln könnte. Er ist stets wanderbereit oder fluchtbereit, daher erst recht seine Liebe für Gold und Geld.

Es ist etwas von Hörigkeit, etwas von Magie und Fetischismus in dieser Liebe. Immerhin, man erkennt an ihr den polaren Unterschied zwischen dem Menschen älteren Stiles, der seine Lebenssicherheit in dem Besitz von Acker, Haus oder Werkstatt fand, und dem neuen Menschen, der sich vor einem solchen Besitz, wie vor einer Kette am Fuße, beinahe fürchtet und eben deshalb seine Lebenssicherheit in einem Geldschrank oder einem Bankguthaben sucht. (Natürlich gibt es auch viele Menschen, die mit einem Fuße in der alten und mit dem anderen in der neueren Denkweise stehen.)

Die letzten 100 Jahre haben den neuen, „kapitalistisch" fühlenden Menschen in ungeheuren Massen erzeugt. Der Mensch älterer Denkart war ein sachlich oder technisch denkender Mensch, freilich oft ein Mensch mit recht einfachen, bäuerlichen oder handwerklichen Kenntnissen und Gesinnungen. Daher sieht der neue Mensch gern auf ihn herab.

Neuerdings kommt es aber öfters vor, daß der neue Mensch, der Großstadtmensch, den Dorfbewohner und Kleinstädter wieder beneidet. Wenn dem neuen Menschen der Kampf ums Dasein zu scharf wird, dann liebäugelt er gern mit einer unkomplizierten Existenz in Wald und Feld und erholt sich am Stimmungszauber der unverkünstelten Landschaft und an der primitiven Sicherheit des einfachen Naturlebens. Sobald er aber wieder einen Weg nach vorwärts sieht, dann will er von einer Rückkehr zur mittelalterlichen Existenz nichts mehr wissen; denn diese Existenz besteht meistens aus einer 12- bis 14stündigen körperlichen Tagesarbeit. Man versteht das kapitalistische Zeitalter und den kapitalistisch denkenden Menschen am besten, wenn man sein Streben als eine Flucht vor jeder schweren körperlichen Arbeit begreift.

Wenn man genau zusieht, warum seit 100 Jahren der Mensch ohne Boden immer versucht, ins Gold und ins Geld hineinzufliehen, so kommt man bald zu der Erkenntnis, daß es die Flucht vor dem Hunger, vor der Unsicherheit der Existenz und die Flucht vor der schweren 12- bis 14stündigen Körperarbeit auf dem Lande war.

✦

Hunderttausend Jahre lang waren die Menschen nur Jäger, Hirten und Bauern, höchstens ackerbautreibende Handwerker. Vor 100 Jahren begann das großindustrielle Zeitalter. Ein neuer Reichtum entstand, der scheinbar nicht auf Ackerboden aufgebaut war. Scheinbar! Wer da von unseren Großvätern und Urgroßvätern rechtzeitig mitgegangen war und etwas Glück gehabt hatte, der gelangte zu städtischem Wohlstand und Reichtum.

Jahrzehntelang war der Großstadtmensch sehr mutig und selbstbewußt. Neuerdings ist er unsicher geworden. Was die heutige Menschheit der Großstädte am meisten beunruhigt und empört, ist die Beobachtung, daß selbst eine gute Schulbildung, selbst eine gründliche Spezialausbildung, selbst der Besitz eines kleinen Geldvermögens, selbst der Besitz einer Fabrik, einer Werkstatt oder eines Handelsgeschäftes, selbst der froheste Arbeitswille nicht von den ernstesten Lebenssorgen befreit. Die sorglose Sicherheit, welche 100 Jahre lang über der großen Stadt schwebte, auf der Überzeugung fußend, daß für den gesunden, mit Körperkraft oder Kenntnissen und Fähigkeiten ausgestatteten, jungen Städter der Weg zum Wohlstand frei ist, ist gewichen.

Seine veralteten Begriffe verwirren den Stadtmenschen. Er lebt unter einem veralteten und vernebelten Begriff vom Wesen der Arbeit, des Geldes, der Arbeitsteilung und unter einer armseligen Anschauung vom sogenannten mühelos fliessenden Einkommen.

Mit dürren Worten muß gesagt werden, daß es für die Millionen neuer Menschen, welche sich in die Städte gezogen und dort vermehrt haben, ebenso wie für deren Nachkommen, kein Zurück gibt. Die Schiffe sind hinter dem Großstadtmenschen verbrannt. Es gibt für ihn nur noch ein Vorwärts zu einer neuen Arbeits- und Lebensform.

In diese neue Arbeits- und Lebensform hinein führt leider kein bequemes Bildungsauto mit schulbankersessenen Berechtigungen. Wahrscheinlich ist die Zukunft kein Beamtendorado alten Stiles, kein Welthandelsparadies für egoistische Spekulanten, kein sorglos blauer Konsumentenhimmel für volle Brieftaschen. In die neue Ideologie führt kein schwächliches Kompromiß mit veralteten, volkswirtschaftlichen Anschauungen. Große, geistige Götzen, vor allem der heutige Kultur- und Bildungsdünkel müssen entthront werden. Ein neuer Geist muß sich einen neuen Körper bauen. Es ist ein Umbruch im grundsätzlichen Denken der gebildeten Schichten notwendig.

Die Zukunft heißt Wissenschaft und Technik, höchste Technik; selbst im Bauernstande höchste Technik.

Würden alle Großstädter aus Lebensangst wieder Kleinbauern in unserem heutigen Sinne werden wollen, so würden sie und ihre Nachkommen in 30 Jahren nicht Bauern, sondern chinesische Getreide- und Reisgärtner sein, die jedes Weizen- und Reiskörnchen Stück für Stück mit eigener Hand pflanzen und mit eigenem Dünger düngen müßten.

Die romantische Rückschau zum Naturleben mag schön sein, wenn sie zum Schrebergarten für jede einzelne Familie, zur gesunden Verwendung der Freizeit, zur körperlichen Ertüchtigung der Jugend durch Körperarbeit und Sport führt. Die eigentliche und einzige Zukunft aber der kommenden mitteleuropäischen Generation ist eine hochtechnische.

Die nächste Generation darf nicht bloß zu Bauern, sie muß auch zu Technikern erzogen werden, — fast ausnahmslos!

✦

Der Mensch der Zukunft soll und wird einen halben Tag für seine geistige Weiterbildung freihaben. Der Mensch der Zukunft hat einen erfüllbaren Anspruch auf Kurzarbeit bei vollem Lohn, so daß im Grunde genommen in Zukunft nicht mehr zweierlei Menschenklassen nötig sein müssen, eine nur arbeitende und eine nur denkende. Es wird selbstverständlich dem einzelnen Menschen auch in Zukunft freigestellt sein, sich durch die Art der Verwendung seiner Freizeit als geistige Auslese zu präsentieren. In der Freizeit wird sich die Auslese der leitenden Köpfe finden.

Nur dann, wenn die Mitteleuropäer der Zukunft nicht bloß ein Kleingärtnervolk oder Handwerkervolk, sondern gleichzeitig auch ein Technikervolk sein wollen, dann werden sie, obwohl in der Welt an Zahl gering, materiell reich und geistig vollwertig sein, ein Herrenvolk, friedensliebend, aber auch kriegstüchtig.

Die nächste Generation muß kriegstüchtig sein, so seltsam dies in manchen Ohren klingen mag, sowohl geistig wie körperlich, vor allem nicht barfuß und rachitisch. Jeder Mann muß an ein Flugzeug oder an einen Tank sofort antreten können, sobald es einmal nötig sein sollte. Andernfalls wird die weiße Rasse an der Tafel der irdischen Güter in der Übersee nicht mitessen dürfen. Man achtet wohl auch den Schwachen, teilt aber nur mit dem Starken.

Noch einmal sei es gesagt: die Menschen werden in Zukunft Techniker sein, fast ausnahmslos. Sie stehen dann in ihren Jugendjahren täglich einige Stunden am laufenden Band oder an einem chemischen Apparat oder mit der Hand an einem Schalthebel. Der Rest des Tages und der Rest ihres Lebens gehört ihnen selbst, ihrem wirklichen inneren Beruf. Der kann weitab und weltenfern liegen, sobald die kleine menschliche Arbeit an großen Maschinerien zur Erhaltung der Grundlagen unserer Kultur in den notwendigen, hochtechnisch geleiteten Betrieben geleistet worden ist. Ein gutes Teil des täglichen Lebens kann weiterlaufen, wie es bisher lief.

Wenn die nächste Generation sich nicht technisch ausbildet, so wird sie in der Zukunft nichts sein.

Florian Wallenstein

Naturschutz

Die Reichsregierung hat ein Reichsnaturschutzgesetz erlassen, in dessen Vorspruch es heißt. „Heute wie einst ist die Natur in Wald und Feld des deutschen Volkes Sehnsucht, Freude und Erholung. Die heimatliche Landschaft ist gegen frühere Zeiten grundlegend verändert, ihr Pflanzenkleid durch intensive Land- und Forstwirtschaft, einseitige Flurbereinigung und Nadelholzkultur vielfach ein anderes geworden. Mit ihren natürlichen Lebensräumen schwand eine artenreiche, Wald und Feld belebende Tierwelt dahin. Diese Entwicklung war häufig wirtschaftliche Notwendigkeit; heute liegen die ideellen, aber auch wirtschaftlichen Schäden solcher Umgestaltung der deutschen Landschaft klar zutage ..."

Als Gegenstände des Naturschutzes zählt das Gesetz auf: Pflanzen und nicht jagdbare Tiere, Naturdenkmale und ihre Umgebung, Naturschutzgebiete und sonstige Landschaftsteile in der freien Natur, deren Erhaltung wegen ihrer Seltenheit, Schönheit, Eigenart oder wegen ihrer wissenschaftlichen, heimatlichen, forstlichen oder jagdlichen Bedeutung im allgemeinen Interesse liegt. Naturdenkmale im Sinne des Gesetzes sind Einzelschöpfungen der Natur, deren Erhaltung wegen ihrer wissenschaftlichen, geschichtlichen, heimat- und volkskundlichen Bedeutung oder wegen ihrer sonstigen Eigenart im öffentlichen Interesse liegt, z. B. Felsen, erdgeschichtliche Aufschlüsse, Wanderblöcke, Gletscherspuren, Quellen, Wasserläufe, Wasserfälle und alte oder seltene Bäume.

Bei der unteren Naturschutzbehörde (das sind grundsätzlich die unteren Verwaltungsbehörden) wird eine amtliche Liste der Naturdenkmale geführt, das sogenannte Naturdenkmalbuch. Die oberste Naturschutzbehörde führt eine amtliche Liste der Naturschutzgebiete, das Reichsnaturschutzbuch.

Butter aus Kohle

Auf einer Tagung der deutschen Chemiker in Königsberg hat Professor H. H. Franck-Berlin über „Die Bedeutung katalytischer Reaktionen auf dem Gebiet der Fettchemie" gesprochen. Die „Berliner illustrierte Nachtausgabe" (Nr. 153) berichtet darüber:

„... Es handelt sich hiebei um die künstliche Herstellung der Fette, in erster Linie der Fettsäuren, die aus einfachen Bestandteilen organischer Natur aufgebaut werden. Nach den bis jetzt vorliegenden Ergebnissen ist als einziges Rohmaterial zur Erzeugung von Fetten oder Fettstoffen durch chemische Verfahren die Kohle zu nennen, von der aus über Karbid, Acetylen, Acetaldehyd, Aldolkondensation oder durch andere Prozesse Fettsäureketten aufgebaut werden können ... Ein zweiter Weg von der Kohle könnte etwa über eine besonders geführte Kohlehydrierung zu den Kohlenwasserstoffen führen, deren chemischer Abbau die synthetische Fettsäure darstellen würde.

Wenn es sich hierbei auch zunächst noch — wie die wenigen Angaben zeigen — um rein wissenschaftliche Untersuchungen handelt, deren Verwirklichung noch Zukunftsmusik ist, so steht der Weg aber durchaus im Bereich realer Betrachtungen. Man darf dabei nur nicht vergessen, daß die synthetisch gewonnenen Stoffe in ihren Eigenschaften den natürlichen durchaus nicht immer gleichwertig sind, daß aber andererseits nach diesen Untersuchungen vielleicht durchaus einmal die Möglichkeit bestehen könnte, einen butterähnlichen Fettstoff aus deutscher Kohle zu gewinnen."

Es sei gestattet, die Worte „durchaus nicht immer gleichwertig" ziemlich dick zu unterstreichen.

Die Sperlinge

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, ward ausgebessert. Als sie nun in ihrem neuen Glanze da stand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen. Allein sie fanden sie alle vermauert.

Zu was, schrien sie, taugt denn nun das große Gebäude? Kommt, verlaßt den unbrauchbaren Steinhaufen! Lessing

---

Es gibt kein edleres Bildungsmittel als Unterredung mit einem Gleichgesinnten von ungleichen Ansichten. Burckhardt

Geselle dich zur kleinsten Schar! Goethe

---

und unverfänglich — Fassungsraum drei Deziliter; Fächer mit Alkoholbehälter; Zigarettentaschen mit Flaschen; Aktentaschen mit Whisky; eine Taschenlaterne mit einer Halbliterflasche und Ähnliches. Alles wertlos und uninteressant. Vor einem Jahre hatte man für manches Stück 1000 Dollar gezahlt. Aber heute?

Ein Maschinengewehr — fast neu ... „Mrs. Texas Guinean führte es bei gefährlichen Fahrten mit. Garantiert siebzig Schuß in der Minute." — Nichts. Der Auktionator rauft seine wenigen Haare.

„Ein Fläschchen mit künstlichen Sardellen — unter den Sardellen ein Behälter mit fünf Liter Inhalt." ?... Nichts. „Die letzte Ausgabe des „Larousse" — Inhalt zwei Liter. Dabei sind siebzig Seiten des „Larousse" intakt. Siebzig Seiten Lesestoff." — Alles wird abgelehnt.

Die Auktion geht ihrem Ende entgegen. Die meisten Besucher haben sich verlaufen. Nur der Film sitzt noch und ein Teil der Komparserie. Zigarettendosen werden nach Gewicht abgegeben — das Kilogramm sieben Dollar.

Endlich ein Strick. Ein einfacher, etwas mitgenommener Strick mit zwei Knoten und einer kleinen Schlinge. Am Strick ist ein Pappstück befestigt: „Mit dem Strick hängte die empörte Menge 1924, am 12. August, in der Nähe von Charee, Ohio, den Neger David Bloody."

Der Strick erregte Aufmerksamkeit. An solche Stricke soll sich das Glück mit einer seltenen Zähigkeit anhängen. Der Strick wanderte von Hand zu Hand. Manikürte Finger streichelten ihn mit ehrfürchtiger Scheu.

Der Strick wird um den lächerlichen Preis von — 100 Dollar ausgeboten. Der Strick mit den Schlingen und dem Pappkarton geht um — 1455 Dollar in den Besitz einer platinblonden jungen Dame über. Sie ist sehr hübsch. Braucht man den Strick, an dem ein Neger gehängt wurde, wenn man so aussieht?

Der Ausverkauf ist beendet. Man steht auf, streckt sich faul und geht hinaus. Etwas enttäuscht. Man hatte gehofft, unerhörte Sensationen zu erleben; man hat nur eingesehen, daß alles zusammen falscher Glanz war. Reklame — Schwindel — Großtuerei. Das Millionenvermögen besteht nicht. Der Rest sind — 15 000 Dollar. Demgegenüber stehen Schulden in der Höhe von 145 000 Dollar. Ein Wagen mit Plunder wird weggeführt. Auf dem Wagen liegen Statuen, Möbel, Seidenfetzen, Makart-Buketts, riesige Fächer, verdorrte Palmen, falsche Bilder.

Eine Erkenntnis ist geblieben: sicher war Mrs. Texas Guinean eine schöne Frau — die „wildeste" Amerikas. Aber ebenso sicher ist es, daß sie geschmacklos war.

Spießer

Der verknöcherte kleinbürgerliche Spießer mit seinem engen Gesichtsfeld und seiner tatflüchtigen Verniedlichung des Daseins ist eine betrübliche Figur, und man darf ihm bei Gelegenheit immer wieder einen Hieb versetzen.

Man vergesse dabei jedoch nicht seinen Gegenspieler: den Kulturspießer.

Das ist eine ganz besondere Sorte. Während der eine sich nur in seiner hausbackenen, wohlabgezirkelten Stammtisch- und Kirchspielenge wohl fühlt, hält es der andere mit dem Weltweiten, Fremden, Bizarren und Interessanten. Alles Nahe, Altbekannte, Normale sieht er über die Achsel an.

Unter den Malern zum Beispiel interessieren ihn nur Schizofrene und Infantile oder Künstler, die fremden Kulturkreisen angehören. Je entlegener ein „Sujet" ist, desto besser und je mehr ein Bild dem normalen Auge Rätsel aufgibt, desto interessanter. Er versteht zwar nichts von Malerei, aber er hält das Hingepatzte ohne weiteres für „genialisch" und gibt ihm den Vorzug vor schlichtem handwerklichem Können, das ihm schon von vornherein verdächtig ist. Er hält das für einen verwöhnten Geschmack und tut sich etwas zugute darauf, daß er im Bizarren und Außergewöhnlichen mit derselben Selbstverständlichkeit zu Hause ist, wie der Spießer in der Welt seiner kitschigen Öldruckpoesie.

Aus dem selben Grund ist er auch beim Film begeistert für die „neue Optik"; deshalb schwärmt er entzückt von Negerplastiken und asiatischen Skulpturen. Es imponiert ihm das alles nur, weil es anders gesehen ist. „Es ist so eigenartig!" Das genügt ihm schon, um auch das Mittelmäßige und Minderwertige für hohe Kunst zu halten.

Für die Eigenart von nebenan hat er kein Auge. Er hält sie für banal. Er hält den Künstler, der sie offenbart, unbesehen für eine nette kleine Durchschnittsbegabung, dem es nicht zu mehr gereicht hat.

Wie blasiert und gelangweilt geht so einer an dem herrlichsten gotischen Dom vorbei, aber wie interessiert bleibt er vor einer „Kunst"handlung kleben, um irgend einen nachgemachten Buddha der ostasiatischen Andenkenindustrie für „echt" zu bestaunen. Wie rümpft ein solcher Mensch die Nase, wenn er ein einfaches Volkslied seiner Heimat hört: „Wie trivial!" „Welche Rührseligkeit!" Aber Negerspirituals, oh! Oder die Gesänge der Tarasco-Indianer!

Hier labt er sich an Naivitäten, für die er im eigenen Land nur ein mokantes Lächeln hat; hier werden Rührseligkeiten zur „Melancholie des afrikanischen Buschs" oder zur „unendlichen Melodie der Savannen". Hier zeigt er sich so kritiklos wie sein Gegenspieler, wenn es sich um die Leiblieder eines Männergesangvereins handelt.

Er hat nämlich in kulturellen Dingen genau so wenig Urteil wie der andere. Er hat nur hübsch über sie faseln gelernt. Seine „Weltweite" entspricht durchaus der Enge des andern; sie weist sich nur an entlegeneren Gegenständen aus. Er tut anspruchsvoller, das ist alles.

Während der eine sich zum Beispiel damit begnügt, bereitwillig in längst abgestorbenen Anschauungen, Denk- und Verhaltungsweisen zu verharren, tut der andere so, als ob er im Seelenleben der Primitiven „Verwandtes" fühle und in atonalen Neuschöpfungen bereits die kommenden „Weltsymphonien" rauschen höre.

Während der eine sich noch ziemlich naiv der Nippes auf dem Vertikow erfreut, läßt der andere deutlich erkennen, daß er sich gegen die Ornamente einiger Einwände zu bedienen weiß. Während der eine sich hartnäckig Vorstellungen über den lieben Gott hingibt, die der Welt Spitzwegs entstammen, verweist der andere mit geschwellter Brust auf die holden Gemeinplätze des Aufklärichts und ist stolz auf den ungeheuren Abstand zwischen ihm und dem „rückständigen" Spießer.

Er merkt in seiner Einfalt nicht, daß es etwa der Abstand ist zwischen einem Familienblatt und einem Magazin: die interessante Note, die diesem das Gesicht gibt, ist nur eine besondere Variation der Oede, die in jenem zu Hause ist. Es sind verschiedene Welten — aber derselbe Horizont. oje

Literatur

Technokratie. Heft 3 der „Technokratie", der Zeitschrift der Deutschen Technokratischen Gesellschaft (Berlin SW 19, Kommandantenstraße 18), enthält außer einem größeren Aufsatz „Der Großstadtmensch" (den wir oben auszugsweise wiedergegeben haben) einen Artikel über „Technokratische Bildung" und die Fortsetzung der „Studien zur technologischen Arbeitslosigkeit", außerdem die Rubriken „Technokratisches aus der Literatur", „Technokratischer Zeitspiegel" und Buchbesprechungen. Verlag: Georg Siemens, Berlin W 57, Kurfürstenstr. 2, Preis 50 Pfennig.

Major Kurt Hesses Broschüre „Der kriegswirtschaftliche Gedanke" ist im Verlag der Hanseatischen Verlagsanstalt in Hamburg erschienen und kostet 1,80 Mark.

Selbstachtung

Die Lebensfähigkeit des menschlichen Organismus hängt nicht nur von seinem körperlichen Befund, sondern in hohem Grade auch von dem Gleichgewichtszustand seiner seelischen Kräfte ab. Nun gehen dabei freilich die seelischen und die körperlichen Elemente vielfach ineinander über, und wenn beispielsweise jemand an unglücklicher Liebe stirbt, so wird es schwer sein, zu entscheiden, ob dieser bedauerliche Ausgang mehr durch körperliche oder mehr durch seelische Ursachen hervorgerufen worden ist. Aber es gibt doch Fälle, in denen eine derartige Entscheidung möglich ist. Und den Psychologen reizen von ihnen naturgemäß vor allem eben die, in denen sich die Wirkung rein seelischer Faktoren erweisen läßt.

Daß langandauernder Kummer oder Ärger, daß Angst und Sorge, daß ein plötzlicher Schreck oder eine plötzliche Freude, daß Zorn und Haß die Lebensfähigkeit des Menschen herabmindern können, ist bekannt. Indessen liegen alle diese Gefühle doch noch allzu sehr auf der Oberfläche, sind allzu stark durch äußere Einflüsse bestimmt, als daß sie für die Behauptung der Lebenswichtigkeit auch des seelischen Gleichgewichtszustands in vollem Sinn beweiskräftig wären.

Beweiskräftig in vollem Sinn sind dafür erst Fälle von Gleichgewichtsstörungen durch solche Gefühle, die sich aus dem eigenen Verhalten des Menschen ergeben. Und zu ihnen zählen, rückwärts gewandt: die Reue, auf die Gegenwart bezogen: die Scham, vorwärts gerichtet: die Verzweiflung.

Diese Gefühle haben, abgesehen von ihrem negativen Charakter, auf Grund dessen sie eben störend zu wirken vermögen, noch etwas sehr Wichtiges gemeinsam. Sie sind alle drei nämlich Erschütterungen jenes Zentralgefühls, das man mit Selbstachtung bezeichnen könnte.

Ohne Selbstachtung ist der Mensch offenbar nicht imstande, sein Dasein zu ertragen. Er muß vielmehr, und stünde er rangmäßig oder sozial selbst noch so tief, im Einklang mit sich selber, d. h. nach denjenigen Gesetzen leben können, die sein eigenes Ich ihm vorschreibt, wenn er nicht Gefahr laufen will, an innerer Zwiespältigkeit zugrunde zu gehen.

Nun besitzen die meisten von Hause aus freilich eine Selbstachtung von so beträchtlicher Elastizität, daß sie schon manchen Stoß vertragen kann. Aber es kommt eben doch vor, daß das Maß der Beanspruchung, das sie ohne Schaden aushält, einmal überschritten wird, und das bedeutet für den Menschen dann stets eine schwere Bedrohung.

Man wird vielleicht fragen, wie das denn überhaupt möglich sei, da es doch jeder selbst in der Hand habe, so zu handeln, wie es das ihm eingeborene Gesetz verlange. Allein in dem Maße, wie es dabei angenommen wird, sind wir eben gar nicht unabhängig von der Außenwelt, auch in unserm Handeln nicht. Denn die Außenwelt kann die von uns an sich als „richtig" erkannte Handlungsweise ja jederzeit mit so harten Strafen belegen, daß wir — schon mit Rücksicht auf die uns nahestehenden Personen — darauf verzichten müssen, in unserm Sinne „richtig" zu handeln. Und dann ist der innere Zwispalt eben unvermeidlich.

Ob er allerdings zu einer so schweren inneren Gleichgewichtsstörung führt, daß es keine Rettung mehr für uns gibt, das hängt außer von dem Grade der Elastizität unserer Selbstachtung auch immer davon ab, ob die uns aufgezwungene Handlungsweise eines der wesentlichen oder ein weniger wesentliches Gesetz unseres Innern verletzt hat.

Zwei Beispiele mögen das erläutern.

Es ist uns überliefert, daß bei den Christenverfolgungen der ersten drei Jahrhunderte manche, die im letzten Augenblick schwach geworden waren und die Huldigungszeremonie vor dem Standbild des Kaisers vollführt hatten, ihr geschändetes Leben nicht länger ertrugen und es einfach von sich warfen oder sich bei nächster Gelegenheit selbst anzeigten. Und das ist begreiflich. Denn was in ihnen durch die erzwungene Huldigung zerbrochen worden war, das war ihr Heiligstes, war ihr religiöses Empfinden. Und mit dem läßt sich — wo es nämlich wirklich vorhanden und nicht etwa bloß vorgegeben ist — keineswegs spassen, — niemals und nirgendwo.

Nicht ganz so schlimm ist es anscheinend, wenn jemand genötigt wird, etwas zu tun, was seinem Ehrgefühl widerstreitet. Denn das Ehrgefühl (das bei nicht religiösen Menschen so häufig die Stelle der Religiosität vertreten muß) ist in überraschender Weise erziehbar, — bei der Mehrzahl zum mindesten. Man braucht ihm nur durch ein paar mehr oder weniger deutliche Winke auf die Sprünge zu helfen, und schon ist es gezähmt und sagt schnurstracks womöglich nun das gerade Gegenteil von dem aus, was es fünf Minuten vorher gesagt hat.

Die gütige Natur hat für solche Fälle dem Menschen nämlich die wunderbare Fähigkeit verliehen, sich schrankenlos selbst zu belügen und seine Selbstachtung dadurch vor einer tödlichen Erkrankung zu bewahren.

Diese Fähigkeit aber ist um so stärker ausgebildet, je geringer der innere Fond des Menschen ist, d. h. je weniger er im Grunde weiß, was er seinem eigentlichen Wesen nach will oder wollen muß.

Und unterstützend kommt dazu noch ein Auskunftsmittel hinzu, das sich großer Beliebtheit erfreut: das Mittel, seine angegriffene Selbstachtung dadurch wieder auf die Höhe zu bringen, daß man sich die eigene Vortrefflichkeit und Unantastbarkeit von andern bestätigen läßt. Da diese andern zumeist in der gleichen Lage sind wie man selbst, werden sie in der Tat keinen Augenblick zögern, einem den ersehnten Gefallen zu tun, — zumal dann nicht, wenn man ihnen zum Ausgleich denselben Dienst erweist.

Noch ist die Wissenschaft der Psychologie nicht weit genug entwickelt, um mit voller Sicherheit angeben zu können, ob und unter welchen Bedingungen eine dergestalt kurierte Selbstachtung als dauernd geheilt betrachtet werden kann. Um so nötiger erscheint es indessen, den hier ja nur eben angedeuteten verwickelten Vorgängen im Innern des Menschen einmal ein eingehenderes Studium zu widmen. Es würde sich zweifellos lohnen. Denn der seelische Haushalt eines Organismus ist nicht weniger interessant als der körperliche. Und vor allem, wie gesagt: er ist genau so lebenswichtig wie dieser.

Kuno Fiedler

Der Sprachführer

Ein Herr betrat ein Kaffeehaus im Berliner Westen, zog ein kleines Buch aus der Tasche, blätterte eifrig darin herum und rief dann: „Junggeselle!"

Als man ihn bloß erstaunt ansah, blickte er von neuem in das Buch und rief: „Knabe!"

Dasselbe Ergebnis. Er begann langsam zu verzweifeln. Schließlich rief er: „Junge!"

Man hub an ringsherum zu lachen. Der Herr wurde puterrot, sah noch einmal in das Buch und schrie: „Kellner!"

Sofort kam der Ober herbei.

Der Herr war ein Franzose gewesen, der in seinem Wörterbuch nachgesehen hatte, was „garçon" heißt, und dabei das richtige Wort erst zuletzt gefunden hatte.

Andere Sitten

Ich ... nein, der Schriftsteller soll nicht mit „ich" beginnen; also: Gewöhnlich verfaßt ein Schriftsteller seine Werke, indem er am Schreibtisch sitzt. Gewöhnlich ..., aber es gibt auch Ausnahmen. So hat z. B. Walter Scott seinen Roman „Ivanhoe" im Bett diktiert, und von manchen andern Schriftstellern wissen wir, daß sie, durch Krankheit ans Bett gefesselt, ihre Werke liegend geschrieben oder diktiert haben (z. B. von Louis Stevenson). Einer aber ging zum Arbeiten ins Bett nicht weil er krank war, sondern weil er sich dort am besten sammeln konnte: Mark Twain; bequem in den Kissen aufgerichtet, die Zigarre im Mund — so hat er fast alle Werke seiner Spätzeit verfaßt. Das Bett, obgleich vierfüßig, nannte er deshalb den „Dreifuß der Pythia".

Ja, man kann eben in verschiedenen Körperhaltungen geistig arbeiten: sitzend, liegend oder — gehend. Letzteres wußten schon die alten Griechen, bei denen ja eine Filosofenschule „Peripatetiker" genannt wurde (von peripatein = umhergehen), und Nietzsche sagte einmal: „Nur die ergangenen Gedanken haben Wert." Aber wir brauchen gar nicht in filosofische Höhen zu steigen — jede Stenotypistin weiß, daß ihr Chef beim Diktieren gerne die Peripatetiker nachahmt und im Zimmer auf und ab geht. Und ein amerikanischer Professor hat nun sogar nachgewiesen, daß Europäer und Amerikaner am besten nachdenken können, wenn sie gehen (ich weiß nicht, was Mark Twain zu diesem seinem Landsmann sagen würde), während die Orientalen sich geistig am besten sammeln können, wenn sie sich völlig ruhig verhalten und ihre Muskeln entspannen.

Wie besagter Professor das beweist, weiß ich nicht; ich weiß auch nicht, ob er ganz recht hat. Jedenfalls sind eben die Sitten verschieden, beim Arbeiten und beim — Ausruhen. Uns Europäern, nicht wahr, ist es doch ganz selbstverständlich, daß wir uns zum Ausruhen hinlegen, weil wir uns in dieser Lage am besten entspannen können. Aber wir sind mit dieser uns als die einzig mögliche erscheinenden Sitte in der Minderheit; denn zwei Drittel der Menschheit (so kann man in Heft 6 der Zeitschrift „Atlantis" lesen und an Fotografien sehen) bekämpfen die Ermüdung, indem sie sich in die Hocke niederlassen, entweder in der Art, die wir „tiefe Kniebeuge" nennen, oder indem sie sich aufs Gesäß setzen und die Knie möglichst eng am Körper steil hochstellen. Beides scheint uns mehr ein Akrobatenstück als eine Ruhestellung zu sein, aber bei vielen Asiaten, Malaien und Negern ist diese Stellung die übliche.

Und doch: es gibt eine Ruhestellung, die uns noch weit unbequemer vorkommt. Man findet sie bei Störchen und Flamingos und bei Völkerschaften im Sudan. Legen Sie einmal die Fußsohle des einen Beines auf die Kniescheibe des andern und versuchen Sie, so stundenlang zu stehen; Sie werden das, wenn Sie es überhaupt fertig bringen, nicht gerade als Ausruhen empfinden. Aber für die Dinka am Weißen Nil ist es erquickende Erholung.

•

Wenn man seine Steuern mit Maikäfern bezahlen könnte, das wäre was Feines! Aber leider geht das nicht. In Iran jedoch gibt es so was: die Bauern dürfen 75 Prozent der rückständigen Steuern durch Ablieferung von Klapperheuschrecken abtragen.

•

Drei Häuptlinge eines maurischen Wüstenstammes haben eine Reise nach Frankreich gemacht. Und was glauben Sie, daß ihnen an dem fremden Land und den fremden Sitten am meisten imponiert hat? — Nun, sie haben natürlich den Eiffelturm angestaunt, sie haben sich darüber gewundert, daß man durch einen kilometerlangen Draht sprechen und daß man sich auch ohne Draht von Land zu Land verständigen kann, aber noch viel mehr waren sie darüber erstaunt, daß man auf der Straße einen fremden Menschen nach dem Weg fragen kann und Antwort erhält, daß man in einem Gasthaus von einem Unbekannten Speise und Trank verlangen und daß man nachts ohne Gewehr auf die Straße gehen kann. Aber das größte Wunder war für die Wüstensöhne doch ein Wasserfall. Wie kann Allah das Wasser so verschwenden! Sie waren nicht wegzubringen von dem Schauspiel. Und als ihre Begleiter sie endlich zum Weitergehen nötigten, da antworteten sie: „Wir wollen warten, bis es aufhört."

•

Aber wir brauchen gar nicht in fremde Erdteile zu gehen, um Kuriosa zu sammeln; wir finden in unserem alten Europa genug. Besonders wenn wir vom „Sammeln" reden. Gesammelt wird ja alles Mögliche und Unmögliche: Autogramme, Briefmarken, Münzen usw. Die unheimlichste Sammlung aber besitzt doch wohl ein Londoner Kaufmann namens Chifford; er sammelt nämlich Todesurteile und besitzt schon rund 1000 Urteile oder Anordnungen, in denen eine Hinrichtung befohlen wird. Seine Sammlung umfaßt Papyri aus dem alten Ägypten und aus China, Dokumente aus dem vorderen Orient und aus sämtlichen Staaten Europas und Amerikas. Chifford will jetzt ein „Todesurteil-Museum" eröffnen und Eintrittsgeld erheben. (Aber letzteres gehört ja wohl nicht mehr unter die Überschrift „Andere Sitten".)

Tom

Merk's

Nichts, so willst du, soll dich überraschen.
Darum trägst du unterm Bratenrock
wie ein Schreiner in der Hintertaschen
den moralischen Zentimeterstock.

Und sobald sich irgendwas ereignet,
was dir dein Empfinden roh besprützt,
scheint dir dieser gelbe Stab geeignet,
daß man ihn entfaltet und benützt.

Schön und löblich, lieber Freund ... Indessen:
Fälle gab es schon und gibt's auch jetzt,
wo man ihn, statt sittlich abzumessen,
besser anderswie in Szene setzt.

Dr. Owlglaß

Filmpublikum

In einem Artikel „Der Film und sein Publikum", bei dem vor allem an das Kinopublikum der Berliner Außenbezirke gedacht ist, wird in Nr. 300 der „Berliner Börsen-Zeitung" u. a. gesagt: „Manche Leute gehen in die Kinos, um in den Pausen Zeitung zu lesen, mit Vorliebe natürlich auch die illustrierten Filmzeitschriften, die ja in den sattsam bekannten Briefkästen, die bald den ganzen Umfang dieser Zeitschriften ausmachen werden, auf alle möglichen blöden Fragen Antwort geben.

Es wäre einmal interessant, wenn man über die Leser derartiger Zeitschriften und die Struktur der Leserschaft gesonderte Untersuchungen anstellte. Hierbei würde man wahrscheinlich sein blaues Wunder erleben. Es geht nichts über die Dummheit und Unverfrorenheit. Was interessiert uns schon die Haarfarbe des Hans Albers, oder ob Lilian Harvey und Willy Fritsch verheiratet seien, oder ob jener Filmschauspieler einen Hund habe, der Bratkartoffeln mit Beafsteak fresse, und jener einen sprechenden Papagei, der keine harten Eier frißt!

Aber das sind noch die Harmlosen. Wer einmal Gelegenheit hat und mit einem der Redakteure derartiger Zeitschriften spricht, wird die Bestätigung bekommen, daß sich viele der Anfragen auf absolut indiskreten Gebieten bewegen ...

Man muß ja nun annehmen, daß diese Leser alle auch in die Kinos gehen. Wieviel Vernünftige finden sich dann noch ein? Das ist die große, nicht zu beantwortende Frage."

Kleinigkeiten

Die Glocke. Am Gefallenendenkmal in Triberg im badischen Schwarzwald ist eine Glocke angebracht worden, die an jedem Tage, an dem ein Triberger gefallen ist, um 8 Uhr 5 Minuten lang läuten soll.

Hottentotten. Am Tage der Beisetzung der Opfer des Unglücks in Reinsdorf hat ein Lokal in Gernrode einen Hottentottenball veranstaltet; es wurden u. a. Bauchtänze aufgeführt und auch sonst das Leben und Treiben in einem Hottentottendorf nachgeahmt. Die gelungensten Hottentotten wurden zum Schluß prämiert.

Jedem sein Bett. Wie das Amt für Volkswohlfahrt im Gau Süd-Hannover-Braunschweig mitteilt, ist im Gaugebiet eine Aktion gegen den Bettenmangel durchgeführt worden. Unter der Parole „Jedem Deutschen sein Bett" wurden 4500 Betten, davon 3500 an Kinder und 1000 an Erwachsene, verteilt.

Sinnig. In Kassel hat ein Imker seine Bienen in einem Modell des „Hauses Wachenfeld" untergebracht. „Hoffentlich ernennt er", schreibt dazu „Das Schwarze Korps", „nun nicht auch noch jene Bienen, die sich in der „Drohnenschlacht" besonders hervortun, zu „alten Kämpfern"."

Enttäuschung. In Berlin hat letzten Sonntag Schmeling vor 50 000 Zuschauern gegen den Basken Paolino gekämpft und einen Punktsieg errungen. „Das Publikum war enttäuscht." Es hatte mehr erwartet.

Der fromme Boxer. Der Negerboxer Joe Louis aus Chicago ist vor seinem Kampf mit dem Italiener Carnera in seinem Ankleideraum fotografiert worden: mit der aufgeschlagenen Bibel auf den Knien, eifrig lesend. Dann ging er hin und schlug seinen Gegner in der sechsten Runde k. o. (Nehmen wir an, es war die Geschichte von Simson, die er vorher studiert hat.)

Vesuv zu Hause. Der italienische Rundfunk hat kürzlich das Grollen des Vesuvs übertragen: durch Mikrofone, die im Krater aufgehängt waren. Kommentar und Ansage erfolgten in italienischer, französischer, deutscher und englischer Sprache. Zur Erholung für die Trommelfelle der Hörer wurde die Sendung mit neapolitanischen Volksliedern abgeschlossen.

Wegen Ohrenmißhandlung. Nach der „Königsberger Allgemeinen Zeitung" ist in London kürzlich eine Frau zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt worden, weil sie an einer Haustür, als nicht sofort geöffnet wurde, ungebührlich lange und laut geklingelt hatte.

Deutsche Geografie. Peter Bamm beginnt sein „Mosaik der Woche" in Nr. 27 der „Deutschen Zukunft" mit dem Satz: „In Bayern hat es ein Erdbeben gegeben." Wir in Württemberg möchten demgegenüber höflich darauf aufmerksam machen, daß das Erdbeben von der Gegend von Saulgau ausging, also ein ausgesprochen württembergisches Erdbeben war.

Appetitlich. In Weimar ist nach der „Frankfurter Zeitung" (Nr. 338) ein rabiater Steuerschuldner mit einem Jahr Gefängnis bestraft worden, weil er u. a. an Beamte des Finanzamts schwer beleidigende anonyme Briefe „auf schon benutztem Toilettenpapier" geschrieben hatte.

Weniger Hunde. Nach Angabe des Statistischen Reichsamtes sind bei der letzten Hundezählung in Deutschland insgesamt 2,6 Millionen Hunde gegen 3,7 Millionen Ende 1928 ermittelt worden. Das ist in sieben Jahren eine Abnahme um 1,1 Millionen oder 30 Prozent.

Gemütlicher Sachse. Im „Riesaer Tageblatt" lesen wir: „Ehrenerklärung. Die Beleidigungen, die ich gegen Herrn Molkereidirektor Otto Schmidt, Riesa, ausgesprochen habe, nehme ich zu meinem größtem Bedauern zurück. Ernst Stein, Dösitz."

Millionärs-Sorgen. Die kleine Gloria Vanderbilt durfte kürzlich ihre Großmutter auf einem Landsitz bei New York besuchen. Während des Aufenthalts des Kindes waren an den vier Ecken des Hauses und auf dem Dach Maschinengewehre in Stellung.

Methusalem. Der amerikanische Petroleumkönig Rockefeller, der im Volksmund wie ein richtiger Fürst nur seinen Vornamen führt („John D."), ist am 8. Juli 96 Jahre alt geworden. Er sieht zwar aus wie eine Mumie, spielt aber immer noch Golf und geht jeden Sonntag in die Kirche.

Im Himmel. Vierzehn Amerikaner haben kürzlich in einem Flugzeug in 1300 Meter Höhe eine spiritistische Sitzung abgehalten. Unter den Zitierten soll sich auch der Geist Conan Doyles befunden haben. Die Stimmen wurden durch Lautsprecher verstärkt. (Ob sie auch durch den Rundfunk übertragen worden sind, wird nicht mitgeteilt.)

Die gestohlene Kirche. Die „Berliner Morgenpost" (Nr. 160) weiß zu melden: „Auf einen seltsamen Ausweg verfiel der Neger-Pastor Clarence Davis in einem amerikanischen Städtchen in der Nähe von New Jersey. Er hatte sich mit seiner Gemeinde verfeindet, und eines Nachts kam er mit drei großen Lastwagen vor der hölzernen Dorfkirche angefahren, montierte das Kirchlein ab, lud es mitsamt 26 Kirchenstühlen, 7 Bibeln und 8 Gesangbüchern auf die Autos und suchte sich eine neue Gemeinde. Er soll sich sehr gewundert haben, als ihn die Polizei festnahm."

„In der Kirche schweige die Frau". Die Frankfurter Zeitung" (Nr. 334) meldet: „Der hamburgische Landesbischof hat das im Jahre 1927 erlassene Gesetz aufgehoben, durch das für bestimmte Gebiete kirchlicher Tätigkeit Frauen zugelassen wurden. Zur Begründung weist der Landesbischof darauf hin, daß das geistliche Amt nach Schrift und Bekenntnis ein Amt des Mannes sei. Das Gesetz von 1927 verdanke einer überholten Auffassung von der Berufstätigkeit der Frau seinen Ursprung."

Ereignis. Ein Berliner Blatt hat folgenden „Funkspruch" aus Rom vom 4. Juli veröffentlicht: „Einen Spaziergang von Brüssel nach Rom hat die junge belgische Bildhauerin Aimée van Hulle ausgeführt. Sie ist am 20. Januar zu Fuß von Brüssel aufgebrochen, hat sich in Paris, Toulouse und Nizza umgesehen und in Italien in Genua, Florenz, Perugia und Assisi Station gemacht."

Modernisierung. An Stelle der alten „romantischen" Gondeln baut man jetzt in Venedig neue 24 Meter lange und mehr als 4 Meter breite Boote, die je 165 Personen befördern und in der Stunde 20 Kilometer machen.

Nutzen des Flugzeugs. Um Unglücksfällen am Badestrand von Sidney vorzubeugen, hat der Rundfunksender Sidney Flugzeuge gechartert, die beständig über der von Haifischen heimgesuchten Bai von Sidney kreuzen. Sobald Haifische gesichtet werden, signalisieren die Flieger dem Sender, worauf dieser die Badenden durch Lautsprecher warnt.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 240 18, Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.

Stuttgart, 21. Juli 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 29

Kleinsiedlung

Ein Volk, das einen gesunden und lebensfrohen Nachwuchs haben will, muß neben der richtigen Ernährung seiner Kinder vor allem auf deren gute Behausung bedacht sein. In den Kellerwohnungen und Hinterhöfen großstädtischer Mietskasernen, ohne Licht und Luft, kann kein freies und starkes Geschlecht heranwachsen. Ein Haus in der Sonne, ein Garten dahinter — und schon lösen sich alle möglichen „Probleme" der Bevölkerungspolitik, über die Statistiker und Volkswirte Artikel zu schreiben pflegen, ganz von selber.

Damit wäre der Großstadt, der Zusammenballung von Menschenmassen auf engem Raum, ohne weiteres das Urteil gesprochen. Aber dieses Verdammungsurteil, das längst gefällt ist, beginnt erst heute langsam in Wirkung zu treten — seit Elektromotor und Auto die Dampfmaschine zu verdrängen begonnen haben. Es mußte utopischen Charakter tragen, solange die Fabriken an die Eisenbahn gebunden waren und solange die Arbeiter vor den Toren der Fabrik wohnen mußten. Die moderne Technik erst wird den Menschen von dem wirtschaftlichen Zwang zur Großstadt befreien, weil sie es ermöglicht, daß Arbeits- und Wohnstätte auseinandergelegt werden, und weil sie die Dezentralisation der Industrie selber, ihre Verlegung aufs Land, ihre „Rückkehr zur Natur", begünstigt.

Wir hören zwar manchmal Berechnungen, worin uns gesagt wird, wie groß Berlin oder New York in zehn oder zwanzig Jahren sein werden. Aber hoffentlich haben die Anderen recht, die behaupten, die Entwicklung der Großstädte sei im Begriff ihren Höhepunkt zu überschreiten, und die Stadt der Zukunft werde ein ganz anderes Gesicht haben als die der jüngsten Vergangenheit. Sie werde über ein Maximum von Hunderttausenden statt von Millionen nicht hinausgehen, sie werde in die Breite statt in die Höhe gebaut werden, sie werde Werkstatt und Büro hinter einem Gürtel von Grünflächen isolieren, und dieser Bezirk des Tagwerks werde nachts und über den Sonntag leer stehen, weil die, die darin arbeiten, irgendwo draußen wohnen, wo keine Schlote rauchen und keine Maschinen surren.

*

Wenn wir in einer großen Periode wirtschaftlichen Aufschwungs leben würden (wie sie rein technisch durchaus möglich wäre), statt in einer Wirtschaft, die mühsam die Wirkungen der letzten Krise überwindet und vielleicht irgendwo auf der Welt schon wieder einer neuen Krise zusteuert, so könnte man sich jenen Übergang zu einer neuen Bau- und Wohnweise großzügig und rasch verlaufend vorstellen. Die Menschen würden dann sozusagen ihre alten Elendsviertel und Steinhöhlen einfach leer stehen lassen, wie mancher Ritter am Ausgang des Mittelalters seine primitive Burg, und würden sich neue schönere Städte gründen.

Unter den Wirtschaftsbedingungen, in denen wir nun einmal leben, kann sich der Auszug eines Volkes aus der überlebten Großstadt-Mietskaserne — als Ganzes gesehen eine Binnenwanderung gewaltigen Ausmaßes — nur im Zeitlupentempo und unter vielen Hemmungen und Schwierigkeiten vollziehen, — trotz aller Förderung durch städtische und staatliche Obrigkeit und durch einsichtige Wirtschaftsführer. Wir lesen häufig von neuen Siedlungen am Rand und in der Umgebung der Städte, aber im Verhältnis zu den Millionen von Großstadtproletariern sind die paar Hundert und Tausend, denen es vergönnt wird hinaus ins Grüne zu ziehen, nicht eben viel.

Dazu kommt, daß den Kleinsiedlungen im Umkreis der Städte, so bescheiden und vorsichtig dabei gebaut wird, so sehr manchmal sogar über die Maßen gespart wird, immer noch ein starkes Element der Unsicherheit anhaftet. Wohl wird mit Recht darauf hingewiesen, daß der angesiedelte Arbeiter, der sich nun in Form von selbstgezogenen Lebensmitteln, durch Gemüsebau und Kleintierzucht, zu seiner Lohntüte hin einen „zusätzlichen" Verdienst schafft, auf diese Weise „krisenfester" werde und Schicksalsschlägen wie Kurzarbeit und Stellenlosigkeit eher gewachsen sei. Aber das eigene Haus ist für ihn zunächst doch auch eine Belastung, und wenn er einmal längere Zeit ohne Arbeit sein würde, wer weiß, ob er es wird halten können? Die Lohntüte ist auch für den Kleinsiedler immer noch der entscheidende Posten im Budget; die paar Ar Kartoffel- und Gemüseland machen ihn noch nicht zum Bauern, selbst wenn er sie — was ebenfalls nicht in allen Fällen zutrifft — mit noch so großem Eifer und Geschick bebauen sollte.

*

Das schwierigste Kapitel bei der Siedlung ist unter den heutigen Verhältnissen die Baufinanzierung. Die öffentlichen Mittel, die dazu bereit gestellt werden können, sind leider verhältnismäßig eng begrenzt; es ist nun einmal die tragische Groteske unseres Wirtschaftssystems, daß ohne Geld nicht gebaut werden kann, auch wenn alles andere da ist: Arbeitskräfte, Baustoffe und dringendes Bedürfnis.

In der „Sozialen Praxis" hat neuerdings Oberverwaltungsgerichtsrat Dr. Krug zur Beschaffung der ominösen zweiten Hypothek einen Vorschlag gemacht, der, wie das „Berliner Tageblatt" (Nr. 325) schreibt, „als recht bemerkenswert bezeichnet werden darf und sicherlich zu lebhaften Debatten in der Oeffentlichkeit Veranlassung bieten wird", nämlich den einer Zwangsanleihe für Ledige.

Er schlägt vor, die Ledigen, deren Einkommen ja „Reserven an Sparkapital" enthalte, sollten gesetzlich verpflichtet werden, durchschnittlich 2 Prozent ihres Einkommens als Spargeld für den Bau von Kleinsiedlungen zur Verfügung zu stellen. Dr. Krug berechnet daraus ein jährliches Aufkommen von 112 Millionen Mark, und wenn auch die im Haushalt der Eltern lebenden, noch nicht besteuerten ledigen Erwerbstätigen mit monatlich je 1 Mark herangezogen würden, von weiteren 72 Millionen. Unter Berücksichtigung der notwendigen Abstriche kommt Krug so auf jährlich 150 bis 160 Millionen, die zur Verfügung stünden. Wenn die Kosten eines Kleinsiedlungsheims auf 4000 Mark und die zweite Hypothek auf 1200 bis 1500 Mark veranschlagt würden, so würden also jährlich auf diese Weise 130 000 Eigenheime finanziert werden können.

Die Besonderheit des Vorschlages von Dr. Krug liegt darin, daß diese Sparbeträge nicht verzinst werden sollen, so daß der Siedler für die zweite Hypothek lediglich Tilgungsraten von jährlich 5 Prozent zu leisten hätte und in zwanzig Jahren mit ihr fertig wäre. Gleichlaufend mit der Tilgung des Siedlers würden den Sparern jährlich 5 Prozent zurückvergütet, so daß diese nach zehn Jahren bereits die Hälfte ihrer Jahresabgabe zurückbekämen und nach zwanzig nichts mehr zu zahlen hätten.

Die Sicherheit des Sparpflichtigen solle in einer Reichsbürgschaft bestehen. Außerdem müsse das Sparguthaben unpfändbar sein. Der Sparpflichtige habe die Möglichkeit, die jährlich aufkommenden Teilbeträge seines Guthabens abzuheben; dies werde er insbesondere nach seiner Verheiratung als Haushaltszuschuß begrüßen. Bei dringenden Ausgaben müsse die Sparkasse gegebenenfalls Vorschüsse auf die Beträge auszahlen. Der Sparpflichtige habe selbst ein Interesse an diesem System, denn er würde nicht nur als späterer Siedler einen zinslosen und bequem tilgbaren Kredit erhalten, sondern auch die Möglichkeit haben, sich die Anzahlung für eine Siedlung billig zu beschaffen.

Der Gedanke des Herrn Dr. Krug ist sicherlich „bemerkenswert". Die Ledigen freilich werden darauf verweisen, daß sie sowieso schon mit einer Sondersteuer bedacht seien, die viele von ihnen als unangenehme Belastung empfinden, und daß Krugs Voraussetzung, ihr Einkommen enthalte Reserven von Sparkapital, da sie bei gleichen Bezügen wie die Verheirateten „geringere Aufwendungen für ihren Lebensunterhalt zu machen haben", keineswegs regelmäßig zutreffe.

× × ×

Auf Grund des Gesetzes zur Förderung des Wohnungsbaus vom März 1935 sollen die Mittel, die durch die Senkung der Hauszinssteuer freiwerden, und Teile des Aufkommens an Ehestandshilfe für den Wohnungs- und Siedlungsbau herangezogen werden. Zunächst sind 70 Millionen Mark bereitgestellt worden, mit denen der Bau von rund 65 000 Siedlerstellen unterstützt werden soll. Weitere 30 Millionen Mark sind für den Bau von Volkswohnungen (billige Mietwohnungen) vorgesehen.

Daneben sind die Bestimmungen über die Anerkennung als Kleinsiedlung wesentlich erweitert worden, um die steuerlichen, baupolizeilichen und sonstigen Vergünstigungen, die bisher nur den mit Reichshilfe geförderten Kleinsiedlungen gewährt wurden, auch den privaten Kleinsiedlungen zukommen zu lassen.

Eine Einschränkung

In einem Aufsatz „Die Zukunft des Wohnungsbaues" heißt es in der „Berliner Börsen-Zeitung" u. a.:

„Das kleine Siedlungshaus als Eigenheim einer Familie stellt gewiß die ideale Lösung der Wohnungsfrage dar. Es gewährt mit seinem Garten gesunden Raum für den Aufbau und die Pflege der Urzelle des Volkes, es macht die Volksgenossen seßhaft und verwurzelt sie mit der heiligen Erde des Vaterlandes ... Die aber am liebsten das ganze deutsche Volk aus den Mietshäusern aussiedeln und in Eigengrundstücke verpflanzen wollen, verkennen den harten Zwang der Tatsachen. Wir sind kein Volk des Wohlstandes. Immer wieder und mit Recht wird von den führenden Männern darauf hingewiesen, daß der Weg des deutschen Volkes durch Entbehrungen und Einsparungen führt. Die Zahlen über die Einkommenschichtung bekräftigen diese notwendigen Erinnerungen. Es ist keinem damit geholfen, daß er in ein Siedlungshaus gesetzt wird, für dessen Erhaltung er an seiner Kinder Ernährung und Ausbildung Abstriche tun muß, deren schädliche Folgen sich am ganzen Volkskörper auswirken müssen, wobei die Frage, ob eine so extensive Dehnung der Städte, wie sie die Umsiedlung der Bevölkerung in Eigenheime mit sich brächte, volkswirtschaftlich verantwortet werden kann, ganz unerörtert bleibe.

Eigenheimsiedlung? Ja, so weitgehend wie möglich, aber mit weiser Beschränkung auf die Menschen, denen sie nicht zur unerträglichen Last werden kann, und auf die Städte, denen sie wirtschaftlich nutzvoll ein- oder angegliedert zu werden vermag."

Kleine Chronik

Die Reichsregierung hat das deutsche Flottenbauprogramm für 1935/36 bekannt gegeben.

Die Zahl der Arbeitslosen ist im Juni um 142 000 (von 2,019 auf 1,877 Millionen) gesunken.

In Frankreich sind am 14. Juli die Kundgebungen der Regierung, der linken „Volksfront" und der Rechtsverbände ohne Zwischenfälle verlaufen.

Der französische Oberst Alfred Dreyfus, bekannt aus der Affaire Dreyfus, ist im Alter von 76 Jahren gestorben.

Belgien hat die diplomatischen Beziehungen zur Sowjetunion aufgenommen.

Das englische Unterhaus hat nach einer Rede des Ministers des Äußern Sir Samuel Hoare die Außenpolitik der Regierung mit 236 gegen 40 Stimmen gebilligt. (Hoare hat sich in seiner Rede zur Zusammenarbeit mit Frankreich und Italien und zur These von der „Unteilbarkeit des Friedens" bekannt, Deutschland aufgefordert, in der Frage des Ostpaktes einen Beitrag zum Frieden zu leisten, damit der Abschluß eines westlichen Luftpaktes gefördert werde, und Italiens Recht auf koloniale Expansion grundsätzlich anerkannt.)

Der italienisch-abessinische Schlichtungsausschuß hat seine Beratungen ergebnislos abgebrochen. Zunächst wird jetzt über den Konflikt zwischen den Kanzleien in London, Paris und Rom beraten.

In Polen sind Sejm und Senat aufgelöst worden. Sie werden im Herbst neu gewählt werden, und zwar nach einer kürzlich erlassenen neuen Wahlordnung.

Prinzregent Paul von Jugoslawien hat König Carol von Rumänien einen Besuch abgestattet.

Das griechische Parlament hat beschlossen, spätestens am 15. November das Volk darüber abstimmen zu lassen, ob Griechenland eine Republik oder eine konstitutionelle Monarchie sein soll.

Der griechische Kriegsminister Kondylis hat in Rom einige Unterredungen mit Mussolini gehabt und ist dann auf der Rückreise mit dem Prinzregenten Paul von Jugoslawien zusammengetroffen.

Schiene und Straße

Von Fritz Werkmann

Daß die Schiene der Straße in der Personen- und Güterbeförderung weit überlegen sei, galt Jahrzehnte lang als ausgemacht. Da erschien auf der Straße neben dem Pferdefuhrwerk das Auto. Die Eisenbahnfachleute glaubten zunächst, diese neue Konkurrenz habe nichts auf sich.

Noch vor 10 Jahren rechnete man: Im Güterzug mit 50 Wagen kostet 1 Nutz-tkm (die Beförderung einer Nutzlast von 1 Tonne über 1 Kilometer) nur 1 Pfennig, im Lastkraftwagen mit Anhänger dagegen 18—20 Pfennig. Daß die technische Entwicklung bei der Konkurrenz auf der Straße nicht ebenso stillstehen würde wie bei dem Monopol auf der Schiene, haben die Eisenbahnfachleute damals nicht bedacht. Heute sind die Kosten für 1 tkm im Lastkraftwagen bereits auf 6 Pfennig gesunken. Für schwere Auto-Lastzüge kommen die Kosten bei leerem Rückweg auf 4,6 Pfennig, bei voller Rückfracht auf 2,5 Pfennig. Damit ist der Gesamtdurchschnitt der Tarifeinnahmen der Reichsbahn — 4,9 Pfennig für den tkm — unterschritten!

Das Auto stand plötzlich als wirklicher Konkurrent neben den Eisenbahnen. Solange sich ein gläubiges Publikum findet, können die Eisenbahnen ihre Forderung nach staatlichem Schutz mit der Klage über unlautere Konkurrenz begründen. Sie behaupten nämlich, sie selber müßten den Unterbau: den Bahndamm und die Schienen, auf eigene Kosten bauen und unterhalten, während dem Kraftfahrer die Straßen umsonst zur Verfügung stünden.

Wirklich umsonst? Das Pariser internationale Büro der Automobilproduzenten hat dazu festgestellt: Das Steueraufkommen aus den Kraftverkehrssteuern (Kraftfahrzeugsteuern, Treibstoffsteuern, Luxussteuern usw.) ist in allen wichtigen Staaten wesentlich größer als die Mehraufwendungen für Straßenbaukosten gegenüber der Zeit vor dem Aufkommen der Autos. 1931 betrug dieser Überschuß in Deutschland 280 Millionen Mark, in England 370 Millionen Mark, in Frankreich 290 Millionen Mark usw. Nach jener Berechnung könnte man die Kraftverkehrssteuern, wenn sie nur die durch den Kraftverkehr entstehenden Straßenbaukosten decken sollten, um 58, 34 bzw. 45 Prozent senken. In Deutschland und Frankreich brachte der Kraftverkehr mehr als die gesamten Straßenbaukosten auf, in England nur um ein geringes weniger, obwohl die Straße doch auch von Fußgängern und Pferdefuhrwerken benutzt wird. Jene Klage der Eisenbahnen über unlauteren Wettbewerb ist also unberechtigt.

Eher könnte man in vielen Fällen über unlautere Verhinderung des Wettbewerbs durch den Monopolinhaber Eisenbahn reden. Oder wie soll man es sonst bezeichnen, daß eine große Eisenbahnverwaltung einem Personenomnibus, der ihr Konkurrenz machte, die Benutzung einer Landstraße dadurch sperrte, daß sie sich auf irgend ein altes Recht berief und dem Omnibus verbot, unter einer Bahnüberführung durchzufahren, unter der die Landstraße durchging?

*

Frühere Reichsregierungen waren nur allzu bereit, das ihre zur Verteidigung des Reichsbahnmonopols gegen den Kraftverkehr zu tun. Durch Notverordnung vom 6. Oktober 1931 wurde der gewerbliche Kraftfernverkehr (über 50 km) konzessionspflichtig. Die Tarife wurden an die obersten Klassen des Reichsbahntarifsystems gebunden. Frei gelassen wurde nur der reine Werkverkehr, d. h. der Ferntransport von selbst erzeugten Gütern in eigenen Kraftwagen. Dabei durfte aber fremde Rückfracht — durch die die Fahrt meist erst wirklich lohnend wurde — nicht befördert werden (darum gaben wir vorhin, was dem Leser zunächst unsinnig scheinen mochte, Autokosten bei leerem Rückweg an). Da die Firmen alle damit rechnen mußten, daß auch der reine Werkverkehr eines schönen Tages zu Gunsten der Reichsbahn verboten werden würde, konnte auch er sich nicht entwickeln. Das Gleiche gilt für den Nahverkehr (unter 50 km). Zudem ist die Unterhaltung eines werkeigenen Fuhrparks nur so lange rentabel, als der gewerbliche Verkehr an die hohen Bahntarife gebunden ist, — ein weiterer Grund, mit der Anschaffung von Lastkraftwagen zurückzuhalten.

Die Reichsbahn ging noch weiter in der Niederhaltung des unliebsamen Konkurrenten: sie zahlte Zuschüsse an die Spediteure, die Bahnfracht an- und abrollten, damit der Kraftwagen, der die Güter im Gegensatz zur Reichsbahn von Haus zu Haus lieferte, nicht etwa trotz des ihm aufgezwungenen hohen Tarifs Konkurrenzvorteile behielt.

Die Folge: in Deutschland waren 1934 nur 170 000 Lastkraftwagen im Verkehr. Das sind 2,7 auf 1000 Einwohner, gegenüber 8,8 in Großbritannien, 11,0 in Frankreich und 26,1 in den USA. Niedrigere Dichtezahlen als in Deutschland finden sich — bei sonst ungefähr gleichen Voraussetzungen — nur in Ländern, die auch den Kraftverkehr unterdrücken, um den Eisenbahnen zu helfen. Auf 1000 Einwohner kommen in Österreich 2,2, in der Tschechoslowakei 1,9 Lastkraftwagen.

Auch neuerdings nimmt die Zahl der Lastkraftwagen in Deutschland nur langsam zu, langsamer als die der Personenwagen. 1933 betrug der Zuwachs an Personenwagen 5 Prozent, an Lastwagen 1,8 Prozent, 1934: 16,4 und 8,7 Prozent.

*

Diese Hemmung des Lastkraftwagenbaus wird sofort aufhören, wenn in Deutschland eine wirtschaftlich zweckmäßige Arbeitsteilung zwischen Schiene und Straße, die durch die bisherigen Maßnahmen künstlich verhindert wurde, in Gang gebracht wird. Das neue Reichsgesetz über den Güterkraftverkehr vom 26. Juni 1935, das am 1. April 1936 in Kraft treten soll, eröffnet die Möglichkeiten dazu.

Die Reichsbahn wollte ein absolutes Monopol im Kraftwagenfernverkehr haben. Sie wollte sogar den Werkverkehr erfassen. Das neue Reichsgesetz gibt ihr dieses Monopol nicht. Es verfolgt, laut Vorspruch, den Zweck, „einen gerechten Leistungswettbewerb zwischen Eisenbahnen und Kraftfahrzeugen sicher zu stellen". Der Werkverkehr bleibt frei, desgleichen der Nahverkehr bis zu 50 km. Das wichtigste

Stück der Neuregelung wird die Tariffestsetzung bilden, die im Gesetz selber nicht enthalten ist. Über den Tarif sollen sich die Reichsbahn und die künftig im „Reichs-Kraftwagen-Betriebsverband" zusammengeschlossenen Kraftverkehrs-Unternehmer zu verständigen versuchen; kommt keine Verständigung zustande, so entscheidet der Reichsverkehrsminister.

Wichtig ist ferner die neu eingeführte Bedürfnisprüfung. Der „Betriebsverband" hat dabei mitzusprechen, eine Behörde entscheidet, hoffentlich nie im Sinne einer Beschränkung der Konkurrenz. Die vorgesehene Einziehung und Auszahlung des Beförderungsentgelts durch den Betriebsverband wird sich erst einspielen müssen.

Wirtschaftlich entscheidend ist, wie sich bei dem allen das Zusammenarbeiten von Eisenbahn und Kraftwagen einspielen wird.

◆

Wie müßte dieses Zusammenarbeiten heute etwa aussehen?

Wir erinnern daran, daß die Beförderung von Gütern in großen Güterzügen nur 1 Pfennig für den tkm kostet. Diese Kosten kann der Lastkraftwagen vorerst nicht unterbieten. Sie gelten aber nur für Durchgangsgüterzüge, die nur etwa alle 30 km halten, und die Züge müssen bereits zusammengestellt sein, was natürlich auch Kosten macht. Die Beförderung in Nahgüterzügen, die etwa alle 5 km an einem Bahnhof halten — auch wenn dort nur eine einzige Kiste eingeladen wird! —, ist zwei bis drei Mal so teuer, auf Nebenlinien bei schwachem Verkehr drei bis fünf Mal so teuer. Alle diese Angaben gelten zudem nur für ganze Wagenladungen. Bei Stückgut sind die Wagen im Durchschnitt nur mit 2,5 statt 7,5 t ausgenutzt; die Beförderungs- und Zugbildungskosten sind also drei Mal so hoch.

Der Kraftwagen befördert Stückgut auch auf ziemlich weite Strecken billiger von Haus zu Haus, als der Güterzug von Bahnhof zu Bahnhof. Das Stückgut gehört also im großen und ganzen auf die Straße, ebenso fast der gesamte Güternahverkehr. Nach einer Berechnung in der Wochenschrift „Der deutsche Unternehmer" sollte die Schiene in Deutschland von den rund 350 Millionen t jährlich beförderten Gütern 200 Millionen t an die Straße abgeben; von 50 Milliarden jährlich geleisteten tkm rund 16 Milliarden. Und das wäre kein Verlust für die Reichsbahn, sondern ein Gewinn; sie käme dadurch aus den heutigen Verlusten heraus. Sie würde rund 70 Prozent der Verkehrsleistungen behalten. Sie brauchte aber keine kostspieligen Nahgüterzüge mehr laufen zu lassen. Sie könnte die Zahl der Abfertigungsbahnhöfe um 75 Prozent verringern. Deren heutige Zahl war im Zeitalter des Pferdefuhrwerks angemessen, im Zeitalter des Kraftwagens sind drei Viertel davon reiner Luxus, den sich die Masse der Kunden nur deshalb gefallen läßt, weil er durch das sogenannte gemeinwirtschaftliche Tarifsystem verschleiert wird. Denn nur dieses ist es, das es ermöglicht, Leistungen weit unter den Selbstkosten zu verkaufen und den Unterschied andere Kunden zahlen zu lassen, die dann weit mehr als die auf sie entfallenden Selbstkosten aufbringen müssen. (Vergleiche Nr. 27.)

Das Ausmaß der zur Beseitigung dieses Zustandes erforderlichen Umstellung übertrifft wohl alle Erwartungen. Z. B. würden von 320 000 im Güterverkehr der Reichsbahn Beschäftigten bei der hier ins Auge gefaßten Umstellung 150 bis 200 000 freigesetzt werden! Zum Ersatz der ausfallenden Bahnleistungen sind nach jener Berechnung mindestens 100 000 Lastkraftwagen nötig; allein bei ihrer Bedienung (abgesehen also von Bau, Reparatur, Tankstellen usw.) könnten jene 150 bis 200 000 Arbeitskräfte glatt unterkommen.

Die Umstellungsschwierigkeiten werden groß sein. Das kommt von der Größe der verkehrspolitischen Sünden der Vergangenheit. Die Notwendigkeit eines Umbaus des Güterverkehrs liegt auf der Hand. Denn billige Verkehrsleistungen verbilligen die Waren, stärken also die Massenkaufkraft im Innern und die Konkurrenzfähigkeit nach außen. Es ist daher die vordringlichste Aufgabe der deutschen Verkehrspolitik, alte Monopolsünden wieder gut zu machen und aus den eingefahrenen Monopolgeleisen den Weg ins Freie zu bahnen.

Aus der Ansprache von Generaldirektor Dorpmüller bei der Eröffnung einer Reichsbahn-Ausstellung in Nürnberg (14. Juli): „Einschließlich ihrer Angehörigen erhalten etwa drei Millionen Deutsche ihr Brot direkt aus dem Eisenbahnbetrieb. Dazu kommen aber noch die Massen der Stahl-, Maschinen- und Bergarbeiter. Insgesamt verschaffen wir jährlich für durchschnittlich 1,5 Milliarden Mark unseren Volksgenossen Arbeit und Brot."

Panslawismus?

Rußland wendet seit einiger Zeit seine außenpolitische Aktivität wieder mehr dem Westen zu. Während 1929 oder 1930 beinahe jeden Tag ein russisch-chinesischer Krieg losbrechen konnte, während man in den folgenden Jahren mit einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Rußland und Japan rechnen mußte, sucht Rußland jetzt im Fernen Osten Ruhe und Frieden selbst um den Preis schwerwiegender Konzessionen, drückt dafür aber mit seinem vollen Gewicht auf die europäische Politik.

Man mag die militärische Bedeutung des französisch-russischen und des tschechoslowakisch-russischen Beistandspaktes sehr skeptisch beurteilen — politisch sind die Verträge, besonders wenn sie bald durch ein rumänisch-russisches Abkommen ergänzt werden, von nicht zu unterschätzender Tragweite: sie öffnen dem russischen Einfluß den Weg auf den Balkan und bis tief nach Mitteleuropa.

„Österreichs neuer Nachbar" ist kürzlich Sowjetrußland genannt worden („Frankfurter Zeitung" Nr. 320/21), und zwar, wie ein Blick auf die Karte zeigt, mit Recht: die Tschechoslowakei greift als Arm Rußlands an das Herz Europas, und wenn Rumänien sich dem Paktsystem anschließt, dann erhält der Arm ein kräftiges Schultergelenk. Der frühere österreichische Bundeskanzler Streeruwitz hat am 18. Juni in der Wiener „Reichspost" einen Alarmartikel gegen das Vordringen Rußlands nach Mitteleuropa geschrieben; er sprach vom „neuen Nationalismus Stalins" und von der Gefahr, daß dieser Nationalismus „morgen wieder eine panslawistische Färbung annehmen" könne. Und auch sonst hört man öfters die Meinung, der wachsende Einfluß Rußlands auf die Staaten der Kleinen Entente sei die Folge eines neu erstarkten Panslawismus. Ist diese Ansicht richtig?

Der Begriff „Panslawismus" ist in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden, als der russische Expansionsdrang sich, genau wie heute, vom Osten ab- und dem Westen zuwandte. Nach dem Krimkrieg wurden noch das Amurgebiet, die Kaukasusländer und die mittelasiatischen Khanate Chokand, Chiwa und Buchara besetzt, dann aber erinnerte sich Rußland seiner slawischen Brüder in Europa. Und gleichzeitig breitete sich unter den russischen Intellektuellen, angeregt durch die italienische und deutsche Nationalbewegung, die Idee des Panslawismus aus. 1867 tagte in Moskau unter großer Begeisterung der zweite Slawenkongreß, und 1869 gab der Naturforscher Danilewski sein Buch „Rußland und Europa" heraus, das zu einer Art Programm des Panslawismus wurde.

Der Inhalt des Buches ist auch heute noch interessant, besonders weil ein großer Teil der Forderungen Danilewskis jetzt verwirklicht ist. Zwar gibt es, was sein letztes Ziel war, keine allslawische Föderation unter russischer Führung und kein russisches Konstantinopel, aber wenn man liest, daß Danilewski ein südslawisches Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, einen tschechoslowakischen und einen großrumänischen Staat voraussagte, so ist man doch erstaunt über seinen Scharfblick; in der Voraussage eines Großbulgariens hat er sich allerdings getäuscht, aber den zweiten Balkankrieg konnte er doch nicht gut vorausahnen.

Der Panslawismus richtete sich also zunächst gegen die Türkei. Als dann die slawischen Brüder auf dem Balkan befreit waren und mehr oder weniger selbständige Staaten gegründet hatten, wurde der Panslawismus ganz von selbst eine Gefahr für das österreichisch-ungarische Reich und damit indirekt für Deutschland.

Zunächst freilich wandte sich die russische Aktivität wieder mehr Asien zu. 1893 schlägt ein Panslawist dem Zaren Alexander III. die Einverleibung Tibets, der Mongolei und Chinas vor, wozu Alexander bemerkt, dieser Gedanke sei „so ungewöhnlich und fantastisch, daß man schwer an die Möglichkeit eines Erfolges glauben kann". Trotzdem wurde eine Politik mit ähnlichen Zielen betrieben, die freilich zum Zusammenstoß mit Japan führen mußte und mit der Niederlage Rußlands endete (1905).

Daraufhin schlug das Pendel des russischen Imperialismus wieder nach dem Westen aus. Hier war die Gelegenheit für die Panslawisten günstig. Nach dem Scheitern der Bemühungen, mit Deutschland ein Flottenabkommen zu treffen, vollzog England die für unmöglich gehaltene Schwenkung und verständigte sich mit Rußland; Walfisch und Bär versöhnten sich. England machte Rußland Konzessionen in Persien (1907) und ließ ihm freie Hand auf dem Balkan; Rußland fügte sich so als Glied in die Kette, die Deutschland fesseln sollte, und der panslawistische Gedanke wurde als Sprengmittel unter die Fundamente der Habsburger Monarchie gelegt.

Frankreich hatte schon viel früher die Bundesgenossenschaft Rußlands gesucht. Schon 1891 erschien ein französisches Geschwader in Kronstadt; der Zar brachte einen Toast auf den Präsidenten der französischen Republik aus und mußte stehend das Kampflied der Revolution, die Marseillaise, anhören. (Merkwürdige Laune der Geschichte: heute hören französische Minister in Moskau die Internationale an. Das Bündnis zwischen den beiden Ländern ist weder 1891 noch 1935 durch die Verschiedenheit der Staatsform verhindert worden.)

So wurde der Panslawismus in die gegen Deutschland und Österreich-Ungarn gerichtete Politik der Westmächte einbezogen. Das Ende kennt man: die Niederlage sowohl der Mittelmächte wie des Panslawismus.

Hat man nun, so fragen wir nochmals, auch heute wieder ein Recht, von Panslawismus zu reden? — So viel oder so wenig wie im Jahre 1893 oder 1914. Denn Panslawismus, das hat der kurze geschichtliche Rückblick gezeigt, kann vielerlei bedeuten. Im ursprünglichen Sinn bedeutet das Wort: Streben nach Zusammenfassung aller slawischen Stämme in einem Staat oder in einer von Rußland geführten Föderation. Aber was hat mit diesem Streben die schon von Danilewski erhobene Forderung, Konstantinopel zu erobern, zu tun? Oder: sind denn die Rumänen ein slawischer Stamm? Oder gehören gar die Chinesen zu den slawischen Brüdern? — Hier erhält doch Panslawismus einfach die gleiche Bedeutung wie: russischer Imperialismus.

Aber selbst da, wo der Panslawismus die Verbindung mit slawischen Staaten oder Stämmen erstrebte (wie auf dem Balkan), muß man doch fragen, ob er nicht lediglich Deckmantel für und Mittel zu rein imperialistischen Zwecken war, und wir werden diese Frage ohne weiteres bejahen dürfen. Er diente hier zur Verdrängung der Türkei vom Balkan und dann zur Unterminierung Österreich-Ungarns.

Man sollte deshalb mit Ausdrücken wie „Panslawismus" und „panslawistische Bestrebungen" vorsichtig sein, ob man nun von der Zeit vor 1914 oder von der Gegenwart spricht. Natürlich wird sich Herr Benesch mit Stalin leichter „verständigen" können als etwa ein amerikanischer Politiker, weil Herr Benesch ja nicht eine andere Sprache, sondern nur einen andern Dialekt spricht als Stalin, aber nicht deshalb schließen die Tschechoslowakei und Sowjetrußland ein Bündnis miteinander (von Rumänien ganz zu schweigen), sondern weil das Bündnis den politischen und wirtschaftlichen Interessen beider Länder entspricht.

Mit Panslawismus hat das Wachsen des russischen Einflusses auf dem Balkan nichts zu tun. (Womit nicht gesagt ist, daß deshalb die Bedeutung des russischen Vordringens geringer sei; im Gegenteil.)

Max Gregory

Rascher Wandel

Im Archiv des Pariser Kassationshofes schlummert eine interessante Aktenmappe, wo sämtliche Ergebenheitsadressen dieser hohen Behörde aufbewahrt sind. Aus den bewegten Jahren 1814/15 sind drei Adressen besonders lesenswert.

An König Ludwig XVIII. schrieb der Kassationshof am 18. April 1814: „Sire, nach einem langen und stürmischen Gewitter befindet sich das Staatsschiff wieder im geborgenen Hafen. Frankreich hat seinen wahren König wiedergefunden und die Franzosen einen Vater, in dessen Schoß sie ihr Unglück vergessen können."

Aber Napoleon zog wiederum in Paris ein. Infolgedessen wandte sich der Kassationshof am 25. März 1815 an den Kaiser mit folgender Adresse: „Mögen Sie für immer vergessen sein, diese Tage eines durch Verrat erschlichenen Interregnums, aufgerichtet durch fremde Gewalt, welche die Nation nichts als abstreifen konnte."

Doch Napoleon zieht ab, und Ludwig zieht wieder ein. Was tut mein Kassationshof? Er richtet am 12. Juli 1815 an den König eine Adresse: „Mögen sie für ewig vergessen sein, diese entsetzlichen Ereignisse, welche Ew. Majestät den Armen Ihrer verzweifelten Untertanen entreißend, den frechsten Despotismus aufgerichtet hatten."

(Nach der „Schule der Freiheit", 14. Juli 1935)

Mit der Steigerung der Technik und Wissenschaft sind wir selbst nicht höher gestiegen, vielmehr sind wir dadurch nur immer mehr zu Sklaven unserer Hilfsmittel geworden. Daher ist eine Umkehr nötig, die das Leben nicht mehr von der Notdurft, sondern von der Bestimmung aus ergreift. Dieser Weg führt zur geistigen Freiheit, zur Auffassung des Lebens als eines heiligen Amtes, er nimmt die Schwere von uns und gibt uns den Mut zum Dasein.

Stammler

Die Menschen denken über die Vorfälle des Lebens nicht so verschieden, als sie darüber sprechen.

Lichtenberg

Gemüse

Von Otto Nebelthau

Neidisch siehst du im ersten Jahr, in dem du Gärtner geworden bist, zum Nachbarn hinüber, der einen Garten in alter Dungkraft hat. Laß es dich nicht verdrießen! Was du gepflanzt hast, gehört dir, du hast es gesät, du hast es betreut. Die Frucht ist vielleicht etwas kleiner, die Blume blüht nicht so reich, aber es ist dein Geschöpf; dir schmecken der Salat, die Tomaten, wie dir noch nie irgend etwas geschmeckt hat, was du kaufen mußtest. An den Blumen wirst du zum ersten Mal die rätselhafte Begier, den Menschen zu erfreuen, in allen Einzelheiten bewundern.

◆

Beim künstlichen Dünger sehn wir deutlich die Größe des menschlichen Geistes, ebenso deutlich indessen die Grenzen, die ihm gesetzt sind.

Der Kunstdünger zaubert riesige Ernten hervor, er läßt die Früchte zu nie gedachter Gewichtsmenge anschwellen, aber das eine vermag er nicht: den Boden zu verbessern. Er schafft kein Leben, er ist in keiner Weise der Bakterienbildung förderlich, er trägt nicht dazu bei, im Boden befindliche natürliche Nährstoffe aufzuschließen und miteinander zu vermengen, er läßt den Boden kalt, wie er ist. Alle die Eigenschaften, die der Kompost und die Misterde in so reichlichem Maße besitzen, gehn ihm ab.

Mag es Einbildung sein, mag es von allen Vertretern der Industrie bestritten werden, es bleibt dennoch eine natürliche Folgerung, daß die Verwendung künstlichen Düngers einen Einfluß auf den Geschmack und die Bekömmlichkeit unserer Pflanzen hat, daß er nicht imstande ist, die Fülle des Aromas zu erschließen und eine ungezwungene Verteilung der verschiedenen Aufbaustoffe herbeizuführen.

◆

Bei den Erbsen, lieber Freund, bitte ich dich um eins. Laß sie nicht zu dick werden, sondern pflücke sie, wenn sie noch zart sind, wenn sie noch nicht ganz rund und gelblich-grün geworden sind, sondern weich und nur leicht angeschwollen. Pflücke sie auch nur kurz vor den Mahlzeiten (das werde ich immer wieder bei allen Gemüsen anraten) und gebrauche zu ihrer Zubereitung keine andern Gaben als Wasser, frische Butter und Salz, vielleicht noch ein klein wenig Petersilie. Koche sie, soweit du es nicht vorziehst, sie in einem Dämpfer gar werden zu lassen, in möglichst wenig Salzwasser weich, so daß nach etwa zwanzig Minuten kaum mehr Flüssigkeit übrig bleibt. Es ist so schade, wenn man das vom Saft gesättigte Wasser weggießen muß. Dann lasse sie abtropfen, befördere sie in den Kochtopf zurück, in dem inzwischen ein Stück Butter zerlassen wurde. Erhitze noch einmal und trage dann in einer warmen Schüssel auf. Tue nicht mehr und nicht weniger. Solche Erbsen unterscheiden sich im Geschmack von gekauften und in Wirtshausküchen zubereiteten (Mehl geben dort die Barbaren dazu oder Bratensaft!) wie — es ist gar nicht zu sagen wie!

◆

Die Radieschen sind eigentlich ein Nichts, und ihr Nährwert ist wohl der geringste unter allen Gemüsen. Wie aber können sie ein Butterbrot auffrischen und einem Käse seinen geheimsten Geschmack entlocken, wie lassen sie sich in Ermanglung reicherer Auswahl als Vorspeise verwenden! Wie können sie das erste Frühstück des mit finstern Gedanken erwachenden Mannes freundlich gestalten! Es ist kein Garten ohne Radieschen zu denken.

◆

Muß ich es immer wiederholen, daß du den Salat nur so kurz wie möglich vor dem Essen pflücken sollst, wie überhaupt alles Gemüse? Es ist unbeschreiblich, wieviel reizvoller dann der Geschmack ist, noch ist nichts vom Duft verflogen, noch hat die Pflanze ihre Sonne in sich und die aufsteigende Nahrung. Dann tu dir auch den Gefallen und laß den Salat nicht in der Küche anrichten. Die gespülten Blätter, aus denen aber jeder Tropfen Wasser herausgeschwenkt sein muß, sollen dir auf den Tisch getragen werden. Vor dir hast du die Anrichteschüssel, da hinein gibst du Salz, ein wenig Senf, ein wenig Weinessig, verrührst sie gut miteinander, dann hilfst du den knusprigen, trockenen Blättern in das scharfe Bad und schaufelst sie durcheinander, so daß ein jedes seinen Teil abkommt. Dann nimmst du wohl noch einige feingeschnittene, ebenfalls selbstgezogene Kräuter, Petersilie, ein ganz klein wenig Schnittlauch, ein ganz klein wenig Basilikum, und streust sie sauber darüber. Dann achte nicht der mahnenden Blicke deiner besseren oder schlechteren Hälfte, sondern gieße reichlich vom trägen, sanft fließenden Öle darüber, schaufele noch einmal den ganzen Berg durcheinander, teile aus — und genieße.

◆

Nun müssen ein paar ernsthafte Worte über die berühmte Gattung des Kohls fallen. Staunend wirst du hören, was noch kein Gärtner und kein Preisverzeichnis und kein Gartenbuch gelehrt hat, daß es dir nämlich, lieber Gartenfreund, nicht darauf ankommen soll, Riesenköpfe zu ernten. Es soll dir beim Kohl einzig und allein darauf ankommen, daß die Köpfe fein und mild und würzig im Geschmack werden, daß ihr Genuß keinerlei Beschwerden hervorruft, daß der Kohl nicht „kohlig" wird.

Es ist nämlich mit Ausnahme des Blumenkohls, dessen Züchtung immer eine Kunst für sich bleiben wird, ziemlich leicht, dicke und zum Ansehn prächtige Köpfe zu erzielen. Du brauchst den gierigen Blattpflanzen nur ordentlich Stickstoff zu fressen zu geben, künstlichen oder natürlichen. Sättige sie mit Jauche. Sie sind dafür ungeheuer empfänglich und blähen sich zu mastiger Größe auf. Aber leider blähen sie dann noch etwas anders auf, lieber Gartenfreund — deine Gedärme!

Laß nur den Nachbarn spotten, wenn er deine Ernte von Kinds- oder Embryoköpfen sieht, während er dicke Kegelkugeln abschneiden kann. Vielleicht hältst du ihm dann einen kleinen Vortrag und kannst ihn bekehren, wie ich dich bekehren will. Es ist wirklich wahr, den echten Kohlgeschmack müssen wir wieder ganz neu entdecken!

◆

Die Tomate ist wie ihr Geruch, derb, zu Lastern geneigt. Eine ausgesprochen sinnliche Pflanze.

Ihre Früchte sind aber über alle Maßen köstlich! Geh um die Reifezeit einmal in deinen Garten mit einem Tütchen Salz, pflücke dir einen der „Liebesäpfel", streue Salz darüber und beiße hinein.

Die neue Fruchttomate läßt sich so gut, wie keine andere vorher, in Scheiben schneiden und als Brotbelag verwenden, eine wirkliche Bereicherung!

Welche Fülle von Gerichten liefert die Tomate sonst noch! Hier soll nur noch die Anweisung für eine Suppe stehn. Da werden die Früchte nämlich nicht geschmort und dann durch das Sieb gepreßt, sondern aus den rohen Früchten stampfst

Deutsche Wirtschaft

Die im Folgenden wiedergegebenen Stellen aus W. v. Moellendorffs Denkschrift „Der Aufbau der Gemeinwirtschaft" vom 7. Mai 1919 (enthalten in dem bei der Hanseatischen Verlagsanstalt in Hamburg 1932 erschienenen Band „Konservativer Sozialismus") dürfen auch heute — wo seine damals in den Wind gesprochenen Forderungen ihrer Verwirklichung näher gerückt zu sein scheinen — mehr als nur geschichtliche Bedeutung beanspruchen. D. Red.

Die Lebensmöglichkeit des deutschen Volkes ist durch die Arbeitsmöglichkeit bedingt, und die Arbeitsmöglichkeit hängt für einen verhältnismäßig großen Teil der Industrie von der Möglichkeit ab, ausländische Rohstoffe einzuführen und Fertigerzeugnisse auszuführen. Die Aussichten für eine ausreichende Beschäftigung der deutschen Bevölkerung werden um so günstiger sein, wenn bei der Einfuhr im allgemeinen die Rohstoffe überwiegen und die Fertigerzeugnisse zurücktreten, bei der Ausfuhr aber die Fertigerzeugnisse überwiegen und die Rohstoffe zurücktreten.

Die innere Struktur der deutschen Wirtschaft war vor dem Kriege, von den wichtigsten Verkehrsunternehmungen (Eisenbahnen, Post) abgesehen, im wesentlichen rein privatwirtschaftlich. Doch konnte schon vor 1914 auf vielen Gebieten, und zwar gerade auf den für die Gesamtwirtschaft wichtigsten, von einem freien Spiel der Kräfte in Wahrheit nicht mehr die Rede sein. Eine starke Konzentration, sowohl in den Formen des kapitalistischen Großbetriebes, der kapitalistischen Vertrustung oder Versippung einerseits, als in den Formen der genossenschaftlichen Verbindungen (Syndizierung, Kartellierung) andererseits, beschränkte den freien Wettbewerb in wachsendem Maße. Dabei war das Ziel dieser Konzentration immer rein privatwirtschaftlich. Noch sträubte sich der Staat gegen die vielfach aufgetretenen Versuche, diese privaten Wirtschaftskonzerne gemeinwirtschaftlicher Aufsicht zu unterstellen, wobei man von der Auffassung ausging, daß Wirtschaften Sache des einzelnen und nicht Sache der Gemeinschaft sei.

Der Krieg hat das Bild der deutschen Wirtschaft von Grund auf verändert. . . Jede Aussicht fehlt, zu den Zuständen der Zeit vor 1914 zurückzukehren. Es handelt sich nicht nur um eine Wiederbelebung, sondern um einen völligen Wiederaufbau unserer Wirtschaft. Dabei muß oberstes Ziel sein, einem möglichst großen Teil der deutschen Bevölkerung wieder die Möglichkeit zu bieten, in Deutschland durch Arbeit seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Gegenüber diesem Ziele müssen alle sonstigen Rücksichten fernbleiben, vor allem die Rücksichten auf die jetzige oder frühere soziale und wirtschaftliche Stellung, überhaupt auf die Interessen einzelner Personen, mögen sie Unternehmer oder Arbeiter sein.

◆

Es wird äußerster Zusammenfassung aller Kräfte, unbedingter Sparsamkeit im Verbrauch und größtmöglicher Hebung der Produktivität bedürfen, um dieses verarmte Land wieder hochzubringen. Die Schwierigkeiten sind umso größer, als noch völlig ungewiß ist, ob sich für die deutsche Produktionsfähigkeit, so vermindert sie auch aus dem Kriege hervorgegangen ist, genügende Arbeitsmöglichkeiten bieten werden. Unserer Industrie werden die ausländischen Rohstoffe nur dann mit Sicherheit in ausreichenden Mengen und zu erträglichen Bedingungen zur Verfügung stehen, wenn nach der Versorgung der ausländischen Verarbeiter noch ein für Deutschland verfügbarer Rest von Rohstoffen übrigbleibt. Auch sonst hat die deutsche Industrie mit einer außerordentlich vermehrten Konkurrenz der Auslandsindustrie zu rechnen. Auf Gebieten, in denen Deutschland vor dem Kriege besonders stark war, hat das Ausland die Zeit des Ausbleibens der deutschen Erzeugnisse benutzt, eigene Industrien ins Leben zu rufen oder vorhandene zu verstärken. Die Liquidation überseeischer Handelshäuser, das System der schwarzen Listen und die Knebelung der deutschen Reederei haben die Stellung der deutschen Industrie auf den Auslandsmärkten außerordentlich erschwert. In welchem Maße es der deutschen Wirtschaft möglich sein wird, sich der Konkurrenz der ausländischen Fertigerzeugnisse wenigstens auf dem Inlandsmarkt zu erwehren, steht noch dahin. . .

Die bis dahin als Gesamtheit nur im politischen Staat vereinigte, gewissermaßen äußerlich zusammengehaltene Wirtschaft muß jetzt, nachdem die äußere Macht des Reiches empfindlich geschwächt ist, durch möglichste Erhöhung ihrer inneren Konsistenz das zu ersetzen versuchen, was sie an äußeren Schutzmitteln einbüßte.

◆

Das vernünftigste Volk wird töricht, wenn es nicht geführt wird. Wir brauchen ein festes und klares Wirtschaftsprogramm, damit dem ungestümen Drängen eine Richtung gegeben wird, damit jeder sich auf das einrichten kann, was die nächste Zukunft bringen soll. In der Wirtschaftspolitik gibt es keinen Kompromiß. Man muß sich endlich mit beiden Füßen und fest auf den Boden der Gemeinwirtschaft stellen . . .

Eine sozialistische Regierung schuldet dem Volk das offene Geständnis, daß sich die materielle Lage des Deutschen bis auf weiteres durchschnittlich verschlechtern wird. Es muß klar gesagt werden, daß es nicht genügt, die ehemaligen wirtschaftlichen Machthaber anzuklagen, weil sie die Massen einstmals ausgebeutet und nun auch noch um den Genuß des Erbes betrogen hätten; es genügt auch nicht die Betonung, daß materielle Güter leider nicht erhältlich seien. Sondern es bedarf des unverblümten Bekenntnisses und Aufrufes zur sozialistischen Idee, zur ideellen Forderung einer höheren wirtschaftlichen Gerechtigkeit selbst um den Preis einer geringeren materiellen Befriedigung. . .

Industrielle Arbeitsweise bedingt . . . Anerkenntnis von Grundpflichten neben Grundrechten, von sozialistischer Organisation statt individualistischer Desorganisation, kurz von straffer Arbeitsordnung, die ein größtenteils aus Bauern, Handwerkern und Händlern bestehendes Volk allenfalls, niemals aber ein größtenteils industriell tätiges Volk entbehren kann. . .

Worin eine sozialistische Regierung von ihren Vorgängern abzuweichen hat, das ist gerade die organisatorische Durchdringung des Wirtschaftskörpers mit Verantwortung gegenüber einem der Volkswohlfahrt dienenden Wirtschaftsplan, und zwar bedeutet dieses Abweichen etwas Grundsätzliches; denn ein Plan mit Lücken gleicht einem Leitungsrohr mit Löchern.

Das alte System ist wegen seiner Lückenhaftigkeit und Ungerechtigkeit und nicht etwa wegen systematischer Planlosigkeit zusammengebrochen. Der imperialistische Kapitalismus war wahrhaftig nicht planlos, aber er kümmerte sich um die Volkswohlfahrt nur im Sinne der Beschwichtigung und um den ökonomischen Ertrag nur im Sinne des kapitalistischen Profits. An diesen Denkfehlern wird nichts geändert, wenn man an die Stelle der Privaten den Staat als Kapitalisten setzt, im übrigen aber alles beim alten läßt. . .

Wichard von Moellendorff (1919)

Seit dem Jahr 1924, dem Gründungsjahr der ersten deutschen Bausparkasse (der „Gemeinschaft der Freunde, Wüstenrot") sind durch deutsche Bausparkassen etwa 700 Millionen Reichsmark zur Finanzierung von Eigenheimen aufgebracht worden. Dadurch ist etwa 70 000 deutschen Familien, vorwiegend von Arbeitern, Angestellten, kleinen Beamten und Handwerkern, ein Eigen-Heim verschafft worden.

Lloyd Georges Plan

Lloyd George hat nunmehr sein großes Sanierungsprogramm, das die englische Regierung abgelehnt hat, unter dem Titel „Organisation der Prosperität" veröffentlicht. Das Programm sieht in erster Linie eine „Prosperitätsanleihe" von 250 Millionen Pfund zur Finanzierung produktiver öffentlicher Arbeiten vor. Als ständige Behörde zur Überwachung der industriellen, landwirtschaftlichen und finanziellen Aufbaupläne wird ein staatliches „Entwicklungsamt" vorgeschlagen. Ein „inneres Kabinett" soll aus dem Ministerpräsidenten und vier Ministern ohne Geschäftsbereich bestehen. Weitere Vorschläge sind: Kontrolle der Bank von England durch ein die finanziellen und wirtschaftlichen Interessen des Landes vertretendes Überwachungsamt, Schaffung eines zentralen Planungsamts, Neubau von zwei Millionen Wohnungen, Verbesserung des Straßen- und Brückensystems, Elektrifizierung der Eisenbahnen, Entwicklung des Luftverkehrs, Schaffung eines Eisen- und Stahlamts, Reorganisation der Baumwoll- und der Schiffahrtsindustrie.

Auch für die Landwirtschaft hatte Lloyd George weitgehende Pläne vorbereitet, die in erster Linie die Umsiedlung von 500 000 Menschen aufs Land, den Neubau von 100 000 Landhäusern für Landwirtschaftsarbeiter und die Schaffung eines staatlichen Landwirtschaftsamts betreffen.

Die Einfuhrpreise für italienische Zitronen sind stark gestiegen. Als Hauptgrund wird der große Bedarf der italienischen Armee angegeben.

In Syrien ist eine Fabrik errichtet worden, die aus den Oliven, die im Überfluß geerntet werden, ein brauchbares Autoschmieröl herstellt.

Ankurbelungstheorien

In den letzten Reden einiger unserer hervorragendsten Wirtschaftsführer, nicht zuletzt des Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht, ist die Mahnung zur Sparsamkeit laut geworden. Und diese Mahnung, so selbstverständlich sie in unserer Lage auch sein mag, ist sicher denjenigen Theoretikern unangenehm ans Ohr geklungen, die bisher die Meinung vertreten hatten, wir könnten nur durch eine Steigerung unseres Verbrauchs wieder in die Höhe kommen.

Die eigentliche Grundlage jener verwunderlichen Meinung ist eine sehr richtige Beobachtung, — die Beobachtung, daß in einer blühenden Wirtschaftsgemeinschaft der Verbrauch an Lebensgütern wesentlich größer ist als gegenwärtig bei uns. Falsch ist lediglich der Schluß, den der Theoretiker daran knüpft und der geradezu etwas Münchhausen'sches an sich hat, indem er es sozusagen unternimmt, sich an seinem eigenen Zopf aus dem Sumpf zu ziehen: also hat man nur nötig den Verbrauch wieder zu steigern, und alles ist in bester Ordnung.

Wie bei vielen groben Fehlschlüssen ist es freilich auch bei diesem nicht ganz leicht, seine Fehlerhaftigkeit logisch ausreichend klarzumachen. Es ist gerade deswegen nicht leicht, weil er eben so grob ist und zudem noch so dreist und zuversichtlich auftritt. Vielleicht empfiehlt es sich darum, ihm zunächst noch ein paar geistesverwandte Fehlschlüsse beizugesellen.

Da haben wir etwa die gleichfalls durchaus richtige Beobachtung, daß der Beginn einer neuen Konjunktur durch steigende Preise angezeigt wird. Also, schließt man daraus, braucht man nur die Preise zu erhöhen oder wenigstens Preisgrenzen nach unten festzusetzen, um in Kürze die schönste Konjunktur heraufzuführen.

Oder umgekehrt: man stellt den Tatsachen gemäß fest, daß Bankerotte ein Zeichen der Krise seien. Und man schließt — nun, was wohl? Natürlich dies: man verbiete die Bankerotte, und schon ist die Krise vorüber.

Oder noch verwegener (und zugleich gefährlicher): man hört, daß es an Geld fehle, daß die Wirtschaft infolge des Mangels an ausreichenden und billig erhältlichen Zahlungsmitteln ins Stocken geraten sei. Was liegt — für unsern Theoretiker, wohlgemerkt — da näher, als zu schließen: also drucke man neues Geld, und die Stockung ist behoben?

Das Gemeinsame an diesen Fehlschlüssen und das, was sie mit dem zu Anfang aufgeführten verbindet, ist offenbar dies, daß sie alle die Folgeerscheinung für die Ursache, das Symptom für die Krankheit nehmen und demnach denselben Irrtum begehen wie der Kurpfuscher, der eine Syfilis mit Hilfe von Hautkrem zu heilen sucht.

Nur ist allerdings die Wirtschaft ein so verwickeltes und tausendfach in sich verzahntes und verhäkeltes Gebilde, daß man es dem Laien schon in etwas zugute halten muß, wenn er die sich in ihr abspielenden Vorgänge nicht voll zu übersehen vermag. Indessen wer verlangt denn von dem Laien überhaupt, daß er wirtschaftliche Ratschläge erteile? Haben wir dafür nicht unsere Fachleute und Führer?

Was aber im besonderen die Frage, von der wir ausgegangen sind, angeht, die Frage, ob nicht durch Steigerung des Verbrauchs im Innern unsere Wirtschaft wieder angekurbelt werden könne, so braucht man sich ja bloß einmal zu überlegen, wovon denn eigentlich dieser Mehrverbrauch bezahlt werden soll, um zu erkennen, daß die Dinge gar nicht so einfach liegen, wie der Laie sich das vorstellt.

Waren verbrauchen kann jeder, Waren bezahlen jedoch allein der, der Geld hat. Geld aber hat nur der, der welches verdient oder der es sich früher von seinem Verdienst erspart hat. Das, was man verdient, und das, was man sich früher von seinem Verdienst erspart hat, ergibt nun das, was man Kaufkraft nennt. Und so läßt sich denn sagen, daß es für die Ankurbelung der Wirtschaft vor allem auf eine Hebung der Kaufkraft ankommt. Es liegt wiederum aber auf der Hand, daß eine Hebung der Kaufkraft lediglich so hervorgerufen werden kann, daß man neue Verdienstmöglichkeiten schafft. Und da dazu Kapital und wieder Kapital gehört, so muß man gleichzeitig eben auch Gelegenheit zum Sparen gewähren, damit das Kapital nicht ausgeht. Oder mit andern Worten: der Verdienst darf nicht etwa nur so groß sein, daß er für den nackten Lebensunterhalt ausreicht, sondern er muß dieses Existenzminimum noch um einen möglichst großen Betrag überschreiten.

Eine schwere Aufgabe, ohne Zweifel, dieses Ziel zu erreichen! Doppelt schwer, weil in einem verarmten Lande eben niemand da ist, der imstande wäre, als Abnehmer für

---

du den Saft und gibst ihn mit nichts anderem als mit einem Schuß Wasser und einem Schuß Milch oder Sahne und einem Stück Butter in einen Topf, wo du die Flüssigkeit nur heiß werden, aber nicht kochen läßt. Ein unverfälschter Urgeschmack ist solch eine Suppe, stark und kräftigend.

◆

Weißt du, wie eine Kartoffel schmeckt, eine Frühkartoffel, frisch aus der Erde? Dann wirst du ein dir noch so wertvoll erscheinendes Stück deines Gartens für sie frei halten, um ein dir bisher ganz unbekanntes Gemüse zu ziehn, ja Gemüse, nicht gedankenlos hingenommenes Nahrungsmittel, nicht Zugabe zu andern Speisen. Glaube mir: Eisen verwandelt sich plötzlich in Gold.

Kalendergeschichte

In einem schwäbischen Flecken klopfte einmal ein Handwerksbursch an die Haustüre eines Bauern. Wenn der Zehrpfennig hält, sagte er sich, was der schöne Hof und die respektable Miste versprechen, verdiene ich gleich hier meinen Taglohn; den Rest vom Flecken will ich mir dann für morgen aufsparen . . . Weil sich aber nichts regte, klopfte er noch einmal, bescheiden und demütig, nur ein ganz klein bißchen lauter, und sein Sprüchlein lag ihm schon auf der Zunge.

Er konnte es aber nicht anbringen, denn jetzt fuhr ein Bernhardinerhund, so groß wie ein Kalb, aus einer Hofecke hervor und auf ihn los. Ein Glück, daß er angebunden war und so nur bellen und die Zähne fletschen konnte.

Während nun der Fechtbruder noch ganz erschrocken auf den Hund sah, ging über ihm ein Fensterflügel, und ein Weiberkopf in einem schwarz und rot geblümelten Tuch beugte sich über die Geraniumstöcke. Das Weib des reichen Bauern machte sich gerade fertig für die Stadt, es war ohnedies spät dran — und jetzt auch noch dies! Den Fechtbruder also sehen und: Faulenzer! Tagdieb! hinunterschreien, war eins. Die Scheiben klirrten ganz, so schlug sie das Fenster zu. Der Bernhardiner aber, solchermaßen bestärkt in seiner Abneigung gegen ausgefranste Hosen und zerrissene Stiefel, heulte und bellte jetzt noch ärger und zerrte an seiner Kette, daß es ihn aufbäumte.

Da ging unser Handwerksbursch weiter um ein Haus, nicht ohne den Hund aus sicherer Entfernung noch ein bißchen zu hetzen. Das war seine ganze Rache an der Hartherzigkeit der Bäurin, deren böse Worte die Haut seiner Selbstachtung kaum geritzt hatten. Denn wess' Handwerk das Fechten ist, der treibts ja nicht um die Ehre, sondern um Kreuzer.

Unterdessen kaum die Bäurin im Sonntagsstaat aus dem Haus, schloß ab, kehrte aber nach ein paar Schritten um und rüttelte noch einmal am Schloß. Dann ging sie den Flecken hinab.

Wenn man nun meint, der Kunde werde sich die Gelegenheit zunutze machen, dann täuscht man sich; er kommt schon noch zu seinem Sach', aber auf andere Weise.

Die Frau also hielt der Stadt zu. Halbwegs stand an der Straße eine Feldkapelle, der Heiligen Mutter Anna geweiht. Durch die Eisenstäbe des Gitters, das die Vorderwand ersetzte, sah man auf den kleinen Altar mit dem Heiligenbild. So pressant die Bäurin es hatte, zu einem Stoßgebet nahm sie sich die Zeit, und als fromme Frau warf sie obendrein einen Opferpfennig durch das Gitter, denn sie hatte einen Buben in der Fremde und schon lang nichts mehr gehört von ihm.

Der Zehner rollte im Bogen bis vor an den Altar und wieder zurück bis fast ans Gitter. Da blieb er liegen als lichter Fleck auf dem Boden des dämmrigen Kirchleins. Amen, sagte die Frau, und war bald hinter dem nächsten Straßenranken verschwunden.

Nicht lange danach kam von der andern Seite noch einer: der Handwerksbursch. Er pfiff und schwang seinen Stock und strebte der Stadt zu. Als er an die Kapelle kam, zog er seine Kappe, und wie er genauer hinsah, stach ihm hinter den Eisenstäben ein Zehner in die Augen, gerade der Zehner, der ihm noch fehlte.

Heilige Mutter Anna, sagte er, du hast immer ein Dach überm Kopf und frieren tuts dich auch nicht, brauchst also weder um Nachtquartier zu sorgen noch um Zwetschgenwasser — was notabene einer Heiligen auch nicht anstünde. Mit Verlaub also!

Er blickte sich um, die Luft war rein, und so zog er ein Stückchen weiches Brot aus der Kitteltasche, steckte es an seinen Stecken und angelte das Zehnpfennigstück heraus. Dann rückte er sein Käpplein, zwinkerte der Mutter Anna ein Vergelts Gott zu und: ein ander Mal wieder! und nahm sein Pfeifen wieder auf, genau da, wo er vorher abgebrochen hatte.

Wenn der Schreiber diese Geschichte, aus der man nicht viel lernen kann, weder von der Bäurin noch von dem Handwerksburschen, aufzuzeichnen für wert hielt, so nur deshalb, weil er dabei Augenzeuge gewesen und durch sie im Glauben an eine ausgleichende Gerechtigkeit bestärkt worden ist. Um sie moralisch abzurunden, hätte freilich der Kunde von dem Schnaps, wofür er besagten Zehner ausgab, Magendrücken bekommen müssen. Sebastian Blau

Literatur

Ottilie Häußermanns Gedichte. Schon oft sind Anfragen an den Verlag der S.-Z. gekommen, ob und wo die Gedichte von Ottilie Häußermann gesammelt zu haben seien. Der Verlag fühlt sich dadurch ermutigt, auf nächste Weihnachten ein solches Sammelbändchen herauszugeben; freilich nur unter der Bedingung, daß genügend viele Vorausbestellungen einlaufen. Mindestens dreihundert müssen es sein, sonst können wir das Unternehmen nicht riskieren. Der Preis des Büchleins wird — je nach der Zahl der Subskribenten — auf 2 bis 3 Mark bemessen werden müssen; wer vorausbestellt, würde darauf 20 Prozent Rabatt bekommen, so daß das Bändchen auf mindestens 1,60 und höchstens 2,40 Mark zu stehen käme. Wir eröffnen hiemit die Subskription und bitten um Unterschriften. Schairer

Gemüse. Unter dieser Überschrift haben wir einige Abschnitte aus dem Büchlein von Otto Nebelthau „Mein Gemüsegarten, eine nützliche Unterweisung" (Insel-Verlag, Leipzig, Preis 80 Pfennig) zu kosten gegeben, um den Appetit des geschätzten Lesers auf dieses ganz ausgezeichnete Werkchen zu wecken. Sogar wer keinen Garten hat, wird es mit Vergnügen lesen und sich nachher bereichert fühlen.

Das Juliheft des „Deutschen Glaubens" (Monatsschrift der Deutschen Glaubensbewegung, Verlag Karl Gutbrod, Stuttgart O, Moserstraße 22, Preis 75 Pfennig, Vierteljahresabonnement 2 Mark) enthält an seiner Spitze einen guten Aufsatz von Felix Reichert über Christoph Schrempf, den „deutschen Denker und Kämpfer"; ferner u. a. einen Artikel von Friedrich Franz von Unruh über Fichte und einen von D. Sommer über den Wiedertäuferapostel Hans Denck, einen „längst vergessenen Ketzer" und Zeitgenossen Luthers. Die Rubrik „Umschau" bietet eine reichhaltige und wertvolle laufende kirchengeschichtliche Chronik.

diejenigen Waren aufzutreten, deren Herstellung neue Verdienstmöglichkeiten erschließen würde.

Was bleibt demnach übrig? Es bleibt nur übrig, solche Abnehmer außerhalb des eigenen Volkes zu suchen, und das heißt: auf dem Wege des Exports soviel Geld ins Land hereinzuziehen, daß damit die Wirtschaftsmaschine in Gang gehalten werden kann.

Gelingt das, dann tritt eine Steigerung des Verbrauchs innerhalb des eigenen Volkes von selbst ein. Und nur dann ist sie auch gesund und natürlich (weil sie nur dann den Einkommensverhältnissen entspricht).

Deshalb ist das Wichtigste für uns nicht die Steigerung des Verbrauchs selbst, sondern die Ermöglichung eines Exports, der sie zur notwendigen Folge hat. Und daraus erklärt sich die von unsern Wirtschaftsführern (und abermals gerade von Reichsbankdirektor Dr. Schacht) immer aufs neue wiederholte Forderung, die Grundlagen für einen hinlänglichen Export so schnell wie möglich zu schaffen.

Das aber ist — so, wie heute alles steht — vornehmlich eine Sache der Außenpolitik, deren schon von Bismarck behauptetes Primat damit wieder einmal überzeugend dargetan wird.

Franz Krämer

Anm. d. Red. Wir werden in der nächsten Nummer der S.-Z. auf dieses Thema nocheinmal zurückkommen.

Zwischen Deutschland und Mexiko ist ein Tauschgeschäft zustande gekommen: Mexiko liefert 13 000 Tonnen Reis gegen chirurgische Instrumente und Ausrüstungsgegenstände aus Deutschland für ein neues mexikanisches staatliches Krankenhaus. Die Lieferungen haben einen Wert von rund 1,5 Millionen Mark.

Gegen Übernahme von 160 000 Tonnen Kohle aus Deutschland wird Österreich mehrere Tausend Schlacht- und Nutzrinder, sowie 2000 Waggons Schnitt- und Schleifholz nach Deutschland ausführen.

In der elsässischen Textilindustrie sind wegen anhaltenden Absatzrückganges viele Betriebe geschlossen worden. Ein Teil der berühmten Stoffdruckerei-Unternehmen verlegt seine Anlagen nach Ägypten.

Verteidigung des Abendlandes

Es ist heute üblich, die Völker zur Verteidigung des Abendlandes aufzurufen. Deutschland, das im Weltkrieg erstaunliche Leistungen vollbracht hat, steht im Mittelpunkt dieser Forderung.

Überall spricht man von der europäischen Kultur, von unseren hohen moralischen Werten und heiligen Gütern, die vor irgend einem Ansturm bewahrt werden sollen. Das Geschwätz über unsere Kulturwerte ist Mode geworden. Die Wenigsten sind bereit, diese Werte mit ein paar genauen Bezeichnungen zu nennen. Aber auch die können nur mit weit ausgreifender Gebärde einige Namen herzählen: das Christentum, die gewaltigen Dome, die abendländische Musik, Goethe, unsere Wissenschaft.

Diese Werte also soll man verteidigen gegen neue Weltanschauungen, gegen die gelbe Gefahr, gegen das Chaos im eigenen Land. Man behandelt diese Güter wie Museumsstücke, die die Motten fressen könnten. So sehr sind unsere Begriffe verworren, daß der Besitz jener Werte schon mit dem Leben verwechselt wird. Niemand sieht ein, daß alle Dinge tot und wertlos sind, die nicht durch das Tun verwirklicht werden und die der Mensch nicht jeden Augenblick bereit und fähig ist neu zu erschaffen.

Es ist endlich an der Zeit, diesen Museumsbewohnern zu sagen, daß sie kein Recht mehr haben, jene Güter ihr eigen zu nennen; und zu fragen, vor wem man den Glauben, die Moral, die Kunst eigentlich zu retten habe.

Allzulange schon ist man gewohnt von jedermann zu hören, daß zum Beispiel Goethe zum wertvollsten geistigen Besitz der Nation gehöre. Alles bebt vor Zorn gegen jede irdische Möglichkeit, die uns dessen berauben könnte. Niemand bemerkt, daß bei diesem lauten Geschrei der ganze Goethe so nebenbei unterschlagen wird.

Die Menschen sind bei uns immer noch in der Mehrzahl, die glauben mit der Erwähnung eines glänzenden Namens den Hochstand eines Kulturlebens dokumentiert zu haben. So spukt Goethes Faust an allen Stammtischen. Im Leben aber wird er mit unüberbietbarer Unverfrorenheit ignoriert. Als Faust in den Besitz weiter Ländereien kam, öffnete er den Raum den Menschen, daß sie in fröhlicher Tätigkeit dort lebendig seien. Waren wir jemals bereit den Weg Fausts durch unsere Nachahmung anzuerkennen? Gehört jene reine Erkenntnis zu unserem wirklichen Besitz?

Für die Menschen, die ihn dauernd im Munde führen, ist der ganze Goethe, seine menschliche Einsicht, seine glückliche Betrachtung der Welt, sein Fühlen und Denken, in Wirklichkeit fremdes Gut. Sie würden sich mit der gleichen Gewalt gegen die Verwirklichung seiner Lehren zur Wehr setzen, wie alle Christen gegen die tatsächliche Einführung des Christentums.

So aber geht es mit allem, was an wahren Werten in Europa geschaffen worden ist. So wie das Christentum, zu dem sich doch die ganze weiße Menschheit bekennt, unser Leben nicht formt, so erheben und erschüttern uns auch nicht seine Dome, so wenig haben wir von der Klarheit der Antike, so wenig sind wir bereit den eigentlichen Kulturschöpfer anzuerkennen. Alle großen Menschen werden erst nach ihrem Tode erkannt, und dann erhalten sie ein Denkmal aus Stein oder Eisen; aber niemand gibt ihnen das Denkmal im warmen, lebendigen Herzen, will sich seinem Ansporn fügen.

So sind alle wirklichen Werte dieses Erdteils tot, sind nur Prunkstücke einer ihnen ganz entgegengesetzt gearteten, prahlerischen und dumpfen Bürgerlichkeit. Selbst die Wissenschaft, die uns mit ihrer Auswirkung, der Technik, jede Möglichkeit des Reichtums gab, hat uns nicht fähig gemacht, den Reichtum in Segen zu verwandeln.

Deutschland soll die europäischen Kulturgüter verteidigen. Gegen wen? Wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugestehen: gegen die Zwietracht, die Habsucht, die Oberflächlichkeit, die freche Arroganz und die allertiefste Herzensträgheit eben des europäischen Menschen. Gegen andere haben wir vorläufig nichts zu verteidigen.

Aber auch Deutschland muß die wirklichen Werte erst in seinen Besitz bringen, gegen Europa, gegen seine ganze Zivilisation, gegen jene weiße Menschheit, denen wir heute vielleicht als Retter willkommen sind, gestern aber als Teilhaber äußerst unbequem waren. Das ist unser eigentlicher Weg, die deutsche Sendung. Und niemand darf sich durch die Mühe der ersten Schritte dazu beängstigen lassen, die wir heute gehen müssen.

Ernst Pfau

Im Jahre 1905, gleich nach dem russisch-japanischen Krieg, sagte ein Japaner in Paris: Wir haben Jahrhunderte lang Kunstwerke geschaffen und man nannte uns Barbaren. Jetzt haben wir hunderttausend Russen erschlagen und man nennt uns zivilisiert.

Also der Berufene: er nimmt die schwere Verpflichtung auf sich und lädt sie nicht den andern auf.

Laotse

Das Motohome

In Amerika träumt man von einer „Wiedergeburt richtigen Familienlebens" durch Massenherstellung billiger Fertighäuser. Man hält sie neben der Massenherstellung von Autos für das „bezeichnendste Symbol sozialen Fortschritts".

Es gibt von diesen Fertighäusern zurzeit sechs Modelle. Das kleinste enthält Wohnraum, Küche, zwei Schlafzimmer und Vorratsraum. Das Modell „Motohome" z. B. ist ein um einen Maschinenraum herumgebautes Haus. Dem „Moto-Unit" zunächst liegt der Herd, der elektrische Kühlschrank, der Spülstein, bei kleineren Häusern die Waschmaschine, bei größeren ein elektrischer Geschirrspüler; ein Ventilator dient zur Entfernung der Küchengerüche. Ähnlich ist das Bad mit dem „Moto-Unit" verbunden; es besteht aus Wanne mit Brause und einem Föhnapparat. Das Waschbecken ist so gestaltet, daß man es auch als Säuglingsbad benützen kann. Der Klosettkörper ist mit einer Wägeeinrichtung versehen.

Der Maschinenraum enthält außer der Warmwasseranlage für Küche und Bad auch noch eine „Air-conditioning"-Anlage, welche die Luft im Haus je nach Jahreszeit und Wetter erwärmt oder kühlt, feuchter macht oder entfeuchtet. Sowohl in der Küche wie in den sonstigen Räumen sind reichlich zweckmäßig eingerichtete Schränke eingebaut; sie sind u. a. mit Innenlicht versehen. Die elektrischen Birnen können auf helles oder gedämpfes Licht eingeschaltet werden; die Tapeten sind abwaschbar.

Das Ganze ruht auf einem Betonbankett von etwa 1 Meter Höhe; die Wände bestehen aus einer hochdruckgepreßten Zement-Asbestmasse und haben eine schalldämpfende Isolierschicht. Bei Lieferung enthält der Eisschrank Lebensmittel für die Einzugstage, der Toilettenschrank Seife, Zahnpasta usw.

Das Motohome ist ohne Anzahlung gegen Monatsraten von etwa 40 Dollar zu haben; Lebensversicherung und sonstige Versicherungen inbegriffen.

Was wird man tragen?

Nach einem Aufsatz im Handelsteil des „Berliner Tageblatts" (Nr. 325) wird, wie im Frühjahr und im Sommer, Cloqué auch noch im Herbst der große Schlager sein. (Der Verfasser schreibt, er begreife nicht, warum man „für gute deutsche Textilwaren" derartige Fremdworte verwende; Cloqué sei nämlich nichts anderes als „ein stark ausgeprägter Blasen-Krepp".) Als Material für die Cloquéstoffe sind für die Oberstoffäden Azetat- und Glanzstoff-Kunstseiden sowohl in matt wie in glänzend beliebt; für die Untergewebe werden gern Viskose- und Kunstspinnfaser-Kreppgarne verwendet. Die Seidenweberei hat vornehmlich aus Kunstseide und Kunstspinnfasern bemerkenswerte Musterungen u. a. in Reversible, Bouclé, Côtelé, Marelassé, Flammé usw. geschaffen. (Hier scheint sich der Mitarbeiter des B.T. schon an die undeutsche Bezeichnung für deutsche Stoffe gewöhnt zu haben.)

Die knitterfreien Stoffe „setzen sich mehr und mehr auf der ganzen Linie durch". Es ist gelungen, nunmehr auch den Kunstseiden-Samt knitterfest herzustellen. Interessant sind besonders jene Samtgewebe, die einen leichten Transparentflor tragen. Wenn der Flor in leicht glänzender Glanzstoff-Kunstseide und das Grundgewerbe in Azetat-Kunstseide ausgearbeitet wird, bilden sich hübsche Kontraste heraus. Besonderes Interesse werden aber jene Samtgewebe hervorrufen, die Textil-Cellofan als Effektmaterial in der Haardecke hervortreten lassen.

Der Holzbedarf der Zellstoff- und Kunstseidenindustrie ist heute bereits so bedeutend, daß die jährlich nachwachsende Holzmenge nicht imstande ist ihn voll zu decken.

Prof. Dr. S. Hilpert-Braunschweig auf einer Chemikertagung in Königsberg

In Japan soll ein Verfahren entdeckt worden sein, mit dessen Hilfe aus Reisstrohfasern ein Ersatz für Baumwolle erzeugt werden kann.

Auf dem Kirchturm

Jüngst am Abend, als die grauen Nebel stiegen,
lasen lächelnd wir in jenen goldnen Büchern,
welche die Erinnerung uns einst geschrieben.
Und mein Freund hub an zu reden von dem Kirchturm,
der, geschmückt mit Bildwerk und mit luft'gen Treppen,
eine Zierde ist des heitren Unterlandes.
Und behaglich sich zurückelehnend, sprach er:
Taglang saß ich lesend auf dem alten Turme,
und, den Blick vom Buche in die Weite kehrend,
wo die Berge sich im blauen Glanz verloren,
hab ich frühe schon gelernt das Spintisieren.
Aber nicht am Tag nur schellte ich dem Wärtel,
der vom Kranz herabließ den gewalt'gen Schlüssel,
beugend erst heraus sich wie ein Wasserspeier
über das Geländer, ob kein Lausbub läute,
sondern nachts auch stieg ich hoch die Wendeltreppe,
um der Sterne Stand und Zeichen zu betrachten.

Einstmals kam ich schon zum Turme Kiliani,
als mit zarter Kraft der Abendstern erst blinkte,
und anstatt hinauf, schaut' ich vergnügt hinunter
in den Feierabend der gekrümmten Gassen.
Fleiß'ge Räuchlein hoben sich aus den Kaminen
und die Schwalben flogen schwirrend um die Giebel,
welche, müd von Alter, sich nach vorne neigten.
Auf dem Pflaster rasselte ein später Wagen,
Türen schlugen und es stieg vom nahen Wirtshaus
der Gesang entrückter Zecher in die Höhe.
Dunkel ward der Fluß und die begrünten Felder,
und indes sich öffneten die Himmelslichter,
brannten auch die kleinern Lampen in den Häusern.

Als ich so mich fühlte zwischen Erd' und Himmel,
ging von ungefähr mein Blick in eine Kammer,
drin ein Mann im Bett lag mit der Zipfelmütze.
Auf dem Nachttisch brannte eine stille Kerze,
still auch lag der Mann und ohne jede Regung,
vor dem Bette aber saß die bess're Hälfte
und ihr Mund ging auf und zu in heft'ger Rede,
wobei sie den Zeigefinger drohend aufhob.
Doch es wahrte eisern in dem Bettgewürfel
der bemützte Ehmann seine Seelenruhe
und er tat, als läge er im sichern Grabe.
Weiter aber klapperte mit ihrem Mundwerk
die Gesponsin, ernstlicher zum Bette drohend,
bis der Alte steif den magern Arm hob
und dem Lichte kurzerhand den Garaus machte.

Oben war es mir, als hört' den Docht ich zischen
und ich schaute eine Weile noch hinunter,
wo es allzu hurtig finstre Nacht geworden.
Aber dunkel blieb's, und heiter blickt' ich aufwärts
in das Prangen der bestirnten Himmelsglocke.

Ottilie Häußermann

Der Schriftsteller

Man fragte Kästner, nachdem ein auswärtiger Besucher ihn eben verlassen hatte: „Was halten Sie von ihm?"

Kästner antwortete: „Er hat mehr geschrieben als gelesen und mehr gelesen als selbst gedacht!"

Die verscherzte Autorität

Baldwin, der englische Premierminister, erzählte einmal, daß er als Schuljunge von Premierministern nicht das Geringste gehalten habe.

Das kam so. Als Stanley Baldwin noch zur Schule ging, hielt bei irgend einer Gelegenheit der damalige Premierminister Gladstone vor den Schülern eine Rede. Er begann seine Ansprache mit den Worten: „Euer bewundernswürdiger Direktor ..."

„Und sehen Sie", sagte Baldwin, „bei diesen Worten war es mir klar, daß der Mann einfach keine Ahnung hatte, daß er der Wirklichkeit völlig weltfremd gegenüberstand. Von diesem Augenblick an habe ich bei der folgenden Rede überhaupt nicht mehr zugehört. Was hatte mir ein solcher Mann zu sagen? Ich hielt nichts mehr von Premierministern."

Kleinigkeiten

Bierkrüge statt Kanonen. Bei einem Empfang von Stuttgarter Frontkämpfern in der Dordogne sagte der Vorsitzende der ehemaligen französischen Kriegsgefangenen in Deutschland, daß sie mit den Deutschen in Zukunft lieber mit den Bierkrügen als jemals wieder mit den Waffen zusammenstoßen möchten.

Arbeitslosigkeit und Selbstmord. Das Statistische Amt der Stadt Berlin hat festgestellt, daß in dem Maße, wie Arbeitslose wieder Arbeit und Brot finden, auch die Zahl der Selbstmorde zurückgeht. 1932 waren die Zahlen der Arbeitslosen und der Selbstmorde in Berlin: 635 000 und 2262; 1934: 417 000 und 1811.

Volksbüchereien. Die deutschen Volksbüchereien sind zum ersten Male statistisch erfaßt worden. Es gibt in rund 15 000 Orten mit 45,6 Millionen Einwohnern (also für rund 70 Prozent der Gesamtbevölkerung) öffentliche Volksbüchereien. Die öffentlichen Ausgaben beliefen sich im Rechnungsjahr 1933/34 auf 6,34 Mark pro Leser.

Gut so. Die Betriebsinhaber der Schuhfabrik Schliewe in Storkow in der Mark sind mit der gesamten Belegschaft in ein Ostseebad gefahren, wo die Ferien auf Kosten des Unternehmens gemeinsam verbracht werden.

Königliches Privileg. Auf dem Schützenfest in Peine wurde, nach dem „Berliner Tageblatt" (Nr. 325), ein Beschluß des Gemeinderats verkündet, wonach der Bürgerkönig, der auf dem Schützenfest „ausgeschossen" wird, wieder wie früher ein Jahr Steuerfreiheit bis zum Betrage von 150 RM. erhält.

Erreicht! Die rund um den Brocken führende Autohochstraße ist fertiggestellt. Der Autofahrer, so wird stolz berichtet, kann nun den Berg in einer knappen Autostunde „besteigen".

Baumfrevel. In Quedlinburg ist ein Rohling, der neun Bäumen die Kronen ausgebrochen hatte, für 15 Monate ins Gefängnis geschickt worden und auf drei Jahre der bürgerlichen Ehrenrechte verlustig gegangen.

Gott segne das Handwerk. Das „Regensburger Echo" (Nr. 28) berichtet: „Ein Wagnermeister wettete gegen einen Getreidehändler von hier, daß er innerhalb 24 Stunden ein Wagenrad herstelle — von der Holzbeschaffung bis zum letzten Nagel — und das Rad noch dazu 50 Kilometer weit rolle. Der Meister holte unmittelbar nach Mitternacht eine Buche aus dem Wald und konnte am nächsten Vormittag um 11 Uhr das fertige Rad zeigen. Da er nun zu der 50-Kilometer-Rollerei noch 13 Stunden Zeit hatte, gewann er die Wette tatsächlich."

Waschfest. Auf einer Landstraße Schlesiens verunglückte ein Autolastzug, wobei mehrere hundert Zentner Seifenpulver verstreut wurden. Ein gleich darauf einsetzender kräftiger Regen bereitete unter gewaltigem Schäumen eine dicke Seifenbrühe, die den Fahrdamm gründlich säuberte.

Ehrliche Betrüger. Die „Berliner Morgenpost" (Nr. 165) erzählt: „In den Autobussen und Straßenbahnwagen in dem englischen Städtchen Leeds sind sogenannte Ehrlichkeitsbüchsen angebracht. Eine Inschrift auf den Büchsen mahnt den Fahrgast, der einmal zu bezahlen vergessen hat, das Versäumte nachzuholen. Und siehe da, die Einwohner von Leeds sind reuige Sünder. Jeden Abend sind die Büchsen mit Pennystücken voll."

Sport und Geschäft. Der englische Tennis-Weltmeister Fred Perry ist im „Nebenberuf" Vertreter einer Fabrik geworden, die Tennisbälle herstellt. Man nimmt an, daß er in Zukunft nur dort spielen wird, wo Bälle seiner Fabrik benützt werden. Bei dem im Tennis üblichen Byzantinismus darf er hoffen, daß mindestens die Tennisspielerinnen den Ball bevorzugen werden, den er, „der große Perry", spielt.

Auch ein Rekord. Aus der „Berliner illustrierten Nachtausgabe" (Nr. vom 10. Juli): „In 20jähriger Dienstzeit als Polizist in Ozona im Staate Texas hat Tom Smith niemals einen Revolver bei sich getragen, niemals jemanden verhaftet oder festgenommen, niemals ein Strafmandat erteilt."

Gebetsmeeting. Die Negerprediger in New York haben ein großes Gebetsmeeting beschlossen. Alles, was Namen und Rang hat unter den Negern, soll gemeinsam mit den Massen „zu Gott beten, daß er es nicht zuläßt, daß die Italiener Abessinien unterdrücken".

Neue Jagdgefilde. In der Mandschurei und in Nord-Korea will das „Japanische Internationale Verkehrsbüro" im Herbst „internationale Jagdgefilde" eröffnen. Man baut jetzt schon in den Jagdgebieten Jagdhütten und Hochstände.

Aufstieg. Im Zuchthaus Sing-Sing zeichnete sich der Sträfling Edwin Pitts bei den Baseballkämpfen derart aus, daß er nicht nur vorzeitig entlassen, sondern vom „Albany Club" als Berufsspieler verpflichtet wurde.

Der Überschwemmungs-Hut. In New York hat ein großes Hutgeschäft im Schaufenster einen schlammbedeckten Hut gezeigt, neben dem auf einem Schild zu lesen stand: „Dieser Hut ist in einer überschwemmten Straße von Dayton gefunden worden. Er trägt im Innern unsere Marke. Sie sehen, daß er trotz seines langen Aufenthaltes im Wasser weder an Form noch an Farbe verloren hat. Kauft X-Hüte!" Man stellte fest, daß dieser Hut zu gleicher Zeit in etwa dreißig Filialen des Geschäftes zu sehen war.

Die Gefahr der Straße. Im englischen Parlament ist von der Regierung ein Gesetz eingebracht worden, das den Bau von Wohnhäusern an den großen Verkehrsstraßen verbietet. Veranlassung dazu waren die vielen überfahrenen Kinder.

Preisaufgabe für die Hundstage. Wieviel Quadratkilometer Hochwald könnten jährlich stehen bleiben, um Schatten und Kühlung zu spenden, wenn die Herren Pfeifen-, Zigarren- und Zigarettenraucher sich im Sommer ihr Kraut mit einem Brennglas statt mit einem Streichholz anzünden würden?

Haustochter in Beamtenfamilie mit drei Kindern gesucht. Nähkenntnisse erwünscht, Bereitschaft und Fähigkeit, mit Kindern umzugehen, Bedingung. Gelegenheit zum Erlernen neuzeitlicher Küche. Familienanschluß, Taschengeld. Angebote mit Bild und Zeugnissen an W. Laiblin, Stuttgart-Botnang, Nittelstr. 41, erbeten.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 81); Telefon 240 18. Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.

Stuttgart, 28. Juli 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 30

Sparsamkeit

In einer Londoner Wochenschrift, „Time and Tide", hat ein Verfasser namens Duplex unlängst eine ganze Artikelreihe gegen das Sparen erscheinen lassen. Die Meinung, daß man in schlechten Zeiten sparen müsse, sei nichts als Aberglaube. Im Gegenteil: es sei eine Forderung des gesunden Menschenverstandes, wenn man Geld habe, das Geld auch unter die Leute zu bringen.

Dabei sei es ganz gleich, wer das Geld ausgebe und wofür es ausgegeben werde. Die Ausgaben des einen seien das Einkommen des andern; das Volkseinkommen sei also umso größer, je größer die Ausgaben aller seiner Angehörigen seien. Einem Volke könne sein Geld nie ausgehen, denn das Geld werde ja durch das Ausgeben nicht verbraucht: es sei immer noch da, ganz einerlei, wie oft es ausgegeben werde. Ein Volk könne nicht über seine Verhältnisse leben, solange seine Produktionsquellen nicht voll ausgenützt seien.

Erst wenn dies der Fall sei, wenn die Arbeiterschaft voll beschäftigt sei und keine Maschine stillstehe, sei der Zeitpunkt gekommen, wo man vor einer weiteren Steigerung der Ausgaben warnen und zur Sparsamkeit auffordern dürfe. Dann könne es nämlich geschehen, daß zuviel konsumiert werde, so daß die Vorräte aufgebraucht und die Betriebsanlagen abgenützt würden, ohne erneuert zu werden. Oder es werde dann vielleicht mehr importiert, als man auf die Dauer mit den Exporten bezahlen könne, und dann würden die Reserven an Gold und Devisen gefährdet.

Wenn diese Grenze erreicht sei, dann, ja dann handle es sich darum, zu sparen, d. h. „Mittel für die Entfaltung einer größeren Produktionskraft freizumachen", anstatt unmittelbare Verbrauchswünsche zu befriedigen. So habe man es während des ganzen 19. Jahrhunderts gehalten. „Da die Menschen nicht so viel ausgaben, wie ihre Einkommen es erlaubten, wurden Eisenbahnen gebaut, Kohlenbergwerke angelegt, Hochöfen und Fabriken errichtet, und britische Schiffe wurden die Güterbeförderer der Welt."

Heute, wo Maschinen stillstehen und Arbeitskräfte feiern, habe es dagegen keinen Sinn, seine Bedürfnisse nicht zu befriedigen, damit noch mehr Maschinen und Arbeiter freigesetzt würden.

•

Herr Duplex, dessen Aufforderung zu gesteigertem Verbrauch wir hier in Kürze wiedergegeben haben, stammt augenscheinlich aus einem Lande, in dem man keine Rohstoffsorgen kennt. Und auch er hält es für notwendig hinzuzufügen, daß er sich selbstverständlich nur an diejenigen wende, die wirklich auch in der Lage sind, zu überlegen, ob sie ihr Geld sparen oder ausgeben sollen. „Geld", sagt er, „kann nur von denen angeboten werden, die es besitzen oder deren Kredit sie in den Stand setzt, es sich zu leihen". Wie wahr! Und: „Wir sprechen nicht zu denen, die gerade genug haben, um existieren zu können, und alles für die Bedürfnisse des nackten Lebens ausgeben müssen."

Leider besteht unseres Wissens auch das englische Volk zu neunzig Prozent aus solchen Leuten, wobei noch alle diejenigen mitgerechnet sind, die nicht einmal das Notwendigste haben. Das Publikum des Herrn Duplex ist also verhältnismäßig klein, und es ist darum wohl auch in England einigermaßen fraglich, ob die Wirtschaft von dieser Seite aus mit Erfolg angekurbelt werden kann, auch wenn die Angeredeten folgsam sind und nun wirklich möglichst viel Geld ausgeben. Es steht immerhin zu befürchten, daß dabei nicht viel mehr herauskommen wird als wenn man die Armut durch Wohltätigkeitsbälle aus der Welt zu schaffen sucht. Die Aufgabe, um die es sich bei einer ernstlichen Bekämpfung von Wirtschaftskrisen und ihren Folgen dreht, heißt: wie läßt sich die Kaufkraft der Masse heben?, und ihr wird man gewiß nicht dadurch gerecht, daß man die reichen Leute vermahnt, sie möchten bitte etwas mehr Geld unter die Leute bringen.

Aber auch wenn wir nun annehmen wollten, der Wirtschaftsverlauf lasse sich durch derartige Parolen an diejenigen, die es haben, wirklich beeinflussen, — so vermag Herr Duplex eines nicht zu sagen: wann nämlich die Zeit da ist, jeweils mit dem Geldausgeben oder mit dem Sparen anzufangen und wieder aufzuhören.

Er hält es zwar für ganz in der Ordnung, daß im 19. Jahrhundert gespart wurde, damit unser heutiger Produktionsapparat aufgebaut werden konnte; aber er vergißt hinzuzufügen, daß man wahrscheinlich mit dem Sparen schon etwas früher hätte aufhören sollen. Denn der Apparat ist doch offenbar etwas zu groß geworden. Es ist zu viel investiert worden; wir sind nun die Sklaven dieses Apparats; wir haben ihn uns über den Kopf wachsen lassen und wissen nicht mit ihm umzugehen.

Nach der Darstellung von Duplex in „Time and Tide" ist bei wiedergekehrtem gutem Geschäftsgang die Verlegenheit für die reichen Leute erst recht groß. Sollen sie nun jetzt vielleicht so viel als möglich sparen, wie sie während der Depression so viel als möglich haben ausgeben sollen? Nein, sagt Duplex, denn wenn jeder Einzelne nun so viel wie möglich sparen würde, dann wäre die Depression ja schon wieder da. Spart er nicht genug, dann handelt er ebenfalls nicht richtig, denn dann tritt eine „Übersteigerung des Geldausgebens" ein, die Preise werden steigen und steigen und es droht die „Krankheit der Prosperität", die Inflation. Spart er aber nur soviel, daß die Abnutzung der Produktionsanlage gerade ausgeglichen werden kann, dann ist es wieder falsch, denn sie soll doch vervollkommnet werden! „Daher soll ein jeder in Zeiten der Fülle jeden Überschuß zurücklegen, der nach Befriedigung seiner angemessenen Bedürfnisse und derjenigen seiner Angehörigen verbleibt (natürlich werden diese Bedürfnisse sich in dem Maße steigern, wie der allgemeine Lebensstandard sich hebt)."

Gewiß; und dabei wird ihm der Rat des Herrn Duplex vermutlich entbehrlich scheinen.

•

Es wird also schon bei dem bleiben müssen, was Franz Krämer in der letzten Nummer in seinem Aufsatz „Ankurbelungstheorien" vom deutschen Standpunkt aus geschrieben hat: daß ein Volk durch vermehrten Verbrauch, so wünschenswert er im einzelnen Falle oder im Ganzen sein mag, jedenfalls nicht reicher wird; und daß es sich jedenfalls für das deutsche Volk heute darum handelt, sich nach seiner etwas zu kurzen Decke zu strecken. Alle binnenwirtschaftlichen Maßnahmen zur Wirtschaftsbelebung können nur den einen — freilich wichtigen — Sinn haben, die vorhandenen Wirtschaftsgüter weniger einseitig, gleichmäßiger und gerechter zu verteilen.

Wenn wir unseren Lebensstandard bei wachsender Volkszahl weiter erhöhen wollen, dann sind wir auf die Aufrechterhaltung, ja Steigerung unseres Exports angewiesen, denn nur mit ihm können wir unsere Einfuhr bezahlen. Immer noch leben mehrere Millionen Deutschen vom Export; geht er zurück, dann müssen um ihretwillen die Portionen für alle kleiner geschnitten werden. Man begreift ohne Weiteres, wie wichtig es ist, daß die Erzeugnisse unserer Industrie sich gegen die wachsende Konkurrenz junger Industrievölker auf dem Weltmarkt behaupten, und daß alle Mittel ergriffen werden müssen, die dazu beizutragen geeignet sind.

Glücklicherweise marschiert unsere Technik immer noch an der Spitze. Die technische Begabung und Bildung unseres Volkes wird ihm noch auf lange hinaus einen Vorsprung vor anderen garantieren. Wir haben keinen Grund zum Pessimismus; aber es ist uns noch weniger erlaubt als den Engländern, die Hände in den Schoß zu legen. × × ×

Der Anteil des Exports an der deutschen Industrieproduktion betrug wertmäßig 1928 ca. 21 Prozent, 1929 nahezu 25 Prozent, 1930 etwa 26 Prozent, 1931 über 30 Prozent; von hier aus sank der Anteil im Jahre 1932 auf etwa 23 Prozent, 1933 auf 18 Prozent und langte 1934 auf etwa 11 Prozent an.

Zukunftsaufgaben

Der „Deutsche Volkswirt" beschäftigt sich in einem Leitartikel mit den Zukunftsaufgaben der Wirtschafts- und Finanzpolitik. Der Staat werde auf absehbare Zeit noch als Konjunkturanreger im Vordergrund stehen. Auch abgesehen von der Erfüllung nationalpolitischer Aufgaben werde man mindestens mit der Möglichkeit neuer staatlicher Arbeitsbeschaffungsprogramme rechnen müssen, solange der Welthandel keine entscheidende Ausweitung erfahre. Ein großer Teil der öffentlichen Kapitalverwendung falle aber in die Sfäre des Konsums. Wirtschaftlich gesehen sei natürlich die größtmögliche Ökonomie und Vorsicht am Platze, im übrigen aber solle man nicht zu einseitig auf den Effekt einer Erhöhung der deutschen Produktionskraft starren, da ihre Anlagen selbst heute vielfach noch nicht voll ausgenutzt sind.

Da man zurzeit die weiteren Ansprüche für staatliche Zwecke noch nicht abschätzen könne, müßten Kapitalbildung und Sparsamkeit für die nächsten Jahre und darüber hinaus im Vordergrund der Wirtschaftspolitik stehen. Vielleicht werde zur Erfüllung der vordringlichen öffentlichen Aufgaben im Laufe der Zeit die Einführung neuer Steuern notwendig oder wenigstens zweckmäßig sein, da der Etat nur ein bestimmtes Maß von Zins- und Tilgungsverpflichtungen tragen könne. Etwas Derartiges wäre aber nur möglich, wenn anderswo eine Erleichterung der allgemeinen Lasten erfolgen würde. Es sei weiter zu überlegen, daß man auf längere Sicht nötigenfalls auch eine vorübergehende Beeinträchtigung der normalen Konsumsfäre zugunsten vordringlicher wirtschaftspolitischer Zwecke ins Auge fassen müsse und könne.

Kleine Chronik

Die deutsche Außenhandelsbilanz im Juni ist mit je rund 318 Millionen Mark Ausfuhr und Einfuhr ausgeglichen (im Mai hat die Ausfuhr 337 und die Einfuhr 333 Millionen Mark betragen).

Der preußische Ministerpräsident Göring hat die Behörden angewiesen, gegen Mitglieder des Klerus, die ihre geistliche Autorität zu politischen Zwecken mißbrauchen, mit allen gesetzlichen Mitteln vorzugehen.

Der Berliner Polizeipräsident v. Levetzow ist zurückgetreten. Mit der kommissarischen Leitung des Amtes ist SA-Gruppenführer Graf Helldorf beauftragt worden.

Reichsminister ohne Geschäftsbereich Kerrl ist mit der Bearbeitung aller kirchlichen Fragen (in die sich bisher das Reichsministerium des Innern und das Reichsministerium für Erziehung und Volksbildung geteilt haben) betraut worden.

Der Stahlhelm ist in Schlesien aufgelöst worden. In Thüringen sind Versammlungen des Stahlhelms verboten und einige Führer in Schutzhaft genommen worden. Die Gründe für diese Maßnahmen sind Handlungen von Stahlhelm-Führern, die sich gegen die Autorität des Staates richteten.

Die französische Regierung hat 29 Notverordnungen erlassen, durch die 10 Milliarden Francs eingespart werden. Durch die Verordnungen werden, abgesehen von wenigen Ausnahmen (z. B. Arbeitslose und Schwerkriegsverletzte), die Ansprüche sämtlicher Gläubiger des Staates (sowohl Gehaltsempfänger wie Rentenbesitzer) um 10 Prozent gekürzt.

In Frankreich besteht seit 15. Juli ein Demonstrationsverbot. Trotzdem haben die Gewerkschaften und die Kriegsteilnehmerverbände große Kundgebungen gegen die Notverordnungen veranstaltet.

In Belfast (Nordirland) haben sich blutige Zusammenstöße zwischen Angehörigen der protestantischen Mehrheit und Angehörigen der katholisch-irischen Minderheit ereignet.

Am 23. Juli ist ein Konkordat zwischen Jugoslawien und dem Vatikan unterzeichnet worden.

Das griechische Kabinett ist zurückgetreten, da sich die Gegensätze zwischen Republikanern und Monarchisten im Kabinett nicht überbrücken ließen. Der bisherige Ministerpräsident Tsaldaris hat ein in der Frage der Staatsform neutrales Kabinett gebildet.

Daß die Ideale, wenn sie sich mit der Wirklichkeit auseinandersetzen, gewöhnlich von den Tatsachen erdrückt werden, bedeutet nicht, daß sie von vornherein vor den Tatsachen zu kapitulieren haben, sondern nur, daß unsere Ideale nicht stark genug sind. Nicht stark genug sind sie, weil sie nicht rein und stark und stetig genug in uns sind.

Schweitzer

Indexwährung

Von Fritz Werkmann

Roosevelt hat in seiner Erklärung an die Weltwirtschaftskonferenz von 1933 angekündigt, er wolle in den USA eine Indexwährung einführen. Seitdem hat das Währungschaos auf der Erde noch erheblich zugenommen. Es ist daher natürlich, daß der Vorschlag der Indexwährung — also einer in ihrer Kaufkraft stabilen Währung — immer von neuem zur Diskussion gestellt wird. Ist er das Licht, dem die Völker folgen sollten, um aus dem Währungschaos der Gegenwart herauszukommen?

Bei der Indexwährung soll die Notenbank die Währung so steuern, daß die Kaufkraft des Geldes, gemessen an einem Preisindex, gleich bleibt. Sobald der Index ein wenig steigt, soll die Notenbank die umlaufende Geldmenge so weit verringern, daß der Index dadurch wieder auf den alten Stand herabgedrückt wird. Sobald der Index ein wenig sinkt, soll sie die umlaufende Geldmenge so weit vermehren, daß der Index dadurch wieder auf seinen alten Stand erhöht wird. So soll, unter kaum merklichen Schwankungen, der Index stabil gehalten werden.

Die Frage, nach welchem Index die Notenbank sich richten soll, wird meist zu Gunsten des Index der Großhandelspreise entschieden, weil diese beweglicher sind, Änderungen des Preisstandes an ihnen also rascher erkennbar sind und demgemäß von der Notenbank auch rascher korrigiert werden können.

Die Berechnungsgrundlage müßte offenbar von Zeit zu Zeit geändert werden. Denn die Bedeutung für die Kaufkraft des Geldes, die vor 100 Jahren der Preis von Ziegeln und Brennholz hatten, hat heute der Preis von Zement und Kohle und wird vielleicht schon in 10 Jahren der Preis von Stahlplatten und elektrischem Strom haben. Entsprechend den Änderungen in der Lebenshaltung müssen also im Laufe der Zeit die Preise wechselnder Waren berücksichtigt werden. (Die Berücksichtigung der höchst verschiedenen Lebensgewohnheiten der einzelnen Menschen zur selben Zeit ist dagegen nicht möglich.)

Nehmen wir an, die hier angedeuteten Schwierigkeiten der Indexberechnung seien gelöst. Was würde erreicht, wenn die Währung nach diesem Index gesteuert würde? Die Anhänger der Indexwährung hoffen, es gäbe dann keine Senkung des Preisstandes, folglich auch keine Wirtschaftskrisen und keine Massenarbeitslosigkeit mehr.

•

Die Ansicht, daß die Senkung des Preisstandes die Ursache der Krise sei, ist weiter verbreitet als die entsprechende Ansicht, die Senkung des Thermometerstandes sei die Ursache der Kälte. In der Wirklichkeit beobachtet man eine Zunahme der Kälte gleichzeitig mit einem Sinken des Thermometerstandes, ebenso eine Zunahme der Arbeitslosigkeit gleichzeitig mit einem Sinken des Preisstandes. Aus der Gleichzeitigkeit auf ein Ursache-Wirkungs-Verhältnis zu schließen, liegt nahe, obwohl die bloße Beobachtung der beiden Tatsachenreihen dazu noch gar kein Recht gibt.

Die Naturwissenschaftler schließen nicht so einfach aus der Gleichzeitigkeit der Bewegungen, daß die Änderungen des Thermometerstandes die Ursache von Temperaturänderungen sind. Nationalökonomische Stümper dagegen schließen von der Gleichzeitigkeit der Zunahme der Arbeitslosigkeit und des Sinkens des Preisstandes darauf, daß das Sinken des Preisstandes allgemein die Ursache der Zunahme der Arbeitslosigkeit sei.

Wie so ein „Schluß" zustande kommt, sei an Nr. 9 des „Konjunkturspiegels" der „Schule der Freiheit" (vom 21. April 1935) gezeigt. Dort lesen wir: „Auch das Internationale Arbeitsamt hat, gestützt auf umfangreiches, aus allen Staaten zusammengetragenes Material, eingehende Untersuchungen über die Ursache der Arbeitslosigkeit angestellt, die zu dem Ergebnis führten, ‚daß ein Rückgang der Großhandelspreise mit wachsender Arbeitslosigkeit verbunden ist und umgekehrt'." — Man beachte: in der aus der Veröffentlichung des Arbeitsamtes wörtlich wiedergegebenen Stelle heißt es: „verbunden"; von „verursachen" ist da nicht die Rede.

Nach einigen über die Veröffentlichung des Arbeitsamtes berichtenden Sätzen steht abschließend: „Die Regelmäßigkeit dieser Wechselwirkung läßt sich nicht ableugnen." — Man beachte: hier wird aus dem Verbundensein bereits eine Wechselwirkung; die Möglichkeit, daß die beiden „verbundenen" Tatsachen etwa beide auf eine gemeinsame Ursache — und das wäre dann vielleicht die Krisenursache! — zurückgehen, wird völlig außer Acht gelassen. Immerhin läßt die Benutzung des Wortes Wechselwirkung noch offen — um der Abwechslung halber unser anderes Beispiel zu benutzen —, ob die Kälte den Thermometerfall mehr verursacht, als der Thermometerfall die Kälte!

Die Heranziehung der Untersuchungen des Arbeitsamtes soll in der angeführten Zeitschrift als Stütze dienen für die „Erkenntnis, daß sinkende Preise immer eine wirtschafts- und damit gesellschaftszerstörende Wirkung auslösen müssen". — So kühn macht jener Schriftsteller aus der Verbundenheit eine Wechselwirkung, aus der Wechselwirkung eine Wirkung!

An der Heranziehung des Internationalen Arbeitsamtes als Kronzeugen für seine Theorie läßt er sich nicht einmal dadurch hindern, daß der Verfasser jener Veröffentlichung des Arbeitsamtes 1932 öffentlich erklären ließ: „Die Anhänger der Freiwirtschaftsbewegung legen in der Tat die Studien des Internationalen Arbeitsamtes über die Arbeitslosigkeit in Verbindung mit den Schwankungen des Preisindexes in einer oft tendenziösen Art aus." — War das eigentlich nicht deutlich genug?

Und was noch schlimmer ist: in der Verteidigung der Ansicht, die Indexwährung sei ein Mittel gegen Wirtschaftskrisen, läßt sich jener Schriftsteller nicht einmal durch ein wahrhaft großzügiges amerikanisches Experiment belehren, das mit einer besonderen Verschärfung der Krise endete.

Ehe wir dieses Experiment schildern, wollen wir uns, zur Vorbereitung, an der Betrachtung von zwei Fällen kurz klar

machen, wie die Einführung der Indexwährung auf den Konjunkturverlauf wirken kann.

Nehmen wir an, die Preise für Getreide steigen infolge einer Mißernte. Damit der Index nicht steigt, muß die Notenbank durch Krediteinschränkung dafür sorgen, daß andere Preise sinken. Das heißt: sie muß von sich aus tun, was an ihr liegt, um die gesamte Wirtschaft in einen Konjunkturabschwung hineinzuzwingen!

Nehmen wir zweitens an, die Preise vieler Industriewaren sinken infolge von Rationalisierung. Auch in diesem entgegengesetzten Fall muß die Notenbank das Ihre zur Krisenerzeugung tun. Damit der Index nicht sinkt, muß sie durch Kreditausweitung dafür sorgen, daß andere Preise steigen. Das heißt: sie muß verhindern, daß technische Fortschritte den Besitzern von Geld und den Inhabern von Geldforderungen zu gute kommen. Unter ihnen sind auch die Lohnarbeiter. Ihr Anteil am Gesamtprodukt ist im Kapitalismus sowieso bekanntlich zu klein, als daß sein Absatz auf die Dauer glatt von statten gehen könnte. Durch Rationalisierung ermöglichte Preissenkungen sind ein verhältnismäßig einfaches und rasch wirkendes Mittel, um die Masse der Lohnempfänger an den Vorteilen der Rationalisierung zu beteiligen und dadurch die Wirtschaftskrise möglichst hinauszuschieben. Durch die Indexwährung wird dieses Hinausschieben der Krise gehemmt. Die Krise wird vielmehr beschleunigt und verschärft; denn die zusätzlichen Kredite, die zur Erhaltung des Preisstandes dienen sollen, werden vornehmlich zum Ausbau von Produktionsanlagen Verwendung finden; diese wachsen dadurch um so rascher über das zur Deckung des Massenbedarfs erforderliche Maß hinaus. Das Auseinanderklaffen von Produktionskraft und Massenkaufkraft wird also durch die Indexwährung von zwei Seiten verstärkt. — So muß es kommen. Und so kam es.

Unsere Überlegungen finden nämlich ihre furchtbare Bestätigung durch die Praxis der Notenbanken in den USA. Diese hatten sich, unter dem Einfluß entsprechender Währungstheoretiker, in den Jahren vor 1929 bemüht, den Preisstand stabil zu halten, in der Hoffnung, dadurch die gute Konjunktur ewig zu erhalten. Die Erhaltung des Preisstandes ist ihnen jahrelang gelungen, aber damit auch die Vorbereitung einer besonders heftigen Krise und eines besonders heftigen Preisfalles!

Die Rationalisierungsgewinne wurden den Massen vorenthalten. Die Unternehmungen wurden durch billige Kredite zu übermäßiger Erweiterung ihrer Produktionsanlagen geradezu verführt. Die Folge: Produktionskraft und Massenkaufkraft klafften stärker auseinander als in früheren Krisen.

Wenn die 11 Millionen Arbeitslosen in den USA diese Zusammenhänge erkennen würden, so würden sie die Indexwährung verfluchen als Irrlicht, das sie erst recht in den Morast geführt hat. Aber auch außerhalb des USA ist es erlaubt, aus den dort gemachten Erfahrungen zu lernen.

„Die Idee der Indexwährung hat den richtigen und schon längst in der Notenbankpraxis eingebürgerten Gedanken, daß die Währungspolitik die Preisentwicklung beachten muß, auf die Spitze getrieben. Sie glaubt ... mit mathematischen Berechnungen vom grünen Tisch die Wirklichkeit regieren zu können. Es ist ein Segen für die Währung wie für die Wirtschaft, daß solche Spekulationen auf unüberwindliche Schwierigkeiten in ihrer praktischen Durchführung stoßen müssen."

Döring

Zollpolitik

In Österreich ist ein Einfuhrverbot für alte Textilmaschinen erlassen worden, um die neuerdings stark in Gang gekommene Übersiedlung tschechoslowakischer Zweigfabriken nach Österreich zu verhindern.

Als Gegenstück eine Nachricht von seltener Art, an der Friedrich List seine Freude gehabt hätte: „Im estländischen Wirtschaftsministerium wird zurzeit ein Projekt bearbeitet, wonach in nächster Zeit die Einfuhr von Textilwaren bedeutend erleichtert werden soll. Die einheimische Textilindustrie soll durch eine durch die Zollherabsetzung verursachte scharfe Konkurrenz zu Preissenkungen und Qualitätsverbesserungen veranlaßt werden."

Als vor einigen Jahren infolge der Krise zwischen Argentinien und Chile Handelsvertragsverhandlungen nicht zum Ziele führten, da wußte man sich nicht anders zu helfen, als den Tunnel der Andenbahn, der die beiden Länder miteinander verbindet, kurzerhand zuzumauern. Ist dies nicht ein grandioses Sinnbild für die weltwirtschaftlichen Beziehungen in den Jahren dieser Krise?

Wagemann

Der kranke Mann

Man erinnert sich aus der Zeit vor dem Weltkrieg noch der Karikaturen, in denen die Türkei als der kranke Mann am Bosporus dargestellt war, dem irgend ein Arzt eine Medizin eingibt, damit er sich wieder für einige Zeit aufrapple. Heute lächelt man über solche Bilder, nicht weil sie einem witzig vorkämen, sondern weil sie nicht mehr stimmen. Denn die Türkei ist heute ein im Innern gefestigter und nach Außen mächtiger Staat, den man sogar schon (vielleicht etwas übertrieben) als Großmacht bezeichnet hat.

Die Türkei ist nicht nur im Weltkrieg besiegt und in den Friedensverträgen beträchtlich verkleinert worden, sondern sie hat auch noch nachher Krieg und Feind im eigenen Land gesehen. Drei Jahre lang kämpften die Griechen, begünstigt von der Regierung Lloyd George und von dem Rüstungsindustriellen Sir Basil Zaharoff, gegen die Türken, bis diese, geführt von Kemal Pascha, in der Schlacht an der Sakaria (September 1922) den entscheidenden Sieg errangen und sich im Frieden von Lausanne (Sommer 1923) dann ihre Unabhängigkeit auch vertragsmäßig bestätigen ließen. Dann konnte die Aufbauarbeit beginnen.

Die Türkei ist ein Agrarland; die erste Fürsorge der Regierung galt also der Landwirtschaft. Vernünftige Steuerpolitik, Einführung moderner landwirtschaftlicher Maschinen, Schaffung von Mustergütern und Schulung der Bauern waren die Mittel zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion. Und der Erfolg? Das Land ist heute in der Ernährung im großen ganzen vom Ausland unabhängig und konnte seine landwirtschaftliche Ausfuhr steigern.

Das Wachstum der landwirtschaftlichen Produktion und das Streben, sich vom Ausland unabhängig zu machen, führte zum Aufbau einer Industrie. Zucker wird in der Türkei nicht nur angebaut, sondern auch verarbeitet, Baumwolle nicht nur geerntet, sondern auch gesponnen und gewoben. Dazu kam noch die Notwendigkeit, eine eigene Rüstungsindustrie zu schaffen, die heute sogar schon Flugzeuge herstellt. Die Schwerindustrie wurde nur so weit ausgebaut, als für die Rüstungsindustrie und die landwirtschaftliche Industrie unbedingt nötig war.

Der Aufbau der Industrie und die Reorganisierung der Landwirtschaft erfolgten in der Form, die heute üblich ist: unter dem Schutz und unter der Beteiligung des Staates. Und zwar hat sich dabei der Zwang zum Staatskapitalismus (der heute in allen Ländern immer stärker wird) verbunden mit einem durch die besonderen Verhältnisse in der Türkei bedingten Nationalismus, in dem einerseits die Beteiligung von Ausländern möglichst eingeschränkt, andererseits die fremden Kapitalisten nicht von türkischen, sondern vom Staat abgelöst wurden. Das extremste Beispiel bieten die Eisenbahnen, die früher völlig in der Hand von Ausländern waren und jetzt ganz vom Staat übernommen (und übrigens von 1378 auf 5000 Kilometer ausgebaut) wurden.

Am bekanntesten von der türkischen Wandlung der letzten zehn Jahre ist die Durchführung der kulturellen Reformen: Emanzipation der Frauen (äußerliches Symbol: Aufhebung des Schleierzwangs), Verbot der heimischen Trachten, Einführung der Lateinschrift, Einführung des Schweizer Bürgerlichen Gesetzbuches, Schaffung von erblichen Familiennamen, Einführung des Sonntags als Ruhetag usw. Am wenigsten bekannt aber ist merkwürdigerweise die starke Stellung der Türkei in der äußeren Politik.

Die Grundlage der äußeren Politik der Türkei war und ist das Bündnis mit Sowjetrußland (erstmaliges Abkommen vom März 1921). Damals war dieses Bündnis für die Türkei eine Notwendigkeit, zu der das Land bedingungslos Ja sagen mußte, ob es wollte oder nicht; denn wenn zu dem griechischen Angriff von Westen und dem englischen von Osten auch noch der russische Angriff von Norden gekommen wäre, dann wäre die Türkei verloren gewesen. Später aber ist das Bündnis zu einem Freundschaftsverhältnis zwischen zwei gleichberechtigten Staaten geworden, aus dem beide Partner mannigfaltigen Nutzen gezogen haben.

Gestützt auf das Bündnis mit Rußland hat dann die Türkei ihre erfolgreiche Friedens- und Paktpolitik betrieben. Zunächst erfolgte — nach dem Wunder an der Sakaria das zweite Wunder in der neueren türkischen Geschichte — die Aussöhnung mit dem griechischen Erbfeind. Heute ist die Freundschaft zwischen beiden so eng, daß sie sich im Verkehr mit dritten Staaten häufig gegenseitig vertreten (was wohl im Verhältnis zweier selbständiger Nationalstaaten ein Unikum ist). Dem Bündnis mit Griechenland folgten die Verträge mit Rumänien und Jugoslawien, die schließlich 1934 zum Balkanpakt führten. Damit war ein Staatenblock geschaffen (Türkei, Griechenland, Rumänien, Jugoslawien), der den Großmächten manchmal schwer aufsitzt und der vor allem der italienischen Balkanpolitik die entscheidende Niederlage beigebracht hat; Italien ist vom Balkan weg- und nach Ostafrika abgedrängt worden. Jetzt ist es so weit, daß die Türkei, wenn Italien eine Konferenz über den Donaupakt einberufen will, ein gewichtiges Wort mitreden kann. Und es ist in diesem Zusammenhang vielleicht nicht unpassend, darauf hinzuweisen, daß Sowjetrußland heute auf die Balkanstaaten nicht nur direkt einwirken kann, sondern auch auf dem Umweg über die verbündete Türkei.

Nicht vergessen darf man bei der Schilderung der türkischen Balkanpolitik das bei uns viel zu wenig beachtete Werk des Minoritäten-Austausches. Die Türkei hat ihre nationalen Minderheiten (vor allem etwa 1,5 Millionen Griechen) abgeschoben und dafür die Türken aus andern Staaten (vor allem aus Griechenland) aufgenommen. Diese moderne Völkerwanderung ist eine organisatorische Leistung ersten Ranges. Sie ist noch keineswegs beendet; denn erst jetzt beginnt in größerem Maßstab die Rücksiedlung der Türken aus Jugoslawien, Rumänien und Bulgarien; erst vor einigen Tagen konnte man lesen, daß aus Rumänien 60 000 Türken abtransportiert worden seien. Die Türkei zieht so Volksgenossen an sich, von denen die meisten nicht nur wohlhabend, sondern auch sehr tüchtig sind.

In den letzten Jahren hat nun die Türkei ihr Gesicht auch dem Osten zugewandt. Zu Persien und Afghanistan sind freundschaftliche Beziehungen angebahnt worden. Der wirtschaftliche Aufbau in diesen beiden Ländern geht nach dem türkischen Vorbild und z. T. unter türkischer Führung vor sich. Es bestehen Pläne, die alten Verkehrsstraßen zwischen Kleinasien und Indien, die im Altertum und im Mittelalter benutzt worden sind, wenigstens bis Teheran wiederherzustellen.

1932 ist die Türkei in den Völkerbund aufgenommen worden, 1934 hat sie einen Sitz im Völkerbund erhalten. Sie ist auf dem Weg, eine Großmacht zu werden. Und wenn wir auch nicht so weit gehen wollen wie diejenigen, die Asien schon zwischen Japan im Osten und der Türkei im Westen aufteilen, so müssen wir doch feststellen, daß der einst so kranke Mann sich heute der besten Gesundheit erfreut.

T. Achelis

Die amtliche türkische Ausfuhrstelle, der sogenannte „Türkosis", wird in Tokio ein Wirtschaftsbüro für Japan, China und Mandschukuo eröffnen. Auch in Indien wird ein Handelssekretariat errichtet, das sich abwechselnd an den verschiedenen wichtigen Plätzen des Landes aufhalten wird; ferner wird in Haifa ein Handelssekretariat für Palästina, Syrien und den Irak eingerichtet. In Bukarest wird sich ein Sekretariat mit dem Umschlag türkischer Güter nach Mitteleuropa zu beschäftigen haben; nach neueren Meldungen ist auch die Errichtung einer Filiale des Türkosis in Wien beabsichtigt.

Zwischen der Türkei und Rumänien ist ein Abkommen getroffen worden, wonach in den nächsten fünf Jahren die in Rumänien lebenden Türken das Land verlassen und in der Türkei angesiedelt werden sollen. Man rechnet mit etwa einer Million Menschen, die die Türkei als wertvollen Bevölkerungszuwachs erhalten wird.

Der Suezkanal

Der Suezkanal verkürzt den Seeweg von Europa nach Ostafrika und Indien auf beinahe die Hälfte (Hamburg—Bombay 6420 Seemeilen, statt 11220 über das Kap der Guten Hoffnung). Die Suezkanalgesellschaft, deren Aktien etwa zur Hälfte in englischer Hand sind, hat infolgedessen ein Monopol in Händen; sie kann die Kanalgebühren so hoch ansetzen, als sie will. (Theoretisch liegt die Höchstgrenze für diesen Tribut der Schiffahrt an sie in der Kostendifferenz zwischen dem Suezkanalweg und dem um das Kap herum.)

Im Jahr 1934 hat die Suezkanalgesellschaft rund 900 Millionen französische Franken eingenommen und davon auf ihr Aktienkapital von 200 Millionen Franken 210 Prozent Dividende ausgeschüttet (525 Franken auf jede Aktie zum Nennwert von 250 Franken). Im Jahr 1927, als die Schiffahrt noch nicht unter der Krise zu leiden hatte, betrug die Dividende 445 Prozent.

Im Jahr 1934 passierten 262 000 Passagiere den Suezkanal, darunter 62 000 Militärpersonen; von diesen waren 5000 Italiener.

Man hat Grund anzunehmen, die Dividende der Suezkanalgesellschaft für 1935 werde wieder bedeutend erhöht werden können.

Die höher entwickelte technische Arbeitsordnung muß auch zu einer höher gearteten Sozialordnung werden.

Woldt

Die Spinne

Von Peter Scher

Vor meiner Tür, zwischen zwei dicken Tannen, sitzt eine Spinne in ihrem Netz. Hundertmal ging ich vorbei, aber es geschah selten, daß ich sie über ein Opfer herfallen sah. Sie hatte ihr Auskommen — nicht viel mehr. Sie saß am bemoosten Stamm, glotzte gelangweilt auf die Wiese und wartete. Wenn sich eine Fliege ins Netz verirrte, oder auch eine gierige Stechmücke, stürzte sie hinzu, packte das Opfer und spann es mit unbegreiflicher Geschwindigkeit ein. Ein winziges Paketchen, bammelte es als Nahrungsreserve unterhalb des Netzes.

Die sture Gleichförmigkeit im Treiben der Spinne, die naive Selbstverständlichkeit ihres Betriebes gab mir den Gedanken ein, Schicksal zu spielen. Ich wünschte die Unternehmerin zu verwirren, indem ich vor ihr ein Schlaraffenland in Erscheinung treten ließ, das ihre natürliche Anlage zur Ausbeutung hinfällig machte.

Mit zwei Fliegen fing ich an. Ins Netz mit ihnen! Wie erwartet, fiel sie gierig darüber her, murkste sie ab und verarbeitete sie zu den erwähnten Paketchen. Dann kehrte sie zu ihrem Beobachtungsposten im Moos der Tanne zurück. Nun weiter: drei neue Fliegen ins Netz! Die Spinne traute ihren Augen nicht, nahm einen Anlauf, stutzte, kratzte sich am Kopf, schoß aber dann doch zum Tummelplatz und wieder bammelten drei Paketchen unter dem Netz. Worauf sie sich nachdenklich zurückzog.

Nun sieben Fliegen ins Netz! Sie zappelten, daß das ganze Unternehmen erschüttert wurde. Was wird die Spinne tun? Ist das Netz auf solchen Massenandrang eingerichtet? Hoffentlich hält es! Es hielt.

Die Spinne rieb sich die Augen. Derartiges war ihr noch nicht vorgekommen, ja in ihren kühnsten Träumen wohl auch als Möglichkeit nicht angenommen worden. Leicht verstört, rieb sie eine Anzahl Füße gegeneinander. Ihre Augen glotzten stier. Ihr gedunsener Leib schien noch mehr anzuschwellen. Eine nervöse Unentschlossenheit — zwischen Gier und Ruhebedürfnis — lähmte ihren Tatendrang.

Aber dann raffte sie sich doch auf und überpurzelte sich in dem Bestreben, alles mit einemmal zu erledigen. Wie der Teufel wütete sie mit Klauen und Zangen über die Sieben her. Mit ungeheurer Anstrengung umspann und verarbeitete sie die Opfer zu zwei Paketen, eins zu vier und eins zu drei. Da schwangen sie im Lüftchen, eine tolle Leistung.

Nun aber sackte die Spinne zusammen. Die Fülle des Segens ging über ihre Kraft. Sie watschelte schwerfällig ins Moos der Tanne zurück und versank in Betrachtung.

Als ich, in meiner unerforschlichen Güte, abermals das Netz mit fünf Fliegen überschüttete, sah ich die Spinne den Kopf angewidert abwenden und durch Gesten zum Ausdruck bringen, daß sie bis auf Weiteres kein Bein mehr zu rühren gedenke.

Offenbar wollte sie mir heimzahlen, daß ich es wagte, so leichtfertig die ewige Ordnung der Dinge zu stören. Einen Zuwachs in bewältigungsmöglichen Grenzen lasse sie sich gefallen — schönsten Dank! — aber den Überschwang eines Segens, der ihre Verdauungsfähigkeit überschreite und ihr Pflichten auferlege, denen keine lebende Spinne gewachsen sei — das müsse sie sich denn doch verbitten.

Beschämung überkam mich, und ich beschloß die Spinne künftig zu respektieren. Ihre vernünftige Anschauung gegenüber der unvernünftigen höheren Gewalt schien mir gleichbedeutend mit Unfähigkeit zu menschlich-kapitalistischen Absichten.

Hut ab vor einer Wirtschaftsgesinnung, die sich ernstlich verbittet, mehr Schaden anrichten zu sollen als für die Selbsterhaltung unbedingt nötig ist.

Mensch und Landschaft

Die Technik hat unser Leben in jeder Beziehung verändert. Sie hat auch seinem Schauplatz ihren Stempel aufgeprägt; sie formt das Gesicht der Landschaft.

Im Zeitalter der Heranbildung der technischen Werkzeuge bietet die Erde den Anblick einer trostlosen Verwüstung. Wälder werden zerstört, Grasgebiete durch den Pflug aufgerissen und durch klimatische Einflüsse in Sandwüsten verwandelt. Häßliche Kasernenstädte entstehen, die ihre Schutthaufen um sich verbreiten wie Auswürfe tötlicher Krankheiten. Flußläufe werden verseucht und Meere verschmutzt. In dieser Zeit trägt die Erde den Charakter einer Werkstättenlandschaft. Es herrscht die individuelle wie soziale Anarchie mit ihren Begleiterscheinungen der Konkurrenz, des Profites, der ungeordneten Massensiedlung.

Je mehr der Mensch aber seine konstruktiven Mittel beherrschen lernt, umso mehr wird aus der Werkstättenlandschaft ein Organismus. Es erscheint in Teilbildern zuerst die reine Konstruktion, nur als technische Form oder als Werk zur Befriedigung eines abgegrenzten Bedürfnisses. Die City als Zentrum der Stadt, die heutige Gestalt der Randsiedlung sind typische Bildungen einer reinen Konstruktion. Mit der Vervollkommnung der Mittel und nachdem der Mensch ihre eigentliche Bedeutung begriffen hat, technisch zu formen ohne innere Abwehr und ohne den Mißbrauch der Maschine zum Profit, entsteht die organische Konstruktion. Mit ihr wird sich der Unterschied zwischen Natur und Zivilisation, zwischen organischer und mechanischer Welt verwischen.

Als Vorläufer der organischen Konstruktion erscheinen heute die Sportstadien mit ihren Spielplätzen, Laufbahnen und Badeanlagen, die Wasserkraftwerke mit Stausee, Wasserschloß, Druckleitung und Kraftstation. Diese fügen sich immer mehr als lebendiger Bestandteil in die Landschaft ein.

Die Verallgemeinerung der organischen Konstruktion ist die gestaltete Landschaft. Aus der Werkstättenlandschaft wird die Planlandschaft. Die ersten Formungen in der Werkstättenlandschaft gingen noch von der Initiative des Einzelnen aus. Im weiteren Verlauf wuchsen die Dimensionen, als Bauherr trat die Gruppe in den verschiedenen Formen der wirtschaftenden Gesellschaft auf. Für die organische Konstruktion reichen die Kräfte der Gruppe nicht mehr aus, an ihre Stelle tritt als oberster Bauherr der Staat und später die Staatengruppe.

Um solchen Aufgaben gerecht zu werden, muß der Staat immer umfassender die Menschen ergreifen. Am Ende steht ein machtvoller Apparat von ungebrochener Totalität zum Einsatz bereit. In ihm ist die große Einheit der technischen Mittel, der Gesellschaft und des Kultus erreicht. In seinem Gestaltungswillen wird die gesamte Bedarfsdeckung des arbeitenden Menschen zu einer selbstverständlichen, primären Angelegenheit. In seiner Arbeit gleicht dieser Staat der militärischen Aktion eines großen Heeres.

In Zeiten eindeutiger Herrschaft finden wir immer Beispiele planmäßiger Landschaftsgestaltung. Platon erzählt von Atlantis, der Hauptstadt eines sagenhaften Landes. Es soll

Kleine Revolution

Europa ist reich an Kuriositäten. Ein Kabinettstückchen in dieser Sammlung ist der Staat Andorra, an der Grenze zwischen Frankreich und Spanien.

Seine Existenz verdankt er einem gefälschten Dokument. Karl der Große, so heißt es darin, hat den Bewohnern des Tales Andorra für alle Zeit und Ewigkeit das Recht gegeben, ein freier Staat zu sein. Dieses Schriftstück ist in zwei Abschriften vorhanden, von denen jede einen anderen Wortlaut hat. Ist es nicht wie ein Witz — der in der Geschichte übrigens Parallelen genug hat — daß um einer Fälschung willen schon tausend Jahre lang Kriege geführt werden, Behörden sich streiten, Menschen vom Leben zum Tode befördert und hochpolitische Aktionen in Szene gesetzt werden? Und daß das alles von ernsthaften Leuten durchgeführt wird eines Gebietes wegen, das, wäre es eine Kreisfläche, einen Radius von 11 Kilometer hätte und 5000 Einwohner zählt.

Ursprünglich war Andorra der Schutzherrschaft der spanischen Grafschaft Urgel zugeteilt. Aber der Graf und der Bischof von Urgel führten einmal Krieg miteinander. Der Bischof siegte, weil er sich den benachbarten französischen Grafen von Foix zu Hilfe holte. Im darauffolgenden Frieden teilten sich der Bischof von Urgel und der Graf von Foix in die Schutzherrschaft über Andorra.

Das war im Jahre 1190. Seitdem sind Reiche erstanden und untergegangen, Reiche, die die Welt umspannten. Die Herrschaft des Grafen von Foix ging an die französische Krone und später an die Republik über. Der spanische Bischof von Urgel wird vom Papste in sein Amt eingesetzt. Aber der Friedensvertrag von 1190 und mit ihm die Verfassung von Andorra blieb bestehen.

So einfach allerdings wie das hier geschildert wird, sind die staatspolitischen Verhältnisse nun doch nicht. Es regieren nicht nur die Vertreter Spaniens und Frankreichs. Es regieren auch die Bürger von Andorra. Jede der sechs Gemeinden hat einen „Rat des Viertels", der zwar etwas beschließen kann, aber doch wieder abhängig ist vom „Rat der Gemeinde", der seinerseits wieder zur Durchführung der Dienstgeschäfte einen Ober- und Unterkonsul ernennt. Über all diesen Einrichtungen schwebt der Generalrat für den ganzen Staat, der den Prokurator und den Vizeprokurator wählt. Gemeinde- und Staatsorgane können beschließen und durchführen — doch nur dann, wenn die beiden Landvögte (der des Bischofs von Urgel und der des französischen Departements Pyrénées orientales) es gestatten. Auch sie sind nicht ganz frei. Zusammen mit dem Appellationsrichter (der vom Bischof von Urgel ernannt wird) und zwei Mitgliedern des Generalrates bilden sie den Obersten Gerichtshof, der in dieser vielsprossigen Leiter zu oberst steht.

Daß eine derartig komplizierte Apparatur gelegentlich warm läuft, ist klar. Der Bischof und der Generalrat liegen ständig im Streite miteinander — aus „religiösen" Gründen. Wie dieser Kampf aussieht, geht aus einem Hirtenbrief aus dem Jahre 1895 hervor: „Wenn das Andorraner Volk unserer Autorität gläubig und ehrfüchtig begegnet, kann es mit unserm entschiedenen Schutze und mit jeder Unterstützung rechnen, welche wir zu seinen Gunsten anwenden werden, indem wir der spanischen Regierung vorschlagen, dem Lande die größten Freiheiten des Handels zu gewähren, ihm die Fesseln abzunehmen, die es heute gefangenhalten. Wenn aber der Generalrat sich nicht in dem oben dargelegten Sinne zeigt, muß er die Folgen seiner Hartnäckigkeit tragen, und die schon getroffenen Maßnahmen für die Einschränkung der Ein- und Ausfuhr von Andorra werden bis zu den äußersten Grenzen geführt werden."

Mit dürren Worten gesagt, der Bischof wollte seine lieben Freunde in Andorra aushungern. Da bis zum Jahre 1932 nur von Spanien aus eine Verkehrsverbindung in die 1800 Meter hoch gelegenen Gebirgsdörfer bestand, war der Bischof auch jederzeit in der Lage, je nach Gefallen den Brotkorb höher zu ziehen oder wieder herunterzulassen.

Gegen diese Abhängigkeit rief nun vor zwei Jahren die junge Generation Andorras zur Revolution auf. Am 5. April 1933 zog man vor das Gebäude des Generalrats und verlangte die Ausrufung des allgemeinen Wahlrechts und die Öffentlichkeit der Sitzungen des Generalrats.

Dieser gab der Jugend nach, was ihm aber schlecht bekommen sollte. Die Herren des Obersten Gerichtshofes waren mit solchen radikalen Änderungen einer seit bald tausend Jahre bestehenden Verfassung nicht einverstanden und lösten den widerspenstigen Generalrat auf.

Als dieser nicht freiwillig ging, erschienen 50 französische Gendarmen. Und da die Wehrmacht von Andorra nur aus 10 Polizisten besteht, tat sie das Klügste, was in diesem Falle zu tun ist: sie gab nach.

Ein neuer Generalrat kam, der vorerst den Willen der beiden Vögte erfüllt. Und seitdem herrscht wieder heilige Ordnung im Staate Andorra. Karl Amrhein

Geografie

Aus einem Aufsatz von Dr. Johann von Leers in der Mainummer des „Hochwarts": „... Die erdkundlichen Kenntnisse des durchschnittlichen jungen Deutschen, der unsere höheren Schulen verläßt, sind im allgemeinen einfach als völlig ungenügend anzusprechen ... Wir finden immer wieder, und jeder Postbeamte kann dies bestätigen, daß Sendungen an Städte im Reich nach dem Auslande adessiert werden; so ging vor einiger Zeit durch die Presse eine Zusammenstellung derartiger Adressen, von denen die Zusendungen nach „Geldern, Niederlande", „Wesel, Belgien", „Stuttgart, Kanton Stuttgart, Schweiz" noch beinahe die harmlosesten waren ... Auf der Hochschule für Politik in Berlin ... wurde bei der Aufnahme in das Geopolitische Seminar im vergangenen Herbst den Hörern, fast alles Absolventen von Gymnasien und Realgymnasien, die Aufgabe gestellt, auf einem großen weißen Bogen Papier eine Weltkarte einzuzeichnen und auf dieser die bedeutendsten Kultur- und Industriegebiete durch Schraffierung einzutragen. Das Ergebnis dieses Versuches konnte nur als schreiend komisch bezeichnet werden. Mit Ausnahme einer ganz geringen Anzahl von tüchtigen und brauchbaren Leistungen hätte man das Ergebnis dieser Arbeit unter dem Titel „Der Atlas in der Karikatur" veröffentlichen können."

Wirtschaftsnotizen

Zu Anfang Juni wurden im Deutschen Reich insgesamt 4,5 Millionen Schafe gezählt, 1,1 Millionen mehr als im Dezember 1934.

Der Gesamtexport von Orangen und Grapefruit aus Palästina betrug in der letzten Saison 7 250 000 Kisten gegenüber 5 500 000 Kisten in der vorigen Saison. Die Steigerung des Exports beträgt also etwa 33 Prozent. Den ersten Platz unter den Abnehmern der palästinensischen Orangen nimmt England ein, das in diesem Jahre aus Palästina fast 5¼ Millionen Kisten importiert hat; den zweiten Platz Deutschland mit einer halben Million Kisten, den dritten Platz Holland mit 355 000 Kisten.

Die Neuinvestierungen der japanischen Industrie im Jahr 1934 sollen sich auf über eine Milliarde Yen belaufen.

Als Vergeltungsmaßnahme gegen die von Kanada auf alle japanischen Waren erhobenen Dumping-Zölle hat die japanische Regierung Zuschlagszölle in Höhe von 50 Prozent auf die Einfuhr aus Kanada verhängt. Das hierüber veröffentlichte Dekret sieht die Ausdehnung dieser Zölle auf die Einfuhr aller Länder vor, die japanische Waren mit Ausnahmezöllen belegen.

Argentinien vergrößert wegen „Einfuhrschwierigkeiten" seine Textilfabrikation.

Die russische Regierung beabsichtigt in Bälde zwei nordatlantische Schiffahrtslinien zu eröffnen: Murmansk—Petropawlowsk und Archangelsk—Wladiwostok.

Die Behörde

Der frühere englische Minister Sir Austen Chamberlain erzählt in seinen Erinnerungen:

Während des Krieges ging bei dem Schatzkanzler Asquith ein Antrag ein, er möge die Mittel für einen unterirdischen Gang vom Kriegsministerium nach der Gardekavallerie-Kaserne bewilligen. Dieser Gang solle zugleich geräumige Keller enthalten, in denen im Falle eines Luftangriffs wichtige Dokumente aufbewahrt würden und auch gearbeitet werden könnte. Asquith gab den Antrag zum Bericht an seinen Unterstaatssekretär Murray weiter, der an den Rand schrieb: „Kann ohne Gefahr abgelehnt werden. Kein vernünftiger Feind, der mit unseren Institutionen bekannt ist, würde das Kriegsministerium zerstören."

Wunderliche Tollheit der moralischen Gefühle! Wenn der Mensch im Besitze der Macht ist, so fühlt und nennt er sich gut: und gerade dann fühlen und nennen ihn die andern, an denen er seine Macht auslassen muß, böse. Nietzsche

Aus der Tiefe steigen die Befreier der Menschheit; wie die Quellen aus der Tiefe kommen, um das Land fruchtbar zu machen, so wird der Acker der Menschheit ewig aus der Tiefe erfrischt.
Wilhelm Raabe

Anstatt sich in sich selbst zu beschränken, muß der Deutsche die Welt in sich aufnehmen, um auf die Welt zu wirken ... Ich sehe mich daher gern bei fremden Nationen um und rate jedem, es auch seinerseits zu tun. Goethe

Schicksal

An nichts erkennt man das Wesen eines Menschen vielleicht schneller als daran, wie er sich seinem Schicksal gegenüber verhält. Ja, man könnte mit einiger Übertreibung sagen: dieses Schicksal ist er selbst, — insofern, als er es durch sein Verhalten schafft oder doch zuläßt.

Nun wird man freilich einwenden: aber das Schicksal ist doch etwas ganz Willkürliches, Wahlloses und Unpersönliches. Und man wird an den berühmten Ziegel erinnern, der vom Dache fällt und bei dieser Gelegenheit ein hoffnungsvolles Menschenleben vernichtet.

Richtig! kann man darauf nur erwidern. Auch das ist Schicksal. Es ist Schicksal sozusagen als Rohstoff. Und man hat einfach zuzugeben, daß dieser Rohstoff des Schicksals sich in manchen Fällen einer Bearbeitung und Formung völlig entzieht, — weil er nämlich die Fähigkeit dazu vernichtet, indem er das Leben, an dem er sich erprobt, zum Erlöschen bringt.

Allein abgesehen von diesen Grenzfällen, bei denen von einem eigentlichen „Verhalten" dem Schicksal gegenüber ja überhaupt nicht die Rede sein kann, ist das Schicksal doch stets einer Bearbeitung und Formung zugänglich. Es ist ihrer ohne Zweifel in verschiedenem Umfang zugänglich. Indessen der Umfang der Bearbeitung und Formung des Schicksals ist auch gar nicht das für das Wesen eines Menschen Ausschlaggebende, sondern ausschlaggebend dafür ist immer nur die Kraft und die Richtung dieser Bearbeitung und Formung. Und in diesem Sinne wird man den zu Anfang aufgeführten Satz am Ende wohl gelten lassen müssen.

Schon die oberflächlichste Beobachtung lehrt, daß Art und Weise des menschlichen Verhaltens gegenüber dem Schicksal außerordentlich wechseln können. Die einen nehmen den ihnen vom Schicksal dargebotenen Rohstoff nur eben hin, ohne den Versuch zu machen, ihn nach eigenen Gesichtspunkten zu meistern, die andern wissen ihm durch immer erneute Anläufe und Anstrengungen Feinheiten abzugewinnen, die ihm von Hause aus niemand zugetraut hätte, und dazwischen liegt das zahllose Heer derer, die ihr Schicksal wenigstens nach mehr oder weniger herkömmlichen Modellen zu gestalten bemüht sind.

Es ist aber klar, daß eben darin die Rangverschiedenheit der Menschen, und das heißt: ihre unverwechselbare innerste Wesensart zum Ausdruck gelangt.

Wer vor jedem ihn betreffenden Ereignis nur zu sagen vermag: „da kann man halt nichts machen", oder: „wir werden's nicht ändern", oder: „so ist nun einmal das Leben", — der ist bestimmt eine mindere Natur. Und wer jedes ihn betreffende Ereignis, auch das scheinbar ungünstigste, sogleich in seinen Lebensplan einzupassen versteht und zum Anlaß nimmt, diesen Plan zu erweitern und zu vertiefen, — der ist unfraglich von höherer Art.

Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß die Menschen der ersten Gruppe weitaus in der Mehrzahl sind. Sie stellen das, was man die Masse nennt. Und die Masse allerdings kommt fast nur als Objekt des Schicksals in Betracht. Sie trägt das Geschehen der Zeit, aber sie führt es nicht.

Zur Führung berufen sind immer lediglich die, die in jeder Lage Herr ihres Schicksals bleiben und sich gerade deswegen aus der trägen Masse herausheben.

Man sollte an und für sich nun freilich meinen, daß es heute leichter sei als früher, Herr seines Schicksals zu werden. Denn vieles, was ehedem noch als unabwendbar und als schicksalhaft im Sinn des Nicht-mehr-zu-ändernden galt, hat sich im Lauf der Zeit ja schließlich doch als abwendbar und veränderlich erwiesen: im Leben des Einzelnen sowohl wie in dem der Gemeinschaften. Eine Überschwemmung beispielsweise ist für uns durchaus nicht mehr etwas, wovor wir die Hände sinken lassen müßten; sogar der Verlust von Gliedmaßen kann durch geeignete Vorrichtungen nahezu wettgemacht werden.

Allein die Sache ist die, daß für den Menschen heut in weit höherem Grade als früher der Mensch das Schicksal bedeutet. Die Hemmungen und Beeinträchtigungen, die von der Natur ausgehen, sind gewiß geringer geworden, aber die, die sich durch das Zusammenleben mit unsersgleichen ergeben, sind dieselben geblieben oder sogar stärker geworden. Und das ist die Ursache, weshalb es heut eben doch nicht so leicht ist, wie man glauben möchte, sich zum Herrn seines Schicksals zu machen und dadurch über die Masse hinauszuwachsen.

Möglich jedoch ist es, — nach wie vor. Nur lohnt es

---

sich durch besonderen Hochstand der technischen Mittel ausgezeichnet haben. Die Anlage der Stadt besaß als Zentrum einen vollständig überbauten Kern, um den konzentrische Ringe breiter Wasser- und Landstreifen liefen, die zu Gärten gestaltet und durch Radialdämme verbunden waren.

Die Stadt Mexiko lag wie eine Perle in einem Hochlandsee, durch strahlenförmige Dämme mit den Ufern verbunden. Von dort stieg eine prachtvolle Gartenlandschaft amphitheatralisch bis zu den Schneebergen auf.

Oft zeigen solche Landschaften sakralen Charakter. Wunderbare Beispiele sind die Pyramidenlandschaft Ägyptens, die Klosterberge Tibets, die Tempelstädte des Ganges, der Tadsch Mahal, die maurischen Gärten Granadas. Von berückender Pracht sind die Parklandschaften Chinas, mit künstlichen Seen, geschwungenen Brücken, Tempeln und Palästen. Auf den Marianen stehen urzeitliche Reste riesenhafter Tempelanlagen. Auf dem Korallenriff Ponape sind die Ruinen von Nan Matal, Zyklopenbauten, die ganze Inseln bedecken. In Peru gehen die zerlumpten Nachkommen der Sonnenkinder durch die Überreste ausgedehntester Anlagen gewaltiger Treppenreihen, Mosaikböden und Säulenhallen.

Die landschaftliche Gestaltung ist die ewige Aufgabe eines Willens, der irdische Paradiese schaffen muß. Ernst Pfau

Moralin

Es soll immer noch Menschen geben, die eine Gänsehaut überfällt, wenn sie an die Komplikationen denken, die etwa durch einen zu umfangreichen Halsausschnitt entstehen können. Gegen die Gesichter haben sie gewöhnlich nichts; sie hegen hier offenbar die durchaus zu billigende Ansicht, daß die meisten Gesichter einen Reiz auszuüben keineswegs in der Lage sind.

Beim Hals beginnt für sie jedoch bereits die Gefahrenzone. Sie schreiben ihm mehr oder weniger übertriebene Wirkungen auf die Sinnlichkeit des sündigen Menschen zu. Einige dieser Tugendbolde möchten ihn deshalb möglichst vollständig bekleidet sehen; andere sind etwas weniger sittenstreng und nur darauf aus, daß der Halsausschnitt der Damen gut anliege oder die männliche Brust sich nicht zu offen darbiete, auf daß die allzeit sprungbereite Fantasie keinen Spielraum habe. Manche empfehlen zur Dämpfung der Triebe den Damen, „den unteren Teil des Halses ein wenig zu bekleiden, mit einem Börtchen oder dergleichen".

Ein weiteres Sorgenkind dieser Leute sind die Beine. Man wünscht sie möglichst dicht umhüllt. Nicht etwa aus ästhetischen Gründen — darüber ließe sich ja reden — sondern wegen der Ansatzpunkte, die sie der Sünde bieten. Hier sollen, wie bei der sonstigen Kleidung überhaupt, durchsichtige oder durchbrochene Stoffe im Interesse der Sittenreinheit möglichst vermieden werden. Es sind zwar, so sagt z. B. ein Herr Gottlieb Erbarmer, „durchsichtige und durchbrochene Stoffe täuschend von ferne oder für solche, die keine guten Augen haben. Aber diejenigen, für die der Anblick gefährlich ist, haben gewöhnlich sehr gute Augen".

Was sind das nun eigentlich für Leute, denen ein Halsausschnitt oder ein Stückchen durchblitzenden Fleisches so zuzusetzen vermag, daß man ihretwegen möglichst das ganze Volk bis an die Nasenspitze vermummen möchte? Sind es vielleicht Leute, die noch im Bannkreise von Anschauungen stehen, nach denen der Leib der Herd aller Verderbnis ist, aus der es aus eigenem Verdienst kein Entrinnen gibt?

Aber dann wird sie auch die sittenstrengste Kleidung nicht davor schützen, mit einer kranken Fantasie belastet zu sein, die sich gerade an der Tatsache der betonten Verhüllung immer neu entzünden muß. Dann werden die Schranken, die der Sittlichkeitsapostel mit dem Metermaß zieht, nicht gegen die im ewigen Wechselspiel von Schuldbewußtsein und Neugier aufgestachelte Begierde standhalten.

Die Sündenatmosfäre, die von den selben Leuten erzeugt worden ist, die der Verderbtheit mit Moralinvorschriften zu Leibe rücken wollen, ist in der Tat der Nährboden jener besonders gearteten Lüsternheit. Gegen sie derartige Dämme aufrichten wollen, ist widersinnig. Da ist es völlig belanglos, ob am Hals oder in der Gegend der Beine ein paar Zentimeter weiter zur Gefahrenzone erhoben werden, oder ob man weiße Spitzenhöschen und bunte Kunstseidekombinationen als die Sinnenlust steigernd verbietet. Derartige Menschen werden sich auch an einem ungewaschenen Hals und an biederer Baumwollflanellunterwäsche zu entzünden wissen. Und ihr verdrängter Eros wird eben die Notausgänge benützen, wenn die naturgegebenen verbarrikadiert werden. Sie in einem anderen Geiste zu erziehen wäre vernünftiger, als ihren verkorksten Gehirnen und Sinnen mit Traktätchen beikommen zu wollen. Man schafft sonst immer aufs neue jene heuchlerischen Bedingungen, unter denen moralische und sittliche Werte genau wie bei der Kleidung nur mit dem Metermaß gemessen werden.

Die ganze Misere wäre zum größten Teil behoben durch ein bißchen mehr Natürlichkeit. Aber wie ist die mit den herrschenden christlichen Anschauungen über das Wesen der menschlichen Natur vereinbar? oje

---

Das Menschenpack fürchtet sich vor nichts mehr als vor dem Verstand; vor der Dummheit sollten sie sich fürchten; aber jener ist unbequem, und man muß ihn beiseite stellen; diese ist nur verderblich, und das kann man abwarten. Goethe

Aus dem Stegreif

Der Dichter Schubart war bekannt als Improvisator. In einer Gesellschaft hatte er einmal eine Tischnachbarin, die sich ebenfalls ihres poetischen Talents bewußt war und es nicht unterlassen konnte, damit glänzen zu wollen.

Sie erhob also ihr Glas gegen Schubart und sagte dazu:

Herr Schubart, zu Eurer Ehr'
Trink' ich mein Gläschen leer.

Der Angezapfte zögerte keinen Augenblick und erwiderte lächelnd, indem er der Dame Bescheid tat:

Ei, das freut mich königlich,
Daß die Jungfer sauft wie ich!

Literatur

Wer von unseren Lesern ist Liebhaber für die Idyllen von Ottilie Häußermann, die wir vor Weihnachten gesammelt herausgeben möchten, wenn mindestens 300 Stück vorausbestellt werden? Preis des Bändchens 2 bis 3 Mark; bei Vorausbestellung 20 Prozent Ermäßigung.

Wer diesen Sommer an den Bodensee reist, möge sich als Eisenbahnlektüre das Bändchen „Der schöne Bodensee" mitnehmen, das der Stuttgarter Verlag Strecker und Schröder soeben hat erscheinen lassen (Preis kartoniert 2,60 Mark). Der Herausgeber, Matthäus Gerster, hat darin eine Reihe von Aufsätzen, Skizzen, Geschichten und Gedichten aus der Bodensee-Literatur zusammengestellt (sogar ein Brief Mörikes aus Steckborn ist darunter) und der Verlag hat zwölf Bilder aus der Seelandschaft beigesteuert.

sich anscheinend für die meisten gar nicht. Ja, es wäre vielleicht sogar gefährlich für sie.

Wer sein Schicksal — auch das, das die Mitmenschen ihm aufzuprägen suchen — bewältigt und beherrscht, der steht notwendig allein. Und wer vermag das auf die Dauer? Das vermögen immer nur die Wenigen, die stark genug sind, um den so wirksamen Schutz, den die Masse bietet, entbehren zu können.

Die andern bedürfen geradezu der Geborgenheit ihres Massenschicksals, — ähnlich wie der Getreidehalm, der, wenn er für sich allein stünde, sehr bald abgeknickt wäre. Und wenn sie sich also über ihr Schicksal beschweren, so tun sie es zu Unrecht.

Alles im Leben ist grundsätzlich auf einander abgestimmt, — auch das Schicksal und die Fähigkeit, ihm ein individuelles Gesicht zu geben.

Aber bezeichnend und rangverleihend ist diese Fähigkeit darum eben doch. Kuno Fiedler

Mit Vierzig gescheit

Er: Du wirst wohl auch gelesen haben, daß neulich Reichsminister Goebbels den jungen Schriftleitern, die einen Ausbildungskursus der Reichspresseschule in Berlin besuchen, tüchtig den Standpunkt klargemacht hat: sie sollen, so sagte er, den Aufenthalt in Berlin nicht als Gelegenheit zur Erholung und zum Amüsement betrachten, sondern sich auf die Hosen setzen; als Journalist müsse man etwas wissen und können.

Ich: Jawohl, ich erinnere mich ... Übrigens weißt du, wer Fawcett war? Und wie hoch schätzt du die Leistung eines Doppelgießwerks in zehn Minuten? Und weißt du, was ein Konossement ist und wer Colbert war?

Er: Hitzschlag bekommen? Von was redest du denn?

Ich: Von der Reichspresseschule. Am ersten Tag eines Kurses erhalten nämlich dort die Kursteilnehmer einen Fragebogen mit 80 Fragen. Für die Beantwortung jeder Frage haben sie etwa eine Minute Zeit. Und unter den 80 Fragen des ersten Kurses waren auch die, die ich dir eben gestellt habe. Du brauchst dich übrigens gar nicht blamiert zu fühlen; ich will dir ganz offen gestehen, daß ich zwar weiß, wer Colbert war, und daß ich nach einigem Besinnen auch daraufgekommen bin, was ein Konossement etwa sein könnte, daß ich aber keine Ahnung von der Leistung eines Gießwerks habe und noch viel weniger von einem Herrn Fawcett.

Er: Mir scheint, du willst jetzt sogar die Presse-Schüler in Schutz nehmen gegen die Standpauke, die sie bekommen haben? Wie soll denn ein Schriftleiter eine Zeitung mit ihrem vielseitigen Inhalt redigieren, wenn er nicht auf allen Gebieten ein gediegenes Wissen besitzt?

Ich: Es wird wohl jedermann zustimmen, wenn man die heutige Jugend daran erinnert, daß im Leben und im Beruf nicht nur Begeisterung und Gesinnung, sondern auch eine gute Portion Wissen nötig ist, und wenn man ihr die Ziele möglichst hoch steckt. Aber man kann, wozu du offenbar geneigt bist, diesen an sich richtigen Gedanken auch übertreiben; man kommt dann zu einer Auffassung über das Verhältnis von Ausbildung und Beruf, von Wissen und Leben, die der menschlichen Natur nicht mehr ganz entspricht und ihr unter Umständen zu viel zumutet.

Er: Ich verstehe zwar deine dunklen Andeutungen nicht ganz, aber eines weiß ich: daß beim Schriftleiter-Beruf wie bei jedem anderen Beruf eine gute Ausbildung und ein umfassendes berufliches Wissen Voraussetzung für die Ausübung des Berufes ist; erst muß man etwas wissen und können, dann erst kann man anfangen zu arbeiten.

Ich: Und ich sage: als Schriftleiter muß man durchaus nicht mehr wissen als andere Leute, zum Journalisten kann man einen überhaupt nicht ausbilden, da hilft das umfassendste Wissen nichts, man muß eben dazu geboren und dafür begabt sein.

Er: Nun sei bitte so gut und übertreib' nicht allzusehr.

Ich: Ich weiß natürlich, daß jetzt in unserem Gespräch die extremsten Ausprägungen zweier Auffassungen einander gegenüberstehen und daß man in der Praxis irgend einen Mittelweg suchen muß. Aber so im Geheimen glaube ich, daß im Grunde doch ich mit meiner „übertriebenen" Auffassung recht habe. Wichtigste Voraussetzung ist die Begabung für einen bestimmten Beruf; was man an Wissen und Können braucht, lernt man am besten in der Arbeit selber.

Er: Na, das gäbe ja schöne Zustände, wenn man die Techniker ohne Ausbildung Brücken bauen und die Ärzte ohne gründliches Wissen Operationen ausführen ließe!

Ich: Ja, lieber Freund, jetzt haben wir wieder die extremsten Fälle einander gegenübergestellt. Ich gebe natürlich zu, daß das, was ich gesagt habe, auf die Arbeit des Journalisten mehr zutrifft als auf die des Technikers oder des Arztes (denn Journalismus ist eine Art Kunst und sowenig lehrbar wie andere Künste), und ich gebe zu, daß ein Techniker oder ein Arzt nicht gut anfangen kann zu arbeiten ohne theoretische Ausbildung. Aber nun frag einmal einen 60jährigen Ingenieur oder Arzt, wie viel er von dem, was er weiß und kann, vor seinem vierzigsten, und wie viel er nach seinem vierzigsten Lebensjahr erworben hat!

Er: Na, die Antworten würden wohl verschieden ausfallen. Im allgemeinen aber wird doch gelten: was Hänschen nicht lernt ...

Ich: Nun, liebes Hänschen, du bist noch jung, und da ist es vielleicht ganz gut, wenn du das Sprichwort für richtig hältst. Wenn du aber einmal, wie ich, ein älterer Hans geworden bist, dann wirst du merken, daß das Sprichwort, wie so manche gute Schulmeisterweisheit, durchaus nicht stimmt, oder sagen wir einmal: nicht bei allen Leuten stimmt. Mit dreißig Jahren lernst du eine Fremdsprache leichter als mit siebzehn (das ist meine Erfahrung, und da mögen die Schulmeister sagen, was sie wollen), und mit Vierzig bist du geistig leistungsfähiger als mit Fünfundzwanzig (mit der körperlichen Leistungsfähigkeit ist es etwas anderes); und wahrscheinlich eignest du dir an beruflichem wie allgemeinem Wissen im vierten Jahrzehnt deines Lebens in einem Jahr mehr an als im zweiten Jahrzehnt. Bei den Schwaben wenigstens ist das so, denn die werden ja bekanntlich mit Vierzig gescheit (das „erst", das diesem Satz hinzugefügt wird, ist eine von Ausländern stammende Verleumdung). Aber auch bei den Amerikanern scheint es ähnlich zu sein. Einer der größten Bucherfolge der letzten Zeit in den USA war ein Buch von Professor Pitkin, „Das Leben beginnt erst mit Vierzig" („Life begins at forty"). Und was sagt Pitkin? „Erst mit vierzig Jahren wissen wir überhaupt, worauf es in dieser Welt wirklich ankommt ... Wie, unsere Leistungsfähigkeit beginne in diesem Alter abzunehmen? Unsinn! Erst der Vierzigjährige besitzt wirkliche Urteilskraft, steht auf dem Boden der Erfahrung ... Freut euch, daß euer eigentliches Leben erst beginnt! Vierzig ist das beneidenswerteste Alter." Und dann gibt der 57jährige Verfasser seinen vierzigjährigen Lesern Anweisungen, wie sie ihr Leben und ihre Arbeit einrichten sollen, damit das „beneidenswerteste Alter" nicht ungenützt vorübergehe.

Er: Ob das nun wirklich bei vielen Menschen so ist oder nur bei verhältnismäßig wenigen?

Ich: Vielleicht bei mehr als man denkt.

Er: Kann sein. Aber von unserem Thema sind wir nun doch etwas abgekommen.

Ich: Schadet nichts. Vielleicht ist es für die jungen Schriftleiter, die ihren Fragebogen mangelhaft ausgefüllt haben, ein Trost, zu wissen, daß sie trotzdem gute Journalisten werden können und daß sie im Leben noch reichlich Gelegenheit zum Lernen haben werden.

Er: Aber sag das bitte nicht zu laut; sonst lieferst du der jugendlichen Faulheit eine willkommene Ausrede. Tom

Der Herr ist mein Hirte

Die „Christengemeinschaft" (Juniheft 1935) macht ihre Leser mit folgender neuen amerikanischen Geschmacklosigkeit bekannt:

Dr. Jesse H. Holmes, der Professor für Filosofie an der New Yorker Columbia-Universität (Amerikas berühmtester Lehranstalt) veröffentlichte kürzlich eine wissenschaftliche Abhandlung über das Thema „Religion in unserer Zeit". Darin heißt es: „Die bedeutendste Gefahr für unseren Glauben liegt in der Tatsache, daß wir unsere religiösen Empfindungen noch immer mit den Worten eines Hirtenvolkes vor zwei oder drei Jahrtausenden ausdrücken statt ihnen mehr zeitgemäße Vorstellungen zugrunde zu legen. So ist beispielsweise der Psalm „Der Herr ist mein Hirte" ein Gesang von Landleuten, der bei den Städtern keinen Anklang finden kann, weil er landwirtschaftliche Kenntnisse voraussetzt. Wenn wir die Kirchen wieder füllen und ihnen damit auch den materiellen Unterhalt sichern wollen, so könnten wir für Menschen unserer Zeit den Psalm in aller Ehrfurcht etwa folgendermaßen gestalten:

„Der Herr ist das Sonnenlicht in meinem Zimmer, das mir die Gesundheit ultravioletter Strahlen bringen;

Der Herr ist meines Autos erster Gang, der mir hilft, die steilsten Hügel zu erklimmen;

Der Herr ist mein Antiseptikum, das mich ohne Schaden über Zeiten gefährlicher Epidemien hinwegbringt;

Der Herr ist mein Dynamo, der meine im Lebenskampf abgenutzten Batterien wieder auffrischt ..."

Der „Nationale Christenrat" in Japan hat auf Veranlassung des „Internationalen Missionsrats" in London einen Bericht ausgegeben über die Gründe, warum das Christentum in Japan nicht größere Fortschritte mache. Der Bericht ist in „The Japan Christian Quarterly" veröffentlicht und sagt:

1. Das moderne Christentum ist zu tolerant und seine Liebe zu unkritisch; es kommt der Kampfstimmung in der Welt nicht genug entgegen.

2. Das Christentum ist zu sehr Institution geworden und ermangelt der kräftigen sozialen Impulse. Der Glaube ist zu passiv und lebensunpraktisch.

3. Das Christentum hat nicht stark genug den Gedanken einer übervölkischen Menschlichkeit vertreten.

Die Aussprache über diese Punkte, heißt es weiter, habe besonders auf die Verbindung der christlichen Kirchen mit dem Kapitalismus hingewiesen, wodurch sie sich dem Leben der Arbeiterschaft und der Jugend entfremdet hätten.

Religiöser Kitsch

Die argentinische Wochenschrift „Il Criterio" schreibt über religiösen Kitsch u. a.: „Eine gewisse kommerzialisierte religiöse „Kunst", die nur auf Gewinn ausgeht, hat Bilder und Statuen geschaffen, die im krassesten Gegensatz zur religiösen Wirklichkeit stehen und gerade deshalb bei den spießbürgerlichen Betschwestern und anderen scheingebildeten Leuten in so hohem Ansehen stehen. Betrachten wir einmal diese süßlichen, vom Heiligenschein ganz überstrahlten Christusdarstellungen mit den wohlgepflegten Händen, dem säuberlich geschnittenen und peinlich aufgeputzten Bart, in schmachtender und schwächlicher Haltung ... Bei den Darstellungen der Heiligen steht es nicht viel besser. Stellen wir uns einmal eine verzerrte Heiligenfigur vor, eine Gestalt, die ganz in eine mit absurden Fransen verzierte Sutane gehüllt ist, das Gesicht wie mit Bimsstein geglättet, mit einem halb einfältigen Lächeln auf den Lippen, das Haupt schief nach vorn gebeugt, den Hals verrenkt, die weichlich verbogenen Hände über eine Leier oder ein Kruzifix gelegt: und wir haben wahrlich das Bild eines Don Quichote vor uns ... Am schlimmsten aber ist es, wenn wir uns dem andern Geschlecht zuwenden, denn hier muß man oft den Eindruck gewinnen, es sei ein vorstädtisches Schönheitsinstitut am Werk gewesen, um das Antlitz der Heiligen mit allerlei Salben und Pudern in „rouge' und „noir" zu bedecken, so daß sie mehr einer Modepuppe als einer Heiligen ähnlich sind ..."

Das Volk sei die Beute geschäftstüchtiger Krämer geworden, die durch Herstellung billiger und geschmackloser Schundware das echte christliche Empfinden untergraben.

Schulandachten

Nach einem Erlaß des Erziehungsministeriums, der im Reichsministerialblatt veröffentlicht wird, bestimmt der Reichs- und preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Bildung u. a. folgendes: Allen Schülerinnen und Schülern wird der Besuch der von den Schulen veranstalteten herkömmlichen Morgenandachten, Schulgottesdienste, Schulmessen sowie Schulfeiern mit religiösem Charakter freigestellt, gleichviel ob diese an Werk- oder Sonntagen, im Schulhaus oder in einer benachbarten Kirche abgehalten werden.

Eine Verpflichtung zur Teilnahme an diesen Veranstaltungen besteht also nicht.

Fysiologische Psychologie

Bei Tische die Erörterung
verschafft uns allen Förderung.
Das heißt natürlich insoferne:
man hört sich selber doppelt gerne.

Man schäkert, debattiert und spricht.
Insonderheit das Dreierlicht
entfaltet im Verlauf der Tafel
zutraulich-heiter seinen Bafel.

Wenn er ergiebig trinkt und ißt,
schält sich sogar der Pessimist.
Die Anfangsstufen der Verdauung
verbessern seine Weltanschauung.

Kurz: was man so „die Seele" heißt,
bewohnt zunächst und allermeist
den Schlauch für Fleisch, Salat, Gemüse
und keineswegs die Zirbeldrüse.

Dr. Owiglaß

Gewohnt, jeden Tag zu tun, was die Umstände erfordern, was mir meine Einsichten, Fähigkeiten und Kräfte erlauben, bin ich unbekümmert, wie lang es dauern mag. Goethe

Etwas für Juristen

Eine junge Dame, sagen wir: in New York, war nebst ihrer Freundin von einem Freund zu einem Austernessen eingeladen worden. Sie wurde einen Augenblick abgerufen; während ihrer Abwesenheit nahm die Freundin eine Auster von ihrem Teller, und als sie sie öffnete, lag eine Perle im Wert von 2000 Dollar in der Schale. Es erhob sich ein Streit, wem die Perle gehöre, ihr oder der Freundin. Keiner von beiden, sondern mir, sagte der Freund, denn ich bin es, der die Austern bestellt und bezahlt hat. Keinem von euch dreien, sagte da der Wirt, denn bei mir sind nur Austern, keine Perlen bestellt worden. Die Austernschalen und damit die Perle gehören mir.

Auf einem Wochenmarkt, sagen wir: in Budapest, hatte eine Geflügelhändlerin einem Manne ein Huhn verkauft. Während der Käufer dabei war, das Geld hervorzuholen, legte die Henne ein Ei. Die Händlerin nahm es an sich und sagte: es gehört mir, denn die Henne war noch nicht bezahlt, als es gelegt wurde. Nein, mir gehört es, erwiderte der Käufer, denn die Henne war bereits von mir gekauft, als sie es legte.

Wer hat recht? (Bitte keine Zuschriften! D. Red.)

Kleinigkeiten

Unerwünschter Besuch. Am 22. Juni 1916 fielen in Karlsruhe 258 Personen, meist Frauen und Kinder, dem Bombenüberfall eines französischen Luftgeschwaders zum Opfer. Der Führer dieses Geschwaders, Henry de Kerillis, ist nach der „Selbsthilfe" (Nr. 28) „nun tödlich beleidigt, weil ihm Deutschland ein Visum zur Einreise nach Deutschland abgeschlagen hat".

Nachher. Das „Berliner Tageblatt" (Nr. 341) berichtet: „Die Generalstabschefs der bolivianischen und der paraguayischen Armee haben am Freitag zum erstenmal zusammen an den Beratungen der Schiedsgerichtskommission zur endgültigen Beilegung des Gran-Chaco-Konflikts teilgenommen. Dieses Ereignis wurde mit Champagner begossen. In den von den beiden Generalstabschefs gehaltenen Reden wurden die militärischen Tugenden der beiden Völker besonders verherrlicht."

Die Hauptsache. Von der großen englischen Flottenschau bei Portsmouth, die kürzlich zu Ehren König Georgs abgehalten wurde, wird berichtet: „...Es war ein Schauspiel, das niemand vergessen wird. Den Besatzungen der Schiffe wurde noch vom König eine Extrafreude bereitet: durch Flaggensignal ordnete er an, daß auf allen Schiffen eine gehörige Extraportion Rum ausgegeben werde ..."

Katholisches Eisen. Aus Amsterdam wird der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" berichtet: „Auf einer Mitgliederversammlung der Römisch-Katholischen Vereinigung der Arbeitgeber in der Metallindustrie wurde ein Telegramm folgenden Inhalts an den Wirtschaftsminister gesandt: Römisch-Katholische Metallvereinigung ersucht dringend, die holländische Industrie mit Hilfe von Einfuhrzöllen gegen ein Dumping durch den deutschen Exportfond zu schützen."

Ein „Schwabe". Die „Berliner illustrierte Nachtausgabe" (Nr. 164) bringt einen Artikel über den im Stuttgarter Naturalienkabinett aufbewahrten Schädel von Steinheim an der Murr, der älter sein soll als der berühmte Neandertaler. Die Überschrift lautet, leicht übertrieben: „Ein 200 000jähriger Schwabe gefunden."

Lärmschutz. Nach Zeitungsmeldungen sollen Berlin und andere deutsche Großstädte in „Lärmzonen" eingeteilt werden. Jeder Wohnungsinhaber soll dann eine Gewähr dafür haben, daß das Höchstmaß des Lärms, das er als ortsüblich hinnehmen muß, nicht überschritten wird. Die neuen baupolizeilichen Vorschriften für Berlin werden Mindestforderungen für die Schallisolierung der Wände, Decken, Fenster und Türen enthalten.

Um Gotteswillen! Der Vorsitzende eines Kanarienzüchter-Vereins in Chicago hat erklärt, er und eine Anzahl von Züchtern seien jetzt dabei, einen Kanarienvogel zu züchten, der so laut singe, daß er in Zukunft „den Kampf mit dem Lautsprecher aufnehmen könne".

Reklameschilder. In verschiedenen deutschen Städten haben die Handwerkerinnungen einen Feldzug gegen häßliche Reklameflächen und Firmenschilder eröffnet. Die Deutsche Arbeitsfront teilt mit, daß auch alle sprachlichen Unzulänglichkeiten und überflüssigen Fremdwörter von den Firmenschildern verschwinden sollen.

Schutz der Nase! In London hat ein reicher Privatier eine sogenannte Geruchsgesellschaft gegründet, die es sich zur Aufgabe macht, der dauernden Mißhandlung der Nase durch die Ausdünstungen in den Straßen der Großstadt ein Ende zu machen. Die Schonung des menschlichen Geruchssinnes sei nicht weniger dringend als der Schutz des Gehörsinnes gegen den Großstadtlärm.

Maschinenstürmer. In einer New Yorker Großbank haben zwölf Angestellte, die durch Einführung von sogenannten „Buchhaltungs-Robotern" arbeitslos geworden waren, die Maschinen zerschlagen. Sie wurden wegen Sachbeschädigung verklagt, aber vom Gericht, das Notwehr annahm, freigesprochen.

Geschäftsschädigung. Der „New York Herald" veröffentlichte eine Todesanzeige, die angab, welcher Arzt den Verstorbenen behandelt hatte. Dem Arzt wurden wegen Geschäftsschädigung 1000 Dollar zugesprochen; das Gericht lehnte es aber ab, eine Beleidigung anzunehmen.

Abessinische Justiz. Wenn in Abessinien ein Mörder zum Tod verurteilt worden ist, haben die Angehörigen des Ermordeten selber das Urteil zu vollstrecken. In gewissen Fällen kann der Verurteilte sich durch Bezahlung eines „Blutgelds" an sie (man vergleiche das altgermanische „Wergeld") freikaufen.

Die Radfahrer. Bei einer polizeilichen Verkehrskontrolle in Berlin wurden an zwei Tagen neuntausend Radfahrer wegen undisziplinierten Fahrens angezeigt. Für den Fall, daß sich die Radfahrer nicht bessern, steht die Einführung des Nummernzwangs in Aussicht.

Eine Porzellanbrücke. Die Schuhfabrik Bata hat bei der Baupolizei in Karlsbad beantragt, mitten in der Stadt über das Flüßchen Bela eine Brücke aus Porzellan bauen zu dürfen. (Bis heute gibt es nur ein Gebäude aus Porzellan auf der Erde: einen Turm in Nanking aus dem Jahre 1664.)

Motten. Die berühmte Mottensammlung des Lord Stearing in Edinburg, die mit ihren mehreren tausend Mottenarten in Fachkreisen als eine der vollständigsten in der Welt galt, ist, wie man bei einer nach mehrjähriger Pause erfolgenden Kontrolle feststellte, von — Motten vollständig aufgefressen worden.

Gefährliches Insekt. Das japanische Verkehrsministerium ist beunruhigt über das Auftauchen einer neuen metallfressenden Insektenart, einer kleinen Spinne, die sich mit Vorliebe von dem Zink ernährt, mit dem die Telegrafendrähte überzogen sind.

Strebsame Frau. Die 73jährige Frau Catherine Sheets hat das Abitur am Abendgymnasium in Columbus (USA) gemacht. Nunmehr will sie sich dem Mathematikstudium zuwenden, und zwar erstrebt sie, wie die Zeitungen melden, nichts weniger als eine Professur in dieser Wissenschaft.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 61); Telefon 240 18, Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.

Stuttgart, 4. August 1935

16. Jahrgang, Nr. 31

Die Sonntags-Zeitung

Inserate

Adolf Damaschke schreibt in seiner „Bodenreform" (Nr. 28/29 vom 14. Juli) über die Bedeutung des Inseratenwesens für die Zeitungen:

„Die „Deutsche Warte" (die s. Zt. Damaschke gehörte, d. Red.) hatte unter anderem auch eine Beilage „Die Gesundheitswarte". In ihr wurden die Gefahren des Alkoholmißbrauchs scharf beleuchtet. Der Erfolg war, daß ein Geschäftsführer der großen Hase-Brauerei in Breslau mir sagte: „Ich hatte dafür gesorgt, daß Ihre „Deutsche Warte" in allen unseren Ausschankstätten zur Auslage kam. Da brachte man mir die „Gesundheitswarte" mit Ihren Warnungen vor dem Alkoholismus. Natürlich wurde keine Bestellung erneuert. Sie werden es erleben, daß in keinem Lokal, in keinem Hotel die „Deutsche Warte" ausgelegt wird. Man kann eben nicht von den Menschen verlangen, daß sie selber den Ast abschneiden, auf dem sie sitzen."

Noch lehrreicher war eine andere Erfahrung. Eines Tages zeigte man mir in der Redaktion die Zuschrift eines Regimentsarztes, der auf Grund vielfacher Beobachtungen dringend davor warnte, zu viel Zigaretten an die Front zu schikken, da die jungen Kriegsfreiwilligen durch übermäßigen Zigarettenverbrauch Gefahr liefen, herzkrank zu werden. Der Arzt schrieb dazu, er habe diese Warnung im Interesse der jungen Leute schon vielen Zeitungen angeboten; aber keine hätte es gewagt, sie aufzunehmen.

Wie? War es nicht unser Stolz, völlig unabhängig zu sagen, was wir für richtig erkannt hatten? Wir brachten sie im Dienste unserer jungen Kriegsfreiwilligen. Und der Erfolg? Unser Inseratenchef berichtete bald darauf, wieviel Anzeigen von großen Tabakfirmen zurückgezogen seien, welch einen Ausfall das im Monat bedeute!

Seitdem habe ich gelernt, den Anzeigenteil mit besonderen Augen zu betrachten. Man sehe sich z. B. einmal die Abteilung „Grundstücks- und Hypothekenmarkt" an und rechne aus, was eine Seite solcher Anzeigen einbringt. Man wird dann verstehen, daß mancher Schriftleiter, der unserer Wahrheit ehrlich zugetan ist, achselzuckend erklärt: „Der Verleger, obwohl im Herzen uns wohlgesinnt, verbietet, etwas Bodenreformerisches im Text zu bringen. Er könne nicht auf die großen Einnahmen aus den Anzeigen der Landgesellschaften usw. verzichten."

Es gibt naive Menschen, die glauben, Bestechungen oder milder ausgedrückt Beeinflussungen der Zeitungen gehen so vor sich, daß gewisse Interessenten mehr oder weniger große Geldsummen auf den Tisch legen und dafür das Aussprechen oder das Verschweigen dieser oder jener Tatsachen verlangen. Das geschieht nur in ganz seltenen Fällen. Der Weg über den Anzeigenteil ist ungefährlicher und wirkungsvoller.

Man soll über solche Zusammenhänge nicht allzu schnell und allzu schroff urteilen, solange der heutige Rechtszustand besteht. Solange die Zeitungen einfach genötigt sind, einen großen Teil der notwendigen Einnahmen aus dem Anzeigenteil zu ziehen, kann der Einzelne, wenn er im Wettbewerb nicht unterliegen will, nur sehr wenig auf diesem Gebiete tun.

Als ich noch Besitzer und Leiter der „Welt am Montag" war und die Zeit kam, in der die großen Banken ihre Bilanzen veröffentlichten, und es jedesmal fraglich war, ob wir auch diesen fetten Auftrag erhielten, habe ich selbst statt über die Verbindung von Herrn Haberland und der Dresdner Bank Artikel über auch ganz wünschenswerte, aber ungefährliche Reformen gebracht, wie über Vogelschutz, Naturschutz usw."

Damaschke zitiert dann eine Rede von Ferdinand Lassalle aus dem Jahr 1863, in der dieser das „Verderben der Presse" darauf zurückführt, daß sie durch das Annoncenwesen zu einer „industriellen Geldspekulation" geworden sei, und ein Gesetz verlangt, das den Zeitungen verbiete, Anzeigen zu bringen. Die Anzeigen seien ausschließlich vom Staat oder von den Gemeinden herausgegebenen Amtsblättern zuzuweisen.

✦

Die „Selbsthilfe" (Nr. 26 vom 6. Juli) veröffentlicht aus einem Aufsatz über das Inseratenwesen in der New Yorker Zeitschrift „The Commonwealth" u. a. folgende Abschnitte:

„Unter den vielen Fabrikanten kleiner Artikel sind die Hersteller von Zahnpasten, antiseptischen Mitteln, Zigaretten und Seifen diejenigen, die die größten Verstöße gegen die Ethik in der Reklame begehen.

Die Reklameschriftsteller haben manchen Zahnpasten wunderbare Eigenschaften angedichtet. Einige dieser Pasten enthalten Emetin, Chlorwasserstoff und Pepsin, die den feinen Belag von den Zähnen wegverdauen sollen. Andere sollen wunderbare starke Antiseptika enthalten, die Eiterflußkeime ersticken. Wieder andere enthalten angeblich Alkalien verschiedener Art, die einem Säurezustand des Mundes (der keinen Grund zur Beunruhigung bietet) entgegenwirken. Dann gibt es Zahnpasten mit Adstringenzien, die leichtblutendes Zahnfleisch hart und fest machen sollen.

Trotz allen Behauptungen der Zahnpastenfabriken stimmen aber die zahnärztlichen Autoritäten dahin überein, daß keine Zahnpaste etwas anderes vermag, als die Zähne zu reinigen. Überdies gibt es in jedem Haushalt alltägliche Chemikalien, die die Zähne ebenso wirksam reinigen, wie irgendeine Zahnpaste; es sind dies gewöhnliches Kochsalz und doppeltkohlensaures Natron. Zwar sind sie für den Geschmack nicht so ansprechend wie die Zahnpaste, aber den Zweck, die Zähne zu reinigen, erfüllen sie genau so gut.

Die saubersten Zähne im saubersten Mund werden brüchig, und manche von ihnen mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Saubere Zähne bedeuten nicht immer gesunde Zähne. Sauberkeit genügt nicht, um Zahnfäule zu verhindern ... Ein Mund, der nie mit einer Zahnbürste in Berührung gekommen ist, kann die gesundesten Zähne haben. Bei gewissen Rassen, deren Nahrung an Kalzium, Phosphor und anderen wichtigen Elementen reich ist, gibt es wenig oder gar keine Zahnfäule. Manche Bewohner des schottischen Hochlands haben als Folge einer gut ausgeglichenen Nahrung die gesundesten Zähne der Welt; es gibt dort wenige Zahnärzte und noch weniger Zahnpasten. Die Schädel vorgeschichtlicher Menschen legen stummes, aber beredtes Zeugnis von wundervoll erhaltenen und kräftigen Zähnen ab, von Zähnen, die stark genug waren, die stärksten Knochen zu durchbeißen. Und doch gab es in jenen fernen Zeiten keine Zahnpasten. Man aß herzhaft und hatte eine gute Verdauung.

So wenden sich die Zahnpastenfabrikanten und -händler, um ihre Waren abzusetzen, mit nichtigem, pseudowissenschaftlichem Gerede an ein leichtgläubiges Publikum, statt diesem die Wahrheit zu sagen.

Nächst den Zahnpastenfabrikanten sind die Hersteller von antiseptischen Mitteln die größten Schaumschläger. Die Ärzte sehen dasjenige antiseptische Mittel als das ideale Mittel an, welches imstande ist, alle Keime zu töten, ohne die Zellen des Körpers im geringsten zu schädigen. Es ist sehr leicht, ein Antiseptikum zusammenzubrauen, das alle Keime tötet, aber der Nachteil besteht dann darin, daß es gleichzeitig die Körperzellen zerstört ...

Die Reklame der Zigarettenfabriken ist sehr unterhaltend, aber auch außerordentlich irreführend. Eine Schachtel Zigaretten, die für 15 Cents verkauft wird, unterscheidet sich kaum von der eines anderen Fabrikats der gleichen Preislage. Dörren, Rösten, Kochen und modische Cellophanpackungen verleihen dem Zigarettentabak keine magischen Eigenschaften.

Auch die Seifenfabriken neigen dazu, in ihren Anzeigen großartige Geschichten zu erzählen. Jedoch ist die Seife nur zum Zwecke mechanischer Reinigung bestimmt, und zu nichts anderem. Es gibt keine Seife, die Keime tötet. Die Seifen, die die stärksten Antiseptika enthalten, sind in ihrer keimzerstörenden Wirkung schwach. Will man die Hände in befriedigender Weise desinfizieren, so bedarf es eines Antiseptikums in flüssiger Form; Seife wird es nie schaffen. Die Gesundheit der Haut hängt vom allgemeinen Gesundheitszustand des Körpers ab und keine Seife kann den erwünschten Teint erzeugen, wenn der Körper sich in schlechtem Gesundheitszustande befindet."

Warum liest man eine derartige Aufklärung wohl kaum einmal in einer Zeitung? Die Frage ist rasch beantwortet, wenn man etwa gelesen hat, was Damaschke über seine Erfahrungen berichtet.

✦

In diesen Zusammenhang gehört noch folgende Zeitungsnotiz („Deutsches Volksblatt", Stuttgart, 4. Oktober 1934), die heute aus unserer Mappe hervorgeholt sei:

„Darf eine Tageszeitung vor schwindelhaften Anpreisungen warnen? Über diese Frage hat das Oberlandesgericht Stuttgart eine wohl allgemein interessierende Entscheidung getroffen. Eine besonders in ländlichen Kreisen verbreitete Tageszeitung hatte vor den Radiumheilmitteln und den Methoden bei ihrer Vertreibung gewarnt. Ein Reisender für Radiumkissen und Radiumquellsalz fühlte sich durch diese Warnung geschädigt und erbat zu einer Schadenersatzklage gegen die Zeitung das Armenrecht, das ihm jedoch vom Landgericht und auf seine Beschwerde auch von Oberlandesgericht verweigert wurde.

Das Landgericht hatte seine Ablehnung damit begründet, daß die Zeitung in Wahrung berechtigter Interessen gehandelt habe, da es zu den Berufsaufgaben einer Tageszeitung gehöre, ihre Leser über Machenschaften, wie sie der Antragsteller bei dem Anbieten und dem Verkauf seiner Radiumartikel ausübe, aufzuklären.

Diesen Standpunkt billigte das Oberlandesgericht und führte noch weiter dazu aus, daß diese Rechtsauffassung auch noch durch das neue Schriftleitergesetz unterstützt werde, das den Niederschlag der zur Geltung gekommenen richtigen Auffassung über den Beruf und die Pflichten der Presse darstellt. Danach ist die Mitwirkung an der Gestaltung des geistigen Inhalts der im Reichsgebiet herausgegebenen Zeitungen eine öffentliche Aufgabe, die Schriftleiter haben die gemeinnützigen Zwecke in den Vordergrund zu stellen. Dazu gehört, daß die Zeitung ihre Leser, unter denen sich auch Geschäftsunkundige befinden, vor dem Ankauf teurer, in ihrer Wirkung mindestens sehr zweifelhafter, wenn nicht gar völlig wertloser Mittel warnt." ×××

Kleine Chronik

Die Reichsregierung hat ein allgemeines Uniformverbot für konfessionelle Jugendverbände erlassen.

Der Stahlhelm ist in Ostpreußen und einigen Kreisen Mecklenburgs verboten worden.

Sämtliche Verbände ehemaliger Freikorpskämpfer sind aufgelöst worden.

Wegen des italienisch-abessinischen Konfliktes ist der Völkerbundsrat am 31. Juli zu einer außerordentlichen Tagung zusammengetreten.

Die italienische Regierung hat die Golddeckung der Lira (bisher 40 Prozent) herabgesetzt, um die Deckungsreserven zur Erfüllung dringender Zahlungsverpflichtungen an das Ausland zu benützen.

Die französische und die italienische Regierung haben einen Entwurf für den Donaupakt ausgearbeitet und den am Pakt interessierten Ländern überreicht.

Die polnische Regierung hat eine Verordnung erlassen, wonach aus dem Ausland nach Polen eingeführte Waren nicht mehr von Danziger, sondern nur noch von polnischen Zollbehörden abgefertigt werden dürfen. Der Danziger Senat hat gegen diese Maßnahme, deren Durchführung den Danziger Hafen schwer schädigen würde, protestiert.

Die in der Mandschurei stehende japanische Kwantung-Armee hat an die Regierung der Äußeren Mongolei ein Ultimatum gerichtet, in dem sie mit Einmarsch droht, falls die Regierung die an sie gerichteten Forderungen nicht erfülle. Die mongolische Regierung hat das Ultimatum abgelehnt, so daß jetzt mit dem Einmarsch der Kwantung-Armee in die bisher von der Sowjetunion abhängige Äußere Mongolei gerechnet werden muß.

Erst mit Beginn des 20. Jahrhunderts hat der Krieg wirklich seine Herrschaft angetreten, als der nun immer mögliche Vernichter des Menschengeschlechtes. Winston Churchill

Die Reservearmee

Von Fritz Werkmann

In der modernen Wirtschaft gab es noch stets eine „Reservearmee" von Arbeitslosen, die auf den Lohn drückte. Die endgültige Beseitigung dieser Reservearmee würde dem Kapitalismus einen schweren, wenn nicht tödlichen Stoß versetzen.

1. Die Enstehung der Reservearmee

Wenn wir die Wirtschaftsgeschichte überschauen, so können wir feststellen: die Reservearmee und mit ihr der Kapitalismus entstanden jeweils dann, wenn Bodensperre und Freizügigkeit gleichzeitig gegeben waren.

Das war in verschiedenen Staaten zu verschiedenen Zeiten der Fall. So können wir wie an einer Reihe von Experimenten beobachten, daß das Zusammentreffen von Bodensperre und Freizügigkeit die kapitalistische Entwicklung auslöst. Die Bodensperre sperrt die Masse der Arbeiter vom Eigentum an dem wichtigsten naturgegebenen Produktionsmittel aus. Die Freizügigkeit erlaubt es ihnen, der Unterdrückung von Seiten der Grundherren auszuweichen in die Städte, wo ihrer eine andere, immerhin leichtere Unterdrückung wartet. Sie ist aber doch noch so groß, daß es den Arbeitern auch in den Städten in der Regel unmöglich ist, das Produktionsmittelmonopol der Kapitalisten zu durchbrechen.

In England begann die Bauernbefreiung sehr früh, die Bodensperrung auch früh, bereits im 16. Jahrhundert. In Preußen wurde die Erbuntertänigkeit 1807 beseitigt. In Rußland fiel die Fessel der Leibeigenschaft 1861. In Japan wurden die Bauern 1872 freizügig. Alles bei Sperrung des Bodens durch massenhaftes Großgrundeigentum.

Genau in dieser Reihenfolge entwickelten sich die genannten Länder zu modernen kapitalistischen Staaten, in denen persönlich freie Arbeiter von Kapitalisten ausgebeutet wurden, die ihrerseits mit Hilfe der Ausbeutungsgewinne den Produktionsapparat in raschem Tempo vergrößerten.

2. Die unsichtbare Reservearmee

Die zur Erhaltung des Kapitalismus erforderliche Reservearmee muß nicht immer in der Gestalt von Arbeitslosen offen zu Tage treten. In den Balkanländern zum Beispiel spielt die Arbeitslosigkeit, abgesehen von den akademischen Berufen, keine große Rolle. Die Masse der aus dem Bauerntum stammenden Bevölkerung findet stets irgendwie Arbeit auf dem Lande, mit dem alle durch enge Familienbande verknüpft sind. Die äußere Erscheinungsform der „Reservearmee" ist dann eine andere, als wir sie in Mitteleuropa kennen: die bäuerliche Bevölkerung ist dann einfach größer, als dem ländlichen Arbeitsbedarf entspricht. Mehr Menschen werden in den Bauernhäusern durchgefüttert oder — durchgehungert. Denn die Vermehrung der Zahl der bäuerlichen Bevölkerung senkt unter den hier ins Auge gefaßten Umständen ihren Lebensstandard. Und gerade das läßt einen Teil der Landbevölkerung stets auf dem Sprunge stehen, einem Wink zu folgen und industrielle Arbeit anzunehmen. Eine Reservearmee, die auf den Lohn drückt, ist also auch hier vorhanden, nur ist sie auf die Bauernhäuser verteilt, statt an den Straßenecken zu stehen.

Ähnlich sind die Verhältnisse in Japan. In Krisenzeiten wandern die Arbeitslosen auf „ihr" Dorf zurück. Sie haben wenig Hausrat; das erleichtert den Umzug von der Stadt ins Dorf und bei steigender Konjunktur wieder zurück in die Stadt.

Eine weitere sehr elastische Arbeiterreserve stellen in Japan die bäuerlichen Saison- und Heimarbeiter dar. Der Reisanbau beschäftigt die Landbevölkerung nur etwa sieben Monate. In den übrigen fünf Monaten steht sie zu einem großen Teil der Industrie in Form von Saison- und Heimarbeitern zur Verfügung.

Wenn es nach der amtlichen Statistik in Bulgarien, Rumänien und Jugoslawien nur je 20—30 000 Arbeitslose gibt, wenn in Japan zwischen 1930 und 1934 der Jahresdurchschnitt der Arbeitslosen nur zwischen 350 000 und 500 000 schwankt, so besagt das also nicht, daß dort keine ausreichende Reservearmee vorhanden und der Kapitalismus dort etwa bald am Ende seines Lateins sei.

3. Importierte Reservearmee

Wenn eine einheimische Reservearmee nicht zur Verfügung steht, so kann man sie importieren. Dieses Rezept befolgt Frankreich, in dem es kein Großgrundeigentum in deutschem Ausmaß gibt.

Schon 1911 gab es in Frankreich 650 000 ausländische Lohnempfänger. 1931 waren es im alten Gebiet 1 180 000, einschließlich Elsaß-Lothringen 1 250 000. 1931 war jeder zehnte Lohnarbeiter ein Ausländer! Die Länder, aus denen sich die ausländischen Arbeiter vor allem „rekrutierten", waren Polen und Italien.

In der Krise erwies sich der Import der Reservearmee als sehr nützlich. Der französische Kapitalismus hat in der guten Konjunktur jene Arbeitskräfte gern benutzt. In der Krise konnte er sich um ihren Unterhalt drücken. Es ist eine der wichtigsten Ursachen der niedrigen Arbeitslosenzahlen Frankreichs, daß die Reservearmee inzwischen exportiert wurde. Am 1. Dezember 1933 wurden in Frankreich nur noch 838 000 ausländische Arbeiter gezählt, d. h. mehr als 400 000 waren bereits abgeschoben. In ihren Heimatländern mag man sich den Kopf darüber zerbrechen, was man in der Krise mit ihnen anfangen soll!

Das polnische Ministerium für soziale Fragen rechnet in den Sommermonaten 1935 mit der Rückkehr von etwa 40 000 polnischen Arbeitern aus Frankreich. Nach seiner Schätzung befinden sich noch mehr als 500 000 polnische Arbeiter in Frankreich, von denen ein großer Teil in diesem und dem nächsten Jahr zurückerwartet wird.

Während Frankreich also zurzeit seine Reservearmee exportiert, bemüht sich Lettland, eine Reservearmee zu importieren. Lettland ist nach dem Weltkrieg durch großzügige Siedlungspolitik ein Bauernland geworden. In diesem kleinen Staat mit 1,9 Millionen Einwohnern wurden 1,6 Millionen Hektar Großgrundbesitzland an Bauern aufgeteilt. (Wir be-

richteten darüber in Nr. 9 von 1934 unter der Überschrift: „Ein ganzes Volk siedelt.")

So einzigartig wie diese Siedlungspolitik war, ist die Industriepolitik, die Lettland jetzt einschlägt. Die Regierung bemüht sich, der weiteren Ausdehnung der Fertigwarenindustrie einen Riegel vorzuschieben. Sie hat zu diesem Zweck zum Beispiel Anfang April die Zölle für verschiedene Waren herabgesetzt (das ist kein Druckfehler; es soll wirklich heißen: herabgesetzt!). Die Industrie beschäftigte Ende 1934 rund 88 000 Arbeiter, das waren 16 000 mehr als 1930. Diese 16 000 stellen selbstverständlich keinen natürlichen Bevölkerungszuwachs dar, sie sind vielmehr zum größten Teil aus der lettländischen Landwirtschaft in die Industrie zugewandert. In der Landwirtschaft herrscht infolgedessen Arbeitermangel. Zur Behebung dieses Mangels wurden aus Polen 9000 Landarbeiter hereingelassen, was früher niemals der Fall war, und mit Litauen wird gegenwärtig über die Aufnahme von 14 000 Saisonarbeitern in der lettländischen Landwirtschaft verhandelt. (Die Beweggründe der lettländischen Regierung für ihre Industriepolitik seien hier nur nebenbei angedeutet: sie wünscht aus nationalen Gründen keine Einwanderung; da nimmt sie es lieber in Kauf, den Aufbau der eigenen Industrie zu bremsen.)

Lettland ist freilich zu klein, um von sich aus den Kapitalismus „aufrollen" zu können. Man sieht aber, in welche Gefahrenzone der lettländische industrielle Kapitalismus — so bescheiden seine Ausmaße auch sind — durch die Siedlung gebracht wurde. Der Wirtschaftstheoretiker muß nur bedauern, daß das lettländische Experiment nicht unter Absperrung oder doch mindestens starker Abdrosselung der Einwanderung durchgeführt wird, sodaß man die Wirkungen der dann einsetzenden Lohnerhöhung beobachten könnte.

4. Die Neuproduktion der Reservearmee

Was sollen Kapitalisten da tun, wo sie willige und billige Arbeitskräfte brauchen, wo sie aber keine Reservearmee vorfinden und sie auch nicht so leicht importieren können? Zwei „Auswege" sind in Afrika ausprobiert worden.

Der erste besteht in der Wiedereinführung der Sklaverei. Nicht der offenen, bewahre! Sie ist ja vom Völkerbund verboten. Aber in Ost- und Westafrika gibt es so wunderbare Baumwollerde, daß es ihren Eigentümern trotz der heutigen Überproduktion geradezu als Frevel erscheint, dort keine Baumwolle zu pflanzen. Der Mangel an Arbeitskräften verhindert jedoch den großzügigen Aufbau von Pflanzungen. Was tun? Das Rezept ist dieses: man erhebe unerschwinglich hohe Steuern von den Eingeborenen: Hüttensteuern, Kopfsteuern, Wegesteuern; da die Eingeborenen kein Geld haben, um diese Steuern zu bezahlen — woher sollten sie es auch haben? —, müssen sie die Steuern abarbeiten.

Für den Theoretiker weit interessanter ist der andere Ausweg, der in Südafrika beschritten wurde. Lord Delamere, ein Verteidiger des weißen Kapitalismus gegen die Rechte der Eingeborenen, erklärte einer Regierungskommission sehr offen: wenn die Politik fortgesetzt würde, bei der jeder Eingeborene Landeigentümer werden könnte auf einem Stück Land, das ihm eine ausreichende Grundlage gibt, dann würde die Frage der Beschaffung eines ausreichenden Arbeitsangebots niemals gelöst werden.

Die weißen Kapitalisten verfuhren nach dem Rezept, das jenem ehrenwerten Lord vorschwebte. Sie haben umsonst oder gegen einen bloßen Scheinpreis das Eigentum an dem weitaus größten Teil des Landes erworben. In der Südafrikanischen Union leben 1,5 Millionen Europäer; sie besitzen 110 Millionen Hektar Land. Neben ihnen leben 4,7 Millionen Eingeborene; deren Landreserve beträgt 8 Millionen Hektar. Schon der Ausdruck ist kennzeichnend: man hat ihnen in dem Land ihrer Väter ein Stück Land „reserviert", d. h. dem gierigen Zugriff der Weißen entzogen. Ähnlich leben ja auch in den USA die Indianer in „Reservationen".

In Transvaal leben drei Mal so viel Eingeborene als Europäer. Die Europäer besitzen aber 30 Mal so viel Land. Dabei haben sich die Europäer natürlich das beste Land genommen; auf dem Land der Eingeborenen gibt es entweder wenig Wasser oder Malaria.

Die in Südafrika neu errichtete Bodensperre ist in der Tat das einzige Mittel gewesen, um den weißen Farmern und den weißen Industriellen, z. B. den Goldminenbesitzern, billige Arbeitskräfte zur Verfügung zu stellen.

Die Kapitalisten haben aus der Entstehungsgeschichte des Kapitalismus ausgezeichnet gelernt. Vielleicht lernen seine Gegner aus dieser Geschichte auch noch?

Nichts zu machen?

Im Kohlengebiet von Pennsylvanien (USA). Das übliche Bild der Krise: Kohle in Masse unter Tag, feiernde Arbeiter nach Tausenden über Tag. Immer mehr Gruben werden geschlossen, weil in Zeiten der „Überproduktion" (in der Hunderttausende frieren) sich der Abbau der Kohle für den Kapitalisten nicht mehr rentiert.

Nichts zu machen? — Vielleicht doch. Die Arbeiter tun sich zu kleinen Gruppen zusammen und machen ihre eigenen Gruben auf. Neben den stillgelegten Schächten der großen Kohlegesellschaften tauchen kleine, primitive Fördertürme auf, aus unbehauenen Baumstämmen errichtet von den Arbeitslosen, die nicht einsehen wollen, daß sie feiern sollen, weil eines andern Profit bedroht ist. Entsteht hier nicht eine Wirtschaft, in der die Produktionsmittel den Arbeitenden gehören, eine Wirtschaft, in der es keine Ausbeutung des Schwachen durch den Starken mehr gibt?

Die geförderte Kohle aber nützt den Arbeitslosen natürlich nichts, wenn sie nicht abgesetzt wird. Deshalb schließt sich dem illegalen Kohlenabbau der illegale Kohlenhandel an. Einzelne Schmuggler oder genossenschaftliche Schmuggelunternehmungen kaufen den Arbeitern die Kohle ab, führen sie auf Lastwagen in die Städte und verkaufen sie. Im Winter 1934/35 sollen in New York täglich etwa 2500 Tonnen Schmugglerkohle abgesetzt worden sein.

Aus irgendwelchen Gründen (die aus den vorliegenden Berichten nicht deutlich werden) gehen Regierung und Industrie nicht gegen den illegalen Kohlenabbau vor, sondern richten ihr Augenmerk auf den Kohlenschmuggel. Die Polizei des Staates und der Bergwerksgesellschaften wird eingesetzt; aber die Händler haben überall, besonders in den Tankstellen, ihre Helfer, die sie über die Bewegungen der Polizei auf dem Laufenden halten. Die Behörden verlangen, daß die Kohlenhändler Frachtbriefe, Wiegekarten usw. führen müssen; aber die Schmuggler lassen sich einfach die Formulare drucken, und viele Tankstellen errichten vorschriftsmäßige Kohlenwaagen, auf denen die Schleichhändler ihre Kohle wiegen und ihre Karten abstempeln lassen können.

So baut sich neben dem regulären Kohlenhandel eine mächtige illegale Organisation auf. Oder ist sie schon nicht mehr illegal? Sie besitzt bereits eine eigene Zeitschrift, in allen größeren Städten Rechtsanwälte, bei denen sie sich Rat holt, und die Politiker gehen schon auf Stimmenfang bei den Schmugglern aus. Und wir fragen nochmal: Entsteht hier nicht im Kampf gegen eine feindliche Umwelt eine genossenschaftliche Form der Wirtschaft, in der es keine Ausbeutung gibt, weil es keinen Unternehmer gibt?

Die Wirklichkeit verneint diese Frage. Es ist ja eine alte Erfahrung, daß beim illegalen Handel der Weg zwischen Erzeuger und Verbraucher immer länger wird; immer mehr Zwischenglieder schieben sich ein. Schon diese Tatsache allein erklärt es, daß der Produzent, der doch in diesem Fall Herr der Produktionsmittel ist, einen verhältnismäßig geringen Verdienst hat, der noch herabgedrückt wird durch das Übergewicht, das bei jedem illegalen Wirtschaften der Händler naturgemäß über den Produzenten hat. Auch zeigt sich bereits der Beginn der Differenzierung: einige Genossenschaften arbeiten besser, graben tiefere Schächte, haben mehr Ordnung, konkurrieren kleinere Gruppen nieder; die dadurch brotlos gewordenen Arbeiter müssen bei ihren einstigen Konkurrenten um Arbeit nachsuchen und bekommen ihren Lohn diktiert. Ähnlich ist es im Handel: gerissenere Schmuggler stellen andere in ihren Dienst. Lohnskalen enstehen. Kurz, der ganze Mechanismus von Ausbeutung und Unterdrückung ist in Gang gesetzt und nimmt z. T. viel schärfere Formen an als in der regulären Wirtschaft.

Selbstverständlich, wird mancher sagen. Aber warum ist das eigentlich selbstverständlich?

I. G.

Ohne Geld

Laut „Berliner Tageblatt" (Nr. 341) soll in Prag eine „Gesellschaft der Arbeit" gegründet worden sein, die sich den „Kampf gegen das Geld" zur Aufgabe gestellt habe. „Der bereits über fünfhundert Mitglieder zählende Verein will für seine Angehörigen, von denen viele großen Handelsgesellschaften angehören, den Austausch von Waren, Leistungen und Diensten aller Art vermitteln, ohne sich hierbei des Geldes als Zahlungsmittel zu bedienen. Es handelt sich demnach um den Versuch der Wiedereinführung des Tauschhandels nach uraltem Muster, nur mit dem Unterschied, daß die Gesellschaft Schecks ausstellt, die je nach den Umständen zum Bezug von Waren berechtigen oder — zur Verrichtung einer Leistung oder Arbeit verpflichten."

Schecks, die zur Verrichtung einer Arbeit verpflichten? Hat man so etwas schon gehört?

Zwischen Ost und West

Die erste entscheidende Tat Kaiser Wilhelms II. nach seinem Regierungsantritt war die Entlassung Bismarcks. Die Generale hörten des Kaisers Mitteilung ruhig an. Nur der alte Moltke war betroffen. Er sagte: „Das ist eine bedauerliche Geschichte. Der junge Herr wird uns noch vor manches Rätsel stellen."

Die Achse der Bismarckschen Politik war der geheime Freundschaftsvertrag mit Rußland vom Jahre 1887. Mit seiner Erneuerung wollte er Deutschland vor der Möglichkeit eines Krieges nach zwei Fronten schützen. Nach des Kanzlers Sturz verschworen sich seine Gegner sogleich gegen diesen Vertrag. Schuwalow, der russische Vertragskontrahent, äusserte bald seine Zweifel, mit einem Nachfolger Bismarcks zum Vertragsabschluß zu kommen. Er ahnte, daß jetzt in Berlin ein gefährliches Dilettantenspiel beginne.

Zuerst ließ ihm der Kaiser noch versichern: „Durch den Abgang Bismarcks hat sich nichts geändert. Ich wünsche den Vertrag." Aber inzwischen stürzten sich die Epigonen auf das Werk, um es rasch zu zerstören. Caprivi, General, aber politisch unerfahren, verabscheute das diplomatische Gespinst. Er lehnte den Vertrag ab, indem er noch zu Bismarck sagte: „Ein Mann wie Sie kann mit fünf Bällen gleichzeitig spielen, während andere Leute gut tun, sich auf einen oder zwei Bälle zu beschränken." Da er also seine Beschränktheit einsah, holte er sich beim Geheimrat von Holstein dessen Meinung über den Vertrag: „Etwas Greifbares ist davon nicht zu erwarten; kommt es aber heraus, so sind wir als falsche Kerle blamiert." Von Frankreich werde der Zar durch den Vertrag doch nicht getrennt, dagegen könne der Verrat des Geheimnisses in London oder Wien den Dreibund sprengen und uns dann ganz auf Rußland verweisen.

Kiderlen-Wächter schloß ähnlich. Niemand war eingefallen, daß Bismarck den Vertrag nur auf des Zaren Wunsch vor Wien geheimgehalten hatte. Demselben Wien, das im Juli 1914 die deutsch-russische Verständigung als Bedrohung seiner ultimativen Politik gegen Serbien fürchtete. Niemand hatte daran gedacht, daß ein deutsch-russisches Bündnis ja nur eine weitere Friedensgarantie neben dem deutsch-österreichischen bedeutete.

Inzwischen war auch Bismarcks Sohn, Herbert, in dessen Hände der Alte die Arbeit am Vertrag gelegt hatte, aus dem Amt intrigiert worden. Nun hatte nur noch der Kaiser über diese wichtige Frage zu entscheiden. Die Russen waren bereit, den bisher dreijährig kündbaren Vertrag sogar auf sechs Jahre zu erneuern, und hatten erklärt, nach Ablauf dieser Zeit das Verhältnis zu einem dauernden machen zu wollen. Das hätte nichts anderes als die Sicherung des Reiches gegen einen Zweifrontenkrieg bedeutet; und auch der Kaiser war einmal nahe daran, es einzusehen. Aber Caprivi überredete ihn, in der Politik ruhig, klar und offen vorzugehen, ohne diplomatische Wagnisse, schlicht.

Politik, als die große Kunst, das Unmögliche möglich zu machen, war den Erben Bismarcks fremd. Es nützte nichts, daß Schuwalow immer wieder Verhandlungen anbot, den Kaiser sogar an sein Wort erinnerte. Es nützte nichts, daß der deutsche Botschafter warnte, Rußland könne die Anlehnung, die es bei uns nicht finde, anderswo suchen. Umsonst. Wilhelm II. verwarf schließlich den Vertrag. Umso leichter, als eine neue Laune ihn mehr England zuneigen ließ, dessen mehrmalige Bündnisangebote er aber dann auch ablehnte.

Drei Monate darauf, im Juni 1890, schloß der Zar das erste Abkommen zur Allianz mit der französischen Republik, gegen die sich seine absolute Haltung immer gewehrt hatte; und der russische Ministerpräsident sagte zum deutschen Botschafter: „Mit dem deutsch-russischen Freundschaftsvertrag war die Barriere gefallen, die Rußland von Frankreich getrennt hatte."

So ging der Vertrag zugrunde, an den Bismarck die Sicherheit des Reiches geknüpft hatte. Um sich vor Österreichs Balkanabenteuern zu schützen, hatte sich Bismarck Rußland genähert. Die Verträge waren zweiseitig abgeschlossen. Wollte Rußland gegen Österreich Krieg führen, würde es auf Deutschland stoßen. Fingen aber die Österreicher an, so wollte der Deutsche die Russen stützen. Dafür war Rußland verpflichtet,

---

Im Kohlenrevier

Kindheitserinnerungen

Von Alfred Uhlmann

Jenseits der schwelenden Halde, die wie eine unbezwingbare Barrikade vor dem Dorf lag und ihr brennendes Gestein gleich vulkanischer Lava auf den versengten Wiesen immer näher an die kärglichen Kornfelder heranschob, lag der Schacht. Hoffnungschacht hatte man ihn bei seiner Taufe benannt; aber er spottete seines guten Namens ohne Atempause mit brutalen Untaten an dem Dorf, — obwohl ihm die alten verkümmerten Witfrauen noch nicht vergessen hatten, daß er in ihren jungen Jahren mit einem einzigen mörderischen Biß, den sie in der Stille eines müden Herbsttages nicht stärker als ein leises Knirschen unter den Hausdielen gespürt hatten, ihre Männer verschlungen hatte: hundert Mann genau und einen Steiger, der sie beaufsichtigte. Und ebensowenig war ihm vergeben, daß er die Gebeine der Verschütteten so viele Jahre behielt, bis sie sogleich zu grauem Staub zerfielen, als man sich durch Gestein und Kohle endlich zu ihnen hin gegraben hatte. Nur von einem Knochenhäufchen hatte man als vom Steiger reden können, denn es lag da ein silbernes Koppelschloß mit der Aufschrift „Gott mit uns"; das hatte ihm gehört.

So war dieser Hoffnungschacht. Fast jeden Tag zerbrach er einem Häuer die Rippen, warf einem Zimmerling aus dem Hangenden einen Brocken Kohle auf den Schädel oder zerquetschte ihm den Fuß, wenn es noch gelinde kam. Dann karrten zwei Kameraden den Stöhnenden in einem schäbigen zweirädrigen Gestell aus rotbraunem Segeltuch, mit dunklen Flecken von vertrocknetem Blut daran, die unsere Neugier erregten, durch das Dorf; und wir Bergleutekinder standen geängstigt am Straßenrand, mit feucht gewordenen Händen, und starrten hinterher: wer lag im Karren? Vater war früh zur Schicht gegangen ...

Dann ergriff uns noch stärker das unheimliche Gefühl von unbestimmter Angst und Ohnmacht, das immer auf dem Dorfe lastete. Wir fühlten den Feind unserer Väter, der auf die Sekunde lauerte, in der er losbrechen könne wie damals und mit einem Schlag alles zusammenhauen, was im Schacht atmete. Wenn wir weithin im Dorfe, bis in die Schulstube hinein, das laute Schnauben des Dampfes hörten, der durch den kurzhalsigen Schlot über dem Maschinenhaus entwich, dann bildete unsere von Gespenstergeschichten genährte Fantasie aus dem Schacht ein schlimmes Tier, das gefräßig hinter der Halde hocke, mühsam und schnaufend atmend von der übermäßigen Verdauung an Menschenfleisch.

Später nahmen mich größere Jungen mit auf den alten, eingesunkenen Rücken der Halde. Er war mit dünnen, farblosen Gräsern bewachsen und mit kleinen, kränklichen Birken, die zwischen den verwitternden Schiefern ein saftloses Dasein fristeten. Aus der Mulde hob ich kaum den Kopf, so bange machte mich der Schacht in der Tiefe: eine gedrückte, schwerfällige Masse von niedrigen Gebäuden, aus deren Mitte schwarze Schlote Ruß an den mißfarbenen Himmel spien. Wüst schallte das Geklirr der Eisenplatten herauf, über die rasselnde Kohlenhunte an schmierigen Drahtseilen zur Wäscherei gezerrt wurden, während von der Kohle ein feiner Staub aufflog. Befremdet hing der Blick an dem eiligen Getriebe der Räder auf dem eisernen Fördergerüst, das dem Gebälk eines Glockenturmes glich. Gedrückt schauten wir auf die beschmutzten Tagearbeiter, die gebeugt hinter den Karren auf den wellenförmig ansteigenden Kohlenbergen gingen oder auf den Holzplätzen werkten, auf welchen ganze gefällte Wälder abgelagert schienen.

Und weiter hinten schlossen sich andere Schächte mit rauchenden Schloten, Kohlengebirge und Gesteinshalden an, bis sie in einem weiten Rund den Horizont im Süden abschlossen. Da erschien es mir unter dem fahlen Himmel, in dem vom Rauch verdunkelten Licht eines Herbsttags, als hätte sich alles Schwarz der Schächte, all der fliegende Kohlenstaub aus den vielen Schloten nicht nur auf unser Dorf gelagert, sondern auf alle Dörfer ringsherum, ja auf die ganze Erde, und nicht nur auf die Gesichter unserer Väter, sondern auch auf uns und vielleicht auf unser ganzes Leben ...

•

Siebenhundert Meter tief war der Hoffnungschacht, und unten war es stickig und heiß. Wenn die Häuer ans Tageslicht kamen, waren ihre Kehlen ausgedörrt. Viele löschten ihren Durst mit Schnaps.

Auf dem Schulweg guckten wir durch die Fenster von Stöckels Destillation in die Gaststube. Da saßen die heimkehrenden Bergleute, schwarz wie die Neger, am runden Tisch, vor sich die großen Gläser mit Kornschnaps.

Einmal sahen wir, wie die Kellnerin Hulda auf den Knien von Schönherr Walters Vater saß. „Ist denn kein Stuhl da für meine Hulda?" sangen sie am Tisch; aber Hulda lachte, sie säße bei Herrn Schönherr viel weicher. Walter bekam ganz weiße Ohren und rannte nach Hause. Hulda nahm zu unserem sprachlosen Erstaunen ihr Gebiß aus dem Mund und zeigte es den Männern, die die rote Gaumenplatte bewundernd betasteten. Es sei wunderbar, was sie alles machten, lobten sie, und Hulda sperrte den Mund auf und zeigte, wo sie den Haken ansetze. Da sah sie uns und sie schrie, wir sollten machen, daß wir zur Schule kämen.

Ich bewunderte Hulda mit ihrem roten Haar und dem grünen Kleid und den ausgeschnittenen Schuhen; sie kam so schön zur Türe heraus.

Aber gerade war Frau Schönherr da, ganz atemlos, auf dem Arm hatte sie das kleine Mädchen, und auch ihre Mutter war mit. „Du Schwein!" schrie die Großmutter in die Gaststube. Herr Schönherr sprang auf, rollte die Augen, trat die Tür mit dem Fuß auf und schwankte heraus. „Du alter Uhu!" brüllte er die Großmutter an, „du altes Schiffswrack", und er mußte selber über das seltene Schimpfwort lachen. „Du Süffel!" schrie sie, da wollte er auf sie ein; aber Frau Schönherr packte ihn am Arm und sagte: „Komm, Albin!" Und zu den Frauen, die herumstanden, sagte sie weinend: „Albin ist garnicht so, er ist bloß von der dort verführt worden!" Aber Hulda lachte, er hätte bei ihr keine Chancen, und sie drehte den Hintern herum.

Da schlug Herr Schönherr seine Frau mit der Faust auf den Kopf und warf den Kaffeekrug nach der Großmutter. Er traf sie aber nicht, und der Krug krachte auf die Straße und Kohlen fielen heraus. Wir lachten alle, denn das war ein großer Spaß für uns. „Ich geh ins Wasser!" schrie da Frau Schönherr und rannte mit dem kleinen Mädchen auf dem Arm davon. „Ogottogott!" riefen die Frauen, „sie geht in den Ziegeleiteich!", und sie liefen alle hinterher.

„Ja, mach daß du fortkommst!" brüllte Herr Schönherr und ging wieder in die Gaststube. Aber Frau Schönherr hätte im Ziegeleiteich nicht ertrinken können; er war so voller alter Kinderwagengestelle, verrotteter Matratzen und Bratheringsbüchsen, daß wir beim Baden nie richtig untertauchen konnten.

Mein Vater war sehr zornig auf die Schnapsbrüder. Aber Herr Graupner schrie ihn in unserer guten Stube an, da bliebe ihnen also nichts weiter übrig, als von der Schicht gleich heimzudunseln, zu fressen, zu schlafen, wieder aufzustehen und wieder auf den Schacht zu gehen? Ob das etwa ein Leben sei, was?

Und ein anderer von vieren, die da waren, sagte, an dem ganzen Elend seien die Kapitalisten schuld, die Bergleute müß-

neutral zu bleiben, wenn Frankreich gegen Deutschland zog. Das nannte Bismarck seine Rückversicherung gegen Österreich. Eine Rückversicherung, deren Fehlen im Jahre 1914 den Ausbruch des Weltkrieges um vieles erleichterte.

Die Folgen der Abkehr von der Bismarckschen Politik ließen nicht lange auf sich warten. Ein Jahr nach dem ersten französisch-russischen Abkommen fuhr die französische Flotte zum Besuch nach Kronstadt. Der Zar, der unumschränkteste Selbstherrscher der Erde, hörte stehend die verhaßte Marseillaise an. 1892 folgte die Militärkonvention. So hatte Frankreich nach zwanzigjähriger Isolierung endlich einen Bundesgenossen. Damit hatte es die entscheidende Mine gegen das zweite Reich gelegt.

Im Juli 1914 wurde die ganze paradoxe Situation dieses Bündnisses noch einmal sichtbar. In den Petersburger Vororten schoß man auf Streikende, die nach den Errungenschaften der französischen Revolution riefen. Zur selben Stunde spielte die kaiserliche Garde in Krasnoje Selo dem Präsidenten Poincaré seine Revolutionshymne vor. Zar Nikolai büßte dafür wenige Jahre später mit seinem Leben.

Und nun, 1935, erscheint dasselbe Bündnis noch einmal. Frankreich und Rußland verpflichten sich einander beizustehen, wenn eines von Deutschland angegriffen wird. Die Kontrahenten haben ihre Eigenschaften inzwischen vertauscht. Diesmal ist es das hochkapitalistische Frankreich, das der weltrevolutionären Sowjetunion die Hand reicht. Diesmal hielt man in Paris die Revolutionäre in Schach, während man Litwinow seine Internationale vorspielte.

Die Situation ist nicht weniger paradox. Niemand weiß, was diesmal hinter dem Bündnis vorbereitet wird. Niemand weiß, ob nicht dann die Herren in Paris die Rechnung zahlen werden.

Ernst Pfau

Die Analogie

Ein geschichtlicher Überblick

„Eine Handlung kann nur dann mit einer Strafe belegt werden, wenn diese Strafe gesetzlich bestimmt war, bevor die Handlung begangen wurde." So hat bis jetzt Paragraf 2 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich gelautet. Nun aber hat der Paragraf folgende Fassung erhalten: „Bestraft wird, wer eine Tat begeht, die das Gesetz für strafbar erklärt oder die nach dem Grundgedanken eines Strafgesetzes und nach gesundem Volksempfinden Bestrafung verdient. Findet auf die Tat kein bestimmtes Strafgesetz unmittelbar Anwendung, so wird die Tat nach dem Gesetz bestraft, dessen Grundgedanke auf sie am besten zutrifft." Das heißt: das bisher bestehende Verbot der Analogie im Strafrecht ist gefallen.

„Nulla poena sine lege" ist ein alter Rechtssatz, der besonders im Strafrecht der römischen Republik sehr scharf eingehalten wurde: „keine Strafe ohne Gesetz", oder: bestraft werden kann nur eine Handlung, die im Gesetz genau gekennzeichnet und mit einer bestimmten Strafe bedroht ist. Das andere Extrem finden wir im Strafrecht der Sowjetunion, wo der Richter ganz allgemein ermächtigt ist, jede die Interessen der Gemeinschaft schädigende Handlung zu bestrafen, und einzelne Straftaten nur als Beispiele angeführt werden.

Zwischen diesen beiden Polen kann sich das Verhältnis von Gesetz und Strafe bewegen. Wir wollen einmal in aller Kürze betrachten, wie dieses Verhältnis sich im Laufe der Geschichte entwickelt hat.

Das Strafrecht der römischen Republik, wie gesagt, war aufgebaut auf dem Grundsatz „nulla poena sine lege". Aber schon in der römischen Kaiserzeit findet man einen Hinweis darauf, daß das Verbrechen der Majestätsverletzung, das crimen laesae majestatis, „vel ex scriptura vel ad exemplum legis" zu bestrafen sei, d. h. nach dem Wortlaut oder nach einem Grundgedanken des Gesetzes. Hier wird also, wenigstens bei einer bestimmten Art von Verbrechen, die Anwendung der Analogie gestattet.

Im Mittelalter konnte die Frage, ob die Analogie im Strafrecht erlaubt oder verboten sei, gar nicht gestellt werden, weil neben dem geschriebenen Gesetz auch mündliche Überlieferung, Rechtsempfinden der Laienrichter oder des Volkes usw. als Rechtsquellen galten. Erst als im 15. Jahrhundert die verschiedenen Landesrechte kodifiziert und einander angeglichen werden sollten, tauchte die Frage auf und wurde zugunsten der Analogie entschieden. „Bei unbenannten peinlichen Fällen", heißt es in der Carolina, der Gerichtsordnung Karls V., sollen „Richter und Urteiler Rats pflegen, wie in solchen zufälligen oder unverständlichen Fällen unseren kaiserlichen Rechten und dieser unserer Ordnung am gemäßesten gehandelt und geurteilt werden soll, und alsdann ihre Erkenntnis danach tun, wenn nicht alle zufällige Erkenntnis und Strafe in dieser unserer Ordnung genugsam mögen bedacht und beschrieben werden." Das bedeutet Bestrafung „ad exemplum legis", „nach dem Grundgedanken eines Strafgesetzes" (§ 2 Str.G.B.), bedeutet Anwendung der Analogie im Strafrecht. Und von dieser Zeit an bleibt die Analogie im Strafrecht bis zum Zeitalter der Aufklärung.

Der Grundsatz „nulla poena sine lege" war also bisher durchaus nicht so allgemein anerkannt, wie das manchmal dargestellt wird. Im modernen Strafrecht allerdings findet er sich (mit Ausnahme des sowjetrussischen und jetzt des deutschen) überall, und zwar seit 1787, wo Kaiser Josef II. die Anwendung der Analogie verbot. Die Aufklärung hat zwar nicht, wie vulgäre Halbbildung oft behauptet, die Allmacht des Individuums und die Ohnmacht des Staates gefordert. Aber sie hat versucht, die Rechtssfäre des Individuums und die des Staates genau abzugrenzen und das Gesetz für den Einzelnen zu einem sicheren Rückhalt gegen etwaige Willkür der Staatsorgane zu machen (wozu ja im Zeitalter des Absolutismus einiger Anlaß vorhanden war), und so kam sie zur Forderung des Analogieverbotes. Zur theoretischen Begründung wurde dann noch der Grundsatz der Gewaltenteilung herangezogen: die gesetzgebende Gewalt (die Legislative) darf sich nicht in den gleichen Händen befinden wie die ausführende (die Exekutive); der Richter darf also nicht Rechtsschöpfer sein, sondern muß an das von andern geschaffene Gesetz gebunden bleiben; wenn dadurch manche als Verbrechen empfundene Taten der Bestrafung entgehen, so ist das, sagen Aufklärung und Liberalismus, nicht so schlimm, wie wenn ein Richter willkürlich entscheidet und einen Unschuldigen bestraft.

Der Nationalsozialismus aber hat mit dem Grundsatz der Gewaltenteilung gebrochen und die Forderung „nulla poena sine lege" ersetzt durch die andere: „nullum crimen sine poena" (kein Verbrechen ohne Strafe); er kommt deshalb folgerichtig dazu, das Analogieverbot (das schon als „magna charta des Verbrechers" bezeichnet worden ist) aufzuheben, was durch die Änderung des § 2 Str.G.B. geschehen ist.

Freilich ist das nicht ohne Sicherungen geschehen. Einmal soll die Analogie nur bei „wirklich nicht voraussehbaren Fällen" angewandt werden dürfen; d. h. Taten, die vom Gesetzgeber vorausgesehen werden konnten, aber nicht mit Strafe bedroht wurden, sind straffrei. Ferner dürfen Tatbestände, die im Gesetz genau begrenzt sind, nicht durch Analogie erweitert werden. Wenn also z. B. im Gesetz homosexuelle Handlungen unter Männern mit Strafe bedroht sind, so dürfen homosexuelle Handlungen unter Frauen nicht durch Anwendung der Analogie bestraft werden (sonst hätte der Gesetzgeber solche Handlungen ganz allgemein für strafbar erklärt); oder wenn das Gesetz die Verführung von Mädchen unter 16 Jahren mit Strafe bedroht, so ist die Verführung eines 17jährigen Mädchens auch dann nicht strafbar, wenn es in seiner Entwicklung auf der Stufe eines 15jährigen zurückgeblieben ist. Das ist wenigstens die Auffassung der Kommission, die die Änderung des Str.G.B. vorbereitet hat. (Gerade im letzteren Fall kann man im Zweifel sein, ob nicht das „gesunde Volksempfinden" und der Grundgedanke des Gesetzes eine Bestrafung verlangen.)

Noch schwieriger ist ein anderer Fall: Ein Pelzhändler schwatzt einem Käufer einen gewöhnlichen Kaninchenpelz als echten Seal auf, fordert und erhält aber nur den Preis, der dem wirklichen Wert des Pelzes entspricht. Kann der Verkäufer wegen Betrugs bestraft werden? Nein, denn das Gesetz verlangt als Merkmal des Betrugs ausdrücklich eine Vermögensschädigung; über diese Begrenzung des Tatbestandes des Betrugs darf auch die Analogie nicht hinwegschreiten. Wenn man den Täter bestrafen will (und das Volksempfinden verlangt ohne Zweifel eine Bestrafung), so muß man irgend einen andern Paragrafen heranziehen, dessen Grundgedanken der Tatbestand entspricht.

Wie weit sich solche Sicherungen in der Praxis werden aufrechterhalten lassen, muß man freilich erst abwarten. Jedenfalls macht, auch wenn die Sicherungen alle in Kraft bleiben, die Änderung des § 2 des Str.G.B. den Richter, der bisher nur Diener des Gesetzes war, in vielen Fällen zum Schöpfer neuen Rechtes. Der Richter erhält einen gewaltigen Zuwachs an Bewegungsfreiheit und damit an Verantwortung.

Georg Friedrich

Das kleinere Übel

Es gibt eine Sorte von Menschen, die sich selbst sehr weise und sehr vorsichtig vorkommt — und die sich infolgedessen nicht genug darüber wundern kann, daß sie ihr ganzes Leben lang der Spielball eines höhnischen und grausamen Schicksals bleibt. Beobachtet man sie aber genauer, so erkennt man, daß gerade die besondere Art von Weisheit und Vorsicht, die zu üben sie sich gewöhnt hat oder von Natur aus geneigt ist, an ihrem Schicksal die Schuld trägt.

Dem „Schicksal" gegenüber tut man nämlich am besten, eisern und mit unbeirrbarer Entschlossenheit seinen geraden Weg zu verfolgen, — ohne sich um scheinbare Abkürzungsmöglichkeiten (die immer teuer erkauft werden) zu kümmern. Dazu muß man freilich dann ein Ziel haben, muß wissen, was man will und was man nicht will. Und das setzt immerhin schon eine hohe seelische Kraft voraus.

Jene Weisen und Vorsichtigen besitzen sie nicht. Sie sind schwach, und weil sie es sind, versuchen sie es eben mit der Taktik, das heißt, konkret ausgedrückt: sie befolgen zumeist die Politik des kleineren Übels.

Tatsächlich läßt sich ja auch kaum eine Verfahrensweise im Leben zeigen, die auf den ersten Blick so vernünftig und überzeugend wirkte. Jeder Durchschnittskopf begreift ihre Richtigkeit sozusagen auf Anhieb und sieht also ein, daß man von zwei Übeln immer das kleinere wählen müsse.

Und jeder Überdurchschnittliche, so können wir hinzufügen, durchschaut ohne weiteres, wie kurzsichtig und gefährlich das ist.

Es läßt sich nämlich nahezu mathematisch beweisen, daß der, der immer nach dem Grundsatz vom kleineren Übel handelt, erstens einmal jede freie Selbstbestimmung, jede feste Führung, jede klare Leitlinie verlieren, zweitens aber notwendig dahin kommen muß, daß er nach dem kleineren Übel auch immer das größere (und nach diesem wieder ein noch größeres) in Kauf zu nehmen hat.

Gewandte Schachspieler machen sich oft das Vergnügen, den unerfahrenen und etwas ängstlichen Gegner auf dieses Glatteis des kleineren Übels zu locken. Und der fällt zumeist pünktlich darauf herein. Lieber den Bauer verlieren als den Springer, sagt er sich, — und darum verliert er zwei Züge darauf auch noch die Dame.

Oder denken wir einmal an einen Kranken. Er leidet seit längerer Zeit an Katarrh. Aber nicht wahr, wegen eines Katarrhs läuft man doch noch lange nicht zum Arzt? Da gibt es ja noch andere Mittel. Er versucht es also mit Tee und heißen Umschlägen. Und seine Arbeit versieht er, so gut es gehen will, weiter. Aber schließlich geht es eben nicht mehr. Und da muß er dann doch den Arzt befragen.

Vielleicht stellt der nun fest, daß die Lunge angegriffen ist, und rät zu einem Kuraufenthalt. Aber ein Kuraufenthalt ist teuer. Und soll man wirklich für nichts und wieder nichts so viel Geld ausgeben? Nein, der Kranke bleibt lieber jetzt erst eine Weile zu Haus und nimmt allerlei Mittelchen ein, die zwar auch Geld kosten, aber doch nicht so schamlos viel wie ein Kuraufenthalt.

Und dann erkennt er nach ein paar Wochen, daß er doch noch in den sauren Apfel zu beißen hat. Er reist also ab — und muß sich nach der ersten Untersuchung im Sanatorium sagen lassen, daß an eine gründliche Heilung vor einem Jahr nicht zu denken sei.

Wenn er klug ist, ergibt er sich jetzt endlich darein. Wenn nicht, so fährt er nach vier Wochen, sobald er sich etwas wohler fühlt, wieder zurück. Und dann gibt es wahrscheinlich keine Rettung mehr für ihn.

Wie gesagt, das ist nur ein Beispiel. Und möglicherweise ein allzu konstruiertes. Es kann gut sein, daß die Menschen, wo ihre Gesundheit im Spiele ist, heute doch etwas weiter blicken und großzügiger handeln. Aber auf andern Gebieten frönen sie dafür sicher um so ausgiebiger jener kleinen Klugheit, die sie von zwei Übeln stets das für den Augenblick weniger erschreckende wählen heißt.

Da hat einer etwa ein Haus, dessen Dach im Lauf der Zeit schon etwas reparaturbedürftig geworden ist. Jedoch deswegen gleich zum Dachdecker schicken? Er versucht den Schaden erst einmal selbst zu beheben, stößt sich dabei eine Beule in den Kopf, zerschlägt einige Ziegel, merkt, daß er so nicht zum Ziel gelangt, läßt einen Arbeitslosen kommen, wird angezeigt, zahlt Strafe — und muß schließlich trotzdem den

---

ten sich zu Tode schuften, die aber wohnten in Villen und hätten Kutschwagen mit Apfelschimmeln. Ob das etwa eine Gerechtigkeit sei? Und Herr Keller aus unserem Hause rief, man müsse endlich die Fäuste gebrauchen.

„Nein, die Köpfe!" sagte mein Vater lächelnd. Da solle mein Vater doch mal das vom Bauernkrieg lesen, in den hundert Lieferungen vom Florian Geyer, da könne er mal erfahren, daß die Bauern nicht so gefackelt hätten! Sie hätten die Ritter alle aufgehängt, manchen sogar von Pferden Arme und Beine ausreißen lassen! Das wäre nicht das Richtige, was er da über den Bauernkrieg gelesen hätte, sagte mein Vater ruhig, da müsse er schon bessere Bücher lesen. Und mit dem Aufhängen ginge es nicht.

Früher, sagte er, da lebte der Bergmann in der Grube wie ein Tier, wie eine Fördermaschine, immer unter der Erde, taub und blind für die Außenwelt. Jetzt aber erwacht er in der Grube, er keimt da unten wie ein Korn, und eines Tages wird man ihn mitten aus den Feldern emporwachsen sehen mit dem gleichen Anspruch an den Glanz der Sonne wie alle anderen Menschen samt den Kapitalisten! Und ein einziges Volk von Arbeitern wird dann emporwachsen, das die Losung hat: Jeder nach seinem Verdienst und jedem Verdienst nach seinen Werken!

„Ja!" rief Herr Keller und pochte mit der Faust an unser Vertikow, „die alte Gesellschaft kracht schon in allen Fugen und es kann nur noch einige Monate dauern, bis sie hin sein wird!"

Da lächelte mein Vater wieder und sagte: „Es wird noch sehr lange dauern ..."

Wir schrieben damals neunzehnhundertsieben.

Warengier

Es ist erstaunlich, was der moderne Durchschnittsmensch alles notwendig hat, um sich hienieden wohl und als „Mensch" zu fühlen. Dabei ist weniger die Menge der Ansprüche verwunderlich, als die Anspruchslosigkeit und innere Unsicherheit, die sich in ihnen offenbart.

Der kleine Mann, der am Sonnabend oder am Letzten des Monats mit den Resten des Zahltags in der Tasche die Nase an den lockenden Schaufenstern plattdrückt, unterscheidet sich in seiner ein wenig kindischen Warengier nicht sehr viel von dem Eingeborenen der Kolonien, vor dem man zum ersten Mal einen Koffer mit europäischem Ramsch ausbreitet.

Gewiß, er wird sich keine Manschetten kaufen, um damit die Fesseln seiner Beine zu schmücken, und für den Aufenthalt im Sonnenbad nicht gerade einen Zylinderhut wählen. Aber man kann doch erleben, daß er etwa geraume Zeit sich ein reduziertes Abendessen auferlegt, damit er eines Tages die sich angesammelt habenden Ansichtspostkarten in einem Diplomaten-Schreibtisch von 1,80 Meter Länge aufbewahren kann; oder daß er einen Teewagen für nötig hält, um Tante Amalie am Sonntag den verdünnten Malzkaffee mit Apfelgelee so präsentieren zu können, wie es eines „Kulturmenschen" eben würdig ist.

Er sucht also, genau wie der Neger, der innerhalb seines Krals in einem grün schillernden Pastorengehrock herumstolziert, Zuwachs an Geltung durch Dinge, zu denen er keine innere Beziehung hat. Der Goethe aus Gips, den er im „Herren"zimmer zur Schau stellt, hat für ihn dieselbe Funktion wie die Spiegel, die sein schwarzer Bruder sich an die Ohren hängt. Er möchte glänzen.

Aber wahrscheinlich erzielt jener in seiner bescheidenen, unbekümmerten Kindlichkeit bei solchem Streben einen realeren Lustgewinn, als der „Kulturmensch", der bei allen Äußerungen seiner barbarischen Warengier vage Vorstellungen von „Lebenserhöhung", „Hebung des kulturellen Niveaus" und ähnlichen Quatsch in seinem Busen nährt und dadurch den gesunden Drang nach Entfaltung zu einem schwächlichen Bemühen nach bloßem Lebensersatz ummodelt. Er hat es bis herab zur erbärmlichsten Nippesfigur und bis zum fabelhaft echten Handtäschchen aus Schlangenhautimitation immer irgendwie mit der Kultur. Dunkel scheint er zu ahnen, daß der Mensch „an sich" nicht allzuviel bedeute, aber sonderbarerweise hat er die Meinung, ein Pyjama oder ein Doubléarmband oder ein schlecht vernickelter Parfümzerstäuber könne daran etwas ändern.

Ja selbst dann, wenn er derartige Gedankengänge zu hegen weit entfernt ist, wenn er sich in der Dumpfheit seines Strebens der Primitivität des sogenannten Unzivilisierten nähert, ermangelt er der gesunden Instinkte, um angesichts des verwirrenden Warensegens zu wissen, was nun eigentlich seinen wahren Bedürfnissen entspricht, d. h. was davon für ihn wirklichen Lustgewinn bedeutet. Er läßt sich einen Haufen Dinge als „lebensnotwendig" aufschwatzen, die ihm nach anderer Richtung Lebensmöglichkeiten schmälern und deshalb jenes ungewisse Unlustgefühl hervorrufen, an dem er ständig leidet.

Zwei Entscheidungen lägen in seiner Situation nahe. Er könnte in einer schönen Anwandlung versuchen, „an sich" etwas zu werden, oder aber er könnte die Errungenschaften des technischen Fortschrittes in naiver Voraussetzungslosigkeit der Befriedigung eines von keinem Kulturgefasel angekränkelten Lebensdranges dienstbar machen.

Beides will oder kann der Zivilisations-Bürger nicht. Er laboriert an dem hoffnungslosen Versuch, von der Ausstattung zu einem Inhalt zu kommen. Und betrügt sich dabei sowohl um neue Kulturmöglichkeiten als auch um die bescheidenen Sensationen, die der Kaffer dem Zivilisationskrempel auf seine Weise noch zu entlocken vermag.

Er bleibt das traurige Anhängsel einer riesigen Warenmaschine, die ihn zu tausend abwegigen Begieren aufstachelt, um ihm ein ärmliches Warenhausglück oder langweilige Kultursurrogate in den Schoß zu legen.

oje

Literatur

Die Welt des Willens und des Geistes. Von Karl Hahn. Erschienen im Selbstverlag des Verfassers, Göppingen (Württemberg), Christofstraße 46. Preis broschiert 5,40 Mark.

Das Buch führt den Untertitel: „Kernprobleme der Filosofie und Religion im Lichte des Voluntarismus". Es liest sich leicht und fesselnd; spannend könnte man sogar sagen, wenn man das bei einer so gründlichen filosofischen Arbeit dürfte. Die „Welt des Willens und des Geistes" wird nämlich förmlich zu einer Raritätenschau, bei der ein Sachkundiger mit kühnem Griff die Monstrositäten menschlichen Grübelns aus der Mottenkiste der Jahrtausende zerrt und zur Betrachtung auf die Beine stellt. Man bleibt dabei wirklich nur Zuschauer und freut sich diebisch, wenn die „Raritäten" hin und her gewendet, rigoros kritisiert und nach einem vorsorglichen Genickschlag wieder eingesargt werden.

Dieses erfrischend respektlose Buch bietet eine vortreffliche Umschau-Gelegenheit denen, die vor wissenschaftlichen Wälzern scheuen, und denen, die aus solchen zum Standpunkt des gesunden Menschenverstandes zurückfinden möchten. Zeit und Geld werden auch den nicht reuen, der diese Schau verlassen sollte, ohne restlos zum „Voluntarismus" bekehrt zu sein.

German Gerhold

Auch ein Wörterbuch. Im Verlag der Muth'schen Buchhandlung in Stuttgart ist ein „Kurzwort-Lexikon" erschienen, nämlich ein Verzeichnis von 25 000 Abkürzungen und „Kunstwörtern" (z. B. Hapag, Mitropa, Pebeco), wie sie sich neuerdings — bedauerlicherweise, sagen Leute mit empfindlichem Sprachgefühl — eingebürgert haben.

Wollten Sie nicht
Ottilie Häussermanns Gedichte vorausbestellen?

Dachdeckermeister in Nahrung setzen (bloß daß die Rechnung nun ein wenig höher ausfällt).

Das klingt spaßhaft, aber es ist im Grunde eine sehr ernsthafte Sache. Und sie wird um so ernsthafter, je weiter reichend und folgenschwerer die Entscheidungen sind, denen der Mensch mit seiner Politik des kleineren Übels beizukommen sucht.

Am ernsthaftesten ist sie deshalb ohne Zweifel dort, wo es nicht mehr um das Schicksal von Einzelpersonen, sondern um das von Gemeinschaften und ganzen Völkern geht. Jedoch das ist ein sehr umfängliches Kapitel. Und so fangen wir am gescheitesten gar nicht erst damit an. Kuno Fiedler

Der gute Ton

Wir suchen neue Formen des gesellschaftlichen Umgangs. Die bündische Jugend hat sie vorausgelebt. Vielleicht übertrieben; ob bewußt oder unbewußt mag dahingestellt sein. Aber ihr soldatisch-knapper Lebensstil ist der von morgen, ihre Kameradschaft die Umgangsform der Zukunft, ihr Bekenntnis zur inneren Wahrhaftigkeit das Ziel unserer Zeit.

Noch ist diese neue Lebensart nicht voll zur Selbstverständlichkeit geworden. Die Formen der Vergangenheit kleben zähe. Und wer innerhalb der bürgerlichen Sfäre im neuen Stile leben will, braucht viel Eigenwille, um unangefochten durchzukommen.

Noch gilt das Exerzierreglement der vergangenen Zeit. Es wird „guter Ton" genannt. Der gute Ton sagt, was sich schickt und was shocking ist. Der gute Ton sagt, wie die zu leben haben, die das Gesicht der Zeit bestimmen — wollen. Hier lebt man nicht weniger vom Geldverdienen als von den guten Beziehungen. Diese zu pflegen, und durch ein raffiniertes System Unbefugten den Eintritt in seine Kreise zu verwehren, ist der Sinn des guten Tons. Ursprünglich galt dieser Anstandskodex nur für den Adel. Die französische Revolution hat ihm den Weg ins Bürgertum geebnet, von da aus ging er in einem dünnen Aufguß auch auf die übrigen Gesellschaftsschichten über.

„Der gute Ton in allen Lebenslagen" hat den Knigge verdrängt. Knigge, dessen sprichwörtlich gewordener (aber umso weniger gelesener) „Umgang mit Menschen" ein Jahr vor der französischen Revolution erschienen ist, war ein Weiser, der die Dynamik des gesellschaftlichen Verkehrs von der seelischen Seite her gemeistert hat. Wo er klassische Sätze gelehrt hat über Freunde, über geselliges Leben, lehrt man heute, wie man Austern öffnet, Weingläser anfaßt und sich den Schlips bindet. Im guten Ton reist man nur erster Klasse, benimmt sich bescheiden im Weltbade, trägt zu jedem Anzug die entsprechenden Handschuhe und zeigt niemals Überraschung und Freude über etwas, das man noch nie gesehen hat. Kurz: man ist blasiert und ein vollendeter gentleman, wie man ihn im Kino gesehen hat.

Rangstufen passen sich einander an. Wenn man auch sonst nicht am „Gesellschaftsleben" teilnehmen kann, die äußeren sichtbaren Zeichen will man doch nicht vermissen. Und so zieht sich aus einer falsch verstandenen Demokratie heraus der Bauer den Gehrock an, gekrönt durch den Zylinderhut, wenn er in die Kirche geht, der kleine Mann erspart sich einen Salong, um Besuche empfangen zu können, und die Friseurgehilfen feiern ihr Wochenende mit Pauken und Kommersliedern.

Der Buchhalter Müller ist beim Chef zum 50. Geburtstag eingeladen. Eine unerschöpfliche Fundgrube an Einfällen und Witzen für den Lustspieldichter! Welches Martyrium für den armen Müller! Kleidung, Vorstellen, Tischdame, Plaudern, Essen, Weine, Bratensauce, Sekt, Schnäpse, Tanzen, Komplimente, Danken, alles ein toller Wirbel, in dem sich Buchhalter Müller unsterblich blamiert fühlt. Warum denn? Weil diesem Müller das alles, was er zu sehen bekommt, wie ein Zauberland vorkommt, so schön, daß er, der gewöhnliche, einfache, niedere und mit allen Minderwertigkeitsgefühlen behaftete Müller niemals sich erlauben darf, auch nur eines Schrittes Länge ohne Erlaubnis in diese Herrlichkeit zu tun. Er, der sonst eine angesehne Stelle im Betrieb inne hat, der sich sogar gestatten kann, mit seinem Chef auch einmal eine recht deutliche Sprache zu reden.

Aber so will es „der gute Ton": Abstand schaffen. Hier sind die Leute, die den Fisch mit der Gabel, dort die, die ihn mit dem Messer essen. Abstand.

Wollen wir deshalb, weil wir diese Sorte „guten Ton" ablehnen, zu Rüpeln werden? Gewiß nicht. Aber wir wollen anstelle der Gespreiztheit die natürliche Gesittung setzen, die von sich aus weiß, was in diesem oder jenem Fall zu tun ist, die auch ohne Vorschrift einen Weinkelch nicht mit der Faust packt, die aber auch nicht vor Verlegenheit zittert, wenn sie glaubt, einen „faux pas" gemacht zu haben.

Diese natürliche Anmut allerdings kann nicht aus dem „guten Ton in allen Lebenslagen" gelernt werden, sie ist ein gutes Stück Selbstzucht. Und die scheidet die Menschen nach anderen Gesichtspunkten als nach Reichtum und nach dem „guten Ton". Karl Amrhein

Der deutsche Bierkonsum

Wie die „Leipziger Neuesten Nachrichten" kürzlich festgestellt haben, hat der Bierverbrauch auf den Kopf der deutschen Bevölkerung im vergangenen Rechnungsjahr 56,2 Liter betragen. 1933/34 waren es 52 Liter; 1932/33, „als der Bierverbrauch auf den tiefsten Stand zurückgegangen war", nur 51,3 Liter. „Trotz der in den beiden letzten Rechnungsjahren erfolgten leichten Erhöhung des Bierverbrauches macht dieser zurzeit noch immer nur wenig mehr als die Hälfte des Vorkriegsverbrauches aus."

Die Erklärung dafür ist sehr einfach: das Bier ist nämlich seither zwar doppelt so teuer, aber nicht etwa im selben Maße besser geworden.

Die diesjährige Welternte an Kaffee wird auf 28,7 Millionen Sack geschätzt; der Verbrauch auf 22,5 Millionen. Auch aus der vorjährigen Ernte sind noch beträchtliche Überschüsse vorhanden.

In Brasilien ist die Anpflanzung neuer Kaffeesträucher bis Ende 1937 bei Strafe verboten worden.

Schwarzarbeit

Über mir wohnt Erika. Sie ist kein besonders gescheites Mädchen. Das wußte ich, seit ich sie zum ersten Male gesehen hatte. Aber eines Tages hat sie mich durch ihre Spitzfindigkeit doch überrascht.

Sie hatte schlecht geschlafen, und das leise Klappern meiner Schreibmaschine hatte noch das ihre getan. In großer Aufregung rief sie mir am nächsten Morgen durch das Fenster zu: „Ich habe gehört, wie Sie nachts auf der Maschine schreiben! Ich zeige Sie auf der Polizei an: wegen Schwarzarbeit!"

Ob dieser Begriff bei ihr mit der Nacht zusammenhing, die allerdings sehr dunkel war? E. P.

Keine Nation hat ein Urteil über das, was bei ihr getan und geschrieben ist. Man könnte dies auch von jeder Zeit sagen.

Goethe

Wie man in den Himmel kommt

Der „Angriff" hat unlängst folgenden Brief der Schwester Alfonsa vom Orden der Benediktinerinnen in Kempen an Herrn Ollig Wessels in Idafehn (Ostfriesland) veröffentlicht:

Kempen (Rhld.), 27. März 1935

Sehr verehrter Herr Wessels!

Sie werden sich erinnern, wie ich etwa Mitte November bei Ihnen einen Besuch machte und wir uns bei einer Tasse Tee unterhalten haben. Ich freue mich sehr, daß Ihnen was daran liegt, in den Himmel zu kommen. Nun hören Sie meinen Rat, meinen Vorschlag: Ich will alles aufbieten bei Tag und Nacht, mich ganz hinopfern, damit Sie sicher hineinkommen und hoch hineinkommen, aber unter der einen Bedingung, daß Sie gleich 50 000 M. (fünfzigtausend Mark) stiften für den Kirchen- und Klosterbau in Hannover. Sie tun damit ein wahrhaft apostolisches Werk, denn dort ist für 1300 Katholiken noch in einem Saal Gottesdienst, und das Kloster soll ein Anbetungskloster werden für die ganze norddeutsche Diaspora. „In Hannover müssen wir ein Anbetungskloster haben", hat Bischof Bares selig gesagt. Der Herr Propst von Hannover, der die Sache in der Hand hat, besteht darauf, daß ich 50 000 M. schaffe.

Und nun, mein Freund, seien Sie ein kluger Handelsmann, ein Held, Sie haben ja bei Ihrem Autounglück, von dem Sie mir erzählten, schon einmal die Nähe der Ewigkeit gespürt, seien Sie ein heiliger Franziskus, der alles Irdische wie Kot erachtet im Vergleich mit dem Himmel! In den Himmel muß ich kommen, für den Himmel ist mir nichts zuviel und zu schwer! Sie haben ein langes Weltleben hinter sich und können selbst nicht mehr viel für den Himmel tun, hier haben Sie Gelegenheit, durch eine einmalige Stiftung von 50 000 M. leicht in den Himmel zu kommen und durch die Gründung auch noch vielen anderen den Weg zum Himmel zu bahnen. Sehen Sie, wenn Gott der Herr Ihnen einen Schlaganfall schickt und Sie plötzlich vor seinem Richterstuhl stehen, was nützt Ihnen all Ihr Geld dann? Schenken Sie es ihm aber zu Lebzeiten, so machen Sie sich Ihren Richter zum Schuldner, und der Heiland ist dankbar. Er läßt keinen Trunk kalten Wassers, aus Liebe gereicht, unbelohnt. Und ich verspreche Ihnen auch meine innigste Dankbarkeit im Leben und nach Ihrem Tode. Ja ich bin bereit, Sie in den Himmel zu lassen und selbst draußen zu bleiben, wenn es sein müßte, oder wenn ich schon vor Ihnen darin wäre, wieder herauszukommen und Sie zuerst hineinzulassen.

Nun also, ein größeres Anerbieten kann Ihnen nicht gemacht werden, seien Sie klug!

Schicken Sie darum das Geld bitte gleich nach Hannover, ich lege Ihnen ein fertig geschriebenes Postscheckkonto bei und schreiben Sie mir bitte auch gleich, damit ich Ihnen danken kann. Nun wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen alles Gute, Gottes Segen, langes Leben, Gesundheit, Frieden des Herzens und Hauses.

Mit liebem freundlichen Gruß Ihre in Gottes Liebe dankbare
Sr. Alfonsa O.S.B.

Herr Paul Eichel aus Berlin hat seit 1931 in der Neumark als Profet und Seelsorger gewirkt. Er begründete damals die „Paulusgemeinde christlicher Gemeinschaft E. V.", die etwa 150 Mitglieder in Soldin, Lippehne, Neudamm und Umgebung zählt. Beiträge wurden nicht erhoben, aber freiwillige Gaben. Der Profet vermittelte „Gottesbotschaften", darunter eine solche des Inhalts, daß die Gläubigen regelmäßig den Zehnten ihrer Einnahmen an ihn abzuführen hätten. Es reichte zu einem gut bürgerlichen Lebenswandel nebst einigen Ersparnissen in bar.

Gegen Herrn Eichel hat die Staatsanwaltschaft beim Landgericht Landsberg a. d. Warthe Anklage wegen fortgesetzten schweren Betrugs erhoben.

Das Gebet

Im englisch-holländischen Seekrieg, nach Erklärung der Navigationsakte durch Cromwell (1651), setzten beide Parteien Bittgottesdienste an, und zwar erst die Engländer, dann die Holländer.

Nachdem ein biederer britischer Pfarrer die vorgeschriebenen Bittgebete gesprochen, wandte er sich noch einmal eindringlich an Gott selber mit den Worten: „Lieber Gott, nächste Woche werden die Holländer, diese Feinde deines Ruhms, unter deine Augen treten mit übelriechendem und hinterlistigem Geschwätz. Verschließ ihnen dein Ohr und trau ihnen ja nicht, denn sie sind die ärgsten Heuchler und Lügner, die manch ehrlichen englischen Kaufmann um das Seine gebracht haben."

Sie sprechen für ihre Religion nicht mit der Mäßigung und Verträglichkeit, die ihnen ihr großer Lehrer mit Tat und Worten predigte, sondern mit dem zweckwidrigen Eifer filosofischer Sektierer und mit einer Hitze, als wenn sie unrecht hätten. Es sind keine Christen, sind Christianer. Lichtenberg

Der Fakir

Die „Berliner Morgenpost" hat unlängst folgendes „Telegramm" ihres Korrespondenten aus London erhalten und veröffentlicht (Nr. 151):

„In London erregt ein junger Inder, Kudabux, großes Aufsehen, der behauptet, daß es ihm nach zehnjährigem Studium und eifriger Konzentration gelungen sei, ohne Augen zu sehen. Vor einer Gruppe von Londoner Universitätsprofessoren und Ärzten wurde sein Gesicht aufs sorgfältigste bandagiert, so daß nach Ansicht von Sachverständigen nicht die geringste Spur von Licht durchdringen konnte. Der Inder vermochte die Sätze, die ein Professor an eine Wandtafel schrieb, sofort zu lesen, ebenso ein Buch, das einer der Wissenschaftler mitgebracht hatte, der aber den Inhalt dieses Buches selbst nicht kannte, um jede Möglichkeit von Gedankenübertragung auszuschalten.

Schließlich erklärte der Inder, daß er mit verbundenen Augen im dichtesten Verkehr ein Auto steuern könne, daß er in der Lage sei, blind Billard zu spielen, zu schießen und jede einzelne Farbnuance zu unterscheiden."

Man merkt, daß wir uns wieder der Saurengurkenzeit nähern.

Nelken am Fenster

Ob am Fensterbrett wir Nelken stehn,
frische Luft und Morgentau zu saugen,
oder braun und blaue Mädchenaugen
durch die Scheiben auf die Gasse spähn;

ob am Fensterbrett wir Nelken blühn,
voll entströmend unsre Duftgesänge,
oder ob der Spinnerinnen Klänge
süß und klangvoll durch die Nacht verglühn;

wessen Geist als Wunderflocken auch
uns verstreute auf die Erdenhügel:
Flocken sind wir von dem gleichen Flügel,
Stimmen sind wir von dem gleichen Hauch.

Christian Wagner (geb. 5. August 1835)

Gefährliches Unterfangen

Als Hans Thoma einmal eine befreundete Dame malen wollte, warnte ihn Trübner: „Tun Sie das nicht! Porträtmalen zerstört die Freundschaft."

Eine Goethe-Anekdote

In einem Wiener Verlag ist eine Sammlung von Goethe-Anekdoten erschienen („Goethe in der Anekdote"), aus der folgendes Stücklein wiedergegeben sei:

„Jena, 10. Juni 1797. Lord Bristol, Bischof von Derry, wollte Goethe über „Werther" eine Predigt halten und sein Gewissen beunruhigen, daß er Menschen sogar zum Selbstmord verleitet habe. „Das ist ein unmoralisches, verdammungswürdiges Buch", sagte er. „Kein Wort weiter!" rief Goethe. „Sprechen Sie etwa so auch zu den Großen dieser Welt, die mit einem Federstrich und den Stilübungen ihrer Diplomaten zu Gefallen Hunderttausende ins Feld schicken, achtzigtausend totschlagen lassen und ihre Untertanen zum Mord, Raub, Notzucht, sogar zum Meuchelmord verleiten? Darüber stimmen Sie ein Tedeum an!"

Kleinigkeiten

Nachkriegsgewinn. Von der bei Scapa Flow versenkten deutschen Kriegsflotte hat die englische Alteisenfirma Cox und Danks mit einem Aufwand von rund zehn Millionen Mark (und entsprechendem Profit) seit sieben Jahren 24 Schiffe gehoben; neun Linienschiffe, die noch auf dem Meeresgrund liegen, sollen ebenfalls demnächst dran kommen. (Ein Kreuzer von 20 000 Tonnen hat einen Schrottwert von etwa einer Million Mark.)

Das neueste Lesebuch. Das „Berliner Tageblatt" (Nr. 353) meldet: „Im Herbst wird in den Schulen der Tschechoslowakei ein Lesebuch über Fliegerschutz eingeführt werden. Dieses ausschließlich für Schulzwecke bestimmte Lesebuch wird den Schulkindern Anweisungen über das Verhalten im Falle eines Fliegerangriffs, über den Umgang mit den Gasmasken und sonstige Verhaltungsmaßregeln geben."

Diplomatisch. Der englische Handelsminister hat bei einer Unterhausdebatte, die dem Haushalt seines Ministeriums gewidmet war, gesagt, daß er sich zu einem „zurückhaltenden Optimismus" bekenne.

Die Leidtragenden. Nach der „Selbsthilfe" (Nr. 25) hat sich eine Hausfrauendelegation im Landwirtschaftsministerium in Washington über die allzuhohen Fleischpreise beschwert und mit einem Käuferstreik aller Hausfrauen der USA gedroht, wenn nicht Abhilfe geschaffen würde. Die Rooseveltsche Landwirtschaftspolitik habe dahin geführt, daß Abertausende von Hausfrauen seit Wochen kein Fleisch, sondern nur mehr Fisch und Gemüse kaufen könnten.

Verkehrssünder-Versammlung. In Pforzheim wurden alle von der Polizei ertappten Verkehrssünder in den Hof der Polizeidirektion geladen, sechzig an der Zahl. Statt der erwarteten gewichtigen Strafpredigt wurde ihnen auf nette, wenn auch sehr überzeugende Weise dargelegt, daß sie in Zukunft die Verkehrsvorschriften unbedingt einzuhalten hätten. Es verlautet, daß sich alle Teilnehmer dankend verabschiedet haben.

Auch ein Mittel. In Agram werden verkehrssündige Automobilisten neuerdings von Polizisten angehalten, die aus allen vier Reifen die Luft heraus lassen und die Autofahrer nötigen, im Schweiße ihres Angesichts die Reifen mit der Handpumpe aufzupumpen.

Holzverbrauch. Über eine Million Fahrscheine werden an jedem Tage von der Berliner Verkehrsgesellschaft ausgegeben. Die BVG ist neben den großen Berliner Zeitungen der größte Papierverbraucher der Reichshauptstadt.

Deutsche Frühtrauben. Im württembergischen Remstal sind nach langwierigen und kostspieligen Versuchen auf dem Osterhof bei Grunbach schon Mitte Juni Treibhaustrauben geerntet worden.

Gut zu Fuß. Die über 80 Jahre alte Frau Hedwig Werner aus Fischbach im Riesengebirge hat von Krummhübel aus die 1600 Meter hohe Schneekoppe erstiegen.

Mehr Radfahrwege! Der Generalinspektor für das deutsche Straßenbauwesen, Dr. Todt, hat gesagt, das Straßenbauprogramm der Reichsregierung wäre unvollständig, wenn es nicht auch den Bau von Radfahrwegen vorsehen würde. Die 15 Millionen Radfahrer würden nicht zu kurz kommen.

Fast amerikanisch. Die Stadt Bernau hat nach der „Berliner illustrierten Nachtausgabe" (Nr. 173) einer neuen Brücke über die Panke den Namen „Bockwurstbrücke" gegeben, weil ein Berliner Bockwurstfabrikant unter dieser Bedingung einen erheblichen Zuschuß zu den Baukosten beigesteuert hat.

Zu dick. Der Magistrat der Stadt New York hat laut „Berliner Morgenpost" (Nr. 180) den Beschluß gefaßt, alle Lehrer an den städtischen Schulen, die ein bestimmtes Maß an Dicke überschreiten, zu entlassen, weil sie durch ihre Erscheinung der Jugend ein schlechtes Beispiel gäben.

Wenn's wahr ist. In Oslo verteilte ein irrsinnig gewordener Bankkassierer ganze Bündel Banknoten unter die Straßenpassanten, und wer sie nicht haben wollte, dem steckte er sie in die Taschen. Am nächsten Tag teilte die Bank den Osloern dankend mit, daß sämtliche verteilten Geldscheine wieder abgeliefert worden seien.

Musikerrache. In einem Wiener Nachtklub hörten die Gäste mit Befremden, daß die Kapelle statt Tanzmusik einen Trauermarsch nach dem andern spielte. Nach dem Grund dafür befragt, erklärten die Musiker, daß sie ihrer Trauer darüber, daß sie seit Monaten kein Gehalt erhalten hätten, musikalischen Ausdruck verleihen wollten.

Blondinen nicht mehr bevorzugt. Maßgebende Filmproduzenten von Hollywood haben erklärt, daß beim Film in Zukunft brünette Frauen den blonden vorgezogen werden sollen, weil nach der neuesten Aufnahmetechnik Brünette bessere Porträts ergeben. Eine Anzahl Filmstars haben daraufhin der Öffentlichkeit schon mitgeteilt, daß sie nur zur Naturfarbe ihres Haares zurückzukehren brauchten, um „zeitgemäß" zu sein.

Schwerer Verlust. Die Bewohner von Maskub, einem Dörfchen bei Sofia, sind untröstlich wegen des Verlustes des siebenfachen Echos, das ihre Berge zurückgaben, ehe es ein neugegründetes Bergwerksunternehmen mit einer Anzahl Sprengungen zerstörte. Weil nun der Fremdenzustrom aus Sofia weg bleibt, soll die Bergwerksdirektion verklagt werden.

Fortschritt. In Alexandrien ist das „erste Kamelrennen der Welt mit Totalisatorbetrieb" vor sich gegangen. Die ersten Persönlichkeiten der Stadt, so berichten die alexandrinischen Zeitungen, seien dabei anwesend gewesen.

Die letzten Buschmänner. Die Buschmänner in Südafrika sterben aus. Die britischen Behörden wollen nunmehr ein paar hundert rassisch unverdorbene Buschmannfamilien im Kalahari-Nationalpark ansiedeln und diese Siedlung zum Schutzgebiet erklären.

Zufluchtsort. Eine Londoner Anwaltsfirma bietet zwei Inseln im Stillen Ozean, die Fanning- und die Washington-Insel, hundert Kilometer von einander entfernt, zum Kaufe an; sie haben beide noch keinen Besitzer.

Versunkene Götter. Beim Untergang des Frachtdampfers „Glory of Cornwall" im Indischen Ozean versanken auch rund zweitausend altindische Götterbilder, die von einem englischen Agenten in Indien aufgekauft worden waren.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 240 18, Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.

Stuttgart, 11. August 1935

16. Jahrgang, Nr. 32

Die Sonntags-Zeitung

Dr.

Als vor einiger Zeit eine große deutsche Industriefirma einen Vorsteher für ihre Buchhaltung und ihre Finanzabteilung suchte, waren dem Ausschreiben in der Zeitung ausdrücklich die Worte beigefügt: „Dr. rer. pol. und Dr. jur nicht erwünscht."

Eine Zeitung widmete damals aus diesem immerhin bemerkenswerten Anlaß dem „Dr." einen kleinen wehmütigen Nachruf. Es sei noch gar nicht lange her, daß in Deutschland, dem „Land der Examina", Handwerksmeister und Kleingewerbetreibende von ihren Lehrlingen den Nachweis der Hochschulreife verlangt hätten; eine Zeitlang habe nicht viel gefehlt, daß man „zum Berufskraftfahrer Diplom-Ingenieur, zum Bankboten Volljurist sein mußte". Es sei durchaus am Platz, daß heute Charakter und Können wieder höher geschätzt würden als äußerliches Wissen, und man könne es begreifen, wenn der übermäßige Drang zu den Hochschulen und ihren Diplomen begrenzt werde. Aber das gehe vielleicht doch etwas zu weit, wenn man als „Dr." von vornherein für eine praktische Tätigkeit in der Wirtschaft als ungeeignet gelte. So etwas sei „nicht sehr schmeichelhaft für das Ansehen, das in der Wirtschaft eine wissenschaftliche Ausbildung — die Ausbildung, die praktische Lehre und Tätigkeit ergänzen soll — genießt".

Dieser letzte Satz ist in seiner unpersönlichen Formulierung — vielleicht absichtlich — nicht so scharf als wenn es geheißen hätte: nicht sehr schmeichelhaft für die Herren Doktoren. Mit diesen hat man in der Praxis offenbar häufig schlechte Erfahrungen gemacht. Warum?

Wir wollen einmal die Frage offen lassen, ob es tatsächlich nun die wissenschaftliche Ausbildung war, der man die Schuld an dem Versagen so mancher Akademiker beizumessen hat; und hiebei gleich den etwas respektlosen Verdacht aussprechen, daß es in sehr vielen Fällen nicht sowohl die wissenschaftliche Ausbildung als vielmehr der Mangel an wissenschaftlicher Ausbildung gewesen sein könnte, der zu Enttäuschungen mit Doktoren geführt hat. In allen den Fällen nämlich, in denen diese bei ihrem Hochschulbesuch weniger die Wissenschaft im Auge hatten als das Diplom, das ihnen später die Türe zu Stellung und Ansehen bei nicht allzuharter Arbeit öffnen sollte.

Die Doktor-Inflation, die nun glücklich zur völligen Entwertung des Doktortitels geführt hat, stammt in gerader Linie von dem deutschen Titel-, Examens- und Berechtigungsfimmel ab, den wir Gott sei Dank heute endlich langsam zu überwinden beginnen. Ihm war es zuzuschreiben, daß Tausende von jungen Menschen von ihren mehr oder weniger zahlungsfähigen Eltern auf die Hochschulen geschickt wurden, nicht um der Wissenschaft willen, die ihnen ziemlich gleichgültig war, sondern um des zauberkräftigen Stempels willen, den man nach so und soviel abgesessenen Semestern erwerben konnte. Tausende und Zehntausende, die nach ihrer geistigen Struktur zur wissenschaftlichen Ausbildung völlig ungeeignet waren, haben infolgedessen „studiert", haben Kolleghefte vollgeschrieben oder gebummelt und dann auf ein Examen geochst, indem sie einen Haufen Zeug auswendig lernten, nach dem sie vermutlich gefragt werden würden. Ihre Doktorarbeiten, mit denen die Befähigung zu selbstständiger wissenschaftlicher Arbeit nachzuweisen war, bestehen, wenn man näher zusieht, ebenfalls aus wiedergekäutem Stoff, aus Anhäufungen von zusammengesuchten Daten, aus breitgewalzten Spezialitäten und literarischen Makartsträußen. Sie sind nach ihrer ganzen geistigen Haltung und auch in ihrer sprachlichen Form oft so unselbständig und dürftig, daß man sich wahrhaftig nicht wundern kann, wenn ihre bemitleidenswerten Verfasser nachher mit ihren Leistungen den „Dr." in Mißkredit bringen, und wenn man es heute begrüßt, daß „Charakter und Können wieder höher geschätzt werden als äußerliches Wissen". Ist es etwa die Aufgabe der Hochschule, „äußerliches Wissen" zu liefern, hat eine Doktorprüfung den Sinn, das Vorhandensein von äußerlichem, d. h. angelerntem Wissen festzustellen?

Aber, so werden wir vielleicht jetzt weiter fragen müssen: wenn man auf der Hochschule wirklich mehr gelernt hat als äußerliches Wissen, wenn man wissenschaftlich denken und arbeiten gelernt hat (auf die Gefahr hin übrigens, nachher wie Faust so klug zu sein als wie zuvor), — ist man dann für die Praxis des Lebens nicht vielleicht erst recht verdorben? Könnte es nicht auch so sein, daß jene Firma keinen Dr. rer. pol. oder Dr. jur. als Buchhalter wünscht, weil sie weiß, daß der Akademiker die Welt „akademisch" ansieht und deshalb für das praktische Leben nicht geeignet ist?

Das ist nämlich die andere, in gewissem Sinn fast noch gefährlichere Art von Doktoren — neben den Pseudodoktoren, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist —, die unser Bildungsbetrieb hervorbringt: die weltfremd gewordenen Theoretiker, die Gelehrtentypen, denen die Wirklichkeit hinter Büchern verschwunden ist und die dem Leben, verwickelt und böse wie es oft ist, mit einer kindlichen Hilflosigkeit gegenüberstehen. Leute, die vor Gelehrsamkeit keinen Nagel mehr in die Wand schlagen können, eignen sich wahrscheinlich noch weniger zu leitenden Posten in der Industrie als einer von jenen fleißigen Durchschnittsbüfflern oder erfolgreichen Examensjongleuren, die sich wenigstens ihren gesunden Menschenverstand gerettet haben oder ihre mangelnde Sachkunde durch eine Portion Menschenkenntnis ersetzen.

Damit kommen wir auf den springenden Punkt bei der akademischen Bildung in ihrem Verhältnis zum „praktischen" Beruf: sie mag am Platze sein, wo sie als Ergänzung der praktischen Lehre und Tätigkeit dient, wie die oben zitierte Zeitung es ausdrückt, aber sie ist nicht imstande, die Praxis zu ersetzen, und sie sollte der Praxis höchstens folgen, nicht ihr vorausgehen.

Unsere ganze Einstellung der akademischen Bildung gegenüber muß revidiert werden; sie geht auf eine Zeit zurück, wo man dem Wissen und „Studieren" mit einer naiven Gläubigkeit gegenüberstand, als ob da Geheimnisse entschleiert und Zauberformeln mitgeteilt würden, deren Besitz den „Akademiker" über den gewöhnlichen Menschen erhöbe. Diese fast abergläubische Einschätzung des Hochschulstudiums spukt immer noch in den Köpfen der Masse, die den Respekt vor dem „Dr." durchaus noch nicht so gründlich verlernt hat wie die Direktoren von Industriefirmen.

Es wäre gut, wenn das Hochschulstudium an keine Reifeprüfung gebunden, sondern jedem Arbeiter ermöglicht wäre, der sich dazu berufen fühlt. Aber dafür dürfte es auf der andern Seite auch mit keinem Berechtigungsschein verbunden sein, der seinem Inhaber mit dem akademischen Grad sonst verschlossene Türen öffnet.

Die Wissenschaft ist für jedermann da; sie sollte kein Privileg irgend einer Besitz- oder Bildungsschicht sein. Aber dazu gehört es dann auch, daß die Beschäftigung mit ihr als zusätzlich betrachtet und aus der Sfäre des praktischen Berufslebens hinausgehoben wird.

In Amerika scheint man diesem Ziele näher zu sein als im alten Europa. Dort findet man dann auch nichts dabei, wenn ein Akademiker einmal mit Hacke und Schaufel tätig ist. Es sollte wahrhaftig keine Schande für ihn sein, gerade weil er „gebildet" ist. ×××

Falsch verstandene Wissenschaft

In einem Artikel „Kleine Psychologie eines Hörsaals" ist in der „Berliner Börsenzeitung" vom 24. Juli u. a. das Bild des neben dem Leben stehenden „Nur-Wissenschaftlers" gezeichnet worden:

„Sie (die Studenten dieser Art) verschlingen die Standardwerke der Wissenschaft („weil man sie gelesen haben muß"), daß man Angst bekommt, sie könnten an der Druckerschwärze ersticken. Dabei wird ihr geistiger Horizont kaum erweitert, eher ihr Gehirn mit alter Wissenschaft geimpft. Diesen Studenten fehlt die Grunderkenntnis „neuer" Wissenschaft: alles Wissen (z. B. geschichtlicher Tatsachen) ist hinfällig, wenn der Wille fehlt, nun auch aus diesem Wissen Anhalt für das Handeln im Leben zu schöpfen. Nicht das Sehen durch die wissenschaftliche Brille ist entscheidend, die Verdauung des Wissens macht es! ... Wir wiederholen: Es kommt nicht darauf an, eine Idee von allen Seiten beleuchten zu können, auf das Erleben kommt es an. Nicht Erkenntnis, sondern Bekenntnis. Was nützt uns das Drehen und Wenden eines Begriffes, das Virtuosentum der Gedankensprünge, wenn von dem schillernden Ursprünglichen nichts als eine zerbrochene Schale übrig bleibt ... Was nützt das ganze „Fachwissen", wenn auch die kleinste Anwendung für das Leben fehlt? Wissenschaft, die ein Überbau des Geistes sein will, ohne mit den Füßen im täglichen Leben zu stehen, ist ein Jonglieren mit Begriffen. Und seit wann zählte das Klimpern mit den Gehirnganglien zur Wissenschaft?"

Die Bildung schafft abgrundweite Entfernungen zwischen den Menschen unter einander; aber diese Entfernungen zu überschreiten, dazu muß jedem Menschen das Recht und die Möglichkeit geboten sein, und nicht zweierlei Bildungsmittel darf es geben, die einen für Unsereinen, die andern für das Volk. Auch zweierlei Wahrheit gibt es nicht: eine, die mir, und eine, die meinem Stiefelputzer frommt. Bertha von Suttner

Es muß endgültig aufgeräumt werden mit der Vorstellung, daß der Akademiker etwas Besonderes sei, und daß ein Beruf, der durch ein Universitätsstudium erworben wird, ein höherer sei. In kürzester Zeit wird diese Vorstellung sowieso der Vergangenheit angehören. Grünberg

Kleine Chronik

Nach einer Äußerung von Staatssekretär Reinhardt werden die Steuereinnahmen des Reichs im Rechnungsjahr 1935 um rund zwei Milliarden Mark höher sein als 1933.

Die Kennzahl für die Kosten der Lebenshaltung ist im Juli mit 124,3 etwas höher als im Vormonat (123,0).

Die Strecke Mannheim-Heilbronn des Neckarkanals ist eröffnet worden.

Der Begründer der deutschen Bodenreform-Bewegung, Adolf Damaschke, ist am 30. Juli im Alter von 70 Jahren gestorben.

Der Völkerbundsrat hat den italienisch-abessinischen Streitfall bis 4. September vertagt. Inzwischen soll die Schlichtungskommission nochmals über den Zwischenfall von Ual-Ual verhandeln, außerdem werden England, Frankreich und Italien über den Konflikt beraten.

Im deutsch-französischen Wirtschaftsverkehr ist ein vertragsloser Zustand eingetreten. Für eine Übergangszeit bis zum 1. Dezember wird Frankreich 70 Prozent des Importes aus Deutschland zur Abtragung von deutschen Zahlungsrückständen verwenden. Das bedeutet aber auch, daß es nur noch 30 Prozent seiner bisherigen Ausfuhr nach Deutschland wird absetzen können.

Die Regierung von Danzig hat den Staatsnotstand erklärt und dem Senatspräsidenten außerordentliche Vollmachten zur Rettung der Wirtschaft vor den Folgen der polnischen Zollverordnung vom 12. Juli erteilt. (Diese Verordnung verhindert die Einfuhr von Waren nach Polen über Danzig.)

In Holland hat eine Regierungskrise, die wegen Unstimmigkeiten über die Währungspolitik entstanden ist, mit einer Umbildung der Regierung geendet; Ministerpräsident bleibt Colijn.

In Kopenhagen sind 40 000 Bauern aufmarschiert und haben der Regierung eine Reihe von Forderungen nach besserem Schutz für die Landwirtschaft überreicht. Die Regierung hat erklärt, die meisten Forderungen seien unerfüllbar. In einer außerordentlichen Tagung berät jedoch der dänische Landtag über Hilfsmaßnahmen für die Landwirtschaft.

Aus technischen Gründen mußte diese Nummer aus einer anderen Schrifttype gesetzt werden.

Die große Linie

Von Hermann Curth

Die Kraft, welche die kapitalistische Wirtschaftsmaschinerie in Gang gehalten hat, war die Idee einer stetigen, unbegrenzten Produktionserweiterung. An der Spitze der kapitalistischen Front standen jeweils Industrien mit dem größten Tempo der Produktionserweiterung, zuletzt die Elektro- und die chemische Industrie.

Kapitalismus und Markterweiterung, Markterweiterung und freie Konkurrenz in die unbekannten, abenteuerlichen Räume neuer Märkte ist ein und dasselbe. Kapitalismus begann als Kolonialpolitik, entwickelte sich zur Handelspolitik der offenen Tür und schloß mit den sich langsam, dann im Weltkrieg plötzlich schließenden Türen der aussereuropäischen Absatzmärkte. In demselben Maße wie die Erde mit ihren Märkten immer bekannter und kleiner, schließlich ganz rund und völlig übersehbar wurde, in demselben Maße schwand bei den kapitalistischen Unternehmern Möglichkeit und Wille zu Expansion und Konkurrenz. Der Kapitalismus wird defensiv.

Nationale Schutzpolitik und nationale Kartellierung versucht zunächst, sich im bisher vernachlässigten Binnenmarkt wenigstens eine Rückendeckung zu sichern. Der Weltkrieg ist von hier gesehen Flucht zugleich vor internationaler Kartellierung und positiver Binnenmarktpolitik — in der Hoffnung, durch die ultima ratio des Krieges noch einmal offene, unbekannte Märkte je für sich zu erringen. Der Versuch mißlingt. Das hochkapitalistische Europa verliert den allzu langen Krieg als ganzes. Die außereuropäischen Märkte emanzipieren sich von Europa durch Schuldabstoßung und Eigenindustrialisierung.

Nach dem Krieg wird eine europäisch-internationale Kartellierung als erstes Mittel der Markterleichterung versucht. Der Versuch mißlingt wiederum im ganzen. Es bleibt nunmehr als letztes Mittel nationaler Wirtschaftssanierung die positive Binnenmarktpolitik, für deren Ingangsetzung der europäische Kapitalismus, der unter der Maxime „Löhne im eigenen Betrieb gleich Unkosten" groß geworden ist, keinerlei Ansatzmöglichkeiten hat.

Es geschieht vielmehr unter der gemeineuropäischen Exportpsychose, für welche Deutschland in der erzwungenen Kapitalausfuhr der Reparationen eine besondere Entschuldigung hat, noch einmal das Gegenteil. Von Amerika, das im Fall der Fordautomobile für eine Weile vermocht hat, das typische Binnenmarktproblem einer Verkoppelung technischer Rationalisierung mit hohen Löhnen zu meistern, wird die Idee der Rationalisierung schematisch übernommen. Der Erfolg dieser letzten Umgehung positiver Binnenmarktpolitik, an welcher die Lohnpolitik der Gewerkschaften nicht unbeteiligt war, ist eine ungeheuerliche Schrumpfung der nationalen Kaufkraft: Deflation und Volksarbeitslosigkeit ... Der kapitalistische Wirtschaftsgeist hat seinen letzten Trumpf ausgespielt und das Spiel offenbar nicht gewonnen ...

Angesichts dieser antikapitalistischen Entwicklung des Weltgeschehens selbst und angesichts der Unmöglichkeit, amerikanische, italienische und russische Methoden unmittelbar zu übertragen, stehen wir heute noch und wieder vor der Schicksalsfrage, wie Binnenmarktpolitik in den hochindustrialisierten und volkreichen Räumen Europas möglich ist. Binnenmarktpolitik nicht der Aus- und Abschließung wegen, sondern um aus eigener Kraft wirtschaftlich und politisch wieder gesund und bündnisfähig zu werden.

*

Das alte sozialistische Wort von der Bedarfsdeckungswirtschaft stellt genau das Problem. Es ist aber solange keine Antwort, als es als allgemeine Idee gegen die höchst konkrete Idee der kapitalistischen Marktwirtschaft steht, mag deren freier Markt im einzelnen noch so fragwürdig geworden sein.

Es ist hier ein Konkretisierungsvorgang notwendig, der sich grundsätzlich nicht auf das Wirtschaftliche beschränken darf, so sehr er auch ökonomisch konstruierbar bleiben muß. Diese Konkretisierung hat eine genaue Parallele aus der Zeit des englischen Übergangs von absolutistischer Staats- und Wirtschaftspolitik zur freieren, individualistischen, bürgerlichen Verfassung im 17. Jahrhundert. In der Verleihung der Bürgerrechte wurde nicht nur als Recht, sondern als manchmal sehr peinliche Pflicht das Budgetrecht eingeschlossen, die Selbstverantwortung des Parlaments, mit den öffentlichen Ausgaben und Einnahmen so hauszuhalten, daß dem englischen Gemeinwesen auf lange Sicht kein Schaden geschehe.

Was hier in England das Budget bedeutet: nicht nur wirtschaftliche, nicht nur politische, sondern moralische Jahresbilanz der öffentlichen Person des bürgerlichen Parlaments vor sich und vor dem Volk, das bedeutet die Planwirtschaft für die Selbstkontrolle und Selbsterziehung des sozialistischen Menschen und für seine Sozialverfassung.

*

Wir erleben heute auf der ganzen Linie eine rückläufige Bewegung zum öffentlichen Leben, das am Ende der bürgerlich-liberalen Epoche fast völlig privatisiert war. . .

Es ist inzwischen in der öffentlichen Meinung und in der deutschen Regierungsbildung klar erkannt worden, daß sich Erweiterung der öffentlichen Wirtschaft und Verwaltung nicht verträgt mit einer Lockerung der Verantwortlichkeiten, wie sie demokratisch-parlamentarische Regierungsformen zunächst im Gefolge haben, daß eine Extensivierung der öffentlichen Aufgaben eine Intensivierung der öffentlichen Verfassung aufs dringendste erfordert. . .

Die Ausdehnung der öffentlichen Wirtschaft, die Notwendigkeit einer positiven Binnenmarktpolitik, die Selbstaufgabe des echten expansiven Kapitalismus sind keine Probleme, sondern schlichte Wirklichkeit. Sie verlangen mit äußerster Dringlichkeit nach einer Verfassung, die

Planung und Rat, Initiative und Exekutive, Führung und Gefolgschaft in ein System echter Verantwortlichkeiten aufeinander paßt. Dieser Verfassungsbau ist unaufschiebbar. Daß eine gehörige Portion Sozialismus zu ihm gehört, und daß dieser Sozialismus weder requisitorischer Gefühlssozialismus, noch reiner Diktatursozialismus sein kann, ist im Grunde überall durchgedrungen. . .

*

Es rundet sich im deutschen Denken langsam die Idee einer Staats- und Volkspolitik, die das Können, die freie Zeit, die Anständigkeit wieder mit ruhigem Gewissen an die Stellen setzt, die bei uns im Verfallstadium einer an sich großen Entwicklung äußere Macht, äußerer Erfolg, äußere Beziehungen eingenommen hatten. . .

Je nachdem

In einem Artikel „Pour le roi de Prusse" sagt Josef Winschuh in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" (vom 4. August) über die unternehmerische Haltung mancher Männer der Wirtschaft:

„Erstaunlich ist noch oft die private, individualistische Einstellung, mit der die Konjunktur genutzt, die heutige Wirtschaftspolitik gemessen und Anforderungen oder Auflagen kritisiert werden. Man läßt sich die Staatskonjunktur gefallen, schöpft aus ihr möglichst viel Rentabilität und identifiziert sich gern mit ihrem Aufstieg. Aber wenn die selbstverständlichen Schwierigkeiten auftauchen, nimmt man Abstand und trifft „private" Zukunftssicherungen, als ob man aus diesem Konjunkturschiff aussteigen könne, wenn es auf ein Riff läuft. Überhaupt kann man oft feststellen, daß man der Konjunktur mit einer doppelten Moral und Logik entgegentritt. Was die Einnahmenseite und Preiswünsche anlangt, möchte man die Staatskonjunktur als „normale" Konjunktur behandeln, was Investierungen, Reservenbildung und Vertrauen in die Zukunft anlangt, als anormal. Man übersieht dabei, daß dem Staat, der die Konjunktur geschaffen hat, natürlich auch in erster Linie die Gewinne und Reserven der Wirtschaftsbelebung zur Verfügung stehen müssen. Man würdigt nicht genug, daß er bereits im Begriff ist, ein System aufzubauen, das die Konsolidierung der von ihm aufgenommenen Schulden sichert und sich dabei durch eine besonders intensive, besonders sachverständige Findigkeit im Aufspüren und Heranholen aller möglichen Finanzquellen auszeichnen wird."

Kriegsgewinnler

Der amerikanische Senatsausschuß zur Untersuchung des Munitionsgeschäfts, dem die Welt niederschmetternde Enthüllungen über Triumfe der Profitsucht während des Kriegs verdankt, hat neuerdings auch die Haltung der Schiffsbauunternehmer im Weltkrieg als „geradezu schimpflich" bezeichnet, denn sie hätten mit zynischem Egoismus in ihre eigenen Taschen gearbeitet. Infolgedessen habe die Bundesregierung an die privaten Werften pro Schiff häufig ein bis zwei Millionen Dollar mehr bezahlen müssen, als an die Werften der Kriegsmarine. Man sei auch dahinter gekommen, daß die großen Schiffsbaugesellschaften bei den Wettbewerben um die Aufträge im heimlichen Einverständnis die Preise hochgehalten hätten.

In Italien ist ein staatliches Einfuhrmonopol für Kohle, Koks, Kupfer, Zinn und Nickel geschaffen worden. Träger des Monopols ist die Staatsbahn. Die Kriegsindustrie wird gemeinwirtschaftlich organisiert und einem Heeresmaterial-Beschaffungsamt unterstellt.

Die Türkei bietet in Oesterreich und Ungarn türkische Kohle gegen Fertigfabrikate an.

Schiene und Straße

Zu dem Aufsatz von Fritz Werkmann über „Schiene und Straße" (S.-Z. Nr. 29) schreibt uns ein Leser, der ebenfalls gehört werden soll:

„Eines hat Werkmann bei seinem Eintreten für die Straße als Schauplatz des Nahtransports und des Stückgutverkehrs zu erwähnen vergessen, was vorläufig noch zugunsten der Schiene spricht: daß unsere Straßen für den Autoverkehr, namentlich die schweren Lastzüge, nicht gebaut sind. Die alten Landstädtchen drohen oft schon unter den Erschütterungen durch diese Kolosse einzufallen. Und die Unglücksfälle auf den Straßen, die eben leider auch von Menschen und Tieren benützt werden müssen, sind hundertmal so hoch als die auf der Schiene, die nur einem Verkehrsmittel zu dienen hat. Und dann: der Krach! Das Auto wird trotz Asfaltstraßen eine immer größere Plage für den Provinzler; die Eisenbahn dagegen stört kaum jemand. Werkmanns Urteilsspruch für das Auto und gegen die Eisenbahn setzt voraus, daß für die Autotransporte besondere Straßen gebaut werden."

Der Islam

Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts und in erhöhtem Maße seit dem Weltkrieg sind alle islamitischen Völker in Bewegung. Der Islam erwacht und bringt nicht nur seine Heimatvölker in Aktion, er unterhält auch Gesellschaften in allen übrigen Weltteilen. Es besteht in England die Western Islamic Association, in Hamburg die Union pour la libération de l'Islam und der Afrika-Verein, in Wien der islamische Kulturbund; in den holländischen Kolonien sind Aktionskomitees verstreut. Mit all diesen Zentralen will der Islam nicht nur seine Religion verteidigen, sondern sie auch werbend unter anderen Völkern verbreiten. Die Anhänger der Bewegung sind heute so weit, von der Überlegenheit des Islam über das Christentum zu sprechen. Sie glauben an den baldigen Zusammenbruch des Abendlandes und predigen die neue Vorherrschaft der islamischen Welt.

In ihren Aktionen unterscheiden sie klug zwischen rein religiösen und kulturellen Bestrebungen und solchen politischer Art. Ihr Endziel ist: beide zu vereinigen, um einen panislamitischen Zusammenschluß zu erreichen. Dieses Ziel, das drei- oder vierhundert Millionen in Bewegung setzen würde, ist allerdings durch die gegebenen Verhältnisse noch in weite Ferne gerückt. Es hat durch den Zusammenbruch der alten Türkei seinen eigentlichen Zentralkern verloren. Die neue Türkei Mustafa Kemal Paschas hat keineswegs die Sympathien der Bewegung, einerseits wegen der Aufhebung des Kalifats in Konstantinopel und andrerseits wegen ihrer engen politischen Anlehnung an das bolschewistische Rußland.

Inzwischen sind andre Zentren entstanden, die sich energisch für die Erneuerung des Islam einsetzen. Die religiösen Fanatiker haben ihre Hauptstützpunkte an der muselmanischen Universität El Azhar in Kairo, an den Universitäten in Fez und Damaskus. Dort haben die „Ulamas" begonnen, die alte Lehre, frei von Konzessionen, als hartes Instrument der Glaubensgemeinschaft wiederherzustellen. Sie verlangen die wörtliche Befolgung aller Koranvorschriften, propagieren die Zurückziehung der Kinder aus den Missionsschulen, die Enthaltung von Alkohol und Spiel. Sie betrachten den Koran auch als Rechtsgrundlage ihres Zusammenlebens und sagen den juristischen Konstruktionen des Westens schärfsten Kampf an.

Unterstützt wird die religiöse Wiederbelebung durch die Politik der mehr und mehr unabhängigen Länder, von denen der Irak (bisher englisches Mandat) und das Königreich Hedschas bereits international anerkannt sind. Irak ist heute selbstständiges Völkerbundsmitglied. Hedschas unterhält schon eigene auswärtige Vertretungen. Besonders letzteres, das Königreich Ibn Sauds, des Beherrschers der Wahabiten, vertritt streng die orthodoxe Lehre und kommt den Ulamas weit entgegen. Seit Ibn Saud seine Herrschaft auch über Mekka ausgedehnt hat, ist die Möglichkeit eines arabischen Kalifats nahegerückt, dessen Ausstrahlungen über Syrien, den Libanon und Irak hinausreichen würden. Man kann schon von einem arabischen Imperialismus sprechen, der die kulturelle Einheit von 70 Millionen Menschen nahezu vollendet hat. In Kairo, Damaskus, Jerusalem und Bagdad wird an Stelle der alten Dialekte eine moderne arabische Sprache auf klassischer Grundlage geschaffen. In den Schulen, die diese Sprache lehren, ist seit dem Weltkriege die Schülerzahl um das Drei- bis Sechsfache gestiegen. Die Schulen wirken im ganzen Bereiche Ägyptens, Syriens, Libanons, Iraks und Irans (Persiens).

Das Schwergewicht dieser Einheit beweist ihren Rang in den politischen Verwirrungen der neueren Zeit. Mussolini unterhält enge Beziehungen zum Hofe Ibn Sauds, um ein Gegengewicht gegen Englands Position am Suezkanal zu haben. Italien versucht auch die Unzufriedenheit mit dem Kaiser von Abessinien, der als Christ den Islam unterdrückt, für seine Zwecke auszunutzen. Das hindert allerdings die afrikanischen Mohammedaner nicht, den ausbrechenden Konflikt als Zeichen der Verwirrung der europäischen Mächte zu begrüßen. Sie stützen ihre Hoffnungen auf ihre zahlreichen Anhänger in Marokko, Algerien, Tunis, Lybien, ja weiterhin in Jugoslawien, wo 1,3 Millionen Muselmanen wohnen, ebensoviel wie in Albanien, Bulgarien und Rumänien.

In Nordafrika tritt die islamitische Bewegung hauptsächlich als nationalistische Unabhängigkeitsbewegung in Erscheinung. Dort leben eine Million Franzosen unter zwölf Millionen Eingeborenen. Die Franzosen haben es bisher verstanden, die Bevölkerung durch den Gegensatz zwischen Berbern und Arabern in Schach zu halten. Das vorher blühende Land ist aber durch die Wirtschaftskrise vollkommen in Verfall geraten, und so haben die nationalistischen Bestrebungen unter dem Einfluß der sozialen Zerrüttung starkes Oberwasser bekommen. In Tunis kursieren große Mengen umstürzlerischer Zeitungen, denen bisher mit keinem Verbot beizukommen ist. Im September 1934 kam es schon zu ernsten Unruhen, über die Meldungen in der Presse unterdrückt wurden.

Im weiteren Asien ist der Islam ebenfalls erwacht. In Sinkiang, zwischen Tibet und russisch Turkestan, ist die Bevölkerung in der Mehrheit mohammedanisch; die Hälfte spricht sogar arabisch. Wegen der Expansionsgelüste der Sowjet-Union wird die mohammedanische Unabhängigkeitsbewegung hier von England lebhaft unterstützt. Gleichzeitig ist aber eine den Engländern recht unbequeme „großmohammedanische Nationenbewegung" entstanden, die über die Mohammedaner in Indien hinweg Fühlung mit Afghanistan, Iran und Irak hat und so den Ring zum Mittelmeer wieder schließt.

Die Einheit des ganzen Bereiches scheint fast unerreichbar. Und doch hat schon im Jahre 1931 in Jerusalem eine islamische Weltinternationale getagt, die eine scharfe Resolution gegen den Imperialismus der Westmächte verfasste.

Auch die islamitischen Völker sehen immer klarer, daß sie Ausbeutungsobjekte sind, und entwinden sich einer „Kultur", die ihnen nur Ketten zu bringen imstande ist.

Ernst Pfau

Panislamismus

Der italienische Diplomat Graf Carlo Sforza hat unlängst in einem Aufsatz in der „Revue Bleue" (Paris) geschrieben, es gäbe keine akute panarabische oder panislamitische Gefahr; auf das Geschwätz in den Cafés von Damaskus, wonach es sich dabei um eine der gewaltigsten Bewegungen der nächsten Zukunft handeln müßte, brauche man nicht zu hören. Es fehle seit dem Tode des Emirs Faisal die Persönlichkeit, der eine Einigung der mohammedanischen Welt gelingen könnte.

Wie stark aber diese Welt doch über alle Grenzen hinweg verbunden ist, geht aus folgender Anekdote hervor, die Graf Sforza von sich erzählt: „Als Gesandter in China 1911 war ich zur Jagd in der Mongolei. Weit entfernt wohnende mohammedanische Stämme hatten von dem Dasein meines Zeltlagers entsprechend aufgebauschte Nachricht erhalten und rüsteten sich nun zu einem Strafzug gegen den Gesandten eines Landes, das es gewagt hatte, dem Kalifen den Krieg zu erklären. Der Waichiao-pu flehte mich tief erschrocken an, nach Peking zurückzukehren. Ich begnügte mich damit, von meiner Gesandtschaft zwanzig Karabinieri und ein Maschinengewehr kommen zu lassen; daraus wurde durch mündliche Nachrichtenübermittlung eine Armee, und die Mohammedaner fühlten sich zur Umkehr bewogen, nicht ohne auf ihrem Wege arme chinesische Dörfer gehörig zu plündern, die wohl keine Ahnung davon hatten, daß sie für die Landung von Italienern in Tripolis und Bengasi büßen mußten . . ."

Das Examen

In Melbourne, erzählt die „Selbsthilfe" (Nr. 30), hatten sich neun Professoren der dortigen Universität bereit erklärt, sich nochmals der Reifeprüfung zu unterziehen, die an einer Anstalt in Melbourne abgehalten wurde. Gleichzeitig mit den Herren Professoren standen 20 Schüler im Examen. Während von diesen 19 die Prüfung bestanden, genügte von den Professoren nicht ein einziger den Anforderungen der Prüfungskommission. Es zeigte sich, daß die Gelehrten zwar in ihren Fächern über ein außerordentliches Spezialwissen verfügten, auf anderen Wissensgebieten jedoch vollständig versagten.

Mit andern Worten: die Universitätsprofessoren, die mit achtzehn oder zwanzig Jahren sicherlich auch einmal die Reifeprüfung bestanden hatten, wahrscheinlich sogar mit Auszeichnung, hatten inzwischen von dem Kram, den sie jetzt wieder abgefragt wurden, das Meiste vergessen. War es also wirklich nötig gewesen, daß sie ihn damals in ihre Gehirne preßten?

Die gute Partie

Von Sebastian Blau

Mein Freund hieß Rudi Beck. Er hatte einen Onkel, der war Amtsrichter und noch ledig. Als im Sommer meine Base Helene in Niedernau das Kochen lernte, kam dieser Onkel fast jeden Sonntag auf Besuch.

Meine Mutter sagte einmal: „Das ist eine dicke Freundschaft, da wird man bald gratulieren dürfen." Dabei deutete sie mit dem Kopf auf die Straße hinunter, wo Tante Lina und Frau Beck beieinander standen. Sie würde sich nicht so verkuppeln lassen, sagte meine Schwester.

An einem Sonntag nach der Kirche fragte mich mein Freund, ob wir heute auch nach Niedernau gingen, sein Onkel sei da. Ich wußte es noch nicht.

Beim Mittagessen fragte ich. Ja, sagte meine Mutter, und ob ich wieder nicht mitwolle?

Man traute dem Wetter nicht, der Tanz fand deshalb in Niedernau im Saal statt. Gleich als wir die Freitreppe heraufkamen und hineingingen, entdeckte ich meinen Freund. Er saß mit seiner Mutter und seinem Onkel ganz hinten an einem Ecktisch. Auch Tante Lina und Onkel Robert mit der Helene saßen dabei. Rudi sah mich gleich, er blinzelte aber nur herüber. Die Andern merkten es; auf einmal sahen alle her, und Tante Lina winkte uns. „Das ist nett, daß ihr auch kommt", sagte sie. Frau Beck sagte: „Frau Obersekretär, darf ich Ihnen meinen Bruder vorstellen — Herr Amtsrichter Lauer — Frau Obersekretär Blau — ihre Tochter — und das ist der Kleine." Sie zeigte auf Alle und mir strich sie übers Haar. Ich mußte Herrn Lauer die Hand geben.

Er hatte ein dickes Gesicht mit roten Schmissen. Sein Stehkragen war so hoch, daß er ihm in den Hals hineinschnitt, und der Scheitel, den er in der Mitte hatte, lief über den ganzen Kopf weg, fast bis hinunter in den Kragen. Wenn Herr Lauer etwas sagte, bekam er einen schiefen Mund.

Ich durfte neben meinen Freund sitzen, und wir machten gleich aus, daß wir nachher weggehen wollten. Im Lauf der Unterhaltung fragte meine Mutter die Helene, was sie denn schon alles kochen könne. Und Helene zählte auf.

„Fabelhaft, da kann mal Ihr Zukünftiger lachen, Fräulein Helene." Als Herr Lauer das gesagt hatte, lachte er. Und Tante Lina setzte hinzu: „O ja, meine Helene wird eine tüchtige Hausfrau." Die Helene bekam einen roten Kopf und sagte, sie würde einmal ihrem Mann jeden Tag seine Leibspeise kochen. Darauf hob ihr Herr Lauer sein Glas entgegen, ohne etwas zu sagen. Er sah sie nur von unten herauf ganz fest an, und Helene verzog den Mund, als hätte sie etwas Süßes darin.

Im Tanzsaal stimmten sie die Geigen. An den Tischen standen die jungen Herren auf. Jetzt mußten die Mädchen aufpassen, daß sie nicht sitzen blieben. Aber da kam schon einer. Es war der Herr Seitzer, der mit meiner Schwester in die Tanzstunde ging. Mit einer Verbeugung sagte er: „Fräulein Blau, darf ich bitten?" Bis meine Schwester aus ihrem Perlbeutel das Taschentuch herausgenommen, geschwind an ihrer Frisur herumgezupft und das Kleid glattgestrichen hatte, so lange mußte Herr Seitzer sich von unserem Tisch anschauen lassen.

„Wer ist denn das?", fragte Tante Lina, als er weg war. „Das ist der Herr Seitzer, ein netter Mensch." Frau Beck wollte wissen, was er sei. Bankbeamter, sagte meine Mutter. Frau Beck machte ganz erstaunt: „Sooo!" Aber meine Mutter tat, wie wenn sie es nicht gehört hätte.

Jetzt erhob sich auch Herr Lauer. Er schlug die Absätze aneinander und sagte etwas her. Die Helene nickte freundlich mit dem Kopf und ging mit ihm per Arm in den Tanzsaal. Tante Lina schnaufte auf. Sie hatte es nämlich auf dem Herz.

Endlich ließ man auch uns weg. Zuerst sahen wir im Tanzsaal zu. Die Paare spazierten eingehängt herum, manche Mädchen hatten Fächer. Es war heiß. Die Herren mußten so schwitzen, daß die gestärkten Kragen weich wurden, besonders wenn sie mit einer Dicken tanzten. Jedesmal, wenn meine Schwester vorbeitanzte, stupften wir sie. Herr Seitzer lachte, aber meine Schwester bekam eine Wut.

Herr Lauer tanzte mit der Helene. Weil er schon ein älterer Herr war, lief er im Gesicht an. Beim Walzer standen die beiden Schwänze seines Spenzers steif hinaus, und um der Helene das schöne Kleid nicht zu verschwitzen, hielt er sein Taschentuch hin.

Nach einem Rheinländer kam Herr Seitzer zu uns her. Er sagte, wenn wir brav wären, bekämen wir eine Zigarette. Wir verschwanden. Am Katzenbach suchten wir einen Platz hinter Gebüsch, wo man uns nicht erwischen konnte. Dort haben wir sie miteinander geraucht. Sie war stark, aber es hat uns nichts gemacht. Damit man es nicht merkte, gingen wir nachher an den Sauerbrunnen und spülten uns den Mund aus, ganz lang. Zwischendurch hauchten wir einander an.

Er wisse etwas, sagte auf einmal Rudi, aber er dürfe es mir nicht sagen. Ich riet und bekam es schließlich auch heraus. Ist es wegen der Helene und deinem Onkel? Ja, das meinte er, und das wäre fein, weil wir dann miteinander verwandt seien.

Am Tisch wollten sie wissen, wo wir so lang gewesen seien. Natürlich logen wir, sie haben aber nichts gemerkt. Die Mädchen tanzten jede Tour, die Helene immer mit Herrn Lauer. Einmal kam ein anderer Herr an unsern Tisch und wollte die Helene engagieren. Da sah Herr Lauer zur Decke hinauf, lehnte sich zurück und trommelte mit den Fingern auf das Tischtuch. Und Helene sagte schnippisch, wie wenn man sie beleidigt hätte: „Danke." Ich sah, daß der Herr eine Wut bekam, er sagte aber nichts und ging. Ich hätte mich gefreut, wenn er ihr eine heruntergehauen hätte. Hinterher sagte Helene, so was sei eine Frechheit, sie tanze doch nicht mit jedem Ladenschwengel. Jetzt kam Herr Lauer wieder näher und hörte auf zu trommeln. Dann sah er die Helene fest an.

Als Herr Lauer später von seiner Studentenzeit erzählte, von Kneipen und Mensuren, von Bundesbrüdern und wie sie ausgeritten seien, da paßte die Helene auf wie in der Schule. Es kamen viele merkwürdige Wörter vor, die ich nicht verstand. Auch Tante Lina verstand nicht alles und sie fragte ihn, was das sei: ein „A.H." und ein „B.C." Es ärgerte die Helene, daß ihre Mutter so ungebildet war, und sie warf ihr einen bösen Blick zu. Was sie sonst noch alles gesprochen haben, weiß ich nicht, ich habe nicht mehr aufgepaßt.

Mittlerweile war es dunkel geworden, Zeit zum Heimgehen. Onkel Robert zahlte alles, obwohl er sonst nicht so splendid war: den Kaffee und den Kuchen und auch den Wein und die Zigarren von Herrn Lauer. Man brach auf. Die Helene wollte uns bis zum Bahnhof begleiten. Sie müsse nur noch rasch ihren Mantel vom Zimmer holen, weil sie so leicht angezogen sei, und weil man sich

Das Ende der Arbeit

Jeder Aufwand an Energie wird von der Wissenschaft als „Arbeit" bezeichnet. Im volkstümlichen Sinne ist Arbeit eine Art menschlicher Tätigkeit, die etwa von der „Beschäftigung" unterschieden wird.

Arbeit ist Muß und Pflicht. Die Maschine beschäftigt sich nicht, sondern sie arbeitet, ebenso wie das Last- und Zugtier, ebenso wie der Mensch unter dem unausweichlichen Zwang der Verhältnisse.

Wird die Tätigkeit, die man für gewöhnlich Arbeit nennt, freiwillig übernommen und mit Lust getan, so wird sie zur Beschäftigung.

Denn Beschäftigung, das ist freies Spielenlassen der Kräfte, wie es besonders beim Sport und bei Liebhabereien in Erscheinung tritt. Oft wird dabei die Beschäftigung viel intensiver und mit größerem Kraftaufwand betrieben als wenn sie Arbeit wäre.

✦

Ohne Arbeit kann und möchte jeder normale Mensch leben. Nicht aber ohne Beschäftigung.

Dies hat im Laufe des hinter uns liegenden Werdegangs dazu geführt, daß die zur Erhaltung der Menschheit erforderliche Tätigkeit mehr und mehr aus Arbeit in Beschäftigung umgewandelt wurde.

Das allgemeine wenn auch oft unbewußte Streben, die Arbeit von den menschlichen Schultern abzuwälzen, äusserte sich in der Indienststellung der Naturkräfte. Zu deren Ausnutzung sind schließlich die Maschinen erfunden worden. Diese sind heute soweit entwickelt, daß sie geeignet erscheinen, den größeren und unangenehmeren Teil aller Arbeit zu übernehmen.

Menschen und Maschinen vereint arbeiten bereits so viel, daß die Welt mit Gütern aller Art überfüllt erscheint, trotzdem wir erst am Beginn der Technisierung stehen.

Würde man den Technikern freie Hand geben, so wären in absehbarer Zeit die Menschen ohne Arbeit und könnten sich völlig nach Gutdünken beschäftigen, ohne daß ein Mangel an irgendwelchen Gütern eintreten würde.

✦

Aufgehalten wird diese Entwicklung durch den Umstand, daß man die Verteilung der hergestellten Güter immer noch an den Nachweis vorher abgeleisteter Arbeit knüpft: ein Verteilungsmodus, der nur solange einen Sinn hatte, als Mangel an Gütern bestand.

Gefördert wird die Entwicklung durch den andern Umstand, daß infolge des Fortschritts der Maschinisierung die Gesamt-Lohnkaufkraft immer weniger ausreicht, die maschinell erzeugten Güter abzunehmen. Weiterhin dadurch, daß der Ausweg „Export" sich allmählich verschließt; und schließlich muß die Maschinisierung notwendig Fortschritte machen, weil die Maschinenindustrie nicht stillgelegt werden kann.

Dieser Sachverhalt ist offenkundig. Aber man verharrt in der sich immer mehr zuspitzenden Situation, weil man offenbar fürchtet, nach Fortfall jenes eisernen Muß, das im Lohnsystem gegeben ist, könnte kein Antrieb mehr vorhanden sein, der die Menschen zu wirtschaftlicher Tätigkeit anhält.

Dem widerspricht aber die Tatsache, daß man im Sport, einer reinen „Beschäftigung", bereits weit größere und schwierigere Leistungen vollbringt als in der Arbeit, — ohne jeglichen Lohn.

✦

Allem Anschein nach ist der Sport mit seinem antreibenden Wettkampfsystem ein Vorläufer des Arbeitssystems von morgen.

Bereits gewinnt der Wettkampfgedanke in den neueren Staatssystemen auch auf dem Gebiet der Arbeit an Boden. Man kann das Akkordwesen theoretisch als einen Vorläufer einer Arbeitsordnung ansehen, die im Reichsberufwettkampf schon greifbare Formen annimmt.

Nähert sich die Berufsarbeit dem Sport, so wird der Unterschied zwischen Arbeit und Beschäftigung eingeebnet, indem Sportsleute und Liebhaber aus ihrer ursprünglich freiwilligen Beschäftigung eine berufliche Tätigkeit werden lassen.

Es ist nicht einzusehen, warum man Weltrekorde nur im Laufen, Schwimmen usw. soll aufstellen können und nicht ebensogut in anderen, wichtigeren Zweigen menschlichen Tuns, wie im Pflügen, Baumfällen usw. Zumal man sich hier ebensogut der Maschinen bedienen kann, wie bei den Fortbewegungsrekorden mit Kraftfahrzeugen.

Vielleicht ist dies der Weg, den die Entwicklung einschlagen wird: Erhebung der Arbeit zum sportlichen und ehrenvollen Wettkampf zwischen Arbeitsdienstmannschaften mit ihren Maschinen. Die zunehmende Neigung der jungen Menschen, sich sportlich zu betätigen und Tätigkeiten sportlich zu verrichten, könnte darauf hindeuten. Ebenso die Neigung, sich in Formen zu organisieren, die wir mangels anderer Bezeichnungen als militärisch kennzeichnen.

Auf der anderen Seite hat das Lohnsystem seine Antriebskraft durch die fortschreitende Sozialversicherung und die Übernahme der Existenzgarantie durch die Allgemeinheit bereits weithin eingebüßt.

Die früher selbstverständliche Auffassung, daß die Arbeit um des Lohnes willen geschähe, wird einer neuen Auffassung Platz machen, wonach die Arbeit ein ehrenvoller Dienst ist.

Damit aber wird die Arbeit allmählich aufhören, Arbeit im hergebrachten Sinne zu sein. Sie wandelt sich zu freiwilliger, lustvoller Beschäftigung.

German Gerhold

Die Maschine

Aus einem Artikel „Ingenieur, Technik und Publikum" von Konrad Köhn in der „Berliner Börsen-Zeitung" (Nr. 127):

„Wenn auch in einzelnen Fällen gegen die Auswertung von Erfindungen eingeschritten werden mußte, die sich wegen der damit verbundenen Freisetzung unverhältnismäßig vieler Arbeitskräfte (z. B. maschinelle Zigarrenherstellung) als Fluch der Menschheit auszuwirken drohten, so kann man doch heute mit Genugtuung feststellen, daß die Psychose mit volkswirtschaftlicher Sachkenntnis nicht beschwerter Maschinenstürmer . . . überwunden ist. . .

Greifen wir ein besonders charakteristisches Beispiel heraus. Die Abraumförderbrücke im Braunkohlenbergbau macht gewiß zahlreiche Handarbeiter entbehrlich; demgegenüber schafft aber erstens die Konstruktion solcher Mammutgeräte zahlreichen Volksgenossen auf Jahre hinaus Arbeit und Verdienst, und zweitens wird mit Hilfe der Förderbrücke überhaupt erst der Abbau von Braunkohle ermöglicht an Stellen, wo die ungünstigen Deckgebirgsverhältnisse Freilegung und Abbau der Braunkohlenfelder von Hand absolut unmöglich machen würden. Die Rückwirkungen der Gestehungskosten auf Verkaufspreis und Absatz eines so wichtigen Rohstoffs wie Braunkohle können hier nur angedeutet werden. Im übrigen müssen u.U. die Nachteile einer Maschine, die Arbeitskräfte freisetzt, abgewogen werden gegen die nationalwirtschaftlichen Gewinne, die eine Ausfuhrsteigerung (Devisenversorgung) infolge verbilligter Gestehungskosten des mit dieser Maschine hergestellten Erzeugnisses mit sich bringt."

Es wird eine Zeit kommen, in der man auch einen Fortschritt wie die maschinelle Zigarrenfabrikation nicht als „Fluch" sondern als Segen empfindet.

Die Arbeitszeit des Bauern wird heute in Deutschland durch Maschinen um 10 bis 15 Prozent gekürzt, während der Saat- und Erntezeit sogar um 60 bis 70 Prozent. Bei Abschaffung der Dreschmaschine würden sich die Gestehungskosten des Getreides um etwa 20 Prozent erhöhen.

Tunnel-Pläne

Japan-Korea

Wie eine Klammer legt sich das japanische Inselreich um das ostasiatische Festland. Ein Stück des Kontinents nach dem andern besetzen japanische Truppen; nach der Mandschurei, Dschehol und den Nordprovinzen Chinas wird jetzt die bisher unter sowjetrussischem Einfluß stehende Äußere Mongolei in Angriff genommen. Kein Wunder, daß immer wieder der Plan auftaucht, eine direkte Verbindung des Inselreiches mit dem Festland zu schaffen. Die Verbindung soll in einem Tunnel bestehen, und der Tunnel soll auf der südlichsten der großen japanischen Inseln, auf Kiuschiu, beginnen und an der Südspitze der Halbinsel Korea endigen. Seine Länge würde rund 150 Kilometer betragen. Er wäre also etwa fünfmal so lang wie der Tunnel Calais-Dover, über den von berufener und unberufener Seite schon viel debattiert worden ist, ohne daß er bis jetzt in Angriff genommen worden wäre.

Anscheinend wird der längere Tunnel, der zwischen Japan und Korea, zuerst Wirklichkeit werden. Mit dem Bau ist zwar noch nicht begonnen worden, aber 1,5 Milliarden Yen sollen bereitgestellt sein. In zehn Jahren soll er dem Verkehr übergeben werden. Wahrscheinlich wird er nicht nur aus einer Eisenbahnlinie, sondern auch aus einer Autostraße bestehen. Er wird nicht nur im Frieden dem Verkehr Japans mit dem Festland dienen, sondern auch im Kriegsfall als ein von Feinden unangreifbarer Übergang von großem Wert sein. Denn man darf nicht vergessen, daß, so lange in Wladiwostok einige hundert Flugzeuge stationiert sind, der Verkehr zwischen den Inseln und dem Festland nicht ganz einfach von statten gehen wird.

Europa-Afrika

Ein anderer Tunnel, der die Fantasie der Menschen auch schon viel beschäftigt hat, ist in den vergangenen Monaten aus dem Stadium des Projekts in das der Wirklichkeit übergegangen: der Tunnel von Gibraltar. Das Kapital für den Bau ist gesichert, der erste Spatenstich ist getan, schon in vier Jahren wird man (vorausgesetzt, daß nichts dazwischenkommt) ohne Umsteigen im Schnellzug von Paris nach Marokko fahren können.

Der Tunnel wird nicht an der schmalsten Stelle der Meerenge gegraben werden (vermutlich weil sonst der Eingang den Geschützen der Festung Gibraltar zu nahe läge), sondern im westlichen Teil der Meerenge. Seine Länge wird deshalb rund 30 Kilometer betragen. Er wird etwa 400 m unter dem Meeresspiegel liegen. Da die Bodenverhältnisse gut sein sollen, werden die Grabungen den heutigen technischen Hilfsmitteln keine allzugroßen Schwierigkeiten machen.

An dem Bau ist viel französisches Kapital beteiligt; denn Frankreich hat an dem Tunnel mindestens ebensoviel Interesse wie Spannien. Frankreich rechnet mit einer Fortsetzung der Eisenbahnlinie in Marokko bis zum Anschluß an die französische west-östliche Linie Casablanca-Algier-Tunis und an die geplante nord-südliche Transsaharabahn; der Tunnel würde also Frankreich eine direkte Eisenbahnverbindung mit seinem nordfranzösischen Kolonialreich bringen.

Auch den Plan dieses Tunnelbaus hat der Gedanke an den Krieg, „den Vater aller Dinge", gefördert: die Eisenbahnlinie unter der Meerenge von Gibraltar würde es gestatten, schwarze Truppen von Afrika ungefährdet auf schnellem Wege nach Frankreich zu transportieren — vorausgesetzt, daß das neutrale Spanien die Beförderung durch spanisches Gebiet gestattet. Diese Voraussetzung zu schaffen, würde Aufgabe der französischen Diplomatie sein.

Helmut Reichert

Wir müssen nicht verlangen, daß die großen Ziele, die wir anstreben, gerade bei unseren Lebzeiten erreicht werden.

Bismarck

Die schönsten der in der Sonntags-Zeitung im Laufe der letzten Jahre erschienenen

Idyllen

von

Ottilie Häussermann

werden auf Weihnachten als hübscher Band gesammelt herauskommen, wenn genügend viele Vorausbestellungen einlaufen. Die Vorausbesteller (Subskribenten) erhalten 20 Prozent Rabatt auf den Ladenpreis, der je nach der Anzahl der Bestellungen 2 bis 3 Mark betragen wird; für sie kostet das Bändchen also höchstens 2,40 Mark.

300 Subskribenten sind nötig, damit der Verlag der S.-Z. die Herausgabe wagen kann. Etwa 100 haben sich bis jetzt gemeldet. Wir bitten um weitere Bestellungen.

Der Verlag der S.-Z.
Schairer

---

in der kühlen Abendluft erkälten könne. Wir sollten einstweilen vorausgehen. Natürlich, sagte Herr Lauer, er werde auf Fräulein Helene warten, sie kämen bald nach.

Man ging durch den Wald, wenn auch dieser Weg weiter war, als der durchs Dorf. Aber schöner sei er, meinte Tante Lina, und die frische Waldluft täte einem gut nach der Hitze und dem Rauch im Saal. Mein Freund stieß mich in die Seite, er wollte mir etwas sagen. Wir taten, wie wenn wir müßten, und blieben zurück.

Du, sagte er, der Helene und meinem Onkel könnten wir auflauern. Ich war gleich einverstanden.

Wir setzten uns hinter einen Busch und warteten. Es war mäuschenstill im Wald und unheimlich. Nur wo der Mond auf den Weg schien, war es hell.

Wir hatten schon Angst, sie seien vielleicht durchs Dorf gegangen, weil sie so lange nicht kamen, als wir auf einmal Schritte hörten. Und gleich darauf sahen wir Helenes Sommermantel zwischen den Stämmen schimmern. Jetzt hörten wir sie kichern, dann wieder brummte es, das war Herr Lauer. Sie gingen per Arm. Jetzt kamen sie aus dem Schatten ins Mondlicht. Dann waren sie vor unserem Busch. Sie blieben stehen. Und da sahen wir ganz deutlich, wie Herr Lauer den Arm um Helene herumlegte und ihr einen Kuß gab. In diesem Augenblick mußten wir lachen. Sie fuhren auseinander, und die Helene grillte laut hinaus.

Am Bahnhof warteten die Andern. Herr Lauer und Helene taten, wie wenn nichts passiert wäre; aber uns beiden gab Herr Lauer je eine Zigarette ...

Vierzehn Tage darauf kam eine schön gedruckte Karte. Darauf stand:

HELENE HAUSMANN
RUDOLF LAUER
Amtsrichter

VERLOBTE

Meine Schwester warf die Karte auf den Tisch. Wie ein junges Mädchen so einen Mann heiraten könne?! So was von häßlich, und der sei doch viel zu alt für die Helene.

Meine Mutter aber sagte nur: „Wie man sich bettet, so liegt man. Jetzt hat sie ihren Akademiker."

Und dann überlegten sie das Verlobungsgeschenk.

Familiensinn

Die Menschen sind sehr verschieden. Manche zum Beispiel vertragen sich schlecht mit der Verwandtschaft. Haben allerhand an ihr auszusetzen.

Ich meinerseits finde sie sehr angenehm. Vielleicht ist mein Familiensinn besonders erfreulich entwickelt. Ich weiß es nicht.

Da ist etwa Onkel Theodor. Ein sympathischer Mann. Er raucht eine vollschwarze Brasil, die sich gewaschen hat. Keine Importstrohzigarre für tranige Traktätchensalbaderer, keine Kundenzigarre für blasse Ladenjünglinge, keinen Protzenstengel, an dem die Bauchbinde die Hauptsache ist. Ich sage zu Onkel Theodor immer: „Das ist kein feingedrechselter Bluff für Nasendilettanten, das ist etwas für Kenner!"

Darüber freut er sich dann, und blinzelt mich mit seinen lieben Schweinsäuglein listig an. „Alter Junge", denke ich, „ich wüßte nicht, was ich lieber hätte, dich oder deine Brasil — oder deinen schlesischen Korn dort im Schrank." Und meine Augen schweifen jedesmal träumerisch hinüber zu der Flasche, bis Theodor einen eingießt. Dann trinken wir uns brüderlich zu. Ein ganz patenter Verwandter.

Schade, daß er Junggeselle ist. Hätte er zum Beispiel Tante Grete zur Frau, es wäre schlechthin eine Idealehe. Es ist gar nicht zu sagen, was Tante Grete vor anderen Frauen alles voraus hat. Es ist nicht nur ihr Kaffee. Obwohl sie darin unerreicht ist. Sie braut auf ihrer Karlsbader Maschine ein lichtbraunes Kaffeechen von einem so betörenden Duft, daß der selige Brillat-Savarin seine helle Freude daran hätte. Ich verweile gerne bei ihr und danke jedesmal meinem Schöpfer, daß er mich nicht in Bezirke verpflanzt hat, wo die Frauen ihre Kaffeerezepte von Bahnhofsmissionen beziehen.

Ganz wundervoll ist Tante Grete auch in der Zubereitung von Salaten. Obwohl ihr da meine Schwägerin Liesel ein klein wenig überlegen ist. Wenn es wahr ist, was der italienische Dichter Molza behauptet hat, daß nämlich Adam im Paradies den Salat erfand, so ist Liesel sicherlich eine von den Evas, die ihn zu kultivieren verstehen. Sie tut es mit einer Raffinesse, die vollständig vergessen läßt, daß man sich beim Salatgenuß in fataler Nähe von grasfressendem Federvieh, Vegetariern und Wiederkäuern befindet. Wenn ich bei ihr speise — und ich tue nichts lieber als das —, zerbreche ich mir jedesmal aufs neue den Kopf, auf welche Teufelsweise sie nun eigentlich ihre fabelhaften Salatwirkungen erzielt.

Liesel gibt mir, genau wie Tante Rosa mit ihren prachtvollen Saucen, immer wieder neue Rätsel auf. Aber ich muß gestehen, daß ich mir keine reizvollere Beschäftigung denken kann, als unermüdlich an deren Lösung zu arbeiten. Das hält nicht nur Leib und Geist munter, sondern auch die verwandtschaftlichen Gefühle. Niemand gibt sich gerner ihnen hin, als ich. Nicht, daß etwa nur Küche und Keller der Kitt wäre, der mich mit meinen Lieben verbindet, aber über alle sonstige Verbundenheit hinaus offenbart sich doch auch gerade in diesen Dingen echter Familiensinn. Ich würde mir menschlich armselig vorkommen, wenn ich ihn nicht besäße.

Warum soll ich meinem Großvater nicht die Freude machen, den Genuß, den er an seinem Piesporter und Johannisberger hat, möglichst oft durch meine Gesellschaft zu erhöhen? Warum soll ich nicht den durchaus berechtigten Stolz nähren, mit dem mein Schwager Oskar mir seine selbst gefangenen und zubereiteten Forellen vorsetzt, und warum soll ich mich nicht selbst im Grund meines Herzens über das Glück freuen, das meine Schwester Berta empfindet, wenn ich die Farce ihrer jungen Täubchen lobe?

Durch nichts kommt man sich menschlich näher, als durch diese Dinge; und das Herz ist erfüllt von Dankbarkeit, daß die Vorsehung auch die Familienbande so weislich geordnet.

oha

Literatur

Die große Linie. Unter dieser Überschrift haben wir einige Abschnitte aus Hermann Curths Einleitung zu Moellendorffs hier schon oft empfohlenem Buch „Konservativer Sozialismus" abgedruckt (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, Preis broschiert 4,80 Mark, gebunden 5,80 Mark).

Die „Allotria" von Dr. Owlglaß, das Büchlein, aus dem die hier abgedruckten Verse entnommen sind, kosten in Pappband 2 Mark, in Leinen 2,45 Mark und können durch den Verlag der S.-Z. bezogen werden.

Die Welt kann nur durch die gefördert werden, die sich ihr entgegensetzen.

Goethe

Überschätzung der Zahl

Zahlen sollen eigentlich Wirklichkeiten ausdrücken. Da nun aber alle Wirklichkeiten fließen, d. h. sich andauernd verändern, so erleben wir es immer häufiger, daß die Zahlen nicht mehr für feststehende, sondern für fließende und schwebende Dinge angewendet werden, deren eigentliche Eigenschaft die zahlenmäßige Unbestimmbarkeit ist.

Die Theoretiker der Roulette nennen ihre Arbeit mit Verhältniszahlen eine Wahrscheinlichkeitsrechnung. Sie wissen dabei oder fühlen, daß es ein Spiel ist, das sie treiben. Der größere Teil der heutigen Abendländer nimmt aber die Wahrscheinlichkeitsrechnungen, die ihm täglich vorgesetzt werden, ernst. Er übersieht mit blindem Optimismus, daß es sehr häufig anders kommt, als es die Zahlenreihen besagen, die sich auf das Gebiet des Möglichen und Wahrscheinlichen beziehen.

Man könnte beinahe von einer Dämonie der Zahl sprechen. Der Massenmensch scheint ihr am stärksten verfallen zu sein. Seine Grundstellung besagt: wo keine Zahl ist, da ist keine Wirklichkeit. Wo die größte Zahl ist, da ist das meiste Leben. Wo die Meisten sind, da muß ich sein. Alle Wirklichkeit wird bestimmt durch die Zahl. Ein Wert, der nicht in Zahlen bestimmbar ist, scheidet ihn als nicht vorhanden aus.

Nur so ist die Widerstandlosigkeit des Menschen der großen Zahl gegenüber zu erklären. Die Wirklichkeit geht zu ihm ein durch das Tor der Zahl. Aber die Zahl ist trügerisch, schon auf dem Gebiet des Umgrenzbar-Bestehenden, und noch viel mehr dann, wenn sie das Werdende voraus bestimmen will. Ein Beispiel dafür aus eigener Erfahrung sei angeführt.

Ich lebe in einer Landschaft (in der Heide), die mit viel Himmel, Wolken und Wind immer wieder zur Beobachtung reizt. So konnte ich mir einige Fähigkeit in der Wettervoraussage aneignen. Das führte zu der Versuchung, die Erfahrungen zahlenmäßig festzulegen. Vor allem wollte ich die Anzeichen, aus welchen ich bestimmte, entwickeln und die Häufigkeit der Versagerprognosen ermitteln. Das registrierte Material der Anzeichen aus Wind, Wolkenform, -Farbe, -Stellung mit dazu gehörendem Sonnenstand, aus Thermometer- und Barometerstand wuchs. Die Beobachtung wurde vielfältiger und eingehender. Es wurden der Vorzeichen immer mehr, die registriert wurden, — aber die positive Bestimmung fing mit der geradlinigen Entwicklung der Theorie immer mehr an zu versagen.

Eines Tages wurde mir klar, daß es etwas Schwankendes, Schwingendes, Unbestimmbares gab, das die Beobachtung erlebnishaft zusammenfaßte, und daß aus diesem „Erlebnis" am ehesten die richtige Vorhersage zu bekommen war, ohne daß ich dieses Erlebnis schematisch zahlenmäßig darstellen konnte. Die unerfaßbare Wirklichkeit, die n i c h t zählbare, war also wirklichkeitsbestimmender.

Diese Erfahrung ist auf alle Erscheinungen des Lebens anwendbar, sobald wir versuchen, unbekannt wirkende Kräfte zahlenmäßig auszudrücken. Wir sind dann dem trügerischen Spiel der Zahl preisgegeben. Sie, die uns die Beziehungen zwischen den Dingen wirklich machen sollte, reißt uns in einen unabsehbaren Wirbel von Täuschung und Widerspruch. Denn: sind nicht in allen für uns wirklichen Dingen unbekannte Kräfte, die nicht zählbar und nicht absehbar sind, wirksam? Verbinden wir uns nicht geradezu die Augen für das Wirkliche, das Lebendige (so das Lebendige das höher Wirkliche ist) mit Statistiken und Zahlenrubriken?

Es gibt heute einen Götzendienst der Zahl, und seine Gläubigen, die nur Zahleneinwänden zugänglich sind, zeigen sich oft fanatischer als irgendeine Glaubensbrüderschaft. Ihnen möchte ich sagen: Zahlen lügen, Zahlen beweisen nichts, selbst wenn sie ehrlich gemeint sind; so wenig, wie die Reliquien in einem Heiligenschrein.

Es wird einmal eine Zeit geben, die unsern modernen aufgeklärten Zahlenglauben für ebenso finster halten wird, wie wir heute den Hexenglauben.

M a t t h e u s D e i d e l b o h r e r

Die bedrohten Wälder

Man kann mit genügender Genauigkeit den jährlichen Zuwachs des gesamten Waldbestandes der Erde abschätzen. Man kennt auch recht genau jene Mengen hochwertiger Hölzer, die von den Zellulosefabriken aufgenommen werden, um auf Zellstoff, das wichtigste Ausgangsmaterial der Papierfabrikation und der in steigendem Maße auch an mengenmäßiger Bedeutung gewinnenden Kunstfasererzeugung, verarbeitet zu werden. Solche Schätzungen sind kürzlich angestellt worden. Sie ergaben die ebenso überraschende wie bedeutsame Feststellung, daß der natürliche Zuwachs an Zellulose auf der ganzen Erde — unter Einrechnung der ungeheuren Waldreserven Sibiriens — g e r i n g e r als der industrielle Verbrauch ist.

Das heißt also, daß bei unveränderter Entwicklung der Zellulose verbrauchenden Industrien und Beibehaltung der bisher üblichen Methoden der Zellstoffgewinnung aus Holz ein ständig fortschreitender R a u b b a u am Waldbestand der ganzen Welt getrieben wird. Was das für die Volkswirtschaft der waldführenden Länder bedeutet, das ist hinlänglich bekannt und am Beispiel Nordamerikas deutlich abzulesen.

(Deutsche Allgemeine Zeitung, Nr. 310—311)

Das Weiberschiff

Nach einer Reise um die Welt, die vier Jahre gedauert hat, hat der französische Segler „Femme" Vigo angelaufen. Die Besatzung besteht aus vierzehn Frauen und jungen Mädchen, die auf der „Femme" eine Seemannsschule mitgemacht haben und Piloten oder Kapitäne geworden sind. Kommandant dieses Schulschiffes, das seinesgleichen nicht hat, ist Madame Dupont, die Gattin eines französischen Marineoffiziers. Der vierjährige Schulkurs hat jede Teilnehmerin 30 000 Francs gekostet. An Bord des Schiffes kam während der ganzen Zeit kein Mann. Vor der Rückkehr nach dem Heimathafen Le Havre hat die Mannschaft der „Femme" an der seit dem Altertum als gefährlich bekannten Küste Costa del Muerte gekreuzt.

Das Reitpferd am Grabe

Im polnischen Städtchen Biélsk verstarb ein reicher Gastwirt namens Hugo Findeis, der auch eine Pferdeschlächterei besaß. In seinem Testament verfügte er, daß sein Reitpferd täglich an sein Grab geführt werde und die Erben erfüllen auch Tag für Tag den Wunsch des Toten. Ein mit schwarzer Decke verhülltes Pferd wird jeden Morgen durch die Straßen in den Friedhof zum Grab des Toten geführt. Die Warschauer Blätter, die diese merkwürdige Totenehrung ausführlich besprechen, behaupten, Findeis wolle auf diese Weise seine Dankbarkeit für die Pferde beweisen, deren Fleisch ihm ein Vermögen einbrachte.

Das schönste Land

In der Sonntags-Zeitung ist unlängst einmal aus dem Munde des verstorbenen polnischen Marschalls Pilsudski der Satz zitiert worden, der schönste Frühling sei der polnische Frühling. Die Redaktion fand darin eine „liebenswürdige Übertreibung", angesichts der Schönheiten des deutschen, französischen oder englischen Frühlings. Sie wollte wahrscheinlich damit sagen, ein Deutscher werde wohl den deutschen, ein Franzose den französischen, ein Engländer den englischen Frühling für den schönsten erklären.

Es trifft hier der merkwürdige Fall zu, daß keiner recht hat, und daß alle recht haben; je nachdem man nämlich die Worte auffasst. „Subjektiv" haben alle recht, „objektiv" keiner. Es wäre aber eine entsetzliche Pedanterie, eine solche Äußerung objektiv verstehen und dann womöglich über ihre Richtigkeit streiten zu wollen. Der einzig mögliche und natürliche Sinn ist der subjektive: für mich als Deutschen ist der deutsche, für Pilsudski als Polen der polnische Frühling selbstverständlich der schönste. Und der Supertativ ist „liebenswürdig", weil er zeigt, daß der Redende ein warmes Herz und keinen Stein in der Brust hat.

Sollte man es glauben, daß ein ähnliches Wort nach Zeitungsmeldungen soeben in England zu aufgeregten Auseinandersetzungen geführt hat, die ihre Wellen sogar bis in die geheiligten Räume des Unterhauses geworfen haben?

In einer Schule in Manchester hatte die zwölfjährige, nach anderen vierzehnjährige Maud Mason in einem Aufsatz behauptet, das schönste Land der Welt sei England. Der Herr Lehrer hatte nichts dabei gefunden; aber da fiel das Heft dem Herrn Schulinspektor in die Hand, und dieser fühlte sich dem Aufsatzlehrer gegenüber zu der pädagogischen Bemerkung veranlaßt, die englischen Schulen seien nicht dazu da, den Kindern „einen altmodischen Imperialismus" beizubringen. Der Lehrer, aufs tiefste verwundet, wandte sich mit einer Beschwerde an seinen Abgeordneten, das konservative Unterhausmitglied Sir Gerald Hurst. Dieser ergriff im Haus der Gemeinen das Wort zu einer Anfrage an den Kultusminister Stanley: was er zu tun gedenke, um gegen den Schulinspektor disziplinarisch einzuschreiten (stürmischer Beifall von allen Bänken). Der Herr Minister hinwiederum, anscheinend kein Stockengländer, sagte, er mißbillige zwar die Äußerung des Schulinspektors, aber man dürfe ihr schließlich doch auch keine allzugroße Bedeutung beimessen (Widerspruch bei den Konservativen). Sir Gerald Hurst erwiderte, er gedenke in der nächsten Sitzung eine Aussprache über den Fall herbeizuführen; es gehe denn doch nicht an, daß ein Schulinspektor bei englischen Kindern die Liebe zum Vaterland untergrabe.

Über den Ausgang der Sache ist noch nichts bekannt geworden. Vielleicht hat man in London offiziell festgestellt, daß England in der Tat das schönste Land der Welt sei, wie die kleine Maud Mason geschrieben hat.

Wir wollen uns hüten, dem zu widersprechen, wenn wir es auch für eine „liebenswürdige Übertreibung" halten; sonst würden wir am Ende den Ruf der Engländer in Gefahr bringen, das pedantischste Volk der Welt zu sein. H. H u t z e l m a n n

---

Unterrichtsminister Oliver Stanley hat bei der zweiten Verhandlung über den „Fall Mason" (die kleine Heldin war mit ihren Eltern auf der Galerie anwesend) versichert, daß die Schulbehörden nicht beabsichtigen, die Kinder in unpatriotischem Geist zu erziehen.

Der Satz aus Maud Masons Aufsatzheft hatte gelautet: „England ist nur ein kleines Land, aber es ist besser als irgendein anderes Land, weil es einen guten König und eine gute Königin hat, von denen es regiert wird."

Christian Wagner

Die Monatsschrift „Württemberg" wird dem Dichter C h r i s t i a n W a g n e r von Warmbronn jetzt zum 100. Geburstag (5. August) ein Sonderheft widmen — ein Zeichen von ehrendem Verständnis, über das der im Februar 1918 verstorbene schwäbische Bauer sich sehr gefreut hätte, wenn er es hätte erleben dürfen. Solange er gelebt hat, wollte nämlich die damals „maßgebende" literarische Welt nicht viel von ihm wissen.

August Lämmle bringt in der erwähnten Zeitschrift eine Würdigung Christian Wagners, die von der „Württemberger Zeitung" (Nr. 180) abgedruckt wird, und berichtet darin u. a.:

„Seine Zeitgenossen, abgesehen von wenigen Ausnahmen, wußten nichts mit ihm anzufangen ...

„Das Bauernmändle von Warmbronn", wie ihn Gerok nannte, war den konventionellen Bildungsphilistern, den Rationalisten wie den Pietisten, unglaubhaft: man verkorrigierte ihm seine Gedichte und suchte nach sprachlichen Unzulänglichkeiten; andere fragten nach seiner „Bestallung", sie nahmen ihm seine Versmacherei, sie nahmen ihm den ganzen Christian Wagner übel! Und der Warmbronner Vikar fragte seelsorgerisch von oben herab: „Ja, wenn nun jeder Bauer Gedichte machen wollte?!" Auch die Warmbronner waren feindselig beunruhigt, das Hausweib hetzte Wagners sehr sparsame erste Frau auf: „Des Schreiben tät ich nicht leiden, mein Jakob schreibt auch nicht! Er geht in Taglohn ins Dreschen, da kriegt er 12 Kreuzer!"

Er war eben auch für seine Umwelt eine unglaubliche Erscheinung; man höre: er war das einzige Kind eines kleinen Warmbronner Bauern, die Eltern hatten nicht die Mittel, die Kosten für das Lehrerseminar zu zahlen. Von „den 4 M", nämlich Mehl, Milch, Most, Mark, fehlte es immer in Wagners Leben an der Mark. Zu seiner Armut kam seine leibliche Dürftigkeit. Er, der Frauenschönheit und Frauenliebe so hoch hielt, mußte es erleben, daß er von den Mädchen unbeachtet blieb, und daß er erst mit 30 Jahren zu einer, zum Leidwesen seiner Eltern wenig schönen Frau kam ...

In den „literarischen Kreisen" Stuttgarts, von denen er Anregung und Förderung erhoffte, kam es auch zu keiner durchschlagenden Erkenntnis und Wertung seines großen dichterischen Könnens. Man ließ ihn im Vorraum bei einem Glas Bier warten, bis er „drankam", dann holte man ihn herein; er mußte sich auf einen Stuhl stellen, so trug er verschüchtert und schülerhaft seine herrlichen Gedichte vor ..."

Vom Seelenfrieden

Du bist allmählich älter worden,
wenn auch noch kein Methusalem.
Das Hin und Her von Ort zu Orten
erscheint dir reichlich unbequem.

Ein Plätzlein willst du an der Sonne,
wo du in voller Ruhe schwärmst
und wie der Mann vor seiner Tonne
dir stillvergnügt den Buckel wärmst.

Nun wohl — so möge dir's denn glücken.
Bloß muß selbst ein Diogenes
von Zeit zu Zeit sein Faß verrücken,
weil er sonst bald im Schatten säß'!

Dr. O w l g l a ß

Kleinigkeiten

Volksgemeinschaft. Im „Fridericus" (Nr. 31) lesen wir: „Als das Regiment Döberitz dieser Tage nach Neustrelitz marschierte, wohnte der Kommandeur des Regiments, Oberst Graf von Sponeck, nicht irgendwo in einem Schloß, sondern in einem Siedlungshause bei einem Vorarbeiter von Borsig."

Ehescheidungen. Im Jahr 1933 sind laut „Wirtschaft und Statistik" in Deutschland auf je 100 000 Einwohner 63 Ehen geschieden worden. In U.S.A. waren es 129, in Japan 73, in England aber nur 10.

Ungewohnter Klang. Das „Regensburger Echo" (Nr. 31) berichtet: „Eines der in der Umgebung auf Ferienzeit untergebrachten Schlesienkinder hörte am ersten Tag seines Hierseins bereits recht aufmerksam den Unterhaltungen der Einheimischen zu, und als es kein Wort davon verstand, fragte es seine Pflegemutter schließlich: „Ist das vielleicht Polnisch?"

Blumig. In der „Oberbayrischen Rundschau" vom 18. Juni steht geschrieben: „In letzter Zeit häufen sich die Fälle, daß böse Zungen unbescholtene Menschen mit Kot bewerfen und durch den Schmutz ziehen. Blickt man dann aber hinter die Türen jener Zungen, dann grinst einem ein Haufen Mist entgegen, den man wegzuräumen nur allzugern vergißt."

Persisches Bier. Die gesamte Einrichtung einer stillgelegten Brauerei in Soldin in der Neumark ist jetzt nach Tauris in Iran (Persien) verkauft worden.

Eine Amerikanerin. Nach dem „Fridericus" (Nr. 30) wurde in Plymouth (Massachusetts) eine Dame wegen Betrunkenheit am Steuer mit 50 Dollar bestraft. Es war die führende Kämpferin gegen den Alkohol, die 60jährige Mrs. Mary Tripp, die zugab, zwei Gläser Bier getrunken zu haben.

Der Sieger. Der „Angriff" (Nr. 154) veröffentlicht ein Foto eines von einer Brauerei in Los Angeles veranstaltetem „Bier-Wettrinkens". Man sieht eine Reihe von Männern auf dem Rücken liegen, die aus langen Schläuchen das Bier saugen. Es siegte weder ein Amerikaner noch ein Bayer, sondern ein Araber (dem der Koran jeden Alkoholgenuß verbietet).

Wozu? In New York hat man kürzlich einen Stenotypistinnen-Wettkampf veranstaltet. Nach 24 Stunden waren nur noch 14 Teilnehmerinnen übrig geblieben, nach 36 Stunden nur noch zwei. Zwischen diesen beiden entspann sich ein erbitterter Endspurt, der in der 39. Stunde mit einer Ohnmacht der einen endete.

Im Fieber. Ein Budapester Arzt soll durch Messungen an Tausenden von Personen festgestellt haben, daß die Menschen „wärmer werden", d. h. daß die Normaltemperatur des heutigen Menschen sich von 37 auf 37,5 Grad verschoben habe. Dies komme von den Aufregungen und der Hetzjagd des modernen Lebens; der heutige Großstädter laufe sozusagen in einem dauernden Fieberzustand herum.

Ereignis. Das „Stuttgarter Neue Tagblatt" (Nr. 352) berichtet: „König Boris von Bulgarien, der sich augenblicklich in seiner Sommerresidenz Schloß Euxinograd befindet, sah vom Balkon, wie im benachbarten Dorf Rauchwolken gen Himmel stiegen. Der König stieg sofort in sein Auto und fuhr in das Dorf, wo er persönlich die Arbeiten der Feuerwehr leitete, bis die Löschung glücklich beendet war."

Keine Auswanderer mehr. Die Cunard Line und die White Star Line haben ihre Niederlassungen in Wien aufgelöst, da der Rückgang der Auswanderung aus den Donaustaaten deren weitere Tätigkeit unrentabel gestalte.

Verdiente Ehrung. In dem holländischen Städtchen Alkmaar feierte der 83 Jahre alte Käseroller Jan Dijkman unter der Teilnahme von Tausenden sein 60jähriges Berufsjubiläum als Käseroller. Die Käsemarkthalle von Alkmaar, ein Sammelplatz für holländischen Käse, war festlich geschmückt worden, der Bürgermeister feierte den Jubilar als ein „leuchtendes Vorbild" und schmückte ihn mit mehreren Ehrenmedaillen, darunter der von der Regierung verliehenen des Ordens Oranje-Nassau.

Tödlicher Lärm. Dr. Julio Ortega, Chef der sanitätstechnischen Abteilung des Magistrats von Madrid, ist der Überzeugung, daß der Lärm beträchtlich zur Erhöhung der Sterblichkeitsrate beitrage. Madrid sei eine der lautesten Städte in Europa; es habe aber auch die vierthöchste Sterblichkeitsrate unter den europäischen Hauptstädten.

Pferdelose Städte. Der britische Verkehrsminister Hore Belisha hat einer Verfügung erlassen, die eine allmähliche Zurückziehung der Pferdefuhrwerke aus den Großstädten anordnet. Den Pferdewagenbesitzern soll die Umstellung auf den Motorbetrieb erleichtert werden.

Stolze Reklame. Die Fordwerke kündigen eine neue Produktion von einer Million Autos an und behaupten, daß sie dazu Leder, Borsten, Wolle, Fett und Wachs von 30 000 Kühen, 20 000 Schweinen, 800 000 Schafen, 90 000 Ziegen und 93 Millionen Bienen verbrauchen werden.

Automüde. Eine Anzahl „führender Mitglieder der englischen Gesellschaft" will unter Führung des Unterhausmitgliedes Lord Weymouth eine mehrwöchige Radtour durch den Schwarzwald unternehmen. Der Lord sagte, sie seien des Autofahrens müde und erhofften sich von einer Radtour mehr Genuß.

Glücklicher Gewinner. In Römerstadt in Mähren war die Ziehung einer kirchlichen Wohltätigkeitslotterie. Dabei gewann der Erzbischoff von Olmütz eine Wiege.

Konservierte Heuschrecken. Ein südafrikanischer Konservenfabrikant ist auf den genialen Gedanken gekommen, sich den Überfluß an Heuschrecken in Südafrika zunutze zu machen und den starken Bedarf an gerösteten Heuschrecken in Arabien und im Fernen Osten mit Ia Konserven zu decken.

Sklaven. „Selbst Mussolini hält an der angeblichen „humanitären Mission" gegenüber Abessinien jetzt nicht mehr fest, seitdem man allerorts weiß, daß die verlangte Abschaffung der sogenannten abessinischen Sklaverei in Wirklichkeit den Hungertod von Millionen besitz- und arbeitsloser Schwarzer bedeuten würde." (Frankfurter Zeitung, Nr. 393.)

Postabonnement. Die bei der Post abonnierten Leser werden gebeten, Reklamationen und Adressenänderungen n i c h t dem Verlag, sondern ihrem Postamt mitzuteilen. N u r d i e s e s kann solche Wünsche befriedigen; dem Verlag sind die Adressen der Postbezieher n i c h t bekannt, er liefert den Postämtern lediglich die Anzahl der von dort verlangten Stücke.

Landaufenthalt. Wir empfehlen für die Ferien und für Daueraufenthalt ein ruhiges Landhaus auf der schwäbischen Alb (3 Mark täglich): Matthias K l a i b e r, Roßwangen bei Balingen (Württ.).

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 240 18, Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.

Stuttgart, 18. August 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 33

Stirn und Faust

Kopf- und Handarbeiter, Arbeiter der Stirn und der Faust — so heißt ein Doppelgespann von sozialpolitischen Begriffen, dem man in unseren Tagen hie und da begegnet. Vor dreißig Jahren gab es diese Zusammenstellung noch nicht, und in dreißig Jahren von heute an wird es sie wahrscheinlich nicht mehr geben; sie gehört in eine Übergangszeit und enthält gleichsam in der Nuß die ganze sozialpolitische Wandlung, die sich in dieser Übergangszeit, der wir angehören, vollzieht: die Verschmelzung zweier Klassen, die sich auf einem höheren Nenner, dem der Volksgemeinschaft, zusammenfinden.

Vor dreißig Jahren hätten es sich die „Arbeiter der Stirn" gehorsamst verbeten, „Arbeiter" zu heißen und mit denen der Faust in einen Topf geworfen zu werden. Und in abermals 30 Jahren wird die Einheit von Kopf- und Handarbeit so selbstverständlich geworden sein, daß es keinem Menschen mehr einfallen wird, sie noch besonders zu betonen. Jeder wird dann zugleich Kopf- und Handarbeiter, oder bald Kopf- bald Handarbeiter, oder erst Hand- und dann Kopfarbeiter sein.

Einstweilen stehen wir in der Mitte zwischen der vergangenen und der künftigen Auffassung. Wir sind auf dem Wege zur Volksgemeinschaft, in der jener Gegensatz aufhört; wir sind im Begriff, uns über die Irrtümer, Mißverständnisse und falschen Gefühle klar zu werden, die ihn hervorgerufen und so lange aufrechterhalten haben. In ihm sind nämlich unausgesprochen eine ganze Anzahl von anderen Gegensatzpaaren enthalten, die ihm unter dem Einfluß der entsprechenden Gefühlsbetonung erst seine Schärfe und Härte gegeben haben: der Gegensatz von leitender und ausführender, von leichter und schwerer, von gutbezahlter und schlechtbezahlter Arbeit, jeweils gefärbt von den Empfindungen der Überhebung und des Neides und verfälscht durch Unkenntnis und Verständnislosigkeit, — solange es keine Brücke herüber und hinüber gab, solange die Bevorzugten oder scheinbar Bevorzugten auf der einen, die Benachteiligten auf der andern Seite nie befürchten mußten oder hoffen durften, das Leben auch von der anderen Seite kennen zu lernen.

Wenn diese Starrheit in dem Verhältnis der beiden Schichten nicht gewesen wäre, dann hätte mancher sogenannte Kopfarbeiter, mancher „Stehkragenproletarier" darauf kommen müssen, daß seine Arbeit ebenso untergeordnet, mechanisch oder unbefriedigend sei als diejenige des Handarbeiters, des „Fabriklers", auf den er herabsah und der ihn, ebenso unberechtigt, beneidete. Und mancher Handarbeiter, etwa ein Bauer oder Handwerker, hätte sich bewußt werden können, daß bei seiner Tätigkeit der Kopf ebensosehr oder gar stärker beteiligt war als bei gewissen Arten von vielleicht gutentlohnter aber im Grunde ziemlich dürftiger Kopfarbeit. Manche unbegründete Einbildung und manches Minderwertigkeitsbewußtsein hätte sich sparen lassen, viel Neid, Haß, Borniertheit und Entfremdung wären weggefallen, wie sie künftig einmal wegfallen werden.

Dabei war es merkwürdigerweise oft so, daß die Selbstüberhebung des Kopfarbeiter dem Handarbeiter gegenüber bei gegenseitiger Berührung mit einer Art von Unsicherheit gepaart war, die nur aus dem Gefühl der Unterlegenheit in wichtigen Dingen stammen konnte; — und dieser hinwiederum, der Handarbeiter, der den besser gestellten, besser gekleideten, besser lebenden Kopfarbeiter mißgünstig betrachtete und ihm mit naiver Unterwürfigkeit oder „klassenbewußter" Ablehnung begegnete, war sich vielleicht im Stillen bewußt, daß eigentlich doch er der lebenstüchtigere, stärkere, in seiner Art vollkommenere Mensch war, der gewissen elementaren Situationen ganz anders gewachsen war als jener.

Wenn man die Extreme auf beiden Seiten, den sozusagen hundertprozentigen Kopfarbeiter, den „Intellektuellen", und den hundertprozentigen Handarbeiter, etwa den dummen „Bauernlackel", einander gegenüberstellt — beides komische Figuren, die tausendfältig Stoff zu Witzen und volkstümlichen Anekdoten liefern —, so ergibt sich schließlich doch die verhältnismäßige Überlegenheit des Letzteren, der immer noch Sympathien für sich sammelt, weil er bodenständig und echt erscheint, während jener, der Wurzellose, Beziehungslose, Hilflose, eisige Ablehnung zu befürchten hat.

Es ist zwar nicht ganz richtig, aber es ist etwas daran, wenn man sagt, daß der Handarbeiter „nötiger sei" als der Kopfarbeiter. Ein Volk von Handarbeitern könnte eher ohne Kopfarbeiter auskommen als umgekehrt ein Volk von Kopfarbeitern ohne Handarbeiter. Und in einer Zeit, da die technische Entwicklung in überstürztem Tempo zur Verdrängung, Entleerung, ja Ausschaltung der Handarbeit zu führen scheint, ist es ohne Zweifel eine gesunde und notwendige Gegenwirkung, wenn das allgemeine Empfinden instinktmäßig der körperlichen Arbeit eine vielleicht in Einzelfällen überbetonte Wertschätzung widmet und dem Intellekt eine Weile mit Mißtrauen und sogar Ablehnung gegenübertritt.

Zum harmonischen Menschen gehört es, daß beide, Kopf und Hand, nach ihren Möglichkeiten ausgebildet und gegenseitig im Gleichgewicht seien. In einem wirklichen Kulturvolk müssten Kopf- und Handarbeiter jederzeit bis zu einem gewissen Grad gegeneinander ausgewechselt werden können. Jeder Kopfarbeiter sollte ein Handwerk verstehen, — und jeder Handarbeiter sollte denken gelernt haben. Was für Chancen der Auslese böten sich, wenn unsere Schulbildung von vornherein auf ein solches Gleichgewicht abgestellt wäre, statt rein intellektualistisch gerichtet zu sein und den Unterschied von gewöhnlicher und „höherer" Bildung lediglich in einem Mehr oder Weniger von eingetrichtertem Wissensstoff zu erblicken!

Es ist ein Ansatz zu einer künftigen harmonischen Volksausbildung, wenn im Arbeitsdienst, wie wir ihn jetzt in Deutschland haben, eine Zeitlang jedem jungen Menschen, auch dem späteren „Kopfarbeiter", Hacke und Schaufel in die Hand gegeben werden. Eines Tages werden wir vielleicht so weit sein, daß auch der durchschnittliche Handarbeiter einen kleinen Bücherschrank dastehen hat, ohne sich dadurch dem Verdacht auszusetzen, daß er zu den „Intellektuellen" gehöre. × × ×

Wir sind alle Arbeiter, sei es mit dem Degen in der Hand oder mit dem Hammer und der Sichel in der Faust. Hindenburg

Es ist schwierig, einander zu verstehen, und gar sich selbst zu verstehen, wenn man immer so große Worte braucht. Hesse

Geist und Intellekt

... Der Kampf gegen den Intellekt, als besondere Art des Geistes, schlechtweg ist ein ebenso unhaltbares und im Grunde haltloses Schlagwort, wie das gegen den Geist überhaupt.

Aber, wird man nun auch hier wieder sagen: so radikal meint man es ja doch gar nicht. Nicht gegen den Intellekt insgesamt, sondern wiederum nur gegen gewisse Übertreibungen oder besonders untaugliche Arten desselben soll es gehen. Etwa gegen das analytisch-atomistisch-zerlegende Denken, dem gegenüber man das Ganze, die Totalität, aus dem Auge verlor. Oder gegen ein Denken, das sich nur noch in allgemeinster und abstraktester Sfäre herumtreibe und darüber das konkrete Leben verliere. Oder endlich vor allem (was ja nahe damit zusammenhängt) gegen ein Denken, das dem Menschen durch seine Alleinherrschaft den unmittelbaren Instinkt, das lebendige Gefühl für das Leben, nehme und verkümmern lasse.

Bravo! Bravissimo! möchte ich bei solchen Worten rufen! So sehr sind sie mir aus dem Herzen gesprochen, der ich seit Jahrzehnten eigentlich für nichts anderes kämpfe, als für die Vermeidung aller derartigen Einseitigkeiten und Übertreibungen ...

Warum wollen wir durch Schlagworte, die der Sache nicht entsprechen, die Ehrfurcht gerade vor dem ertöten, was wir am nötigsten haben? Man kann nicht einen neuen Geist schaffen, wenn man vorher das Vertrauen zum Geist überhaupt und die Verehrung für seine Diener überhaupt totgeschlagen hat ..."

Theodor Häring

Intellektualismus

... Unter „Intellektualismus" ist das Vorherrschen des rein verstandesmäßigen Denkens zu verstehen, d. h. das Vorherrschen von Kopf und Hirn, und zwar ein Vorherrschen bis zu dem Grad, daß eben schließlich außer Kopf nicht mehr viel übrig bleibt und jenes Denken entsteht, „das dem Menschen durch sein Alleinherrschen den unmittelbaren Instinkt, das lebendige Gefühl für das Leben nimmt und verkümmern läßt" (Haering), das ihn entwurzelt und zersetzt.

Wir haben keinen Grund, diesen Menschentyp zu verteidigen, und wissen, daß ein wahrhaft geistiger Mensch, ein Nietzsche, ein Goethe, eben alles andere als bloßer „Kopf" ist, daß er als ganzer Kerl und nicht als Fragment denkt. Die Franzosen haben das schöne Sprichwort: „Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen." Nur solche Gedanken sind lebendig und deshalb wahr (Goethe: „Was fruchtbar ist allein, ist wahr"), die gewissermaßen mit dem ganzen Wesen gedacht, die durchblutet und mit allen Fasern des Seins erlebt sind. Nietzsches, Lagardes und Langbehns ganze Kulturkritik, ihr Kampf gegen den Wissenschaftsbetrieb ihrer Zeit ist eine einzige Auflehnung gegen den damals herrschenden „Intellektualismus", ist der Kampf des Geistes gegen den „Intellekt".

Geist kommt aus ganz anderen Tiefen und umfaßt auch Phantasie, Intuition, Offenbarung und führt nie zur „Entgötterung der Welt". Intellekt — so nötig seine Stärkung in der Menschheitsentwicklung zweifellos war und so wichtig er als Werkzeug ist — führt (wo er herrscht) zur Verhärtung, Versteinerung, Sterilität, Verödung, Entgötterung ...

Otto Lautenbach („Schule der Freiheit", 1935, Heft 42)

Kleine Chronik

Die Zahl der Arbeitslosen ist im Juli um 123 000 (von 1,877 auf 1,754 Millionen) gesunken.

Die fundierte Reichsschuld hat nach einer Veröffentlichung des Reichsfinanzministeriums am 30. Juni 10,265 Milliarden Mark betragen (220 Millionen mehr als am 31. Mai).

Der Stahlhelm ist in Sachsen, Berlin-Brandenburg, Pommern und in der Ostmark aufgelöst, die Zeitschrift „Der Stahlhelm" ist verboten worden.

Die noch bestehenden Freimaurerlogen sind aufgelöst worden.

Der Stadt München ist die Bezeichnung „Hauptstadt der Bewegung" verliehen worden.

In Paris haben die sogenannten „Dreierbesprechungen" (zwischen England, Frankreich und Italien) über Abessinien begonnen.

Die französische Regierung hat 83 Notverordnungen erlassen, die (als Ergänzung der bisherigen Spardekrete) den positiven Teil der Maßnahmen zur Wirtschaftsbelebung darstellen. Ihr Hauptzweck ist: Senkung der Lebenshaltungskosten und Arbeitsbeschaffung durch staatliche Kreditausweitung.

Die Bank von Frankreich hat den Diskont von 3½ auf 3 Prozent gesenkt.

In den französischen Hafenstädten Brest und Toulon haben die Werftarbeiter zum Protest gegen die Lohnkürzungsverordnungen gestreikt. Dabei haben sich Zwischenfälle ereignet, bei denen Polizei und Militär eingesetzt werden mußte.

In England hat im Juli die Zahl der Arbeitslosen zum ersten Mal seit Juli 1930 weniger als zwei Millionen betragen.

Aus Belfast (Nordirland) haben nach den Zusammenstößen zwischen Katholiken und Protestanten 1646 Katholiken flüchten müssen, weil ihre Häuser bei den Unruhen zerstört worden sind oder weil sie ihre Stellung verloren haben.

Polen und Danzig haben vereinbart, die in letzter Zeit getroffenen Kampfmaßnahmen (Sperrung der polnischen Grenze für die Einfuhr aus Danzig und zollfreie Hereinnahme von Waren aus Deutschland nach Danzig) aufzuheben. Weitere Verhandlungen sollen die Beziehungen zwischen Polen und Danzig wieder normalisieren.

Auf der Insel Kreta ist es bei einem Streik der Rosinenarbeiter zu Unruhen gekommen. Das Militär hat die Ruhe wiederhergestellt.

Die Kommunistische Internationale hat in Moskau ihren siebten Weltkongreß abgehalten.

Nicht so dumm

Ein Bauer, der bei seinem jungen Vetter in Oxford zu Besuch war, wohnte täglich mit viel Freude den Disputierübungen der Studenten bei. Als man ihn fragte, was für ein Vergnügen er daran finden könne, da er doch nichts davon verstehe, antwortete er: „Glaubt ihr, ich sei so dumm, daß ich nicht sehen kann, wer recht hat? Ich brauche nur darauf zu achten, wer von den Herren den andern zuerst in Zorn bringt."

Sowjet-Eisenbahnen

Von Fritz Werkmann

Das Eisenbahnwesen in der Sowjet-Union ist für denjenigen, der die Wirtschaftsformen Markt- und Planwirtschaft in der Praxis vergleichen will, besonders interessant, weil die Eisenbahnen sich anscheinend zu planwirtschaftlicher Verwaltung verhältnismäßig gut eignen. Der Schritt von einigen großen Eisenbahngesellschaften, wie es sie z. B. in Frankreich gibt, zu einer fast allumfassenden Gesellschaft wie der Deutschen Reichsbahngesellschaft, und von da zu den in die staatliche Planwirtschaft eingegliederten Sowjet-Eisenbahnen scheint nicht groß zu sein.

Vergessen wir aber nicht, daß schon die meisten privaten Eisenbahnen sich gegenüber der Konkurrenz von Autos und Binnenschiffen nur dank staatlicher Hilfe halten konnten. Für die Reichsbahn haben wir das erst kürzlich hier auseinandergesetzt. Und vergessen wir ferner nicht, daß zum Beispiel in Deutschland eine gewisse Arbeitsteilung zwischen Staatsbetrieb und Privatbetrieb besteht: Private Unternehmungen konkurrieren um die Belieferung der Reichsbahn mit Lokomotiven, Waggons, Signalanlagen u.s.w. So ist bei der Verbesserung des Verkehrsapparates die private Initiative eingeschaltet; den Bahnbeamten obliegt es, den Apparat zu verwalten. In der Sowjet-Union dagegen sind auch die Lieferanten der Eisenbahnen ihrerseits Staatsbetriebe, sodaß die Bahnen auch von dieser Seite gegen die Zugluft der freien Konkurrenz abgeschlossen sind.

Die „Schere" zwischen Produktion und Verkehr

Seit Jahren wird in der Sowjet-Union das Eisenbahnwesen als „Engpaß" bezeichnet. Das ist ganz wörtlich zu nehmen: es ist höchst schwierig, durch diesen Engpaß Rohstoffe und Halbfabrikate in den erforderlichen Mengen von einem Betrieb zum anderen, und schließlich die Fertigwaren zum Konsumenten zu bringen.

Schon mehrere Sowjetführer haben bei der Ausweitung dieses Engpasses vergebens ihre Kräfte eingesetzt. Im März 1935 wurde nun ein besonders prominenter Führer zum Volkskommissar für das Verkehrswesen ernannt: Kaganowitsch, der bis dahin „Erster Gehilfe des Generalsekretärs der Partei" gewesen war. Vor ihm steht eine gewaltige und für die wirtschaftliche Entwicklung der Sowjet-Union entscheidend wichtige Aufgabe. Der Eisenbahnverkehr hält schon seit Jahren nicht Schritt mit der Produktionssteigerung. Die „Schere" zwischen Produktion und Verkehr öffnet sich neuerdings immer weiter: 1934 lag die Produktionssteigerung gegenüber dem Vorjahr in den wichtigsten hier in Frage kommenden Industrien zwischen 11 und 18%; der Güterwagenverkehr der Eisenbahnen wuchs aber nur um 9%. Schon Anfang 1934 hatte Stalin gesagt: „Unser Transportwesen hat sich zu einem Engpaß herausgebildet, an dem das ökonomische System zum Scheitern verurteilt ist, ja zum Teil schon scheiterte." Seitdem ist die Lage, wie die soeben genannten Zahlen zeigen, noch ernster geworden. Kein Wunder also, daß Stalin einen seiner nächsten Mitarbeiter mit der Reorganisation des Eisenbahnwesens beauftragte.

Worauf beruhen die Schwierigkeiten, die er überwinden soll? Wir können sie in der Hauptsache auf drei andere „Scheren" zurückführen: die „Schere" zwischen Maschine und Mensch, die „Schere" zwischen Plan und Wirklichkeit und die „Schere" zwischen rollendem Material und Gleisanlagen.

Die „Schere" zwischen Maschine und Mensch

Im Eisenbahnwesen stehen die Russen vor derselben Schwierigkeit wie in der Großindustrie: der Aufbau eines technischen Apparates läßt sich rascher erzwingen als die Heranbildung qualifizierter Arbeitskräfte zu seiner Bedienung. Ueber niedrige Arbeitsleistungen als Folge technischer Unerfahrenheit und mangelnder Schulung wird in der russischen Presse allgemein geklagt. Stalin selber hat Ende 1934 mit Schärfe gesagt: „Viele haben die Rolle der Technik in dem Sinne verstanden, daß man immer mehr Maschinen anhäuft. Damit ist angeblich alles getan. Das ist jedoch falsch. Man darf die Technik nicht von den Menschen trennen. Die Technik ohne die Menschen ist tot."

Das gilt für die Eisenbahntechnik in besonders hohem Grad. Ein großer Eisenbahnbetrieb ist ein sehr komplizierter Apparat, zu dessen Bedienung hochqualifizierte Kräfte nicht nur an der Spitze, sondern auch „unten", im Betrieb, erforderlich sind, damit alles klappt. An solchen Kräften fehlt es trotz allen Bemühungen noch.

Dazu kommt, daß die vorhandenen Kräfte offenbar nicht immer richtig eingesetzt werden. Eine Entschließung des Rats der Volkskommissare sieht sogar die Wurzel aller Verkehrsschwierigkeiten in mangelhafter Organisation, in bürokratischen Verwaltungsmethoden der „Liebhaber schriftlicher Orders" und einer Flucht des mittleren und höheren technischen Personals aus dem Betrieb in die Verwaltung. Nach statistischen Feststellungen saßen 1933 zwei Drittel der Eisenbahningenieure in Verwaltungsstellen, und nur ein Drittel arbeitete in den eigentlichen Betrieben. Dadurch wurde die „Schere" zwischen Maschine und Mensch, die darauf beruht, daß die Rückständigkeit der technischen Schulung einfach nicht so rasch aufgeholt werden kann, wie viele möchten, noch erweitert.

Die „Schere" zwischen Plan und Wirklichkeit

Die „Schere" zwischen Maschine und Mensch führt notwendig zu einer „Schere" zwischen Plan und Wirklichkeit.

1934 betrug die Zahl der durchschnittlichen täglichen Güterwagengestellungen 54 500. Der Plan sah, entsprechend dem Bedarf, 61—62 000 vor. Das Unterschreiten des Plans lähmte, ja gefährdete vor allem die Arbeit der Schwerindustrie. Mitte Oktober 1934 verfügten zum Beispiel die Werke des Wostokostal nur über einen Koksvorrat von 10 000 Tonnen, sodaß die Arbeit der Hochöfen nur für etwa 6—7 Tage sichergestellt war.

Die Verkehrsleistungen bleiben hinter dem Plan unter anderem deshalb zurück, weil vorgesehene Bauarbeiten nicht dem Plan entsprechend durchgeführt wurden. Auf diesem Gebiet ist die „Schere" zwischen Plan und Wirklichkeit sogar besonders groß. Nach Angaben der Zentralen Bauverwaltung des Verkehrskommissariats betrug im ersten Halbjahr 1934 die Planerfüllung

des Eisenbahn-Neubaus auf dem gesamten sowjetrussischen Netz bei verschiedenen Arbeiten in Prozenten des Plans:

Erdarbeiten	48,5%
Wohnungsbauten	29,5%
Kunstbauten	29,5%
Bahnhofs- und technische Bauten	24,3%
Versorgung mit Wasser	15,8%

Die „Schere" innerhalb des Planes

In Bezug auf das rollende Material hat die Sowjet-Union in den letztvergangenen Jahren sehr große Fortschritte gemacht: 1933 erhöhte sich die Kraftleistung des Lokomotivparks um 13% gegenüber dem Vorjahr. In den ersten neun Monaten 1934 lieferten die Waggonfabriken 22 500 Güterwagen ab; das waren 64% mehr als in der entsprechenden Zeit des Vorjahrs (allerdings nur 59% des Planes). Unter den neu eingestellten Güterzugslokomotiven befinden sich solche, deren Leistungsfähigkeit doppelt so groß ist wie die der älteren Maschinen. Innerhalb der letztvergangenen zwei Jahre sind 20% des Lokomotivbestandes modernisiert worden; gleichzeitig wurden 20% der Güterwagen mit selbsttätigen Bremsen versehen. Aber: die Geschwindigkeit der Güterzüge ist 1934 gesunken!

Die Bemühungen um die Vervollkommnung des rollenden Materials wurden geradezu sinnlos, weil dem Gleisbau nicht die entsprechende Beachtung geschenkt wurde. Die Schwäche des sogenannten „Oberbaues" (der Gleisanlagen) ist zugestandenermaßen der wichtigste Grund dafür, daß die Verkehrsleistungen sich nicht bessern.

Der Oberbau wurde, trotz der Zunahme des Verkehrs, trotz der Erhöhung der Lokomotivkraftleistungen und der Tragfähigkeit der Waggons, in seinem früheren Zustand belassen. Die sich daraus ergebende „Schere" beruht nicht auf schlechter Durchführung des Plans, sondern beruht auf dem Plan selber. Im Laufe des ersten Fünfjahrplans wurden 6,7 Milliarden Rubel im Eisenbahnwesen neu investiert; davon waren aber nur 14% für die Streckenausrüstung bestimmt. Darum klafft heute die „Schere" zwischen rollendem Material und dem Oberbau, auf dem es rollen soll. Es rollt infolgedessen nicht stetig, sondern bleibt oft stecken.

Im März 1934 befanden sich fast 20% des Streckennetzes in unzureichendem Zustand. 29 Millionen Schwellen, deren Auswechslung nötig gewesen wäre, waren nicht ausgewechselt. Die Folge waren zahlreiche Störungen auf offener Strecke; die Fahrpläne konnten nicht eingehalten werden. In den Güterbahnhöfen fehlt es an ausreichenden Gleisanlagen, sodaß sie sich rasch verstopfen, wodurch dann ganze Strecken lahmgelegt werden, was abermals zu Fahrplanstörungen führt.

Wie planlos in dieser Planwirtschaft gewirtschaftet wurde, gab auf der Parteikonferenz von Anfang 1934 der damalige Verkehrskommissar offen zu, als er sagte, daß nur 18% der vorhandenen Schienen sich für große Lokomotiven eignen. Drei Vierteljahre später wurde angeordnet, daß die Anzahl der am Streckenbau beschäftigten Arbeiter von 100 auf 150 000 erhöht werden solle; ihre Lebensbedingungen sollten verbessert werden; sie sollten Gemüsegärten anlegen und Kleinvieh halten. Nunmehr scheinen also tatsächlich besondere Anstrengungen zur Schließung der „Schere" zwischen rollendem Material und Oberbau gemacht zu werden.

*

Es wird sehr schwer sein, die hier genannten „Scheren" sämtlich zu schließen, zumal den Eisenbahnen ständig neue Aufgaben gestellt werden: strategische (vor allem die Verbindung mit dem fernen Osten) und wirtschaftliche, zur Erschließung neuer Bodenschätze und Kraftquellen, zum Aufbau neuer Wirtschaftszentren. Welch große Verkehrsaufgaben allein das rasche Anwachsen mancher Städte stellt, sei durch einige Angaben über das Wachstum von Städten in Westsibirien veranschaulicht. Die Einwohnerzahl wuchs in ihnen folgendermaßen:

	1926	Ende 1932
Nowosibirsk	180 000	300 000
Stalinsk	4 000	240 000
Prokojewsk	11 000	160 000
Kemerowo	23 000	130 000
Leninsk	20 000	80 000

Die Aufgaben, die die Sowjet-Regierung der Planwirtschaft stellt, sind sehr groß. Mit welchen inneren Schwierigkeiten sie dabei auf dem Verkehrsgebiet noch zu kämpfen hat, sei an den sogenannten „Rücktransporten" erläutert, einem immer wieder hervorgehobenen Mangel. Nach den Angaben der Zeitschrift der staatlichen Planwirtschaftsstelle („Plan" 1934, Nr. 2) bezieht eine Reihe entlegener Provinzen des europäischen und asiatischen Rußland Kohle aus dem Donezgebiet. Diese Provinzen beliefern ihrerseits andere Gebiete mit dieser Donezkohle, und zwar Gebiete, die näher am Donezbecken liegen! Die Kohle legt zu ihrem endgültigen Bestimmungsort den größten Teil des Wegs, auf dem sie gekommen ist, in umgekehrter Fahrtrichtung noch einmal zurück!

Bei der Beförderung von Holz seien solche Rücktransporte besonders häufig. Ist das eigentlich überhaupt Planwirtschaft?

Österreich

Die Entwirrung des „Paktwirrwarrs", aus dem Frankreich ein über Europa gebreitetes Netz zu verfertigen beabsichtigt, macht nur geringe Fortschritte. Um den Ostpakt ist es zurzeit stille; der westliche Luftpakt ist in den Hintergrund gedrängt, da England sich der französischen Auffassung genähert hat und den Beitritt Deutschlands zum Ostpakt und zum Donaupakt als Voraussetzung für das Zustandekommen eines Luftlocarnos betrachtet. Deshalb haben sich die französische und die italienische Diplomatie wieder einmal des Donaupaktes angenommen, der die Unabhängigkeit Österreichs garantieren soll, und den interessierten Regierungen einen Paktentwurf überreicht. Wie dieser Entwurf im einzelnen aussieht, hat man noch nicht erfahren, und so bleibt die Lage um Österreich immer noch sehr undurchsichtig, umso undurchsichtiger, als auch die Verhältnisse in Österreich noch ganz ungeklärt sind, so daß selbst interessierte und eifrige Beobachter der europäischen Politik Mühe haben, immer auf dem Laufenden zu bleiben. Zum Glück ist nun ein Buch erschienen, das einiges Licht in das dunkle Österreich wirft: „Die Diktatur in Österreich"; verlegt von Orell Füßli, Zürich-Leipzig, als Band 6 der „Weltmachtsprobleme"; Verfasser ist Franz Winkler, ehemaliger österreichischer Vizekanzler. Der Inhalt ist eine Geschichte Österreichs seit 1918, besonders der Jahre 1932—1934, verfaßt von einem, der diese Zeit tätig miterlebt hat und deshalb manchmal zur eigenen Rechtfertigung, im großen ganzen aber doch mit dem Willen zur Objektivität schreibt. Wir wollen seiner Darstellung einmal in aller Kürze folgen.

Die schwarz-rote Koalition, die 1918 in Österreich installiert wurde, war nur von kurzer Dauer. Sie wurde abgelöst durch die von Ignaz Seipel gegründete Bürgerkoalition, deren wichtigster Pfeiler die Christlich-Soziale Partei (der in Deutschland das Zentrum entsprach) war. Diese Koalition hat Österreich in den Zeiten der Inflation und der „Prosperität" regiert. Der Rücktritt Seipels fiel zeitlich zusammen mit dem Wiedereinsetzen der Wirtschaftskrise. Sofort vergrößerten sich die Schwierigkeiten der inneren Politik, vor allem durch das aggressive Auftreten der Heimwehren.

Die Heimwehren sind entstanden aus den Grenzwehren und Freikorps der Nachkriegsjahre. Sie betätigten sich in Aufmärschen, in Scharmützeln mit den Sozialdemokraten, in Putschen und Putschdrohungen, in parlamentarischer und außerparlamentarischer Opposition gegen die Regierung und in inneren Streitigkeiten zwischen den einzelnen Gruppen und Führern, Streitigkeiten, aus denen zuletzt Graf Rüdiger von Starhemberg als Sieger hervorging. Der ewigen Geldnot, unter der die Söldnertruppe der Heimwehren litt, wurde 1930 durch die Anlehnung an Italien ein Ende gemacht. Die Heimwehren waren ursprünglich antimarxistisch, antisemitisch, antiklerikal, sie waren deutsch-national, gegen die Habsburger, für ein Großdeutschland. In den letzten Jahren sind freilich einige dieser Programmpunkte vergessen worden.

Die Wirtschaftskrise, die Österreich besonders hart traf (man denke an den Zusammenbruch der Kreditanstalt), hatte zur Folge, daß die Basis der Regierung immer schwächer wurde. Bei Wahlen erlitten die regierenden Christlich-Sozialen schwere Verluste, die Heimwehren drängten, neben ihnen wuchs die Nationalsozialistische Partei heran, die Regierungen wechselten rasch, aber alle waren sie finanziell vom Ausland abhängig und mußten immer wieder pumpen gehen. Im Juni 1932 trat dann der Mann an die Spitze der Regierung, unter dem Österreich den Weg vom Parlamentarismus über ein autoritäres Regime zur Diktatur ging: Dollfuß.

Im Sommer 1932 wurde zunächst das Parlament ausgeschaltet; regiert wurde fortan auf Grund eines Ermächtigungsgesetzes aus dem Jahre 1917. Dann ging die Regierung, die sich auf die katholische Kirche und auf die Heimwehren stützte, auch gegen die Parteien vor, gegen die Oppositionsparteien (vor allem die NSDAP, die verboten wurde), wie gegen die Parteien überhaupt. So geriet sie in einen Dreifrontenkampf: gegen die Nationalsozialisten, gegen die Sozialdemokraten und gegen die bürgerlichen Parteien, soweit sie opponierten (Großdeutsche und Landbund, zu welch letzterem Winkler gehörte). Nebenher aber ging noch der Kampf innerhalb der Regierung, der Kampf zwischen Heimwehren und politischem Katholizismus wie die Rivalitäten einzelner führender Persönlichkeiten. (Diese internen Auseinandersetzungen sind ein ganz dunkles Kapitel; sie nehmen einen breiten Raum in Winklers Schilderung ein, aber man hat den Eindruck, daß Winkler lange nicht alles sagt, was er weiß.) Dazu kam noch der Konflikt mit dem Deutschen Reich — so begann das tragische Jahr 1934 unter schlechten Sternen.

Als verhängnisvollen Tag bezeichnet Winkler den 8. Januar 1934. Es war Dollfuß gelungen, Verhandlungen mit der NSDAP anzubahnen. Am 8. Januar sollte Habicht zu einer Unterredung mit Dollfuß nach Wien kommen. Sein Flugzeug befand sich schon über österreichischem Gebiet, als er die Nachricht erhielt, Dollfuß habe die Einladung zurückgezogen. — Starhemberg hatte Einspruch erhoben.

Und nun schob sich der Sicherheitsminister Fey, der energische Mann, in den Vordergrund. Er übernahm Dollfuß gegenüber die Garantie, daß die Opposition, ob rot oder grün oder braun, niedergeschlagen werde. Zuerst kamen die Sozialdemokraten dran. Die Heimwehren, unter italienischem Einfluß stehend, drängten die Regierung zu solchen Maßnahmen gegen die Sozialdemokraten, daß diese keinen andern Weg mehr wußten als den des bewaffneten Aufstandes. Der Aufstand wurde niedergeschlagen. Damit war nicht nur die Sozialdemokratie vernichtet, sondern auch eine Pforte für den tschechoslowakischen und den französischen Einfluß in Österreich verschlossen. Es ist deshalb bezeichnend, daß der Aufstand gerade in dem Augenblick provoziert wurde, als die französische Regierung infolge der Februarunruhen in Paris gelähmt war. (Leider weist Winkler auf solche außenpolitische Zusammenhänge nur selten hin.)

Ein halbes Jahr später, nach der Ermordung des Kanzlers am 25. Juli, wurde auch die NSDAP Österreichs militärisch von Heer und Heimwehren niedergerungen. (Über diese Ereignisse im Juli berichtet Winkler natürlich sehr ausführlich; etwas, das über das schon Bekannte hinausginge, sagt er allerdings nicht.) Fey persönlich konnte freilich seinen „Sieg" nicht auswerten; er wurde in den Hintergrund gedrängt. Aber mit oder ohne ihn —: die Diktatur wurde etabliert, die Diktatur der Kirche und der Heimwehren, „des Rosenkranzes und der Bajonette", wie Winkler sagt. Er schließt sein Buch (aus dem wir nur die Grundlage der Darstellung mitteilen konnten), indem er die allerchristlichste Wiener Regierung auf das Wort des christlichen Staatsfilosofen Thomas von Aquin hinweist: „Nichts hat Bestand, was dem Willen des Volkes widerspricht." T. Achelis

Zwischenstaatliche Planwirtschaft

In einem Artikel „Auf halbem Wege" sagt Heinrich Hennemann in der Deutschen Allgemeinen Zeitung (vom 11. August 35), die weltwirtschaftliche Verflochtenheit zwinge die einzelnen Staaten, ihre nationalistischen Handelsmethoden zu revidieren.

„Italien hat auf Grund seines starken Rohstoffhungers die lange Zeit verfolgte Linie der Deflation verlassen müssen; England und Amerika unterstreichen immer wieder die Notwendigkeit eines Wiederaufbaus der Weltwirtschaft; selbst Rußland, das mit den Methoden der übrigen Welt brechen möchte und das über reiche Naturschätze verfügt, kann auf die Erfahrungen und Hilfsmittel der anderen Völker nicht verzichten. Überall also die Erkenntnis von der Notwendigkeit internationaler Zusammenarbeit und Ergänzung, überall die Forderung nach dem Wiederaufbau der Weltwirtschaft, überall der Hannemann-Appell an die anderen, die Politik der nationalistischen Handelsmethoden aufzugeben. Aber niemand wagt den Anfang. . . .

Inzwischen werden von privater Seite die Bemühungen um Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen Produktion und Verbrauch immer wieder aufgenommen und haben auch auf wichtigen Gebieten Erfolge erzielt. So hat man z. B. die Linien von Produktion und Bedarf auf verschiedenen wichtigen chemischen Gebieten wieder in eine einheitliche Richtung gebracht; man hat Kali und Stickstoff, man hat Eisen und Elektrizität international befriedet; neuerlich wird weiter ein wichtiges Schlüsselprodukt, die Kohle, in den Mittelpunkt derartiger Ausgleichsbesprechungen gestellt. Der privaten Initiative ist so auf wichtigen industriellen Gebieten gelungen, was die Regierungen bisher nicht zuwege gebracht haben, nämlich die Wiederherstellung von Gleichgewichten. Die private Wirtschaft hat auf diese Weise wertvolle Pionierarbeit geleistet, die für eine friedliche Ordnung der Welt in den nächsten Jahren beispielhaft wirken könnte. Durch eine derartige elastische Zusammenarbeit ist es möglich, in größerem Ausmaße die Spannungen und Gefälle zwischen den wirtschaftspolitischen Konstruktionen zu beseitigen und allmählich eine gemeinsame Grundhaltung, ein gemeinschaftliches Ordnungsinteresse herauszuschälen."

Nach der letzten Mitteilung des Internationalen Ackerbau-Instituts in Rom wird die Getreideernte in Europa erheblich größer ausfallen als im Vorjahre. Auch Rußland wird eine größere Weizenernte zu verzeichnen haben.

Die Manschettenknöpfe

Von Helmut Kasten

Das Auto hielt genau vor dem Eingang des Klubhauses in der Queen Street. Heraus sprang, trotz seinen 56 Jahren leichtfüßig und gewandt, Sir Robert Desney. Sir Robert hielt sich durch tägliches Reiten und Golfspielen frisch und elastisch. Er betrat die Halle, gab dem ihm entgegenkommenden Diener Hut und Mantel und warf einen Blick in den Spiegel auf sein graumeliertes Haar. Der Scheitel war in Ordnung, auch die Krawatte saß tadellos.

Dann ging er durch das Lesezimmer, diesen und jenen Klubfreund grüßend, in den Lunchraum. Sir Alfred Williams saß bereits auf seinem Platz und las die Times.

„Guten Tag, mein lieber Sir Alfred", begrüßte Sir Robert ihn. „Nun, was schreibt heute die Times?"

„Ah, mein lieber Sir Robert! Etwas spät heute."

„Ich bin noch zu Hause aufgehalten worden."

„Man sah Sie gestern nicht beim Derby, Sir Robert", sagte Sir Alfred Williams.

„Meine Nichte, Sie wissen, die Frau des Oberst Allan, kam gestern nach London. Sie blieb nur ein paar Stunden, um dann mit ihrem Mann nach Indien zu fahren. Er ist versetzt worden. Da konnte ich leider nicht beim Derby sein."

„Es ist wirklich schade. Alfonso lief ausgezeichnet."

„Ich sagte schon" — Sir Robert nahm etwas von dem Toast, den man gebracht hatte —, „ich sei zu Hause aufgehalten worden. Ja, ich habe James entlassen müssen."

„Ihren Diener James, auf den Sie so stolz waren? Von dem Sie sagten, er sei der beste Diener in ganz London, wenn nicht in ganz England?"

„Ja, diesen James", sagte Sir Robert. „Denken Sie, Sir Alfred" — er lehnte sich im Sessel zurück und zündete eine Havanna an —, „ich vermißte meine Manschettenknöpfe, ein Andenken an meine Frau. Ich klingle James. Der ist nicht da. Ich suche überall. Ich kann die Knöpfe nicht finden. Ich suche zwischen meiner Wäsche, auch zwischen der abgelegten suche ich. Nicht zu finden. Ich gebe sie schon verloren, da komme ich auf den Gedanken, in James' Zimmer nachzusehen. Vielleicht, denke ich, hat James sie aus Versehen, nachdem er sie aus einem Hemd herausgeknöpft hat, mit hinauf in sein Zimmer genommen. Ich gehe also hinauf und finde dort . . ."

„Und finden dort tatsächlich die verloren geglaubten Manschettenknöpfe, nicht wahr?" sagte Sir Alfred. „Also ein Dieb, weil Sie ihn entlassen haben."

„Nein", sagte Sir Robert. „Die Knöpfe finde ich nicht. James ist ehrlich. Aber etwas anderes finde ich. Auf dem Tisch im Zimmer liegt ein Buch, ein aufgeschlagenes Buch, eins von meinen Büchern aus der Bibliothek. Was meinen Sie, Sir Alfred, was für ein Buch es war?"

„Nun", sagte Sir Alfred und schmunzelte, „vermutlich eines von Ihren galanten Büchern."

„Nein, keineswegs. Sondern „Der Staat" von Plato. Ein Buch also, das ich seit meiner Zeit in Eton und Oxford nie wieder in der Hand gehabt und, ich glaube, auch überhaupt niemals gelesen habe. Ach, denke ich, der dumme James. Ein Diener und Plato lesen! Aber da finde ich neben dem Buch Notizen liegen, Notizen, aus denen hervorgeht, daß James in seiner freien Zeit meine Bücher nicht nur gelesen, sondern auch verstanden hat. Ich sah auch, daß James neben Plato noch Kant, Schopenhauer, Adam Smith, Owen und vieles andere gelesen hatte. Und alles hatte er anscheinend verstanden. Das entnahm ich den Notizen. Als James dann nach Hause kam, habe ich ihn entlassen."

„Es ist kaum glaublich", sagte Sir Alfred, wobei ihm die Berichte der Times vom gestrigen Rennen entfielen: „Ein Diener, der Plato liest, und sogar mit Vergnügen! Wohin sollen wir da kommen, wenn unsere Diener klüger sind als wir?"

„Nicht wahr?" sagte Sir Robert und hob die Sportnachrichten auf. „Ich hielt es auch für ungehörig. Meine Manschettenknöpfe fand ich übrigens wieder. Ich hatte sie nur verlegt. Es wäre für mich ein großer Verlust gewesen."

Kopfarbeiter

Ein Sommerfrischler ging ein Stück Wegs mit dem Huberbauern, der gerade mit seinem Ochsen aufs Feld fuhr, um seinen Weizen vollends heimzuholen.

In dem Gespräch, das sich entspann, bemühte sich der Herr aus der Stadt, seinem Volksgenossen klar zu machen, daß er „Kopfarbeiter" sei und deshalb selbstverständlich eine höhere Lebenshaltung beanspruchen müsse.

„Wia isch no' mit meine Ochsa?" lächelte der Huber. „Do gugget Se na', des send au Kopfarbeiter!"

Richtiges Denken

Wohlerzogenheit wird von vielen noch nach dem Seifenverbrauch, nach Bügelfalten und Nagelpflege und vor allem darnach bemessen, daß bei Tisch das Messer nicht mit dem Munde, der Fisch nicht mit dem Messer in Berührung kommt.

Nichts in unserer Zeit ist begrüßenswerter, als der Aufschwung, den Körperkultur und Gesundheitspflege in ihr genommen haben. Bei dem Wert, der auf Aussehen und äußerliches Gehaben, auf Leibes- und Leistungsausbildung gelegt wird, kommt aber die Pflege des Innern, vor allem die Kultivierung unserer Urteilsfähigkeit, entschieden zu kurz. Ansätze zu einer Sittenlehre des Denkens — durch Aufdecken der unter uns herrschenden Denkunsitten — sind kaum vorhanden oder muffeln vielleicht in irgendwelchen Buchtrödelläden. Wir kontrollieren uns selbst, kontrollieren einander noch lange nicht aus der sicheren Kenntnis landläufiger Denkgewohnheiten und Denkfehler heraus.

Man könnte einwenden, jeder halbwegs Gebildete habe ja doch auch richtig denken gelernt. Dem ist nicht so. Schullogik und Schulpsychologie haben bis vor kurzem so gut wie nichts getan, um uns ein intellektuelles Gewissen anzuzüchten. Durch höhere Studien allerdings, vor allem durch Handhaben naturwissenschaftlicher Forschungsmethoden, wird uns Vorsicht und Umsicht nebst Prüfungs- und Berichtigungswilligkeit eigenem Urteilen und Schließen gegenüber vermittelt. Aber müßte diese elementarste Technik des Denkens nicht allen, und allen mühelos, zugänglich sein?

Man beobachte sich und andere auch nur einen Tag. Nehmen wir nicht alle täglich Zweifelhaftes ungeprüft als gewiß hin, aus Bequemlichkeit oder aus Unvermögen? Verschließen wir uns nicht gerne einer unangenehmen Erkenntnis, aus Wehleidigkeit oder Dünkel? Schieben wir nicht einem Vorfall mutmaßlich Ursachen, einer Handlungsweise leichthin Motive unter — und zwar gewöhnlich nur eine Ursache, nur ein Motiv, obwohl beide mehrfach, ja vielfach bedingt sein müßten? Verwechseln wir nicht manchmal auch Ursache und Wirkung? Lassen Anlässe, Umstände außer acht, wenn wir kritisieren und kombinieren? Vergleichen, verallgemeinern, vertauschen, verschieben, vergrößern, verkleinern, verehren, verunehren, vertrauen, verdächtigen wir nicht tagtäglich, oft ohne Berechtigung, oft ohne zureichenden Grund?

Luftverkehr

Seit dem Kriege hat der Luftverkehr einen ungeheuren Aufschwung genommen. In allen größeren Staaten wurden Luftverkehrsgesellschaften gegründet, denen die Regierungen Subventionen in enormer Höhe zur Verfügung stellten.

Der Bereich der Gesellschaften überschritt sehr bald die Landesgrenzen. Wenn man heute eine Verkehrskarte von Europa betrachtet, ist man erstaunt über das dichte Spinnennetz, das die Linien des Luftverkehrs darstellt. Blickt man dagegen in die Bilanzen der Gesellschaften, so ist man von dem Resultat enttäuscht, das erreicht wurde, obwohl (oder gerade weil) zur Entwicklung des Lufttransportes überall Geld wie Wasser geflossen ist.

Es gibt im Ganzen ein oder zwei rentable Konzerne, und daneben eine Menge nationaler Gesellschaften, die keine Aussicht haben, jemals ihre ökonomische Unabhängigkeit zu erreichen. Im Jahre 1933 gab es in Europa nur vier Gesellschaften, die halbwegs so weit waren sich selbst zu unterhalten. Der selbständig erwirtschaftete Anteil der Luftverkehrsgesellschaften an den Gesamtausgaben beträgt in Prozenten etwa in Holland 76, in Finnland 70, in England 61, in Dänemark 55. In anderen Ländern sind die Zahlen noch viel geringer. Für Frankreich und Deutschland sind sie 21 und 35, für Italien dagegen nur 8,7. Für jeden Passagier oder Brief, der durch die Luft befördert wird, zahlt die italienische Regierung siebenmal soviel drauf als die holländische. Das europäische Luftnetz verdient insgesamt nur ein Drittel seiner Ausgaben.

In vielen Ländern haben die Subventionen an die Luftverkehrsgesellschaften die Industrie erst in die Lage versetzt, eigene Flugzeuge herzustellen. So waren die Verhältnisse in Deutschland durch das Versailler Verbot der direkten Unterstützung der Industrie und das Fehlen einer militärischen Luftfahrt mit ihren großen Industrieaufträgen ungünstig beeinflußt. Um die Industrie nicht zugrunde gehen zu lassen, mußte die Lufthansa eben teurer bezahlen als die fremden Gesellschaften. Besonders am Beispiel Finnlands und Dänemarks zeigt sich die paradoxe Erscheinung, daß das Fehlen einer eigenen Flugzeugindustrie die Last der Verkehrsgesellschaften mindert.

In den Vereinigten Staaten gibt es dagegen eine große Zahl von Strecken, die sich vollständig selbst unterhalten. Hier findet der Luftverkehr eben den Raum vor, der seinem technischen Stand entspricht. Nebenbei fehlen auch noch die vielen Konkurrenzlinien, die in Europa nur wegen des nationalen Prestiges aufrechterhalten werden. Selbstverständlich haben auch die Vereinigten Staaten ihre nationalen Linien, wie die Pacific Airways, die, bis Hawai und Honolulu ausgedehnt, mehr der Verteidigung als dem Handel dient.

Hier kommen wir schon in den Bereich der wirklich erdumspannenden Linien. Durch das amerikanische Beispiel angespornt, wollen die Japaner ebenfalls pazifische Linien errichten. Mit Luftschiffen planen sie bis Mandschukuo und weiter nach Singapore und in die Südsee zu fliegen. Eine andere Flugstrecke soll bis Schanghai und Hongkong reichen. Die kommerzielle Ausrede für diese in Wirklichkeit militärischen Unternehmungen ist der Anschluß an die holländischen und englischen Linien in Singapore und an die französische in Saigon, wodurch Europa von Japan aus in neun oder zehn Tagen zu erreichen sein wird.

Genau besehen hat freilich hier der Luftverkehr noch keinen besonderen Fortschritt gebracht. Man bedenke, daß vor dem Kriege die Reisedauer von London nach Tokio über den sibirischen Expreß nur drei Tage länger war. Es muß also auch für diese großen Strecken gesagt werden, daß vorläufig zu viel Geld mit viel zu geringem Ergebnis ausgegeben wird.

Das Geld aber kommt vom Steuerzahler. In den drei Jahren 1930, 1931 und 1932 haben die europäischen Steuerzahler ungefähr 320 Millionen Mark an die Verkehrsgesellschaften gegeben. Für diese ungeheure Ausgabe wurde so viel transportiert, wie in drei Eisenbahnzüge verfrachtet werden kann. Geschwindigkeit ist teuer. Aber so teuer dürfte sie keineswegs sein!

Die Gründe, die eine größere Rentabilität verhindern, sind zahlreich. In vielen Fällen waren die Subventionen die indirekte Ursache. In Staaten, die nach Flugkilometern subventionierten, wurden mit allen Mitteln möglichst viele Flugkilometer herausgeschunden, und manche Linien wurden mit alten Maschinen leer beflogen, nur um die Kilometergelder hereinzuholen. In anderen Staaten wurde nach beförderten Personen gezahlt. Hier entstand eine Unzahl sogenannter Hüpflinien, d. h. kleinster Strecken, nur um eine große Zahl von Gästen mit der Sensation des Fliegens zu locken, für die aber dann der Staat Zuschüsse gewähren mußte. Auch hat man durch alle möglichen Vergünstigungen die Zahl der Beförderten künstlich heraufgeschraubt.

Weit wichtiger aber sind die Hindernisse, die in der mangelnden Zusammenarbeit der Staaten begründet liegen. Europa selbst ist für den nationalen Flugverkehr viel zu klein. Der ganze gegenwärtige europäische Dienst könnte mit einem Viertel der Maschinen aufrecht erhalten werden. Sogar bei den großen Strecken haben die nationalen Eifersüchte jede Vernunft verdrängt. Italien verweigert den englischen Linien nach Indien die Überfliegung seines Territoriums. Die Engländer verlegten den Holländern den Weg, als diese ihren Dienst von Amsterdam nach Singapore bis nach Australien ausdehnen wollten.

Am Beispiel des Luftverkehrs zeigt sich, daß hinsichtlich der technischen Mittel der Mensch seine Welt viel kleinlicher und engstirniger verwaltet als zur Zeit des tiefsten Mittelalters.

Ernst Pfau

Der ganze Mechanismus der Produktion und der Verteilung des Reichtums ist zusammengebrochen und muß neu durchdacht werden.

Lloyd George

Die Abschaffung des Fußgängers

Über einen neuen „Motorroller", das ideale Fahrzeug für Wege innerhalb von Großbetrieben und für kürzere Strecken in der Stadt, erfahren wir aus der technischen Beilage einer Berliner Zeitung u. a. folgendes:

„Was man braucht und haben möchte, ist ein fahrbarer Untersatz, den man schnell besteigen kann, der also nicht erst umständlich anzutreten oder zeitraubend in Gang zu setzen ist, mit dem man schnell und wendig die engsten Passagen durchfahren kann, wobei man vor allem nicht schmutzig wird und man ebenso schnell wieder absteigen kann. Durch die kleinen Räder einerseits, die breite Grundplatte andererseits wird der Fahrer auch gut vor dem unangenehmen, vor allem bei Fahrrädern mit Hilfsmotoren auftretenden Flugschmutz geschützt.

Es ist jetzt ein Versuchsfahrzeug geschaffen worden, das ungefähr den zu stellenden Anforderungen entspricht. Es ist mit einem DKW-Zweitaktmotor von 78 ccm Zylinderinhalt versehen ... Die ganze Länge beträgt 125 Zentimeter, die größte Breite 37 Zentimeter, die Plattformhöhe 13 Zentimeter und die Sitzhöhe 80 Zentimeter.

Man kann diese Maschine stehend fahren in der Haltung wie Kinder auf einem Roller; man kann sich aber auch auf den Motorradsattel setzen und hat dann ein Fahrzeug, das sogar das Fahren über größere Strecken mit allerhand Bequemlichkeit erlaubt."

Im Monat Juli 1935 sind in Deutschland 42 346 Kraftfahrzeuge neu in Verkehr gekommen, eine bis jetzt noch nie erreichte Höchstzahl.

„Der pensionierte Oberstleutnant Frank Harris, der auf seinem Familiengut bei Tunbridge Wells, etwa 50 Kilometer von London entfernt, wohnt, beging seinen 70. Geburtstag damit, daß er sich um 5 Uhr früh zu Fuß aufmachte, um nach London zu marschieren, wo er am Abend in sehr guter Verfassung ankam."

Blick hinter die Kulissen

Nach dem „Duden" schreibt man das Wort Thron noch mit th, während die meisten früher mit th geschriebenen Wörter jetzt nur noch ein t haben. Warum gerade Thron mit th geschrieben wird, darüber erzählt die „Selbsthilfe" (Nr. 30) folgendes:

„Konrad Duden war Direktor des Gymnasiums in Hersfeld in Hessen. Einer kleinen Anekdote zufolge soll er selbst die Schreibweise von Thron folgendermaßen begründet haben: In der Konferenz, die über die Vereinfachung der neuen Rechtschreibung beriet, saß ein Mitglied, das während der vielen Sitzungen allen Vorschlägen stillschweigend zustimmte. Als aber das Wort Thron an die Reihe kam, da bat dieser Herr, dem Thron das h zu lassen. Aus Höflichkeit wollten ihm die anderen Kollegen den einzigen Wunsch, den er geäußert hatte, nicht abschlagen."

Metafysik

Einem Berliner, der in diesem Sommer wieder einmal München besuchte, soll folgendes begegnet sein:

Er trat aus dem Hauptbahnhof, wußte nicht recht Bescheid und wandte sich daher an einen in der Nähe stehenden Dienstmann.

„Hör'n Se mal", sagte er und zeigte in die Schützenstraße hinein, „wenn ich jetzt hier runter gehe, dann ist doch da der Justizpalast?"

„Freili, freili", war die Antwort, „aber wenn S' net nunter genga, is der aa drunten."

Der „Laie" sagt: Der dümmste Bauer hat die größten Kartoffeln. Der „Wissenschafter" drückt dieselbe Ansicht so aus: Die Intelligenz des Agrarökonomen ist umgekehrt proportional dem Volumen der von ihm produzierten solamina tuberosa.

Großstädte in zehn Jahren

Es ist nicht ganz leicht, genau vorauszusagen, wie sich die Bevölkerungszahl eines Landes oder einer Stadt entwickeln wird. Unvorhergesehene Zu- oder Abwanderung, Naturkatastrofen und auch der Wandel im Willen und in den Anschauungen der Menschen können die schönsten Berechnungen über den Haufen werfen. Immerhin wird man auf etwa zehn Jahre die Bevölkerungsbewegung z. B. in einer Großstadt vorausberechnen können, wenn es einem auf einige Hunderttausend mehr oder weniger nicht ankommt.

Ein französischer Professor, Charles Richet, 1913 Nobelpreisträger, hat auf Grund sorgfältiger Berechnungen versucht, die Bevölkerung der Erde im Jahre 1944 vorauszubestimmen. Er glaubt, daß bis dahin die Gesamtbevölkerung um 195 000 000 Menschen zunehmen wird. Von diesem Zuwachs entfallen auf Asien 140 000 000, auf Amerika 35 000 000, auf Europa 20 000 000.

Das Mißverhältnis in der Bevölkerungsvermehrung Asiens gegenüber der Europas und Amerikas wird noch grotesker, wenn man nur die Großstädte betrachtet. (Man muß dabei allerdings berücksichtigen, daß die Einwohnerzahl von Großstädten sich häufig mehr durch Zuwanderung als durch Geburten vergrößert.) Die folgende Liste zeigt die Einwohnerzahl einer Reihe von Großstädten im Jahre 1935 und, nach den Berechnungen von Richet, im Jahre 1944 (in Millionen):

	1935	1944
London	7,7	7,7
New York	6,9	8,7
Tokio	4,9	7,1
Berlin	4,3	4,6
Chicago	3,4	4,3
Moskau	3,3	4,5
Schanghai	3,3	5,7

Die ersten werden die letzten sein, könnte man beinahe sagen. Die europäischen Städte wachsen kaum oder gar nicht mehr, die asiatischen dagegen rücken an die Spitze der Liste der Weltstädte. London und Paris wachsen überhaupt nicht mehr; New York zeigt eine Zunahme von 19 pro Tausend im Jahr, Osaka von 33, Tokio von 44 und Schanghai von 55 pro Tausend.

Richet hat dann seine Berechnungen auch auf 20 Jahre ausgedehnt. (Die Ergebnisse teilt er allerdings mit allen Vorbehalten mit.) Nach 20 Jahren wird Tokio mit 10,5 Millionen Einwohnern nicht nur London, sondern auch New York überflügelt haben, und die Bevölkerung von Schanghai wird 9,1 Millionen betragen.

Hinter diesen Zahlen (manche werden vielleicht geneigt sein, es Zahlenspielereien zu nennen) stecken gefährliche Probleme. Die Gefahr besteht nicht nur darin, daß die farbigen Rassen sich viel schneller vermehren als die weißen, sondern auch darin, daß durch das rasche Wachstum der farbigen Rassen Gebiete mit einem ungeheuren Bevölkerungsdruck entstehen, einem Druck, der viel größer ist als etwa der in den industrialisierten Staaten Europas, und der sich deshalb so verhängnisvoll auswirken wird, weil verhältnismäßig menschenarme Gebiete sich gegen das Überströmen des Druckes zu schützen suchen. So entstehen Druckgefälle, wie z. B. heute schon das zwischen Insulindien und Australien, wo Gebiete mit einer Bevölkerung von über 400 pro Quadratkilometer (Java) nur durch ein Einwanderungsverbot getrennt sind von einem Erdteil mit einer Bevölkerungsdichte von 1,2 je Quadratkilometer.

Gegenwärtig geht die Entwicklung dahin, daß sich derartige Druckgefälle nicht ausgleichen, sondern vergrößern. Wird die Menschheit die Mittel finden, diese Gefahrenherde noch rechtzeitig zu beseitigen?

Georg Friedrich

Im Jahr 1932 wanderten in den 52 deutschen Großstädten durchschnittlich 4 auf tausend Einwohner mehr ab als zu; in Berlin 11,6. Im Jahr 1933 betrug der Wanderungsverlust der deutschen Großstädte 3,8 auf tausend; in Berlin 9,8 (261 000 Abwanderer gegen 219 000 Zuwanderer). Im Jahr 1934 wanderten 264 000 Berliner ab, 231 000 zogen zu; der Abwanderungsverlust betrug nur noch 7,7 auf tausend.

Jeder vierzigste Berliner ist ein Ausländer. Das bedeutet: Berlin bliebe selbst dann noch eine Großstadt, wenn es allen eingeborenen Berlinern und in Berlin ansässigen Reichsdeutschen plötzlich einfiele, die Stadt zu verlassen.

Nach einem Aufsatz im „Deutschen Ärzteblatt" sind im Jahr 1934 in Deutschland nur noch 7 Prozent der Kinder im ersten Lebensjahr gestorben, gegenüber 15 im Jahr 1913 und 21 im Jahr 1905. „Hiemit dürfte allerdings nach dem Urteil vieler Sachverständiger die unterste Grenze annähernd erreicht sein."

Wie aus einer Vermutung eine Annahme, aus der Annahme eine Behauptung wird, läßt sich beim Umlauf von Gerüchten verfolgen. Bösgläubigkeit und Entrüstungsbedürfnis spielen zuweilen mit, vor allem aber der Trieb, vom Labilen zum Stabilen, vom Unsichern zum Sichern zu gelangen, weil mit ersterem Beunruhigung oder Anstrengung verbunden ist, letzteres aber rasch eingeordnet und abgetan werden kann. All das ist natürlich und manchmal unvermeidlich. Doch sollten wir eben wissen, daß wir so sind und so tun, und zwar nicht anders sein, aber anders tun könnten. Natur läßt sich kultivieren!

Man übe sich nur einmal darin, ein wahres: „ich weiß nicht" für ein falsches: „so ist es" zu setzen. Warum sollten wir geistige Spannungszustände und Ungewißheiten nicht so gut aushalten lernen wie das Stehen oder sich Drehen auf einem Bein? Vermag doch der Haarkünstler einen Wirrschopf, der Chirurg sogar eine Nase zurechtzubringen!

Müssen wir denn, wie wir es doch täglich tun, beispielsweise ein Volk, einen Stand, einen Menschenverein nach Einzelnen bewerten? Vermögen wir's wirklich nicht, uns Rechenschaft darüber zu geben, welchen Anteil Neigung und Abneigung, Erregung und Ermüdung, Wünsche, Triebe, Leidenschaft — und vor allem auch unsere Eigenliebe, unser reizbares, nur zu oft krankendes Selbstgefühl — an unseren Vor-Urteilen, an unserem Verurteilen haben?

Apparate der feinsten, Maschinen der schwierigsten Art verstehen wir handzuhaben. Und wir verstünden es nicht, unser eigenes Denkverfahren Dingen und Menschen gegenüber zu begutachten und zu zügeln?

Tapferkeit, Scharfsinn und Takt ist dazu vonnöten. Wer zu wenig davon mit sich auf die Welt gebracht, kann dennoch gerade hierin sein eigener Bildner werden. Kulturerwerbungen gehen über in Fleisch und Blut. Zucht veredelt. Aus Angeübtem formt sich eine zweite Natur, Einsicht wandelt sich zum Instinkt. Von den Wohlerzogenen stammen die Wohlgeborenen.

Man betrachte die Vorgänge seines Innern wie ein Naturschauspiel. Worauf es ankommt, ist zunächst nur, daß man sich auskennen lerne in seinem Schneckenhaus und die Tätigkeiten seines Denkorgans auf rechte Geleise zu leiten, umzuschalten und zu überwachen verstehe.

So unfaßbar zusammengesetzt, so wunderbar feinfädig und feingliedrig die Einrichtungen unseres Gesamtwesens auch sind — Einrichtungen, von denen unsere technischen Errungenschaften und unsere Gesellschaftsverbände nur unvollkommene, grobzügige, aus uns herausgeholte Nachbildungen darstellen —: so einfach sind im Grunde die Bewegungsweisen unseres Denkens. Auf die Gegensatzpaare: Gleichsetzen und Ungleichsetzen, Einschließen und Ausschließen, Zerlegen und Zusammenfassen, Vereinfachen und Verallgemeinern, und auf Übertragen und Vertauschen von Komplexen und Elementen läuft alles hinaus.

Wären wir alle geübt und gewillt, geistiges Gebaren so zu überwachen und zu bewerten, wie Aussehen und Lebensart, so nähme die Zahl der Täuschungsmöglichkeiten gewaltig ab. Wer oft in den Spiegel blickt, wird selten Gesichter schneiden. Einblick in die Kniffe des Selbstbetrugs weckt sittliche Scheu. Vor sich und für andere. Und daran knüpft sich der Fortschritt innerer Kultivierung.

Oft fragen wir uns, warum man bisher in Schule und Haus gerade der Fahrlässigkeit, der üblen Art, in der unser Denken mit Dingen und Menschen umspringt, so wenig Aufmerksamkeit und Mühe zuwendet. Scheut man vor solchem Zurechtweisen und Aufklären vielleicht darum zurück, weil dann zu vielen zu vieles durchschaubar würde?

Diese Gefahr, wenn es eine ist, wäre die geringste. Je höher in jeder Hinsicht bei uns die Kultur und somit auch die „Sauberkeit", wie Nietzsche dies nennt, die Rechtschaffenheit und Richtigkeit des Denkens steigt, desto geringer werden die Entladungsgefahren blindwütiger Affekte im Gemeinschafts- und Völkerleben, die so unsägliches Unheil über Unzählige bringen.

Als der Königsohn Abhayo von Gotamo Buddha erfahren wollte, ob dieser sich für seine Antworten auf verfängliche Fragen, die ihm von Gelehrten verschiedener Stände gestellt würden, im Geist vorbereitete, gab ihm der Erleuchtete Bescheid durch das Gleichnis vom Wagen. Teile und Stücke des Wagens seien dem Königsohne, dem trefflichen Wagenlenker, genau bekannt. Hätte der etwa nötig, sich im Geiste auf Fragen darüber zu rüsten? Käme ihm nicht vielmehr die richtige Antwort im Augenblick selbst in den Sinn?

Soundsoviel Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung wußte schon Buddha, was es wert ist und was es heißt, sich in den Mechanismen unseres Denkorgans auszukennen.

Camilla Lucerna

Die Rätsel, welche Menschen sich aufgeben, sind ungelöst am schönsten; nach der Lösung gehen sie uns nicht viel mehr an.

Hans Thoma

Musikinflation

Der starke „Musikverschleiß" unserer Tage, wie er hauptsächlich durch den Rundfunk hervorgerufen wird, birgt die Gefahr in sich, daß die Hörer mit Musik überfüttert und zu einem oberflächlichen Genießertum verleitet werden. In der Nummer 368/369 der Deutschen Allgemeinen Zeitung tritt deshalb Erich Limmert für eine sinnvolle Einschränkung der Musikdarbietungen im Rundfunk ein. Es heißt dort dann weiter:

„Das Leben ohne Musik ist einfach ein Irrtum, eine Strapaze, ein Exil." Dieser Ausspruch Nietzsches wird heute leider gerade ins Gegenteil verkehrt. Der Deutschlandsender sendet jetzt täglich Musik mit dem Titel: „Allerlei von zwei bis drei". Hier wird in unaufhörlicher Folge eine volle Stunde lang Musik aller Schattierungen, Instrumente, Zeitalter und Stilrichtungen und der verschiedensten Komponisten geboten. Man erfährt nicht, wessen Werk wir hören, von wem wir es dargeboten bekommen, welche Instrumente mitwirken. Würde es sich nur um Schlagermusik handeln, so wäre eine genauere Ansage nicht nötig. Nun wird aber ständig in „bunter", leider allzu bunter Folge neben guter und schlechter Tanzmusik ohne Atempause Musik unserer größten Meister gebracht. Bei verschiedenen Kostproben hörten wir Bach, Händel, Mozart, Chopin u. a. Ein sehr geschickter Klavierspieler stellt zwischen diesem Kunterbunt die nötige Verbindung her, indem er dafür Sorge trägt, daß ein etwa zustande gekommener tieferer Eindruck augenblicklich durch die pausenlos folgende „Überleitung" im Keime erstickt wird. Daß gerade der Deutschlandsender (der Name verpflichtet!) sich für diese Art der Musikdarbietung einsetzt, ist sehr bedauerlich."

Literatur

Theodor Häring, der Tübinger Filosof, hat vergangenes Frühjahr in Stuttgart eine „Rede für den Geist" gehalten, die nachher bei W. Kohlhammer im Druck erschienen ist (Preis 1 Mark). Einige Stellen daraus sind oben wiedergegeben.

Camilla Lucerna, die Verfasserin des Aufsatzes über „Richtiges Denken", ist Professorin der deutschen Sprache in Zagreb (Agram) und als Goetheforscherin bekannt.

Von den Zitaten, die in den Text gestreut sind, stammen nicht alle, aber viele aus den jährlich erscheinenden „Merian-Büchern" (Verlag Gerhard Merian, Stuttgart-Degerloch, Preis broschiert 1,35 Mark).

Kurwenal

Der Wunderhund von Weimar

In der Nummer 3 der Sonntags-Zeitung vom 20. Januar dieses Jahres sind den Lesern einige der sprechenden Hunde vorgestellt worden, deren erstaunliche Aeußerungen damals in vielen Zeitungen und Zeitschriften mitgeteilt wurden und zu teilweise erregten Diskussionen zwischen „Gläubigen" und „Ungläubigen" geführt haben. Der Unterzeichnete bekannte sich als Laie in der Tierpsychologie, verhehlte aber nicht, daß er in den klopfenden oder bellenden Hunden ein ähnliches Fänomen vermute wie im Tischrücken; daß er jedenfalls nicht glaube, daß die Hunde mit den von ihnen wiedergegebenen Worten auch Begriffe verbinden, daß sie also in diesen Worten auch denken.

Eine Fülle von Zeitschriften aus dem Leserkreis, teilweise ebenso temperamentvoll gehalten wie der damals im Auszug abgedruckte Brief der Baronesse von Freytag-Loringhoven (der Besitzerin des berühmtesten der Weimarer Hunde, des Dackels Kurwenal), schloß sich jener skeptischen Auffassung an, ja erklärte es für einen gewissen Unfug, daß man überhaupt seine Zeit mit solchem Unsinn vergeude. Selbstverständlich handle es sich bei den „sprechenden" Hunden nur um Dressur und mehr oder weniger naive Täuschung, vielleicht sogar, bei Licht besehen, um eine unbewußte aber bedauerliche Art von Tierquälerei.

Die zitierten Äußerungen der Hunde waren so wenig hundemäßig, daß der Verdacht, die Herrin denke, nicht der Hund, gewiß nicht ferne liegen konnte. Aber freilich: wie die Hundeantworten eigentlich zustande kamen — das konnte niemand, der nicht selber Augen- und Ohrenzeuge gewesen war, mit Bestimmtheit sagen.

Hierüber sei hiemit heute noch so gut als möglich Aufschluß gegeben, und zwar nach einem Bericht eines Jenaer Universitätsprofessors, des Biologen O. Renner, der s. Z. in der „Jenaischen Zeitung" (Nr. 8 vom 10. Januar 1935) und im „Jenaer Volksblatt" (vom 19. Januar 1935) erschienen ist und mir bei der Veröffentlichung jenes Artikels in der S.-Z. noch nicht bekannt war.

Professor Renner schreibt dort über seinen Besuch bei Kurwenal, dem Hund, der über Goethe Bescheid weiß und Shakespeare kennt, aber auch Hindenburg, Hitler und Göring, u. a. folgendes:

> Kurwenal sitzt dicht neben seiner Herrin und drückt sich durch Bellen aus. Er fängt zu bellen an, sobald seine Herrin zu ihm zu sprechen aufhört, und bellt bald kürzere, bald längere Zeit fort, und zwar in ganz unregelmäßigem Rhythmus, meist ziemlich rasch, aber mitunter auch recht langsam. Zahlen, die er bei der Lösung von Rechenaufgaben findet, gibt er durch die entsprechende Zahl von Bell-Lauten, und auch jeder Buchstabe hat seine Zahl: a bis p heißen 1 bis 15, z bis q heißen 1 bis 10. Die Zahlen von 1 bis 10 finden sich also zweimal im Alfabet, können aber unterschieden werden durch den Zusatz „von vorn" (für a bis k) bzw. „von hinten" (für q bis z). Zwei Beller können also bedeuten: erstens „zwei", zweitens „b", drittens „y", und noch etwas viertes, nämlich „nein", ebenso wie ein Schrei auch „ja" bedeutet.
>
> Und nun kommt es vor, daß die Herrin, wenn nach vier gleichmäßig aufeinander folgenden Bellern eine etwas längere Pause eintritt, entscheidet: vier! Es kommt aber ebenso oft vor, daß sie bei einer langen Pause wartet, bis der Hund weiterbellt, und, vielleicht gar erst bei der dritten Pause, ruft: zwölf! Und es kommt ebenso oft vor, daß sie in eine rasche Folge von Lauten hineinruft: fünf!, obwohl der Hund bis sechs oder bis acht fortbellt. Der sechste Laut heißt dann: ja; wenn es beträchtlich mehr als die dekretierten Fünf sind, muß Kurwenal manchmal wieder von vorn anfangen, aber mindestens ebenso oft bleiben überschießende Laute einfach unbeachtet. Da der letzte Laut jeder Frase „ja" bedeuten kann, ergeben sich für „wau wau" außer den oben erwähnten vier noch weitere vier Möglichkeiten der Deutung, nämlich „eins, ja", „a, ja", „z, ja", und endlich „ja, ja"... Für die fysische Verbindung zwischen dem bellenden Hund und dem deutenden Medium sorgt die lederne Leine, die die Herrin nie aus der Hand läßt...
>
> Solange der Hund den Kontakt mit seiner Herrin nicht verliert, tut er die erstaunlichen Äußerungen, die ihn so berühmt gemacht haben. Er kann Hunderter addieren und subtrahieren, er kann 13 durch 10 teilen, er benennt die Blumen im Zimmer und nennt die Namen der Gäste, die ihm vor einer Stunde vorgestellt worden sind.
>
> Aber er löst so einfache Aufgaben ohne rechte Freude. Er taut erst ganz auf, wenn man ihn als den „Weltmeister der denkenden Hunde" nimmt, der er doch ist. Auf die Frage: „Wie viele Zoologen sind unter den Gästen?" braucht er zwar nur zu erwidern: „einer". (Weil sein Temperament ihn leicht über kleine Zahlen hinausreißt, liebt er es, die Zahl 1 mit Buchstaben zu geben; dann braucht er, je nach dem Geschlecht, dafür 43 oder 32 oder 42 Schreie.) Aber welcher zweite Hund weiß, was und wer ein Zoologe ist? Wüßte Kurwenal es nicht, würde er die Antwort verweigern. Und er weiß noch mehr. Er weiß z. B. auch, daß „die schöne Statue im Park" Shakespeare darstellt, dessen Namen er nach der üblichen Schreibweise fehlerlos buchstabiert. Nach diesen eigenen Erfahrungen können wir auch der Erzählung Glauben schenken, er habe auf die Frage: „Warum sind heute alle Fahnen auf Halbmast gehißt?" geantwortet: „Mitgefühl", und auf das weitere Drängen: „Mit wem?" sogar den Mann zu nennen gewußt, um den Thüringen damals trauerte und heute noch trauert: „Kommandant Zunkel"... Nachdem wir Proben so bündiger Ausdrucksweise kennengelernt haben, wird uns erst bewußt, welche Ehre er uns angetan hat durch die wohlgesetzte Begrüssung: „Meine Herren, ich freue mich über Ihr Kommen". Der Satz kostet ihn ja nicht weniger als zweihundertundsiebzig laute Schreie. Erwähnenswert ist dabei noch, daß er auf Befragen ausdrücklich versicherte, das „Ihr" solle groß geschrieben sein, denn die beiläufige Bemerkung läßt keinen Zweifel daran, daß er sich jedes Hauptwort groß geschrieben denkt...
>
> Kurwenal kann sehr gut lesen. Aber wenn die Buchstaben klein sind, kann er es nur, wenn seine Herrin die immer bereit liegende große Leselupe ans Auge bringt; notabene an ihr Auge. Und von einem Zettel, dessen Inhalt zunächst niemand im Zimmer kennt, etwas abzulesen, ist ihm tief zuwider. Auf langes Zureden entschließt er sich doch zu einem „unwissentlichen" Versuch, und bellt: 5. Weil das Endergebnis der Rechenaufgaben, die man ihm stellt, oft zwischen 1 und 10 liegt, hat die Zahl 5 einige Aussicht, nicht weit vom Ziel zu treffen. Aber der Zettel verlangt, wie sich herausstellt, gar keine Rechnung, sondern fragt: „In welcher Stadt wohnt Onkel NN.?" Das empfindliche Tier, nein, das empfindliche Wesen ist allerdings vorher „wissentlich" gefragt worden, woher die vier Gäste kommen, und als Prüfer, die in langer Praxis milde geworden sind, lassen wir die Erklärung gelten, die der Hund für seine gereizte Antwort „fünf" gibt: „Weil ich es eben erst gesagt habe"...
>
> Kurwenal faßt sich auch noch den Mut, zu erraten, was in zwei Papieren steckt, die ihm der Anatom mitgebracht hat. Aber es scheint, die Übersteigerung des verruchten Intellekts hat die gottgewollte Harmonie der Kreatur verstört, hat gerade den Sinn, der sonst beim Hund der schärfste und wohl sein höchstes Lebensgut ist, verkümmern lassen. Denn Kurwenal, von dem erzählt wird, er habe früher riechen können, welcher von seinen Bekannten seiner Herrin die Hand gegeben hatte, vermutet in dem einen Papier, das einer der Besucher zwei Tage in der Tasche bei sich getragen hat, einen Gruß von einer ihm bekannten Dame in Jena, und bei dem zweiten Papier täuscht er sich noch ärger: er hält die Witterung einer Hündin für den Duft von Käse. Auf die schönste kynologische Frage, die man ihm nur stellen kann: „Warum bellen die Hunde, wenn sie sich treffen?" kneift er überhaupt; er schämt sich nicht zu sagen: „Ich weiß nicht".
>
> Die Dürftigkeit der Auskunft wird auch dadurch nicht vertuscht, daß er „weiß" mit sz schreibt. Und sobald er sich eines Ausdrucks bedienen soll, der seine Herrin nicht als Medium in Anspruch nimmt, sobald er irgend etwas anderes tun soll als bellen, z. B. einem die linke Pfote geben, oder auf eine Zahl, die er eben abgelesen hat, mit der Pfote deuten, oder mit der Nase einen der Holzklötze umstoßen, die der Psychologe vor ihm aufgebaut hat: hier stellt er sich den freundlichsten Bitten gegenüber taub.
>
> Scherz beiseite: wir sind überzeugt, daß er die Witterung der Hündin wohl erkannt hat; nicht umsonst hat er so interessiert geschnuppert. Aber der kühle Beobachter, der der Verzauberung dieses durchsichtigen Tiermärchens nicht unterliegt, glaubt nicht einmal, daß der Hund auch nur den Sinn des Wortes „zwei" versteht, trotzdem Kurwenal zwei Würste von einer Wurst ohne Zweifel zu unterscheiden weiß. Noch viel weniger glaubt der Nichtverzauberte, daß der Hund ein Zahlzeichen oder einen Buchstaben kennt oder gar rechnen und zahlsprechen kann. Für die profanen Augen und Ohren des außerhalb der gläubigen Gemeinde Stehenden ist Kurwenal nur ein netter Dackel, der dazu erzogen worden ist, auf Befehl zu bellen und auf Befehl still zu sein, und der nicht einmal gut erzogen ist."

Hier haben wir also die einfache und ohne Zweifel richtige Lösung des „Rätsels von Weimar". Und der psychologische (wenn auch nicht tierpsychologische) Vorgang, um den es sich handelt, ist in der Tat fast genau derselbe wie beim Tischrücken, wo es ja auch nicht etwa der Tisch ist, der Fragen versteht und beantwortet — obwohl die Beteiligten keine Ahnung davon haben, wer in Wirklichkeit im Tische spricht, und es mit Entrüstung von sich weisen würden, wenn man sie etwa der bewußten oder unbewußten Täuschung beschuldigen wollte.

Dr. Erich Schairer

Was ist der Mensch? Es ist schade, daß diese Frage nur von ihm selber aufgeworfen und beantwortet werden kann. Ich möchte wohl einmal die Meinung irgendeines anständigen Tieres, eines Esels, Ochsen, Pferdes oder auch nur eines Flohs darüber hören! Raabe

Tischrücken

Der Dichter Dehmel hatte sich einmal zur Teilnahme an einer spiritistischen Sitzung überreden lassen. Am anderen Tage erzählte er seinem Freunde Liliencron von seinem Ausflug ins Reich der vierten Dimension und beschrieb die Berufung eines Klopfgeistes.

„Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als der Tisch sich wirklich zu bewegen und fortzurücken begann ...!"

„Warum nicht?" sagte Liliencron. „Der Klügere gibt nach!"

Die Ahne

Von früh bis spät saß sie auf ihrem Blumensofa
und hielt die magern Hände in dem Schoß gefaltet.
Die weißen Schoner blieben säuberlich am Orte;
denn kaum geschahs, daß sie ihr bleiches Haupt bewegte,
auf dem ein schwarzes Frauenhäublein zierlich ruhte.

Lang war es her, daß sie mit flinkem Fuß geschritten
durch Haus und Hof, auf Kinder und Gesinde schauend,
im Garten bückend sich nach Kräutern und nach Blumen
und ihrem Mann zulachend, daß das Herz ihm hüpfte.
Lang war's auch her, daß wie ein Engel sie gesungen
und, weil's nicht Brauch, also zu singen, heimlich hinging,
wo unterm hohen Giebeldach die Balken wogten.
Da stellte sie sich sachte hin ans kleine Fenster
und sang hinaus mit Worten, die sie mächtig fühlte,
sang: Morgenröte, Liebe, Himmelsvater,
und ihre Stimme ward zum lautersten Gesange
und hob wie eine Seel' sich über Feld und Auen.

Nun saß sie stumm. Der wache Geist war ihr entschwunden
und hatte einsam ihren Leib zurückgelassen.
Nur wenn die Enkelkinder ihr zu Füßen zerften,
dann scheuchte sie die Wilden fort wie läst'ge Hühner,
um alsbald wieder in den tiefen Traum zu sinken.
Manchmal geschah es aber, daß ein Kind hereintrat,
das sie mit zitternder Gebärde zu sich winkte
und dem sie schenkte von dem wohlverwahrten Krämlein.
Denn Friedrich hieß, gleich ihrem toten Sohn, der Knabe
und fachte alte Feuer an mit seinem Namen.

Und manchmal, wenn ein Klang herein durchs Fenster wehte,
dann war es, daß das Haupt sie aufhob wie erwachend.
Ein ferner Glanz erglomm in ihren matten Augen
und aus dem stummen Munde, der das Wort vergessen,
da löste sich ein Ton, wie aus der Gruft gestiegen,
und zog, zersprungen und verirrt, hin durch die Stube,
und andre folgten nach und waren wie ein Rufen
aus einem fernen Leben, das schon lang verschollen.
Wenn dann ein Kindlein für sich in der Stube spielte,
ging es zur Türe leise hin und schlich von dannen,
und weh war's ihm, doch wußt' es nicht warum zu sagen.

Ottilie Häußermann

Romane

Die Lesewut und das Unterhaltungsbedürfnis der Massen wird sich wohl immer in der Hauptsache auf mittelmäßige Unterhaltungsware stürzen. Und als Stoff werden in diesen Romanen immer wieder die gerade vorherrschenden Wunschträume verwurstelt werden. Volksbildner aller Art geben sich zwar schon geraume Zeit der Hoffnung hin, es sei daran durch unermüdliche Bildungsarbeit etwas zu ändern, aber es hat bis jetzt den Anschein, daß sie nicht so schnell Recht bekommen werden.

Die Zeiten der Courths-Mahler sind durchaus noch nicht vorbei. Sie und die ihr gleichwertigen Romanfabrikanten leben noch. Etwas anders geworden sind die Helden dieser Erzeugnisse; es rollt nicht mehr so viel blaues Blut in ihren Adern, und das Milieu ist nicht mehr das feudaler Schlösser, sondern das smarter Großverdiener und erfolgreicher Sportsmenschen oder Künstler. Anders geworden ist auch die äußere Aufmachung dieser Romanserien. Gleich geblieben ist dagegen das liebevolle Eingehen auf die holden Wunschträume verwirrter Dienstmädchen und sonst wenig gereifter jugendlicher Menschen; gleich geblieben ist die verlogene Darstellung des Lebens und der blumenreiche, von nicht sehr viel sprachlichem Ehrgeiz angekränkelte Stil.

In einer Besprechung solcher Romane in der „Berliner Börsen-Zeitung" (Nr. 349) werden einige Leseproben aus derartiger Literatur gegeben. In „Annabella", dem Roman einer Tänzerin, deren Tanz durch „die pikanten Akzente ihrer Bizarrerie verblüffte", heißt es zum Beispiel: „... auf den Höhepunkten ihrer bis an die Grenze des Rätselhaften gesteigerten Exekutionen war es, als ob ihr Champagner durch die Adern ströme, so schleuderte sie die Magie ihrer mänadenhaften Bewegungen triumphierend in die erschreckte Luft". Und in unter dem Titel „Der guten Frauen allerschönster Kranz" zusammengefaßten „heiteren Geschichten" sagt ein „sorgloser, lebensfroher, junger Mann", der die Bekanntschaft einer „entzückenden Frau" gemacht hat: „Und damals fuhr eine entzückende Frau mit... Ich konnte schon beim ersten Diner, das sie, sehr charmant und erfolgreich ausgeschnitten, in einem fliederfarbigen Crêpe-de-Chine-Kleid mitmachte, gar nicht loskommen von dem Gedanken: Diese Arme — im Mittelmeer beim Mondenschein — um den Hals und —".

Wenn man dann liest, daß für den einen Roman Hans Bethge und für die Geschichten Rudolf Presber verantwortlich zeichnen, dann kann man sich ausmalen, wie erst die Machwerke der vielen Autoren aussehen, die zwar minder begabt sind als diese, aber ebenso erfolgreich.

oje

Die Kurliste

Der „Angriff" (Nr. 184) schreibt: „Wer in den Kurlisten so mancher Bäder blättert, liest die Kurse auf dem Markt der Eitelkeiten. Wie einfach ... ist es, wenn eine Volksgenossin in die Spalte „Beruf" nur das Wort „Ehefrau" setzt. Da ist doch die „Dir.-Frau" ganz etwas anderes, die wir in den Kurlisten der Rügenbäder neben den einfachen „Arztfrauen" und den feineren „Arztgattinnen" fanden. Ehrfurchtsvoll liest man weiter, daß Frau X., „Großkaufmannsgattin", im Bade weilt. Ihre Vornehmheit wird nur übertroffen durch die Frau Z., die zwar den Ort ihrer Herkunft verschweigt, aber dafür als Beruf „Frau Präsident" einsetzen läßt ..."

Kleinigkeiten

Übersprungene Stufe. Aus einem Bericht über den Kaiser von Abessinien: „Eisenbahnen wünscht der Kaiser nicht gebaut zu sehen, da nach seiner Ansicht Kraftwagenstraßen bessere Beförderungsmöglichkeiten bieten."

Die erste Eisenbahnfracht. Anläßlich des Nürnberger Reichsbahnjubiläums wird erzählt, daß sich die erste Eisenbahn lange gegen die Beförderung von Gütern sträubte. Erst am 11. Juli 1836, also nach einem Jahr, wurde die erste Fracht befördert, und zwar zwei Fässer Bier, die der Bahnhofswirt in Fürth bestellt hatte; er hatte sich aber vorher verpflichten müssen, die Fässer sofort nach Ankunft des Zuges selbst abzuladen.

Das Zeichen. In der „Berliner illustrierten Nachtausgabe" vom 7. August heißt eine Überschrift: „Der Herbst kündigt sich an". Womit? Darüber belehrt ein Untertitel. „Der Wind weht über die Stoppeln"? „Die Schwalben sammeln sich"? „Das Laub fängt an zu welken"? Nein, er heißt: „Lebhafteres Samtgeschäft in Krefeld".

Talar für Standesbeamte. Der Oberbürgermeister von Stuttgart hat angeordnet, daß die Standesbeamten die Trauungen künftig in einer besonderen Amtstracht vorzunehmen haben. Die Amtstracht soll aus einem Talar von schwarzem Stoff und einem Barett bestehen.

Angebot. In einem Inserat in der „Photo-Zeitung" heißt es: „Bei Kauf einer neuen Kamera nehmen wir Ihre Alte gern in Zahlung."

Das Familien-Hotel. Ein — glücklicherweise bemittelter — Vater von vierzehn Kindern in New Jersey (USA) konnte keine Wohnung mehr finden. Da glückte es ihm, ein gerade leerstehendes kleines Hotel billig zu kaufen, das mit 24 Zimmern ihm und seiner Familie ausreichend Raum bietet.

Verbotenes Märchen. Roosevelt hat eine Bill ausarbeiten lassen, nach welcher es in Zukunft verboten sein soll, daß durch die Heirat amerikanischer Multimillionärstöchter mit europäischen Fürsten und Prinzen große Kapitalien aus den USA ins Ausland fließen.

Schwarz gegen weiß. In Toulon sind Senegalschützen gegen meuternde Werftarbeiter „eingesetzt" worden. Die Franzosen scheinen nichts dabei zu finden, wenn sie Neger auf „weiße Franzosen" schießen lassen; ebensowenig wie damals als sie ihre schwarzen Truppen gegen die Deutschen ins Feld führten.

Feuerfresser unter Staatsaufsicht. Eine Zeitungsmeldung: „Der Statthalter von Lybien hat ein Verbot gegen den in letzter Zeit besonders um sich greifenden Fakirismus erlassen. Verboten sind: Durchbohren und Brennen des Körpers, Verschlucken von giftigen Tieren, von Glasscherben, Anlegen von Nasenringen. Diese Handlungen werden als unvereinbar mit den Prinzipien der Moral, der modernen Zivilisation und selbst mit den Vorschriften der muselmanischen Religion betrachtet."

Durch Spezialkabeldienst. Wie sich die „Leipziger Neuesten Nachrichten" (Nr. 214) durch „Spezialkabeldienst der United Press" mitteilen lassen, haben die südslawischen Bauchredner, zwölf an der Zahl, beschlossen, am 1. September ein großes Wettbauchreden zu veranstalten, zu dem auch ausländische Bauchredner eingeladen werden sollen.

Steuerquelle. In Washington ist der Vorschlag gemacht worden, eine Steuer auf gefärbte Haare einzuführen; sie soll von Friseuren und Drogisten, die Haarfärbemittel verkaufen, erhoben werden.

Die galante Türkei. Aus einem Aufsatz über „Die Frau und ihr Alter" im Pester Lloyd (4. August): „Vor kurzem wurde in der Türkei Staatsbeamten das Recht gewährt, in Pässe von Frauen ohne weiteres jedes Datum einzutragen, das ihnen von der betreffenden Dame diktiert wird. „Selbst wenn es falsch wäre!" — so der ritterliche Kemal Atatürk. Und er hat recht. Jede Frau hat das Recht, für so jung zu gelten, als sie nur auszusehen vermag."

Die rücksichtsvolle Feuerwehr. In Genua war mitten in der Nacht die Feuerwehr alarmiert worden. Da kein Feuer zu entdecken war, glaubte man erst an groben Unfug; als man aber den Feuermelder näher untersuchte, entdeckte man ein Rotkehlchenpaar, das in ihm nistete, zufällig mit dem Kontakt in Berührung gekommen war und den Alarm ausgelöst hatte. Es wurde beschlossen, den Melder für diesen Sommer außer Betrieb zu setzen, um die Vögel nicht zu stören.

Unvorhergesehenes Ereignis. Die Stadt Montevideo (Uruguay) wurde von einem Zyklon heimgesucht, bei dem Tausende von Fensterscheiben zertrümmert wurden. Die „greifbaren" Vorräte an Fensterscheiben entsprechen jedoch nur einem Zehntel der zerbrochenen, weshalb die Regierung schleunigst ein Gesetz verabschiedete, das bis zum Ersatz aller zerbrochenen hauptstädtischen Scheiben die zollfreie Einfuhr von Fensterglas gestattet.

Zeichen der Besserung. Als deutliches Zeichen des Abebbens der Wirtschaftskrise betrachtet man in England den vermehrten Import von Havannazigarren. Im Jahr 1934 führte England 23 Millionen solcher „Importen" ein; das Jahr vorher waren es nur 15 gewesen.

Neue Erfindungen können und werden geschehen, allein es kann nichts Neues ausgedacht werden, was auf den sittlichen Menschen Bezug hat. Es ist alles schon gedacht und gesagt worden, was wir höchstens unter anderen Formen und Ausdrücken wiedergeben können.

Goethe

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 240 18, Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.

Stuttgart, 25. August 1935

16. Jahrgang, Nr. 34

Die Sonntags-Zeitung

Technische Bildung

In einer Stuttgarter Zeitung war kürzlich einmal eine Plauderei über das Thema „Frau und Fahrplan" zu lesen; darin hieß es: „... Auch der Schule muß man einen Vorwurf machen. Sie lehrt die Mädchen Geometrie und Algebra, Fysik und Chemie, aber verwendet sie kostbare Zeit dazu, um sie in das Studium eines Kursbuchs einzuweihen? ..."

An den Nagel dieses Stoßseufzers sei hier eine grundsätzliche Kritik unseres Schulwesens gehängt, und zwar eine, die sich ihres positiven, aufbauenden Sinnes durchaus bewußt ist, weil sie nicht etwa bloß ablehnt, sondern klipp und klar hinzufügt, was sie an die Stelle des Abgelehnten gesetzt zu sehen wünschte. Die „Fachleute", die das Folgende lesen, bitten wir dabei zu bedenken, daß wir uns kurz fassen müssen, also nicht zu tief in Einzelheiten hineinsteigen können, und daß wir, schon um der Deutlichkeit unseres Bildes willen, die Linien etwas kräftiger ziehen und Schwarz und Weiß etwas stärker hervorheben müssen als die Wirklichkeit.

Nicht für die Schule sondern für das Leben lernen wir, heißt ein sehr wahrer Spruch, den man in der Schule zu lernen pflegt. Schon wir, vor dreißig, vierzig Jahren, hatten manchmal begründete Zweifel, ob der Lehrplan, nach dem wir unterrichtet wurden, mit ihm nicht an einigen Stellen im Widerspruch stünde. Wir konnten uns nicht vorstellen, wozu es im Leben dienen werde, daß wir Geschichtszahlen, Bibelstellen und lateinische Pflanzennamen memorierten, daß wir Sprachen lernten, die niemand sprach, und mit Buchstaben rechnen mußten statt mit Zahlen. Alles Dinge, die wir inzwischen so ziemlich wieder „verlernt" und vergessen haben.

Wir verstanden damals noch nicht, daß unser Lernen trotz seiner Weltfremdheit doch in gewisser Beziehung eine Vorbereitung für das Leben war, wenigstens für einen Teil von uns: es war geistige Gymnastik, Schulung des Gehirns, man lernte dabei denken. Aber wir wollten doch auch etwas anderes: tätig sein, handeln, uns in unserer Umwelt zurechtfinden, sie begreifen und auf sie einwirken. Wenn die Schule für das Leben da war, dann hätte sie uns eine Reihe von Kenntnissen und Fertigkeiten beibringen sollen, die wir uns damals neben der Schule her auf eigene Faust und eigene Gefahr aneignen mußten.

Und dabei war das „Leben", in seinem äußeren Ablauf nämlich, damals noch so viel einfacher als heute. Es gab noch kein Auto und keine automatische Maschine; das Fliegen war ein Traum von Utopisten; man konnte in der größten Stadt ohne Lebensgefahr über die Straße gehen; kurz, die „Technik" war in ihren Anfängen, man lebte, bewegte sich und arbeitete, mit heute verglichen, beinahe noch wie im Mittelalter.

Inzwischen hat das Leben ein ganz anderes Gesicht bekommen. Auch die Schule ist anders geworden, sicherlich. Aber — bei weitem nicht im selben Tempo (was durchaus begreiflich ist). Und deshalb tauchen nun solche Gedanken auf wie der, ob es nicht am Ende besser wäre, wenn die Mädchen statt Geometrie und Algebra das Kursbuch studieren lernten. Fügen wir hinzu: nicht bloß die Mädchen, und nicht bloß das Kursbuch, sondern auch das Telefon, das Auto, das Radio, den Elektromotor, die Maschine, die Wirtschaft, und sogar die — Politik.

Unsere bisherige „höhere" Bildung trug historischen und theoretischen Charakter; und die in der Volksschule vermittelte hatte das Bestreben, der „höheren" wenigstens stellenweise und mit einer Art von Verdünnung möglichst nahezukommen. Man trieb alte Sprachen und alte Geschichte, man lehrte Dogmen und mathematische Sätze. In seiner Art war es ein wohlabgewogenes und reichhaltiges System von Wissen, in das der Schüler eingeführt wurde. Aber es gehörte und paßte in eine Zeit, die verhältnismäßig ruhig war, die langsam und gleichmäßig dahinfloß; in der man Zeit hatte, sich das, was man im täglichen Leben brauchte, sozusagen privatim und neben der Schule her anzueignen oder nach der Schule nachzuholen.

Vielleicht, sagen wir ruhig: hoffentlich wird auch später wieder einmal eine solche Zeit kommen, in der ein Volk Muße haben wird zu studieren, sich zu vertiefen, in die Vergangenheit hinabzusteigen. Die heutige Zeit ist anders. In ihr sind es nur wenige Auserwählte oder Hochverantwortliche, deren Lebensinhalt und Bildungsziel die Studierstube sein kann. Wir stehen in einem Abschnitt der rasenden Veränderung und Entwicklung, in dem alles gärt und sich umschichtet, wo man nach außen und nicht nach innen lebt und leben muß, wo die handelnde Praxis und die aufs Praktische gerichtete, nicht die „reine" Theorie im Vordergrund steht, — die Technik und nicht die Geschichte. Ein Auto lenken können ist jetzt wichtiger als Lateinisch, einen Fahrplan lesen können wichtiger als die Logarithmentafel, sich auf einem elektrischen Schaltbrett auskennen wichtiger als in den Ruinen von Persepolis.

Unsere ganze humanistische Bildung und das Schulwesen, das unter ihrem Einfluß steht, ist nicht etwa schlecht oder falsch oder rückständig, aber sie paßt jetzt nicht in die Zeit herein, sie wird, ob sie will oder nicht, mehr und mehr in den Hintergrund geschoben, abgebaut und ausgewaschen. Wäre es nicht überhaupt das Richtige, ihr eine Zeitlang resolut den Rücken zu kehren und das ganze Bildungswesen auf eine grundsätzlich andere, neue Basis zu stellen, auf die technische? Um in einem klassisch gefärbten Bilde zu reden: von der Quadriga in den Stromlinienwagen umzusteigen?

Ein Zeitalter, in dem die Technik das Leben beherrscht, muß dieser wohl auch in der Schule das Szepter aushändigen. Und ein Volk, das sich in diesem brodelnden Umbruch der ganzen Welt, — in dem beispielsweise mit Hilfe der Technik die Japaner in zwei Menschenaltern einen Sprung von sechs Jahrhunderten gemacht haben —, behaupten und oben bleiben will, muß ein Volk von Technikern werden statt einem Volk von Gelehrten. Wir haben jetzt keine Zeit in alten Schriften zu lesen, wir wollen Flugzeuge steuern lernen!

Unsere Jugend wird ohne weiteres damit einverstanden sein. Und die Pädagogen haben ja sowieso neuerdings herausgefunden, daß in dem Alter, in dem unsere Kinder die Schulbank drücken müssen, eine praktische Tätigkeit, eine Beschäftigung der Hand statt des Kopfes, für sie natürlicher und naheliegender wäre. Was soll uns hindern unsere Schulsäle in Werkstätten zu verwandeln? Hat uns nicht schon ein Goethe gesagt, daß Landbau und Handwerk ebensogute oder unter Umständen bessere Bildungselemente sind als Grammatiken und Lesebücher? Wenn es in früheren Tagen einmal so war, daß ein Bube mit zwölf Jahren reiten und fechten können mußte, — warum soll nicht heute ein Zwölfjähriger Auto fahren und eine elektrische Leitung legen können? Man frage ihn, ob ihm das nicht erstrebenswerter dünkt als Cicero zu übersetzen und Gleichungen mit zwei Unbekannten aufzulösen.

Es gibt auch heute noch unter uns alte Lateiner, die nicht glauben wollen, daß „Kultur" ohne humanistische Bildung, ohne die Berührung mit dem Geist des klassischen Altertums möglich sei. Sie mögen sich trösten: es sind sowieso nur noch ganz wenige, denen unser Gymnasium samt der Hochschule diesen Geist noch zu vermitteln vermag. Und wenn er künftig auf eine kleine Zahl von Auserwählten beschränkt sein wird, so braucht er darum nicht auszusterben.

Wir mögen stolz darauf sein, in unserer Mitte den besten lebenden lateinischen Dichter zu haben. Aber wir leben im zwanzigsten Jahrhundert, das uns vorläufig andere, dringlichere Aufgaben stellt, mit denen wir fertig werden müssen. ×××

Unterbau und Oberbau

Der Kern der naturwissenschaftlichen Weltanschauung, zugleich der Bildungskern des technischen Zeitalters, bedarf als Unterbau einer breiten, handwerksmäßigen Ausbildung in allen technischen Fertigkeiten, welche zum modernen Leben Voraussetzung sind. Die Summe aller dieser praktischen Fertigkeiten mit ihrem Verständnis, die Beherrschung der Maschinen und Materialien aller Art mit ihren wirtschaftlichen Ergänzungsstücken, bildet das natürliche Erweiterungsgebiet unserer Volksschulen. Denn die Zeit ist nicht mehr fern, wo jeder Bauer, Arbeiter, Handwerker und Kaufmann mit den Grundlagen der Elektrizität, der Kraftversorgung und der wesentlichen maschinellen Einrichtungen ebenso vertraut sein muß wie mit dem inneren Zusammenhang und den Einzelheiten des diesem technischen Zeitalter eigentümlichen verstärkten sozialen Aufbaus und ihm angepaßten Rechts.

In der ganzen Menschheit findet eine Entwicklung statt wie bei den Matrosen, bei denen zuletzt wenige Techniker viele Seebären ersetzen. Dieser praktische Unterbau der Bildung steht nicht mehr in Gegensatz zu einem Oberbau, der die Größe des kosmischen Weltbildes mit allen geistigen, sozialen, logischen, rechtlichen und filosofischen Folgerungen in sich trägt. Die Bildung fußt selbstverständlich auf den Tatsachen, dem Handwerk, der Praxis und dem Alltag. Und die Bildung steht auch nicht im Gegensatz zu einer Spezialistengruppe, welche unaufhörlich den geistig-historischen Bildungsgang durchforscht, in Einklang mit dem Fortschritt bringt und immer wieder die Volksgemeinschaft durch die Erinnerung an die Heroen des Geistes mit echt aristokratischen Elementen aufrüttelt und befruchtet.

Dr. Werner Kuntz („Technokratie", Heft 3)

Ein Motor zum Sozialismus

Unter der Überschrift: „Die Heeresversorgung als Motor zum Sozialismus" schreibt Nonnenbruch im „Völkischen Beobachter" vom 16. August:

„Die Heeresversorgung ist ein Segen für die Wirtschaft wegen der zahlreichen Aufträge, die die Wirtschaft für das Heer auszuführen hat ... Der Heeresbedarf ist keine Investition, die eine Rente abwirft und sich selber tilgt. Er ist ungleich mehr, denn er sichert Ehre und Freiheit des Volkes und die Geltung des Reiches. Das sind Momente, bei denen nur ein Lump fragt, ob sich die aufzubringenden Kosten lohnen ...

Das Rätsel der Heeresversorgung ist, daß sie überhaupt nicht mit Geld bezahlt wird, sondern daß sie erarbeitet wird ... Vor dem Kriege ging der Marxismus von dem Standpunkt aus, daß jeder Pfennig, mit dem das Heer kaufte, dem Arbeiter entzogen würde. Wird später die Geschichte des Aufbaus der Wirtschaft des deutschen Sozialismus geschrieben, so wird gerade die Arbeit für das Heer und den Bau der Rohstoffabriken als ein Motor betrachtet werden, der die Entwicklung zum Sozialismus vorangetrieben hat ... Einen zwingenderen Antrieb für die Arbeitsbeschaffung als die Arbeit für das Heer und den Bau der Rohstoffabriken gibt es nicht, und zugleich auch nichts, das seine segensreiche Wirkung für die Wirtschaft ausgiebiger beweist. Nur alte Tanten können noch die Hände über dem Kopf zusammenschlagen: wer soll das alles bezahlen?"

Sir Herbert Samuel hat im englischen Unterhaus gesagt: die Steuerzahler würden jährlich 3 Millionen Pfund Sterling sparen, wenn man jedem Arbeiter in der englischen Rübenzuckerindustrie täglich 10 Schilling auszahlen würde, damit er zu Hause bleibe und nichts tue.

Kleine Chronik

Die deutsche Außenhandelsbilanz im Juli ist mit 28,5 Millionen Mark aktiv (Einfuhr: 330,5, Ausfuhr: 359 Millionen; im Juni: Einfuhr und Ausfuhr 318 Millionen).

Die Steuereinnahmen des Reichs in den Monaten April bis Juli 1935 sind um 372 Millionen Mark höher als im gleichen Zeitraum des Jahres 1934.

In Berlin hat vom 18.—24. August der Internationale Strafrechts- und Gefängniskongreß getagt, auf dem 50 Staaten vertreten waren.

In Paris sind die Dreierbesprechungen über den italienisch-abessinischen Konflikt abgebrochen worden. Trotz weitgehenden Zugeständnissen Abessiniens konnten die italienischen Ansprüche nicht befriedigt werden.

In Italien sind jetzt die Jahrgänge 1911, 1913 und 1914 restlos mobilisiert.

Die litauische Regierung hat das Wahlrecht so abgeändert, daß für die Wahlen zum memelländischen Landtag am 29. September das aktive und passive Wahlrecht der Deutschen stark beschränkt wird.

In Polen sind die Delegierten zu den Parlamentswahlen, die im September nach dem neuen Wahlrecht stattfinden werden, gewählt worden.

Der polnische Minister des Äußern, Beck, hat der Regierung Finnlands einen Besuch abgestattet.

In Tokio ist ein General namens Nagata von einem Offizier ermordet worden. (Das Attentat wird als Symptom dafür aufgefaßt, daß auch innerhalb der Armee Gegensätze zwar nicht über die Ziele, aber die Methoden der japanischen Politik bestehen.)

Italiens Finanzen

Von Fritz Werkmann

Noch ist Friede zwischen Italien und Abessinien. Aber schon ist Italien mitten drin in der Kriegswirtschaft. Denn bereits die Vorbereitung des Feldzugs in Ostafrika: die Beschaffung von Kriegsmaterial, der Transport von Truppen und Material an den Kriegsschauplatz, der Bau von Straßen sowie die Verpflegung und Unterbringung der Truppen in Ostafrika, all das und vieles andere verursacht außerordentliche Kosten. Sie aufzubringen, erfordert von dem verhältnismäßig armen italienischen Volk eine gewaltige Kräfteanspannung. Die Wehrausgaben verschlucken schon heute mindestens ein Zehntel des Volkseinkommens.

Das Problem, vor dem die italienische Regierung steht, hat wie in ähnlichen Fällen zwei Seiten: wie soll sie sich die Mittel zur Kriegsführung (beziehungsweise Kriegsvorbereitung) beschaffen? Und: wie soll sie sich ausländische Zahlungsmittel zum Kauf von ausländischen Rüstungsmaterialien und Rüstungsrohstoffen beschaffen?

Die zweite Frage ist für Italien besonders brennend, da es von Natur nicht mit Rohstoffen gesegnet ist.

◆

Doch zunächst zu dem innerwirtschaftlichen Problem der Finanzierung. Wenn man die amtlichen Angaben über das am 30. Juni abgelaufene Haushaltsjahr 1934/35 liest, so könnte man meinen, bisher habe ein besonderes Problem der Kriegsfinanzierung überhaupt nicht bestanden. Nach diesen Angaben haben nämlich die Staatseinnahmen den Voranschlag von 17,5 Milliarden Lire um 0,8 Milliarden Lire übertroffen, und die Ausgaben sind hinter dem Voranschlag von 22,3 Milliarden Lire um 0,3 Milliarden Lire zurückgeblieben, trotz der im Voranschlag noch nicht berücksichtigten Ausgaben für den ostafrikanischen Feldzug. Der Fehlbetrag hat sich also gegenüber dem Voranschlag — man ist versucht, ironisch zu sagen: infolge der Kriegsvorbereitungen — um 1,1 Milliarden Lire verkleinert; seit Jahren war er nicht so klein. (1 Lira ungefähr = 20 Pfennig.) Daß die Erträge mancher Steuern infolge der Rüstungskonjunktur gestiegen sind, ist selbstverständlich. Trotzdem sind jene Zahlen für den Uneingeweihten schwer verständlich. Gerüchte, die italienische Regierung suche im Ausland Kredite zu erhalten, sind wiederholt dementiert worden.

Tatsächlich hat die Regierung bisher, wenn wir von der Verschleppung der Bezahlung ausländischer Rechnungen absehen, nur inländische Kredite in Anspruch genommen. Die wichtigste Quelle, aus der in früheren Jahren die Fehlbeträge des italienischen Staatshaushalts gedeckt wurden, beginnt freilich zu versiegen: das waren die Einzahlungsüberschüsse der Postsparkasse. Seit Februar sind deren Auszahlungen größer als die Einzahlungen, sodaß die Regierung hier keine Ersparnisse mehr abschöpfen kann. Sie ging daher zur Finanzierung des nicht durch Steuereinnahmen gedeckten Staatsbedarfs durch Schatzwechsel mit einjähriger Laufzeit über. Von ihnen hofft sie auch größere Mengen jederzeit bei den Banken unterbringen zu können. Diese Hoffnung beruht offenbar darauf, daß die Banken ihrerseits hoffen, die Schatzwechsel bei Bedarf an flüssigen Mitteln jederzeit an die Notenbank abschieben zu können. Wie weit das ohne sichtbare inflatorische Wirkungen möglich ist, bleibe hier dahingestellt.

Gerade um solche Wirkungen zu vermeiden, versucht die Regierung, tatsächliche Ersparnisse an sich zu ziehen. Seit Mitte Mai verkauft sie jene einjährigen Schatzwechsel zu 96 Prozent des Nennwerts. Das heißt: sie vergütet auf sie im voraus 4 Prozent Zins. Bis zum 30. Juli sind nach dem amtlichen Ausweis 670 Millionen Lire von diesen Papieren verkauft worden, vermutlich aber in der Hauptsache an die Banken als kurzfristige Anlage. Denn der Kurs für 3½prozentige Staatsanleihe ging stark zurück. Er betrug im Januar 1935 noch 82, im Juni nur noch 74; zurzeit beträgt er 68. Die Verzinsung dieser Anleihestücke für den Käufer stieg also von 4,3 auf 4,7 und schließlich auf 5,1 Prozent. Da legt natürlich niemand so leicht seine Spargelder in 4prozentigen Schatzwechseln an!

Um Spargelder anzuziehen, hat die Regierung die Verzinsung der Schatzwechsel am 1. August auf 5 Prozent erhöht. Trotzdem ist nicht sicher, ob sie nun in den Augen des Anlage suchenden Publikums die Konkurrenz mit Industrieaktien aushalten. Die Kurse von 34 Aktien sind von Mitte 1934 bis Mitte 1935 im Durchschnitt um 26 Prozent gestiegen, während die Kurse von 14 Schuldverschreibungen gleichzeitig um 10 Prozent gefallen sind! Diese gegenläufige Kursbewegung beruht zweifellos in der Hauptsache auf einer Flucht von Geldwerten in Sachwerte; durch sie hoffen viele Sparer den Verlusten, die ihnen von einer Abwertung der Lira drohen, zu entgehen. Aber auch abgesehen davon läßt sich die Neigung der Kapitalisten verstehen, lieber denjenigen Geld zur Verfügung zu stellen, die Aussicht haben, am Krieg zu verdienen, als der Staatskasse, die ihn in jedem Fall bezahlen muß und die bereits 150 Milliarden Lire Schulden hat (unter Einrechnung von 24 Milliarden Lire „Vorbelastungen" künftiger Haushaltsjahre).

Als Kurosium in der Geschichte der Kriegsfinanzen sei hier verzeichnet, daß die italienische Regierung es verstanden hat, eine Zwangsanleihe auszuschreiben, die von großen Teilen der Bevölkerung begrüßt wurde. Die Vermieter städtischer Häuser sind verpflichtet worden, die von den Mietern hinterlegten Kautionen in Staatspapieren anzulegen und den Zinsertrag daraus den Mietern zukommen zu lassen. Die Regierung konnte hier daraus Nutzen ziehen, daß die Hinterlegung von 1—3 Monatsmieten als Sicherheit in Italien üblich ist und daß bisher alle Versuche der Mieter, sich in den Genuß der Zinsen aus diesen Summen zu setzen, an dem Widerstand der Hauseigentümer scheiterten. Nun sichert der Staat sich eine Zwangsanleihe und gleichzeitig den Mietern den Zins daraus. Er gewinnt sie also stimmungsmäßig als Verbündete. Ob das finanzielle Ergebnis dieser Zwangsanleihe erheblich sein wird, ist allerdings zweifelhaft. Denn die Hauseigentümer haben die hinterlegten Beträge ja auch bisher irgendwie angelegt, und zwar zum Teil in Staatspapieren.

Wie die Regierung sich die weitere Finanzierung des Feldzuges denkt, bleibt vorerst völlig im Dunkel. Im Haushaltsabschluß 1934/35 sind rund 1 Milliarde Lire „für die besonderen

Notwendigkeiten der ostafrikanischen Kolonien" enthalten. In dem Haushaltsplan für das am 1. Juli 1935 begonnene neue Haushaltsjahr ist für das ostafrikanische Unternehmen keine einzige Lira eingesetzt, — mit der Begründung, man könne die Ausgaben nicht voraussehen. Der in diesem Voranschlag vorgesehene Fehlbetrag von 1,7 Milliarden Lire wird zweifellos von der Wirklichkeit um ein Vielfaches übertroffen werden.

•

Aber selbst wenn die innere Finanzierung des abessinischen Feldzugs gelingt, so bleibt die Beschaffung ausländischer Zahlungsmittel, wie einige Regierungsmaßnahmen nur allzu deutlich verraten, eine drängende Sorge. Denn die Ausfuhr, die Devisen ins Land bringen soll, wird gelähmt durch das Steigen der Großhandelspreise (von Februar bis Juli 1935: um 14 Prozent!).

Am 20. Mai verfügte die Regierung die Einziehung von Silbermünzen und ihre Ersetzung durch Papiergeld. Falls alle Italiener ihre 10- und 20-Lire-Stücke brav abliefern, erhält die Regierung auf diese Weise für 820 Millionen Lire Silber, das sie zu Auslandszahlungen verwenden kann.

Am 21. Mai wurden die Besitzer ausländischer Wertpapiere aufgefordert, diese binnen 20 Tagen der Notenbank zum Kauf anzubieten.

Seit Ende Juni wird von der gesamten kontingentierten Einfuhr eine 3prozentige Gebühr erhoben. Mit ihrer Hilfe wird die Ausfuhr subventioniert. Was soll aber werden, wenn die Kriegsfinanzierung zu einem weiteren Preisauftrieb führt? Mit Devisenbewirtschaftung, Ausfuhrförderung und Einfuhrkontrolle kann eine Regierung sich erfahrungsgemäß eine Zeit lang, vielleicht eine lange Zeit lang helfen. Es ist aber nur allzunatürlich, daß sie in einer solchen Lage auf Auslandsanleihen hofft.

Diese Hoffnung hat bisher getrogen. Daher mußte die Notenbank im Juni 230 Millionen Lire Gold abgeben, nachdem sie ihren Goldbestand von 5,8 Milliarden Lire seit Anfang des Jahres fast unverändert hatte halten können. Die Notenbank kam damit hart an die vorgeschriebene Deckungsgrenze von 40 Prozent. Dabei waren große englische Kohlenrechnungen überfällig. Da entschloß sich die Regierung am 22. Juli, die Deckungsvorschrift aufzuheben und dadurch die Goldreserve der Notenbank in den Dienst der Kriegsrüstung zu stellen.

Das braucht keine Abwertung der Lira zur Folge zu haben, — man muß eigentlich sagen: keine weitere Abwertung; denn sie ist seit langem um rund 8 Prozent unterbewertet (wenn man es auch in Italien nicht Abwertung nennt, sondern einen „Schönheitsfehler" an der Währung). Die Aufhebung der Deckungsvorschrift braucht auch zu keiner Inflation zu führen. Um sie zu vermeiden, käme es nur darauf an, die Notenmenge auch ohne goldene Fessel knapp genug zu halten. Die Versuchung, die innere Finanzierung mit Hilfe der Notenpresse vorzunehmen oder doch zu fördern, wird allerdings von Woche zu Woche größer werden.

Mit Wirkung vom 1. August errichtete die Regierung ein Einfuhrmonopol für Kohle, Koks, Kupfer, Zinn und Nickel. Sie will dadurch die Stellung Italiens als Kunde ausnutzen. Die Monopolstelle wird den Kauf jeweils davon abhängig machen, daß das Verkäuferland eine entsprechende Menge italienischer Ausfuhrwaren abnimmt.

Alle diese in rascher Folge ergriffenen Maßnahmen zeigen die außenwirtschaftlichen Schwierigkeiten Italiens zur Genüge.

•

Wir haben hier die schwachen Stellen der italienischen Wirtschaft herausgehoben. Daß die italienische Kriegskonjunktur zu einer Verminderung der Arbeitslosigkeit und einer Vermehrung der Produktion geführt hat, ist selbstverständlich. Nach der amtlichen Statistik ist die Arbeitslosigkeit von Mitte 1934 bis Mitte 1935 von 830 000 auf 680 000 gefallen. Die industrielle Produktion liegt — bei einem Rückgang, ja einer planmäßigen Zurückschraubung der Massenkaufkraft — um ein Drittel über dem Stand des Vorjahrs, ja sie liegt über dem des Jahres 1928 und 29. Aber was besagt das für den Wohlstand Italiens?

Dieser Wohlstand soll durch die wirtschaftliche Erschließung Abessiniens vermehrt werden. Abessinien ist zwar nicht Indien; außerdem ist Italien nicht England, und das 20. nicht das 18. Jahrhundert! Immerhin könnte Italien aus dem reichen Bergland sich erhebliche Tribute holen. Genauer: einige italienische Kapitalisten könnten sie sich holen und würden die übrigen Volksgenossen daran in dem ihnen gutdünkenden Ausmaß teilnehmen lassen. Vorher müßte Italien aber ein erhebliches Kapital in das Unternehmen „Abessinien" hineinstecken. Daher bleibt es, selbst wenn weitere militärische Ausgaben vermieden würden, in Anbetracht des Armut Italiens höchst zweifelhaft, ob Italien die Kraft haben wird, seine etwaige Siegesbeute auch auszunutzen. Zum mindesten wird das nur langsam gehen. Der Krieg könnte sehr wohl dazu führen, die inneren Schwierigkeiten zu erhöhen, ohne daß selbst im günstigsten Fall die politische Siegesbeute durch einen rasch greifbaren ökonomischen Vorteil einen Ausgleich für diese Schwierigkeiten zu schaffen vermag.

Die italienische Handelsbilanz verzeichnet im Juli 1935 eine Einfuhr im Werte von 569 Millionen Lire gegenüber 499 Millionen Lire im gleichen Monat des Vorjahres und eine Ausfuhr von 386 Millionen Lire im Vergleich zu 369 Millionen Lire im Juli 1934. In den ersten sieben Monaten des laufenden Jahres betrug die Einfuhr insgesamt 4412 (i. V. 4572) Millionen Lire und die Ausfuhr 2816 (3023) Millionen Lire, so daß ein Defizit von 1596 Millionen Lire im Vergleich zu 1549 Millionen Lire in den ersten sieben Monaten 1934 verbleibt.

Österreich in Europa

Durch die Friedensverträge von 1919 wurde verhindert, daß das Kernland des zusammengebrochenen habsburgischen Nationalitätenstaates, Deutsch-Österreich, ein Teil des Deutschen Reiches wurde, obwohl in Deutschland wie in Österreich der größte Teil der Bevölkerung für die Vereinigung war. Deutscher Einfluß sollte vom Balkan ferngehalten werden; das war das Interesse Frankreichs wie Italiens und der Staaten der Kleinen Entente. Deshalb mußte die „unabhängige" Republik Österreich als Pufferstaat geschaffen werden. In erster Linie war Frankreich um die Unabhängigkeit besorgt, was zur Folge hatte, daß Österreich, dauernd von finanziellen Nöten bedrängt, immer mehr in Abhängigkeit vom anleihegebenden Völkerbund, und das bedeutete in diesem wie in manchem andern Fall: von Frankreich, geriet. Auf diese Weise wurde das Gespenst, das die Franzosen „l'anschluss" nennen, gebannt. Österreich stand zwar in mannigfachem Gegensatz zu den Staaten der Kleinen Entente, aber es bildete trotzdem wie diese einen der Pfeiler, auf dem die französische Hegemonie in Europa beruhte, ein Glied in der Kette, die um Deutschland gelegt war.

Um zu verstehen, daß und wie sich diese außenpolitische Lage Österreichs in den letzten Jahren verändert hat, müssen wir einen Blick auf die französische und die italienische Balkanpolitik werfen.

•

Nordafrika, östliches Mittelmeer, Kleinasien, Balkan — das waren die Brennpunkte des französisch-italienischen Machtkampfes nach dem Weltkrieg, eines Kampfes, der viel schärfer und gefahrdrohender war als etwa die deutsch-französische „Erbfeindschaft" (die ihre momentane Aktualität infolge der Ohnmacht Deutschlands verloren hatte). Auf dem Balkan war zunächst der Einfluß Frankreichs vorherrschend. Dann aber ging Italien zur Offensive über. Es versuchte, die Türkei zu gewinnen, um seine Besitzungen im östlichen Mittelmeer zu schützen und sich eine Verbindung nach Rußland zu schaffen, es bemühte sich, in Griechenland, Bulgarien und Albanien Stützpunkte zu erobern, um Rumänien und Jugoslawien in den Flanken fassen zu können. Diese Versuche hatten nur teilweise Erfolg; immerhin konnte sich Italien auf dem Balkan allmählich eine Stellung schaffen, die für Frankreich eine beständige Drohung war. Aber am entscheidenden Punkt erreichte die italienische Politik ihr Ziel nicht: trotz weitgehender Unterstützung der oppositionellen und separatistischen Elemente in Jugoslawien, besonders der Kroaten, gelang es nicht, das Gefüge des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen auseinander zu reißen; im Gegenteil: das Land Alexanders I. konsolidierte sich immer mehr.

Zwar brachte Italien noch ein Bündnis mit Ungarn zustande, aber damit war der Höhepunkt des italienischen Einflusses auf dem Balkan erreicht. Und nun setzte der französische Gegenstoß ein. Die Kleine Entente wurde zu einem starken Block ausgebaut und im Februar 1934 durch den Balkanpakt (Türkei, Griechenland, Rumänien und Jugoslawien) erweitert und gestärkt. (Es war kein leichtes Stück Arbeit, und in Italien haben Rundfunk und Presse viel Spott über den Plan des Balkanpaktes ausgegossen, aber schließlich ist die französische Diplomatie doch zum Ziel gelangt.) Über den Staatsstreich in Bulgarien (Mai 1934) hat die italienische Presse einige Tage lang als über einen Sieg Italiens triumfiert, bis sie merkte, daß es eine italienische Niederlage war; denn die neue Regierung arbeitete an der Aussöhnung mit Jugoslawien, und wenn auch das Ziel noch nicht ganz erreicht ist, so ist doch die italienische Spekulation auf den bulgarisch-jugoslawischen Gegensatz zunichte gemacht. Selbst in Albanien konnte Italien seine Stellung nur unter großen Opfern halten, und lediglich in Ungarn blieb der italienische Einfluß ungefährdet.

Da es aber der französischen Diplomatie nicht um eine Einschnürung Italiens, sondern um eine Verständigung mit Italien zu tun war, so mußte sie dem italienischen Machtwillen, dem sie auf dem Balkan einen Riegel vorgeschoben hatte, andere Wege öffnen. Deshalb bekam Italien freie Hand in Ostafrika und in Österreich. Die beiden Punkte waren klug gewählt: in Ostafrika mußte Italien mit England in Konflikt geraten, und in Österreich mit Deutschland; das mußte zur Folge haben, daß Italien sich immer enger an Frankreich anschloß.

•

In Österreich hat Italien schon seit 1930 Fuß gefaßt, und zwar indem es die Heimwehren unterstützte. Als dann 1933 die Möglichkeit zwar nicht des Anschlusses, aber die einer nationalsozialistischen Regierung in Wien (was die ausländischen Mächte für gleichbedeutend mit dem Anschluß halten) immer näher zu rücken schien, da verstärkte Italien seinen Einfluß in Österreich von Woche zu Woche. Auf Anweisung Italiens führten die Heimwehren den Angriff gegen die Sozialdemokratie durch (Februar 1934); Dollfuß holte sich bei jeder wichtigen außen- oder innenpolitischen Entscheidung Rat bei Mussolini oder dessen Vertretern in Wien, und heute machen es Schuschnigg und Starhemberg ebenso; und als nach dem 25. Juli 1934 die italienischen Truppen an der Grenze aufmarschierten, um die „Unabhängigkeit" Österreichs zu schützen, als nach den Julikämpfen (noch mehr als nach den Februarunruhen) über Beamte der Bundesbahnen, des Flugverkehrs, der Polizei, über Offiziere des Heeres und über Führer der Heimwehren ein Regen italienischer Orden niederging, da wurde es jedem klar, wer im unabhängigen Österreich jetzt regiert.

In diesem Zusammenhang muß auch der Name Morreale genannt werden. Dr. Morreale ist Korrespondent der Zeitung „Popolo d'Italia" und Presseattaché der italienischen Gesandtschaft in Wien; er beherrscht die Verbindungen zwischen Rom und den Heimwehren, zwischen Rom und der österreichischen Regierung. „Es gab keine bedeutende politische Angelegenheit in den letzten 15 Monaten (vom Juli 1934 an gerechnet; d. Verf.), die nicht mit Morreale durch Starhemberg oder Dollfuß besprochen worden wäre", schreibt der frühere österreichische Vizekanzler Franz Winkler in seinem Buch „Die Diktatur in Österreich".

So wachen heute die Italiener über der Unabhängigkeit Österreichs, im eigenen Interesse wie im Dienste Frankreichs, das ihnen, nachdem es ihren Einfluß auf dem Balkan gebrochen hat, freie Hand in Österreich ließ, um so „l'anschluss" zu verhindern, Italien an sich zu ketten und eine deutsch-italienische Verständigung zu erschweren.

T. Achelis

Der Skandal unseres Jahrhunderts

Unter dieser Überschrift zitiert der „Angriff" vom 9. August u. a. folgende Sätze aus der Turiner „Stampa":

„Gibt es eine Überproduktion an Nahrungsmitteln in der Welt?" Dieses Problem ist vom Forschungsamt des Völkerbundes in Angriff genommen worden.

Die in diesen Tagen veröffentlichte Antwort lautet verneinend. In keinem Lande auf Erden ist die Bevölkerung ausreichend ernährt. In den Kulturländern gibt es nicht genügend vitaminreiche Nahrungsmittel, wie Milch, frische Früchte und Gemüse, und sie sind zu teuer. In den anderen Ländern fehlt häufig auch das für das nackte Leben notwendige Minimum.

Die Untersuchung beschäftigt sich mit den zwei reichsten Ländern der Welt, wo enorme und oft brachliegende Reichtümer in den Händen einer geringen Minderheit konzentriert sind. Sie ergibt, daß in Großbritannien 10 bis 25 Prozent der Bevölkerung unterernährt sind. Eine kürzlich in Aberdeen vorgenommene Prüfung hat ergeben, daß 50 Prozent der untersuchten Frauen durch ungenügende Ernährung an Blutarmut litten. In den Vereinigten Staaten befinden sich 22 Prozent aller Schüler in demselben Zustand.

In Indien, China und anderen weiten Gebieten Asiens und Afrikas leiden Millionen von Menschen an Pellagra und Beri-beri, weil es dort kein Getreide gibt, und die Menschen sich viel schlechter nähren als die Tiere.

Wie kann man also behaupten, daß es eine Überproduktion an Nahrungsmitteln gäbe und mit dieser Entschuldigung den Anbau einschränken?"

Die Frankfurter Zeitung (Nr. 413) bringt in ihrem Handelsteil einen Aufsatz mit dem Titel: „Amerikas Baumwollsorgen, verstärkt durch eine große Ernte".

In Italien sind 1934 118 neue chemische Fabriken gebaut worden.

Natriumchlorid

Von German Gerhold

Der reifere Mann mit der zerfurchten Stirn ging durch das Städtchen und musterte alles sehr eingehend. Wie solche es tun, die nach vielen Jahren an den Ort der Kindheit zurückkehren.

Die alte Schule stand noch. Deutlich sah er sich, immer der Ersten einer, auf der Bank sitzen. Er versuchte, sich die Gesichter der Klassenkameraden zu vergegenwärtigen. Aber nur auf den Klassenletzten besann er sich noch: Peter Karsten, mit dem runden, immer etwas verwundert dreinblickenden Gesicht, der sich damals in der Chemiestunde mit dem Natriumchlorid so unsterblich blamiert hatte. Mein Gott, was mochte aus dem wohl geworden sein? Er selber hatte es ja, bei aller Intelligenz, mit Fleiß und Zähigkeit nur zu einem etwas fraglichen Schriftstellerruf gebracht. Und nun erst so ein schwerfälliger Kerl mit der sprichwörtlichen „langen Leitung", wie Peter gewesen war?

Da drüben war das Haus, in dem die Witwe Karsten gewohnt hatte. Ja, wenn so ein Junge wenigstens noch seinen Vater gehabt hätte —.

Etwas auf Mitgefühl gestimmt ging er weiter und unversehens war er am Ende des Städtchens angelangt. Wie unbegreiflich klein kam ihm das Nest heute vor!

Ein großes, modernes Bürohaus war vor dem Tor und stand vor einer weitläufigen Fabrik. Interessiert sah der Wiedergekehrte an dem Haus empor.

„Karsten-Werke" stand am Giebel.

Den auftretenden Gedanken lächelnd abwehrend, kehrte sein Blick zurück und traf auf einen langen, offenen Mercedes, der lautlos näherschlich und hielt.

Da gab es nun keinen Zweifel mehr: das runde Gesicht des Mannes am Steuer, das ihn jetzt so verwundert und etwas verlegen ansah, das war Peter Karsten.

Er erkannte den Ankömmling erst, als dieser sich vorstellte: „Ich bin doch Fritz Iversen —."

Peter nickte erstaunt, ohne zu lächeln. „So?" sagte er nur. „Dann bist du also nicht mehr in Amerika?"

„Augenblicklich jedenfalls nicht", neckte ihn Iversen in alter Weise. „Ich will jetzt wieder hier bleiben. Drüben ist ja auch nichts mehr los. — Aber wie geht es dir denn, Peter?"

Peter zog einen nachdenklichen Flunsch. „Ooch, es geht ja so, nich wahr. — Man hat aber auch seine Sorgen", fügte er schneller hinzu.

Iversen warf einen Blick auf die Fassade und auf den Wagen. „Dir scheint's doch jedenfalls fabelhaft zu gehen! Wie ist denn das alles so gekommen?"

Peter zog eine etwas gequälte Grimasse und strich sich über das feiste Genick. „Gott ja, — wie soll man das sagen?" Dann stand er eine Weile unschlüssig auf dem Trottoir, verwahrte umständlich den Schaltschlüssel und sah nachdenkend auf den Boden nieder. „Na, komm doch mit rein", sagte er dann aufschauend. „Wir können ja drin noch etwas reden."

Als sie in den Klubsesseln des gediegenen Privatbüros lagen und an den dicken Havannas lutschten, begann Fritz Iversen von Neuem. „Nun sage doch mal, Peter: wie kamst du denn zu alledem? Das ist ja geradezu fantastisch!"

Peter betrachtete seine Zigarre und klebte an dem Deckblatt herum. Nach einem weiteren Zug meinte er endlich: „Hach Gott, das ist eben ... Weißt du, so mit dem Natriumchlorid und so. Verstehst du?"

„Nicht ganz", erwiderte Iversen. „Fabrizierst du das etwa? Aber Natriumchlorid —? Das ist doch Kochsalz?"

Peter hob die Zigarre. „Das ist das gewöhnliche Kochsalz", sagte er. „Das braucht man ja nicht zu fabrizieren. Das gibts ja überall in Massen."

Iversen nickte, innerlich etwas erheitert. „Eben. Und was fabrizierst du nun?"

„Wir stellen auch ein Salz her. Aber das Karsten-Salz."

„Karstensalz —? Und wozu braucht man das?"

„Na, auch so zum Kochen und Essen, für Wurst und alles, nich wahr."

„Hm. Da kann man aber doch das andere, das in Massen vorhanden ist, wie du sagst, ebensogut verwenden."

„Jaa", sagte Peter überlegen, „das verstehst du eben nicht. Das ist eben die Sache mit dem Natriumchlorid, siehst du. Was so das gewöhnliche Kochsalz ist, das ist eben ungesund. Das bindet sozusagen das Wasser an den Körper und dann kann die Wassersucht entstehen und so, nich wahr. Mutter ist ja auch daran gestorben. Es ist sozusagen giftig, das gewöhnliche Salz."

„Ach so, und du fabrizierst nun ein Salz, bei dem das nicht der Fall ist?"

Peter nickte und rauchte. „So ist das. Unser Salz ist garantiert unschädlich. — Und weißt du auch warum?"

Iversen verneinte.

„Siehst du, Iversen: Im Meer leben so viel Tiere. Und aus dem Meer soll ja überhaupt alles Lebendige stammen. Und so die Flüssigkeiten im Körper, das ist ja auch so was Ähnliches wie Meerwasser. Und wir nehmen nun solches Meersalz. Es ist ziemlich einfach."

Iversen staunte. „Und das schadet nicht?"

Peter schüttelte den Kopf, während er einige qualmende Züge tat. „Das ist nun wieder so: Natriumchlorid, also das reine Kochsalz, das quellt auf, nich wahr. Magnesium, Calcium undsoweiter aber, die entquellen' den Körper, verstehst du: entquellen. Im ungereinigten Salz ist das nun drin. Aber im gereinigten nicht. Begreifst du jetzt?"

Iversen nickte. „Ja, nun verstehe ich. Und das große Geschäft machst du nun dadurch, daß dein Salz erstens besser und gesünder und zweitens obendrein noch bedeutend billiger ist, nicht wahr?"

Peter verschluckte sich am Rauch und hustend winkte er ab. „Ha, wo denkst du hin! Genau zehnmal so viel kostet es als das gewöhnliche Salz!"

„Zehn ..." Iversen verschlug es die Sprache. „Ja aber mit welcher Begründung denn?"

Peters Augen wurden ganz rund. „Aber es ist doch medizinisch! — Das wird doch in Apotheken verkauft! — Was meinst du denn, was den Leuten ihre Gesundheit wert ist?! Die Sache ist fachärztlich begutachtet und ich hab mir sogar eigens einen Professor angeschafft!"

„Aber trotzdem", überlegte Iversen. „Das ist doch aber das Material nicht wert."

„Material —!" entrüstete sich Peter. „Die Leistung wird bezahlt, mein Junge! Die Leistung! Einem Kunstmaler kann ich doch auch nicht nur das Material bezahlen! — Übrigens, — was hast du für ein Geschäft, Iversen?"

„Ich bin eigentlich hauptsächlich Schriftsteller", sagte Iversen, etwas verlegen.

„Na, ist doch ganz nett", meinte Peter und stäubte die Asche von seiner Zigarre. „Vielleicht kannst du uns gelegentlich auch mal was schreiben. Über Kochsalzkrankheiten und so. Mein Professor erklärt dir das dann schon, wenn wir etwas bestellen."

„Warum nicht —?" meinte Iversen mit unfrohem Lächeln. „Wenn du mir auch so zahlst, wie du dein Salz bezahlt bekommst —?"

Geld läuft um

Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung

Die Standard Oil Co. of Ohio wollte einmal wissen, wofür ihre Angestellten eigentlich das bei ihr verdiente Geld ausgäben. Sie leistete sich deshalb den harmlosen Scherz, Gehälter und Löhne zwei Wochen lang in richtigen Silberdollars auszuzahlen statt in Papier, und stellte dann Nachforschungen darüber an, wo dieses Silber wieder zum Vorschein kam.

Es wurde festgestellt, daß 22 Prozent davon beim Lebensmittelhandel landeten, 15 beim Hauswirt, 15 bei Versicherungen und Sparkassen, 10 bei Warenhäusern, 7 bei den Versorgungsbetrieben (Gas, Wasser, Elektrizität), 8 bei der Autobranche und ihren Nebenzweigen, kleinere Teile beim Arzt, im Restaurant, im Theater.

Da in der betreffenden Gegend sonst überhaupt kein Silbergeld umläuft, so war die Rechnung insofern richtig angelegt, als alle nach einer gewissen Zeit irgendwo auftauchenden Silberdollarstücke offenbar von der Standard Oil Co. stammen mußten. Aber im übrigen ist sie ziemlich kindlich; denn woher wollte der Statistiker denn wissen, ob das von ihm irgendwo entdeckte Silberstück nicht aus dritter, vierter oder fünfter Hand stammte statt von einem Angestellten der neugierigen Firma? Ein Geldstück kann doch an einem Tag ein halbes Dutzendmal seinen Besitzer wechseln! Wie soll da aus seinem zufälligen Ort am Stichtag, auch wenn es gleich der nächste Tag nach der Lohnauszahlung wäre, irgendein Schluß gezogen werden können?

Man brauchte denn auch kein Statistiker zu sein, sondern lediglich ein wenig über die Mieten und die Lebensmittelpreise Bescheid zu wissen, um sofort zu sehen, daß der Prozentsatz, der für die Lebensmittelausgaben gefunden wurde, in Wirklichkeit um die Hälfte höher, der für die Mieten sogar etwa doppelt so hoch war.

◆

Die „Schule der Freiheit" hat kürzlich in Form einer „Geschichte vom Broadway" folgende amerikanische Satire veröffentlicht:

„Ein Käufer tritt in einen Laden und will einen Schlips kaufen. Glückselig über solch seltenen Vogel stürzt der Ladeninhaber selber herbei, um den Kunden zu bedienen. Eifriges Zureden des Chefs, liebenswürdiges Augenklappern der hübschen Verkäuferin bringen es tatsächlich fertig, daß der Kunde einen Schlips für einen Dollar kauft.

An der Kasse, welch ein Schreck: der Käufer muß bedauernd feststellen, daß er kein Bargeld bei sich hat und den Kauf rückgängig machen muß. Verzweifelt kratzt sich der Ladenbesitzer den Kopf. Da kommt ihm eine glückliche Idee: „Wenn Sie kein Bargeld haben, — Gott, das geht Ihnen und mir und allen Leuten heute so —, dann geben Sie mir doch einfach einen Scheck!' Nun ja, ein Scheckbuch hat jeder Amerikaner. Also der Käufer behält seinen Schlips und schreibt einen Scheck über einen Dollar aus.

Der Ladenbesitzer gibt den Scheck seinem Grossisten in Zahlung, dieser giriert ihn an die Krawattenfabrik, diese an die Seidenweberei, diese an die Seidenspinnerei, und so kommt der Scheck durch 20 Hände, ehe er zur Bank kommt und dort — aber natürlich! — platzt. Hatten Sie denn etwas anderes erwartet? Der Scheck wandert also die ganze Kette von Giranten zurück zum Ladenbesitzer am Broadway. Was nun?

Der Ladenbesitzer war nicht so dumm, den Scheck einzulösen, er hatte ja auch kein Bargeld, und deshalb rief er eine Gläubigerversammlung aller an dem Scheck interessierten Giranten zusammen und erklärte: „Meine Herren, wir sind 20 Firmen. Jeder von uns hat mit dem Scheck doch ein gutes Geschäft gemacht. Im Durchschnitt hat jeder von uns 25 Prozent daran verdient, das macht in Summa 5 Dollar Nutzen. Da kann doch leicht jeder von uns 5 Prozent in eine gemeinsame Kasse stiften und der Scheck ist gedeckt. Das ist immer noch vorteilhafter, als wenn wir das ganze Geschäft rückgängig machen, dann hat niemand Nutzen, im Gegenteil, kein Ladenbesitzer würde mehr Schecks in Zahlung nehmen, abgesehen davon, daß ich den Scheck sowieso nicht einlösen kann und Konkurs anmelden müßte."

Das leuchtete den Beteiligten ohne weiteres ein. Jeder zahlte 5 Cent, und der Scheck war in Ordnung. Der Käufer hatte gratis einen schönen Schlips, und 4 Dollar Reinverdienst blieben sogar noch übrig. Und das alles mit Hilfe eines ungedeckten Schecks!

Ich zerbreche mir nur den Kopf, warum wir das wirklich praktische Verfahren nicht allgemein einführen? Gebt doch jedem ein Scheckbuch, — nicht vorzustellen, wie gigantisch die Umsätze in die Höhe schnellen werden! Wäre das nicht ein glänzender Ausweg aus der Weltkrise?"

◆

Und nun noch eine dritte Geschichte, in der Geld umläuft, wobei dem Leser die „tiefere Bedeutung" sicherlich nicht verborgen bleiben wird.

In den einzigen, leerstehenden Gasthof einer kleinen Stadt des mittleren Westens in USA kam ein gut gekleideter Fremder. Als er abends ausging, bat er den Pförtner, ihm eine Hundertdollarnote aufzubewahren. Der legte sie in die Kasse, und dort fand sie der nichtsahnende Wirt, der gerade eine längst fällige Kohlenrechnung zu zahlen hatte. Er gab sie in Zahlung; der Kohlenhändler zahlte damit am andern Tag seine Büromiete; der Hausbesitzer seinen Rechtsanwalt; und dieser war froh, eine drückende Zechschuld eben in jenem Gasthof damit begleichen zu können. So ging sie dort wieder ein, gerade eine halbe Stunde, ehe der Gast seine Rechnung verlangte. Der Wirt, der inzwischen erfahren hatte, daß die 100 Dollar ihm gar nicht gehört hatten, war darüber so froh, daß er sie dem erstaunten Gast wieder zurückgab, ohne ihm etwas zu berechnen.

Zu seinem Glück; die Banknote, mit deren Hilfe an jenem Tag vier Personen ihre Schulden los geworden waren, war nämlich falsch gewesen.

Permanente Zirkulation

Eine Variante zum obigen Thema

Der Clown Petrik fand nach dem Training in der Manege ein blankes Fünfmarkstück. Er ging damit zum Pferdeknecht Junghans und sagte:

„Ich bin dir ja noch 10 Mark schuldig; hier gebe ich dir einstweilen fünf Mark zurück, dann schulde ich dir noch fünf."

Der Pferdeknecht bedankte sich und ging zum Stallmeister Johannsen und sagte: „Ich bin dir ja noch zehn Mark schuldig; ich gebe dir einstweilen fünf Mark zurück, dann schulde ich dir noch fünf."

Der Stallmeister ging zum Schulreiter Larssen; der Schulreiter ging zum Direktor; der Direktor nahm den Clown zur Seite und sagte: „Da, August, hier gebe ich dir mal fünf Mark, die anderen fünf gebe ich dir später."

Der Clown bedankte sich, gab die fünf Mark dem Pferdeknecht und sagte: „Jetzt sind wir quitt." Der Pferdeknecht bezahlte mit seinen fünf Mark die Restschuld beim Stallmeister, dieser beim Schulreiter und dieser beim Direktor. Der Direktor nahm den Clown zur Seite und sagte: „Hier August, sind die restlichen fünf Mark, die du noch zu bekommen hattest."

So bekam der Clown seine fünf Mark zurück und alle fünf waren ihre Schulden los.

Wäre es nicht möglich, alle Schulden der Welt auf diese Weise zu bezahlen?

H. H.

Sehr einfach

In einer Zeitungsnotiz wird das „alkoholische Kurosium" festgestellt, daß die Biererzeugung der Welt seit 1913 um 15 Millionen Hektoliter gestiegen sei, während zugleich in allen Ländern der Bierverbrauch gegenüber der Vorkriegszeit gesunken sei.

Die Lösung des Rätsels ist die: jawohl, die „Bierländer", die zugleich die biererzeugenden sind, haben ihren Verbrauch eingeschränkt. Aber in der Nachkriegszeit hat eine Reihe von überseeischen Ländern, die das Bier bis dahin so gut wie gar nicht kannten, angefangen, Bier zu importieren und zwar z. T. gleich in großen Mengen. In Kolumbien z. B. hat sich der Bierkonsum von 1933 auf 1934 gleich um 100 Prozent gehoben.

Es stimmt also nicht ganz, daß in allen Ländern der Bierverbrauch zurückgeht. Nur in denen, in denen er seither eine Rolle gespielt hat. (Es wäre interessant, wenn man feststellen könnte, wieweit dieser Rückgang des Bierkonsums und sein Auftauchen auf „Neuland" mit der weltwirtschaftlichen Entwicklung zusammenhängt.)

Brasilien exportiert heute 70 Prozent seiner Baumwollproduktion; noch vor drei Jahren importierte es die Hälfte seines Bedarfs.

Rußland wird zum erstenmal 2000 Tonnen Eisenbahnschienen ausführen, und zwar nach Estland.

Am 1. August 1935 gab es in Japan 9812356 Baumwollspindeln, 802638 mehr als am gleichen Vorjahrstage.

In Danzig sollen kürzlich japanische Nähmaschinen eingetroffen sein.

Litauen will zehn Waggons Gänse gegen tschechisches Schuhwerk tauschen.

Die europäische Agrarkrise

Die Weltwirtschaftskrise hat in den verschiedenen Weltteilen verschiedene Ursachen. Die europäische Wirtschaftskrise ist in ihren Wurzeln eine Agrarkrise.

Der Sturz der internationalen Rohstoffpreise hat auch die Preise der europäischen Agrarprodukte mitgerissen. Diese Senkung der Lebenshaltung und Kaufkraft der europäischen Agrarbevölkerung hat wesentlich zur Absatzkrise der Industrie und zum Anwachsen der europäischen Arbeitslosigkeit beigetragen. Denn es zeigt sich immer deutlicher, daß der europäische Markt entscheidend ist für den Absatz der europäischen Industrie.

Die außereuropäische Welt hat sich nicht nur seit Kriegsbeginn weitgehend industrialisiert, sondern sie verschließt sich durch Schaffung von Großräumen immer mehr dem europäischen Industrieexport: das Britische Reich durch die Ottawapolitik; die Sowjetunion durch ihr Außenhandelsmonopol; Ostasien durch die japanische Expansionspolitik; der amerikanische Kontinent durch die panamerikanischen Tendenzen der Vereinigten Staaten. Je mehr die überseeischen Absatzmöglichkeiten für die europäische Industrie schwinden, desto mehr hängt ihr Schicksal von der Kaufkraft der europäischen Agrarbevölkerung ab. Aus diesem Grunde bildet die Forderung nach Hebung des Lebensstandards und der Kaufkraft der europäischen Agrarbevölkerung und Agrarstaaten nicht nur eine agrarische Forderung, sondern die notwendige Voraussetzung für die Überwindung der europäischen Absatzkrise und Arbeitslosigkeit und für den Wiederaufstieg der gesamten europäischen Wirtschaft.

Die europäische Landwirtschaft ist im freien Wettbewerb nicht konkurrenzfähig gegenüber der Landwirtschaft der außereuropäischen Agrarstaaten. Denn die Farmer Argentiniens, der Vereinigten Staaten, Kanadas und Australiens betreiben heute ihre Landwirtschaft mit technischen Methoden, deren Nachahmung für die meisten europäischen Landwirte unmöglich ist. Zum Vorsprung dieser extensiven Maschinenwirtschaft, bedingt durch die unermeßlichen fruchtbaren Ebenen jener Länder, tritt oft noch der Vorteil des jungfräulichen Bodens, eines besseren Klimas und besserer Transportmöglichkeiten hinzu. Die gleichen Vorteile werden künftig auch den weiträumigen Getreidefabriken Rußlands zugute kommen. Aus diesem Grunde bedeutet Weltfreihandel den Ruin der europäischen Landwirtschaft und damit der gesamten europäischen Volkskraft.

Das Agrarproblem Europas ist völlig verschieden vom Agrarproblem Amerikas. In Amerika ist die Agrarfrage eine Frage der Überproduktion, da diese Staaten weit mehr Lebensmittel produzieren als die gesamte Bevölkerung ihres Erdteils konsumieren kann; während in Europa die Agrarfrage ein Problem der Verteilung ist, weil der europäische Kontinent in fast allen agrarischen Produkten mehr konsumiert als produziert. Aus diesem Grunde ist die Lösung des europäischen Agrarproblems wesentlich einfacher als die Lösung des amerikanischen. Auf einem organisierten europäischen Produktions- und Absatzgebiet könnten alle europäischen Landwirte ihre Produkte absetzen, unabhängig von deren Weltmarktpreisen.

Die europäische Agrarkrise läßt sich weder durch rein nationale Maßnahmen überwinden noch durch internationale weltumspannende. Die nationalen Hochschutzzölle haben in manchen europäischen Staaten die Agrarkrise gemildert. Dafür haben sie die Lage der Landwirtschaft in anderen europäischen Staaten verschlechtert. Nirgends ist es ihnen gelungen, die Agrarkrise zu überwinden. Ebensowenig haben es internationale Maßnahmen vermocht, der europäischen Landwirtschaft zu helfen. Denn es ist zunächst unmöglich, einen gemeinsamen Nenner zu finden für die Interessen der überseeischen Agrarstaaten, die einen möglichst großen Teil ihres Überschusses nach Europa verkaufen wollen, und für die Interessen der europäischen Landwirte an einer paneuropäischen Agrarpräferenz. Eine internationale agrarische Verständigung wird erst dann einsetzen können, wenn der Grundsatz sich durchgesetzt haben wird, daß Europa nur jene Agrarprodukte importiert, deren es über seine eigene Produktion hinaus bedarf. Nur eine europäische Lösung kann die europäische Agrarkrise überwinden.

Die europäische Lösung der Agrarkrise muß dem Grundsatz folgen, daß alle Europäer in erster Linie Agrarprodukte ihres eigenen Landes konsumieren sollen; in zweiter Linie Agrarprodukte aus den anderen Staaten ihres Kontinents, und erst in dritter Linie Agrarprodukte außereuropäischer Staaten. Ohne diese kontinentale Solidarität der europäischen Agrarier bleibt es unmöglich, den Lebensstandard der europäischen Agrarbevölkerung zu heben und vor neuen Katastrofen zu sichern.

C. K.

Denk an die Menschen nicht; denk an die Sachen! Goethe

Peter zog etwas die Brauen hoch und blies ein Aschestäubchen von seinem Ärmel. „Na, meine Reklameabteilung zahlt zwanzig Pfennig die Zeile, soviel ich weiß. Wie's eben recht ist, nich wahr."

„Nun ja", nickte Iversen. „Eben ganz nach Leistung, nicht wahr?"

Peter nickte harmlos froh.

„Na, — ich werd' mirs überlegen", meinte Iversen und verabschiedete sich, einen salzigen Geschmack im Munde.

Gedanken an meinem 70. Geburtstage

Ein Leser, der die Siebzig überschritten hat, stellt uns anheim, folgende Niederschrift zu veröffentlichen, aus der eine ungewöhnliche „Unbefangenheit in der Beurteilung der Frage von Leben und Tod" spricht. Ein Jugendlicher dürfte es sich kaum erlauben, die Folgerung zu der der Schreiber gelangt ist, auszusprechen, — und auch unter den Alten werden ihm wahrscheinlich nicht alle beipflichten. D. Red.

Ein Alter von siebzig Jahren erreicht zu haben, ist unter den heutigen hygienischen Verhältnissen und bei einigermaßen vernünftiger Lebensführung nicht als etwas Besonderes zu erachten, und es ist wohl anzunehmen, daß die Fortschritte der Wissenschaft eine allgemeine Verlängerung der menschlichen Lebensdauer über das „biblische" Maß hinaus herbeiführen werden. Es entsteht jedoch die Frage, ob dies als wünschenswert anzusehen ist, wenn man nicht das Interesse des Einzelmenschen, sondern das der Gesamtheit in Betracht zieht. Würde eine verlängerte Lebensdauer des Einzelmenschen der Gesamtheit förderlich sein oder nicht?

Vielleicht läßt sich unsere Betrachtung an folgende Tatsache anknüpfen: eine große Zahl von Staaten hat neuerdings den für frühere Anschauungen bereits sehr kühnen Schritt getan, die Tätigkeit ihrer Beamten nicht bis zum Lebensende oder bis zur notorischen Arbeitsunfähigkeit andauern, sondern mit dem 65. oder 60. Lebensjahre enden zu lassen. Diese Staaten halten offenbar den Vorteil, den die Neueinstellung einer jüngeren Kraft bietet, für größer, als die Ausnutzung einer überalterten Kraft, — trotz des durch die Pensionszahlung erhöhten Geldaufwands, der nur zu einem geringen Teile durch die Gehaltsdifferenz der beiden Kräfte wieder eingebracht wird. Diese Kalkulation ist ohne Zweifel richtig. Bei dem Verlust an Erfahrungswerten, der durch die Pensionierungen erwächst, kommt ja nicht der Unterschied zwischen dem Pensionär und dem Neuling in Betracht, sondern es rückt der nächstälteste, an Erfahrung nur wenig nachstehende Beamte in die freiwerdende Stelle ein. Und dem Fortschritt dient diese zwangsläufige Verjüngung sicherlich. Schon vom rein biologischen Standpunkte aus ist der nur vollkräftige Elemente enthaltende Beamtenkörper als der bessere anzusehen; hiezu kommt die Tatsache, daß mit zunehmendem Alter die Wertschätzung des Hergebrachten und die Gegnerschaft gegenüber Neuerungen zu steigen pflegt. Schließlich kommt noch der Vorteil des schnelleren Diensteintritts der Anwärter hinzu.

Als Nachteile kommen in Betracht: 1) für den betroffenen Zwangspensionär die Verringerung seines Einkommens, 2) für den Staat die Vermehrung der Zahl der Ruhebesoldeten durch die auch nach Erreichung der Altersgrenze noch Dienstfähigen. Der erste dieser Nachteile muß als unabweislich, der bisherige Zustand als übertriebene Leistung des Staates und darum in Zukunft wegfallend angesehen werden; und dem zweiten Nachteil wäre abzuhelfen, wie wir gleich sehen werden.

Sollte das, was sich für den Betrieb der Staatsverwaltung vorteilhaft erwiesen hat, nicht auch auf andere Betriebe anzuwenden sein, auf Versicherungsgesellschaften, Fabrikunternehmen, Banken und auf das ganze Gebiet der produktiven Wirtschaftstätigkeit? Müssen wir bei dieser Überlegung nicht zu dem Ergebnis kommen, daß überall im Leben die Altersgrenze gezogen werden müßte? Also kurz gesagt: jeder 60- oder 65jährige Mensch müßte sozusagen „aufs Altenteil gesetzt werden". Die Kosten der dann folgenden Ruhezeit, die anderen Aufgaben entzogen werden, sind als freiwillige Leistungen des Staats bzw. der Steuerzahler oder auch der betreffenden Familienangehörigen zu betrachten. Sie wären aber tunlichst einzuschränken, wenn nicht — in Ausnahmefällen — das Interesse der Gesamtheit eine möglichst lange Lebensdauer des Betreffenden erwünscht erscheinen ließe.

Im Allgemeinen könnte wohl jene Ruhezeit vorläufig auf 10 Jahre bemessen und damit die zulässige Lebensgrenze auf 70 bzw. 75 Jahre festgesetzt werden. Nach deren Erreichung müßte Jedem ein schmerzloses Ende von Staatswegen bereitet werden, natürlich in angemessener Form und tunlichst den besonderen Wünschen des Scheidenden entsprechend.

Es dürfte kaum zu bezweifeln sein, daß die von der Lebensgrenze Betroffenen sich ebenso in diese im Allgemeininteresse liegende Maßnahme finden würden, wie dies hinsichtlich der Altersgrenze bei den Beamten zu beobachten gewesen ist. Und auch den Angehörigen müßte ein im Voraus bestimmter und unvermeidbarer Abschied doch weniger schwer sein, als das Miterleben langsamen und schmerzvollen Alters-Siechtums oder des geistigen Erlöschens ihren Herzen Nahestehender.

M. Schiller

Der berühmte Chemiker und Hygieniker Max von Pettenkofer ließ sich während der Hamburger Choleraepidemie (1892) eine Kultur von Cholera-Bazillen kommen und nahm sie ein, um seine Cholera-Theorie an sich selber zu prüfen. Er beobachtete die Wirkungen und notierte sie gewissenhaft; in der Einleitung zu seinem Bericht bemerkte er, er habe diesen Versuch ganz wohl an sich selber anstellen dürfen, da sein Körper ohnedies nicht mehr viel getaugt habe; daher sei sowohl ein besonders empfindliches Experiment möglich gewesen wie auch ein Verlust „nicht bedenklich erschienen". (Pettenkofer war damals 74 Jahre alt; die Cholera-Infektion vertrug er ohne besondere Störungen.) Als Pettenkofer 83 Jahre alt geworden war, fürchtete er, wie W. Ostwald von ihm erzählt, „nachdem er den allmählichen Verfall seiner Kräfte, der körperlichen sowohl wie der geistigen, beobachtet hatte, daß ihm noch lange tatenlose und zwecklose Jahre bevorstünden, in denen er nach keiner Richtung mehr etwas Erhebliches leisten, dagegen seiner Umgebung in unerwünschtester Weise zur Last fallen würde. So bewährte er die schon einmal bewiesene Unbefangenheit in der Beurteilung der Frage von Leben und Tod von neuem und machte seinem nach eigener Überzeugung inhaltlos gewordenen Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende."

Der schwedische Reichstag hat einstimmig ein Altersversorgungsgesetz angenommen, das allen bedürftigen Greisen ohne Unterschied des Geschlechts eine Pension von 250 Kronen bewilligt. Die Mittel werden vom Staat und von den Gemeinden aufgebracht; u. a. will man dazu die Erträgnisse einer Alkohol-, Tabak- oder Kaffeesteuer benutzen.

Literatur

140 Vorausbestellungen auf Ottilie Häußermanns „Idyllen" sind bis jetzt eingegangen. 300 brauchen wir, ehe wir mit der Drucklegung beginnen können. Fehlen also 160. Aber wir haben ja noch Zeit.

Vom Sinn des Opfers

Das Opfer ist so alt wie die Menschheit. Seine uns bekannteste Form ist die kultische Handlung, in der der Mensch tatsächlich oder symbolisch den Göttern oder der Gottheit etwas darbringt („opfern" vom lateinischen offerre = darbringen), was ihm „ans Herz gewachsen" ist und was er sich daher „vom Herzen reißen" muß in des Wortes eigentlichster Bedeutung. Diese Form ist vielen unter uns heute aus Gründen, die hier nicht näher erörtert werden können, fremd geworden. Eine andere Frage ist es, ob sich nicht hinter der uns fremd gewordenen Form eine notwendige Lebensbewegung der Seele verborgen hält, die neu zu erkennen und in uns zu verwirklichen uns heute als Aufgabe gesetzt ist.

✦

Welche seelischen Vorgänge liegen dem Opfer objektiv und unabhängig von den sich wandelnden Formen zugrunde? Diese Frage drängt sich uns auf, wenn wir bedenken, daß das Opfer nach unserer Erfahrung eine allgemein menschliche Angelegenheit ist, die alle Zeiten und Räume der Geschichte des Menschengeschlechts umfaßt, also nicht nur bestimmten Entwicklungsstufen, Religionen oder Rassen eigentümlich ist.

Auf die allgemeinste Formel gebracht ist das Opfer eine bewußte oder unbewußte Handlung des Menschen, die in irgend einer Form einen seelischen Kräfteausgleich zum Ziele hat. Die Lebensbewegung der Seele ist eine doppelte: im beständigem Rhythmus von Ausatmen und Einatmen wendet sie sich der Außenwelt, den Dingen zu, um sich immer wieder von ihnen zu lösen und zu sich selbst zurückzukehren. Je intensiver aber die Seele sich nach außen wendet in sachlicher Hingabe, umso größer ist die Gefahr, daß sie sich an die Welt, die Objekte verschwendet und verliert, so sehr, daß sie sozusagen in der Welt draußen „hängenbleibt". Dann „hängt der Mensch sein Herz" an irgend einen anderen Menschen, eine Sache, eine Arbeit, eine Aufgabe, so sehr, daß er nicht mehr Herr seiner selbst, sondern ans Objekt gebunden, vom Objekt besessen ist. Dann hat das Draußen so sehr Gewalt über ihn, daß eine gefährliche Gleichgewichtsverlagerung im seelischen Kräftehaushalt zu entstehen droht.

Der Mensch gerät immer wieder unversehens in diesen Zustand seelischer Verkrampfung, in dem sein Verhältnis zu den Objekten nicht mehr von der schöpferischen Eigenbewegung der Seele bestimmt wird, die sich in elastischem Rhythmus an die Außenwelt hingibt und zur rechten Stunde wieder von ihr löst, wo vielmehr an Stelle der überforderten, übermüdeten Seele nur noch ichhafte Willenskräfte seiner „Aktivität" als Vorspann dienen. Dann entsteht eine Art psychischer Inflation, in der die Menge der verausgabten Werte im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Wertigkeit steht.

In dieser seelischen Situation hat das Opfer seine Bedeutung. In ihm wird durch einen mehr oder weniger gewaltsamen, für das Ich oft sehr schmerzhaften Akt der Befreiung die Seele von der basiliskenhaften Umklammerung der Objekte gelöst, indem das Ich durch willentliche Trennung vom Objekt den Strom der seither an das Objekt verausgabten seelischen Energie plötzlich abschneidet und durch diesen operativen Eingriff die seelische Energie von den Dingen wieder löst und nach innen wendet.

Jesus hat den Sinn des Opfers richtig erfaßt, wenn er sagt: „Ärgert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus!", d. h.: wird die Welt der Objekte zu übermächtig, so daß die lebendige, schöpferische Eigenbewegung deiner Seele in Gefahr gerät, in ihrer Umklammerung zu ersticken, so löse deine Seele gewaltsam los vom Objekt und gib ihr damit die Möglichkeit, den Schwerpunkt ihrer Kraft wieder in sich selbst zu suchen, wieder „in sich gesammelt" zu „ruhen".

Denselben Hinweis gibt ja auch Faust dem Wagner, der erkennen soll, daß es für die Seele weder genüge, sich „an Wald und Feld" sattzusehen noch sich in „Geistesfreuden" „von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt" tragen zu lassen, daß also weder sinnliche noch geistige Hingabe an die Welt das ganze Leben der Seele ausmache. „Du bist dir nur des einen Triebs bewußt", sagt er, und, weil er intuitiv die Schwere des Wegs ahnt, der mit der Entdeckung des andern seelischen Grundtriebs verbunden ist, fügt er hinzu: „O lerne nie den andern kennen!" Könnte man den einen „Trieb" der Seele, der „in derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen" hält, den Trieb der „Selbst-ver-äußerung" nennen, so müßte man ihren entgegengesetzten Trieb, der „gewaltsam sich vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen" heben will, den Trieb der „Selbst-ent-äußerung" im eigentlichen Sinn des Worts nennen, der in jener seelischen Situation, die wir oben kennzeichneten, nur durch den schweren Weg des Opfers gefunden wird. Auch Faust wird ja vom Leben selbst darüber belehrt, daß kein „Zaubermantel" irgendwelcher Magie ihm den Weg zu den Quellgründen des Lebens erleichtern oder abkürzen oder ersetzen kann, sondern daß auch er den schweren Weg des Opfers, der Selbstentäußerung zu gehen hat, um weit jenseits alles Ichhaften „zu sich selbst" zu finden und das Heil zu gewinnen.

Ob der Liebende in plötzlichem jähem Erschrecken sich vom Geliebten losreißt und ins Alleinsein flüchtet, um durch dieses Opfer seine Seele vor dem übermächtigen Sich-verlieren im andern zu schützen; ob einer einen Gegenstand, einen Lieblingsplan, einen Gedanken „drangibt", der zu sehr Besitz von ihm ergriffen hatte; ob er eine liebe Gewohnheit opfert, die sich zur Leidenschaft auszuwachsen droht; — immer ist es ein gewaltsames Losreißen, ein schmerzlicher Eingriff, um der gefesselten Seele wieder Freiheit und urtümliche Eigenbewegung zu ermöglichen, ein plötzliches „Ausleeren" der übervollen Schale in dem Wissen, daß nur die Armut, die Leere jenen schöpferischen Eigenrhythmus in den Gründen der Seele wieder auslösen kann, der die Voraussetzung aller echten Selbsthingabe und Schaffenskraft des Menschen ist.

✦

Daß die wenigsten Menschen heute diesen tiefen Sinn des Opfers als einer heilenden Maßnahme der Natur im Kräftehaushalt der Seele erfassen, hat einen doppelten Grund. Erstens erlebt der Mensch diese Forderung gewöhnlich nur als Ruf, der von außen, vom „Sittengesetz" oder von „Gott" her an ihn ergeht, und ahnt nicht, daß dieser von draußen an sein Ohr dringende Ruf im Grunde nichts anderes ist als der lebendige und verstärkte Echolaut der Stimme, die in den Gründen des eigenen Herzens zu uns redet. Zum andern ist durch einen völlig falsch angewandten Opferbegriff viel Verwirrung angerichtet worden: der Mensch, der sich nach gewöhnlichem Sprachgebrauch für einen Menschen oder eine Sache „aufopfert", handelt sachlich in den meisten Fällen dem Sinn des wahren Opfers entgegen; sein wahres Opfer bestünde nicht darin, sich in der tragischen Problematik einer persönlichen oder sachlichen Beziehung aufzureiben, sondern sich aus dem Verflochtensein mit den Menschen oder den Dingen entschlossen herauszulösen und aus einer viel unpersönlicheren seelischen Distanz heraus den sachlichen oder persönlichen Problemen sachlich auf den Leib zu rücken.

Wie viel schwerer der Weg eines solchen Opfers ist, weiß jeder, der einmal in die Lage versetzt war, einem geliebten Menschen „sachlich" zu helfen. Und doch ist der einzige Weg, einem Menschen zu helfen oder einer Sache zu dienen, im Grunde nur der: zu lieben, als liebte man nicht, zu besitzen, als besäße man nicht, zu wirken, als wirkte man nicht.

Die Seele aus dem persönlichen Verflochtensein zurückzuholen in die sachliche Distanz: das ist der wahre Sinn des Opfers.

Wilhelm Laiblin

Der Rekrutentanz

Neresheim, 8 August. Vergangenen Sonntag fanden sich die hiesigen Rekruten der Jahrgänge 1914 und 1915 zu einem frohen Rekrutentanz. Eine Jungfrau, die von diesem Ereignis in einer Hinsicht etwas enttäuscht zu sein scheint, schreibt uns darüber:

„Am letzten Sonntag war hier Rekrutentanz. Die Jugend war zahlreich erschienen, und so konnte zu allgemeiner Befriedigung genügend das Tanzbein geschwungen werden. Die wenigsten Rekruten haben leider tanzen gekonnt, und man erkannte dabei, daß es angebracht gewesen wäre, wenn man zuvor einen Tanzkurs abgehalten hätte."

Wir alle wissen, daß der Soldat heutzutage allerhand können muß, aber daß er einen Tanzkurs nachweisen muß, um zu bestehen, ist selbst uns neu. Aber wie wir die Neresheimer Rekruten kennen, werden sie diese bittere Kritik nicht so ohne weiteres auf sich sitzen lassen und beim nächstenmal auch hier siegreich bestehen. Mut Soldat!

Neresheim, 9. August. Zu unserer gestrigen Notiz über den Brief eines Fräuleins geht uns aus Rekrutenkreisen folgende Antwort zu:

„An das tanzlustige Fräulein! Zu Ihrer Kritik in der gestrigen Nummer der National-Zeitung möchten wir Ihnen doch mitteilen, daß der größte Teil der Neresheimer Rekruten des Tanzens kundig ist. Wenn Sie glaubten, daß Sie nicht oft genug zum Tanze gebeten worden sind, so müssen wir Ihnen sagen, daß Sie unserem Geschmack vielleicht nicht ganz entsprochen haben, oder aber mit Ihren Leistungen in punkto Tanzen den verwöhnten Ansprüchen der Neresheimer Tänzer nicht Genüge geleistet haben. Die Neresheimer Rekruten."

Womit der Briefwechsel und alle daran anknüpfenden Erörterungen für uns erledigt sind.

(„Kocher-Zeitung", Aalen, Nr. 182 und 183)

Dame und Hund

Hunde sind unsere treuesten Freunde, Begleiter, Hausgenossen, die sich jeder nach Geschmack und Charakter auswählt, sodaß in den meisten Fällen die Eigenart des Tieres mit dem Wesen seines Besitzers übereinstimmt und harmoniert. Die Frau wählt manchmal bewußt oder unbewußt den Stil ihres Anzugs übereinstimmend mit der Farbe und Rasse ihres Hundes. So begleitet zum Beispiel der rauhhaarige, lustige Dackel die Dame im ländlichen Jagdkostüm. Oder es nimmt der kluge, braungefleckte Airdale-Terrier aufgeregt schnuppernd am Spaziergang teil und unterstreicht durch sein beige-braunmeliertes Fell die farblich ästhetische Wirkung des braunen einfarbigen Kleides mit Dreiviertel-Jacke aus einem beigefarbenen Fantasie-Gewebe. Fremder und anspruchsvoller im Aussehen wirkt der Chow, Gast aus dem Fernen Osten. Er verlangt etwas mehr Fantasie und Aufmachung. Die rotbraune Farbe seines Fells, der sich das elegante, holzfarbene Kostüm mit Rotfuchs anpaßt, spiegelt kostbar und leuchtend die Töne des Herbstes ...

(„Die Dame", Heft 17)

Dolle Sache

London, 7. August. (Von unserem Korrespondenten.) An der St.-James-Kirche in Hermondsay bei London hat sich folgendes zugetragen: Ein krank und elend aussehender Mann lehnte vom frühen Morgen an am Gartengitter einer eleganten Villa. Die reiche alte Dame, die im Hause wohnte, beobachtete den Mann und schickte ihm schließlich, von Mitleid gerührt, eine Pfundnote hinaus, zugleich mit einem Zettel, auf dem stand: „Glaube an das Leben".

Der Mann entfernte sich. Nach drei Tagen kam er wieder, schellte und gab einen Briefumschlag ab, in dem 30 englische Pfund waren.

Er war ein Straßenbuchmacher, hatte die Mildtätigkeit der Dame mißverstanden und angenommen, sie habe auf das Pferd „Glaube an das Leben" setzen wollen. Das Pferd hatte an dem Tag als völlig aussichtsloser Außenseiter 30 : 1 gewonnen.

(Berliner Morgenpost, Nr. 189)

Dr Schere'schleifer

„Kender, froget uire Leut,
obs et ebbes z schleifet geit:
Beile', Hobe', Schere', Messer —
brengets nao, je maih, je besser,
daß des Gschäft ao ebbes trait!"
Hot dr Schere'schleifer gsait.

Hot de' Huat en Anke' gruckt
ond en d Händ en Blanke' gspuckt,
ond noh vor gschwend mit seim Domme'
aus dr Bühs en Schmalzler gnomme' ...
„Sodele, etz wärs so weit",
hot dr Schere'schleifer gsait.

Ond hot trette', gwetzt ond drillt,
daß es nao so kretzt ond grillt;
s Rädle schnurret, Fonke' spritzet,
Schere', Messer, Hobe' glitzet. —
„So e' Gschäft des ischt e' Freud!"
Hot dr Schere'schleifer gsait.

Währle, descht e' Biederma',
mo sei' Gschäft verstoht ond ka',
fleißig, brav ond voole'-n-Eifer ...
Ists e' Wonder, wenns ehn kheit,
daß ma' zo de „Schere'schleifer"
Schere'schleifer sait ...?

Sebastian Blau

Kleinigkeiten

Mißverständnis. Das „Regensburger Echo" (Nr. 33) berichtet: „Die Baseler Brandkatastrofe, die kürzlich soviel Aufsehen erregte, hat in der benachbarten Ortschaft Pratteln auf merkwürdige Weise den Tod einer Frau bewirkt. Als Frl. Marie Begele die Detonationen der explodierenden Petroleumbehälter hörte, erinnerte sie sich an den vom Weltkrieg gewohnten Kanonendonner im Elsaß. Sie glaubte, ein neuer Krieg sei über Europa hereingebrochen. Mit dem Ausruf: „Das ist der neue Krieg!" brach sie tot zusammen."

Wofür? Nach dem „Fridericus" (Nr. 33) hat der Völkerbund in Genf in den 16 Jahren seines Bestehens etwas über 300 Millionen Mark gekostet. „Das ist die eine Seite der Bilanz. Die andere Seite füllen wir aus, indem wir dort ein paar große Nullen hinmalen ..."

Ausgeboxt. Dem italienischen Boxer Carnera, den der Neger Louis geschlagen hat, ist nach Pressemeldungen der Reisepaß entzogen worden, sodaß er nicht mehr ins Ausland fahren kann. Der faschistische Parteisekretär Starace erklärte, Carnera habe Italien entehrt, weil er sich von einem Schwarzen schlagen ließ.

Umgekehrte Welt. Aus einem Zeitungsbericht über das Filmwesen in Abessinien: „Die Entwicklung des Filmwesens war gerade vor dem Konflikt mit Italien im besten Gang ... Das Interesse der eingeborenen Bevölkerung war auffallend gering. Seit sich ein Theaterbesitzer entschlossen hat, an Stelle der üblichen Abenteurer- und Lustspielfilme wertvolle Kulturfilme laufen zu lassen, die besonders Tier- und Jagdszenen zeigen, hat sich der Besuch seines Kinos in auffälliger Weise gehoben."

Schwarze Emanzipation. In Nairobi, der Hauptstadt der britischen Kenia-Kolonie, ist die erste Modezeitung für Neger entstanden. Die Herausgeberin, eine Negerin, die die Universität Kapstadt absolviert hat, kämpft darin für eine einheitliche Bekleidung der Schwarzen. Ihren besonderen Haß haben sich Regenschirme, Zylinderhüte und Fräcke zugezogen, die, wie sie sagt, den Neger in den Augen der Weißen lächerlich machen.

Porzellan. Die Staatliche Porzellanmanufaktur Meißen hat schärfsten Einspruch gegen den Film „Der Gefangene des Königs" eingelegt. Sie sieht in diesem Film eine Verfälschung und Lächerlichmachung Johann Friedrich Böttgers, des Mannes, der 1709 das Porzellan erfand.

Keine Kriminalgeschichten mehr. Die städtischen Büchereien in Essen haben bekanntgegeben, daß sie in Zukunft Kriminalromane überhaupt nicht mehr oder nur in Ausnahmefällen an die Leser verleihen wollen. Die Gelder solcher öffentlichen Büchereien seien nicht dazu da, um die Fantasie der Leserschaft um Verbrechen kreisen zu lassen.

Hübsch gesagt. Das „Schwarze Korps" (Nr. 24) zitiert aus einem Leitartikel des „Deutschen Elektro-Installateurs" folgenden Satz: „In der größten Anzahl sind die sächsischen Werksdirektoren intelligent und wohlwollend."

Deutscher Stil. Die „Heimgestalter", eine Vereinigung von Berliner Möbelfachleuten, haben in Berlin eine Kundgebung für die Einführung eines einheitlichen deutschen Möbelstils veranstaltet. Es wurde behauptet, daß deutsche Möbel als Ausfuhrware oft deshalb keinen Anklang fänden, weil sie „zu wenig charakteristisch" seien.

Nicht zu vergessen. Ein Leser schreibt uns zu einer Notiz in Nr. 31 über Radfahrwege: „Neben der Empfehlung des Baus von besonderen Radfahrstraßen (die sehr angebracht sind) dürfte auch ein Hinweis auf die Notwendigkeit von Fußgängerwegen — wie in Dänemark — am Platze sein."

Zweierlei Tempo. Mit einem Schimmel-Einspänner, ähnlich wie jener Berliner Kutscher mit seinem „eisernen Gustav", sind ein Berliner Professor und ein Student nach dem Balkan unterwegs, um die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner zu studieren. Sie werden jedenfalls mehr davon sehen als Elly Beinhorn, die kürzlich an einem Tag von Gleiwitz nach Konstantinopel und zurück nach Berlin geflogen ist.

Aus der „großen Welt". In New York waren kürzlich morgens Hutmodelle zu kaufen, die am Tag vorher als neueste „Schöpfungen" in Pariser Modesalons gezeigt worden waren. Man hatte sie am Nachmittag per Flugpost nach London gebracht, von dort waren Fotos davon bildtelegrafisch nach New York gegeben worden, und dort hatte man noch in der Nacht die Originale nachgebildet.

Peinlich. Ein vornehmes Restaurant in der Londoner City stellt jetzt nur noch Kellner mit Bärten ein. Es war immer wieder vorgekommen, daß Kellner mit Gästen verwechselt und als „Ew. Lordschaft" angeredet wurden.

Letzter Versuch. Eine Gesellschaft von 32 belgischen Arbeitslosen, darunter Frauen und zwei Kinder, ist auf Fahrrädern von Brüssel abgefahren, um sich nach dem belgischen Kongo zu begeben. Der belgische Arbeitsminister hat sie vergeblich vor ihrer Reise gewarnt. Den Regierungen aller Länder, die von den Arbeitslosen berührt werden, ist mitgeteilt worden, daß die belgische Regierung keinerlei Verantwortung, insbesondere auch für die Rückreise, übernehmen werde.

Entdecktes Geheimnis. In dem böhmischen Ort Prestiz hat eine alte Frau seit dreizehn Jahren Petroleum aus einem alten Brunnen geschöpft, ohne jemandem etwas davon zu sagen. Durch einen Zufall ist ihr Geheimnis entdeckt worden; nun bohrt ein Haufen Spekulanten in der ganzen Gegend nach Petroleum.

Für die gefallenen Pferde. In Budapest ist ein „Denkmal des unbekannten Pferdes" aufgestellt worden. Es steht im Hof der Franz-Josef-Kavalleriekaserne. Nach der Enthüllung des Denkmals wurden die Pferde des Husaren-Regiments, das in der Kaserne einquartiert ist, von ihren Reitern an dem Denkmal vorbeigeführt.

Amazonenstaat. Wie die „Weltpost" berichtet, haben in der Nähe von Baku etwa siebenhundert Frauen aus dem Kaukasus einen kleinen Staat gegründet, der in vielem an das alte Amazonenreich erinnere. Alle Arbeit wird von Frauen ausgeführt; Männer und Knaben dürfen die Siedlung nicht betreten.

Sanfter Nachdruck. Die Türkei plant ein Gesetz, wonach Personen, die des Lesens und Schreibens unkundig sind, nicht die Ehe eingehen können. Man erwartet, namentlich in den ländlichen Gemeinden, großen Andrang der jungen Leute in die Lese- und Schreibschulen, die der Staat einrichtet.

Dauerwellen. Das türkische Gesundheitsministerium hat es den Damenfrisören verboten, Dauerwellen herzustellen. Alle dazu dienenden Apparate sind beschlagnahmt worden.

Der Bergsteiger. Am 31. Juli jährte sich zum 35. Male der Tag der Erstbesteigung des Monte Rosa durch Monsignore Achille Ratti, den jetzigen Papst. Der italienische Touristenklub hat aus diesem Anlaß ein Denkmal enthüllt, dessen Inschrift besagt, daß Ratti in jeder Art die höchste Spitze erreicht habe, im Tourismus wie in der priesterlichen Würde.

Ausgeburt der Hitze-Periode. Die „Berliner Morgenpost" (Nr. 194) hat ihre Leser am 14. August mit folgender Neuigkeit erfreut: „Ein völlig neues Heilverfahren hat ein Arzt in Los Angeles entdeckt. Er will bei bestimmten schweren Krankheiten die Patienten aufs Eis legen, das heißt den Körper durch Kälte erstarren und leblos machen, damit die Bazillen erfrieren. Der Arzt behauptet, er habe mit dieser Behandlungs-Methode bei Affen besonders günstige Ergebnisse erzielt."

O weh! Die Londoner Postbehörden haben beschlossen, in den Telefonkabinen neben dem Apparat Spiegel anzubringen und auch sonst um gewisse Verschönerungen besorgt zu sein.

Austausch. Eine brasilianische Kinogesellschaft hat einen italienischen Film für 4500 Kilo besten Santoskaffee, franko Genua, erworben.

Wo der Mensch hinkommt ... Die Regierung von Ecuador hat die Galapagos-Inseln zum Naturschutzgebiet erklärt, um der Ausrottung der großen Schildkröten vorzubeugen.

Den neuen Postabonnenten, aber auch den alten wieder, zur Kenntnis: der Verlag kennt nur die Zahl, nicht die Namen der Bezieher an einem Postort. Wenn also eine Nummer nicht oder nicht rechtzeitig eintrifft, bitte beim Postamt (mit unfrankierter Nachricht) reklamieren, nicht beim Verlag! Erst wenn die Beschwerde beim Postamt erfolglos bleiben sollte, wende man sich an den Verlag.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 240 18, Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.

Stuttgart, 1. September 1935

16. Jahrgang, Nr. 35

Die Sonntags-Zeitung

Raubbau

Der Afrikaforscher Hans Schomburgk hat mit Unterstützung der Notgemeinschaft für die deutsche Wissenschaft eine Filmexpedition nach Afrika unternommen, deren Teilnehmer sich vor Antritt der Reise eidesstattlich verpflichten mußten, bei ihren Aufnahmen den Tieren der afrikanischen Wildnis ohne Schußwaffe gegenüberzutreten. Der wundervolle Tierfilm, der auf diese Weise entstanden ist und mit dem gewisse schwindelhafte gestellte Afrikafilme nicht verglichen werden können, heißt „Das letzte Paradies" und trägt als Untertitel das Motto „Die Tierwelt Afrikas bittet die Menschheit um Schutz".

Diese Tierwelt, vor allem die Großtiere Elefant und Giraffe, sieht nämlich ihrer Ausrottung durch den Menschen entgegen; dem Schicksal, dem in Amerika der Bison, in Europa Elch, Auerochs, Adler und Uhu anheimgefallen sind. Man mag das noch so sehr bedauern: auf die Länge ist es wahrscheinlich ein unentrinnbares Schicksal. Denn wenn solche aussterbenden Tierarten in letzter Stunde geschont und sogar künstlich erhalten werden, in Gehegen und Naturschutzgebieten, so ist das im Grunde keine wirkliche Rettung, sondern nur eine mildere Form der Ausrottung.

Hans Schomburgk, der Jäger und Tierfreund, wird sich vielleicht selber keine Illusionen über diese Zukunft der afrikanischen und anderer „wilder" Tiere machen, aber er möchte sie noch etwas hinausschieben helfen. Er weiß natürlich auch ganz genau, daß das „letzte Paradies" kein Paradies ist, wo eitel Freude und Wonne herrschen, sondern eine Wildnis voll Kampf ums Dasein, wo man frißt und gefressen wird, hungert und zur Stillung des Hungers dient. Aber solange der Mensch von heute, im Besitz übersteigerter technischer Werkzeuge und zugleich seelisch verkümmert, ein solches „Paradies" nicht betritt, herrscht in ihm wenigstens bei allem Kampf ein natürliches Gleichgewicht, geht in ihm nur das unter, dessen Untergang notwendig war. Erst der Mensch ist es, der dieses Gleichgewicht der Bedingungen stört, der, sobald er einmal aus der reinen Defensive heraus ist, jener paradiesischen Wildnis mit keiner anderen Methode gegenüberzutreten weiß als mit der des Raubbaus. Und dann dauert es ziemlich lange, bis dem Menschen dabei das Gewissen zu schlagen beginnt, — bis er einsieht, daß sein Vorgehen der Natur gegenüber Raubbau ist und daß ihm deshalb Grenzen gezogen werden müssen; ungefähr solange offenbar, als er noch nicht gemerkt hat, daß sein Raubbau ihm selber am Ende gefährlich werden wird.

Zunächst nämlich, solange die Zahl der Menschen klein und ihre Technik unentwickelt ist, solange ihr Aktionsradius mit zwei oder allenfalls vier Beinen gemessen wird — und so war es bis vor hundert Jahren —, ist der Raubbau, den notabene auch der primitive Mensch schon treibt (wenn er etwa den Wald mit Feuer ausrodet), der scheinbar unendlichen Welt und unerschöpflichen Natur gegenüber nicht gefährlich. Die Wunden, die er schlägt, sind so minimal, daß sie rasch wieder zuwachsen; die Fülle, in die er greift, ist so überwältigend, daß es ihm nicht einfällt, zu messen oder zu zählen. Zugleich ist das Bewußtsein der Überlegenheit, der Macht und des Reichtums, das den in die Weite schweifenden, ins Volle greifenden Menschen bei seinem rücksichtslosen und immer einseitiger werdenden Kampf mit der Natur erfüllt, so beseligend, das Siegergefühl des erfolgreichen Abenteurers und Unternehmers ist so herrlich, daß es ihm wider den Strich geht, sich zu besinnen und Halt zu machen oder auch nur dem Gedanken Raum zu geben, es könne mit diesem Triumfzug über die ihm anscheinend zur Ausbeutung ausgelieferte Erde einmal ein Ende haben.

Und doch steht ihm ein Ende bevor. Es erweist sich, daß die Welt nicht unendlich und die Natur nicht unerschöpflich ist. Wir beginnen uns heute dem Zeitpunkt bedenklich zu nähern, wo wir bei unserem Raubbau wohl oder übel stillstehen oder umkehren müssen, wenn wir nicht dazu gezwungen werden wollen, jene Methoden der Vernichtung gegen uns selber zu kehren. Die Menschheit wird jährlich um zwei Dutzend Millionen größer, der Wirkungsgrad unserer Maschinen, mit denen wir das Antlitz der Erde verändern, ist immer noch im Wachsen. Diese Erde selber aber scheint eher kleiner zu werden; es gibt auf ihr, man möchte sagen: schon keine Ferne mehr. Entfernungen, zu deren Überwindung früher wochen-, ja monatelange Strapazen erforderlich waren, werden in Stunden zurückgelegt. Ein Ton, ein Bild kann gleichzeitig auf der ganzen Welt gehört oder gesehen werden. Wie lange wird es noch dauern, bis jeder Quadratkilometer dieses Planeten vermessen, fotografiert und samt allem, was darauf vorhanden ist, in einer Statistik enthalten ist! Dann ist es aber aus mit dem Abenteuer, mit den Eroberungszügen ins Unbekannte, mit dem unbekümmerten Drauflos wirtschaften, mit dem Ernten, wo man nicht gesät hat. Die Erde wird keine paradiesische Wildnis mehr sein, die sie am Anfang der Geschichte des Menschengeschlechts gewesen sein mag; es wird dem Menschen höchstens übrig bleiben, daß er versucht, einen paradiesischen Garten aus ihr zu machen. Anstatt der seitherigen Met ode des planlosen Raubbaus wird er dann freilich zu etwas ganz anderem greifen müssen: zur planmäßigen Pflege. Wenn er sich aber dazu nicht würde entschließen können, weil es ihm zu langweilig, zu „rationalistisch", zu „fellachenhaft" vorkommt, da ihm das Erobern und Zerstören aus alter Gewohnheit so lieb geworden ist, dann würde sich die Natur vermutlich dadurch rächen, daß sie ihm an Stelle des Urwalds keinen Garten aber eine Steppe bescherte und ihn darauf verhungern ließe.

Hier wird sicherlich mancher Leser denken, daß wir etwas sehr weit in künftige Zeiträume hinausfantasieren, um die wir uns heute noch nicht zu kümmern brauchen. Mag sein, daß wir noch etwas frühe daran sind mit unserer Prognose. Aber doch nicht so viel zu frühe, wie es Ihnen vorkommt, verehrter Kopfschüttler.

Stellen Sie sich z. B. einmal vor, was für Folgen es haben könnte, wenn ein Geschöpf wie der Walfisch vollends ausgerottet ist, — was keineswegs außer dem Bereich des Möglichen liegt. Wird das nicht Auswirkungen auf die Fettversorgung verschiedener zivilisierter Länder haben, deren Bewohner sich heute Walfischtran in Form von Margarine aufs Brot schmieren? Ist also nicht der Walfisch heute schon so gut ein Haustier wie die liebe Kuh und müßte auch als solches behandelt werden?

Oder besinnen wir uns auf die kürzlich in der S.-Z. zitierte Äußerung eines bedeutenden Chemikers, wonach der gesamte jährliche Zuwachs an Holz auf der ganzen Erde, die riesigen Wälder Sibiriens miteingerechnet, schon nicht mehr ausreicht, um den Bedarf der Zellstoff- und Kunstseidenindustrie voll zu decken. Das bedeutet, daß bereits auf den Bestand zurückgegriffen werden muß; daß man sich also ausrechnen kann, in wieviel Jahren der ganze Waldbestand des Planeten Erde verschwunden sein kann, — wenn mit dem Raubbau fortgefahren wird. Dabei ist die Zellstoffindustrie der Welt, wie sie behauptet, erst am Anfang einer verheißungsvollen Entwicklung; und gleichzeitig unternehmen gewisse Länder heroische Anstrengungen, um den äußerst unangenehmen Überfluß an Baumwolle und Wolle, der leider auf ihrem Boden gewachsen ist, wieder zu vernichten!

Haben wir da nicht recht, wenn wir es an der Zeit finden, planmäßige Wirtschaft statt Raubbau zu treiben? × × ×

Unter „Naturschutz" stehen in Deutschland u. a. folgende Tiere und Pflanzen: Edelmarder, Nerz, Wildkatze, Fledermaus, Biber, Siebenschläfer und Haselmaus, fast alle Vögel (außer Krähe, Sperling, Häher, Elster, Sperber, Hühnerhabicht), die Sumpfschildkröte, der Hirschkäfer, der Apollofalter; Enzian, Edelweiß, gelber Fingerhut, Seidelbast, Eisenhut, Küchenschelle, Akelei, Knabenkräuter, Türkenbund und Eibe.

Der einzige Industriezweig, der sich auch während der Krise mächtig fortentwickelt hat, ist die Kunstseide-Produktion. Sie hat (nach dem Statistischen Jahrbuch des Völkerbunds) betragen: 1929: 199 000 Tonnen, 1930: 193 000, 1931: 225 000, 1932: 240 000, 1933: 350 000, 1934: 414 000; im ersten Halbjahr 1935: 211 000, gegen 169 000 im ersten Halbjahr 1934.

Der englische Abgeordnete Lansbury hat im Parlament kürzlich gesagt, man solle eine Weltwirtschaftskonferenz einberufen, „um die Vorräte der Welt zusammenzulegen".

Planung

Die „Gezuvor" (Gesellschaft zur Vorbereitung der Reichsautobahnen), die ihren Dienst erfüllt hat, lebt jetzt mit der gleichen Abkürzung als „Gesellschaft zur Vorbereitung der Reichsplanung und Raumordnung" weiter. Sie ist Organ der von Reichsminister Kerrl geleiteten „Reichsstelle für Raumordnung", die Ende März 1935 für die „zusammenfassende, übergeordnete Planung und Ordnung des deutschen Raumes über das ganze Reichsgebiet" eingerichtet worden ist. Ihre Aufgaben sind u. a.: Großstadtauflockerung, Altstadtsanierung, Siedlung, Industrieverlagerung, Bodenmelioration und Verkehrsgestaltung. Hiefür hat schon bisher in einzelnen Ländern eine „Landesplanung" bestanden, die sich aber bei der Vielheit sich kreuzender Zuständigkeiten in den deutschen Wirtschaftsgebieten, die sich mit den „Ländern" durchaus nicht decken, nicht als ausreichend erwiesen hat. Das „mitteldeutsche Wirtschaftsgebiet" z. B., in dem jetzt die Errichtung einer Stadt von 8000 Einwohnern im „Wanderungsgebiet" Bitterfeld-Dessau geplant wird, umfaßt die preußische Provinz Sachsen und die Länder Anhalt und Thüringen.

Nach Mitteilung von Ministerialrat Schmidt vom Reichsarbeitsministerium (in einer Rede auf der Siedlungsausstellung Schleswig-Holstein in Altona) sind in den letzten 2½ Jahren in Deutschland über 150 000 neue Siedlerstellen errichtet worden, auf denen etwa 750 000 Menschen untergebracht sind. In zehn deutschen Städten ist die Sanierung größerer Altstadtviertel durchgeführt worden. In zwanzig weiteren Städten sind die hierzu erforderlichen Vorbereitungsarbeiten in Angriff genommen. Außerdem sind im vergangenen Jahre annähernd 300 000 Wohnungen gebaut worden.

Prof. Dr. Schwenkel in einem Aufsatz über Moorkultivierung im „Stuttgarter Neuen Tagblatt" (Nr. 338): „... Im übrigen muß gegenüber der Wirtschaft immer wieder betont werden, daß zum mindesten planmäßig zu verfahren ist, und daß dabei nicht bloß wirtschaftliche Gesichtspunkte allein maßgebend sein dürfen, sondern auch kulturelle und geistige Werte mit in die Waagschale zu werfen sind. Dies ist aber nur möglich, wenn eine einheitliche Landesplanung in die Wege geleitet wird, bei der der Verkehrsfachmann, der Kulturtechniker, der Städtebauer, der landwirtschaftliche Sachverständige, der Siedler ebenso gehört werden wie der Naturforscher, die Fachleute für Naturschutz, der Forstmann, Fischer und Jäger."

Die Strassenreklame

„Zwischen Kuhweide und Benzintank zieht sich die Landstraße hin, durch Dörfer und Städte, und ist mit Zahnpasta-Reklame, bunten Tafeln für Autoöl oder die beste Schokolade bestanden. Mit Tafeln für Gummireifen, Bettkissen, Schuhcreme — Schildern, die Zigaretten oder lesenswerte Zeitungen anpreisen. Wo ist das? Nicht bei uns, sondern in einem anderen Land, wo die Welt vom lieben Gott dazu erschaffen scheint, der Steigerung des Umsatzes zu dienen.

Bei uns ist es einmal so gewesen, doch sind die Reklameschilder zwischen Ackerrain und Straße, diese Windfahnen einer etwas reklametobsüchtigen Wirtschaft, im Verschwinden. Ja, Generalinspektor Dr. Todt erklärt, daß keinerlei Ausnahmen zugelassen wären ..." (Frankfurter Zeitung, Nr. 413)

Kleine Chronik

Das Deutsche Reich hat 500 Millionen Mark Reichsschatzanweisungen zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt (Zinssatz: 4½, Kurs 98¾ Prozent). Außerdem haben die Sparkassen nochmals 500 Millionen Mark der Deutschen Reichsanleihe von 1935 übernommen.

Das englische Kabinett hat eine Sondersitzung über den italienisch-abessinischen Streitfall abgehalten. Irgendwelche bestimmte Beschlüsse (über Sanktionen o. ä.) scheinen nicht gefaßt worden zu sein.

Der italienisch-abessinische Schlichtungsausschuß über den Zwischenfall von Ual-Ual hat den griechischen Gesandten in Paris, Politis, zum fünften Schiedsrichter ernannt.

Das italienische Heer hat in verschiedenen Gegenden des Landes die Herbstmanöver abgehalten; das größte Manöver hat sich unter Mussolinis Führung an der Brennergrenze abgespielt.

In Jugoslawien ist mit Unterstützung der Regierung eine „Südslawische Gemeinschaftspartei" gegründet worden, der Vertreter der serbischen Radikalen, der slowenischen Volkspartei und der bosnischen Muselmanen angehören. Daraufhin sind die drei kroatischen Minister zurückgetreten.

Der Weg zur Arbeit

Von Fritz Werkmann

Zahlreiche volkswirtschaftliche Untersuchungen beschäftigen sich mit dem Arbeiter im Betrieb. Sie betreffen seinen Lohn, seine Arbeitszeit, seine Arbeitsleistung. Andere Untersuchungen beschäftigen sich mit dem Arbeiter im Haushalt. Erinnert sei nur an die vom Statistischen Reichsamt zusammengetragenen Haushaltsrechnungen von 896 Arbeiterhaushaltungen, an die vielen Studien über Arbeiterwohnungen. Der Weg zwischen Wohnung und Betrieb kommt bei diesen Untersuchungen meist zu kurz weg, und dadurch wird übersehen, daß er in vielen Fällen erschreckend lang ist.

Wenn der städtische Arbeiter hört, wie lang die Arbeitszeit der Bauern und Landarbeiter ist, so bedenkt er meist nicht, daß die Arbeitszeit in der Landwirtschaft im Gegensatz zu seiner eigenen den Weg vom und zum Arbeitsplatz weitgehend einschließt. Zur Arbeitszeit der städtischen Arbeiter und Angestellten kommt dagegen eine mehr oder minder lange Anmarschzeit hinzu. Wie groß sie im Durchschnitt ist, um darüber etwas auszusagen, fehlen leider alle Unterlagen. Um das hier liegende Problem zu zeigen, seien im Folgenden zunächst die Ergebnisse von zwei Einzeluntersuchungen einem größeren Leserkreis unterbreitet; sie stammen aus den Jahren 1924 und 1927, sind aber leider keineswegs veraltet.

Wie man dem Problem zu Leibe rücken könnte, davon soll dann am Schluß die Rede sein.

◆

Eine Untersuchung von Professor Henzel erstreckt sich auf Betriebe mit einer Gesamtzahl von 26 500 Arbeitern und Angestellten in Ludwigshafen am Rhein im Jahre 1924. Von ihnen benutzten etwas mehr als die Hälfte die Eisenbahn zwischen Wohnort und Arbeitsstätte. Rund 13 000 waren „Tageswanderer"; sie fuhren täglich hin und her. 350 waren „Wochenwanderer"; sie fuhren Montag zur Arbeit, blieben die Woche über in Ludwigshafen und kehrten Samstag nach Hause zurück. Diejenigen, die zu Fuß oder mit dem Rad oder der Straßenbahn weite Strecken zurücklegten, wurden bei jener Erhebung nicht erfaßt. Tatsächlich ist der Anteil der „Pendelwanderer" also sicher größer als 50 Prozent gewesen.

Die erfaßten Tageswanderer kamen von 197 Bahnstationen und aus 440 Ortschaften. 3600 (28 Prozent) fuhren täglich zwei Mal eine Strecke von 21—30 km, 1300 (10 Prozent) eine Strecke von 31—40 km. Auf die größeren Strecken entfielen natürlich weniger Personen. Aber immerhin waren es noch 800, die 41—50 km, und 200, die 51—60 km, und 150, die 61—70 km täglich zwei Mal zurücklegten. Es gab sogar 10 Tageswanderer, die täglich zwei Mal 105 km und einen, der täglich zwei Mal 125 km mit der Bahn fuhr.

Sehen wir von den krassesten Fällen ab und versuchen wir uns vorzustellen, was es heißt, täglich zwei Mal 70 km Personenzug zu fahren. Zur reinen Fahrzeit von rund 4 Stunden kommt der Zeitaufwand für Umsteigen und Wartezeit, für den Weg von der Wohnung zum Bahnhof und zurück, vom Bahnhof zur Fabrik und zurück, bei Großbetrieben unter Umständen noch ein erheblicher Weg zwischen Fabriktor und Arbeitsplatz!

◆

Eine ähnliche Untersuchung von Decker erfaßt 33 000 Pendelwanderer, die im Jahre 1927 täglich nach Frankfurt a. M. und zurück fuhren, davon 29 000 mit der Reichsbahn, der Rest mit verschiedenen Lokal- und Kleinbahnen und der Straßenbahnlinie Offenbach-Frankfurt. Die Radfahrer, ebenso die Benutzer anderer Straßenbahnlinien sind auch hier nicht erfaßt worden. Schon jene 33 000 Pendelwanderer machen 20 Prozent der Gesamtzahl der Frankfurter Arbeitnehmer aus.

Die 29 000 Benutzer der Reichsbahn kamen von 209 „Heimatbahnhöfen". 14500 (48 Prozent) legten täglich zwei Mal 11—20 km mit der Bahn zurück. (Der im Gegensatz zu Ludwigshafen hohe Anteil dieser Gruppe erklärt sich wohl daraus, daß für Frankfurt auch die Benutzung einiger Nahverkehrsmittel erfaßt wurde, nicht aber für Ludwigshafen.) 6000 (20 Prozent) fuhren täglich zwei Mal 21—30 km, 3700 (12 Prozent) täglich 31—40 km. Auf die Entfernung 41—50 km entfielen immer noch 1200 Beschäftigte, auf die Entfernung 51—60 km 150 Beschäftigte. Aus noch größerer Entfernung kamen 56 Beschäftigte.

Die Tageseinteilung einiger dieser Pendelwanderer mag veranschaulichen, was der so oft übersehene Weg zwischen Wohnung und Betrieb bedeutet:

Bahnentfernung	Fahrzeit Std.	Fahrzeit Min.	Weg z. Bahnhof u. zck. Min.	Weg z. Arbeitsstätte u. zck. Min.	Arb. zeit einschl. Pausen Std.	Gesamtzeit von u. bis z. Wohnung
24 km	2	—	20	40	9½	13
26 km	2	—	10	40	9½	13½
41 km	2	40	20	30	9½	13½
45 km	4	—	10	40	9½	15¼
62 km	5	20	20	40	9½	17¼

Um eine Arbeitszeit von 8 Stunden an der Arbeitsstätte zu sein, waren diese Arbeiter 3—7 Stunden unterwegs! Selbst wenn wir die größten Entfernungen als Ausnahme bei Seite lassen, so bleiben doch die für Tausende von Arbeitern typischen ersten beiden Fälle unserer Tabelle.

◆

Die Beschränkung der Freizeit des Einzelnen und der starke volkswirtschaftliche Leerlauf, den diese Pendelwanderungen bedeuten, hat die verschiedensten Gründe. In den beiden hier behandelten Gebieten liegen sie unter anderem in derem wirtschaftlichem Aufbau, vor allem dem Überwiegen des Kleinbetriebs in der Landwirtschaft. Viele Arbeiter nehmen die langen täglichen Fahrten nur in Kauf, weil sie oder ihre Familien am Wohnort ein Stück Land besitzen, das sie als Rückhalt für Krisenzeiten nicht missen wollen. Und sie tun wahrlich recht daran, ihre Verbindung mit dem Land nicht aufzugeben!

Was kann geschehen, um den Raubbau an Kraft — und Geld! — durch lange Bahnfahrten zu vermindern? Ein Mittel dazu ist die Verkürzung der Fahrzeit. Sie liegt nicht nur im Interesse des Fahrgastes II. Klasse, den jetzt der „Fliegende Kölner" von Köln nach Berlin in 5 Stunden befördert. Sie liegt auch im Interesse des Chemiearbeiters, der aus der Gegend von Kaiserslautern täglich nach Ludwigshafen fahren will. Nur

schade, daß die Reichsbahn bloß in dem ersten Fall durch die Konkurrenz des Flugzeugs zur Beschleunigung des Tempos gezwungen wurde!

Wichtiger wäre, daß Wohnung und Betrieb einander näher rücken, aber nicht dadurch, daß in der Nähe des Betriebes neue Mietskasernen gebaut werden, sondern dadurch, daß der Betrieb in die Nähe der Wohnung rückt! Manche meinen, dazu sei eine Planung im Reichsmaßstab notwendig. Keineswegs! Dazu genügt — von der Übergangszeit abgesehen — die Beseitigung der Reservearmee der Arbeitslosen völlig.

Solange Arbeitsplätze knapp sind, muß sich der Arbeiter wohl oder übel 40 und mehr km in die Bahn setzen, um zum Arbeitsplatz zu gelangen, und er hat höchstens Angst, daß der Meister sagt, er sähe aber müde von der Bahnfahrt aus; ob er nicht besser in der Nähe seines Wohnorts Arbeit suchen wolle?

Sobald die Arbeitskräfte knapp sind, wird die Industrie sofort „geneigt" sein, ihnen entgegenzukommen, hier ganz wörtlich genommen. Dafür, daß es so sein wird, liefert unser Württemberg den besten Anschauungsunterricht. Hier gibt es von jeher wenig Arbeitslose, vor allem infolge des Vorherrschens des Kleinbetriebs in der Landwirtschaft. Auch im Höhepunkt der Krise waren es verhältnismäßig weniger als irgendwo sonst in Deutschland. In Zeiten guter Konjunktur waren bei der hochentwickelten Industrie gute Arbeitskräfte stets sehr gesucht. Da die Arbeiter also nicht darauf angewiesen waren, weite Bahnfahrten in Kauf zu nehmen, und sie andererseits ihre Verbindung mit dem Land nicht lösen wollten, kam die Industrie zu den Arbeitern. In Württemberg ist daher die Industrie sehr weitläufig auf viele Kleinstädte und das Land verteilt.

Man sieht hier wieder einmal: wenn ein grundlegendes wirtschaftspolitisches Problem gelöst ist, so lösen sich eine Reihe anderer Probleme ganz von selber. Es ist hier genau so wie mit dem menschlichen Körper. Ein kranker Körper wird nicht davon gesund, daß an einigen äußeren Erscheinungen herumgedoktert wird. Ein gesunder Körper aber scheidet aus eigener Kraft Giftstoffe aus.

Der Sinn der Maschine

In Nr. 32 der S.-Z. hatten wir ein Zitat aus der „Berliner Börsenzeitung" wiedergegeben, worin die Maschine gegen die bekannte Anklage, daß sie „Arbeitskräfte freisetze" und dadurch brotlos mache, verteidigt wurde: 1. mit dem nicht sehr neuen Satz, daß dafür andere Arbeiter bei ihrer Herstellung zu tun bekämen, 2. mit dem Hinweis auf gewisse Leistungen, die von Hand überhaupt nicht möglich sind, sondern nur durch Maschinen, 3. mit der Tatsache der verringerten Gestehungskosten, die große marktwirtschaftliche Bedeutung hat (Ausfuhr!).

Darauf antwortet nun Werner Friese in der Nordhäuser „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 197), daß die Arbeiter, denen die Maschine zu tun gebe, an Zahl weit geringer seien als diejenigen, die sie brotlos macht, und daß auch der zweite Grund im Durchschnitt nicht zutreffe. Aber trotzdem sei es falsch, gegen die Maschine zu kämpfen, die schneller, sauberer und gleichmäßiger arbeite als der Mensch, und die dazu da sei, uns das Leben leichter zu machen. Werner Friese schreibt:

„Die Maschine verringert die Arbeit. Das soll sie auch, dazu ist sie geschaffen. Aber es muß möglich sein, diese verringerte Arbeit auf alle Volksgenossen zu verteilen, die Anspruch auf Arbeit haben.

Auf einen Betrieb angewendet würde das heißen, daß man nicht eine Anzahl Arbeiter entläßt, wenn Maschinen aufgestellt werden, die schneller arbeiten, sondern daß man die Arbeitszeit eines jeden Arbeiters entsprechend abkürzt, ohne ihm aber Lohn zu streichen. Es muß möglich sein, daß dieselbe Anzahl Arbeiter denselben Lohn weitererhält trotz verkürzter Arbeitszeit. Mit der Maschine ist es möglich, in der verkürzten Arbeitszeit mehr zu leisten, als die Handarbeiter in der längeren Arbeitszeit herzustellen vermochten. Der Überfluß an geleisteter Arbeit ist nötig, um die Kosten der Maschine zu decken.

Auf diese Weise kommt die Aufstellung einer Maschine wirklich dem schaffenden Menschen, dem Arbeiter, zugute ..."

Die italienische Handelsbilanz

Der verhältnismäßig geringe Passivsaldo der italienischen Handelsbilanz (rund 1600 Millionen Lire in den ersten sieben Monaten von 1935, vgl. vorige Nummer der S.-Z.) rührt nach Angabe der Frankfurter Zeitung (Nr. 423) daher, daß

1. die Auslandsbestellungen, die direkt nach Ostafrika ausgeführt werden, nicht als italienische Einfuhr in der Statistik erscheinen, sondern als Einfuhr von Eritrea oder Somaliland (bezahlt werden müssen sie freilich von Italien),

2. die italienische Ausfuhr auch alle die Lieferungen mitenthält, die von Italien nach den Kolonien gehen (zwar nicht die an Kriegsmaterial, das ja nicht „verkauft" wird, aber die an Waren, die zur Deckung des Bedarfs der plötzlich stark angeschwollenen Bevölkerung von Eritrea und Somaliland dienen).

Japan vor einer Wende?

In den letzten Monaten hat man in den Tageszeitungen Auszüge aus zwei Dekreten des japanischen Kriegsministeriums lesen können. Viele Zeitungsleser werden sich über die kühne Sprache gewundert haben, mit der der Minister eines Landes, das — wie es scheint — immer mehr schärfste kapitalistische Methoden anwendet, soziale und politische Fragen behandelt. Wir wollen einige dieser auffallenden Sätze wiederholen:

„Der augenblickliche Wirtschaftsorganismus hat sich auf der Grundlage des Individualismus entwickelt. Infolgedessen entspricht er nicht immer den allgemeinen Interessen des Staates... Der Reichtum, der von einer Minderheit angehäuft worden ist, erzeugt das Elend der Massen ... Es ist notwendig, daß das Volk die Auffassung des wirtschaftlichen Individualismus und Egoismus aufgibt und die Auffassung einer kollektivistischen Wirtschaft sich zu eigen macht... Die Wirtschaft ist dem Finanzkapital ausgeliefert. Dem Volk ist unter dem schweren Druck der kapitalistischen Gesellschaftsordnung nur Arbeitslosigkeit und Hunger beschert worden."

Wie kommt der japanische Kriegsminister dazu, solche Lehren zu verbreiten?

Die innenpolitische Lage Japans ist sehr ernst: Not der Landwirtschaft, ungeheure Rüstungsausgaben, übersteigerte Exportorganisation, Rohstoffmangel, Überbevölkerung. Die Regierung ist der Niederschlag politischer Meinungen in der Vielzahl, wirtschaftlicher und bürokratischer Einflüsse. Dementsprechend hat die Regierung keinen Widerhall im Volk. Nur die Wehrmacht ist bisher von Tagesmeinungen unberührt, und darin liegt ihre große Chance, die sie anscheinend mehr und mehr ausnützen will.

Da der Kriegsminister innerhalb der Regierung und dem Parlament eine Sonderstellung einnimmt, war er schon mehrere Male in der Lage, Entscheidungen zu erzwingen oder die Regierung zu stürzen. Dabei versteht es die Wehrmacht, die Verantwortung von sich auf die zivilen Minister abzuschieben, so daß zuletzt dort auch die Mißstimmung gegen die Regierenden hängen bleibt. Mit den Erfolgen des Heeres auf dem Festland ist dessen Einfluß noch größer geworden.

Ein Teil des Offizierskorps ist Anhänger des „Nipponismus", jener Reformbewegung, die um den Kern eines mythischen Kaisertums die politische und wirtschaftliche Struktur Japans um 180 Grad drehen möchte. Das Programmwort heißt „totale Mobilmachung". Soldatische Energie und soldatische Tugend sollen nicht nur zur Aktivierung einer wehrhaften Außenpolitik mobil gemacht werden; die wirtschaftliche und soziale Erneuerung und noch mehr, die Wiedererstehung echt japanischer Kultur und Moral können nach dieser Auffassung nur noch von Kräften erwartet werden, die gewohnt sind, zu handeln. „Es ist eine ungeheuer wichtige Frage — so heißt es in der Denkschrift des Kriegsministeriums — für die Wehrmacht, ob die materielle Lage des Volkes sichergestellt ist. Wenn der Soldat im Kriege tapfer sein soll, so muß er wissen, daß die Familie keine Not leidet."

Der Kriegsminister Hayaschi hat diese Gedanken in seine beiden Kundgebungen vom November 1934 und März 1935 übernommen. Daraus ist schon oft geschlossen worden, daß Japan am Wendepunkt seiner innerpolitischen Entwicklung stehe, daß die Militärmacht sich anschicke, die Gewalt in die Hände zu nehmen.

Solche weitgehenden Folgerungen dürften verfrüht sein. Noch ist es nur ein Teil der Offiziere, der dem Nipponismus angehört, noch herrscht in den Reihen seiner Anhänger eine gefährliche Unklarheit in Ziel und Methode. Und auch die reformfreudigen Kreise außerhalb der Wehrmacht sind in Gruppen zersplittert.

Schwerwiegender sind die Gegensätze zwischen Außenministerium und Kriegsministerium. Der Nipponismus ist kriegerisch; er will auf dem Kontinent reinen Tisch machen, Nordvon Südchina trennen und endgültig im Osten die Führerrolle übernehmen. Hirota dagegen ist zu Verhandlungen bereit; er will mit Rußland Verträge schließen. Ihn leitet wohl die Sorge um die mißliche Finanzlage (das Heer beansprucht 47 Prozent des Gesamtetats) und um das Echo, das Japan allenthalben aus der Welt entgegenschallte, als es so schroff seinen Führeranspruch anmeldete und gleichzeitig mit seiner Exportpolitik den Westen an seiner schwächsten Stelle empfindlich verletzen mußte.

Karl Amrhein

Aus andern Ländern

Französisches

Da man in den Zeitungen viel von der politischen und wirtschaftlichen Krise Frankreichs liest, sieht man sich mit einiger Spannung einmal die offizielle Statistik der Arbeitslosigkeit in Frankreich an. Selbst für uns Deutsche, die wir uns dank dem Arbeitsbeschaffungsprogramm der Regierung allmählich an niedere Arbeitslosenziffern gewöhnen, ist das eine märchenhafte Lektüre. Am 10. August 1935 sind in Frankreich als arbeitslos registriert gewesen: 379 084 Personen, dazu kommen (diese Genauigkeit ist beinahe rührend) 243, die von vier Wohltätigkeitsbüros unterstützt wurden. Das bedeutete gegen die Woche vorher eine Abnahme um 1232.

Und dann geht die Statistik ins Detail: im Departement Seine betrug die Abnahme 755, in den übrigen Departements 477; und dann kommen noch mehr Einzelheiten: Abnahme in der Metallindustrie, in der Textilindustrie, in sechs andern Gruppen, und zuletzt werden die Zahlen so klein, daß man ein Mikroskop holen möchte, um die Augen zu schonen.

•

Daß diese mikroskopischen Zahlen freilich nicht ohne weiteres als Beweis für die Krisenfestigkeit der französischen Wirtschaft angesehen werden können, zeigen die Notverordnungen, mit denen die Regierung der Wirtschaft auf die Beine helfen möchte. Es sind bis jetzt 112 an der Zahl. Eine würde genügen, denken wohl viele Franzosen, und der Besitzer eines kleinen Restaurants in Paris hat denn auch seine Privat-Notverordnung veröffentlicht, indem er ein Plakat aushing, auf dem mit schwarzer Tinte schön gemalt steht: „Notverordnung von Meister François: Einziger Artikel: Alle Speisen samt Getränken 10 Prozent billiger."

•

Das „Journal officiel" der französischen Republik hat vor einigen Tagen ein zeitgemäßes Gesetz veröffentlicht, nämlich ein Gesetz, das den Etat des Kriegsministeriums endgültig abschließt. Man erfährt daraus, daß die Einnahmen 7 Milliarden Franken betragen, die Ausgaben 35 Milliarden, mithin das Defizit 28 Milliarden. Wohlverstanden: Goldfranken; denn es handelt sich um den Etat des Jahres 1917.

Das sei kein zeitgemäßes Gesetz? — Vielleicht doch.

Englisches

Die Engländer sind „bekanntlich" praktische Leute. Mag sein; merkwürdig aber bleibt, warum sie wie kein anderes Volk an traditionellen Gebräuchen hängen, auch wenn diese schon längst leere Form oder Unsinn geworden sind. Ein kleines Beispiel:

Am 1. August 1759 haben englische Regimenter unter Führung Ferdinands von Braunschweig bei Minden in Westfalen die Franzosen geschlagen. Damals sollen die englischen Soldaten auf dem Schlachtfeld Rosen gepflückt haben. Zur Erinnerung daran tragen die Füsiliere von Lancashire, deren Regiment damals mitgekämpft hat, jedes Jahr am 1. August rote und gelbe Rosen an den Mützen. Und im Offizierskasino steigen nach einem feierlichen Toast „auf die Gefallenen von Minden" die neu beförderten Offiziere auf ihre Stühle und — essen eine Rose. So zum letzten Mal geschehen am 1. August 1935.

Aus dem Jenseits

Eine merkwürdige Botschaft aus einem andern Land, nämlich aus dem Jenseits, hat kürzlich eine Frau in Manchester überbracht. Sie starb während einer Operation; das Herz stand still, sie hörte auf, zu atmen. Der Arzt operierte sofort nochmals, massierte das Herz, spritzte Adrenalin ein, und nach vier Minuten „Tod" kehrte die Frau wieder ins Leben zurück. Als man sie nach ihren Erlebnissen fragte, antwortete sie: „Das einzige, an was ich mich erinnere, sind die Millionen Sterne, die ich sah, als ich eingeschläfert wurde; nachher — nur Finsternis."

Man möchte eigentlich erwarten, daß Berichte aus dem Jenseits etwas aufschlußreicher wären.

Tom

Holland baut Fabriken

Auch Holland will jetzt Industriestaat werden. Der neue Wirtschaftsminister Gelissen hat einen Plan für die Industrialisierung Hollands entworfen, deren Notwendigkeit mit dem Rückgang der landwirtschaftlichen Ausfuhr Hollands (Eier, Butter, Käse, Fleisch, Speck, Gemüse, Blumen) und der immer passiver werdenden Handelsbilanz begründet wird.

Eine im holländischen Wirtschaftsministerium geschaffene Zentralstelle hat zuerst einmal eine „Bestands-Aufnahme" vorgenommen, um festzustellen, welche Industrien schon vorhanden sind,

---

Mission

Von German Gerhold

Tiedemann verließ den Dampfer und schritt hinter dem Negerjungen, der den Koffer auf dem Kopf trug, durch die glühende Sonne.

Im „Old-Congo-Hotel" fand er die Nachricht, daß das Fuhrwerk von der fernen Mission erst morgen kommen werde.

Als die Abendkühle begann, machte er einen Spaziergang, wie er es von daheim gewöhnt war.

Dieser geniale Einfall, während des Urlaubs einmal selbst im schwarzen Erdteil nach dem Rechten zu sehen und seinen Vetter in der Mission zu besuchen, für die er daheim schon so viel getan hatte, freute ihn noch immer.

Froh und erwartungsvoll gestimmt ging er seinen Weg, und als er neugierig blickende Schwarze hie und da vor ihren Hütten hocken sah, spürte er nicht übel Lust, bei dieser Gelegenheit auch einmal etwas zu missionieren.

Die Gelegenheit fand sich, als ein junger Blackman des Weges kam, der einen Korb mit Früchten auf dem Wollschädel trug und unentwegt sein „Papayas! Papayas!" ertönen ließ.

Tiedemann kaufte ihm eine Riesenbanane ab und kehrte sein notdürftiges Englisch hervor. „You are at home in this country?"

„Yes", lachte der Neger freudig und seine Zähne blitzten. „Aber Sie ruhisch können spreschen deudsch mit misch. Isch serr gutt verstehn das!"

Bewegt sah Tiedemann auf. „Wo haben Sie denn das gelernt, guter Mann?"

„Ouh, isch was Workman auf deutsche Farm."

„So, so, so", machte Tiedemann gedankenvoll. „Aber nun sagen Sie mir einmal: sind Sie nun schon zivilisiert, oder leben Sie noch in alter Weise im Busch?"

„Yes", lachte der Neger und nickte. „Wir sind lebend in das Busch! Großer Family mit hundred man and women and plenty viel Kinders."

Tiedemann rückte unter dem Eindruck dieses Erlebens an seiner Brille. „Also ein richtiger, echter Buschmann sind Sie?"

„Yes, yes!" freute sich der Schwarze. „Original-old-bloody-Bushman!"

„Ja — —", Tiedemann lächelte ein wenig pfiffig, „wie ist es denn nun, guter, schwarzer Bruder: glauben Sie denn auch schon an eine jenseitige Welt?" Er hob seinen Zeigefinger dabei.

„Ay yes! Yes!" erwiderte der Neger pudeleifrig und setzte den Korb zu seinen Füßen nieder. „Wir in Busch serr gutt weißen alles, alles!" Heftig gestikulierend sprach er weiter. „Da sein plenty spirits bei disch und bei misch und plenty, plenty viel, da und da, an jedes Platz, hinter jedes Blackman! And the halft, sie sind gut, ganz gutt, — aber other halft, sie sind nix, nix, nix gutt! Ganse slecht. Go for hell with him!"

„Nein, nein", unterbrach ihn Tiedemann und hob abwehrend die Hand. „Diese Dämonenwelt ist ein Irrtum. Ein großer Irrtum. Du mußt die Augen von dieser Welt ab, auf den Himmel über dir lenken!"

„Ouh yes! You am plenty right!" fiel der Schwarze begeistert ein und blickte empor, wo bereits im tiefen Nachtblau die Sternenpracht der Tropen funkelte. „Ouh, isch weiß! Oben auch plenty viel mans and womens! Ouh yes! Alles machen gutt, wenn man sprischt mit sie und pay shillings for him. Very gutt for krank und for Snakeslangenbeiß und all some slechte things! Ouh —! And very nice songs and music in the high!"

Dann zeigte er auf den Erdboden und seine Stimme sank zu einem heiseren Flüstern. „And down die Erd —! Ouh —! Auch da plenty viel man! Mit groß Horn auf die Kopf und scharfe Zahnen like som Lion! By Jingo! Taken arm black Bushman in Pfanne und machen ihm, goddam, longswine aus ihm. Nix gutt das."

„Hören Sie auf, lieber Freund, hören Sie auf", machte Tiedemann. „Das alles ist ja finsterer Aberglaube!"

Der Neger zog die Stirn zusammen. „No, no! Nix Aberglaube! That is allright so, some i say! Ischen weiß serr gutt dem all, all! Isch serr gutt kennen eine Mann, das kann spreschen allday mit all diese Spirits! Diese Man serr gutt! Hat plenty viel Medizin und Zauber, for alles gutt!"

Tiedemann schüttelte mitfühlend das Haupt. „Nein, mein lieber, armer, irregeführter Freund. Du darfst nicht deinem schwarzen Medizinmann glauben ..."

„Isch?!" rief der Neger hoch aufgeregt. „Isch nix glauben swarz Medizinman! God bless him! Isch alles gelernt bei Original-european-missionars, please!"

„Ja so", meinte Tiedemann verwirrt. „Dann ist es natürlich etwas anderes."

Er ergriff seine Riesenbanane und ging davon.

Ernst Jünger

Es gibt in Deutschland nicht allzuviele Menschen, deren geistige Arbeit von wirklicher Bedeutung für das Leben ist. Einer dieser Menschen heißt Ernst Jünger.

Er ist 1895 in Heidelberg geboren. Seine geistige Welt, die von der Wärme Hölderlins bis zur Strenge Nietzsches reicht, hat ihre entscheidende Prägung durch den großen Krieg erfahren. Mehr als ein dutzendmal verwundet und mit dem Pour le mérite ausgezeichnet, kam er zurück in eine Umgebung, die schon die entscheidenden Züge einer gründlichen Umwandlung des menschlichen Daseins trug.

Seine Form der Auseinandersetzung mit dieser Umgebung trägt das Zeichen schärfster Kritik. Das Resultat aber ist keine resignierende Verneinung; es ist das allerpositivste Resultat: ein überraschender Vorstoß über die Verwirrung der Erscheinungen hinaus in einen neuen Lebensraum, dessen Gesetze von oft grausamer Härte und Präzision sind, der aber dem echten Menschen die Weite erschließt, die er zum Leben braucht.

Vor mir liegen drei Bücher Jüngers, aus den Jahren 1929 („Das abenteuerliche Herz"), 1932 („Der Arbeiter") und 1934 („Blätter und Steine"). Alle drei hängen zusammen durch die Methode, mit der ein feiner Geist den Dingen zuleibe geht. Sie sind jedes für sich die Auseinandersetzung mit einem bestimmten Bereich des Lebens.

Am gewichtigsten ist „Der Arbeiter". Wie ein gewaltiger Steinblock liegt er im Wege, den unsere Zeit nimmt, und zugleich ist dieses Buch die wirkungsvollste Maschinerie zur Revolutionierung unseres Daseins. Jünger nimmt den Bürger wie eine Rarität aus Staub und Zerbrechlichkeit mit der Pinzette heraus, betrachtet ihn und läßt ihn zurückfallen in seine musceale Welt: als eine Nebensächlichkeit, wie die Null vor der Zahl. Die Art seiner Betrachtung ist biologisch sezierend; sie zermahlt das Material, um die festen Bausteine einer neuen Ordnung zu finden. Die technische Vernunft als das Grundprinzip einer neuen Zeit erfordert den Menschen mit technischem Willen und technischen Fertigkeiten, der von dem ökonomischen Motiv, dem Profit, von der ganzen bürgerlich wirtschaftenden Welt abgelöst ist: den Arbeiter. Dieser neue Typ Mensch kann wieder bauen, kann gestalten. In seiner technischen Rüstung ist er von elementarer Lebenskraft; er bereitet

wie sie über das Land verteilt sind, welche Neugründungen am dringendsten sind und in welchem Landesteil ihre Schaffung am nützlichsten ist.

Eine weitere Stelle, die den Namen „Gesellschaft zur Kreditbeschaffung für die Industrie" trägt, dient der Industrie-Finanzierung; sie ist nichts anderes als eine Industriebank unter staatlicher Überwachung. Der Staat läßt ihr die notwendigen Mittel aus der vor einiger Zeit gegründeten „Arbeitskasse" zukommen, einem mit 60 Millionen Gulden ausgestatteten Fond, der zur Finanzierung öffentlicher Arbeiten geschaffen worden war.

Des weiteren ist ein Gesetz ausgearbeitet worden, das die gesamte holländische Industrie der Staatsaufsicht unterstellt. Neuerrichtungen bedürfen künftig der Genehmigung des Wirtschaftsministeriums.

Die siebenbürgische Bergbaugesellschaft „Petrosani" errichtet eine Glühlampenfabrik, um die Einfuhr zu verringern, die 1934 700 Millionen Lei betragen hat.

Schuh-Reklame?

Aus der in Kobe (Japan) erscheinenden Zeitung „The Japan Chronicle" (Nummer vom 11. Juli):

„Man berichtet, daß in Italien ein neuer chemischer Stoff erfunden worden sei, der, auf der Erde zerstäubt, alles verbrennt, was mit ihm in Berührung kommt. Da die Abessinier barfuß gehen, scheint er eine ideale Waffe für den Krieg gegen Abessinien zu sein. Die Welt wird stolz sein auf die Gelehrten des Duce, weil sie einen so schlagenden Beweis für die Überlegenheit der westlichen Kultur über die „Wilden" Afrikas erbrachten.

Vielleicht aber beruht jener Bericht nicht auf Wahrheit. Vielleicht ist er nur ein geschickter Reklametrick der tschechoslowakischen Schuhfabriken. In ein bis zwei Monaten werden wir es genau wissen; denn dann ist die Regenzeit in Abessinien vorüber."

Nach einer Meldung der japanischen Zeitung „Yomiuri" hat die Tokioter Exporthandels-Gesellschaft Mitsui die Ausführung eines von Hintermännern erteilten Auftrags auf 100 000 Paar Schnürschuhe abgelehnt, da diese wahrscheinlich für die italienische Armee bestimmt seien.

Blühendes Geschäft

Das „Berliner Tageblatt" (Nr. 401) berichtet:

„Die Munitionswerke Sellier und Bellot A.G. in Prag, eine der führenden Gesellschaften der tschechoslowakischen Rüstungsindustrie, ist nach einer Mitteilung der Leitung des Unternehmens derart stark beschäftigt, daß Aufträge, deren Auslieferung vor Ende 1935 gefordert wird, abgelehnt werden müssen. Bis zu diesem Zeitpunkte ist die Kapazität der Fabrikationsanlagen trotz kontinuierlicher Arbeit in drei Schichten auf Grund des bereits vorhandenen Auftragsbestandes voll ausgenützt ..."

Die Skoda-Werke in Pilsen beschäftigten vor dem Kriege 10 000 Arbeiter; heute sind es 40 000.

Sowjet-Eisenbahnen

Was in dem Artikel „Sowjet-Eisenbahnen" in Nr. 33 der S.-Z. gesagt worden ist, kann kaum bezweifelt werden; die Eisenbahnen waren schon im zaristischen Rußland und sind auch heute ein Sorgenkind der Regierung. Aber vielleicht darf man doch nicht ganz außer Acht lassen, daß die Regierung den Zustand der Bahnen eher zu schwarz als zu rosig malen wird, und vor allem, daß die Statistiken über die Unglücksfälle (ein paar tausend auf einer Strecke im Monat!) zum guten Teil Zweckmeldungen sind. Genau wie vor dem Krieg. Auch die Absicht ist die selbe: dem französischen Bundesgenossen, der aus militärischen Gründen ein großes Interesse am guten Funktionieren der russischen Bahnen hat, soll die Notwendigkeit, mit Geld zu helfen, recht deutlich vor Augen gestellt werden. Und wie vor dem Krieg beginnt diese Propaganda auch jetzt zu wirken: schon fließt ein beträchtlicher Strom französischen Geldes, direkt oder auf Umwegen, nach Rußland. I. G.

Rasierklingen

Über ein in Vorbereitung befindliches deutsches Rasierklingenkartell berichtet die „Deutsche Bergwerkszeitung" (Nr. 198 vom 25. August):

„Von den deutschen Rasierklingenherstellern haben sich bis heute ca. 160 Firmen freiwillig dem Kartell angeschlossen. Die Zahl der Fabrikanten, die das Kartell aus den verschiedensten Gründen ablehnen, ist an dieser Zahl gemessen gering ... Mit Rücksicht darauf, daß die zustimmenden Firmen ca. 80 Prozent der deutschen Gesamtproduktion vertreten, darf wohl damit gerechnet werden, daß nunmehr die vorgesehenen Einigungsverhandlungen bald stattfinden werden. Über das Ergebnis ist dem zuständigen Reichsminister zu berichten, der daraufhin die endgültige Entscheidung darüber zu treffen hat, ob unter den gegebenen Umständen ein Zwangszusammenschluß oder -beischluß erfolgen soll. Das angestrebte Kartell soll im wesentlichen den Zweck haben, äußerste Fabrikmindestpreise für das In- und Ausland festzulegen, wobei dafür Sorge getroffen ist, daß die Rasierklingenausfuhr durch die marktregelnden Maßnahmen nicht gefährdet wird."

Im Solinger Bezirk werden heute jährlich etwa 600 Millionen Stück Rasierklingen erzeugt. Ungefähr die Hälfte davon wird ausgeführt.

Konkordate

Wenn die Bevölkerung (oder ein Teil der Bevölkerung) eines Nationalstaates sich im religiösen Leben einer internationalen Macht, der Kirche, unterstellt, so werden sich weder Gewissenskonflikte des Einzelnen, der zugleich Angehöriger der Kirche und Staatsbürger ist, noch Reibereien zwischen staatlicher und kirchlicher Gewalt ganz vermeiden lassen. Um die entstehenden Differenzen möglichst zu verringern und auf gerechte Weise zu schlichten, greifen Staat und Kirche zum Mittel der Konkordate, d. h. der zweiseitigen Verträge zwischen Staat und Kirche.

Im Laufe der Geschichte ist freilich öfters versucht worden, das Verhältnis von Staat und Kirche auch auf andere Arten zu lösen, sei es, daß der Staat die Kirche unter seine Herrschaft gebeugt, sei es, daß die Kirche nach der Beherrschung des Staates getrachtet hat, sei es, daß die beiden Mächte versucht haben, vertraglos nebeneinander zu leben und auftretende Reibereien je nach dem Einzelfall beizulegen. Sogar noch in unserem Jahrhundert hat es eine Zeit gegeben, in der es schien, als ob die Kirche den konkordatslosen Zustand für vorteilhafter halte: das war die Zeit Pius' X. (1903—1914), in der, besonders nach dem Bruch mit Frankreich (1904), viel davon die Rede war, daß die Kirche ihre volle Unabhängigkeit wahren müsse und dem Staat gegenüber keine Bindung eingehen dürfe; und wenn diese Meinung sich auch nicht ganz durchgesetzt hat, so ist es doch bezeichnend, daß unter Pius X. die Kirche nur ein einziges Konkordat abgeschlossen hat, nämlich 1914 das mit Serbien, das praktisch nur ein paar Monate in Geltung war.

Nach dem Krieg aber ist die Kirche wieder zur Konkordatspolitik zurückgekehrt. Besonders in den neugeschaffenen Staaten war die Notwendigkeit, irgend eine vertragliche Ordnung zu schaffen, so zwingend, daß weder Staat noch Kirche auf das Instrument des Konkordats verzichten konnten. Man denke nur z. B. an die Verhältnisse in den Nachfolgestaaten des habsburgischen Reiches, wo mit der Neuziehung der staatlichen Grenzen häufig kirchliche Bezirke, die früher zusammengehörten, getrennt wurden, wo Katholiken unter andere staatliche Hoheit als bisher kamen, wo infolgedessen der Verwaltungsapparat der Kirche sich mit andern staatlichen Behörden auseinandersetzen, wo die Kirche bei andern Parteien Unterstützung suchen mußte usw., und man wird ohne weiteres verstehen, daß hier neue vertragliche Regelungen notwendig wurden.

Noch im Jahr 1918 hat deshalb Benedikt XV. seinem Nuntius in Wien Anweisung gegeben, mit den Regierungen der neu gegründeten Staaten Verhandlungen aufzunehmen; denn, wie Benedikt XV. schrieb, „die Kirche, die sich den verschiedenen Regierungsformen anpaßt, findet sich auch ohne Schwierigkeit mit den territorialen und politischen Veränderungen ab, die im Völkerleben vorkommen". Freilich waren die Schwierigkeiten gerade in den Nachfolgestaaten ziemlich groß, und es hat bis 1935 gedauert und des politischen Stellungswechsels der letzten Jahre (z. B. im Verhältnis Frankreichs zu Italien und Italiens zu Jugoslawien) bedurft, um die nötigen Verträge unter Dach zu bringen. Mit dem jugoslawischen Konkordat vom Juli 1935 aber wird wohl ein gewisser Abschluß erreicht sein.

Betrachten wir einmal kurz die Konkordatsliste! Den Anfang machte das Konkordat mit Bayern (1924); es folgten die Verträge mit Lettland, Litauen, Polen (1925) und Rumänien (1927); mit der Tschechoslowakei wurde 1928 wenigstens ein modus vivendi hergestellt, der 1935 in ein Konkordat umgewandelt wurde; die nächsten Verträge waren: das Konkordat mit Preussen (1929) und im gleichen Jahr das mit Italien, mit Baden (1932), dem Deutschen Reich (1933), Österreich (1934), endlich das mit Jugoslawien (1935).

Das sind zwölf Konkordate in elf Jahren, gegenüber einem in den Jahren 1903 bis 1914! Selbst wenn man der Ansicht sein sollte, daß die Kirche allmählich ihre Macht über die Seelen der Menschen einbüßt, muß man zugeben, daß sie sich organisatorisch in den letzten Jahren sehr gefestigt hat und daß die meisten Staaten (denn dafür sind doch die Konkordate ein Beweis) ein Interesse daran haben, ein gutes Verhältnis zur Kirche herzustellen.

Max Gregory

Tschingis-Chan

Von der Schulzeit her hat man noch eine dunkle Erinnerung daran, daß im 13. Jahrhundert die Mongolen unter ihrem Führer Tschingis-Chan aus den Steppen Asiens vorbrachen und mordend und plündernd bis zur Oder gelangten. Aber eine deutliche Vorstellung von jenem Mongolenherrscher, seinen Taten und seinem Reich besaß man nicht, und auch die Gelehrten hatten lange ein Bild von Tschingis-Chan, das wohl der Wirklichkeit nicht ganz gerecht wurde: man sah in ihm zu sehr den Zerstörer, zu wenig den Organisator. In letzter Zeit aber haben sich die Anschauungen über das Mongolenreich etwas gewandelt, und eine bisher unbeachtete Quellen heranziehende Darstellung legt die Ergebnisse der neueren wissenschaftlichen Forschung einem breiteren Publikum vor (Tschingis-Chan, der Sturm aus Asien, von Michael Prawdin, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin).

Tschingis-Chan war der Sohn eines mongolischen Häuptlings, dessen Geschlecht der Überlieferung nach früher einmal alle Mongolenstämme (die in der Äußeren Mongolei wohnten) unter seiner Herrschaft vereinigt haben soll. Aber als Tschingis-Chan geboren wurde (wahrscheinlich 1162), war von einem einheitlichen Mongolenreich keine Spur mehr vorhanden. Erst nach langwierigen Kämpfen gegen die Mitglieder seiner Familie, gegen andere Mongolenstämme, gegen von außen her drängende Feinde, Kämpfen, in denen Tschingis-Chan viel Mut und Zähigkeit bewies, sich durch Tapferkeit ebenso wie durch strategische Fähigkeiten auszeichnete und große diplomatische Gewandtheit zeigte, gelang es ihm, alle „in Filzhütten wohnenden Völker" zusammenzufassen (1194). Und dann machte er sich an die Organisierung des Reichs.

Die große Gefahr war, daß das Mongolenreich sich zu einem Feudalstaat entwickelte, daß die Großen des Reichs verlangten, bei politischen Entscheidungen mitreden zu dürfen, und daß es in ihrem Belieben stand, dem Ruf zu den Waffen Folge zu leisten oder nicht. Tschingis-Chan hat diese Entwicklung verhindert und das Mongolenreich zu einem Soldaten- und Beamtenstaat gemacht (wenn man diesen modernen Ausdruck gebrauchen darf). Jeder Mongole war dienstpflichtig und hatte sich jederzeit dem Willen des Führers unterzuordnen, vor allem, wenn es in den Krieg ging. Und das war sehr oft der Fall. „Das höchste Glück im Leben des Menschen", sagt Tschingis-Chan, „ist es, seine Feinde zu besiegen und vor sich her zu treiben! Auf ihren Pferden zu reiten und ihnen alles fortzunehmen, was sie besessen haben! Die Gesichter, die ihnen teuer waren, in Tränen zu sehen, und ihre Frauen und Töchter in seine Arme zu pressen!"

Die Stämme der Steppen und Gebirge wurden von einem so kriegerischen Volk leicht besiegt. Aber da liegt im Süden hinter einer großen Mauer, auf der sechs Pferde nebeneinander gehen können, das Reich Chin (Nord-China). Viel hat Tschingis-Chan schon von diesem Reich gehört, was ihn lockt. Aber der erste Versuch der Eroberung schlägt fehl, weil die mongolischen Reiterschwärme die befestigten Städte der Chinesen nicht einnehmen können. Da schult Tschingis-Chan sein Volk in der Belagerungskunst; er umgibt sich mit Wissenschaftlern und Technikern, die Belagerungsmaschinen konstruieren; er gewöhnt das Heer an das Lagern vor Städten, an das Vorrücken gegen Mauern und Gräben, an das Stürmen — und dann gelingt es ihm in mehreren Feldzügen, das Reich Chin zu erobern.

Abenteuerlicher freilich sind die Züge gegen Westen. In unglaublicher Geschwindigkeit ziehen die mongolischen Heere (Tschingis-Chan verfügt über rund 250 000 Mann) durch Wüsten und Gebirgstäler und überschreiten auf vereisten Pässen in 6000 Meter Höhe das „Dach der Welt". „Sie haben kupferne Stirnen, gemeißelte Zähne, Pfriemen als Zungen und Herzen aus Eisen. Statt Pferdepeitschen haben sie krumme Säbel. Sie trinken den Tau, reiten auf dem Wind und fressen in Schlachten Menschenfleisch." So geht das Gerücht vor ihnen her. Einen der mächtigsten Herrscher der damaligen Zeit, Schah Muhammed von Persien, trieben sie wie ein gehetztes Wild durch sein Land, sie erobern die reichen Märchenstädte des Orients (Samarkand, Buchara, Bagdad), überschreiten den Kaukasus, besiegen die Russen (die dann über 200 Jahre lang unter mongolischer Herrschaft stehen), verwüsten Ungarn und Ostdeutschland, und erst die gepanzerten deutschen Ritterheere gebieten ihnen Halt.

Trotz den ungeheuren Entfernungen waren die Verbindungen innerhalb des Reiches nie unterbrochen. Tschingis-Chan war über die Vorgänge in fremden Ländern durch Kundschafter ebenso genau unterrichtet wie durch seine Boten über die Ereignisse im fernsten Winkel des eigenen Reiches. Mit Geschwindigkeiten von über 200 Kilometern im Tage bringen die „Pfeilboten" dem Führer Kunde oder tragen seine Befehle ins Land.

---

eine Herrschaft vor, die weit über die bürgerlich-nationalen Räume hinausgreift. Noch nennt Jünger nicht das politische Gesicht dieses Arbeiters und seines erdumspannenden Imperiums. Wer aber in die eigentliche Lebenssfäre dieser Gestalt eingedrungen ist, wer ihren Existenzgrund und ihre Antriebselemente erkannt hat, kann sich seiner Deutung nicht mehr entziehen.

Im „Abenteuerlichen Herzen" ist der Blick nach innen und außen gewandt. Jünger geht durch die Welt mit dem Spürsinn des Jägers, wie durch eine neue Wildnis, und er begegnet abgründigen Grausamkeiten und erlesenen Freuden. Hier enthüllt er den Antrieb seines eigenen Schaffens. Während er mit scharfer Waffe in das Dickicht eindringt, entdeckt er sein eigenes schlagendes Herz. Aus tiefen Erinnerungen und typischen Erlebnissen formt er ein Buch. Es sind Tagebuchblätter, Aufzeichnungen vom Format filosofischer Dichtung, die den Gehirnmechanismus des abenteuerlichen Menschen entschleiern. Durch die fast lateinisch kultivierte Sprache leuchtet ein barbarisches Element hindurch, voll Vitalität, Unbekümmertheit und Stärke: das abenteuerliche Herz. Mit der Art, wie Jünger beobachtet, denkt, Folgerungen zieht und sie formuliert, mit seiner kühlen Gelassenheit der Welt gegenüber und der Zähigkeit, die alle Härtegrade und Temperaturen des Lebens erträgt, gehört er zu einer Menschengattung, deren Tiefe und Undurchdringlichkeit nicht aus einem jenseitigen, transzendenten Zentrum kommt, sondern aus ihrer irdischen Ursprünglichkeit, vielleicht aus der biologischen Unversehrtheit ihrer Substanz. Das sind Menschen des unbedingten kühnen Diesseits; ihre Metafysik quillt nicht aus himmlischen Gefilden, sondern aus den irdischen Keimen des Lebens, nicht aus Glauben, sondern aus Wissen und Bewußtsein.

Die „Blätter und Steine" enthalten eine Sammlung von Aufsätzen. Mit der vollen Kraft seiner Mittel zeichnet Jünger noch einmal irdische und seelische Landschaften, von der wunderbaren Beschreibung eines dalmatinischen Aufenthaltes bis zu der Abhandlung über den Schmerz. Auch in dieser spricht er vom Heraufkommen einer neuen Art Mensch, er nennt sie die Rasse der Arbeiter, deren grundsätzliches Verhältnis zum Schmerz eben ihre Andersartigkeit erkennen läßt. Der Schmerz wird eine perifere, fast nebensächliche Erscheinung, die die eigentlichen Bezirke der Empfindung und der Seele nicht mehr berührt. Der Arbeiter am heißen Metall und der Soldat neben dem Toten sind Symbole dieses neuen Verhältnisses zum Schmerz. Die gleiche Haltung und die gleiche Schärfe der Darstellung sind am Werk, wenn Jünger in den „Staubdämonen" den Untergang der Bürger-Welt betrachtet oder in der „Totalen Mobilmachung" den Zustand unserer Gegenwart beschreibt.

Die Sprache Jüngers ist oft von überraschender Schönheit. Einfach und klar, kann sie bei der heutigen Verwahrlosung Vorbild sein für eine ganze Generation. Fast wichtiger aber ist der Geist, der nur im Umbruch der Zeit so frei beweglich sein kann, der ohne Zögern an die Dinge herantritt, um sie als Bausteine für die nächste Epoche auszuwählen oder zu verwerfen. Jünger steht weit über jenen, die sich über den Zustand dieser Welt beklagen, die Kritik an der Zeit üben, um sich grollend auf den Olymp zu verziehen. Jünger steht schon jenseits der Zerstörung, ihn kümmern keine Ressentiments mehr, da er den neuen Raum schon betreten hat. Deshalb werden viele Leser von der unbedingten Entschiedenheit Jüngers überrascht, erschreckt und zurückgestoßen werden. Vielen aber wird die Erscheinung Jüngers, wie eine ungeheure Sprengladung, Wälle und Mauern niederlegen, hinter denen sie eine ganz neue Landschaft erkennen werden.

Ernst Pfau

Ungehobene Schätze

Ihr Lotterielos hat wieder nicht gewonnen? Herzliches Beileid; sie sollten es vielleicht doch lieber mit dem Schatzgraben versuchen. Aber lassen Sie sich vorher in die Handhabung des siderischen Pendels einweihen; das leistet dabei vortreffliche Dienste.

An Schätzen, die noch ihrer Hebung warten, verzeichnen wir nach Zeitungsmeldungen aus den letzten Wochen, die wir uns gesammelt haben, folgende:

1. Den verschwundenen Aztekenschatz in Mexico, soweit Cortez ihn nicht gestohlen hat.

2. Den Schatz des Störtebekers, des Seeräubers, den die Hansa seinerzeit gefangen und hingerichtet hat. Er soll auf der Insel Rügen vergraben sein.

3. Den Kriegsschatz Napoleons aus dem russischen Feldzug; liegt vermutlich irgendwo in der Nähe der Beresina.

4. Den Staatsschatz Ohm Krügers, des letzten Präsidenten der Südafrikanischen Republik, etwa 100 Kisten mit reinem Gold. Muß irgendwo in Holland versteckt sein.

Ohne Mehr für Heute. Ihre ergebene S.-Z.

Deutsche Innerlichkeit auf Flaschen

„Die Lüfte ruhn. Nur sanftes Spiel der Wellen treibt das Boot. Wir sind den ganzen Tag gekreuzt. Jetzt sind wir müde. Wir haben keinen Wunsch, nicht einmal den zu neuer Fahrt. Wir lauschen still den schwermutsvollen Klängen einer Melodie, aus der mit einem Male ein deutsches Volkslied wird. Wir fühlen: dieser Abend, diese Menschen, dieser Strom: das ist Deutschland! Auch dieses kleine Fläschchen „4711" Echt Kölnisch Wasser, mit dem wir uns erfrischen, so oft die Stirne heiß und die Nerven müde sind, ist Deutschland. Es ist so einfach, so schlicht und klar wie die Weise, an der sich unser Herz erquickt. Wir lieben „4711" Echt Kölnisch Wasser. Es ruft in uns Erinnerungen wach an Vieles, was unserem Herzen teuer ist."

Ganzseitige Reklame unter der Überschrift „Von deutscher Innerlichkeit" in der „Berliner Illustrirten Zeitung" v. 15. August

Die Frau als Rarität

Wir lesen in der „Eleganten Welt" (Nr. 16) in einem Artikel „Ausklang am Strande":

„Am Strand brauchst du weiter nichts als Bubis Höschen und ein Taschentuch ... Wenn Strand und See wieder leer werden, wenn man das urewige Spiel der Wellen wieder mit den Augen verfolgen kann, weil nicht mehr jede Welle unzählige hübsche Frauen und Gummifabeltiere zu tragen hat, werden Frauen zur kostbaren Rarität, werden sie der blaue, rote oder schottisch karierte Punkt im Wasser, am Strand, beobachtet, geprüft und — wir wollen es hoffen — mit den Augen verschlungen."

(Zu diesem Zweck werden empfohlen: „Schwimmanzüge, deren Stricktechnik eigenartiger, deren Linienführung körperbetonter, deren Ausschnitte großzügiger sind".)

Literatur

Von Otto Nebelthau, dem Verfasser des kürzlich hier empfohlenen Büchleins „Mein Gemüsegarten" ist jetzt auch noch ein Bändchen „Mein Obstgarten" erschienen (Inselverlag, Leipzig, 80 Pfg.)

Dem einzelnen bleibe die Freiheit, sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihn nützlich deucht; aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch.

Goethe

Überall hat er ihm treu ergebene „Beamte", überall Offiziere und Heere, die für Ordnung sorgen. Er kann von Afghanistan aus die Mongolei regieren und von Peking aus kann er seinen Feldherrn in Persien Befehle erteilen.

1227 ist Tschingis-Chan, der größte Eroberer aller Zeiten, wie man ihn ohne Übertreibung nennen kann, gestorben, als Beherrscher eines Reiches, das sich vom Gelben bis zum Schwarzen Meer, vom Amur bis zum Eufrat erstreckte. Seine Nachfolger vergrößerten das Reich noch etwas, aber bald zerfiel es. Dauer war der Schöpfung Tschingis-Chans nicht beschieden.

Es läßt sich nicht in allen Einzelfällen mit Sicherheit nachweisen, kann aber doch kaum bezweifelt werden, daß Tschingis-Chan in Strategie und Taktik, in den Methoden, sein Reich zu organisieren, und in manch andern Dingen sehr viel von den Chinesen gelernt hat. Chinesische Gelehrte und politische Ratgeber waren beständige Gäste an seinem Hof (worüber die Mongolen manches Mal gemurrt haben), und selbst für chinesische Filosofie scheint er sich interessiert zu haben. Er ließ einen chinesischen Weisen, Tschang-tschun, kommen, um sich von ihm belehren zu lassen. Er behandelt ihn mit aller erdenklichen Rücksicht; selbst wenn sie sich in den wilden Bergen des Hindukusch befinden, läßt er jeden Tag über Hunderte von Kilometern weg frisches Obst und Gemüse kommen, da der Chinese Fleisch, neben der Milch die Hauptnahrung der Mongolen, verachtet. Und im Lager der nach Persien ziehenden Mongolen unterhalten sich nun also Tschingis-Chan, der Eroberer, der nur aus Machtwillen zu bestehen scheint, und Tschang-tschun, der chinesische Weise. Und der Anhänger der Lehre Laotses gibt dem Organisator eines Weltreiches Ratschläge wie: „Ein großes Reich regieren, ist wie kleine Fische braten: man darf sie nicht abschuppen, nicht schütteln, nicht verbrennen, und muß mit jedem zart und gleichmäßig umgehen. Nur wer allen gerecht wird, der ist ein rechter Herrscher." Oder: „Je mehr regiert wird, desto mehr gärt es im Volke; je mehr Gesetze und Verordnungen erlassen werden, desto mehr Diebe und Räuber gibt es." Und als Tschingis-Chan immer wieder fragt, was er tun müsse, um das oder das zu erreichen, vor allem, um seinem Reich Dauer zu verleihen, da antwortet der Weise: „Was gut gepflanzt ist, wird nicht ausgerissen, was gut festgehalten wird, entgeht uns nicht. Man soll wirken, wie das Tao — der ewige, wahre Sinn — wirkt: durch das Nichttun."

Das war für Tschingis-Chan eine fremde Welt. Aber ihre Größe muß er doch gespürt haben, ja sogar die Gefahr, die sie für ihn werden könnte. Er ließ seine Gespräche mit Tschang-tschun aufschreiben und sagte: „Was der Weise spricht, hat ihm der Himmel eingegeben. Ich habe seine Worte tief in meinem Herzen bewahrt. Aber — man soll sie nicht weiter verbreiten."

Hugo Lindemann

Lichtsünden

Wir danken dem Fortschritt der Technik viel. Wir danken ihm unter anderem, daß er unsere Nacht erhellt: die elektrische Beleuchtung. Aber wir haben dabei, wie in so vielen Fällen, vergessen, daß wir noch Kinder der Natur sind.

Wie könnte es auch anders sein? Zu schnell ist die Technik über uns gekommen, und in ihrem Wunderlande haben wir kleinen Kinder vor lauter Staunen eben manches vergessen und müssen es erst wieder finden, was unsere Vorväter wußten. Eines davon, um das es sich hier handelt, ist die Wohltat der Dämmerung.

Wenn sich der Tag geneigt hatte, dann saßen früher die Menschen, wenn sie es konnten, eine Weile still in der Stube. Ob es Sommer oder Winter war: man wartete, man heiligte diesen Übergang vom Tag zur Nacht. Die Dämmerung senkte sich herab, und es kam die friedliche schöne Stimmung, die überall um diese Zeit bei denen war, die die Hände ruhen ließen, in der Hütte wie im Palast. Wie viel ist damals in diesen wenigen Minuten, in diesem Dämmerstündchen, an den Menschen geschehen! Wie viele guten Gedanken wurde da geboren, wie viel Trübes wurde da abgelegt, wie viel Neues kam leise und sanft angezogen. Und wie unendlich wohl tat das ihrem Körper, ihren Nerven! Sie saßen in ihren Stadtwohnungen, aber sie verstanden den Ruf der Natur doch noch und erfüllten ihre Forderungen. Es war ihnen eine Selbstverständlichkeit. Kräfte wurden da gesammelt in dieser scheinbar unnützen Zeitverschwendung, Kräfte, wie sie oft Jahre in einem Sanatorium nicht zu geben vermögen.

Und was tun wir heute — wenigstens die Meisten von uns? Kaum bemerken sie, daß die Sonne Abschied nehmen will, so stürzen sie zum Lichtschalter. Ein greller Strahl zerreißt das Halbdunkel, plötzlich, im Bruchteil einer Sekunde. O ihr armen Augen, die ihr solches ertragen müßt, ihr armen Nerven, die ihr verwachsen seid mit den Augen, du armer menschlicher Körper, der du diesen Ruck und Zuck erleben mußt! Und diese grausame Folter geschieht täglich und immer wieder neu, in jeder Kammer, die wir neu betreten. Die Straßenbeleuchtung geht so an, die Treppenbeleuchtung, alles, alles.

Und dann sitzen Menschen da und schauen in das Licht unabgeblendeter Glühlampen, und unabgeblendete Bogenlampen scheinen ins Zimmer, bis die Menschen es nicht mehr „merken". Aber die Natur merkt es, und der Körper verzeichnet es ohne unser Wissen.

Und nun frage ich: muß das sein? Hat der große Fortschritt nicht den kleinen Fortschritt nötig? Wenn wir auch Benützer der Maschinen sind, wir sind deswegen immer noch Menschen!

Da geschah es, daß man die indirekte Beleuchtung erfand. Man beleuchtet die Decken mit dem Deckenstrahler und freut und wundert sich über das milde edle Licht, das die ganze Umgebung verschönt.

Warum kann man nicht auch Schalter haben, die mit einem kleinen Widerstand versehen sind, so daß es uns möglich wird, das Licht langsam aufflammen zu lassen, wie die Beleuchtung der Bühne? Sicherlich wäre es zu Anfang etwas teuer. Aber mit der Zeit würde es billiger und billiger werden, wie es bei allen Massenartikeln ist.

Oder leben wir noch zu schnell? Gilt noch das „Zeit ist Geld"? Sind wir noch nicht am Ende dieses fliegenden Rausches der größtmöglichen Geschwindigkeit?

Würde morgen eine große Augenkrankheit ausbrechen und man könnte die Ursache auf verkehrte Lichtanwendung zurückführen, — wie schnell hätten da alle einen anderen Schalter! Aber erst müssen die Leute krank sein, ehe sie etwas für ihre Gesundheit tun.

Man wird mich, der ich diese Klage gegen das grelle Licht und den raschen Wechsel von Hell und Dunkel vorbringe, vollends für leicht verrückt halten, wenn ich hinzufüge: Ist nicht diese Frage vielleicht eine Grundfrage unserer Zeit überhaupt? Wird nicht in unserer Zeit vieles zu heftig und kraß geschaltet? Ist nicht unsere Zeit so erschreckend arm, weil sie keine schönen Übergänge besitzt? Ist es nicht vielleicht auch das was uns in unserer Architektur fehlt: der schöne Übergang?

Alle Dinge hängen eng zusammen, denn alle Dinge sind Geschwister.

Edgar Kupfer

Dem stillen und gesunden Menschen muß nach dem Naturgefühl jeder Tag, der da ist, der beste sein. Arndt

Tom Mooney

Seit 19 Jahren sitzt irgendwo in Kalifornien ein Mensch unschuldig im Zuchthaus: Tom Mooney. Er ist 1916 zum Tode verurteilt und zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt worden, weil er und sein Freund Billings angeblich eine Bombe in eine Menschenmenge geworfen hätten, die für die Teilnahme Amerikas am Krieg gegen Deutschland demonstrierte. Ein einwandfreies Alibi nützte ihm nichts, da vier Zeugen falsche Eide gegen ihn schworen.

Alle Versuche Tom Mooneys, seine Rehabilitierung zu erreichen und aus dem Zuchthaus herauszukommen, sind bis jetzt fehlgeschlagen. Sechs Begnadigungsgesuche sind nach einander von den verschiedenen Gouverneuren Kaliforniens abgelehnt worden. Als Roosevelt Präsident der Vereinigten Staaten geworden war, versprach er der Mutter Tom Mooneys, sich für ihn einzusetzen. Aber auch er hat nichts getan oder nichts erreicht, — denn seine Macht reicht nicht soweit: oberste Begnadigungsinstanz ist in Amerika nicht der Präsident der USA, sondern der Gouverneur des Einzelstaats.

Der letzte noch lebende Belastungszeuge gegen Mooney namens Macdonald hat nun auf dem Krankenbett seinen Meineid gebeichtet. Mooney hat wieder etwas Hoffnung auf ein Wiederaufnahmeverfahren. Aber vielleicht vergeblich.

Wieder eingetreten

Nach der Zählung des Statistischen Landesamts sind in Thüringen im Jahre 1933 rund 18 000 Personen, 1934 rund 13 000 Personen wieder in die Kirche eingetreten; zusammen schätzungsweise etwa 20 Prozent der Ausgetretenen. Die Wiedereintritte erfolgten vor allem in den kleineren Städten und auf dem Land, weniger in den größeren Städten.

Ausgetreten aus der Kirche sind in Thüringen im Jahr 1933 rund 2000, 1934 rund 1000 Personen. Im Jahr 1932 waren es 6000 gewesen.

Die Austrittsbewegung ist also nicht ganz zum Stillstand gekommen; und die Wiedereintrittsbewegung, die ihren Höhepunkt schon im zweiten Halbjahr 1933 mit 12 000 erreicht hatte, scheint abzuflauen.

Der Thron

Zu der Notiz über den „Thron" mit th in Nr. 33 teilt uns ein Leser folgende Erinnerung aus seiner Schulzeit mit:

„Warum schreibt man „Thron" noch mit th? In der Quinta des Gymnasiums meiner mittelbadischen Heimatstadt O. warf der Ordinarius einst auch diese Frage auf. Neunundzwanzig von dreißig Schülern war die Ratlosigkeit von den Gesichtern abzulesen. Nur einer streckte seinen langen Arm empor, E. v. E., ein preußischer Offizierssohn. Als der Professor sich an ihn wandte, schnellte er aus der Schulbank hervor, nahm die sichtlich gewohnte militärische Haltung ein und antwortete preußisch kurz: „Am Thron wird nich jerüttelt!"

Vergeltung eines Gutmütigen

In des Schreiners Werkstatt stand der Vater,
wo nach Leim es roch und würz'gem Harze,
und er zahlte jenem in die derbe Rechte,
was er schuldig war für Holz und Arbeit.
Ruhig tat er's, doch im Innern grollend,
weil der Schelm ihn kräftig übervorteilt.
Aber gleich den Schwachen war der Vater,
die zwar wissen, was die Uhr geschlagen,
aber gegen Bosheit nicht vermögen,
sich mit offnem Worte keck zu wehren;
denn sie schämen sich des Andern Weise.

Heute wurmte es ihn sondermaßen,
daß man also an ihm profitieret,
und er ging ein weniges vors Städtlein,
um den Jäst im Freien zu verkühlen.
Seinen Mantel warf er um die Schulter,
's war ein Havelock, ein silbergrauer
— des verblichnen Oheims rares Prachtstück —
und er reichte wallend fast zur Erde.
Unterm weiten Raum des Abendhimmels,
welcher anhub, in die Nacht zu tauchen,
ward des Vaters Sinn auch bald gestillet;
denn nicht nur der unsichtbare Himmel,
auch der sichtbar ist, vermag zu trösten.
Und als nun der schöne Vollmond aufstieg,
machte er sich friedlich auf den Heimweg,
der im Licht des Mondes milchig glänzte.
Auch der Vater in dem Havelocke
schien gleich einer Sylphe weiß gekleidet.

Aber wer ging vor ihm her die Straße,
sachte schwankend von dem Abendschoppen?
War's der Beutelschneider nicht, der Schreiner?
Ja, des Vaters sau'r verdiente Taler
hatte jener stracks in Wein verwandelt.
Manchem, der am Tage still und schüchtern,
wächst zur Nacht ein unbekanntes Mütlein,
davon gab der Vater nun die Probe;
denn er schlich mit unhörbaren Schritten,
tief den breiten Hut ins Haupt gezogen,
hin zum ahnungslosen Leimbereiter
und, die Hand ihm auf die Schulter legend,
rief er plötzlich leis und dunkel: „Jakob!"
— obzwar er ihn also nie genennet.
Wie gestochen fuhr der Schreiner rückwärts
und als seine starren Blicke fielen
auf die fahle, schwebende Erscheinung,
schrie er laut und wußt' sich nicht zu helfen.

Ob der Vater nun, das Maß zu füllen,
geisterhaft entschwand im nahen Buschwerk,
oder ob mit herzlichem Gelächter
er dem Schreinersmann sich offenbarte
(letztres gliche seiner Gutheit eher),
dieses weiß ich nicht; doch ward berichtet,
daß Herr Jakob in den nächsten Tagen
ernst und schweigend seine Späne schürfte.

Ottilie Häußermann

Kleinigkeiten

Der Sportgruß. Der „Stuttgarter NS-Kurier" (Nr. 386)" zitiert einen Bericht der Wiener „Neuen Freien Presse", wonach bei den Studentenweltspielen in Budapest nicht nur die deutschen Sportler, sondern nach ihrem Beispiel auch diejenigen aller übrigen Länder mit Ausnahme von Holland beim Vorbeimarsch an der Ehrentribüne durch Emporheben des rechten Armes gegrüßt hätten. Es sei anzunehmen, daß diese Form des Grußes auch bei der Berliner Olympiade gewählt werden und sich überhaupt einbürgern werde.

Im „fliegenden Frankfurter". Aus einem Bericht über die erste Fahrt des „fliegenden Frankfurters", der in fünf Stunden von Frankfurt nach Berlin fährt: „... Und die Reisenden? Die Wenigsten von ihnen haben ein Köfferchen mitgenommen. Die meisten nicht einmal einen Mantel und einen Hut. Sie sind halt einmal schnell nach Berlin gefahren. Zum Besuch, — und abends — ja, da sind sie eben wieder in Frankfurt. Der „Fliegende" bringt sie bald nach Mitternacht zurück."

Besonders gut bedient. Die „Ahrweiler-Bad Neuenahrer Zeitung" hat kürzlich folgende Notiz veröffentlicht: „Aldenau, 8. August. Ein hiesiger Friseur erhielt eine Sendung des ehemaligen Kronprinzen Wilhelm, den er zur Zeit des Nürburgring-Rennens im Hotel „Eifeler Hof" bediente, enthaltend eine kleine Brieftasche aus Leder mit Monogramm und Krone und folgendem Anschreiben: Berlin W 8, Unter den Linden 36, den 2. 8. 1935. Mit bestem Dank für die beonders gute Bedienung und zur Erinnerung. Wilhelm, Kronprinz."

Dichtungen. Die Modezeitschrift „Die Dame" hat ein Preisausschreiben für Gedichte erlassen. Von 3000 Dichtern wurden ungefähr 15 000 Gedichte eingesandt.

Papierwaren. Ein Leser schreibt uns: „Vom Bahnhof in Eßlingen am Neckar aus fällt der Blick auf ein Haus mit dem Firmenschild: Hala-Werk, Papierwaren, Dichtungen. Ist das nicht eine kuriose Zusammenstellung?" Aber wieso denn? Sind etwa Dichtungen keine Papierwaren?

Ein Glückwunsch. Aus der „Berliner Morgenpost" (Nr. 198): „Die Rundfunklotterie des Reichsverbandes Deutscher Rundfunkempfänger, deren Los nur 50 Pfennig kostet, findet reißenden Absatz. Gestern hat ein Arbeitsloser den ersten Fernsehempfänger, ein kostbares und seltenes Gerät, gewonnen. Man kann ihm und allen künftigen Gewinnern nur von Herzen Glück und Freude und der Lotterie weiterhin guten Absatz wünschen!"

Fünftagewoche. Eine Firma in Köln-Braunsfeld hat für ihre Betriebsangehörigen die fünftägige Woche eingeführt. Die 48 Arbeitsstunden der Woche werden auf fünf Tage statt wie bisher auf sechs Tage verteilt, so daß die Belegschaft am Samstag frei bekommt.

Woche des Schweigens. Der französische Rundfunk wird im September eine „Woche des Schweigens" einrichten, die von dem Dichter Georges Duhamel angeregt worden ist. Sie wird sich in erster Linie mit dem Problem des Lautsprecherlärms befassen, der in Frankreich noch ärger sein soll als bei uns.

Herrlich weit gebracht. Die deutschsprachige „Detroiter Abendpost" meldet: „Der Jahresbericht der Abteilung für körperlich behinderte Schulkinder gibt bekannt: In New York befinden sich augenblicklich 135 000 Schulkinder, deren Unterernährung und körperliche Schwäche jeden Versuch einer regulären Schulerziehung unmöglich machen. Das ist ein Fünftel aller schulpflichtigen Kinder New Yorks."

Größenwahn. In Schiffahrtskreisen verlautet nach dem „Stuttgarter Neuen Tagblatt", daß der ehemalige Vorsitzende der United States Line, Paul Chepmann, sich gegenwärtig bemühe, die Unterstützung der amerikanischen Regierung für den Bau von zwei Riesendampfern zu gewinnen, deren Tonnage die des französischen Dampfers „Normandie" und des englischen Riesenschiffes „Queen Mary" noch übersteigen soll.

Kriegsstimmungs-Artikel. Die italienische Presse ist sehr erbost darüber, daß die Japaner am Suezkanal einen schwunghaften Handel mit „Kriegsstimmungs-Artikeln" aller Art betreiben. Sie verkaufen an die italienischen Soldaten u. a. Schwarzhemden-Puppen mit dem Aufdruck: „Es lebe der Duce! Uns gehört Abessinien!"

Der Auferstandene. Der berühmte englische Oberst Lawrence, der diesen Sommer mit dem Motorrad verunglückt ist (vgl. S.-Z. Nr. 22), gehört zu den historischen Figuren, an deren Tod man nicht glauben will. Wo mag er stecken? Nun: natürlich in Abessinien. Er arbeitet dort im geheimen Auftrag an der Organisierung des Widerstands gegen Italien.

Uruguay. Das den Briefmarkensammlern nicht unbekannte Land Uruguay will sich jetzt in USA für eine Million Pesos Flugzeuge bauen lassen und die Rechnung größtenteils mit einer neuen Markenserie bezahlen, die von der Konstruktionsfirma „untergebracht" werden soll. Mit andern Worten: die Briefmarkensammler der Welt sollen Uruguay eine Luftflotte stiften. Ob sie sich dazu verstehen werden?

Abrüstung. Wegen der finanziellen Schwierigkeiten des Kasinos von Monte Carlo, der einzigen Einnahmequelle des Staates, ist die monegassische Armee von 200 auf 87 Mann beschränkt worden.

Selbstmord statt Hinrichtung. In Estland ist seit dem vorigen Jahr ein Gesetz in Kraft, wonach einem zum Tode verurteilten Mörder die Wahl freigestellt wird, sich selbst mit Gift hinzurichten oder gehängt zu werden. Jetzt hat sich zum ersten Male ein Mörder im Militärgefängnis zu Reval selbst mit der ihm zur Verfügung gestellten Blausäurelösung gerichtet. Bisher haben es die zum Tode Verurteilten vorgezogen, gehängt zu werden.

Mensch und Affe. Die Leitung des zoologischen Gartens in New York hat sich bei der Presse beschwert, daß das Publikum den Affen Zigaretten und sogar Pfeifen zu rauchen gebe. „Da versuchen wir nun, den Affen möglichst die Lebensbedingungen des heimischen Waldes zu verschaffen und müssen sie nun so auf den Wegen des Lasters der Zivilisation sehen."

Ein Großprotz. Der Goldminenmagnat Lieuwen in Kapstadt soll an seinem 50. Geburtstag ein Festessen abgehalten haben, bei dem die teuersten Speisen der Welt aufgetragen wurden. Die Hauptattraktion bildete ein Braten aus dem Fleisch zweier Okapis, jener sehr seltenen Giraffenart, von der es in den Zoologischen Gärten Europas nur drei Exemplare gibt. Allein dieser Braten soll 12 000 Pfund gekostet haben.

Die Telefonzelle. In Kopenhagen klagte eine Dame gegen einen Herrn, weil er sie mit Gewalt aus einer Telefonzelle herausgeholt hatte. Nach Zeugenaussagen hatte sich der Herr zu dieser unfeinen Maßnahme erst entschlossen, nachdem die Dame ununterbrochen vierzig Minuten gesprochen hatte. Das Gericht erkannte das Verhalten des Mannes als berechtigt an.

Liebhaber für ein altes Auto gesucht. „Das Auto des schwedischen Zündholzkönigs Ivar Kreuger, der 1932 in Paris Selbstmord beging, soll jetzt versteigert werden. Der Wagen hat neu 200 000 Mark gekostet. Die Kotflügel sind zum großen Teil aus reinem Silber und die Sitze können in Betten umgewandelt werden. Kreuger hatte den Wagen kurz vor seinem Tode angeschafft, und seither steht er in Paris in einer Garage."

Groteske der Technik. Nach amerikanischen Zeitungsmeldungen schaffen viele amerikanische Großstädter ihre Autos ab, weil sie infolge des riesigen Verkehrs nicht mehr vorwärtskommen. Sie wollen lieber zu Fuß gehen oder mit dem Fahrrad fahren.

Südschwarzwald. In kleiner Privatpension finden Sie freundliche Aufnahme und gute vegetarische Verpflegung bei niedrigen Preisen. Höhe 700 Meter, landschaftlich hervorragend schöne Umgebung; eigener Obst- und Gartenbau. Heinz Wimmer, Tegernau-Schwand über Schopfheim.

Wer kauft: Leopold Rankes illustrierte Weltgeschichte in 12 Ganzleinenbänden, verlagsneu (noch verpackt), holzfreies Papier, Fadenheftung, Probeband zur Ansicht? Preis 90 Mark.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 240 18. Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gioning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.

Stuttgart, 8. September 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 36

Ein Dilemma

Vor etwa dreißig Jahren war in der schwäbischen Universitätsstadt Tübingen die Polizei noch ein rein städtischer Verwaltungszweig und ihr Etat gehörte zum Haushalt der Stadt Tübingen. Die Einnahmeseite dieses Etats bestand im Wesentlichen aus den für Polizeistrafen das Jahr über eingehenden Beträgen, und diese stammten, wie dies in Universitätsstädten wahrscheinlich auch heute noch der Fall ist, zum überwiegenden Teil aus den Taschen der Herren Studenten (genauer gesagt: ihrer Väter), die sich gewisse mit dem studentischen Lebenswandel zusammenhängende Übertretungen zuschulden kommen ließen.

Bei den studentischen Gesetzesübertretungen handelt es sich zwar um nicht vorherzusehende, anscheinend nach Art und Häufigkeit unberechenbare Ereignisse, die durchaus den Charakter des Zufälligen tragen. Aber bekanntlich ist auch der Zufall bis zu einem gewissen Grade statistisch erfaßbar, und deshalb konnte der Tübinger Stadtpfleger in seinen jährlichen Haushaltsvoranschlag eine bestimmte Summe — sagen wir 4000 Mark — einstellen, die „normalerweise" im kommenden Jahr aus Polizeistrafen eingehen würde, weil sie im Durchschnitt jedes Jahr einzugehen pflegte.

Einmal aber — vielleicht weil die Studenten sich korrekter als sonst benommen oder weil die Schutzleute ihren Dienst weniger scharf versehen hatten — war der tatsächliche Eingang aus dem Etatposten „Polizeistrafen" stark hinter dem Voranschlag zurückgeblieben. Der Oberbürgermeister drückte dem Polizeiamtmann gegenüber in milder Form sein Bedauern aus; und dieser ließ daraufhin sämtliche Schutzleute antreten und gab ihnen einen (schon etwas deutlicheren) dienstlichen Anpfiff wegen Schlappheit, mangelnder Wachsamkeit und so. Er erwarte, daß künftig usw. Außerdem nahm er sich vor, bei der Strafbemessung im laufenden Jahr höhere Zahlen einzusetzen.

In den nächsten Wochen häuften sich die Strafmandate bei den Studenten, und da sie auch durch ihre Höhe unangenehm auffielen, konnte es den Betroffenen nicht verborgen bleiben, daß auf einmal ein ganz anderer Wind wehte. Die Folge war, daß namentlich die Gewohnheitssünder ernstlich in sich gingen und beschlossen, ein neues Leben anzufangen, und daß sich die Studenten überhaupt im weiteren Verlaufe des Jahres vor Zusammenstößen mit der Polizei äußerst in Acht nahmen. Die weitere Folge war, daß die Stadt Tübingen diesmal noch weniger Einnahmen aus Polizeistrafen hatte, und daß der Polizeigewaltige seine Untergebenen mehr oder minder diskret aufforderte, künftig wieder weniger energisch aufzutreten und geringere Strafen anzusetzen: damit die Gegenseite nicht allzusehr verprellt werde.

*

Diese Geschichte fällt mir immer ein, wenn es sich um die staatliche Besteuerung gewisser Genußmittel wie Bier, Tabak, Kaffee oder dergleichen handelt.

Eine solche Steuer ist, nicht wahr, durchaus gerechtfertigt; denn Alkohol und Tabak sind keine notwendigen Nahrungsmittel, sondern Reizmittel, die eigentlich ganz überflüssig und im Grunde sogar schädlich sind. Wer es nicht über sich bringt, auf ihren Konsum zu verzichten, wie es vielleicht im Interesse seiner eigenen und auch der Volksgesundheit läge, der darf sich wohl nicht beklagen, wenn man ihm dafür eine Steuer abnimmt, deren Ertrag der Gemeinde- oder Reichskasse, also der Allgemeinheit, zugute kommt. Es schadet wohl auch nichts, wenn diese Steuer etwas hoch ist und dadurch der und jener zu einer unfreiwilligen Einschränkung seiner Ausgaben für Kulturgifte gezwungen wird. Manche werden sogar sagen, eine solche Steuer könne überhaupt nicht hoch genug sein; es diene ja nur zum Besten des Volkes, wenn der Konsum von Schnaps, Wein, Bier und ähnlichen Steuerobjekten so weit als möglich zurückgedämmt werde.

Ganz so einfach liegt der Fall in der „Praxis" doch nicht. Der Mensch hat nämlich allerhand dagegen, wenn man ihn zu seinem Glücke zwingen will. Es hat sich gezeigt, daß er, wenn man ihm ein Gift oder ein gefährliches Spielzeug wegnimmt, imstande ist, sich einen Ersatz zu verschaffen, der noch viel schlimmer ist als das Verlorene; und außerdem wäre es für die öffentlichen Finanzen eine empfindliche Einbuße, wenn eines Tages das ganze Volk so vernünftig würde, keines der besteuerten Narkotika mehr zu sich zu nehmen. Es mag dem Moralisten noch so bedenklich oder anstößig vorkommen, daß der Staat aus dem „Laster" Geld einnimmt und also in gewissem Sinne an ihm objektiv interessiert ist, — die Steuerfachleute pflegen sich jedenfalls mit größter Vorsicht jener Grenze zu nähern, bei der eine Steuer auf entbehrliche Konsumgüter „prohibitiv" wird und sich damit selber erdrosselt.

Wir haben hier einen jener Widersprüche vor uns, über die manche theoretischen Betrachter der Dinge oft nicht hinwegkommen, während das Leben selber, das sich nicht ausklügeln läßt, im Allgemeinen das ihm zuträgliche Optimum findet. Es ist ähnlich wie bei dem „Scheinproblem" des Artzes, der dazu da ist, die Leute gesund zu machen, aber nicht leben könnte, wenn alle gesund wären.

*

Ein hübsches historisches Beispiel für das hier angeschlagene Thema liefert die Geschichte des Kaffees in Deutschland. Er ist im 18. Jahrhundert über Wien bei uns eingewandert. Einer der stärksten Gegner des neuen Genußmittels war damals Friedrich der Große von Preußen, und zwar vor allem aus fiskalischen Gründen: weil durch den Kaffeeimport das Geld ins Ausland wanderte.

Um dies nach Möglichkeit zu verhindern, belegte er den Kaffee mit einer hohen Steuer und erteilte auch die Erlaubnis zum Kaffeebrennen nur gegen eine namhafte Gebühr. Außerdem ließ er in amtlichen Erlassen für den Zichorienkaffee Propaganda machen und unterstützte den Anbau der Zichorie, deren Absud doch auch so etwas wie Kaffee und dabei der Gesundheit weit zuträglicher sei.

Er erreichte dadurch auch tatsächlich eine erhebliche Zunahme des Zichorienverbrauchs. Aber inzwischen hatte sich die Staatskasse an die Einnahmen aus der Kaffeesteuer sozusagen gewöhnt und empfand deren wachsenden Ausfall als Schaden. Die Kameralisten des alten Fritz fanden keinen anderen Ausweg aus dem Dilemma als den: die Zichorie ebenfalls zu besteuern. Und um die Zichoriensteuer zu kontrollieren, wurde schließlich die ganze Zichorienfabrikation unter Staatsaufsicht gestellt.

(Den Ausschlag für die Verbreitung des Zichorienkaffees in Deutschland hat dann etwas später die napoleonische Kontinentalsperre gegeben, der wir auch die Einführung des Rübenzuckers zu verdanken haben.)

*

Sozusagen die konsequenteste Form der „indirekten" Besteuerung eines Genußmittels ist die Übernahme seiner Herstellung oder seines Vertriebs in staatliche Regie. Wenn dies im Rahmen eines Wirtschaftssystems geschieht, das den kapitalistischen Krisen unterworfen ist, so ergeben sich daraus unter Umständen ganz besondere Schwierigkeiten. In einer solchen Klemme steckt zurzeit das französische Tabakmonopol.

Infolge der Wirtschaftskrise hat in den letzten Jahren der (ziemlich „krisenempfindliche") Verbrauch an Zigarren in Frankreich erheblich nachgelassen. Während im Jahr 1931 noch 63 000 Kilo Zigarren verkauft wurden, waren es 1934 nur noch 42 000 Kilo. Infolgedessen wurde zunächst die Erzeugung von Zigarren in den staatlichen Tabakfabriken um 20 Prozent eingeschränkt. Aber das hat nicht genügt, und nun sind kraft einer der jüngsten Notverordnungen der Regierung Laval eine Anzahl von Fabriken geschlossen worden, wodurch mehrere Tausend Arbeiter und Angestellte ihr Brot verloren haben. Die in den Vorratslagern angehäuften Bestände sollen so groß sein, daß der Bedarf des Landes auf drei Jahre hinaus gedeckt wäre, selbst wenn man die Produktion ganz einstellen würde. Was soll eine staatliche Monopolverwaltung in solchem Falle tun?

Die französischen Raucher haben vorgeschlagen, der Staat solle einen Ausverkauf an Zigarren zu „konkurrenzlosen Preisen" veranstalten, damit die Lager sich leeren und die Produktion weitergehen kann.

Eine andere Möglichkeit wäre die, die Herstellung von Zigarren einzustellen, bis die Vorräte aufgebraucht sind, und den Arbeitern so lange vollbezahlten Urlaub zu geben.

Dies wäre die sozialistische Lösung; jenes ist die kapitalistische. Sie wird der französischen Regierung sicherlich näher liegen.

×××

Das Experiment von Alberta

In der kanadischen Provinz Alberta hat bei den Wahlen eine neue Partei sozusagen über Nacht alle alten Parteien (Konservative, Liberale, Farmer-Partei) weit überflügelt und die absolute Mehrheit im Parlament an sich gerissen. Sie heißt „Social Credit Party", ihr Gründer und Führer ist der Schullehrer und Prediger William Abarthart, und der Hauptpunkt ihres Programms (das nach einem Teil der Meldungen auf einen englischen Major namens Douglas zurückgeht) besteht darin, daß sämtlichen erwachsenen Staatsbürgern eine monatliche „Staatsdividende" von 25 Dollar ausbezahlt wird. „Man geht dabei von dem Grundgedanken aus, daß die Verbraucher niemals so viel Geld haben, um alle die Güter kaufen zu können, die die Industrie produzieren kann." Die Wirtschaftskrise sei eine Verteilungs- keine Produktionskrise.

Die Kosten des Plans werden bei 600 000 Einwohnern auf jährlich 120 Millionen Dollar berechnet. Eine Inflation soll dadurch vermieden werden, daß gleichzeitig die Preise gesenkt und von Staate festgesetzt werden.

Die Berichte über dieses neueste wirtschaftliche Experiment lauten begreiflicherweise durchweg sehr skeptisch: es sei völlig unklar, wie der Staat so viel Geld aufbringen wolle; zunächst hätten die Leute, die Geld haben, ihre Einlagen bei den Banken und Sparkassen abgehoben; man befürchtet eine Masseneinwanderung „Minderbegüterter" aus anderen Provinzen nach Alberta.

Probieren geht über Studieren; vielleicht wird die Welt etwas daraus lernen können.

Kleine Chronik

Das Reichsernährungsministerium hat für die wichtigsten Lebensmittel Höchstpreise festgesetzt.

In Berlin hat der dritte internationale Kongreß für Bevölkerungswissenschaft getagt.

Professor Dr. Walter Schücking, der Vertreter Deutschlands am Permanenten Gerichtshof für Internationale Justiz im Haag, ist im Alter von 61 Jahren gestorben.

In Frankfurt a. M. ist der erste Flug durch Menschenkraft vorgeführt worden.

Deutscher Lebenshaltungsindex im August: 124,5; gegen 124,3 im Juli.

Am 4. September ist der Völkerbundsrat zu einer Tagung zusammengetreten, auf der u. a. auch der italienisch-abessinische Streitfall behandelt wird.

Die italienische Regierung hat eine Reihe von Maßnahmen beschlossen, durch die eine Art Kriegswirtschaft eingeführt wird. U. a. wird eine zehnprozentige Steuer auf Dividenden eingeführt und für sämtliche Kraftfahrzeuge der Verbrauch einheimischer Brennstoffe angeordnet.

Da die Lira in den letzten Tagen in Paris und London stark gefallen ist, hat die italienische Regierung durch Stützungsmaßnahmen den bisherigen Kurs wiederherstellen müssen.

Die abessinische Regierung hat einer englisch-amerikanischen Gesellschaft eine Konzession für die Ausbeutung der Bodenschätze in etwa der Hälfte Abessiniens erteilt.

In Jugoslawien ist die Ministerkrise beigelegt worden, die drei zurückgetretenen kroatischen Minister sind ersetzt worden.

Die Kleine Entente hat in Veldes (Jugoslawien) eine Tagung abgehalten.

In einigen Gegenden Litauens sind die Bauern wegen der niederen Preise für landwirtschaftliche Produkte in den Milchlieferungsstreik getreten. Bei Zusammenstößen mit der Polizei sind einige Bauern getötet und verwundet worden.

Die Königin von Belgien ist in der Schweiz bei einem Autounfall ums Leben gekommen.

Die amerikanische Regierung hat in Moskau gegen die kommunistische Einmischung in inner-amerikanische Angelegenheiten protestiert. Die sowjetrussische Regierung hat den Protest zurückgewiesen mit der Begründung, sie habe keine Verpflichtung zur Einschränkung der Komintern-Propaganda übernommen.

Zwischen Luxemburg und der Sowjetunion sind die diplomatischen Beziehungen aufgenommen worden.

Notverordnungen

in Frankreich

Von Fritz Werkmann

In Frankreich hat sich die Wirtschaftskrise erst Ende 1930 ernsthaft bemerkbar gemacht. Sie ist seitdem ununterbrochen schwerer geworden. Das wirtschaftliche Leben, soweit man es in Zahlen erfassen kann, ist seit Beginn der Krise um rund ein Drittel zurückgegangen. Dieser Rückgang ist heute noch nicht zum Stillstand gekommen. Daher die Versuche der französischen Regierungen der letztvergangenen Jahre, die Wirtschaft des Landes auf die eine oder andere Weise anzukurbeln. Soweit dies nur durch Erhöhung der Staatsausgaben möglich ist, stoßen sich diese Versuche an der harten Tatsache, daß die Staatseinnahmen während der Krise dauernd zurückgegangen sind.

Der Rückgang der Staatseinnahmen um rund 30 Prozent seit 1930 — bei einem Rückgang der Ausgaben um nur rund 4 Prozent — beruht teils auf einem Rückgang der Erträge der indirekten Steuern, z. B. der Umsatzsteuer, der Salzsteuer, der Benzinsteuer, teils auf den geringeren Eingängen der Einkommensteuer, die sowohl niedriger veranschlagt werden mußte, als auch langsamer eingeht.

Diese Wirkungen der Krise haben dauernd wachsende Fehlbeträge in den französischen Staatshaushalten zur Folge gehabt. Diese Fehlbeträge haben nach amtlichen Angaben ihren Grund in der zu optimistischen Einschätzung der wirtschaftlichen Entwicklung und darin, daß die Steuereingänge im Haushaltsplan für ein bestimmtes Jahr auf Grund der tatsächlichen Eingänge im jeweils letzten Finanzjahr angesetzt werden, von dem die Ergebnisse vorliegen. So wurden die Ziffern des im Jahre 1933 für 1934 aufgestellten Haushaltsplanes auf die Ergebnisse des Jahres 1932 gegründet. Ein in der Krise völlig unbrauchbares Verfahren!

Die Regierung steht also vor zwei mühevollen Aufgaben: der Ankurbelung der Wirtschaft und der Ausgleichung des Fehlbetrages im Staatshaushalt. Die zweite Aufgabe ist für sie die dringendere; denn wenn die Einnahmen während des Finanzjahres dauernd erheblich hinter den Ausgaben zurückbleiben, tritt schon vor Ende des Jahres der Zeitpunkt ein, wo die Kassen leer sind. Dieser Punkt war in Frankreich während der letztvergangenen Jahre ein paar Mal beinahe erreicht. Kapitalflucht, Frankensturz, Unruhen, Regierungssturz usw. drängten dann zu eiligen Aktionen.

Die französischen Regierungen von 1932, 1933, 1934 haben sich an den Versuchen erschöpft — die meisten sind auch daran gestorben —, den Haushalt eiligst auszugleichen, ohne die Wirtschaft wieder in Gang zu setzen — wodurch sie regelmäßig den Erfolg ihrer Aktionen zu Schanden gemacht haben.

Die Regierung Laval versucht durch ihre doppelte Politik der Senkung der Staatsausgaben zum Zweck der Haushaltsausgleichung und der Hebung der Kaufkraft zum Zweck der Belebung der Wirtschaft die Klippe zu vermeiden, an der ihre Vorgängerinnen gescheitert sind. Wie will sie dies erreichen, und welches sind ihre Aussichten auf Erfolg?

*

Unter den mehr als hundert Notverordnungen, die die Regierung Laval bisher erlassen hat, befindet sich zunächst eine Gruppe, die die Kürzung der Staatsausgaben vorsieht, sowohl der Ausgaben der einzelnen Ministerien im allgemeinen als auch insbesondere der Personalausgaben aller öffentlichen Dienste. Dadurch soll ein Fehlbetrag von etwas über 10 Milliarden Francs (= 1,6 Milliarden Mark) beseitigt werden. Nach den Erfahrungen, die man in dieser Hinsicht bisher gemacht hat — schon 1834 sollten die Ausgaben sämtlicher Ministerien um 10 Prozent gesenkt werden! —, darf man sehr bezweifeln, daß die Kürzung der Staatsausgaben in dem vorgesehenen Maße gelingt.

Wie wenig der Apparat in den französischen Ministerien dazu geeignet ist, solche Reformen durchzuführen, mag an einem Beispiel gezeigt werden. Für die Eintreibung von größeren Summen, die die verschiedenen Ministerien von ihren Schuldnern zu erhalten haben, gibt es eine „Agence Judiciaire du Trésor" (Rechtsstelle des Schatzamtes). Nach einem Bericht des Generalinspektors der Finanzen liegen dieser Stelle gegenwärtig 35 000 unerledigte Fälle zur Bearbeitung vor, die zusammen für den französischen Staat einen Wert von 1 Milliarde Francs darstellen (es handelt sich z. B. um Rückzahlungen von Baukrediten, die fällig sind, aber nicht eingehen). Die Zahl dieser Fälle wächst täglich; denn zu ihrer Bearbeitung sind in jener Stelle sechs Personen tätig, den Direktor und stellvertretenden Direktor mitgezählt. Wenn also ein Bauunternehmer oder ein Aufkäufer von alten Schlachtschiffen seine Schulden an den Staat nicht bezahlen will, läßt er einfach den Zahlungstermin vorübergehen, dann geht seine Akte an die Agence Judiciaire und wird dort zu den 35 000 anderen gelegt. Unser Lieferant ist sicher, einige Jahre Ruhe zu haben. — Bei solchem Betrieb ist die Aussicht gering, daß die Sparmaßnahmen der Regierung energisch durchgeführt werden.

Nur die Kürzung der Gehälter und Löhne ist sofort vollzogen worden. Dadurch ist die Kaufkraft der Bevölkerung um etwa 3 Milliarden Francs jährlich verringert worden. Sie wird noch weiter zurückgehen, wenn — wie zu erwarten ist — die Löhne in der Privatindustrie in der Folge ebenfalls gekürzt werden. Hierdurch wird also die Tendenz auf einen weiteren Rückgang der Steuereingänge verstärkt; denn die Abnahme der Kaufkraft der Bevölkerung führt natürlich zu einer Verschärfung der Wirtschaftskrise.

Diese Tendenz will die Regierung Laval wettmachen und mehr als wettmachen durch eine zweite Gruppe von Notverordnungen, die der Belebung der Wirtschaft dienen sollen. Dazu gehören vor allen Dingen: die Senkung der Mieten und Pachten um 10 Prozent, die Senkung von Preisen für Kohlen, Gas und Elektrizität, die Senkung des Brotpreises, das Recht der Präfekten, die Fleischpreise zu senken, die Senkung des Zinsfußes von 5 auf 4 Prozent und die Beschleunigung der öffentlichen Arbeiten.

Diese Notverordnungen sind in der Praxis nicht alle gleich zu werten. Allgemein durchgeführt ist die Senkung des Brotpreises um rund 6 Prozent. Da der Brotpreis seit langem von der Regierung festgesetzt wird, bot die Durchführung dieser Bestimmung keine Schwierigkeiten. Weitgehend durchgeführt

ist die Senkung der Mieten und Pachten; doch sind zum Beispiel die Bewohner von Hotelzimmern (in Frankreich wohnen viele Einzelpersonen und ganze Familien jahrelang in Hotels) noch nicht berücksichtigt; manche Hauswirte ziehen sich auch darauf zurück, daß sie erst noch weitere Ausführungsbestimmungen abwarten wollen. Die Preise von Gas und Elektrizität sind in Paris tatsächlich etwas gesenkt worden, doch ist die Notverordnung so abgefaßt, daß diejenigen, die nicht die hohen Monopolpreise von Paris bezahlen, keine Vergünstigung erhalten. Von einer Senkung der Kohlenpreise hat man noch nichts gehört oder gesehen. Bei der Beurteilung der Zinssenkungsaktion darf man nicht übersehen, daß der offizielle Zinsfuß von 5 Prozent in vielen Fällen in der Praxis bei weitem überschritten wurde und noch überschritten wird, so daß die Notverordnung über Zinssenkung fast nur theoretische Bedeutung hat.

Es kann also gar keine Rede davon sein, daß durch die Notverordnungen die Lebenshaltungskosten um 10 oder auch nur um 5 Prozent gesenkt worden sind. Wer als Staatsangestellter oder Beamter eine Kürzung seiner Bezüge um 10 Prozent erfahren hat, bekommt im Endergebnis eine Verringerung seiner Kaufkraft zu spüren.

Was schließlich die öffentlichen Arbeiten angeht, so sollen in der nächsten Zeit jährlich rund 1 Milliarde Francs dafür ausgegeben werden und zwar aus Mitteln, die ohne das nicht in Umlauf kommen würden. Natürlich wird ein erheblicher Teil dieser Summe bei Lieferanten und Unternehmern hängen bleiben, sodaß die Massenkaufkraft nur um einen Teil der Milliarde erhöht wird. Außerdem ist es nach früheren Erfahrungen zweifelhaft, ob das ganze vorgesehene Programm öffentlicher Arbeiten wirklich in der vorgesehenen Zeitspanne in Angriff genommen wird.

Nach all dem erscheint es sehr fraglich, ob die Verringerung der Kaufkraft durch die Notverordnungen der ersten Gruppe wettgemacht wird durch die Belebungsversuche der zweiten Gruppe. Wahrscheinlicher ist, daß eine geringe Verminderung der Massenkaufkraft eintreten wird und also eher eine Verschärfung der Wirtschaftskrise als eine Abschwächung. Der Fehlbetrag des Staatshaushaltes — der übrigens mit 10 Milliarden Francs vermutlich zu niedrig eingeschätzt ist — wird dann wahrscheinlich immer noch nicht verschwinden.

Diese Wahrscheinlichkeit und der damit vielleicht verbundene Rücktritt der Regierung Laval steht im Mittelpunkt der Diskussionen darüber, was im Herbst, nach den Ferien, in der französischen Politik vor sich gehen wird. Wird die Regierung Laval einer halblinken Regierung der Radikalen und Neusozialisten Platz machen, die weiter mit Notverordnungen zu regieren versuchen wird? Oder wird eine Regierung der Volksfront an ihre Stelle treten und eine anti-deflationistische Politik versuchen? Und wie würde diese aussehen? Würde sie statt der Massenkaufkraft die entscheidendenden Monopole angreifen, wie es eine kürzlich erschienene Programmschrift verlangt?

Zellwolle

Für die aus der Zellulose gewonnene Textilfaser wird jetzt an Stelle der Wörter Stapelfaser, Spinnfaser oder Kunstspinnfaser der neue Begriff „Zellwolle" allgemein eingeführt. Verschiedene Firmen haben ihre Bezeichnung schon so geändert. In einem Aufsatz im Handelsteil der „Leipziger Neuesten Nachrichten" (Nr. 240) heißt es darüber:

„Nach ihrer Entwicklung kann die deutsche „Spinnfaser" als Doppelgänger der Baumwolle bezeichnet werden, an deren spinn- und webtechnische Eignung sie ebenbürtig heranreicht. Ist Baumwolle jenes wollflockige Produkt, das von der Baumwolle geliefert wird, so ist „Zellwolle" jenes spinnfähige technische Erzeugnis, das die Zellulose als Ausgangsmaterie hat. Damit ist eine ganz konkrete und klare Begriffsbestimmung gegeben, die nicht, wie bislang „Kunstspinnfaser" oder „Stapelfaser", zu vielerlei Aus- und Mißdeutungen verleiten kann, sondern mit der sich, wegen der absoluten Güte der „Zellwolle" auch nicht das Odium des Ersatzmäßigen oder weniger Hochwertigen verbindet.

Otto Schott †

Im Alter von 84 Jahren ist nun in Jena am 27. August auch Otto Schott gestorben, der Mitarbeiter von Carl Zeiß und Ernst Abbe, und Begründer des nach ihm benannten weltberühmten Glaswerks, ohne den die heute deutsche optische Industrie nicht denkbar wäre; und einer der wenigen „Unternehmer" in der kapitalistischen Zeit, denen es mehr um die Sache zu tun war als um die kapitalistische Ausbeute ihrer Tätigkeit.

Die Erträge der Carl-Zeiß-Stiftung, der Eigentümerin der Firmen Carl Zeiß und Otto Schott und Genossen, kommen außer der Universität Jena und verschiedenen gemeinnützigen Anstalten dem Personal der Betriebe zugute. B. Sch.

Abessinisches

Seit Abessinien in den Mittelpunkt des Interesses gerückt ist, hat der Zeitungsleser eine stattliche Anzahl von Artikeln über dieses Land in sich aufgenommen, und wenn ihm auch manches nicht ganz klar geworden ist (denn Abessinien ist ein vielgestaltiges Land, und mancher Artikelschreiber stellt die Dinge noch komplizierter dar, als sie in Wirklichkeit schon sind), so hat er doch vieles erfahren, was er im Geografie-Unterricht nicht gelernt hat: über Klima, Bodenschätze, die wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten, den Tana-See usw. Trotz der Flut der Zeitungsartikel aber ist man über einen nicht uninteressanten Punkt bis jetzt ziemlich schlecht unterrichtet worden: nämlich über die Religion der Abessinier.

Wenn wir hier von Abessiniern reden, so meinen wir allerdings nur die herrschende Schicht, die Amhara. Die Bevölkerung Abessiniens zerfällt nämlich, wenn wir von kleineren Splittern absehen, in drei ganz verschiedene Gruppen: neben den Negerstämmen, die meist primitive Landwirtschaft betreiben, stehen die übrigen Bauern, die Viehzüchter und die Nomaden, nach Sprache und Rasse nicht ganz einheitlich, der Religion nach meist Mohammedaner, nach dem wichtigsten Stamm Galla genannt, und Neger wie Galla werden beherrscht von den adligen Amhara.

Die Galla im engeren Sinn, ein Stamm, der im Südwesten des Landes wohnt, waren bis vor etwa hundert Jahren selbständig. Wenn damals Europäer diesen Teil des Landes erobert hätten, so hätten sie ihn zum unberührbaren Museum machen müssen. Denn die Galla haben ägyptische Lebensweise und Kultur, wie sie vor 2000 Jahren im Niltal geherrscht hatten, fast unverändert bis ins 19. Jahrhundert bewahrt. Wenn Nofretete vor hundert Jahren ihrer Grabkammer entstiegen und zu den Galla gekommen wäre, so hätte sie sich „wie zu Hause" gefühlt.

Dieses historische Museum ist von den Abessiniern (d. h. von den Amhara) völlig vernichtet worden; denn wo die Abessinier hintreten, wächst kein Gras mehr, geschweige denn wird eine alte Kultur erhalten. (Man sollte sich hüten, die Abessinier, nur weil ihnen jetzt Unrecht getan wird, zu idealisieren; die Amhara behandeln die unterworfenen Galla und Neger keineswegs humaner, als eine europäische Nation das tun würde, und sie sehen auf die Schwarzen mit einem Hochmut herunter, wie ihn die Weißen kaum aufbringen; es wirkt deshalb ziemlich grotesk, wenn die Neger sei's in Paris sei's in New York Kundgebungen gegen Italien veranstalten, also für ein Land eintreten, in dem ihre Rassengenossen unterdrückt werden wie nur in irgend einem.)

Doch zurück zu den Amhara! Wir wollen diesmal nicht die Königin Nofretete aus dem Grabe bemühen, sondern Moses und die Könige David und Salomo. Wenn diese heute zu den Amhara kämen, so würden sie finden, daß sich seit ihrem Tod nicht allzuviel verändert hat, daß jedenfalls in Abessinien ein großer Teil der Gesetze, die Moses dem Volk Israel gegeben hat, noch in Geltung ist.

Die Amhara (heute dem Beruf nach Großgrundbesitzer, Beamte, Priester, Offiziere und Händler) sind aus Arabien eingewanderte Semiten, wenigstens der Sprache und (vor ihrer Christianisierung) auch dem Glauben nach. Sie führen ihre Stammbäume bis auf Salomo oder auch bis auf die Königin von Saba zurück, und als im letzten Jahrhundert (1844) Menelik Kaiser von Abessinien wurde, nannte er sich Menelik II., weil angeblich ein Sohn der Königin von Saba als Menelik I. regiert hat.

Seit dem 4. Jahrhundert sind die Amhara Christen. Sie gehören freilich weder zur römisch-katholischen noch zur griechisch-katholischen, sondern zur koptischen Kirche; theologisch ausgedrückt: es sind Monofysiten, d. h. sie glauben nicht wie die Katholiken, daß in Jesus zwei Naturen gelebt haben, die göttliche und die menschliche, sondern daß in ihm die beiden Naturen sich unlösbar vereinigt haben. Das ist eine der theologischen Spitzfindigkeiten, um die sich im 4. und 5. Jahrhundert (und auch noch viel später) die Christen mit viel Aufwand von Geist, wann's nötig schien, auch mit Gewalt, gestritten haben. Ob die Amhara sich freilich dieses Unterschieds heute noch recht bewußt sind, möchte man bezweifeln; vielleicht wissen sie überhaupt nicht so recht, was christlich ist; ihre religiösen Gebräuche wenigstens sind nicht christlich, sondern, wie schon angedeutet, jüdisch.

Die Abessinier, soweit sie koptische Christen sind, feiern nicht den Sonntag, sondern den Sabbat; sie zahlen, wie Mose befohlen hat, den Zehnten für die Armen; sie essen kein Schweinefleisch; neben der Taufe ist auch die Beschneidung üblich; vielfach wird die Erinnerung an die Zeit, die Jonas im Bauch des Walfisches verbracht hat, durch dreitägiges Fasten gefeiert; manche Feste und Tänze erinnern an jüdische Feste vor der Bundeslade; viele Sprüche Salomos gelten noch heute als streng einzuhaltende Anweisungen; manche Sätze aus dem Gesetz Mosis dienen als Grundlage für die Rechtsprechung usw.

Wieviele Abessinier dieser Art von „Christentum" abhängen scheint nicht sicher festzustehen; die Schätzungen schwanken zwischen einem und zwei Drittel der Gesamtbevölkerung.

Hugo Leisegang

Die gefährdete Afrikamission

In der Wiener „Reichspost" lesen wir in einem Leitartikel, der sich mit dem drohenden italienisch-abessinischen Krieg beschäftigt:

„... Die erste Fliegerbombe, die auf ein afrikanisches Lehmhüttendorf geworfen wird, trifft gleichzeitig die katholische Weltmission ... Man wird keinem abessinischen Reisbauern und keinem afrikanischen Ziegenhirten die rechtliche Konstruktion der vatikanischen Stadt klar machen können."

Das Blatt meint, die katholische Mission sei in den Augen der Farbigen dadurch belastet, daß Italien katholisch, ja das katholische Christentum in Italien Staatsreligion sei, und daß Rom sowohl die italienische Regierung als auch das Oberhaupt der katholischen Kirche in seinen Mauern berge. Die Folge müsse sein, daß die Farbigen die katholische Mission und die Kirche für das Vorgehen des „neurömischen Staates" verantwortlich machen werden.

Das Land der Magnaten

Die wirklichen Verhältnisse in Ungarn sind zwar nicht ganz so, wie sie in den Filmen geschildert werden, wo es nur Grafen gibt, die den Winter über in Budapest tanzen und im Sommer auf ihren Gütern in der Pußta herumtreiben, und allenfalls noch Zigeuner oder ein paar Hirten, die im abendlichen Schein der Jupiterlampen sich malerisch ums Feuer gruppieren — aber immerhin befinden sich etwa eine Million Joch (gleich 4,5 Millionen Hektar) als Fideikommisse im Besitz von 59 Magnaten, von denen einer allein rund 220 000 Joch Boden sein eigen nennt.

Diesen Mammutgütern will jetzt die Regierung Gömbös zu Leibe gehen. Der Ministerpräsident hat während der Sommerferien die Minister zu einer mehrtägigen Konferenz auf ein abseits gelegenes staatliches Gut berufen; dort sind, ohne Störungen durch neugierige Journalisten, die Gesetzentwürfe ausgearbeitet und durchberaten worden, die Gömbös im Oktober dem Parlament vorlegen will, vor allem die Entwürfe über die Fideikommisse und die Siedlung.

Die Fideikommisse sollen künftig nicht größer als 3000 Joch sein. (Von den heute bestehenden entsprechen nur zehn dieser Forderung.) Was darüber ist, soll vom Übel sein und teils unter den Gliedern der betreffenden Familien verteilt, teils von der Regierung zu Siedlungszwecken übernommen werden. Dafür sollen kleinere Fideikommißgüter (in der Größe von 200 bis 1000 Joch) geschaffen werden; sie werden solchen Personen zugeteilt, die politisch zuverlässig und wirtschaftlich tüchtig sind und den Boden selber bearbeiten. Dadurch soll, besonders in den Grenzgebieten, eine Schicht von staatstreuen Bauern und mittleren Grundbesitzern geschaffen werden.

Diesem Ziel, im Interesse des ungarischen Staatsgedankens die Bauernschaft zu stärken, dienen auch die vorgeschlagenen Siedlungsgesetze. Den Boden für die geplanten Bauernsiedlungen erhält die Regierung durch die Verminderung der Fideikommisse; vor allem aber will der Staat die Güter, die sich in den Händen der Banken befinden, aufkaufen. (Die Banken haben vielfach verschuldeten Boden übernehmen müssen und so allmählich große Güter erworben, die sie verpachten oder verwalten lassen mußten.) Bis jetzt stehen der Regierung zu diesen Zwecken 35 Millionen Pengö (etwa 25 Millionen Mark) zur Verfügung, wozu jährlich weitere 2 Millionen Pengö kommen sollen. Außerdem gestattet die Regierung den Großgrundbesitzern, die Steuerschulden haben, diese durch Landabgabe zu bezahlen, und hofft, dadurch ebenfalls Land für Siedlungszwecke zu bekommen.

Das alles steht bis jetzt noch auf dem Papier. Bis es verwirklicht ist, wird Gömbös noch schwere Kämpfe zu bestehen haben; aber er scheint entschlossen zu sein, die Bodenreform unter allen Umständen durchzuführen. Freilich geht er nur langsam vor: die Fideikommisse sollen erst nach dem Tode des jetzigen Besitzers aufgelöst werden, so daß sich die Durchführung der Reform noch über Jahrzehnte hinziehen wird. Immerhin aber wird jetzt ein Anfang damit gemacht, das bisherige Land der Magnaten in ein Bauernland umzuwandeln, nach dem Vorbild, das andere Staaten im Osten und Südosten Europas in den letzten 15 Jahren gegeben haben. W. Buder

Was man nicht aufgibt, hat man nie verloren. Schiller

Sie sparen Zeit

Von Helmut Kasten

Sie hatten das Ambrose-Feuerschiff passiert und die Freiheitsstatue. Langsam näherte sich das Schiff dem Pier. Da lag Hoboken, und das war Manhattan mit den Wolkenkratzern. Die Sonne schien. Am Kai wimmelte es von Menschen. Man schwenkte Hüte und Taschentücher. New York, die neue Welt.

Bumke stand an der Reeling und sein Herz hüpfte vor Freude. Da war er also in Amerika. Welch eine Welt! Er sah die Wolkenkratzer und den tollen Betrieb im Hafen. Diese Riesenstadt! Er fühlte das Fieber der Stadt bis auf das Deck des Schiffes. Bumke war ein innerlicher Mensch, und er war tief ergriffen.

Paß- und Zollformalitäten waren schnell erledigt. Der Weg war frei ... Bumke war entschlossen, seine Zeit zu nützen. Von Wallstreet hatte er gelesen. Er stand lange Zeit vor den Finanzpalästen, und als er an die Summen dachte, die jährlich durch die Bücher liefen, ergriff ihn leichter Schwindel. „Benutzt nur National Safe Bank. Sie arbeitet für euch und ihr spart Zeit", stand groß über einem Gebäude.

Der Broadway. So lang war der Broadway, durch ganz New York, vierzig Kilometer immer schnurgeradeaus. Bumke verspürte Hunger und sah sich nach einem Restaurant um. Er beherrschte ein wenig die englische Sprache und wußte, daß Ausdrücke wie lunch, breakfast oder dinner eine Speisewirtschaft kennzeichnen. Er hatte nicht lange zu laufen. Hinter einer großen Spiegelglasscheibe entdeckte er das Gesuchte. „Essen Sie nur bei Renner. Es geht schnell. Sie sparen Zeit." So hieß es in weißen Buchstaben an der Fensterscheibe.

Bumke trat ein. Er nahm, wie er es von den anderen Gästen sah, von sauberen Tischen Messer, Gabel und Löffel. Einem Automaten entnahm er gegen Einwurf einiger Münzen ein paar Bons. Dann holte er Suppe, Fleisch, Kartoffeln und Gemüse. An einem hohen Tisch verzehrte er das dann im Stehen. Am Ausgang gab er einem Boy die Bons und war wieder auf dem Broadway.

Laden neben Laden, Geschäft neben Geschäft. Herrenkonfektion. Anzüge von zwanzig Dollar aufwärts. Eine Puppe hielt ein Plakat in der Hand. „Pulvers Anzüge haben Reißverschluß. Ein Ruck und Ihre Hose ist geschlossen. Kein lästiges Knöpfen mehr. Sie sparen Zeit."

Dieser Verkehr am Broadway! Radfahrer, Motorradfahrer, Autos, Fußgänger. Unübersehbar, unabsehbar. Jedes Gebäude spie Menschen aus und saugte Menschen ein.

Eine Schnellbesohlanstalt. „In fünf Minuten haben Ihre Schuhe neue Sohlen. Kommen Sie zu uns. Sie sparen Zeit."

Ein Schreibwarengeschäft. „Millers Füllfederhalter ist stets schreibfertig. Gebrauchen Sie diesen Halter und Sie gewinnen Zeit."

Bumke schlenderte den Broadway entlang. Untergrundbahnen. Über dem Eingang zur Station ein Schild. „Fahren Sie mit uns. Wir fahren sicher, billig, schnell. Sie sparen Zeit."

Die Füße taten Bumke weh. Er suchte eine Bank, um sich zu setzen. Doch am Broadway fand er keine. Er faßte sich ein Herz, suchte sein Englisch zusammen und fragte einen Polizisten, wo es in der Nähe Bänke gäbe. Ob der Polizist die Frage nicht verstand? Er sah Bumke verständnislos an und schüttelte den Kopf.

So mußte Bumke weitergehen. An einer Ecke stand ein fliegender Händler. „Unsere Rasierklingen", rief er, „schneiden den stärksten Bart. Sie brauchen sich nur einmal täglich zu rasieren und sind den ganzen Tag so glatt wie das Lächeln Franklin Delano Roosevelts. Wer unsere Klingen nimmt, spart Geld und Zeit."

Ja, ja, dachte Bumke. Diese Amerikaner sind ein glückliches Volk. Alles rationalisiert, überall Zeitersparnis. Wieviel Zeit sie bei allem gewinnen!

*

Bumke war müde, seine Füße brannten. Mit einem Wort, er war erledigt. Er kehrte um. „Hallo", rief jemand hinter Bumke. „Hallo Fritz! Fritz Bumke!"

Mitten in New York, am Broadway, zwischen Millionen von Menschen, kannte jemand Bumke.

Bumke traute seinen Augen nicht. Der da auf ihn loskam, lachte und die Hand ausstreckte, war Georg Sattler, sein Kollege Georg Sattler, der vor fünfzehn Jahren ausgewandert war nach USA.

„Mensch, Sattler," rief Bumke, „das ist nicht zu glauben!"

„Altes Haus, Bumke," rief Sattler, „du hier? Du mußt mich besuchen. Ich wohne in Brooklyn. Kannst du nächste Woche Dienstag?"

„Nein", sagte Bumke. „Ich fahre morgen abend weiter. Kannst du denn heute abend nicht?"

„Keine Zeit", sagte Sattler, „keine Zeit, leider. Diese ganze Woche nicht eine Minute Zeit."

„So?" sagte Bumke. „Ihr Amerikaner müßt doch soviel Zeit haben. Ihr spart doch überall Zeit, beim Fahren, Schreiben, Rasieren, Essen. Was macht ihr denn mit der gesparten Zeit?"

„Da arbeiten wir und machen Geschäfte", antwortete Sattler.

„Ach so", sagte Bumke. „Und wann lebt ihr?"

Sattler lachte. „Bumke, alter Bumke! Was für eine Frage! Ist das kein Leben?" Und Sattler wies mit einer Handgebärde den Broadway entlang.

„Hat mich gefreut, riesig gefreut, Bumke", sagte Sattler. „Es ist schade, daß wir uns nicht länger sprechen konnten. Ich muß mich beeilen. Auf Wiedersehen, Bumke!"

„Auf Wiedersehen, Sattler!"

Sattler rief eine Taxe, stieg ein und war schon im Gewühl verschwunden.

Und Bumke beschloß, nicht morgen, sondern heute schon zu fahren.

Zwei schwäbische Anekdoten

Bei der Stuttgarter Straßenbahn besteht der Brauch, in den verkehrsarmen Stunden des Tags nur jeden zweiten oder dritten Wagen der Vorortlinien ganz hinaus fahren zu lassen. Wer also in eine Vorstadt will, darf nicht nur auf die Liniennummer sehen, er muß auch auf das Zielschild achten, sonst muß er seine Unaufmerksamkeit draußen an der Stadtgrenze durch Warten büßen.

So ging es einmal einem älteren Ehepaar, das offenbar in Ausflugsabsichten in die Linie 18 stieg, um nach Botnang zu fahren. Als der Schaffner die Fahrscheine ausgab und dazu die dienstliche Bemerkung machte: dear Wage' fehrt bloß bis Vogelsang — da bekam der männliche Teil des Paares einen roten Kopf, und an dem Blick, den er seiner Ehehälfte zuwarf, konnte man merken, daß — natürlich — sie die Schuld an dem falschen Einsteigen hatte.

Oben an der Stadtgrenze, am Vogelsang hielt ein anderer Wagen der Linie 18. Den sehen und, kaum daß sein eigener Wagen noch recht zum Halten gekommen war, herausspringen, war für den ritterlichen Gatten eins. „Lauf, dean kriage' mr noh!" rief er seiner Frau gerade noch zu, und schon rannte er,

Wohnungsbau durch Arbeitsdienst

„Nach der Inflation lag die Höchstziffer neuerbauter Wohnungen 1929 mit 248 000, der Tiefpunkt 1932 mit 45 600 Wohnungen. Setzt man das Jahr 1929 als ein Jahr annähernd normalen Wohnbauumfanges an, so ist seitdem ein Fehlbedarf von 5750 000 Wohnungen entstanden, während die Differenz bis zum jetzigen Fehlbedarf noch aus der Kriegs- und Inflationszeit stammt. Der außerdem von jetzt ab für jedes laufende Jahr neu hinzuwachsende Wohnungsbedarf wird auf 400 000 geschätzt ... Wollte man bis zum Beginn der Bauperiode von 1940 zu annähernd normal gewordenen Wohnungsbauverhältnissen kommen, so müßten bis dahin 3,35 Millionen Wohnungen mit einem Aufwand von annähernd 20 Milliarden RM. erbaut werden. Man wird zufrieden sein, zu einem Teilergebnis zu kommen." („Die Deutsche Volkswirtschaft", 2. Juliheft 1935.)

Die Familie ist die Grundeinheit, auf der sich das Leben unseres Staates aufbaut. Zu ihrer gesunden Existenz gehört in erster Linie eine ausreichende Wohnung. In Deutschland fehlen heute 1,35 Millionen solcher Wohnungen. Mit jedem Jahr entsteht ein neuer Wohnungsbedarf von 400 000 Stück. Um bis zum Jahre 1940 normale Verhältnisse zu erreichen, also soweit zu kommen, daß der Wohnungsbedarf durch die übliche Bautätigkeit jeweils voll gedeckt würde, müßten bis dahin 3,35 Millionen Wohnungen fertiggestellt werden. Dazu wäre ein Geldaufwand von ungefähr 20 Milliarden Reichsmark notwendig.

Es ist vorauszusehen, daß die Erstellung von Wohnungen auf dem bisher üblichen Wege den Mangel nicht beheben wird. Wenn man bedenkt, daß aus der Kriegs- und Inflationszeit heute noch ein Fehlbedarf von 775 000 Wohnungen übrig geblieben ist, kann man wohl feststellen, daß auf diesem Gebiete die private Initiative, die freie Wirtschaft, vollständig versagt haben.

Die Gründe dieses Versagens sind hauptsächlich von zweierlei Art. Einmal besteht in der kapitalistischen Wirtschaft das Bestreben, durch Verknappung des Angebotes den Preis, also hier die Miete, hoch zu halten. Andererseits bietet die Herstellung ganz billiger Wohnungen, die den Verhältnissen der Mindestbemittelten entsprechen würden, nicht genügend Anreiz für das Kapital. So kam es, daß, obwohl Arbeitskräfte und Baumaterial im Überfluß im eigenen Lande vorhanden sind, ein derart ungeheurer Mangel entstehen konnte.

Wir beklagen uns bitter über den Rückgang der Geburtenzahlen. Der neue Staat hat nicht nur die moralischen Kräfte für eine Steigerung mobil gemacht, er hat auch große materielle Mittel bereitgestellt. Dennoch bleibt die Geburtenhäufigkeit noch hinter der Notwendigkeit der Erhaltung der Volkszahl zurück.

1,35 Millionen Wohnungen bedeuten Raum für ebensoviele Familien. Eine billigere Wohnung würden jeder Familie die Kosten eines weiteren Kindes ersparen. Wir sind heute an dem Punkt angelangt, wo die Lebensnotwendigkeit eines Volkes wichtiger geworden ist, als die Rente der Wirtschaft. Da ist es angebracht, nach Möglichkeiten zu suchen, die es gestatten, jeden lebenswichtigen Bedarf zu decken, und zwar durch den Einsatz jener Mittel, die der aus der kapitalistischen Zeit stammenden Verdienstwirtschaft n i c h t zur Verfügung stehen.

Eines der gewichtigsten Mittel, die der neue Staat geschaffen hat, ist der Arbeitsdienst. Bisher wurde der Arbeitsdienst immer dort eingesetzt, wo die jeweilige Aufgabe die Bezahlung eines normalen Stundenlohnes nicht zuließ. Also zur Kultivierung von Mooren und Ödländern, zur Landgewinnung am Meere, beim Bau neuer Wege. Schon in früheren Zeiten konnten derartige Arbeiten nicht bezahlt werden; sie wurden meist im Frondienst geschaffen. Ohne eine solche Dienstleistung für eine höhere Einheit ist das Leben eben dieser Einheit, des Volkes, nicht zu denken. Aber die gemeinsame unentgeltliche Arbeit wurde nicht nur bei öffentlichen Einrichtungen eingesetzt, sie war auch beim Bau der Wohnungen üblich. So würde die Herstellung von Wohnungen durch den Arbeitsdienst an eine ungeheuer wichtige Übung der vorkapitalistischen Zeit anknüpfen.

Eine kurze Berechnung soll die genaueren Möglichkeiten erläutern. Der Bau eines kleinen, für die Bedürfnisse einer einzelnen Familie durchaus genügenden Wohnhauses kostet bei Ausschaltung aller der Wirtschaft zufließenden Verdienste höchstens 5000 Reichsmark. Bei einem Stundenlohn von 65 Pfennigen entspricht dies einer Arbeitszeit von rund 7690 Arbeitsstunden. Das entspricht wiederum einer Arbeitsdauer von drei Jahren. Eine Arbeitsdienstleistung von drei Jahren müßte also grundsätzlich ausreichen, um jedem Mitglied des Arbeitsdienstes nach Ablauf dieser Zeit ein freies Wohnhaus zur Verfügung zu stellen.

Wir haben heute noch eine Arbeitslosenzahl von rund zwei Millionen. Es müßte möglich sein, durch freiwillige Meldung fast diese ganze Zahl zu einem Arbeitsheer zusammenzustellen. Eine wohlbedachte Organisation könnte diese Armee in Formationen gliedern, die von der Produktion der Baumaterialien an bis zum Hausbau tätig wären. Eine erste Finanzierung der Produktionsmaschinen und der Geräte durch den Staat wäre natürlich notwendig. Ebenso die Möglichkeit, bestimmte Einzelteile, deren eigene Herstellung zu umständlich ist, auf dem Umwege über Dienstleistungen an den Staat, etwa in Steinbrüchen oder Forsten, einzutauschen. Selbst wenn man, um die Ernährung dieser Arbeitsarmee ebenfalls durch eigene Arbeit sicherzustellen, ein viertes Dienstjahr hinzufügen würde, wäre damit eine Gelegenheit zum Erwerb eines freien Wohnhauses geschaffen, wie sie die normale Wirtschaft niemals bieten kann.

Die moralischen Auswirkungen einer solchen Maßnahme wären ungeheuer. Jeder Beteiligte hätte ein handgreifliches Interesse an seiner Tätigkeit und wäre am Schlusse seines Dienstes fähig, im eigenen Haus eine Familie zu gründen. Durch die Freiwilligkeit des Dienstes würden in der Hauptsache jene erfaßt werden, die im normalen Verlauf ihrer wirtschaftenden Tätigkeit doch niemals zu einem eigenen Haus kämen. Damit würden der freien Bautätigkeit immer noch alle jene Aufgaben verbleiben, die ihr jetzt von den höher Bemittelten sowieso gestellt werden. Ein großer Teil des Volkes aber hätte die Möglichkeit, durch eigene Arbeit sich von den drückendsten Lasten zu befreien. Und es ist sicher, daß der größte Teil dieser Entlastung den Kindern zugute käme.

Der Einsatz des freiwilligen Arbeitsdienstes zum Wohnungsbau wäre also eine wahrhaft nationale und soziale Tat.

E r n s t P f a u

... Der Mangel an Kleinwohnungen, der schon 1934 sehr groß gewesen ist, wird im Jahre 1935 noch größer werden. Es wird sehr bald der Begriff der allgemeinen „Wohnungsnot" gegeben sein, wenn nicht die Förderung des Kleinwohnungsbaues und der Kleinsiedlung wesentlich verstärkt und nicht auch private Mittel in größerem Umfange als bisher für diese Zwecke bereitgestellt werden ... Staatssekretär F r i t z R e i n h a r d t

Flucht aus der Mietskaserne

In Wittenau bei Berlin haben 67 Berliner Straßenbahner ein „Straßenbahn-Paradies", eine Sommerkolonie aus ausrangierten Straßenbahnwagen gebaut, das Stück zu 60 Mark, bei monatlicher Abzahlung von 5 Mark. Zu jeder „Villa" gehören 450 Quadratmeter Gartenland. In einem Bericht in einer Berliner Zeitung läßt der Verfasser die von ihm besuchte „Frau Schaffner" sagen:

„Vorige Woche war ich in der Stadt; aber ich sage jeden Tag: ich will Gott danken, daß er uns das hier gegeben hat. Erst wollt' ich mich nicht dazu bewegen lassen, rauszuziehen — so primitiv ... Aber jetzt will ich nie mehr hier weg. Mit dem Baby müßt' ich sonst mit dem Kinderwagen drei Treppen runter und drei Treppen rauf. Die Kinder sparen Strümpfe und Schuhe, und Appetit gibt es hier! Riechen Sie übrigens mal, wie die frische Wäsche von der Sonne und Luft duftet. Mein Mann und ich, wir stammen beide vom Land. Mein Mann ist sehr für Landwirtschaft, und er hat mir früher immer erzählt, wenn er im Hochsommer mit der Bahn durch Britz fuhr, da wollte er am liebsten herausspringen, um mit den Schnittern das Korn zu mähen. Als junges Ding wollt' ich auch immer nach der Stadt, aber heute denk ich anders."

Arbeiter als Studenten

Das Reichserziehungsministerium wird mit einer Anzahl aus der Hitler-Jugend und dem Arbeitsdienst ausgelesener junger Arbeiter den Versuch machen, sie dem Hochschulstudium zuzuführen. „Die Auslese geschieht nicht unter Berücksichtigung irgendwelcher finanzieller Voraussetzungen, noch ist irgend eine Vorbildung erforderlich, die über den Volksschulbesuch hinausgeht ... Die Bewerber werden zur Vorbereitung des Hochschulbesuchs in einem Kameradschaftshaus zusammengefaßt ... Nach dem ersten Jahr wird eine Prüfung abgelegt, die nach erfolgreicher Ablegung zum Hochschulstudium berechtigt. Im zweiten Jahr beginnt bereits das ordentliche Studium. Auch für das spätere Studium erhalten die Zugelassenen staatliche Freistellen (Lebenshaltung und Studienkosten), wenn die Eltern nicht zur finanziellen Beihilfe herangezogen werden können."

Gemeinsam mit der Studentenschaft ist der Kreis Freiburg (Br.) der Deutschen Arbeitsfront an verschiedene große Firmen mit dem Vorschlag herangetreten, den A r b e i t e r n einen verlängerten Urlaub zu gewähren und dafür S t u d e n t e n einzustellen, die außer Kost und Wohnung keinerlei Entschädigung erhalten sollen. Die meisten Firmen sind auf den Vorschlag eingegangen.

Merkwürdiges

L e t a x i d e l a M a r n e

Es sind jetzt gerade 21 Jahre her, daß die französischen Truppen an der M a r n e zum Gegenstoß ansetzten. Damals wurden die französischen Soldaten in allen verfügbaren Fahrzeugen von Paris aus an die Front befördert; u. a. wurden zu diesem Zweck auch die Pariser Autodroschken verwendet. Nach dem Krieg haben „les taxis de la Marne" einen gewissen Erinnerungs-Wert bekommen.

Und nun haben die Frontkämpfer des nordamerikanischen Staates Oregon den Wunsch geäußert, auch ein solches „taxi de la Marne" zu besitzen. Und siehe da: man hat in Paris noch eines aufgetrieben, dem Besitzer abgekauft, einige Tage in Paris ausgestellt und dann nach USA verfrachtet.

Ist es wohl unhöflich, dieser Reliquie (wie so mancher anderen) gegenüber einen leisen Zweifel an der Echtheit zu äußern?

G u t e n A p p e t i t !

Der Besitzer eines Restaurants in N e w Y o r k hat, um seinen Gästen auch einmal eine Abwechslung zu bieten, ein außer Dienst gestelltes Untersee-Boot gekauft und sehr luxuriös augestattet. Jeden Abend um 11 Uhr verläßt nun das U-Boot, mit sechzehn zahlenden Gästen beladen, den Hafen von New York, fährt eine Meile weit aufs Meer hinaus, taucht, und dann beginnt das Nachtessen, das, dem Lokal und der Umgebung angepaßt, täglich aus Fischspeisen besteht.

Hoffentlich macht dieser Wirt nicht Schule! Sonst müssen wir uns zum Mittagessen in die Lüfte schwingen und jeden Tag Geflügel essen, oder gar in einen Tank kriechen und Pökelfleisch verzehren.

W e t t e g e w o n n e n

Die E n g l ä n d e r haben mal wieder etwas zu lachen. Erscheint da in dem Militärlager Tidworth eines Tages ein Major Willoughby und erklärt, er müsse im Auftrage der Zentralstelle für Militärhospitäler das Hospital des Lagers besichtigen. Er wird von den Ärzten überall herumgeführt, findet alles in bester Ordnung, kargt nicht mit seiner Anerkennung und verabschiedet sich dann sehr höflich. Anschließend begibt er sich zu verschiedenen Regimentern, wird überall von den Offizieren freundlich aufgenommen, dem kommandierenden General vorgestellt, mit dem er sich sehr angeregt unterhält, und wird bei allen Regimentern reichlich bewirtet.

So hätte Major Willoughby herrlich und in Freuden leben können, wenn nicht eine dieser Bewirtungen zu feucht ausgefallen wäre. Nach einer Anzahl von Drinks, die offenbar sein Eichmaß überschritt, verlor er zuerst die Selbstbeherrschung und dann das Bewußtsein, und als er wieder zu sich kam, befand er sich auf einer Polizeiwache. Nach einigen aufklärenden Worten aber konnte er, begleitet vom Gelächter der Polizeibeamten, die Wache verlassen und sich in einen Londoner Klub begeben, um dort einen ansehnlichen Betrag als Wettgewinn in Empfang zu nehmen. Er hatte nämlich gewettet, daß man in England auch heute noch die Stückchen des Hauptmanns von Köpenick nachahmen könne.

J i m

Kultur in Afrika

Wie wahr ist es doch, daß die Kultur nicht mit Lesen und Schreiben, sondern mit dem Handwerk beginnt! Weil es hier keine Handwerker gibt, ist kein wirklicher Fortschritt möglich. Die Schwarzen lernen Lesen und Schreiben, ohne sich zugleich Handfertigkeit anzueignen. Mit diesen Kenntnissen bekommen sie Anstellungen als Verkäufer und Schreiber und sitzen in weißen Kleidern umher. Das Handwerk aber wird gering geachtet.

Hätte ich etwas zu sagen, so dürfte mir kein Schwarzer Lesen und Schreiben lernen, ohne zugleich Lehrling in einem Handwerk zu sein. Keine Ausbildung des Intellekts ohne gleichzeitige Ausbildung der Handfertigkeit! Nur so wird eine gesunde Basis für den Aufstieg geschaffen. Wie lächerlich kommt es mir vor, wenn ich lese, daß Afrika der Kultur erschlossen wird, weil eine Eisenbahn jetzt bis dahin geht, das Automobil bis dorthin vordringt und ein Flugzeugdienst von da nach da eingerichtet werden soll. Damit ist garnichts erreicht. „Inwieweit werden die Schwarzen tüchtige Menschen?" Dies ist das einzige, worauf es ankommt.

... Und wenn die Schwarzen nicht den ... Weg gehen, so bleiben sie eben Wilde, mag einer oder der andere als Schreiber auch das Geld verdienen, um seinem Weibe seidene Strümpfe und Schühlein mit hohen Absätzen aus Europa kommen zu lassen. Beide, samt ihren Nachkommen, werden ja weiter in Bambushütten wohnen.

A l b e r t S c h w e i t z e r („Mitteilungen aus Lambarene", 1924/25)

Hand am Hut, Spazierstock vor dem Bauch, auf den vermeintlichen Botnanger Wagen los, ein lebendes Bild jener ebenso lächerlichen wie unerklärlichen Hast, die gewisse Menschen zu überkommen pflegt, wenn sie mit Eisenbahn oder Straßenbahn zu tun haben.

Die Frau jedoch zeigte nichts dergleichen. Langsam stieg sie aus, gemächlich ging sie über die Straße zur Haltestelle hinüber. Von dort aus beobachtete sie mit maliziösem Lächeln, wie ihr Mann, vom Schaffner abgewiesen, wieder ausstieg und, nachdem er noch eine bissige Bemerkung von Bürgerrechten und Steuerzahlen in den Wagen hineingeworfen hatte, verhitzt und schnaufend über die Straße kam.

„Morom bist net gspronge'?" fauchte er sie an.

„Weil e gsehe' han, daß dear net nausfahrt", sagte sie überlegen. Tatsächlich fuhr der besagte Wagen in diesem Augenblick wieder der Stadt zu.

Der biedere Bürger, aufs höchste aufgebracht ob seiner offenkundigen Niederlage, sah, wie ihm der davonkreischende Wagen Krone und Szepter seiner Hausmacht entführte, sahs und fühlte seine mühsam erkämpfte eheliche Autorität, seine jahrelang mit tausend Schlichen und Kniffen behauptete männliche Überlegenheit schwinden. Aber Schwäche zeigte er nicht. Puterrot im Gesicht vom Laufen und vor Wut, fuchtetelte er mit dem Spazierstock und rettete davon, was noch zu retten war, indem er schrie:

„Des ka' me scho' saumäßig narret mache', daß du net gspronge' bist!"

Im echten Manne ist ein Kind verborgen, sagt der Filosof. Ja, und manchmal ein recht eigensinniges.

•

Ich wohnte einst in Stuttgart im Hochparterre eines Eckhauses. Vor dem Fenster meines Schlafzimmers, das auf die Querstraße hinausging, standen Kastanienbäume, deren dichte Kronen das Licht der nächtlichen Bogenlampen abfingen und die Straße in tiefem Schatten hielten.

Das warme Dunkel dieser Ecke, das die hellbeleuchtete große Verkehrsstraße noch undurchdringlicher machte, übte in milden Nächten eine starke Anziehungskraft auf Liebespaare aus. So wurde ich, der ich bei offenem Fenster schlafe, in vielen Nächten unfreiwilliger Zeuge von Lieb' und Treu, von heißen Schwüren und gefühlvollen, unendlich dauernden Abschieden.

Wie kurz, ach wie kurz sind solche Stunden, wenn man selber draußen steht, und wie lange scheinen sie, wenn nur ein fremdes Echo davon ins Zimmer dringt und einen am Einschlafen hindert! Ich pflegte, wenn es draußen wieder einmal kein Ende nehmen wollte, taktvoll, aber warnend mein Fenster zuzuschlagen.

Eines Sommerabends nun hörete die Liebe draußen wieder einmal nimmer auf, obschon sie in Grenzen blieb. Aber gerade das war es ja, was mich nicht zum Schlafen kommen ließ; die Standhaftigkeit des braven Mädchens war zu stark. Ihr zäher Liebhaber nämlich ließ nicht ab, ihr zuzureden, in Gutem wie in Bösem, mit Gefühlen und mit Verstandesargumenten, flüsternd und laut, höhnisch und drohend. Wie oft hatte ich mich schon geräuspert, wie oft schon gehustet! Selbst das Fenstermittel zog hier nicht, denn als ich nach einer Viertelstunde wieder öffnete, waren die beiden noch immer nicht einig.

So stand ich schließlich auf, trat ans Fenster und sagte höflich zu dem Paar: „Wären Sie nicht so freundlich und gingen jetzt an das Eck dort drüben — ich kann nämlich nicht schlafen ..."

Und wie dankte mir dieser schwäbische Don Juan meine taktvolle Warnung? Man höre: „Wenn Sie e' guats Gwisse' hättet", sagte er, „noh könntet Sie schlofe ..."

S e b a s t i a n B l a u

Möbelmixer

Die Sucht, immer wieder Neues auf den Markt zu bringen, hat u. a. auch die Möbelindustrie ergriffen. Man ist dort in den letzten Jahren aus einem Extrem ins andere gefallen und heute auf dem Umweg über „neue Sachlichkeit" plötzlich wieder bei „Stil"möbeln gelandet. Die wenigen Möbelfabriken, die sich um eine neue deutsche Wohnkultur bemühen und schlichte, handwerklich und geschmacklich saubere Möbel aus deutschem Holz herausbringen, haben es demgegenüber nicht leicht.

Die „Deutsche Handels-Warte" geht in ihrer ersten Augustnummer mit diesen modischen Möbelfabriken scharf ins Gericht. Sie ironisiert treffend das Rezept, nach dem die „modernen Möbelmixer" arbeiten: „Man nehme eine Portion zierliches französisches Rokoko, einige Renaissanceornamente zur beliebigen Verwendung, mische mit etwas Chippendale gut durch, gebe einen Schuß Orient dazu und serviere das ganze mit entsprechender Kaltblütigkeit als ein der guten Gesinnung angemessenes Möbel."

Hoffentlich hilft es!

M. W.

Irgendwie

„Irgendwie" ist irgendwie ein Wort, das bewußt oder unbewußt heute irgendwie eine tolle Inflation erlebt. Der Satz dürfte gar nicht besonders verwundern, denn dieses kleine Wörtchen „irgendwie" muß es den Leuten heute „irgendwie" besonders angetan haben. Bei jeder möglichen und unmöglichen Situation wird es gebraucht, in der Rede besonders, wenn sie „irgendwie" tiefschürfende Fragen behandelt; im Aufsatz, ja, sogar in Doktorarbeiten haben wir die Inflation dieses Wortes gesehen; dabei ist das Wort nicht einmal besonders schön. Wo die Windungen des Gehirns „irgendwie" nicht ausreichen, um sich ordentlich auszudrücken, da muß dieses Wörtchen aushelfen. Meist ist es sinnlos, oft durchaus fehl am Platze ... Verbirgt sich „irgendwie" etwas hinter dem Wort? Wir glauben ja, nämlich — Sprachfaulheit und Gedankenarmut. („Der deutsche Student", Augustheft)

Literatur

Schulungstafeln für politische Erdkunde. Herausgegeben von J. G. B o e c k h. Ludwig Voggenreiter Verlag, Potsdam. Einzeltafel 10 Pfg. Doppeltafel 20 Pfg. — Drohender Kriegszustand zwischen Italien und Abessinien. Wo liegen die Länder? Welches sind ihre geofysischen und klimatischen Verhältnisse? Wie groß ist ihre Bevölkerung und welcher Art sind ihre wirtschaftlichen und militärischen Hilfsmittel? Was wissen wir über ihre Geschichte? Das sind Fragen, die jeder politisch Interessierte sofort stellt, und die verblaßten Schulkenntnisse reichen ebensowenig zur Beantwortung aus, wie die zusammenhanglosen Berichte der Zeitungen. Hier helfen die Schulungstafeln des Verlags Voggenreiter, die in der Tat einem Bedürfnis entgegenkommen. Auf steifen zusammengefalteten Karton gedruckt enthalten diese Tafeln wirklich alles wissenswerte Material in gedrängter Form. Mehrere Kartenbilder ergänzen in anschaulicher Darstellung die Tafeln. Bis jetzt sind 24 Tafeln erschienen, die vom Saargebiet an bis zu Großbritannien, Italien, Sowjetunion, Japan, China, Ferner Osten, Mittelmeergebiet, Abessinien, Reichsautobahnen usf. über fast alle wichtigen Gebiete der Erde gründlich berichten. Für Schulen und jede andere Art Schulungsgruppen sind die Tafeln ein ideales Lehrmittel. Der Verlag kommt dieser Verwendung noch durch erhebliche Preisnachlässe für Sammelbezüge entgegen.

Subskription. Stand der Zeichnung auf Ottilie Häußermanns „Idyllen": 180. Wir brauchen etwa 300 Subskribenten!

Geist und Begeisterung

Soweit ich mich zu erinnern vermag, ist Nietzsche der erste gewesen, der die beiden in der deutschen Sprache formal so nahe verwandten Begriffe „Geist" und „Begeisterung" als sachlich von Grund aus verschieden, ja als unvereinbare Gegensätze erwiesen hat. In seiner „Geburt der Tragödie", die noch völlig in der Welt des Griechentums atmet, hat er für diesen Gegensatz die allgemeineren Ausdrücke „apollinisch" und „dionysisch" gefunden. Und zwar versteht er unter „apollinisch" das Ruhig-Verstandesmäßige und Maßvoll-Überlegte, unter „dionysisch" den tollen Taumel und das hemmungslose Mitfortgerissensein. Alle seine Sympathien aber stehen auf der Seite des Dionysischen.

Und das ist durchaus verständlich. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß der Geist oder das Apollinische einen stark bürgerlichen, um nicht zu sagen: filiströsen Zug hat, während die Begeisterung oder das Dionysische fast überschwenglich-naturhaft und doch zugleich geradezu offenbarungsmäßig anmutet.

Um ganz gerecht zu sein, wird man indessen anerkennen müssen, daß auch das Apollinische seinen Wert besitzt, — einen zwar sicher unscheinbareren, aber dafür doch vielleicht solideren als das Dionysische.

Die dionysische Begeisterung ist ohne Zweifel vor allem auf den Augenblick eingestellt. Sie gleicht dem zündenden Funken, der durch den Raum zuckt und die Atmosfäre reinigt, — gleicht ihm übrigens auch hinsichtlich der Unbestimmtheit und Zufälligkeit seiner schließlichen Wirkung. Denn ob er Morsches und dem Untergang Geweihtes oder Lebenskräftiges und Gesundes hinwegrafft, ist zum mindesten doch ebenso zweifelhaft wie die Entscheidung darüber, ob die Begeisterung, aufs Ganze gesehen, mehr Gutes oder mehr Schlimmes hervorbringt.

Die Begeisterung hat in der Tat völlig die elementarische Zwiespältigkeit eines Naturereignisses, und nur als ästhetische Erscheinung kann sie darum wahrhaft befriedigen. Denn als solche überwältigt sie selbst dort, wo sie unermeßlichen Schaden anrichtet und ganze Schatzhäuser mühsam aufgestapelter menschlicher Güter in Schutthaufen verwandelt.

Mit dem Geist verhält es sich anders. Er gleicht der stillen und zahmen Herdflamme, an der am Ende ja nicht nur das bescheidene Familienmahl, sondern an der von jeher auch alles Große und Zukunftvolle entstanden ist, das den berechtigten Stolz der Menschheit ausmacht.

Natürlich kann man über seine Zahmheit lächeln und sie kleinlich finden. Alles Gezähmte und der menschlichen Kontrolle Unterworfene ist in gewisser Beziehung kleinlich und lächerlich. Aber das hindert doch keineswegs, daß wir der menschlichen Fähigkeit des Zähmens und Kontrollierens unendlich viel mehr verdanken als den bloß elementarischen Ausbrüchen unseres Wesens.

Unendlich viel mehr Dauerndes, sagen wir vielleicht besser. Aber eben die Dauer ist, genau genommen, ja gerade das, was einen Wert erst zum Werte stempelt. Denn das Dauerlose und Vorübergehende ist nicht imstande, aufbauend zu wirken. Es hinterläßt keine schöpferischen Spuren im Strom der Zeit.

Begeisterung ist gut und schön. Und glücklich der, der ihrer fähig ist. Indessen Begeisterung läßt sich — man verzeihe den Ausdruck! — eben nicht auf Flaschen ziehen. Und nur mit Begeisterung kann man also wenig genug erreichen in dieser Welt. Sie bedarf dringend der Ergänzung und Weiterführung durch jene anspruchsloser auftretenden Mächte, die wir unter dem Namen „Geist" zusammenfassen.

Geist freilich pflegt wieder nicht sehr beliebt zu sein bei den Menschen. Und das liegt hauptsächlich wohl daran, daß er anstrengt und ermüdet. Er kostet die Menschen etwas, und das, was etwas kostet, erscheint teuer. Die Begeisterung hingegen ist vergleichsweise billig. Man braucht sich ihr gewissermaßen nur einfach zu überlassen. Das Weitere besorgt sie selbst. Und wenn dieses Weitere nichts Förderliches ist, — nun, so kann man sich ja immer noch auf den Standpunkt der Unverantwortlichkeit zurückziehn und sich damit entschuldigen, daß man eben „nicht ganz bei sich" gewesen sei.

Das ist bequem, unstreitig! Und es bedarf auch keines Beweises, daß es angenehm und lustvoll ist, sich dem Rausch einer solchen Begeisterung hinzugeben, für deren Kosten man nicht aufzukommen genötigt ist. Jedoch, es muß gesagt werden: sittlich ist etwas anderes. Sittlich ist nicht das Angenehme und Lustvolle, das Bequeme und Billige, das Unkontrollierbare und Unverantwortliche, das Anstrengungslose und Nicht-ermüdende, sondern sittlich ist von alledem so ziemlich immer das gerade Gegenteil.

Wer demnach das Sittliche, und das heißt hier auch schon: wer die Leistung will, der muß für den Geist sein und kann die Begeisterung nur höchstens als gelegentliches Glücksgeschenk, nicht aber als künstlich heranzuzüchtenden — und dadurch zugleich der Gefahr der Verunechtung ausgesetzten — Alltagszustand gelten lassen.

Damit soll indessen grundsätzlich noch nichts gegen Nietzsche gesagt sein. Vielmehr: er hatte recht, als er die Sache des Dionysischen vertrat, recht nicht nur aus persönlichen Ursachen, sondern auch aus der ganzen Lage seiner Zeit heraus. Aber unrecht haben seine vielen unberufenen Nachfolger, die keine Nietzsches sind und nicht in seiner Zeit leben.

Kuno Fiedler

Gaben, — wer hätte sie nicht?
Talente — Spielzeug für Kinder!
Erst der Ernst macht den Mann,
Erst der Fleiß das Genie.

Theodor Fontane

Filmkritik und Inserate

In Nr. 33 der Zeitschrift „Deutsche Presse" berichtete Gerhart Weise in einem Aufsatz über die „Krise der Filmkritik":

„Eine große mitteldeutsche Zeitung hatte mit Deutlichkeit einen Film auf die Sollseite verbucht. Der Film lief in einem Theater, das einem großen Berliner Konzern gehört. Der Konzern besitzt in der besagten Stadt drei Lichtspielhäuser. Alle drei Häuser sperrten der Zeitung die Anzeigen. Der Verleger sah sich den Film an, gab seinem Kritiker recht und ließ den Boykott Boykott sein. Die Anzeigen sind, nach Überwindung der ersten Wehmut in den Theaterbüros, brav wieder eingelaufen. Der Kritiker aber schrieb weiter, wie ihm der Kopf gewachsen war. Geschehen lange vor 1933. Der Erfolg: als auch andere Zeitungen mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berg hielten, wirbelte wohl hier und da etwas Staub, aber kein Kino machte mehr den ernstlichen Versuch, die Inserate zu sperren.

Die Zeitung ist im Kampf gegen ein Kino die stärkere Macht, wenn auf ihrer Seite das Recht steht. Ihre Macht, Meinung zu bilden, übertrifft die eines Kinobesitzers erheblich ..."

Wenn ich die Meinung eines andern anhören soll, so muß sie positiv ausgesprochen werden; Problematisches hab' ich in mir selbst genug.

Goethe

Leicht verrückt

„Riesige Staubwolken am Horizont künden die Ankunft der Kavalkaden von Arabern und Edlen vom mystischen Altar in dieser Oasis an ... Heute wird sich der gelbe Sand um uns mit Karawanen beleben, die von allen Seiten hier zusammenströmen, und ehe die Sonne sich senkt, werden Tausende von Dürstenden einen Ruheplatz neben den sprudelnden Bächen gefunden haben, die durch die blühenden Gärten um den Altar des Profeten und die Mauern des Almas-Tempels fließen ..."

Diese Sätze stammen aus einem Zeitungsbericht der „Washington Post" vom 11. Juni 1935, dem Tag, an dem in der Hauptstadt der USA der Kaiserliche Rat des alten arabischen Ordens der Edlen vom mystischen Altar (Nobles of the mystic Shrine) zusammenkam, bestehend aus dem „kaiserlichen Potentaten", dem „stellvertretenden kaiserlichen Potentaten", dem „kaiserlichen Ober-Rabban", einem „kaiserlichen Oberpriester und Profeten" und so weiter bis herab zum „kaiserlichen Marschall" und dem „Hauptmann der Garde".

Alle die Würdenträger und ihr Gefolge, die da auf türkisch kostümiert, den krummen Säbel umgeschnallt und den roten Fes auf dem Haupt (der inzwischen in der Türkei verschwunden ist) durch die geschmückten Straßen von Washington paradierten, waren samt und sonders biedere amerikanische Bürger, Kaufleute, Ärzte, Rechtsanwälte, Buchhalter oder Beamte, meist an die fünfzig Jahre alt, leicht verrunzelt und etwa zur Hälfte Brillenträger. Und die Einwohner von Washington lachten die Leute nicht etwa aus oder wandten sich angewidert von dem lächerlichen Theater ab, sondern hängten Willkommentransparente auf, steckten die Fahnen heraus und illuminierten die Straßen; denn die „Shriners" brachten Geld unter die Leute und spendeten nebenbei auch etwas für verkrüppelte Kinder.

Ist es pedantisch, wenn wir trotzdem einen solchen Blödsinn für unwürdig und peinlich erklären? Zeigt sich in ihm nur, wie sehr auch der heutige Zivilisationsmensch noch kindlicher Wilder ist (was kluge Staatsmänner nie zu vergessen pflegen); oder ist es vielleicht ein spezielles Symptom unserer aus den Fugen geratenen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, das wir in derartigem Firlefanz zu erblicken haben? Etwa der Art, daß alle diese Männer sich untereinander im Grunde langweilig, widerlich und wertlos vorkommen, und daß ihr unbefriedigter Geltungstrieb nun solche künstlichen Mittel braucht, um wenigstens zwischendurch einmal eine Schein-Erfüllung zu erleben?

Ist das eigentlich ein „kultur"gemäßes Festefeiern, das sich im kindischen Aufzug und im Geldausgeben erschöpft, und steckt hinter der Wohltätigkeit, die damit verbunden wird, nicht doch recht viel schlechtes Gewissen?

Hans Hutzelmann

Der Meister

In vielen neu-englischen Städten in USA finden in diesem Jahre Dreihundert-Jahrfeiern statt. Aus diesem Anlaß wurde in Boston auch ein großer Strickwettkampf abgehalten, an dem sich mehr als hundert Frauen beteiligten.

Am Nachmittag des Wettbewerbstages ließen sie von vier Uhr ab geschickt ihre Stricknadeln fliegen, denn bereits um neun Uhr abends sollte der Preisrichter verkünden, wer den Sieg davongetragen hatte. Da erschien gegen sechs Uhr ein älterer Herr, um sich, wenn auch etwas verspätet, noch für den Wettkampf anzumelden. Er setzte sich auf einen Stuhl, legte den Strohhut vorsichtig zwischen die Knie, in den er verschiedene große Wollekäuel warf. Die um ihn sitzenden Frauen blickten ihn ein wenig verächtlich an.

Als dann aber seine Stricknadeln zu arbeiten begannen, erkannten sie sehr bald, daß sie es mit einem gefährlichen Gegner zu tun hatten. Gegen acht Uhr abends lag er bereits an der Spitze. Eine halbe Stunde später wurde offenbar, daß er nicht mehr zu schlagen war, und um neun Uhr abends verkündete der Preisrichter, daß der alte Herr den Sieg davongetragen hatte.

Ein Druckfehler

Das „Regensburger Echo" (Nr. 34) berichtet: „Bei einer Pressebesprechung über das bevorstehende Regensburger Volksfest wurde an die Teilnehmer ein maschinengeschriebenes Manuskript über die wichtigsten Punkte des Volksfestplanes verteilt, in dem u. a. der Satz stand: „Mit Rücksicht auf die Würde der Stadt muß die Polizeistunde um 22 Uhr durchgeführt werden."

Man hätte es ohne weiteres verstanden; es macht tatsächlich keinen guten Eindruck, wenn etwaige vom Festbier Angeheiterte die ganze Nacht über vielleicht auf öffentlichen Straßen herumkrakeelen. Aber der Satz stimmte doch nicht, die Stenotypistin hatte sich anscheinend verhört, denn eine korrigierende Hand hatte sich des Manuskripts bewältigt und nun hieß der Satz: „Mit Rücksicht auf die Wirte der Stadt ..."

Konfessionelle Morgenfeiern

Unter dieser Überschrift veröffentlicht die „HJ, Kampfblatt der Hitlerjugend" einen Artikel, dem wir folgende Sätze entnehmen:

„Lieber Hörer! Du hast das große Glück, an jedem Sonntagvormittag je eine evangelische und je eine katholische Morgenfeier aus dem Lautsprecher an dir vorüberrauschen zu lassen, Wenn du ein wenig aufmerkst, kannst du bisweilen feststellen, daß in diesen Morgenfeiern der eine Redner oft das Gegenteil von dem behauptet, was der andere vorher als unerschütterlich fest hingestellt hat. Du wirst bald dahinter kommen, daß es in diesen konfessionellen Morgenfeiern bisweilen nur um dogmatische Haarspaltereien geht, daß hier ein Streit um tote Formeln und längst nicht mehr lebenswahre Grundsätze geführt wird.

... Andere Leute denken anders als du. Du weißt, daß seit einiger Zeit eine neue Art von Morgenfeiern im Rundfunk eingezogen ist. Das sind die deutschen Morgenfeiern der Hitlerjugend. ... Sobald eine solche Morgenfeier durchgeführt ist, laufen gewöhnlich beim Rundfunk mehr oder weniger große Stöße flammender Protestschreiben ein.

... Diese Herrschaften aus den konfessionellen Kreisen scheinen eine sonderbare Vorstellung vom Rundfunk zu haben. Sie sind offensichtlich der Meinung, der Rundfunk sei nur dazu da, ihren Sonderinteressen, Sonderanschauungen, ihren kleinlichen Gegensätzlichkeiten zu dienen. Der Katholik erwartet vom Rundfunk nur Katholisches, der Protestant nur Protestantisches. Es ist erstaunlich, wieviel Anmaßung bisweilen in solchen Protestschreiben ... liegt."

Kleinigkeiten

Tierschutz. Aus einem Bericht über den 18. internationalen Tierschutzkongreß in Brüssel: „Die deutschen Vertreter wurden von vielen Teilnehmern des Kongresses zu dem Inhalt des Reichs-Tierschutzgesetzes sowie der andern deutschen Gesetzesvorschriften über Tierschutz beglückwünscht, und der Kongreß sprach Deutschland die Anerkennung für die kulturelle Leistung auf dem Gebiet des Tierschutzes aus."

Wie macht er das? „Es gehört keine Kunst dazu, die Gewitterwolken zu sehen, die sich über Europa zusammengeballt haben. Ein Blinder fühlt sie mit Händen." („Stuttgarter Neues Tagblatt", Nr. 396.)

Mahnung an Radfahrer. Für Radfahrer, die sich gerne an Lastautos anhängen, um schneller vorwärts zu kommen, stand kürzlich in Passau hinten am Anhänger eines Lastkraftwagens: „Sei lieber erst um 8 zu Haus, als schon um 7 im Krankenhaus."

Nicht stolpern! In Mainz hat man dieser Tage in der Nähe des Domes und des Gutenbergdenkmals in den Bürgersteig eine mit Inschrift versehene Metallschiene eingelassen, die den hier durchlaufenden 50. Grad nördlicher Breite bezeichnet. (Dieser Breitengrad geht direkt durch den Mainzer Dom.)

Familienleben. Vor dem Amtsgericht Augsburg klagte ein fünfzehnjähriges Mädchen gegen seinen Vater, weil er ihr ein paar Ohrfeigen gegeben hatte. Das Gericht sprach den Vater frei und „gab der Tochter und der Mutter, die sich auf die Seite der Tochter gestellt hatte, ausgiebige Ermahnungen und Aufklärungen über Kindespflichten und Vaterrechte".

Teures Experiment. Professor Kuhns in Heidelberg hat 80 000 Liter Milch verarbeitet, um aus ihnen den Farbstoff der Milch, das Vitamin Lactoslavin zu gewinnen. Vierzehn Gramm waren die Ausbeute.

Gemischtes Konzert. Aus einem Konzertbericht der „Leipziger Neuesten Nachrichten": „Abgesehen von kleinen Entgleisungen des Fagotts und der Hörer war das Zusammenspiel musterhaft."

Beethoven unter Aufsicht. Das ungarische Nationaltheater in Budapest bereitet eine szenische Aufführung von Beethovens „Missa solemnis" vor. Der Theaterleiter Dr. Nemeth erklärte dazu, daß der Kardinal-Fürstprimas Dr. Seredi die Vorstellung durch geeignete Priester überwachen lassen werde, „um die dogmatische und liturgische Richtigkeit der Aufführung zu gewährleisten".

Julius Cäsar. Laut „Zeitungswissenschaft" (Nr. 7) hat der Nationalverband der faschistischen Journalisten in Italien Julius Cäsar zu seinem Schutzpatron ernannt, mit der ausdrücklichen Begründung, daß man damit nicht den Heerführer und Staatsmann, sondern den „Journalisten" Cäsar ehren wolle.

Gefährliche Kürzung. Die „Muttersprache", Heft 7/8, hat in der Grazer „Grenzwacht" einen Hinweis auf eine landwirtschaftliche Tagung gefunden, bei der die Edelmiststätten des Herrn X. besichtigt und ein Vortrag über zweckmäßigen und preiswerten Bau von Edelmiststätten gehalten wurde. Das Blatt kündigt die Veranstaltung an unter der Überschrift: „Edelmisttagung".

Gut bezahlt. König Carol von Rumänien gehört zu den bestbezahlten Monarchen auf der Erde. Er bezieht eine Zivilliste von über zwei Millionen Reichsmark (nach dem augenblicklichen Stande des schwankenden Lei).

Gegen das Taschentuch. In Rom ist eine Bewegung ins Leben gerufen worden, die einen Kampf gegen das Taschentuch führen will. An der Spitze dieser Bewegung stehen Ärzte, die die Ansicht vertreten, daß das Taschentuch den hygienischen Erfordernissen der Gegenwart nicht mehr entspreche. Oft schleppe man tagelang in seiner Hosentasche, sorgfältig eingepackt, die gefährlichsten Keime mit sich herum, während es angebracht wäre, nach japanischem Vorbild Blätter aus Seidenpapier zu benutzen, die nach jedem Gebrauch vernichtet werden.

Klingende Namen. Mussolini hat den fünf nach Afrika abtransportierten Milizdivisionen die Namen „Unfehlbar", „Höchste Kühnheit und Tapferkeit", „Rom, Name und Vorbedeutung", „Wer wagt, gewinnt" und „Mit Herz und Eisen auf unser Ziel los" gegeben.

Gut gemeint. Der Erzbischof von Canterbury und der Leiter des Verbands englischer Freikirchen, Pastor Berry, haben ihre Gläubigen zu Gebeten für die Abwendung eines italienisch-abessinischen Krieges aufgefordert: „... der Geist Gottes möge den Mitgliedern des Völkerbundsrates Weisheit und Mut verleihen, damit sie durch ihre Beschlüsse womöglich noch einen Krieg abwenden, aber auf jeden Fall die Sache der Gerechtigkeit und die Achtung vor Verträgen schützen." (Das klingt fast, als ob die beiden geistlichen Herrn selber nicht an eine Erhörung geglaubt hätten.)

Ein schreiender Koffer. In englischen Geschäften wird ein Reisekoffer angeboten, der mit lauter Stimme um Hilfe schreit, wenn sich ein Unbefugter seiner bemächtigen will. Durch Anheben des Henkels wird ein verborgener Kontakt ausgelöst, der die Grammofonstimme ertönen läßt.

Urinstinkt. Die Meldung eines Blattes, daß im Londoner Zoo eine Besucherin dabei ertappt worden sei, wie sie einem Strauß mehrere Federn aus dem Flügel riß, scheint darauf hinzudeuten, daß in England auch heute noch Hüte mit Straußenfedern getragen werden.

Literarischer Bandwurm. In einer Zeitung der kleinen französischen Stadt Rennes veröffentlicht ein Geschichtsprofessor einen Roman, der vor sechs Jahren begonnen hat und den er noch auf einige Jahre zu erstrecken gedenkt. Die treuesten Leser können sich nicht mehr auf die Ereignisse am Anfang des Romans besinnen.

Lourdes. Zeitungsmeldung vom 20. August: „Ein großer Teil der tausend schottischen Pilger, die von einer Wallfahrt nach der französischen Wallfahrtsstätte Lourdes zurückgekehrt sind, sind in der Heimat von einer tyfösen Unterleibserkrankung befallen worden. Bisher sind vier Erkrankte gestorben, 70 liegen noch in Krankenhäusern in Schottland; auch aus Irland und dem Norden Englands werden Erkrankungen gemeldet."

Schlangen. Die brasilianische Vereinigung zur Bekämpfung von Schlangen hat einen Tätigkeitsbericht über die letzten drei Jahre veröffentlicht, aus dem hervorgeht, daß durch straffe Organisierung der Fänger und neue Fangmethoden in dieser Zeit mehr als acht Millionen Schlangen getötet wurden, von denen die allermeisten giftig waren.

Regenschirme. In London bleiben bei schönem Wetter in Omnibussen u. dgl. täglich im Durchschnitt 200 Regenschirme stehen, bei Regenwetter etwa 500. Ein Rekordtag war der 26. August; an diesem Tag wurden in den öffentlichen Verkehrswagen Londons 1158 Regenschirme vergessen. (Es hatte nach langer Trockenheit das erstemal wieder geregnet.)

Aus Japan. In dem japanischen Schwefelarsenbad Kusatsu in der Provinz Hirsoschima ist ein Gedenkstein für den deutschen Arzt Dr. Erwin Baelz enthüllt worden, der 1876—1905 in Japan gewirkt und sich um die Einführung der modernen Medizin große Verdienste erworben hat.

Heizbares Bett. Der „Berliner Lokalanzeiger" (Nr. 203) teilt mit, daß in Stockholm ein Rentner ein heizbares Bett zum Patent angemeldet habe. Die Spiralen der Matratze sind isoliert und mit einer elektrischen Stromquelle in Verbindung gebracht. Das Bett soll eine Wärme bis zu 25 Grad entwickeln.

Das Kunsthaus Schaller, Stuttgart, Marienstraße 14, zeigt im September Gemälde von Walter Eck und Hubert Woelfle, Plastiken und Zeichnungen von Elisabeth von Esseö und Aquarelle von Willi Komatz. Ferner wird die Totenmaskensammlung von Rauch und Rietschel (aus Privatbesitz) gezeigt. Werktags geöffnet von 8.30 bis 19 Uhr.

Druckfehler. In der letzten Nummer sind ein paar Druckfehler stehen geblieben (u. a. „Arzteken" statt „Azteken"), was einige Leser mit Recht gerügt haben.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 61); Telefon 260 18, Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.

Stuttgart, 15. September 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 37

Der Arzt

Als der Achtundneunzig-Tage-Kaiser Friedrich III. im Sommer 1888 seinem Kehlkopfleiden erlegen war, gab es unter den um diese zerstörte Hoffnung Trauernden Viele, die glaubten, seinem Arzt, dem Engländer Mackenzie, schwerste Schuld beimessen zu müssen. Dieser hatte den Kronprinzen — entgegen der Diagnose einiger deutschen Ärzte — nicht auf Krebs behandelt und eine frühzeitige Operation, die vielleicht bis auf Weiteres geholfen hätte, verhindert. Er konnte sich dabei auf den berühmten Chirurgen Virchow berufen, dem er eine Probe der Geschwulst vorgelegt hatte, und der sie ebenfalls nicht für bösartig gehalten hatte. Später behaupteten aber gewisse besonders erboste Ankläger Mackenzies, er habe Virchow damals absichtlich ein falsches, gesundes Stück Gewebe geschickt, um sich das hohe Honorar für eine längere wenn auch erfolglose Kur nicht entgehen zu lassen (die sonst durch die so oder so entscheidende Operation abgekürzt worden wäre).

Als vor ein paar Jahren die Fachärzte sich in ihrer Mehrzahl gegen die Anwendung eines neuen, wie es hieß sehr wirkungsvollen Tuberkuloseheilmittels aussprachen, gingen verschiedene enthusiastische Verfechter des abgelehnten Präparats so weit, den Verdacht auszusprechen, gewisse Spezialisten und Sanatoriumsbesitzer (das „Tuberkulosekapital") seien gegen die „Abschaffung der Tuberkulose", da sie ja an ihrem Weiterbestand höchstpersönlich interessiert seien.

Wir dürfen überzeugt sein: es gibt keinen wirklichen Arzt, dem eine derartige Ruchlosigkeit zuzutrauen wäre; und auch jene Verdächtigung Mackenzies, obwohl patriotischer Wurzel entsprossen, muß als unglaubhaft abgelehnt werden. Wir haben diese Beispiele lediglich angeführt, weil aus ihnen die tragische Situation des Arztes sichtbar wird, der unter den heutigen Bedingungen seiner Existenz sozusagen auf die Krankheit als Verdienstquelle angewiesen zu sein scheint; der offenbar nicht leben könnte, wenn nicht immer wieder Menschen da wären, die ihm den Gefallen tun krank zu werden.

Man hat das schon manchmal, und zwar gerade auch in ärztlichen Kreisen selber, als grotesk empfunden; und man hat, um des Kontrastes willen, mehr oder weniger scherzhaft auf eine angebliche Sitte bei reichen Chinesen verwiesen, die ihren Hausarzt nur solange zahlen, als sie gesund bleiben, und ihm seine Bezüge sperren, solange sie krank sind. Hier, fügte man hinzu, sei der Arzt eindeutig an der Gesundheit seiner „Kunden" interessiert, nicht an ihrer Krankheit.

Da seid ihr auf dem Holzweg, haben dann wieder andere entgegnet. Wollt ihr denn etwa auch aus dem Arzt, der gerade im freien Wettbewerb mit seinen Berufsgenossen zum Besten der kranken Menschheit zeigen kann, was er ist und versteht, einen Beamten machen? Einen Funktionär, der seine Bürostunden absitzt und sein festes Gehalt dafür einsteckt, wobei es ihm dann ziemlich gleichgültig sein wird, ob er beliebt ist oder nicht, ob er Erfolg hat oder nicht, ob ihn der in Anspruch nimmt oder jener?

Die Sache liegt in der Tat nicht ganz einfach. Vielleicht auch deshalb, weil man das Berufsproblem des Arztes bisher fast nur vom Standpunkt des Erkrankten aus zu betrachten gewohnt war und kaum daran dachte, daß er am Ende auch für den Gesunden da sein könnte. Auch hier, zwischen Gesunden und Kranken, gibt es einen Konflikt sich überschneidender Interessen; und es handelt sich für den Arzt beim Heilen und beim Vorbeugen (das „besser ist als Heilen") um zwei deutlich verschiedene Aufgabengebiete. Beide auf einmal zu bewältigen ginge wahrscheinlich oft über die Kraft eines einzelnen Mannes, wenn man sie nicht auseinanderhalten würde, wie dies ja schon heute geschieht: dadurch daß die „positiven" ärztlichen Aufgaben, Vorbeugung, Hygiene, Gesundheitskontrolle, besonderen beamteten Ärzten, dem Kreisarzt, dem Schularzt usw. zugewiesen sind, die daneben nur noch eine beschränkte Privatpraxis ausüben können.

Die Tendenz der Entwicklung geht ohne Zweifel dahin, den Aufgabenkreis des beamteten Arztes auszudehnen und seine Kompetenz zu erweitern. Mochte sich in einem individualistisch und „liberalistisch" gerichteten Zeitalter der Arzt vorwiegend mit den einzelnen Kranken beschäftigen, die ihn „auf eigene Rechnung und Gefahr" konsultierten, — im Zuge der sozialistischen Gedankenrichtung liegt es, sich um ganze Gruppen und Gemeinschaften und nicht bloß um die Kranken sondern vorher noch um die Gesunden zu kümmern. Der Arzt erscheint dann nicht so sehr als der mögliche Retter, den man in der Krankheit zu Hilfe ruft, sondern mehr noch und in erster Linie als der Hüter der Gesundheit.

Gewiß: er ist das auch bisher schon gewesen. Man sehe sich die statistischen Sterblichkeitskurven der zivilisierten Länder seit Beginn des vergangenen Jahrhunderts an; man denke an die Verminderung der Kindersterblichkeit, die früher in diesem Ausmaß niemand für möglich gehalten hätte, an die völlige Ausrottung von gewissen Seuchen und Epidemien, die in vergangenen Zeiten immer wieder die Völker dezimierten, an die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gestiegene Durchschnittszahl der Lebensdauer, die der Einzelne zu erwarten hat: das alles sind ebensoviele Ruhmesblätter in der Geschichte der ärztlichen Wissenschaft und Praxis.

Aber damit ist nicht gesagt, daß für den Arzt als Wächter der Volkskraft und Volksgesundheit nicht noch sehr viel zu tun bliebe. Ein Staat, dessen Führer sich bewußt sind, wie wichtig für seine Zukunft nicht bloß die Zahl sondern auch die Art, die Qualität der Volksgenossen ist, muß dem Arzt eine noch weit wichtigere und einflußreichere Stellung im öffentlichen Leben einräumen als er sie heute schon hat. Der für die Volkskraft und -Gesundheit verantwortliche Arzt müßte anderen Instanzen gegenüber, vor allem der „Wirtschaft", mit geradezu diktatorischen Vollmachten ausgestattet sein. Seinen Anordnungen, seinem Veto gegenüber dürfte kein Hinweis auf Soll und Haben, keine Rücksicht auf gefährdete Dividenden oder Börsenkurse etwas gelten. Denn wichtiger als alles das ist der Mensch.

Durch die Sterilisierung Minderwertiger und Erbkranker verhindern wir heute die Entstehung schlechten Nachwuchses. Aber haben wir auch schon alle Vorkehrungen getroffen, die es den Wertvollen und Gesunden ermöglichen würden, sich in vielen und unter günstigen Bedingungen aufwachsenden Kindern fortzupflanzen? Wieviele Wohnungen, nicht bloß in den Großstädten sondern auch auf dem Land, mag es heute noch geben, in denen unmöglich ein starkes, lebensfrohes und gesundes Geschlecht aufwachsen kann? Wieviele Werkräume mögen noch vorhanden sein, in denen die Gesundheit der Beschäftigten notleiden muß, wie viele Arbeitsverfahren, die schädlich sind, wie viel Ausbeutung, die nach dem heutigen technischen Stand vermeidbar wäre? Ist es nicht verkehrt, Kinder in den entscheidendsten Jahren der Entwicklung dauernd in Schulbänke zu pressen? Ist nicht dies und das in unserer Kleidung gesundheitlich zu beanstanden? Und wie steht es mit unserer Volksernährung? Ist nicht an ihr recht Vieles auszusetzen? Warum gibt es kein ordentliches Brot mehr, sondern nur Brot in Anführungszeichen? Ist die Qualität unserer wichtigsten Nahrungsmittel einwandfrei?

Alles das sind Fragen, die vom Arzt behandelt und beantwortet gehören; und von seiner Antwort sollten entscheidende Entschlüsse und Maßnahmen abhängen, ohne daß dabei irgendwelche Rücksicht auf private Interessen, und wären sie noch so beachtlich, genommen werden dürfte. × × ×

„...Das muß jedem deutschen Arzt wieder A und O seines Seins werden, daß er in erster Linie nicht eine Reparaturwerkstätte unterhält, in der Krankes nach Möglichkeit wieder funktionsfähig gemacht wird, sondern daß er vielmehr, als höchste Aufgabe, Wächter zu sein hat über dem Leben der Nation, deren gesunde Glieder gar nicht erst in Gefahr kommen dürfen, durch Krankheit geschwächt zu werden."

(Nationalsozialistische Parteikorrespondenz, 25. Juli 1935)

In einer Versammlung der „Gesellschaft zur Verbesserung des Wohnungswesens" in London wurde festgestellt, daß noch heute 60 000 Londoner Familien in je einem einzigen Raum („halb Gefängnis halb Leichenhaus") leben müssen.

Dr. Ley in einer Rede vor Industriellen in Kaiserslautern am 3. September: „... Zur erfolgreichen Auswirkung des Urlaubs muß hinzukommen, daß der Arbeiter ihn nicht daheim, in seiner mehr oder minder unzureichenden Wohnung verbringt ..."

Nach einer Veröffentlichung des Reichsarbeitsblatts ist, parallel mit dem Aufschwung der Wirtschaft, im Jahr 1934 auch die Zahl der an Berufskrankheiten Erkrankten gestiegen (von 7133 auf 7712). An der Spitze marschieren die Staublungenerkrankungen; dann folgen Bleikrankheit, Erkrankungen durch Thomasschlackenmehl, Benzolvergiftung, Kohlenoxydvergiftung, chronische Hauterkrankung durch Galvanisierungsarbeiten, Ruß, Paraffin, Teer, Pech usw., Erkrankungen durch Arbeit mit Preßluftwerkzeugen, Arsen- und Quecksilbervergiftungen, Taubheit durch Lärm u. a.

Die mittlere Lebenserwartung in Deutschland ist heute für Männer 59,75 Jahre, für Frauen 62,63.

Deutschlands Kinder

Auf dem Internationalen Kongreß für Bevölkerungswissenschaft in Berlin hat kürzlich Dr. Burgdörffer über die deutsche Bevölkerungsentwicklung gesprochen. Die heute noch vorhandene Bevölkerungsungszunahme werde jäh abbrechen, wenn die stark besetzten höheren Jahrgänge zum Absterben kommen, — außer es gelinge, durch Steigerung der Geburtenzahl einen Ausgleich zu schaffen. Der Umschwung, der 1934 in der Geburtenkurve zu verzeichnen war (1 181 000 Lebendgeborene gegen 957 000 im Jahr 1933) werde zwar infolge der geringeren Stärke der jetzt heiratsfähigen Kriegsjahrgänge nicht im gleichen Ausmaß anhalten, aber er zeige wenigstens einen Weg zur Erhaltung unserer Volkszahl. Übrigens dürfe eine biologisch richtige Bevölkerungspolitik nicht bloß auf die Zahl achten, sondern müsse auch die Art im Auge haben: die Fortpflanzung der wertvollen und erbgesunden Familien sei zu fördern, diejenige der unterwertigen, erbkranken zu hemmen.

Wenn der Bevölkerungszustand nur wenigstens auf gleicher Höhe erhalten werden soll, müssen aus den deutschen Ehen im Durchschnitt mindestens drei Kinder hervorgehen. Bei der Volkszählung von 1933 hat sich aber gezeigt, daß von den 14,3 Millionen verheirateter Frauen in Deutschland fast ein Fünftel kinderlos war, über ein Fünftel nur ein Kind und ein weiteres Fünftel nur zwei Kinder hatten. In den vor 1907 geschlossenen Ehen gab es noch in 40 Prozent der Fälle fünf und mehr Kinder; bei den Eheschließungen zwischen 1908 und 1912 in 23 Prozent, 1913 bis 1933 nur noch in 5 Prozent der Fälle.

Im übrigen ist zu beobachten, daß die Kinderlosigkeit in der Stadt größer ist als auf dem Lande, bei den Evangelischen größer als bei den Katholiken, bei den Agnestellten und Beamten größer als bei Bauern und Arbeitern.

Kleine Chronik

In Nürnberg ist der Reichsparteitag der NSDAP abgehalten worden.

In Genf ist die Völkerbundsvollversammlung zusammengetreten.

Der Völkerbundsrat hat einen Fünferausschuß zur Behandlung des italienisch-abessinischen Konflikts eingesetzt.

Der Konzessionsvertrag zwischen der abessinischen Regierung und einer amerikanischen (nicht: englisch-amerikanischen) Gesellschaft ist auf den Einspruch der Regierung in Washington hin von der amerikanischen Gesellschaft rückgängig gemacht worden.

Der italienisch-abessinische Schlichtungsausschuß für den Zwischenfall von Ual-Ual hat entschieden, daß für diesen Zwischenfall weder die italienische noch die abessinische Regierung verantwortlich sei.

In der Schweiz ist ein Antrag auf Totalrevision der Verfassung durch einen Volksentscheid mit 510 000 gegen 200 000 Stimmen abgelehnt worden.

In Litauen sind wegen der Bauernrevolten der Minister des Innern und der Landwirtschaftsminister zurückgetreten.

Der Gouverneur des Memelgebiets hat dem Spitzenkandidaten der memelländischen Einheitsliste, Dr. Schreiber, die litauische Staatsangehörigkeit und damit das passive Wahlrecht entzogen.

In Japan ist der Kriegsminister Hayaschi (dessen Mitarbeiter Nagata kürzlich von einem Offizier ermordet worden ist) zurückgetreten. Sein Nachfolger gehört, wie der Mörder Nagatas, zu derjenigen Gruppe von Offizieren, die einen noch stärkeren Einfluß der Armee auf die Politik fordern.

Auf den Senator Huey P. Long, der „Diktator von Louisiana", ist in Washington ein Attentat verübt worden.

Zweieinhalb Jahre

Von Fritz Werkmann

Zweieinhalb Jahre aktivster deutscher Konjunkturpolitik liegen hinter uns. Eine Reihe statistischer Angaben ermöglichen es, in mancher Hinsicht eine Bilanz der 2½ Jahre zu ziehen. Gedacht ist hier nicht an privatwirtschaftliche Bilanzen. Die kann jeder — vom größten Unternehmen bis zum kleinsten Haushalt — für sich selber aufstellen. Erwähnt sei nur, daß die vom Institut für Konjunkturforschung laufend verfolgten Gewinn- und Verlustrechnungen von 325 Aktiengesellschaften mit einem Aktienkapital von 5,5 Milliarden Mark gerade bei den seit Anfang dieses Jahres veröffentlichten Abschlüssen erhebliche Gewinnsteigerungen erkennen lassen. Bei den im Januar 1935 veröffentlichten Abschlüssen betrug der Reingewinn durchschnittlich 4,8 Prozent des Aktienkapitals (gegenüber 1,6 Prozent im Vorjahr), bei den im Juni veröffentlichten 5,9 Prozent (gegenüber 4,4 Prozent im Vorjahr).

Unter den volkswirtschaftlichen „Bilanzziffern" müssen wir uns natürlich in erster Linie die Beschäftigungs- und Arbeitslosenziffern ansehen.

Die Gesamtzahl der Beschäftigten (einschließlich der sogenannten „zusätzlich Beschäftigten": Arbeitsdienst, Landhilfe, Notstands- und Fürsorgearbeiter) betrug Ende Januar 1933 nur 11 730 000, Ende Juli 1935 dagegen 16 910 000. Die Zahl der Beschäftigten hat also um 5 180 000 (44 Prozent) zugenommen. Von der Zunahme entfallen nur 300 000 auf die „zusätzliche Beschäftigung". — Die Zahl der bei den Arbeitsämtern gemeldeten Arbeitslosen hat gleichzeitig von 6 014 000 auf 1 754 000, also um 4 260 000 abgenommen. Daß die Zunahme der Beschäftigten um 920 000 größer ist als die Abnahme der registrierten Arbeitslosen, zeigt, daß auch die „unsichtbare" Arbeitslosigkeit (die Zahl der nicht registrierten Arbeitslosen) abgenommen hat.

Die Produktion hat noch viel stärker zugenommen als die Zahl der Beschäftigten. Die landwirtschaftliche Produktion hat vom Erntejahr 1932/33 (Juli-Juni) bis zum Erntejahr 1934/35 mengenmäßig um fast 10 Prozent zugenommen. Die industrielle Produktion (ohne Nahrungs- und Genußmittel) lag Anfang 1933 bei 53 Prozent, Mitte 1935 bei 95 Prozent ihres Standes von 1928. Die Zunahme innerhalb von 2½ Jahren betrug also 80 Prozent. Sie war, wie bekannt, sehr ungleichmäßig.

Die Produktion von industriellen Konsumgütern (z. B. Textilwaren, Schuhwaren, Hausrat; ohne Nahrungs- und Genußmittel) hat vom Januar 1933 bis zum Juni 1935 um 8,6 Prozent zugenommen, die Produktion von Investitionsgütern (z. B. Metallen, Maschinen, Fahrzeugen, Bauten) um 240 Prozent.

Gerade diese Ungleichmäßigkeit der Entwicklung ist für die gegenwärtige deutsche Konjunktur kennzeichnend. Im Laufe des Jahres 1928, also 1½ bis 2½ Jahre nach dem Tiefpunkt der Konsumgüterproduktion von Mitte 1926, lag die höchste Monatsproduktion von industriellen Konsumgütern 65 Prozent, die höchste Monatsproduktion von Investitionsgütern 70 Prozent über dem Stand von Mitte 1926.

Auch die Veränderungen der Preise seit Anfang 1933 lassen sich nicht durch eine einzige „Bilanzziffer" zureichend kennzeichnen. Der Index der Großhandelspreise vom Juli 1935 liegt um 11,9 Prozent über dem vom Januar 1933. Die durchschnittliche Erhöhung der Großhandelspreise ist aber das Ergebnis der mannigfaltigsten Einzelbewegungen. Das Institut für Konjunkturforschung errechnet die folgenden Veränderungen der Großhandelspreise von Januar 1933 bis zum Juli 1935:

Agrarstoffe	+ 27,4%
Kolonialwaren	+ 4,7%
Industrielle Rohstoffe und Halbwaren	+ 4,2%
Industrielle Fertigwaren, gesamt	+ 5,5%
davon: Produktionsgüter	— 1,8%
Konsumgüter	+ 11,2%

Die Kleinhandelspreise sind, nach dem Index der Lebenshaltungskosten, nicht ebenso stark gestiegen. Der Index der Lebenshaltungskosten erhöhte sich in derselben Zeit nur um 6,1 Prozent. Im Einzelnen: während die Großhandelspreise für Agrarstoffe um 27,4 Prozent stiegen, erhöhten sich die Ernährungskosten nur um 10,4 Prozent; während die Großhandelspreise für Textilwaren um 16,1 Prozent stiegen, erhöhten sich die Bekleidungskosten nur um 10,2 Prozent. Die Erhöhung der Großhandelspreise belastete also die Konsumenten nicht in vollem Umfang, sondern verkürzte die Handels- und Verarbeitungsspanne, vor allem des Mittelstandes.

*

Die industrielle Produktion ist um 80 Prozent gestiegen, die Zahl der Beschäftigten um 44 Prozent, das Lohn- und Gehaltseinkommen um 28 Prozent. Dieser letztgenannten Steigerung stehen gegenüber der Rückgang der Unterstützungszahlungen und der Preisauftrieb. Kein Wunder also, daß der Hauptteil der Produktionsvermehrung in Form von Investitionsgütern erfolgte. Für ein Mehr an Konsumgütern würde es ja an Absatz fehlen.

Wir erleben eine Investitionsgüter-Konjunktur. Doch die Investitionsgüter finden — und das ist das zweite charakteristische Merkmal der gegenwärtigen deutschen Konjunktur — nicht die in früheren Konjunkturen gewohnte Verwendung zur Vergrößerung des Produktionsapparates. Der Anreiz zu einer solchen Verwendung konnte dieses Mal selbstverständlich nur gering sein, da die Volkswirtschaft beim Ausgang der Krise über einen riesigen unausgenutzten Produktionsapparat verfügte. Im Januar 1933 war der industrielle Apparat Deutschlands nur zu einem Drittel ausgenutzt! Auch heute ist der Anreiz zu einer Vergrößerung noch nicht groß. Abgesehen von den wenigen Fällen, wo sich neue technische Aufgaben stellten (z. B. bei der Produktion einheimischer Treib- und Textilstoffe), konnte die Produktion überall erweitert werden, ohne daß Erweiterungen der Produktionsstätten erforderlich waren.

So kommt es, daß nach Schätzung des Instituts für Konjunkturforschung die Investitionen in Deutschland zurzeit zwar höchstens um 10—15 Prozent geringer sind als 1928. Aber während 1928 die öffentliche Hand nur ein Fünftel der Ge-

samtinvestitionen unmittelbar vornahm, stehen heute — um es in den Worten des Instituts zu sagen — „etwa zwei Drittel der Neu- und Ersatzbeschaffungen direkt oder indirekt unter dem Einfluß des Staates". Dabei „ist zu bedenken, daß die ererzeugten Anlagegüter nur zum kleinsten Teil innerhalb der Industrie zu Neuanlagen verwendet werden; im Gegensatz zu früheren Erfahrungen braucht also die verschiedenartige Entwicklung der Anlage- und Verbrauchsgütererzeugung zunächst keine ‚Disproportionalität' in der Industrie hervorzurufen."

Die übliche Krisengefahr: daß die Produkte der Neuanlagen unverkäuflich sind, ist in der Tat gering, eben weil die Neuanlagen garnicht dazu geeignet sind, Produkte zu erzeugen. Die Führung der deutschen Wirtschaft steht heute vor einem ganz anders gearteten Problem, nämlich vor der Frage, wie die besondere deutsche Investitionsgüterkonjunktur weiter finanziert werden kann. Diese Frage soll hier nicht anhangweise, sondern in einer der nächsten Nummern ausführlich behandelt werden. Denn sie ist ernst und schwierig. So schwierig, daß sogar Dr. Schacht von ihr in Königsberg am 18. August mit großer Offenheit bekannte: „Auf die Gefahr hin, als alte Tante angesprochen zu werden, möchte ich mit aller Deutlichkeit erklären, daß die Frage nach der materiellen Durchführung der uns gestellten Aufgabe mir erhebliches Kopfzerbrechen macht."

Umbau statt Abbruch

Der Artikel „Wohnungsbau und Arbeitsdienst" in der letzten Nummer hat einen Leser zu folgender Mitteilung veranlaßt:

„In einer Gegend Deutschlands, die sehr unter Erwerbslosigkeit und Wohnungsnot zu leiden hatte, wurde vor etwa drei Jahren eine staatliche Zeche stillgelegt, deren Kohlenvorräte erschöpft waren. Man brach das Fördergerüst ab; es war sinnlos geworden. Dann begann man aber auch die früheren technischen Büros, die Umkleideräume und das zwei Stockwerk hohe Maschinenhaus umzulegen. Dieses war ganz aus Beton gebaut; es konnte nur durch kostspielige Sprengungen beseitigt werden.

War es wirklich nötig, ein Gebäude, das soviel gekostet hatte, nach Erledigung seines eigentlichen Bauzweckes abzureißen? Wäre es nicht möglich gewesen, eine neue Verwendung dafür zu finden? Die im Ort vorhandene Wohnungsnot hätte doch wenigstens den Gedanken auftauchen lassen müssen, die Räume zu Wohnungen umzubauen. Für das Geld, das dem Abbruchunternehmer für die Niederlegung gezahlt werden mußte, hätte man das für den Umbau nötige Baumaterial kaufen können. Die durch die Stillegung der Zeche erwerbslos gewordenen Arbeiter hätten unter Weiterzahlung der Erwerbslosenunterstützung wahrscheinlich gern am Umbau gearbeitet, wenn ihnen auf diese Weise billige Wohnungen entstanden wären. Wäre so nach gemeinnütziger Weise verfahren worden, so könnte man heute an Stelle des Schuttfeldes ein freundliches Wohnhaus stehen sehen."

Die Hoch-Mietskaserne

In einem von dem jetzt siebzigjährigen Dr. Alfred Hugenberg herausgegebenen Buch „Die neue Stadt", das soeben erschienen ist, wird den deutschen Großstädten die Errichtung riesiger Hochhäuser nach amerikanischem Muster empfohlen, und zwar nicht nur für Amts- oder Geschäftsräume, sondern auch für Wohnungen. Dabei soll ein neues „dingliches" Wohnrecht den Bewohnern die Möglichkeit schaffen, Eigentümer von einzelnen Stockwerken zu werden.

In der „Bodenreform" (Nr. 37) wendet sich K. Schatter gegen diesen Vorschlag. „... Wenn das die Zukunft der deutschen Großstädte sein soll, daß die Arbeiterfamilie 25 oder 30 Stock hoch wohnen soll, wenn die Arbeiterfrau mit ihrem Kinderwagen 25 Stock mit dem Fahrstuhl hinunter muß, dann werden viele nicht mit Hugenberg gehen. Die Wohnung ist das Heim der Familie. Grundlegend, entscheidend für das Wohl des Kindes sind seine ersten Kinderjahre. Die Kinder sehen noch nicht so oft zu den Sternen, sondern sie gehören zur mütterlichen Erde, die sie eben nur mit Pflanzen und Tieren erleben, wenn sie oft und leicht zur Erde kommen. Eine Arbeitermutter hat die kleinsten Kinder bei sich, während sie ihre häuslichen Arbeiten verrichtet, die größeren kann sie nicht halten, sie wollen auf die Straße. Aus dem drei- und vierstöckigen Haus kann die Mutter zur Not die Kinder auf dem Hof und der Straße noch mit Wort und Blick erreichen; aus dem Fenster des 25. Stockes müßte sie aber schon mit einem Fernglas nach ihren Kindern auf der Straße sehen. Nein, das kann unmöglich die Zukunft der der deutschen Großstädte sein, Wolkenkratzer für Wohnzwecke zu bauen!"

Schatter ist mit Dr. Ludovici, Dr. Goerdeler und dem Reichsarbeitsminister Seldte, die er zitiert, nicht für Wohnhochhäuser, sondern für Eigenheime und Kleinsiedlungen.

Empire-Wanderung?

Kanada hat heute 11 Millionen Einwohner; wenn das Land auch nur so dicht besiedelt wäre wie die Vereinigten Staaten, dann wären es 70—80 Millionen. Australien zählt 6,7 Millionen Einwohner; es müßte 46 Millionen beherbergen, wenn es die Bevölkerungsdichte der USA erreichen wollte, und Neuseeland müßte seine Bevölkerungszahl von 1,5 auf 13,5 steigern.

Das sind Zahlen, die den Lenkern des britischen Reiches allerlei Sorgen machen. Denn die englische Regierung möchte die Bevölkerung in den Dominions gerne so vermehren, daß zwischen Dominions und Nachbarländern keine allzugroßen Druckunterschiede entstehen, die irgendwann zu einer Explosion führen müssen, und daß die Bevölkerung der Dominions zur militärischen Verteidigung genügt. Der Erreichung dieses Zieles aber stehen ziemliche Schwierigkeiten entgegen.

Zunächst einmal sperren die Dominions selbst die Einwanderung, weil es ja auch dort schon genug Arbeitslose gibt, und weil die Arbeiter in den Dominions von einer Einwanderung nur Lohndrückerei befürchten. Auf der andern Seite fürchtet die englische Industrie, eine Vermehrung der Bevölkerung in den Dominions würde eine stärkere Industrialisierung der Dominions bewirken, es würde ihr also dadurch eine neue Konkurrenz entstehen. Die größte Schwierigkeit aber liegt im Sinken des Geburtenüberschusses im Mutterland.

Da auch in den Dominions der Geburtenüberschuß immer kleiner wird, muß die englische Regierung, wenn sie die Bevölkerungszahl in den Dominions entwickeln will, für Einwanderung sorgen. Aber woher die Menschen nehmen?

Selbst wenn es möglich wäre, die 2 Millionen Arbeitslosen, die England gegenwärtig noch hat, zur Auswanderung zu bewegen oder zu zwingen, und selbst wenn außerdem jährlich etwa 150 000 Engländer auswandern würden (so groß ist gegenwärtig der jährliche Geburtenüberschuß in England), so würde sich die Bevölkerungszahl der Dominions dadurch nicht wesentlich heben. „Ich habe das Gefühl, daß die Zeit bald kommen wird, in der die Länder des britischen Empire nach mehr Bürgern schreien werden und wir hier nicht imstande sein werden, den Anforderungen zu entsprechen", hat der englische Schatzkanzler Chamberlain im Parlament gesagt. Die Empire-Wanderung, so heißt es in einem Bericht von Sachverständigen, die sich gründlich mit dieser Frage auseinandergesetzt haben, „ist nicht ein Problem der Neuverteilung, sondern der Fruchtbarkeit".

Oder, könnte man vielleicht sagen, ein Problem der europäischen Zusammenarbeit. Denn warum sollen in die englischen Dominions nur Engländer einwandern? Gibt es in Europa nicht Länder, die froh wären, wenn sie für ihren Bevölkerungsüberschuß Raum fänden?

Bis jetzt wehren sich nicht nur die Dominions, sondern auch die Engländer gegen die Einwanderung nicht-englischer Europäer; als diesen Sommer im Unterhaus einmal eine kleine Anfrage gestellt wurde, ob es wahr sei, daß einige Tausend Weiße, aber Nicht-Engländer, in Australien seßhaft geworden seien, verwahrte sich der Dominion-Minister Thomas mit großer Entrüstung dagegen.

Aber man sieht nicht recht ein, wie die Engländer ihre menschenarmen Dominions bevölkern wollen ohne die Hilfe anderer europäischer Nationen. Manche Engländer wissen natürlich genau, daß das nicht möglich ist. Und einige gehen sogar noch weiter und verlangen, daß auch den farbigen Völkern die Tore der Dominions geöffnet werden. Der frühere englische Schatzkanzler Snowden hat über diese Frage einen Artikel geschrieben (der auch in manchen deutschen Zeitungen veröffentlicht worden ist), in dem er ein internationales Abkommen verlangt, das es den übervölkerten Ländern ermöglicht, regelmäßig eine bestimmte Quote von Einwanderern in die untervölkerten Länder zu senden. Dabei dürften Rasse und Farbe keine Rolle spielen. „Es wird zweifellos schwer sein, die britischen Dominions von der Notwendigkeit dieser Politik zu überzeugen. Man wird sich aber über diesen Widerstand hinwegsetzen müssen, wenn man schwere internationale Komplikationen vermeiden will. Nichts könnte zerstörender für das britische Empire sein, als wenn übervölkerte Länder zu der Überzeugung kämen, das britische Reich gefalle sich in der Rolle des Hundes am Freßnapf."

An einer andern Stelle des Artikels muß Snowden freilich zugeben, es bestehe „wenig Aussicht für die baldige Durchführbarkeit" seines Vorschlags. Aber auf welche andere Weise wollen die Engländer das Problem, das ihnen die Menschenleere ihrer Dominions aufgibt, lösen?

John

Possenreisser oder Staatsmann?

Die nachstehende Betrachtung wurde eben gesetzt, als die Nachricht von dem Attentat auf Huey P. Long eintraf.
D. Red.

Seine Laufbahn war so, wie sie nur im Film oder in Amerika vorkommt. Als Knabe zog er mit einem Hausierwägelchen durch die Staaten, später verkaufte er seine Waren auf den Jahrmärkten, wobei er es glänzend verstand, sein Publikum zu unterhalten. Dann aber wandte sich Huey P. Long, der jetzige Diktator des Staates Louisiana (denn von ihm ist in diesem Artikel die Rede), plötzlich höheren Dingen zu. Obwohl er keine richtige Schulbildung genossen hatte, begann er an der Universität New Orleans Jus zu studieren, und da eine außerordentliche Begabung zutage trat, erledigte er das Studium in neun Monaten (statt, wie üblich, in drei Jahren). Dann folgte ein steiler, aber rascher Aufstieg in die Politik; schon nach zweimaligem Angriff gelangte er auf den Gouverneursposten von Louisiana, und später wurde er Senator und Vertreter Louisianas in Washington; da er aber dafür sorgte, daß immer einer seiner Freunde Gouverneur wurde, und da seine Popularität immer mehr zunahm, blieb er nach wie vor der Diktator von Louisiana.

Wodurch wurde Huey Long so volkstümlich? Sagen wir es etwas übertrieben: durch die Methoden eines Hanswursts. Er war der Ansicht (die manches für sich hat), daß Lächerlichkeit nicht tötet, sondern berühmt macht, und handelte danach. Er empfing den Kommandanten eines Kriegsschiffes einmal im Pyjama, er machte einen bekannten Fußballspieler kurzerhand zum Senator, er beteiligte sich an Prügeleien, womöglich in eleganten Salons, ließ sich in betrunkenem Zustand fotografieren — kurzum er gebärdete sich so, wie wir uns einen kraftstrotzenden Yankee vorstellen (und wie es offenbar auch die Amerikaner selbst lieben): als eine Mischung von Weltmann und Lausbub.

Allmählich drang der Ruhm Huey Longs über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus; er wurde (neben dem Radio-Pastor Coughlin aus Detroit) einer der Rundfunklieblinge des amerikanischen Publikums. „Hallo, folks", beginnt er seine Reden. Und dann sagt er, er werde in den nächsten zehn Minuten nur unwichtiges Zeug reden; seine Zuhörer sollen inzwischen allen ihren Freunden telefonisch mitteilen, daß jetzt er, Senator Long, spreche; auf diese Weise trommelt er einen guten Teil der amerikanischen Nation an den Lautsprechern zusammen.

Dieser Mann nun ist vor einigen Wochen im Flugzeug nach New York gekommen und hat bei seiner Landung den ihn empfangenden Pressevertretern erklärt, er werde bei den Präsidentenwahlen im Jahre 1936 kandidieren. Und dann begann er eine seiner üblichen Reden gegen die Politiker. Wenn die Parteien, so erklärte er, wenigstens „anständige Kandidaten" aufstellen würden, dann bliebe er zu Hause; aber wenn sie das nicht tun, „then damn it all, I'll be candidate myself", „dann, zum Teufel, werde ich selber kandidieren". Denn was hat das amerikanische Volk von Roosevelt oder Hoover zu erwarten? Nichts als „eine einfache Fahrkarte in die Hölle". Er aber werde den Reichtum Amerikas richtig verteilen. „Wenn ich einmal Präsident bin, dann wird Amerika mehr Millionäre haben, als es je geträumt hat. Und auch jedermann sonst wird mehr als genug besitzen."

•

Ist der Possenreißer doch am Ende ernster zu nehmen? Vielleicht. Jedenfalls liest man jetzt auf einmal, daß er den Staat Louisiana vorbildlich verwaltet habe: er habe Straßen gebaut, Schulen errichtet, die Lebenshaltungskosten (vor allem die Preise für Gas und Elektrizität) gesenkt, die Korruption in der Verwaltung beseitigt usw.; auch in seinem persönlichen Lebenswandel habe er sich gebessert, er neige jetzt mehr zur Askese.

Es ist natürlich schwer zu sagen, wieviel an diesen Nachrichten auf Konto Wahlpropaganda zu buchen ist. Aber nehmen wir einmal an, es sei alles wahr, was man jetzt an Gutem über Huey Long hört, und er habe wirklich aus Louisiana einen Musterstaat gemacht, und nehmen wir auch an (was ja vorerst noch sehr unwahrscheinlich ist), daß Huey Long tatsächlich zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt werden wird — dann wird es doch mehr als zweifelhaft sein, ob er auch nur einen kleinen Teil seines Programms wird durchführen können.

Denn was in einem kleinen Staat eine Zeit lang geht, das läßt sich nicht ohne weiteres in einem großen durchführen, wo die sachlichen und persönlichen Widerstände bedeutend größer sind. So mancher ist ja schon ausgezogen, um den Reichtum richtig

Das Reklamewunder

Von Alfred Uhlmann

In den Waldkarpathen liegt ein kleines Dorf von etwa zweihundert Seelen. Es hat einen unserer Zunge so garnicht geläufigen Namen, daß wir es Haselbach nennen wollen. Die Leute dort, kleine Bauern und Kätner, lebten von altersher zwar bescheiden, aber halbwegs zufrieden in ihren Tag hinein. In die entlegene Stadt kamen sie selten, Zeitungen erreichten sie nicht, und was man nicht weiß, das macht einem ja nicht heiß. Gerste und Roggen, Gemüse, Kartoffeln und Rüben gaben ihre Felder her; Pilze, Beeren und Holz fanden sie in den Wäldern in Fülle, auch mal ein Rehböcklein, mit heimlichem Schuß aufs Blatt getroffen; eine Milchkuh stand auch im kleinsten Stall, im Koben hatten sie zwei Säue und auf der Wiese etliches Federvieh. Die Haselbacher wären vermutlich ihres vielleicht ein wenig dumpfen, dafür aber beschaulichen und zufriedenen Daseins noch lange froh gewesen, wenn sie daraus eines Tages nicht von außen her aufgestört worden wären.

Es war an einem schönen Sommertag um die Mittagstunde. Silbergeränderte Wolkentafeln schwebten am blauen Himmel dahin. Lerchen ließen ihre hellen Töne auf die grünen Wiesenwellen und die gelben Flächen der Lupinenfelder niederfallen. Ein Steinadler zog seine Kreise über den Bergwäldern. Im Schatten von Schlehdornbüschen schliefen die Feldarbeiter; denn die Männer dort haben die märchenhafte Gewohnheit der Mittagsruhe.

Mit einem Mal flogen die Krähen von den Pappeln im Tal auf und flügelten mit aufgeregtem Gekrächz wegen einem schnatternden Untier, das aus dem Walde herausschnob, schräg auf die Wiesen hinüber. An dem verdorrten Baum halbwegs zwischen Wald und Dorf, an dem Christi Marter hing, warf die alte Boryna Bettelsack und Stecken fort und sank, vor dem in einer Dreckwolke nahenden leibhaftigen Bösen wie besessen Kreuze schlagend, auf die Knie ...

Hinter den Büschen erhoben sich die jäh aufgestörten Schläfer und sahen mit offenem Munde herüber; — nur die Männer, die den Krieg mitgemacht hatten, wußten sogleich, daß da ein Motorradfahrer herankam. Am Dorfweiher verstummte das Knattern der Waschschlegel; bunte Frauenröcke leuchteten auf, und in die Köpfe der Weiber mit den roten Kopftüchern kam eine Bewegung wie in ein Kornfeld voll roter Mohnblumen, wenn der Wind darüber streicht.

Mit rauchendem Gepuff kam das befremdliche Ding die ausgefahrene Dorfstraße herauf. Da, wo die ersten Häuser wie alte Hökerinnen über den Rinnsteinen voll Jauche und Schmutz sitzen, hielt es an. Zwei Schweine, die sich hier gesuhlt hatten, rannten grunzend davon. In der sich endlich lichtenden Staubwolke wurde ein junger Mann erkennbar, wie auf den ersten Blick zu sehen war: ein Stadtmensch. Er packte am Straßenrand einen Koffer aus und entnahm ihm zuerst einen Packen großer farbenprächtiger Bilder, wie Stepan Kunak, der aus seiner Tür trat, aufs höchste interessiert bemerkte. Der Fremde grüßte städtisch, indem er zwei Finger an die Mütze legte; dann strich er gewandt mit einem Pinsel auf die Rückseite eines der Bilder etwas Klebriges aus seiner Flasche, schob Stepan sanft beiseite und klebte das Bild kurzerhand zwischen die Fenster von Stepan Kunaks Kate.

Stepan war sprachlos und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf das Plakat, auf dem ein Mensch zu sehen war, der wohl auf den Tod krank sein mußte. Ganz gelb und faltig war sein Gesicht und verzerrt — vor Schmerz oder Grauen? Ja, dieses mußte wohl der Fall sein, wie Stepan erschreckt begriff, denn hinter dem Unglücklichen stand mit Sense und Stundenglas der klappernde Knochenmann selber und klopfte ihm auf die Schulter ...!

„Daß Gott mich gesund erhalt' und die heilige Jungfrau Maria von Tzschenstochau!" murmelte Stepan und schlug hastig ein Kreuz; aber dann ging er doch daran, zu buchstabieren, was in roten Lettern unter dem Bild zu lesen stand:

In den besten Jahren holt dich der Schnitter,
Trinkst du nicht Szepans Magenbitter!

Bei Verdauungsstörungen, Magenschmerzen und Herzbeschwerden unentbehrlich. 1/1 Fl. Zl. 8.—.

Da faßte der Stadtherr den verdutzten Stepan beim Arm und redete alle herbeigelaufenen Haselbacher also an, daß ein jeder geachtete Mann, ohne Ansehung des Standes und der Größe des Feldes, hier aus diesem Koffer ein großes Paket des beliebten echten Stanislauer Feinschnitt-Tabaks, 100 Gramm, vollständig gratis und kostenlos geschenkt erhalten werde, sofern er ein solch schönes Bild an seinem Hauseigentum ankleben wolle, wie Stepan an dem seinen! Und zum sichtbaren Beispiel dafür drückte er dem glotzenden Stepan das erste Paket in die Hand, worauf diesem die Pfeife aus dem Munde fiel.

Während der erstaunliche Stadtmensch in der nächsten halben Stunde mit der Bevölkerung, freudigen Krawall verbreitend, von Kate zu Kate zog und keine Hauswand noch Stalltür oder Bretterzaun unbeklebt blieb, kam, halblaut in seinem Breviet lesend, der Pfarrer daher. „Hochwürden, unser Hochwürden!" raunten die Weiber und wischten sich den Mund, um die Hände des lieben Hochwürden küssen zu können.

„Gelobt sei Jesus Christus!" schrie die unverschämte Margiana, die immer die Erste sein muß. „In Ewigkeit Amen, liebe Kinder", sagte Hochwürden und hielt den Männern die geöffnete Tabaksdose hin, in die sie ehrerbietig griffen, ohne indessen in seiner Gegenwart zu schnupfen. Hochwürden sah verwundert den Auflauf und blickte auf das Plakat. Er schüttelte den Kopf, als er las, wendete sich dann dem Fremden zu und sagte: „Lieber Herr, ich bewundere Ihren Unternehmungsgeist, aber ich vermeine doch, fürchten zu müssen, daß Ihr beschwerlicher Weg vergeblich sein wird. Sie dürften hier schwerlich einen Erfolg mit dem Magenbitter haben; die Leute im Dorf sind, dem Herrn sei Lob und Dank dafür, alle kerngesund, und", so setzte er mit einem Lächeln hinzu, „was eine Verdauungsstörung ist, wissen sie sicherlich überhaupt nicht."

Der Vertreter von Szepans Magenbitter hörte Hochwürden höflich an, und während er Kafiol, dessen Kuhstall eben verschönert worden war, ein Paket Tabak gab, antwortete er: „Sie haben recht, Hochwürden, der Weg hieher ist mir sehr sauer geworden. Aber meine langjährige Praxis, fußend auf einer reichen und vielseitigen Erfahrung, lehrt mich andererseits, daß die Wirkung einer großzügigen Reklame, wie sie meine Firma trotz größten Mühen und Kosten auch im kleinsten Dorfe anzuwenden sich nicht scheut, oftmals, mit Verlaub zu sagen, geradezu an Wunder grenzt!"

Hochwürden, als er solcherart von Wundern reden hörte, runzelte die Stirn, und er hätte den jungen Mann, der sich mit einer Verbeugung verabschiedete, gerne noch mit einem Verweis bedacht; aber ihm kam der bucklige Jakob Patscher, mit einem schmutzigen Leinenbündel unterm Arm, in die Quere. „Was gibt's denn?" fragte Hochwürden. „'n paar Rebhühndl hab' ich Hochwürden gebracht", flüsterte Jakob. „Du bist ein guter, frommer Mensch", sagte Hochwürden, „Gott bezahls, Jakob!" Aber er gab ihm für alle Fälle doch ein Silberstück.

Sei es nun, daß Hochwürden an diese Rebhündl in gebratenem Zustand dachte, oder es fiel ihm ein, daß sein Freund, der

zu verteilen, und hat dann doch vor den Kassenschränken kapitulieren müssen.

Albert Ney

Im neusten Heft der Zeitschrift „Technokratie" heißt es von Huey P. Long:

„... Er wird als der gefährlichste Demagoge betrachtet, den die Vereinigten Staaten heute aufzuweisen haben, denn in ihm vereinigten sich Wille zur Macht mit einer auf amerikanische Verhältnisse ausgerichteten hervorragenden Begabung für Propagandawirkung. Schon der Titel seines Programms spricht dafür. Er lautet schlicht und einfach „Teilt den Reichtum", und sein Wahlspruch heißt „Jedermann ein König" ...

Er ist ein echter Amerikaner und geht skrupellos vor. Ihm ist jedes Mittel recht, um zu seinem Ziel zu gelangen. Daher ist er auch in seinen Versprechungen nicht kleinlich. Jede Familie soll ihr schuldenfreies Heim, ihr Auto, ihren Radioapparat und weiß sonst noch was haben. Aber noch weit mehr Sympathien erweckt er bei den Massen durch die Zusicherung, daß niemand mehr als eine Million Dollar im Jahre verdienen und mehr als einige Millionen Dollar Vermögen besitzen dürfe ... Alles was über 8 Millionen Dollar hinausgeht, soll dem Staat anheimfallen. Die Vermögenshöchstgrenze der Zukunft soll 3 Millionen Dollar betragen.

Die ihm hierdurch zufließenden Einnahmen will er zur Finanzierung seines Wirtschaftsprogramms verwenden. Dieses beschreibt er wie folgt: Jedes Kind erhält auf Staatskosten höhere Schulbildung und Ausbildung in einem Beruf. Die Arbeitszeit soll nicht mehr als 30 Stunden wöchentlich betragen; ihre Festsetzung soll dem Bedürfnis der Allgemeinheit entsprechend erfolgen. Das Einkommen eines Jeden soll für ein sorgenfreies, gesichertes Dasein ausreichen. Vom 60. Lebensjahr an soll jeder eine ausreichende Unterstützung erhalten, soweit er nicht wenigstens 1000 Dollar jährlich verdient oder sein Vermögen 10 000 Dollar übersteigt. Der Sinn seines Programms ist die Begrenzung der Armut und die Sicherung der Ernährung, Kleidung und Wohnung für jeden einzelnen."

Werk-Bildung

Gerade jene Elite unserer Jugend, die sich ein Volk nicht beschwingt und reich genug an Kräften des Glaubens, Geistes, Herzens und Leibes wünschen kann, gerade sie ist heute gezwungen, ihre besten Jahre im Schatten der Katheder hinzukümmern.

Nie ist dieser Verlust an Jugendkraft, Unternehmungslust und Charakterbildung aufzuholen; die unmäßig überweitete Vorbildung hat Mitschuld an der auffälligen Vergreisung gerade unserer höheren Stände. Und da diese in der Hauptsache die Führer zu stellen haben, wurde so das Leben eines ganzen Volkes und Staates immer mehr gehemmt und durch verklügeltes Wenn und Aber taub gemacht ...

Daß die akademische Jugend bei dem Tiefstand des Wirtschaftslebens nicht einmal in einer entsprechenden Berufsstellung den äußerlichen Lohn für ihr geduldiges Ausharren findet, sondern arbeitslos auf der Straße liegt oder sich mit untergeordneten Arbeiten begnügen muß, ist die traurigste und fühlbarste Folge des verkehrten Wesens, zwang aber endlich auch die hartnäckigsten Anhänger eines überalterten Systems zur Einkehr und die Betroffenen zu verzweifelter Gegenwehr.

*

Dem Deutschen, schulgläubig wie er ist, bedeutet noch immer mehr Schule, zumal höhere und allgemeinbildende Schule, mehr Bildung. Und so glauben Eltern, Berufsvertreter, Behörden, die jungen Menschen und den Wert der beruflichen Arbeit nicht besser heben zu können, als durch gesteigerte Vorbildung.

Das Gegenteil ist richtig. Wir halten die Jugend ungesund lange von der unmittelbaren Auseinandersetzung mit dem praktischen Leben zurück, glauben sie in Schulzimmer und Elternhaus vor den Roheiten und Unbilden des Erwachsenenlebens so lange als möglich schützen, durch Belehrung auf allen Gebieten des Wissens und Könnens erst vorbereiten zu müssen. Und übersehen, daß Humanismus und idealistischer Universalismus überlebte Bildungsideale sind. Nicht, weil wir uns wie die wilhelminische Ära an einen platten Materialismus verloren haben, der die adligen und hochgeistigen Hintergründe jener Ziele verkennt oder ablehnt, sondern weil aus Wohltat Plage, aus Vernunft Unsinn geworden ist ...

Bereits mit 16 Jahren geht man schwerer als mit 14 an die primitiven, aber nun einmal nicht zu entbehrenden Handlangerdienste der meisten Berufe heran; mit 19 Jahren in eine Werkstatt, einen Laden, ein Büro als „Stift" gestoßen, das gibt ein krasses Mißverhältnis zwischen innerer Bereitschaft und äußerer Beanspruchung, die fast immer zu jenem gefährlichen Doppelleben führt, dem der „Brotberuf" als notwendiges Übel und einzig die Freistunden als lebenswert gelten. Wer überwiegend Arbeiten tun muß, die ein geringer Geschulter ebenso, ja mit mehr Eifer erfüllen würde, wem eine überweitete Vorbildung die Welt mit ihren tausend Reizen vorzeitig aufgeschlagen hat, wenn auch nur im Buche, der muß sich ja für die peinliche Klein- und Geduldsarbeit der meisten unserer mittleren, oft sogar höheren Berufe zu gut dünken; er wächst eben nicht vom Leichten zum Schweren in seinen Beruf hinein, unterschätzt infolgedessen den Wert, den auch die einfache und mühselige Arbeit hat und wird trotz seiner gehobenen Vorbildung ein ebenso mäßiger wie mißvergnügter Arbeiter.

*

Jeder Deutsche sollte künftighin seinen Beruf zunächst in einer praktischen Lehre erlernen. Diese hätte so früh als möglich, mit 14, spätestens mit 16 Jahren zu beginnen, müßte von ausbildendem Unterricht begleitet werden und aller höheren Schulung vorausgehen. Das soll für alle Berufe, auch die akademischen, gelten, soweit sie unmittelbar praktisch wirksam sind, also nicht nur für Handwerker, Kaufleute, Beamte, Ingenieure, Baumeister und Künstler, auch für Apotheker, Ärzte und Lehrer jeder Gattung, für Juristen und Pfarrer. Selbst für reine Wissenschaftler und Gelehrte genügt eine nur theoretische Schulung kaum ...

*

Der künftige Arzt etwa besucht die Volksschule bis zum 10., darauf die Mittelschule bis zum 16. Lebensjahre und tritt dann in die Heillehre. Diese könnte, wie heute schon die Schwesternausbildung, an die Krankenhäuser angegliedert werden. Während der etwa dreijährigen Lehrzeit wechselt der Praktikant alle halben Jahre von Station zu Station; das letzte Jahr sollte er möglichst als praktischer Beistand eines Arztes verbringen. Diese praktische Lehre wird in 12 bis 20 Wochenstunden Unterricht, der nebenher läuft, theoretisch vertieft und ergänzt. In diesen drei Jahren der praktischen Ausbildung wird sich der Jugendliche selbst und der Leiter der Lehre ein Bild machen können, wie weit der Praktikant geistig und charakterlich fähig ist, in seinem Berufe zu arbeiten. Mancher wird dabei erkennen, daß er weder Anlage noch Neigung hat, die erworbenen praktischen Kenntnisse und Fertigkeiten in einer anspruchsvolleren Ausbildung abermals zu vertiefen, und auch leichter davon abstehen, weil es für ihn ja möglich ist, will er den Beruf nicht überhaupt wechseln, eine einfache Existenz als Krankenpfleger, Masseur, Hebamme u. a. zu gründen. Diejenigen aber, die dazu drängen und von ihren Lehrmeistern dafür geeignet gehalten werden, beziehen nunmehr, also etwa im 19. Lebensjahre, die Ärzteschule, oder, wenn man das lieber hört, die Meisterschule für Hygiene, wo ihnen auf dem Boden der erworbenen Erfahrungen ihre Wissenschaft viel lebendiger aufgehen wird, als das bis heute möglich war. Abschlußprüfung. Abermalige Praxis als Assistenzarzt schließt an, eine Meisterprüfung die Ausbildung ab.

*

Zu den Grundfehlern des heutigen Berechtigungswesens gehört, daß Zeugnisse der Werdezeit für ein ganzes Leben als Maßstab der Leistungsfähigkeit und Verwendbarkeit gelten, in den freien Berufen noch nicht so ausgesprochen, wie für die Beamtenlaufbahnen. Damit werden aber nicht nur die Jugendjahre überschätzt, es führt auch zu jenem sinnwidrigen Zustand, daß die prächtigste Leistung nichts, die Ziffern und Stempel dereinst erworbener Zeugnisse alles bedeuten, trotzdem diese heute fast immer rein theoretischer Natur sind und allenfalls über die Schultüchtigkeit, kaum etwas über die berufliche Eignung aussagen.

*

Wenn erst einmal alle Berufe von ihrem Manne verlangen, daß er von der Pike auf dient, werden sich Standes- und Bildungsunterschiede nur noch aus den ungleich hohen Ansprüchen rechtfertigen, die im Wesen der Berufe begründet sind. Der oft beklagten Lebensferne und -fremdheit unserer oberen Berufe würde damit vorgebeugt. Die mittleren und höheren Stände wüchsen aus den unteren hervor. Auf Grund der ehemaligen Werkgemeinschaft würde sich sachlich wie menschlich ein ganz anderes Verhältnis, natürliche Achtung und tieferes Verständnis zwischen den Volksschichten entwickeln, ein fundamentaler Schritt zu einer wirklichen, nicht nur festredneriscben Volksgemeinschaft.

Ernst Hörisch

Narrenspossen sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu. Daß ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe, vorzüglich leiste, wie nicht leicht ein anderer in der nächsten Umgebung, darauf kommt es an.

Goethe

Ich liebe die, welche sich nicht bewahren wollen.

Nietzsche

Die Rache der Natur

Seit der Mensch die Erde bewohnt, verändert er ihr Gesicht. Seine Eingriffe sehen unbedeutend aus gegenüber der unermeßlichen Ausdehnung der Kontinente. Es mag fast als Anmaßung erscheinen, von der Möglichkeit einer wirklichen Zerstörung zu sprechen. Aber seitdem die Erde zum Ausbeutungsfeld des zivilisierten Individuums geworden ist, mehren sich die Anzeichen, die die Rache der Natur verraten.

Nordamerika war einst ein blühendes Paradies. Die Prärien waren ungeheure Wiesen mit mannshohem Gras, auf denen sich die zahlreichen wilden Tierherden, Pferde, Büffel, Rotwild, ernährten. Ausgedehnte Wälder unterbrachen die Grasflächen und gaben dem Lande so das Aussehen eines ins Riesenhafte vergrößerten Parkes, der von der Küste des atlantischen Meeres bis zu den Füßen des Felsengebirges reichte. Die Besiedlung durch den Europäer hat alles zerstört. Große Wälder wurden vernichtet. Die Grasebenen durch die Pflugschar aufgerissen. An die Stelle des Weidelandes trat die Getreidefabrik. Heute haben die Geologen festgestellt, daß seit der Kolonisation der Grundwasserspiegel des Landes teilweise um über sechs Meter gesunken ist. Eine der Hauptursachen ist die Austrocknung des aufgepflügten und vegetationsfreien Bodens durch den Wind. Die Stürme trugen dann die Sandmassen hoch und bedeckten damit die noch begünstigteren Gebiete des Ostens. Die natürlichen Durststrecken und Wüstensteppen dehnen sich immer mehr aus; das feuchte Kulturland verödet. Es ist so weit, daß die Amerikaner keine andere Hilfe mehr kennen, als die Anlage eines ungeheuren Waldstreifens, der von Kanada bis Texas reichen soll, um den Sandstürmen zu wehren und das Regenwasser besser festzuhalten. Wie weit eine solche Aufgabe — es handelt sich immerhin um die Aufforstung eines 2500 Kilometer breiten Gürtels — durchführbar ist, bleibt abzuwarten.

Die Berichte aus den Trockengebieten Afrikas klingen ebenfalls mit jedem Jahre verzweifelter. In allen Teilen der Südafrikanischen Union und in Südwestafrika ist eine stetige Verschlechterung der Weide, ein Nachlassen der Ergiebigkeit der Brunnen und ein katastrofales Sinken des Grundwasserspiegels festzustellen. Tausende von Groß- und Kleinvieh verenden vor Durst oder aus Mangel an Nahrung. Der Afrikakenner Obst erklärt, daß, wenn die Entwicklung in dieser Art weitergehe, die Existenz des weißen Mannes in Südafrika ernsthaft bedroht erscheine. Merkwürdig und geradezu beängstigend ist dabei die Tatsache, daß, während die Austrocknung zusehends fortschreitet, keine Abnahme der Regenmenge nachweisbar ist. Die Gründe sind in einer umfassenden Zerstörung der Vegetation durch den Pflug und durch die übermäßige Viehhaltung zu suchen. In Südwestafrika hat sich seit 1910 die Zahl der Rinder und Schafe allein versechsfacht. Die fortschreitende „Reinigung" und „Regulierung" der Flußläufe, die Austrocknung von Sümpfen und Niederungen tragen dazu bei, den Wassergehalt der höhergelegenen Gebiete abzusaugen. So erlebt der weiße Mann den Bankrott seiner Methoden, seiner sinnlosen wirtschaftenden Tätigkeit. (Dieses Fiasko liefert eine hübsche Illustration zu den Forderungen nach der endlichen „Zivilisierung" Abessiniens. Man verwendet eine Tätigkeit, die ihre Gefährlichkeit erwiesen hat, geradezu als moralisches Argument für einen bevorstehenden Eingriff.)

Bei den Fachleuten ist jetzt auch die Frage aufgetaucht, ob nicht der mitteleuropäische Raum von einer ähnlichen Gefahr bedroht sei. Der Naturschutzkommissar Hilzheimer gibt mancherlei Anzeichen zu, die dafür sprechen, daß wir vor einer beginnenden Versteppung Mitteleuropas stehen. Weite Gebiete zeigen immer weniger die Fähigkeit, die Niederschlagsmengen festzuhalten. Fast überall hat sich der Grundwasserspiegel bedenklich gesenkt.

Man vergesse nicht: auch in Zentralasien kennt man ungeheuer große Landschaften, die erst in geschichtlicher Zeit verödet sind. Die Gartenlandschaft des Euphrat und Tigris ist zu einer salzigen Öde geworden, die von einem Horizont zum andern steinhart und trocken unter der heißen Sonne liegt. Es ist nicht das erstemal, daß ganze Zeitalter im Sand begraben wurden; daß ganze Völker nach anderen Gebieten abwandern mußten.

Diese Ergebnisse stehen auf der Schuldseite unserer Ruhmesblätter, sind gleichsam Obligationen, die die Natur uns auferlegt, dafür daß wir Flüsse kanalisieren, Moore urbar machen, das Land kultivieren.

Wehe dem Volk, das seinen Wald ausrottet!

Ernst Pfau

Dorfschulze, erst gestern über Magenbeschwerden geklagt hatte, — er wendete sich jedenfalls nochmals dem Plakat an Kafiols Kuhstall zu und machte sich auf ein Zettelchen in seinem Brevier eine Notiz.

Tatsächlich war es nämlich in Haselbach so, daß von den zweihundert Einwohnern doch einige an Verdauungsstörungen litten, und zwar Herr Jacek, der besagte Schulze, der Herr Lehrer, Hochwürden selber und seine Köchin.

Der Reisende in Szepans Magenbitter aber rastete an dem Tage nicht, bis er alle seine Plakate angeklebt hatte und längs der Dorfstraße siebzig Mal zu sehen war der unter den schrecklichen Qualen einer Verdauungsstörung leidende Unglücksmensch, der in seinen besten Jahren langsam aber sicher dem Schnitter Tod anheimfällt.

Fortan wich der Knochenmann den Haselbachern nicht mehr von der Seite. Ob sie in den Wald gingen oder in die Kirche —: überall stand der Tod schulterklopfend hinter seinem verzweifelten Opfer. In der Schenke fingen sie an über den Tod in den besten Jahren zu sinnieren. Wenn sie auf dem Felde den Roggen schnitten, kam ihnen die mörderische Sense auf dem Bilde vor die Augen. Ja, sie brauchten nur aus ihrer Türe zu treten oder gar nur aus dem Fenster zu schauen —: sogleich standen sie ihrem unabänderlichen Schicksal gegenüber, an Verdauungsstörungen, Magenschmerzen und Herzbeschwerden dahinzusiechen ...

Ihnen wurde traurig zu Mute. Viele von ihnen, wie Stepan und Kafiol, standen ja gerade in den besten Jahren, andere waren dicht davor, und manche gar schon darüber hinaus. Wenn der Priester mit dem Leib Christi zu einem Kranken ging, dann standen sie still und blaß auf der Straße und ihnen war, als hörten sie schon ihre eigene Seele in den Krallen des Todes wimmern.

Sie hatten keinen Appetit mehr, klagten ihren Frauen über Unruhe im Leib und Herzklopfen, selbst mit Speck geröstete Gerstengrütze ließen sie ungekostet stehen, und ihre Frauen konnten auch damit nichts ändern, daß sie über den Stadtfrack schimpften und wünschten, der liebe Herr Jesus möge es ihm ja nicht am Fegefeuer ersparen!

Stepan war es, dem schließlich der Knochenmann selber begegnete. Er war auf dem Felde gewesen, nach seiner Gerste zu sehen; es hatte schon zum Ave geläutet und Stepan hatte ein Gebet gesprochen, — da war mit einem Male etwas Langes, Gelbes, Klapperndes hinter ihm hergewesen, — genau wie auf dem Bild zwischen seinen Fenstern! Schweißdurchnäßt und zähneklappernd, mit irren Augen, war er ins Haus gestolpert, ins Bett hatte er sich geworfen, und nun wartete er nur noch auf Gottes Erbarmen.

Es wäre dem Chronisten wahrscheinlich am Ende nur noch zu berichten übrig geblieben, daß das ganze Dorf schließlich an Verdauungsstörungen elend hingesiecht sei; aber die Geschichte, die ihm jener Reisende in Szepans Magenbitter selber erzählt hat, nimmt doch noch die erfreuliche Wendung zum Guten: eines Tages traf bei der Firma Szepan, von dem Pfarrer jenes Dorfes als Sammelbestellung ausgefertigt, ein Auftrag über achtzig 1/1 Flaschen Szepans Magenbitter ein!

„Ich bin", so erzählte der Reisende, „darauf noch einmal hingefahren, und ich kann Ihnen sagen: es war höchste Zeit! Meine Plakate hatten Wunderwirkung getan: das ganze Dorf war sterbenskrank.

Aber Szepans Magenbitter hat es dann doch im letzten Augenblick noch gerettet!"

Literatur

Bildung aus dem Geiste der Werkschaft. Von Ernst Hörisch. Verlag Kurt Stenger, Erfurt. Preis broschiert 2,20 Mark. — Eine Schrift gegen unsere Schule, die nicht in die Zeit paßt und die den gesund sich entwickelnden Menschen nicht fördert, sondern hemmt oder verbiegt. „Auch heute noch", schreibt Dr. ing. Borst in einem Geleitwort, „stoßen wird immer wieder auf eine maßlose Überschätzung rein theoretischen Wissens und rein verstandesmäßiger Schulung, vor allem bei jenen Volksgenossen, deren Ausbildungsweg einst ganz abseits vom praktisch-tätigen Leben verlief ..." Demgegenüber will der Verfasser die praktische Erziehung in den Vordergrund rücken: „alle Berufe, vom einfachsten Handwerk bis zum akademischen Beruf sollen von ihrem Nachwuchs eine praktische Lehre fordern". Ausbildung, nicht Vorbildung ist Aufgabe der Schule. Ein sehr guter, beherzigenswerter Gedanke. Die Schrift führt ihn mit großer Gründlichkeit (mit fast etwas zu vielem Drum und Dran bei der Bearbeitung von Unter- und Hintergründen) aus. Wir haben oben unter der Überschrift „Werk-Bildung" einige der wichtigsten Stellen aus dem Buch zitiert und empfehlen es namentlich den Lehrern zur Lektüre.

Grundfragen deutscher Wirtschaftspolitik. Von Paul Hövel. Verlag von Julius Springer, Berlin. Preis 4.50 Mark.

Der Verfasser hat sich zum Ziel gesetzt, eine Arbeit vorzulegen, die „jedem Klarheit über Notwendigkeit, Umfang und Zielsetzung der wirtschaftlichen Neuordnung gibt". Eine solche Arbeit ist in der Tat notwendig. Das vorliegende Buch bietet auf knapp 200 Seiten einen Riesenstoff in übersichtlicher Anordnung, sowohl Angaben über wirtschaftliche Tatsachen als auch über wirtschaftspolitische Maßnahmen.

Daran, daß die Darstellung durchweg richtig ist, muß man leider, obwohl der Verlag Springer für zuverlässige wissenschaftliche Veröffentlichung bekannt ist, zweifeln, wenn man schon im zweiten Satz einen Fehler findet. Dort wird die Zahl der bei den Arbeitsämtern gemeldeten Arbeitslosen für Ende 1933 mit 6,014 Millionen angegeben. Damals waren es tatsächlich nur 4,059 Millionen; auch wenn wir einen Druckfehler in der Jahreszahl annehmen und es „Ende 1932" heißen soll, stimmt die Angabe des Verfassers nicht; da waren es 5,773 Millionen. Falsch ist auch die Behauptung, „daß die deutsche Wirtschaft 5 Milliarden kurzfristige Schatzanweisungen aufnehmen konnte, ohne die Reichsbank in Anspruch zu nehmen". Zugestandenermaßen sind diese kurzfristigen Papiere (für die die Sammelbezeichnung „Schatzanweisungen" falsch ist, es handelt sich meist um Arbeitsbeschaffungswechsel) zum größten Teil bei der Reichsbank gelandet. Falsch sind, um nur noch ein Beispiel zu nennen, die Angaben über die deutsche Fettversorgung.

In manchem Grundsätzlichen ist dem Verfasser unbedingt zuzustimmen. Das gilt z. B. für die Feststellung, daß Maßnahmen der Krisenbekämpfung sich nicht gegen Symptome, sondern gegen die Ursachen der Krise richten sollen, ferner für die Behauptung: „Eine vordringliche Aufgabe weitsichtiger Wirtschaftsplanung zur Überwindung gegenwärtiger und Vermeidung künftiger Arbeitslosigkeit besteht in einer gesunden und gerechten Verteilung des Sozialprodukts." (Merkwürdigerweise wird zwei Seiten später der „marxistischen Lohnpolitik", die unseres Wissens auf Lohnerhöhungen ausging, die „Überrationalisierung" zur Last gelegt; sollte der Verfasser wirklich eine Verminderung des Arbeiteranteils am Sozialprodukt für gesund und gerecht halten?)

Bei der Beschreibung der Gegenwart findet der Verfasser, der tätig im Wirtschaftsleben steht, vielfach treffende Formulierungen, so wenn er die Kartelle sich entwickeln sieht „zu einer staatlichen Anstalt von Hoheitscharakter", wenn er nach Ablehnung der Bezeichnung „politischer Lohn" für die Systemzeit — da damals der Lohn „allein (?) von der augenblicklichen Machtlage privater Interessenverbände abhing" — sagt: „Im neuen Staat gibt es allein noch den politischen Lohn."

Alles in allem: nicht ohne Vorsicht zu lesen. Da es nichts Besseres gibt, mit Vorbehalt zu empfehlen.

F. W.

Jede „Richtung" ist falsch.

Lichtwark

Nie wieder

Der Mensch ist ein unbescheidenes Wesen. Und seine größte Unbescheidenheit besteht vielleicht darin, daß er es nicht lassen kann, bei jeder Gelegenheit mit großen Wörtern wie „ewig", „unerschütterlich" oder auch „unter keiner Bedingung", „unmöglich", nimmermehr" um sich zu werfen, — Wörtern, die offenbar in dem lächerlichsten Gegensatz zu seiner eigenen Kurzlebigkeit wie der Beschränktheit seines Gesichtskreises stehen.

Verträge zwischen Völkern und Staaten werden seit langem grundsätzlich nur noch „auf ewige Zeiten" geschlossen, — und dabei sollte niemandem mehr unbekannt sein, daß diese Ewigkeit, wenn es hoch kommt, gerade eine Generation währt. Umwälzende Erfindungen und Entdeckungen werden, solange sie noch in den Kinderschuhen stecken, mit rührender Charakterfestigkeit immer wieder als „unmöglich" abgetan, — und hinterher weiß dann der kleinste Gassenjunge, daß sie eigentlich etwas durchaus Selbstverständliches sind.

So ist nun einmal der Mensch. Er hält die Gesetze, die sein höchst-persönliches Denk- und Begriffsvermögen einengen, unentwegt stets für die Gesetze des Weltalls überhaupt. Und so braucht er sich denn freilich nicht zu wundern, wenn er sich fortwährend richtigstellen und verbessern muß.

Er könnte es sich ersparen, wenn er endlich ein bißchen vorsichtiger in seinen Urteilen und Voraussagen werden lernte, wenn er einsähe, daß diese Welt eine Welt unablässigen Wechsels ist und daß das Leben darauf hinzielt, gerade das unmöglich Scheinende möglich zu machen.

Nichts ist ewig, aber nichts geht auch unwiederbringlich unter im Strom der Zeit. Alles kehrt wieder, wenngleich in verwandelter Gestalt. Denn als Erinnerung zum mindesten hält die organische Entwicklung auch die unwesentlichste ihrer Erscheinungen fest. Und jede dieser Erinnerungen vermag zu gegebener Stunde wieder Leben zu gewinnen und wirklich zu werden.

„Nie wieder Krieg!" rief man noch vor kurzem in den Kulturländern der Erde, und so berechtigt dieser Ruf als ideale Forderung auch sein mag, — als Feststellung oder Profezeiung verstanden, wäre er völlig verfehlt. Denn wir sind über die Gesinnung, aus der Kriege und andere Brutalitäten entstehen, ja eben noch keineswegs hinaus, — und möglicherweise werden wir es nie sein (wenn nicht auch das wieder zuviel gesagt ist).

Dadurch, daß man künstlich irgend einen Trieb der menschlichen Natur unterdrückt, macht man seine Ansprüche noch nicht zunichte, ertötet man nicht seine Kraft, diese Ansprüche eines Tages durchzusetzen. Triebe kann man erziehen, man kann sie vergeistigen und versittlichen, aber aus der Welt schaffen kann man sie nicht. Und je hartnäckiger und je gewalttätiger man es versucht, um so mehr stärkt man dadurch ihren Widerstandswillen.

Das gilt, wie gesagt, schon von jenen primitiven Trieben, die sich in den verschiedenen Formen der Zerspaltung und des Kampfes ausleben. Aber es gilt erst recht selbstverständlich von den höheren Trieben, die sich auf die Wiedergewinnung der durch Kampf und Zerspaltung verloren gegangenen Einheit alles Seienden richten. Und das sind vor allem der Trieb zum Wahren, der Trieb zum Schönen, der Trieb zum Guten.

Sie ersticken zu wollen — gleichviel, unter welchen Vorwänden — und dann womöglich noch triumfierend zu verkünden, sie kehrten nie wieder, das wäre ein ganz und gar eitles und ohnmächtiges Unterfangen, das, von einer höheren Warte aus gesehen, sicher nicht weniger komisch wirken müßte als auf uns etwa der Versuch eines Hundes, durch Bellen den Mond zu vertreiben.

Alles kommt wieder, was den Stempel des Lebens auf seiner Stirn trägt, — und wenn es noch so tief verschüttet und begraben war. Selbst die ungeheure seelenbindende Macht der mittelalterlichen Kirche hat es nicht vermocht, Wahrheit, Schönheit und freie menschliche Güte für immer in den Bann zu schlagen. Sie haben gesiegt über die Mächte der Finsternis, und sie werden immer wieder über sie siegen, in welcher Gestalt sie auch auftreten mögen.

Allerdings aber: ihr Sieg kann, so wie unsere Welt einmal beschaffen ist, stets nur ein Teilsieg sein. Auch die Mächte der Finsternis wirken fort, und alles, was von den niederen Trieben des Kampfes und der Zerspaltung erfüllt ist, sammelt sich in ihrem Schatten und unternimmt von dort aus beständig neue Vorstöße. Indessen wenn der Weltprozeß überhaupt einen Sinn hat, dann kann es allein der sein, daß in seinem Verlauf ein Gebiet nach dem andern den Mächten der Finsternis abgewonnen und unter die Herrschaft des Geistes und der Sittlichkeit gestellt wird.

Dennoch: es bleibt eine unvollendbare Entwicklung, die damit gekennzeichnet ist. Ihr letztes Ziel weicht immer weiter in die Ferne, je näher man ihm zu rücken glaubt. Und darum mag hier der Ausdruck „ewig" wohl angebracht sein.

„Ewig" nämlich sind immer nur die letzten Bedingungen und Gesetze des Lebens selber. Und „unmöglich" — für uns, die wir im Leben stehen — ist nur alles das, was ihnen widerstreitet. All die kleinen Wirklichkeiten unseres Alltags aber sind nicht „ewig". Und sie sind freilich auch nicht „unmöglich". Man kann von ihnen nicht „nimmermehr" und „nie wieder" sagen.

Kuno Fiedler

Man muß nie „nie" sagen, Corinna. Das war ein Hauptsatz von Schmolke. Un das muß wahr sein, ich habe noch jedesmal gefunden, wenn einer „nie" sagte, dann is es immer dicht vorm Umkippen.

Theodor Fontane („Frau Jenny Treibel")

Statt Strafzettel

In Bad Charlottenbrunn in Schlesien werden alle laut durchratternden Motorradfahrer aufgeschrieben. Sie bekommen dann aber keinen Strafbefehl, sondern eine Ansichtskarte mit folgendem Text:

„Willkommen im Bad Charlottenbrunn! Das gilt auch Ihnen, und wir freuen uns über jeden Besuch, den Sie uns machen, aber am ... haben Sie gegen ... wirklich sehr viel Lärm gemacht und dadurch ganz erheblich gestört.

Unsere Kurgäste, von denen ja unser Ort ausschließlich lebt, suchen Ruhe und Erholung. Wenn Sie krank wären, würden Sie auch auf den Lärm schimpfen.

An Stelle einer Strafverfügung bitte ich Sie daher, beim nächstenmal darauf Rücksicht zu nehmen und ganz, ganz leise zu fahren, besonders abends. Versuchen, es geht. In diesem Sinne: Auf baldiges Wiedersehen! Der Amtsvorsteher, zugleich Badevorsteher."

(Nach dem „Motorrad")

Der tote Punkt

Zum diesjährigen Eisenbahnjubiläum hat Baurat Dr. ing. Metzeltin ein Büchlein „Die Lokomotive feiert mit" erscheinen lassen, in dem (aus dem „Deutschen Eisenbahner") u. a. folgende Meldung eines Fahrdienstleiters an die vorgesetzte Direktion berichtet wird:

„Der heutige Zug Nr. X wurde hier drei Minuten verspätet, weil der Lokomotivführer nicht gleich anfahren konnte. Um die Ursache befragt, gibt er an, auf dem toten Punkt gestanden zu haben. Dieser Punkt, welcher im Gleis 2 liegt, wurde einstweilen markiert; um dessen eheste Entfernung wird ersucht."

Sensation

Die Herren Redaktöre haben es immer schwerer, ihrem geschätzten Durchschnittsleser etwas Neues, noch nie Dagewesenes zu bieten. Die blutige Hintertreppenromantik verlogener Verbrecher- und Kneipengeschichten zieht nicht mehr. Auch der Dreh ist schon erkannt, daß man einem harmlosen Bericht über den Autoverkehr am Potsdamerplatz den knalligen Titel „Reportage vom Verkehrsturm" gibt und darunter nocheinmal eine Auswahl sensationeller Untertitel setzt. Die größten Türme, längsten Brücken, schnellsten Flugzeuge, dicksten Bäume und was sich sonst noch an Superlativen in den Spalten der Zeitung findet, werden lächelnd zur Seite gelegt. „Einfach lächerlich, über einen gestandenen Sprung von 40 Metern so viel zu schreiben", urteilt Herr Müller überlegen am Stammtisch und schnullt dabei behaglich an seiner Zigarre mit Leibbinde weiter. Er wird dabei ernstlich böse auf seine Zeitung, daß sie ihm nicht mehr bietet für den monatlichen Bezugspreis von zwei Mark fünfzig.

Herr Müller beschließt, in Zukunft seinen Bedarf an Sensation im Kino zu holen. Dort ist doch noch etwas los in diesem langweiligen Zeitalter. Expedition nach Indien! Allerlei Gelesenes und von der Schulbank her noch im Unterbewußtsein Schlummerndes mengt sich mit unklaren, leicht erotisch-abenteuerlich parfümierten Vorstellungen zu dem Gesamteindruck: „Donnerwetter, da sollte man einmal vier Wochen sein, einmal weg von dem bürgerlich langweiligen Trott." Schon rollen die Bilder auf der Leinwand. Wilde Kämpfe von wilden Tieren, Dschungel, geheimnisvolle Nächte, Schlangen, ein Mädchenkopf in Großaufnahme. Hier ist die Welt! Leider weiß Herr Müller nicht, daß die keuschen Mädchentränen Glyzerin sind, daß die unglücklichen Tiere gehetzt und gemartet werden, bis sie keinen andern Ausweg mehr finden, als den, vor den Augen der Bestie Mensch aufeinanderloszugehen, daß dem Tiger, der mit der Schlange kämpft, die Krallen beschnitten und die Zähne ausgebrochen sind.

Diese Sorte von Filmmachern kennt ihr Publikum. Dabei kommt es nicht darauf an, daß man in Hinterindien Löwen fotografiert, daß aus Indien die Gehörne afrikanischer Antilopen mitgebracht werden oder daß im Sommer die Hirsche schreien. Tut nichts zur Sache. Sensation muß sein. Und wenn die Natur diese Sensation schäbigerweise nicht bieten kann oder will, dann wird sie eben gemacht.

Die „Natur" ist heute Mode. Die Verleger schreien nach Jagdbüchern, nach Naturschilderungen, aber spannend, spannend, meine Herrn. Und so kommts, daß sich in diesen saisongemachten Büchern Unsinn an Unsinn reiht: Hirsche lassen sich streicheln, in sibirischen Urwäldern gibts Kämpfe mit Wölfen, in der Taiga Nordsibiriens laufen Rehe spazieren, und wer Lust hat, kann in sibirischen Flüssen Aale fangen.

◆

Die Lust an der Sensation ist ein besonderes Merkmal unserer Zeit mit ihrem etwas allzu raschen Entwicklungstempo, dem viele nicht nachkommen. Je weniger der einzelne Mensch verstandesmäßig in der Lage ist, Fortschritte der Technik, der Chemie, der Medizin zu begreifen, desto hilfloser wird er den Erscheinungen der Zeit gegenüber. Daß ein Auto 400 Kilometer Geschwindigkeit erreichen kann, ist dem Nichttechniker nicht mehr erklärlich. Aber es ist so. Er liest es jeden Tag in der Zeitung, er kann im Radio den Rennwagen brummen hören, er kann selbst zusehen. Da ihm jedes Maß abgeht für diese Spezialleistung, für die unendliche Mühe und technische Kleinarbeit, für die ungeheure Willensleistung des Fahrers, bleibt er an der äußeren Erscheinung hängen.

Aber — und das ist die Tragik dieser Welt„anschauung" — so rasch der Rennwagen vorbeifährt, so rasch ist auch der Reiz der Neuheit verflogen. Schon wartet der Sensationsgenießer ungeduldig und mit brennenden Augen auf das nächste noch größere, noch schnellere, noch staunenswertere Wunder. Ein Wunder ists ihm. Denn nur ein Wunder kann diese unheilvolle Lust noch befriedigen.

Der Sensationslüsterne geht den Erscheinungen nicht nach. Wenn sie nur seine Nerven kitzeln! Wenn ein Auto so schnell fahren kann, warum soll es nicht auch in Indien solche wilden Tierkämpfe geben?

Aber wozu überhaupt diese dumme Frage nach dem „warum" und „wieso"? Ist es nicht viel einfacher und bequemer zu leben, wenn man die Dinge so hinnimmt, wie sie uns erscheinen?

Karl Amrhein

Mediziner-Anekdoten

Professor Kußmaul wurde einst an das Lager einer schwerkranken alleinstehenden Dame gerufen.

Als er kam, fand er die ganze Verwandtschaft um das Bett versammelt. Er bat die Herrschaften, das Krankenzimmer zu verlassen. Nur seinen Kollegen behielt er da und untersuchte die Patientin gründlich.

Als er das Krankenzimmer wieder verließ, trat ihm einer der Verwandten mit der Frage entgegen, wie es um die alte Dame stehe.

Kußmaul entgegnete im düsteren Tone: „Bitte, bereiten Sie die Familie schonend vor — die Tante wird wieder gesund."

◆

Ein wegen seines Charakters und seines Lebenswandels übel berüchtigter französischer Minister hatte bei einer großen Rede in der Kammer die Worte gebraucht: „Ich hülle mich in meine Tugend".

Als er bald darauf erkrankte und starb, sagte ein sarkastischer Arzt: „Das kommt davon, wenn man zu leicht gekleidet geht."

◆

Dem Kaiser Napoleon antwortete einst ein berühmter Arzt, der von ihm in höhnischer Weise gefragt worden war, wieviel Menschen er wohl in seiner Praxis getötet habe: „Sire, ungefähr 500 000 weniger als Ew. Majestät."

◆

Der berühmte Arzt Fleuron betrachtete eines Tages lange eine Patientin, die er seit Monaten täglich besuchte. Mit verdüstertem Antlitz murmelte er: „Da ist nichts mehr zu machen!"

„Ach, Doktor, ist sie verloren?"

„Nein, — sie ist geheilt!"

Geschwätz über Samt

„Die Mode hat Bedeutendes vor!" So beginnt ein durch den „Stil" sich wichtig machender Aufsatz im „Berliner Tageblatt" (Nr. 413), es heißt in ihm weiter: „Sie fängt an zu schmeicheln und streichelt nur noch mit Samtpfötchen. Sie hat selbstverständlich eine ganze Reihe von Erfindungen dazu gemacht. Die Frauen sollen zeigen, daß sie Sinn für Kultur haben. Damit erfreuen sie auch den Mann und helfen ihm, den Ernst des Alltags besser zu tragen. Die Frauen lieben schöne Stoffe, und, um ihnen diese Liebe zu erhalten, erfinden die Männer immer neue Schönheiten.

„Alles mit Samt", heißt der Befehl der Mode. Vom Scheitel an, in Gestalt eines Turbans oder eines Diadems, bis buchstäblich zu den Sohlen, als Schuh, kleiden wir uns in Samt ... Der Samt ist für die gegenwärtige Modeströmung, die im Zeichen der schönen, tiefen Farben steht, das Gegebene!"

Kleinigkeiten

Zum Aussuchen. Nach der „Selbsthilfe" (Nr. 33) zeichnete ein Schuhmacher in Hannover neulich ein Rundschreiben an seine Kundschaft folgendermaßen: „Heil unserm Gott durch Jesum Christum unseren Herrn für den großen Führer unseres deutschen Volkes Adolf Hitler, mit vorzüglicher Hochachtung ..."

Durchgehalten. Vor hundert Jahren wurde auf dem Kirchweihfest in Cospeda (Thüringen) ein Jenaer Student durch einen Stich getötet. Dies veranlaßte die Kirchengemeinden Cospeda, Closewitz und Lützerode, die in der Nähe von Jena liegen, hundert Jahre lang auf die Abhaltung des Kirchweihfestes zu verzichten. Das Jahrhundert ist jetzt abgelaufen, und am vergangenen Sonntag ist wieder zum erstenmal Kirchweih gefeiert worden.

Die Mauer. In Hunteburg bei Osnabrück hatten die evangelische und die katholische Schule bisher Turnhalle, Abortanlage und Schulhof gemeinsam. Bei der Turnhalle schien das weniger schlimm, da nicht gleichzeitig evangelisch und katholisch geturnt wird; aber quer durch die Aborte und den Schulhof ist nun nach der „Reichszeitung der deutschen Erzieher" (zitiert in der „Freien Religion", Septemberheft) eine Mauer gezogen worden. „Der schöne große Schulhof ist damit als Sportplatz dahin, aber — die konfessionellen Belange sind gewahrt."

Zum ersten- und letztenmal. Eine Berliner Zeitung erzählt: „Die 66 Jahre alte Witwe Schäfer aus Karbach bei Aschaffenburg war noch nie in ihrem Leben mit der Eisenbahn gefahren. Als sie dieser Tage dieses Verkehrsmittel benutzte, verunglückte sie beim Aussteigen aus dem Zuge auf einer kleinen Station so schwer, daß ihr beide Beine abgenommen werden mußten."

Wissensdurstig. In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" (vom 7. September) bittet ein Leser, man möge doch künftig auch bei uns wie in Frankreich an die Brücken die Namen der Flüsse oder Bäche hinschreiben, über die sie gebaut sind.

Exportartikel. Der zoologische Garten in Kapstadt soll neulich einen Löwen aus — Leipzig bezogen haben. Im Leipziger Zoo werden nämlich jährlich 60—70 Löwen geboren und verkauft, davon etwa die Hälfte ins Ausland. Deutschland führt mehr Löwen aus als ein.

Stargagen. Die „Berliner Morgenpost" teilt in der Besprechung des neuen Films „Ich liebe alle Frauen" mit, daß der Sänger Jan Kiepura von den 500 000 Mark Honorar, die für den Film ausgegeben wurden, allein 40 Prozent erhalten habe.

Die Hammelherde. Aus der „Berliner Morgenpost" (Nr. 211): „Eine Schafherde von 170 Stück, die in den Schweizer Alpen weidete, wurde infolge eines plötzlichen Sturmes scheu und rannte gegen eine Felswand zu. Die ganze Schafherde folgte ihrem Hammel über die Felswand und sämtliche 170 Tiere stürzten zu Tode."

Am Brenner. Während der italienischen Manöver erschien Mussolini am Schlagbaum der Brennergrenze. Er winkte die österreichischen Zollbeamten zu sich her, schüttelte ihnen die Hand, unterhielt sich einige Minuten mit ihnen und ließ sich schließlich in ihrer Gesellschaft fotografieren.

Reklame. Der „Pester Lloyd" (Nr. 197) berichtet von einer Reklame in einem Budapester Schaufenster, die besagt: „Töten Sie nicht Ihre Frau durch zu schwere Arbeit! Lassen Sie dieses unsaubere Handwerk von unserer elektrischen Waschmaschine ausführen!"

Großes Essen. François Vasseur, ein reicher Kaufmann in Barle-Duc, hat zu seinem 50. Geburtstag alle seine Verwandten zu einem Festessen eingeladen. Mit Hilfe einiger Detektivbüros wurden 1289 Verwandte ermittelt. 851 kamen.

Operntheme. Wie „Petit Journal" meldet, fand dieser Tage in der Pariser Opéra Comique die Uraufführung der Oper „Nisba" statt. Es handelt sich um die Liebesgeschichte einer jungen Abessinierin und zweier italienischer Offiziere, die natürlich tragisch ausgeht. Zum Schluß tötet einer der Offiziere die Abessinierin, die sich als Spionin entpuppt hat.

Wer bezahlts? „Le Cri du Jour" veröffentlicht eine Aufstellung über die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Pariser Presse. Es heißt da: „Nur die Provinzzeitungen bringen noch große finanzielle Gewinne, die großen Pariser Zeitungen arbeiten fast alle mit Millionenverlusten."

Ein glücklicher Mensch. Sir Malcolm Campbell erklärte nach seiner neuesten Rekordfahrt: „Ich bin ein glücklicher Mensch. Jahrelang habe ich davon geträumt, eine Geschwindigkeit von 300 Meilen pro Stunde zu erreichen. Nun, jetzt habe ich es geschafft. Es war für mich ein herrliches Gefühl, und ich glaube, daß ich auch sehr viel Glück bei meinem Rekordversuch hatte."

Für alle Fälle. „Daily Mail" läßt sich aus Addis Abeba berichten, Kaiser Selassie habe bei der Lloyd-Versicherungsgesellschaft beantragt, sein gesamtes unbewegliches Privatvermögen im Wert von 400 000 Pfund gegen „Kriegsrisiko" zu versichern.

Ein Weltkrieg. Die „Leipziger Neuesten Nachrichten" berichten über einen großen Entomologen-Kongreß in London, zu dem zahlreiche berühmte Insektenforscher eingeladen sind. Man wolle dort neue Mittel und Wege zu einem „Weltkrieg gegen die Insekten" finden.

Autarkie. Die Ägypter haben ihre nationale Kopfbedeckung, den Fes, bisher fast ausschließlich aus der Tschechoslowakei bezogen. Jetzt machen sie schon etwa ein Drittel ihres Bedarfs selber. (Die tschechoslowakische Fesausfuhr nach Ägypten hat 1934 noch einen Wert von 6—700 000 Mark gehabt.)

Dr. mod. Wie die „Deutsche Wochenschau" (Nr. 36) berichtet, ist an der Universität der kanadischen Stadt Toronto eine Professur für Mode eingerichtet worden. Die Vorlesungen behandeln alle Themen der Modewissenschaft, neben der Kleidermode auch die Mode in der Malerei, in der Musik und Architektur. Die Modestudenten können angeblich nach einer Prüfung den Titel „Dr. mod." erwerben.

Unrentabel. In New York scheint man jetzt von den Wolkenkratzern abzukommen, weil sie sich nicht rentieren, wenn die Hälfte der Räume leer steht.

Das Sporthemd. Die „Chicagoer Abendpost" berichtet: „Über 300 Männer Havannas erschienen vor den Polizeigerichten, um wegen der Übertretung der Polizei-Verordnung gegen das Tragen von Sporthemden mit Reißverschluß verurteilt zu werden. Der Bann über Sporthemden ist von dem Polizeiobersten Pedraza verhängt worden, der meint, daß ein Sporthemd mit kurzen Ärmeln und Reißverschluß die öffentliche Moral gefährde."

Bier in Büchsen. Eine amerikanische Brauerei hat ihre Bierflaschen durch Konservenbüchsen ersetzt. Vorteile: erheblich niedrigeres Gewicht, geringere Raumbeanspruchung, Fortfall des Rücktransports der leeren Flaschen. Der Geschmack des Bieres soll nach dem Urteil des Publikums dem der Faßbiere „ähneln".

Statistik. Mitte August hat der nordamerikanische Kongreß seine diesjährige Sommertagung beendet, in deren Verlauf riesige Summen zur Ankurbelung der Wirtschaft bewilligt worden sind; Statistiker haben ausgerechnet, daß es in jeder Minute 340 000 Mark gewesen seien.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 81); Telefon 240 18, Postscheckkonto Stuttgart 199 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.

Stuttgart, 22. September 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 38

Maschinen-Ausfuhr

Die Japaner, ein „farbiges" Volk, vor drei Menschenaltern noch unter die „Wilden" gerechnet, gehören heute zu den führenden Industriestaaten der Erde und haben seit einigen Jahren begonnen, mit ihrer Ausfuhr anderen, älteren Industrieexportländern einigermaßen lästig zu werden.

Man hat sich aus diesem Anlaß schon hie und da die Frage vorgelegt, wie das so hat kommen können, und die Antwort hat sich nicht unterdrücken lassen, daß Europa und Amerika, vor allem Europa, sich den jetzt als unbequem empfundenen Konkurrenten selber großgezogen haben. An den technischen Hochschulen des Westens sind die ersten japanischen Ingenieure ausgebildet worden; Europäer haben die ersten japanischen Fabriken eingerichtet; mit europäischen Maschinen werden zum großen Teil heute noch die unerhört billigen Textilwaren, Schuhe, Fahrräder oder Glühlampen erzeugt, mit denen das japanische Dumping abendländischen Fabrikanten „den Weltmarkt versaut".

Hätte sich das denn nicht vermeiden lassen? War es nicht grundverkehrt, nicht einfach selbstmörderisch gehandelt, sich so mit offenen Augen einen künftigen Gegner, ja vielleicht Todfeind auszubilden?

Freilich war es falsch; aber unter den in der kapitalistischen Wirtschaft liegenden Voraussetzungen hat es sich trotzdem nicht vermeiden lassen. Es ist derselbe Fall wie mit dem bolschewistischen Rußland, dessen Wirtschaft mit Hilfe der gleichen Länder aufgebaut wird, die in ihm politisch einen Gefahrenherd erster Ordnung erblicken müssen. Wenn es Herr Müller etwa aus nationalpolitischen Erwägungen heraus ablehnen würde, eine japanische oder russische Bestellung auszuführen, dann würde eben sein Konkurrent Schmid das Geschäft machen. Wenn England ablehnen würde, dann würde eben der Deutsche oder der Amerikaner abschließen.

Die Industrialisierung Japans, Rußlands, man wird bald auch sagen können: Brasiliens oder Chiles, hätte sich nur dann zwar nicht auf immer verhindern aber stark hinausschieben und erschweren lassen, wenn alle alten Industrieländer, Europa und die Vereinigten Staaten von Amerika zusammen, einen heiligen Vertrag geschlossen hätten, dorthin auf alle Zeiten keinen einzigen Arbeiter und keine Maschine zu schicken und nie einen Schüler von dort aufzunehmen. Aber ein derartiges Abkommen hätte der ganzen Lebens- und Wirtschaftsauffassung des kapitalistischen Zeitalters von Grund aus widersprochen; es war einfach undenkbar in einem System, dessen Triebfeder der Profit und dessen Peitsche die Konkurrenz ist.

Eine solche Welt muß eben notwendig schließlich an sich selber scheitern. Man ist vollauf berechtigt, das so oft falsch angewandte Wort Tragik über ihre Entwicklungsgeschichte, ihr Glück und Ende, zu schreiben.

•

In einem Aufsatz im „Deutschen Volkswirt" hat vor einigen Wochen Dr. Hans Baumgarten das Thema der Ausfuhr von Produktionsmitteln behandelt.

Er hat daran angeknüpft, daß der sogenannte Merkantilismus des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts diese Ausfuhr als schädlich abgelehnt hat, weil sie das empfangende Land in den Stand setze, bisher eingeführte Artikel (z. B. auf Spinnmaschinen und mechanischen Webstühlen erzeugte Textilwaren) künftig selber zu produzieren und sich dadurch von der Einfuhr unabhängig zu machen. Die Erfahrungen der späteren Zeit, die vom Gedanken des Freihandels beherrscht war, hätten diese Auffassung „widerlegt" und gelehrt, daß die zunehmende Industrialisierung eines Landes im Gegenteil zu einem gesteigerten Warenaustausch zwischen ihm und dem die Industrialisierung vermittelnden Staat führe. (Es sei erlaubt, ein kleines Fragezeichen hinzuzufügen; vielleicht gilt das doch nicht für alle Fälle und für die Dauer, sondern nur für gewisse benachbarte und etwa auf gleicher Entwicklungsstufe stehende Länder und für die Zeit bis zur völligen Durchführung der Industrialisierung in dem nachfolgenden Land.)

Für Deutschland in seiner heutigen Situation macht auch der grundsätzlich auf dem Boden des Freihandels stehende Dr. Baumgarten seine Vorbehalte. Er findet, dieses habe „Grund, die Bemühungen des Auslands zur Abziehung deutscher Produktionsstätten und Produktionsmittel mit Aufmerksamkeit zu verfolgen". Es gebe Fälle, in denen die Ausfuhr von Maschinen und die mit ihr in der Wirkung gleichzusetzende Auswanderung von Facharbeitern jedenfalls nicht zweckmäßig erscheine; nämlich dann, wenn es sich um ein bisheriges Monopol, um eine Produktion handle, die bisher allein in Deutschland heimisch sei. Unter dieser Voraussetzung müsse man feststellen, daß durch einen solchen Export deutsche Arbeitskräfte brotlos würden und daß die deutsche Devisendecke geschmälert würde. „Hat dagegen ein ausländischer Käufer deutscher Produktionsmittel die Möglichkeit, anstatt der deutschen Produktionsmittel auch gleichwertige oder ähnliche aus andern Ländern zu erwerben, so würde eine Behinderung der Abwanderung von deutschen Facharbeitern (und eine Erschwerung des Produktionsmittelexports) den deutschen Export schädigen, und zwar völlig zwecklos."

Der wichtigste Fall des Produktionsmittelexports ist nach Dr. Baumgarten die Verlegung ganzer Betriebsstätten ins Ausland. Sie dürfe nur unterstützt werden, wenn „ein zwingender Grund" gegeben sei, etwa durch Einfuhrverbote oder hohe Zollschranken. „Dann war eine durch Ausfuhr nach jenem Land vermittelte heimische Beschäftigung sowieso hinfällig, und eine Verlegung oder Filialgründung im Ausland rettet wenigstens die als Gewinn des Unternehmens verbleibenden Beträge für die deutsche Zahlungsbilanz." Dasselbe gelte für die Ausfuhr von einzelnen Maschinen. „Wenn wir in einem Gewerbe wirklich international ohne Konkurrenz dastehen, wäre es eine Sünde am Gemeinnutzen, die von dem Gewerbe benutzten Produktionsmaschinen aus Deutschland herausgelangen zu lassen. Nur ist das Kriterium für eine wirklich konkurrenzlose Produktion bei der Einzelmaschine noch schwerer zu finden als bei einem ganzen Betrieb. Die Technik ist international so verwachsen, daß es Maschinen gar nicht gibt, die auf die Dauer ein einziges Land herzustellen imstande ist." Auch bei der Frage der Vergebung von Lizenzen und Patenten ins Ausland liege es nicht anders. Der gegenseitige Austausch von Patenten befruchte die Industrien zum Vorteil aller Länder.

Wie man sieht, sehen sich heute auch Freihändler zu gewissen Konzessionen an den für sie längst veralteten Standpunkt des Merkantilismus gezwungen. Dr. Baumgarten fügt allerdings ausdrücklich hinzu: „Bei alledem soll man keinen Augenblick vergessen, daß die Behinderung des Exportes von Produktionsmitteln nur eine Notstandsmaßnahme und ein Verteidigungsmittel ist. Sobald ein vernünftiger Warenaustausch in der Welt wieder Platz gegriffen hat, sind die ängstlichen Überlegungen, die heute angestellt werden müssen, fast restlos wieder überflüssig. Dann gilt, wie Jahrzehnte hindurch, der Satz, auf den wir im Eingang Bezug nahmen: die Industrialisierung eines Landes verringert nicht seinen Warenaustausch mit dem industrialisierenden Land, sondern verstärkt ihn noch.

•

Die Industrialisierung der Welt ist ein interplanetarischer Vorgang, der sich mit schicksalsmäßiger Bestimmtheit vollzieht und auf die Dauer durch kein Maschinenausfuhrverbot aufgehalten werden könnte.

Immerhin hätte sich ihr Tempo aufhalten lassen, wenn die alten Industrieländer, an der Spitze England, in der entscheidenden Zeit nicht freihändlerisch gerichtet gewesen wären. Ebenso hätte sich das Tempo des „Fortschritts", der Industrialisierung innerhalb der alten Industrieländer ganz erheblich mäßigen lassen, wenn die Regierungen von Anfang an die Hand auf den neuen Wirtschaftsfaktor Maschine gelegt hätten, statt ihre Anwendung und ihre Vervollkommnung der privaten Initiative zu überlassen.

So „reaktionär" das für manche Ohren klingen mag, und so wenig freilich nachträglich etwas geändert werden kann: es wäre besser gewesen. Denn dann wären der Menschheit ohne Zweifel viele verlustreichen Kämpfe und schwierigen Umwege erspart geblieben, die lediglich auf das überstürzte Tempo zurückzuführen sind, mit dem sie von der Industrialisierung sozusagen überfallen worden ist. Die Industrialisierung an sich ist nicht vom Übel; wohl aber ihr Tempo, dem sich die zur Beharrung neigenden menschlichen Seelenkräfte nicht so rasch anpassen konnten.

Es ist zu rasch damit gegangen, und es geht vielleicht heute noch zu rasch.

× × ×

Dem Riesenungetüm der modernen maschinellen Produktion ist nicht mit den Auffassungen eines verflossenen Zeitalters beizukommen, dessen Kennzeichen nicht Güterüberfluß, sondern Gütermangel gewesen ist. Daher wurde in ihm jeder mit Recht belohnt, der durch seine Tätigkeit dazu beitrug, diesen Mangel zu verringern. Den Gütermangel haben Technik und Wissenschaft beseitigt, und wir befinden uns jetzt in einer Übergangszeit, deren Aufgabe es ist, Wirtschaftsformen zu finden, welche dem überquellenden Güterreichtum angepaßt sind und seinen Verbrauch sichern.

W. D. in „Technokratie", 1935, Heft 4

Einigung Europas

Der ehemalige englische Staatssekretär Lord Davies hat vor einigen Jahren unter dem Namen New-Commonwealth eine internationale Bewegung zur Revision des Vertrags von Versailles und des Genfer Völkerbundsstatuts ins Leben gerufen. Sie hat Sektionen in England, Deutschland, Frankreich, Holland, Schweden und USA. Präsident der deutschen Gruppe ist Oberst a. D. und SA-Gruppenführer Haselmayr, Vizepräsident Vizeadmiral a. D. Freiherr von Freyberg.

Lord Davies hat neuerdings unter starker Anlehnung an die Rede des deutschen Reichskanzlers vom 21. Mai 1935 die Einberufung einer neuen Friedenskonferenz vorgeschlagen, an der Deutschland als völlig gleichberechtigter Partner teilzunehmen hätte. Als „Ersatz für den Krieg" bei künftigen europäischen Streitigkeiten sollten ein unparteiischer internationaler Gerichtshof und eine internationale Polizeitruppe fungieren.

Europa steht heute etwa da, wo die deutschen Länder vor hundert Jahren angekommen waren. Es wird einen ähnlichen Weg gehen müssen. Er führt zu einer föderativen Verfassung bei voller Aufrechterhaltung der nationalen Selbständigkeit. Außer einer gemeinsamen Polizeitruppe müßte ein europäischer New Commonwealth eine gemeinsame Währung und eine gemeinsame europäische Zollgrenze haben.

Kleine Chronik

Der Reichstag ist am 14. September in Nürnberg zusammengetreten und hat drei Gesetze verabschiedet. Das erste erklärt die Hakenkreuzfahne zur Nationalflagge, das zweite formuliert den Unterschied von Reichsbürgern und Staatsangehörigen in Deutschland, das dritte enthält Anordnungen über die Stellung der Juden (Verbot, Mischehen einzugehen u. ä.).

Die Zahl der Arbeitslosen ist im August um 48 000 (von 1 754 000 auf 1 706 000) gesunken.

In Genf hat der englische Minister des Äußern Sir Samuel Hoare erklärt, England werde seine Verpflichtungen aus dem Völkerbundspakt erfüllen. Der französische Minister des Äußern Laval hat in einer Rede zwar den Wert der französisch-italienischen Freundschaft betont, aber ebenfalls festgestellt, Frankreich werde dem Völkerbundspakt treu bleiben.

Die italienische Regierung hat erklärt, die italienisch-abessinische Frage lasse eine Kompromiß-Lösung nicht mehr zu.

Die Garantiemächte des Memelstatuts außer Japan (England, Frankreich und Italien) haben bei der litauischen Regierung Vorstellungen erhoben, die bevorstehenden Wahlen im Memelgebiet möchten ordnungsgemäß durchgeführt werden.

In Polen ist der Sejm neu gewählt worden. Da nach dem neuen Wahlgesetz bei der Aufstellung der Kandidaten die politischen Parteien ausgeschaltet waren, haben die Oppositionsparteien Stimmenthaltung empfohlen. Infolgedessen haben sich nur 45 Prozent der Stimmberechtigten an den Wahlen beteiligt und nur 36 Prozent haben gültige Stimmen abgegeben. Als Folge des Wahlausgangs wird eine Kursänderung in der inneren Politik erwartet.

In Griechenland ist als Tag für den Volksentscheid über die Frage Republik oder Monarchie der 29. Oktober festgesetzt worden. Ministerpräsident Tsaldaris hat sich für die Monarchie ausgesprochen; damit ist die bisher neutrale Regierung ins Lager der Monarchisten übergegangen.

Weder Hexerei noch Trick

Von Fritz Werkmann

Schacht sagte in seiner Königsberger Rede am 18. August über die „innere Finanzierung unseres gesamten Arbeitsbeschaffungsprogramms einschließlich der Wehrhaftmachung: „Auch sehr maßgebliche und sachverständige Leute im In- und Auslande zerbrechen sich den Kopf darüber, woher denn eigentlich das Geld für die Arbeitsbeschaffung kommen soll. Ich kann diese Frage, die mich selbst täglich beschäftigt, nicht verübeln, aber ich kann versichern, daß weder Hexerei noch Trick dabei ist. Das Geheimnis beruht lediglich auf der einheitlichen und straffen Zusammenfassung der gesamten Finanz- und Wirtschaftspolitik ..."

Das ist in der Tat das ganze Geheimnis. Durch eine straffe Führung, nur durch sie konnte die scheinbar ausweglose Wirtschaftslage von 1932 überwunden werden. Die Mittel zu ihrer Überwindung drängten sich einer starken Hand geradezu auf. Das waren die 8 Millionen Arbeitslosen, die zwei Drittel der Produktionsanlagen, die unausgenutzt waren, und schließlich das Betriebskapital, das durch die Schrumpfung der Produktion, wenn auch unter Verlusten, ebenso freigesetzt wurde wie Arbeiter, die mit Hilfe dieses Betriebskapitals in den Produktionsanlagen gearbeitet hatten. Der Teil des Betriebskapitals, der nicht verloren war, ging allmählich z. B. aus der Form von Rohstoff- und Fertigwarenlagern und schließlich — bei beginnender Belebung — sogar aus der Form von uneintreibbar scheinenden Forderungen in die Form von Geld und Bankguthaben über. Er stand so für beliebige Aufgaben zur Verfügung, ganz ähnlich wie die brachliegenden Arbeitskräfte und Produktionsanlagen.

Daß die Mittel zur Krisenüberwindung bereit standen, wurde vor allem deshalb vielfach übersehen, weil jedes einzelne dieser Mittel kein Anlaß zur Hoffnungsfreudigkeit, sondern zur bittersten Klage war. Das gilt für die Arbeitslosen, wie für die stillstehenden Maschinen, wie für die aus der Krise geretteten Teile des Betriebskapitals. Und doch, nur durch dies geschickte Zusammenfügen jener brachliegenden Elemente, die in der Krise gleichsam auseinander gefallen waren, konnte die andauernde Schrumpfung der Wirtschaft in ihr Gegenteil verkehrt werden.

Die Zusammenfügung der Elemente konnte durch unmittelbare Einwirkung der Staatsgewalt nach Art des Kollektivismus vorgenommen werden. Der Staat hätte z. B. Arbeiter in einen stillstehenden Betrieb kommandieren und auf seine Rechnung in ihm irgend etwas produzieren lassen können, vielleicht etwas, was diese Arbeiter und ihre Kollegen, von denen sie Rohstoffe erhielten, dann selber konsumierten. Die Methode der unmittelbaren Beschäftigung von Arbeitskräften durch den Staat ist in Deutschland nur in beschränktem Umfang angewandt worden, vor allem für Arbeiten, deren privatwirtschaftliche Rentabilität bei den üblichen Löhnen nahe bei o liegen würde. Der Arbeitsdienst ist, wenn wir hier nur seine wirtschaftliche Seite ins Auge fassen, das beste Beispiel dafür. Aber auch die Notstands- und Fürsorgearbeiter sind hier einzureihen.

Die Zusammenfügung der Elemente war ferner möglich unter Aufrechterhaltung der Marktwirtschaft und freien Initiative. Der Staat mußte dann Kaufkraft in Hände bringen, die kauflustig waren, gleichgültig, ob das seine eigenen Hände waren oder die seiner Untergliederungen, oder die Hände von Arbeiter-Konsumenten oder die Hände von Unternehmern. Es kam darauf an, daß es auf Grund neu auftretender Kaufkraft Unternehmern rentabel schien, brachliegende Arbeitskräfte in brachliegende Produktionsanlagen hereinzunehmen und sie mindestens zunächst aus irgendwo, z. B. bei Banken, brachliegenden Betriebsmitteln zu entlohnen. Soweit die Arbeiter dann insgesamt gegenüber dem Zustand größerer Arbeitslosigkeit eine vermehrte Kaufkraft hatten, konnten sie sich gewissermaßen selber — durch allerhand Mittelglieder — gegenseitig Aufträge, d. h. Arbeit geben.

Hier heben sich nun innerhalb der marktwirtschaftlichen Lösung unseres Problems für Deutschland zwei Möglichkeiten von einander ab.

Man kann es von vornherein darauf abstellen, die Wirtschaft durch Vermehrung der Massenkaufkraft anzukurbeln. Man könnte das z. B. sehr primitiv dadurch bewerkstelligen, daß man an die Masse der Konsumenten Banknoten verschenkt; soweit das zu einer Preissteigerung führt — die bei nicht ausgenutzten Produktionsmöglichkeiten sehr viel langsamer einsetzt als in einer voll laufenden Wirtschaft —, könnte diese durch gleichzeitige Herabsetzung von Monopolpreisen für die Konsumenten ausgeglichen werden. — In der Praxis würde man nicht so primitiv vorgehen, wie es hier zunächst der Einfachheit halber dargestellt wurde. Der Staat könnte vielmehr bei privaten Unternehmungen Produkte in Auftrag geben, bei deren Herstellung sofort viel Löhne ausgezahlt werden, und könnte sie dann der Masse billig verkaufen oder vermieten. Wohnhäuser wären z. B. solche Produkte.

Eine Ankurbelung der Wirtschaft durch eine ähnliche Vermehrung der Unternehmerkaufkraft war in der deutschen Lage von 1932 nicht möglich. Denn in der Hand vieler Unternehmungen sammelten sich ja gerade brach liegende flüssige Mittel, mit denen sie nichts anzufangen wußten, weil ihnen eine Erweiterung ihrer so schlecht ausgenutzten Produktionsanlagen mit Recht sinnlos schien.

Wenn diese beiden Wege — aus verschiedenen Gründen — nicht in Frage kommen, so bleibt einzig übrig: der Staat konzentriert Kaufkraft in seiner Hand und vergibt Aufträge. Er bringt dadurch Arbeitslose und Maschinen in Gang. Dabei ist es grundsätzlich gleichgültig, ob er beliebige Erdbewegungen vornehmen oder Autostraßen bauen läßt, ob er Kanonen oder Friedenstauben produzieren läßt, ob er 2500 Zimmer in Form eines staatlichen Gebäudes oder in Form von 1000 Arbeiterwohnungen in Auftrag gibt.

Eine solche Staatskonjunktur, wie man diese Möglichkeit kurz nennen kann, wurde in Deutschland verwirklicht. Der Inhalt der Aufträge entsprach bekanntlich zu einem nach

und nach deutlich sichtbaren Anteil dem Ziel des Aufbaus einer starken Wehrmacht.

+

Ich höre bereits die Fragen: Und wer bezahlt das alles? Wie wird diese Staatskonjunktur finanziert? Ehe wir — in der nächsten Nummer — uns zur Beantwortung dieser Fragen die wichtigsten in Deutschland zurzeit benutzten Finanzierungsmethoden ansehen, wollen wir uns erst so einfach wie möglich klar machen, wie diese Staatskonjunktur warenwirtschaftlich möglich war.

Wenn wir hinter den Geldschleier sehen, so stellen wir fest: Die Zahl der Beschäftigten hat sich um 44 Prozent vermehrt. Die industrielle Produktion ist um 80 Prozent größer geworden. Dieses Mehrprodukt kann, schematisch betrachtet, gegeben werden: an die Arbeiter, an die Unternehmer oder an den Staat. Soweit es an die Arbeiter gegeben wird, müßte es die Gestalt von Kleidern, Schuhen und Hausgerät haben; soweit es an die Unternehmer gegeben wird: die Gestalt von Maschinen, Fabrikanlagen und Rohstoffvorräten; soweit es an den Staat gegeben wird: die Gestalt von Autostraßen, Uniformen, Waffen und Kasernen.

Tatsächlich bekommen alle drei Gruppen einen Teil des Mehrprodukts, und es hat daher auch alle die hier genannten Gestalten. Der Verteilungsvorgang wird dadurch verwickelt, daß die Einkommensströme den Warenströmen nicht entsprechen.

Im Fall der Arbeiterschaft decken sich die beiden Ströme noch verhältnismäßig gut. Aber auch die Arbeiterschaft bezieht nicht so viel Waren, wie sie Einkommen bezieht, sogar abgesehen von den Steuern und Abgaben, die sie zahlt. Denn so bald ein Arbeiter einen Teil seines Einkommens auf die Sparkasse trägt, kann dieser Teil vom Staat entliehen werden. Für diesen Teil des Arbeitereinkommens werden dann keine Konsumgüter, sondern wird Staatsbedarf nachgefragt und also auch produziert.

Im Fall der Unternehmer decken sich Einkommen und empfangener Warenstrom weit weniger. Sie wollen — von Ausnahmen abgesehen — ihr Reineinkommen nicht zur Erweiterung der Betriebe verwenden, da sie ja auch jetzt noch nicht voll ausgenutzt sind. Sie stellen daher erhebliche Teile ihres Einkommens, bisweilen auf den verschlungensten Wegen und manchmal ohne es zu wissen, dem Staat zur Verfügung, daneben sogar Teile ihres Vermögens: nicht benötigtes Betriebskapital und Mittel für aufgeschobene Ersatzinvestitionen.

Der Fall des Staates ist also der: Er entnimmt aus dem Produktionsprozeß viel mehr Waren, als seinem Einkommen, d. h. in der Hauptsache: den Steuereinnahmen entspricht. Dieses Mehr wird aus den Mitteln der Arbeiter und Unternehmer bezahlt, soweit sie sie ihm leihweise zur Verfügung stellen. Der Staat verschuldet sich also an sie.

Die Kunst der Finanzierung der Staatskonjunktur ist nun die, von den beiden ursprünglichen Einkommensströmen, die zu Arbeitern und Unternehmern fließen, durch Steuern und Anleihen so viel abzuschöpfen, daß der Staat das erhält, was er für seine besonderen Zwecke haben will, und daß ferner möglichst das ganze Produkt der gesamten deutschen Arbeiterschaft irgendwie Absatz findet. Gewiß, dieses letztgenannte Ziel ließe sich sehr einfach erreichen durch Vergrößerung des Arbeitseinkommens. Diese darf man aber nur in beschränktem Maße zulassen, wenn dem Staat ein großer Teil des Arbeitsprodukts für seine Zwecke zufließen soll. Denn das ist sicher: Wenn der Staat darlehensweise Einkommensteile an sich ziehen will, so kann er das weit leichter, wenn Unternehmern große Einkommen zufließen, die Betriebsvergrößerungen nicht für rentabel halten, als wenn Arbeitern große Einkommen zufließen, die sofort mehr Konsumgüter kaufen würden.

Die viel besprochene „Flüssigkeit" des deutschen Geldmarktes (des Marktes für kurzfristige Kredite) ist die sichtbare Folge der Tatsache, daß das Volkseinkommen gestiegen ist und daß diejenigen, bei denen diese Steigerung ihren privatwirtschaftlichen Ausdruck gefunden hat, den Einkommenszuwachs nicht konsumieren, aber auch — aus Vorsicht — nicht langfristig anlegen wollen. Sie wollen diese Gelder kurzfristig anlegen. Wo können sie das? Der Staat braucht die Gelder zwar langfristig, aber er nimmt — auf Umwegen, die noch besprochen werden sollen — jene kurzfristigen Gelder zur Finanzierung seiner Zwecke. Die Niedrighaltung der Konsumenteneinkommen bei einer starken Vermehrung der Produktion erweist sich so geradezu als notwendige Voraussetzung dafür, daß der Staat große Teile des Volkseinkommens für seine besonderen Zwecke in Anspruch nehmen kann. Das ist das ganze Geheimnis der derzeitigen Finanzierung der deutschen Staatskonjunktur.

In einer Versammlung in Büderich warf Staatsrat Prof. Börger „die Frage auf, warum noch keine hohen Löhne gezahlt und warum keine Steuersenkungen vorgenommen werden könnten. Er wies darauf hin, daß die deutsche Wehrhaftmachung die beste Sparkasse sei, und daß die innere Wehrstärke für das Wohlergehen entscheidend sei. Das aber koste Geld und fordere letzte Anstrengungen, letzte Opfer. Nach dieser Zeit der Wehrhaftmachung könne das Lohnniveau steigen und könnten Steuersenkungen eintreten." („Frankfurter Zeitung", 7. September)

Vor zwölf Jahren

Abessiniens Eintritt in den Völkerbund

Im Jahre 1923 lag für die Herbsttagung des Völkerbundes der Antrag Abessiniens auf Aufnahme in die „Gesellschaft der Nationen" vor. Der Antrag mußte von einer Prüfungskommission begutachtet werden, in der, unter dem Vorsitz des Letten Meierowitsch, auch England, Frankreich und Italien vertreten waren.

Schon hier erschien die Stimmung der Mächte nicht uneingeschränkt zugunsten Abessiniens. Der Bericht der Kommission erklärte, daß über den Grad der Autorität der abessinischen Zentralregierung, besonders über die entfernteren Provinzen, nichts Sicheres festzustellen sei. Weiter sei Abessiniens guter Wille, internationale Verträge zu erfüllen, für die Vergangenheit zweifelhaft. Um ihn hinsichtlich der Zukunft zu beweisen, solle Abessinien eine dreifache Erklärung abgeben: 1. Es sei bereit, den in St. Germain am 10. September 1919 abgeschlossenen Vertrag über den Sklavenhandel zu erfüllen. 2. Es trete dem am gleichen Tag in St. Germain abgeschlossenen Vertrag über das Verbot der Waffeneinfuhr nach Afrika bei. 3. Es sei bereit, dem Rat alle nötigen Informationen zu geben und alle Empfehlungen in Erwägung zu ziehen, die er zur Durchführung obiger Verpflichtungen machen werde.

Über die Rüstung sagte das Gutachten der Ständigen Militärkommission, daß der Rüstungsstand Abessiniens kein Hindernis gegen die Zulassung darstelle.

Am 19. September trat dann der sogenannte Sechste Ausschuß der Bundesversammlung zur Beschlußfassung zusammen. Zuerst erhob sich der Vertreter Portugals: Im Laufe fünfhundertjähriger Beziehungen habe sein Land Abessinien zweimal mit Soldaten und Schiffen im Kampf um seine Unabhängigkeit unterstützt. Es sei mit der Gleichberechtigung unvereinbar, einem souveränen Staat die Einfuhr von Waffen zu verbieten. Darauf wollten die Vertreter Italiens, Belgiens und Frankreichs schließlich eine amtliche Einfuhr von Waffen zur Unterdrükkung der Sklaverei zulassen. Der Vertreter der Schweiz, Motta, beantragte die Aufnahme Abessiniens auf das nächste Jahr zu vertagen.

Diese Gelegenheit benutzte der Engländer Sir Edward Wood, später als Lord Irving Vizekönig von Indien, um ebenfalls für eine Vertagung einzutreten. Es gäbe ein Motiv, die Aufnahme Abessiniens zu befürworten: wenn man ihm in der Erreichung eines höheren Kulturniveaus beistehen wolle, dann gäbe es kein besseres Mittel als es in die Gesellschaft der Nationen aufzunehmen. Andererseits hänge aber das Wohl des Völkerbundes von der Reife des Bewußtseins seiner Mitglieder ab. Hier sei eine längere Nachprüfung notwendig.

Im Laufe der weiteren Verhandlung wurde es immer wahrscheinlicher, daß die Abstimmung sogar eine Ablehnung des Antrages ergeben könnte. Der Vertreter Italiens, Graf Bonin-Longare, rettet die Situation für Abessinien. Er bat die Sitzung abzubrechen, da er seine Ausführungen noch ergänzen müsse.

Nun setzte ein eifriges Spiel hinter den Kulissen ein. Die Italiener veranlaßten Meierowitsch, seine Prüfungskommission noch einmal einzuberufen. Der Bericht wurde nach Anhören der Abessinier geändert. Nunmehr wurde die Autorität der Regierung über das ganze Land zugegeben. Die Erinnerung an eine mangelhafte Vertragserfüllung in der Vergangenheit verschwand. Nach fast dreißigstündigen Verhandlungen zwischen Genf, Paris, London und Rom trat der Sechste Ausschuß am 20. September wieder zusammen. Nach Verlesung eines Schreibens der Abessinier und des neuen Kommissionsberichtes erklärte Graf Bonin-Longare, der Abgesandte Mussolinis, in einer langen Rede: „Der Antrag Abessiniens auf Aufnahme stellt eine dem Völkerbund erwiesene Huldigung dar. Sie ist umso wertvoller, als sie von einer Nation stammt, die bisher am Rande der großen internationalen Strömungen gelebt hat, die aber dank der bewunderungswerten Festigkeit, mit der sie ihre Religion und ihren nationalen Charakter bewahrt hat, Anspruch auf ritterliche Achtung erworben hat, einen Anspruch, dem hier Gerechtigkeit werden muß." Die Aufklärung der Prüfungskommission habe ergeben, daß der Sklavenhandel in Abessinien bei Todesstrafe untersagt sei. Die Sklaverei selbst sei zu einer Dienstpflicht abgemildert. „Die einzugehenden Verpflichtungen wird Abessinien zweifelsohne mit der Loyalität innezuhalten wissen, die in erster Linie darin besteht, die eigene Fähigkeit zu ermessen, sie innezuhalten. Es wird die Hilfe des Völkerbundes im Kampf gegen den Sklavenhandel zu schätzen wissen und im Zentrum Afrikas als Mitglied der Liga der Nationen ein aktiver und erfolgreicher Vorkämpfer des Friedens werden."

Mit dieser entschlossenen Haltung hatte Italien sich gegen England durchgesetzt. Indien befürwortete die Aufnahme. Ebenso die Schweiz. Auch Frankreich: zwischen Sklaverei und Dienstbarkeit bestehe ein feiner Unterschied; diese sei auch in französischen Kolonien und in Belgisch Kongo üblich.

Der Sechste Ausschuß empfahl dann ohne besondere Abstimmung und ohne einen Widerspruch der Bundesversammlung die Aufnahme Abessiniens, nachdem es die dreifache Erklärung unterschrieben habe.

Am 28. September 1923 war die entscheidende Sitzung. Alle 45 Ratsmitglieder erklärten sich mit ihrem „Ja" für die Aufnahme. Kein Staat enthielt sich der Stimme oder äußerte einen Widerspruch. Abessinien wurde in die Gemeinschaft der „Kulturstaaten" einbezogen; und es verdankte seine Aufnahme in erster Linie der Hilfe Italiens.

Das gleiche Italien nimmt, wiederum im Gegensatz zu England, heute eine ganz andere Haltung ein. Man sieht: die Politik ist tatsächlich die Kunst, das Unmögliche möglich zu machen. Und niemand darf sich darüber wundern, wenn die Vertreter Italiens es vorziehen, den Genfer Sitzungssaal zu verlassen, sobald die Abessinier zu reden beginnen. Ernst Pfau

---

Aus der Rede des Abessiniers Tekle Hawariate in der Genfer Völkerbundsversammlung am 11. September: „... Die Sklaverei sei keine abessinische Erfindung. Sie gehe zurück auf alte Sitten, die sich in manchen Ländern noch länger erhalten hätten als anderswo. Außerdem dürfe man sich fragen, ob nicht manche Arbeiter in modernen Staaten, die unter dem Maschinenzeitalter zu leiden hätten, eher Sklaven genannt werden könnten als diejenigen, die man in Abessinien als Sklaven bezeichne ..."

Italien kauft ein

Aus einem Aufsatz über „Italiens wirtschaftliche Kriegsvorbereitung" in der „Deutschen Bergwerks-Zeitung" (Nr. 194):

„Die diesjährige schlechte Futtermittelernte Italiens zwingt zu Ankäufen von Mais und Getreide in Südslawien und Rumänien. Von Südafrika kommt Gefrierfleisch in großen Mengen, während Posener Konservenfabriken jüngst italienische Aufträge angeblich wegen mangelnder Sicherheit nicht angenommen haben sollen. Ungarische Pferde schnauben in den italienischen Truppenlagern Ostafrikas, während ihre Reiter, in Uniformen aus amerikanischer und türkischer Baumwolle und in japanischen Schuhen lässig am Lagerfeuer aus südslawischem Holz hingelagert, ihr Stück Brot aus rumänischem Weizen kauen ...

Wohl den größten Vorteil von der Belebung hat die internationale Schiffahrt. Italien ist in den letzten Wochen als Schiffskäufer größten Umfangs aufgetreten ..."

Begehrtes Metall

Der Kupferpreis in London ist seit Januar d. J. von 28,7 auf 34,2 (Pfund Sterling die Tonne) gestiegen.

Chile hat seine Kupfererzeugung von 1933 auf 1934 verdoppelt und im ersten Halbjahr 1935 nochmals verdoppelt.

Die Förder- und Hüttenanlagen der türkischen Kupferbergwerke bei Ergani-Maden werden für eine zwei- bis dreimal größere Erzeugung als ursprünglich gebaut.

Der Krieg als Rassenfeind

... Alfred Plötz, der auf dem Bevölkerungs-Kongreß vielfach gefeierte Altmeister der heutigen Rassenwissenschaft, sprach über Rassenhygiene und Krieg. Er bezeichnete den Krieg als den schlimmsten Rassenfeind, der vor allem die Gegenauslese (der erbbiologisch Unerwünschten) fördere. Selbstverständlich müsse jede Nation zur Wahrung ihrer Ehre gerüstet sein, aber da der Krieg alle rassische Fürsorge und Hygiene vieler Jahre zunichte mache, haben die heutigen Staatslenker die ganz besondere Verantwortung, den Frieden zu wahren ... (Deutsche Allgemeine Zeitung, Nr. 406)

Verkehrtheiten

Aus einem Tagebuch

Von Friedrich Rothacker

Auf meiner Burre

Mit dem mundartlichen Wort „Burre" bezeichnet der schwäbische Bauersmann einen minderwertigen Acker, auf dem man sich schinden muß. (Schinder heißt französisch: bourreau.)

Ich war auf meinem Acker, einer solchen Burre, mit Rübenfelgen beschäftigt. Wahrscheinlich sind noch nie Zuckerrüben dort gepflanzt worden, weil auf mehreren Stellen der Pflug wie die Felghaue aufs „Teufels Hirnschale" stößt. Diese wunden Punkte wurden von mir gelegentlich immer wieder mit Erde überführt, so auch letzten Winter, worauf ich die Rüben-Einsaat riskierte.

Zwei Bauern gingen vorüber, und als sie vorbei waren, hörte ich den einen geringschätzigen Tones sagen: „Der mit seinen Steinburren!", worauf der Andere lachte; was er erwiderte, hörte ich nicht mehr.

Da hatte ich's! Wär' ich bloß Bauer und nicht zugleich ein wenig Filosof, so hätte ich mich wahrscheinlich geschämt. So aber ward ich angeregt, darüber nachzudenken, was menschlicher Adel ist und worin er besteht: „Worin der Adel liegt? Daß man für andere leidet; nicht darin, daß man wird von anderen beneidet."

Dieses Beispiel der Verachtung von Besitzern oder gar Pächtern minderwertiger Güterstücke ist durchaus typisch bei unsern Bauern. So gilt hierorts das Hacken in einem ehemaligen Weinberg bei vielen als eine Art Schande, der glückliche Besitz erstklassiger Felder dagegen als Adel, und vollends die Methode, andere für sich arbeiten zu lassen und derweilen im Gasthaus zu sitzen, als höchste Lebenskunst. Von feinem Gemerk, wie ich bin, ist es mir dutzende Mal passiert, daß Berufsgenossen mich gefoppt und aufgezogen haben darüber, daß ich mich mit meinen Burren herumschlage. Aber ist es zuviel gesagt, wenn man behauptet: nicht der reichgeborne Bauernprotz, dem als einzigem Erben die besten Lagen zu bewirtschaften ein Vergnügen sein muß, sondern der die Burren bearbeitet, ob als Pächter oder als Besitzer, ist in Wirklichkeit der echte Vertreter seines edlen Standes. Er ist es, der durch seinen Schweiß bewirkt, daß dort zwei Halme wachsen können, wo zuvor nur einer oder gar keiner gestanden ist.

Disput mit Pietisten

Drei volle Stunden schon sitze ich mit meinen beiden Herren Gegenüber in heftiger Abwehrschlacht. Es sind nicht eigentlich Sektierer, sondern durchaus „rechtgläubige", streng kirchlich gesinnte Gemeinschaftsleute von der Bengel'schen Richtung.

Mit dem Jüngeren der beiden habe ich öfters berufsgeschäftlich zu tun, und so waren wir bei Gelegenheit erst ins Diskutieren, dann ins Disputieren hineingeraten. Jetzt hatte mein Geschäftsfreund mich mit Verstärkung durch einen extra mundfertigen Bundesgenossen in meiner Stube überfallen: er wollte offenbar sein Möglichstes tun, um meine endliche Bekehrung zu forcieren.

Die Sache hatte mir eine Zeitlang Spaß gemacht. Aber jetzt mahnte ich energisch zum vorläufigen Abbruch unserer diplomatischen Beziehungen, mit dem Hinweis darauf, daß bei unserem Wortstreit doch nichts herauskomme. Es sei eine Kluft da, die uns unüberbrückbar trenne.

„Und das ist dein Unglaub! bloß dein Unglaub!" hielt mir der Ältere mit erregter Stimme entgegen. „Nein", entgegnete ich ruhig, „um Glauben und Unglauben handelt es sich hier durchaus nicht, sondern einzig und allein um eine ungeheure Verkehrtheit in eurer Auffassung dessen, was einen Menschen zum Christen macht. Ihr wähnt, die Taufe und der Glaube mache es. Ich aber sage euch: nichts, gar nichts macht uns zu Christen als Christi Jüngerschaft. In dieser ernsthaften Zielsetzung ist alles, aber auch alles enthalten."

„Liberale Theologie!" meinte darauf der Jüngere. „Nein, gar keine Theologie!" schloß ich die Debatte, „nichts von liberal! nichts von orthodox! Euer anerzogener und blind angenommener Wahn- und Aberglaube allein ist der Stier im Porzellanladen des Christentums, der seit so manchem Jahrhundert alles durcheinanderwirft, zertrampelt und zertrümmert, so daß man sich bloß wundern muß, daß vom also mißhandelten Christentum überhaupt noch etwas übrig geblieben ist. Legt euren verderblichen Wahn- und Aberglauben ab, und der Laden kann in Ordnung kommen! Euch Pietisten, namentlich euch schwäbischen, rühmt man verständiges Urteil und tiefe religiöse Erkenntnis nach. Sehr mit Unrecht! Hätte auch nur die Hälfte von euch, was euch nachgerühmt wird: Urteil und Erkenntnis, ihr würdet den Fehler erkennen, würdet die Verkehrtheit eurer herkömmlichen Auffassung einsehen. Ich will's euch nochmals sagen, und das soll das Schlußwort sein: eure Autoren mögen treffliche Lehrer gewesen sein — in allem, was er spricht und schreibt, ist kein Sterblicher ganz unfehlbar, auch Paulus und Luther nicht. Nach dem, was ich von Jesus von Nazareth weiß, kann ich durch dick und dünn mit jenen nicht gehen, wie ihr beide es tut oder zu können wähnt. Nicht was euer Glaubensbekenntnis vorschreibt und nicht was Luther euch lehrt, kann euch zu Christen machen, sondern einzig und allein Christi Jüngerschaft. Soweit ihr mit eurer rechtgläubigen Frömmigkeit von diesem Standpunkt noch entfernt seid, soviel tappt ihr noch in dem großen Nebelmeer herum, aus dem diese Christenheit immer noch vergeblich herauszukommen trachtet, weil da niemand herausfindet, der sich nicht frei gemacht hat von jener verhängnisvollen, ungeheuren Verkehrtheit, von der ich vorhin gesprochen!"

Sonntagmorgen in der Eisenbahn

Ein Wagen der schwäbischen Schwarzwaldbahn, Volksklasse natürlich. Prächtiger Sonntagmorgen, zu allem einladend, nur nicht zum Anhören von Eisenbahngesprächen. Und doch kann ich nicht umhin, nach hinten zu hören.

Meine beiden Rücksitzer wollten offenbar nach Möttlingen und sprachen vom „Vater Stanger", der damals noch lebte. Das ging so eine gute Weile. Auch andere Reisende waren aufmerksam geworden. Dem Älteren der Beiden schien das peinlich, dem Jüngeren gerade recht. Offenbar gefiel er sich darin, sein religiöses Programm an den Mann zu bringen.

Zunächst spielte er seine Rolle nicht schlecht. Es widersprach niemand, bis ein hohläugiger, hagerer Mann in der hintersten Ecke plötzlich sagte: „Sie sollten mit dem Erteilen von öffentlichem Religionsunterricht etwas zurückhaltender sein. Was Sie uns da vortragen, hat mit Wahrheit wenig zu tun."

Ich wendete mich nach dem Sprecher um und sah gerade noch, wie der Ältere der beiden „Möttlinger" zusammenzuckte. Aber der andere warf sich in die Brust und rief zur Ecke: „Die Wahrheit ist das Wort Gottes, mein Herr, und wenn Sie die Bibel kennen wie ich, dann und nur dann wissen Sie Bescheid in der Wahrheit und in der Religion."

Der Hagere: „Das ist wohl allgemein verbreitete Meinung, aber sie ist ein Wahn. Die Ansicht der Mehrheit in puncto Religion ist stets verkehrt. Wer Wahrheits-Erkenntnis und wirkliche Religiosität besitzt, braucht keine Bibel."

Einen Augenblick herrscht Stille, dann erfolgt Widerspruch von allen Seiten. Der alte Möttlinger sagte wieder nichts. Der

Raum für alle

Im Jahre 1800 ist die Bevölkerung der Erde auf 836 Millionen, im Jahre 1900 auf 1550 Millionen geschätzt worden. Heute, so nimmt man an, wohnen erst etwas über 2 Milliarden Menschen auf der Erde. Wenn das so weiter geht ...

Nun, es sieht ja nicht aus, als ob es in diesem Tempo weiterginge. Aber nehmen wir einmal an, die Bevölkerung der Erde würde sich, wie seit 1800, jeweils in 105 Jahren etwa verdoppeln, dann würden auf der Erde leben

im Jahre	Millionen Menschen
2033	3900
2138	7800
2243	15600
2348	31200

Während heute die durchschnittliche Volksdichte auf der Erde 37,1 pro Quadratmeile beträgt, würden im Jahre 2348 beinahe 600 Menschen auf einer Quadratmeile leben.

Könnte die Erde eine solche Zahl von Menschen überhaupt ernähren? Das ist eine Frage, der die Gelehrten auf verschiedene Weise zu Leibe rücken und auf die sie ganz verschiedene Antworten geben.

Auf der Erde gibt es etwa 134 Millionen Quadratkilometer fruchtbaren Landes. Da es wohl immer notwendig sein wird, daß etwa ein Viertel davon mit Wald bedeckt ist, bleiben für den Anbau rund 100 Millionen Quadratkilometer oder 10 Milliarden Hektar übrig. Nun rechnet man, daß sich in Deutschland eine Bauernfamilie mit 5—7 Hektar erhalten kann. Auf der ganzen Erde könnte also eine bäuerliche Bevölkerung von 10 Milliarden und eine Gesamtbevölkerung von etwa 15 Milliarden Köpfen leben. Im Jahre 2243 würde also der Hunger eine weitere Bevölkerungsvermehrung verhindern.

Eine andere Methode, die Maximalbevölkerung der Erde zu berechnen, ist folgende: Es ist als Erfahrungstatsache festgestellt worden, daß sich die europäischen Nationen mit dem Hauptnahrungsmittel, dem Getreide, nur so lange selbst versorgen, bis sie eine Bevölkerungsdichte von etwa 83 Köpfen auf den Quadratkilometer erreicht haben. Ist diese Zahl überschritten, dann wird Getreide importiert, offenbar deshalb, weil Staaten mit größerer Bevölkerungsdichte das zur Eigenversorgung nötige Getreide nicht mehr selber produzieren können. Auf diese Weise kommt man zu einer möglichen Bevölkerung von 8—9 Milliarden; der Hunger stände also schon im Jahr 2150 vor der Tür.

Er müßte allerdings sofort wieder umkehren, denn man würde ihm klarmachen können, daß in dieser Rechnung verschiedene Fehler stecken. Die dicht besiedelten Industrievölker führen nicht deshalb Getreide ein, weil sie es selber nicht produzieren k ö n n e n, sondern weil es für sie billiger ist, Weizen aus weniger dicht besiedelten Ländern (wie Kanada oder Argentinien) einzuführen, als mit großen Kosten ihre eigene Landwirtschaft zu intensivieren. Wenn einmal in a l l e n Ländern die Bevölkerungsdichte größer als 83 Köpfe pro Quadratkilometer ist, dann wird man sehen, daß auch ein dichter besiedeltes Land ganz gut seinen eigenen Bedarf an Getreide erzeugen kann. (Außerdem zeigt ja die Getreidewirtschaft in Deutschland, daß das Rechenexempel nicht stimmt.)

Man kann natürlich auch noch andere Rechnungen aufmachen. Man kann z. B. sagen: ein Mensch braucht jährlich so und so viel Kilogramm Eiweiß, zur Erzeugung dieses Eiweißquantums sind so und so viel Hektar nötig, folglich ... Aber bei dieser Art der Rechnung gehen die Ergebnisse noch weiter auseinander als bei andern; denn ob der Mensch 35 oder nur 15 Kilo Eiweiß im Jahr benötigt, darüber herrscht noch keine Einigkeit, und außerdem ist es nicht ganz gleichgültig, auf welche Weise das nötige Eiweiß produziert wird, ob auf einem gewöhnlichen schwäbischen Bauernhof oder etwa auf einem modern betriebenen Mustergut.

Und damit kommen wir zum Grundfehler aller dieser Schätzungen: sie nehmen die durchschnittliche Technik der heutigen Landwirtschaft als etwas starr Gegebenes an, während man doch mit Sicherheit behaupten kann, daß mit dem Wachsen der Bevölkerung auch die Technik der Nahrungsmittelerzeugung Fortschritte machen wird. Alle diese Schätzungen erinnern an die des englischen Statistikers Gregory King, der im Jahre 1696 mit banger Sorge vorausgesagt hat, die Bevölkerung Englands werde im Jahre 2300 mindestens 11 Millionen und im Jahre 3500 gar 22 Millionen betragen. Er hat nicht daran gedacht, daß vielleicht die Entwicklung von Wirtschaft und Technik sowohl ein rascheres Bevölkerungswachstum als auch eine Intensivierung der Nahrungsmittelproduktion ermöglichen wird. Und wie im Jahre 1696, so ist es auch heute noch.

Nun wollen wir allerdings nicht der Fantasie freien Spielraum lassen. Wir wollen nicht daran denken, daß der Reichtum des Meeres ja noch kaum ausgenützt ist, oder gar daran, daß man vielleicht einmal aus der Luft wird Nahrung holen können, sondern wir wollen uns an eine Art der Bodenkultur halten, die es heute schon gibt: an den Gartenbau in geheizten Treibhäusern. Nimmt man an, daß die Menschheit einmal ihre Nahrung in solchen Treibhäusern erzeugen wird, und rechnet man in jeder Beziehung vorsichtig (z. B. mit einem Eiweißbedarf von 37,5 kg pro Kopf und Jahr), so ergibt sich, daß die Erde 200 Milliarden Menschen ernähren kann.

Der Skeptiker, der es nicht für möglich hält, daß man einmal alles Ackerland mit Glas überdachen wird, möge ruhig die Hälfte abziehen; es bleiben dann immer noch 100 Milliarden, eine Zahl, die einem jede Sorge nimmt, der Hunger könnte einmal der Bevölkerungsvermehrung ein Halt gebieten.

F r i t z W e i n m a n n

Drei Tage in der Woche erfinden wir neue Methoden, um der Arbeit zu entraten, und die übrigen drei bringen wir damit zu, Arbeit für die Arbeitslosen zu finden.

N i k o l a u s F r e i h e r r v. d. B r ü g g e n

Aus dem Museum

„Franz Josef Otto Robert Maria Anton Karl Maximilian Heinrich Sixtus Xaver Felix Renatus Ludwig Kajetan Pius Ignaz, Chef und Souverän des Ordens zum Goldenen Vlies, Kaiser von Österreich, König von Germanien, der Lombardei und Venedigs, von Böhmen, Dalmatien, Kroatien, Slawonien, Galizien, Lodomirien und Illyrien, Apostolischer König von Ungarn, König von Jerusalem, Erzherzog von Österreich, Großherzog von Toskana und Krakau, Herzog von Lothringen, Salzburg, Steyer, Kärnten, Krain und der Bukowina, Großfürst von Siebenbürgen, Markgraf von Mähren, Herzog von Altenburg, Ober- und Niederschlesien, Modena, Parma, Piacenza und Guastalla, von Auschwitz und Zator, Teschen, Friaul, Ragusa und Zara, Gefürsteter Graf von Habsburg und Tirol, von Kyburg, Görz und Gradisca, Fürst von Trient und Brixen, Markgraf der Oberlausitz, der Niederlausitz und in Istrien, Graf von Hohenembs, Feldkirch, Bregenz, Sonnenberg, Herr von Triest, Cattaro und auf der wendischen Mark, Großwojwod der Wojwodschaft Serbien ..."

Genug? Eigentlich ist ja noch nicht Schluß, aber wir wollen trotzdem aufhören. Es sind die Namen und ein Teil der Titel, die der gegenwärtige h a b s b u r g i s c h e T h r o n p r ä t e n d e n t Erzherzog Otto, aus dem Hause Habsburg-Lothringen-Parma-Bourbon, von seinem Vater geerbt hat.

Es stecken in dieser Liste freilich auch einige Ansprüche, die vielleicht doch nicht ganz veraltet sind.

Güterteilung unter Indianern

„Der reiche Indianer soll von seinem Vermögen seinen armen Brüdern abgeben!" So lautet ein Gesetzesvorschlag, den John Collier, Kommissar für die Angelegenheiten der Indianer in der Regierung, dem Kongreß der Vereinigten Staaten unterbreitet hat.

Viele Indianer, namentlich in Oklahoma und Arkansas, sind ungeheuer reich geworden, seit Petroleumquellen unter ihren Prärien entdeckt worden sind. Sie sollen nun einen beträchtlichen Teil ihrer Einkünfte einem Hilfsfond zuwenden, aus dessen Mitteln Mais und Kleidung für die übrigen, arm gebliebenen Indianer angeschafft werden sollen.

Diese Aktion ist die Folge ernster Vorstellungen, die Mr. Landman, Superintendent der „Fünf zivilisierten Stämme", in Washington erhoben hat.

(„Paris Soir")

Wie man berühmt wird

In Venedig ist beabsichtigt, einen „G e o r g e - B y r o n - P r e i s" zu stiften. Für ein gutes Drama? Für das beste Gedicht? — O nein: für eine Schwimmkonkurrenz. Als sich nämlich Byron 1818 in Venedig aufhielt, lernte er einen ehemaligen Offizier der napoleonischen Armee kennen, der als guter Schwimmer galt. Der englische Dichter und der französische Offizier schlossen eine Wette ab, wer der bessere Schwimmer sei, und Byron gewann: er durchschwamm die Lagune des Lidos rascher als sein Konkurrent. Die Erinnerung daran soll nun durch einen Schwimm-Preis wachgehalten werden.

So wird mancher, der nie dazu kommt, „Ritter Haralds Pilgerfahrt" oder den „Manfred" zu lesen, erfahren, daß es einen Dichter namens Byron gegeben hat. Woraus man sieht, daß auch ein kräftiger Bizeps dem Nachruhm eines Dichters dienen kann.

Ein bißchen Statistik

W i r t s c h a f t s g r u p p e „E i n z e l h a n d e l"

In der Wirtschaftsgruppe „Einzelhandel" sind in Deutschland rund 500 000 selbständige Inhaber von Einzelhandelsgeschäften zusammengefaßt; zu ihnen gehören weitere 1,4 Millionen mithelfende Familienangehörige, Angestellte und Arbeiter, so daß also im Einzelhandel bei uns rund 2 Millionen Menschen tätig sind. Hiebei ist zu beachten, daß Metzger, Bäcker und Gastwirte n i c h t mitgerechnet sind; sie zählen zur wirtschaftlichen Reichsgruppe Handwerk.

In Fachgruppen aufgeteilt, sieht der deutsche Einzelhandel so aus:

Nahrungs und Genußmittelhändler	150 000
(davon: Tabakwarenhändler	33 000)
Textil-Einzelhändler	53 000
Kohlen- und Holzhändler	39 000
Gesundheitspflege, chem., opt. und chir. Artikel	25 000
Maschinen- und Gerätehändler	19 000
Schuh- und Lederhändler	17 500
Eisen-, Glas-, Hausratartikel	16 000
Papier- und Schreibwarenhändler	11 000
Garagen und Tankstellen	9 000
Kraftfahrzeughändler	7 000
Möbelhändler	6 500
Sport-, Spiel-, Lederwaren	6 500
Juweliere und Goldwarenhändler	6 000
Rundfunkapparatehändler	4 000
Altwarenhandel	2 000
Kleinere Gruppen zusammen	128 500

Etwa die Hälfte des Volkseinkommens wandert „über den Ladentisch", durch die Hände des Einzelhandels (ohne Metzger, Bäcker und Wirte!). Vom Gesamtumsatz des Handels entfällt etwa die Hälfte auf Lebens- und Genußmittel, ein Viertel auf Textilien und Bekleidung, etwa 10 Prozent auf Hausrat und Wohnbedarf.

Während die Kosten der W a r e n e r z e u g u n g in den letzten Jahrzehnten immer weiter gesenkt wurden, sind merkwürdigerweise die der W a r e n v e r t e i l u n g, des Handels, dauernd gewachsen; z. B. bei den Schuhwarengeschäften zwischen 1913 und 1933 von 17 Prozent des Umsatzes auf 25 Prozent, bei Eisen-, Glas- und Porzellangeschäften von 21 auf 33 Prozent. Die gesamte „H a n d e l s s p a n n e" (der Unterschied zwischen dem Preis, den der Erzeuger erhält, und demjenigen, den der Verbraucher zahlt) wird heute im Durchschnitt auf 35 bis 40 Prozent geschätzt; davon entfallen 25 Prozent auf den Einzelhandel, etwa 10 bis 15 Prozent auf den Großhandel. Man sieht, wie verhältnismäßig viel kostspieliger in unserer Wirtschaft die Verteilung der Waren ist als ihre Herstellung. Dabei machen die einzelnen Händler, absolut betrachtet, durchaus keine übermäßigen Gewinne; sie verdienen bei knappem Umsatz ja oft kaum das Existenzminimum.

Man hat berechnet, wie hoch in einzelnen Branchen die Kosten für den e i n z e l n e n V e r k a u f s a k t zu stehen kommen und ist dabei auf folgende Zahlen (für 1933) gekommen: Kosten des Verkaufs von einem Paar Schuhe bei durchschnittlich 6 Mark Umsatz: 1,45 Mark; eines Haus- und Küchengeräts bei 2,10 Mark Umsatz: 70 Pfennig; einer Uhr bei Durchschnittlich 7,20 Mark Umsatz: 3,60 Mark. Warenhäuser hatten bei einem durchschnittlichen Umsatz von 1,08 Mark pro Verkaufsakt 0,37 Mark Verkaufskosten.

Schaufenster

Ein Mitarbeiter des Stuttgarter „Deutschen Volksblatts" hat sich die Schaufenster der Apotheken und Drogerien in Stuttgart angesehen, um festzustellen, was eine großstädtische Bevölkerung auf diesem Gebiet für Bedürfnisse und Neigungen habe.

Er fand dabei folgendes: 1. Der Großstädter schläft schlecht, denn es werden immer wieder neue Schlafmittel angeboten. 2. Er erträgt keinen Schmerz; das geht aus der großen Zahl der schmerzbetäubenden Mittel hervor, gegen Kopf-, Magen-, Muskel-, Leber- und sonstige Schmerzen. 3. Er ist dauernd abgespannt, sonst würden nicht so viele Anregungsmittel ausgestellt. 4. Er ist überreizt; daher die vielen Beruhigungsmittel. 5. Er ist ein eitler, närrischer Mensch; das beweisen die unzähligen Entfettungs- und Schönheitsmittel. 6. Er hat „eine grenzenlose Angst vor dem Ende. Diese Angst äußert sich in einer sonderbaren, blindgläubigen Vorliebe für alle möglichen „Lebenselixiere": indische Wundersäfte, nichtsnutzige Salzgemische, Geheimpillen gegen das Altwerden und andere Dinge im festen, flüssigen und gasförmigen Aggregatzustand."

---

andere erhob sich, sah sich siegessicher im Wagen um und sagte betont: „Haben Sie's gehört? S o sprechen die Verächter!" Damit setzte er sich wieder.

Gelassenen Tons, fast feierlich, kam's jetzt aus der Ecke: „Gut. Der in Matthäus 23 nicht weniger denn achtmal ausrief: wehe über euch Schriftgelehrte und Farisäer!, war a u c h ein Verächter! Er und ich sind im Gegenstand unserer Verachtung völlig einig."

Wieder ein Augenblick betroffener Stille. Dann sagte der Eifrige: „Ein Christ wird stets auch seine Feinde mit erbarmender Liebe umfassen. Ich lade Sie ein, kommen Sie mit uns nach Möttlingen. 's ist ja Sonntag heut', wir kommen gerade noch recht zum Vortrag. Sie müssen Vater Stanger hören, er gibt Ihnen ein Leiterlein, an dem Sie von Ihrer stolzen Höhe heruntersteigen und Demut lernen können. Niemand versteht das besser denn er!"

Der Hagere entgegnete ruhig: „Wer Wahrheitserkenntnis und wirkliche Religiosität besitzt, geht n i c h t nach Möttlingen."

Erneute Stille. Der Ältere der beiden „Möttlinger" schüttelte bedächtig den bereits ergrauten Kopf, sagte aber wieder nichts. Der andere rief: „Was? Sie verachten auch die Möttlinger Bewegung!"

Der Hagere: „So wenig als die Bibel! aber ich brauch' beides nicht."

Der Andere: „So sagen alle Gottlosen: ich brauch das nicht! Dann brauchen Sie auch wohl keine Kirche? Und keine Taufe? Und kein Nachtmahl?"

„Keins von den Dreien." — „Und keinen Heiland?" — „Keinen in Ihrem Sinne."

Der Eifrige triumfierte: „Am Wort scheiden sich die Geister! Denn es ist lebendig und kräftig und schärfer denn kein zweischneidig Schwert, und ist ein Richter der Gedanken und Gesinnungen des Herzens!"

Der in der Ecke setzte seinen Hut auf und sagte ruhig: „Mein Bahnhof rückt herbei, ich muß aussteigen. Gestatten Sie mir ein letztes Wort: Ihr Sieg scheint besiegelt. Ich sehe, daß ich ganz allein geblieben bin mit meiner Ansicht" — (ich nehme meinen Stock vom Nagel, gehe nach der Ecke, drücke dem Hageren die Hand und setze mich neben ihn) — „und doch scheints nicht ganz allein! Ich hätte mich aber nicht gewundert, wenn ich ganz allein geblieben wäre, denn: die Ansicht der Mehrheit in puncto Religion ist stets verkehrt."

Der ältere „Möttlinger" sagte noch: „Mich würde jetzt interessieren, Ihre allein rechte Ansicht zu vernehmen!"

Mein Neben-mir stand auf und antwortete mit gehobener Stimme: „Bitte, keine Verdrehungen! Nie habe ich gesagt, daß meine Ansicht allein richtig sei! Ich sagte nur, daß die Ansicht der Mehrheit in puncto Religion stets verkehrt sei. Und dabei bleib ich! Und mehr kann und will ich nicht sagen. Hier ist Weil der Stadt! Adje."

E m i g r a n t e n

Nicht bloß im religiösen, auch im völkischen Leben geht's manchmal überzwerch. Da klagt neulich eine Zeitung, daß es verkehrt sei, wenn unheilbare Geisteskranke in schönen Zimmern verpflegt werden, während oft daneben kinderreiche gesunde Familien im Wohnungs-Elend verkümmern müssen. Eine Verkehrtheit, die ohne weiteres in die Augen springt. Eine andere Verkehrtheit, die mir schon vor dem Weltkrieg zu denken gab, ist weniger auffallend, aber nicht weniger verkehrt.

Dieser Tage las ich anläßlich des Jubiläums eines Waldenserführers einen Hymnus auf die württembergische Gastlichkeit, der ein Teil der Waldenser-Exulanten so freundliche Aufnahme verdankt habe. Diese Gastlichkeit möchte ich nicht verkleinern oder gar verurteilen; ich möchte bloß daran erinnern, daß dieser Waldenser-Einsiedlung in Württemberg, im Jahre 1776, einige Jahrzehnte später eine größere Schwaben-Aussiedlung folgte: eine Tat, welche die vorhin besehene reichlich wieder aufhob, oder wie der Chemiker sagt: neutralisierte.

Harte Schädel hatten sie ja gewiß, diese pietistischen Emigranten, die in Grusien, Taurien, an der Wolga und in Amerika blühende Kulturstätten ins Leben riefen, zumeist doch bloß deswegen, weil sie der noch härtere Eigensinn von Kirche und Behörde hinausgetrieben hatte. Aber eine Verkehrtheit bleibt darum jener Austausch „Waldenser gegen Schwaben" doch, zumal wenn man bedenkt, daß die allzu gefügigen Untertanen nicht immer zugleich auch die besseren sind.

Mancher solche lebenskräftige Abstrom hätte vermieden werden können, wenn — der Klügere nachgegeben hätte.

Religionskundliches

Die „Leipziger Neuesten Nachrichten" vom 30. August lassen sich von einem Religionslehrer einer Stuttgarter höheren Lehranstalt erzählen:

In der Sexta unserer Schule ließ ich Gesangbuchverse auswendig lernen. Zwei, drei Kirchenlieder hatten die Buben schon gelernt, und nun sollte auch noch das Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott" geistiges Eigentum meiner Sextaner werden. Ich gab ihnen also den ersten Vers zu lernen und ermahnte sie, auch darüber nachzudenken, den Inhalt zu erfassen, damit sie nicht nur den Text herunterleierten.

Mein Wunsch sollte auf fruchtbaren Boden fallen, vielleicht zu fruchtbaren Boden. Die kindliche Fantasie hatte sonderbare, aber verständliche Fäden gesponnen. Der Erste, den ich in der nächsten Religionsstunde aufrief, schmetterte mir stolz entgegen: „Ein fester Bursch ist unser Gott, mit guter Wehr und Waffen ..."

Das mögen manche nicht

Aus dem christlichen Wochenblatt „Heilig dem Herrn" (Nr. 40):

„Es ist nun einmal so: „die Pforte ist enge", wie Jesus in der Bergpredigt gesagt hat. Wir können sie nicht breiter machen. Und niedrig ist sie auch. Sie ist nicht für stolze Rosse eingerichtet, sondern für Schafe.

Und da ist noch etwas, was sie (die Menschen, d. Red.) zurückhält. Jesus sagt: „Ich bin die Tür zu den Schafen." Wer durch diese Tür eingeht, der kommt nicht in einen leeren Raum, sondern er kommt zu den Schafen, die schon vor ihm eingezogen sind. Und das mögen manche nicht."

(Zitiert nach Ludendorffs „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft")

Der Hofprediger

Die Kanzel der prachtvollen Domkirche besteigt der hochwohlgeborene, hochwürdige, geheime General-Oberhof-Prädikant, der auserwählte Liebling der vornehmen Welt.

Er tritt auf die Kanzel vor einen auserwählten Kreis auserwählter Personen und predigt gerührt über den von ihm selbst ausgewählten Text: „Das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt ..."

Und da ist niemand, der lacht. K i e r k e g a a r d

Literatur

Technokratie. Das soeben erschienene Heft 4 dieser Zeitschrift der „Deutschen Technokratischen Gesellschaft" enthält u. a. einen Aufsatz über amerikanische Vorschläge zur Krisenbeseitigung („Drei Profeten und ein Praktiker") und eine Auseinandersetzung mit Sombarts Buch „Deutscher Sozialismus". Verlag Georg Siemens, Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 2. Preis 50 Pfennig, Halbjahresabonnement 1,75 Mark.

Grenzen der Suggestion

Wie wohl von jeder medizinischen Behandlungsweise, so hat man sich auch von der hypnotisch-suggestiven ursprünglich bei weitem zuviel versprochen. Als sie aufkam, glaubten manche, das sei das Ende nicht nur der Krankheiten überhaupt, sondern auch aller charakterologischen Mängel und asozialen Neigungen. Auch gewisse Sekten hätten kaum eine so erstaunliche Verbreitung gewonnen, wenn sie nicht auf derartig übersteigerten Erwartungen hätten fußen können.

Andererseits hat man wieder befürchtet, die seelischen Beeinflussungsmethoden würden in der Hand von gewissenlosen Menschen mit der Zeit zu gefährlichen Werkzeugen des Verbrechens werden und die Kriminalistik vor neue und vielleicht unlösliche Aufgaben stellen. Diebstähle in der Hypnose, Mordtaten auf posthypnotische Suggestion hin, so meinte man, würden überhand nehmen, und niemand würde, selbst wenn die Täter ergriffen würden, mehr wissen können, wer die Schuldigen denn eigentlich seien.

Nun: weder diese Befürchtungen noch jene Erwartungen haben sich erfüllt, wie wir wissen. Und wir vermögen auch schon mit ziemlicher Sicherheit zu sagen, warum nicht.

Mit der Aufnahme von Suggestionen in die Seele des Menschen verhält es sich im Grunde nämlich nicht viel anders als mit der Aufnahme von Nahrungsstoffen in den Körper. Wirklich verarbeitet werden kann davon immer nur das, was hier dem Körper und dort der Seele gemäß ist. Alles Fremdartige wird unverändert und so schnell wie möglich wieder ausgeschieden. Denn gelingt das einmal nicht, so tritt eine Vergiftung ein, die den Körper oder die Seele krank macht, wenn nicht zerstört. Schädigungen Dritter aber sind in dem einen wie in dem andern Falle lediglich innerhalb sehr eng umschriebener Grenzen denkbar, — innerhalb derselben Grenzen etwa, innerhalb derer ein unter dem Einfluß des Alkohols oder ähnlicher Rauschmittel Stehender seiner Umgebung gefährlich zu werden imstande ist.

Für die Seele bedeutet das, daß sie überhaupt nur solchen Suggestionen Raum gibt, die ihren eigenen Bedürfnissen und Wünschen bis zu einem gewissen Grade entgegenkommen. Ob sie ihnen freilich auch Folge leistet, das hängt zum großen Teil wieder von ihren Fähigkeiten ab.

Aus dem Nichts heraus Fähigkeiten zu schaffen, — dazu hat keine Suggestion die Macht. Sie kann die vorhandenen Fähigkeiten nur höchstens sammeln, verdichten und gleichrichten. Und daraus erklären sich dann gewisse Heilwirkungen der Suggestion.

Heilkräfte an und für sich besitzt sowohl der Körper wie auch die Seele. Und wo ein entsprechend starker Wille vorhanden ist, da werden sie dem Heilungsprozeß rückhaltlos dienstbar gemacht, — auch ohne Suggestion. Aber wo dieser Wille fehlt, da vermag die Suggestion ihn unter Umständen eben zu ersetzen. Und darin beruht ihr Wert.

Umgekehrt darf man sagen, daß die Suggestion gar nicht in der Lage ist, zur Begehung von Handlungen zu veranlassen, die das sittliche Gefühl des betreffenden Menschen verwirft. Was sie erreicht, ist einzig und allein eine Aktualisierung und Verschärfung jenes Zwiespalts zwischen sittlichen und unsittlichen Regungen, der in jedem Menschen zu beobachten ist.

Und so erweist sich im ganzen denn die Suggestion nur gewissermaßen als eine schnell wirkende Sonderform dessen, was wir sonst wohl einfach Beeinflussung nennen.

Jede Beeinflussung kann günstig und kann ungünstig sein. Sie kann den Menschen bessern und kann ihn verschlechtern. Und ihre Erfolge sind nach beiden Richtungen hin um so größer, je unselbständiger und schwächer die seelische Individualität ist, an die sie sich jeweils wendet.

Danach aber ist es nicht schwer, zu bestimmen, worauf es ankommt, um die Suggestion richtig, d. h. zum Vorteil der Menschen zu benutzen. Es kommt, kurz gesagt, immer auf die Artung des Suggerierenden an.

Ist der Suggerierende eine geistig und sittlich hochstehende Persönlichkeit, dann erweckt sein Einfluß die gesunden und wertvollen Kräfte des Menschen. Ist er — wie es sich leider häufig trifft — ein Minderling, so macht er allerorten dem Schlechten und Ungesunden die Bahn frei. Und zwar das eine wie das andere Mal in kürzester Frist.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, — das gilt auch hier.

So wie indessen ein Apfelbaum durch keinen gärtnerischen Einfluß gezwungen werden kann, etwa Pflaumen oder Pfirsiche zu tragen, so kann auch keine Beeinflussung oder Suggestion die allgemeinen Umrisse einer Charakteranlage verändern. Und darum ist es nicht angängig, für die unerfreulichen Eigenschaften, die ein Mensch zu bestimmten Zeiten an den Tag legt, irgendwelche Suggestionen verantwortlich zu machen, die er in dieser oder jener Form vielleicht empfangen hat. Sondern in seiner Grundhaltung ist jeder für sich selbst verantwortlich. Und ihre Folgen hat er auf sich zu nehmen, ob er will oder nicht.

Natürlich ist es trotzdem im Einzelfall nicht immer leicht, zu entscheiden, wie weit die tatsächliche Verantwortung nun reicht. Die Erfahrung zeigt, daß die Mediziner zumeist geneigt sind, ihre Reichweite ein wenig kürzer, die Juristen, sie ein wenig weiter anzusetzen. Das ändert jedoch nichts daran, daß die Frage nach den Grenzen der Suggestion heute grundsätzlich geklärt ist.

Kuno Fiedler

Humor nicht verloren

Das „Berliner Tageblatt" (Nr. 423) hat folgenden Brief abgedruckt, den ein unter der Wirtschaftskrise seufzender Engländer an seine sämtlichen Freunde und Bekannten geschickt haben soll:

„Ich verdiene von Woche zu Woche weniger. Bald werde ich keinen Penny mehr haben. Da ich daran gewöhnt bin, anständig zu leben, werde ich nach meiner Schätzung in etwa einem Monat daran glauben müssen.

Sie, mein lieber Freund, werden dann an meine Familie einen Beileidsbrief richten, einen Kranz schicken oder vielleicht sogar zu meiner Beerdigung kommen müssen. Auf jeden Fall werden Sie gezwungen sein, Geld auszugeben.

Warum wollen Sie nicht lieber dieses Geld sofort schicken, selbst wenn Sie zum Friedhof mit dem Autobus oder mit der Untergrundbahn fahren würden? Die Ausgaben, die alle meine Freunde sich zu meiner Beerdigung machen müßten, ergeben eine runde Summe, die mich jetzt gerade retten könnte.

Ich hoffe, Sie nicht vergeblich gebeten zu haben, und bleibe mit vielem Dank im voraus Ihr sehr ergebener M. A. E. Feltham."

Kuno Fiedler

Die Stufen der Erkenntnis

Preis broschiert 4 Mark, gebunden 6,50 Mark

Zu beziehen vom Verlag der Sonntags-Zeitung, Stuttgart, Postfach 51, Postscheckkonto Stuttgart 19844

Von Glück und Unglück

Das Glücksrad

Ein Straßenwart in Österreich (diese Geschichte ist keine Erfindung) sah, als er in der Nähe der tschechischen Grenze seiner Arbeit nachging, plötzlich einen Autoreifen im Straßengraben daherrollen. Ein Reserverad, das sich gelöst hat, dachte er, und im selben Augenblick fuhr auch schon ein Wagen an ihm vorbei. Er winkte, aber ohne Erfolg; der Wagen sauste in rasendem Tempo weiter.

Was tun mit dem Rad? Er hob es auf — verdammt schwer. Er untersuchte es genauer und fand — 18 000 österreichische Schilling in Silberstücken.

Der Fund wurde bekannt gemacht, aber niemand meldete sich als Verlierer. Aus einem guten Grund: die Schillinge waren dazu bestimmt, in dem Reservereifen über die tschechische Grenze geschmuggelt zu werden. Das Glücksrad aber hatte sich gelockert und war dem Straßenwart in den Schoß gerollt.

Der Strick der Gehenkten

Der beste Dichter ist das Leben selbst. Da erfinden Novellisten und Romanschriftsteller mit vieler Mühe irgendwelche Fabeln — und sehen nicht, daß das alltägliche Leben ihnen den Stoff in den Schoß wirft. Z. B. folgendes Ereignis (dessen Wahrheit ebenfalls verbürgt ist):

In einem französischen Dorf lebt die 73 Jahre alte Marie Grenon. Sie will aber nicht mehr leben, sie ist des Lebens überdrüssig, und stürzt sich deshalb in einen Brunnen. Leider wird sie sofort wieder herausgezogen. Aber sie gibt nicht nach und versucht ihr Glück in einem Kanal. Ein Soldat jedoch rettet sie. Hartnäckig, wie sie ist, greift sie nun zum Strick und erhängt sich in ihrem Gartenhäuschen, und siehe da, es gelingt. Ihre Leiche wird abgenommen, und die Nachbarn verteilen den Strick, an dem sie hing, brüderlich untereinander; denn ein solcher Strick bringt Glück.

Ein Stück des Strickes wird auch dem 29jährigen Fischhändler Paul Grelier angeboten. Der aber, ein Angehöriger der jüngeren, aufgeklärten Generation, will von solchem Amulett nichts wissen. Man redet ihm zu, aber er beharrt bei seiner Meinung, lacht wohl auch über solchen Aberglauben. Die Debatte wird erregter, die Leute ereifern sich, und plötzlich zieht der Fischhändler in einem Anfall von Jähzorn seinen Revolver und schießt sich in den Kopf. Aus, tot.

Warum der Fischhändler sich über eine so harmlose Geschichte derart aufregte, daß er zum Revolver griff, und warum er den Revolver auf sich und nicht auf seine Gegner richtete — wer weiß es? Mit Bestimmtheit kann man nur sagen, daß er, wenn er den glückspendenden Strick der Gehenkten dankbar angenommen hätte, heute noch das Glück hätte zu leben. (Aber vielleicht hat er das Leben gar nicht als Glück betrachtet?)

Sei dem, wie ihm sei —: ist das nicht ein Stoff für eine Novelle? Es tauchen Zweifel auf. Würde man dem Schriftsteller nicht vorwerfen, er erzähle Unwahrscheinliches?

Die Wirklichkeit ist eben oft grotesker als die Fantasie, und das Wahre ist nicht immer das Wahrscheinliche.

I. G.

Deauville

Das französische Nordseebad Deauville ... ist heute das Stelldichein jener internationalen Gesellschaft, deren Adelstitel der Geldbeutel ist und die sich in Extravaganzen gefällt, die alles andere als vornehm sind. Die Damen beispielsweise pflegen nach dem Bad in den eleganten Restaurants zu sitzen. Um keine Zeit zu verlieren, lassen sie sich, im Badekostüm, in aller Öffentlichkeit manikühren, worauf sie sich in ihre Gemächer zurückziehen, wo sie von Masseuren und Professoren der Schönheitskunst für die abendlichen Lustbarkeiten instand gesetzt werden.

... Für den Geist, der diese Gesellschaft beseelt, ist eine Ankündigung charakteristisch, die durch Maueranschläge und Inserate in der Presse verbreitet wurde: die Herzogin Armstrong suchte eine Zofe für ihre Hunde. Die steinreiche argentinische Dame war in der Tat mit nicht weniger als dreißig Hunden in Deauville eingezogen und hatte mit ihrer vierfüßigen Gesellschaft im vornehmen Hotel Royal Wohnung bezogen. Die Hunde bewohnten fünf der schönsten Zimmer des Hotels und wurden von drei Zofen gepflegt und bedient. Wenn die dreißig Hunde ihr Bad nahmen ..., so hatte jeder seine eigene Kabine, und sie erfreuten sich größerer Aufmerksamkeit als die am Strand spielenden Kinder ...

(Elsaß-Lothringer Zeitung, Nr. 211)

Lessings Sorge

Vorsorglich sagte Lessing eines Tages zu einem Freund: „Wenn Sie mich im Sterben sehen, so rufen Sie mir den Notar herbei, damit ich erklären kann, daß ich in keiner der herrschenden Religionen sterbe."

Das Hopfenzopfen

Nun blüht es reich im grünen Hopfenwald
und ihn zu fällen ist es hohe Zeit.
Befreit darum das Stangenregiment
vom haar'gen Blattwerk, derber Hopfenschnur,
und bringet alles in das Städtlein hin!
Dort setzet man alsdann sich in den Hof,
den mildiglich bescheint des Herbstes Sonn'
und zopfet in die Zaine arbeitsam
die Hopfenblüte, welche gelb und schaumig ist
und an der Hand ein klebrig Säftlein läßt.
Es lasse aber, wer da Hopfen zopft,
beileib den Stiel daran an jeder Blum'!

Es zopfet alles, was sich regen kann:
der Aehne mit der roten Zitterhand
— er freuet sich, daß er noch etwas nütz —
die Mutter, die im Herzen überdenkt,
was für die Ihren sie gewinnen wird
('s ist wahrlich nur der Zwiebel an das Kraut),
die brave Dote mit dem krummen Kreuz
und von den Kindern auch, wer es vermag.
Und wenn der Vater von des Tages Last
nach Hause kehrt, so werket er noch mit,
zu mehren der gefüllten Zainen Zahl.

Der Blüten herber Duft strömt durch den Hof,
wo an der Kamerz süß die Traube reift,
wo überm aufgebeigten Tannenholz
der große Rechen und das Häule hängt,
wo still im Eck der alte Schleifstein träumt
und wo die Hühner hin und wider ziehn.
Nun stimmt ein lustig Lied die Dote an,
es singen alle, auch der Aehne, mit,
und in die Lüfte hebt sich der Gesang,
sich fröhlich mischend dort mit andrem Lied,
das aus der ems'gen Nachbarn Höfen quillt.

Horch: Vesper läutets von dem Kirchenturm.
Da steht die Mutter von dem Schemel auf
und bringet aus dem Haus den süßen Most,
lohnt auch mit frischem Brot der Braven Fleiß,
und alles lobt den angenehmen Tag.

Ottilie Häußermann

Kleinigkeiten

Abessinien-Krieg im Rundfunk. Eine amerikanische Sendegesellschaft hat alle Vorbereitungen getroffen, um auf der abessinischen Seite kriegerischen Zusammenstößen folgen zu können. An den mutmaßlichen Fronten warten schon zwölf Berichterstatter mit Kurzwellenapparaten, die mit der Zentrale in Addis Abeba verbunden sind.

Der Weg zur Arbeit. Einen außergewöhnlich langen Weg zur Arbeit (wie er auch in der Statistik von Fritz Werkmann in Nr. 35 der S.-Z. nicht berücksichtigt ist) legt ein englischer Industrieller namens Stephenson täglich zurück: er wohnt an der schottischen Grenze, steigt dort morgens 6 oder ½7 Uhr in sein Flugzeug, ist spätestens um 9 Uhr in seinem Büro in London, verläßt dieses zwischen 3 und 4 Uhr und ist spätestens um 6 Uhr wieder zu Hause.

Amtsschimmel auf dem Trab. Der Oberbürgermeister von Frankfurt a. M. hat angeordnet, daß der Schriftverkehr bei den städtischen Behörden zukünftig auf das Notwendigste beschränkt und durch mündliche und telefonische Erledigung ersetzt wird. Einlaufende Post soll unter allen Umständen am gleichen Tage erledigt werden.

Starker Tabak. In einer illustrierten Wochenzeitung findet sich unter der Überschrift „Seltsam, aber wahr" u. a. folgende Notiz: „Ein geschäftstüchtiger Papierfabrikant kam auf die seltsame Idee, die Beine und Flügel der Fliegen als Füllstoff mit der Papiermasse zu verarbeiten. Es entstand ein Papier mit ganz apartem, auf keine andere Art nachzuahmendem, fein gegliedertem Muster. Selbstverständlich ist bei ihm die Nachfrage nach Fliegenbeinen sehr groß, da das neue Papier ein begehrenswerter Artikel geworden ist."

Ein „Fliegen-Kampftag". In Melbourne wurden für einen „Fliegen-Kampftag" Gläser verteilt, die je hundert tote Fliegen fassen. In zwei Tagen wurden 20 000 gefüllte Gläser abgeliefert, wofür je ein Dollar gezahlt wurde.

Zwischenhandel. Nach der „Reichenberger Zeitung" (Nr. 211) zählte man vor fünf Jahren in England und Wales 366 000 Ladengeschäfte; jetzt sind es fast eine Million. Auf 44 Engländer kommt also ein Ladengeschäft.

Wo sind die Heringe? Nach einer Meldung des „Berliner Tageblatts" (Nr. 428) ist in diesem Jahr der Heringsfang bei Island dermaßen fehlgeschlagen, daß die beteiligten norwegischen Kutter so gut wie leer wieder heimfahren. Die norwegischen Fischer seien deswegen in großer Sorge.

Fliegende Fische. In Paris werden um 17 Uhr Fische verkauft, die am Vormittag noch vergnügt im Atlantischen Ozean schwammen. Sie legen ihre Reise in den „ventre de Paris" im Flugzeug zurück. So werden z. B. täglich 20 000 Sardinen von der Bretagne nach Paris befördert; die Zahl soll bald auf 50 000 erhöht werden.

Gegen England. Der Futuristenführer Marinetti hat in der „Gazeta del Popolo" einen Aufruf an alle Italiener veröffentlicht, sie möchten sich von englischen Sitten befreien, keinen Tee trinken, den Frack ablegen, Golfspiel und Bridge meiden und auf die kleine englische Pfeife verzichten.

Empire-Wanderung. Der englische Landesausschuß für Übersee-Siedlungen gibt bekannt, daß im Jahre 1934 22 966 Auswanderer nach den englischen Kolonien und Dominions gingen, während 38 876 Rückwanderer in England landeten. Im Jahre 1933 waren es 20 760 Auswanderer und 44 642 Rückwanderer.

Sonderkongreß. Während des Internationalen Weinbaukongresses in Lausanne, an dem zwanzig Länder, darunter auch Deutschland, teilnahmen, tagte dort auch ein „Kongreß der Ärzte, die Freunde des Weins sind".

Schiefertafeln. Etwa zwei Drittel der deutschen Schiefertafelausfuhr im ersten Halbjahr 1935, nämlich 2,3 Millionen Stück im Wert von 250 000 Mark, sind nach Britisch-Indien gegangen.

Altgermanisches Gemüse. In der „Umschau" erinnert Ingeniör E. Belani daran, daß der Sisar, die „Zuckerwurzel", eine Staude, die man in Gemüsegärten noch hie und da finde, seinerzeit von den westrheinischen Germanen offenbar stark angebaut worden sein müsse, da nach alten Quellen Tribute an Rom von ihnen in Sisarknollen bezahlt worden seien.

Künstlicher Erdgeruch. Der eigentümliche, angenehme Duft, den die Erde, besonders die Ackerscholle, nach Regen ausströmt, wird durch einen winzigen Strahlenpilz erzeugt. Jetzt soll es gelungen sein, diesen Duft auch chemisch herzustellen.

Faust auf amerikanisch. In Philadelphia hat eine „Gruppe junger Künstler" einen „Faust" aufgeführt. Dabei ist Faust als Direktor großer chemischer Werke, Mephisto als Börsenmakler und Gretchen als Modistin aufgetreten.

Kleiner Irrtum. Virchow, der in Nr. 37 der S.-Z. erwähnte Berliner Universitätsprofessor, war nicht Chirurg, sondern Pathologe.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 240 18, Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.

Idyllen

von

Ottilie Häußermann

Alte schwäbische Straße
Erinnerung an den Seiltänzer Knie
Im Keller
Der neue Hausgenosse
Der Gansschlegel
Eine Waschfrau
Der Kutscher Fridolin
Herr Häbe auf der Pappel
Auf dem Kirchturm
Die drei Schwestern
Marie
Aus dem Leben meines Urgroßvaters
Das Grabmal zu Ernstroda
Die Ahne
Der treue Christian
Hanna und Sanna
Dem Gatten gewidmet
Besuch im Honigladen
Der Kasten aus Nußbaumholz
Das Hütlein
Heimweg von der Schule
Galldorfer Landschaft
Im Strohgäu
Schwäbischer Friedhof

Das Büchlein erscheint Anfang Dezember im Verlag der Sonntags-Zeitung

Preis 2 bis 3 Mark

Vorausbesteller genießen 20 Prozent Rabatt und portofreie Zusendung

Vorausbestellungen werden entgegengenommen vom Verlag der Sonntags-Zeitung, Stuttgart, Postfach 51

Stuttgart, 29. September 1935

16. Jahrgang, Nr. 39

Die Sonntags-Zeitung

Zu wenig und zu viel

Das „Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit" hat Untersuchungen über Fälle von Verschwendung im Einzelhaushalt vorgenommen und dabei (nach der „Schöneren Zukunft") entdeckt, daß „trotz der Sparsamkeit der meisten Hausfrauen" im Haushalt immer noch viel verschwendet werde.

„Beim Kartoffelschälen z. B. werden jährlich 10 Millionen Reichsmark verschwendet. Man hat errechnet, daß mit den weggeworfenen Kartoffelschalen 4 Millionen Zentner dieser nahrhaften Erdfrucht der Volksernährung entzogen werden. Noch größer ist die Verschwendung an Seife, wenn zum Wäschewaschen hartes Wasser verwendet wird. Rund 80 Millionen Kilogramm Seife im Wert von 24 Millionen Reichsmark gehen der Wirtschaft dadurch verloren. Auch mit Brot wird Verschwendung getrieben. Wie oft finden sich alte Brotstücke im Kehricht, obwohl die Hausfrauen wissen, daß altes Brot den Hauptbestandteil von Suppe, Mehlspeisen usw. bilden kann? Unmengen von Fett verkommen im Spülwasser und beträchtliche Nährwerte werden mit dem Gemüsewasser weggegossen."

Das Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit stellt ferner eine große Rohstoffverschwendung bei der Behandlung von Fußböden, bei der Reinigung von Fenstern und Türen usw. fest. Hier werden nicht nur die Mittel zur Sauberhaltung selbst verschwendet, sondern auch die zu reinigenden Gegenstände durch übertriebene Reinigung, durch Anwendung von Mitteln, die die Werkstoffe angreifen, beschädigt. So wird die Lebensdauer des Anstriches von Fußböden und des Linoleumbelags durch scharfe Sodalaugen verkürzt, Teppiche werden durch zu häufiges Klopfen zerfasert, der Verbrauch an Scheuertüchern, Besen und Bürsten unnötig gesteigert.

Schließlich wird die Aufmerksamkeit der Hausfrauen auf den Wert weggeworfener Konservendosen, Tuben von Zahnpasta, Flaschen, alten Zeitungspapiers, von Pappe und Karton, Stoffabfällen und Lumpen gelenkt. Man solle daran denken, daß auch alte und scheinbar wertlose Lumpen und Altpapier durch die Textil- und Papierindustrie wieder zu neuen Materialien verarbeitet werden können, daß die Erzeugung von Dosen und Tuben Rohstoffe erfordert, die wie das Zinnerz aus dem Ausland eingeführt werden müssen.

Große Verluste erwachsen der Wirtschaft auch durch falsches, unökonomisches Heizen und mangelhafte Öfen, durch sorgloses Hantieren mit Gas und elektischem Strom, durch achtloses Umgehen mit der Wasserleitung.

Die hier gegebenen Anleitungen zum Sparen sollten, so meint das Reichskuratorium, allgemein verbreitet werden. Daß rationelle Haushaltsführung möglich ist, zeige am besten die neue Heiztechnik; hier sei durch Vervollkommnung der Öfen und Herde, durch dauernde Belehrung der Hausfrauen über Kochen und Wirtschaften mit Gas und Elektrizität schon manche Ersparnis erzielt worden.

Wirklich: es läge im Interesse der Volkswirtschaft, wenn die Hausfrauen, die Haushaltsvorstände und vielleicht auch die Kinder in der Schule über diese Dinge belehrt würden. Die Letzteren könnte man dann auch gleich zu einer Propaganda der Tat mobil machen: indem man sie z. B. um die Wette leere Zahnpastentuben einsammeln ließe. Das Ergebnis wären jährlich einige tausend Tonnen Zinn im Wert von einigen Millionen Mark. Warum geschieht so etwas nicht?

Die Antwort lautet: weil es, privatwirtschaftlich betrachtet, nicht „rentabel" ist; oder weil es sogar gegen das privatwirtschaftliche Interesse ginge.

Das Einsammeln von Zinnabfällen in der Privatwirtschaft „lohnt sich" nämlich erst, wenn der Zinnpreis so hoch ist, daß dabei nach Abzug der Unkosten ein Profit für jemand herausspringt. Solange das nicht so ist, können Zehntausende und Hunderttausende von Zentnern dieses wertvollen Metalls verloren gehen, ohne daß es jemand beachtet.

Und außerdem sind z. B. die Importöre von Zinn durchaus nicht dafür begeistert, daß infolge mangelnder Zinnverschwendung der Zinnbedarf zurückgeht. Die Teppichhändler sind ganz damit einverstanden, daß die Teppiche zerklopft werden, damit sie wieder neue liefern können. Die Seifenfabrikanten haben gar nichts gegen Seifenverschwendung, die Papierfabrikanten nichts gegen das unerhörte Aasen mit Papier, die Besenbinder nichts gegen die rasche Abnützung von Besen.

Erst in einer Wirtschaft, in der das privatwirtschaftliche Interesse am gesteigerten Verbrauch nicht mehr vorhanden ist, wird das volkswirtschaftliche Interesse am sparsamen Verbrauch zum Durchbruch kommen können.

*

Ein Mitarbeiter des „Corriere della Sera" hat seinem Blatt aus Uganda einen Aufsatz über „Kleidersorgen in Afrika" geschrieben. Diese Kleidersorgen bestehen weniger darin, daß die Schwarzen darüber betrübt wären, daß sie nichts anzuziehen haben, als vielmehr darin, daß Großindustrielle in Europa oder Japan und indische Händler in Afrika unzufrieden sind, weil die Schwarzen nichts anzuziehen brauchen.

„Wenn sich ganz Afrika plötzlich dazu entschlösse, Kleider zu tragen, so hätte ganz Europa Arbeit." Der Anfang dazu sei gemacht, stellt der italienische Reporter voll Optimismus fest. „Der Same ist ausgeworfen; Afrika wird sich eines Tages Kleider zulegen. Zuerst werden es die Männer tun und dann die Frauen. Der dreieckige Tuchlatz wird zum Hemdchen werden, das Hemdchen wird den Unterhosen rufen, die Unterhosen den Beinkleidern, das Unterröckchen wird ein Hemdchen verlangen, das Hemdchen wird ein Band wollen, das Band wird nach Spitzenschmuck rufen; wenn die Frau die Spitze hat, will der Mann Hosenträger, diesen müssen Strumpfbänder entsprechen, die Strumpfbänder verlangen nach Strümpfen, und wenn diese nicht kaputt gehen sollen, so müssen Schuhe her."

So kalkuliert der Händler in Afrika, und er bedauert lediglich, daß es so langsam damit vorwärts geht, obwohl auch die Missionare, ganz am selben Strange ziehend, den Negern immer wieder klar machen, daß es sich nicht gehöre, nackt herumzulaufen, und obwohl die kindlichen Söhne Hams recht gerne bereit wären, sich europäisch zu maskieren, — wenn es bloß nicht so viel kosten würde! Aber die Krise hat ihre Wellen auch nach Afrika geworfen; viele Neger, die schon begonnen hatten, sich zu bekleiden, sind aus Sparsamkeit leider wieder zur Nacktheit zurückgekehrt.

Ist das nicht auch eine grimmige Groteske aus dem Weltwirtschafts-Theater? Die kolonisierenden Völker möchten den Neger 1) als billige Arbeitskraft ausnützen, 2) als zahlenden Kunden gewinnen. Dabei zeigt es sich zu ihrem lebhaften Leidwesen, daß beides zugleich nicht möglich ist. Es ist ähnlich wie bei den Arbeitern zuhause; der Unterschied ist bloß der, daß die Neger auch ganz gut ohne Kleider leben können. Sie haben kein ernsthaftes Bedürfnis nach Bekleidung; dagegen haben die Textilindustriellen und Webwarenhändler das Bedürfnis, sie zu bekleiden.

In unserer Wirtschaft ist nämlich dieses das maßgebende Bedürfnis; nicht das Bedürfnis des Konsumenten, etwas zu haben, sondern das des Produzenten und Händlers, etwas loszuwerden. Und deshalb finden manche Leute, daß in dieser Wirtschaft die Dinge ein wenig auf dem Kopf stehen.

*

Eine ganz unglaubwürdige Nachricht sei hiemit der „Berliner Morgenpost" (Nr. 224) entnommen und der Schriftleitung dieses Blattes sei die Verantwortung dafür aufgebürdet; sie lautet also: „Bulgarien hat in diesem Jahr eine so üppige Weinernte, daß man nicht mehr weiß, was man mit den vielen Trauben anfangen soll. 400 Millionen Kilogramm Trauben werden geerntet, aber da man so viel nicht verkaufen und verwerten kann, wird ein großer Teil durch die Regierung unentgeltlich an mittellose Familien und arme Schulkinder verteilt werden."

Ja, ist denn so etwas möglich? Hätte man denn die Trauben nicht lieber vernichten sollen, wie in Brasilien den Kaffee, der zuviel gewachsen ist, in Kanada den Weizen, in U.S.A. die Baumwolle, in Holland das Gemüse, in Dänemark das Rindvieh?

Hätte man die Trauben nicht nach anderen Beispielen wenigstens als Dünger verwenden können? Aber dann wären am Ende nächstes Jahr noch mehr Trauben gewachsen!

Wo käme die Welt, diese unsere wohlbekannte und in wohlausgefahrenen Geleisen laufende Welt hin, wenn das bulgarische Vorgehen Schule machen würde? Wenn sie künftig etwa ihre ganze vorhandene oder mühsam verhinderte Überproduktion an Getreide, Gemüse, Fleisch, Baumwolle, Wolle, Kohlen, Holz, Zement, Ziegeln und Dachplatten an arme Familien und Schulkinder verteilen wollte?

× × ×

„Rationalisierung" der Schiffahrt

Die Reedereien der verschiedenen Länder plagen sich schon einige Zeit um die Auffindung eines Schlüssels, nach dem die Weltschiffahrt durch Einschränkung der Tonnage einer „Gesundung" entgegengeführt werden könnte. Im Januar d. J. ist dafür von einer Konferenz in London ein Plan ausgearbeitet worden, der aber nirgends ungeteilten Beifall gefunden hat, denn die Reeder jeden Landes möchten — meist mit Hilfe von Staatssubventionen! — einen möglichst großen Teil der Welttonnage für sich in Anspruch nehmen.

Auch der naheliegende Gedanke, vorläufig eine Zeitlang keine neuen Schiffe zu bauen, läßt sich schwer verwirklichen, weil dadurch angeblich der technische Fortschritt gelähmt würde. Die großen Reedereien sollten aber wenigstens so vernünftig sein, ihren Wettlauf um das „blaue Band" und den Rekord an Riesenschiffen ein wenig zu bremsen, solange die Zeiten so schwierig sind.

Kleine Chronik

Die deutsche Außenhandelsbilanz im August ist mit 50 Millionen Mark aktiv (Einfuhr: 318, Ausfuhr: 368 Millionen; im Juli: Einfuhr: 330, Ausfuhr: 359 Millionen Mark).

Die Reichsanleihe in Höhe von 500 Millionen Mark ist überzeichnet worden.

*

Der Fünferausschuß des Völkerbundes hat der italienischen und der abessinischen Regierung Vorschläge zur Beilegung des Konflikts zwischen den beiden Staaten überreichen lassen. Die abessinische Regierung hat die Vorschläge als Verhandlungsgrundlage angenommen, die italienische Regierung abgelehnt.

Die italienische Regierung hat dem Völkerbund die Bedingungen mitgeteilt, unter denen sie bereit wäre, auf eine militärische Aktion in Abessinien zu verzichten. Die Verhandlungen werden also weitergeführt werden.

Die englische Regierung hält aus ideologischen Gründen wie zum Schutz der englischen Interessen im Mittelmeer und in Ostafrika an der Auffassung fest, daß der Völkerbund Sanktionen anwenden müsse, falls Italien zum Krieg gegen Abessinien schreite.

Die englische Mittelmeerflotte ist durch die modernsten Einheiten der Heimatflotte so vermehrt worden, daß sie den italienischen Seestreitkräften jetzt weit überlegen ist.

In Italien ist eine „Anleihe zur Verteidigung der Kolonien" zur Zeichnung aufgelegt worden. — Die Sätze der Vermögens- und der Umsatzsteuer, ebenso die Frachttarife der Staatsbahnen sind erhöht worden.

*

Die Verhandlungen zwischen Danzig und Polen zur Wiederherstellung normaler Handelsbeziehungen sind abgeschlossen worden.

Der ehemalige französische Botschafter in Paris, Jules Cambon, ist im Alter von 90 Jahren gestorben.

In Spanien ist die Regierung Lerroux zurückgetreten.

Auf den Filippinen ist am 17. September Manuel Quezon, ein Führer der Freiheitsbewegung der Filipinos, zum Staatspräsidenten gewählt worden. (Es ist dies die erste Präsidentenwahl auf den Filippinen, die ja im Laufe der nächsten zehn Jahre völlig selbstständig werden sollen.)

Wir haben im Leben darum zu ringen, so denkend und so empfindend zu bleiben, wie wir es in der Jugend waren. Schweitzer

Ein Mensch versteht des anderen Meinung stets nach seiner, nicht nach der Art des Sprechenden, also falsch. Stehr

Es gehört oft mehr Mut dazu, seine Meinung zu ändern, als ihr treu zu bleiben. Hebbel

Es geht alles richtig zu

Die Finanzierung der Staatskonjunktur

Von Fritz Werkmann

Bei der Finanzierung der Staatskonjunktur kommt es darauf an, dem Staat so viel Mittel zuzuführen, daß er seine besonderen Staatsaufgaben lösen kann und daß ferner das ganze Produkt der gesamten Arbeiterschaft irgendwie Absatz findet; die Wirtschaftsschrumpfung wird dadurch überwunden, daß der Staat als Auftraggeber einspringt. (Vergleiche: „Weder Hexerei noch Trick" in der vorigen Nummer.)

Durch Steuern kann sich der Staat gerade inmitten der Krise die notwendigen Mittel nicht verschaffen. Denn in der Krise sinken die Steuereinnahmen bekanntlich. Jeder Versuch, ihr Sinken durch ein Anziehen der Steuerschraube aufzuhalten, führt nur zu leicht zu einer weiteren Schrumpfung der Wirtschaft und damit auch der Steuereinnahmen. Die ersten Mittel zur Finanzierung der Staatskonjunktur müssen also ausschließlich im Wege des Kredits beschafft werden. Wenn die Ankurbelung der Wirtschaft gelungen ist, werden die Steuerquellen dann von selber reichlicher fließen und der Fortgang der Konjunktur kann zum mindesten teilweise durch zusätzliche Steuereinnahmen finanziert werden.

Wenn der Staat als Kreditsuchender auftritt, muß er sich, solange er Zwang vermeiden will, der Einstellung derer anpassen, von denen er etwas leihen will. Das wurde während der letztvergangenen drei Jahre sehr deutlich.

Die Konstruktion der Steuergutscheine, die seit Herbst 1932 ausgegeben wurden, entspricht einer Zeit des äußersten Mißtrauens gegenüber der Kreditwürdigkeit des Staates. Die Steuergutscheine hatten vor den bis dahin üblichen Staatsanleihen und Schatzwechseln für Kapitalisten den ins Auge springenden Vorteil, daß der Staat sich nicht verpflichtet hatte, sie zu irgend einem Zeitpunkt mit Geld einzulösen — was er dann womöglich bei leeren Kassen nicht tun konnte! —, sondern: sie bei der Entrichtung von Steuern wie Bargeld in Zahlung zu nehmen. — Von solchen Steuergutscheinen kamen etwa 1,5 Milliarden Mark in Umlauf. Heute stehen noch 900 Millionen Mark aus und müssen in den Jahren bis 1938 von den Steuerkassen in Zahlung genommen werden.

Daß Arbeitsbeschaffungswechsel und ähnliche Papiere von öffentlichen Stellen zur Finanzierung ihrer Arbeitsbeschaffungsprogramme ausgegeben werden konnten, ist bereits ein Zeichen zunehmenden Vertrauens, zunächst weniger zum Reich als zur Reichsbank. Die Arbeitsbeschaffungswechsel wurden nämlich von Unternehmern gern in Zahlung genommen, solange feststand, daß die Reichsbank sie ihnen jederzeit abkaufte. Entscheidend war, daß die Reichsbank ihren Bestand an „Sonderwechseln" nach und nach auf 3—3,5 Milliarden Mark erhöhen konnte, ohne deshalb die ausgegebene Notenmenge vermehren zu müssen. Ihre bisherigen Wechselschuldner: deutsche Banken und Unternehmer, konnten teils infolge der Freisetzung von Betriebsmitteln in und unmittelbar nach der Krise, teils infolge von Gewinnen, die sie aus der Belebung der Konjunktur zogen, ihre Wechselschulden bei der Reichsbank abtragen. Die Wechsel der öffentlichen Hand konnten daher als Notendeckung an die Stelle von privaten Wechseln treten, außerdem an die Stelle des Anfangs noch vorhandenen Goldbestandes. Im ersten Vierteljahr 1935 hat diese Verdrängung von privaten durch öffentliche Wechsel deshalb ihr Ende gefunden, weil private Wechsel, die hätten verdrängt werden können, kaum mehr bei der Reichsbank lagen. Eine weitere Hereinnahme von Sonderwechseln hätte also zu einer Vermehrung des Notenumlaufs geführt. Diese soll möglichst lange hintangehalten werden, obwohl bereits vorgesorgt ist: gefährliche rasche Auswirkungen auf dem Gebiet der Preise können durch Preiskontrolle sowie eine ganze Reihe planwirtschaftlicher Maßnahmen zum mindesten stark gebremst werden.

Als die Reichsbank mit Arbeitsbeschaffungswechseln gesättigt war, setzten nacheinander eine Reihe neuer Kreditoperationen ein. Den Auftakt machte das Anleihestockgesetz vom 4. Dezember 1934, nach dem Dividenden über 6 bzw. 8 Prozent zwangsweise für drei Jahre in Staatspapieren angelegt werden. Man erhoffte davon 40 Millionen Mark jährlich. Im Frühjahr wurden die Sparkassen aufgefordert, 500 Millionen Mark langfristige Reichsanleihe zu zeichnen. Die von der Regierung Brüning für den 1. April 1935 zugesagte Ermäßigung der Hauszinssteuer um jährlich rund 200 Millionen Mark wurde vom Reich im Anleihewege in Anspruch genommen. Die Sozial- und Lebensversicherungen übernahmen einen noch nicht genau bekannten Posten langfristige Reichsanleihe.

Trotz dieser kräftigen Abschöpfungen war der Geldmarkt flüssig, d. h. das Angebot von kurzfristig anlagebereiten Mitteln war größer als das Angebot von kurzfristigen Kreditpapieren. Denn viele Kapitalisten verfügten infolge der Belebung der Wirtschaft über Mittel, die sie nicht langfristig anlegen wollten, weder in eigenen Unternehmungen, weil die Betriebe ja meist noch nicht voll ausgenutzt sind — im Durchschnitt erst zu 60 Prozent! — noch in langfristigen Reichsanleihen, weil sie ihre Mittel aus den verschiedensten Gründen nicht auf lange Sicht festlegen wollten. Der Flüssigkeit des Geldmarktes wurde abgeholfen durch die Schaffung von neuen, nicht nur juristisch, sondern auch tatsächlich kurzfristigen Kreditpapieren: den „Solawechseln" der Golddiskontbank (einer Tochterbank der Reichsbank). Diese Wechsel sind zu 2 15/16 Prozent verzinslich und nach 3 Monaten fällig. Zur Zahlung ist dann die Ausgeberin selber, die Golddiskontbank, verpflichtet, die im Mai noch kurz vor der Ausgabe der ersten Solawechsel von der „Mutter" Reichsbank mit einem größeren eigenen Vermögen ausgestattet wurde. Zurzeit sind 650 Millionen Mark Solawechsel im Umlauf.

In der Golddiskontbank vollzieht sich etwas, was nach Hexerei aussieht. Sie kauft mit den Mitteln, die sie kurzfristig gegen Solawechsel hereinnimmt, Arbeitsbeschaffungswechsel, die zwar auch nach drei Monaten fällig sind (sonst dürfte die Reichsbank sie überhaupt nicht nehmen), an denen aber die Prolongationsabschnitte (Verlängerungsabschnitte) für mehrere Jahre hängen. In der Golddiskontbank wird also zurzeit kurzfristiger in langfristigen Kredit verwandelt. Der kitzlige Punkt dabei ist der:

Fällige Solawechsel strömen ständig an die Golddiskontbank zurück, sie muß sie einlösen; um das zu können, muß sie ständig neue Solawechsel verkaufen. Falls der Absatz von Solawechseln einmal stocken sollte, müßte die Reichsbank einspringen (was zu einer Vermehrung des Notenumlaufs führen könnte), es sei denn, die Arbeitsbeschaffungswechsel lassen sich anderweit unterbringen oder aus langfristigen Anleihen einlösen.

Gerade neuerdings macht sich das Reich daran, 1 Milliarde Mark als Anleihe langfristig und mittelfristig vom Volkseinkommen abzuschöpfen. 500 Millionen Mark werden abermals die Sparkassen geben gegen Anleihepapiere, die im Laufe von 28 Jahren getilgt werden sollen. Gleichzeitig trat das Reich zum ersten Mal seit 1929 mit einem wenn auch nicht langfristigen, so doch mittelfristigen Anlagepapier an die einzelnen Sparer unmittelbar heran: mit Schatzanweisungen, die 5—10 Jahre Laufzeit haben und sich für den Zeichner mit durchschnittlich 4,7 Prozent verzinsen. Damit nähert man sich der üblichen Anleihepraxis der Vorkrisenzeit.

*

Wir sehen: die Methoden der Finanzierung der Staatskonjunktur haben sich gewandelt. Wahrscheinlich wandeln sie sich noch weiter. Auf irgend eine Weise wird das Reich es auch künftig verstehen, von den privaten Einkommen sich leihweise die Mittel zu beschaffen, um erhebliche Teile des Arbeitsprodukts an sich zu ziehen.

Daneben entnimmt das Reich bekanntlich den privaten Einkommen wachsende Beträge auf dem Wege der Steuern und Abgaben aller Art, also endgültig. Die Steuereinnahmen von 1935 werden die von 1932 um rund 2 Milliarden Mark übertreffen; gleichzeitig werden die Unterstützungszahlungen um 1—1,5 Milliarden Mark niedriger sein.

Ein Nahziel ist, die kurzfristigen Darlehen (von zurzeit schätzungsweise 8—9 Milliarden Mark) möglichst weitgehend in langfristige Anleihen umzuwandeln, zu „konsolidieren". Dabei kommen natürlich auch Auslandsanleihen in Frage, zumal sie die schwierige Rohstofflage erleichtern würden.

Dem Nahziel der Konsolidierung dient unter anderem die weitgehende Sperrung des deutschen Kapitalmarktes für private Nachfrage. Börsenzulassungen von neuen Aktien erfolgen z. B. seit einiger Zeit nur bei gleichzeitiger Verpflichtung der gegenwärtigen Aktienbesitzer, die neuen Aktien während der nächsten Jahre nicht zu verkaufen. Im Fall der Chemischen Fabrik Fahlberg-List wurde kürzlich die Genehmigung der Wirtschaftsbehörden zur Ausgabe neuer Aktien gleichsam erkauft durch die Zusage, ein Fünftel der neuen Mittel an die Golddiskontbank zur Bildung eines Anleihestockes abzugeben. Das Ziel bei all dem ist, das neu gebildete Kapital in erster Linie dem Reich zukommen zu lassen.

Infolge mannigfacher Maßnahmen dürfte es gelingen, im Jahre 1935 rund 2 Milliarden Mark Reichsschulden zu konsolidieren (zwei Sparkassenanleihen zu je 500 Millionen Mark, Inanspruchnahme der hohen Dividenden, der Hauszinssteuerermäßigung und der Versicherungsanstalten: 500 Millionen Mark, freier Markt: 500 Millionen Mark). 2 Milliarden sind, so kurz nach der Krise, ein großer Betrag. Die langfristige Verschuldung des Reichs wird dadurch auf etwa 11,5 Milliarden Mark steigen, auch die kurzfristige Schuld wird wohl noch weiter steigen.

Dabei dürfen wir das Fernziel nicht vergessen, wenn wir es auch hier nicht behandeln wollen: diese Anleihen aus Steuermitteln zu tilgen.

Bei all dem ist kein Trick und keine Hexerei. Alles geht mit natürlichen Dingen zu: Wenn mehr Menschen arbeiten, so ist das Produkt größer. Mit diesem Produkt kann man insgesamt mehr anfangen als vorher mit dem kleineren. Was mit dem Mehrprodukt angefangen wird, bestimmt in Deutschland weitgehend der Staat. Es besteht, von Übergangsschwierigkeiten abgesehen, genau aus den Gütern, die diejenigen in Auftrag geben, die über das Mehreinkommen verfügen. Das sind die ursprünglichen Einkommensbezieher für die Einkommensteile, die sie nicht als Steuern, Abgaben oder Darlehen hergeben. Das ist der Staat, soweit er Einkommensteile an sich zieht.

„Wenn nun aber ein Blatt wie die „Financial News" glaubt feststellen zu müssen, die einzige deutsche Hoffnung liege jetzt in Auslandsanleihen, die schwer zu bekommen sein würden, so befindet sich der Verfasser dieser Ausführungen völlig auf dem Holzwege. ... Wenn etwa die U.S.A. gerne die Dawes- und Young-Anleihe-Zinsen transferiert hätten und ihre Baumwolle verkaufen wollen, so müssen sie sich schon zu einer Anpassung der inzwischen völlig unzeitgemäß gewordenen Zinshöhe an das heute übliche Niveau bequemen und ihrerseits den Warenverkehr mit Deutschland handelspolitisch oder vielleicht auch sonst, z. B. auf dem Kreditwege, erleichtern." „Der deutsche Volkswirt", 23. August 1935

„Gewiß würde der für den Kauf von Verbrauchsgütern aller Art bereitgestellte Betrag bei Einführung des Sparzwanges um einen Bruchteil niedriger werden. Im gleichen Umfange jedoch würde in denjenigen Wirtschaftsbereichen eine zusätzliche Nachfrage entstehen, in denen die durch Zwangssparen zusammenkommenden Beträge angesetzt werden."

„Die Sparkasse", Nr. 17, September 1935

USA optimistisch

Die Lage der amerikanischen Wirtschaft

In Amerika hält man den Optimismus für eine der Hauptantriebskräfte der Wirtschaft. Zuerst sprach man von der ewigen prosperity, dann von den Wundern der Nira Codes, heute glaubt man an den Aufstieg aus eigener Kraft auf der Basis staatlicher Arbeitsbeschaffung.

Das diesjährige Arbeitsbeschaffungsprogramm der amerikanischen Regierung wird zwar in viel bescheidenerem Ausmaße durchgeführt als zuerst geplant war. Trotzdem sprechen die Vorausschätzungen für diesen Herbst von einem um mindestens zehn Prozent höheren Umsatz als im letzten Jahre. Nach den Angaben des „Annalist" fiel im Jahre 1934 der Konjunkturindex von 80,2 im Mai auf 66,5 im September. In diesem Jahre lag der Höhepunkt im Januar mit 83,6 und der niederste Stand mit 79,3 schon im Mai; im Juli waren es wieder 80,8 Punkte. Die Wirtschaftsschwankungen haben sich also erheblich gemildert.

Eine Hauptursache dieser Verbesserung ist die Zunahme der privaten Bautätigkeit. Diese wiederum beruht auf der wachsenden Besorgnis um weitere Währungsabwertungen. Die dauernden Eingriffe des Staates in den Betrieb der Banken und in die reinen Finanzgeschäfte haben eine Flucht in die Sachwerte erzeugt, die sich auch als Wirtschaftsantrieb auswirkt. Als weiterer Impuls wird die durch künstliche Erhöhung der Agrarpreise verursachte Steigerung der landwirtschaftlichen Kaufkraft genannt. Dieser Kaufkraftsteigerung dürfte freilich eine entsprechende Verminderung auf anderen Gebieten gegenüberstehen.

Infolge der erhöhten Bautätigkeit, eines neuen Bedarfs nach landwirtschaftlichen Maschinen und einer gesteigerten Nachfrage nach Automobilen hat sich die amerikanische Stahlproduktion gegenüber 1934 um 32 Prozent vermehrt und wird dieses Jahr 34 Millionen Tonnen übersteigen.

Der „Annalist" hat die Frage untersucht, innerhalb welcher Zeit Regierungsausgaben einen deutlichen Einfluß auf die Wirtschaftskurve ausüben. Er kommt zu dem Resultat, daß die Erhöhung der Regierungsausgaben nach drei Monaten ein Steigen der Wirtschaftskurve bewirke. Allerdings mußte er auch dies feststellen, daß jede Senkung der Ausgaben sich in derselben Zeit als entsprechende Depression auswirkt. Hier wird also sichtbar, daß von einer Zündung der Privatinitiative durch den staatlichen Impuls keine Rede sein kann. Die ganze Wirtschaft folgt getreulich den Schwankungen der staatlichen Initiative; sie wird beim Aufhören dieses Antriebs auch wieder zurückgehen. Und noch hängt über dem gesamten Komplex der staatlichen Wirtschaftslenkung das Damoklesschwert der Verfassungswidrigkeit. Nicht nur, daß es sich als immer sicherer erweist, daß der Privatunternehmer ohne den Staat nicht mehr leben kann, also die staatlich gesteuerte Wirtschaft die einzige Zukunftsmöglichkeit darstellt: es ist noch nicht einmal die gesetzliche Möglichkeit zur Erreichung dieses Zieles vorhanden.

Der italienisch-abessinische Konflikt scheint die normale Entwicklung der amerikanischen Wirtschaft zu unterbrechen. Kupferpreise steigen, die Lieferung von Munitionsautomaten hat einen Teil der Maschinenindustrie gesegnet wie zuzeiten des Weltkrieges. Manche Fabriken haben die Zahl ihrer Arbeiter um 70 Prozent erhöht. Der Kapitalismus hält den Krieg für ein wunderbares Mittel zur Konsumsteigerung und zur Wiederbelebung der halbtoten Verdienstwirtschaft. Erst zu spät wird es sich wieder herausstellen, daß Materialvernichtung niemals Gewinn sein kann. Dann wird der Staat wieder genug Arbeit für seine sorgenden Hände finden.

Ernst Pfau

Der Fortschritt

Die Türkei nähert sich den Idealen des Westens immer mehr. Jetzt ist auch dort eine Munitionsfabrik in die Luft geflogen.

(Detroiter Abendpost)

Auch Japan?

Als vor etwa dreißig Jahren das Wort von der „gelben Gefahr" auftauchte, dachte man weniger an die wirtschaftliche Konkurrenz der asiatischen Völker als an ihre rasche Bevölkerungsvermehrung, die die Existenz der europäischen Völker zu bedrohen schien. Und auch heute noch, wo die akute „gelbe Gefahr" in der wirtschaftlichen Expansion Japans besteht, behält die Bevölkerungszunahme im Reiche des Mikado etwas Unheimliches. 1870 zählte Japan 33 Millionen Einwohner, 1900 waren es 44 und 1925 schon 60 Millionen, und 1934 lebten auf den 380 000 Quadratkilometern des japanischen Mutterlandes rund 68 Millionen, das sind 179 auf dem Quadratkilometer. (In Deutschland leben 140 auf einem Quadratkilometer.) Die Bevölkerung „Groß-Japans" (mit den festländischen und den Mandats-Besitzungen) wird auf rund 100 Millionen geschätzt.

Man kann also ohne viel mathematische Begabung ausrechnen, wie viel Einwohner Japan etwa im Jahre 1950 haben wird, wenn die Bevölkerungszahl weiterhin so steigt wie zwischen 1900 und 1934. Wenn ... Aber gerade das ist die Frage; denn eine genauere Untersuchung der Bevölkerungsbewegung zeigt, daß auch Japan jetzt den Weg einschlägt, den bisher fast alle Kulturvölker gegangen sind: die Zahl der Geburten geht zurück. Das bedeutet ja nun noch lange nicht, daß auch die Bevölkerungszahl sinkt, es bedeutet zunächst noch nicht einmal, daß der Bevölkerungsüberschuß kleiner wird (denn gewöhnlich geht in Kulturvölkern auch die Sterblichkeitsziffer zurück), aber die Erfahrung zeigt doch, daß es, wenn einmal die Geburtenziffer sinkt, schwer ist, die weitere Entwicklung aufzuhalten. Die folgende Tabelle läßt erkennen, daß in Japan die Kurve der Bevölkerungszunahme ihren höchsten Punkt schon erreicht hat:

	Geborene auf 1000 Einw.	Gestorbene auf 1000 Einw.	Überschuß	Überschuß auf 1000 Einw.
1923	34,9	22,7	733 000	12,2
1925	34,9	20,3	875 000	13,5
1927	33,6	19,8	846 000	13,8
1933	31,6	17,8	927 000	13,8
1934	29,9	18,1	809 000	11,87

Man sieht, daß trotz dem Sinken der Sterblichkeitsziffer der absolute Bevölkerungsüberschuß seit 1933 und der Überschuß auf je 1000 Einwohner seit 1927 nicht mehr gestiegen und von 1933 auf 1934 gefallen ist. Und diese Entwicklungstendenz wird in den nächsten Jahren noch deutlicher werden. Man kann das deshalb mit ziemlicher Sicherheit sagen, weil der Anteil der Großstädte an der Bevölkerung immer noch zunimmt und weil ja der Geburtenrückgang in den Großstädten am stärksten ist und sich dort wohl auch am schwersten wird aufhalten lassen. Während 1910 erst 11,2 Prozent der Bevölkerung in 10 Großstädten mit über 100 000 Einwohnern lebten, gab es 1930 schon 28 Großstädte, in denen 17,1 Prozent der Bevölkerung wohnten. Und an dieser Entwicklungslinie haben sich auch in den letzten Jahren keine Zeichen baldiger Umkehr erkennen lassen.

Man wird also annehmen müssen, daß sich auch in Japan die Bevölkerungszunahme verlangsamen wird. Das darf uns gewiß nicht dazu verleiten, nun die „gelbe Gefahr" für geringer zu achten, aber es kann uns doch zur Vorsicht in Profezeiungen über Bevölkerungsbewegungen ermahnen.

Nocheinmal: Virchow

Verehrliche Redaktion! Die Klassifizierung Virchows scheint Ihnen einige Schwierigkeiten zu machen. So will ich Ihnen denn zu Hilfe kommen und Ihnen meinen ehemaligen Lehrer vorstellen: Virchow war weder Chirurg (S.-Z. v. 15. IX.) noch Pathologe (S.-Z. v. 22. IX.), sondern pathologischer Anatom, besser gesagt, Lehrer der pathologischen Anatomie — nebenbei auch noch Anthropologe — an der Berliner Universität, Begründer der sogenannten Cellularpathologie, ein hervorragender Wissenschaftler — und ein schlechter Lehrer, der schlechteste unter meinen Lehrern, so recht der Typus der nicht seltenen Gelehrten, die nicht für Studenten sondern nur für die Forschungsarbeit taugen, der man sie nicht durch Lehraufträge entziehen sollte. Diesen Sinn haben ja wohl auch die modernen Forschungsinstitute. Mit bestem Gruß Dr. Sch.

Der Erkennende redet nicht; der Redende erkennt nicht.

Lao-Tse

Aus bloßem Verstande ist nie Verständiges hervorgegangen.

Hölderlin

Johann Jakob Moser

† 30. September 1785

Von Paul Gloning

Im 18. Jahrhundert umfaßte der „schwäbische Kreis", der Rest des ehemaligen Herzogtums Schwaben, ein Gebiet von 728 Quadratmeilen mit ungefähr 90 Reichsständen: 4 geistlichen und 13 weltlichen Fürsten, 30 Reichsstädten, 20 Abteien und einer Anzahl von Reichsgrafschaften und Reichsrittern.

Das Herzogtum Württemberg erschien inmitten eines Gebiets, wo es in weitem Umkreis fast nur kleine und kleinste Souveräne gab, nicht nur durch seine verhältnismäßige Größe als etwas Besonderes. Es hatte auch eine Verfassung, die in der Welt von sich reden machte und von der sogar ein großer englischer Staatsmann behauptet hatte, sie sei, außer der englischen, die einzige, die den Namen verdiene.

Die württembergische Verfassung war eine „ständische" Verfassung und im wesentlichen aufgebaut auf dem Vertrag von Tübingen vom Jahr 1514. Württemberg stand damals am Rand des Staatsbankrotts, und die Landschaft (d. h. der Landtag) sollte die Schulden des Herzogs Ulrich übernehmen, 800 000 Gulden, die durch eine besondere Landsteuer bezahlt werden sollten. Die Gegenleistung des Herzogs bestand in den vertraglich niedergelegten Volksrechten, dem von Ludwig Uhland besungenen „guten alten Recht": dem Recht der Steuerverwilligung und -verwaltung, dem Recht der Mitbestimmung bei Unterstützungs- oder Bündniskriegen, dem Recht der Freizügigkeit usw. Bei Antritt der Regierung mußte sich von da an jeder Herzog von Württemberg auf den Tübinger Vertrag verpflichten.

*

„Unsere Fürsten sind immer böse Kerle gewesen" — an dies in Altwürttemberg vielgehörte Wort wird man erinnert bei einer Betrachtung der Kämpfe zwischen Fürst und Landschaft, die es schon in der Grafschaft Württemberg gegeben, an denen es auch unter Herzog Ulrich nicht fehlte, die aber nach dem dreißigjährigen Krieg über anderthalb Jahrhunderte fast ununterbrochen fortdauerten. Bei diesen Kämpfen ging es hauptsächlich um das unbeschränkte Recht der Steuererhebung und der Rekrutenaushebung, das die Fürsten im Widerspruch zum Tübinger Vertrag für sich in Anspruch nahmen. Denn diese Fürsten wollten auf großem Fuße leben.

Einer der schlimmsten Verschwender war der als Landesvater Schillers bekannte Herzog Karl Eugen. Zwischen ihm und der Landschaft kam es zu völligem Bruch; und das persönliche Opfer der Vergewaltigung der alten Volksrechte war Johann Jakob Moser.

Die Befugnisse der Landschaft, die sowieso nur äußerst selten zusammentrat, waren zunächst einem Großen und einem Kleinen Ausschuß übertragen worden, der die landschaftliche Steuerkasse verwaltete. Dieser Kleine Ausschuß stellte eine Art Nebenregierung dar; der Herzog sah in ihm das Haupthindernis für die Geltendmachung seiner Machtansprüche. Schon im Jahr 1752 hatte Karl Eugen, damals 25 Jahre alt, damit begonnen, Blut und Leben junger Württemberger an fremde Staaten zu verkaufen, zuerst an Frankreich, dann an Österreich, später an Holland. Sein beispielloses Willkürregiment war nur dadurch möglich, daß er sich einen Eingriff um den andern in die Rechte der Stände erlaubte. Als er dann im Jahr 1759 die Auslieferung der landschaftlichen Steuerkasse verlangte und bei den Ständen auf heftigen Widerstand stieß, verschaffte er sich die Kasse einfach mit Gewalt.

*

Seit acht Jahren hatte damals Johann Jakob Moser die Stellung eines Rechtskonsulenten der Landschaft inne. Er galt als unbestechlicher Charakter, und war ein Mann von großer Gelehrsamkeit. Die Mängel der ständischen Verfassung wurden von ihm mit aller Offenheit gerügt. Mit dem gleichen Freimut bekämpfte er aber auch die Rechtsbrüche des Herzogs. Dieser glaubte schließlich, wenn er den Rechtsberater des Landtags zum Schweigen bringe, könnte er auch mit den Ausschüssen fertig werden.

Ein geheimer Kabinettssekretär erhielt den Auftrag, den Landschaftskonsulenten von Stuttgart nach Ludwigsburg vor den Herzog zu bringen. Im Vorzimmer des Audienzsaals des Ludwigsburger Schlosses sagte Moser zu einem Hofbeamten, der ihn mit sorgenvoller Miene betrachtete: Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen — ein Wort, das bald in der Stadt und im Lande bekannt und in den folgenden Jahren als Wahlspruch Mosers oft zitiert wurde. Als ihn der Herzog anherrschte, er werde die Sache — hinsichtlich der Verfasserschaft der gegen die herzogliche Willkür gerichteten Schriften — durch allerschärfste Inquisition untersuchen lassen, erwiderte Moser würdig und ruhig, man werde in ihm einen ehrlichen Mann finden. Im Audienzsaal des Ludwigsburger Schlosses wurde der Rechtskonsulent Moser verhaftet. Man brachte ihn dann zu jahrelanger Festungshaft auf den Hohentwiel.

„Ich kam in vier Jahren nicht aus dem Zimmer" — so beginnt die Schilderung Mosers über diese Gefangenschaft, die, wie die des Dichters Schubart auf dem Asperg, unerhört hart und grausam war. Es durfte niemand mit dem Gefangenen sprechen. Wenn er sein Essen erhielt, mußte der Festungskommandant anwesend sein. Ein Arzt, der einmal gerufen werden mußte, durfte nur in Anwesenheit des Kommandanten und nur über die Krankheit mit Moser sprechen. Das Essen, das er erhielt, war „zum Hungersterben" und wurde zuweilen in einer Zubereitung vorgesetzt, die Ekel erregte. Ein Nachtstuhl diente als Zimmerklosett. Er war so defekt, daß der Kommandant einmal erklärte, bei solch grauenhaftem Gestank könne er das Arrestlokal nicht mehr betreten. Dem Gefangenen wurde dann der Zutritt zu einem Nebenraum mit Abort gestattet; zuvor aber wurde das Fenster dieses Raumes mit Brettern dicht verschlossen. Am Schlimmsten ging es Moser in den kalten Wintermonaten. Da sei ihm, sagte er später, fast das Mark in den Knochen erfroren. Beschwerden beim Festungskommandanten halfen nichts. Er kam in die Gefangenenzelle, ging, in einen warmen Pelz gehüllt, auf und ab und stellte fest: es sei hier warm genug. Von der Außenwelt erfuhr Moser mitunter einiges durch die Gespräche der Schildwachen unter den Fenstern seiner Zelle.

Auf den ersten Kommandanten, einen Obrist von Kammerstätt, folgte später ein General von Roman. Er führte sich bei Moser folgendermaßen ein: Wie er bemerke, seien die Fenster der Zelle nicht vergittert, und er müsse dem Herzog berichten, daß man unter diesen Umständen für den Gefangenen nicht „responsabel" sein könne. Wenn der Herzog ihm, dem Kommandanten, befehle, dem Moser einen eisernen Ring an einer langen Kette um den Leib zu legen und die Kette durch die Wand gehen und außen mit einem Schloß versehen zu lassen, so müsse er parieren.

Erst im fünften Jahr seiner Gefangenschaft durfte Moser zu Spaziergängen in den Festungshof. Der Herzog widersetzte sich beharrlich seiner Freilassung, die von der Landschaft mehrmals gefordert wurde. Mit besonderem Nachdruck scheinen übrigens die Landschaftsvertreter bei Seiner Durchlaucht nicht vorstellig geworden zu sein. Die Brutalität des Herzogs gegen Moser hatte sie eingeschüchtert.

Moser selber aber ließ sich von seinem Peiniger nicht auf die Knie zwingen. Die Zumutung, unter ehrenrührigen Bedingungen freigelassen zu werden, wies er standhaft zurück. Die Erklärung, die er dem Herzog übermitteln ließ (sie trägt das Datum des 25. August 1764) kann man noch heute nicht ohne

Bacon und die Folgen

Bacon? Was ist denn das? War das nicht ein englischer Filosof oder Staatsmann oder Naturforscher? — Hut ab vor Ihrer Bildung; aber sie reicht nicht ganz aus; denn Bacon ist außerdem noch etwas, das den Engländern heute näher liegt: nämlich durchwachsener Schweinespeck, wie er zu jedem besseren englischen Frühstück gehört. 620 Millionen Kilo dieses Speckes verzehren die Engländer jährlich; 390 Millionen Kilo davon stammen aus Dänemark.

Die Landwirtschaft in Dänemark ist ja wie kaum in einem andern Land auf einige wenige Standardprodukte eingestellt. Schneller als anderswo, nämlich schon vor 50—60 Jahren, haben es die Bauern in Dänemark begriffen, daß sie im Getreidebau mit den überseeischen Ländern nicht werden konkurrieren können und haben sich deshalb auf einige wenige Waren der landwirtschaftlichen Veredelungsproduktion spezialisiert, vor allem auf Bacon und auf Butter. Diese Spezialisierung und die dazu notwendige Organisierung konnte durchgeführt werden, ohne daß die Klein- und Mittelbetriebe ihre Selbständigkeit einbüßten, und zwar deshalb, weil die Bauern sich zu Genossenschaften zusammenschlossen, die eine mustergültige organisatorische und erzieherische Arbeit geleistet haben.

Die Arbeit hat sich gelohnt; die dänische Landwirtschaft war, ohne viel Schutzzölle oder sonstige Unterstützungsmaßnahmen, rentabler als die in den meisten andern Ländern, und auch die Krisenjahre schien sie zunächst gut zu überstehen. Jetzt aber sieht es doch so aus, als ob weniger die Krise direkt als die Handelspolitik, die viele Staaten unter dem Druck der Krise einschlagen, auch den dänischen Bauern den fetten Boden unter den Füßen wegziehen wolle.

Der wichtigste Abnehmer von dänischer Butter und dänischem Speck ist England. Zunächst sanken unter dem Einfluß der Krise die Preise, die England für diese Produkte bezahlte, wodurch die Zinslast der dänischen Landwirtschaft (relativ) sich erhöhte. Aber das war schließlich noch zu ertragen. Schlimmer wurde es, als auf der Empire-Konferenz von Ottawa beschlossen wurde, das englische Reich müsse sich selbst mit Butter versorgen. Seither kaufen die Briten ihre Butter nicht mehr in Dänemark, sondern in Australien und Neuseeland. Und ganz trübe Aussichten eröffneten sich, als diesen Sommer der englische Landwirtschaftsminister Elliot einen Einfuhrzoll auf Bacon ankündigte; die 80 Millionen dänische Kronen, die der Zoll etwa einbringe, sollen dazu verwendet werden, den englischen Schweinezüchtern zu helfen, Bacon in dänischer Qualität herstellen zu lernen.

So hat nun gerade die Spezialisierung auf wenige Produkte und auf einen einzigen Abnehmer die dänische Landwirtschaft in eine Lage gebracht, aus der eine Art Katastrofenstimmung erwuchs. Es bildete sich eine Bauernorganisation, die sich „Landwirtschaftliche Sammlungsbewegung", kurz „LS" nennt und sich radikaler gebärdet als die übrigen landwirtschaftlichen Organisationen. Sie hat den Marsch von 40 000 Bauern nach Kopenhagen am 29. Juli durchgeführt.

Zunächst sah es aus, als ob diese Demonstration ergebnislos geblieben sei. Aber sie hat offenbar doch eine Folge gehabt: der LS ist es gelungen, die Führung der Genossenschaften für die Forderung einer Währungsentwertung zu gewinnen; das englische Pfund soll nicht mehr 22,50, sondern 30 dänische Kronen gelten — auf diese Forderung konzentriert sich nun die Agitation der Bauern. Da Regierung und Notenbank sich weigern, diese Forderung zu erfüllen, drohen die Bauern jetzt mit einem „Valuta-Streik": sie wollen keine Kronen mehr annehmen, sondern nur noch Pfundnoten oder Wechsel auf englische Forderungen; diese und sonstiges durch Sterlingforderungen gedecktes Notgeld sollen in Umlauf gebracht werden, damit die Notenbank „ausgehungert" und so geneigter gemacht wird, den Forderungen der Bauern nachzukommen. Da die landwirtschaftlichen Genossenschaften sozusagen das Devisenbeschaffungsmonopol in Dänemark besitzen, hoffen sie auf Erfolg; sie rechnen aus, daß ein drei Monate dauernder „Valuta-Streik" einen Devisenausfall von 200 Millionen Kronen bringen wird.

Aber auch hier werden wohl nicht alle Blütenträume reifen. Denn erstens ist es noch gar nicht sicher, ob sich alle Bauern an dem „Valuta-Streik" beteiligen werden; zweitens berauben sich die Bauern, wenn sie es zum offenen Kampf mit der Notenbank kommen lassen, fast aller Kreditmöglichkeiten, schneiden sich also ins eigene Fleisch; und drittens hat England ein Interesse daran, daß im Sterling-Block nicht Verschiebungen im Wert der Währungen eintreten, und hat auch die Macht, dieses Interesse zur Geltung zu bringen: sei es durch weitere Einfuhrerschwerungen, sei es durch Konzessionen, sei es durch finanzielle Unterstützung der dänischen Notenbank.

Auf jeden Fall wird es sich lohnen, den Blick in den nächsten Wochen hie und da auch auf diesen „Ständekrieg" im Staate Dänemark zu lenken.

Bill

Die englische Regierung hat der dänischen mitgeteilt, daß schon jetzt, bevor der geplante Einfuhrzoll in Kraft trete, die Einfuhr von Bacon von 70 000 auf 60 000 Schweine wöchentlich herabgesetzt werden müsse. (1923 hat Dänemark 130—140 000 Schweine wöchentlich geliefert).

Aus Litauen führt England jährlich 200 000 Bacon-Schweine ein. Da die Produktion in Litauen aber 500 000 beträgt, kauft die litauische Regierung jetzt sämtliche Bacon-Schweine auf und exportiert sie, wobei allerdings, wie sie erklärt, nur ein Drittel zu guten Preisen abgesetzt werden könne; das zweite Drittel sei nur mit 15 Lit Schaden pro Schwein und das dritte Drittel mit noch größeren Verlusten abzusetzen; man müsse sich damit abfinden, daß die Bacon-Ausfuhr heute ein unbedingtes Verlustgeschäft sei.

Stückwerk

Ungeeignet

Eine französische Gesellschaft dreht gegenwärtig einen Film über das Inferno, über die Hölle aus der Göttlichen Komödie von Dante. Wenn auch an den heutigen Filmen manches sehr fantastisch ist, so haben doch die Regisseure häufig einen Zug zum Realismus, und so hat sich denn der Regisseur des Hölle-Films um authentische Berichte über die Zustände am Ort der Verdammten bemüht. Er hat Menschen, die beinahe ertrunken sind, die irgendeinen Schlaganfall erlitten haben oder die sonstwie dem Tode nahe waren und die nur noch im letzten Augenblick aus der Bewußtlosigkeit ins Leben zurückgerufen worden sind, befragt, er hat auch die Engländerin, die vier Minuten lang sogar völlig tot gewesen sein soll und die behauptet, die Sternenwelt gesehen zu haben (vgl. S.-Z. Nr. 35), zugezogen — aber die Berichte all dieser Leute waren „vom filmischen Standpunkt aus" enttäuschend, ungeeignet.

So mußte der Regisseur seine Zuflucht nehmen teils zur eigenen Fantasie, teils zu den Illustrationen, die Gustave Doré zu Dantes „Hölle" gemacht hat. Und das Übrige besorgte die Technik beinahe von selber. Hochauf türmten sich die Berge der Qual aus Pappe, Petroleumlachen bildeten feurige Seen, von Dampfwolken und Raketenregen eingehüllt schmorten die Verdammten — man darf überzeugt sein, daß der Film schauerlicher sein wird als die Hölle selbst. Denn mit der Fantasie eines Filmregisseurs, der die moderne Tricktechnik beherrscht, kann der etwas mittelalterliche Satan natürlich nicht konkurrieren.

Von Asien aus gesehen

Vor einem Jahr ist in Rußland ein Schulatlas erschienen, in dem man sofort mehr als 300 schwere Irrtümer entdeckt hat. Er mußte zurückgezogen werden. Jetzt ist eine zweite, „durchgesehene und verbesserte" Auflage dieses Atlas erschienen, aber das „verbessert" scheint nur im Titel zu stehen. Denn die „Prawda" hat sofort festgestellt, daß die Schulkinder, die mit Hilfe dieses Schulbuches Geografie lernen wollten, doch ein etwas schiefes Bild von der außerrussischen Welt erhielten. Auf der Übersichtskarte von Europa fehlt z. B. die Schweiz ganz. Von einem asiatischen Riesenreich aus gesehen ist dieses Bourgeois-Ländchen offenbar nicht so wichtig. Und daß die russischen Geografen vor der Themse-Mündung aus dem Nichts einige Inseln geschaffen haben, wird man ja nur mit Freude begrüßen, besonders in England. Aber daß die Russen den Italienern kurzerhand ganz Abessinien geschenkt haben, das ist etwas voreilig und geht am Ende doch zu weit, besonders für ein Land, auf dessen Fahne der Kampf gegen Imperialismus und koloniale Ausbeutung geschrieben steht.

Für Sprachforscher

Als in der Tschechoslowakei kürzlich irgendeine internationale wissenschaftliche Vereinigung einen Kongreß abhielt, waren bei den gemeinsamen Mahlzeiten die Getränkekarten in lateinischer Sprache abgefaßt. Für klassische Filologen mag das ja sehr praktisch gewesen sein, aber die Leute von den andern Fakultäten mögen sich wohl beim Studium der Karte seufzend an das klassische Wort erinnert haben, daß die Götter vor die Tugend den Schweiß, vor das Schlaraffenland den Reisbreiberg und vor ein Glas Dunkles die Übersetzung von „cerevisia nigra" gesetzt haben. Wahrscheinlich haben sie auf das Dunkle verzichtet und ein Gläschen „vinum album" oder „vinum rubrum" bestellt. Und nur ganz Tollkühne werden sich an „spiritus hordei cum effervescenti" gewagt haben, das heißt nämlich: Whisky mit Soda.

Stückwerk

Die französische Zeitung „Le Figaro" macht ein interessantes Experiment. In ihrem Feuilleton veröffentlicht sie den Beginn eines Romans. Verfasser: Tristan Bernard. Titel: Qui? Das heißt „Wer?" und soll bedeuten: Wer ist der Mörder? Es sieht also aus, als ob das einer der üblichen Kriminalromane werden wollte, in denen im ersten Kapitel ein Mord passiert und in den übrigen 29 Kapiteln der Mörder gesucht wird. Der Mörder ist selbstverständlich nicht jenes verdächtige Subjekt, auf das alle Indizien hinweisen, sondern es ist jener Gentleman, der alle Frauenherzen bezwingt, immer tadellos gekleidet ist und auch moralisch ein sauberes Brusttuch zu haben scheint.

Ob das in dem Roman „Qui?" ebenso sein wird, weiß noch niemand. Buchstäblich niemand. Auch Tristan Bernard nicht; denn er hat nur das erste Kapitel geschrieben. Den Rest des Romans sollen — die Leser schreiben. Alle acht Tage erscheint eine Fortsetzung. Jede hat einen andern Verfasser. (Es gehen natürlich jede Woche eine Menge Vorschläge ein; die Redaktion wählt den passendsten aus und veröffentlicht ihn.)

So wächst der Roman, Stück auf Stück, ohne Plan. Und soweit man sehen kann, wird er zwar kein Meisterwerk der Literatur, aber ein ganz guter Kriminalreißer werden.

Da mag nun mancher sagen, das sei an den Haaren herbeigezogen: — aber mir ist eben sofort der Gedanke gekommen: genau so macht das Leben seine Romane; im Kleinen wie im Großen. Mal fügt dieser ein Stück hinzu, mal jener, mal pfuscht der Zufall dazwischen, mal höhere Gewalt; so entsteht Kapitel für Kapitel der Roman unseres Lebens, und wir müssen froh sein, wenn wir wenigstens halbwegs die redaktionelle Leitung in der Hand behalten können. (Ein Meisterstück wird's selten.)

Da gehen die Herren, die die Welt beherrschen, nach Genf, und man denkt, sie haben alle einen Plan, den sie nur noch ausarbeiten müssen. O nein! Der eine steuert dieses Kapitel bei, der andere jenes; der eine wartet auf die Fortsetzung, die der andere bringt, und fügt dann auch seine hinzu. Auch hier wird auf diese Weise kein Meisterwerk geschaffen, sondern es entsteht der Hintertreppenroman, der „Weltgeschichte" heißt.

Hugo Lindemann

Paktitis

Unter dieser Überschrift bringt der „Simplizissimus" in seiner vorletzten Nummer folgende Meldung aus Paris:

„Nachdem in Mittelasien der Kriegszustand eingetreten ist, sieht sich die französische Regierung gezwungen, in Erfüllung ihrer Verpflichtung durch die §§ 4 und 11 des „Rückwirkungs-Südnordpaktes", die §§ 21 und 42 a der „Internationalen Verständigungskonferenz" und der Bestimmung L. 241 der „Einheitsquerfrontverpflichtung", des „Viermächte-Luftlocarno" und des „Neunmächte-Landstresa", ferner in Erfüllung ihrer Verpflichtung durch Absatz 7 a—m des „Kollektiven Sicherheitsvertrages", des „Französisch-englisch-serbischen Gedankenaustausches vom August 1921", der Vereinbarung 9 l—o der „Randstaaten-Friedensorganisation", der Flottenklausel A.B.Z des „Flottenpaktes" und der Einschränkung Nr. 29/II des „Initiativverspruchs" vom 11. September 1929, die das „Washingtoner-Abkommen" außer Kraft setzt, hingegen den Vorbehalt 67 der General-Rückversicherung zur Anwendung bringt und auch dem Abschnitt 2 a des „Neutralitätsbündnisses" und der Präambel des „Ostpatkes" unter Ausschluß der Kavalierbesprechungen vom 5. Mai 1920 über die „Unteilbarkeit der Sicherheits- und Rüstungsverträge" internationales Recht verleiht, ferner in Erfüllung ihrer Verpflichtung durch die Stücke 3—7 des „Moskau-Prag-Rom-Kommuniqué" und die Bindungen 19—20 der „Internationalen Zusammenkunft der Friedenshüter" vom 7. Januar 1930, in sinngemäßer Auslegung der Gesamtpunktation des „Donau- und Orinokopaktes", der „Wien-Rom-Paris-Timbuktu-Unabhängigkeitsgarantie", und ganz besonders durch die Erläuterung 214, Kommentar 94 der „Bindenden Beschlüsse der Festländischen Staatsmänner", die vom Geiste der „Union gegenseitiger Grenzgaranten" sowie der „Liga der Seemächte" durchdrungen sind — — sich selbst den Krieg zu erklären."

Der Umfang der italienischen Zeitungen ist seit Sommer dieses Jahres auf höchstens sechs bis zehn Seiten eingeschränkt, damit Devisen für die Zellstoff-Einfuhr gespart werden.

Ergriffenheit lesen. Er erkaufe niemals seine Freiheit mit dem Verlust seines ehrlichen Namens — das war die Antwort, die Moser im letzten Jahr seiner Gefangenschaft dem Despoten gab, indem er ihm zugleich vorhielt, was es heißt, ohne Urteil und Recht über fünf Jahre als Verbrecher behandelt zu werden.

Die Fürsprache Friedrichs des Großen beim Kaiser und ein reichshofrätlicher Befehl bewirkten endlich Mosers Befreiung. Er lebte dann noch 20 Jahre in Stuttgart, unermüdlich publizistisch tätig, sodaß die Gesamtzahl seiner Schriften (vor allem über „Deutsches Staatsrecht") auf über 500 Bände anschwoll.

Eine gewisse Genugtuung für die Schmach, die ihm sein Landesfürst angetan hat, schenkte ihm erst die Nachwelt: sein Standbild ziert seit 50 Jahren die Nordseite des Reichsgerichtsgebäudes in Leipzig.

Fiat justitia!

In meinen Ämtern und Schriften bin ich nie ein Parteigänger gewesen. Nie habe ich den Grundsatz angenommen: Wessen Brot ich esse, dessen Lied singe ich. Recht ist bei mir Recht und Unrecht ist Unrecht, es mag meinen Herrn, meine Vorgesetzten oder sonst treffen, wen es will. Nie habe ich mich, weder in meinen Diensten für fürstliche Herrschaften noch im Dienst für die Landschaft (Landtag), weder durch Versprechungen bewegen, noch durch Befehle nötigen, noch durch Drohungen schrecken lassen, etwas zu verteidigen, das ich für ungerecht gehalten habe!

Johann Jakob Moser

Ich nehme nie ein Blatt vor den Mund. Ich gehe gerade hindurch und wenn ich die Stadt Ludwigsburg dafür erhielte, wenn ich sagte: Schwarz sei weiß oder weiß sei schwarz, und auch wenn ich zum voraus gewiß wäre, eine solche unwahre Äußerung wäre keinem Menschen schädlich — so täte ich sie doch nicht!

Johann Jakob Moser (gegenüber dem Herzog Karl Eugen von Württemberg)

Die moralische Sparbüchse

In Amerika wurde ein Patent auf eine Sparbüchse erteilt, die beim Einwurf die Worte „Vielen Dank" ausspricht. Der Mechanismus kann auf einen bestimmten täglichen Sparbetrag eingestellt werden. Wird der doppelte Betrag eingeworfen, dann sagt der Apparat: „Recht so. Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht." Beim dreifachen Betrag ertönt es: „Bravo! Immer so weiter. Dem Sparsamen winkt das Glück." Sollte der Besitzer aber das Geldeinwerfen vergessen, so mahnt ihn die Sparbüchse in Abständen von fünf Minuten mit immer schrecklicheren Drohungen und mit wachsender Lautstärke an seine Pflicht.

Das Trachtenbad

Wir lesen in der Werbung für einen Schwarzwaldkurort, die diesem freilich den Schlagernamen „Das deutsche Trachtenbad" verleiht:

„... Diese reizvolle Tracht trifft man in den Sanatorien auf Schritt und Tritt. Die Saaltöchter, das Zimmermädchen und selbst das Fahrstuhlfräulein tragen sie und sie leben darin nicht in einer Verkleidung, sondern sie sind echt, verwurzelt dem badischen Bergbereich; sie geben dem zur erholsamen Rast dort Verweilenden einen Begriff vom Volkstum des Landesteiles, in dem er sich aufhält."

Das ist die echte Trachtenverkitschung. Alles, vermutlich noch die Abortfrau ist kostümiert, zugerichtet für den Kundendienst. Das Liftgirl in der Schwarzwaldtracht ist ein Weltrekord, denn bislang hat es selbst Amerika nur zum schwarzen Boy in Operettenuniform gebracht, der den Aufzug bedient.

Ganze Geschäftszweige betreiben so für „das deutsche Trachtenbad" die „Trachten- und Volkstumspflege". Musikkapellen verdienen, Trachtenklubs mit Schuhplattlergepolter, der Trachtenfotograf, und zwar aus Berlin, alle schaukeln sich die Bälle zu durch verabredete „Trachtentreffen", zu denen sich flugs auch mal ein Professor einfindet und ein Spezialreferent für Trachtenvorträge mit Lichtbildern. Der Kurdirektor läßt sich vom Spreewald eine Trachtengruppe kommen: als Schauobjekt, wie man im Zirkus oder Varieté eine Schlangennummer einschaltet, zwischen die Reifensprünge der Löwen und die Darbietungen auf dem hohen Seil.

Die Presse macht dazu die nötige Stimmung. Alles, alles zielt auf einen Punkt: Geschäft. Und der Bauer, die Bäuerin schaut zu, kopfschüttelnd, und geht heim und schwört: nein, lieber nicht! Zurück in die Truhe, in die Gruft das gute, ehrliche Großvaterzeug, das jetzt das Lift-Girl trägt.

A. Kirchenmeier

Auch Deutsch

Das Urerlebnis der polyfonen Musik ist ein ursprünglich musikalisches Bewegungserlebnis, das dem Tänzerischen nähersteht als dem Dichterischen. „Der Riesenschritt der Fuge" führt in eine spezifisch musikalische Erlebnissfäre, wo das Geistige rein durch die Klanggesetze hindurch sich musikalische Wirklichkeit gibt. Aber in diesem Seinsbereich ist nun die Polyfonie nicht nur die spezifisch musikalische, sondern vor allem die spezifisch geistige Art der Einheit von Klang und Geist, so daß — da hier der Geist sowohl vom Klang unterschieden ist, aber auch das Ganze ist, welches übergreifend die Einheit seiner selbst und seines anderen bestimmt — die spezifisch polyfonische Einheit von Klang und Geist die dialektische Struktur der „Identität der Identität und der Nichtidentität" annimmt.

Aus: Ehrenfried Muthesius, Arbeiten zur Filosofie und ihren Grenzgebieten, 1934

Literatur

Christoph Gardar. Roman von E. M. Mungenast. Paul Christian Verlag, Horb a. N. Preis in Ganzleinen gebunden 6,50 Mark.

Zwischen Frankreich und Deutschland liegt die Kulturecke Europas. Von Burgund heruntersteigend bis zu den Wäldern Lothringens breitet sich ein Land aus, dessen Erde überreich gesegnet ist, und dessen Menschen die Erbschaft zweier Rassen in wunderbarer Vollendung vereinigen. Hier verschmelzen französische Lebendigkeit, Lebensfreude und Witz mit deutscher Hartnäckigkeit, übermütiger Kraft und Träumerei. In den Erinnerungen dieser Menschen lebt noch der Traum eines Reiches, das, hier seine Mitte findend, Frankreich und Deutschland verbindet. Ein Traum, der dort wachsen mußte, wo beide Völker den Boden immer wieder mit ihrem Schwerte aufgepflügt und mit ihrem Blute getränkt hatten. Mit Christoph Gardar hat Mungenast einen Menschen gezeichnet, der durch sein eigenes Leben wie durch eine ungeheure Landschaft wandert, gerade, unbekümmert, edel, gefährlich und stolz. Ein Mensch, der in den großen Städten ebenso zuhause ist, wie in den tiefen Wäldern, und der im wirbelnden Strom der Ereignisse dasteht wie das kultiviertere Gegenstück des westfälischen „tollen Bomberg". In der Zeit von der Jahrhundertwende bis nach dem Weltkrieg wird es sichtbar, wie eine Welt wilder Wälder, verschwiegener Weiher, reicher Schlösser sich verwandelt, um Stauwerken und Automobilen Platz zu machen. Aber durch die vielen Jahre bleiben abenteuernde Menschen, bleibt der Wein, den sie trinken, und die Liebe, die sie nehmen und geben, bleibt die wunderbare Stadt Metz lebendig.

„Christoph Gardar" ist der erste große Roman Mungenasts. Wie manchmal Grate am Holzwerk als die Spuren des schnitzenden Messers stehen bleiben, so sind da und dort die Zeichen eines Erzählers zu sehen, der arbeitet, sich sein Material gefügig macht, mit jeder Seite freier, flüssiger wird. Sie geben dem Buch einen liebenswürdigen, persönlichen Zug. Darüber hinaus aber hat der Lothringer Mungenast, unbeeinflußt vom Ressentiment politischer Entwicklungen, eine eindringliche Mahnung geschaffen, die Möglichkeiten nicht zu vergessen, die zwischen Deutschland und Frankreich lebendig bleiben müssen, um ein wesentliches Stück Europa zu erhalten.

E. P.

Dionysische Haltung

In seiner in Nr. 36 der „Sonntags-Zeitung" veröffentlichten Abhandlung über „Geist und Begeisterung" kommt Kuno Fiedler auf den Begriff des Dionysischen zu sprechen, wie ihn Nietzsche im Gegensatz zum „Apollinischen" gebraucht hat. Er stellt dem „tollen Taumel", dem „hemmungslosen Mitfortgerissensein", dem „zündenden Funken" dionysischer „Begeisterung", die nur „die elementarische Zwiespältigkeit eines Naturereignisses" besitze und darum im Grunde keine Verantwortlichkeit kenne, die Stetigkeit und Beständigkeit des Geistes, des Apollinischen, gegenüber, der dem Menschen die Verantwortung einer auf die Dauer gerichteten sittlichen Haltung auferlege; während die Begeisterung sich im Grunde nicht ins Bereich des Sittlichen erhebe, gleiche der Geist „der stillen und zahmen Herdflamme, an der am Ende ja nicht nur das bescheidene Familienmahl, sondern an der von jeher auch alles Große und Zukunftsvolle entstanden ist, das den berechtigten Stolz der Menschheit ausmacht".

Dieser Gegenüberstellung von „Begeisterung" und „Geist" sei in keiner Weise widersprochen; wir empfinden es im Gegenteil als höchst notwendig und verdienstvoll, wenn hier die Begriffe aus verschwommener Unklarheit und Gefühlsbetontheit herausgehoben und durchaus richtig gegeneinander abgegrenzt werden. Doch bedarf der Begriff des „Dionysischen", um nicht gründlich mißverstanden zu werden, noch einer näheren Umschreibung und in gewisser Richtung der Ergänzung und Vertiefung; denn in dionysischer Haltung, wie Nietzsche sie versteht, schwingen noch ganz andere und tiefere Grundtöne mit, als der „tolle Taumel" der „Begeisterung", und die vollen Akkorde des Dionysischen stehen, wie gezeigt werden soll, zum Geistigen und Sittlichen im Menschen gar nicht so sehr im Widerspruch, wie es nach der Gegenüberstellung Fiedlers (und übrigens auch nach der landläufigen Meinung der christlichen Gegner Nietzsches) scheint; vielmehr ist das Dionysische, tief genug verstanden, ein Totalitätserleben, das alle Saiten der menschlichen Seele zum Erklingen bringt und das Geistig-Sittliche nicht aus-, sondern einschließt.

Gehen wir zunächst von der Formulierung Fiedlers aus und suchen uns das Wesen des Dionysischen an einem beispielhaften Bilde klarzumachen: der Empfindung beim Rundblick von einem Gipfel im Hochgebirge, wo Auge und Herz von der unbeschreiblichen Großartigkeit dieses Ausblicks in ungeahnte Fernen und Tiefen, in gähnende Abgründe und auf leuchtende Berggipfel, in die bezaubernde Lieblichkeit grünender Täler und in die schauervolle Herrlichkeit unermeßlicher Stein- und Eiswüsten überwältigt werden. Ein solches „dionysisches" Erlebnis kann uns im Augenblick selbst so sehr erschüttern, daß wir „außer uns geraten" im eigentlichen Sinn des Worts, d. h. unser kleines isoliertes Ich trunken versinken lassen im „verzückten Jasagen" (Nietzsche) eines Ganzheitserlebens der Welt und des Seins, und es kann unser Leben so tief und so nachhaltig erschüttern, daß es uns wochen- und monatelang in den grauen Alltag begleitet und zur Quelle immer neuer Kraft für das Überwinden so mancher „toten Punkte" in unserem Leben werden kann.

Aber Fiedler hat dennoch durchaus recht, wenn er auch dem tiefsten und nachhaltigsten Erlebnis solcher Art letztlich die Dauer und Stetigkeit abspricht, die aus geistig-sittlicher Ergriffenheit unser Leben — das im wesentlichen ein Leben der Pflicht ist — befruchten. Allem noch so tiefgreifenden seelischen Erhobensein folgt erfahrungsgemäß Wellental um Wellental seelischen Unvermögens und seelischer Erschöpfung, und die „Begeisterung" der Hoch-zeiten des Lebens allein würde in vielen Fällen nicht ausreichen, uns über so manchen toten Punkt und Leerlauf unseres Alltagslebens hinwegzuhelfen. Hier tritt die „stille und zahme Herdflamme" sittlicher Verantwortung und Verpflichtung in ihr Recht, der „Geist", der Stetigkeit und Beständigkeit verleiht. Am Beispiel der Liebe zwischen Mann und Weib kündet Schiller dieselbe Wahrheit, wenn er sagt: „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben; die Blume verblüht, die Frucht muß treiben."

Und doch täten wir Nietzsche bitter Unrecht, wollten wir unter dem „Dionysischen" nur jenes am obigen Beispiel genauer umschriebene sporadische oder periodische „Außer-sich-geraten" verstehen. Nietzsche faßt das Wesen des Dionysischen viel tiefer. Hören wir ihn selbst:

„Mit dem Wort „dionysisch" ist ausgedrückt: ein Drang zur Einheit ..., ein verzücktes Jasagen zum Gesamtcharakter des Lebens, als dem in allem Wechsel Gleichen, Gleich-Mächtigen, Gleich-Seligen; die große pantheistische Mitfreudigkeit und Mitleidigkeit, welche auch die furchtbarsten und fragwürdigsten Eigenschaften des Lebens gutheißt und heiligt; der ewige Wille zur Zeugung, zur Fruchtbarkeit, zur Wiederkehr; das Einheitsgefühl der Notwendigkeit des Schaffens und Vernichtens ... Das Jasagen zum Leben selbst noch in seinen fremdesten und härtesten Problemen; der Wille zum Leben, im Opfer seiner höchsten Typen der eignen Unerschöpflichkeit frohwerdend — das nannte ich dionysisch, ... über Schrecken und Mitleiden hinaus, die ewige Lust des Werdens selbst zu sein, — jene Lust, die auch noch die Lust am Vernichten in sich schließt ... Dionysisch zum Dasein stehn: meine Formel dafür ist amor fati."

Zu dieser vorbehaltlosen Liebe zum Schicksal gehört nach Nietzsches Worten, „die bisher verneinten Seiten des Daseins nicht nur als notwendig zu begreifen, sondern als wünschenswert, und nicht nur als wünschenswert in Hinsicht auf die bisher bejahten Seiten (etwa als deren Komplemente oder Vorbedingungen), sondern um ihrer selber willen, als der mächtigeren, fruchtbareren, wahreren Seiten des Daseins, in denen sich sein Wille deutlicher ausspricht. Insgleichen gehört hierzu, die bisher allein bejahte Seite des Daseins abzuschätzen; zu begreifen, woher diese Wertung stammt und wie wenig verbindlich sie für eine dionysische Wertabmessung des Daseins ist: ich zog heraus und begriff, was hier eigentlich ja sagt (der Instinkt der Leidenden einmal, der Instinkt der Herde andererseits und jener dritte, der Instinkt der meisten gegen die Ausnahmen)".

Was Nietzsche hier unter „dionysisch" meint, geht weit über jedes sporadische und naturhafte Erhobensein der Seele hinaus. Hier ist das Dionysische zur „Haltung" geweitet, die das Geistige durchaus einschließt, weil sie ein bedingungsloses und vorbehaltloses Jasagen des Herzens und des Geistes zur Gesamtheit des Lebens darstellt, ein unbedingtes Stehen zum Schicksal.

„Amor fati", die Liebe zum Schicksal, von der Nietzsche hier redet, geht über jedes noch so tiefe ästhetische und emotionale Erlebnis hinaus; es ist eine auf Stetigkeit und Dauer gerichtete, ja unerschütterlich in sich ruhende religiöse Grundhaltung des Menschen im tiefsten Sinn des Worts, in der wir das dunkle Antlitz des Lebens und des Schicksals mit derselben liebenden Hingabe umfassen müssen wie das lichtvolle, aus innerster Nötigung, die uns weit hinaushebt über alles Sentimentale und Enthusiastische, ja die uns im Gegenteil mehr und mehr sachlich, still und unerschütterlich-gelassen macht, so unerschütterlich, „wie die Lampe, vorm Wind geschützt, nimmer flackert", um in einem Bilde der Bhagavadgita zu reden.

Gewiß gehört es auch zum Wesen des Dionysischen, gelegentlich berauscht, begeistert, hingerissen und entzückt zu sein, indem unser trunkenes Auge, um beim obigen Beispiel zu bleiben, mit derselben Liebe die anmutigen Täler wie die furchtbaren Fels- und Eiswüsten der Berggipfel zu der Einheit eines überwältigenden, großartigen und erhabenen Gesamteindrucks zusammenfaßt. Aber dionysische Haltung im Sinne Nietzsches fordert weit mehr von uns als das überwältigte Ergriffensein und Genießen des Zuschauers; sie fordert ein restloses und durch und durch sachliches Hingegebensein des Menschen an die doppelte Wirklichkeit des Lebens, eine Hingabe, die sich weder enthusiastisch allein ans „Glück" klammert noch sentimental vor dem „Schmerz" zurückschreckt.

Dionysisch zum Leben stehen bedeutet zum Beispiel: auch mit entflammtem Ja sich durch Eiswüsten und Felsspalten mit blutenden Händen hindurcharbeiten, wenn das Leben uns dorthin verschlagen hat, und diese Haltung unerschütterlich festhalten selbst in den Untergang hinein. Es ist leicht und im Grunde wenig verpflichtend, von blumiger Matte oder gesichertem Standpunkt aus auch das Schaurige „schön" zu finden; unendlich schwerer dagegen ist es, die unterschiedslose Liebe zum Leben auch dann noch in uns lebendig zu erhalten, wenn das Schauervolle des Lebens nach unserem Herzen greift und wir plötzlich mit Tod und Teufel Auge in Auge, Mann gegen Mann ritterlich zu kämpfen haben. Dann erst klingen die tieferen Akkorde des Dionysischen an; dann vermählen sich in der „amor fati", der großen tätigen und kämpferischen Welt-Gelassenheit, „Geist" und „Begeisterung" zu religiöser Einheit und werden zur weltüberwindenden Kraft. Das ist dionysische Haltung im Sinne Nietzsches.

Wilhelm Laiblin

Industrie-Siedlung in Pommern

Adolf Damaschkes Forderung: Nebenerwerbssiedlung, Heimstätte mit Nutzgarten für den Industriearbeiter und zugleich Verkürzung der Arbeitszeit auf 6 Stunden wird jetzt in Pommern erfüllt. Die „Rügensche Post" parteiamtliche Zeitung der N.S.D.A.P., Gau Pommern, Nr. 168, berichtet:

„... In diesem Zuge ist die Gründung verschiedener Dörfer geplant, als erstes eines zwischen Belgard und Köslin. Dieses Projekt wird in Kürze zur Durchführung kommen. Das Dorf, dessen Modell schon fertiggestellt ist, wird gelagert sein um eine neugegründete Industrie. Die Bewohner des Dorfes werden also Fabrikarbeiter sein, die in Form ihres Lohnes eine Existenzgrundlage haben und sich dann aus eigenen Kräften ansiedeln. Statt acht Stunden werden sie nur sechs Stunden im Betrieb arbeiten und genügend Zeit haben, Siedler zu sein. Durch diesen 6-Stunden-Tag ist wiederum die Möglichkeit gegeben, mehr Volksgenossen in Arbeit und Brot zu bringen. Es ist klar, daß eine solche Industrie in jeder Beziehung krisenfest und widerstandsfähig ist. Für den Fall vorübergehender Beschäftigungslosigkeit ist der Arbeiter nicht erwerbslos, er zieht sich auf sein — wenn auch bescheidenes — Grundstück zurück, baut seinen Garten und treibt Kleintierzucht, seine Existenz ist auf jeden Fall gesichert. Es wird hier mit dem Mittel der Industrieverlagerung die Siedlung gefördert und mit dem Mittel der Siedlung die Industrie in ihrer Widerstandskraft gestärkt."

Hier wird verwirklicht, was Adolf Damaschke in seiner Schrift „Bodenreform und Landwirtschaft" vorschlug: „Die Forderung nach dem Sechsstundentag heißt doch nicht, daß ein gesunder Mensch nur sechs Stunden arbeiten darf, sondern doch nur, daß ein Mensch nur sechs Stunden in fremder Lohnarbeit stehen soll. Die anderen Stunden des Tages aber soll er in freier Arbeit verbringen, die zugleich die beste körperliche und geistige Entspannung bedeutet. Keine Arbeit aber ist auf beiden Gebieten so fruchtbar, wie die Arbeit im eigenen Heim und Garten."

(„Bodenreform", 15. September 1935)

Kommerzienrat Röchling am 27. August auf der Leipziger Baumesse über Industrieverlagerung: „... An eine Verlagerung der bereits vorhandenen Industrien in großem Umfange könne vorerst nicht gedacht werden. Alles, was sich neu entwickle, müsse aber an den richtigen Platz kommen ... Die wichtigste Aufgabe sei die, dem deutschen Volke den deutschen Arbeiter zu gewinnen. In seiner Entfremdung vom Volkstum zeige sich das Versagen der Vergangenheit, die ohne Verständnis dafür gewesen sei, was es bedeute, große Schichten des Volkes besitzlos zu machen. Die Wiedergutmachung dieses Fehlers könne jedoch nicht etwa durch Beteiligung der Arbeiter an den Werken geschehen, sondern einzig und allein dadurch, daß dem wirtschaftlich Abhängigen schon in kurzer Zeit ein eigenes Heim mit Land, Haus und besonders auch mit einem Stall verschafft werde, damit der Arbeiter in den Stand gesetzt sei, bis zu 50 Prozent des Lohnes hinzuzuerwerben."

Kleinigkeiten

Politische Flüchtlinge. Das Nansen-Amt teilt mit, daß gegenwärtig 972 191 Flüchtlinge in der Welt gezählt werden, von denen rund 700 000 Russen, 200 000 Armenier, 7000 Assyrer und Assyrochaldäer, 3300 Saarflüchtlinge und 60 Türken sind. Außerdem aber gibt es noch Tausende, über die keine Statistiken vorliegen.

Ein Stahlbuch. Die Stadt Essen hat in Ermangelung eines „Goldenen Buches" ein „Stahlbuch" angeschafft, in das sich hervorragende Gäste der Stadt künftig eintragen können.

Operation mit Musik. In der „Schweizerischen Medizinischen Wochenschrift (Nr. 28) berichtet Dr. Rusca über Versuche im Spital von Locarno, den Patienten Operationen mit örtlicher Betäubung durch Musikbegleitung zu erleichtern. Es sei für den Patienten psychisch belastend, alles mitansehen zu müssen, was um ihn herum vorgeht; ein Kopfhörer vermöge ihn davon abzulenken.

Entgötterter Olymp. Einige kleine Ortschaften am Fuße des Götterberges Olymp haben die Regierung in Athen gebeten, auf der Höhe einen Kurort anlegen zu dürfen. Man träumt bereits von Welterfolgen, wie sie Arosa und Davos haben.

Verdammter Überfluß. Der „Fridericus" (Nr. 37) meldet, daß die Weinbauern des nördlichen Peloponnes die Trauben der diesjährigen Ernte als Düngemittel für ihre Felder verwerten, da sie sie zu annehmbaren Preisen nicht absetzen können. Sie haben auch nicht die Mittel, sie zu keltern oder zu Rosinen zu verarbeiten.

Blauer Frack. Der „Pester Lloyd" (Nr. 210) berichtet, daß der Schneider Regoly in Paris, der dort die männliche „Elite" mit Abendanzügen versorgt, den blauen Frack und den blauen Smoking erfunden habe. Er begründet seine Schöpfung damit, daß Marineblau mehr Licht als Schwarz reflektiere und daher festlicher aussehe.

Ein Klub. In London ist ein „Klub der ausgepfiffenen Autoren" gegründet worden. Mitglied kann jeder Schriftsteller werden, dessen neuestes Theaterstück ausgepfiffen oder dessen neuestes Buch unfreundlich aufgenommen worden ist. Ändert sich die Haltung des Publikums dem Schriftsteller gegenüber, so wird er sofort ausgeschlossen. (Worüber er nicht traurig sein wird.)

Die moderne Türkei. In 35 größeren Städten der Türkei dürfen vom 1. Oktober ab die alten mohammedanischen Frauengewänder nicht mehr getragen werden. Zuwiderhandlungen werden unter strenge Strafen gestellt. (Die meisten jungen Frauen tragen sowieso schon lange die europäische Kleidung.)

Medizinmänner. Die britischen Behörden von Uganda haben angeordnet, daß die Medizinmänner und Zauberer der Neger nur noch dann ihren „Beruf" ausüben dürfen, wenn sie wenigstens die Grundlagen der europäischen Medizin beherrschen. Die Zauberer haben Gelegenheit, sich dieses Wissen in besonderen Studienkursen anzueignen, andernfalls werden sie ihres Amtes enthoben.

Geschäft ist Geschäft. In China tauchten eines Tages Streichholzschachteln auf, die in chinesischen Zeichen die Aufschrift trugen: „Nieder mit Japan!" Es stellte sich heraus, daß sie japanisches Fabrikat waren; da antijapanische Propaganda z. Zt. in China verboten ist, wurden die Streichhölzer deswegen wieder in ihr Ursprungsland zurückgeschickt. Dort werden sie jetzt von kleinen Händlern billig vertrieben, — an Leute, die nicht chinesisch verstehen.

Die Unglückszahl. In Japan gilt die Zahl 43 als Unglückszahl. Wer etwa eine Telefonnummer bekommt, die auf 43 endigt, kann mit ziemlicher Sicherheit darauf gefaßt sein, daß er innerhalb eines Jahres sterben wird. Es besteht deshalb die Gewohnheit, solche gefährlichen Nummern den Polizei- und Feuerwachen zuzuteilen, deren Belegschaft ohnehin gewohnt ist, mit Lebensgefahr zu rechnen.

Selbstmordversuch strafbar. Nach den Gesetzen von Springfield (Illinois) ist ein Selbstmordversuch ein strafbares Delikt. Neuerdings ist die Geldstrafe in Zwangsarbeit umgewandelt worden: die Lebensmüden werden beim Straßenbau mit Steineklopfen beschäftigt. Die harte Arbeit soll sie von ihren gefährlichen Gedanken ablenken.

Rasieren im Autobus. Wenn man einer Meldung der „Leipziger Neuesten Nachrichten" (Nr. 261) glauben darf, ist in New York — zwischen einer Vorstadt und dem Stadtinnern — eine Autobuslinie eingerichtet worden, in deren Wagen man sich während der 35 Minuten dauernden Fahrt rasieren lassen kann.

Tramps. Nach amerikanischen Zeitungsmeldungen sollen sich von den dreizehn Millionen Erwerbslosen der USA mindestens anderthalb Millionen, wahrscheinlich aber mehr, ziel- und planlos auf den Landstraßen herumtreiben. Man hat 312 Obdachlosenlager eingerichtet; außerdem finden die Tramps in 283 Städten Unterkunft und Verpflegung. Im April 1935 wurden bei einer Zählung in den Asylen 306 000 Personen erfaßt. Fast 40 000 geschlossene Familien sind ständig unterwegs.

Vorsorge. In New York will man in den kleinen Parks, in denen sich viele Arbeitslose aufzuhalten pflegen, in kleinen Häusern Bibliotheken unterbringen, die von den Arbeitslosen, die auf den Bänken lesen wollen, ohne Entgelt benutzt werden dürfen. Einen ersten Versuch hat man im Bryant-Park gemacht.

Umkehrung der Werte. Eine amerikanische Gelehrte, Mrs. Pearl Gardner, hat durch eine Reihe von Experimenten herausgebracht, daß die Kuh ganz zu Unrecht im Ruf der Dummheit stehe; die Kuh sei eines der intelligentesten Haustiere, jedenfalls viel intelligenter als das Pferd, das sie vor allem durch ihr gutes und sicheres Gedächtnis übertreffe. Außerdem behauptet Mrs. Gardner, je intelligenter eine Kuh sei, desto mehr Milch gebe sie, oder umgekehrt.

Drehbare Häuser. Nach ganz neuen Prinzipien will der Millionär A. S. Duke eine Stadt bei Miami (Florida) bauen. Jedes der Häuser dieser Stadt soll auf einem drehbaren Unterbau ruhen, so daß die Bewohner in der Lage sind, stets eine bestimmte Seite der Sonnenbestrahlung auszusetzen. Zunächst sollen etwa 120 drehbare Häuser errichtet werden.

Eine Lokomotive. Dem Ingenieur R. J. Wensley von der amerikanischen Westinghouse-Gesellschaft ist ein Patent auf eine Lokomotive mit einer Televox-Vorrichtung erteilt worden. Die Lokomotive reagiert auf gesprochene Kommandos wie „Vorwärts!" „Halt!", „Zurück!" usw. Die Anlage soll ein weit besseres „Gehör" haben als ein Mensch.

Der Siegeszug der Technik. Ein brasilianischer Ingenieur hat eine Maschine konstruiert, die die menschliche Arbeit beim Pflücken der Kaffeebohnen fast ganz entbehrlich macht. Die Maschine soll 40—50mal mehr leisten als ein Arbeiter. Die brasilianische Regierung hat das Patent angekauft, um ein weiteres katastrofales Anwachsen der Arbeitslosigkeit zu verhindern. („Berliner Lokalanzeiger", Nr. 203.)

Gewebtes Geld. Nach einer Meldung des „Berliner Lokalanzeigers" macht man in Washington Versuche, gewebte Banknoten herzustellen. Sie sollen sich durch größte Haltbarkeit auszeichnen, und die Anordnung der Fäden wird so raffiniert vorgenommen, daß eine Fälschung unter Verwendung der gleichen Stoffe ausgeschlossen sei.

Die Piratenschätze. Ein amerikanisches Magazin hat alle „Piratenschätze" aufgezählt, die das Ziel von Schatzgräber-Expeditionen bilden. Es hat 120 Schätze dieser Art ermittelt, die durchweg auf einsamen Südseeinseln vergraben sein sollen. Jedes Jahr werden etwa acht Expeditionen ausgerüstet; aber bisher ist es nur im Jahre 1932 einmal gelungen, einen Seeräuberschatz zu entdecken.

Kompensationsgeschäft. In Sydney (oder war es Melbourne?) haben nach einer Zeitungsmeldung ein Frisör und der Inhaber eines Beerdigungsinstituts folgenden Vertrag geschlossen: der Frisör verpflichtet sich, seinem Partner lebenslang die Haare umsonst zu schneiden, wogegen dieser, wenn es soweit ist, den Frisör kostenlos beerdigen will.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 240 18, Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.

Kuno Fiedler

Die Stufen der Erkenntnis

Preis broschiert 4 Mark, gebunden 6,50 Mark

Zu beziehen vom Verlag der Sonntags-Zeitung, Stuttgart, Postfach 51, Postscheckkonto Stuttgart 198 44

Ottilie Häußermann

Idyllen

Preis 2,50 Mark; bei Vorausbestellung 2 Mark

Erscheint Anfang Dezember

Dr. Owlglaß

Allotria

In Leinen gebunden 2,45 Mark

Zu beziehen vom Verlag der Sonntags-Zeitung, Stuttgart, Postfach 51, Postscheckkonto Stuttgart 198 44

Stuttgart, 6. Oktober 1935

16. Jahrgang, Nr. 40

Die Sonntags-Zeitung

Zu produktiv

Der Amerikaner Wayne W. Parrish schreibt in seinem Buch „An outline of technocracy" u. a. folgendes:

„Selbst wenn unsere Gesamtindustrie mit der maximalen Leistung des Jahres 1929 arbeiten würde, könnte nicht mehr als die Hälfte unserer Arbeitslosen untergebracht werden. Für diese Millionen von Arbeitern gibt es keinerlei Beschäftigungsmöglichkeit. Wir können eine ungeheure Menge von Gütern erzeugen, ohne allen eine Beschäftigung zu geben; die Hälfte unserer gegenwärtigen Arbeitslosen ist dauernd ohne Beschäftigung.

Die Zeiten, in denen es noch für alle genügend Arbeit gab, sind vorbei. Der Fortschritt der Technik hat die menschliche Arbeitskraft als führenden Faktor aus dem Wirtschaftsmechanismus verdammt. Zum ersten Male in der Weltgeschichte stehen wir gleichzeitig einer Fülle von Gütern und einer Armut gegenüber, die ohnegleichen ist.

Als der Mensch den Boden mit der Schaufel umgraben mußte, konnte er ungefähr 5 Ar Acker bei zwölfstündiger Arbeitszeit bearbeiten, was 2,4 Mannstunden pro Ar entspricht. Erst im Jahre 1855, als James Oliver seinen Oliverpflug patentieren ließ, wurde ein Werkzeug zur Bodenbearbeitung erfunden, das einen wesentlich größeren Wirkungsgrad gegenüber den früheren Arbeitsmethoden aufwies. Dann folgte die Entwicklung der landwirtschaftlichen Maschinen. Man baute einen sechsscharigen Pflug für ein Gespann von zwanzig Pferden, mit dem täglich 480 bis 600 Ar gepflügt werden konnten, was ungefähr 0,02 bis 0,017 Mannstunden pro Ar entspricht. Heute besitzen wir auf unseren modernsten Großgütern den größeren Traktorpflug; diese Maschine vermindert die Mannstunde pro Ar auf etaw 0,002. Unsere Leistungsfähigkeit in der Bodenbearbeitung ist gegenüber der ursprünglichen menschlichen Maschine um das Tausendfache gestiegen.

Die Wirkung dieser Arbeitsmethoden in der Weizenerzeugung kann leicht an Vergleichszahlen erläutert werden. Wenn wir heute den Boden mit dem Spaten bearbeiteten und niemals irgendeine andere Methode zur Bodenbearbeitung erfunden hätten, würden wir zur Erzeugung der Weizenernte der Jahre 1928 bis 1929 6 Millionen Arbeitskräfte brauchen. Bei Verwendung von Ochsenpflügen würde wir ungefähr 1 Million und bei Verwendung des einscharigen Pfluges etwa 500 000 Arbeitskräfte benötigen. Mit Hilfe eines unserer modernsten Pflüge, zusammen mit einem großen Schlepper und unter Anwendung unserer besten Arbeitsmethoden, würden bei nur 120tägiger Arbeitszeit im Jahre 4000 Leute benötigt werden, um die Weizenernte des Jahres 1929 zu erzielen.

Die Ziegeleien haben seit über 5000 Jahren niemals einen höheren Durchschnitt erreicht als etwa 450 Ziegel pro Tag und Arbeitskraft, wobei der Tag etwa zu zehn Stunden in Ansatz gebracht ist. Heute besitzen wir eine Maschine, die täglich 400 000 Ziegelsteine herstellen kann. Im Westen Amerikas sind Projekte zum Bau einer Maschine bekannt geworden, die eine stündliche Leistung von 56 000 Ziegelsteinen besitzt, was etwa 560 000 Ziegelsteinen bei zehnstündiger Arbeitszeit entspricht. Man hat festgestellt, daß durch die Verwendung derartiger Maschinen 100 Leute, die in fünf zweckmäßig über das ganze Land verteilten Betrieben arbeiten würden, den Gesamtbedarf des Landes an Ziegelsteinen decken könnten.

Vor hundert Jahren erzeugte ein Mann jährlich 25 Tonnen Roheisen, während zur selben Zeit eine menschliche Arbeitskraft jährlich 800 Tonnen Eisenerz erzeugen konnte. Im Jahre 1929 gewannen wir in der Mesabigrube 20 000 Tonnen Erz pro Mann und Jahr. Die Zeitschrift „Ironage" gibt für die Roheisenerzeugung des Jahres 1879 eine Zahl von 73,7 Tonnen pro Mann und Jahr an. Im Jahre 1929 ist die jährliche Produktion pro Mann auf 1710 Tonnen gestiegen. In fünfzig Jahren hat also die Leistung pro Mann um das 23,2fache zugenommen.

Im Jahre 1904 benötigte ein Arbeiter zur Herstellung eines Autos 1291 Stunden. Im Jahre 1919 waren 303 Mannstunden erforderlich, im Jahre 1929 nurmehr 92 Mannstunden und im Jahre 1932 ist die Zahl noch kleiner geworden. Technische Verbesserungen haben sich derartig rasch ausgewirkt, daß ganze Anlagen fast in demselben Augenblick als veraltet galten, in dem sie in Betrieb genommen wurden. Henry Ford, der als Liebhaber altertümlicher Gegenstände bekannt ist, braucht nicht sehr weit zu gehen, wenn er sich eine Sammlung von altmodisch eingerichteten Fabriken anlegen will. Vielleicht hat er sie schon.

Im Jahre 1920 wurde die erste unserer großen sogenannten automatischen Fabriken gebaut. Das war gleichsam das Sturmzeichen zum Beginn des unheilvollen Kampfes zwischen Maschine und Mannstunde. Gleich zu Beginn der Schlacht kam es zu einem Rückzug. Um zu zeigen, welche Folgen dieser Rückzug auslöste, sei angeführt, daß die erste große Anlage mit Serienfabrikation der A. O. Smith Company in Milwaukee zur Herstellung von 10 000 Automobilrahmen pro Tag nur 208 Arbeiter benötigte. Man sagt, daß es nur einem Fehler bei der Ausführung des Projektes zuzuschreiben war, daß man diese Arbeit nicht mit 50 Arbeitskräften leisten konnte. Ein großer Teil dieser Arbeitskräfte ist nur dazu da, um die Fabrikation an die große Verschiedenheit von Wagentypen anzupassen.

Vor einiger Zeit, mitten in der Krise, wurden neue Zigarettenmaschinen in Betrieb genommen, die in der Minute 2500 bis 2600 Zigaretten erzeugen, gegen 500 bis 600, die früher in der gleichen Zeit hergestellt wurden. Das bedeutet, daß jetzt nur mehr eine Arbeitskraft nötig ist, wo früher fünf benötigt wurden.

Eine Maschine zur Erzeugung elektrischer Glühlampen, die auf dem sogenannten Corning-Prozeß beruht, ist in der Lage, die fantastische Zahl von 650 000 Glühlampen pro Tag zu erzeugen. Man stelle sich eine halbe Million Glühlampen auf einmal vor! Man denke an die tägliche Leistungsfähigkeit! Dann erinnere man sich daran, daß diese Maschine die Leistungsfähigkeit pro Mann um das 550fache gegenüber früheren Arbeitsverfahren steigert. Eine einzige Maschine in einer Fabrik, die in einer Stunde dasselbe leistet, wozu früher 550 Arbeiter eine Stunde benötigten! Wie viele Maschinen mit je einem Mann Bedienungspersonal würden notwendig sein, um das ganze Land mit Glühlampen zu versorgen?

Wo ist jene Zeit geblieben, die große Fabriken mit Tausenden von Arbeitern gesehen hat, die jeden Morgen die Kontrolluhr passierten? In einem der Weststaaten ist ein neues Stahlblechwalzwerk mit einer Länge von 690 Meter gebaut worden, das von zwölf Arbeitern überwacht wird, deren ganze Tätigkeit darin besteht, automatische Druckknöpfe zu bedienen. In der ganzen übrigen Anlage sieht man keinen einzigen Arbeiter.

In jedem Industriezweig könnte man eine endlose Kette von derartigen Beispielen aufzählen.

*

„In den Vereinigten Staaten wird eine Zusammenstellung aller Waren veröffentlicht, die infolge mangelnder Nachfrage oder überhöhter Preise (soll wohl heißen: zu schlechter Preise, d. Red.) vernichtet wurden... In USA fanden im ersten Vierteljahr 1935 Zwangsschlachtungen von 6 200 000 Schweinen statt, außerdem vernichtete man 2 000 000 Tonnen Mais. In Los Angeles gießt man täglich 100 000 Liter Milch weg. Um eine 15prozentige Produktionsverringerung der Butter herbeizuführen, wurden 600 000 Kühe geschlachtet. Während des Monats August allein wurden in Kalifornien 1½ Millionen Orangen ins Meer geworfen und 10 000 Hektar Erdbeeranpflanzungen wurden überhaupt nicht abgeerntet." („Das illustrierte Blatt.")

*

„Die Mitglieder des Rotary- und Börsen-Clubs von Turlock (Kalifornien) werden am kommenden Freitag Eierkämpfe veranstalten, um den Überschuß an Farmprodukten, der augenblicklich dort herrscht, zu reduzieren und der Geflügelzucht wieder auf die Beine zu helfen. Die Klubmitglieder werden Ritterrüstungen anlegen, sich mit Körben voll Eiern bewaffnen und einander bombardieren, bis ungefähr hundert Kisten geleert sind. Die Siegerpartei wird befreundete Klubmannschaften aus Modesto zum Kampf herausfordern. Das sportliche Ereignis steht unter dem Protektorat der Handelskammer." („The american mercury".)

× × ×

Kinderelend

Der „Nordböhmische Volksbote" in Bodenbach hat einen Artikel veröffentlicht, der sich mit dem Elend in Nordböhmen beschäftigt. Es heißt darin u. a.:

„Drei Viertel aller sudetendeutschen Kinder sind unterernährt, zahlreiche zu schwach, um auch nur die Behandlung, deren sie dringend bedürfen, auszuhalten." Von 40 wahllos zu einer ärztlichen Untersuchung herausgegriffenen Kindern heißt es: „27 Kinder konnten sich daheim niemals sattessen; 38 Kinder bekommen nie Milch zu trinken; 19 Kinder bekommen nie ein Ei zu essen; 24 Kinder wiesen ein Untergewicht bis zu 16 Kilogramm auf; 19 Kinder besaßen nur ein Hemd; 32 Familien wohnen in Wohnungen mit nur einem Wohnraum; 37 Kinder mußten ihr Bett mit Geschwistern teilen."

Schönheitsmittel

Colin Ross schreibt in seinem bei Brockhaus erschienenen Buch „Amerikas Schicksalsstunde" über den amerikanischen Reklameunfug:

„Die Schönheits- und Heilmittelfabrikation hat sich in der USA zu einer gefährlichen Industrie, oder sagen wir lieber, zu einer Seuche entwickelt. Die Reklamemethoden dieser Industrie sind zum Teil direkt niederträchtig. Sie schleichen ihr Opfer, und das ist jeder mutmaßliche Käufer, an wie ein Raubtier. Sie umstricken es wie eine Spinne, sie schlagen es nieder wie ein Räuber. Kaufe, heißt es da, oder du wirst alt, du wirst häßlich, du stinkst, die Menschen werden dich meiden, dein Freund mag dich nicht mehr küssen, du wirst krank, du gehst elend zugrunde, du verreckst.

Diese Seuche ist so schlimm geworden, daß die Bundesbehörden sich genötigt sahen, einzugreifen. Eigene Laboratorien haben all die Patentmedizinen, Heilpräparate, Schönheitsmittel untersucht und festgestellt, daß sie in ganz überwiegendem Maße nicht nur nichts nützen, sondern schädlich, ja, teilweise höchst gefährlich sind. Die Todesrate, die auf das Konto dieser Industrien kommt, ist erschreckend hoch. Sehr interessant ist dabei übrigens, daß gerade ein Teil der Leute, die an diesen Mitteln erkrankten und starben, den betreffenden Firmen vorher Anerkennungsschreiben schickten, in denen sie die gute Wirkung ihrer Präparate lobten. Die hypnotische Wirkung dieses teuflischen Reklamefeldzuges war also derart stark, daß die Unglücklichen nicht nur zum Kauf gezwungen, sondern auch noch veranlaßt wurden, das Präparat zu loben, an dem sie dann in der Folge erkrankten und starben ...

Die Regierung versuchte einen Gegenfeldzug. In der Presse wie in den Kinos warnte sie vor Patentmedizinen und Schönheitsmitteln. Die in diesen Industrien investierten Kapitalien waren aber zu mächtig. Es blieb bei einigen zaghaften Warnungen, und damit alles beim alten ..."

Kleine Chronik

Reichswirtschaftsminister Dr. Schacht hat ein „Energiewirtschafts-Gesetz" angekündigt, durch das die Erzeugung und die Verteilung der Elektrizität vereinheitlicht und verbilligt werden sollen.

Die Zahl der Beschäftigten in Deutschland ist von Januar bis Ende August dieses Jahres von 14,4 auf 16,7 Millionen gestiegen.

Das Volkseinkommen hat im Jahr 1934 nach Berechnungen des Statistischen Reichsamtes 52,2 Milliarden Mark betragen; das bedeutet gegenüber 1933 eine Erhöhung um 13 Prozent. Die Erhöhung des Realeinkommens, d. h. die Erhöhung unter Berücksichtigung der Preisentwicklung, hat 10 Prozent betragen. Auf den Kopf der Bevölkerung bezogen ist das Einkommen immer noch um 14 Prozent geringer als in der Vorkriegszeit.

Lebenshaltungsindex im September: 123,4 (im August: 124,5).

Der ungarische Ministerpräsident Gömbös hat der Reichsregierung einen Besuch abgestattet.

Die französische Regierung hat an die englische Regierung die Anfrage gerichtet, ob England bei einem Angriffskrieg in Europa bereit sei, seine Verpflichtungen gegenüber dem Völkerbund im selben Maße zu erfüllen wie im italienisch-abessinischen Konflikt. Die englische Regierung hat die Frage bejaht.

Die abessinische Regierung hat die allgemeine Mobilmachung angeordnet, die Truppen aber 32 Kilometer von den Grenzen zurückgezogen.

In Spanien ist von dem bisherigen Finanzminister Chapaprieta eine Regierung gebildet worden, die sich ebenso wie die zurückgetretene Regierung Lerroux auf die Parteien des Rechtsblocks stützt.

Wie geht es weiter?

Von Fritz Werkmann

Wie geht es weiter? So fragen sich inländische und ausländische Beobachter des deutschen „Konjunkturwunders" immer wieder. So war deshalb der Leitartikel des „Deutschen Volkswirts" vom 19. Juli überschrieben, und dessen Hauptschriftleiter Franz Reuter gab in ihm auf diese Frage eine vielbeachtete Antwort. Nunmehr hat auch die Zeitschrift „Die deutsche Volkswirtschaft, nationalsozialistischer Wirtschaftsdienst" im 3. Septemberheft in einem Aufsatz von H. E. Roos eine grundsätzlich wichtige Antwort auf dieselbe Frage gegeben.

Beide Antworten sind es wert, hier im Zusammenhang betrachtet zu werden, gerade nachdem wir soeben in einer Reihe von Aufsätzen unsere Ansicht über die deutsche Wirtschaftslage dargestellt haben (Nr. 37: „Zweieinhalb Jahre", Nr. 38: „Weder Hexerei noch Trick", Nr. 39: „Es geht alles richtig zu").

Dagegen lohnt es nicht, sich mit denjenigen ausländischen Beobachtern auseinanderzusetzen, die seit 1933 immer wieder behaupten, der wirtschaftliche Zusammenbruch Deutschlands sei unvermeidlich und stehe nahe bevor. Diese Profezeihungen sind bisher durch die tatsächliche Entwicklung widerlegt worden, und das wird so bleiben, es sei denn, die deutsche wirtschaftspolitische Führung machte plötzlich solche Fehler, wie man sie ihr nach den bisherigen Leistungen keineswegs zutrauen kann.

*

Der „Deutsche Volkswirt" vertritt die Ansicht, der Staat werde „wahrscheinlich ... auf absehbare Zeit noch als Konjunkturanreger im Vordergrund stehen". Auf die Frage, ob das nicht zu einer großen Kapitalfehlleitung und -aufzehrung führe, antwortet der „Deutsche Volkswirt": „Dazu ist einmal zu sagen, daß ein Teil der öffentlichen Kapitalverwendung seinen außerhalb des Wirtschaftlichen stehenden Ursachen und Notwendigkeiten nach keine Investition oder Produktionsgütererzeugung bedeuten kann, sondern in die Sfäre des Konsums fällt ... Im übrigen aber sollte man nicht einseitig auf den Effekt einer Erhöhung der Produktionskraft der deutschen Wirtschaft starren, da ihre Anlagen selbst heute vielfach noch nicht voll ausgenutzt sind. Letzter Sinn des Wirtschaftens ist ja nicht die Investition, sondern die Konsumtion im weitesten Sinne."

Nach einer kurzen Darstellung der bisherigen Finanzierung der heutigen besonders gearteten „Konsumtion" des Staates weist die Zeitschrift — von der man wohl nicht mit Unrecht sagt, daß sie mindestens gelegentlich dem Reichsbankpräsidenten als Sprachrohr dient — darauf hin, daß man „zur Zeit die weiteren Ansprüche für staatliche Zwecke noch nicht abschätzen kann und bei der Undurchsichtigkeit der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Welt mit der Möglichkeit rechnen muß, daß sie ... noch erhebliche Beträge ausmachen werden. Darum stehen Kapitalbildung und Sparsamkeit im Sinne größtmöglicher Wirtschaftlichkeit für die nächsten Jahre und darüber hinaus im Vordergrund der Wirtschaftspolitik. Die Gestehungskosten der Güterproduktion müssen so stark wie nur möglich herabgesetzt werden." Dazu sieht der „Deutsche Volkswirt" vier Wege: 1. „Verzicht auf weniger wichtige Ausgaben" (z. B. auf nicht unbedingt notwendige Verwaltungsgebäude). 2. „Neue Rationalisierung" (z. B. durch Typisierung, Gemeinschaftsarbeit kleinerer Unternehmungen). 3. „Möglichst weitgehende Niedrighaltung des Kostenelements öffentliche und halböffentliche Belastungen." Schließlich 4.: „Es ist weiter zu überlegen, daß man auf längere Sicht notfalls auch eine vorübergehende Beeinträchtigung der normalen Konsumsfäre zugunsten vordringlicherer wirtschaftlich-politischer Zwecke ins Auge fassen kann und muß."

Die Möglichkeit der Fortführung der Konjunktur durch Ausweitung des Konsums (im engeren Sinne!) faßt der „Deutsche Volkswirt" offensichtlich überhaupt nicht ins Auge. Und zwar läßt er diese Möglichkeit nicht deshalb außer Acht, weil er sie für unvereinbar hält mit der Finanzierung großer Staatsaufträge. Er schreibt vielmehr ausdrücklich: „Wir werden in den nächsten Jahren, auch abgesehen von der Erfüllung nationalpolitischer Notwendigkeiten (von mir hervorgehoben. F. W.) zumindest mit der Möglichkeit neuer staatlicher Arbeitsbeschaffungsprogramme rechnen müssen, vor allem solange der Welthandel keine entscheidend große Ausweitung erfährt." Wir sehen: an eine „entscheidend große Ausweitung" des Binnenhandels durch Ausweitung der Massenkaufkraft, die unabhängig vom Weltmarkt möglich und also Gegenstand einer rein deutschen Entscheidung ist, denkt der „Deutsche Volkswirt" nicht.

*

Die „Deutsche Volkswirtschaft" denkt sehr wohl an diese Möglichkeit, ja sie rückt sie — mit Recht — in den Vordergrund.

Wie sieht diese Zeitschrift die Lage? — „Die gegenwärtige Konjunktur ist keine Mengenkonjunktur derart, daß die Einzelkaufkraft der auch 1932 in der Krise beschäftigt Gewesenen wieder auf das Niveau von 1929 angewachsen wäre, sondern die gegenwärtige Konjunktur ist eine Arbeitsbeschaffungs- und Investitionskonjunktur des Staates mit dem Ziel, die (im Juni 1933) 21,7 Millionen für abhängige Stellungen erwerbsfähig Gewesenen, von denen 5,8 Millionen erwerbslos waren, möglichst sämtlich wirklich erwerbstätig zu machen. Wenn heute ein Großteil dieser 5,8 Millionen seinerzeit Erwerbslosen also zu den 15,9 Millionen damals Erwerbstätigen getreten ist, so geht das zurück auf die riesenhaften Investitionen des Staates einerseits, auf die Aufsaugung durch Einziehung zum Arbeitsdienst und zur Wehrmacht andererseits."

Nach dem zahlenmäßigen Nachweis, „daß eine Mengenkonjunktur, die durch die allgemeine Erhöhung der Einzelkaufkraft für Konsumgüter entsteht, bisher nicht eingetreten" ist, werden die Aussichten für eine Belebung des Konsums durch Steuerherabsetzungen erörtert. Der Verfasser äußert seine Sorge, ob Steuerherabsetzungen im Anschluß an die Investitionskonjunktur überhaupt möglich sein werden. „Während eine solche Mengenkonjunktur sich in sich selbst amortisiert, muß jede staatliche Investitionskonjunktur die spätere Amortisation und Verzinsung der für die Investition in Anspruch genommenen Kredite durch steuerliche Belastung des Konsums aufbringen ...

Das ist gerade das Umgekehrte, was die deutsche Wirtschaftslage für die Zukunft verlangt. Da eine Lohnerhöhung darum nicht möglich ist, weil das innere Preisniveau in Deutschland schon höher ist als im Ausland, wohin wir unserer Rohstoffversorgung wegen exportieren müssen, um Auslandskaufkraft zu erwerben, so kann nur der Weg einer Preisherabsetzung beschritten werden." Diese hofft er, durch Steuerherabsetzungen in Gang bringen zu können.

„Der Glaube aber, durch öffentliche Investitionen, sei es als reine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, sei es für an sich notwendige Wehrmachtszwecke, eine dauerhafte Konjunktur schaffen zu können, ist falsch. Denn er gilt für den Anstoß, nicht jedoch für den Verlauf der Konjunktur."

Dazu zwei kurze Bemerkungen: Warum soll es nicht möglich sein, lange Zeit vom Volkseinkommen so viel abzuschöpfen, daß die „Staatskonjunktur" fortgesetzt wird? Warum soll es andererseits notwendig sein, den Konjunkturanstoß gerade durch staatliche Investitionen zu geben; warum soll privater Konsum — den der Staat freilich bei einer so verfahrenen Lage wie der deutschen von Anfang 1933 durch besondere Maßnahmen hätte fördern müssen — sich dazu nicht eignen?

Die zweite Frage liegt in diesem Fall besonders nahe, weil die „Deutsche Volkswirtschaft" völlig Recht hat, wenn sie mit Nachdruck auf die Bedeutung der Konsumgüterherstellung innerhalb der deutschen Wirtschaft hinweist, die insgesamt 21,3 Millionen Erwerbspersonen (zwei Drittel aller!) umfaßt. Nach einer Zusammenstellung der „Deutschen Volkswirtschaft" entfallen auf Ernährung 10,9 Millionen, auf Bekleidung 2,6 Millionen, auf Wohnungswesen 5,4 Millionen, auf Kulturbedarf 2,2 Millionen, wozu dann noch die Hälfte der Chemiearbeiter mit 200 000 Erwerbspersonen geschlagen werden.

Diese Zusammenstellung drängt den Verfasser geradewegs zu der Feststellung: Sie zeige „sehr deutlich, daß nach der Landwirtschaft es das Wohnungswesen ist, das in allen seinen Ausläufern, d. h. zusätzlichen Tief- und Straßenbauten, der größte „Beschäftiger" ist. Solange aber die Hauszinssteuer, die Investitionssperre, die Pfandbriefsperre, die Abschöpfung der Sparkassenzuflüsse und der Versicherungskonten für andere Zwecke herhalten, wird der Baumarkt krank sein." —

Während wir beim „Deutschen Volkswirt" feststellten, daß er die Möglichkeit der Konjunkturbelebung von der Konsumseite aus nicht beachtet, müssen wir hier bei der „Deutschen Volkswirtschaft" feststellen, daß sie die Staatszwecke nicht genügend in Rücksicht zieht. All die mit sichtbarem Bedauern genannten Erscheinungen auf dem Kapitalmarkt haben sich ja nicht zufällig eingestellt; sie sind die notwendige Folge des vorhandenen großen Staatsbedarfs. Der „Deutsche Volkswirt" vergißt, daß man zum mindesten nach der Befriedigung des aufgespeicherten Bedarfs des Konsumenten „Staat" den wahrlich auch aufgespeicherten Bedarf der Masse der privaten Konsumenten befriedigen kann. Die „Deutsche Volkswirtschaft" aber vergißt, daß man mit den vorhandenen Mitteln nur entweder viel Wohnhäuser bauen oder ein modernes Heer in dem deutschen Tempo ausrüsten kann. Beides gleichzeitig zu machen, geht nicht. Wohl aber kommt nach Beendigung der einmaligen großen Rüstungsaufgabe eine Änderung der Konjunkturpolitik sehr wohl in Frage.

Wir sind da anderer Ansicht als der „Deutsche Volkswirt" und mit der „Deutschen Volkswirtschaft" einig, wenn sie schreibt: „Nachdem die großen Arbeitsbeschaffungsaktionen des Reichs dem Konjunkturablauf einen gewaltigen Anstoß gegeben haben und nachdem weiter die Rüstungsindustrien für eine Weile stark beschäftigt sein werden, ist es, wenn die Schere zwischen Einkommen und Preisen sich nicht noch weiter öffnen soll, notwendig, mit eiserner Energie die öffentliche Belastung abzubauen — also an Stelle einer fiskalischen eine wirtschaftlich konstruktive Finanzpolitik zu setzen — und durch unnachsichtliche Kontrolle die Festung der gebundenen Preise zu erstürmen, die in Deutschland aus allen möglichen, im Kapitalistischen ruhenden Gründen eine so starke Stellung einnehmen. Aus diesen beiden Maßnahmen würde eine Umkehrung der jetzt ansteigenden Preistendenz resultieren und so dem arbeitenden Volk denjenigen Anteil an über dem nackten Lebensbedarf erzielbarem Konsum sichern, der der Qualität der Arbeit entspricht, die das deutsche Volk in seiner Wirtschaft leistet".

Man antworte darauf nicht: das geht nicht! Schacht hat durch die Finanzierung der Aufrüstung bewiesen, was eine straffe Führung wirtschaftspolitisch leisten kann. Nach Erledigung dieser aus politischen Zwecken abgeleiteten Aufgabe wird man deutlicher als je sehen, was sie sozialpolitisch leistet.

... Wenn er (der Reichswirtschaftsminister) im Gegensatz zu seinen Vorgängern die Staatseingriffe (mit Hilfe des Kartellgesetzes, der Außenhandelspolitik usw.) darauf einstellt, für freie Konkurrenz — anders ausgedrückt: für Beseitigung der Monopole — zu sorgen, dann sorgt er am für die Arbeitsschlacht ausschlaggebenden Punkt für die Durchsetzung des Grundsatzes: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz". Dann ist der Erfolg der zweiten und dritten Welle der Arbeitsschlacht gesichert ...

„Sonntags-Zeitung", 10. September 1933

... Daher muß ernstlich geprüft werden, ob wirklich mit Reallohnerhöhungen gewartet werden darf, bis alle Erwerbslosen Arbeit haben, ob nicht vielmehr die Erhöhung der Kaufkraft der schon Beschäftigten als Mittel dazu eingesetzt werden sollte, um die noch Erwerbslosen in Arbeit zu bringen ...

„Sonntags-Zeitung", 9. September 1934

Wehretat und Konjunktur

Über den Einfluß der Rüstungsausgaben auf die Wirtschaftskonjunktur hört man die verschiedensten Ansichten. Die einen behaupten, der Aufschwung der Wirtschaft, der in manchen Ländern zu bemerken ist, sei überhaupt nur von Rüstungsaufträgen verursacht; andere dagegen meinen, Rüstungsausgaben seien ja, rein wirtschaftlich gesehen, unproduktive Ausgaben, rentieren sich nicht, sondern kosten nur Geld, das irgendwo doch der Wirtschaft entzogen werden müsse, seien also ein Hemmnis für den wirtschaftlichen Aufstieg.

Beide Ansichten werden in der neuesten Folge der „Vierteljahrshefte für Konjunkturforschung" auf das richtige Maß zurückgeführt.

Es kann kaum bezweifelt werden, daß in manchen Ländern der Einfluß der Wehrausgaben auf die wirtschaftliche Entwicklung heute größer ist als in früheren Perioden wirtschaftlicher Erholung. Zu diesen Ländern gehört nicht nur Deutschland, wo ja die Wehrmacht fast ganz neu aufgebaut werden muß, sondern auch die Tschechoslowakei, die, als Waffenausfuhrland, aus der allgemein gesteigerten Nachfrage nach Rüstungsartikeln Gewinn zieht, nicht nur Italien, wo der Kriegsbedarf die Produktivität gehoben hat, nicht nur Japan, das sich seit Jahren schon in einer ähnlichen Lage befindet wie heute Italien, sondern auch Frankreich, wo die Heeres- und Marineausgaben stark vermehrt worden sind. Aber wie ist der Einfluß der Heeresausgaben auf die Wirtschaft meßbar?

Gehen wir einmal von so allgemeinen Angaben zu genauen Zahlen über. In Frankreich betragen die Ausgaben für die Landesverteidigung im Jahr 1934/35 rund 18 Milliarden Francs, das sind 12 Prozent des auf 150 Milliarden geschätzten jährlichen Volkseinkommens. In Japan und in Italien ist der Anteil der Rüstungsausgaben am Volkseinkommen etwa 10 Prozent. Nimmt man nun an, daß nur rund die Hälfte der Rüstungsausgaben als Aufträge an die Industrie geht, so hat man etwa die richtige Vorstellung davon, welchen Einfluß in diesen hochgerüsteten Ländern die Wehrausgaben auf die Wirtschaftskonjunktur ausüben können.

Die Rüstungsausgaben in allen Staaten der Erde werden auf 30 Milliarden Mark im Jahr geschätzt; der Wert der gesamten industriellen Produktion beträgt etwa 275 Milliarden. Die 15 Milliarden, die die Industrie also an Rüstungsaufträgen bekommt, machen demnach 5,5 Prozent der industriellen Produktion der Welt aus.

Wie wirken nun die Wehrausgaben auf die wirtschaftliche Konjunktur? — Ganz allgemein gesprochen: genau wie andere staatliche Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, die ohne Rücksicht auf privatwirtschaftliche Rentabilität des investierten Kapitals durchgeführt werden. Ob solche Maßnahmen konjunkturfördernd oder -hemmend wirken, das hängt vom Zeitpunkt, vom Maß und von der Art des Einsatzes ab. Werden derartige Ausgaben durch Steuern gedeckt, so können sie volkswirtschaftlich Nachteile bringen, besonders wenn die wirtschaftlichen Kräfte eines Landes schon voll ausgenützt sind. Finanziert man aber die Ausgaben mit Krediten, die von der privaten Wirtschaft nicht benützt werden; gelingt es, stärkere Preiserhöhungen zu verhüten; liegen noch viele wirtschaftlichen Kräfte brach — so können auch solche unproduktiven Ausgaben die Umsätze heben, die Zahl der Beschäftigten vergrößern, die Lage auf den Kreditmärkten bessern, das „Kostengefüge der Wirtschaft entlasten" (wodurch die Wirtschaft gegenüber dem Ausland konkurrenzfähiger wird) und so auch die private Initiative anregen, so daß allmählich die gesamte Wirtschaft einen Aufschwung nimmt. Die höheren Erträge der Wirtschaft ermöglichen dann die Tilgung der Kredite.

So sagt die Theorie, und so bestätigt es die Praxis der letzten Jahre in Deutschland. Und dabei kann die Tatsache, daß die Heeresausgaben und manche Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen „unproduktiv" sind, zeitweise nicht nur unschädlich, sondern sogar von Vorteil sein; denn würde das ausgegebene Geld zur Produktion von Maschinen verwendet, die wiederum Maschinen oder sonstige Güter herstellen, so wäre die Folge bald wieder eine Überproduktion in manchen Zweigen der Wirtschaft.

Karl Haug

Von allem, was ausgerechnet wird in der Welt, geschehen zwei Drittel gedankenlos.

Lichtenberg

Kann Frankreich fortbestehen?

Sind die Tage Frankreichs als Großmacht gezählt? Diese Frage wird durch die gegenwärtig in Frankreich herrschenden militärischen, wirtschaftlichen und psychologischen Verhältnisse veranlaßt.

Eine unbefriedigende Geburtenziffer läßt einen bald eintretenden Mangel an bewaffneten Streitkräften voraussehen; auf den heimischen Märkten werden inländische Erzeugnisse geringwertiger Qualität durch eine gewaltige Flut ausländischer Waren verdrängt; und im ganzen Lande zeigt sich ein Nachgeben gegenüber ausländischen Einflüssen, die der rassischen, nationalen und kulturellen Solidarität schädlich sind. Untersucht man diese Entwicklungen im einzelnen, so wird das wahrscheinliche Schicksal Frankreichs offenbar.

*

Frankreich ist ein reiches Land mit verhältnismäßig kleiner Bevölkerung und ausgedehnten Kolonien. Als Nachbarn hat es zwei jugendliche, ehrgeizige Nationen mit größerer Bevölkerung und fast gar keinen Kolonien. Deshalb muß es unter gewaltigen finanziellen und wirtschaftlichen Kosten das wohl größte stehende Heer in der Welt — von demjenigen Rußlands vielleicht abgesehen — unterhalten. Nun aber mangelt es bei einer Bevölkerung von nur 42 Millionen an dem Menschenreservoir, das nötig ist, um dieses stehende Heer auf seinem gegenwärtigen Stand zu halten und darüber hinaus über angemessene Reserven zu verfügen.

Im Jahre 1870 gab es in Frankreich über eine Million Geburten, im Jahre 1933 dagegen nur 682 000; im Vergleich zum Jahre 1932 beträgt die Abnahme 40 000. Man hat berechnet, daß es bei einer Fortdauer des jetzigen Rückganges im Jahre 1943 weniger als 550 000 sein werden. Das letzte Jahr brachte 661 000 Todesfälle. Für 1935 und alle folgenden Jahre steht bereits fest, daß es mehr Sterbefälle als Geburten geben und daß ein Rückgang der Gesamtbevölkerung Frankreichs ebenso eintreten wird, wie er in den jüngeren Altersstufen bereits seit vielen Jahren zu beobachten ist.

Die aus dieser kalten Statistik sprechende unmittelbare Drohung wurde zuerst auf dramatische Weise lebendig, als Marschall Pétain im Sommer 1934 vor dem Heeresausschuß der französischen Kammer erschien. Er teilte mit, daß die im Jahre 1935 zur Ableistung der Militärdienstpflicht einzuberufende Altersklasse um 85 000 hinter der benötigten Zahl zurückbleiben werde. 1939 werde sich der jährliche Ausfall auf 120 000 belaufen.

Daß das europäische Frankreich von seinen Kolonien erwartet, sie würden es vor der Vernichtung bewahren, ist keine Angelegenheit bloßen Verdachts oder unbegründeter Vermutung. Die Rolle, die die Kolonien spielen sollen, ist in einem in Paris erschienenen eindrucksvollen und bemerkenswert offenherzigen Büchlein auseinandergesetzt. Dieses interessante Schriftstück trägt auf seinem Titelblatt den bezeichnenden Vermerk „Veröffentlicht unter dem Protektorat des Kriegsministers".

Der Verfasser fürchtet für die Zukunft seines Landes und profezeit, daß in fünfzig Jahren — es sei denn, ein Wunder geschehe — fünfunddreißig Millionen Franzosen sich hundert Millionen Deutschen gegenübersehen werden. Bei der Erwägung, was zu tun sei, um dieser Gefahr zu begegnen, weist er darauf hin, daß Frankreich ungeheure Kolonien besitze, die von Eingeborenen aller Stufen menschlicher Entwicklung bevölkert sind, denen gegenüber die französischen Grundsätze der Gleichheit und menschlichen Brüderlichkeit jegliches Vorurteil auf Grund der Hautfarbe ausschließen. Diese Eingeborenen nennen sich trotz ethnischer und sozialer Unterschiede Franzosen. „Darf man nicht hoffen", schreibt er, „daß eines Tages einhundert Millionen patriotische französische Bürger außerordentlich verschiedenen Ursprungs, geeint durch die Bande einer gemeinsamen Zivilisation, eine einzige große homogene Nation bilden werden?"

Das Büchlein enthält das Zugeständnis, daß dieser großartige Plan einige heikle Probleme in sich schließt. Man scheint allen Grund zu haben, dieses Zugeständnis an den Verstand zu machen. Wenn 40 Millionen unfruchtbarer und unproduktiver Weißer ihre Nation durch eine Verschmelzung mit fast 60 Millionen mannbarer Eingeborener anderer Rassen zu regenerieren

---

Aller Anfang ist schwer

Von Kuno Fiedler

Frau Lotti hatte mir noch ein großes Paket belegter Brote machen lassen und eine Tüte mit Orangen, Feigen und Dörr-Bananen hinzugefügt. Dann brachte ihr Gatte, mein Freund, mich und meine beiden Koffer nach dem kleinen Vorortbahnhof. Es war Mitte Februar und ziemlich kalt. Aber man sah, es würde ein schöner Tag werden.

„Herrliches Einzugswetter!" sagte mein Freund und nickte mir ermutigend zu, als ich ihm vom Zugfenster aus noch einmal die Hand gab.

„In vierzehn Tagen kommt Ihr mich also besuchen, nicht wahr?" rief ich, und er nickte.

Aber da fuhr der Zug auch schon an.

Erst kam die Stadt, und dann folgten ein paar Dörfer. Dazwischen immer wieder dichte Wälder. Von Zeit zu Zeit glitzerte der Fluß über die Felder hin, — der Fluß, an dem ich nun mein Leben verbringen würde.

Und jetzt mußte das Häuschen sichtbar werden! Da lag es: winzig klein mit seinem gebrochenen Giebeldach und den grünen Fensterläden auf dem Grau der Schwemmsteine.

Dann stand ich an der Haltestelle, wo der Spediteur schon wartete.

Vom Bock des Möbelwagens aus, der im Schneckentempo vorwärtskroch, konnte ich sehen, wie meine neuen Mitbürger Spalier bildeten. Dann waren wir da. Über der Tür des Häuschens hatten die Handwerker einen Kranz angebracht.

Das erste war, daß ich den frisch gestrichenen Fußboden mit Zeitungspapier belegte. Und darauf folgte das übliche Durcheinander des Einzugs.

Nach zwei Stunden saß ich allein vor einem trostlosen Gewirr von Möbeln, Kisten und Bildern. Wie Scipio auf den Trümmern Karthagos, dachte ich. Aber ich nahm mich zusammen und machte Feuer im Zimmer. Als ich mir dazu noch eine Pfeife angesteckt hatte, fand ich, es werde schon werden.

Aber es dauerte acht Tage, ehe nur die Kisten geleert und auf dem Spitzboden verstaut waren. Inzwischen lebte ich von Brot und Milch. (Später lernte ich kochen.)

Hie und da kamen Handwerker aus dem Dorf. Sie hatten alle dasselbe Anliegen: sie wollten Geld. Ich konnte sie befriedigen. Wie gut, daß ich vorgesorgt hatte!

Ein Raum nach dem andern erhielt dabei seine Ordnung: das Wohnzimmer mit der kleinen Glasveranda nach dem Fluß, die nach vorn liegende Küche, das Stückchen Flur, die Schlafkammer über dem Wohnzimmer, das Fremdenstübchen.

Jedoch für einen einzelnen Menschen war das alles nicht wenig anstrengend. Und Fremde mochte ich nicht zu Hilfe nehmen. Es wäre zu teuer geworden.

Zuletzt kamen die Keller an die Reihe. Und dann machte ich mich an die Montage der Beleuchtungskörper. Denn bis dahin hatte ich mich mit ein paar provisorisch angebrachten Glühbirnen beholfen.

Nun fehlten bloß noch die Gardinen. Aber dazu brauchte ich weibliche Ratschläge. Ich schrieb also meinen Freunden.

Sie kamen am Sonntag nachmittag. Am Samstag hatte eine Frau aus dem Dorfe gefegt und gescheuert. Es war strahlend schönes Wetter, und ich war stolz, zu sehen, wie nett sich alles jetzt ausnahm.

Großer Besichtigungsgang! Bewundernde Ausrufe! Man war entzückt, und ich erntete die erhofften Lobsprüche. Dann brachte ich die Angelegenheit der Gardinen zur Sprache und zeigte die Schals, die ich nach den Maßen der Fenster hatte fertigen lassen. Wenige Worte genügten, um mich über die Art ihrer Befestigung aufzuklären.

Nach dem Kaffee ein Spaziergang am Fluß entlang. — Es war — zumal für Frau Lotti — nicht leicht, das Ufer zu erreichen. Denn noch mangelten Wege und Stege. Aber ich hatte ihretwegen schon meine Pläne. Und sie fanden Billigung.

Nach der Wiederabreise meiner Gäste zeichnete ich sogleich den Riß für die Aufteilung des Geländes und richtete brieflich eine dringende Aufforderung an Ernst, zu kommen. Er war der rechte Mann, mir zu helfen.

Als er sich — spät abends natürlich und mit dem Rade — einfand, hingen an allen Fenstern schon die Gardinen, im Keller standen Gartengerätschaften jeder Art, und im Hofe lagen Haufen groben Bauschutts, den ich hatte anfahren lassen.

Ernst war eben aus der Schule entlassen worden und hatte noch ein paar Wochen Zeit, bis er in den Arbeitsdienst eintrat. Diese Zeit wollten wir benutzen. Wir machten uns also mit Feuereifer ans Werk.

Zwei Längswege waren zu graben, von denen der eine bis an den Akazienhang am Flusse führte, während der andere in einen größeren — nachmals mit Büschen zu umgebenden — Platz münden sollte. Links vom Hauptweg war vorn ein Bleichplan, rechts von ihm nach hinten zu eine kleine Wiese vorgesehen. Zwei Querwege, auf der Höhe des Brunnens und des Platzes, würden genügen, um die Aufteilung zu vollenden.

Es war eine harte Arbeit, und wir konnten ihr nur immer ein paar Stunden am Tage widmen. Zuerst wurden mit Hilfe einer langen Schnur die Grenzen der Wege abgesteckt. Dann wurde an der Schnur entlang beiderseitig je ein Graben ausgehoben. Und nun hieß es, diese Gräben mit einander zu vereinigen. Es geschah, und der Aushub bildete schließlich zwei stattliche Dämme längs des Weges.

Der kreisrunde Platz und eine Vertiefung für den künftigen Abfallhaufen (hinter dem Bleichplan) wurden auf ähnliche Weise angelegt. Ein kurzer Querweg zum Abfallhaufen hin erwies sich dabei noch als nötig. Er wurde an passender Stelle vom Hauptweg abgezweigt.

So weit, so gut! Jetzt aber galt es, auf die vorgezeichneten Gräben ein solides Packlager von Steinen zu schaffen. Wir karrten sie von dem Bauschutt im Hof auf schmalen Brettern bis an den Ort, wo sie gebraucht wurden. Dort schichteten wir sie sorgfältig aneinander. Die, die zu groß waren, wurden mit Hämmern zerschlagen.

Dann ließ ich Kies fahren. Wir siebten ihn und schafften zuerst das grobe Geröll auf die Steinunterlage, stampften es fest und schütteten dann zwei Lagen Sand auf das Ganze. Die Wege waren fertig.

Nun wurden die Erddämme zu beiden Seiten der Wege auf das Land gebreitet. Und danach konnten wir endlich an das Umgraben gehen. Am meisten Schwierigkeiten machte uns dabei der festgetretene Boden in der Nähe des Hauses. Aber wir ließen nicht ab, bis alles wohl aufgelockert und von Steinen befreit war.

Und da kam auch schon der Gärtner. Etwa vierzig Bäume, zumeist Halbstämme und Büsche, fanden Platz. Denn Gemüsebau wollte ich nur in den ersten Jahren betreiben. Hingegen richtete ich durch Einrammen von Pfählen, zwischen denen ich Drähte spannte, eine großes Stück Land für Himbeerkultur ein. Und an den Wegrändern entlang pflanzte ich Beerensträucher.

Jetzt blieb noch das Abteilen und Bestellen der Beete übrig. Das große Mittelstück zwischen den Längswegen wurde mit

suchen, ist es wahrscheinlich, daß eine Bastardisierung entsteht, bei der die dominierenden Erbanlagen der ersteren in zunehmendem Maße zurücktreten.

*

Eine Form der wirtschaftlichen Beherrschung, derer sich Frankreich erwehren muß, ist die durch ausländische Erzeugnisse. Seine eigenen Fabrikate, die einst wegen ihres Stils, ihrer Qualität und Brauchbarkeit hoch gepriesen wurden, haben nicht nur einen erheblichen Teil ihres früheren weltumspannenden Marktes eingebüßt, sondern werden auch in beunruhigendem Umfange im eigenen Lande durch konkurrierende Waren anderer Länder verdrängt, namentlich der Vereinigten Staaten, Großbritanniens, Italiens, Polens, der Tschechoslowakei und Japans. Viele ausländische Firmen haben in Frankreich Fabriken errichtet und setzen dort ihre Erzeugnisse ab. Dies bedeutet, daß ausländisches Kapital in Frankreich eingedrungen ist, zu seiner Industrie und seinen Steuern beiträgt und viele Franzosen beschäftigt.

Frankreich wird in unglaublicher Weise mit fremden Waren überschwemmt. Infolge einer natürlichen Abneigung der Franzosen gegen fremde wirtschaftliche Ausbeutung geben nur wenige dieser Artikel, ausgenommen Autos und Rundfunkapparate, ihren fremden Ursprung oder ihre Zusammenhänge mit dem Auslande irgendwie zu erkennen. Die Palmolive-Seife z. B., die in den Vereinigten Staaten eine ausgedehnte Propaganda unter dem Motto „Bewahre dir deinen Schulmädchenteint!" betreibt, hat Frankreich mit Plakaten beklebt, auf denen eine Zigeunerin gezeigt wird, die ihrer Kundin sagt: „Gardez ce teint de jeune fille!" Dieses Fabrikat erfreut sich weitgehender Verwendung und wird allgemein als französisches Erzeugnis angesehen.

Einige Firmen, die das Feld schon lange bearbeiten, gebrauchen in dem ersichtlichen Bestreben, als durch und durch einheimisch zu erscheinen, Ausdrücke wie „Seit Jahren in Frankreich hergestellt" (kosmetische Artikel Elizabeth Ardens) oder betonen geschickt, daß ihr Betrieb in Seine-et-Oise (landwirtschaftliche Maschinen „McCormick") oder sonstwo in Frankreich gelegen ist.

Die Franzosen benutzen diese verschiedenen Waren, weil sie besser und billiger sind, und weil eine umfassende anziehende Reklame für sie gemacht wird. Wenn einheimische Produkte ihren eigenen Markt zurückgewinnen sollen, müßten Qualität, Brauchbarkeit, Preis, wie auch Fabrikations- und Vertriebsmethoden modernisiert werden.

*

Wenn die militärische Stärke einer Nation im Schwinden ist und ihre wirtschaftlichen Hilfsquellen sich verringern, ist es nicht überraschend, Anzeichen kultureller Invasion und kulturellen Verfalls zu finden. Ein bemerkenswertes Beispiel hierfür ist Frankreichs Sprache.

Vor verhältnismäßig kurzer Zeit war das Französische mehr als nur die Sprache einer großen Nation. Es war im diplomatischen und gesellschaftlichen Leben das unbestrittene sprachliche Medium der Welt. Heute sieht man deutlich, wie es die Lebenskraft verliert, die für eine lebendige Sprache unentbehrlich ist.

Jede Sprache muß, um zu leben, sich aus sich selbst heraus ernähren, indem sie Ausdrücke für neue Dinge prägt. Wenn sie dies nicht tut und lässig die massenweise Einfuhr fremder Ausdrücke hinnimmt, ist sie nicht nur unfruchtbar, sondern enthüllt auch die düstere Tatsache, daß die Führung bei der Schaffung und Entwicklung neuer Erzeugnisse anderwärts liegt. Typisch ist die herrschende und unbestrittene Verwendung von „Antifading" und „Pickup". Ersichtlich sind die neuesten Fortschritte auf diesen Gebieten nichtfranzösischen Ursprungs.

Vom kaufmännischen Standpunkt ist die Verwendung von Fremdwörtern, durch die ausländische Kundschaft angezogen werden soll, erwünscht. In einem Lande, in das das ganze Jahr hindurch englischsprechende Touristen kommen, ist der geschäftliche Wert solcher Ausdrücke wie „Ice-Cream", „Lavatory" und „Ticket" unbestreitbar; wenn aber diese Wörter und viele andere, wie „Weekend", „Shorts", „Pickles" und „Interview", solch allgemeine Aufnahme finden, daß sie gut verständliche Wörter in der einheimischen Sprache verdrängen, ist ein unerwünschter und tiefgehender Einfluß am Werk, der leicht das Gefühl hervorrufen kann, die Sprache sei nicht das einzige Unzulängliche im nationalen Leben.

Die Pariser Presse wie auch die Provinzpresse zeigen wenig Mut, sich gegen diese ausländischen Übergriffe zu wehren. Hauptsächlich Blätter wie „Le Petit Parisien", „L'Intransigeant", „Paris Soir" und „Le Matin" bieten aufs Geratewohl solche Perlen wie „Puzzle", „Pipe-Line", „Starter" und die besonders scheußlichen Zeitwortformen „swings" und „drivé". Um nicht zurückzustehen, druckt „Le Nouvelliste" in Lyon den Vornamen Guillaume Bertrands, des Ministers der Handelsmarine, als William.

Ein Feldzug zur Wiederherstellung der vollen Lebens- und Wirkungskraft der französischen Sprache ist offenbar sehr dringend nötig. Deutschland bemüht sich seit zwei Jahren stark um die Reinigung seiner Sprache. Frankreich würde gut tun, hierin, wie auch in seinem Kampfe um die Vermehrung seiner Bevölkerung, seinem teutonischen Nebenbuhler nachzueifern.

*

Im heutigen Frankreich besteht ein Mangel an Vitalität. In jeder Fase des nationalen Daseins zeigt sich eine Apathie und eine Abneigung, Schwierigkeiten die Stirn zu bieten. Die Männer, die die Nation führen könnten, sind tot. Die Lebenden werden von Verantwortlichkeiten erdrückt und gewinnen die tragische Erkenntnis, daß der letzte Krieg ihrem Lande Schäden zugefügt hat, von denen es sich vielleicht nie wieder erholen wird.

L. A. Sigaud

Die Unterwanderung in Frankreich

„Unterwanderung" — kein schönes Wort. Aber es ist nun einmal in der Bevölkerungswissenschaft gebräuchlich geworden. Es bedeutet die Bevölkerungsbewegung, bei der die Zahl der Einwanderer größer ist als die der Auswanderer, also sozusagen die Aktivität in der Handelsbilanz mit Menschen.

Das einzige europäische Land mit „Unterwanderung" ist Frankreich. Schon seit Jahrzehnten reicht in Frankreich die Zahl der Geburten nicht aus, die Bevölkerungszahl wesentlich zu heben. In die so entstehende Menschenleere strömen die Einwanderer ein.

Im Jahre 1851 hat die Zahl der in Frankreich ansässigen Fremden 370 000 betragen (gleich 1 Prozent der Gesamtbevölkerung), 1931 aber 3 Millionen (gleich 7 Prozent der Gesamtbevölkerung). Vor dem Krieg wohnten diese Ausländer vor allem in den Grenz- und Küstengebieten, und auch heute noch findet man mehr als eine Million von den drei Millionen Fremden in den 7 Departements der Mittelmeergegend und den 6 Departements der Nordgrenze; aber seit dem Krieg dringen die Fremden auch immer mehr in das Innere des Landes ein und ballen sich in den Industriegebieten zusammen, vor allem in Paris und Umgebung.

Das größte Kontingent der Fremden stellt Italien (rund 800 000). Es folgen Belgien, Spanien, Polen (mit je über 300 000), die Schweiz, Afrika, Deutschland (70 000) und Rußland.

Betrachtet man nicht die Zahl der in Frankreich wohnenden, sondern der jährlich einwandernden Fremden, so findet man, daß die Einwanderungszahlen bei guter Wirtschaftskonjunktur steigen, bei schlechter sinken. 1920 z. B. sind 201 000 Ausländer eingewandert, im Krisenjahr 1921 nur 81 000. Dann ist die Zahl wieder gestiegen (1926: 162 000), 1927 auf 64 000 gefallen, dann bis 1930 nochmals gestiegen (auf 221 000), um dann allmählich bis 70 000 im Jahre 1934 zu fallen. Ja, in einigen Krisenjahren ist die Zahl der Rückwanderer sogar größer als die der Einwanderer; 1927 z. B. betrug der Überschuß der Auswanderer über die Einwanderer 25 000, 1933 etwa 100 000, und in den Jahren 1934 und 1935 wird dieser Überschuß eher noch gewachsen sein (genaue Zahlen liegen noch nicht vor).

So ist die Wanderungsbewegung in Frankreich zu einem Gradmesser für die wirtschaftliche Lage geworden.

Sto bene

Während des Krieges hat es in manchen Heeren Postkarten mit aufgedrucktem Text gegeben, in dem der Soldat das, was für seinen Fall gerade paßte, anstreichen konnte, um so seinen Angehörigen mitzuteilen, daß er Socken brauche oder daß es ihm gut gehe. Besonders schön waren diese Karten in der k. u. k. Armee, weil hier nicht nur die verschiedenen Auswahlsätze, sondern alle Sätze auch noch in verschiedenen Sprachen vorgedruckt waren, so daß der Soldat den Dank für das erhaltene Paket in Deutsch, Tschechisch, Ungarisch oder Italienisch nach Hause „schreiben" konnte.

Seither hat die Technik einige Fortschritte gemacht. Die Heere sind motorisiert worden, und aus der Postkarte ist ein Telegramm geworden. Das italienische Kriegsministerium hat veranlaßt, daß die Soldaten in Ostafrika ihren Angehörigen auf verbilligten Telegrammen mit feststehendem Text mitteilen können, daß sie noch leben oder ein Paket erhalten haben. Fünfzehn Sätze stehen zur Auswahl; die meisten endigen mit „sto bene, baci", d. h.: es geht mir gut, Küsse. Auch die Angehörigen können einen von fünfzehn Sätzen nach Ostafrika telegrafieren: Geld unterwegs, Brief erhalten, Sohn geboren, Tochter geboren usw.

So wird der Inhalt des Menschenlebens auf fünfzehn Sätze zusammengedrängt. Reichtum der Sprache? Armut des Lebens?

R.

Sozialwirtschaftliche Experimente

1. Die Carl-Zeiß-Stiftung in Jena

Ernst Abbe (1840—1905), Professor der Fysik in Jena, hat in der Zusammenarbeit mit dem Universitätsmechaniker Carl Zeiß (1816—1888) die Herstellung von Mikroskopen und anderen optischen Instrumenten auf eine bedeutende Höhe gebracht. Aus einem kleinen Handwerksbetrieb entwickelte sich rasch ein großindustrielles Unternehmen.

Zeiß hat nun aber nicht, wie das wohl die Regel ist, die wissenschaftlichen Konstruktionen und Erfindungen Abbe's mit einer Entlohnung abgefunden, sondern hat Abbe als Mitarbeiter betrachtet und ihn dauernd am Ertrage der Produktion beteiligt. So wurde Abbe Teilhaber der Firma und nach dem Tode von Zeiß alleiniger Besitzer des Betriebes.

Dieses Millionenvermögen ist die Frucht gemeinsamer Arbeit, sagte sich Abbe. Ohne mich wäre es gewiß nicht entstanden, aber auch nicht ohne die vielen anderen, die in dieser Arbeitsorganisation mitwirken. Gemäß dieser Auffassung übertrug er sein juristisches Eigentumsrecht einer von ihm errichteten Stiftung, damit das Kapital als Kollektiveigentum dauernd erhalten bleibe und dauernd kollektiven Nutzen stifte. Als Teilhaber des Glaswerkes Schott und Genossen übereignete er mit Zustimmung des Mitinhabers Dr. Otto Schott auch seinen Anteil an diesem Werke der Stiftung. Dr. Schott folgte später dem Beispiel Abbe's und gab 1919 auch seinen Anteil an der gemeinsamen Gründung der Stiftung, sodaß beide Firmen zu Stiftungsbetrieben wurden. Die Stiftung nannte Abbe nach seinem verstorbenen Freunde Carl Zeiß.

Im 50. Jahre des Bestehens der Firma Zeiß gelangte das Stiftungsstatut an alle in den Stiftungsbetrieben Beschäftigten zur Ausgabe. Abbe hat darin die Grundsätze niedergelegt, nach denen die Stiftung verwaltet, der Fortbestand ihrer Betriebe gesichert und deren Erträge verwendet werden sollen, sowie welche Geschäftspolitik zu befolgen ist.

Als Zweck der Stiftung wird „die Erfüllung größerer sozialer Pflichten, als persönliche Inhaber dauernd gewährleisten würden" gegenüber allen Beschäftigten der Stiftungsbetriebe bezeichnet. Die Einzelbestimmungen über Löhne und Gehälter bewegen sich dementsprechend etwas über dem allgemein üblichen Niveau. Wesentlicher und bedeutender ist die Vorzugsstellung in der Sicherheit und Stabilität des Arbeitsverhältnisses. Nach fünf Dienstjahren tritt Pensionsberechtigung ein, die sich auch auf Witwen und Waisen der Beschäftigten erstreckt. Die Bezüge steigern sich nach Dienstjahren bis auf 80 Prozent des erreichten Verdienstes. Entlassungen können nur bei grobem persönlichem Verschulden vorgenommen werden, niemals wegen politischer Gesinnung oder politischer Betätigung — natürlich innerhalb der gesetzlichen Schranken. In der Ausübung von ehrenamtlicher Tätigkeit in Gemeinde, Staat und Reich soll kein Geschäftsangehöriger behindert sein; er erhält den erforderlichen Urlaub unter Fortzahlung seines Lohnes oder Gehaltes für unbegrenzte Dauer. Bei unvermeidbaren Entlassungen infolge schlechten Geschäftsganges, der Einführung neuer Maschinen oder sonstigen technischen Verbesserungen hat der Betroffene rechtlichen Anspruch auf Abgangsentschädigung, die bereits nach halbjähriger Dienstzeit einsetzt, mit einem Sechstel seiner insgesamt erzielten Lohnsumme beginnt und nach fünf Dienstjahren bis auf ein Viertel des Pensionsanspruches steigt.

Die unvermeidbaren Entlassungen nach der Kriegskonjunktur kosteten die Stiftung über 2 Millionen Mark, diejenigen nach der Inflation über ½ Million Mark. Die Entschädigungen stellen eine Art Arbeitslosenversicherung dar, die den Betroffenen über die schlechte Zeit hinweghelfen können. Die Wirkung auf die öffentlichen Finanzen ist daran zu erkennen, daß Jena unter den thüringischen Mittelstädten die geringsten Wohlfahrtslasten aufweist.

Lange vor ihrer gesetzlichen Einführung gab es Arbeiter- und Angestelltenvertretungen in den Stiftungsbetrieben. Sie mußten gehört werden in allen Fragen, die ihre eigenen Belange betrafen. Mitbestimmungsrechte in der Betriebsleitung hatten sie jedoch nicht. Von der sogenannten Wirtschaftsdemokratie hielt Abbe nichts. Er klagte schon über die Schwierigkeiten, die es innerhalb der von ihm eingesetzten kollegialen Geschäftsleitung von 3—4 Personen zu überwinden gab. Ein Kollegium von 10 Personen hielt er in der Leitung eines Betriebes überhaupt nicht für arbeitsfähig.

Weitere Zwecke der Stiftung sind: „Betätigung in gemeinnützigen Einrichtungen und Maßnahmen zugunsten der arbeitenden Bevölkerung Jenas und seiner nächsten Umgebung" sowie „Förderung naturwissenschaftlicher und mathematischer Studien in Forschung und Lehre."

In Erfüllung dieser Aufgaben hat die Stiftung in den vier

Erdbeeren bepflanzt. Das dem Haus zunächst liegende sollte Blumen tragen.

Die letzten Grabarbeiten hatte ich aber schon allein zu leisten gehabt. Denn Ernst war inzwischen abgereist. Als Sondervermächtnis hatte er mir den Hang mit einem festen Querwege zum Fluß hinunter versehen und auf halber Höhe einen breiten Platz ausgehoben. Diesen taufte ich, einer schönen Gepflogenheit folgend, ihm zu Ehren Ernst-Wolf-Platz.

Ostern war vorüber, die Bäume schlugen aus, die Beete fingen an, sich zu begrünen, und das Unkraut machte sich in steigendem Maße bemerkbar. Ich jätete jeden Tag, fand aber Zeit, zwischendurch ausgedehnte Schwimmübungen im Fluß zu unternehmen, der jetzt von Schleppern und Flößen belebt war.

Am Himmelsfahrtstage erschien die Familie meines Freundes. Sie staunte nicht wenig über die Veränderungen, die auf meinem Grundstück vor sich gegangen waren. Und als sie von der oberen Veranda aus auf die Anlage hinunterblickte, sagte Frau Lotti: „Jetzt ist es schon ein richtiger Garten."

In der Tat, das war es: ein richtiger Garten! Der Anfang war gemacht. Und im übrigen würde man weitersehen.

Du sollst dich nicht aufgeben, unter keinen Umständen. Du mußt an dich selber glauben. Das ist nicht Egoismus, sondern Wertschätzung des Göttlichen in dir. Wie ich sonst nichts wegwerfen darf, so am wenigsten mich selber. Kein Ich ist in seinem Kern gemein; es ist bloß umwickelt. Sehe ich einmal, daß ich nichts wert bin, so ist schon das edle Ich in mir geboren; ein gemeines Ich sieht die Gemeinheit gar nicht.

Blumhardt

Zu schlicht

Die Sprache geht merkwürdige Wege. Sie hat oft das Bestreben, einfache Dinge umständlich auszudrücken; ich kann das an einigen Beispielen beweisen. Beweisen? Nein, unter Beweis stellen. Jeder möge sich prüfen, vielmehr eine Prüfung bei sich anstellen oder noch besser sich einer Selbstprüfung unterziehen, ob er nicht auch manchmal sündigt, und wenn er sich geprüft bzw. die Prüfung durchgeführt hat, dann wird er erkennen, daß es gar nicht so einfach ist einen Satz in schlichtem Deutsch zu schreiben, falls er es nicht vorzieht, zu der Erkenntnis zu gelangen, daß es oft nicht geringe Schwierigkeiten bereitet, die Niederschrift eines Satzes zu bewerkstelligen, bei dessen sprachlicher Formung der Grundsatz der Einfachheit zur Anwendung gebracht worden ist.

Andererseits aber findet man auch, daß die Sprache die Einfachheit zu übertreiben sucht. Viele, besonders volkstümliche, Ausdrücke sind so entstanden bzw. verdanken diesem Bemühen ihre Entstehung. Das Flugzeug geht nicht auf der See nieder, sondern wassert; man stopft nicht alles mögliche wie in einer Wurst zusammen, sondern man verwurstelt etwas, und nicht gerade respektvoll gegenüber dem ärztlichen Beruf ist die Verwendung des Wortes „verarzten".

Wir wollen jetzt nicht untersuchen, welche von diesen und ähnlichen Wörtern notwendig und brauchbar sind — nur eines sollte man, falls es noch möglich ist, am Eintritt in die gute Stube der deutschen Schriftsprache hindern: man sollte es auch aus dem für die rasch arbeitenden Journalisten bestimmten Vorzimmer, in das es schon eingedrungen ist (vgl. „Stuttgarter Neues Tagblatt" Nr. 450), wieder entfernen.

Ich scheue mich wirklich, es vorzustellen, aber ich muß wohl: es heißt „verkartet". Bitte, lieber Setzer, nicht „verkatert"; das Wort hat nichts mit alkoholischen Ausschweifungen zu tun. Was es bedeutet, kann man nur aus dem Zusammenhang erraten. „In mehrjähriger Arbeit hat Dr. Granzin in Torgau die Torgauer Bürgerfamilien seit ihrem ältesten quellenmäßigen Vorkommen verkartet."

Ich muß gestehen: trotz meiner Vorliebe für Schlichtheit würde ich meine Familie doch lieber in eine Kartei aufnehmen, meinetwegen sogar in einer Kartei erfassen, als einfach verkarten lassen.

L. G.

Geschichtsunterricht

Unsere Ahnen, die Germanen,
In dem Miriquidiwald,
Trugen Hirsch- und Bärenfelle,
Ob es warm war oder kalt.
Später webten ihre Frauen
Mit noch ungeübter Hand
Aus dem Flachs als Unterkleidung
Rauhe, grobe Leinewand.
Röm'sche Händler zogen später
Handeltreibend durch das Land,
Und sie brachten den Germanen
Buntgewirktes Wollgewand.

(„Entwicklung der Kleidung", Kalenderzettel der Firma Bleyle vom September 1935)

Die schönsten Fahrten

„Um eine Reihenfolge und Ordnung in Ihre vielen Erlebnisse zu bringen, liebe Frau Bahr, welches war wohl Ihre schönste Fahrt?"

„Man kann eigentlich nur von „einer der schönsten" sprechen. Da war z. B. meine Fahrt durch Nordafrika ... In vier Tagesetappen mußte Marokko durchquert sein. Das heißt, wir mußten den Durchschnitt von 65 bis 74 Stundenkilometern herausholen."

„... Und noch eine der schönsten Fahrten, an die ich mich erinnere: die Nonstopfahrt Madrid-Kopenhagen im Jahre 1928 ... Siebenundfünfzig Stunden saß ich am Steuer, nur ein Zwangsaufenthalt von sechs Stunden wurde in Paris eingeschaltet."

„... Wie halten Sie das eigentlich nur durch?"

„... Koffeintabletten, Zigaretten und nochmals Zigaretten ..."

Interview des „Silberspiegels" (Nr. 19) mit Frau Lotte Bahr, „Deutschlands bekanntester Automobilsportlerin"

Wochenende mit der Filia

„Schreibverpflichtungen am Wochenende brauchen keinen Verzicht auf Erholung in der Natur zu bedeuten. Franz zum Beispiel nimmt einfach seine FILIA mit auf den Pfingstausflug. Die FILIA, die gegen geringen Mehrpreis auch mit Koffer geliefert wird, ist so leicht zu transportieren, daß sie das gegebene Schreibgerät auch beim Aufenthalt im Grünen ist. Man erzielt auf ihr eine saubere zeilengerade Schrift und mehrere Durchschläge; ihr niedriger Preis trotz erstklassiger Qualität und Ausstattung ist durch den Zuschnitt der Maschine auf den Privatgebrauch und die Serienherstellung nach modernsten Fabrikationsmethoden ermöglicht worden. Verlangen Sie kostenlos und unverbindlich Zusendung der Prospekte usw."

(Aus einem Reklame-Inserat für eine Schreibmaschine)

Literatur

Kann Frankreich fortbestehen? Dieser Aufsatz eines amerikanischen Verfassers, der im Kriege Kommandierender des amerikanischen Dolmetscherkorps in Frankreich war, stammt aus der New Yorker Zeitschrift „The American Mercury" und ist von uns dem Septemberheft der „Auslese" (Verlag Luken und Luken, Berlin SO 16, Köpenikerstr. 55, Preis 1 Mark) entnommen worden.

Jahrzehnten ihres Bestehens bereits Millionen aufgewandt. Wir erwähnen nur einige der bedeutenderen Objekte, wie das Volkshaus mit Versammlungs- und Konzertsaal, Lesehalle, Volksbücherei und Gewerbeschule; das Planetarium, die Optikerschule, das Volksbad, das Kinderkrankenhaus, das Kinderheim mit Säuglingskrippe, verschiedene Plätze für Sport, Spiel und Erholung, Förderung des Wohnungsbaus durch billige Baudarlehen an Genossenschaften usw.

Erhebliche Mittel fließen an die Universität: als Zuschüsse zu den Professorengehältern, zur Errichtung und Unterhaltung neuer Institute bis zum Neubau des ganzen Universitätsgebäudes und eines Studentenheimes mit Speisehalle.

Abgesehen von den laufenden Verpflichtungen, die die Stiftung übernommen hat, richten sich die Aufwendungen nach den Reingewinnen der Stiftungsbetriebe, deren verhältnismäßige Verwendung das Statut genau bestimmt. Bei normalem Geschäftsgang ist auch eine Gewinnbeteiligung der Beschäftigten vorgesehen, die als Lohnnachzahlung in Höhe von 10—12 Prozent des Jahresverdienstes vor Weihnachten gewährt wird. Der von Abbe in Anschlag gebrachte Prozentsatz fiel aber öfter bis auf 4 Prozent herab oder die Nachzahlung blieb ganz aus, weil die vordringlichen Aufgaben nichts mehr übrig ließen.

Hohe Direktorengehälter kennen die Stiftungsbetriebe nicht. Die Gehälter der Geschäftsleiter dürfen das Zehnfache des Lohnes eines Betriebsarbeiters nicht übersteigen. Trotzdem hat es den Betrieben auch nach dem Tode Abbe's nicht an tüchtigen wissenschaftlichen, technischen und kaufmännischen Kräften in der Geschäftsleitung gefehlt. Das beweist die ständige Ausdehnung der Betriebe und der Produktion auf verwandte Berufszweige. Die Zahl der Geschäftsangehörigen ist bereits auf über 9000 gestiegen.

Die Stiftung hat ihre Lebenskraft bewiesen. Sie ist sozialistisch insofern, als in ihren Betrieben das Kapital nicht die Arbeit beherrscht, sondern der Arbeit dient, und daß der Ertrag der Arbeit keinen Privatunternehmer bereichert, sondern zum guten Teil gemeinnützigen Einrichtungen und zum anderen Teil den Beschäftigten selbst zugute kommt.

Bernhard Schildbach

Kein schlimmeres Unheil gibt es als die Sucht nach Gewinn.
Lao-Tse

Konsumforschung

In Berlin ist kürzlich eine „Gesellschaft für Konsumforschung" ins Leben gerufen worden. Sie will die Grundlagen schaffen für eine „differenziertere Marktanalyse", die sich nicht nur im wesentlichen auf rein wirtschaftliche Voraussetzungen wie Preise und Einkommen beschränkt, sondern die Verbrauchergewohnheiten nach sozialer und beruflicher Gruppenzugehörigkeit, nach Einkommensschichtung und Bildungsstufe, nach Landschaft und Stammesart der Bevölkerung untersuchen will.

Über die Notwendigkeit einer solchen Arbeit sagt die „Deutsche Allgemeine Zeitung" (Nr. 408/409) u. a.: „Die unter dem Namen Marktanalyse von den Amerikanern besonders forcierte Methode ging auf die soziologischen und psychologischen Grundlagen ... nicht in der der Wichtigkeit dieser Faktoren entsprechenden Weise ein. Jeder der praktisch im Verkauf tätig war, wird bestätigen, daß oft von Leuten Gegenstände gekauft werden, die in gar keinem Verhältnis zu ihrem Einkommen stehen. Wir kennen Autokäufer, die niemals in den Marktanalysen aufgeführt werden konnten, weil sie infolge ihres geringen Einkommens „als Käufer nicht in Frage kamen", und wir kennen auf der anderen Seite viele, die nach ihrem Einkommen jederzeit in der Lage waren, Autos zu kaufen und es nicht tun. Ebenso ist der Kulturstandard einzelner Volksschichten weniger vom Einkommen als von der Erziehung abhängig. Die Kaufgewohnheiten hoher Einkommen zeigen oft längst nicht den Anteil am Konsum von Kulturgütern wie die Kaufgewohnheiten hochkultivierter Familien mit geringem Einkommen.

Es zeigt sich in dieser kurzen Darstellung schon, daß die bekannte marxistische These nicht stimmt, die besagt, daß der größte Teil, man sprach von 90 Prozent, des Arbeitereinkommens von vornherein festgelegt sei. Die großen Fehler dieser summarischen Betrachtung sind sofort zu erkennen, wenn man die verschiedensten Ansprüche auch der kleinsten Einkommensschichten verfolgt. Die Ansprüche an Wohnung, an Ernährung, an Kleidung und sonstigen Bedarf sind in ihrem Verhältnis zueinander so verschieden, daß es nur einer ins einzelne gehenden Forschung, wie sie die Gesellschaft vorhat, gelingen kann, diese Verschiedenheiten aufzudecken."

Schöne Aussichten

Aus dem Wirtschaftsteil der „Württemberger Zeitung" (Nr. 225) erfahren wir, daß die Fabrikation von Spazierstöcken seit Jahren zum erstenmal zugenommen hat. „Für den bevorstehenden Winter wird der Spazierstock wieder als Massenmodeartikel hervortreten und Bestellungen wurden in der Fabrikation wie auch im Einzelhandel ziemlich umfassend abgeschlossen ... Der Niedergang der Spazierstockindustrie setzte ein, als die in der Damenmode herrschende übertrieben sportliche Richtung sich auch auf den Stil der Herrenkleidung zu übertragen begann. Ebenso wie das Tragen von Hüten plötzlich für den Sommer und teilweise sogar für den Winter verpönt war, lehnte man auch die Benutzung von Spazierstöcken und Regenschirmen ab. Dadurch gingen die Umsätze der Fabrikation binnen kurzem derart zurück, daß sich die meisten Betriebe auf verwandte Fachgebiete (Damenschirme usw.) umstellten ... Wenn der vergangene Sommer eine Wandlung dieser Sachlage mit sich gebracht hat, so liegt das im Zuge der Zeit, der sowohl in der Damen- als auch in der Herrenmode erhebliche Milderungen des streng sportlichen Stils herbeiführen will."

*

Die „Selbsthilfe" (Nr. 35) schreibt über den neuerdings zu verzeichnenden Aufstieg der Posamentenfabrikation: „Die Nachkriegszeit glaubte einen neuen Lebensstil gefunden zu haben, der auf all den falschen Prunk des Jugendstils, auf Rüschen und Borten, Straußenfedern und Fischbeinkorsetts, auf Volants und Schrebergärten auf den Hüten lächelnd verzichtete und das Einfache, Sachliche und Sportliche als Lebens- und Stilform wählte. Jetzt scheint eine große Wandlung bevorzustehen: Straußenfedern werden wieder Mode, Hutnadeln tauchen auf, um die Wagenradhüte mit allerlei Blumen und Früchten zu halten. Die Posamente kehrt zurück, bald wird es wieder wimmeln von Borten, Schnüren, Kordeln und Quasten. 15 Meter „Barmer Artikel" trug die Vorkriegsfrau an ihrer Kleidung, nach dem Krieg waren es nur noch 3 Meter durchschnittlich, bald werden es mehr als 15 sein! Schade! Schade, trotz der erfreulichen Tatsache, daß ein lange fast auftragsloses Gewerbe wieder Arbeit bekommt. Diese Arbeit wird irgendwo anders fehlen und die ehrliche Sachlichkeit unserer Mode geht dahin und ganz ferne drohen Schnürbrust, Rölldchen und steifes Brusthemd!"

*

O weh! wenn das wahr würde! Neuerdings hat auch die englische Zeitung „Daily Mail" allen Ernstes profezeit, in anderthalb Jahren werde die bessere Frauenwelt zur Mode der Wespentaille, an die sich ältere Semester unter uns schaudernd erinnern werden, zurückgekehrt sein. Die „Hüften" seien an der Reihe, wieder Triumfe zu feiern, und die Industrie, die mit Fischbein und Stahlstangen arbeite, „werde sich erholen wie noch nie".

Kampf gegen die Dummheit

Wenn ich so auf die siebzig nun schon hinter mir liegenden Jahre zurückblicke, — sie sind eigentlich ein einziger Kampf gegen die Dummheit gewesen. Und zwar sowohl gegen die in mir selbst wie die um mich herum. Ich darf aber wohl ohne Überhebung sagen, daß mir der Kampf gegen die eigene Dummheit wesentlich leichter gefallen ist und zu wesentlich besseren Erfolgen geführt hat als der gegen die der andern. Und warum das so ist, das gibt mir immer wieder Stoff zu beschaulichem Nachdenken.

Gegenwärtig neige ich der Ansicht zu, daß die gesuchte Erklärung zum großen Teil in einem gewissen Gradunterschied der Bewußtheit liegen möge, die der individuellen und die der kollektiven Dummheit eignet. Dieser Bewußtseinsunterschied aber hat einerseits den Grund vielleicht in einer quantitativen Verschiedenheit der beiden Arten von Dummheit. Die individuelle ist nämlich sozusagen einfacher und gestaltärmer als die kollektive. Sie läßt sich infolgedessen eher umschreiben und auch eher eindämmen, — nicht anders, als man das Bett eines zu Überschwemmungen aufgelegten Flusses eindämmt. Oder ohne Bild gesprochen: man merkt bei einiger Bemühung sehr bald, was für Mängel das eigene Urteilsvermögen und das eines einzelnen andern Menschen aufweist, — und man kann sich danach richten.

Von mir z. B. weiß ich — und wußte ich schon früh —, daß ich auf bestimmten Geschmacksgebieten, wie etwa dem der Musik, aber auch dem der Farbe, völlig unzuständig bin. Und so habe ich mich denn gewöhnt, mich auf diesen Gebieten im Urteil zurückzuhalten und, wo es nottut, das Gutachten Begabterer einzuholen. Die Wirkung davon ist fast dieselbe, als wenn ich jene Mängel nicht besäße. Und meine Ratgeber hinwiederum fühlen sich, wie ich sehe, durch die Anleihen, die ich bei ihnen mache, nicht einmal übervorteilt. Denn ich helfe ihnen in andern Dingen aus, in denen nun wieder ich der Überlegene bin.

Ähnlich aber liegen die Dinge dem zu erziehenden Einzelnen gegenüber. Man kann alle seine Schwächen dadurch gewissermaßen paralysieren und unschädlich machen, daß man sie ihm zu Bewußtsein bringt. Sind sie allerdings besonders zahlreich oder besonders schwerwiegender Natur, so wird er häufig versucht sein, aus einem gewissen Zwang zur Selbstachtung heraus sich gegen ihre Bewußtmachung zu wehren. Und dann ist ihm freilich nicht zu helfen. Seine Urteilslosigkeit auf dem einen Gebiete wird auch sein an und für sich zuverlässiges Urteil auf andern Gebieten beeinflussen und beeinträchtigen. Und das heißt: er wird allmählich ein vollkommener Trottel werden, der bei jeder Gelegenheit danebentrifft und sich schließlich nur dadurch vor den größten Fehlgriffen bewahrt, daß er sich ängstlich nach dem Beispiel der Mehrheit richtet.

Damit aber bin ich schon bei dem Fall der kollektiven Dummheit angelangt. Sie hat so vielerlei Möglichkeiten der Entfaltung und Verwirklichung, daß man beim besten Willen nicht damit zu Ende kommt, sie auch nur richtig zu klassifizieren. Und an ihre Bewußtmachung ist unter diesen Umständen natürlich erst recht nicht zu denken. Sie entgleitet einem ja beständig und flüchtet sich bald auf dieses, bald auf jenes Gebiet, — je nach den ausschlaggebenden Vorbildern, denen sie folgt. Außerdem aber: ihrer selbst bewußt werden könnte sie doch nur wieder in einzelnen ihrer Vertreter. Welcher Einzelne wäre jedoch bereit, sie in sich anzuerkennen und so die Verantwortung für sie zu übernehmen?

Nein, es ist nur allzu begreiflich, wenn die kollektive Dummheit so schwer zu bekämpfen ist. Es mag gelingen, bestimmte ihrer Erscheinungsformen für eine Zeitlang derartig in Verruf zu bringen, daß sie sich nur im geheimen noch hervorwagen. Aber dafür werden andere dann desto wüstere Orgien feiern. Und sie wird also eigentlich bloß immer ihr Kleid wechseln, d. h. es wird jedesmal ein neuer Schwachsinn sein, dem sie auf den Leim geht.

Solange Masse Masse bleibt, läßt sich daran offenbar gar nichts ändern. Die Masse hat kein Bewußtsein und sie trägt demzufolge auch keinerlei Verantwortung. Denn Verantwortung ist immer zugleich bewußte Verantwortung.

Aber vielleicht ist es nicht nötig, daß Masse immer Masse bleibt. Vielleicht läßt es sich erreichen, daß sich aus ihr im Laufe der Zeit ein organisch gegliedertes Ganzes entwickelt, das bis in seine kleinsten Verästelungen hinein, will sagen: bis zu den unvollkommensten seiner Einzelvertreter hin mit verantwortlichem Bewußtsein erfüllt ist, weil jeder in ihm an seinem Platze steht und durch den Geist der Gemeinschaft gezwungen wird, sich über seine Gaben und deren Grenzen stets restlos klar zu bleiben.

In einem solchen Ganzen — und freilich allein in einem solchen — wäre die Dummheit leicht zu bekämpfen. Denn es zeigte in vergrößertem Maßstab die übersichtlichen und bequem zu kontrollierenden Verhältnisse des Individuums. Ja, es wäre selber ein Individuum, — ein Individuum höherer Ordnung sozusagen. Und wie seine Fähigkeiten nicht mehr kollektiv, sondern eben individuell, d. h. gesammelt und gleichgerichtet wären, so wäre auch ihr Gegenteil, wäre das, was ich hier Dummheit genannt habe, nicht mehr kollektiv, sondern individuell. Das bedeutet aber: diese Dummheit könnte wie im Einzelnen, so auch im Ganzen bewußt gemacht und dadurch isoliert, beiseitegeschoben und ausgeschaltet werden.

Es wäre eine Lust, zu leben in einem solchen Ganzen. Hoffen wir, daß wir jetzt auf dem Wege zu ihm sind.

Friedrich Kuhn

Nicht die Dummheit ist gefährlich, sondern die sich für klug nehmende Dummheit. Lichtenberg

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen,
Doch wenn sie erst des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen. Gellert

Massen sind immer auf Torheiten aus, kommen mir vor wie die Kinder, — ganz ohne Ernst. Goethe

Kleine Bemerkungen

Sobald sie im Leben das Nachsehen gehabt haben, neigen die Leute dazu, an eine Vorsehung zu glauben.

Das geistige Gebiet ist das einzige, auf dem ohne Not Ersatzstoffe bevorzugt werden.

Alle Debatten über das Jenseits gleichen dem Versuch, eine Platte zu entwickeln, mit der bis jetzt noch keine Aufnahme gelungen ist.

Manche Menschen sind nur die Konkursverwalter ihrer selbst.

Am Anfang war das Wort; die Theologen kamen erst viel später.

Der einzige Fehler der Rotationsmaschinen ist, daß sie auch rotierende Gehirne erzeugt haben.

Verkümmerte Organe haben leicht asketische Ideale im Gefolge.
oha

Der Storch

Hänschen: „Sieh' mal, da fliegt ein Storch."

Fritzchen: „Unsinn, es gibt doch keine Störche."

Kleinigkeiten

Spekulation. Nach einer Meldung des „Neuen Stuttgarter Tagblatts" (Nr. 450) aus Tokio rechnet man in japanischen Wirtschaftskreisen im Hinblick auf einen italienisch-abessinischen Krieg mit ähnlichen Riesengewinnen, we sie die japanische Industrie im Weltkrieg einheimsen konnte, und zwar besonders dann, wenn sich der Konflikt über Afrika ausdehnen sollte. Man hofft zum mindesten, Italien aus dem asiatischen Markt verdrängen zu können.

Abessinien modernisiert sich. Aus Addis Abeba wird berichtet, daß Kaiser Haile Selassie „eine neue Fase friedlicher innerer Reform seines Landes feierlich eröffnet" habe, indem er „das erste ganz moderne Mustergefängnis Abessiniens" einweihte. Es weist saubere, luftige Zellen auf und enthält eine Bibliothek, Arbeitsräume für die Gefangenen und sogar ein Brausebad. „Die ausländischen Journalisten äußerten scherzend den Wunsch, in dem neuen Gefängnis wohnen zu dürfen, anstatt in den Hotels der abessinischen Hauptstadt ..."

Patriotismus. Die Tanzmädchen der Vergnügungslokale von Schanghai, so lesen wir in den „Grünen Briefen für Politik und Wirtschaft" (Nr. 214), sollen sich bereit erklärt haben, zehn vom Hundert ihrer Einnahmen, die sie durch Tanzen erzielen, dem Staat für den Bau einer Flugflotte abzutreten.

Schwarz und Weiß. In New York hat der Neger Joe Louis den Box-Exweltweister Max Baer in der 4. Runde knockout geschlagen. Die Presse berichtet: „Die ungeheure Zuschauermenge raste vor Begeisterung, als der Sieg des Negers verkündet wurde. Gegen Zwischenfälle waren zweitausend Polizisten mit Tränengasbomben und Maschinengewehren aufgeboten. Louis wurde von seinen nach vielen Tausenden zählenden Rassegenossen stürmisch gefeiert."

Von Jedem ein Bild. Im Amtsblatt des Reichserziehungsministers wird ein Vorschlag erörtert, der darauf hinausgeht, von jedem Deutschen vier fotografische Aufnahmen zu machen, und zwar die erste bei Schulantritt, die zweite nach der „zweiten Streckung", bei Mädchen mit vierzehn, bei Knaben mit sechzehn Jahren, die dritte nach Beendigung des Militärdienstes, bei Frauen im achtzehnten Lebensjahr, und die vierte etwa um das dreißigste Jahr. Ein engmaschiges Netz von Bildarchiven könnte dann allmählich über das ganze Staatsgebiet gelegt werden.

Merkwürdig. In Kassel ist ein Mann wegen Bigamie zu drei Jahren Gefängnis und anschließend Unterbringung in einer Heil- und Pflegeanstalt verurteilt worden, nachdem die medizinischen Sachverständigen einstimmig verminderte Zurechnungsfähigkeit bei ihm festgestellt hatten. „Er war", heißt es in dem Bericht, „lange Jahre in Kassel als Pfarrer einer evangelischen Gemeinde tätig gewesen."

Rekord in Unna. Auf einem Reklamezettel, auf dem zum Besuch der Singspielhalle von W. Bremke in Unna aufgefordert wird, steht zu lesen: „Weltmeister Heinz Arntz, Düsseldorf, will versuchen, den von Mr. J. Steele, Australien offiziell gehaltenen Weltrekord im Dauerklavierspiel zu brechen. Beginn des Rekordspiels Mittwoch, den 28. August 1935, 20 Uhr. Ende Montag, den 2. September, abends ? Uhr. Herr Arntz wird während des Spielens rasiert und gefüttert."

Olympia-Kitsch. Nach dem „Fridericus" (Nr. 38) hat „eine gewisse Geschäftswelt ... den kleinen Schritt vom nationalen Kitsch des Jahres 1933 zum Olympia-Kitsch 1935 gewagt. Es fünfringelt bereits auf Taschentüchern, Brieftaschen, Porzellan, Taschenmessern, Halstüchern, Zigarettenbehältern, Hüten. Ja, es gibt sogar schon den Olympia-Kakao!"

Jargon. In einem Danziger Blatt wird folgende Textprobe einer Provinzzeitung über die Warenbörse zitiert, die, wenn nicht wahr, doch zum mindesten gut erfunden sei: „Heringe hatten heute gute Haltung; Ziegen waren lustlos; Gänse, gerupft, stiegen; in Kühen und Kälbern war wenig Lust; Öle standen fest; Kaffee und Hafer waren sehr flau, während Wolle viele Liebhaber anzog; besonders in Lumpen war große Bewegung, es wurde hier viel an den Mann gebracht."

Schluß mit der Pumpwirtschaft! Der Reichsstand des Deutschen Handwerks hat einen Aufklärungsfeldzug für die pünktliche Bezahlung der Handwerkerrechnungen, für den Abbau der Borgwirtschaft und die Hebung der Schuldnermoral eingeleitet. Die verhängnisvolle Borgwirtschaft im Handwerk soll nach und nach völlig abgebaut werden.

Schutz dem Edelweiß. Das Amtsgericht Berchtesgaden hat vier Angeklage aus Bischofswiesen zu je 14 Tagen Haft verurteilt. Sie waren auf dem Hohen Goell mit 969 Stück Edelweiß angetroffen worden. Ihr Einspruch wurde vom Gericht verworfen.

Der Hofius-Tank. Wie die „B.Z." meldet, hat der Duisburger Apotheker Hofius ein Gefäß hergestellt, den „Hofius-Tank", in dem bei einem bestimmten Sauerstoffdruck jede Art von Milcherzeugnissen, frische Milch oder Butter, Monate hindurch frisch erhalten werden kann; außerdem werde sogar der Geschmack verbessert. Die Erfindung ist patentamtlich geschützt worden.

Blech. Die „Schule der Freiheit" (Heft 9) bringt unter der Überschrift „Das unvergängliche Buch" folgende Notiz: „Der italienische Führer der Futuristen F. T. Marinetti hat ein neues Buch im Umfang von 40 Seiten aus Blech bei einer Konservenbüchsenfabrik herstellen lassen. Das Buch enthält den Druck eines Werkes des Dichters und farbige Schriftzeichen. Äußerlich ist das Werk sicher dauerhafter als Dantes göttliche Komödie dies äußerlich gewesen ist."

Zahlung in Naturalien. Ein Ziegeleibesitzer in Lens (Nordfrankreich), meldet der „Berliner Börsen-Courier" (Nr. 450), war mehrere Male aufgefordert worden, seine Umsatzsteuer zu bezahlen. Endlich beschloß er, dem Finanzamt wenigstens eine „Anzahlung" zu leisten. „Zu diesem Zweck ließ er 1500 Bausteine im Werte von 135 Franken vor das Finanzamt befördern und dort abladen. Dann legte er seinen Betrieb still und begab sich mit seinen Arbeitern zum Rathaus, wo er sie in die Liste der Arbeitslosen eintragen ließ."

Fortschritt. Die Österreichischen Bundesbahnen haben beschlossen, die erste Wagenklasse als überflüssig abzuschaffen. Selbst die zweite Wagenklasse ist in letzter Zeit nur von einem Prozent aller Reisenden benutzt worden.

Statt froh zu sein. Die japanische Postverwaltung schickt neuerdings in Tokio und anderen Großstädten Postbeamte in die Geschäfte und Kontore, die höflich bitten, doch mehr Briefe zu schreiben.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 24018, Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Durchschnittsauflage im 3. Quartal 1935: 4901

Ottilie Häußermann

Idyllen

Preis 2,50 Mark; bei Vorausbestellung 2 Mark

Erscheint Anfang Dezember

Stuttgart, 13. Oktober 1935

16. Jahrgang, Nr. 41

Die Sonntags-Zeitung

Im Mittelalter

Auf dem Gebiet der Volkswirtschaft, namentlich in der Geschichte der Volkswirtschaft, herrscht viel Unkenntnis. In der Schule haben wir nur nebenbei von wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen früherer Zeiten gehört, und die Volksüberlieferung selbst geht nur wenige Generationen zurück. Wir wissen von Eltern und Großeltern her, wie grundeinfach das Leben früherer Zeiten war, sehen auch hin und wieder in Museen die Wohnungseinrichtungen, wie sie zur Zeit der Königin Luise oder des Alten Fritz waren, wir hören auch mit Grauen von den wirtschaftlichen Notzeiten etwa während des Dreißigjährigen Krieges. Aber da ist dann auch gewöhnlich unser Wissen zu Ende.

Durch die Zauberkünste moderner Technik verwöhnt und geblendet, schauen wir mit Herablassung auf die scheinbar so primitiven Verhältnisse vergangener Zeiten zurück. Wir haben damit freilich recht, wenn wir lediglich auf die Zeiten nach dem Dreißigjährigen Krieg sehen. Diese letztvergangenen Jahrhunderte stellen wir uns im allgemeinen wohl noch viel zu günstig vor. Aber es wäre grundfalsch, wollten wir von ihnen rückschließen auf ähnliche Verhältnisse in den früheren Jahrhunderten, von denen wir im allgemeinen weniger wissen. Ganz im Gegenteil: im Mittelalter hat unser Volk in derartig gesunden wirtschaftlichen Verhältnissen gelebt, hat demzufolge eine so außerordentliche Kulturhöhe erreicht, daß wir nur mit größter Bescheidenheit zu dieser nie wieder erreichten Höhe emporblicken können.

Einige Beispiele mögen zeigen, wie es damals mit den Einkommensverhältnissen der untersten Volksschichten, der Tagelöhner war. (Die Angaben stammen großenteils aus Damaschkes Geschichte der Nationalökonomie.) Um 1300 verdiente im Gebiet von Aachen ein Tagelöhner täglich beinah den Preis von zwei Gänsen. Um 1480 verdiente am Niederrhein ein Tagelöhner außer freier Kost soviel, daß er täglich 2¼ Liter Roggen, 2 Pfund Kalbfleisch und eine große Kanne Milch, dazu alle 4—5 Wochen ein Paar Schuh, 6 Ellen Leinwand und eine gewöhnliche Arbeitsjacke hätte kaufen können. Im Fürstentum Bayreuth verdiente ein landwirtschaftlicher Tagelöhner täglich außer der Kost den Preis von 9 Pfund besten Rindfleisches. Ein Geselle im Baugewerbe konnte in Sachsen für seinen Wochenlohn drei Schafe und ein Paar Schuhe erstehen, in Bremen verdiente ein Maurer täglich 3 Groot, während ein fettes Schwein 24 Groot kostete, in Amiens erhielt ein Handwerker als Wochenlohn den Wert eines kleinen Ochsen. Bischof Antonin von Florenz konnte 1450 es als selbstverständlich hinstellen, daß für die Gewinnung des notwendigen Lebensunterhaltes eine kurze Arbeitszeit genüge und daß nur der viel arbeiten müsse, der reich werden wolle.

Der Mönch Johannes Butzbach, der 1520 starb, erzählt in seinem „Wanderbüchlein": „Das Volk hat selten weniger als vier Gerichte bei der Mittags- oder Nachtmahlzeit. Zur Sommerszeit überdies noch morgens als Frühstück Klöße mit in Butter gebackenen Eiern und Käse; obendrein nehmen sie außer dem Mittagsmahl noch des Nachmittags als Vesperbrot sowie zum Nachtessen Käse und Brot mit Milch!" Zur gleichen Zeit erließen die Herzöge von Sachsen eine Landesordnung, in der bestimmt wurde, daß man den Handarbeitern nicht mehr als vier bis fünf Essen (Suppe, zwei Fleisch und ein Gemüse; oder Suppe, ein Essen grüne und gedörrte Fische, zwei Zugemüse, oder eine Suppe, zweierlei Fisch und zweierlei Zugemüse) außer dem festgelegten Lohn geben solle.

Auch die vielfachen, reichen Stiftungen aus den Kreisen der Handwerksgesellen zeugen von der Höhe ihrer Lebenslage. So haben in Danzig die Sack-, Kohlen- und Kornträger zum Bau der Marienkirche 200.— Mark bar und ein gewaltiges Kirchenfenster gestiftet. Die 16 Schusterknechte der Stadt Xanten am Niederrhein gaben zur Errichtung eines Kirchengitters und Altars 75 Gulden persönlich und 12 Gulden aus ihrer Gewerkskasse. Die Bäckergesellen von Colmar hatten im Jahre 1495 zur Fronleichnamsprozession vier Kerzen anfertigen lassen, die 1600 Mark kosteten.

Bei diesen Löhnen brauchten die Handwerksgesellen wöchentlich nur vier Tage durchschnittlich zu arbeiten. Die zahlreichen kirchlichen Feiertage spielten dabei eine ebenso große Rolle wie der „blaue Montag". Ein Proletariat im heutigen Sinne gab es nicht. Weil es keine Spekulation gab, konnte sich weder besonderer Reichtum bilden, noch konnte ausgesprochene Armut entstehen. Das ganze Volk bildete eine soziale Arbeitsgemeinschaft, eine Wirtschafts-, eine Kultur-, eine wahre Volksgemeinschaft. Wo sich die Anfänge einer Spekulation zeigen wollten, wurden sie energisch unterdrückt. Wer ein niedergebranntes Haus nicht wieder aufbaute, verlor die Baustelle nach kurzer Zeit, wer ein Feld nicht bebaute, etwa zu Wald wachsen ließ, verlor das Eigentumsrecht daran, weil der Wald Gemeindeeigentum war, wer ein Bergwerk nicht in ordentlicher Weise technisch auf der Höhe hielt und richtig ausnutzte, ging seiner verlustig. Überall strengste Bindungen an die Gesamtheit, überall Wertung schöpferischer Arbeit.

Niemand durfte selbst den Preis festsetzen für die von ihm geschaffenen Werte, im Gegenteil wurden die Preise — ein ganz ungeheuer wichtiger Umstand, der uns ganz an heutige Bestrebungen erinnert — von der Obrigkeit oder von den Innungen und Zünften festgesetzt. Es war beleidigend für einen ganzen Stand, wenn einer seiner Angehörigen einen höheren Preis forderte, als recht und billig war. Als die Anfänge eines Terminhandels sich zeigten, wurde durch strenges Verbot energisch eingegriffen. Selbst die gewaltige Organisation der deutschen Hansa, die zur Zeit ihrer Blüte den Welthandel beherrschte, hat an diesem Grundsatz festgehalten. Zins war einfach verboten. Das war ziemlich leicht möglich in einer Zeit, da alles gegenseitige Leihen im Grunde nur ein Aushelfen in einer augenblicklichen Not war, als man Geld und Kapital im heutigen Sinn nicht kannte.

Welche unvergänglichen Werte haben die an sich so kleinen, aber in sich fest geschlossenen, aufs engste zusammengewachsenen, lebendigen deutschen Stadtgemeinden damals geschaffen! Wer von all den Tausenden, die heute bewundernd vor den Domen der deutschen Gotik stehen, denkt daran, wie verhältnismäßig wenig Menschen diese ragenden, Jahrhunderte überdauernden Werke geschaffen haben! Um 1450 zählte Frankfurt 8000, Mainz 6000, Leipzig etwa 4000, Augsburg und Nürnberg vielleicht 18—20 000 Einwohner. Erscheinen alle die großen Werke des Mittelalters nicht noch viel größer, wenn man berücksichtigt, unter welchen Verhältnissen sie geschaffen wurden?

Man war damals dem wirtschaftlichen und kulturellen Ideal nahe gekommen, einem Ideal, wie es eine alte Verordnung der Stadt Kuttenberg einmal in die Worte faßt: „Jedermann muß an seiner Arbeit Freude haben, und niemand soll sich in Nichtstun aneignen, was andere mit Fleiß und Arbeit geschaffen haben."

Möge es unserer Regierung gelingen, uns wieder auf eine solche Höhe zu führen.

× × ×

Es geht nicht ohne Plan

... Wenn Deutschland leben will, dann muß es so wie ein ordentlicher Bauernhof seine ganze Wirtschaft übersichtlich und planmäßig führen und betreiben. So wie kein Hof bestehen kann, wenn jeder Knecht und jede Magd tun, was sie wollen, indem der eine pflügt, wenn er will, und der andere sät, wenn er mag, so kann auch Deutschland nicht bestehen, wenn jeder Stand, jeder Beruf und damit alle die einzelnen tun, was sie glauben tun zu sollen oder tun zu können. Wir müssen unser Reich, in dem wir so beengt sind und so wenig Lebensvoraussetzungen besitzen, sorgfältig überlegt bearbeiten und bewirtschaften. Wir kommen ohne Plan nicht aus. Wenn wir die Dinge laufen lassen wollten nach dem Grundsatz, es tue jeder, was er will, dann würde diese Freiheit in kurzer Zeit nur in einer furchtbaren Hungersnot ihr Ende finden. Nein, wir müssen planmäßig unsere Geschäfte und unsere Wirtschaft wahrnehmen ...

Adolf Hitler auf dem Bückeberg (6. Oktober)

Raumpuffer

In der Nummer 8 der Zeitschrift „Geopolitik" schreibt Wulf Siewert in einem Aufsatz „Flugzeug und Erdraum" u. a.:

„Die fantastische Geschwindigkeit moderner Flugzeuge und die Kleinstaaterei in Europa stehen in schreiendem Gegensatz zueinander. Die Entfernungen sind derartig geschrumpft, daß die europäischen Kleinstaaten keinerlei Raumpuffer mehr zwischen sich und einem Angreifer besitzen. Schmale Staaten wie Oesterreich, die Tschechoslowakei, die Schweiz oder Deutschland können an ihren schmalsten Stellen in wenigen Minuten überflogen werden. In Anbetracht der Wichtigkeit schneller Warnung sind solche Staaten lufttechnisch sehr im Nachteil.

Gerade Raumpuffer spielen heute im Flugmeldedienst eine wichtige Rolle. Wenn man die Warnzone, innerhalb deren noch rechtzeitig gewarnt werden kann, mit 100 Kilometer annimmt, so reicht sie zwar für Berlin gerade noch, aber nicht für das wertvolle Industriegebiet am Rhein, in Sachsen und in Oberschlesien. Im Vorteil sind in dieser Beziehung die weiträumigen Länder wie Rußland und USA. oder die Randländer mit periferischer Lage, die nur eine Seite zu schützen haben, wie England, Australien und Japan ...

An der staatlichen Periferie gelegene Hauptstädte oder Industriegebiete sind besonders luftempfindlich. Dazu gehören vor allem das entmilitarisierte Rheinland, Wien, Budapest, Kopenhagen, Oslo, nach Ansicht der Engländer auch London, dessen Küstenvorland für den Warndienst nicht mehr ausreichen soll ... Die zentral gelegenen Hauptstädte wie Paris, Moskau, Ankara, Madrid oder abseitige wie Tokio, Canberra erscheinen dagegen gut geschützt. Ideal liegt natürlich das Industriezentrum von Magnetogorsk im Ural oder Kusnetzk in Zentralasien."

———

Nach einer Untersuchung des Instituts für Konjunkturforschung wird der Welthandel in Kriegsgeräten im Jahr 1935 einen Gesamtwert von 300 Millionen Mark erreichen, gegen 240 im Vorjahr und 214 im Jahr 1933.

Kleine Chronik

Letzten Sonntag ist das Erntedankfest durch einen Staatsakt auf dem Bückeberg gefeiert worden.

Der Reichsnährstand ist der Arbeitsfront als korporatives Mitglied beigetreten.

Am 9. Oktober ist das Winterhilfswerk 1935/36 eröffnet worden.

Die Reichsregierung hat ein „Gesetz zur Sicherung der deutschen evangelischen Kirche" erlassen, durch das sie dem Reichsminister Kerrl Vollmacht gibt, rechtsgültige Verordnungen in kirchlichen Fragen zu erlassen. Auf Grund dieser Vollmacht hat Reichsminister Kerrl aus Männern der Kirche einen „Reichskirchenausschuß" gebildet, der die deutsche evangelische Kirche leitet.

———

Die italienischen Truppen haben von Erythrea und von Somali-Land aus die abessinische Grenze überschritten und Adua erobert.

Wegen des italienischen Angriffs auf Abessinien ist der Völkerbund wieder zusammengetreten. Ein zur Untersuchung der Schuldfrage eingesetzter Ausschuß hat Italien für den Angreifer erklärt.

Präsident Roosevelt hat die Waffenausfuhr aus den Vereinigten Staaten nach Italien und Abessinien verboten.

Die englische Regierung hat an die französische Regierung die Anfrage gerichtet, ob Frankreich die englische Mittelmeerflotte unterstützen würde, falls sie von der italienischen Flotte angegriffen würde. Da die französische Regierung das augenblickliche Bedürfnis Englands nach militärischer Unterstützung ausnützen möchte, um England zu militärischen Abmachungen, wie sie vor 1914 bestanden, zu zwingen, hat sie zunächst ausweichend geantwortet.

Die dänische Abgeordnetenkammer ist aufgelöst worden. Die Neuwahlen finden am 22. Oktober statt.

In Bulgarien ist ein Putschversuch der Offiziersgruppe, die auch den Staatsstreich vom März 1934 durchgeführt hat (der sogenannten Sweno-Gruppe), niedergeschlagen worden.

Kultur

Der Negus von Abessinien erklärte in einer Rundfunkrede, Abessinien empfinde einen Krieg als die größte Barbarei.

Hieraus geht unwiderleglich hervor, daß Abessinien in der Kultur noch ganz gewaltig zurück ist. (Die Brennessel, Nr. 39)

Bodenreform

Von Fritz Werkmann

Adolf Damaschke, der die deutsche Bodenreformbewegung ins Leben gerufen und den Bund deutscher Bodenreformer 37 Jahre lang geleitet hat, ist am 30. Juli im 70. Lebensjahr gestorben. Ein arbeitsreiches Leben ist damit zu Ende gegangen. Die Nachrufe, die ihm in der Presse gewidmet wurden, sind so verschieden, daß es uns wichtig scheint, auch unsererseits den Versuch zu machen, die Lebensarbeit Damaschkes zu würdigen und damit festzustellen, wo die deutsche Bodenreformbewegung heute steht.

Damaschke hat durch seine Reden und Schriften, die zum Teil sehr hohe Auflagen erreichten, auf die Bildung der öffentlichen Meinung in volkswirtschaftlichen Fragen einen beträchtlichen Einfluß ausgeübt. Sein Hauptwerk „Die Bodenreform" erreichte eine Auflage von 136 000, seine „Geschichte der Nationalökonomie" eine Auflage von 100 000. Das ist außergewöhnlich viel für volkswirtschaftliche Werke von rund 500 bezw. rund 1000 Seiten! — Die allgemeine Verurteilung der Bodenspekulation und die allgemein günstige Beurteilung der Siedlung (im wertesten Sinne) ist zu einem guten Teil der Erfolg seiner unermüdlichen Propagandatätigkeit. Wenn wir beurteilen wollen, ob Damaschke damit sein Ziel erreicht hat, müssen wir uns fragen, ob er sich nur diesen Erfolg zum Ziel gesetzt hat.

Lesen wir, um uns darüber zu unterrichten, in seiner Programmschrift: „Die Bodenreform. Grundsätzliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Überwindung der sozialen Not." Da finden wir gleich im ersten Kapitel die folgende Analyse des Kapitalismus: Die industrielle Reservearmee „hängt wie ein Bleigewicht an jeder Emporentwicklung der organisierten Arbeiterschichten. Wo kommt sie her? Die Tatsachen antworten deutlich: Sie wandert, Arbeit suchend, in unsere Industriebezirke ein, und zwar aus Österreich und Italien, aus Polen und Rußland, aus den preußischen Ostprovinzen, d. h. aus Gebieten, in denen wahrlich nicht das Überwiegen der Industrie, wohl aber das Überwiegen von Großgrundeigentum Arbeiter freigesetzt hat ... In unserem Bodenrecht liegt die letzte Ursache der sozialen Not unserer Zeit ..."

Damaschke zeigt deutlich den Unterschied zwischen den naturgegebenen Gütern (Boden und Bodenschätzen) einerseits und den Produkten menschlicher Arbeit andererseits. Er begründet vortrefflich, daß die Produzenten beliebig vermehrbarer Güter — wenn ihnen der Staat nicht zu Hilfe kommt! — die Konsumenten, auf die Dauer gesehen, am Preis nicht ausbeuten können: „Ob es wohl möglich wäre, ein Schuh- oder Kleider- oder Möbel-Kartell aufzurichten? Wenn ein solches ungerechtfertigte Preise durchsetzen wollte, so könnte das zwar eine kurze Zeit gelingen — bald aber würde die dadurch geweckte Konkurrenz den Markt mit Waren überschwemmen und jeden Monopolisierungsversuch ersticken. Es ist eben ein wesentlicher Unterschied zwischen den Produkten menschlicher Arbeit und den Quellen der Produktion, den Naturschätzen, die ihrem Wesen nach Monopole sind. Diese gehören unter die Kontrolle der Gesamtheit! Aber sie gehören unter diese Kontrolle, gerade um die Freiheit der wirtschaftlichen Entwicklung zu gewährleisten, um jedem Arbeitswilligen und Arbeitsfähigen Zutritt zu diesen Quellen der Produktion zu ermöglichen."

Damaschkes Ziel ist demnach eine sozialistische Wirtschaft, die nicht kollektivistisch ist. Der Staat soll die Verteilung der naturgegebenen Güter kontrollieren, aber nur um die „Freiheit der wirtschaftlichen Entwicklung zu gewährleisten". Den Kollektivismus lehnt er, auch im ersten Kapitel der „Bodenreform", mit einer zum Teil ausgezeichneten Begründung, energisch ab.

Man kann also wohl sagen: Damaschke war ein Vertreter der sozialistischen Marktwirtschaft, — aber freilich nur in dem ersten Kapitel seines Buches.

*

Damaschke verwarf zwar manche Wohnungsreformpläne ausdrücklich, weil sie nur dazu dienten, „tüchtige und ehrliche Menschen mit sogenannter ‚praktischer' Reformarbeit zu beschäftigen und sie von dem Kernpunkt der Frage abzulenken". Aber er selber tat nichts anderes, und zwar bereits beim Schreiben der weiteren Kapitel seiner Programmschrift. Im zweiten Kapitel über „Die Bodenreform und die industrielle Entwicklung" und im dritten über „Die Bodenreform und das Agrarproblem" findet der Leser nämlich keineswegs eine Anwendung der im ersten Kapitel vorgetragenen Lehre. Diese Lehre wird beredt vorgetragen, aber dann ist auch Schluß mit ihr, und mit derselben Beredtsamkeit folgt die „Ablenkung von dem Kernpunkt der Frage".

Im zweiten Kapitel liest man nur Vorschläge zur Behebung der Wohnungsnot, zur Beschaffung von billigem Industriegelände, zum Schutz der Bauhandwerker und dergleichen.

Im dritten Kapitel schimmert eine Erinnerung an das im ersten Kapitel Gesagte durch, aber nur im ersten Absatz dieses Kapitels, in dem es heißt: „Auch in der Stadt ist keine soziale Reform von Dauer möglich, wenn nicht in der Landwirtschaft gesunde Verhältnisse herrschen. Nach dem auch in der Volkswirtschaft geltenden Gesetze vom niederen Druck strömen die frei beweglichen Menschenmassen stets dorthin, wo sie die günstigsten Lebensbedingungen zu finden hoffen." Aber Damaschke begründet die Forderung der Siedlung nicht mit den theoretischen Erkenntnissen des ersten Kapitels, nicht mit dem dort gezeigten Zusammenhang zwischen Großgrundeigentum und Kapitalismus, nicht mit dem Gesetz vom niederen Druck. Er schreibt vielmehr nur: „Weil wir deutsche Menschen auf deutscher Erde brauchen, darum brauchen wir eine Innenkolonisation großer Art." Er gibt also lediglich eine nationale, keine sozialistische Begründung.

*

Wie erklärt sich der tragische Abfall von Kapitel 1 zu Kapitel 2 und 3, von der ersten Zielsetzung bis zum Mißerfolg eines langen Lebens voller Arbeit?

Damaschkes Freund, Professor Ermann, kann nicht umhin, in seinem ausführlichen Nachruf in der Zeitschrift „Bodenreform" den Mißerfolg der Bemühungen Damaschkes festzustellen. Er schreibt dort nämlich über „die allerschwierigste und am meisten

umstrittene Frage: wie für öffentliche und Siedlungszwecke billiger Boden zu beschaffen, wie sein Wert und Preis zu bestimmen sei": „Diese Haupt- und Grundfrage aller Volkssiedlung harrt leider noch immer ihrer Lösung."

Eben dies ist der — gewiß nicht gewollte — Erfolg unter anderem von Damaschkes Arbeit. Er hat seine Zielsetzung verwässert, — wir wollen gern den günstigsten Fall annehmen: in der Hoffnung, dadurch den Kreis seiner Anhänger zu vergrößern und dessen Wirkung im öffentlichen Leben erhöhen zu können. Dieser Kreis umfasste in der Weimarer Republik tatsächlich Menschen von ganz rechts bis links. Aber was war damit für sein Ziel gewonnen? Siedlung und Bodenreform waren in vielerlei Parteiprogrammen „verankert". Aber da blieben sie auch vor Anker liegen. Und das war schlimmer, als wenn jene schönen Worte nicht in so vielen Parteiprogrammen gestanden hätten. Denn die schönen Programmworte beruhigten das soziale Gewisenen vieler. Sie hinderten so geradezu die Tat, die nur aus der konsequenten Verfolgung des im ersten Kapitel der „Bodenreform" erörterten Zieles hätte erwachsen können.

Gewiß lässt sich kein großes Ziel auf einen Hieb erreichen. Die Mittel zu seiner allmählichen Erreichung muß man den jeweiligen Umständen anpassen. Wer aber das Ziel den Umständen anpasst, der gibt es auf.

Wer Damaschkes Arbeit fortsetzen will, muß an das erste Kapitel seiner Programmschrift anknüpfen!

Pressestimmen nach Damaschkes Tod

Seine Hauptlehre, daß der Boden ein Gemeingut sein müsse und nicht dem Einzelnen als Spekulationsobjekt dienen dürfe, konnte unter den früheren politischen Systemen nicht verwirklicht werden. Erst der Nationalsozialismus brachte sie zur Durchführung.

„Völkischer Beobachter", 1. August

Unter den Verehrern, Schülern und Anhängern der Damaschkeschen Bodenreform befanden sich keine Grund- und Bodenbesitzer von damals, sondern nur solche, die es auf Grund der Verwirklichung der Ideen zu werden hofften....

„Westdeutsche Landeszeitung", 4. August

Seine Pläne aber liefen schließlich auf die Verneinung des Privateigentums hinaus, das doch die Grundlage aller kulturellen Entwicklung bildet. „Lokalanzeiger", 31. Juli

In den letzten Jahren war es um Adolf Damaschke stiller geworden. Infolge der eindeutig positiven Stellungnahme des Nationalsozialismus zum Privateigentum war für seine Lehre im neuen Staat kein Platz mehr. Sie wird wohl endgültig mit ihm begraben werden. „Haus und Grund, Düsseldorfer Haus- und Grundbesitzerzeitung", 3. August

Es ist die Tragik Damaschkes gewesen, daß er dabei politisch oft an falscher Stelle gestanden hat und die große Bedeutung des Nationalsozialismus für die Verwirklichung gerade seines Gedankens eines neuen Bodenrechts nicht rechtzeitig erkannte.

„Deutsches Wollen", 9. August

Zweierlei Auffassungen

Volkswohlstand besteht nicht in einer kleinen Zahl von Großkapitalisten, sondern in einer möglichst großen Zahl leistungsfähiger, heimfester und heimfroher Staatsbürger, die dem Staat das liefern, was er in allererster Linie braucht: Menschen, gesund an Leib und Seele. Solch ein Geschlecht von Siedlern läßt sich nur begründen, wenn die Spekulation ferngehalten wird.

Hindenburg (17. Juni 1918)

Der Spekulant hat seinen Beruf wie andere Leute auch; er hat das Grundstück für gutes Geld erworben — warum soll er in seinem Berufe geschmälert werden?

Fürst zu Salm-Horstmar (in einer Herrenhausrede)

Die Allmende

In Nr. 428 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" wird berichtet, daß die Verwaltung der pfälzischen Gemeinde Sippersfeld für das laufende Jahr auf die Erhebung der Bürgerschafts- und Biersteuer verzichte. Grund: Günstige Einnahmen namentlich durch gute Holzverkäufe aus dem Gemeindewald.

Die „Bodenreform" bemerkt dazu: „Glückliches Sippersfeld! Wir könnten auch sagen: Segen der Allmende! Die Männer, die vor einem Jahrhundert davon absahen, um eines augenblicklichen Vorteiles halber das Gemeindeland zu verkaufen, werden heute von den Enkeln und Urenkeln für ihren Weitblick gesegnet. Bodenpolitik ist immer Politik auf lange und längste Sicht."

Erzeugen und nicht besitzen, wirken und nicht behalten, mehren und nicht beherrschen — das ist geheimes Leben. Laotse

Das wahre Geheimnis der Welt liegt im Sichtbaren, nicht im Unsichtbaren. Oskar Wilde

Im Gleichgewicht

Die politische Lage in Frankreich

Die Sommerferien des Parlaments und die Sorgen der äußeren Politik haben die Franzosen beinahe vergessen lassen, daß auch in der inneren Politik einige ungelöste Probleme vor ihnen stehen. Aber jetzt rückt allmählich die innere Politik wieder etwas in den Vordergrund. Am 20. Oktober wird ein Drittel des Senats durch Wahlen erneuert, in der zweiten November-Hälfte wird wohl das Parlament, das am 13. Juli, vor dem Nationalfeiertag und dem Erlaß der Notverordnungen, in die Ferien geschickt worden ist, wieder zusammentreten, und spätestens im Mai 1936 wird die Kammer neu gewählt werden. Man kann sich also auf einige ereignisreiche Monate gefaßt machen. Werden sie entscheidende Veränderungen in der inneren Politik Frankreichs bringen?

◆

Als am 6. Februar 1934 die Rechtsverbände in Paris eine Demonstration veranstalteten, die leicht zu einem Sturm auf das Parlamentsgebäude hätte führen können und die der Anlaß zu blutigen Zusammenstößen mit der Polizei wurde; als unter dem Druck dieser Demonstration die Regierung zurücktreten mußte; als dieser Erfolg den Rechtsverbänden täglich neuen Zuwachs brachte — da glaubten manche, es werde sich nun in Frankreich die gleiche Entwicklung vollziehen, die man in den Jahren zuvor in Deutschland hatte beobachten können: die bürgerlichen Parteien würden zwischen den immer mehr wachsenden Gruppen der Rechten und der Linken zerrieben werden und es werde dann zum Entscheidungskampf zwischen Rechts und Links kommen; wie dieser Kampf auch ausfalle, Frankreich werde eine autoritäre Regierung erhalten, denn auch in Frankreich sei das parlamentarische Regime verbraucht.

Wer so geurteilt hat, der hat zwar vielleicht die Grundlinien der politischen Entwicklung richtig erkannt, aber sich im Tempo getäuscht, und zwar deshalb getäuscht, weil er übersehen hat, daß zwischen Deutschland und Frankreich doch wesentliche Unterschiede bestehen. Frankreich hat den Krieg nicht verloren, sondern gewonnen; es war in den Nachkriegsjahren Herr Europas und nicht das Objekt der Politik fremder Mächte; Frankreich hat keine Revolution und eine im Vergleich zur deutschen sehr maßvolle Inflation durchgemacht, was bedeutet, daß die wirtschaftlichen Fundamente des Bürgertums nicht in dem Maße vernichtet wurden wie in Deutschland; Frankreich war ja überhaupt seit den Stürmen der Revolution und der napoleonischen Ära viel „besitzbürgerlicher" als Deutschland und hat sich auch in den Zeiten des Siegeslaufs der Industrie ein gesundes Gleichgewicht zwischen Industrie und Landwirtschaft bewahrt; Frankreich besitzt auch heute noch, trotz dem auf vielen Gebieten spürbaren Mangel an Vitalität, im eigenen Land wie in seinem Kolonialreich moralische und wirtschaftliche Reserven, die man oft leicht zu übersehen geneigt ist. Infolgedessen hat in Frankreich trotz vielfachem Versagen und trotz mannigfaltiger Korruption das parlamentarische System immer noch eine Zeitlang Aussicht, sich zu halten.

◆

Eifrigste Hüterin der parlamentarischen Tradition Frankreichs ist die Partei der Radikalsozialen, die Partei der republikanisch und antiklerikal gesinnten Bauern und Kleinbürger. Diese Partei hat die Gewohnheit, bei Wahlen mit den Sozialdemokraten zu gehen, bei den Regierungsbildungen aber sich mit Gruppen der Mitte und sogar der Rechten zu verbünden. Das ist möglich, einerseits weil zwischen den Wählern der Sozialdemokraten und denen der Radikalsozialen kein allzugroßer Unterschied besteht (in der Ideologie sind die Radikalsozialen jakobinisch-radikal, und ihren tatsächlichen Interessen nach gehören viele Anhänger der Sozialdemokraten zu den kleinen Besitzbürgern), andererseits weil zur Regierungsbildung die Radikalsozialen beinahe unentbehrlich sind, denn infolge ihrer langjährigen Regierungstätigkeit ist die Partei mit dem Staatsapparat und mit den Organisationen der Wirtschaft und der Finanz eng verfilzt. Das Bündnis mit Rechts bei den Regierungsbildungen dient dann den Wählern gegenüber immer als geschickte Ausrede für die Nichteinhaltung radikaler Wahlversprechen.

Diese Schaukelpolitik ist nun allerdings etwas erschwert worden durch die Verschiebungen, die infolge der Krise auf der Linken eingetreten sind. Zunächst sind einige Sozialdemokraten, die Neosozialisten, nach der Mitte zu abgeschwenkt. Den größeren Teil der Sozialdemokraten aber haben die wirtschaftliche Krise und der wachsende Einfluß der Kommunisten eher nach links getrieben. Die Annäherung an die Kommunisten hat zu (allerdings bisher erfolglosen) Verhandlungen über eine Verschmelzung der beiden Parteien und in den letzten Wochen zu einer Vereinigung der kommunistischen und der sozialdemokratischen Gewerkschaften geführt. Und als die beiden Parteien eine „Einheitsfront gegen den Faschismus" ins Leben riefen und sie bald zu einer „Volksfront" erweiterten, die die jakobinische Tradition durch antikapitalistische Forderungen aufzufrischen versucht, da schloß sich ihnen der linke Flügel der Radikalsozialen unter Daladier an, während der rechte Flügel unter Herriot die alte Rolle der Partei zu retten sucht. Die Radikalsozialen haben also nicht mehr die selbe Bewegungsfreiheit wie früher, und die „Volksfront" ist natürlich bemüht, ihnen ihr Spiel vollends ganz zu verderben.

◆

Wie steht es nun mit der „faschistischen Gefahr", von der die Propagandisten der „Volksfront" so viel reden?

Die Rechtsparteien sind, ebenso wie die Radikalsozialen, gebunden an die parlamentarische Tradition der Republik; sie sind nur kirchenfreundlicher und stehen in ihrer Ideologie dem Großbürgertum näher. In den letzten Jahren haben sich aber auf der Rechten antiparlamentarische Gruppen gebildet, von denen man einige, wenn man das Schlagwort gebrauchen will, „faschistisch" nennen kann. Diese Verbände haben, wie gesagt, nach dem 6. Februar 1934 stark zugenommen, und man hat damals in den Zeitungen viel über ihre Programme, die Zahl ihrer Mitglieder, die Art ihrer Organisation lesen können. Man hörte dann immer wieder von blutigen Zusammenstößen zwischen Mitgliedern dieser Verbände und Anhängern der Linksparteien, und als die Regierung Laval im Sommer ihre Notverordnungen vorbereitete, hat die bekannteste Persönlichkeit aus den Rechtsverbänden, Oberst de la Rocque, Reden gehalten, aus denen man schließen mußte, die bewaffnete Auseinandersetzung stehe allen Ernstes bevor.

Inzwischen ist es stiller geworden, und de la Rocque ermahnt seine Anhänger zur Geduld. Diese Haltung wird wohl den tatsächlichen Verhältnissen besser entsprechen als die Aufreizung zum Straßenkampf. Denn mögen die Mitgliederzahlen der Rechtsverbände noch so imponierend sein —: es wird eben doch nicht so einfach gehen, junge Leute, denen der Weihnachtsmann immer noch einen Citroën schenken kann, zum Kampf gegen eine Regierung zu führen, die den Besitz schützt.

Und damit sind wir wieder bei unserem Ausgangspunkt angelangt: die wirtschaftlichen Grundlagen des Bürgertums sind eben in Frankreich noch nicht so erschüttert, daß es zur Aufgabe seiner politischen Stellung gezwungen werden könnte. Da außerdem die Kräfte der Linken und die der „faschistischen" Rechten sich etwa die Waage halten werden, so kann man wohl damit rechnen, daß sich das heutige politische System in Frankreich noch einige Zeit halten wird. Hugo Lindemann

Das Patent

Mit ungeminderter Ruhe und Sicherheit zog über dem Flugplatz von Le Bourget ein Sperber seine Kreise. Der Flugzeugkonstrukteur Poiret beobachtete ihn gespannt durch sein Fernglas.

„Was ist denn los?" fragte man ihn. „Was starrst du so nach dem Vogel?"

„Ich habe den Kerl im Verdacht", erwiderte Poiret nicht ohne Entrüstung, „daß seine Schwanzsteuerung mit einem meiner letzten Patente kollidiert."

Schüttelreime

„Was ist heut in den Blättern los?" —
„Es sind im Grunde Lettern bloß!" —
„Wie meinst du dieses spitze Wort?
Die Zeitung bringt doch Witze, Sport —"
„Ja. Doch dabei man ganz vergißt,
Daß schmerzlich man den Geist vermißt!" —
„Nicht schätz ich den als keckern Mann,
Der weiter nichts als meckern kann!"

◆

Am besten sich die Zeitung liest
Am Ort, wo du die Leitung ziehst.

◆

Nicht alles, was ein Ketzer sann,
Auch drucken gleich der Setzer kann.

Wendelin Überzwerch

Diese Schüttelreime sind eine Probe aus dem Büchlein „Aus dem Ärmel geschüttelt" von Wendelin Überzwerch, Verlag Engelhorns Nachfolger in Stuttgart, Preis kartoniert 2 Mark, in Leinen gebunden 3,50 Mark.

Auf der Bierbank

Von Hermann Kurz

Sieh hin, Leser, dies war der Verlauf ... einer politischen Unterhaltung im Anfang der zwanziger Jahre. Deutschland im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts! Sieh hin und ermiß das Unermeßliche, ermiß die Riesenentwicklung, die wir seitdem durchgemacht haben ...

... Da stürzten ... ein paar Nachzügler mit einer politischen Neuigkeit in die Versammlung. „Wißt ihr's noch nicht?" riefen sie. „Soeben ist die Nachricht beim österreichischen Gesandten angekommen. Der Miaulis hat den Kapudan Pascha wieder einmal in die Luft geblasen, zum zweitenmal in einem Jahr!"

Die ganze Gesellschaft sprang auf. „Hurra!" „Ein Teufelskerl, der Miaulis!" „Kapudan hoch!"

„Ei, ei!" bemerkte ein bedächtiger alter Kanzleibeamter, „wenn der jetzt zweimal aufgefahren ist, so wird er wohl das Fliegen besser gelernt haben als der Schneider von Ulm."

Alles lachte, und man belehrte ihn, sich in die Luft sprengen zu lassen, sei eine Verrichtung, die den ganzen Mann in Anspruch nehme, oder, wie ein Buchhändler hinzufügte, bei einer Auflage von fraglichem Feuerwerk werde jeweils auch eine Auflage von Kapudan Pascha verbraucht.

„Also da capo!" rief der Kanzleirat.

„Vivat sequens!" rief ein junger Vikar, der frisch von der Universität herkam.

„Und mögen alle die Pumphosen bis zum Großtürken hinauf hinter ihm drein fahren!"

„Und der Metternich —."

Ein junger Aktuarius hatte diesen Ausruf begonnen, konnte ihn aber nicht vollenden, denn ein vorsichtiger Finanzbeamter schnitt die Fortsetzung ab mit der Frage: „Was macht denn der Alexander Ypsilanti?" Und als ihm geantwortet wurde, der sitze immer noch, wandte er sich an einen pensionierten Steuerbeamten, der sich nebenher mit Poesie beschäftigte, und forderte ihn auf, diesem Patrioten ein Musenopfer zu bringen.

„In meiner nächsten Muselstunde soll's geschehen!" beteuerte der Aufgeforderte mit geschmeicheltem Lächeln.

Eine Bewegung unterdrückter Heiterkeit lief über den Tisch. Um dieselbe unmerkbarer zu machen, rief einer: „Es ist doch schändlich von den Österreichern, den griechischen Helden so mir nichts dir nichts einzustecken!"

„An England wär's, ihnen das zu verbieten!" rief ein anderer. „England soll seine Schuldigkeit tun!"

„Nein, Rußland!" rief ein dritter. „Der Kaiser von Rußland ist ja der Griechen nächster Glaubensgenosse."

Über diesen Artikel erhob sich eine lebhafte Diskussion, welche, da jeder nur auf sich selbst hörte, zu keinem Resultate zu führen versprach, bis der Pfarrer von Y...burg eine augenblickliche Pause des Atemholens benützte, um tückisch zu bemerken: „Ehe wir beraten, welche von diesen beiden auswärtigen Mächten wir dazu anhalten sollen, ihre Pflicht zu tun, möchte es vielleicht geratener sein, vorher anzufragen, welche von beiden am geneigtesten sei, unserem Ansinnen nachzukommen."

Diese Äußerung machte, wie begreiflich, einen unangenehmen Eindruck, und sämtliche Debattanten wollten sich gegen den gemeinsamen Widersacher vereinigen, als der Pfarrer von A...berg mit hoch gehobenem Glase dazwischen sprang, um die Traufe von dem Herausforderer des Schicksals abzulenken. „Die edlen Griechen sollen leben!" rief er mit dem ganzen Aufwand seiner etwas öligen Stimme. „Der Miaulis und seine Heldentat! Hoch, und abermals hoch, und zum drittenmal hoch!"

Mit begeistertem Zuruf und Gläserklang stimmte alles in seinen Toast. Als er aber mit dem Glase an den Pfarrer von Y...burg kam, zog dieser das seinige zurück, blieb sitzen und schüttelte spöttisch lachend den Kopf.

„Was?" rief der Pfarrer von A...berg bestürzt, „du willst nicht auf die Griechen anstoßen?"

Ein Gemurmel der Entrüstung erhob sich in der Gesellschaft.

„Sie halten's also mit den Türken?" fragte einer geringschätzig.

„Ich bin kein Politiker", antwortete der Pfarrer von Y...burg. „Was geht der Türk' mich an —."

„Das ist aus dem Wallenstein!" bemerkte ein Referendarius halblaut dazwischen, und einige lachten.

„Aber muß ich deshalb die Partei der Griechen nehmen?" fuhr der Pfarrer von Y...burg fort. „Der Deutsche freilich hält's mit jedem Volk, das für ihn die Kastanien aus dem Feuer holt und eine Revolution macht. Warum immer nur andere vorschieben?"

„Wollen Sie damit sagen, der Deutsche solle selbst eine Revolution machen?" fragte ein Justizbeamter mit strengem Ton, in dem er ihn mißtrauisch ansah.

„Nein", entgegnete der Pfarrer von Y...burg, „ich glaube, er hat kein Genie dazu."

„Seien Sie außer Sorgen!" rief ein anderer. „Der Herr Pfarrer erlaubt ja nicht einmal den Griechen gegen die Türken aufzustehen."

„Gegen die Bluthunde!" rief alles zusammen.

„Volkskriege", bemerkte der Pfarrer von Y...burg, „werden nicht mit Samthandschuhen geführt, auf einer Seite so wenig wie auf der andern."

„Aber auf der einen Seite sind's doch Christen!" rief man ihm zu.

Er blickte seine anwesenden Kollegen skeptisch an. „Ich weiß nicht, wie weit wir diese Schismatiker als Christen anerkennen dürfen", warf er hin. „Übrigens", setzte er gegen die weltlichen Mitglieder der Gesellschaft hinzu, „verbietet das Christentum alle und jede Revolution und gebietet noch obendrein, auch die Nichtchristen als Menschen gelten zu lassen."

„Die wackern Perser, ja! Es leben die Perser!"

„Weil sie diesmal die Türken angegriffen haben", erwiderte er. „Ein andermal geht's vielleicht umgekehrt, dann lassen wir die edeln Türken gegen die Hunde von Persern oder dergleichen hochleben."

Die Wendung, die das Gespräch nahm, wurde immer verdrießlicher. Ein allgemeiner Sturm stand bevor. Der Pfarrer von A...berg fühlte sich daher von der menschenfreundlichen Absicht beseelt, sich selbst seinem Freunde als Hauptopponent gegenüberzustellen und auf diese Weise den Streit womöglich in ein friedlicheres Fahrwasser einzuleiten.

„Aber warum willst du denn nicht wenigstens auf den Miaulis mit mir anstoßen?" fragte er wehmütig. „Du wirst doch anerkennen müssen, daß es eine hohe und edle Tat von ihm war."

„Ich kenne den Mann nicht persönlich", antwortete der Unverbesserliche mit einer Trockenheit, die jedes edlere Gemüt zur Verzweiflung bringen mußte. „Kann also den inneren Wert seiner allerdings heroischen Mordbrennerei nicht beurteilen."

„Mordbrennerei!" rief alles mit einem Schrei der Empörung.

„An und für sich ist's nichts anderes", behauptete er. „Und obendrein am Admiral seines bis jetzt rechtmäßigen Fürsten begangen! Freilich pflegt man das Mittel nach dem Zweck zu

Finnland

Das einzige Land, das zahlen kann

Finnland — in der Landessprache Suomi — verdankt dem Weltkriege seine Selbständigkeit. Nach dem Zusammenbruch Rußlands eroberte die neugebildete finnische Armee mit deutscher Hilfe am 13. April 1918 ihre Hauptstadt Helsingfors. Am 9. Oktober wurde Prinz Friedrich Karl von Hessen zum König des Landes erklärt. Sein Traum war nur kurz. Der 17. Juli 1919 brachte Finnland die republikanische Regierungsform.

Dieses Land, das in der allgemeinen Vorstellung weitab am Rande Europas liegt, hat nicht nur die gesündeste Bevölkerung mit der stabilsten Wirtschaft, es gehört auch landschaftlich zu den wunderbarsten Gegenden dieses Erdteils. Das Land der tausend Seen wird es genannt, und es ist oft wirklich schwer zu unterscheiden ob es ein Meer mit Inseln oder ein Land mit Seen ist. Innerhalb der gewaltigen binnenländischen Wasserflächen zählt man tatsächlich 11 600 Inseln. Von der Gesamtfläche des Landes sind 6,1 Prozent Ackerland, 1,7 Prozent Wiesen, aber 60,3 Prozent Wald und der Rest besteht aus Seen, Sümpfen, Mooren und kahlen Bergen. Finnland hat auf 388 279 Quadratkilometern nur 3,6 Millionen Einwohner. Es hat wenig Bodenschätze, Kupfer, Zinn, Gold, Granit. Eisenerz findet man als sogenanntes Rasenerz in Mooren und Seen; die Finnländer haben aus den geringen Vorkommen immerhin eine beträchtliche Eisenindustrie aufgebaut, die 1929 176 Hochöfen in Betrieb hatte und deren Erzeugung 1243 Millionen Finnmark betrug.

Der wirkliche Reichtum des Landes aber ist der Wald und das Wasser. Darauf hat sich im Lauf der Jahre eine ungeheure Zellstoffindustrie aufgearbeitet, die zum Rückgrat der finnischen Wirtschaft geworden ist. Ein ausgezeichnetes Rohmaterial wird auf den Flüssen billig zur Fabrik geflößt und mit ebenso billigen Triebkräften aus den zahlreichen Stromschnellen verarbeitet. In den achtziger Jahren wurde die erste Zellstoffabrik gebaut, 1900 betrug die Produktion 20 000 t, 1913 144 600 t, 1929 aber schon 625 100 t und 1933 919 000 t. Zuerst hatte Finnland nur den Rohstoff Holz exportiert, später aber immer ausschließlicher verarbeitete und veredelte Holzprodukte. Die Entwicklung begann mit dem Ausbruch des Weltkrieges, als der russische Markt vom Ausland abgeschnitten war. Die Industrie erweiterte und modernisierte ihre Anlagen und suchte sich nach dem Zusammenbruch Rußlands mit Erfolg neue Märkte. Der Anteil der papiererzeugenden Industrie am Gesamtausfuhrwert stieg von 18,5 Prozent in den Jahren 1911/13 auf 41,1 Prozent 1931/33. Die Ausfuhr Finnlands an Zellstoff betrug im Jahre 1933 allein 22,9 Prozent der Weltausfuhr. Die Erzeugung ist in der Krise ständig gestiegen: 1929 gleich 100 gesetzt, betrug sie 1933 157,4 und die entsprechende Ausfuhrziffer 175,0.

Allerdings liegen die Verhältnisse in Finnland besonders günstig. Die schwedischen Werke müssen 20—30 Prozent mehr an Unkosten ausgeben, die norwegischen sogar 50—60 Prozent. Auch die Arbeitslöhne sind in Finnland äußerst niedrig. Ein Vergleich in Kronen aus dem Jahre 1932 nennt als Durchschnittslohn für den Arbeiter in Norwegen 1,17, in Schweden 1,03 und in Finnland 0,56. Dieser Stand wäre erstaunlich, wenn nicht die Gesamtlebenshaltung des Volkes dem entspräche. Der amerikanische Journalist Knickerbocker hat die finnischen Gehälter, in Franken umgerechnet, miteinander verglichen. Danach erhält der Ministerpräsident 8000 Franken im Jahre. Ein Generalleutnant bezieht 6000, der Präsident des Berufungsgerichtshofes 6500, ein Universitätsprofessor 5500, ein Schullehrer 2600, ein Büroangestellter 2000, ein Briefträger 1500 und ein Streckenarbeiter bei der Bahn 1500 Franken. Diese Zahlen verraten einen im Vergleich zur übrigen Welt überraschend gesunden Zustand.

Von außerordentlicher Wichtigkeit für die wirtschaftliche Verfassung des Landes ist auch die Niedrigkeit der Verteilungskosten der Produkte. Rund ein Drittel des gesamten Einzelhandels liegt in den Händen von Konsumgenossenschaften, auf deren Tätigkeit es zurückzuführen ist, daß die Zwischenhändler weniger von der Wirtschaftssubstanz des Landes zehren als in der ganzen übrigen Welt. So beträgt der Einzelhandelspreis für den Liter Milch 1,50 Finnmark. Davon bekommt der Erzeuger allein 1,35 Finnmark. Dieses Verhältnis ist fast für alle Waren, die durch die Hände der Konsumgenossenschaften gehen, das gleiche, sodaß der gesamte Verteilungsprozeß den Verbraucher nur mit 10 Prozent belastet. Auch die Zinsentwicklung der Banken zeigt eine kluge und vernünftige Wirtschaft. Im Oktober 1931 betrug der Bankdiskont noch 9 Prozent; er ist im Laufe von zwei Jahren auf 4,5 Prozent heruntergegangen, ohne daß die Regierung eingreifen mußte.

Die finanzielle Lage des Landes ist durch Sparsamkeit und kluge Verwaltung so günstig, daß Finnland das einzige Land der Erde ist, das seine Schuldenrückzahlungen an Amerika nicht einstellen mußte.

Ernst Pfau

Nach dem „Neuen Wirtschaftsdienst" hat eine „bekannte Baufirma" in Deutschland ihrem Direktor das Gehalt von 12 000 Mark im Jahr 1933 auf 32 000 im Jahr 1934 erhöht. Ein Aktionär widersprach (ohne Erfolg) mit dem Hinweis darauf, daß 1) Angestellte und Arbeiter keine Gehaltserhöhung bekommen hätten, 2) die geschäftliche Besserung bei der Firma kein Verdienst des Direktors sei, sondern lediglich eine Folge von Regierungsaufträgen.

Wein und Bier

Die deutsche Weinernte des Jahres 1935 verspricht reich und gut zu werden. Schon seit einiger Zeit macht man sich deshalb Sorgen darüber, wie sie untergebracht werden kann; ob die Fässer reichen werden, und wie man den Wein an den Mann bringen soll, zu einem Preis, der für den Konsumenten erschwinglich und doch für den Produzenten lohnend ist. Die Masse der Konsumenten ist arm, und die Produzenten sind es auch. (96 Prozent der deutschen Weinbaubetriebe sind unter einem Hektar groß; etwa 2 Millionen Deutsche leben vom Weinbau.)

Die Situation ist deshalb so schwierig, weil auch 1934 die Weinernte gut war. Es wurden insgesamt 470 Millionen Liter Wein geerntet, und 200 Millionen davon liegen noch unverkauft in den Erzeugungsgebieten, vor allem im Rheinland, in Rheinhessen und der Pfalz (die Pfalz ist mit 16 000 Hektar das größte Weinbaugebiet in Deutschland; dann folgt Rheinhessen mit 14 000, Rheingau, Mosel, Saar, Ruwer und Nahe mit zusammen 15 000, Württemberg und Unterfranken mit rund 14 000, Baden mit 12 000 Hektar.)

Mehrere hundert Städte in Norddeutschland, wo bis jetzt der Wein als Volksgetränk überhaupt kaum bekannt ist, haben „Weinpatenschaften" übernommen, um ebensoviel Weinbaugemeinden im Westen zu helfen. Und gleichzeitig wird in der Presse die Trommel für größeren Weinkonsum gerührt. „Wenn sich der Weinverbrauch nur so weit heben würde, daß jeder erwachsene Deutsche monatlich nur zwei Glas deutschen Wein trinken würde, wäre das Ziel, den in der Heimat geernteten Wein einer normalen Ernte abzusetzen, schon erreicht." Auf den Kopf der Bevölkerung werden nämlich in Deutschland jährlich nur 4 Liter Wein getrunken; in Österreich sind es 16, in der Schweiz 60, in Italien 100, in Frankreich sogar 140 Liter.

Das Merkwürdige ist, daß auch der Bierverbrauch in Deutschland geringer ist als früher. In der Vorkriegszeit wurden pro Kopf und Jahr über 100 Liter getrunken; im Hochkonjunkturjahrgang 1929/30 etwa 90 (58 Millionen Hektoliter). Im Jahr 1931/32 waren es nur 51 Liter, 1934/35 trotz steigender Wirtschaftskonjunktur 56 Liter (37 Millionen Hektoliter).

Die verbreitete Meinung, der Bierverbrauch in Deutschland sei wie der Zigarettenverbrauch als eine Art Wirtschaftsbarometer direkt abhängig vom Stand der Arbeitslosigkeit, hat sich neuerdings als irrig erwiesen. Trotz verringerter Arbeitslosigkeit ist der Bierverbrauch nur wenig gestiegen. Dagegen hat die Industrie der Fruchtsäfte und Süßmoste, vor allem des alkoholfreien Apfelsafts, in den letzten Jahren eine stürmische Aufwärtsbewegung gezeigt. Manche Brauereien haben bereits begonnen, sich auf die Herstellung von „Apfelsprudel" u. dgl. umzustellen. Während Wein und Bier mit Absatzschwierigkeiten zu kämpfen haben, zeigt sich deshalb dieses Jahr eine starke Knappheit an Äpfeln, die zu sorgsamer Bewirtschaftung dieses Obstes gezwungen hat.

Die Flucht aus dem Bier und die geringe Neigung zum Wein werden wohl mehrere Gründe haben. Wir wollen hier nicht von der Bedeutung des Preises und der Qualität reden — Umstände, die dabei gewiß nicht ohne Einfluß sind und denen jedenfalls weit größere Bedeutung zukommt als etwa der Antipropaganda der Alkoholgegner. Öfters wird auf den Einfluß des Sports hingewiesen, der so große Kreise der Jugend erobert hat und dem Genuß von alkoholhaltigen Getränken entgegenwirkt. Daneben darf wohl nicht vergessen werden, daß die Verbreitung des Autos in gleicher Richtung wirkt und daß dieser Faktor gerade auch die ältere Generation erfaßt, die früher viele respektable Bier- und Weintrinker gestellt hat.

Sch.

Dein Fallen kann Steigen sein, dein Irren nur heiliges Suchen und jeder Sturz ins Bodenlose ein jäher Sprung in die Höhe werden.

Stehr

Amerikanische Wirtschaft

Brennender Weizen

In einer Berliner Zeitung („Illustrierte Nachtausgabe", Nr. 233) stand kürzlich als Beispiel aus vielen die „Geschichte des Farmers Grieb aus Sarcoxie", wie sie ein Lokalblatt in Missouri erzählt hatte.

Grieb hatte in den Jahren 1933 und 1934 von der Bundesregierung eine Entschädigung von 190 Dollar erhalten, weil er sich bereit erklärt hatte, 57 Acres unbebaut zu lassen. Dieses Frühjahr hatte er sich verschätzt und versehentlich auf einigen Äckern, die unbebaut hätten bleiben sollen, Weizen angesät. Da er ein Mann ist, der die Gesetze achtet, wandte er sich an die zuständige Behörde und fragte an, ob er den Weizen, ehe er reif würde, nicht vom Vieh abweiden lassen dürfe. Der Fall war in den Akten nicht vorgesehen; man mußte an die Zentralbehörde berichten, von dort vielleicht sogar nach Washington. Jedenfalls verging eine Woche nach der andern, der Weizen wurde reif, und der Farmer Grieb hielt es für eine Sünde, ihn verkommen zu lassen. Er mähte ihn also ab und band ihn in Garben; vielleicht, dachte er, könnte man ihn an hungrige Arme verschenken.

Da erschien ein Vertreter der Regierung und teilte ihm mit, er habe eine ungesetzliche Handlung begangen. Ich will den Weizen ja nicht verkaufen, sagte Grieb, aber könnte man ihn nicht an die Armen verschenken? Der Beamte schlug nocheinmal die Verordnung zur Verringerung der Anbauflächen nach und eröffnete dem Farmer, daß die Garben verbrannt werden müßten, damit sie „aus der Welt geschafft" wären.

Unter Aufsicht von zwei Beamten wurden sie auf einen Haufen geschichtet; Grieb mußte selber das Feuer anlegen. „Das Feuer", hieß es in der Lokalzeitung, „das von einem Nordwind geschürt wurde, breitete sich schnell aus. Nach der Schätzung des Farmers verbrannten 150 Zentner Weizen. Beim Anzünden hatte er das Gefühl, eine Todsünde zu begehen. Aber von den Regierungsvertretern war geltend gemacht worden, daß ihm nichts anderes zu tun übrig bleibe."

Friedhof einkalkuliert

In Charlottesville (Virginia, USA), erzählt das „Regensburger Echo" (Nr. 40), hatte die Firma Rinehard and Dines einen Tunnel zu bauen, der durch starke Quarzschichten geführt werden mußte. Der Quarzstaub, der sich bei den Sprengungen entwickelt, ist sehr gefährlich; er erzeugt Silicosis, eine Krankheit, die fast unfehlbar zum Tode führt. Die Firma hatte deshalb lange vor Beginn der Arbeiten einen leeren Friedhof aufgekauft und mit der Leichenbestattungsfirma White einen Vertrag geschlossen, wonach beim Tunnelbau verstorbene Arbeiter einschließlich Trauerfeier und Holzkreuz für 55 Dollar zu beerdigen waren.

Die Bohrungen begannen 1929. Ein halbes Jahr später starben die ersten Arbeiter. Jetzt sind bereits 100 Bergleute tot; weitere 130 liegen todkrank darnieder. Der Vertrag hatte sich gelohnt. Aber eines hatte die Firma Rinehard and Dines nicht vorausgesehen: es laufen jetzt von Angehörigen der Toten 230 Klagen auf Schadenersatz mit insgesamt 5 bis 6 Millionen Dollar. Die Firma hat, wie es heißt, heute wenig Aussicht die Prozesse zu gewinnen, sie wird wahrscheinlich Bankrott machen.

Die Sterne werden erblassen

Eine deutsche Spezialfirma, die Deutsche Luftfahrzeugbau-Gesellschaft in Speyer hat einen Auftrag aus Amerika auf den Bau von zehn halbstarren Luftschiffen von 110 Meter Länge und 20 000 Kubikmeter Gasraum erhalten. „Die Luftschiffe sind für Reklamezwecke bei Nacht bestimmt. Auf beiden Seiten des Luftschiffs werden je 51 Buchstaben mit 15 000 Lampen angebracht, so daß ganze Sätze und Spruchbänder durch das Luftschiff ausgestrahlt werden können."

Das errauchte Flugzeug

Die „Berliner Morgenpost" (Nr. 240 vom 5. Oktober 1935) berichtet: „Eine kanadische Zigarettenfabrik hatte vor fünf Jahren Preise für die Raucher ausgesetzt, die die meisten Zigarettenbilder sammeln. Gegen Ablieferung von 2000 Serien zu je 52 Bildern konnte man ein Flugzeug gewinnen. Studenten in Montreal bildeten eine Rauchergemeinschaft, um das Flugzeug zu erringen. Sie haben bisher 936 000 Zigaretten geraucht und es fehlen nur noch 10 400, die sie vor Ende Dezember geraucht haben müssen, um endlich das Flugzeug zu gewinnen. Viele waren vorher Nichtraucher."

Keinem erscheint das Schicksal so blind wie dem, den es nicht begünstigt.

La Rochefoucauld

Jeder Eindruck, den man macht, schafft einen Feind. Um populär zu bleiben, muß man mittelmäßig sein.

Oskar Wilde

---

beurteilen, und wieder den Zweck nach dem Mittel, je nachdem es gerade bequem ist."

„Das ist kasuistisch gesprochen!" bemerkte der Justizbeamte, der vorhin auf Miaulis mitangestoßen hatte und nun von der Ahnung eines logischen Witterungsumschlags beunruhigt sein mochte.

„Die Kasuistik ist nicht in mir, sie ist in den Köpfen der Leute", entgegnete der Pfarrer von Y...burg. „Wo die Revolution für geheiligt gilt, da wird der Krieg als gerecht, die Brandstiftung als erlaubt, der Meuchelmord als gottgefällig angesehen; wo nicht, da verschreit man die unschuldigste Requisition als gemeinen Raub und Diebstahl. Was dem einen recht ist, muß dem andern billig sein. Haben wir da anerkannt, daß eine revolutionäre Tat mit Recht begangen worden sei, so müssen wir dort aufs allermindeste zugeben, daß sie wenigstens in gutem Glauben begangen worden ist, denn die Entscheidung über das wahre Recht steht uns nicht zu. Wohin führt das aber? Dürfen wir bei solchen Grundsätzen" — fügte er mit erhobener Stimme hinzu — „wenn zum Beispiel ein solcher Patriot, zufällig kein griechischer, dem Feinde seines Volkes, oder wen er just dafür hält, den Dolch bona fide für Freiheit und Vaterland in die Brust stößt, dürfen wir ihn in den Köpfstuhl des ordinären Mörders setzen?"

Er hatte die letzten Worte gegen den Justizmann gerichtet, dem er ohnehin seine Interpellation von vorhin nachtrug, und blickte nun triumfierend um sich her.

Diese ebenso behutsame als maliziöse Nutzanwendung brachte ein peinliches Stillschweigen hervor. Der Schatten einer verhängnisvollen Tat, die eben in der frischesten Wirkung stand, schwebte drückend über der Gesellschaft, und keiner konnte etwas sagen, ohne sich nach der einen oder andern Seite hin zu kompromittieren. Allein gerade das hatte der Menschenfeind beabsichtigt. Ein gesinnungsloser Widersacher der edlen Griechenbegeisterung — sei es nun aus Zerwürfnis mit den klassischen Studien, sei es, weil diese Begeisterung denen, die sie ausübten, nicht so gefährlich war, wie seine Mißgunst wünschen mochte, sei es aus purer Bosheit überhaupt — hatte er künstlich, ja man darf wohl sagen gewaltsam, auf die Frage vom politischen Meuchelmorde zu laviert, nur um die Gesellschaft durch schadenfrohe Konsequenzenzieherei in Verlegenheit zu bringen.

Der Pfarrer von A...berg fühlte, daß der Moment den Versuch einer abermaligen Diversion gebiete. „Du bist vielleicht doch etwas zu streng gegen den Meuchelmord", hob er sanftmütig an. „Nach deiner Theorie müßte auch die Tat des Tell verdammt werden, und doch stellt man sie auf dem Theater dar."

„Zu meinem Glück habe ich mit der Theaterzensur nichts zu schaffen", erwiderte der Pfarrer von Y...burg, „und kann nur soviel sagen, daß mich Tell durch seine Disputation mit Parrizida nicht völlig über die moralische Berechtigung seines Geßlerschusses aufgeklärt hat."

Die Gesellschaft atmete leichter und ging auf eine lebhafte Erörterung des neuen Themas ein, wobei sich die meisten Stimmen dahin vereinigten, daß allerdings zwischen diesen beiden Mordtaten ein meilenweiter Unterschied stattfinde, indem ja Geßler nicht Tells Vetter gewesen sei, und daß letzterer also von jedem Vorwurfe freigesprochen werden müsse.

Der Pfarrer von Y...burg lachte hämisch vor sich hin, was jedoch im Geräusche der allgemeinen Diskussion überhört wurde...

Die Uhr

Ein Moskauer Uhrmacher hat nach dreijähriger Arbeit ein Meisterstück vollendet. Es ist eine Uhr, die nicht nur die Zeit anzeigt, sondern auch die russische Regierung verherrlicht. Bei jedem Stundenschlag spielt sie die Internationale; morgens 6 Uhr öffnet sich das Zifferblatt und heraus tritt nicht ein Kuckuck, sondern der Führer der roten Armee, Woroschiloff; sechs Minuten später erscheint der Volkskommissar Ordschonikidze; nach abermals sechs Minuten tritt an dessen Stelle der Kommissar für das Innere, Jagoda, der dann durch Kaganowitsch, den Kommissar für das Verkehrswesen, ersetzt wird, und so weiter. Punkt sieben Uhr flammen 50 kleine elektrische Birnen auf, und unter den Klängen der Internationale zeigt sich Stalin dem Publikum.

Hoffentlich hat der Künstler die Figuren zum Auswechseln gemacht; sonst könnte unter Umständen die Uhr in ein paar Jahren als staatsgefährlich betrachtet werden.

R.

Die Idyllen

von Ottilie Häussermann werden Anfang Dezember vorliegen. Die Subskription wird am 1. Dezember geschlossen. Preis für Subskribenten 2 Mark; später 2,50 Mark.

Weil der Stadt

In der „Frankfurter Zeitung" (Nr. 505) zerbricht sich Otto Flake den Kopf über den Namen des württembergischen Städtchens Weil der Stadt. Er sei „seltsam genug"; man sage im Schwäbischen zwar der Butter statt die Butter, aber darum dürfe man doch noch lange nicht die Stadt mit einem männlichen Artikel versehen. Schließlich macht sich Herr Flake folgende Lösung des Rätsels zurecht: der Ort habe im Gegensatz zu „Weil im Dorf" früher „Weil in der Stadt" geheißen und „alte, ungrammatikalische Zeiten" hätten dann das Wörtchen „in" wegen seiner Kleinheit einfach weggelassen.

Nein, lieber Herr Flake, „Weil der Stadt" ist um kein Haar seltsamer als München oder Eßlingen; es handelt sich beileibe um keinen männlichen Artikel, sondern um einen Dativ (übrigens auch bei Weil em Dorf, Weil dem Dorf); und die alten Zeiten waren sicher nicht ungrammatikalischer als spätere Aufzeichner von Ortsnamen und als manche neuen Schriftsteller, die nach Weil der Stadt pilgern, sich in Weil der Stadt „pantagruelisch regalieren" lassen und von Weil der Stadt dann ein Feuilleton in die Zeitung schicken.

Sch.

Literatur

Brennpunkt Böhmen. Von Markomanus. Ludwig Voggenreiter Verlag Potsdam. Preis 1,80 Mark. — Fast mitten in Deutschland liegt das böhmische Viereck der Tschechoslowakei, ein gefährliches Außenfort der französischen Machtpolitik. Markomanus schildert die Entstehung dieses Staatengebildes von Versailles' Gnaden, seine militärischen Beziehungen zu Frankreich und Rußland, seine fortschreitende Rüstung und die Gesamtheit seiner strategischen Situation. Das Resultat der Lektüre kann nur eine umfassendere Einsicht sein in die ungünstige Lage des deutschen Raumes und ein Ansporn zu einer wirklich überlegten Realpolitik.

E. Pf.

Auf der Bierbank. Gewiß hat mancher Leser dieses Stück aus der Erzählung von Hermann Kurz „Die beiden Tubus" als alten Bekannten begrüßt und sich durch die Lektüre verleiten lassen, wieder einmal die ganze reizende Geschichte nachzulesen, „eine unserer besten humoristischen Erzählungen überhaupt", wie Dr. Owlglaß in seinem Vorwort zu der bei Albert Langen erschienenen Hermann-Kurz-Auswahl geschrieben hat.

Sch.

Marius oder Scipio?

„Himmeldonnerwetter, da schlag doch gleich ..." begann Marius zu fluchen, als er, in der Soldaten- und Landsknechtsecke des Himmels, die Nummer 40 der „Sonntags-Zeitung" las und entdeckte, daß Kuno Fiedler (in dem Artikel „Aller Anfang ist schwer") nicht ihn, sondern einen Scipio auf den Trümmern Karthagos sitzen ließ. „Die Menschen wissen ja heute überhaupt nichts mehr von mir als was ihnen ein geflügeltes Wort sagt: daß ich einmal auf den Ruinen der Punierstadt geweint haben soll. Und jetzt wird mir auch noch dieser Ruhm ... He!", rief er einem kleinen Posaunenengel zu, der gerade vorbeitrippelte, „hol mir mal die Scipionen her!" Auf die Frage des Engels: welche Scipionen, es gebe doch eine Menge dieses Geschlechts, gab Marius überhaupt keine Antwort, sondern brummte nur, nicht einmal diese Himmelsware habe mehr eine Ahnung vom Wert und Ruhm der Menschen.

Kurz darauf näherten sich die Scipionen, etwas erstaunt, was denn Marius von ihnen wolle. Grollend erklärte er es ihnen und fragte sie dann, ob einer von ihnen sich erinnere, jemals auf den Trümmern Karthagos gesessen zu sein. Worauf der Ältere erwiderte, er habe zwar die Karthager im Jahre 202 geschlagen, aber die Stadt nicht zerstört, folglich könne er doch gar nicht ... und so weiter, und der Jüngere, er habe zwar Karthago im Jahre 146 eingenommen und zerstört (es grause ihn heute noch, wenn er an diese furchtbare Belagerung und die Übergabe der halbverhungerten Karthager denke), aber in den 17 Jahren, die er daraufhin noch gelebt habe, sei es ihm niemals in den Sinn gekommen, gerade die Ruinen Karthagos als Sitzplatz zu wählen; er habe auch nie Grund gehabt, irgendwelche toten Steine mit Tränen abzuwaschen, denn er sei bei seinen Mitbürgern sehr beliebt gewesen, und die Behauptung, er sei ermordet worden, sei das Musterbeispiel eines Greuelmärchens; dagegen, fügte er etwas spöttisch hinzu (denn noch lebte in ihm der Hochmut der Nobilität gegen den Emporkömmling), habe er gehört, daß Marius (er bitte um Verzeihung, wenn er an diese Wunde rühre) im Jahre 88 von Sulla aus Rom vertrieben worden und nach Afrika geflohen sei, woselbst er (in solche Intimitäten dringe die Geschichtsforschung ein) auf den Ruinen Karthagos sitzend geweint habe.

„So und nicht anders war es", fügte Marius, der in seinem beleidigten Ehrgefühl den feinen Spott Scipios nicht recht gemerkt hatte, mit so polternder Stimme hinzu, daß Götz von Berlichingen, der nach einer Kanne etwas saurem Jagsthäusers ein kleines Schläfchen gemacht hatte, erwachte und fragte, was es denn gebe. Franz von Sickingen suchte es ihm, so gut es ging, zu erklären, aber Götz hatte bald genug, drehte sich wieder um und brummte nur, die ganze klassische Bildung könne ihn ...

Im selben Augenblick ging Goethe, der sich auch im Himmel gerne manchmal von seinen Standesgenossen entfernte und andere Kreise aufsuchte, an der debattierenden Gruppe vorüber. Die Herren mögen entschuldigen, sagte er, aber er habe da gerade ein Zitat von sich gehört, und da dürfe er sich wohl auch dreinmischen; worum es sich denn handle? Etwas schneller als das Geschöpf seiner jugendlichen Dichterkraft (das die himmlische Luft schon wieder mit seinem Schnarchen erschütterte) begriff er, um was es ging, und sagte, er habe zwar einst in seiner Jugend gelesen, Marius sei „immodicus gloriae" und „impotens sui", sei ehrgeizig und unbeherrscht gewesen, aber solche Eigenschaften sollten sich doch im Lauf von 2000 Jahren verlieren. Worauf Marius, erstaunt darüber, daß dieser antike Steckbrief auch heute noch und auch im Himmel bekannt sei, etwas kleinlaut entgegnete, er habe sich nur darüber geärgert, daß die Menschen heute so ungebildet seien und ihn mit irgendeinem Scipio verwechselten. Der junge Scipio aber erwiderte darauf lächelnd, er habe sich einst wirklich alle Mühe gegeben, die Römer mit griechischer Bildung und Kultur vertraut zu machen, ob jedoch Marius davon berührt worden sei, ja ob er auch nur Griechisch gekonnt habe, das wolle er jetzt lieber nicht untersuchen.

„Und er hat trotzdem seinen Mann gestellt", mischte sich jetzt Sickingen ins Gespräch. „Ich habe die Bildung und gebildete Menschen immer hochgeschätzt (mein Freund Ulrich von Hutten da drüben kann das bezeugen), aber man kann doch auf einen Menschen nicht deshalb verächtlich herunterschen, weil er nicht weiß, wer Scipio oder Marius gewesen ist. Ich habe die beiden Scipionen auch immer verwechselt, bis ich sie hier oben persönlich kennengelernt habe."

„Es würde mir sehr leid tun", erwiderte Scipio mit einer leichten Verbeugung, „wenn der Stachel meines Spottes die harte Haut der Kriegsleute zu sehr geritzt haben sollte. — Ich meine ja nur: wer nicht sicher ist, ob er mich oder Marius vor seine Bildungskalesche spannen soll, der muß eben mit gewöhnlichen Pferden kutschieren. Das schadet wirklich nichts. Vielleicht sind wir gar nicht so wichtig, wie wir uns ein paar hundert Jahre lang eingebildet haben."

Damit wäre der Fall erledigt gewesen, wenn nicht Goethe nocheinmal das Wort ergriffen hätte. „Ja, lieber Scipio, du hast recht. Aber vielleicht ist es doch schade. Ich meine nicht, daß einer Scipio und Marius verwechselt, das ist ja eine Kleinigkeit. Aber es ist ein Symptom. — Man spricht heute von „technischer Bildung". Aber was soll das heißen? „Bildung hat immer nur den Menschen zum Ziel", so oder ähnlich habe ich einmal zu Eckermann gesagt. Alle „Bildung" in anderer Bedeutung: Aneignung von Wissen und bestimmten technischen Fähigkeiten, hat nur dann einen tieferen Sinn, wenn sie beiträgt zur Bildung, das heißt Formung, der Persönlichkeit, „des höchsten Glücks der Erdenkinder". Welches geistige Bemühen aber könnte diese Bildung mehr fördern als die Beschäftigung mit der Antike, mit der Zeit, in der der Mensch zum ersten Mal als Persönlichkeit auftritt, die im Fühlen und Denken, im Leiden und Handeln ihrer selbst bewußt wird? Ach, ich weiß wohl, daß so mancher „humanistisch" Gebildete dessen keinen Hauch verspürt hat und alles mehr ist als eine Persönlichkeit, ich weiß auch, daß der „Strom der Zeit" mehr Anteil an der Formung der Persönlichkeit hat als jede theoretische Beschäftigung, und ich gehöre nicht zu denen, die den Untergang der Welt nahe glauben, weil die humanistische Bildung umstritten und entwertet wird — aber ... schade, eigentlich doch schade ..."

Da kam der alte Goethe aber schön an! Jetzt wurde Widerspruch aus allen Jahrhunderten und in allen Sprachen laut, Meinung prallte auf Meinung, immer erregter wurde das Für und Wider — bis das Gewirr der Stimmen plötzlich abbrach und jähe Stille sich über die Gruppe senkte —: in der Ferne ging die hohe Gestalt eines Greises vorüber; die erloschenen Augen starrten in die Ferne, aber das Antlitz verriet, daß sie tiefer sahen als manches strahlende Auge; ihm zur Seite schritt ein junges Mädchen, den Greis geleitend und erfreuend. Es war Homer und sein und des Phäakenkönigs Kind Nausikaa.

Schweigend schauten ihnen die Himmlischen nach, bis sie entschwunden waren. Dann begannen sie, um ihre Verlegenheit zu verbergen, den Ritter von Berlichingen zu necken, den die plötzliche Stille aus dem Schlummer geweckt hatte und der nun verwundert in die letzten Strahlen der untergehenden Sonne blinzelte.

Vom Himmel aber stieg die Nacht herab.

Argentomontanus

Herbstgedanken

Schon ist der Sommer wieder vorüber, und der Herbst ist da. Abgeerntet stehen die Felder, und bunte Früchte prangen an den Bäumen. Die Zeit arbeitet ...

Es ist etwas Sonderbares um das Arbeiten der Zeit oder das, was wir als ihr Arbeiten empfinden. Sie arbeitet lautlos, und doch meinen wir sie in der Stille manchmal zu vernehmen.

Was ihr Arbeiten für uns bedeutet, — wer will das mit Bestimmtheit sagen? Es kann Gutes, und es kann Böses sein, — die Zukunft muß es erweisen.

Aber was ist Zukunft? Zukunft ist nichts anderes als Entfaltung dessen, was keimhaft in Gegenwart und Vergangenheit schon enthalten lag. Und darum behaupten ja die Filosofen auch, daß die Zeit ein bloßer Schein sei, eine Form unseres Erkenntnisvermögens, nichts weiter. Wer also diese Form abzustreifen und jenen Schein für sich aufzuheben vermöchte, der müßte bereits aus den Dingen und Menschen selber ihr vergangenes und zukünftiges Schicksal ablesen können. Und wer weiß: vielleicht kommt die Menschheit einst wirklich dahin.

Tatsächlich ist es ja heute schon so, daß dem wissenschaftlich Gebildeten, oder besser ausgedrückt: dem rangmäßig Höherstehenden, der seine Anlagen ausgebildet hat, Dinge und Menschen durch ihre bloße Erscheinung weit mehr über sich verraten als dem oberflächlichen Durchschnitt.

Der Durchschnitt hat beständig Veranlassung, sich zu wundern, warum dieses oder jenes Ding so oder so geworden, dieser oder jener Mensch sich nach der einen oder andern Richtung entwickelt habe. Der Wissende wundert sich nicht. Oder wenn er sich wundert, so wundert er sich doch höchstens darüber, daß der Durchschnitt in den Erwartungen, die er auf Dinge und Menschen setzt, immer so fehlgreift und daß er hinterher dann so enttäuscht ist, wenn seine Erwartungen betrogen werden.

Man darf von Dingen und Menschen offenbar nicht mehr verlangen, als sie zu geben imstande sind, — da liegt's. Aber die Frage ist eben: was sind sie zu geben imstande?

Nun: es gibt sichere, ja, man könnte fast sagen: untrügliche Regeln darüber, die die Erfahrung der Jahrtausende gesammelt und immer wieder überprüft und verbessert hat. Warum richtet man sich nicht nach ihnen?

Am ehesten tut man es vielleicht noch auf untermenschlichem Gebiet, d. h. den bloßen Dingen gegenüber. Man baut seine Häuser, selbst wenn es noch so bequem ist, nicht auf Flugsand oder an den Sumpf. Denn man ist sich klar darüber, daß man dann früher oder später mit einem Einsturz zu rechnen hätte. Man pflanzt nicht Holzäpfel und Holzbirnen, so schnellwüchsig sie auch sein mögen, wenn man den Wunsch hat, einmal Edelobst zu ernten. Und wenn man einen brauchbaren Hund haben will, so hütet man sich, eine Promenadenmischung, und sei sie noch so billig, dazu aufzuziehen.

In diesen und ähnlichen Lagen versteht man es recht wohl, die Zukunft an der Gegenwart abzulesen und sich so vor Enttäuschungen zu bewahren. Vor Menschen aber versagt die Ablesekunst der meisten. Und der Grund davon ist wahrscheinlich doch der, daß man sich in seinen Zu- und Abneigungen in der Regel allzu sehr von unkontrollierbaren Gefühlen leiten läßt.

Am deutlichsten zeigt sich das bei der vielberufenen Liebe. Wieviel unglückliche Ehen gibt es nicht, die einfach dadurch zustande gekommen sind, daß der Liebhaber sich nicht vorstellen konnte, wie seine Tanzbodenbekanntschaft in fünf Jahren wirken würde!

Aber ist's im Wirtschaftsleben denn soviel anders? Man stellt nett aussehende junge Leute mit zuversichtlichem Benehmen an, weil sie einen sogenannten „guten Eindruck" machen. Und nach vier Wochen hat man sich dann davon überzeugt, daß sie faul, unpünktlich, liederlich und dumm sind — und außerdem vermutlich noch die Portokasse bestehlen. Aber hätte man das nicht voraussehen können?

Und es scheint tatsächlich: je wichtiger und entscheidender die Obliegenheiten sind, die man jemandem anzuvertrauen hat, desto weniger beachtet man die Regeln der Menschenkenntnis und Erfahrung. Man macht immer wieder, übertrieben geredet, Defraudanten zu Kassierern, Bankrotteure zu Geschäftsleitern, Trunkenbolde zu Hausbewahrern.

Und in solchen Fällen, wie gesagt, bleibt es allein der Zeit überlassen, aufzudecken, wie die Verhältnisse liegen — und wie sie immer schon lagen. Sie deckt es auf, indem sie die vorhandenen Ansätze zu Früchten entwickelt. Denn an den Früchten ist es leicht, einen Baum zu erkennen, — leicht auch für den Oberflächlichen.

Weil wir alle im Grunde noch oberflächlich und unweise, weil wir alle unvollkommen und kurzsichtig sind, bedürfen wir dieser Hilfe der Zeit. Sie ist es, die durch ihr unablässiges Arbeiten ersetzt, was uns an Erkenntnis abgeht. Sie enthüllt und entlarvt, sie entfaltet und macht sichtbar. Sie ist die schonungsloseste Kritikerin unserer Pläne und Hoffnungen. Denn nichts Unechtes oder Verkehrtes hat Bestand vor ihr.

Je höher wir aber an Erkenntnis wachsen, um so weniger sind es Enttäuschungen und um so mehr Erfüllungen, die das Arbeiten der Zeit uns bringt. Der wahrhaft Weise hat die Zeit nicht zu fürchten. Er ahnt die werdenden Früchte schon an den Blüten, und er nimmt sie hin, wie er die Blüten hingenommen hat, als sie da waren, — nicht als etwas für sich Stehendes, sondern als Vorboten des Kommenden. Er weiß: auf den Frühling heute folgt nach unwandelbaren Gesetzen der Herbst morgen.

Jedoch er weiß auch, daß dem Herbst heute ein Frühling morgen folgt. Und er wundert sich nicht darüber. Denn er sieht ja, wie er sich vorbereitet.

Kuno Fiedler

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von den Disteln?

Matth. 7, 16

Von Natur besitzen wir keinen Fehler, der nicht zur Tugend, keine Tugend, die nicht zum Fehler werden könnte. Goethe

Kleinigkeiten

Vorbeugende Maßnahme. Das japanische Auswärtige Amt hat allen Angehörigen des diplomatischen Dienstes die Heirat mit Ausländerinnen verboten, da solche Heiraten nachteilig für die außenpolitischen Interessen seien. Zuwiderhandelnde müssen den diplomatischen Dienst verlassen.

Kriegsfolgen. Der Krieg in Ostafrika macht nicht nur den Kanonenfabrikanten, sondern auch den Briefmarkensammlern Freude. Denn die Korrespondenz aus Abessinien und den italienischen Kolonien hat sich vervielfacht, und alle Sendungen sind mit wunderschönen Marken frankiert; die abessinische Kollektion soll nicht weniger als 370 Stück umfassen.

Meldung aus Abessinien. „In der Umgebung von Addis Abeba", so berichtet das „Berliner Tageblatt" (Nr. 274) im Fettdruck auf der ersten Seite, „wurde am 29. September ein Storch eingefangen, der einen Ring der Vogelwarte Rositten mit der Nummer 58 078 trug."

Krieg im Frieden. Bei den französischen Manövern in der Champagne konnte die Südarmee überraschend vordringen, weil die Maschinengewehrschützen der Nordarmee wegen der zahlreichen Zuschauer das Anschleichen der Zuaven nicht bemerkt hatten.

Ein Geschenk. Das deutsche Handwerk hat dem Führer und Reichskanzler zu seinem Geburtstag tausend Paar Militärstiefel geschenkt, die am 25. September dem Wehrkreiskommande III in Berlin feierlich übergeben wurden.

Neue Schweinerasse. Wie die „Deutsche Allgemeine Zeitung" (Nr. 459) meldet, ist es dem Kaiser-Wilhelm-Institut nach elfjähriger Arbeit gelungen, durch Einkreuzung von Wildschweinen in unsere heimischen Kulturrassen eine völlig neue Schweinerasse aufzuzüchten. Im Gegensatz zu unserem entarteten Hausschwein weise die Kreuzung außerordentliche Widerstandsfähigkeit gegen die chronische Schweineseuche auf, an der rund ein Viertel der Jungschweine eingeht. Bei der neuen Schweinerasse soll der Ausfall höchstens 5 v. H. betragen.

Lektüre. Der „Reichsbote" (Nr. 36) berichtet, daß die deutsche Bucherzeugung im Jahre 1934 von 21 600 (im Vorjahre) auf 20 850 Neuerscheinungen zurückgegangen sei. Die Zahl der Bücher, die sich mit Religion und Theologie befassen, so hebt das Blatt im Sperrdruck hervor, sei dabei von 2030 auf 2230 gestiegen.

Junger Schriftsteller. Der Verkehrsverein München hatte einen Wettbewerb für das beste Buch über das Thema „München — Weltreiseziel" ausgeschrieben. Den ersten Preis von 1200 RM. erhielt der sechzehnjährige Gymnasiast Brutscher. In seinem letzten Schulaufsatz hatte Brutscher nur die Note 3—4 erhalten.

Eine Taubstummenstadt. Die schwedische Taubstummengesellschaft hat beim Sozialministerium vorgeschlagen, eine Taubstummenstadt zu gründen, „um das Zusammenleben dieser Unglücklichen zu erleichtern". In Schweden gibt es sechstausend Taubstumme, für deren Versorgung keine allgemeine Organisation vorhanden ist.

Krankenhäuser in Not. Wir lesen in der Zeitschrift „Der öffentliche Gesundheitsdienst" (Heft 11): „Eine Untersuchung hat ergeben, daß in Holland die Zahl der Krankenbetten erheblich größer ist, als es dem Bedürfnis entspricht. Es ergibt sich ein wirtschaftlich bedenklicher Zustand, der keinerlei Vorteile bietet. Die Regierung sieht sich gezwungen, Maßnahmen dagegen zu erwägen."

Das Kirchenopfer. Im Kirchenblatt des Londoner Stadtviertels Bermondsey befindet sich folgende Ankündigung des Propstes der dortigen Jacobskirche: „Andächtige, die die Güte haben, bei der Kollekte Knöpfe in den Klingelbeutel zu werfen, werden gebeten, ihre eigenen mitzubringen und nicht für diesen Zweck die Knöpfe von den Kniekissen in den Kirchenbänken abzureißen."

Au! Aus der „Berliner Morgenpost" (Nr. 236): „Vor einem Gericht in London mußte ein Zeuge seine Personalien angeben. Die Frage, ob er Kinder habe, beantwortete er mit den Worten: Ja, drei, Gott sei Dank! Warum Gott sei Dank? fragte ihn der Richter und erhielt die Antwort, der Zeuge habe kürzlich gelesen, daß jeder vierte Mensch, der geboren wird, ein Chinese sei."

Berühmter Schrank. In London wird der Giftschrank der Familie Borgia zum Verkauf ausgeboten. Liebhaberpreis: 3000 englische Pfund.

Die Usonans. In Amerika will man für den umständlichen Staatsnamen Vereinigte Staaten von Nordamerika eine kürzere Form einführen. Beifall findet der jetzt propagierte Name „Usona", der die Anfangsbuchstaben von United States of North America zusammenzieht.

Schopenhauers Bibel. Im Stuttgarter „Deutschen Volksblatt" (Nr. 224) finden sich in einem Aufsatz über Schopenhauer, merkwürdigerweise ohne jede Anmerkung der Redaktion, folgende Sätze: „Bevor er zu Bett ging, schlug er nicht selten noch seine „Bibel", die Upanischaden, auf, um darin seine Andacht zu verrichten. Dieses Buch, meinte er, werde auch sein letzter Tröster in der Todesstunde sein."

Das Kunsthaus Schaller, Stuttgart, Marienstraße 14, stellt im Oktober aus: Professor Franz Lenk und Otto Dix, Gemälde, Aquarelle und Zeichnungen. Werktags geöffnet von 8.30 Uhr bis 19 Uhr.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 240 18. Postscheckkonto Stuttgart 198 44 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Strt.

Dr. Owlglaß

Allotria

In Leinen gebunden 2,45 Mark

Zu beziehen vom Verlag der Sonntags-Zeitung, Stuttgart, Postfach 51, Postscheckkonto Stuttgart 198 44

Kuno Fiedler

Die Stufen der Erkenntnis

Preis broschiert 4 Mark, gebunden 6,50 Mark

Zu beziehen vom Verlag der Sonntags-Zeitung, Stuttgart, Postfach 51, Postscheckkonto Stuttgart 198 44

Denkt an die Winterhilfe!

Stuttgart, 20. Oktober 1935

16. Jahrgang, Nr. 42

Die Sonntags-Zeitung

Vom alten Fritz

Jedermann weiß, daß der Preußenkönig Friedrich der Große ein erfolgreicher Feldherr gewesen ist, daneben Freigeist und Flötenspieler. Über seine Bedeutung als Volkswirt sind wir weniger gut unterrichtet. Es mag am Platze sein, darüber einiges mitzuteilen; nämlich über seine damals glänzend bewährte Methode der Stabilisierung der Getreidepreise, über seine Siedlungs- und Anbaupolitik und über seine allgemeine Wirtschaftsführung, die wir heute vielleicht „staatssozialistisch" nennen würden.

Gleich bei Beginn seiner Regierung erhöhte Friedrich die Zahl der großen staatlichen Kornmagazine auf ungefähr 30. Sie mußten in großen Mengen Korn aufkaufen, sobald der Preis unter 18 Groschen fiel, sie öffneten sich, sobald der Kornpreis irgendwo über einen Taler stieg. Es war also ein Spielraum von 6 Groschen gelassen. Diese Kornmagazine sollten die Interessen der Bauern, die hohe Kornpreise verlangten, mit denen der Bürger und Soldaten, die billiges Brot verlangten, ausgleichen. (Die Soldaten mußten sich zu Friedrichs Zeiten ihr Brot selbst kaufen.) Nach einer Anordnung des Königs sollten „damit solchergestalt die Kornpreise beständig dahin balanziert werden, daß der Bürger, Bauer, Beamte und Edelmann miteinander dabei bestehen können". Der Erfolg zeigte sich sowohl in Zeiten von Rekordernten, als man z. B. in Schlesien und anderwärts das Korn nicht hätte absetzen können, ebenso wie in Hungerjahren, z. B. 1770—1774. In den angrenzenden Gebieten Sachsens und Böhmens starben damals zahlreiche Menschen den Hungertod; nicht weniger als 20 000 Menschen wanderten aus diesen Gebieten nach Preußen aus, weil es dort Brot und Korn gab. Während der ganzen Regierung des Königs hielt sich der Kornpreis fast ausnahmslos auf mittlerer Höhe, sehr im Gegensatz zu den Verhältnissen in den benachbarten Staaten, wo er den größten Schwankungen unterlag. Was das in gleicher Weise für die Erzeuger wie für die Verbraucher bedeutete, liegt auf der Hand.

Die unter Friedrich unternommenen Arbeiten zur Kultivierung der Oedländereien aller Art muten auch heute noch großartig an. In der Altmark wurde der Drömling trocken gelegt, das brachte einen Gewinn von 90 000, später insgesamt von 176 000 Morgen; in Pommern wurden 14 000 Morgen gewonnen; ähnlich ging es im Netze-, im Oderbruch, in Ostfriesland, in Tecklenburg, in West- und Ostpreußen. 300 Domänenvorwerke ließ der König zerschlagen und zu Bauernhöfen auslegen. Von dem Umfang dieser Arbeiten bekommt man einen Begriff, wenn man hört, daß während Friedrichs Regierungszeit zusammen 300 000 Kolonisten angesiedelt wurden, so daß jeder fünfte Mensch in Preußen einer Kolonistenfamilie angehörte. Fast 60 000 Familien hat er auf dem platten Lande angesetzt, während die preußische Ansiedlungskommission in den 20 Jahren vor dem Kriege noch nicht 12 000 Familien im Osten ansiedeln konnte. Dabei erhielten die Arbeiter, die die Kultivierung vornahmen, einen täglichen Lohn, der dem Preis von 8 Pfund Schweinefleisch oder 32 Pfund Brot entsprach. (Fast ein Drittel der gesamten Bodenfläche Preußens befand sich zur Zeit Friedrichs des Großen im Besitz des Staates!)

Als Grundlage einer Gemeinwirtschaft ist eine genaue wirtschaftliche Statistik von größter Bedeutung. Der König selbst hat diese Statistik begründet; sie war damals etwas Neues. Er zählte Pferde, Ochsen, Kühe, Schweine und sogar die Hühner, stellte fest, daß es in seinem Lande genau 394 175 Hühner gäbe, daß 36 300 fehlten, und verbot kurzerhand die Einfuhr fremder Eier. „Was will es sagen," fragte er, „wenn jeder Bauer auf dem Lande 10 bis 12 Hühner mehr hält? Das Futter kostet ja da nicht viel, und überdem finden die Hühner ihr Fressen meistens in dem Stroh und Mist auf den Höfen!" Als die Eierpreise anstiegen und einige Minister Bedenken äußerten, verfügte er kurz: „Wenn die Herren Minister Eier essen wollen, so geben sie sich mehr Mühe mit die Kammern, solches zu bewirken, der Verbot bleibet vor ausländische Eier vor wie nach!" Ebenso stellte er peinlich genaue Übersichten her über die Größe und den Ertrag der landwirtschaftlichen Nutzfläche. Wie groß ist der Ertrag bei guter, wie bei mittlerer, wie bei schlechter Ernte? Welches Oedland läßt sich zu Wiesen- oder Ackerboden kultivieren, welches läßt sich wenigstens mit Esparsette, Lupinen, Klee besäen, welches ist wenigstens zur Aussaat von Kiefernsamen geeignet? Nach solchen Untersuchungen hat er z. B. über 20 000 Morgen Sandwüste mit Kiefern besamen lassen. Ebenso suchte er die Pferdezucht (Trakehnen!), die Schafzucht (Konkurrenz zum spanischen Schaf), die Seidenraupenzucht u. a. zu fördern, durchweg mit Erfolg.

In der statistischen Untersuchung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse ging er noch weiter. Er ließ sich eine genaue Statistik des Warenverkehrs zusammenstellen, für die einzelnen Provinzen wie für die ganze Monarchie. Sie war die methodische Grundlage für seine wirtschaftspolitischen Anordnungen. Da er auf Grund dieser genauen Übersichten das ganze Getriebe volkswirtschaftlichen Lebens klar und durchsichtig vor sich sah, beschäftigte sich sein Geist mit gewaltigen Plänen, die hinausliefen auf eine großartige Konzentration der Kapitalien und des Geldverkehrs, auf eine einheitliche und planmäßige Einrichtung von Handel und Fabrikation unter Leitung und Aufsicht des Staates.

Im Mittelpunkt dieser Pläne stand die Begründung einer Bank nach dem Muster der englischen, an die aller Geldverkehr gebunden sein sollte; sie sollte einerseits mit der Münze, andererseits mit einer Anzahl großer monopolitischer Handelskompanien in Zusammenhang gebracht werden, so daß das gesamte geschäftliche Leben von hier aus übersehen und geleitet werden konnte; insonderheit auch die industrielle Produktion sollte auf Grund einer Bedarfsstatistik planmäßig geregelt und auf die einzelnen Fabrikunternehmungen verteilt werden. „Die ganze Volkswirtschaft sollte gewissermaßen wie ein Riesentrust organisiert werden", hat ein späterer Geschichtsschreiber (Hintze) einmal gesagt.

Leider fehlt es noch an einer umfassenden und zusammenhängenden Darstellung des fritzischen Staatssozialismus, die gerade heute von Wert sein müßte, wo die Entwicklung im Begriffe zu sein scheint, manche seiner Gedanken wieder aufzunehmen.

×××

Wirtschaftsführung

... Jeder Herrscher, dem das Gemeinwohl am Herzen liegt, ist verpflichtet, sich mit wohlversorgten Magazinen zu versehen, um Mißernten auszugleichen und der Hungersnot vorzubeugen... Der Zweck unserer Magazine ist, das Gleichgewicht zwischen den Städten und dem flachen Lande zu erhalten, in den Städten zu verkaufen, wenn das Korn zu teuer ist, und auf dem Lande einzukaufen, wenn der Preis dafür zu niedrig steht...

Die für das Leben notwendigsten Tätigkeiten sind die Landwirtschaft, der Handel und der Gewerbefleiß... Entscheidet sich ein Fürst für... (die) friedliche und freundliche Form der Machterweiterung, so wird seine nächste Aufgabe sein, sich um die gründliche Kenntnis der Natur seines Landes zu bemühen, um sich darüber klar zu werden, welche von jenen Erwerbsmöglichkeiten dort die aussichtsvollsten (sind), und welche demgemäß zu fördern am dringendsten die Pflicht gebietet...

Soll ein Land sich in blühendem Gedeihen erhalten, so ist es unbedingt notwendig, daß die Handelsbilanz günstig stehe; wenn es mehr für die Einfuhr bezahlt, als es an der Ausfuhr verdient, so muß es unfehlbar von Jahr zu Jahr ärmer werden... Die Mittel, solchem Schaden vorzubeugen, sind folgende: Verarbeitung aller Rohstoffe, die man besitzt, Bearbeitung der fremdländischen Stoffe, um dem eigenen Land den Werklohn zuzuwenden, und billiges Arbeiten, um sich Absatz nach dem Ausland zu schaffen...

Der Herrscher muß sich den Zustand des armen Volkes oftmals gegenwärtig halten, muß sich an die Stelle eines Landmannes oder Fabrikarbeiters setzen und sich fragen: wenn ich in der Klasse dieser Bürger geboren wäre, deren Arme ihr ganzes Kapital bedeuten, was würde ich wohl vom Herrscher begehren? Was sein gesunder Menschenverstand ihm dann eingibt, das zu verwirklichen ist seine Pflicht...

Ich ärgere mich, wenn ich sehe, welche Mühe man sich in diesem rauhen Klima gibt, um Ananas, Bananen und andere exotische Pflanzen zum Gedeihen zu bringen, während man so wenig Sorgfalt auf das menschliche Geschlecht verwendet. Man mag sagen, was man will: der Mensch ist wertvoller als alle Ananasse der Welt zusammen. Er ist die Pflanze, die man züchten muß, die alle unsere Mühe und Fürsorge verdient; denn sie bildet die Zier und den Ruhm des Vaterlandes... Friedrich der Große

Friedrich der Große stellte alle Macht und Organisation des Staates in den Dienst großartiger geistiger und materieller Kulturpflege, einer fast staatssozialistisch zu nennenden Volkswirtschaft.
Gustav Schmoller

Sozialistische Bevölkerungspolitik

In einem Aufsatz „Widersprüche" in Nr. 252 des „Aufwärts" (Bielefeld-Bethel) schreibt Otto Remmert:

Jeder Volksschüler kostet seine Gemeinde jährlich 100—200 RM, für die 8 Schuljahre insgesamt also reichlich 1000.— RM. Wenn heute der Staat etwa sämtliche deutschen Kinder ganz umsonst auf der Eisenbahn fahren ließe, wenn er allen in verhältnismäßig kurzen Abständen neue Uniformen der Hitlerjugend umsonst zur Verfügung stellte, also die Sorge für die Kleidung der Jugend ganz auf sich nähme, wenn er die Kosten der Geburten und der ersten Wäscheausstattungen übernähme, dann bedeutete das alles zusammen noch bei weitem nicht so viel wie die Schulgeldfreiheit...

Es ist ein ungeheurer Widerspruch, daß es im weiten deutschen Vaterland zwischen Königsberg und Basel nicht ein einziges gesundes deutsches Kind von 8 Jahren gibt, das nicht lesen und schreiben kann, daß es aber zahllose Kinder gibt, die weder ein Bett noch einen Sonntagsanzug haben... Es ist ein Unding, daß wir auf dem Gebiet der geistigen Ausbildung unserer Kinder mehr als hundertprozentig sozialistisch sind, daß wir aber in der Fürsorge für die nackten Lebensnotwendigkeiten zu 95 Prozent individualistisch bleiben...

In welcher Richtung heute die Entwicklung geht, darüber kann ja kaum ein Zweifel bestehen. Ein interessantes Beispiel bilden die Ehrenpatenschaften der Stadt Berlin, oder die noch weiter gehenden Ehrenpatenschaften der Gemeinde Welzow in der Niederlausitz. Dort bekommt jedes dritte und weitere Kind einer Familie von der Gemeinde ein Sparkassenbuch mit 100,— RM, bei Schuleintritt eine vollständige Schulausrüstung einschließlich Kleidung, bei der Konfirmation wiederum vollständige Kleidung, und noch andere Vergünstigungen.

Kleine Chronik

Die Zahl der Arbeitslosen ist im September von 1 706 000 auf 1 714 000 gestiegen.

Am 14. Oktober ist die zweijährige Kündigungsfrist für den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund abgelaufen. Deutschland ist also nicht mehr Mitglied des Völkerbunds.

Bei den Landtagswahlen im Memelgebiet sind auf die deutsche Einheitsliste 24 von 29 Mandaten entfallen.

Der Völkerbund hat beschlossen, gegen Italien als den Angreifer im italienisch-abessinischen Krieg Sanktionen anzuwenden. Gegen den Beschluß hat nur Italien gestimmt; die Vertreter Österreichs und Ungarns haben sich der Stimme enthalten. Ein Sanktionsausschuß bereitet die Ausführung der Sanktionen (die sich zunächst aufs Wirtschaftliche beschränken) vor.

Der italienische Gesandte in Addis Abeba ist aus Abessinien ausgewiesen worden. Der Gesandte weigert sich aber, dem Ausweisungsbefehl zu folgen.

George Lansbury, der Führer der englischen Labour Party, ist zurückgetreten, weil er das Eintreten seiner Partei für Sanktionen nicht billigt.

In Polen ist die Regierung Slawek zurückgetreten. Die neue Regierung wird geführt von dem bisherigen Minister des Innern Koscialkowski.

In Griechenland ist die Regierung Tsaldaris unter dem Druck der Monarchisten zurückgetreten. Die neue Regierung Kondylis hat das republikanische Regime abgeschafft und die monarchische Verfassung vom Jahre 1911 wieder eingeführt. Dieser Beschluß soll durch eine Volksabstimmung im November bestätigt werden. Bis dahin führt Ministerpräsident Kondylis die Statthalterschaft für König Georg II.

—

Daß er nicht sich und seine Sache sucht, dies macht einen Menschen unter allen Umständen groß. Schopenhauer

Das Volkseinkommen

Von Fritz Werkmann

Als vor längerer Zeit an dieser Stelle vom deutschen Volkseinkommen die Rede war, stellte ein Leser die Fragen: Wie errechnet sich das Volkseinkommen? Wie setzt es sich zusammen? Wie wird verhindert, daß ein Posten zwei Mal auftaucht, daß er nämlich als mein Einkommen erscheint und, wenn ich es meinem Nachbarn, bei dem ich Einkäufe mache, zuleite, noch einmal als dessen Einkommen?

Wir benutzen die Gelegenheit, daß das Statistische Reichsamt Angaben über das deutsche Volkseinkommen von 1934 veröffentlicht, um auf diese Fragen etwas einzugehen und dadurch die Bedeutung der veröffentlichten Zahlen klarzustellen.

Nehmen wir uns die dritte Frage zuerst vor, weil sie uns in die Schwierigkeiten der Berechnung des Volkseinkommens mitten hinein führt. Betrachten wir jene beiden Nachbarn. Der eine ist Beamter mit einem Jahresgehalt von 2000 Mark. Er kauft im Laden seines Nachbarn jährlich für 500 Mark Waren. Diese 500 Mark müssen — das bezweifelt der Fragesteller nicht — zur Errechnung des Volkseinkommens bei dem Einkommen des Beamten ebenso mitgezählt werden wie die restlichen 1500 Mark seines Gehaltes. Das geschieht auch tatsächlich, und zwar auf Grund der Steuerakten. Bei dem Kaufmann werden in unserem Fall die 500 Mark deshalb nicht als sein Einkommen gezählt, weil in den 500 Mark Einnahmen des Kaufmanns ja keineswegs 500 Mark Einkommen des Kaufmanns stecken (während sowohl die jährlichen Einnahmen wie das Jahres-Einkommen des Beamten 2000 Mark sind). Der Kaufmann muß von seinen Einnahmen zunächst die Rechnungen seiner Lieferanten, Miete für seinen Laden, Gehalt für seine Angestellten u.s.w. bezahlen. Er verdient an den 500 Mark Umsatz mit seinem Freund, dem Beamten, vielleicht 50 Mark. Alles, was der Beamte einnimmt, ist Einkommen des Beamten. Aber nicht alles, was der Kaufmann einnimmt, ist Einkommen des Kaufmanns.

Wenn wir nun in unserem Fall 500 Mark Beamten-Einkommen und 50 Mark Kaufmanns-Einkommen zur Errechnung des Volkseinkommens addieren wollen, so tauchen gleich weitere Fragen auf: Wenn wir die 500 Mark doch schon bei dem Beamten als Teil des „Volkseinkommens" gezählt haben, dürfen wir dann die 50 Mark, die sich uns ja als Teil der 500 Mark darstellten, dazuzählen? Zählen wir die 50 Mark dann nicht doppelt? Und wer ein wenig zurückdenkt, wird noch einwerfen: Dürfen wir denn die 500 Mark Beamten-Einkommen überhaupt mitzählen, wenn wir das Volkseinkommen erfassen wollen? Es wird doch aus Steuereingängen bezahlt, es stammt also aus den Einkommen einer Reihe von einzelnen Personen und ist doch dort schon einmal gezählt worden!

Fügen wir gleich noch eine Frage an: wenn unser Beamter einer Haushälterin monatlich 30 Mark Lohn zahlt, ist das Einkommen, das wir bei der Errechnung des Volkseinkommens mitzählen dürfen? Wenn wir diese Frage verneinen, so müssen wir die Einkommen nicht nur aller Hausangestellten, sondern z. B. auch der Rechtsanwälte und Ärzte, der Künstler und Gepäckträger bei Seite lassen. Wenn wir die Frage bejahen und also die 30 Mark Monatslohn jener Haushälterin als Teil des Volkseinkommens zählen, so kommen wir als Statistiker in eine fatale Lage, wenn unser Beamter seine Haushälterin heiratet. Sie besorgt dann den Haushalt wie bisher, sie ißt und wohnt wie bisher in derselben Wohnung, sie kauft sich für jene 30 Mark wie bisher Kleider und geht ins Kino wie bisher. Aber ein Lohneinkommen von 30 Mark entsteht nicht mehr. Das Volkseinkommen würde also durch die Heirat kleiner, nach unserer Rechnung um jährlich 360 Mark; wenn wir die Naturalbezüge (Kost und Wohnung), wie es sich gehört, mitberechnet hätten, so wäre die „Verkleinerung" des Volkseinkommens noch erheblicher, — ohne daß sich real auch nur das Geringste verändert hat.

Wie kommen wir aus diesem Gestrüpp von Schwierigkeiten heraus? Wie in vielen anderen Fällen dadurch, daß wir unseren Blick von dem Geld, das ja bloß ein Vermittler ist, ab- und der realen Zusammensetzung des Volkseinkommens zuwenden. Es besteht aus Gütern und Dienstleistungen aller Art. Nehmen wir gleich die Begriffsbestimmung des Statistischen Reichsamtes. Ihm gilt als „Volkseinkommen": die „Gesamtheit der geldwerten Güter und Dienstleistungen, die einer Volkswirtschaft nach Erhaltung des anfänglichen Vermögensstandes jährlich für Verbrauch und Kapitalbildung zur Verfügung stehen".

Wie steht es bei dieser Begriffsbestimmung mit dem Einkommen des Beamten? Der Beamte stellt eine geldwerte Dienstleistung zur Verfügung. Sein Einkommen wird also bei der Errechnung des Volkseinkommens mitgezählt, und zwar nicht, weil er 2000 Mark erhalten hat (die tatsächlich aus dem Einkommen anderer gezahlt wurden!), sondern weil er Dienstleistungen in diesem Wert den Staatsbürgern zum Konsum zur Verfügung gestellt hat.

Wie steht es mit dem Einkommen des Kaufmanns? Es ist das Entgelt für seine Dienstleistungen als Einzelhändler: für das Bestellen, Auspacken, Sortieren, Aufbewahren, Bereithalten, Abwiegen und Einpacken der von ihm verkauften Waren. Wenn der Statistiker sein Einkommen bei der Errechnung des Volkseinkommens mitzählt, so erfaßt er damit einen Teil des Warenwertes, nämlich den, der vom Kaufmann durch seine Arbeit geschaffen wurde. Bei dem Arbeiter, der das vom Kaufmann verkaufte Briefpapier hergestellt hat, erfasst der Statistiker bei Feststellung von dessen Lohneinkommen einen weiteren Teil des Warenwertes, bei den Eisenbahnern, Postbeamten und Angestellten des Großhändlers, die beim Transport des Briefpapiers von der Fabrik zum Kaufmann mitgewirkt haben, wieder einen anderen Teil des Warenwertes, und schließlich bei den Kapitalisten, die Kapital zur Produktion des Briefpapiers geliehen haben und dafür Zinsen beziehen, noch einen anderen Teil.

Wenn es keine Dienstleistungen gäbe, die von den Konsumenten gekauft würden (wenn es also z. B. keine Dienstboten, Rechtsanwälte und Ärzte gäbe), so könnte man das jährliche Volkseinkommen sowohl ausrechnen, indem man die Jahreseinkommen aller an der Produktion irgendwie Beteiligten zusammenzählte, als auch, indem man das jährliche Produkt

ihrer Arbeit erfasste. Denn das Volkseinkommen bestünde dann offenbar, real gesehen, nur in jenem Produkt und in sonst nichts. Für die Summe aller Geldeinkommen könnte man — von Krisenerscheinungen abgesehen — gerade das gesamte zum Verkauf bestimmte Produkt kaufen.

Daß es neben den Gütern auch Dienstleistungen gibt, die von den Konsumenten gekauft werden, macht die Errechnung des Volkseinkommens schwieriger. Diese Dienstleistungen muß man natürlich auch zum Volkseinkommen rechnen; sie sind ja etwas, was bei dem Volke „einkommt". Man erfaßt diesen Teil des Volkseinkommens am besten, indem man die Einkommen derer, die diese Dienste leisten, addiert; denn so hoch werden die Dienste ja von ihren Konsumenten bewertet.

Dabei fallen allerdings die unentgeltlichen Dienstleistungen (also die der Hausfrauen im Gegensatz zu denen der Haushälterinnen) aus der Rechnung heraus. Das stört nicht so sehr, wie man zunächst denken könnte. Denn bei der Berechnung des Volkseinkommens kommt es ja weniger auf die Feststellung seiner absoluten Größe in Milliarden Mark an, als auf die Beobachtung seiner Entwicklung. Und die Vergleichbarkeit von Jahr zu Jahr wird kaum sehr beeinträchtigt, wenn die unentgeltlichen Dienstleistungen stets unberücksichtigt bleiben.

Anders steht es mit der Vergleichbarkeit innerhalb langer Zeiträume, während deren sich die Volkssitten stark gewandelt haben, ferner mit der Vergleichbarkeit von Volk zu Volk. Wenn wir unter Zugrundelegung der Begriffsbestimmung des Statistischen Reichsamtes das Volkseinkommen eines Volkes errechnen, in dem die Ehefrauen und Töchter nicht nur die Zubereitung der Nahrung und die Reinigung der Wohnung, sondern auch das Spinnen und Weben, Schneidern und Waschen „unentgeltlich" verrichten, so wird das „Volkseinkommen" dieses Volkes weit kleiner erscheinen als das eines anderen Volkes, das in jeder Beziehung genau so gut lebt, in dem aber all jene Verrichtungen von fremden Kräften gegen Entgelt vorgenommen werden. Der verschiedene Umfang der unentgeltlichen Leistungen ist — neben der geldmäßigen Bewertung der Naturaleinkommen — der wichtigste Umstand, der internationale Vergleichungen von Volkseinkommen zu einer sehr schwierigen und häufig höchst zweifelhaften Angelegenheit macht.

*

Das deutsche Statistische Reichsamt hat das deutsche Volkseinkommen von 1934, im wesentlichen auf Grund der Steuerstatistik, mit 52,5 Milliarden Mark errechnet. Dabei sind — um hier gleich noch eine der zahlreichen Schwierigkeiten der Berechnung anzudeuten — bei einer Reihe von Posten nicht einfach die Angaben der Steuererklärungen zu Grunde gelegt worden; die angegebenen Beträge wurden vielmehr erhöht, zum Ausgleich für die „Abrundung" nach unten durch die Steuerpflichtigen.

Das Einkommen der selbstständigen Land- und Forstwirte wird mit 5,1 Milliarden Mark angegeben, also knäpp einem Zehntel des gesamten Volkseinkommens. In dieser Summe steckt mindestens ein sehr fragwürdiger Posten, nämlich das Naturaleinkommen der Bauern. Bei diesen macht das Naturaleinkommen bekanntlich einen sehr großen Teil ihres Gesamteinkommens aus. Die Fehlerquelle ist also sehr groß.

Das Einkommen aus selbständigem Handel und Gewerbe (einschließlich „freier Berufe") wird mit 6,9 Milliarden Mark angegeben. Das ist wohl der Posten, bei dem die Angaben der Steuerpflichtigen am schwersten nachprüfbar sind.

Das Einkommen aus Lohn und Gehalt dürfte dagegen mit 29,5 Milliarden Mark auf Grund der Steuerstatistik ziemlich genau erfasst werden.

Das vom Statistischen Reichsamt errechnete „Einkommen aus Kapitalvermögen" (2,3 Milliarden Mark, also erstaunlicher Weise nur 4,4 % des gesamten Volkseinkommens!) entspricht nicht dem Anteil des Volkseinkommens, der den Vermögenseigentümern als solchen zufällt; denn in den Posten „Land- und Forstwirtschaft" und „Handel und Gewerbe" steckt zweifellos ein erheblicher Teil Kapitaleinkommen. Hier handelt es sich eigentlich um einen Restposten, nämlich um dasjenige Einkommen aus Kapitalvermögen, bei dem der Einkommensbezieher nicht mit Hilfe seines Kapitals selber ein Arbeitseinkommen bezieht. Der nächste Posten des Statistischen Reichsamtes: „Einkommen aus Vermietung und Verpachtung" (0,8 Milliarden Mark) enthält, außer dem Entgelt für die Instandhaltung von Häusern usw., ebenfalls Einkommen aus Kapitalvermögen.

Der Posten „Renten und Pensionen" (7,9 Milliarden Mark) ist ein Sammelposten, in dem höchst Verschiedenes zusammengefasst wird: Kriegsrenten, Renten- und Krankengeldleistungen der Sozialversicherung, die gesamte Arbeitslosenunterstützung, die Beamtenpensionen (die eigentlich als Teil des Arbeitsentgeltes aufgefasst werden müssen).

Zu der sich durch Addition dieser Posten ergebenden Summe der Privateinkommen zählt das Reichsamt eine Reihe von Posten, die zum Volkseinkommen gehören, aber, wie z. B. die öffentlichen Erwerbseinkünfte, bei der Addition der Privateinkommen unter den Tisch fallen (zusammen 5,9 Milliarden Mark). Andererseits zieht es zur Ausgleichung von Doppelzählungen einen Posten ab (in diesem Jahr zufällig ebenfalls 5,9 Milliarden Mark). Das Volkseinkommen wird demgemäß mit 52,5 Milliarden Mark angegeben.

*

Versuchen wir zum Schluß eine Vergleichung mit dem Volkseinkommen von 1913, das mit 50,1 Milliarden Mark angegeben wird.

Jeder Zehnjährige kann ausrechnen: das Volkseinkommen ist gegenüber 1913 um 5 % höher. Eine solche Rechnung ist aber ein leeres Spiel mit Zahlen. Ihr Ergebnis besagt für die Entwicklung des Wohlstandes der deutschen Bevölkerung garnichts.

Wir müssen zunächst bedenken, daß das Reichsgebiet heute kleiner ist. Wenn wir auch für 1913 die Angaben für das heutige Rechtsgebiet zu Grunde legen, so ergibt sich eine Steigerung des Volkseinkommens um 14 %.

Aber auch diese Angabe besagt nichts, weil sich ja die Preisverhältnisse seit 1913 stark verschoben haben. Das Statistische Reichsamt schaltet die Preisveränderungen mit Hilfe des amtlichen Lebenshaltungsindexes aus. (Dadurch erfahren bestenfalls die Einkommen der unteren Einkommensstufen die notwendige Korrektur, nicht aber die Einkommen von Kapitalisten, die sich ja teilweise in Form von Produktionsmitteln als Kapital niederschlagen, deren Preis im Lebenshaltungsindex nicht zum Ausdruck kommt.) Ergebnis der Rechnung des Reichsamtes: das „reale" Volkseinkommen ist 1934 um 6% kleiner als 1913.

An dieser Ziffer nimmt das Reichsamt noch weitere Korrekturen vor. Die Bevölkerung, auf die sich das Volkseinkommen verteilt, ist größer geworden. Das reale Volkseinkommen pro Kopf ist 15% kleiner als 1913.

Außerdem muß beachtet werden: die Bevölkerung setzt sich anders zusammen als 1913. Alte und Jugendliche, also die „Unproduktiven", machen einen weit geringeren Teil der Bevölkerung aus als 1913. Das Reichsamt versucht auch diese Verschiedenheit auszuschalten und kommt zu dem Ergebnis: das reale Volkseinkommen pro „Vollperson" ist um 20% kleiner als 1913.

Es ist ein weiter Weg von der Feststellung des Einkommens des einzelnen Beamten und Kaufmanns bis zu dieser Feststellung. Ein Weg voller Schwierigkeiten und Fehlerquellen.

Ein Steuerproblem

Wenn ein Berliner Blumenhändler auf einem Dampfer des Norddeutschen Lloyd einen „schwimmenden Blumenladen" unterhält, wohin muß er dafür Gewerbesteuer zahlen?

Das Finanzamt Bremen hat behauptet: nach Bremen, weil er „im Bremischen Staatsgebiet" (zu dem die Lloyddampfer völkerrechtlich gehören) eine „Betriebsstätte" unterhalte.

Aber der Reichsfinanzhof als oberste Instanz hat entschieden, die völkerrechtliche Fiktion der „schwimmenden Gebietsteile" bedeute nicht, daß Handelsschiffe auf hoher See in jeder Beziehung zum staatsrechtlichen Inland gehörten, sondern es sei damit nur völkerrechtlich ausgesprochen, daß außer dem Heimatstaat kein anderer auf einem auf hoher See befindlichen Schiffe eine Staatsgewalt ausüben dürfe. Im Hinblick auf ihren ganz anderen Zweck scheiden die Grundsätze des Völkerrechts in diesem Falle aus. Auch das Vorhandensein einer „Betriebsstätte" verneinte der Reichsfinanzhof, weil bei einem Schiff keine den gesetzlichen Vorschriften entsprechende „feste örtliche Anlage oder Einrichtung" vorliege. Daher wurde das Bremer Finanzamt mit seiner Forderung auf Besteuerung der „schwimmenden Blumenläden" abgewiesen.

Leider, so bemerkt dazu die „Deutsche Allgemeine Zeitung" (Nr. 470/1), erfahren wir nichts darüber, ob die „schwimmenden Blumenläden" nun überhaupt steuerfrei bleiben, oder ob sie nur unter die Steuerhoheit einer anderen Behörde fallen. Diese Frage ging nämlich den Reichsfinanzhof bei seiner Entscheidung nichts an, da er nur die Zuständigkeit des Bremer Finanzamts zu prüfen hatte.

Die wahre Filosofie, meine ich, besteht darin, den Mißbrauch zu verdammen, ohne den Gebrauch zu untersagen; man muß alles entbehren können, aber auf nichts verzichten. Friedrich II.

Kap-Kairo

Konflikte werfen ihre Schlaglichter auf weltpolitische Zusammenhänge. Wie die Erdbeben besonders gefährlich sind, die in der Nähe der großen Bruchzonen der Erdrinde sich ereignen, so sind auch jene Zwischenfälle von besonderer Reichweite, die an die Kraftlinien imperialer Zusammenhänge rühren.

Eine Hauptschlagader des britischen Imperiums läuft von der Südspitze Afrikas bis zur Nilmündung am Mittelländischen Meer. Hier hat die englische Staatskunst einen zusammenhängenden Kolonienstreifen in ihre Hand gebracht, der militärisch eine wunderbare Flankendeckung und Basis der englischen Herrschaft im Indischen Ozean und wirtschaftlich immer mehr eine Quelle des Reichtums geworden ist. In fast gerader Linie zieht die Lebenslinie des Empire von London über Europa hinweg nach der syrischen Küste, nach Indien, Singapore und Australien. Von Syrien zweigt wie eine schützende Hafenmole die gewaltige Festlandsstrecke seines afrikanischen Reiches ab, die mit der Entwicklung der modernen Verkehrsmittel mehr und mehr zu einem wirksamen Sprungbrett über den ganzen Bereich des Indischen Ozeans wird. In dieser fast achttausend Kilometer langen Zone liegen zugleich die zukunftsreichsten Baumwollgebiete, ausgedehnte Goldfelder und die gewaltigsten Kupferlager der Erde.

Die verkehrstechnische Erschließung des Kap-Kairo-Reiches schafft das Fundament seiner wirtschaftlichen Entwicklung. Heute geht eine geschlossene Flugstrecke der „Imperial Airways" von Kairo bis nach Kapstadt. Abzweigstrecken über den ganzen Kontinent werden beflogen oder sind in Vorbereitung. Ganz Südafrika, Belgisch-Kongo und das portugiesische Mozambique sind mit einem einheitlichen Bahnsystem zusammengefasst. Von hier aus greift eine Linie bis nach Tanganyika hinauf und soll einmal den Anschluß über Faschoda nach den Bahnen des Sudan und Ägyptens erreichen.

Im Laufe der englischen Herrschaft sind der Rand von Johannesburg, Nordrhodesien, Uganda und der Sudan zu den wichtigsten Rohstoffzentren entwickelt worden. Während Frankreich in seinem afrikanischen Kolonialreich 1934 nur 7500 Tonnen Baumwolle erzeugte, betrug die Ausfuhr Britisch-Afrikas, ohne Ägypten, 103 000 Tonnen Baumwolle, 120 000 Tonnen Kupfer und 11,6 Millionen Unzen Gold.

Die englischen Staatsmänner haben schon gewußt, welche Bausteine sie für ihr Weltreich aussuchten. 1806 festigten sie ihre Stellung in Südafrika. Dann schoben sie ihren Machtbereich konsequent vor. Sie nahmen die Burenrepubliken und drangen über die Hochflächen bis zum Kongobecken vor. Zu gleicher Zeit besetzten sie Ägypten, eroberten den Sudan und brachten die Quellen des Weißen Nil in ihre Hand. Der Vertrag mit Deutschland vom Jahre 1890, der uns Helgoland einbrachte, überließ den Engländern Sansibar, Wituland und die Somaliküste. Damit bekam Kenia einen Zugang zum Indischen Ozean, und gleichzeitig war für den Sudan ein südlicher Ausgang zur See gewonnen. Portugiesisch Ostafrika, Mozambique, ein ausgedehntes Randstück der afrikanischen Küste, blieb zwar unter der Souveränität Portugals, seine wirtschaftliche Erschließung beruht aber ausschließlich auf der Arbeit einer englischen Gesellschaft. Das letzte Verbindungsstück zwischen Nord und Süd, Deutsch-Ostafrika, jetzt Tanganyika, brachte Versailles.

Niemals hat Großbritanien einer anderen Macht eine entscheidende Stellung in der Nähe seiner afrikanischen Schlagader gestattet. Hier griff es mit überraschender Entschlossenheit immer zu den Waffen, wenn andere diplomatische Mittel versagten. Als die Franzosen von Westen her nach den Quellen des Weißen Nil griffen, schlug sie Lord Kitchener so entscheidend zurück, daß der Name Faschoda noch heute einen bösen Klang in allen französischen Ohren hat. Derselbe Kitchener wies nach seinem Siege über den Mahdi die Italiener zurück, die inzwischen in Nubien bis in die Nähe von Chartum vorgedrungen waren, sodaß sie heute nur den schmalen Streifen Eritrea besitzen.

Der neueste Versuch Italiens, in Ostafrika ein Kolonialreich zu schaffen, muß auf den unbedingten Widerspruch Englands stoßen. Das abessinische Hochland mit den Quellen des Blauen Nil und die südwestlichen Galla-Länder sind für jede andere Macht Tabu. England kann den Italienern das östliche Flachland schließlich zugestehen, jeden weiteren Anspruch aber wird es, wenn Sanktionen nicht genügen, mit der ganzen Entfaltung seiner militärischen Macht zurückweisen. Die Vorbereitungen dazu sind überall im Gange. Es geht nicht nur um die Abwehr einer Einschnürung einer englischen Lebensader. Der erwachende Islam in Ägypten, Streiks in den Kupferminen Rhodesiens, so-

---

Die Jugendfreunde

Von Peter Scher

Auf der Reise ins Gebirge fällt Herrn Habel aus Dresden ein, daß er in München seinen Jugendfreund Klampfer aufsuchen könnte.

Klampfer ist zwar Kunstmaler und das ist für einen Fabrikanten bedenklich, aber er ist wohl einer von den Auserwählten. Man liest seinen Namen.

Er spricht mit seiner Frau darüber, und sie — nach einem blitzartigen Bedenken: er wird doch nicht!!? — ist auch gleich dafür, die Sensation eines Maleratelliers zu erleben.

Habel gibt in Hof ein Telegramm an den Maler auf, trinkt fröhlich ein bayrisches Bier, lehnt sich in die Ecke und dampft weiter — München zu.

*

Beim Kunstmaler Klampfer schlägt eine Hoffnungsbombe ein.

Innerhalb eines Jahres hat er — im Gegensatz zu vielen Kollegen, denen es schlechter geht — zwei Bilder verkauft.

Und nun der reiche Jugendfreund!

Das Telegramm in der Luft schwingend, sagt er jungenhaft vergnügt zu ihr, deren hübsches Gesicht eine skeptische Falte um den Mund nicht verbergen kann: „Eins kauft er bestimmt! Er war immer ein nobler Kerl!"

„Na ja", sagt sie und sieht mit ihrem merkwürdigen Lächeln an ihm vorbei — „vielleicht! Wenn er doch telegrafiert!"

„Eben! Eben!" Er läßt das Telegramm in der Luft wehen. „Aber alles kommt darauf an, daß er nichts merkt! Wein muß her. Kein Wort von Bildern! Jugenderinnerungen! Ich erzähle von Spanien. Mit einem Wort: lustiges Künstlervölkchen!"

„Ja, ja —," sagt sie.

Er nimmt ihren Kopf zwischen beide Hände:

„Geschickt sein, Kind! Wenn die Stimmung auf der Höhe ist, tippst du so nebenher an: wollen Sie nicht mal das Atelier ansehen?"

„Ja ja", sagt sie und lacht vorschriftsmäßig.

*

Dann wird alles vorbereitet — Kuchen, Wein, Zigarren, Schokolade. Ins Atelier kommt ein Blumenstrauß. Die grünen Saffianklubsessel leuchten in der Sonne. Zwei Landschaften werden ausgewählt, zwei zartgetönte, überaus gefällige Landschaften, eine kommt auf die Staffelei, die andere daneben. Eine Palette mit frischen Farben liegt auf einem Hocker — daß der Fabrikant auch sieht, wie das alles vor sich geht.

„Morgen!" sagt Klampfer. „Wetten, daß ich morgen früh mit einem Scheck zur Bank rase?"

„Ach ja —!"

*

Herr und Frau Habel fahren pünktlich mit dem Auto vor. Die Aufwärterin, als besseres Dienstmädchen kostümiert, öffnet und führt sie in den Salon: „Die Herrschaften kommen sofort!"

Herr Habel sieht Frau Habel mit einem erfreuten und Zustimmung begehrenden Blick an: Na, haben wirs nicht alle zu etwas gebracht — wir vom Friedrich-August-Gymnasium?

Da stürmt auch schon Klampfer herein, küßt ihr die Hand, umarmt ihn unter feurigen Ausrufen und stellt seine Frau vor, die, frisch und strahlend wie sie dasteht, einmütig vom Ehepaar Habel als untadelig anerkannt wird.

Alles geht programmäßig vor sich. Die Damen sagen sich angenehme Dinge. Das Mädchen serviert den Tee. Der Kuchen ist ausgezeichnet. Die Herren frischen angenehme Erinnerungen auf.

„Ja, das waren Burschen im Friedrich-August-Gymnasium! Erinnerst du dich an Böhlke?"

„Der lange Böhlke mit den Pickeln? Ja freilich!"

„Der ist jetzt Ministerialrat!"

„Und Kaputschnik — weißt du, der dem Rektor das Papier hinten angeheftet hat — "

„Kapu — — ja ja — natürlich! Ein toller Knabe!"

„Der hat jetzt die große Treibriemenfabrik in Bunzlau."

Der Maler sieht Perspektiven und notiert in Gedanken fieberhaft Adressen.

Herr Habel fühlt sich immer gemütlicher; es geht dem Abend zu und seine Frau wirft bereits Blicke. Aber Frau Klampfer fängt sie auf und schlägt vor, daß man zum Essen beisammen bleiben möge.

Der Fabrikant läßt sich nicht lange bitten, auch der Frau gefällt es bei dem lustigen Künstlervölkchen, und so geht man allmählich zum Abendessen über.

Alles ist ausgezeichnet. Klampfer hat einen einundzwanziger Pfälzer herangeholt, der dem Fabrikanten Rufe der Begeisterung entlockt.

Die Stimmung ist brillant; die Jugendfreunde prosten immer wieder aufs Friedrich-August-Gymnasium.

„Na, wir habens Gottseidank geschafft", sagt Habel — „prost, alter Junge!" Und unter dem Einfluß des Einundzwanzigers kann er es nicht hinterm Berg halten, daß er geschäftlich zufrieden sei.

Nun muß auch Klampfer das seine tun.

„Mir geht es auch gut. Wenn ich so rasch malen könnte wie ich verkaufen kann! Freilich ein Industrieller wie du — — —"

„Hör auf", sagt Habel paffend, „ihr Künstler habts doch besser, unsereiner hat immer den Kopf voll —"

„Ernst ist das Leben, heiter die Kunst", wirft Frau Habel ein.

„Na", sagt Klampfer, und ein nervöses Zittern, das nur seine Frau bemerkt, fliegt über sein Gesicht — „na, es gibt ja heute schließlich auch Maler, die es nicht leicht haben..."

Höchste Zeit! denkt seine Frau und bringt mit heroischer Kraftanstrengung harmlos und beiläufig ihr Stichwort: „Uebrigens, wolltet ihr euch nicht das Atelier ansehen?"

Herr und Frau Habel tauschen einen Blick.

Er raucht krampfhaft und röchelt etwas scheinbar Zustimmendes.

Dann sagt sie — nicht unfreundlich: „Ach ja — ein Atelier hätte ich auch ganz gern mal gesehen."

Oh weh! denkt der Maler.

Die grünen Klubsessel und das gefällige Bild leuchten um die Wette; der Blumenstrauß duftet.

„Wie reizend!" ruft Frau Habel... „ach — haben Sie das eben fertiggemalt?"

„Da", sagt Klampfer und zeigt auf die Palette — „die Farben sind noch naß."

„Nein, so etwas — sieh bloß, Friedrich!"

Der Fabrikant sieht bald die Palette, bald die gefällige Landschaft an und zulpt angestrengt an seiner dicken Zigarre.

Das Ehepaar Klampfer beobachtet ihn und sein Herzschlag scheint auszusetzen.

Es ist unverkennbar, daß er kämpft und — rechnet.

Da — er nimmt die Zigarre aus dem Mund.

Jetzt! denkt der Maler und vertauscht unter neckischen Bemerkungen mit fliegenden Händen die eine Landschaft mit der anderen, noch gefälligeren.

Aber da steckt Habel die Zigarre wieder in den Mund, und der abermaligen starken Rauchentfaltung, die von undeutlich knurrenden Tönen begleitet ist, kann leicht entnommen werden, daß Kampf und Berechnung in ein neues, gefährliches Stadium getreten sind.

Herr erleuchte ihn! fleht der Maler zu Gott.

„Noch ein Glas!" sagt er und reicht es dem andern.

„Prost, Pröstchen!" sagt der Fabrikant und trinkt mit einem Zuge aus.

Und mit einemmal — Klampfer fühlt es genau; Schweiß steht auf seiner Stirn — mit einemmal hat jener ausgekämpft, und der unbeugsame Entschluß, nicht zu kaufen, hat ihm seine Sicherheit so vollkommen wiedergegeben, daß er daraus die Kraft zur Be-

zialistische Propaganda unter den schwarzen Arbeitern Südafrikas, Revolten der Massai in Kenia zeigen die Gefahren, die der Krieg einer weißen Macht gegen die Farbigen heraufbeschwören kann. Der Einspruch Englands aber wird ihm wertvolle Sympathien in Afrika wiederherstellen.

Ernst Pfau

Kriegshausse

Er: So ein Krieg scheint doch eine rentable Sache zu sein. Du hast doch wohl in den letzten Wochen auch manchmal den Handelsteil der Zeitungen gelesen? Rüstungshausse, starke Preiserhöhungen an den Rohstoffmärkten, Börsenhoffnungen, und wie die Überschriften sonst noch heißen. Und wenn man die Berichte genauer liest, so erfährt man z. B., daß im Lauf von vier Wochen, von Anfang September bis Anfang Oktober, die Preise für Blei um 18 Prozent, für Zink um 11 und für Kupfer um 7 Prozent gestiegen sind, die Preise für Baumwolle um 5—9 und für Hanf sogar um 30 Prozent. Rohseide, Weizen, Mais, Ölsaaten, ja Zucker und Kaffee, also Artikel, die mit dem Krieg doch nicht viel zu tun haben, sind in die Höhe geklettert. Wirklich eine rentable Sache, so ein Krieg! In Abessinien sind vielleicht ein paar tausend Soldaten gefallen, und schon sind Hunderttausende verdient.

Ich: „Du hast ja selber schon angedeutet, daß vielleicht nicht nur der Krieg die Preissteigerungen verursacht hat. Tatsächlich tendieren schon seit Monaten einige Rohstoffe aufwärts. Es gibt dafür verschiedene Gründe: In fast allen Ländern werden die Rüstungen stark vergrößert; in manchen Ländern ist überhaupt eine allgemeine Konjunkturbesserung zu verzeichnen, und bei einzelnen Rohstoffen hat auch die planmäßige Produktionsbeschränkung eine gewisse Wirkung gehabt. Dazu ist nun allerdings noch als verstärkende Ursache der Krieg gekommen. Schon die Vorbereitungen haben preissteigernd gewirkt. Du wirst ja wohl auch an deinem Geldbeutel oder deinem Magen gespürt haben, daß diesen Sommer die Zitronen sehr teuer gewesen sind; die haben die Italiener eben in Eritrea gebraucht, besonders für die Lazarette. Die dänischen Bauern haben es nicht ungern gesehen, daß die Italiener ihnen Butter und Eier abkauften, wodurch sofort die darniederliegenden Preise angezogen haben, und so ist es noch bei einigen andern Waren gegangen. — Interessant ist, daß diese „Kriegshausse", wenn man es so nennen will, Halt machte, daß die Börsen unruhig wurden und das Kapital aus Europa nach Amerika abzuwandern begann, als die Gefahr eines kriegerischen Konfliktes zwischen England und Italien auftauchte. Das hätte unter Umständen zu einem europäischen Krieg führen können, und das wäre für das Kapital offenbar doch ein zu riskantes Geschäft. Jetzt aber, da der Krieg auf Abessinien beschränkt bleibt, geht die Hausse weiter; jetzt kann man ohne allzu große Gefahr verdienen.

Er: Findest du das nicht auch abscheulich? Krieg als Wirtschaftsankurbelung! Geld verdienen daran, daß andere totgeschossen werden!

Ich: Doch, doch. Aber was willst du dagegen machen? Wenn nach einem Rohstoff, wie etwa Blei oder Zinn, große Nachfrage besteht, so steigt eben der Preis. Das zu verhindern, geht vielleicht eine Zeit lang in einem einzelnen Land mit einer starken Regierung, aber in der Weltwirtschaft geht es noch nicht.

Er: Da wirst du wohl recht haben. — Aber ist nicht eine solche künstliche Konjunkturbelebung (und künstlich wird man sie doch wohl nennen dürfen) auf die Dauer betrachtet ein sehr schlechtes Geschäft? Da steigt jetzt der Preis für Nickel, und die Aktien des Nickeltrustes klettern mit, weil Italien für seine Granaten in Abessinien Nickel braucht. Wozu braucht? Damit der Nickel später in den Bergen oder Sümpfen Abessiniens herumliegt! Und was geschieht, wenn es sich herausstellt, daß der Bedarf jetzt überschätzt worden ist, oder wenn der Krieg bälder zu Ende geht als die Lieferanten „hoffen"?

Ich: Dann klettern eben die Preise und die Aktien wieder herunter.

Er: Höchst einfach! Und wer trägt den Verlust? Wer bezahlt das „verpulverte" Material?

Ich: Nun, irgend jemand muß es bezahlen. Aber ob es gerade die sind, die vorher verdient haben, ist etwas zweifelhaft. Es kommt da sehr auf die Umstände an. Der Händler, der jetzt Kupfer zu hohen Preisen verkauft, hat seinen Gewinn gemacht, und der bleibt ihm, auch wenn die Hausse bald zusammenbrechen sollte. Beim Produzenten ist es unter Umständen ebenso; wenn er aber, verleitet durch die starke Nachfrage, die Produktion zu sehr ausdehnt, so werden vielleicht seine jetzigen Gewinne durch die später, nach einem eventuellen Rückschlag, eintretenden Verluste ausgeglichen. Wer Aktien bei steigendem Kurs gekauft hat und sie rechtzeitig wieder abstößt, hat gewonnen; wer den richtigen Zeitpunkt versäumt oder die Aktien aus irgend einem Grund nicht loswerden kann, trägt den Verlust. Aber ob nun die Produzenten und Spekulanten den Bedarf überschätzen oder nicht — im allgemeinen wird man sagen können: Wenn Italien Abessinien in Besitz nimmt, so werden die Abessinier in irgendeiner Form die Kriegskosten, wirtschaftlich gesprochen: die Ausgaben für die Arbeitsbeschaffung, die der Krieg darstellt, bezahlen müssen; erreichen die Italiener ihr Ziel nicht, so muß eben das italienische Volk den Riemen enger schnallen.

Er: Du redest da von Arbeitsbeschaffung. Hat denn diese Art von Arbeitsbeschaffung überhaupt einen Wert? Ich meine nicht für Einzelne (die verdienen ohne Zweifel daran), sondern für die Gesamtwirtschaft?

Ich: So viel oder so wenig Wert wie jede „unproduktive" Arbeitsbeschaffung. Ob man Geschütze in Auftrag gibt, die nur im Manöver gebraucht werden, oder solche, die in einem wirklichen Krieg schießen, und ob die Rüstungsindustrie Platzpatronen oder scharfe Patronen herstellt, ist, wirtschaftlich betrachtet, ziemlich gleichgültig. Daß aber solche „unproduktive" Arbeitsbeschaffung unter bestimmten Verhältnissen einen gewissen wirtschaftlichen Wert haben kann, das ist in letzter Zeit ja öfters dargelegt worden.

Er: Wenn man also täglich so und so viele Zentner Kupfer, Zinn, Blei und was weiß ich noch in die Luft schießt (daß damit Menschen getötet werden sollen, davon wollen wir gar nicht reden), so kann das . . .

Ich: So kann das, ich möchte nochmals betonen: unter Umständen, eine gute Konjunktur der Weltwirtschaft herbeiführen helfen.

Er: Aber das ist ja heller Wahnsinn!

Ich: So kann man vielleicht sagen. Aber wo steht denn geschrieben, daß die heutige Weltwirtschaft ein Erzeugnis der reinen Vernunft sei?

Helmut Richter

Der Kupferverbrauch in den Vereinigten Staaten wird für 1935 auf 500 000 Tonnen geschätzt; 1934 hat er 380 000, 1929 dagegen 1,1 Millionen Tonnen betragen. Der Kupferverbrauch außerhalb der USA wird für 1935 auf erheblich mehr als 1 Million Tonnen geschätzt, während der bisherige Höchststand (1928) 930 000 Tonnen betragen hat. Besonders Italien hat zur Steigerung des Verbrauchs beigetragen; in New York allein liegen italienische Aufträge zur Lieferung von 60 000 Tonnen vor.

Die Zinnproduktion ist im letzten halben Jahr um 75 Prozent größer als im gleichen Zeitraum des Vorjahres.

Wird Holland ein Industriestaat?

Die Holländer sind Schiffer und Bauern, aber Schiffer und Bauern, die eng mit der Weltwirtschaft verbunden sind. Da die Wirtschaftskrise die Schiffahrt schwer geschädigt, die Ausfuhr holländischer Gärtnereiprodukte dezimiert und außerdem die Einnahmen aus Kolonialbesitz vermindert hat, ist Holland seit 1930 in einer ähnlich schlimmen Lage wie die Industriestaaten. Das Wirtschaftsleben stockt, die Zahl der Arbeitslosen steigt (sie beträgt heute 450 000 bei einer Bevölkerung von 8 Millionen), und selbst die Währung ist nicht mehr ganz fest.

Wie soll man der Not begegnen? In Industriestaaten heißt die Losung: Zurück aufs Land! Der Arbeiter muß Bauer werden! In Holland ertönt der Ruf: Her mit Fabriken! Der Gärtner muß Arbeiter werden!

Der Gedanke, Holland allmählich zu einem Industriestaat zu machen, ist von den südlichen Provinzen ausgegangen, vor allem von den Provinzen Limburg und Brabant. Er stieß natürlich auf starken Widerstand, ist aber jetzt doch so weit durchgedrungen, daß Professor Gelissen, der Vorkämpfer des Industrialisierungsgedankens, zum Wirtschaftsminister berufen worden ist. Er hat sofort ein „Ökonomisch-Technologisches Büro" gegründet, das einen Plan ausarbeiten soll, wie die Industrie angesiedelt werden soll; die Industrie soll dezentralisiert und es soll möglichst wenig staatliches Geld in Anspruch genommen werden.

Wir wollen einmal abwarten, wann das Büro mit seinem Plan fertig ist und wann (und ob überhaupt) mit dem Bau der ersten Fabrik begonnen wird. Inzwischen geht die Diskussion weiter. Die Gegner der Industrialisierung sagen, in Holland seien die Gestehungskosten so groß, daß eine holländische Industrie niemals konkurrenzfähig sein könne; außerdem werde, wenn Holland eine eigene Industrie besitze, die Kaufkraft der bisher nach Holland exportierenden Länder, vor allem Deutschlands, geschwächt, so daß sie von Holland weniger Gärtnereierzeugnisse abnehmen können; auch sei gerade beim Neuaufbau einer Industrie die Gefahr von Fehlinvestitionen besonders groß, und einer solchen Gefahr könne sich Holland nicht aussetzen. Die Befürworter der Industrialisierung dagegen weisen darauf hin, daß der Aufbau einer Industrie zunächst den benachbarten Industrieländern Gelegenheit zu Lieferungen biete und daß ja überhaupt der Fortschritt der Industrialisierung den Warenaustausch nur fördere, daß die Kaufkraft im Innern steige und deshalb Waren, die nicht mehr ausgeführt werden können, im Inland verbraucht werden, daß, wenn infolge der Kaufkraftvermehrung die Einfuhr steige, auch die Ausfuhr vergrößert werden könne, und so weiter.

Man sieht: es sind auf beiden Seiten die alten Argumente, schon hundertmal vorgebracht und widerlegt. Auch das holländische Experiment (wenn überhaupt mit seiner Durchführung begonnen werden sollte) wird wohl keine Entscheidung darüber bringen, wer recht hat.

I. G.

Sozialwirtschaftliche Experimente

2. Freidorf

Während die Zeiß-Stiftung auf einer Produktionsgrundlage beruht, ist die nachstehend besprochene ganz anderer Art. Sie ist eine Lebensgemeinschaft mit Erziehungs- und Bildungszielen und gründet sich auf den Verbrauch.

Der Verband Schweizer Konsumvereine hatte ein deutsches Kriegsguthaben, das er für verloren ansah, abgebucht und für den Fall, daß die Schuld dennoch beglichen werde, bestimmt, daß sie den Grundstock einer gemeinnützigen Stiftung bilden solle. Als nach Kriegsschluß die verloren geglaubte Million mit Zins und Zinseszinsen eintraf, wurde die Stiftung mit einem Kapital von 6 Millionen Mark gegründet.

Auf einem Dreieckgelände von 85 000 Quadratmetern wurde eine Wohnsiedlung von 150 Einfamilienhäusern errichtet, die den Namen „Freidorf" erhielt. Freidorf liegt etwa 3 Kilometer von Basel entfernt, ist mit dieser Stadt durch eine Straßenbahn verbunden, gehört aber zu der Dorfgemeinde Muttenz.

Freidorf ist im Rahmen der Stiftung eine selbständige Genossenschaft, die sich selbst verwaltet. Der Eintritt in die Genossenschaft steht jedermann frei, aber bei der Wohnungsvergebung sollen in erster Linie Angestellte und Arbeiter in Genossenschaftsbetrieben berücksichtigt werden. Der Genossenschaftsanteil beträgt 80 Mark pro Familie. Das genossenschaftliche Betriebskapital dient dem gemeinsamen Wareneinkauf. Die erzielten Gewinne fließen den Konsumenten wieder zu. Die Konsumkraft dieser kleinen Gemeinde von 470 Köpfen ist fast restlos erfasst. Der Umsatz an Waren aller Art erreicht die respektable Höhe von 400 000 Mark im Jahr. 2 Prozent davon erhalten die Mitglieder rückvergütet.

An die Stiftung werden nur die Mieterträge abgeliefert. Da die Baukosten unmittelbar nach dem Kriege außergewöhnlich hoch waren und die Mieten den in Basel üblichen angepasst werden mußten, konnte sich das Stiftungskapital nur mit ¾ % verzinsen. Der Stiftungsfond ist in den 15 Jahren des Bestehens der Siedelung wieder auf 725 000 Mark aufgefüllt worden. Sobald er groß genug geworden ist, um die Kosten einer neuen Siedlung im gleichen Ausmaße zu decken, muß nach der Stiftungssatzung wiederum ein Freidorf in einer anderen Gegend der Schweiz errichtet werden. Und so soll es weitergehen — in gesteigertem Tempo, denn die Erträge von zwei Siedlungen erfordern nur die halbe Zeit für die Aufbringung der Kosten für das dritte Freidorf.

Die Freidorf-Siedlung ist absichtlich nicht auf Zuwachs eingerichtet. Man wollte keinen Großbetrieb schaffen, aus dem Freidorf keine Stadt werden lassen. Die Anlage ist auf eine Lebens- und Wohngemeinschaft gerichtet, in der „das gut Familienhafte sich mit dem gut Genossenschaftlichen verbinden" soll, um dann seine weitere Auswirkung zu finden „im Mittun mit Allen für Alle", im „Gemeinschaftsdienst für das Gemeinwohl". So hat Bernhard Jaeggi, der Präsident der Schweizer Konsumgenossenschaften und zugleich wohl auch Urheber der Stiftung, die Statuten der Freidorf-Genossenschaft erläutert.

Aus der Mitte der Siedlung, die mit schönen Blumen- und Ziersträucheranlagen durchzogen ist, ragt ein mehrstöckiges Gebäude hervor: das Gemeinschaftshaus mit großem Versammlungs- und Turnsaal, Sitzungszimmern, Volks- und Kleinkinderschule, Genossenschaftseminar, Bücherei, Café-Restaurant und Verkaufsläden für Lebensmittel und Manufakturwaren. In diesem

---

tätigung eines lauten und wahrhaft freundschaftlichen Wesens schöpft.

„Wunderbar!" schreit er, auf das Bild zu- und wieder zurücktretend — „einfach wunderbar! Herrgott, es ist doch großartig, daß wir vom Friedrich-August-Gymnasium alle was geworden sind!"

Der Maler und seine Frau sehen sich an. Die Flasche mit dem Einundzwanziger steht auf dem Tisch; man schenkt ein und prostet und läßt einander leben, und das Atelier wiederhallt von Heiterkeitsausbrüchen.

„Aber jetzt los, los!" sagt plötzlich der Fabrikant mit einem Blick auf die Armbanduhr... „Kinder, es war herrlich bei euch — vielen vielen Dank!"

Und die Frau Fabrikant, in der Tür sich noch einmal zurückwendend, fasst die blasse Malersfrau um die Taille und sagt: „Wirklich entzückend, so ein Atelier!"

Der Traum von Berlin

Die Bremsen eines Überlandlastwagens ziehen an. Der vom Staub der Landstraßen grau gezeichnete Wagen steht still. Sein Führer beugt sich aus dem Fenster nach hinten und ruft zum Wagen hinauf: „So, nun sind wir am Alex, und du kannst aussteigen. Laß es dir gut gehen in der Berliner Luft". Ein großer blonder Junge kommt aus dem Kasten herausgekrochen und springt vom Wagen mitten auf die Straße.

„Ich danke vielmals für die Fahrt, Sie haben mir geholfen, schneller an mein Ziel zu kommen, als ich erhofft hatte. Nochmals vielen Dank!"

„Schon jut," brummt der Fahrer, „und komm nich untern Schlitten!"

Bremse los. Gas gegeben. Schon rollt der Wagen weiter und im nachwirbelnden Staub steht der junge Bursche allein mitten auf dem Fahrdamm.

Mitten auf dem Alexanderplatz.

„Oller Dussel, du willst wohl jerne ins Krematorium? Mach dette 'rüber kommst!" Ein Chauffeur, der den Jungen beinahe angefahren hätte, weckte ihn mit diesen zärtlichen Worten aus seiner Selbstversunkenheit. Nun springt er unbeholfen und aufgeregt zwischen den fahrenden Wagen hindurch auf den Fußsteig. Er hat einen großen, schlecht verschnürten Pappkarton, der seine Habseligkeiten enthält, in der Hand und stellt ihn neben sich an eine Kandelabersäule. Genießerisch zündet er sich eine Zigarette an, während der langen Fahrt durfte er nicht rauchen, im Wagen befanden sich leicht entzündbare Güter. Beim Rauchen dreht er sich um seine eigene Achse und besieht erstaunt die neue Gegend.

Unfaßlich große Gebäude. Berolinahaus, Tietz, Wertheim, Riesenrestaurants, Bauskelette, Untergrundbahnhöfe, ratternde Züge, Schnellbahnen, Autobusse, Autos und nochmals Autos.

Berlin brandet um den großen blonden Jungen, der gekommen ist, seine Träume vom Lebensglück hier zu verwirklichen.

Nanu, ihr Berliner, ihr geht eilig an mir vorbei? Seht mich gar nicht an? Merkt ihr denn nicht, daß ich zu euch gekommen bin? Ich, Hans Banse aus Friedberg, der eben ausgelernte Mauersmanngeselle. Dem sein Lehrmeister mit auf den Weg gegeben hat, daß er ein besonders tüchtiger Kerl sei. He, ihr Berliner, fällt euch nicht auf, daß ich der beste Turner in der Friedberger Jugendriege bin?

Nein, es fällt nicht auf. Berlin wirbelt weiter um Hans herum. Niemand kennt ihn, keiner sieht ihn an. Hans ist etwas enttäuscht von der Art, wie ihn Berlin begrüßt; er hatte es sich so ganz anders vorgestellt.

Nun fragt er nach dem Weg zum Obdachlosenasyl, und beim Marsch durch die endlos langen Straßen fällt ihm all das wieder ein, was er sich in hellen Farben ausgemalt hatte von seiner Eroberung Berlins.

Ja, so sollte es sein: Hans trifft in Berlin ein. Alle Leute grüßen ihn, denn so ist's ja in Friedberg auch. Dann fragt er bei einem reichen, vielbeschäftigten Meister um Arbeit an, und auch dieser ist erfreut, daß Hans endlich kommt. Wie ein Pferd wird er arbeiten; oh, das kann er; und die erste Woche gleich fünfzig Mark verdienen. Später dann noch mehr. Der Chef wird ein hübsches Töchterlein haben, schwarz und glutäugig, das wird er ins Kino führen, verlobt sich dann mit ihm und wird Mitinhaber des Betriebes. Eine sensationelle Erfindung will er den biederen Berlinern auch auf den Tisch legen. Was für eine, ist zwar noch nicht sicher, aber Hans wird schon irgend etwas Großes erfinden. Sicher wird er dann Millionär und Ehrenbürger.

Vorläufig steht er vor der „Palme", dem Berliner Heim für Obdachheischende, und begehrt Nachtquartier. Die nüchterne Abfertigung am laufenden Band wirkt nicht ermutigend. In der Reihe der Wartenden stehen viele Hansen, die auszogen, das Glück zu suchen.

Am nächsten Morgen wird er vor seinem Weggang durch den Jugendpfleger auf Herz und Nieren geprüft.

„Was willst du in Berlin?"

„Arbeit suchen!"

„Aber, Junge, liest du keine Zeitung oder gibt's kein Radio in Friedberg? Berlin ist Notstandsgebiet und hat noch sehr viel arbeitslose Mauersleute, auch Jungarbeiter. Glaubst du, daß Berlins Arbeitsämter auf Auswärtige warten?"

Hans weiß darauf nichts zu antworten, nur in seinem Innersten glaubt er noch an sich und seine Mission.

„Du kannst wohl zum Nachweis hingehen, aber es ist vergebens", so verabschiedet ihn der Jugendpfleger. Hans bekommt die Adresse des Fachnachweises, und mit seiner Eßkarte für die Volksküche versehen zieht er los.

In der Stempelstelle reiht er sich in die Schlange der Wartenden und zeigt, am Schalter angekommen, sofort alle Papiere, Lehrzeugnis, Gesellenbrief, Arbeitsfrontausweis, und fragt den Beamten eindringlich nach einem freien Posten. Der Mann am Schalter sieht ihn erstaunt an.

„Nur in Ihr Wanderbuch kann ich Ihnen einen Stempel drücken!" Schon sitzt der Stempel bei den vielen anderen. „Erfolglos nach Arbeit gefragt."

Dem Hans gibt es einen Stich durchs Herz. Wieder nur einer der verhaßten Stempel. Trotzdem gibt sich der beste Turner von Friedberg nicht so leicht geschlagen. Er zieht auf eigene Faust auf Arbeitsuche. Nach einer halben Stunde findet er endlich ein Hausschild, das einen Maurermeister verheißt. Freudig geht er ins Büro hinein und sagt dem Meister sein Verslein her.

Auch der verneint. „Der Gang der Dinge ist vom Arbeitsamt bestimmt, und für einen Stadtfremden gibts keine Arbeitserlaubnis!" Immerhin gibt er dem jungen Gesellen ein Frühstück und aus seiner eigenen Tippelzeit ein paar gute Ratschläge. Auf einem Neubau sagten ihm Polier und Vertrauensrat dasselbe. Mehr und mehr sank sein Mut.

„Arbeit is nich!" So lautet die lakonische Antwort auf Hansens wiederholte Frage. Der Jugendpfleger rät ihm, Berlin wieder zu verlassen und anderwärts sein Glück zu suchen. Und das Jugendwohlfahrtsamt spendet sogar noch eine Fahrkarte zur Fahrt aus dem Häusermeer.

Hans hat eingesehen, daß Berlin sich nicht erobern läßt und schlenkert wehmütig mit seinem Pappkarton über den Alexanderplatz dem Bahnhof zu.

Tramp

Kunst

Von dem goldgerahmten Kunstdruck „Elfenreigen" sind nach einem Artikel von H. Hinder in der „Deutschen Wochenschau" allein in Deutschland über zwei Millionen Stück abgesetzt worden, und zwar zum Preis von 46 Mark, während man eine anständige Radierung schon um 8 bis 10 Mark haben konnte und Tausende von Maler und Grafikern brotlos waren.

Gebäude spielt sich das Gemeinschaftsleben ab, hier versammeln sich die Freidörfler zu Beratungen, zur Erledigung der Verwaltungsarbeit, zur Bereicherung ihrer Bildung, zu körperlichen Übungen und zu feierlichen und festlichen Veranstaltungen.

Für die Bereitstellung und Unterhaltung der Volksschulräume besitzen die Freidörfler das Vorschlagsrecht für die Lehrerbestallung und auch Einfluß auf das Schulprogramm. Im Geiste Pestalozzis werden die Kinder unterrichtet, auch in der Kleinkinderschule wird neben Spiel und Beschäftigung genossenschaftliche Belehrung gegeben.

Zur Ausbildung in allen genossenschaftlichen Funktionen ist ein Seminar und eine Verkäuferinnenschule eingerichtet. Dauerausstellungen, Lehrkurse und Einzelvorträge, genossenschaftliche Tagungen und Besichtigungen haben Freidorf zu einem genossenschaftlichen Mittelpunkt der Schweiz gemacht.

Die vielerlei Aufgaben, die in einem Gemeinwesen zu erledigen sind, verpflichten auch Jeden zur Teilnahme an der Gemeinschaftsarbeit. Es gibt kein Haus, keine Familie, in der nicht ein ehrenamtlicher Funktionär für die Freidorf-Gemeinschaft tätig ist. Alles ist geordnet, und Widerstände und Unzuträglichkeiten haben sich seither kaum ergeben. Ganz selten sind Austritte aus der Gemeinschaft zu verzeichnen, höchstens solche aus wirtschaftlichen Gründen: Stellenwechsel, Versetzungen usw.

Nach fünfzehn Jahren harmonischen Zusammenlebens im Freidorf darf man wohl annehmen, daß der Grundgedanke dieser Lebensgemeinschaft gesund ist.

Bernhard Schildbach

Spielerglück

Nachdem sogar der eingeschworene Atheist Schopenhauer, der nur einen blinden Willen als Bewegungsgrund der Welt anerkennt, in einem ausführlichen Aufsatz „Über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen" zugegeben hat, daß manche Schicksalsfügungen sich am leichtesten durch die Annahme sinn- und zweckvoll arbeitender Kräfte erklären, deren Wesen über unsere Fassungskraft hinausgeht, wird es nicht als ein Rückfall in primitiven Aberglauben ausgelegt werden können, wenn man heute von Schicksalsgesetzen und der Möglichkeit einer systematischen Schicksalsstunde zu sprechen wagt.

Mit der Aufstellung solcher Schicksalsgesetze und der Ausarbeitung einer solchen Schicksalskunde braucht über die Natur der Kräfte, deren Wirken erforscht werden soll, ja noch gar nichts gesagt zu sein. Auch die Wissenschaft der Optik oder die der Akustik waren längst schon Wissenschaften, ehe sie dahin gelangten, eine halbwegs haltbare Hypothese über das eigentliche Wesen der von ihnen untersuchten Erscheinungen aufzustellen. Denn Wissenschaft ist immer viel mehr Feststellung und Zu-einander-in-Beziehung-Setzung als Deutung.

Und in welcher Weise nun bei den Vorarbeiten zu einer künftigen Wissenschaft vom Schicksal verfahren werden könnte, das soll hier an einem Beispiel veranschaulicht werden, das stets schon als besonders bezeichnend für das Walten des Schicksals gegolten hat: an dem des Spielers.

Der Spieler, — das ist der Mann, der es mit dem Schicksal aufnimmt, indem er es zu überlisten und sich seine Wechselfälle zunutze zu machen sucht. Und es ist gleichzeitig der Mann, mit dem das Schicksal spielt, indem es seine Erwartungen immer wieder zunichte macht und ihn bald ohne sein Zutun zum Erfolg, bald ungeachtet seines Widerstrebens zum Untergang hinführt.

Der Fall des Spielers ist ohne Frage vor allem deshalb so aufschlußreich, weil er das Schicksal gleichsam nackt zeigt, d. h. unbeeinflußt durch irgendwelche geistigen, sittlichen oder körperlichen Leistungen des Menschen.

Natürlich stellt sich das Schicksal im praktischen Leben nur selten in solcher Nacktheit dar. Es ist zumeist sogar in hohem Grade von Leistungen der Menschen — und zwar negativen wie positiven — abhängig. Aber gerade diese Abhängigkeit von menschlichen Leistungen verundeutlicht das Bild des Schicksals zugleich, und so ist der leistungsarme Spieler, wie unerfreulich er rein menschlich auch wirken mag, in gewisser Hinsicht eben doch so etwas wie ein Musterbeispiel.

Er ist es vornehmlich in der Art, wie Glück und Unglück sich bei ihm die Waage halten. Denn das tun sie, und je länger sein Spielerdasein währt, in desto auffälligerem Maße. Die Mathematik spricht hier von einem Gesetz der großen Zahlen, demzufolge nach einer bestimmten, ziemlich hohen Zahl von Versuchen die möglichen Ergebnisse annähernd gleich oft aufgetreten sein müssen.

Eine Moirologie oder Schicksalskunde würde ihrerseits daraus ein Gesetz des Ausgleichs ableiten und also feststellen, daß das, was man Glück, und das, was man Unglück nennt, bei sonst unverändert bleibenden Umständen die Neigung haben, im Lauf der Zeit einander auszugleichen.

Gewiß ist das zunächst nur eine recht rohe Formulierung (die zudem noch einer Reihe von Einschränkungen bedarf, wenn sie unangreifbar werden soll). Und doch läßt sich praktisch mitunter sehr wohl schon etwas mit ihr anfangen.

Dort in erster Linie nämlich, wo es sich um die Grenzfälle einer außerordentlichen Häufung von unverdienten Glücks- oder eine ebensolche von unverdienten Unglückserlebnissen handelt. Sie lassen zum mindesten den Wahrscheinlichkeitsschluß zu, daß das Blättchen sich nach bestimmter Frist noch einmal wenden werde, und eine Wahrscheinlichkeit dieses Schlusses wird um so größer, je außerordentlicher jene Häufung und je länger der Zeitraum ist, innerhalb dessen sie sich gehalten hat.

Die Alten mißtrauten einem allzu großen Glück. Sie fürchteten den Neid der Götter. Und es ist ja bekannt, wie ihr Mißtrauen und ihre Furcht sich an einem Krösus, einem Polykrates, einem Alkibiades bewährt haben. Aber sie achteten auch das Unglück und waren weit entfernt davon, es zu verhöhnen oder zu beschimpfen, weil es ihnen Gewähr für künftiges Glück zu sein schien. Und mit wie großem Recht sie das glaubten, — dafür galt ihnen selber ein Odysseus oder auf der Gegenseite eine Äneas als Beispiel.

Freilich, wie schon gesagt: es sind lediglich Grenzfälle, auf die das Gesetz des Ausgleichs so ohne weiteres anwendbar ist. Und nur Spielernaturen, d. h. solche Menschen, die ihre Sache nicht sowohl auf die Leistung als auf „gut Glück" gestellt haben, sind in vollem Sinne imstande, derartige Grenzfälle zu verwirklichen.

Aber es gibt mehr Spielernaturen, als man sich in nüchternen Bürgergehirnen wohl träumen läßt. Und wer weiß genau, ob er nicht selbst im Grunde zu ihnen gehört?

Kuno Fiedler

Marius oder Scipio?

Es hat mich mit hoher Befriedigung erfüllt, aus dem Aufsatz des Herrn Argentomontanus in voriger Nummer zu erfahren, daß mein schlichter Tatsachenbericht in Nr. 40 („Aller Anfang ist schwer") auch im Himmel gelesen worden ist und den dort versammelten hohen und höchsten Herrschaften Anlaß zu einem gelehrten Streit gegeben hat. Wenn ich zu diesem hier nachträglich selbst das Wort ergreifen darf, so möchte ich vor allem bemerken, daß mich die Gekränktheit des alten Demagogen Marius keineswegs übermäßig verwundert. Es sieht dem ungebildeten und eifersüchtigen Menschen nur allzu ähnlich, wenn er sich nicht vorzustellen vermag, daß auch Leute vor ihm auf den Trümmern Karthagos gesessen haben könnten (und in der Schule hatte er, als davon gesprochen wurde, wahrscheinlich gerade wieder geschwänzt). Aber natürlich ist es trotzdem der Fall gewesen. Von Scipio dem Jüngeren, dem Eroberer der Stadt, wird ausdrücklich berichtet, daß er sich s. Zt. eine solche romantische Genugtuung gegönnt habe. Er soll dabei — was dem Analphabeten Marius überhaupt nicht möglich gewesen wäre — sogar Griechisch zitiert haben, nämlich die Verse Homers:

„Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos auch und das Volk des lanzenkundigen Königs."

Und ich muß schon sagen: daß Scipio sich — nach dem Zeugnis des Herrn Argentomontanus — heut so gar nicht mehr auf diese wirkungsvolle und oft ausgeschlachtete Scene besinnen will, — das wundert mich doch ein wenig. Aber vielleicht schämt er sich ihrer bloß und wünscht, sie in Vergessenheit geraten zu lassen. Mir soll es recht sein.

Kuno Fiedler, Dettingen am Main

Lieblinge des Himmels

Zeichnung von Willy Widmann

„... Niemand außer den Italienern ist im Stande, für euer Wohlergehen und euer Glück zu sorgen. Habt Vertrauen zu ihnen und fürchtet nichts. Sie sind eine mächtige Nation und die bevorzugten Lieblinge Gottes."

(Aus einem Flugzettel, den italienische Flieger an der abessinischen Nordfront abgeworfen haben sollen; vgl. Stuttgarter Neues Tagblatt, Nr. 468).

„Wir halten dich, Afrika! Man wird mit allen Mitteln versuchen, den militärischen Wert Italiens herabzusetzen, es um die Früchte seines Siegs zu bringen, es auf seinem Wege festzuhalten oder von ihm abzulenken. Diese Widerstände werden uns nur ein Beweis für die geschichtliche Bedeutung dieses Siegs sein, den Gott gewollt hat und noch will, und wir schulden ihm Dank dafür, daß wir in der Mission des italienischen Volks ein göttliches Zeichen sehen dürfen."

„Tribuna", Rom

Von Weil der Stadt ins Affental

In der letzten Nummer der „Sonntags-Zeitung" ist Otto Flake (und mit ihm wohl auch eine Anzahl von Lesern) darüber unterrichtet worden, daß Weil der Stadt ursprünglich nicht Weil in der Stadt geheißen hat und daß der Ortsname Weil im Dorf entstanden ist aus Weil em Dorf, was so viel bedeutet wie Weil dem Dorf. Nun, das hätte Otto Flake sich selber denken können, denn die Erklärung dieser Ortsnamen ist verhältnismäßig einfach; es gibt andere geografische Bezeichnungen, denen man ihre Entstehung nicht so leicht ansieht.

Woher kommt z. B. „Holstein"? Es hat mit Stein gar nichts zu tun, sondern hat „Holtseten" geheißen, was das gleiche ist wie das süddeutsche „Waldsassen". „Dietmarschen" ist nichts anderes als „Dietmarsgau", kommt also nicht von den Marschen her. „Seligenstadt" ist nicht ein Ort der Seligen, sondern eine Stadt der Weiden, wie im Süddeutschen „Weidenstatt" oder (auf der schwäbischen Alb) „Weidenstetten"; es ist eine Umformung der unverständlich gewordenen Bezeichnung „Sahalastatt", deren Wurzel wir im französischen Wort „saule" noch finden. Und „Querfurt" ist nicht die Furt quer über den Fluß, sondern die Mühlen-Furt; es hat nämlich früher „Quirnfurt" geheißen, und Quirn ist verwandt mit dem Quirl, den die Hausfrau benützt. Der merkwürdig klingende Ortsname Kirchentellinsfurt ist eigentlich ein Doppelname, entstanden aus der Vereinigung von zwei Ortschaften: die eine hieß „Kirchheim", schwäbisch „Kircha", die zweite: „Tälisfurt" = „Furt des Tälchens". In der schwäbischen Aussprache „Kirchadälesfurt" ist der Ursprung noch deutlich erkennbar.

Viele Ortsbezeichnungen in Süd- und Westdeutschland waren ursprünglich lateinisch und sind dann von Deutschen für Deutsche mundgerecht gemacht worden. Bekannt ist die Entstehung von „Augsburg" aus „Augusta Vindelicorum" oder von „Koblenz" aus „Confluentia", d. h. dem Zusammenfluß von Rhein und Mosel. Weniger bekannt ist, daß ein so deutsch klingendes Wort wie „Klagenfurt" nichts anderes bedeutet als „der Marktflecken des Claudius", „Claudii Forum", und daß das Affental, dessen süßes Erzeugnis Sie wohl auch schon genossen haben, nicht nach vielleicht dort lebenden Affen genannt worden ist, sondern nach dem dort ertönenden Ave-Läuten (das so romantisch-deutsch anmutende Abendglöcklein soll ja nicht den Abend einläuten, sondern zu einem Ave Maria auffordern).

Na, und weil wir nun schon bei einer Flasche Affentaler beisammensitzen, wollen wir die Ortsbezeichnungen verlassen, einen Schritt weiter gehen und uns ein „Eisbein" zum Wein bestellen, beileibe aber keines, das auf Eis gelegt worden ist, sondern ein warmes „Hüftbein", dessen griechische Bezeichnung „Ischion" ja den meisten Eisbeinessern von ihrem „Ischias" her vertraut ist. Und jetzt könnten wir weitermachen und noch mit einer Menge von mehr oder weniger bekannten Tatsachen aufwarten: daß Armbrust, Priester, Pfirsich, Fenster, Schreiner usw. usw. „Fremdwörter" sind — aber das ginge ins Uferlose; wir wollen uns bescheiden und, im Schatten einer Morelle sitzend, den Künsten eines Paradepferdes der Sprachforscher zuschauen, deutlicher ausgedrückt: wir wollen nur noch erfahren, woher die Wörter „Schattenmorelle" und „Pferd" stammen. Die Schattenmorelle liebt den Schatten durchaus nicht besonders, sondern hat in ihrer Heimat „Château Morel" sich wahrscheinlich ganz gern von der Sonne bescheinen lassen, und das Pferd möchte sich zwar lieber im Freien tummeln als einspannen lassen, gehört aber seinem Namen nach vor den Wagen; es hieß nämlich im Spätlateinischen „paraveredus", was zusammengesetzt ist aus dem griechischen para = für, dem keltischen ve = bei, und dem lateinischen raeda = Wagen; das Wort bedeutete ursprünglich ein Zugtier für den Beiwagen, d. h. den leichten Reisewagen, also ein etwas schwächliches, minderwertiges Roß.

Argentomontanus

Anm. d. Red. Der Herr Verfasser möge verzeihen, wenn wir bei der vorgebrachten Deutung für „Affental" einen leisen Zweifel nicht unterdrücken können und die Vermutung wagen, dieser Ortsname könnte mit dem alten Wort „Affelter" (Apfelbaum) zusammenhängen.

Kleinigkeiten

Ehrung eines deutschen Gelehrten. Nach der „Kölnischen Zeitung" (Nr. 502/3) hat sich auf einem Filosofenkongreß in Paris, an dem auch einige deutsche Professoren teilnahmen, der Engländer Bertrand Russell zum Wort gemeldet und in deutscher Sprache erklärt, er habe in seinem Leben keinen größeren und tieferen Denker kennen gelernt als den „deutschen Meister" Gottlob Frege. „Der Eindruck war groß und allgemein. Es war für uns Deutsche ein erhebender Augenblick. Ein Augenblick, wie er sich nur auf einem solchen Kongreß ereignen kann."

Sie oder Du? Im Organ des Reichsstandes des Deutschen Handwerks wird die Anregung vorgebracht, den Handwerkslehrling künftig mit „Sie" anzureden. Gerade das „Du" verleite dazu, zur Erziehung und Fertigkeitssteigerung die körperliche Züchtigung einzuschalten. Mit dem „Du" seien auch schnell all die Ausdrücke verbunden, die dem Lehrling bei Gelegenheit des Ärgers zugerufen würden.

Rundfunk-Musik. Der Reichssendeleiter Hadamovsky hat den Niggerjazz für den deutschen Rundfunk endgültig verboten. Dafür wird eine gesteigerte Pflege deutscher Tanzmusik stattfinden.

Das Eintopfgericht. In Berlin hat die Leitung der NS-Volkswohlfahrt letzten Sonntag auf zwölf öffentlichen Plätzen an Passanten Eintopfgericht (Nudeln mit Fleisch, Erbsen mit Einlage, Preis 50 Pfennig) aus Feldküchen servieren lassen.

Wohnungsbauprogramm. Die NS-Volkswohlfahrt sorgt u. a. im kommenden Winter in Berlin dafür, daß 5000 Wohnungen instand gesetzt werden. Jede Ortsgruppe erhält den Auftrag, im Rahmen der Wohnungsfürsorge monatlich vier Wohnungen bedürftiger Volksgenossen instand zu setzen.

Siedlung. Laut „Bodenreform" (Nr. 42) teilt die Württembergische Land-Siedlungs-G.m.b.H. in ihrem Jahresbericht für 1934 mit, daß das Landangebot verhältnismäßig groß, das Land aber zur Verwertung großenteils ungeeignet war. Da der Großgrundbesitz sich auffallend zurückhielt, waren nur wenig geeignete Angebote zu erschwinglichen Preisen vorhanden.

Umständliche Sache. Die „Berliner Morgenpost" (Nr. 245) berichtet: Im rheinischen Kreise Neuwied gebar eine Frau Zwillinge und zwar das erste Kind in ihrer Wohnung in dem Dorfe Bonefeld; sie mußte darauf im Auto ins Krankenhaus Neuwied gebracht werden, wo das zweite Kind zur Welt kam. Obwohl die Geburten nur wenige Stunden auseinander liegen, müssen die Zwillinge bei zwei verschiedenen Standesämtern angemeldet werden, das erste auf dem zuständigen Amt Rengsdorf, das zweite in Neuwied.

Ein Händedruck. Die „Berliner Morgenpost" (Nr. 243) meldet: „Bei einer Hochzeit in einem Dorfe in der Nähe der bayerischen Stadt Nördlingen hatte ein Dienstknecht einem Bekannten in vorgeschrittener Stunde die Hand dermaßen fest gedrückt, daß er ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen und längere Zeit mit der Arbeit aussetzen mußte. Die Aufforderung, die Kurkosten und ein kleines Schmerzensgeld zu zahlen, beantwortete der Händedrücker mit einer derben bayerischen Aufforderung. Er ist jetzt gerichtlich zur Zahlung von rund 70 RM verurteilt worden."

Reklame. Der Besitzer einer Schokoladenfabrik in Montevideo, so berichten die „Leipziger Neuesten Nachrichten" (Nr. 281), hat, kontrolliert von drei Notaren, ein volles Jahr nur von Schokolade gelebt, um jetzt behaupten zu können, daß die in seiner Fabrik erzeugte Schokolade nicht nur alle erforderlichen Nährstoffe, sondern auch die unentbehrlichen Vitamine enthalte. Allerdings hat ihm sein Magen in der letzten Zeit große Schwierigkeiten gemacht: er wollte keine Schokolade mehr haben.

Film-Millionen. Die deutsche Filmschauspielerin Marlene Dietrich in Hollywood ist die bestbezahlte Schauspielerin in der Welt geworden. Sie erhält jetzt für ihre Mitarbeit an zwei Filmen mehr als 1,8 Millionen Reichsmark.

Mann auf dem Mond. Der amerikanische Ingenieur R. Winstone, ein Mondraketenerbauer, hat neulich zu Pressevertretern gesagt: „Ich versichere Sie, daß Sie in einigen Jahren auf dem Mond werden zu Mittag essen können. Wir arbeiten seit acht Jahren gemeinsam mit einer großen Anzahl europäischer Ingenieure an dem Problem des Raketenflugs. Die Mathematiker und die Biologen haben das Studium der Frage jetzt abgeschlossen."

Kleine Überraschung. Vor einiger Zeit hat eine amerikanische Firma von Japan drei kleine Inseln aus der Gruppe der Karolinen gekauft, um dort Baumwollplantagen anzulegen. Als sie nun jetzt ein Schiff dorthin schickte, um mit der Urbarmachung zu beginnen, waren die Inseln nicht mehr vorhanden; irgend eine Erdbewegung hat sie unter den Meeresspiegel gesenkt. Der Kaufvertrag aber ist rechtsgültig und der Preis (60 000 Dollar) muß bezahlt werden.

Auch eine Kriegsfolge. In England wird es sehr unangenehm empfunden, daß das abessinische Bienenwachs, das bei der Herstellung mancher Nahrungsmittel verwendet wird und für die chemische Industrie unentbehrlich ist, in immer kleineren Mengen auf den englischen Markt gelangt. Die Bienen haben sich zwar durch den italienischen Angriff noch nicht in ihrer Arbeit stören lassen, aber die Abessinier haben keine Zeit mehr zum Sammeln des Wachses.

Wes Brot ich ess... Eine Hutfabrik in der tschechoslowakischen Stadt Komotau hat durch Aushang bekannt gegeben, daß sämtliche Arbeiter auf der Straße einen Hut tragen müssen. Wer barhäuptig angetroffen werde, sei entlassen.

Messer und Gabel. Ein Statistiker hat kürzlich ausgerechnet, daß nur etwa ein Drittel der Menschheit mit Messer und Gabel ißt. Ein zweites Drittel ißt mit den Fingern. Das dritte Drittel ißt mit Stäbchen.

Im südlichen Schwarzwald, bei Badenweiler, finden Sie einen ruhigen, behaglichen Herbst- und Winteraufenthalt mit sonniger Lage, eigenem Obst und Gemüse, zu 3.50 RM. täglich: Haus Eckard, Müllheim (Baden).

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 24018, Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.

Stuttgart, 27. Oktober 1935

16. Jahrgang, Nr. 43

Die Sonntags-Zeitung

Imperium Romanum

In der Theorie des Fascismus hat der Gedanke, das Italien Mussolinis sei dazu berufen, das „imperium romanum", das alte römische Reich, zu erneuern, von Anfang an eine Rolle gespielt. Zunächst allerdings konnte man glauben, diese Erneuerung beschränke sich nur auf die moralische Erziehung des Volkes, auf die Wiedererweckung der alten Römertugenden, der Tapferkeit, der Disziplin, des Opfermutes, sei also mehr oder weniger nur eine Angelegenheit des Propaganda-Ministeriums. Die Ereignisse des Jahres 1935 in Ostafrika aber zeigen, daß man sich auch im Kriegsministerium mit der Idee des imperium romanum beschäftigt (natürlich im Bewußtsein der durch die geschichtliche Lage gegebenen Beschränkung) und daß diese Idee auch heute noch teils Tarnung teils Antrieb für ganz konkrete machtpolitische Ansprüche ist. Eine kurze Betrachtung über Ursprung und Entwicklung der Idee des imperium romanum führt deshalb heute nicht, wie man vielleicht auf den ersten Blick glauben könnte, von den aktuellen Ereignissen ab, sondern kann sogar zu einem besseren Verständnis der Gegenwart führen. (Wobei man sich allerdings bewußt sein muß, daß politische Ideen sich im Laufe der Entwicklung immer den sich ändernden Verhältnissen anpassen, so wie im Leben des Einzelnen der Intellekt sich meist dem Willen und den äußeren oder inneren Bedürfnissen beugt.)

*

Die römische Republik (510—31 v. Chr.) hat sich vom römischen Stadtstaat zum italischen Einheitsstaat, dann zur Mittelmeermacht und schließlich zur Weltmacht entwickelt. Rund 270 v. Chr. war die erste Etappe erreicht: Italien war römisch. Als die Römer dann nach Sizilien hinübergriffen, mußten sie in Konflikt geraten mit der damals das Mittelmeer beherrschenden Seemacht Karthago. Um 200 war Rom so weit Herr des westlichen Mittelmeerbeckens, daß es sich dem Osten zuwenden konnte. In den folgenden 170 Jahren eroberten die Römer dann trotz fortwährenden inneren Wirren die Länder des Ostens; Griechenland und die Nachfolgestaaten des Alexander-Reiches wurden römisch, Kleinasien wurde Provinz, Ägypten erobert. Daneben wurden in dieser Zeit die Stellungen ums westliche Mittelmeer, wo zunächst nur die Küstengebiete besetzt worden waren, ausgebaut, vor allem wurde ganz Spanien und ganz Gallien zu römischen Provinzen gemacht. Und als Augustus im Jahre 29 im Triumf in Rom einzog und zum Zeichen dafür, daß nun Frieden herrsche, den Tempel des Janus schloß, da war zwar die römische Republik vernichtet, aber das römische Weltreich geschaffen.

*

Dieses römische Weltreich der Kaiserzeit hatte Bestand bis zum Jahre 476 nach Christi Geburt. Seine Blütezeit war das erste und, vielleicht noch mehr, das zweite Jahrhundert. Die Grenzen bildeten im Westen der Atlantische Ozean, im Norden die Gebirge Schottlands, im Nordosten der Rhein und die Donau, im Osten das Kaspische Meer, der Tigris und die Wüste Arabiens, im Süden die Hochgebirge Äthiopiens und die Wüste Sahara. (Die Nordgrenze der Wüste Sahara muß, wie die neuesten Ausgrabungen beweisen, ziemlich südlicher verlaufen sein als heute; die prächtigsten Städte werden im heutigen Wüstensand ausgegraben.) Die Grenzkriege gegen die Germanen im Norden und die Parther im Osten konnten das Reich nicht allzu sehr beunruhigen. Im Innern aber herrschte Frieden und Wohlstand, die Provinzen wurden vortrefflich verwaltet (was man von den Zeiten der Republik nicht behaupten kann), die Herrscher waren, von wenigen Ausnahmen abgesehen, geistig hochstehende Menschen und gerechte und tüchtige Politiker. Die griechisch-römische Kultur bildete ein Band, das sich um die rassisch so verschiedenartigen Völker des Reiches schlang; trotz aller heute kaum mehr vorstellbaren Vielfalt der Religionen und der filosofischen Systeme, ermöglicht durch die Toleranz der Römer in weltanschaulichen Fragen, setzten sich doch einige humanitäre Ideen allgemein durch, vor allem die Anschauung der Stoiker, daß die Menschen zwar nach Rasse, Religion und sozialer Herkunft verschieden seien, daß man sie aber nicht nach diesen Merkmalen, sondern nur nach ihrem ethischen Wert beurteilen dürfe, woraus logischerweise der Kosmopolitismus entspringt, ohne den das imperium romanum der Kaiserzeit nicht gedacht werden kann (nicht der Mensch dieser oder jener Herkunft, Religion usw. ist römischer Bürger, sondern „der Gute").

Man braucht die Augen gar nicht zu verschließen vor den Fehlern dieser Zeit und vor den bald sich zeigenden Verfallserscheinungen, und muß doch feststellen: es hat wohl nie in der Geschichte ein Reich von solcher Größe gegeben, das auf so lange Zeit seinen Bürgern nach außen Frieden und Ruhe, im Innern rechtliche Sicherheit, materiellen Wohlstand und zivilisatorische Höchstleistungen geboten hätte wie das römische Reich in den ersten 250 Jahren unserer Zeitrechnung. In dieser Zeit ist die Idee des imperium romanum geboren worden, die bis heute noch nicht gestorben ist.

*

Im Jahre 395 wurde das Reich in eine östliche und eine westliche Hälfte geteilt. Ostrom, auch byzantinisches oder griechisches Reich genannt, bestand bis zum 29. Mai 1453, bis zur Einnahme von Konstantinopel durch die Türken. Aber selbst dann lebte, wenigstens in der Theorie, das oströmische Reich weiter: das griechisch-orthodoxe Kirchenvolk unterstellte sich, nachdem das erste Rom vom rechten Glauben abgefallen und das zweite Rom, Konstantinopel, von den Ungläubigen erobert worden war, dem Caesar oder Zar der Russen, und es war nicht immer nur Spielerei, wenn im 17. und 18. Jahrhundert Moskau häufig als „das dritte Rom" bezeichnet wurde. In der Idee ist also das oströmische Reich erst mit dem Sturz der Romanows untergegangen.

Nicht ganz so lange hat das weströmische Reich gelebt, nämlich nur bis zum 6. August 1806.

In den Stürmen der Völkerwanderung löste sich das weströmische Reich in verschiedene germanische Staaten auf. Das langlebigste dieser Reiche, das Reich der Franken, erneuerte im Jahre 800 die 476 vernichtete Würde des römischen Kaisertums. Aber auch das Reich Karls des Großen zerfiel, und aus den Trümmern bildeten sich die beiden Länder Frankreich und Deutschland. Der deutsche König Otto I. (936—973) begründete dann das heilige römische Reich deutscher Nation, das rund 300 Jahre lang ebenso die Hegemoniestellung in Europa innehatte wie einst das alte römische Reich. (Dem Titel nach bestand es, wie gesagt, bis zum Jahre 1806.)

*

Neben dem heiligen römischen Reich deutscher Nation und dank seines Zerfalls wurde noch ein anderes imperium Romanum groß: das heilige römische Reich katholischer Konfession, die Herrschaft der Päpste. Und wenn die heutigen italienischen Fascisten von drei römischen Reichen sprechen, so zählen sie das alte römische Reich als das erste, das Rom der Päpste als das zweite und das Rom Mussolinis als das dritte Rom.

*

Altes römisches Reich, Ostrom, Moskau, Westrom, Reich Karls des Großen, heiliges römisches Reich deutscher Nation, Herrschaft der Päpste — so mächtig und so vielfältig waren und sind die Auswirkungen der Idee des imperium romanum.

Wenn nun Mussolini vom dritten Rom spricht, wenn er davon träumt, das imperium romanum zu erneuern — welchen Sinn gibt er dann diesem Schlagwort? Welche Formen oder Werte des alten römischen Reiches will er aus der Vergangenheit heraufbeschwören? Wie will er sie den veränderten Verhältnissen anpassen? Welche Aussichten hat er, seine Gedanken zu verwirklichen? — Von diesen und anderen Fragen soll ein zweiter Artikel handeln. × × ×

Welt-Planung

Aus einem Vortrag „Agrarpolitik in der Weltwirtschaftskrise", den Professor v. Dietze auf dem 16. Jahrestag der Berliner Verwaltungs-Akademie gehalten hat:

Die Agrarländer sind in der Krise zunächst nicht durch Erzeugungseinschränkungen (und Arbeitslosigkeit) betroffen worden, sondern durch den Preissturz, der sich bei etwa gleichbleibender Erzeugung und schweren Absatzstörungen durchgesetzt hat. Völlig verändert aber hat sich seit einigen Jahren, also seit dem Ausbruch der eigentlichen Weltwirtschaftskrise, die Preis- und Absatzpolitik.

Nach dem Weltkrieg hat man zunächst überall versucht, auf die Absatzmethoden der Vorkriegszeit zurückzugreifen, und, als Preisschutz, mäßige Zölle mit Vertragstarifen einzuführen; England, Holland und Dänemark blieben noch beim Freihandel. Der Preisdruck, der in der Zeit bis 1928 zu verzeichnen war, beruhte in der Hauptsache darauf, daß die mitteleuropäischen Zuschußgebiete nur beschränkt kaufkräftig waren.

Mit dem Ausbruch der eigentlichen Krise sind die zollpolitischen Maßnahmen durch ein System von Einfuhrkontingenten, Stützungskäufen, Subventionen, Verwendungsvorschriften usw. in den Hintergrund gedrängt worden. Die fortgeschrittensten Staaten haben ihre Absatzorganisationen bis zum Staatsmonopol entwikkelt und sind so weit gegangen, Art und Menge der Erzeugung vorzuschreiben.

Dieser sich immer mehr ausbreitenden Entwicklung zu planwirtschaftlichen Formen entsprachen neue handelspolitische Anpassungen, ferner internationale Abkommen zur Regelung des Angebots (Zucker, Weizen, auch Kautschuk) und Versuche zur Bildung von Großraumwirtschaften. Die Frage einer umfassenden „Weltplanung" der Agrarerzeugung wird nun bereits ernstlich erörtert.

Kleine Chronik

Die Reichsregierung hat eine Reihe von Gesetzen (u. a. eines über die Reichsaufsicht über Staatsbanken und über Eheverbote zum Schutz der Erbgesundheit) verabschiedet.

Die deutsche Außenhandelsbilanz für September ist mit 55 Millionen Mark aktiv (Ausfuhr: 373, Einfuhr: 318 Millionen Mark).

Der Sanktionsausschuß des Völkerbunds hat seine Beratungen bis 31. Oktober vertagt, vor allem wegen der Versuche Lavals, doch noch eine Verständigung zwischen England und Italien herbeizuführen.

Die italienische Regierung hat sich bereit erklärt, ihre Truppen an der lybisch-ägyptischen Grenze zu vermindern, falls England einige Kampfschiffe aus dem Mittelmeer zurückziehe.

Die englische Regierung hat versichert, sie werde nur im Rahmen des Völkerbundes handeln, sie denke nicht an militärische Sanktionen, sie werde 75 000 Tonnen ihrer zurzeit 400 000 Tonnen starken Mittelmeerflotte zurückziehen, falls Frankreich dafür die englische Flotte unterstütze und Italien seine Truppen an der lybisch-ägyptischen Grenze vermindere.

Die französische Regierung hat sich bereit erklärt, die englische Flotte im Mittelmeer zu unterstützen, wenn diese bei einer durch den Völkerbund autorisierten Handlung von Italien angegriffen werde.

Das englische Parlament wird im November neu gewählt werden.

Der Vorsitzende der Abrüstungskonferenz, Arthur Henderson, ist gestorben.

In Kanada ist das Parlament neu gewählt worden. Die bisher regierenden Konservativen sind geschlagen worden (41 Sitze statt 133), die Liberalen haben mit 169 Sitzen (früher 93) die Zweidrittelmehrheit erreicht.

In Frankreich ist am vergangenen Sonntag ein Drittel des Senats neu gewählt worden. Das Ergebnis zeigt keine großen Verschiebungen. Ministerpräsident Laval ist in zwei Wahlkreisen wiedergewählt worden.

Die österreichische Regierung ist umgebildet worden. Bundeskanzler bleibt Schuschnigg; dagegen scheidet u. a. der bisherige Minister des Innern Fey aus. Die Umbildung wird als eine Stärkung des Einflusses Starhembergs und der Heimwehren betrachtet.

In der Türkei ist eine Verschwörung gegen das Leben Atatürks (Kemal Paschas) aufgedeckt worden.

Wenn dich jemand will Weisheit lehren, so siehe in sein Angesicht. Dünket er sich noch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und gehe seiner Kundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Claudius

Geschäfte mit dem Tod

Von Fritz Werkmann

Der Welthandel stockt. Ja man muß sich fast wundern, daß noch Waren im Wert von mehr als 40 Milliarden jährlich die Zollschranken und anderen Barrikaden zwischen den Staaten überklettern. Sucht doch fast jeder Staat seine Binnenkonjunktur auf Kosten anderer Staaten zu beleben. Außerdem verhängen manche Staaten im Frieden über sich selber eine Art Blokade, damit sie einer etwa in Kriegszeiten von anderen über sie verhängten Blokade besser Widerstand leisten können.

Nur eine einzige Gruppe von Welthandelsartikeln weist zurzeit eine starke Belebung auf. Die Ausfuhr von Flugzeugen belief sich 1933 auf 71 Millionen Mark; für 1935 schätzt das Institut für Konjunkturforschung die Ausfuhr auf Grund der Umsätze in den ersten 6—7 Monaten des Jahres auf 126 Mill. Mark; die Schätzung mag also von der Wirklichkeit noch weit übertroffen werden. Der Wert der Ausfuhr von Kriegsschiffen war im Krisenjahr 1931 auf 1 Million Mark gesunken; 1933 betrug er 10 Millionen Mark; für 1935 schätzt ihn das Institut im voraus auf 23 Millionen Mark. Daneben erscheint die Steigerung der Ausfuhr von Waffen und Munition von 133 Millionen Mark im Jahr 1933 auf schätzungsweise 155 Millionen Mark im Jahr 1935 verhältnismäßig unbedeutend. Andere Exportindustrien würden sich über eine solche Ausfuhrsteigerung aber bereits sehr freuen. Errechnet das Institut für Konjunkturforschung doch für 1935 ein Ansteigen des gesamten Welthandels — nach Ausschaltung der Preisänderungen — um nur 2 Prozent! Der Welthandel in Kriegsgerät ist gleichzeitig um 29 Prozent gestiegen.

USA: „Kein Interesse!"

Wir erinnern an Folgendes: Im Weltkrieg waren die Industriellen der USA die wichtigsten Kriegslieferanten der Entente. Der Zusammenhang zwischen den Kriegslieferungen der nordamerikanischen Industriellen und der Kriegserklärung ihrer Regierung an Deutschland wurde Ende vorigen Jahres in dem amerikanischen Untersuchungsausschuß über die Gewinne der Rüstungsindustrie restlos aufgeklärt. Der „Völkische Beobachter" gab damals über die Verhandlungen dieses Untersuchungsausschusses einen interessanten Bericht unter der Überschrift: „Griff deshalb Amerika in den Krieg ein?" (Nr. 350/1 vom 16./17. Dezember 1934). Gerade heute erscheint es uns sehr zeitgemäß, einige Stellen dieses Berichts der Vergessenheit zu entreißen. Also, wir erinnern:

„Der Vorsitzende der Untersuchungskommission, Senator Nye, verlas gestern ein Telegramm, das der damalige amerikanische Botschafter in London, Walter H. Page, am 5. März 1917 an seine Regierung bzw. an Präsident Wilson richtete. Das Telegramm lautet:

„Die finanzielle Krisis geht über die Kräfte der Morgan-Gesellschaft, die die Alliierten finanziert. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der einzige Weg, unsere wirtschaftliche Stellung zu halten und eine Krisis zu vermeiden, der ist, Deutschland den Krieg zu erklären ... Es besteht die dringende Gefahr, daß die Börsen und die französisch-britische Valuta stark gefährdet werden. Die Folgen würden sein, daß die Kriegsbestellungen der Alliierten stark eingeschränkt werden und der Handel über den Atlantischen Ozean zum Stillstand kommt. Das Resultat wird Panik in Amerika sein. Wir kommen bald zu diesem Zustand, wenn wir nicht schnell handeln.

Wenn wir den Krieg gegen Deutschland erklären, wäre es der beste Weg, den Alliierten einen großen Kredit zu geben. Wenn wir diesem Rat folgen, ist ein ausgezeichneter Plan da für eine große Anleihe an Frankreich und Großbritannien. Alles Geld würde in den Vereinigten Staaten bleiben, da die Kredite in Waren (Munition) gegeben würden. So können wir unseren Handel behaupten und vergrößern, bis der Krieg zu Ende ist. Nach dem Krieg braucht Europa Nahrungsmittel und enorm viel Waren, um die Friedensindustrie wieder herzustellen. Wir würden auf diese Weise für viele Jahre den Profit ernten ..."

Als fast zwei Jahrzehnte später der italienische Krieg gegen Abessinien vor der Tür stand, brachte Roosevelt im amerikanischen Kongreß gerade noch vor Tagungsschluß ein „Neutralitäts-Gesetz" zur Annahme. In dessen Ausführung erließ er unmittelbar nach Beginn der offenen Feindseligkeiten am 6. Oktober ein Waffenausfuhrverbot gegenüber Italien und Abessinien und wies alle amerikanischen Bürger darauf hin, daß alle (!) Lieferungen an die Kriegführenden auf eigene Gefahr erfolgten, ja daß amerikanische Bürger, die Schiffe der Kriegführenden benützten auf eigene Gefahr reisten.

Einige republikanische Zeitungen erhoben die Frage, ob der Präsident berechtigt sei, die Exporteure so allgemein zu warnen, die amerikanische Regierung werde sie im Fall von Schwierigkeiten nicht stützen. Die breite Öffentlichkeit stimmte Roosevelt aber wohl ziemlich geschlossen zu und billigte auch die Erklärung des Staatssekretärs Hull, in der er die „Profitjäger" verurteilte, die am Krieg verdienen wollten, anstatt mit der Regierung dahin zu arbeiten, den Weltfrieden möglichst zu erhalten oder bald wiederherzustellen. Interessant ist dabei auch Hulls Begründung für die gegenüber 1914 so radikal veränderte Politik der USA: Letzten Endes würde die Weltwirtschaft und damit in erster Linie der amerikanische Außenhandel schweren Schaden erleiden, wenn ein längerer Krieg wieder jeden Pfeiler des normalen Handels umreiße und die Welt ins Elend stürze.

Für viele Amerikaner waren in der Tat schon die Kriegslieferungen im Weltkrieg ein sehr schlechtes Geschäft, nicht nur für die 60 000 amerikanischen Toten des Weltkriegs, nicht nur für die Staatskasse, die 35 Milliarden Dollar Kriegskosten bezahlte, sondern auch für alle diejenigen Amerikaner, die Kriegsforderungen in den Schornstein schreiben mußten. Es handelt sich dabei um die Kleinigkeit von rund 10 Milliarden Dollar.

Für neue Handelsgeschäfte mit dem Tod ist, solange diese Erinnerungen wach sind, in den USA im allgemeinen, d. h.: von den speziellen Interessenten abgesehen, „kein Interesse".

Großbritannien: Nur „Vorurteile"?

Auch in Großbritannien bestehen — um die Ausdrucksweise der führenden englischen Waffenfirma zu benutzen — „Vorurteile" gegen die Rüstungsindustrie. Die Enthüllungen des amerikanischen Untersuchungsausschusses haben diesen „Vorur-

teilen" neue Nahrung gegeben. Die britische Regierung ernannte schließlich Anfang des Jahres eine „Königliche Kommission zur Untersuchung der privaten Rüstungsproduktion und des privaten Waffenhandels". Wie der damalige Ministerpräsident MacDonald versicherte, ist als Mitglied der Kommission niemand berufen worden, „der schriftlich oder mündlich oder irgendwie öffentlich sich für oder gegen die von der Kommission zu untersuchenden Fragen ausgesprochen hat". Ob dieses Auswahlprinzip der Aufhellung dunkler Tatbestände förderlich ist und ob die Vollmachten der Kommission dazu überhaupt ausreichen — sie sind wesentlich weniger umfassend als die des amerikanischen Ausschusses —, bleibe dahin gestellt. Fest steht dagegen: die britische Außenhandelsstatistik weist (nach den „Wochenberichten" des deutschen Konjunkturforschungsinstituts) seit Anfang 1935 die Mengen der ausgeführten Waffen und Explosivstoffe nicht mehr aus. Und Sir Herbert Lawrence, der Präsident der bekannten Rüstungsfirma Vickers, sagte auf deren diesjähriger Generalversammlung: „Die Direktoren der Gesellschaft haben die Königliche Untersuchungskommission willkommen geheißen. Wir nehmen an, daß durch sie eine Gelegenheit gegeben sein wird, irrigen Auffassungen entgegenzutreten, die in Bezug auf die Leitung der Rüstungsfirmen vorhanden sind."

In der vorjährigen Generalversammlung, im März 1934, hatte Sir Herbert gesagt: „Es fällt mir schwer, das Vorurteil zu verstehen, daß ein kleiner Teil des Publikums gegen die sogenannten Rüstungsfirmen hegt, die doch geradesogut und ebensosehr ein Teil unseres Verteidigungssystems sind, wie die Befestigungsanlagen im Hafen von Portsmouth."

Manche Engländer meinen, daß da doch gewisse Unterschiede bestünden. Der Profit der Firma Vickers betrug 1934 : 613 261 Pfund; für den Kriegshafen von Portsmouth kann man eine Profitrechnung nicht aufmachen. Die Forts im Hafen von Portsmouth seien, so lasen wir durchaus glaubwürdig in einer englischen Zeitschrift, in ausländischen Zeitungen bisher nicht zum Verkauf angeboten worden, wohl aber die Produkte der Firma Vickers. Ferner hätten die Forts von Portsmouth einen begrenzten Aktionsradius und stünden im Dienst einer Nation, während die englischen Rüstungsfirmen ihre Produkte „mit göttlicher Unparteilichkeit" über die ganze Erde verteilten. Das stimmt kaum für alle Fälle. Jedoch in der Zeit vom Januar 1932 bis zum Januar 1934 lieferten englische Rüstungsfirmen zum Beispiel an

Bolivien: 2 750 816 Ladungen Munition; 99 Maschinengewehre; 6 Tanks; Maschinengewehrzubehörteile.

Paraguay: 28 514 000 Patronen, meist für Gewehre.

Auf Großbritannien entfällt nach dem Statistischen Jahrbuch des Völkerbundes ein Drittel der Rüstungsausfuhr aller Länder.

Ist es wirklich „göttliche Unparteilichkeit", wenn private Firmen, „ohne Ansehen der betroffenen Person", aber auch ohne Würdigung von deren Interessen nur von ihren eigenen Profitinteressen geleitet, Partei ergreifen gegen das Leben, für den Tod? Ist es nur ein „Vorurteil", das viele Engländer veranlaßt, diese „Unparteilichkeit" abzulehnen? Das die britische Regierung veranlaßt, Waffenlieferungen an Italien zu verbieten? Steht nicht vor jedem ernsten Menschen stets die Frage, nicht ob, sondern nur, wie er Partei ergreifen soll für das, was Recht ist?

Aus einem englischen Lustspiel

„Die Regierung Ihres Landes! Ich bin die Regierung Ihres Landes, ich und Lazarus. Glauben Sie denn, daß Sie und ein halbes Dutzend Laien wie Sie, die in dieser verrückten Schwatzbude in einer Bank sitzen, Undershaft & Lazarus regieren? Nein, mein Freund, Sie werden tun, was sich für uns bezahlt macht. Sie werden Krieg machen, wenn es uns paßt, und Frieden halten, wenn uns der Krieg nicht paßt ... Wenn ich etwas brauche, um meine Dividende hoch zu halten, werden Sie entdecken, daß mein Notstand ein nationaler Notstand ist. Wenn andere etwas wünschen, um meine Dividenden zu senken, so werden Sie Polizei und Militär rufen. Und als Gegenleistung werden Sie die Unterstützung meiner Zeitungen haben und das Vergnügen, sich einzubilden, daß Sie ein großer Staatsmann sind."

So läßt Bernhard Shaw in „Major Barbara" den Rüstungsindustriellen Undershaft zu einem Minister reden.

Aus englischen Geschäftsberichten

Sir Herbert Lawrence als Präsident der Firma Vickers: „My Lords, Ladies and Gentlemen ...

1927: Es wäre nicht gut, die Tatsache zu übersehen, daß wir eine Rüstungsfirma sind, weitgehend abhängig von Aufträgen auf Waffen ... Wenn eine weitere Beschränkung der Rüstungen stattfinden sollte, würde die Zukunft des Waffengeschäfts von Vickers, wie von jedem anderen großen Rüstungskonzern im Lande, schwierig werden.

1931: Vickers-Armstrong ist die größte Rüstungsfirma der Welt, aber der Erfolg der Abrüstungspolitik, zusammen mit dem Mangel an Mitteln in den öffentlichen Kassen jeder Nation, hat die Nachfrage beträchtlich herabgesetzt.

1932: Die allgemeine Weltkrise und die Herabsetzung der Rüstungen, unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung sowohl in unserem als auch in anderen Ländern, haben die Geschäftsergebnisse Ihrer Gesellschaft ungünstig beeinflußt.

1934: Unsere Beziehungen zu den drei Verteidigungsdiensten blieben zufriedenstellend, und obwohl wir als Rüstungsfirma in gewissen Kreisen die Zielscheibe von Beschimpfungen sind, halten wir den Anspruch aufrecht, daß wir, solange unsere Produkte für die Verteidigung des Reiches notwendig sind, einen nationalen Dienst leisten.

Der Islam und Abessinien

Eine alte geschichtliche Überlieferung bildet das Fundament der Freundschaft zwischen der islamischen Welt und Abessinien. Vor fast 1400 Jahren hatten die Koreschiten die Muselmanen aus ihrem arabischen Heimatlande vertrieben. Ein Teil von ihnen floh nach Abessinien. Dort nahm sie der Kaiser Nejaschi unter seinen Schutz, siedelte sie an und gab ihnen die Freiheit der Ausübung ihres religiösen Kultes. Die verlangte Auslieferung wies er zurück. Der Profet Mohammed pries die Gastfreundschaft der Abessinier und ermahnte die Moslime der ganzen Welt, Abessinien niemals anzugreifen und ihm im Falle der Gefahr Hilfe zu gewähren. Daher haben die Mohammedaner selbst zu den Zeiten ihrer größten und machtvollsten Ausdehnung das abessinische Reich verschont.

Die indische Zeitung „Samindar" nennt diese Überlieferung den tieferen Ursprung der Freundschaft zwischen dem Kaiser von Abessinien und dem König von Arabien, Ibn Saud. Obwohl der Sohn Ibn Sauds Italien einen offiziellen Besuch abgestattet hatte und dort stürmisch gefeiert worden war, hat sein Vater den Negus in einem Briefwechsel im Juli 1934 seiner Zuneigung und Verbundenheit versichert. Und als die Italiener in diesem Jahre auf arabischem Boden eine Erholungsstation für ihre kranken Soldaten errichten wollten, hat Ibn Saud seine Zustimmung glatt versagt. Da in Amman, der Hauptstadt Transjordaniens, in nächster Zeit ein panarabischer Kongreß zusammentreten soll, an dem sogar Ägypten teilnehmen wird, ist zu erwarten, daß die Stellung des Islam zum italienisch-abessinischen Krieg einheitlich und deshalb von besonderem Gewicht sein wird.

Der Emir Abdullah von Transjordanien hat seine Freundschaft für Abessinien schon erklärt. In Ägypten werden große Kundgebungen für Abessinien abgehalten. Unterstützungsausschüsse werden gebildet, an denen alle Teile der Bevölkerung beteiligt sind. Viertausend Freiwillige haben sich dem Negus zur Verfügung gestellt. Ein ägyptischer Nationalist hat mir unlängst erklärt: „Selbstverständlich erstreben wir die Befreiung unseres Landes von der englischen Bevormundung. Aber wir denken nicht daran, diese Herrschaft gegen eine andere einzutauschen; wir sind Gegner jeder europäischen Macht, die in unserem Bereiche Kolonien erobern will. Wir wünschen der abessinischen Verteidigung einen vollen Erfolg." Obwohl die süditalienischen Rundfunksender in arabischer Sprache heftige Agitation gegen England treiben, hat dieses durch seine Stellungnahme gegen Italien so nebenbei auch noch wertvolle Sympathien in der ganzen mohammedanischen Welt erworben.

Die Türkei hat ihre Stellung ebenfalls bezogen. Der türkische General Wahib Pascha, der sich im Weltkrieg bei der Verteidigung von Gallipoli ausgezeichnet hat, leitet heute die Operationen der abessinischen Armee an der Südfront gegen Somaliland. Die türkische Regierung hat es abgelehnt, zwei vor Jahren von den Italienern gekaufte Passagierdampfer wieder zurückzugeben, obwohl man ihr den doppelten Preis geboten hatte.

In Indien soll Mahatma Ghandi schon eine große Geldsumme für Abessinien gesammelt haben. Die mohammedanische Presse wirbt dort täglich für die Unterstützung der Abessinier. „Die Moslime Indiens müssen bereit sein, die italienischen Waren zu boykottieren." Überall wird an die Worte Mohammeds erinnert und das friedliche Nebeneinander der Konfessionen in Abessinien betont. Da die Italiener versuchen, auch in Indien Propaganda für ihren „Befreiungsfeldzug" zu machen, nimmt die gesamte indische Presse dies zum Anlass, das Gegenteil zu beweisen. Die Zeitung „Adschmal" in Bombay hat den Brief eines indischen Mohammedaners abgedruckt, der seit 25 Jahren in Abessinien lebt und die Gastfreundschaft und Toleranz seiner Bewohner besonders hervorhebt. Überall hat sich die Stimmung gegen die Italiener gewandt, und England erlebt einen jener wirklich seltenen Augenblicke, in dem die Gefühle seiner farbigen Untertanen mit seiner Politik vollkommen einverstanden sind.

Die Zustimmung des gesamten Islam ist natürlich für die Haltung der Mohammedaner in Abessinien selbst von größter Bedeutung. Es leben dort ungefähr fünf bis sechs Millionen Muselmanen, die hauptsächlich in Somali und Danakil ansässig sind. Eine mohammedanische Abordnung ist vom Negus empfangen worden und hat ihm ihre Treue versichert. Die Mohammedaner haben sogar demonstrativ an einem christlichen Gottesdienst in der St.-Georgs-Kathedrale in Addis Abeba teilgenommen. Soweit sind sie den „Ungläubigen" noch niemals entgegengekommen. Ein deutlicher und gefährlicher Beweis, wie weit Glaubens- und Rassenunterschiede schon zurückstehen, wenn es gilt, durch Einigkeit dem Herrschaftsanspruch einer europäischen Macht entgegenzutreten. Ernst Pfau

---

Nach einer vorläufigen Berechnung der „Times" hat Italien vom 1. Februar bis 1. Oktober rund 10 Millionen Mark für Benützung des Suez-Kanals bezahlt.

Aus Italien nach England kommende Briefe tragen gegenwärtig, in englischer Sprache, die Stempelaufschrift: „Italien ist all right. Ärgern Sie sich nicht über das, was unsere Gegner und Konkurrenten sagen!"

Kein Krieg

„Dank dem Völkerbund und seinen Anstrengungen gibt es keine Kriegserklärungen mehr. Zwar gibt es Feindseligkeiten, Bombardierungen, Tote und Verwundete, sogar unter Frauen und Kindern, aber einen Krieg gibt es nicht, und das ist die Hauptsache.

Früher beriefen die in den Krieg tretenden Mächte ihre Botschafter ab, dann erklärten sie den Krieg, damit die Zivilbevölkerung sich in Sicherheit bringen konnte.

Nunmehr schlagen sich die Völker nach Art räuberischer Stämme, die ein Dorf überfallen, niederbrennen und die Bevölkerung töten. Das ist ein großer Fortschritt, den man allein dem Völkerbund zu danken hat." Aus „Paris-Midi"

Industrialisierung der Türkei

In Kaisarije in Kleinasien, fast in der Mitte der heutigen Türkei, ist ein großes Spinnerei- und Weberei-Kombinat in Betrieb genommen worden. Die Spinnerei hat 36 000 Spindeln, die Weberei 1080 Stühle; es können jährlich 5 Millionen Kilo Baumwolle verarbeitet und daraus 30 Millionen Meter Stoffe hergestellt werden. Beschäftigt werden in drei Schichten 4500 Arbeiter und Angestellte. Die Bau- und Einrichtungskosten haben etwa 10 bis 12 Millionen Mark betragen.

Bis auf einige Spezialteile, die aus Deutschland stammen, und einige Spezialmaschinen aus Amerika sind sämtliche Anlagen in Rußland hergestellt. Rußland hat der Türkei vor drei Jahren einen zinslosen Kredit von 8 Millionen Golddollar eingeräumt, in dessen Rahmen die russischen Lieferungen erfolgt sind. Die Türkei darf den Kredit im Lauf von 20 Jahren in Naturalien zurückzahlen.

Die Einweihung des Textilkombinats von Kaisarije (Ende September) wurde zu einer Art russisch-türkischem Verbrüderungsfest ausgestaltet. Der türkische Wirtschaftsminister und ein russischer Ingeniör hielten Ansprachen, in denen die türkisch-russische Freundschaft gepriesen wurde.

Geld aus Pappe

Das „Stuttgarter Neue Tagblatt" (Nr. 442) berichtet aus dem amerikanischen Bundesstaat Missouri:

„Missouri erhebt in Zukunft auf alle Warenarten des Einzelhandels eine Umsatzsteuer von einem Prozent. Im Lande der Kettenläden mit Kleinpreisen von 10 Cents lassen sich natürlich die Prozentbeträge selbst mit Kupfermünzen nicht erfassen. Und da die Prägeanstalt auf den Vorschlag, Dollar-Tausendstelmünzen auszugeben, nicht eingegangen ist (weil die Herstellungskosten in keinem Verhältnis zum Umlaufswert stehen würden), gibt der Staat Missouri kleine Pappscheiben aus, die den Aufdruck „1 Mill." und „5 Mill." erhalten. Sie fließen durch die Staatskassen in den Zahlungsverkehr, und der Staat hofft, daß sie ihm prompt 11 Mill. Dollar jährlich eintragen werden.

Da diese eigenartige finanzpolitische Maßnahme in Amerika beträchtliches Aufsehen erregt hat, werden sich voraussichtlich auch die Sammler von Kuriositäten auf die „Milldollars" stürzen und Missouri zu Neudrucken veranlassen, so daß die Rechnung eines witzigen Finanzsenators sicher aufgehen kann. In Washington allerdings dürfte die partikularistische Ausgabe von Umsatzsteuer-Notgeld auf etwas bedenkliche Regierungsgesichter stoßen."

Die Versuchung

Von German Gerhold

Es war eigentlich ganz prosaisch verlaufen.

Die Kollegen schienen mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, bei den Frauen und den Vertretern der Gemeinde herrschte die Neugier vor.

Nun saß er in seiner Studierstube und versuchte, sich über das Ereignis dieser Lebenswende klar zu werden.

Das Vergangene war eine Zeit eifrigen Studierens und Vorbereitens gewesen, völlig beherrscht von dem einen Ziel: dem Amt der Seelsorge. Vorüber war die Zeit der Theorien. Was nun begann, war das Eigentliche, war die Praxis.

Er saß an seinem Schreibtisch und grübelte. Er sah Wege und Anhaltspunkte für sein Wirken. Er glaubte zu wissen, was not tat. Aus dem Elternhaus und der Schule wußte er es und vom Zusammenleben mit den andern während der Studienzeit: an Liebe fehlte es in der Welt.

Man sprach von Gerechtigkeit, von Sozialismus, von Kampfgeist, wohl auch von Mitleid, Treue und Kameradschaft. Aber von Liebe —?

Von Liebe sprach man nicht. Und sollte nicht gerade die Liebe das Größeste sein unter allem?

Hier galt es einzusetzen! Die Liebe, das Höchste, darf nicht in Vergessenheit geraten ...

„... und dann noch eins nicht", sprach eine Stimme.

Mehr verwundert als erschrocken wandte sich der Vikar um. Ein hagerer Mann in Hut und weitem Mantel stand neben ihm.

„Was wünschen Sie?" fragte der Vikar erstaunt. „Wie kommen Sie hier herein? Jetzt mitten in der Nacht?"

„Es ist von Wichtigkeit", wich der Fremde aus. „Von höchster Wichtigkeit. Für Sie und für mich. Vieles, sehr Vieles liegt im Argen auf dieser Erde. Sie sind jung, Sie haben Mut. Sie haben den Willen neu aufzubauen. Wohlan", — der Fremde kniff ein Auge zu — „ich will Ihnen mit meinem Rat zur Seite stehen."

„Wer sind Sie? Und welcher Art ist dieser Rat?"

Der Fremde bewegte beschwichtigend die magere braune Rechte. „Gemach, gemach. Das erste tut im Moment nichts zur Sache, das zweite werden Sie allsogleich vernehmen. Zuvor eine Frage noch: Sie haben ein Bild vom Geschehen der vergangenen Jahrhunderte?"

„Ich denke schon", erwiderte der Vikar.

„Gut. Sie sind sich also der Veränderungen bewußt, welche in diesen Zeiträumen vor sich gegangen sind?"

„Der hauptsächlichsten bestimmt. Was meinen Sie im Besonderen?"

„Ich ziele vor allem auf die bedauerliche Entwicklung, die im Weltanschaulichen stattgehabt hat. Irre ich, wenn ich annehme, daß auch Sie sie bedauerlich finden?"

„Wohl kaum", stimmte der Vikar zögernd zu. „Wenn Sie die Abkehr vom Jenseitigen, die Hinwendung zum Diesseitigen meinen sollten —, dann wären wir einig."

Der Fremde nickte tief. „Wir sind einig. Jenes ganze Geschehen, beginnend mit der Aufklärung und der Humanitätsduselei, über den filosofischen und praktischen Materialismus, bis zum Positivismus und der nackten Antireligiosität dieser Zeit, — all das meine ich, und all das beklage ich."

Der Vikar sah auf. „Und nicht zuletzt dann noch: der Mangel an Liebe!"

„Jedenfalls ist der Schaden groß", lenkte der Fremde ab. „Die Ursache allen Übels ist der Untergang der übersinnlich gerichteten Anschauungen."

Betrübt nickte der Vikar. „Sie haben recht. Vieles von dem Glauben und Schauen unserer Väter ist zerstört."

„Allzuvieles", bestätigte der Fremde. „Wer glaubt noch, daß der Himmel es ist, der Krieg, Pestilenz und Armut schickt? Nicht einmal das niedere Volk mehr! Aus Zeitungen und Büchern haben sie gelernt, daß Diplomaten, Bakterien und Wirtschaftskrisen dahinterstecken! Wer glaubt noch daran, daß er durch Beten vom Zahnschmerz erlöst würde? Niemand. Sie schlucken Pyramidon und laufen zum Zahnarzt. Sie impfen, desinfizieren, lassen sich operieren oder turnen gar schamlos entkleidet in der hellen Sonne herum!"

Der Vikar senkte den Kopf. „Ja, sie glauben nicht mehr. Sie wollen nicht mehr glauben."

Der Fremde beugte sich vor und heiser flüsternd fuhr er fort: „Nichts ist ihnen mehr heilig! Nicht einmal daran glauben sie mehr, daß der Himmel die Kinder schickt! Sie fröhnen verbotener Liebe und wissen sich vor den Folgen zu schützen! Sie schlagen der Vorsehung ein Schnippchen und freuen sich ihrer Sünden ...!"

„Ja, es ist zuzeiten, als habe Gott sein Antlitz verhüllt und die Erde dem Teufel überlassen", stimmte der Vikar zu.

Der Fremde winkte ab. „Dem Teufel? Was soll dem Teufel überlassen sein —?" Erregt schlug er auf den Tisch. „Nichts, Herr Vikar, ist ihm überlassen! Hören Sie? Nichts! Wer fürchtet sich noch vor dem Teufel? Wer hat noch Respekt vor dem Teufel? Da eben hat der Neuaufbau einzusetzen! Angst muß diesem Pack wieder ins schlotternde Gebein gejagt werden! Angst vor dem Lebendig-gebraten-werden im ewigen Feuer der Hölle! — Oder aber sie werden es in steigender Gottlosigkeit schließlich noch so weit treiben, daß sie sich wirklich zu ihrer Zufriedenheit auf dieser Erde einrichten! Dann aber, mein lieber Vikar, ist es vollends aus mit uns. Um was sollten zufriedene Menschen beten?"

„Um was —?" Verwirrt sah der Vikar auf. „Um die ewige Seligkeit!"

Der Fremde lachte höhnisch auf. „Wenn sie nicht zuvor an den Teufel und seine Hölle glauben, ist ihnen der Himmel nichts besonders Verlockendes. Im Entweder-Oder liegt hier der Zauber! Und — wie ist es denn —: glauben Sie ...?"

„Ja", fiel der Vikar ein und sein Blick wurde hart. „Ich glaube an Gott."

„Nun gut", spottete der Fremde, „das wäre die eine Hälfte. Doch schauen Sie mich an —!" Düsteres Feuer glomm in den Augen des Fremden. „Und nicht an mich?!" Seine Gestalt begann zu glühen und bläulich zu leuchten.

Entsetzt sprang der Vikar auf.

„Nein!" schrie er dann, ergriff das Tintenfaß und schleuderte es — ins Leere.

Der bleiche Tag graute zum Fenster herein und beleuchtete den triefenden Fleck an der Wand.

Der Urlaub

In den Nachkriegsjahren kam zum leitenden Regierungsrat des Finanzamtes in L. ein Heidebäuerlein und suchte respektvoll um Urlaub nach.

„Aber Sie sind doch gar nicht beim Finanzamt angestellt!" wunderte sich der Beamte.

„Das nicht", meinte der Alte und lächelte, „aber ich arbeite doch nur für das Finanzamt!" Aus der „Deutschen Zukunft"

Eurafrika

Als im Sommer 1931 die Aufgabe der deutsch-französischen Verständigung, die bis dahin mehr eine Sache der Literatur gewesen war, von den Industriellen in die Hand genommen wurde, als François-Poncet, der als Vertreter der französischen Industrie galt, nach Berlin kam, als Laval die Reichsregierung besuchte — da wurden eifrig Pläne geschmiedet, wie und auf welchen Schauplätzen sich deutsche Arbeitskräfte und französisches Kapital gemeinsam betätigen könnten. Auf diese Weise hoffte man der Krise ein Ende bereiten und die deutsch-französische Verständigung ein tüchtiges Stück vorwärts bringen zu können; und, wer weiß, am Ende konnte man in Afrika die Vereinigten Staaten von Europa aus der Taufe heben!

Denn Afrika wurde als Betätigungsfeld der gemeinsamen Arbeit in Aussicht genommen. Dort lagen weite unerschlossene Gebiete unter französischer Herrschaft; Frankreich stellte das Land und das Kapital, Deutschland seine Arbeiter und Techniker zur Verfügung — war das nicht das ideale Heilmittel für viele Übel, unter denen die Menschheit, und besonders die europäische, seufzte?

Aus den schönen Plänen ist nichts geworden. Aber der Gedanke gemeinsamer deutsch-französischer Unternehmungen in Afrika ist nie ganz eingeschlafen, besonders in Frankreich nicht, und als vor einiger Zeit der englische Minister des Äußern, Sir Samuel Hoare, von der Notwendigkeit sprach, einen gewissen Ausgleich zwischen rohstoffarmen und rohstoffreichen Ländern herzustellen, da griffen einige französische Zeitungen wieder auf die alten Pläne zurück.

Als guter Leitfaden für Debatten über derartige Projekte kann das Buch „Afrika als Betätigungsfeld für Europa" von Professor E. L. Guernier dienen. Guernier berechnet, daß Afrika in einem Zeitraum von 30—50 Jahren 15—20 Millionen Europäer aufnehmen könnte. Mindestens 100 Jahre lang könnte Europa alle benötigten Rohstoffe aus Afrika beziehen. Andererseits würde Afrika europäische Halb- und Fertigfabrikate aufnehmen in Mengen, die man sich heute kaum vorstellen kann. Man denke nur an den Bau von Eisenbahnen, Straßen, Kanälen, Bewässerungsanlagen, von Schulen, Krankenhäusern, ganzen Dörfern und Städten und so weiter! Wenn man die Entwicklung Marokkos zugrundelegt, dann kann man annehmen, daß in 20 Jahren der Außenhandel Afrikas auf 65 Milliarden Mark steigen würde (heute beträgt er etwa 12 Milliarden). Und zu allen materiellen Werten hinzu käme noch die europäische Verständigung — es ist zu schön, um Wirklichkeit zu werden!

Bei solchen Plänen taucht ja immer das alte Problem auf: würde durch eine wirtschaftliche Erschließung Afrikas die Kaufkraft Europas so sehr steigen, daß Europa die in Afrika produzierten Rohstoffe alle aufnehmen könnte? Und was wäre dann mit den Ländern, von denen Europa diese Rohstoffe bis jetzt bezogen hat? Allgemein ausgedrückt: ist die Einbeziehung von Ländern mit vorkapitalistischer Wirtschaft in den Kapitalismus für die „alten" Industrieländer auf die Dauer betrachtet ein Gewinn oder ein Schaden?

Wir wollen die Frage jetzt offen lassen und auf ein viel näher liegendes Bedenken hinweisen. Guernier meint, wie gesagt, aus der gemeinsamen Betätigung europäischer Staaten in Afrika erwachse ein neuer europäischer Gemeinschaftsgeist, der dann einen „Europäischen Staatenbund" werde schaffen helfen. — Wir wollen nicht daran zweifeln. Aber dieser Gemeinschaftsgeist kann nicht nur als Folge gemeinsamer Arbeit erwartet werden, sondern muß, wenigstens in geringem Maße, als Voraussetzung vorhanden sein. Ist er das?

Hugo Lindemann

An der Grenze

Die deutsch-französische Grenze zwischen Pfalz und Elsaß geht u. a. mitten durch ein Dorf namens Scheibenhardt. Es gibt also ein Französisch-Scheibenhardt und ein Deutsch-Scheibenhardt.

Bis 1931 gingen die Deutsch-Scheibenhardter nach Französisch-Scheibenhardt in die Kirche, weil die Kirche eben „drüben" stand. Auch die Toten wurden in Frankreich bestattet, und wenn ein Kind von deutschen Eltern jenseits der Grenze zur Welt kam — etwa im Hause der Großeltern — dann wurde es nach französischem Landrecht Franzose.

1931 haben die Deutsch-Scheibenhardter auf Staatskosten ihre eigene Kirche bekommen.

Das französische Heer wird, wie man erfährt, künftig statt der horizontblauen Uniform Khaki tragen, und zwar aufgeschlagenen Rock mit khakifarbenem Hemd und Schlips.

Keine Ackernahrung

Die württembergischen Kleinbauern

Das Reichs-Erbhof-Gesetz verfolgt und erfüllt neben besserer Verbindung mit der Scholle in zweiter Linie den Zweck einer Minderung der Grundlasten, die es bisher so manchem Bauern, der bei Hof-Übernahme Geschwister gleich und gleich abzufinden hatte, unmöglich machten, mit schuldenfreien Betrieben und mit wesentlich billiger sitzenden Domänenpächtern zu konkurrieren. Das Gesetz hat aber bekanntlich keine Geltung für die kleinen Landwirte ohne vollständige „Ackernahrung". Im württembergischen Neckarkreis werden z. B. 90 Prozent aller bäuerlichen Betriebe gar nicht davon berührt, weil sie im Sinne des Gesetzes keine Ackernahrung bilden. Es entsteht also die Frage: was wird aus denjenigen landwirtschaftlichen Betrieben, die keine Ackernahrung ausmachen?

Man kann hie und da lesen oder hören, daß solche Betriebe sich nach Neben-Erwerbsquellen umzusehen hätten. So viel ich weiß, stellt dieser Rat das einzige Rettungsseil dar, das man unsereinem bisher zugeworfen hat. Aber: erstens sind dieser Betriebe, die im Altwürttembergischen das Gros der Gesamt-Landwirtschaft bilden, viel zu viel und der Neben-Erwerbsmöglichkeiten viel zu wenig; sodann ist es durchaus nicht so, daß die „Landwirte" (d. h. die Nicht-Erbhofbauern) etwa nicht voll beschäftigt wären. Es handelt sich bei uns keineswegs, wie man vielleicht in Norddeutschland oft denken mag, um lauter Zwergbetriebe! Die anderthalb hundert „Landwirte" meines Wohnorts fühlen sich im weiteren Sinn ebensogut als Bauern wie die 10 oder 11 Erbhofbesitzer, die „Bauern" im Sinne des Erbhofgesetzes sind.

Die Preise, die wir nach der Marktregelung für unsere Agrarprodukte bekommen, sind als gerecht zu betrachten; aber sie sind auskömmlich nur dort, wo das zu bebauende Feld nicht mit Lasten überbürdet ist, wie beim Erbhofbauern oder auch beim Domänenpächter (der viel billiger sitzt und auch sonst günstiger gestellt ist als der kleinere Landwirt, der für zugepachtete Parzellen oft genug doppelt so viel Pachtpreis zu bezahlen hat als jener für sein gutes, arrondiertes Feld einschließlich unentgeltlicher Gebäudebenützung).

Hier sitzt des Übels Kern. Es ist ohne weiteres klar, daß eine durchschnittliche Grundbelastung von 70 oder 80 oder 90 Mark, oft ist sie noch höher, pro württembergischen Morgen, das sind 200 bis 300 Mark pro Hektar, bei den heutigen Preisen auf die Dauer nicht auszuhalten ist. Das ist die Not unserer „Landwirte", das und nichts anderes.

Vor einigen Jahren schon habe ich in dieser Zeitung dargelegt, wie ich mir eine Sanierung unserer kleinen Landwirte denke. Mein Vorschlag hat für alle diejenigen Berufsgenossen, die nicht unter das Erbhofgesetz fallen, heute noch Geltung und sei deshalb in kurzen Zügen nocheinmal wiederholt:

Nehmen wir dem kleinen Landwirt seine Sorge um den Boden, indem der Staat oder die Gemeinde alles Land, das nicht Erbhofboden ist, kauft und jedem sein bisheriges Feld in Erbpacht gibt! So befreien wir den kleinen Landwirt von seiner allergrößten Last. Wir geben ihm seine verkaufte Seele wieder. Der Jungbauer, der zweite und dritte Sohn, hat Siedlungsmöglichkeiten in Fülle. Wir können mit dem Großpächter konkurrieren, weil wir jetzt unser Land zum selben Preis haben werden wie er. Schulden brauchen nicht mehr gemacht zu werden, da uns ja der Staat (die Gemeinde) so und so viel schuldet, was alljährlich bei Bezahlung unseres Erbpachtgeldes neu verrechnet wird. Keiner verliert eine Furche, keiner einen Pfennig. Es bekommt keiner etwas geschenkt. Aber der Kleine kann sich dann wehren, kann bei kommender Gelegenheit zupachten, während er so oft unrettbar zugrunde gehen muß.

Maschinen (die wir nie ausnützen), Intensivierung, Genossenschaftswesen usw. allein sind außerstande, uns vor dem sichern Untergang zu retten. Hier hilft nur die Lösung der Bodenfrage in dem Sinne, daß uns der Staat oder die Gemeinde (auf genossenschaftlichem Wege dürfte es nicht gehen) diese Sorge abnimmt: durch Rückkehr zum altgermanischen Bodenrecht.

Dieses ist das einzige Mittel, uns vor der Kollektiv-Wirtschaft (gemeinsamer Betrieb einer Gemarkung) zu retten; das einzige Mittel, den Kleinbauern zu erhalten. Sobald wir unsere Gemarkung gemeinsam umtreiben, wie man da und dort hört, daß es gut wäre, sind wir keine Bauern mehr.

Reichtum ist nicht verboten, aber die Not-wendigkeit, ein Vermögen anzuhäufen, damit die Kinder Land haben, wenn sie anfangen sollen, wird dann hinfällig. Wir Bauern können unseres Lebens dann wieder froh werden. Wir können unsere Maulwurfsnatur ablegen und an unsere Menschwerdung gehen.

Schwieberdingen, am Erntedankfest 1935.

Friedrich Rothacker

Aus einem Bericht des DNB über Reformen, die General Kondylis in Griechenland plane: „... Das Eigentumsrecht (an Grund und Boden, d. Red.) wird in ein Nutzungsrecht für die Dauer von 99 Jahren abgeändert werden, nachdem das unbewegliche Vermögen in den Besitz des Staates übergegangen sein wird."

Ein Erbhof-Dorf

Das erste deutsche Erbhofdorf geht seiner Vollendung entgegen. Es liegt in der Nähe der hessischen Gemeinde Bürstadt und ist von Mannheim aus mit dem Kraftwagen in einer Viertelstunde zu erreichen. Am Rande des Riedwaldes, hinter dem das Massiv der Bergstraße steht, hart an der Straße, die von Lorsch nach Worms führt, liegt diese Bauernsiedlung, die in den nächsten Tagen bereits von den ersten Familien bezogen werden wird. Das Erbhofdorf ist eine Schöpfung des Darmstädter Landeskulturrats Reich. Es soll 25 aus Oberhessen stammende junge, arbeitsame und erbgesunde Bauern mit ihren Frauen und Kindern aufnehmen. Jede der hier eingerichteten Bauernstellen wird mit 30 Morgen Land ausgestattet. Spargelfelder und Obstkulturen werden eine wertvolle Einnahmequelle für die neuen Riedbauern bilden. Die jährliche Abgabe der künftigen Erbhofbauern beträgt 29 Mark.

(„Bodenreform", 20. Oktober)

Auf Grund des Reichserbhofgesetzes, das jetzt zwei Jahre besteht, sind von den mehr als 700 000 Erbhöfen schon über 572 000 endgültig in die Erbhöferolle eingetragen worden.

Überproduktion?

Wirtschaftskrisen entstehen, weil zu viel produziert wird. Das ist in den letzten Jahren für viele Menschen eine Selbstverständlichkeit geworden. Andere freilich behaupten: nein, sondern weil zu wenig verbraucht wird. Welche von diesen beiden Auffassungen richtig ist, wird nicht leicht zu entscheiden sein, besonders weil es in vielen Fällen nicht einfach ist, zu sagen, was „zu viel" oder „zu wenig" eigentlich bedeutet. Man wird häufig nur angeben können, ob gegenwärtig mehr oder weniger produziert bzw. verbraucht wird als in einem andern Zeitraum.

Fürs Getreide ist diese Frage jetzt beantwortet. Ein Liverpooler Getreidespezialist, Broomhall, hat festgestellt, daß seit dem Jahre 1909 die Bevölkerung der Erde um mindestens 20 Prozent größer geworden ist, daß dagegen der Gesamtverbrauch an Getreide genau gleich geblieben ist. Der Verbrauch an Weizen ist zwar gestiegen, aber nur um 16 Prozent, was bei einer 20prozentigen Vermehrung der Bevölkerung immer noch einen Minderverbrauch pro Kopf bedeutet. Wenn pro Kopf der Bevölkerung heute noch gerade so viel Getreide verbraucht würde wie 1909, dann, so berechnet Broomhall, müßten 36 Millionen Hektar mehr als heute mit Getreide bepflanzt werden.

Es ist klar, daß bei der Entscheidung über die Frage „Überproduktion oder Unterkonsumtion?" auch noch andere Gesichtspunkte berücksichtigt werden müssen (Produktionskosten, Verhältnis von variablem und konstantem Kapital, d. h. von Arbeitskräften und Maschinen, usw.), aber die Zahlen Broomhalls können doch vielleicht manchen Anhänger der Überproduktions-Theorie nachdenklicher stimmen.

I. G.

Das Hundefressen

Auf dem neuerbauten französischen Ozeandampfer „Ile de France" gibt es „erstklassige Menus für Hunde". Das eine heißt „Lunch Dog" und umfaßt Spinat, Karotten, grüne Bohnen und Reis. Das „Diner" hingegen bringt dann Hammelbraten garniert und Ochsenknochen mit Beilagen. Für Schoßhündchen ist eine „Hundebouillon aus Markknochen mit Toast und Kartoffeln" vorgesehen. „Es wird Menschen geben", sagt der „Fridericus" (Nr. 41) dazu, „die für solche auserlesene Hundemahlzeiten ihrem Schöpfer auf den Knien danken würden!"

Zwei unternehmungslustige kanadische Unternehmer haben ein Schiff erworben und darauf fünfhundert Zuchtschweine untergebracht. Sie sind auf dem Weg in die Südsee, wo sie alle Inseln anlaufen wollen, um ihre Bewohner mit Schweinefleisch zu versorgen.

Nach ernährungsärztlichen Angaben, die wir soeben in der „Kurzen Pause" finden, betrug der Fleischverbrauch im Jahre 1806 13,6 kg pro Kopf der deutschen Bevölkerung. 1913 war er auf 31 kg gestiegen; heute beträgt er 54,5 kg.

Der Unterschied

Im Speisewagen des Expreßzuges, der von Bombay nach Kalkutta fuhr, sassen drei Herren an einem Tisch. Es war unerträglich heiß. Der Ventilator lief ununterbrochen, doch brachte er kaum Kühlung. Der Speisewagenkellner, ein Inder, eilte hin und her, um den Gästen immer neuen Whisky-Soda zu bringen.

Die drei Herren tranken ebenfalls Whisky-Soda. Der eine der drei, ein Japaner, nahm einen Whisky zu zwei Flaschen Soda. Der andere der drei trank zwei Whisky auf eine Flasche Soda. Er war Russe. Der dritte, ein Engländer, trank zu jeder Flasche Soda einen Whisky.

„Damned, it's hot", murmelte der Engländer und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Nicht so heiß wie in Iran", sagte der Russe. „In Iran war es heiß, hier ist es nur warm."

„Sie kommen aus Iran?" fragte der Japaner.

„Ja", sagte der Russe, „aus Iran. Es ist noch das alte Persien, aber es ist auch schon das neue Iran. Technik auch dort schon, Autostraßen, Eisenbahn, drahtlose Sendestationen, Fortschritt."

Der Engländer sah aus dem Fenster. Hindus arbeiteten auf den Feldern, trieben beladene Ochsenkarren heim oder bewässerten das Land. „Ja", meinte der Engländer, „Persien ist reich, reich an alter Vergangenheit, reich an jungen Bodenschätzen, reich vor allem an Oel."

„Ich habe dort mit an zwei großen Baumwollspinnereien gebaut", sagte der Russe. „Alle Maschinen aus Rußland. Auch die Ingenieure der Werke sind Russen. Und Sie", wandte er sich an den Japaner, „waren Sie auch in Iran?"

„Ja", antwortete der Japaner.

„Baumwolle oder Oel?" fragte der Russe.

„Ich war in Geschäften dort", wich der Japaner aus.

Der Engländer trommelte mit den Fingern auf den Tisch. „Darf ich erfahren", sagte er, „was die Herren jetzt in Indien beabsichtigen?"

„Geheimnis", sagte der Russe.

Der Japaner hob die Schultern und ließ sie wieder fallen.

„Ich weiß es auch so", sagte der Engländer. „Sie haben gut gelernt, meine Herren, Sie beide, Russen und Japaner, Sie haben gut gelernt, von uns gelernt. Wir haben Japan geholfen, daß es das wurde, was es heute ist, wir haben das bolschewistische Rußland unterstützt, bis es wieder groß wurde, bis Japan und Rußland heute unsere Konkurrenten sind. Sie bauen Industrien in fremden Ländern auf, sie überschwemmen die Märkte mit ihren Waren. Sie bringen Technik, unsere Technik und ihre Ideologien. Aber da ist ein Unterschied, meine Herren, ein kleiner Unterschied. Wir haben fremden Völkern auch Technik gebracht, wir haben in Indien auch Fabriken errichtet. Aber wir brachten auch Kultur mit. Es gibt eine Unzahl von Indern, die englisch sprechen und verstehen können. Viele kennen England aus eigener Anschauung."

Der eingeborene Speisewagenkellner brachte neues Sodawasser.

„Wir haben in Indien nicht nur Straßen gebaut und Eisenbahnen, Post- und Telegrafenanlagen, Fabriken und Häfen angelegt, nein, wir haben die Inder auch kultiviert, wir brachten Kultur ins Land."

Der Inder räumte die leeren Flaschen vom Tisch. Er lächelte ein wenig, ganz wenig, es war kaum zu sehen. Er gehörte zu jener Unzahl von Indern, die englisch sprechen und verstehen können. Da stieß er versehentlich einen Whisky um, den Whisky des Engländers.

„Damned", sagte der Engländer, „diese braunen Burschen lernen nie, sich zu benehmen. Es ist eine verfluchte Bande. Man sollte sie mehr prügeln."

Das Lächeln im Gesicht des Inders war verschwunden, als er ein sauberes Tischtuch und einen neuen Whisky brachte.

Helmut Kasten

Für Juristen

In dem Tonfilm „FP 1 antwortet nicht" hatte ein Filmschauspieler mit dem Flugzeug Hilfe für die Bewohner der „künstlichen Insel" herbeizuholen. Um die von der Rolle vorgeschriebene zuversichtliche Stimmung zum Ausdruck zu bringen, summte er bei der Aufnahme des Tonfilms den Anfang eines Marschliedes vor sich hin.

Als der Film lief, entdeckte ein Musikverlag, daß die paar gesummten Töne der Anfang des „Sternenbannermarsches" waren. Für dieses Musikstück hatte der Verlag aber die alleinigen Tonfilm-Verwertungsrechte. Er verlangte nun Schadensersatz von der betreffenden Filmgesellschaft.

Es galt nun folgende Fragen zu entscheiden: Handelte es sich hier um eine „unbefugte teilweise Aufführung" des Marsches oder gar um eine „unzulässige Benutzung"? Dann war allerdings ein Anspruch auf Grund des Urheberrechtsgesetzes gegeben. Oder war es vielleicht ein „Melodienraub", der die gleichen Folgen gehabt hätte?

Das Leipziger Landgericht verneinte in seinem Urteil diese Fragen. Es bezeichnete die vier Takte als ein „musikalisches Zitat", das durch seinen Stimmungsgehalt die Hoffnungsfreude und Zuversicht unterstreichen solle. Ein Melodienraub liege deshalb nicht vor, weil das Lied nicht dem Tonfilm zugrunde gelegt war, sondern nur ganz beiläufig darin vorkam. Die Sachverständigen hatten erklärt, daß eine noch kürzere Verwendung unmöglich war, und die vier Takte lediglich ein musikalisches Motiv enthalten, dessen Verwendung ohnehin frei ist.

Eine Staatsaktion

Am Nachmittag des 8. Oktober wurde der englische Minister des Innern Sir John Simon in das Londoner Haus des Herzogs von Kent gerufen, da die Entbindung der Prinzessin Marina bevorstand. Bis in die dritte Morgenstunde mußte der Minister im Vorzimmer der Prinzessin warten und durfte dabei unter keinen Umständen einschlafen. Endlich schien es so weit: die Ärzte baten den Minister in das Schlafzimmer, damit er Zeuge der Entbindung sei und sie in einem Protokoll bestätige.

Seit dem Jahre 1688 ist es nämlich in dem sonst so prüden England gesetzlich vorgeschrieben, daß der Innenminister bei der Geburt eines Mitgliedes des königlichen Hauses zugegen sein muß. In diesem Jahre hatte die Gattin des Königs Jakob II. einen Sohn geboren, und nachher waren Gerüchte aufgetaucht, es sei ein untergeschobenes Kind. Um für die Zukunft solche Vorfälle oder Gerüchte unmöglich zu machen, beschloß das Parlament das Gesetz, das bisher stets aufs peinlichste befolgt worden ist.

Dr. Owlglaß

Allotria

In Leinen gebunden 2,45 Mark

Zu beziehen vom Verlag der Sonntags-Zeitung, Stuttgart, Postfach 51, Postscheckkonto Stuttgart 19844

Macht des Schicksals

Es gibt nicht viele Berührungspunkte zwischen der Weltanschauung des Alten Testaments und der des Griechentums. Aber unter den wenigen, die sich nachweisen lassen, sind die, die in den Auffassungen von der Macht des Schicksals zu Tage treten, ohne Zweifel besonders lehrreich.

Daß ein Zusammenhang zwischen dem Verhalten des Menschen und seinem darauf folgenden Schicksal vorhanden ist, wissen sowohl die Weisen des Alten Testaments wie die des Griechentums. Und sie stimmen auch darin überein, daß sie das Verhalten des Menschen in der Regel als die Ursache des darauf folgenden Schicksals ansehn. Aber das ist schließlich ja noch heute die herrschende Ansicht, — eine Ansicht, deren Richtigkeit sozusagen viel zu selbstverständlich erscheint, um überhaupt Gegenstand einer Diskussion werden zu können.

Das Auffällige ist nun jedoch, daß sich bei den alten Juden und den alten Griechen gleichzeitig auch deutliche Spuren einer andern, geradezu entgegengesetzten Ansicht finden, nach der nicht das Verhalten des Menschen, sondern das Schicksal das Erste und Ausschlaggebende ist.

Auffallend ist diese Ansicht zunächst schon deshalb, weil sie ja allem Augenschein, aller Erfahrung ins Gesicht schlägt. Denn wie kann das zeitlich Folgende das Erste sein? Aber was sich hier dunkel und verworren anmeldet, das ist offenbar nichts anderes als die Einsicht in die Scheinhaftigkeit der Zeit selber.

Auffallend ist die Ansicht indessen noch aus einem weiteren Grunde. Sie ist auffallend, weil sie das Grundgefühl der inneren Freiheit unbeachtet läßt und den Glauben an Kräfte voraussetzt, die den menschlichen Willen unsichtbar lenken.

Kurzum: es ist eine durch und durch metafysische Ansicht, mit der wir es bei ihr zu tun haben. Und zwar stellt sie sich beide Male in herkömmlich religiösem Gewande dar.

Gott ist es demnach im Alten Testament, der das Tun und Lassen des Menschen so beeinflußt, daß sein vorherbestimmtes Schicksal sich an ihm erfüllt. Und die Götter sind es bei den alten Griechen, die den Menschen reif machen für sein Geschick.

Es ist aber begreiflich, daß das Wirken dieser göttlichen Lenkung vor allem immer dort festgestellt wird, wo sie dem Menschen den Untergang bereitet. Denn in solchen Fällen springt es ja besonders deutlich in die Augen, daß der Wille des Menschen ausgeschaltet und daß die zeitliche Aufeinanderfolge des Geschehens ein bloßer Schein ist.

Das dem Untergang unmittelbar vorhergehende Stadium hat nun auch einen eigenen Namen erhalten: bei den Juden den der Verstockung, bei den Griechen den der Hybris oder des Frevelmuts (wir würden heut vielleicht von Größenwahn sprechen).

Der Ausdruck „Verstockung" erfasst dabei mehr die negative, der Ausdruck „Hybris" mehr die positive Seite der Sache. Aber die Sache selbst ist die gleiche. Sie läßt sich nach den uns vorliegenden Quellen etwa folgendermaßen beschreiben:

Der von seinem Schicksal Gedrängte verliert im entscheidenden Augenblick jeden Sinn für die Wirklichkeit. Oder vielleicht besser: er will ihn verlieren, er will nicht mehr sehen, wie die Dinge stehn. Denn eine Ahnung sagt ihm, daß sie schlecht stehn. Und um diese Ahnung zu übertäuben, stellt er sich doppelt zuversichtlich, übersteigert er nach außen hin die Erscheinungsformen eines Sicherheitsgefühls, das ihm verloren zu gehen droht, ins Maßlose. Und das heißt: er tut gerade das, was das nahende Unheil noch beschleunigen muß.

Ein Zurück gibt es nicht mehr für ihn. Er kann sich nicht mehr umstellen und noch alles zum Guten wenden. Vielmehr scheint es, als ob eine geheime Gewalt ihn immer unaufhaltsamer vorwärtspeitschte auf seinem Wege, — dem bitteren Ende zu. Aber das Seltsame ist, daß er sich der Zwangsläufigkeit seines Verhaltens auch jetzt nicht klar bewußt wird. Er meint noch kühn, auf der Höhe zu stehen, sein irregeleiteter Glaube spiegelt ihm unvergleichliche Siege, sein armer, gehetzter Wille eine nicht abreißende Kette von Triumfen vor. Und dabei ist er doch schon gezeichnet, das Schicksal holt schon zum vernichtenden Schlage gegen ihn aus.

Im Alten Testament ist es vornehmlich jener Farao von Ägypten, der als Beispiel solcher Verstockung gilt. Aber auch etwa ein Mann wie Belsazar, dessen letzte Stunden in dem bekannten Gedicht Rückerts behandelt werden, gehört hierher.

Und bei den Griechen sind es die Tantaliden, ist es ein Ödipus oder ein Kreon, an denen die Dichter und Filosofen das Wesen der Hybris und der ihr auf dem Fuße folgenden Ate oder göttlichen Strafe verdeutlichen.

Dem sogenannten modernen Menschen, wie gesagt, liegen derartige Schicksalstheorien kaum. Sie widerstreiten allzu sehr dem, was er als die sittliche Weltordnung bezeichnet. Und sie entsprechen andererseits allzu wenig dem, was er von sich selber hält. Er fühlt sich in steigendem Maß als Herr seines Schicksals. Und der Gedanke einer Abhängigkeit seines Willens von überpersönlichen Mächten scheint ihm abergläubisch, die Annahme einer zeitlichen Vorherbestimmung unvernünftig.

Jedoch das braucht ja keineswegs zu hindern, daß er unrecht hat und daß die Alten also recht haben. Und darum eben sollte an deren Auffassung hier einmal erinnert werden.

Kuno Fiedler

Wer sich überhebt, verrät, daß er noch nicht genug nachgedacht hat.

Morgenstern

Ursache hinter der Wirkung

Der Anatom Braus war bei Prüfungen wegen seines beißenden Witzes gefürchtet. Eines Tages mußte er einen Studenten prüfen, dem er mehrere Male geraten hatte, sich jedem anderen Studium, nur nicht der Medizin zu widmen. Der Kandidat ging deshalb auch mit sehr gemischten Gefühlen ins Examen.

„Stellen Sie sich vor, Herr Kandidat", so lautete die letzte Frage von Braus, „bei Ihnen wird ein Mann eingeliefert, der bei bestehender schwerster Tuberkulose und ausgedehntem Krebs in einem epileptischen Anfall einen Wirbelsäulenbruch und schwere innere Verletzungen davongetragen hat. Was würden Sie in diesem Falle tun?" „In diesem Fall würde ich Ihrem Wunsche entsprechend freiwillig ein anderes Studium ergreifen."

Auch in der Vorlesung hielt Braus mit seiner Meinung über die ärztlichen Fähigkeiten seiner Studenten nicht zurück. „Im allgemeinen, meine Herren", sagte er einmal, „kommt die Ursache vor der Wirkung. Können Sie mir einen Fall nennen, wo die Ursache hinter der Wirkung kommt?" — Allgemeines Schweigen. — „Ich kenne nur einen einzigen Fall", fuhr Braus fort, „nämlich wenn der Kandidat Mielenhausen hinter dem Sarge eines seiner Patienten geht."

Mission und Aberglauben

Die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 518 und 520) hat einige Briefe Albert Schweitzers aus dem Lambarene-Spital veröffentlicht. Schweitzer schildert darin u. a. nach den Aufzeichnungen eines Amerikaners einen Fall von Neger-Hexenwahn aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, „damit diejenigen, die die Mission für unnötig halten, sich Gedanken über sie machen". Nach dem Tod eines jungen Mannes wurden drei alte Frauen durch Gift ums Leben gebracht, weil der Medizinmann behauptet hatte, sie seien als Hexen an dem Todesfall schuldig.

Wenn die Mission derartigen Aberglauben bekämpft, so wollen wir das gerne gelten lassen. Aber leider fällt uns ein, daß in unserem christlichen Vaterland nicht allzu lange vorher Tausende von Hexengreueln geschehen sind, neben denen jene afrikanische Szene recht harmlos anmutet, und daß das Christentum, das von uns den Negern gepredigt wird, bei sich zu Hause diese viel scheußlicheren Dinge nicht hat verhindern können.

Es scheint also doch kein unbedingt sicheres Heilmittel gegen den Aberglauben zu sein.

Sch.

Der Kunstläufer

Zeichnung von Willy Widmann

„Zur Erholung von politischen Verhandlungen und Sorgen betätigt sich der erglische Außenminister Sir Samuel Hoare häufig des Abends im Londoner Eispalast als Kunstläufer."
„Das illustrierte Blatt", 22. Oktober

Religiöse Bücher

Im Jahr 1934, hat uns die S.-Z. kürzlich berichtet, seien in Deutschland 20 850 Bücher erschienen; davon 2230, die sich mit theologischen und religiösen Dingen befassen.

Wir scheinen also doch in einer religiösen Zeit zu leben, nicht etwa bloß im Zeitalter der Technik oder der Maschine, wie uns dies immer wieder erzählt wird.

Nach außen hin macht sich allerdings nicht sehr viel davon bemerkbar. Die Leute in der Bahn und auf der Straße reden nach meiner Erfahrung gewöhnlich von Abessinien, von Steuern, vom Weinpreis, oder sie erzählen sich alte und neue Witze (mehr alte als neue). Über religiöse Bücher pflegen sie nicht zu diskutieren.

Werden diese vielleicht heimlich gelesen? Oder ist den Leuten das Thema zu heilig, um in öffentlicher Unterhaltung profaniert zu werden?

Ich gäbe was drum, wenn ich wüßte, wer heute religiöse Bücher liest. Man sollte die Buchhändler, die sie verkaufen, verpflichten können, sich Alter, Geschlecht und Beruf der Käufer zu notieren, und das Ergebnis dann jeweils im Statistischen Jahrbuch bekanntgeben.

Das ebenso merkwürdige Gegenstück dazu wäre eine Statistik über diejenigen Leute, die religiöse Bücher schreiben. Ist niemand da, der eine Doktordissertation draus machen will? Mir schwant, als ob dabei kuriose Dinge herauskommen müßten; bloß fehlen mir leider die statistischen Unterlagen für meine Vermutung. Ich möchte sie trotzdem nicht unausgesprochen lassen.

Früher einmal war es, wenn ich mich nicht irre, so, daß die religiösen Bücher meist von den Fachleuten, nämlich von frommen Theologen geschrieben wurden. Die Theologen haben im Lauf der Zeit aber ihre Frömmigkeit offenbar immer mehr eingebüßt, und schließlich sind sie dazu übergegangen, Bücher zu schreiben, die von den zuständigen Kreisen einfach als antireligiös bezeichnet wurden. Ich brauche da nur an David Friedrich Strauß oder Harnack oder Schrempf zu erinnern. Wenn man vor zehn, zwanzig Jahren einen so recht in der Wolle gefärbten Atheisten traf, dann war es, zehn gegen eins, ein früherer Theologe. Und wenn ein Theologe in diesem letzten Menschenalter ein Buch schrieb, dann war es gewöhnlich ein negatives, ein kritisches, also — jedenfalls im damaligen Sinne — ein antireligiöses Buch.

Im letzten Menschenalter, habe ich vorsichtigermaßen gesagt, weil ich die heutige religiöse Buchproduktion nicht mehr so genau verfolge. Aber vielleicht gilt es auch für heute. Wieviele von den Autoren der heutigen religiösen Literatur mögen wohl Theologen sein? (Sehen Sie, darum hätte ich gerne eine Statistik!)

Vor einiger Zeit ist ein Buch erschienen „Wo ist Gott?" Es ist ein ausgesprochen religiöses Buch. Ich weiß Lehrer, die es im Religionsunterricht mit Erfolg benützen. Sein Verfasser, Graf Reventlow, ist aber nicht Theologe, sondern Marineoffizier.

Und vorige Woche sind mir nun zwei Buchprospekte vorgelegt worden, die ohne Zweifel ebenfalls religiöse Literatur betreffen. Der eine empfiehlt ein Buch von Franz Carl Endres mit dem Titel „Der Weg im Unbekannten". Der Verfasser ist kein Theologe, sondern ein ehemaliger bayrischer Generalstabsoffizier. Das andere Buch heißt „Der Weltgott". Sein Verfasser, Hugo Petersen, war früher Betriebsleiter einer Schwefelsäurefabrik und leitet heute ein Ingeniörbüro für die chemische Industrie.

Heutzutage würden also, wenn es erlaubt wäre, diese Beispiele zu verallgemeinern, religiöse Bücher nicht mehr von Theologen, sondern von Offizieren oder Ingeniören geschrieben.

Man darf das natürlich nicht so hinsagen. Aber daß es solche Bücher gibt, auch wenn es nur einzelne sind, ist sicherlich etwas Neues. Es ist ein Symptom, und zwar, glaube ich, kein ungünstiges. Nicht im Sinne der Theologen, aber vielleicht — der Religion.

Hans Hutzelmann

Kleinigkeiten

Es war einmal. Meldung der „Times" vom 22. Januar 1935: „Die juristische Fakultät der Universität Fünfkirchen, Ungarn, hat der norwegischen Volksvertretung Herrn Mussolini als Kandidaten für den Friedensnobelpreis 1935 vorgeschlagen."

Zeitungsausschnitte. Jimmy Walker, der frühere Bürgermeister von New York, verlangt in einem Prozeß gegen die Stadtverwaltung die Herausgabe von 37 Kisten voll Zeitungsausschnitten über seine Heldentaten. Die Kisten stehen im Archiv der Stadt; Walker sagt aber, es gehe niemanden etwas an, was er früher ausgefressen habe, und er wolle nicht, daß die Ausschnitte „zum Gegenstand gelehrter Arbeiten gemacht" werden.

Zunahme der Lynchjustiz. „Daily Expreß" befaßt sich mit der Zunahme der Lynchjustiz im Süden der Vereinigten Staaten. Während der letzten neun Monate seien vierzehn Neger aus den Gefängnissen herausgeschleppt und gehängt worden. Im Vorjahre zählte man fünfzehn Lynchmorde. Seit 1882 sind 4950 Schwarze auf diese Weise getötet worden.

Präsidenten. Eine Wiener Statistik stellt fest, daß in Wien rund 20 000 „Präsidenten" von Vereinen und Klubs leben; jeder 90. Wiener ist ein Präsident.

Jedem sein Denkmal! In Athener Zeitungen inseriert ein junger Bildhauer, der „zu konkurrenzlos billigen Preisen" jedermann sein Denkmal liefern möchte. Er gießt fertige Rümpfe aus einer gleichbleibenden Form und modelliert lediglich den Kopf dazu.

Ein Titel. Den Beinamen „Wühlmäusefänger von Gerthe" trägt ein seit 1923 arbeitsloser Steinhauer aus Bochum-Gerthe. Im Lauf der letzten drei Jahre hat er nach einem von ihm erdachten Plan dreitausend Wühlmäuse gefangen. Die Landwirtschaftskammer Münster hat ihm ihre Anerkennung ausgesprochen.

Die Begründung. Die Regierung der Sowjetunion hat den polnischen Verkehrsminister gebeten, er möge veranlassen, daß die von Polen nach Leningrad adressierten Postsachen nicht die Aufschrift „Petersburg" oder „Petrograd" tragen. Begründet wird dieser Schritt nicht so, wie man eigentlich erwartet, sondern mit dem Hinweis, es gebe in Jugoslawien eine Stadt namens Petrograd und in den Vereinigten Staaten eine namens Petersburg, und die sowjetrußische Regierung wolle Fehlleitungen auf den Balkan oder übers Meer vorbeugen.

Riesengehälter. Der „Nationalsozialistische Wirtschaftsdienst" teilt mit, daß bei einer der größten deutschen Montangesellschaften vier Vorstandsmitglieder im vorausgegangenen Geschäftsjahr 241 000 Mark, im vergangenen jedoch 465 000 erhalten haben. In Dutzenden von anderen Fällen seien trotz der Parole „Aufrechterhaltung der unveränderten Gehälter" die Bezüge von Vorstandsmitgliedern ebenfalls erhöht worden.

Gefragt. Nach einer kürzlich veröffentlichten Statistik der übersetzten Bücher aller Sprachen ist im Jahre 1933 der Schriftsteller, von dessen Werken die größte Anzahl von Büchern in fremde Sprachen übersetzt wurden, Edgar Wallace gewesen.

Die Macht der Reklame. Inserat in der Zeitschrift „Daheim": „Ob auch mancher Vgn. dieser Weg unsympathisch erscheint, so stelle ich doch die (wirklich ernstgemeinte) Schicksalsfrage: Wo steckt mein Ideal, jene pinienschlanke „Persildame", die mir (Jgg., Akad., Vierz., v. gut. Erschein. u. gediegen. Char.) treue Lebensgef. s. will? Nur bei ob. Bedg. Bildzuschr. u. 4449, Dah., Leipzig C 1."

Weinjahr. Aus Offenburg: „Am Herbstfest floß wie im vorigen Jahr aus den Röhren des Löwenbrunnens vor der Hospitalkirche neuer Wein, der vom Volk gegen bescheidenes Entgelt getrunken werden konnte."

Mehr Walnuß- und Wildobstbäume. In einem Erlaß des Reichsforstmeisters wird angeordnet, daß im Kulturplan 1936 alle geeigneten Möglichkeiten zum Anbau des Walnußbaumes im Walde wahrzunehmen sind. Auch Wildobst aller Art soll nachgezogen und besonders gepflegt werden.

Für Angler. Der Mittellandkanal soll in der Provinz Sachsen mit besonderer Sorgfalt zu einem ergiebigen Fischgewässer ausgestaltet werden. Der Anglerklub von Neuhaldensleben hat fünftausend junge Karpfen eingesetzt, denen jetzt über tausend pfündige Brassen folgen sollen, dann auch Regenbogenforellen und Aale.

Der Hohenstoffeln. Der Hohenstoffeln im Hegau ist nunmehr als Naturschutzgebiet ins Reichsnaturschutzbuch eingetragen worden und vor der Verschotterung gerettet. Der Dichter Ludwig Finckh, der seit über zwanzig Jahren für die Erhaltung dieses schönen Berges gekämpft hat, darf sich seines Sieges freuen.

600 Naturschutzgebiete. In der Zeitschrift des Jugendherbergsverbandes wird mitgeteilt, daß es in Deutschland zurzeit etwa 600 Naturschutzgebiete gibt. Es sollen aber noch neue hinzukommen.

Deutscher Tee. Wie der Werberat der deutschen Wirtschaft erklärt hat, ist die Bezeichnung „deutscher Tee" irreführend und verstößt gegen die Grundsätze ehrbarer Werbung. Tee sei ein ausländisches Erzeugnis, während dieser sogenannte deutsche Tee aus deutschen Kräutern und Blättern zusammengestellt werde. Auch die Angabe, daß diese Teekräuter den ausländischen Tee übertreffen, sei nicht zulässig.

Unsere schlechten Zähne. Auf einer Tagung der „Deutschen Gesellschaft für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde" in Berlin ist kürzlich festgestellt worden, daß allein für „Behebung von Gebiß-Schäden" von den deutschen Versicherungsträgern jährlich über 100 Millionen Reichsmark aufgebracht werden müssen.

Auch das noch. In England ist jetzt sogar eine Maschine zum Anrauchen von Pfeifen erfunden worden. Zu sehen auf der Tabakausstellung in London.

Schwierige Sache. Nach den Erfahrungen des „Vereins Mütterhilfe" in Berlin sind (laut „Sozialer Praxis") zur Adoption eines unehelichen Kindes durch ein fremdes Ehepaar nicht weniger als 53 (dreiundfünfzig) Urkunden nötig, zu deren Beschaffung 100 bis 150 Briefe geschrieben werden müssen.

Ein Testament. In England ist der „Wiskykönig von England", Lord Woolavington, gestorben. Sein Testament bestimmt, daß das gesamte Vermögen zur Einrichtung und Unterhaltung von Wohlfahrtsinstituten für ausgediente Karrenpferde verwendet werden soll.

Eisenpflaster. Eine verkehrsreiche Straße in London ist mit geriffelten Eisenplatten gepflastert worden. Die Schofföre sollen sehr befriedigt sein, da die Wagen nicht mehr schleudern.

Wettlauf auf Händen. In Liverpool wurde kürzlich eine neue Art Wettlauf ausgetragen: es galt, eine hundert Meter lange Strecke auf den Händen laufend zurückzulegen. Artisten war die Teilnahme verboten. Von den sechzehn Handläufern, die sich in Bewegung setzten, wurde ein siebzehnjähriger Schüler erster, der für die Strecke nur eine Minute zweiundzwanzig Sekunden brauchte.

Sonntagsverkehr. Die Stuttgarter Presse hat neulich festgestellt, daß im „gemütlichen" Württemberg an einem Sonntag (den 29. September) 17 Verkehrsunfälle mit vier Toten und fünfundzwanzig Verletzten (meist Schwerverletzten) vorgefallen sind. Pressierts denn so?

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 24018, Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt.

Stuttgart, 3. November 1935

16. Jahrgang, Nr. 44

Die Sonntags-Zeitung

Kampf ums Mittelmeer

Das römische Weltreich, wie es von den Bauernheeren der Republik und den Söldnerheeren des ersten Jahrhunderts v. Chr. erobert und von den kaiserlichen Truppen und Beamten ausgebaut und zu einer Einheit zusammengefaßt wurde, war ein Mittelmeerreich; in doppeltem Sinn: es umfaßte die Küsten des gesamten Mittelmeeres, und es umfaßte nur die Mittelmeerländer (mit einigen Ausnahmen). Italien scheint ja seiner geografischen Lage nach zur Beherrscherin des Mittelmeeres bestimmt zu sein, und so ist es kein Wunder, daß der Fascismus, wenn er von der Erneuerung des „imperium romanum" spricht, nicht nur an die moralischen Qualitäten des alten Römertums denkt, sondern auch ganz bestimmte machtpolitische Ziele im Auge hat, deren Verwirklichung allmählich zur italienischen Vorherrschaft im Mittelmeer führen könnte. Daß diese Vorherrschaft nicht die gleichen Formen hätte wie vor 2000 Jahren (Besetzung der Küstengebiete), ist klar; es handelt sich heute um die Beherrschung der Verkehrslinien. Ein Blick auf die Geschichte zeigt freilich, daß auch eine solche Vorherrschaft nicht leicht zu erringen ist, selbst für ein geografisch so günstig gelegenes Land wie Italien. Denn seit dem Zerfall des römischen Reiches hat das Mittelmeer nie mehr für längere Zeit einen unumschränkten Herrn gehabt, es sei denn, man wolle England heute als solchen bezeichnen, was man doch nur mit vielen Einschränkungen tun kann.

◆

Nach der Teilung des römischen Reiches in eine westliche und eine östliche Hälfte gingen auch die Schicksale des westlichen und des östlichen Mittelmeerbeckens auseinander. Das östliche Becken wurde noch auf lange hinaus vom oströmischen (byzantinischen) Reich beherrscht. Im westlichen Becken tauchten die Ostgoten (in Italien) und die Vandalen (in Afrika) als Seemächte auf, ohne auf die Dauer Erfolg zu haben. Länger dauerte schon die Vorherrschaft der Araber im westlichen Mittelmeer. Sie waren im Besitz von Nordafrika und Spanien, und hätten das heutige Frankreich und wohl auch Italien erobert, also das Westbecken „umrundet", wenn ihnen das Heer der Franken unter Karl Martell bei Tours und Poitiers (732) nicht standgehalten hätte. (Das war eine von den Schlachten, die wirklich eine weltgeschichtliche Entscheidung gebracht haben; wenn die Araber gesiegt hätten, sagt ein englischer Historiker, so würde man heute in Oxford nicht die Bibel, sondern den Koran lesen.)

Die Franken bildeten sich nie zu Seefahrern aus, und auch die deutschen Kaiser überließen trotz ihrem Interesse an Italien die Seeherrschaft im Mittelmeer andern Staaten (abgesehen von einigen Versuchen unter den letzten Staufern). Neben die Araber traten die Normannen in Unteritalien und Sizilien, und nach den Kreuzzügen begann der Aufstieg einiger italienischer Städte (vor allem Genuas und Venedigs) zu Seemächten. Bald aber erschienen andere Staaten: Frankreich, Spanien und Portugal kämpften jahrhundertelang um die Vorherrschaft im Westbecken.

Als die Türken das oströmische Reich vernichteten (Einnahme Konstantinopels 1453) und die Straßen nach Indien und in den Fernen Osten sperren konnten, da mußten die Westmächte andere Wege wählen. Die Versuche, den Seeweg nach Indien zu finden, hatten nicht nur den erstrebten Erfolg, sondern führten auch zur Entdeckung Amerikas, und damit verlor das Mittelmeer seine bisherige Bedeutung.

Zum Schauplatz weltgeschichtlicher Entscheidungen wurde es wieder, als Napoleon sich zum Herrn des Mittelmeeres machen wollte. Dadurch fühlte sich England bedroht; denn Indien war nun in englischem Besitz, und das Mittelmeer war trotz der Entdeckung des Seewegs immer noch eine wichtige Verbindungsstraße nach dem Osten. Der Feldzug Napoleons nach Ägypten zeigte, wie groß die Gefahr für England war. Aber England griff rücksichtslos zu. Nelson besiegte bei Abukir die französische Flotte. Dann sorgte er dafür, daß England von den nordischen Seemächten nicht bedroht werde, indem er Kopenhagen samt der dänischen Flotte zusammenschießen ließ. Dann konnte er beruhigt ins Mittelmeer zurückkehren und dem gefährlichen Gegner auflauern. Bei Trafalgar vernichtete er die spanisch-französische Flotte vor genau 130 Jahren (21. Oktober 1805).

Damit war England zur stärksten Macht im Mittelmeer geworden. Von unbeschränkter Vorherrschaft allerdings konnte nicht die Rede sein; denn das ganze 19. Jahrhundert hindurch setzte sich der englisch-französische Kampf im Mittelmeer fort. Die Erbauung des Suez-Kanals hob die Bedeutung des Mittelmeers wieder und machte den Kampf noch erbitterter. Wenn Ägypten französisch wurde (eine Gefahr, die eine Zeit lang sehr groß war), dann war England der Weg nach Indien abgeschnitten. Faschoda (1896) bezeichnet den Sieg Englands und den Rückzug Frankreichs. Wenn Marokko ganz französisch wurde, dann war das schon 1704 von den Engländern besetzte Gibraltar gefährdet; außerdem war die Linie Frankreich-Marokko eine ständige Bedrohung der quer dazu laufenden Verkehrslinien durchs Mittelmeer. Man fand schließlich den Ausweg, daß der Gibraltar gegenüberliegende Teil Marokkos den Spaniern überlassen wurde, und im übrigen machte die durch die Politik in Mitteleuropa bedingte Entente cordiale der englisch-französischen Rivalität im Mittelmeer ein Ende. Im großen ganzen war England der Sieger; es hatte im 19. Jahrhundert zu Gibraltar hinzu noch Malta (1800), Cypern (1878) und den Suez-Kanal in die Hand bekommen.

◆

Italien war zu spät gekommen; nicht einmal Tunis, die natürliche Fortsetzung seiner Fußspitze, war in seinem Besitz; es mußte sich mit der Sammlung von Wüsten in Libyen begnügen. Die Friedensschlüsse von 1919 brachten ihm zwar auf dem Festland einigen Zuwachs, aber seine Mittelmeerwünsche blieben unbefriedigt. Zwar konnte es 1923 einige Inseln an der kleinasiatischen Küste erwerben (Rhodos u. a.), aber im übrigen scheiterten fast alle Versuche, irgendwo im Mittelmeer einen militärischen Stützpunkt oder politischen Einfluß zu gewinnen. Der Handstreich auf Korfu hatte keinen Erfolg; weder zu der Türkei noch zu Griechenland noch zu Bulgarien konnte ein Verhältnis gefunden werden, das für Italien politisch wertvoll gewesen wäre; einzig in Albanien und neuerdings in Ungarn und Österreich konnte Italien politisch einiges Terrain gewinnen. Aber das genügte natürlich nicht, um eine beherrschende Rolle im Mittelmeer zu spielen, besonders da im Westen Frankreich (durch die völlige Eroberung Marokkos) und im Osten England (durch das Mandat über Palästina) und Frankreich (durch das Mandat über Syrien) ihre Stellungen gestärkt hatten. Italien war wirklich „der Proletarier unter den Nationen".

Da schien die politische Verständigung mit Frankreich eine Möglichkeit zu bieten, den italienischen Einfluß in Ostafrika zu vergrößern. Ob es der italienischen Politik, wenn sie anders vorgegangen wäre, hätte gelingen können, das Zugeständnis Englands zu gewinnen, wollen wir hier unentschieden lassen; so wie die Dinge sich entwickelt haben, mußte England jedenfalls in der italienischen Afrika-Politik den Versuch erblicken, den Weg nach Indien zu bedrohen und den Grund zu legen zu einer Restauration der alten römischen Stellung im Mittelmeer — und deshalb mußte England ebenso rücksichtslos eingreifen wie 1798, als Napoleon Ägypten bedrohte. Daß es nicht so viele Machtmittel aufwendet wie damals, kommt nur davon her, daß die Machtverhältnisse viel ungleicher, d. h. für England viel günstiger sind als vor 130 Jahren. Gegen den entschlossenen Widerstand Englands kann Italien heute noch viel weniger etwas ausrichten als Frankreich unter Napoleon I.

Italien kann bei seinem Bestreben, wieder eine beherrschende Rolle im Mittelmeer zu spielen, nur auf zwei Bundesgenossen rechnen. Einmal auf die Zeit, der natürlich das englische Weltreich so wenig wird standhalten können wie ein anderes vor ihm; nur wird eben immer noch die Frage bleiben, ob dann gerade Italien der Nachfolger werden wird. Zum andern aber auf die Umwälzung, welche die Luftwaffe in der Technik der Kriegführung hervorrufen könnte. Es ist kein Zufall, daß gerade Italien so großen Wert auf die Flugwaffe legt; denn wenn es Wirklichkeit wird, was einige italienische Theoretiker über die zukünftige Bedeutung der Luftwaffe behaupten, dann müßte es Italien allerdings mit der Zeit möglich werden, die englische Vormachtstellung im Mittelmeer zu brechen. — Darüber in einem weiteren Artikel. ×××

Der Patient „Weltwirtschaft"

Aus einer Rede von Professor Dr. W. Prion vor der „Deutschen Weltwirtschaftlichen Gesellschaft" (vgl. „Stuttgarter Neues Tagblatt", Morgenausgabe vom 26. Oktober):

„... Im Befinden des Patienten Weltwirtschaft ist eine kleine Besserung eingetreten. Unzweifelhaft ist ein Lebenswille vorhanden. Der Puls ist kräftiger geworden, das Körpergewicht hat etwas zugenommen. Allerdings ist die Bewegung noch durch Bandagen und Krücken stark behindert. Die Ärzte profezeien eine weitere Besserung. Doch sind sie sich nicht darüber einig, wie weit die Besserung eigentlich gehen soll, und was sie zu tun haben, um mit dem Patienten weiterzukommen.

Ein Professor wird gefragt, wie er über den verzweifelten, wenn auch nicht gerade hoffnungslosen Fall denkt. Der Professor erklärt, daß er kein Profet, sondern Wissenschaftler sei und als solcher nur sagen könne, daß die Bedeutung und Entwicklung der Weltwirtschaft in Wirklichkeit gestaltet werde von den Millionen Köpfen, die in Politik und Wirtschaft tätig sind, und daß es weder leicht noch einfach sein werde, die Gestaltung der neuen Ordnung durchzuführen. Allerdings könne und müsse er auf Grund des Sachverhaltes, den er genau zu kennen glaube, und der Erfahrungen, die er wahrgenommen habe, die eine Aussage machen, daß nicht nur die Gesundung, sondern auch das weitere Leben des Patienten von einer Voraussetzung abhängig sei: sie heißt Ruhe, keine Störung und Vertrauen darauf, daß die Anstrengungen des Patienten zum Leben noch einen Sinn haben ..."

Der Welthandel ist keine Einbahnstraße. Hull

Kleine Chronik

Der Reichsminister des Innern hat angeordnet, daß die Hoheitsgrenzstöcke an den deutschen Binnengrenzen entfernt werden.

Der Reichsstatthalter in Braunschweig und Anhalt, Löper, ist im Alter von 52 Jahren gestorben.

Der diesjährige Nobelpreis für Medizin ist Prof. Hans Spemann in Freiburg i. Br. verliehen worden.

Der Sanktionsausschuß des Völkerbundes ist wieder zusammengetreten.

Während der Pause in den Beratungen des Völkerbundes sind direkte Verhandlungen zwischen Rom, Paris und London begonnen worden.

Die Italiener haben eine der drei in Libyen stehenden Divisionen zurückgezogen.

Das englische Parlament ist nach einer dreitägigen Aussprache über die äußere Politik aufgelöst worden. Die Neuwahlen finden am 14. November statt.

Am 2. Dezember wird in London eine Flottenkonferenz beginnen, auf der die Unterzeichner des Washingtoner Flottenvertrags (England, Frankreich, Italien, Vereinigte Staaten und Japan) über das Stärkeverhältnis der Flotten beraten werden.

Die französischen Radikalsozialen haben einen Parteikongreß abgehalten. Der Kongreß hat Herriot das Vertrauen ausgesprochen. (Der linke Flügel unter Daladier, der auf den Sturz der Regierung Laval hinarbeitet, hat sich also nicht durchgesetzt.)

In Dänemark ist das Folketing (Unterhaus) neu gewählt worden. Die beiden Regierungsparteien (Sozialdemokraten und Demokraten) haben die Zahl ihrer Sitze von 76 auf 82 erhöhen können; die Mandatszahl der Oppositionsparteien ist von 72 auf 66 gefallen.

Bei den Schweizer Nationalratswahlen hat die neue Partei des „Migros"-Gründers Duttweiler einen überraschenden Erfolg erzielt.

Eine unharmonische Natur kann wohl interessant sein, nie ist sie richtig groß. Arndt

Wir schlafen sämtlich auf Vulkanen. Goethe

Statistisches

Falsche Schlüsse aus richtigen Zahlen

Von Fritz Werkmann

„Nur in wenigen Fällen sind die Zahlenangaben wirklich falsch. Weit häufiger kommt es vor, daß aus richtigen Zahlenangaben falsche Schlüsse gezogen werden."

So schrieben wir hier vor einigen Monaten in einem Aufsatz über Statistik. Inzwischen ist von vielen Seiten ein reiches Erfahrungsmaterial zur Bestätigung dieser Sätze geliefert worden. Einige dieser Erfahrungen wollen wir heute betrachten. Sie werden um so mehr interessieren, als sie Gegenstände betreffen, die seit Mitte des Jahres im In- und Ausland — vielfach mit mehr Absicht als Einsicht — lebhaft diskutiert worden sind.

◆

Der jährliche Fleischverbrauch je Kopf der deutschen Bevölkerung betrug nach den Ermittlungen des Statistischen Reichsamtes:

Jahr	1913	1928	1930	1932	1933	1934
kg	50,4	52,8	50,5	48,9	49,2	54,5

Das Institut für Konjunkturforschung schrieb zu dieser Entwicklung in seinen „Vierteljahrsheften" Anfang April: „Die Dürre in den Sommermonaten (1934) hat die Viehhalter vielfach zu verstärktem Verkauf von Schlachtvieh gezwungen ... Das vermehrte Angebot kam naturgemäß auch in erhöhtem Fleischverzehr zum Ausdruck, und zwar erreichte der Verbrauch im Jahre 1934 mit rund 54,5 kg je Kopf der Bevölkerung einen bisher nicht erreichten Höchststand."

Diese Behauptung ist aus mehr als einem Grund falsch. Zwar ist die Angabe über den Fleischverbrauch von 1913 für das neue Reichsgebiet berechnet. Das Statistische Reichsamt weist aber (z. B. im „Statistischen Jahrbuch 1934") ausdrücklich darauf hin, daß die Angaben für 1913 „mit den Nachkriegsangaben infolge geringerer Ausdehnung der Beschaupflicht (für Schlachtungen) vor dem Kriege nicht ohne weiteres vergleichbar" sind. Wahrscheinlich findet die Behauptung von einem „bisher nicht erreichten Höchststand" des deutschen Fleischverbrauchs schon deshalb in den oben stehenden Mengenangaben keine Stütze.

Dazu kommt, daß in der deutschen Bevölkerung die fleischessenden Altersstufen heute stärker vertreten sind als 1913, ein höherer Verbrauch pro Kopf der Bevölkerung also noch keineswegs auch einen höheren Verbrauch pro „Fleischvollverbraucher" bedeutet.

Wichtiger ist, daß das Statistische Amt den Fleischverbrauch natürlich nicht unmittelbar in den Haushaltungen zählt. Das ist technisch nicht möglich. Es zählt das bei Schlachtungen anfallende Fleisch und fügt den (zurzeit unbedeutenden) Einfuhrüberschuß hinzu. Aus diesen Zählungen ergibt sich genau besehen eine „Fleischanfall"-Statistik. Nun wird gewiß alles „anfallende" Fleisch irgendwann und irgendwie verzehrt. Früher waren wohl auch die Veränderungen des Fleischanfalls ein ziemlich genaues Abbild der Veränderungen des Fleischverbrauchs. Seit 1934 ist das jedoch nicht mehr der Fall. Da wurde das anfallende Schweinefleisch teilweise in einen völlig neuen Kanal geleitet: es wanderte, nach einem neuen Verfahren in „Neutrallard" umgewandelt, als Rohstoff in die Margarinefabriken und diente also der Befriedigung der Nachfrage nach Fett. Außerdem wurden 1934 besonders viel Fleischkonserven hergestellt, um das wegen der Knappheit an Futtermitteln — insbesondere nach Beendigung der Weidezeit — sich drängende Angebot aufzunehmen, wahrscheinlich auch, um bei dieser guten Gelegenheit Reserven für alle Fälle anzulegen. All dieses Fleisch wurde nicht zur Zeit des „Anfalls", sondern wird erst wesentlich später dem Konsum zugeführt, z. B. als „Fleisch im eigenen Saft".

Weil 1934 erhebliche Fleischmengen in diese beiden Kanäle geleitet wurden, gibt die Fleischanfall-Statistik kein richtiges Bild vom Fleischverbrauch dieses Jahres. Ebenso wenig wie man aus der Steigerung des Fleischanfalls im Jahre 1934 auf eine entsprechende Verbrauchssteigerung schließen darf, darf man nun z. B. daraus, daß der Fleischanfall aus Schlachtungen im August 1935 um 9 Prozent unter dem im August 1934 lag, auf eine entsprechende Verbrauchsminderung schließen. Aus richtigen Angaben über die Schlachtungen sind oft falsche Schlüsse auf den Fleischverbrauch gezogen worden, und zwar in Anlehnung an das in diesem Fall schlechte Beispiel der Fachleute im Konjunkturforschungsinstitut.

Zu Ehren dieses Instituts wollen wir hier nicht verschweigen: es hat inzwischen (im „Wochenbericht" vom 15. Mai) zugegeben, daß 1934 „eine große Anzahl von Schweinen geschlachtet worden sind, die nicht in den Fleischverbrauch eingegangen sind", und hat dabei sowohl auf die Produktion von Neutrallard als auch von Fleischkonserven hingewiesen.

◆

Wie kann man den Gesamtbetrag der in Deutschland umlaufenden Wechsel statistisch erfassen? Bis 1932 eigneten sich dazu die Angaben über die Reichseinnahmen aus der Wechselsteuer vorzüglich. Diese Steuer beträgt einheitlich 10 Pfennig von jeden angefangenen 100 Mark (mit wenigen Ausnahmen, die in unserem Zusammenhang nicht interessieren). Wenn man den Betrag der in einem Monat bezahlten Wechselsteuer mit 1000 vervielfachte, so erhielt man ziemlich genau den Betrag der in diesem Monat ausgestellten Wechsel. Wenn man die Wechselsteuereingänge aus drei aufeinander folgenden Monaten zusammenzählte, erhielt man den Betrag der im letzten dieser drei Monate umlaufenden Wechsel, vorausgesetzt daß die Wechsel im Durchschnitt drei Monate Laufzeit hatten. Diese Voraussetzung ist zulässig. Da die Reichsbank nur Wechsel mit höchstens drei Monaten Laufzeit diskontiert und die Kreditnehmer den billigen Wechselkredit im allgemeinen dadurch am besten ausnutzen, daß sie ihre Wechsel nicht früher als nach drei Monaten fällig machen, waren und sind in der Tat drei Monate die durchschnittliche Laufzeit eines Wechsels.

Nach dieser Vorbemerkung wollen wir uns die Ergebnisse der Steuerstatistik ansehen. Die Wechselsteuereingänge entwickelten sich in Deutschland folgendermaßen:

Steuerjahr	1928/29	1930/31	1932/33	1933/34	1934/35
Mill. Mark	53	40	36	50	81

Daraus könnte man schließen, daß der Wechselumlauf heute weit größer ist als während der Hochkonjunktur von 1928/29. Wahrscheinlich liegt dieser Schluß vielen der fantastischen Berechnungen über die deutsche Reichsschuld zu Grunde.

Der Schluß ist falsch! Anfang 1933 hat sich eine Voraussetzung wesentlich geändert. Die Reichsbank nimmt zwar auch heute, entsprechend dem Bankgesetz, nur Wechsel mit höchstens drei Monaten Laufzeit. Aber sie nimmt seit Anfang 1933 bekanntlich viele Wechsel mit Verlängerungsabschnitten: zur „Bezahlung" des am 1. April fälligen Wechsels liegt z. B. gleich ein anderer Wechsel bei, der am 1. Juli fällig ist, zu dessen „Bezahlung" ein Wechsel, der am 1. Oktober fällig ist, usw. Die Zahl der Verlängerungsabschnitte geht bis zu 20 Stück, und, was hier für uns wichtig ist: sie alle werden gleich bei der Einreichung des ersten Wechsels mit versteuert. Die erst in einem oder mehreren Vierteljahren umlaufsfähigen Wechsel werden also vorzeitig versteuert.

Wer das nicht bedenkt, zieht aus den zweifellos richtigen Angaben des Finanzministeriums über dessen Wechselsteuereingänge völlig falsche Schlüsse auf den Wechselumlauf. Er würde z. B. für Ende Juli 1935 einen Wechselumlauf von rund 23 Milliarden Mark errechnen, während der Umlauf wahrscheinlich um rund 11 Milliarden tiefer lag.

Diese Differenz deckt sich fast genau mit der Differenz zwischen der deutschen Reichsschuld von Mitte 1935 nach amtlichen deutschen Angaben (20 Milliarden) und der Reichsschuld nach den z. B. vom „Economist" am 10. August wiedergegebenen Behauptungen (32 Milliarden). Die Vermutung liegt also recht nahe, daß die Gewährsmänner der führenden englischen Wirtschaftszeitschrift einen Fehlschluß von den Wechselsteuereingängen auf den Wechselumlauf gemacht haben.

•

Nehmen wir uns nun auch noch die Berechnung der deutschen Arbeitslosigkeit im „Economist" vom 10. August vor. Der „Economist" behauptet dort, in Deutschland habe es Ende Juni 1935 nicht nur 1,88 Millionen registrierte Arbeitslose gegeben, sondern außerdem noch 2,42 Millionen „unsichtbare" Arbeitslose, zusammen also 4,3 Millionen. Seine Rechnung ist sehr einfach und hat deshalb sicher auf die meisten Leser dieser Zeitschrift Eindruck gemacht, zumal sie es gewohnt sind, in ihr zuverlässige Informationen zu finden.

Die deutsche Berufszählung von 1933 ergab 21,7 Millionen Arbeitnehmer. Davon zieht der „Economist" ziemlich willkürlich 1 Million ab als vorübergehend arbeitsunfähig oder freiwillig nach anderer Arbeit suchend. Er erhöht die sich so ergebende Zahl für 1935 wegen der inzwischen eingetretenen Bevölkerungszunahme um 100 000. Dann stellt er die folgende Rechnung an:

Bestand an Arbeitnehmern		20,8 Mill.
Beschäftigte nach Angabe der Krankenkassen	16,5	Mill.
Arbeitslose bei den Arbeitsämtern	1,9	18,4 Mill.
Unsichtbare Arbeitslose		2,4 Mill.

Das Ergebnis scheint unangreifbar. Der Abzug von 1 Million für vorübergehend Arbeitsunfähige und freiwillig nach anderer Arbeit Suchende ist sehr großzügig; tatsächlich waren Ende Juni nur 496 000 Arbeiter und Angestellte krank. Der Zuschlag für Bevölkerungsvermehrung ist viel zu niedrig angesetzt worden; er müßte mit 250 000 eingesetzt werden. In beiden Fällen hat der „Economist" durch seine Schätzungen die von ihm errechnete Arbeitslosigkeit verringert. Im übrigen hat er amtliche deutsche Angaben benutzt. Also: unangreifbar!?

Dem „Economist" ist — unter anderen! — nur der kleine Fehler unterlaufen, daß er die 1,6 Millionen Beamten vergessen hat! Sie werden weder von den Krankenkassen als Beschäftigte, noch von den Arbeitsämtern als Arbeitslose registriert; vorhanden sind sie trotzdem und gehören nicht zu den unsichtbaren Arbeitslosen, sondern zu den sichtbar Beschäftigten. Wenn der „Economist" sie berücksichtigt hätte, so wäre er auf eine unsichtbare Arbeitslosigkeit von 800 000 gekommen — und hätte den Aufsatz dann vermutlich als zu wenig sensationell garnicht veröffentlicht, was für seinen Ruf besser gewesen wäre!

•

Aus der Aufdeckung einiger Fehlschlüsse dürfen wir erneut den Schluß ziehen, den wir bereits vor einigen Monaten zogen und der sich bisher seinerseits nicht als Fehlschluß erwiesen hat: „Mißtrauen weniger gegenüber den Zahlenangaben, als gegenüber ihrer Deutung durch Interessenten!"

Seit 1924 sind, wie das Statistische Reichsamt ermittelt hat, in der deutschen Volkswirtschaft rund 103 Milliarden Mark für Neu- und Ersatzanlagen investiert worden. 1924 waren es 7,4; im Hochkonjunktur-Jahr 1928 etwa 13,8; auf dem Tiefstand 1932 noch 4,3 und 1934 wieder 8,3 Milliarden Mark.

Das Institut für Konjunkturforschung hat bei fast sämtlichen Genußmitteln eine Zunahme des innerdeutschen Verbrauchs festgestellt. Es wurden im August 1935 konsumiert (in Klammern die Zahlen von August 1934): Kaffee 117 200 Doppelzentner (109 600), Tee 4100 (3500), Zigaretten 3,35 Milliarden (3,18), Zigarren 648 Millionen (630), ausländische Gewürze 11 300 Doppelzentner (9100). Abgenommen hat der Verbrauch an Kakao: 44 600 Doppelzentner (74 200), von Südfrüchten: 142 000 (213 200), und von Rauchtabak: 26 500 (27 100).

Wandlungen in China

Eine Zeitlang schien es in der jüngsten Vergangenheit, als ob sich der feste, Jahrtausende alte Bau der chinesischen Kultur verändern wolle. Von den Hafenstädten her breitete sich der Zauber einer Zivilisation aus, die, fremd und anders geartet, mit den Wundern einer technischen Welt ausgerüstet, selbstverständlich blenden mußte. Da das chinesische Bewußtsein von einem tiefen Gefühl für die Ordnung aller Dinge beherrscht wird, war es ihm unmöglich, hinter dem Glanz der europäischen Erscheinung etwas anderes als eine hohe Ordnung, eine vollendete Harmonie des gesellschaftlichen Lebens zu erwarten. So war es kein Wunder, daß vor allem die Jugend die Bahnen der Tradition verließ, um die Formen des westischen Geistes anzunehmen.

Eines der ersten Bande, von der sich der Chinese befreite, war die Familie. Vorher hatte die Familie fast vollkommen die Stelle des Staates vertreten. Die Familie und im weiteren Bereich die Sippe bildeten den festen Rahmen, in dem das Leben jedes einzelnen Mitgliedes vollkommen gesichert ablief. Hier waren Zwang und Freiheit in seltsamer Weise miteinander vermischt. Die Kinder mußten selbst bis ins höchste Alter gehorchen, solange die Eltern lebten. Dafür wurden sie von der Familie erzogen, in verhältnismäßig jungen Jahren verheiratet und in einem Beruf untergebracht. Kam jemand in Not, so war es für die Sippe selbstverständlich, für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen. Dieses System schuf eine wunderbare Sicherheit, gab der Jugend eine Zuversicht und Ruhe, wie sie in keinem anderen Lande anzutreffen war. Hier wuchs aber auch der hartnäckigste Individualismus, den die Welt kennt, eines der Hauptmerkmale der Chinesen. Der Einzelne hatte, trotz vollendeter wirtschaftlicher Verbundenheit mit der Sippe, die allergrößte Freiheit in der Gestaltung seines individuellen Lebens.

Diese Freiheit verdankt ihren Ursprung einer anderen Sonderheit der chinesischen Kultur. Die Chinesen kennen keine Religion in unserem Sinne. Es ist ihnen nie in den Sinn gekommen, ein Dogma aufzustellen, mit dem Anspruch, das Leben durch die primitiven Mittel des Lohnes und der Strafe im Jenseits dirigieren zu wollen. Statt dessen haben sie hochstehende ethische Lehren aufgestellt, die der „Edle" befolgt, um sich an der Schönheit des Lebens und der irdischen Güter zu freuen. Diese Lehren konnten in steter Wandlung vervollkommnet werden; es war niemals üblich, eine absolute Wahrheit zu behaupten, aus der Intoleranz, jene schmähliche und unwürdige Haltung zur Unterdrückung des Geistes, entspringen konnte. Es war natürlich, daß aus einer Ethik, die der Steigerung und Verfeinerung des diesseitigen Lebens diente, eben jene individuelle Freiheit entstehen mußte, die dann die wirtschaftlich-kollektive Neigung des Chinesen glücklich ergänzte.

Unter dem Einfluß des Westens sprengte die Jugend die Bande der Familie. Die junge Generation erstrebte mit der wirtschaftlichen Unabhängigkeit von der Familie zugleich die Übernahme sämtlicher Äußerlichkeiten des europäischen Lebens. Man trug die fremde Kleidung, die Frauen schnitten die Haare und formten sie zu amerikanischen Locken, sie bewegten sich mit bisher nie gekannter Zwanglosigkeit in der Öffentlichkeit. Die moderne Gesetzgebung erleichterte die Ehescheidung, was unter den alten Verhältnissen nicht nur undenkbar, sondern auch unnötig gewesen war. Im gleichen Maße wurden die technischen Neuerungen eingeführt. Damit wurde das chinesische Leben aber nicht nur intensiviert, es wurde auch aus seiner Stabilität herausgerissen und den Anfälligkeiten des kapitalistisch-technischen Systems ausgeliefert.

Die Krise riß gerade die Jugend, die sich so begeistert von den alten Banden losgelöst hatte, in ihren Abgrund hinunter. Nun lernte sie das Gefühl des Unterliegens, der Minderwertigkeit und der Verzagtheit kennen, das im ganzen westlichen Zivilisationsbereich die Menschen lähmte. So kam es also innerhalb des modernen chinesischen Lebens wieder zum Umschwung. „Neues Leben" hieß die Parole, die zu den Gliederungen der Familie, der Sippe, des ungeheuer komplizierten ständischen Aufbaues der alten Zeit zurückrief.

Heute ist es in China wieder modern, chinesisch zu leben, chinesisch zu essen, lange wattierte Gewänder zu tragen, in Atlasschuhen zu gehen und die alte, weitläufige Literatur zu kennen. Chinesische Frauen schnüren sich zwar nicht mehr die Füße zusammen, aber sie gehen mit kleinen bedächtigen Schritten lautlos durch die Straßen. Bis jetzt ist es freilich noch nicht recht gelungen, den technischen Betrieb sinnvoll in die alte Wirtschaftsordnung einzubauen. Hier laufen zwei Bestrebungen nebeneinander, die einmal das Land auch in zwei Bereiche aufteilen könnten.

In weiten Gebieten versucht der Chinese die Sicherheit, die die Familie dem Individuum gab, durch die Sicherheit der Gruppe zu ersetzen.. So hat die moderne, technisch unterbaute Neigung zur kollektiven Wirtschaft viele Anhänger gefunden, namentlich im mittleren Südchina. Das übrige China, besonders im Bereich der Nankingregierung, sucht in der Technik ein Mittel zur Reorganisation und Stärkung des Landes. Hier entstehen die industriellen Werke, ähnlich wie in der modernen Türkei, unter der Aufsicht und Leitung des Staates. Der eigentliche Unterschied gegenüber dem kommunistischen Teil des Reiches besteht in dem strengen Verharren in den Traditionen, die in Jahrtausenden gewachsen sind.

Der chinesische Mensch ist aber so sehr in einem Denken aufgewachsen, das gewohnt ist das Leben praktisch zu formen, im Gegensatz zum Weißen alle Neigungen und Triebe des Lebens anzuerkennen und zu verschönern, das Individuum also wirklich zu kultivieren, daß, einerlei mit welcher wirtschaftlichen Verfassung, das „Reich der Mitte" bestehen bleibt. Ernst Pfau

---

Im Jahr 1921 gab es in ganz China nur 1160 Kilometer für den Autoverkehr benützbarer Straßen. 1933 waren es 90 000 Kilometer, heute werden es etwa 120 000 geworden sein.

Eisenbahnen sind es jetzt (ohne Mandschurei) etwa 14 500 Kilometer. Die große Nord-Süd-Strecke Hankau—Kanton und damit die Verbindung Peking—Kanton wird 1936 fertig, die ost-westliche Tungwan—Sian-Linie nach Schensi hinein ist eben fertig, die Juschan—Nantschangstrecke wird eine südliche Parallele dazu werden.

Im Flugwesen gibt es heute die amerikanisch-chinesische China National Aviation Corporation, an der die Regierung mit 55 Prozent beteiligt ist (sie befliegt die Strecken Peking—Schanghai, Schanghai—Tschengtu und Schanghai—Kanton), ferner die deutsch-chinesische Eurasia Aviation Corporation, von der die Regierung 66 Prozent der Anteile besitzt (Peking—Hankau—Kanton und Schanghai—Nanking—Sian—Lantscho); sie wird später die Verbindung China—Mitteleuropa (über Indien und Griechenland) aufnehmen.

Aus 18 Rundfunkstationen im Jahr 1931 sind heute 92 geworden, mit einer Groß-Station in Nanking. Seit 1928 sind über 5500 Kilometer zerstörter Telegrafenlinien wiederhergestellt und 2200 Kilometer neue gebaut worden. In neun Provinzen ist ein moderner Telefondienst eingerichtet.

Moderne Methode

Die „Berliner Morgenpost" (Nr. 255) berichtet von einem Raubmörder in Santa Cruz (Patagonien), den die argentinische Polizei auf folgende Weise zu einem Geständnis veranlaßt habe:

„Als alles Zureden nichts half, entschloß sich die Kriminalpolizei zu einem eigenartigen Mittel. Man brachte den Verdächtigen auf den Flugplatz, setzte ihn in eine Maschine und gab dem besten Piloten Auftrag, in der Luft seine tollsten Loopings und Sturzflüge auszuführen, bis ihm die mitfliegenden Beamten ein Zeichen zum Aufhören geben würden. Alle Teilnehmer der seltsamen Fahrt wurden festgeschnallt, und nun ging es in 2000 Meter Höhe, wo ein toller Zirkus begann. Zunächst blieb Lajus auch in luftiger Höhe verstockt, als aber die Kunststücke des Piloten immer toller und waghalsiger wurden, bat er händeringend um Gnade und legte ein Geständnis ab, das er dann vor dem Untersuchungsrichter ausführlich wiederholte."

Schüttelreime

Zwendelin Überwerch und die Folgen

Von Sebastian Blau

Die Folgen sind schon an unserem Titel zu erkennen. Der Mann, um den sichs dreht, heißt richtig Wendelin Überzwerch (— das heißt, er heißt richtig wohl auch nicht so!), aber es ist nicht mehr als recht und billig, daß er mit seinem Namen büße für das, was er angerichtet.

Er hat nämlich ein Buch herausgegeben: „Aus dem Ärmel geschüttelt!" (Verlag J. Engelhorns Nachfolger, Stuttgart, Preis 2 Mark), das tausendundeinen Schüttelreim enthält, alte und neue, fremde und solche, an denen er selbst schuldig ist. Im Vorwort rühmt er sich, damit das erste Buch der Weltliteratur mit Schüttelreimen geschaffen zu haben. Das Werk ist also ein Kuriosum, seine Herausgabe aber eine wahrhaft herostratische Tat.

Es hätte nämlich nicht noch der ausdrücklichen Aufforderung des Verlegers bedurft: die Leser sollten an der Erweiterung und Verbesserung des Werkes mitarbeiten. Der auf über 140 Seiten gezüchtete Schüttelbazillus steckt einen ganz von selber an, so, daß man bald kein Wort, keinen Satz, kein Firmenschild und keinen Namen mehr lesen kann wie ein ordentlicher Christenmensch, sondern sogleich ins „Schütteln" gerät und Buchstaben und Silben durcheinanderwirft wie ein betrunkener Setzer. Und so was wird öffentlich verkauft! Das stolze Sprachgebäude wird zum Narrenhaus, das ABC zum Puzzlespiel. Und schließlich und

am End hast du's mit einem Schock zu büßen,
weil Jenem einfiel, diesen Bock zu schießen.

Das wären die Folgen objektiv beschrieben. Subjektiv sieht das dann so aus:

Idyll. Warum er ihr in dieser Rosenlaube,
frug sie ihn sanft, den Kuß, den losen, raube,
und blickte in des Mondes blanken Schein ...
Er aber sah nach ihrem schlanken Bein,
schloß ihr mit einem Kuß das Mündchen
und sagte schlicht: ich muß das, Kindchen,
damit mein Blut im Versgerüttel schäume,
und dies Gedicht sich richtig schüttelreime!

Nun zum Herausgeber selbst, dem man profezeien könnte:

Er schüttelt noch im weißen Haare
mit Worten, dieser heißen Ware ...

„Der Schüttelreim ist ein Spiel mit den Worten", sagt er in seinem höchst lesenswerten Vorwort. Er müßte eigentlich sagen: mit den Wörtern. Denn gerade darin, daß Worte zu Wörtern und, durch die Kunst und Assoziationskraft des Schüttlers, wieder zu Worten mit neuem Sinn werden, gerade darin besteht ja der Hauptreiz dieses Spiels. Und wenn auch der Schüttelreim in der Mehrzahl der Fälle komisch ist, und Überzwerch selbst bezweifelt, „ob der Schüttelreim geeignet sei, die tiefsten Gefühle der Menschheit auszudrücken", so tut er dem Schüttler doch Hintergründe und Abgründe des Sprachwunders auf, zeigt ihm die Oberflächlichkeiten und die unergründlichen Tiefen des Wortes. Ein Spiel mit Wörtern wie alle Dichtung, nur daß anscheinend die Sprache selbst hier zum Denker und Dichter geworden ist. „Schüttelreime: das ist nicht Ehrfurchtslosigkeit, sondern verschämte Ehrfurcht. Ist ein kleiner, närrischer Dank an den Genius der Sprache."

Beispiele dafür finden sich zu hunderten in dem Buch:

Den Mägdlein, die nur flirten möchten,
wird keiner gerne Myrthen flechten.

Oder: Wenn sich ein Mann mit einem Mädel eint,
bleibt immer fraglich, ob ers edel meint.

Oder: Die Umgangssprache wechselt sehr:
hier hört man Englisch, und dort sächselt wer.

Oder: Oft hängt bei einem forschen Mädchen
die Tugend nur am morschen Fädchen.

Ein reizendes Beispiel für Schwaben lautet:

Nach außen hin oft plaschtische Wunder,
zuhause vor dem Waschtische — Plunder!

Das sind die einfachen Schüttelreime, wie sie gelegentlich auch einem nichtberufsmäßigen Schüttler einfallen können. Einen vielverbreiteten, dessen Vaterschaft wie bei so vielen dunkel ist, habe ich darunter vermißt. Er sei für eine spätere Auflage vorgemerkt:

Das Jodeln liebt der Steiermärker,
im Jüdeln ist der Meier stärker.

Nun gibt es in dem Buch noch Verse einer anderen, kunstvolleren Gattung. Wendelin Überzwerch sagt, ihre Schöpfer seien wahre Rastellis des Wortes, und sie selber Doppelsaltimortali. Zum Beispiel:

Ein Auto fuhr durch Gossensaß
und kam in eine Sossengaß,
so daß die ganze Gassensoß
sich über die Insassen goß.

Man darf es aufs Wort glauben, daß so etwas oder gar ein längeres zusammenhängendes Schüttelgedicht, wovon die Sammlung ebenfalls Proben bringt, „bestimmt mehr Aufwand an Witz und Geist erfordert, als das übliche Feld-, Wald- und Wiesengedicht".

In Voraussicht der Folgen stellt Wendelin Überzwerch mit Schadenfreude fest, daß sein Büchlein ein Seuchenherd sei. „Aber andererseits", fährt er fort, „wissen wir doch, daß man aus dem Giftstoff einer Krankheit auch Serum fabrizieren kann. Der Bazillus als Medizin! Eine Medizin ist auch der Schüttelreim: zwar nicht gegen das Schüttelreimen, aber gegen Miesepetrigkeit und Grillenfängerei."

Dies stellt er mit einer gewissen Freude fest. Und wir mit ihm. Darum seien ihm aus Dankbarkeit — oder als Rache für die Ansteckung — nachstehende Präparate meiner Schüttelreim-Dichteritis gewidmet:

Dornröschen. Der Prinz zerriß die Reckenhosen
an den bekannten Heckenrosen ...

Der Literat. Mancher wackre Geistesheld
fühlt in sich was Wahres regen
nur des Honorares wegen —
soll er dichten, heißt es: Geld!

Der Mime. Es schlug der große Bühnenmann
das Volk in seinen Mienenbann.
Wie schön, wenn er, den Grimm zu stillen,
begann, mit lauter Stimm' zu grillen!
Es flammte auf sein glatter Mut,
das Auge glänzt' in matter Glut.
Es wackelte sein Schmer bei Schwüren —
ach ja, man hat es schwer bei Schmieren!

Fünfundzwanzig Jahre

1935

„Kinder", sagte der Lehrer, „unser großes Italien hat viele Feinde, nur wenige Freunde. Kein Volk Europas gönnt uns die glorreiche Zukunft, auf die wir kraft unserer alles überragenden Vergangenheit Anspruch haben. Aber wir werden auch gegen die anderen Staaten unseren Weg gehen und uns den Platz an der Sonne erobern. Das ewige Rom hat ein Recht auf die Führung. Wir haben die größten Dichter gehabt, die größten Bildhauer, Maler und Musiker, wir hatten die bedeutendsten Erfinder. Unsere Nachbarn aber sind Wölfe im Schafspelz. Wir werden siegen. Unser herrliches Italien soll leben!"

„Kinder", sagte der Lehrer, „unser großes Frankreich hat schwer zu kämpfen. Jedes Volk Europas neidet uns unsere Vor-

Das technokratische Argument

Auch ein Fehlschluß?

Sehr geehrte Redaktion, in Nr. 40 der S.-Z. werden im Leitartikel („Zu produktiv") Behauptungen und Berechnungen des Amerikaners Wayne W. Parrish wiedergegeben, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen.

Parrish sucht durch Beispiele von gefährlich bestechender Form zu zeigen, wie die Produktivität der Maschine einen so hohen Stand erreicht habe, daß schätzungsweise die Hälfte der heutigen Arbeiter dauernd überflüssig bleiben, auch bei starker Vermehrung der zu erzeugenden Güter, wenn die technischen Möglichkeiten voll ausgenützt werden.

Parrish führt u. a. an, daß beim Umgraben des Bodens mit dem Spaten für 1 Ar 2,4 „Mannstunden" erforderlich seien, bei Verwendung der modernsten Pflügemaschine nur noch 0,002 Mannstunden. Er läßt hiebei aber völlig außer Acht, daß die Maschine auch durch Arbeit erzeugt sein mußte, ehe sie auf dem Acker tätig sein konnte; daß alle Maschinen geplant, entworfen, gebaut, transportiert, montiert und in Stand gehalten werden müssen, ehe sie ihre arbeitssparende Wirkung entfalten können. Wenn die Maschine den Acker pflügt, so sind dabei alle die Arbeitskräfte sozusagen mitbeteiligt, die bei der Herstellung der Maschine notwendig waren, auch diejenigen, die den Rohstoff der Maschine gefördert und bearbeitet haben, die die Maschinenfabriken gebaut, die Transportmittel zur Beförderung der Maschine hergestellt und bedient haben usw. Also nicht nur der Konstrukteur, die Maschinenschlosser, die die Erze liefernden Bergleute; die Transportarbeiter, die Erze, Kohlen und die fertige Landmaschine lieferten; nein, auch jene Arbeiter, die die Fabrikhallen, die Bergwerksanlagen und die Transportmittel bauten, sind in einem schwer zu bestimmenden Verhältnis an jener Landmaschine beteiligt und arbeiten auf dem Felde mit. Ja, noch weiter müssen wir gehen: es müßte untersucht werden, inwieweit erst die Industrie das Anwachsen jener Riesenstädte verursacht hat, in denen die Maschine erzeugt wird; und inwieweit die durch die Stadt geforderte Arbeit zur Verteilung der Lebensmittel an die Stadtbewohner, Handel und Verkehr also, Arbeit ist, die auf das Konto der Industrie, also auch der landwirtschaftlichen Maschine, die auf dem Acker „arbeitet", zu setzen ist.

Pro Ar werden also bei Verwendung des Traktorenpflugs nicht 0,002 Mannstunden benötigt, sondern 0,002 Mannstunden plus einem Prozentsatz sämtlicher bei der Erzeugung der Maschine im weitesten Sinn aufgewendeter Arbeitsstunden.

Robert Koch

Randbemerkung der Redaktion

Das ist wahr, und wenn Wayne W. Parrish diesen Faktor in seiner Rechnung vergessen haben sollte, dann hätte er jedenfalls einen Fehler gemacht.

Aber vielleicht hat er ihn doch nicht vergessen. Oder vielleicht hat er geglaubt, ihn übersehen zu dürfen, weil nämlich auch auf der anderen Seite des Vergleichs ein gleicher oder ähnlicher Faktor zu berücksichtigen ist.

Wenn der Boden mit dem Spaten statt mit dem Traktorenkombinat umgebrochen wird, so arbeitet in Wirklichkeit auf dem Acker auch nicht bloß der Spaten, sondern der Schmied und der Wagner, die den Spaten hergestellt haben, samt dem Bergmann, der das Erz gefördert, dem Hüttenarbeiter, der es geschmolzen hat, dem Sägewerksarbeiter, dem Holzfäller, dem Förster, die das Holz geliefert haben usw.

Und bei dem weit kleineren Wirkungsgrad aller der handwerklichen Arbeit, die in dem mit der Hand geführten Spaten verborgen ist, gegenüber der maschinellen Arbeit, die in der selber wieder von Maschinen erzeugten Maschine steckt, läßt sich am Ende sogar die Vermutung nicht von der Hand weisen, daß die zu den 2,4 Mannstunden des Spatens hinzuzuzählende Zahl größer sein könnte als die zu den 0,002 Mannstunden des Traktors zu addierende.

Es sollen erst alle satt werden und fest wohnen, ehe einer seine Wohnung verziert, erst alle bequem und warm gekleidet sein, ehe einer sich prächtig kleidet. Es geht nicht, daß einer sage: Ich aber kann es bezahlen. Es ist eben unrecht, daß einer das Entbehrliche bezahlen könnte, indes irgend einer seiner Mitbürger das Notdürftigste nicht vorhanden findet, oder nicht bezahlen kann.

Johann Gottlieb Fichte

Synthetische Treibstoffe

Ein Land, das kein Erdöl zur Verfügung hat, kann keinen modernen Krieg führen. Ohne Benzin fahren keine Kriegsschiffe aus, liegen die Flugzeuge in der Halle, bleiben die Tanks stehen und sind die motorisierten Truppen unbeweglich.

Erdölarme Länder sorgen daher vor. Nach dem Beispiel Deutschlands — das diese Maßnahmen zunächst aus devisenpolitischen Gründen durchführen mußte — werden nun überall Hydrieranlagen eingerichtet.

In Durham (England) werden bereits 3 Prozent des jährlichen englischen Benzinverbrauchs auf synthetischem Wege produziert. Weitere Werke in Südwales sollen folgen.

Frankreich hat zwei Versuchsanstalten mit einem Kapital von 83 Millionen Francs eingerichtet, in denen nach französischen Patenten gearbeitet werden wird. Die Errichtung der Anstalten wurde damit begründet, daß der Gedanke äußerst beunruhigend sei, daß die Armee im Falle eines Krieges von der auswärtigen Brennstoffzufuhr abgeschnitten werden könnte. Es müßten daher alle Anstrengungen gemacht werden, um unter den bestmöglichen technischen und wirtschaftlichen Bedingungen die Gewinnung einer noch festzusetzenden Treibstoffmenge sicherzustellen.

In Italien, der Türkei, in Spanien, Japan und Mandschukuo sind ähnliche Tendenzen sichtbar.

Synthetische Treibstoffe sind teurer als die natürlichen. Man schätzt beispielsweise die Herstellungskosten des französischen synthetischen Treibstoffes auf etwa 2 Francs pro Liter, während natürlicher Treibstoff im französischen Einfuhrhafen nur den zehnten Teil kostet.

Das entspricht durchaus nicht kapitalistischen Grundsätzen. Und tatsächlich sind auch in nahezu allen Ländern, in denen synthetisches Benzin erzeugt wird, Proteste der „Wirtschaft" gekommen. Man schaut bedenklich auf die staatlichen Subventionen, Zollunterstützungen u. dgl. und vergleicht mit der Überlegenheit des „Wirtschaftsführers" die Erzeugnisse der Privatindustrie und die staatlichen bzw. staatlich unterstützten. Daß das Porto für alle solche Protestschreiben nutzlos ausgegeben worden ist, kann als Zeichen der Zeit gewertet werden.

Gewiß: Generale sprechen gewichtige Worte. Auf der andern Seite steht aber der Erdölkapitalismus, der in der Nachkriegszeit lange Jahre mehr Einfluß auf die innerstaatlichen Verhältnisse und die zwischenstaatlichen Beziehungen hatte, als manche wahr haben wollen.

Allmählich aber wird doch diesen Kräften gegenüber Stellung bezogen. Die staatlichen Mächte haben an Beispielen der letzten Jahre gesehen und gelernt, daß auch die „Wirtschaft" zur Staatsraison gezwungen werden kann, wenn man ihr gegenüber die notwendige Unabhängigkeit und Energie hat.

Es ist richtig: der synthetische Treibstoff kommt verhältnismäßig noch recht teuer. Aber das braucht nicht so zu bleiben. Man stelle sich einmal vor, was es hieße, wenn die Standard Oil und Dutch-Shell ihre Ware nicht mehr loswerden könnten!

Karl Amrhein

In den USA scheint sich durch ein neues Verfahren zur Benzingewinnung aus „Krack"-Gasen und Erdgas, das Polymerisationsverfahren, eine Umwälzung in der Benzinindustrie vorzubereiten.

◆

Ein japanischer Chemiker, Dr. Haschime Isowe arbeitet seit acht Jahren mit Unterstützung der Regierung an der Verflüssigung von Kohle. Jetzt behauptet er, ein Verfahren gefunden zu haben, mit dem man Kohle wirtschaftlich verflüssigen könne.

◆

Die Moskauer Automobilfabrik „Stalin" hat kürzlich den Bau der ersten Serie von Holzgasgeneratoren für Lastkraftwagen beendet. Die Generatoren sind für die Kraftwagen der Holzindustrie bestimmt, die in weit entfernten Gebieten eingesetzt werden sollen und wegen Transportschwierigkeiten keinen anderen Brennstoff außer Holz zur Verfügung haben. Die Leistung der Generatoren beträgt 75 PS.

Ferner sind in Rußland jetzt auch Personenwagen mit Holzgasgeneratoren ausgerüstet worden. Eine Reihe dieser Wagen sind auf einer Prüfungsfahrt Moskau—Kiew—Moskau in Kiew eingetroffen. Sie haben die 900 km lange Strecke in 23 Fahrstunden zurückgelegt. Die Brennstoffkosten erwiesen sich um 85—90 Prozent geringer als beim Verbrauch von Benzin.

Sozialwirtschaftliche Experimente

3. Eden

Am 28. Mai 1893 wurde von einigen bodenreformerisch eingestellten Vegetariern in der Nähe von Oranienburg bei Berlin die „vegetarische Obstbaukolonie" Eden gegründet. Sie erwarben mit einem Anfangskapital von 3000 Mark 160 preußische Morgen Sandboden und begannen im Frühjahr 1894 mit der Anpflanzung von Obstbäumen und Beerensträuchern.

Die „Fachleute" profezeiten nichts Gutes, denn die Siedler waren meist städtische Intellektuelle, die von Landwirtschaft ebensowenig verstanden wie vom Geld; und es gab eine Reihe von Beispielen dafür, daß solche Idealisten mit ihren gutgemeinten Reformbestrebungen nach kurzer Zeit jämmerlich Schiffbruch gelitten hatten.

Diesmal bekamen die Schwarzseher Unrecht. Eden ist heute ein blühendes Gemeinwesen von rund tausend Einwohnern mit vier- bis fünfhundert Morgen Grundbesitz. Dieser ganze Grund und Boden bleibt „dauernd und unveräußerlich im Besitz der Genossenschaft, solange sie besteht, oder bis der gesamte deutsche Boden Eigentum des Volkes geworden ist". Die einzelnen Heimstätten-Grundstücke sind im Erbbaurecht auf jeweils 50 Jahre vergeben.

Vielleicht wäre trotz aller Zähigkeit und allen Fleißes auch aus Eden nichts geworden, wenn nicht ein eigenes Kreditinstitut, die jetzige „Edener Siedlungsbank" (gegründet 1895 mit 30 000 Mark Kapital), von Anfang an für Unabhängigkeit von fremdem Bankgeld gesorgt hätte.

Schon 1897 wurde, nicht ohne Opfer, eine eigene Schule errichtet. Dazu kam bald ein Kindergarten, später auch noch eine Jugendherberge. Da beim Verkauf der Früchte und des Obstes oft nur ganz unzulängliche Preise zu erzielen waren, wurde im Jahr 1898 eine eigene Obstverwertungsfabrik geschaffen, in der Fruchtsäfte und Marmeladen nach lebensreformerischen Grundsätzen (unvergoren, nicht künstlich konserviert oder gefärbt, nicht künstlich gestreckt oder übersüßt) hergestellt wurden. Ihre Erzeugnisse erfreuten sich steigender Beliebtheit und haben Eden eigentlich erst volkstümlich gemacht. Angegliedert wurde später noch ein Werk zur Herstellung pflanzlicher Kraftnahrung, und schließlich wurde noch die Herstellung einer Pflanzenmargarine („Edenbutter") aufgenommen, die ebenfalls rasch den Markt erobert hat.

Die Hauptsache für die einzelnen Siedler ist aber immer der Gartenbau geblieben. Freilich können sie auf den durchschnittlich 1½ Morgen großen Heimstätten ihren Lebensunterhalt nicht damit erwerben. . Die allermeisten üben daneben noch einen Beruf aus, und die Erweiterung der genossenschaftlichen Betriebe hat es mit sich gebracht, daß im steigenden Maße die Genossen selber darin Brot und Arbeit finden konnten.

Vergenossenschaftlicht sind in Eden außer dem Grund und Boden: der Kredit, der Konsum, der Ein- und Verkauf der Siedlerbedarfsgegenstände und der Bodenerzeugnisse der Siedler, zum Teil auch die Produktion im genossenschaftlichen Gartenbetrieb (Baumschulen usw.) und in der genossenschaftlichen Obstverwertung; die Zeit hat es mit sich gebracht, daß Eden auf dem Wege auch zur Erwerbsgenossenschaft ist.

Das Edener Wappen zeigt drei stilisierte Bäume, die die Dreiheit der Grundlagen, auf denen das Edener Werk aufgebaut ist, versinnbildlichen: Lebens-(Selbst)-Reform, Bodenreform (Eden ist die erste deutsche Freilandsiedlung) und genossenschaftlicher Zusammenschluß. Aus der glücklichen Synthese zwischen Sozialismus und Individualismus ist dieser „Staat im Staate", wie Eden vielfach genannt wird, entstanden und bildet heute einen erfolgreichen Versuch, brennende Fragen der Gegenwart auf natürliche, unverkünstelte Weise zu lösen, vornehmlich durch Anwendung des gesunden unverbogenen Menschenverstandes und den starken sittlichen Willen zur positiven Tat.

Mit großen Buchstaben leuchtet über Eden das eine opfervolle, aber auch befreiende Wort „Selbsthilfe". Durch Siedlung zur Freiheit! Aber siedeln im Edener Sinne heißt: organisch wachsen lassen und nichts machen wollen. Eden hat erfolgreich gesiedelt, weil seine Siedler sich selbst geholfen haben. K. B.

Ein erkältet Herz ist hundertmal ärger, als wenn man sich Füße, Kopf und über und über die ganze Haut erkältet.

Jeremias Gotthelf

In jedes gute Herz ist das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es für sich allein nicht glücklich sein kann, daß es sein Glück im Wohl anderer suchen muß.

Goethe

---

machtstellung. Aber wir haben ein Recht darauf, die erste Nation Europas zu sein. Frankreich war seit jeher die grande nation. Frankreich wird es bleiben. Welches Volk Europas hat so viele und große Dichter, Bildhauer und Maler wie wir! Welches Land hat berühmtere Erfinder als unser herrliches Frankreich! Frankreich ist die Kultur. Unsere Nachbarn aber sind Wölfe im Schafspelz. Frankreich soll leben!"

„Kinder", sagte der Lehrer, „Großbritannien beherrscht die Welt. In unserem Imperium geht die Sonne nicht unter. Aber unsere Insel wird von den Staaten des Kontinents bedroht. Wir müssen auf der Hut sein. Es gilt unsere Vergangenheit, es gilt unser merry old England zu verteidigen. Welches Volk Europas hat einen Stevenson oder Shakespeare gehabt! Wir haben ein Recht auf die Führung. Wir sind friedliebend, aber unsere Nachbarn sind Wölfe im Schafspelz. Großbritannien soll leben!"

1960

„Kinder", sagte der Lehrer, „wir behandeln heute Europa seit dem Jahre 1935. Wenn ich Europa sage, so meine ich diesen Teil der Erdoberfläche nur noch als geografischen Begriff. Als kulturelle, wirtschaftliche und weltpolitische Macht hat ja Europa seine Stellung schon lange verloren.

Wir Amerikaner der lebenden Generation waren Zuschauer beim Untergang Europas. Seit dem Jahre 1935 begann der endgültige Zerfall. Als dann die Neuaufteilung der Welt vorgenommen wurde, als Japan ganz Ostasien, Australien, Hinterindien und Afrika an sich riß, als Rußland Herr über Vorderindien und Kleinasien wurde, als wir Amerikaner uns Süd- und Mittelamerika angliederten, waren die Staaten Europas durch Bruderzwist so geschwächt, daß sie froh sein mußten, nicht auch selbst der Aufteilung zu verfallen.

Eure Väter werden sich noch jener Jahre erinnern. Die Länder Europas, die eine gemeinsame große Kultur hinter sich hatten, die eigentlich wirtschaftlich, kulturell und weltpolitisch eine Einheit bildeten, die auf Grund ihrer gemeinsamen Interessen vereint eine ungeheure Macht gehabt hätten, ja unüberwindlich gewesen wären, zerrieben sich aneinander. Ein jedes dieser vielen Länder ließ keine Ware eines anderen Staates ins Land. Sie standen sich bis zu den Zähnen bewaffnet gegenüber. Ihre Grenzen waren ein einziger Gürtel von Festungen. Jedes Land war der Feind des anderen. Eifersucht, Mißtrauen, Furcht und Haß waren die einzigen Gefühle, die sie gegeneinander hegten.

Während der Zeit lag die Welt in Geburtswehen. Die wahren Probleme der Erde verstand Europa nicht. Es sah nicht, daß Japan ein Kessel war, der vor ungeheurem Überdruck explodieren mußte, daß Rußland auf dem Sprunge stand, daß Amerika einer großen Erneuerung entgegenging.

Die Zeit war reif. Europa hat sie nicht genutzt. Wie lange noch, dann wird das, was einst das Abendland hieß und die Welt Jahrhunderte hindurch beherrschte, nur noch ein Gegenstand der Geschichte sein, so wie wir etwa sagen „das Altertum" oder „die Inka-Kultur" ...

Helmut Kasten

Sehnsucht nach der Uniform

Nach dem „Fridericus" (Nr. 40) haben rheinische Musiker an die Zeitschrift „Das Deutsche Podium" einen Brief geschrieben, in dem es u. a. heißt:

„Wir sind Soldaten der Musik. Wir sind stolz darauf, und die meisten sind sich der ungeheuren Wichtigkeit ihrer Sendung bewußt... Nun aber eines: dadurch, daß wir bei unserem Dienst in die so unpraktisch als möglichen Fräcke und Smokings eingezwängt sind, wird unsere Leistung bestimmt in ihrer Qualität geschädigt. Was ist denn so Schönes dran an diesen ewigen Leichenbitter-Anzügen mit dem Plättbrett vor der Brust?...

Wir bitten also die Reichsmusikkammer, uns eine Uniform zu geben. Dies hätte für den Stand eine Menge Vorteile, welche der Sache zugute kämen."

Der Diplomat

Laval wurde in Genf auf der Straße von Journalisten mit der Frage bestürmt, was er denn in der nächsten öffentlichen Sitzung des Völkerbunds sagen werde.

Laval antwortete: „Ich weiß überhaupt noch nicht, ob ich eine Rede halten werde." Die Journalisten entgegneten: „Aber Minister Eden hat uns doch gesagt, daß Sie unbedingt sprechen werden!"

Laval lächelte. „Da ist mein Kollege Eden besser informiert über meine Absichten als ich, woraus Sie ersehen können, daß die Zusammenarbeit zwischen Frankreich und England nichts zu wünschen übrig läßt."

(„Pester Lloyd")

Das gefährliche Wasser

In einer pfälzischen Weinstube hatte sich ein Gast eine Flasche Mineralwasser bestellt. Beim Öffnen stellte er sich etwas ungeschickt an, sodaß das Wasser heraussprudelte und ein dicker Strahl einem gegenüber sitzenden Zecher mitten ins Gesicht ging.

Der Pechvogel suchte sich mit vielen Worten zu entschuldigen, doch der Andere meinte voller Ruhe: „Rege Se sich nor nett uff! Des isch gar net schlimm, do war noch Glück dabei: ins Maul isch mer jo nix komme."

(Aus den „Leipziger Neuesten")

Richtsätze für Knochenbrüche

In Hollywood gibt es einen Verein jener „Edelkomparsen", die bei besonders gefährlichen Filmaufnahmen für den teuren Star einspringen. Der Vorsitzende dieses „Todesgeschwaders mutiger Edelkomparsen", wie sich der Verein auch stolz nennt, hat gesagt: „Jeder von uns hat gebrochene Arme, Beine, Rippen und andere Körperbeschädigungen. Ich selbst habe fünmal meine Beine gebrochen, siebenmal meine Arme, und unzählige Male war ich ohnmächtig. Bei meinem schlimmsten Unfall brach ich beide Beine, beide Arme und drei Rippen."

Die Mitglieder des Vereins fordern als feste Sätze: bei einem Flugzeugabsturz über dem Meer 150 Dollar; für Aussteigen aus einem Flugzeug in ein Auto, während sich beide Fahrzeuge in voller Fahrt befinden: 75 Dollar; für einen Autozusammenstoß: 100 Dollar, und wenn sich das eine Auto überschlägt: 125 Dollar; im Flugzeug in eine Baumkrone Fliegen: 150 Dollar; für einen Zusammenstoß von zwei Flugzeugen in der Luft: 250 Dollar.

Literatur

Tines Fahrt ins Blaue. Eine Sommergeschichte. Von Sofie Schieker-Ebe. Verlag Silberburg, Stuttgart. Preis geb. 2,80 Mark. — Die Verfasserin schreibt „Jungmädchenbücher". Auch das hier ist eines. Es ist zu dem Zweck jetzt herausgekommen und rechtzeitig an die Zeitungen zur Besprechung verschickt worden, damit viele Väter es kaufen und ihrer heranwachsenden Töchter zu Weihnachten schenken sollen. Möge das geschehen, und mögen die Herren Erziehungsberechtigten, wie sie das gerne bei May-Bänden und solchen Sachen für die reifere männliche Jugend zu tun pflegen, getrost auch in diesem Fall ein paar Sonntagnachmittags- oder Feierabendstunden dran wenden und sich die Erzählung von Tines Aufenthalt in der Villa Odin an der pommerschen Küste zu Gemüte führen. Hoffentlich ist es kein schlechtes Zeichen: mir hat sie nämlich recht gut gefallen, ich habe trotz vorhandener Neigung zur Kritik so gut wie gar nichts an ihr auszusetzen. Sie handelt von drei Kindern und einem sechzehnjährigen Mädchen; aber da auch ein junger Mann namens Otto (und ein Gegenstück zu ihm) vorkommt, so wird es nebenher eine ganz zarte, unaufdringliche Liebesgeschichte. Frau Schieker ist eine Erzählerin mit Geschmack, Humor und gutem Sprachgefühl; es geht eine gute, saubere Luft in ihren Büchern; der Typ des jungen Mädchens, der „Sibyllen"typ, den sie darstellt, mit glücklicherweise nur ganz diskret angedeuteter pädagogischer Absicht, ist in seiner Frische, Nüchternheit und anständigen Gesinnung im wahren Sinne liebenswürdig, so daß ich mir keinen Vater denken könnte, der nicht eine solche Tochter haben möchte.

Sch.

Geschichtliche Wahrheit

Eine der nettesten Anekdoten aus dem Leben des letzten deutschen Kaisers ist die von der Audienz, die er dem Breslauer Professor Felix Dahn, Verfasser des s. Zt. viel gelesenen „Kampfes um Rom", gegeben hat. Er drückte dem Dichter in ihr seine wärmste Anerkennung für den Roman aus. Nur eins habe ihm daran mißfallen: dies, daß er nicht die Goten habe siegen lassen. Der Professor, durch diesen Einwand einigermaßen aus der Fassung gebracht, erlaubte sich schließlich den bescheidenen Hinweis, daß sie doch aber w i r k l i c h nicht gesiegt hätten. Und darauf der Kaiser: „Is janz ejaal, se m u ß t e n eben siejen!"

Die Anekdote ist lehrreich nicht nur für die Geschichtsauffassung Wilhelms des Zweiten, über die ja hier kein Wort verloren zu werden braucht. Sie zeigt an einem drastischen Muster vielmehr auch, wie sehr der Mensch i m a l l g e m e i n e n geneigt ist, die Geschichte rückblickend zu verfälschen und seinen An- oder Absichten dienstbar zu machen.

Selbst sogenannte Bildung ändert daran offenbar nichts. Sie liefert im Gegenteil nur häufig noch die Mittel, um die Fälschung für den Blick des Laien unkenntlich zu machen. Bekannt ist ja das Beispiel der preußischen Staats-Geschichtsschreibung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, auf die u. a. die vielberufene „Hohenzollernlegende" zurückgeht. Bekannt desgleichen der Unterschied zwischen „katholischer" und „protestantischer" Geschichtsschreibung, der sich heut zwar in etwas vermischt hat, der aber immer noch tief genug geht, um die nämlichen Männer auf der einen Seite als gewissenlose Schädlinge, auf der andern als verdienstvolle Bahnbrecher erscheinen zu lassen. Und bekannt endlich auch die Abhängigkeit der Geschichtsschreibung von nationalen oder rassischen Gesichtspunkten, wie sie kürzlich erst in einem Redegeplänkel zwischen italienischen und deutschen Staatsmännern zum Ausdruck gelangt ist.

Es braucht dabei gar nicht einmal immer so zu sein, daß eine bestimmte Geschichtsauffassung und die Erwähnung gewisser geschichtlicher Tatsachen unter Strafe gestellt wird (was natürlich aber stets das Einfachste bleibt) oder daß die vorhandenen Geschichtsbücher mit dem Blaustift in der Hand auf die Höhe der Zeit und des Dogmas gebracht werden (was den Radiergummi-Herstellern der nächsten Periode Verdienst zu bringen pflegt), — es gibt unauffälligere Praktiken, um die Geschichte herrschenden Geistesströmungen anzupassen, ohne den Schein wissenschaftlicher Objektivität (den man doch gern wahren möchte) aufgeben zu müssen. Und es ist kein Zufall, daß die verschiedenen Kirchen diese Praktiken von jeher mit besonderer Meisterschaft gehandhabt haben. Man kann darin auch heute noch von ihnen lernen.

Aber nicht von ihnen soll hier die Rede sein. Wichtiger als sie nämlich sind die gewissermaßen unbeabsichtigten kleinen und großen Retuschen, die der Menschengeist an den Geschehnissen der Vergangenheit vornimmt, um aus ihnen eine Bestätigung für seine Art des Seins ziehen zu können. Sie lassen sich ausnahmslos auf einen Generalnenner bringen, den ich als „Akzentverschiebung" bezeichnen möchte.

Der Akzent ist es, der den Worten unserer Sprache ihren besonderer Klang gibt. Und der Akzent ist es auch, der der Wiedergabe jedes geschichtlichen Vorgangs ihren sittlichen Wertstempel aufdrückt. Er muß nach der Regel stets auf den wesentlichsten, den H a u p t bestandteil des Wortes oder des Vorgangs fallen. Aber was i s t das Wesentlichste, was i s t die Hauptsache? Schon bei völlig unerheblichen und gleichgültigen Vorgängen unseres Alltags ist das oft nur schwer festzustellen. Und so liegt auf der Hand, daß man den wichtigeren Geschehnissen gegenüber, bei denen Interessen oder Gefühle mitsprechen, einer nahezu vollkommenen Willkür ausgeliefert ist.

Wo liegt der Akzent etwa bei einem Luther? Liegt er darauf, daß er das deutsche Volk auf Jahrhunderte hinaus in zwei feindliche Heerlager geschieden, daß er die Macht der deutschen Einzelfürsten gestärkt, daß er die Kirche dem Staate ausgeliefert, daß er den Aufstieg der deutschen Bauern gehindert, daß er Kopernikus für einen Narren erklärt, daß er die Blüte des deutschen Humanismus geknickt, daß er den Teufels- und Hexenwahn gefördert, daß er — den Täufern gegenüber — den Glaubenskrieg geheiligt hat, oder darauf, daß er das Priesterzölibat aufgehoben und all die andern Dinge vollbracht hat, die die protestantischen Pfarrer ihm immer wieder begeistert nachrühmen? Das ist wirklich nicht einfach zu entscheiden.

Oder was sagen wir zu einem uns zeitlich so fern stehenden Manne wie Cäsar? Ist der Akzent bei ihm darauf zu legen, daß er den Grund zu der inneren Versklavung des römischen Volkes gelegt, daß er sein Leben als unbedenklicher Genießer und Schuldenmacher begonnen, daß er sein Vermögen durch den Verkauf von Zehntausenden gallischer und germanischer Kriegsgefangener erworben, daß er (von unzähligen andern Fällen noch ganz abgesehen) einerseits mit Kleopatra, andererseits mit Nikomedes, dem jungen Könige von Bithynien, in ehebrecherischem Verkehr gestanden, daß er Verrat auf Verrat, Wortbruch auf Wortbruch begangen hat, um an die Spitze des Staates zu gelangen, oder auf all das, was man den Schülern und Schülerinnen sonst von ihm beizubringen gewöhnt ist? Hier wird es noch deutlicher, wie groß die Schwierigkeit ist, der geschichtlichen Wahrheit auf die Spur zu kommen.

Der E r f o l g ist es augenscheinlich, von dem aus zumeist geurteilt wird. Und dieser Erfolg ist eben keineswegs etwas Feststehendes. Sondern er wechselt im Lauf der Jahre und Jahrhunderte unablässig. Demgemäß aber wechselt dann auch das Urteil. Und demokratische, freigeistige, kunstbegeisterte Zeiten werden also immer andere geschichtliche „Wahrheiten" anerkennen als monarchische, kirchliche, schönheitsfremde (um von den Mischerscheinungen gar nicht erst zu reden).

So steht es. Und dennoch: A u f g a b e des Menschengeistes ist es nach wie vor, die ganze und volle geschichtliche Wahrheit zu erfassen. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Aufgabe nur die Allerwenigsten immer gewachsen sind, nur die wahrhaft Kühnen und Starken, die über den engen Rahmen ihrer Zeit hinauszublicken vermögen. Den übrigen wird es unabänderlich so ergehen, wie es Tacitus von den Biographen des Tiberius, Cajus, Claudius und Nero behauptet, daß sie nämlich deren Geschichte, „solange sie selbst mächtig, aus Furcht in falschem, als sie gefallen waren, aus frischer Erbitterung in gehässigem Lichte geschildert" hätten.

K u n o F i e d l e r

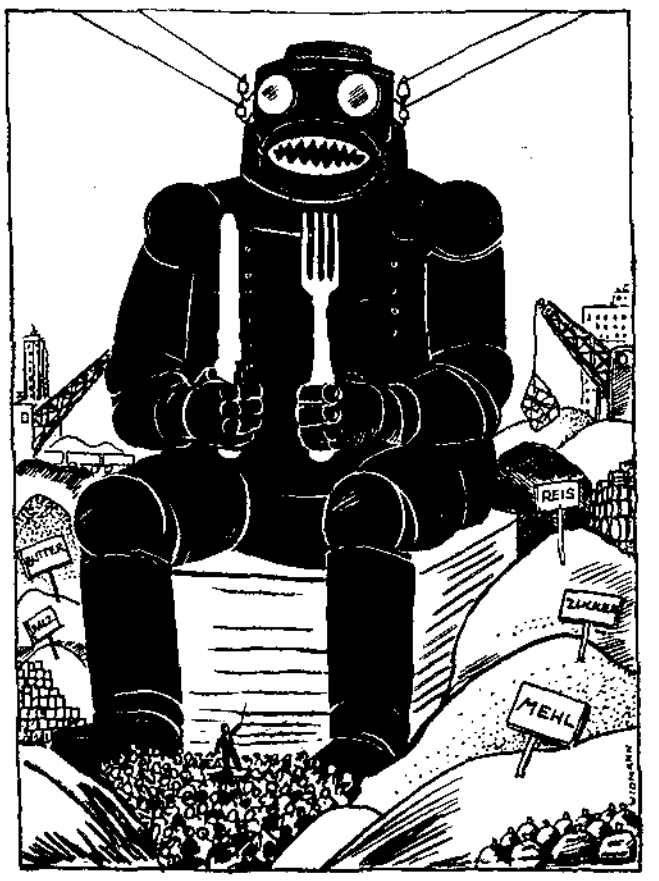
Augenzeugen

Sir Walter Raleigh, der berühmte englische Seefahrer, war auf Grund einer jener Hofintrigen, wie sie das Elisabethanische Zeitalter in Menge hervorbrachte, verhaftet und in den Tower geworfen worden. Um sich die Zeit seiner Gefangenschaft dort zu verkürzen, beschäftigte er sich mit der Abfassung einer Geschichte Englands, wozu seine Freunde ihm die wissenschaftlichen Unterlagen erwirkten.

Eines Tages beobachtete er von seinem Arbeitstisch aus einen Auflauf auf der Straße. Und als nicht lange darauf ein Freund bei ihm eintrat, den er als Augenzeuge des Auflaufs unten schon wahrgenommen hatte, unterhielt er sich mit ihm über das Vorgefallene. Hierbei stellte sich jedoch heraus, daß jener einen völlig andern Eindruck von dem kleinen Geschehnis davongetragen hatte und zu einem gänzlich abweichenden Urteil darüber gelangt war.

Da nahm Raleigh die bereits fertig vorliegenden Blätter seiner Handschrift und warf sie ins Feuer. „Denn," sagte er, „wie kann man die Wahrheit der Vergangenheit erforschen wollen, wenn einem selbst die der unmittelbaren Gegenwart unerreichbar bleibt?"

Der Fress-Roboter



Zeichnung von Willy Widmann

Der Freß-Roboter (mit elektrischer Verdauung) hilft den Menschen die zuviel produzierten Nahrungsmittel vernichten.

In USA fanden im ersten Vierteljahr 1935 Zwangsschlachtungen von 6 200 000 Schweinen statt, außerdem vernichtete man 2 000 000 Tonnen Mais. In Los Angeles gießt man täglich 100 000 Liter Milch weg. Um eine 15prozentige Produktionsverringerung der Butter herbeizuführen, wurden 600 000 Kühe geschlachtet. Während des Monats August allein wurden in Kalifornien 1½ Millionen Orangen ins Meer geworfen und 10 000 Hektar Erdbeeranpflanzungen wurden überhaupt nicht abgeerntet.

Im Weinberg

Nah beim Engelberg auf einem Hügel
lag des Nachbarn sonnenwarmer Weinberg,
und im Herbste, wenn die Traube süß ist,
stand ich, um das junge Haupt ein Tüchlein,
pflückend oft in jenem schönen Garten.
Feuchter Nebel wallte durch den Morgen,
und wo in dem Glast der Sommertage
bei den Reben weiße Lilien blühten
und am Baume briet der goldne Pfirsich,
hauchte man nun in die kalten Hände.
Aber Eduard, der kecke Knabe,
warf, auf daß die Leser munter würden,
Frösch' und Schwärmer in das gelbe Laubwerk,
und indeß sie krachten, närrisch hüpfend,
ward uns vom Gelächter mählich wärmer.

Eine Schere gab mir jetzt der Nachbar,
selbst hantierend mit der schärfern Habe,
und ich schnitt vom Stock die reifen Früchte,
gab sie in den Eimer und vergaß nicht,
auch der süßen in den Mund zu pflücken.
Langsam trank die mächtigere Sonne,
hin zum Mittag steigend, Rauch und Nebel —
sieh, wie glänzte nun der goldne Weinberg!
Blaue Trollinger, genannt auch Welsche,
und die Elben mit dem Rosaschimmer
hingen lastend zwischen buntem Laube,
doch dazwischen lockten die Silvaner,
jene weißen, zuckersüßen Trauben
mit dem festgefügten Beerenstande.
Ja, des Nachbars zäher Fleiß im Weinberg
war durch Fülle reich belohnet worden,
und wir sangen, unsre Hände rührend;
denn das Leben war ein Lied am Morgen!

Mit dem Butten stieg der wackre Nachbar
(weithin war zu seh'n sein blaues Hemmed
und zu schmecken auch sein scharfer Knaster)
auf und ab die ausgewaschene Staffel,
jene grünumsäumte Himmelsleiter,
und er leerte unten in den Zuber,
was wir emsig auf dem Berg geschnitten.
Aber Eduard, der kecke Knabe,
schoß mit Glück aus einem Schießgewehre,
daß der Donner auf den Höhen grollte,
kündend, Zeit sei es zum Mittagsmahle.
Und es setzten sich die fleiß'gen Leser
vor das hochgelegene Weinberghäuslein,
wo die Asternbüsche prangend blühten,
aßen gutes Brot und weichen Käse,
tranken auch vom Möstlein, das zuvörderst
an dem Feuer war erwärmet worden,
und beschauten ihre schöne Heimat.

Bald kam auch die Zeit für unsern Nachbarn,
anzufangen mit dem Traubenträppeln
und er tat es mit der Kraft des Mannes.
Jene aber, die vorübergingen
und ihn stapfen sahen in dem Bottich,
scherzten: ob ihm auch die Füße sauber?

Ja, dies war ein Tag in vollem Glanze!
Als dann bei dem Schein der Abendröte
Eduard, der allzu kecke Knabe,
einen Kuß mir auf die Wange drückte,
war's ein würdig Ende solchen Tages.

O t t i l i e H ä u ß e r m a n n

Zeitgemässe Lektüre

„Mögen die Völkerbundsmitglieder Glück und Frieden haben zu Land und zu Wasser und behütet bleiben vor Krieg und Feinden ewiglich! Wo aber ein Völkerbundsmitglied angegriffen wird, so sollen die übrigen Mitglieder getreulich Hilfe tun, darnach es die Not fordert; und sollen dem Angreifer nicht Speise, Waffen, Geld, Schiffe und andere Dinge zuschicken."

Das scheint Artikel 16 der Völkerbundssatzung oder ein Beschluß des Sanktionsausschusses, ins Biblische übersetzt. Es ist aber gerade umgekehrt: es ist ein Stück aus der Bibel, nur ein wenig modernisiert und ins Kollektive umgewandelt. Im Jahre 161 v. Chr. schickten die damals über die Juden herrschenden Makkabäer Gesandte nach Rom und schlossen einen Vertrag mit der Regierung des römischen Reiches, in dem sich die beiden Staaten verpflichteten, im Falle eines Krieges über den Gegner des Vertragspartners den wirtschaftlichen Boykott zu verhängen, ihm nicht „Speise, Waffen, Geld, Schiffe und andere Dinge" zu schicken. An welchen gemeinsamen Gegner die Vertragschließenden gedacht haben, das stand (genau wie das heute in ähnlichen Fällen ist) nicht im Vertrag: es waren die Syrer. Diese Geschichte ist samt dem Wortlaut des Vertrags nachzulesen 1. Makkabäus 8, 17—28.

Nun werden Sie sagen: das ist doch nichts Besonderes; solche Verträge sind doch wohl auch in alter Zeit viele abgeschlossen worden. — Na, ich weiß nicht, ob es sehr viele gewesen sind; jedenfalls ist der genaue Text eines solchen Vertrags nicht sehr oft erhalten, so daß man in einer so sanktionsfreudigen Zeit wie der gegenwärtigen schon auf diesen von den Vorfahren der heutigen Italiener abgeschlossenen Vertrag hinweisen darf.

Es kommt aber noch etwas anderes dazu. In einem über die ganze Welt verbreiteten Breviarium für Priester der römisch-katholischen Kirche ist für den Samstag der zweiten Oktoberwoche gerade dieses Stück als Lektüre vorgesehen. Man wird also annehmen können, daß die meisten katholischen Priester laut oder leise den Text des jüdisch-römischen Sanktionsvertrags vom Jahre 161 gelesen haben — am 12. Oktober, just an dem Tag, an dem in Genf das Waffenausfuhrverbot nach Italien beschlossen wurde.

Kleinigkeiten

Verfänglich. Das italienische Kriegsministerium hat die Monopol-Zigarettenfabriken veranlaßt, den Packungen Bildchen beizugeben, die auf die Gefahren des Luftkriegs hinweisen. Wer fünfhundert solcher Bilder sammelt, soll eine Gasmaske erhalten. Die Zigarettenfabriken sollen jedoch im Hinblick auf die Gedanken-Verbindung Zigarette-Gasmaske nicht sehr erbaut davon sein.

Kriegsruf der Mode. Wie der „Berliner Lokalanzeiger" (Nr. 253) berichtet, „steht die amerikanische Damenhutmode im Zeichen des italienisch-abessinischen Konflikts. Es wurde ein Mussolinihut geschaffen, eine aus der Stirn geschobene, enganliegende Kappe mit Goldrand und einer Quaste, die auf das Auge herabhängt. Ihm steht gegenüber ein abessinischer Turban, dessen etwas struppige Draperie an die Haartracht der Abessinierinnen erinnern soll."

Zeitgemäß. In Tokio ist nach Zeitungsmeldungen ein „Café Aethiopia" eröffnet worden. Am Eingang und an den Fenstern hängen Plakate mit der Aufschrift „Für Italiener verboten".

Vertreibung aus dem Paradies. Eine englische Vorschrift für den ganzen Sudan bestimmt, daß Amtpersonen, insbesondere Polizeichefs, nicht mehr unbekleidet zum Dienst erscheinen dürfen.

Teurer Spaß. Im englischen Wahlkreis Dumfries haben vor kurzem während der Parlamentsferien Nachwahlen für einen verstorbenen Abgeordneten stattgefunden, bei denen der *konservative* Kandidat Fildes siegte. Der Wahlkampf kostete ihn 20 000 Mark, er zahlte also, um die nur viertägige Schlußdebatte des Unterhauses mitmachen zu können, 7500 Mark für eine Sitzung, und muß sich jetzt nach der Auflösung von neuem um einen Sitz bewerben, was ihn wiederum mindestens 20 000 Mark kosten wird.

Historische Wahrheit. Auf Veranlassung der englischen historischen Gesellschaft ist das Denkmal Wilhelms des Eroberers in Hastings abgeändert worden. Das Denkmal stellt einen Krieger dar, der einen wallenden Bart trägt. Da die Geschichtsforschung aber festgestellt hat, daß Wilhelm der Eroberer nie einen Bart trug, so ist jetzt dem Denkmal der Bart weggemeißelt worden.

Aus der diplomatischen Welt. „... Aufsehen erregte es, als Litwinow bei der Beerdigung des türkischen Botschafters in Moskau neulich zum erstenmal einen Zylinder trug, wenn auch nur in der Hand ..."

Stubenarrest. Am Sonntag, den 20. Oktober, durften sämtliche Einwohner der Türkei ihre Häuser erst verlassen, nachdem die angeordnete Volkszählung vorüber war. Alle Kirchen, Wirtshäuser, Läden und Kinos blieben geschlossen und der Verkehr ruhte — in Stambul bis abends 6 Uhr, wo der erlösende Schuß fiel und auf einmal alles auf die Straße strömte.

Zone des Schweigens. Die „Berliner Morgenpost" (Nr. 247) meldet: „Die französische Riviera, die den Beinamen Azurküste führt, möchte in der ganzen Welt als die Küste des Schweigens bekanntwerden. In allen Rivieraorten sind strenge Bestimmungen gegen den Lärm erlassen worden. Von abends bis morgens dürfen Zeitungsjungen und alle Straßenverkäufer ihre Ware nicht mehr ausrufen, jede geräuschvolle Arbeit ist untersagt. Für den Autoverkehr sind besonders einschneidende Anordnungen ergangen."

Ende eines Komikers. Wie „New York Herald" aus Los Angeles meldet, ist der bekannte amerikanische Filmkomiker Buster Keaton, der auch in Deutschland viel gezeigt wurde, ins Irrenhaus gebracht worden.

Bediene lächelnd! Die englischen Postbeamtinnen im Außendienst müssen auf Anordnung des Generalpostmeisters einen Lächel-Kurs absolvieren, damit die Klagen über ihre mürrischen Gesichter endlich aufhören.

Schulreform. Der Schulvorsteher von Rockford in Illinois, Mr. W. W. Anken, hat bekannt gegeben, daß Anwärterinnen auf Lehrerinnenposten sich in Zukunft durch ein angenehmes Äußere auszeichnen müssen. Die Schulkinder hätten ein Recht auf hübsche Lehrerinnen.

Weinspenden. Die sächsische Stadt Mittweida, so berichtet der „Berliner Lokalanzeiger" (Nr. 254), hat ein sehr weinfreundliches Standesamt. Jeder glückliche Vater, der während der Weinwerbewoche ein neugeborenes Kind anmeldete, erhielt zwei Flaschen Wein ausgehändigt; ebenso jedes Brautpaar, das zur Trauung kam.

Steuerfrei. Die Gemeinde Mittenwald in Oberbayern hat alle nicht vermögenden Familien mit mehr als sechs Kindern unter sechzehn Jahren von allen Gemeindesteuern befreit.

Marius oder Scipio? Argentomontanus, dem wir die also betitelte Notiz in Nr. 42 der S.-Z. vorgehalten haben, beharrt auf seiner, wie er angibt, wohlbegründeten Behauptung, Scipio sei nicht auf den Trümmern Karthagos gesessen, wohl aber Marius. Da die Redaktion daran verzweifelt, den Fall einwandfrei aufzuklären, bittet sie über ihn zur Tagesordnung übergehen zu dürfen.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 81); Telefon 240 18, Postscheckkonto Stuttgart 19844 Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließlich Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Gerichtsstand und Erfüllungsort für beide Teile: Stuttgart

Stuttgart, 10. November 1935

16. Jahrgang, Nr. 45

Die Sonntags-Zeitung

Douhets Kriegslehre

Als im spartanischen Heer neben dem Schwert auch der Speer, mit dem man den Gegner aus der Ferne kampfunfähig machen kann, als Waffe eingeführt wurde, soll ein spartanischer Führer ausgerufen haben: „Weh', jetzt ist es vorbei mit der Tapferkeit!" Ähnlich werden die Empfindungen der eisengeschienten Ritter gewesen sein, als ihnen die ersten Donnerbüchsen entgegenknallten; unvorstellbar waren ja die Veränderungen, die eine solche neue Waffe in die Art der Kriegführung bringen mußte. Und genau so war es auch später bei jeder neugeschaffenen Waffe: einerseits glaubte man, jetzt werde beim Kriegführen jede persönliche Tapferkeit ausgeschaltet und jede Ritterlichkeit (wie etwa Rücksichtnahme gegen Nichtkämpfer) werde verschwinden, andererseits erhoffte oder befürchtete man von dem rücksichtslosen Einsatz der neuen Waffe eine völlige Umwälzung in den Methoden des Kriegs, eine Umwälzung, die alle anderen Waffen rasch werde veralten lassen und die eine schnelle Kriegsentscheidung herbeiführen werde. Wurden nicht Kanone, Maschinengewehr, U-Boot, Tank mehr oder weniger mit solchen Erwartungen und Befürchtungen begrüßt?

Und doch sind derartige Hypothesen von der Wirklichkeit fast immer widerlegt worden: die Veränderungen in der Kriegführung waren bescheidener und kamen viel langsamer, als man gedacht hatte; es stellte sich meist auch heraus, daß die neue Waffe nicht sehr viel unmoralischer war als die alten, und was es mit der kriegverkürzenden Wirkung neu entdeckter Waffen auf sich hat, das haben Millionen in vierjährigem Stellungskrieg erfahren. Muß man nicht schon aus diesen Erwägungen den Theoretikern, die nun von der Luftwaffe einen vollständigen Umsturz in der Kriegführung erwarten, von vornherein ein gewisses Maß von Mißtrauen entgegenbringen?

✦

Der konsequenteste Vertreter der Theorie, die den ganzen Krieg in die Luft verlegt, ist der italienische General mit dem französisch klingenden Namen Douhet. (Sein Werk „Luftherrschaft" liegt jetzt in deutscher Übersetzung vor. Für den Laien aufschlußreicher ist das Buch eines Franzosen namens Vauthier, „Die Kriegslehre des General Douhet", aus dem man auch einiges erfährt über die Diskussion, die Douhets Theorie hervorgerufen hat. Marschall Pétain hat ein Vorwort dazu geschrieben, in dem er dem vor fünf Jahren gestorbenen italienischen General trotz einigen Bedenken gegen dessen Theorie alle Ehre erweist. Auch dieses Werk ist jetzt ins Deutsche übersetzt worden.)

Die Hauptpunkte von Douhets Kriegslehre lassen sich in wenigen Sätzen zusammenfassen. Sofort bei Kriegsbeginn steigen Geschwader schwerer Bombenflugzeuge auf, überfliegen die feindliche Grenze, werfen ihre verderbliche Last über den Industriezentren ab und legen so das Wirtschaftsleben lahm, vergasen und bombardieren die Städte ohne jede Rücksicht auf die Bevölkerung und vernichten so die moralische Widerstandskraft. Natürlich werden die Abwehrgeschütze und die Jagdflieger des Gegners große Lücken in die Bombengeschwader reißen, aber ein Teil der ausgesandten Flugzeuge wird trotzdem die feindlichen Städte erreichen, und damit diese Flugzeuge genügen, um das Zerstörungswerk zu vollbringen, müssen eben bei Kriegsausbruch möglichst viele bereit stehen.

Daß der Gegner die selben Methoden anwenden wird, weiß natürlich auch Douhet. Eben deshalb gipfeln seine Darlegungen immer wieder in dem Satz: In einem zukünftigen Krieg wird derjenige siegen, der in der Luft am besten gerüstet ist. Gerüstet nicht zur Schlacht in der Luft, sondern zum Angriff auf das Hinterland des Gegners mit seinen Städten und Industriezentren aus der Luft.

Heer und Flotte haben in einem solchen Krieg eigentlich nichts mehr zu tun. Tatsächlich ist Douhet auch so konsequent, sie in eine durchaus untergeordnete Stellung zu schieben: sie sollen den Feind so lange am Betreten des vaterländischen Bodens hindern, bis die Bombenflugzeuge ihr Werk vollbracht haben. Etatsmittel sollte man ihnen womöglich überhaupt nicht zur Verfügung stellen, sondern alles Geld zum Bau von Bombenflugzeugen verwenden.

✦

Gibt es eine Widerlegung dieser in sich so geschlossenen Kriegslehre Douhets?

Douhets Theorie stimmt ohne Zweifel für den Fall, daß ein in der Luft stark gerüsteter Staat einem in der Luft schwach gerüsteten gegenübersteht; dann ist letzterer verloren. Aber dieser Fall wird ja selten vorkommen (etwa Frankreich gegenüber Deutschland bis vor einiger Zeit); meistens werden die beiden Gegner ungefähr gleich stark sein, und wie ist es dann? Dann tauchen sofort alle möglichen Fragen auf. Wenn in acht oder vierzehn Tagen in beiden kriegführenden Staaten die Luftflotte vernichtet und das Hinterland zerstört ist, ist dann wirklich die Widerstandskraft gebrochen? Wird dann nicht der Staat, der Heer und Flotte nicht so vernachlässigt hat, siegen? Wird nicht motorisierte Infanterie und Artillerie sehr rasch ins Gebiet des Feindes vorstoßen? Ist es nicht möglich, daß der eine Staat Abwehrmittel besitzt, die der andere nicht kennt, und daß so alle Berechnungen über den Haufen geworfen werden? (Schon heute gibt es Abwehrgeschütze, deren Wirkung sich Douhet kaum hätte vorstellen können.) Und so weiter.

Alle diese und andere Einwände richten sich nicht so sehr gegen Douhets Kriegslehre an sich (der niemand die innere Folgerichtigkeit wird absprechen können), als vielmehr gegen Douhets Forderung, Heer und Flotte als Stiefkinder zu behandeln. Es gilt ja auf militärischem Gebiet noch mehr als auf anderem, daß man sich auf eine Theorie nie mit hundertprozentiger Sicherheit verlassen kann; im Grunde kann, selbst wenn alle zur Verfügung stehenden Waffen bekannt sind, auch der klügste militärische Denker nicht voraussagen, wie mit diesen Waffen ein Krieg geführt werden wird, welche Waffen besonders wichtig sein und welche in den Hintergrund treten werden. Im Frühjahr 1914 konnte niemand voraussehen, ob ein ausbrechender Krieg ein Stellungskrieg- oder ein Bewegungskrieg werden würde, und 1915 wagte niemand zu profezeien, wie der Krieg 1918 aussehen werde.

Douhets Theorie mag noch so einleuchtend sein — wenn auch nur ein Prozent Wahrscheinlichkeit besteht, daß die Entscheidung aus irgend einem Grund nicht in der Luft fallen wird, dann kann kein politischer oder militärischer Führer die Verantwortung übernehmen, alles auf die Luftwaffe zu setzen. Das hieße, das Hasardspiel, von dem der Krieg in jedem Fall etwas an sich hat, ins Verantwortungslose steigern. Tatsächlich hat denn auch kein Staat Douhets Empfehlungen verwirklicht, sondern alle Staaten bauen Heer, Marine und Luftflotte ziemlich gleichmäßig aus.

✦

Trotzdem haben derartige Theorien und die Diskussionen, die sie hervorrufen, für die Militärs einen gewissen Wert, und auch die Laien beteiligen sich ja oft leidenschaftlich an dem Für und Wider. Wir wollen uns aber lieber nicht noch mehr dreinmischen, sondern fragen, ob es ein Zufall ist, daß gerade ein Italiener die Lehre von der Kriegsentscheidung in der Luft propagiert und ihr bis zu einem gewissen Grad auch Anerkennung verschafft hat.

Es ist sicher kein Zufall. Denn für Italien hat die Luftwaffe wahrscheinlich eine größere Bedeutung als für andere Länder, und tatsächlich ist ja in Italien die Luftflotte früher und verhältnismäßig stärker ausgebaut worden als sonstwo. Das kommt einerseits daher, daß Italien zwar gegen einen Angriff zu Land durch die Alpen ziemlich gut geschützt ist, ziemlich schlecht aber gegen einen Angriff aus der Luft, also für eine besonders starke Luftverteidigung sorgen muß; andererseits aber daher, daß Italien hofft, im Kriegsfall mit Hilfe seiner Luftflotte ein Ziel zu erreichen, das auf andere Art wohl unerreichbar ist: der Vorherrschaft Englands im Mittelmeer einen Schlag zu versetzen.

Englands Macht im Mittelmeer beruht auf dem Besitz einiger wichtiger Stützpunkte, von denen aus es mit Hilfe seiner Flotte die Verkehrslinien beherrscht. Mit der englischen Flottenrüstung in den Wettstreit zu treten, das kann Italien sich nicht einfallen lassen; das ginge über seine wirtschaftliche Kraft. Dagegen wäre die italienische Luftflotte nicht nur den Flugzeugen, die England ins Mittelmeer schicken könnte, überlegen, sondern sie könnte wohl auch, von den Flughäfen Unteritaliens und Siziliens aus, die Straßen zwischen Sizilien und Afrika sperren. (Die militärische Bedeutung Maltas wird ja heute auch von den Engländern nicht mehr hoch eingeschätzt.) Das würde zwar die „Themse-Karthager" (wie die Engländer von einer italienischen Zeitung genannt worden sind) noch nicht aus dem Mittelmeer vertreiben (denn England könnte ebenfalls Zufuhrstraßen sperren, die für Italien lebenswichtig sind, und es hätte bei einem solchen Ringen den längeren Atem), aber es wäre doch ein empfindlicher Schlag für Englands Stellung im Mittelmeer.

Die italienischen Zeitungen sind in den letzten Monaten noch viel weiter gegangen, haben Flugentfernungen berechnet, Stärkeverhältnisse verglichen usw; und sind dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß die italienische Luftflotte heute wenn auch nicht das ganze Mittelmeer, so doch das östliche Becken beherrsche. Das mag wohl eine Übertreibung sein, entstanden aus der kriegerischen Stimmung des vergangenen Sommers — sicher ist jedenfalls, daß die Bedeutung der Luftwaffe im modernen Krieg es Italien ermöglicht, seine geografische Lage (durch die es eigentlich zum Herrn des Mittelmeers bestimmt ist) besser als bisher auszunützen. Und das ist vielleicht, auch wenn er diese Tatsache nicht besonders betont, der tiefere Grund für Douhets Kriegslehre. ×××

Kommandogeräte

In England (und wohl auch in andern Staaten) verwendet die Flak-Artillerie zum Beschießen von Flugzeugen automatisch wirkende „Kommandogeräte". Die Schilderung dieser Geräte wirkt auf uns Laien wie ein Märchen. Das Gerät ermittelt selbständig Höhe des Flugzeuges, Seiten- und Höhenrichtung des Geschützes, den „Vorhaltewert" (d. h. den Winkel, um den man vor das fliegende Ziel halten muß), und der Kanonier hat nichts mehr zu tun, als sein Geschütz mit dem angebrachten „Kommandogerät" in Übereinstimmung zu bringen, d. h. praktisch: dafür zu sorgen, daß zwei Zeiger sich ständig decken.

Nach einem Bericht der „Sirene", der Zeitschrift des Reichsluftschutzbundes, wurden mit solchen Geräten schon vor einigen Jahren kleine Flugzeuge (d. h. bei den Versuchen: von Flugzeugen geschleppte Scheiben), die sich in 2100 Metern Höhe mit 111 Stundenkilometer Geschwindigkeit bewegten, mit 10—30 Schuß heruntergeholt. (Zum Vergleich: Zum Abschuß eines Flugzeugs waren nach den Angaben der „Sirene" im Jahre 1917 bei den Engländern 8000, bei den Franzosen 11 000 Schuß erforderlich; 1918 rechneten die Engländer und Franzosen trotz allerlei Vervollkommnungen immer noch mit etwa 4000 Schuß für ein Flugzeug.)

Kleine Chronik

In Warschau ist am 4. November ein deutsch-polnischer Wirtschaftsvertrag unterzeichnet worden.

Index für Lebenshaltungskosten im Oktober: 122,8 (im September: 123,4).

Die französische Regierung hat, bevor die ihr vom Parlament verliehenen Vollmachten abliefen, noch etwa 400 Notverordnungen erlassen.

Die Verhandlungen zwischen England und Frankreich über eine Zusammenarbeit der Flotten (wahrscheinlich auch der Luftflotten) werden fortgeführt.

Die italienische Regierung hat eine Reihe von „kriegswirtschaftlichen" Verordnungen erlassen (Einschränkung des Fleischverbrauchs, Sparsamkeit bei Licht, Heizung und Papier in der Verwaltung u. a.).

In Abessinien rücken die italienischen Truppen an der Nord- und an der Südfront langsam vor.

In Spanien ist eine Bestechungsaffäre aufgedeckt worden, in die mehrere bekannte Politiker und höhere Verwaltungsbeamte verwickelt sind. Die Regierung mußte umgebildet werden; Ministerpräsident ist nach wie vor Chapaprieta.

In Griechenland hat am 3. November eine Volksabstimmung über die Frage der Staatsform stattgefunden. Eine große Mehrheit hat sich für die Monarchie ausgesprochen.

Der chinesische Ministerpräsident ist bei einem Revolveranschlag schwer verletzt worden. Der Attentäter soll aus Erbitterung über die japanfreundliche Politik des Ministerpräsidenten gehandelt haben.

Australien

Menschensperre gegen Bodensperre

Von Fritz Werkmann

In Australien gab es zu Beginn der Besiedlung durch die weiße Rasse schätzungsweise 250—300 000 Eingeborene. Sie erlitten dasselbe Schicksal wie die Indianer in Nordamerika. Sie zogen sich vor den Einwanderern ins Innere zurück; ihre Zahl ist bis heute auf etwa 60 000 zurückgegangen.

Die Besiedlung durch die überlegene weiße Rasse begann Ende des 18. Jahrhunderts mit der Verschickung von Sträflingen durch die britische Regierung. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts belief sich die weiße Bevölkerung erst auf rund 5000. Nach dem Verlust ihrer großen nordamerikanischen Kolonien lenkte die britische Regierung einen Teil des britischen Bevölkerungsüberschusses im Wege der „unterstützten Auswanderung" nach Australien. Dieses zählte um die Mitte des 19. Jahrhunderts bereits 400 000 weiße Einwohner. In dem Jahrzehnt des ersten Goldrauschs, 1850—60, wuchs die australische Bevölkerung auf über 1 Million. 1900 betrug sie 3,8 Millionen. Heute sind es 6,6 Millionen.

Das ist weniger als 1 Einwohner auf dem Quadratkilometer, während z. B. in Deutschland 140 Personen auf dem Quadratkilometer leben und der europäische Durchschnitt 44 Personen auf dem Quadratkilometer beträgt. Australien ist auch heute noch ein menschenleerer Erdteil. Gewiß eignen sich weite Strecken nicht zur Besiedlung. Nach einer wahrscheinlich nicht übertriebenen Schätzung könnte sich aber die Bevölkerung von Australien noch verzehnfachen, bevor das Land im Verhältnis zu seinen natürlichen Hilfsquellen so dicht besiedelt wäre wie Europa.

Durch strenge Einwanderungsbestimmungen wird der Zuzug aus den dicht bevölkerten Gebieten Ostasiens ferngehalten. Die außenpolitischen Spannungen, die aus der „weißen" Bevölkerungspolitik der australischen Regierung entstanden, sind weithin bekannt. Wir wollen hier ihren weit weniger bekannten binnenwirtschaftlichen Wirkungen nachgehen, sowohl für die Zeit vor der Weltwirtschaftskrise als auch für die Zeit der Krise selber.

✦

Die unmittelbare Wirkung der australischen Einwanderungs-Gesetze waren natürlich hohe Löhne und günstige Arbeitsbedingungen. Die Bodensperre (in anderen Ländern und in Australien selber) wurde gewissermaßen durch eine Menschensperre in ihrer Wirkung weitgehend ausgeglichen. Eine glänzende, nicht nur soziale, sondern auch wirtschaftliche Entwicklung war die Folge. Hohe Löhne bedeuten — wie das australische Beispiel zeigt — nicht nur eine gerechtere Verteilung des Volkseinkommens als niedrige Löhne, sondern sie führen auch zu einem rascheren Wachstum des Volkseinkommens.

Die hohen Löhne erzwangen eine rasche Entwicklung der Produktionsverfahren. Industrielle und landwirtschaftliche Maschinen, deren Benutzung bei niedrigen Kulilöhnen eine unrentable technische Spielerei wäre, sind bei hohen Löhnen rentabel. Der australische Kapitalbedarf war daher groß. Das inländische Kapitalangebot war dabei verhältnismäßig klein. Denn bei einem hohen Lohnanteil am Volkseinkommen wird nicht so viel Kapital gebildet, wie wenn sich auf der Grundlage niedriger Löhne riesige Einkommen Weniger rasch, und ohne die Kapitalbildner zu Entbehrungen zu zwingen, zu großen Kapitalien zusammenballen. Infolge dieser Lage auf dem australischen Kapitalmarkt stieg der Zinssatz so weit, daß viel Kapital einwanderte.

Mit Hilfe dieser Zufuhr fremden Kapitals gelang es, das australische Volkseinkommen auf eine beträchtliche Höhe zu bringen. Auf den Kopf der Bevölkerung entfielen 1928/29 nicht weniger als 101 Pfund Sterling. Das war fast doppelt so viel wie in Deutschland und ein Fünftel mehr als im britischen Mutterland. Diese Vergleichung berücksichtigt allerdings den Preisstand nicht. Die Unterlagen zu einer Vergleichung der realen Volkseinkommen fehlen; infolge der Verschiedenheit der Lebensgewohnheiten kann man sie auch kaum beschaffen. Hier mag zunächst der Hinweis genügen, daß die Agrarpreise in Australien von jeher niedriger waren als in England und wesentlich niedriger als in Deutschland, daß dagegen die Industriepreise höher waren.

Von dem australischen Volkseinkommen entfällt ein verhältnismäßig großer Teil auf die breite Masse der Bevölkerung. 55 Prozent des Volkseinkommens sind Lohneinkommen, weitere 19 Prozent sind das Einkommen von kleinen Farmern und Handwerkern, die mit den Lohnarbeitern auf derselben Wohlstandsstufe stehen.

Wie haben die australischen Lohnarbeiter vor der Krise gelebt? Die Entscheidungen bei dem Schiedsverfahren für Lohnstreitigkeiten wurden derart errechnet, daß ein bestimmter Grundreallohn gewahrt blieb, der für eine fünfköpfige Familie eine „anständige und vernünftige" Lebensweise ermöglichte. Was das tatsächlich bedeutete, mögen zwei Vergleichungen andeuten.

In einer Reallohnberechnung, die allerdings ziemlich roh nur auf Grund der Ernährungskosten angestellt ist, kommt das australische Statistische Amt für Mitte 1927 zu folgendem Ergebnis: Wenn man den Reallohn in London mit 100 ansetzt, so betrug er in

Rom	43
Paris	53
Berlin	67
Melbourne (Australien)	142
Sydney (Australien)	144
Philadelphia (USA)	179

Die durchschnittlichen Wochenlöhne für männliche Vollarbeiter betrugen Ende 1928:

	in England	in Australien
Landwirtschaft	32 Schilling	96 Schilling
Bergbau	55 Schilling	110 Schilling
Maschinenbau	57 Schilling	102 Schilling
Eisenbahnen	60 Schilling	102 Schilling
Baugewerbe	70 Schilling	112 Schilling

Bei der Vergleichung ist zu beachten, daß sich die Angaben

für Großbritannien auf die 48-Stunden-Woche beziehen, für Australien auf die dort übliche 45—46-Stunden-Woche.

*

Australien ist so eng in die Weltwirtschaft verflochten, daß es der Weltkrise nicht entgehen konnte. Die Bedingungen für die Überwindung der Krise schienen in Australien keineswegs besonders günstig, — abgesehen von dem hohen Stand des Reallohns.

Die Auslandsverschuldung war, verglichen mit der anderer Länder, außerordentlich hoch. Sie betrug 112 Pfund Sterling pro Kopf. Ihre Verzinsung nahm 5 Prozent des Volkseinkommens in Anspruch. Australien war daraufhin eingestellt, daß es laufend neue Anleihen aus dem Ausland aufnehmen konnte. Die Kapitaleinfuhr betrug von 1904—1930: 410 Millionen Pfund, im Jahr 1929/30: 40 Millionen Pfund. Die öffentlichen Haushalte schlossen „normaler" Weise mit einem Fehlbetrag ab, der durch Anleihen gedeckt wurde. Im Jahr 1929/30 waren das 3,6 Millionen Pfund.

30 Prozent der Sachgüterproduktion wurden vor der Krise ausgeführt. Die Industrie, die an der Sachgüterproduktion mit einem Drittel beteiligt war, führte nur 3 Prozent ihres Produkts aus. Die Weidewirtschaft, die ein Viertel der Sachgüterproduktion lieferte, führte dagegen 66 Prozent ihres Produkts aus. Die Ausfuhr konzentrierte sich auf wenige konjunkturempfindliche Waren. Im Jahr 1928 machte Wolle allein 45 Prozent der gesamten Ausfuhr aus, Weizen und Mehl 19 Prozent, Häute, Felle, Fleisch und Butter zusammen weitere 16 Prozent. Diese wenigen Produkte machten 80 Prozent der gesamten Ausfuhr aus, die ihrerseits wegen des hohen Anteils, den sie vom Sozialprodukt ausmacht, für die Bevölkerung sehr wichtig ist.

Sowohl durch seine Einstellung aufs Schuldenmachen, als auch durch seine Verflechtung in den Welthandel ist die australische Wirtschaft für Krisenerscheinungen in anderen Ländern sehr empfindlich. Daß sich gleichzeitig der internationale Kapitalmarkt so gut wie völlig verschloß und die Ausfuhrpreise auf die Hälfte fielen, war ein harter Schlag für Australien.

Seit Anfang 1930 entwertete sich das australische Pfund Sterling gegenüber dem englischen. Es machte dann außerdem die Entwertung des englischen Pfundes mit. Seit einigen Jahren liegt sein Kurs rund 20 Prozent unter dem des englischen Pfundes. Diese starke Entwertung verteuerte, und bremste daher die Einfuhr; Zollerhöhungen verstärkten diese Entwicklung. Die Entwertung erleichterte andererseits die Ausfuhr, aber sie erschwerte die Tilgung der Auslandsschulden. Während vorher die Zinszahlungen etwa ein Viertel des Wertes der Ausfuhr ausgemacht hatten, fraßen sie 1930/31 fast 45 Prozent des Ausfuhrerlöses auf.

Eine schwere Bürde! Aber sie wurde getragen. Die Zahlungsbilanz wurde trotz aller Schwierigkeiten ausgeglichen. Australien drosselte seine Einfuhr, und es bezahlte die notwendige Einfuhr und seine Zinsen durch seine Ausfuhr, — ein Erfolg, der deshalb besonders hoch zu bewerten ist, weil Australien in den Zeiten der guten Konjunktur den größten Teil seiner Zinsschulden durch die laufende Aufnahme neuer Anleihen bezahlt hatte. (Der Staat Neu-Südwales stellte im April 1931 den Dienst seiner Londoner Anleihe ein. Da sprang der australische Bund ein, um den Ruf Australiens als Schuldnerland zu retten. Als Neu-Südwales 1932 seine Zahlungsverweigerung wiederholte, kam es zu einem offenen Konflikt mit der australischen Bundesregierung, der durch Absetzung des Premierministers von Neu-Südwales, J. P. Lang, beendet wurde.)

Die Drosselung der Einfuhr brachte zwar die Zahlungsbilanz Australiens ins Gleichgewicht; sie erschwerte es aber, den Staatshaushalt ins Gleichgewicht zu bringen. Denn mit der Einfuhr schrumpften die Zolleinnahmen: von 1929/30 zum folgenden Jahr von 30 auf 18 Millionen Pfund. Daher wies 1930/31 der Bundeshaushalt den selbst für australische Verhältnisse „anormalen" Fehlbetrag von 17 Millionen Pfund auf. Aber bereits im Jahr 1931/32 gelang es, auch im Staatshaushalt das Gleichgewicht herzustellen. Auch dieser Erfolg ist um so höher zu bewerten, als in Zeiten guter Konjunktur der Ausgleich üblicherweise nur durch Schuldenaufnahme erzielt worden war. Dieses Mal erfolgte er durch eine Senkung aller anpassungsfähigen Staatsausgaben um 20 Prozent, auch der Gehälter, Löhne und Pensionen, ferner durch eine zum überwiegenden Teil freiwillige Konversion der inländischen Staatsschuld, die eine jährliche Zinsersparnis von 6,5 Millionen Pfund ermöglichte.

Die Herstellung des Gleichgewichts an zwei entscheidenden Stellen: der Zahlungsbilanz und dem Staatshaushalt, ließ die gesamte Wirtschaft unter verhältnismäßig geringen Verlusten ein neues Gleichgewicht finden, bei einer allgemeinen Senkung nicht nur der Zinssätze, sondern auch der Preise und Löhne. Nach dem Urteil des deutschen Instituts für Konjunkturforschung hat sich die australische Wirtschaft seit dem Tiefstand im vierten Vierteljahr 1931 „stark erholt", und die gegenwärtige Tendenz der Konjunktur ist „ansteigend".

Fragen wir uns zum Schluß: Vollzog sich diese Krisenüberwindung auf Kosten der Arbeiterschaft?

Im Hochkonjunkturjahr 1928 gab es in Australien 46 000 Arbeitslose. Auf deutsche Verhältnisse umgerechnet, entspräche das einer Arbeitslosigkeit von 470 000; die Arbeitslosigkeit betrug in Deutschland tatsächlich im Durchschnitt dieses Jahres 1 350 000. Die Arbeitslosigkeit erreichte in Australien mit 120 000 im Jahresdurchschnitt 1932 ihren Höhepunkt. Sie erreichte also nicht einmal das Dreifache ihres Ausgangsstandes, während sie sich in Deutschland, von dem drei Mal so hohen Ausgangsstand aus, fast verfünffachte. Im zweiten Vierteljahr 1935 war die Arbeitslosigkeit auf 77 000 gesunken.

Daß die Löhne, in Geld gerechnet, — trotz der Entwertung des australischen Pfundes auf weniger als die Hälfte — etwas sanken, nimmt nicht Wunder. Die Lohnsenkung war ja eines der Mittel der Herstellung eines neuen wirtschaftlichen Gleichgewichts. Die Lohnsenkung während der Krise war aber nur eine Geldlohnsenkung, keine Reallohnsenkung. Den Leser, der die Bedeutung der Erhaltung der Massenkaufkraft für die Krisenüberwindung kennt, brauchen wir wohl kaum um ein genaues Studium der folgenden Tabelle zu bitten:

Wochenlöhne in Australien

1911 = 100

	Nominallohn	Reallohn
1927	195	110
1928	196	112
1929	197	108
1930	194	115
1931	175	119
1932	164	117
1933	158	118
1934	159	115

Wir sehen: in Australien ist der Nominallohn im Verlauf der Krise gesunken, aber der Reallohn sogar gestiegen.

Die englischen Parteien

Das englische Parlament ist aufgelöst worden; es wird am 14. November neu gewählt werden.

So eine Wahl in England, denkt man, ist doch furchtbar einfach: es gibt doch überhaupt nur drei Parteien, ja, da die Liberalen doch bald ganz verschwinden werden, kann man beinahe wieder vom Zweiparteiensystem reden.

Die Sache ist aber nicht ganz so einfach; denn das mit den drei oder zwei Parteien stimmt und stimmt auch nicht. Als nämlich 1931 von Macdonald eine überparteiliche Koalitionsregierung gebildet wurde, da spalteten sich die Liberalen und die Arbeiterpartei je in eine Regierungs- und eine Oppositionsgruppe, und sogar von den Konservativen splitterten einige Abgeordnete ab, so daß das jetzt aufgelöste Unterhaus ein ziemlich buntes Bild bot. Nach einer Übersicht der „Times" verteilen sich die Parteien bzw. Parteigruppen folgendermaßen:

Regierungslager:		Opposition	
Konservative	451	Liberale	22
Liberale	38	Unabhängige Liberale	12
Nationale Labour-Party	13	Labour-Party	57
„Nationale"	2	Unabhängige Labour-Party	3
Wild	1	Wild	5
	505		99

Außerdem gibt es noch vier unabhängige Konservative, die sich bald zum einen, bald zum andern Lager schlagen, so daß im ganzen elf Parteien im Unterhaus vertreten sind. Selbst wenn wir die kleineren Gruppen nicht als Parteien zählen (obwohl es in allen parlamentarisch regierten Ländern Parteien mit vier oder sechs Abgeordneten gibt), so bleiben es immer noch sechs größere Parteien.

Der Unterschied zwischen dem parlamentarischen System in England und dem in andern Ländern liegt eben nicht so sehr in der Zahl der Parteien als vielmehr in dem Übergewicht, das infolge des Wahlrechts eine Partei erhält.

Imperial Airways

Imperial Airways — diesen stolzen Namen trägt die Fluggesellschaft, die heute mit insgesamt 42 Maschinen die einzelnen Teile des britischen Empire miteinander verbindet. Große, vielmotorige Flugzeuge, die Post, Fracht und Personen zugleich befördern, ziehen ihre Kurse über Länder und Meere, um das Weltreich näher zusammen zu rücken. Es ist eine gewaltige Leistung, die von London aus in jeder Woche vier Verbindungen nach Ägypten, Palästina, Syrien und Transjordanien schafft, zwei nach Indien, Australien und Südafrika.

Die Gesellschaft wurde im Jahre 1924 unter Beteiligung des englischen Staates gegründet. Ihr Kapital beträgt 650 000 Pfund. Wie jede Fluggesellschaft ist sie seit Anfang auf Subventionen des Staates angewiesen. Im ersten Jahre bekam sie allein 650 000 Pfund Zuschuß. Die Unterstützungen sollten sich vertragsgemäß in jedem Jahre vermindern. Das Tempo ist allerdings nicht gerade beträchtlich: Imperial Airways und der Zentralflughafen Croydon haben die Steuerzahler für das Jahr 1935/36 immerhin noch die runde Summe von 595 000 Pfund gekostet. Da umfangreiche technische Neuerungen bevorstehen, dürfte sich in Zukunft der Fehlbetrag eher wieder vergrößern.

Trotzdem wird in England behauptet, daß im Hinblick auf andere angesehene Fluggesellschaften die „Imperial Airways" sehr erfolgreich arbeite und sich zu zwei Dritteln aus eigenen Mitteln erhalte. Interessant aber und sehr bezeichnend für die Gepflogenheiten der Wirtschaft ist es, daß trotz enormen Subventionen, die dem Grundkapital der Gesellschaft fast gleichkommen, ihre Bilanz dennoch einen Reingewinn ausweist. Man rechnet die Unterstützung des Staates einfach zu den Früchten des rentesuchenden Kapitals, und so gelingt es, von 1933 auf 1934 sogar eine Steigerung des Reingewinns von 52 894 auf 191 335 Pfund und eine Erhöhung der Dividende von 5 auf 6 Prozent auszuweisen. Neben der technischen Leistungsfähigkeit beweisen die Direktoren der Firma also auch noch erhebliche kommerzielle Geschicklichkeit.

Die Imperial Airways verfügt über nicht gerade besonders schnelle Maschinen. Die Aufgaben des gemischten Dienstes — Personen-, Fracht- und Postverkehr zugleich — sind zu verschieden, um Spezialtypen hochzuzüchten. Bisher hat die Gesellschaft auf Bequemlichkeit und Ladekapazität das Hauptgewicht gelegt. Bestimmend waren dabei die Verträge mit der Postverwaltung, die den Briefverkehr mehr und mehr an den Luftdienst abgeben will. Sie hat schon im November 1934 die Gebühren erheblich herabgesetzt und will von 1937 ab die gesamte Brief- und Kartenpost bis zu einer halben Unze Gewicht nach allen Reichsteilen ohne Zuschlag mit Flugzeugen befördern.

Das bedeutet natürlich eine gewaltige technische Umwälzung des ganzen Betriebs. Zuerst sollen die Routen nach Südafrika und Australien für den Nachtflug eingerichtet werden. An allen wichtigen Punkten werden Befeuerungsanlagen gebaut. Imperial Airways hat eine Reihe von schwersten Flugbooten in Auftrag gegeben, die eine Verdichtung und Beschleunigung des Verkehrs ermöglichen. Heute beträgt die Reisedauer für Passagiere und Fracht nach Ägypten 2½ Tage, nach Südafrika 9—10 Tage, nach Indien 5—7 Tage und nach Australien 12—14 Tage. Durch den Einsatz der Flugboote und mit der Möglichkeit des Nachtfluges wird es möglich, Indien in 2, Südafrika in 4 und Australien in 7 Tagen zu erreichen.

Zur Einleitung dieser Umstellung hat Imperial Airways eine Reihe von Tochtergesellschaften für die verschiedenen Gebiete gegründet. Eine für Europa, eine für Westafrika mit dem Zentralpunkt in Chartum im Sudan, eine für den fernen Osten als Abzweigung von der Australienlinie nach Hongkong. Die Schwierigkeiten, die der Entwicklung noch im Wege stehen, bestehen innerhalb und außerhalb des Reiches. Die australische Regierung befürchtet die verkehrstechnische Verödung der nördlichen Gebiete, da die neuen Wasserflugzeuge der Küste folgen müssen. Weiterhin scheint für den Rückflug noch keine ausreichende Fracht sichergestellt zu sein, da verschiedene Postverwaltungen auf die Sondergebühren der Flugpost nicht verzichten wollen, was den Verkehr natürlich herabdrückt. Von außen her wirken Luftsperren, die abwechselnd über italienischem, iranischem, holländischem Gebiet verfügt werden, außerordentlich störend.

Der englische Inlandflugdienst tritt gegenüber den gewaltigen Strecken der Imperial Lines sehr in den Hintergrund. Erst in den letzten drei Jahren ist er systematischer entwickelt worden; heute sind an ihm nicht weniger als 19 Gesellschaften mit 110

Der Dichter

Von Helmut Kasten

Es war ein Tag im beginnenden Herbst. Das Laub der Bäume färbte sich gelb, die Luft war lau und den Spaziergängern wurde es wehmütig und beklommen zu Mute.

Ob nun der Herbst bis in die Räume des Direktors Brinkmann gedrungen war oder ob es an etwas anderem lag, Direktor Brinkmann, Direktor Ewald Brinkmann von der Minerva A. G., dem bekannten Textiltrust, Direktor Brinkmann war nicht bester Laune. Er trat zum Fenster, öffnete es und sah über den ungeheuren Komplex der Fabrikanlagen hinweg in die Ferne. „Fort", dachte er, „ein paar Tage fort, zur Weinlese an den Rhein, zur Traubenkur in Meran oder zur Herbstsaison an die Riviera. Ich werde mich freimachen, heute noch, sofort. Es wird ohne mich gehen."

Es klopfte. Die Vorzimmerdame steckte den Kopf zur Tür herein und sagte: „Herr Direktor, die Herren warten bereits."

„Ich komme", sagte Direktor Brinkmann. „Es geht nicht ohne mich", dachte er.

Die Herren waren gekommen, um das Werk zu besichtigen. Es waren Juristen, Ärzte und Journalisten. Direktor Brinkmann machte den Herren eine leichte Verbeugung und nannte seinen Namen.

„Meine Herren", sagte er, „ich begrüße Sie herzlich in unserem Werk und danke Ihnen für das Interesse, das Sie unserem Unternehmen entgegenbringen. Doch muß ich Sie zunächst enttäuschen. Ich kann Ihnen unmöglich sämtliche Fabrikanlagen zeigen, dazu würde ich Wochen benötigen und nicht Stunden. Was ich Ihnen nachher bei einer kurzen Besichtigung bieten kann, ist ein Einblick, ein notgedrungen oberflächlicher Einblick in den Produktionsprozeß."

„Übrigens", Direktor Brinkmann lächelte ein wenig, „übrigens kenne ich selber nicht sämtliche Anlagen, Laboratorien und Werkstätten. Ich werde Sie zunächst mit ein paar Worten in den Werdegang unserer Gesellschaft einführen. Ich verrate Ihnen damit kein Geheimnis, und manchem von Ihnen sage ich nicht einmal etwas Neues, wenn ich Ihnen erzähle, wie unsere Gesellschaft die Vormachtstellung in der europäischen Textilindustrie errungen hat. Wie Sie wissen, stellen wir alles her, was nur mit Textilien zusammenhängt. Vornehmlich fabrizieren wir Kunstseide und Kunstseidenprodukte. Was die Kunstseidenproduktion betrifft, so sind wir auf diesem Gebiet absolut herrschend in ganz Europa. Unsere Stellung ist, ich möchte fast sagen, monopolartig."

„Sie wünschen zu wissen, wie wir das erreichten? Nun, ich kann Ihnen die volle Wahrheit sagen, ohne damit aus der Schule zu plaudern."

Er räusperte sich ein wenig und fuhr dann fort: „Wir beschäftigten vor etlichen Jahren ein paar hundert Arbeiter. Unsere Fabrik, eine unter vielen, warf nicht mehr Gewinne ab als alle anderen. Da gelang einem unserer Ingenieure die Verbesserung einer bestimmten Maschine. Wenn wir früher an einem Tage, sagen wir beispielsweise 1000 Meter Gewebe herstellten, so waren wir jetzt in der Lage, 1500 Meter zu produzieren. Die fixen Kosten blieben dieselben. Die 1500 Meter waren nur um den Preis der mehr verbrauchten Rohstoffe teurer als die 1000 Meter. Wir konnten deshalb gegen früher zu bedeutend niedrigerem Preis verkaufen. Die Konkurrenz geriet bald ins Hintertreffen. Wir kauften einige Fabriken auf und erweiterten unser Produktionsvolumen entsprechend. Wir wurden führend. Wir hatten ansehnliche Gewinne aufgehäuft. Diese Rücklagen ermöglichten es uns, die Preise noch stärker zu senken, so weit, daß wir einige Zeit mit Verlust arbeiten konnten. Wir wurden so billig, daß der gesamten noch übrig gebliebenen Konkurrenz der Atem ausging. Wir hatten das Spiel gewonnen. Vor drei Jahren erwarben wir die letzte uns noch nicht angeschlossene Fabrik. Von nun an konnten wir dem Markt die Preise diktieren, wie es uns paßte. Die Verluste hatten wir in kurzer Zeit mehr als aufgeholt. Wir waren unangreifbar geworden."

„Vor etwa zwei Jahren", fuhr Direktor Brinkmann fort, „als wir bereits wieder bedeutend teurer geworden waren und es sich wieder lohnte, Kunstseide herzustellen, taten sich einige kapitalkräftige Unternehmer zusammen, um uns Konkurrenz zu machen. Sie bauten eine moderne Fabrik mit allen Schikanen. Wir ließen sie bauen. Als sie aber anfingen zu produzieren, sackten wir mit unseren Preisen derartig ab, daß die neue Konkurrenz bereits in vier Wochen erledigt war. Sie hatte den Preissturz nach unten mitgemacht und ebenso wie wir unter den Gestehungskosten verkauft. In diesen vier Wochen hatte sie ihr Kapital restlos aufgebraucht. Wir erwarben billig ihre Anlagen. Ich glaube kaum, daß es noch einmal nötig sein wird, die Preise zu senken."

Direktor Brinkmann machte eine kleine Pause. „Ich glaube", dachte er, „Meran wird für mich am besten sein."

„Sie werden mich reichlich offen finden", fuhr er fort. „Aber ich bin nicht offener, als es die Zeitungen waren, die über die ganze Entwicklung im Handelsteil ausführlich berichteten. Ich weiß, meine Herren, einige von Ihnen halten mich nach dem, was ich Ihnen soeben erzählt habe, für, sagen wir, geradezu skrupellos. Ich stehe mitten in der Wirtschaft, meine Herren. Das bitte ich zu bedenken. Und jetzt darf ich Sie bitten, mir zu einem kurzen Rundgang zu folgen."

Man ging durch riesige Säle, in denen aus Rohmaterial der Kunstseidenfaden hergestellt wurde. Unübersehbar war die Menge der Webstühle. Direktor Brinkmann schaltete bei einem Webstuhl den Strom aus und erklärte den Herren die Funktion des Schiffchens, das den Schußfaden durch die einzelnen Kettenfäden zog. Von den gröbsten bis zu den feinsten hauchzarten Geweben stufte sich die Herstellung der Stoffe ab.

Man ging in angeregtem Gespräch, die Vielfalt und die Größe der technischen Leistung bewundernd, durch die Säle.

Einer der Herren, ein Schriftsteller oder, wie er sich gern heimlich selber nannte, ein Dichter, war ein wenig zurückgeblieben. Sein Reich war nicht von dieser Welt. Er hatte alles aufmerksam betrachtet.

„Auf einen Augenblick, Herr Direktor", rief er und holte die Herren wieder ein. „Ich bin begeistert", sagte er, „ja hingerissen. Es ist ein Erlebnis für mich. Ich verstand die Technik nicht, bis jetzt verstand ich sie nicht. Nun aber habe ich begriffen, was die Technik für den Menschen bedeuten kann. Dieser ungeheure Fortschritt! Diese Vereinfachung der Arbeit! Alles maschinell! Wo früher hunderte von Arbeitern nötig waren, versieht heute eine Maschine denselben Dienst. Statt vieler Hände ein Transportband. An Stelle von zwölf, zehn oder acht Stunden Arbeit braucht jeder Arbeiter nur vier oder gar nur zwei Stunden zu schaffen, weil ihm die Maschinen helfen. Die ganze andere Zeit des Tages hat der Arbeiter für sich, für seine Bildung, seine Kulturbedürfnisse, seine Erholung und Zerstreuung. Das Leben hat den Menschen wieder!" Er hielt inne.

Rings um ihn war betretenes Schweigen. Da sagte Direktor Brinkmann, der als erster die Fassung gewann, laut und vernehmlich: „Sie sind Dichter, wenn ich nicht irre?" Allgemeine Heiterkeit folgte diesen Worten.

Man ging noch etwas weiter, kehrte dann um und nahm gern die Einladung des Direktors Brinkmann zu einem leichten Imbiß an, der schon im kleinen Konferenzsaal bereitgestellt war.

Direktor Brinkmann machte sich noch am selben Tage frei und fuhr am Abend nach Meran zur Traubenkur.

Der Schlüssel zu allem Unglück der Völker ist ihre Dummheit. Alle politischen oder wirtschaftlichen Erklärungen sind nur literarischer Aufputz für diese tiefe Dummheit, die fast unheilbar ist und sich seit den geschichtlichen Zeiten nicht wesentlich gebessert hat.

Maurice Maeterlinck

Maschinen beteiligt. Von Bedeutung sind allerdings nur die Hillman Airways mit 19 Maschinen, die nach dem Kontinent, Schottland und Irland verkehren und die Post ohne Zuschlag für den Absender befördern. Daneben hält die United Airways 27 Maschinen und die Railway Air Services 9 Maschinen in Betrieb. Der Hauptdienst der Inlandverkehrsgesellschaften besteht in der Bereitstellung von Taxi-Maschinen auf besondere Bestellung, ein Dienst allerdings, der gerne und lebhaft in Anspruch genommen wird.

Ernst Pfau

Wenn die Russen ihre transsibirische Fluglinie Moskau—Wladiwostok, die heute bereits bis Kamtschatka verlängert ist, vollends bis an die Beringstraße ausdehnen und Anschluß an das Streckennetz der Pan America Airways in Alaska gewinnen, und die P.A.A. die Lücke zwischen Fairbanks und Seattle vollends schließen, wird die ganze Erde von einer Luftverkehrskette umgeben sein. Der kürzeste Weg von New York nach Tokio und ebenso der kürzeste Weg von Westeuropa nach dem Stillen Ozean wird dann über die Beringstraße führen.

Nicht so schlimm

Der italienisch-abessinische Krieg hat der Rohstoffspekulation auf dem Weltmarkt erheblichen Auftrieb gegeben, wie man am Steigen der Metallpreise, des Hanfpreises usw. gesehen hat. Auch die Bienenwachs-Großhändler hat er nicht schlafen lassen; sie haben es verstanden, Meldungen in die englische Presse zu lancieren, wonach Abessinien als „Hauptlieferant" des „seltenen und für viele Zwecke nicht durch chemische Produkte zu ersetzenden" Bienenwachses ausgefallen sei; mit dem deutlich sichtbaren Zweck, den Käufern eine Preiserhöhung mundgerecht zu machen.

Daß Abessinien Lieferant von Bienenwachs ist und als solcher dieses Jahr wegfällt, stimmt. Aber der Weltmarkt an Bienenwachs braucht dadurch noch nicht erschüttert zu werden, wie folgende Zahlen beweisen: Abessinien hat in den Jahren 1929 bis 1933 jährlich etwa 300 Tonnen Wachs ausgeführt, 1934 mögen es 400 gewesen sein. Die deutsche Einfuhr allein hat 1934 aber rund 1200 Tonnen betragen, davon aus Abessinien 60, die übrige Menge aus Brasilien, der Türkei, Kenia, Angola und Rußland.

Um eine Lahmlegung des Weltmarktes in Wachs wird es sich also nicht gerade handeln, wenn die Abessinier dieses Jahr keine Zeit gehabt haben, Wachs für die Ausfuhr zu sammeln. E. Pf.

Die englischen Händler haben sich in letzter Zeit reichlich mit Goldfäschen eingedeckt, da diese meist aus Italien bezogen werden und man wegen der Sanktionen eine Stockung der Zufuhr befürchtet.

Kriegsberichterstattung

In einem Artikel der „Frankfurter Zeitung" (Nr. 552) über das Versagen der Kriegsberichterstattung aus Abessinien heißt es:

„... Wir haben gelernt, daß hunderturndfünfzig Berichterstatter auf afrikanischem Boden nicht imstande waren, uns zu sagen, ob Adua genommen war oder nicht. Dieser Feldzug, der vom Standpunkt der Nachrichtenübermittlung ein Triumf — und die erste große Bewährung — der modernen Einrichtungen, Erfindungen und Organisationskunst hätte werden sollen, ist in Wirklichkeit ein Triumf der Pressestellen, Zensuroffiziere und Behörden und der Natur geworden. Daß wir mit dieser Feststellung nicht übertreiben, zeigt ein Notschrei der „United Press" aus Harrar vom 18. Oktober, in dem über die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten der Berichterstattung geklagt und das ganze Unternehmen als „der größte journalistische Mißerfolg aller Zeiten" bezeichnet wird.

Es war ja von vornherein klar, daß in diesem Feldzug mindestens einer unterliegen müsse. Daß es nun gerade das Nachrichtenwesen ist, dürfte für alle diejenigen eine Enttäuschung sein, die überzeugt waren, daß die Bäume der modernen Organisationskunst diesmal bestimmt in den Himmel wachsen würden."

Zeitgemäß

„Wie wünscht der Herr die Haare geschnitten?"

„Ohne strategisthe Erörterungen über die Lage in Abessinien."

(„Die Brennessel")

... Sie sind krank und verrückt, sie arbeiten nicht, sie kennen den Pflug nicht ... Der Fehler ist, daß sie nicht im Takt mit dem Leben schreiten wollen, sie wollen rascher gehen als das Leben, sie jagen, sie treiben sich selbst wie Keile ins Leben hinein ...

Knut Hamsun

Das weiße Mehl

Eine Ursache unseres schlechten Zahnwerks

Im heutigen Staat wird größter Wert auf die Heranzüchtung eines kerngesunden Geschlechts gelegt. Das ist auch in der Tat eine der vornehmsten Aufgaben des Staates. Umso mehr muß man sich wundern, daß so wenig auf eine Gefahr aufmerksam gemacht wird, die immer drohender anwächst und doch sehr schnell und verhältnismäßig leicht ausgeschaltet werden könnte: auf unsere falsche Ernährung, und hier wiederum vor allem auf das falsch behandelte Brot. Dieses unser Hauptnahrungsmittel wird heutzutage in einer Weise mißhandelt, daß aus einer herrlichen, gesunden Nahrung eine faft wertlose, ja schädliche Speise wird.

In seiner natürlichen Zusammensetzung ist das Getreidekorn ein Wunderwerk der Natur und das daraus gewonnene Mehl eines unsrer hervorragendsten Nahrungsmittel. Ohne Nährwert für den Menschen ist nur die äußerste Schicht, die Holzfaserkleie. Darunter liegt die Samenhaut; mit ihr verwachsen ist die Wabenschicht, die Kleber (eine Eiweißart) enthält, ferner Mineralsalze wie Eisen, Magnesium, Kalium, Natrium und Kalk; dann kommt der Mehlkern, der — nach Entfernung der anderen Bestandteile — das weiße Mehl liefert. Im Innersten des Getreidekorns ruht der Keim, der fettig und würzig ist; er enthält Vitamine und Lipoide.

Bei voller Ausnützung aller im Getreidekorn vorhandenen Stoffe bekommen wir ein hochwertiges Mehl von dunkler Farbe, das eine natürliche und gesunde Nahrung ist. Aber dieses „schwarze" Mehl wird in breiten Schichten unseres Volkes gar nicht mehr geschätzt. Sie wollen „weißes" Mehl haben. Wem ist heute noch das Wort Liebigs bekannt: „Kein einziges Nahrungsmittel wird durch das moderne Mahlverfahren so entwertet wie gerade das Getreidekorn. Je weißer das Mehl ist, desto weniger Nährwert besitzt es"?

Vergegenwärtigen wir uns einmal, in welch hohem Maß das Weißmehl — vor allem bei uns im Schwabenland — Verwendung findet. Da gibt's Spätzle und Pfannkuchen, Eierhaber und Dampfnudeln, Faden- und Bandnudeln, Sternles- und Buchstabennudeln, Makkaroni und Spaghetti, Waffeln und Kindlesbrei, Grießschnitten, Grießpudding oder Grießauflauf, Ofenschlupfer und allerlei Puddings, Hefenkranz und Gugelhopf, Sandtörtchen und Teekuchen; auch die Unterlage der Obstkuchen und mancherlei „Gutsle" werden aus Weißmehl hergestellt. Fast zu allen Mahlzeiten — wenigstens in der Stadt — ißt man Wecken oder Brötchen; ohne Brezeln können wir unser Leben gar nicht mehr denken; Schneckennudeln, „süße Stückle" und „Seelen" wartet man den Gästen gerne auf. Aber auch das sogenannte Bäckerschwarzbrot wird nicht aus Vollkornmehl hergestellt, sondern aus einem schon ziemlich stark ausgemahlenen „halbweißen" Mehl.

Viele unserer ahnungslosen oder instinktlosen Hausfrauen glauben wahrscheinlich, in dem „feinen" Weißmehl hätten sie ein vollwertiges Nahrungsmittel. Auch wenn sie und ihre Familienangehörigen schon längst unter den Folgen eines übertriebenen Weißmehlverbrauchs leiden, verwenden sie es in altgewohnter Weise weiter, weil sie die Folgen nicht ahnen. Es gibt einige unfreiwillige Ernährungsexperimente großen Stils, die erschütternd die drohenden Gefahren falscher Ernährung lehren. Beim Bau der Madeira-Mamore-Bahn in Brasilien starben 4000 Arbeiter an ihrer einseitigen, mineralsalzarmen, vitaminlosen Kost: Weißbrot und Harque (getrocknetes Fleisch). Im Krieg mußte der deutsche Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm", der monatelang auf dem Weltmeer zum Schrecken der Feinde kreuzte, einen amerikanischen Hafen anlaufen, weil die erbeutete Nahrung — feines Weizenbrot, Biskuits, Kuchen, Kaffee, Büchsengemüse — einen großen Teil der Besatzung aufs Krankenlager geworfen hatte. Als das Schiff in Newport-News am amerikanischen Jamesriver anlangte, glich es einem Lazarett. Der Gesundheitskommissar von New York, Alfred W. McCann, der die Ursache der rätselhaften Erkrankungen ahnte, wurde damals der Retter der deutschen Mannschaft.

Unsere Ernährung läßt die durch übermäßigen Weißmehlverbrauch entstehenden Schäden nicht so ohne weiteres erkennen, weil wir bei der täglichen Kost abwechseln. Es gibt wenig Haushalte, die nicht neben viel Weißmehl auch Gemüse, Salat und Obst verwenden. Je mehr diese drei Dinge genossen werden, desto weniger werden die durch das Weißmehl entstehenden Schädigungen sichtbar. Je mehr sie zurücktreten, umso deutlicher werden die Schädigungen durch das Weißmehl erkennbar. In vielen Familien nimmt der Verbrauch von Weißmehl einen so hohen Prozentsatz ein, daß die typischen Weißmehl-Nährschäden entstehen.

Am auffallendsten ist der fast allgemein gewordene Zerfall unserer Zähne. Jeder Zahnarzt weiß, daß Weißbrot für kariesempfängliche Zähne nicht gut ist. Aber wann wird einmal jedes Kind wissen, daß nicht nur das Weißbrot, sondern der gesteigerte Weißmehlverbrauch im Ganzen eine der wichtigsten Ursachen des Zahnzerfalls ist?

Aus zwei Gründen. Erstens: Weißbrot- und Weißmehlkost ist weiche Kost. Wenn die Zähne aber nichts mehr zu beißen haben, verderben sie. Ihre Blutkapillaren werden weniger durchblutet und die Zähne dadurch weniger gut ernährt. Sie verlieren ihre Härte und werden für den Angriff der Bakterien von außen widerstandslos. Eine derbe Nahrung dagegen bietet den Zähnen Widerstand, kräftigt und erhält sie.

Weißmehlnahrung ist aber auch eine Mangelnahrung. Ist die Auswahl der Speisen zu sehr vom Weißmehl bestimmt (wie in unserer schwäbischen Kost), so ist die Gesamternährung unsres Körpers minderwertig geworden. Unsrem Blut werden nicht mehr die für den Aufbau der Zähne und für ihre fortwährende Erneuerung notwendigen Mineralsalze in genügender Menge zugeführt. Während das natürliche, dunkle Mehl alle für den Körper nötigen Mineralsalze in harmonischer Mischung enthält, besteht das weiße Mehl fast nur aus Stärke, höchstens enthält es auch noch ein Restchen Kleber, von den übrigen Stoffen meist nur ganz winzige Mengen. Da aber die Natur mit den Mineralsalzen schon von vornherein sehr sparsam verfahren ist, ist die fast vollständige Ausmerzung dieser kostbaren Elemente von unabsehbaren Folgen. Nur eine dieser Folgen, aber eine sofort auffallende Folge ist die Unterernährung der Zähne.

Die durch den übermäßigen Verbrauch von Weißmehl hervorgerufene Blutazidose (Blutübersäuerung) wirkt sich in einem Heer von Stoffwechsel-Krankheiten aus, vor allem Rheumatismus, Verfettung, Gicht, Diabetes u. dgl. Daneben wirkt das Weißmehl bei einer dritten Gruppe von Krankheiten mit: bei der Verstopfung und den vielen damit zusammenhängenden Schädigungen unseres Körpers. Verstopfend wirken Weißbrot und Weißmehlspeisen einmal durch ihren fast vollständigen Mangel an Rohfaserstoffen, die anregend auf die Darmtätigkeit wirken; aber auch der Mangel an Vitamin B kann die Verstopfung mitbewirken und noch verstärken, vor allem, wenn er nicht durch andere Speisen ausgeglichen wird.

Summa sumarum: wer gute Zähne haben und gesund bleiben will, esse möglichst wenig Weißbrot und Weißmehlspeisen.

Fritz Pfäfflin

Moos und Milch

Im „Berliner Tageblatt" (Nr. 313) schreibt dessen Stockholmer Berichterstatter über das isländische Spezialgericht „Moos mit Milch", das heute „aus der Mode gekommen sei": „... Es soll ein wohlschmeckendes und gesundes Gericht gewesen sein und seinerzeit einen Ersatz geboten haben für die modernen Mehl- und Hafergrützenpräparate, die heute nach Island eingeführt werden. Hafer, Roggen und Weizen reifen nicht in so nördlichen Breiten. Die isländischen Ärzte sind der Ansicht, daß die alten Moosgerichte sogar sehr viel gesünder waren, denn die heutige Mehl- und Hafergrützennahrung enthalte Stoffe von schädlicher Einwirkung auf die Zähne, die nur durch reichlichen Genuß von Naturbutter kompensiert werden können."

Die Heilmittel-Industrie

Im „Deutschen Ärzteblatt" erklärt Prof. Dr. Reiter, der Präsident des Reichsgesundheitsamtes, es sei höchste Zeit, die Produkte der farmazeutischen Industrie und die Methoden ihrer Verbreitung einmal gründlich und gewissenhaft auszukämmen und zu prüfen, wo und in welchem Umfange mit der Gutgläubigkeit und dem Vertrauen des Volkes zwecks Erzielung hoher Profite Schindluder getrieben werde. Künftig müsse in allen Ständen, die Gesundheitspolitik treiben, eine strenge Auslese des Nachwuchses gefordert werden, die nicht nur nach der Intelligenz schaue sondern besonders nach der ethischen Eignung.

Auch habe die auf der Hochschule gelehrte Medizin zu wenig die Brücke vom medizinischen Wissen zum kranken Menschen zu schlagen verstanden. Die für das wahre Arzttum begeisterten jungen Menschen seien in eine menschenferne Laboratoriumsarbeit gedrängt worden und sähen sich dann am Ende des Studiums vor einer unerschöpflichen Liste farmazeutischer Präparate, die mit ärztlicher Heilkunst nur noch weniges gemeinsam hätten, desto mehr

---

Fortsetzung S.1093

Nach des Tages Müh und Arbeit greifen die Familienmitglieder gern zu einer der beliebten „Illustrierten", um zu erfahren, welche Skandale die Fürstenhöfe Europas schon erlebt haben, daß es Säugetiere gibt, die Eier legen, woher die Seekrankheit kommt, wie die Fidschi-Insulaner tanzen, was in der Politik vor sich gegangen ist, wie es in Deutschland aussah, als noch Tapire hier lebten, und was es dergleichen Wissenswertes gibt. Und plötzlich beginnt einer der eifrig Lesenden ergrimmt die Seiten seiner „Illustrierten" umzuschlagen und dabei über „diese blöde Manier" zu schimpfen, jeden Artikel in mindestens drei Teile zu zerlegen. „Seite 1085 heißt es: „Wenn man das bedenkt, so wird man finden Fortsetzung Seite 1093", und S. 1094 liest man: „Die Wälder waren belebt von Beuteltieren und Halbaf- Fortsetzung Seite 2001." Das ist doch ein Unfug!"

Ich muß gestehen, daß ich den Ärger über diese Unsitte der Zeitungen und illustrierten Zeitschriften schon längst überwunden habe, einfach indem ich mich um die Wegweiser „Fortsetzung Seite soundsoviel" gar nicht kümmere. Ich beginne mit dem Artikel „Englands Flotte im Mittelmeer", schlängle mich, geschickt den Spuren des Textes folgend, um die eingestreuten Fotos herum, bis ich auf Seite 901 mitten in dem Satz: „Die Weltgeschichte kennt kein zweites Beispiel eines solchen ..." an den Rand eines Abgrunds gelange: Fortsetzung S. 923. Ich lasse mich aber keineswegs zu einem waghalsigen Schritt über diesen Abgrund von 22 Seiten verleiten, sondern setze meine Wanderung ruhig S. 902 oben fort (die englische Flotte kann mir ja nicht entwischen) und erlebe die Krönung Kaiser Franz Josefs in Budapest im Jahre 1867 mit. Leider wird die Zeremonie schon nach anderthalb Seiten jäh unterbrochen durch die halbseitige Aufforderung, die Zähne nur mit Kaloderma zu putzen, worüber mich nur der Hinweis tröstet, daß die Krönung auf Seite 918 zu Ende geführt werden wird. Nachdem ich erfahren habe, wie das Blondhaar entsteht, das Männer bezaubert, warum Salamanderschuhe die besten sind, wie ich meinen verlorenen Lockenschmuck wieder erlange und einiges mehr, gerate ich S. 908 mitten unter die kämpfenden Parteien in Abessinien, hüpfe wie beim Halma-Spiel zwischen den Bildern des Negus und straßenbauender Italiener von einem Textquadrat zum andern, bis ich mich auf einmal (ich muß da irgend eine Schranke übersehen haben) in einem Artikel über die Wünschelrute befinde, welche Herrlichkeit freilich auch nicht lange dauert, denn schon auf S. 911 Mitte erfahre ich, daß „Wasseradern, Erdöl- und Erzablagerungen" auf S. 927 ihre Fortsetzung finden.

Zum Glück kommt jetzt das erste Stück des dreigeteilten Romans, den ich abseits liegen lasse, so daß in meiner anstrengenden Wanderung eine kleine Rast eintritt. Die Füllsel freilich muß ich mitnehmen. Auf die Frage: „Hat die Biene die Uhr im Kopf?" erfolgt leider zunächst keine Antwort („Bienen besuchen mit Vorliebe eine bestimmte" Fortsetzung S. 928). „Einstweilen streitet man sich in Andorra (S. 919) noch um alte Privilegien und zitiert" — was, wird dann S. 929 erzählt werden.

Nach einer kurzweiligen Wanderung durch die Welt der Inserate und einem Abstecher ins Reich des sogenannten Humors und in die Rätselecke stoße ich nun plötzlich auf eine Menge alter Bekannter. S. 918 rechte Spalte, neben einem Hymnus auf die belebende Wirkung von Kaffee Hag: „mit den Führern des ungarischen Adels die Einzelheiten der Krönung bespricht." Aha, Krönung in Budapest! Die Kämpfe in Abessinien müssen leider S. 921 nochmals abgebrochen werden (Fortsetzung S. 929), aber das macht nichts, denn S. 923 zeigt England, wie sich schon S. 901 ahnen ließ, ein Beispiel eines solchen „unbeugsamen Willens", daß Abessinien ruhig noch ein paar Seiten warten kann. Über den dritten Teil des Romans (Fortsetzung sogar erst nächste Nummer) gelange ich rasch auf Seite 927 zu meinem alten Wünschelrutengänger, der inzwischen die S. 911 noch verborgenen Erdöl- und Erzablagerungen „mit Hilfe der Stahlrute entdeckt hat". „... Blütensorte, die es gerade gibt", S. 928, muß wohl zu den Bienen gehören; wahrhaftig, sie haben die Uhr im Kopf und sind rechtzeitig wieder eingetroffen, gerade noch vor Torschluß, denn es fallen nur noch ein paar Schlußsätze über die kriegerischen Fähigkeiten der Abessinier und die „Urkunden von jahrhundertealter Ehrwürdigkeit", die natürlich in der Republik Andorra zitiert werden — und die Harmonie ist vollkommen. Eins hat sich zum andern gefügt, kein Stückchen fehlt in den Mosaikbildern des Labyrinths, durch das der Ariadne-Faden des „Fortsetzung Seite ..." gelegt ist, mit stolzer Befriedigung können wir uns nach glücklich vollbrachtem Werk von unserer „Illustrierten" verabschieden.

Nein, ich möchte in den illustrierten Zeitungen wirklich keine geordnetere Aufmachung.

Tom

Literatur

Wodan und germanischer Schicksalsglaube. Von Martin Ninck. Eugen Diederichs Verlag, Jena. Geheftet 7 Mark, in Ganzleinen 9.50 Mark.

Dies Buch, das Ergebnis siebenjähriger ernster Forscherarbeit, ist ein wissenschaftliches Werk, das gerade zur rechten Zeit einen sehr wesentlichen Beitrag liefert zu der großen weltanschaulichen Auseinandersetzung unserer Tage. Aus einer sehr gründlichen und vielseitigen Kenntnis und Beherrschung eines fast unerschöpflichen religionsgeschichtlichen Materials ist es Ninck gelungen, uns ein klares und gleichzeitig überzeugendes Bild des altgermanischen Götter- und Schicksalsglaubens zu übermitteln. Jeder Seite dieses Werkes ist es anzuspüren, daß hier eine Wahlverwandschaft zwischen Seele des Verfassers und gestaltetem Stoff die Grundlage wissenschaftlicher Intuition gewesen ist, die es dem Forscher erst ermöglicht hat, die fast unübersehbare Fülle des in lauter größeren und kleineren Bruchstücken und Trümmern uns überlieferten Materials so zusammenzuschauen und zusammenzufügen, daß ein großes und einheitliches Bild entstand. Und weil dieses Bild nicht nur in der Seele des Verfassers wieder neu zum Leben geboren worden ist, sondern im Grunde als Zusammenfassung verborgener Erberinnerung und fast verschütteter seelischer Funktionen in uns allen lebt, darum spricht es zu uns mit einer unmittelbaren Lebendigkeit, die jene Behauptung Lügen straft, die „primitive Natur- und Urreligion" der alten Germanen sei durch das Christentum endgültig in der deutschen Seele überwunden und begraben worden und gehe uns moderne Menschen heute nichts mehr an.

Wie wenig stichhaltig bei näherem Zusehen diese Behauptung ist, die sich auf sehr unzulängliche, dämmerhafte Vorstellungen von germanischer religiöser Haltung gründet, wird sofort klar, wenn wir an Hand des Buchs den Bereich oberflächlicher Frasen hinter uns lassen und uns unter der kundigen Führung des Verfassers wirklich einmal ganz tief in den Stoff selber hineinbegeben. Da wird es uns warm ums Herz, weil wir Heimatluft atmen; da sehen wir in den jahrtausendealten Bildern nordischer Sagen und Mythen plötzlich wie in den Spiegel unserer eigenen Seele; da erschließt sich uns die tiefe kulturschaffende Bedeutung altnordischer Symbolik, die in Bauwerken und Volkssitten, Kunstwerken und sprachlich-dichterischen Schöpfungen bis heute unter uns lebendig ist. Denn jene uralten Bilder des Mythos sind ja nichts anderes als gestaltetes Leben; und wenn wir jene Bilder in unserem Herzen zu uns reden lassen, so redet durch sie und hinter ihnen das Leben selbst zu uns, dessen Urerfahrungen auch für den modernen Menschen der Gegenwart im Grunde dieselben sind wie jene, die eine unendliche Kette von Geschlechtern vor uns gemacht und in ihren Liedern, Mythen und Märchen als Weistum niedergelegt hat.

Ein höchst „aktuelles" Werk, ein Buch, das zu den seltenen Gaben der Wissenschaft gehört, die nicht nur ernsthafte Forscherarbeit um ein gut Stück weiterführen, sondern gleichzeitig lebendige Nahrung sind für jeden suchenden Menschen, sofern er nur bereit ist, ohne moderne oder religiöse Befangenheit vorurteilslos den Stimmen des Lebens zu lauschen, die daraus sprechen. W. L.

aber mit kaufmännischen Berechnungen, Dividenden, Bilanzen und Devisenwirtschaft. Die hohen, ohne Zweifel vorhandenen Leistungen der deutschen farmazeutischen Industrie, die der ganzen Kulturwelt eine große Anzahl vorzüglicher Heilmittel geschenkt habe, dürften niemals zu Handlungen führen, die die Volksgesundheit mehr gefährden als fördern.

Das medizinische Manchestertum müsse verschwinden und einem ethischen Arzttyp den Platz räumen, der seinen Beruf als eine Mission der Vorsehung betrachte. Nur so werde es gelingen, den ärztlichen Beruf wieder volksverbunden zu gestalten und die sich noch heute scheinbar unversöhnlich gegenüberstehenden Begriffe sogenannter Schulmedizin und Volksmedizin verschwinden zu lassen.

Aspirin

In einem Bericht des „Komites für Farmazie und Chemie des amerikanischen Ärzteverbands", den dessen Fachblatt, das „Journal of the American Medical Association", veröffentlicht hat, wird vor der Reklame für Aspirin gewarnt, das als harmloses Beruhigungsmittel und Hilfe bei Erkältungen gepriesen werde. Aspirin (Azetylsalizylsäure) könne Begleiterscheinungen verschleiern, aber werde von Ärzten nicht als Heilmittel betrachtet. Unter Umständen habe es sich als schädlich erwiesen, es sei „potentiell ein gefährliches Präparat". Wenn man keinen Schaden an seiner Gesundheit erleiden wolle, dürfe man sich ärztliche Aufklärung nicht aus Reklame-Anzeigen holen.

Urreligion und Christentum

Die folgenden Abschnitte sind mit geringen formalen Änderungen, die durch das Herausnehmen aus dem Zusammenhang notwendig waren, dem Buche von Martin Ninck „Wodan und germanischer Schicksalsglaube" (Eugen Diederichs Verlag, Jena) entnommen.

Die Frage, warum das Christentum schließlich nach langem und blutigstem Ringen über die germanische Urreligion siegte, ist in kurzem nicht zu entscheiden. Nur ganz Weniges kann hier angedeutet werden. Die Frage ist gleichläufig mit der, warum überhaupt auf der ganzen Linie, auf unserm Kontinent wie in Amerika oder Afrika, die Urreligion dem Christentum erlegen sei. Eine irgend besondere Schwäche gerade der germanischen Religion, die man immer glaubte bemerken zu müssen, kann also der Grund nicht sein.

Wenn zwei miteinander streiten und der eine verteidigt den Geist, der andere das Leben, so reden sie aneinander vorbei. Das Christentum trat als eine ausgeprägte Geistesreligion auf den Plan und fand sich, als es zum Kampf wider das „Heidentum" der Nordvölker ausholte, bereits im Besitz einer von Paulus und den Kirchenvätern bis aufs feinste ausgearbeiteten Dogmatik, die, geschult an der begrifflichen Vielgewandtheit griechischer und römischer Rhetorik, mit dem Rüstzeug scharf formulierter Glaubenssätze und ebenso scharfer Gegenargumente zur Widerlegung fremder Ansichten gewappnet war. In der eigenartigen Verbindung schlichter Worte und Heilsgeschichten mit jenem System geschliffener Glaubenssätze lag die Kraft dieser Lehre, auf die die Vierschrötigkeit des Germanen nichts zu erwidern hatte, weil er zwar Mythen, Kulthandlungen und die Wahrgesichte seiner Träume, aber keine Dogmen kannte und jene zu dialektischen Beweisen untauglich waren. Wenn man ihn fragte: „An was glaubst du?", so gaben besondere Kraftmänner zur Antwort: „An meine eigene Kraft und Stärke", weil sie jene Frage überhaupt nicht verstanden („glauben" konnten sie nach ihrer Sprache nur im Sine von „vertrauen" oder „meinen", nicht aber von „bekennen" auffassen) und ein katechisiertes Glaubensbekenntnis nie auswendig gelernt hatten.

Wichtiger ist, daß bei jedem Streit, in welchem auf der einen Seite unbesorgte Toleranz, auf der andern aber der organisierte Fanatismus ficht, jene auf die Dauer stets den kürzeren ziehen muß. Daß aber hier auf christlicher Seite mit einem Fanatismus nicht leicht zu überbietender Art (und stetsfort dabei in Angriffsstellung) gefochten wurde, wird niemand leugnen, der wirklich die Geschichte kennt. Ist es nötig, an das Wüten der ersten Missionare gegen Götterbilder, heilige Quellen und Bäume, an die welthistorischen Fälschungen zur Erschleichung der Macht (Interpolation des Tu es Petrus, Konstantinische Schenkung, Pseudo-Isidorische Dekretalien), an den Vertilgungskrieg gegen die „Ketzer", der Päpste gegen die Hohenstaufen, der streitenden Kirche nicht allein gegen die Urreligion, sondern gegen eigene Glaubensgenossen veränderter Färbung, gegen Arianer, Albigenser, Hussiten, Protestanten zu erinnern? Ist es nötig, auf die Knebelung des Denkens, auf die furchtbaren Razzien der Inquisition meist eben gegen die schöpferischsten Geister, auf die „Hexen"-Prozesse, in denen der Überrest des germanischen Seher- und Magiertums aufs grausamste zu Tode gefoltert wurde, auf die Verfemung unserer besten Dichter, auf die Verwässerung des mittelalterlichen Schrifttums unter geistlichem Einfluß oder endlich auf die Liquidierung des Schatzes germanischer Eigennamen hinzuweisen, der, einst ein Stolz unserer Vorväter, aus einem fast unübersehbaren Reichtum zu einem ärmlichen Rest zusammengeschmolzen ist? Wer sich schwer zu den Urgründen eines solchen Fanatismus zurückfindet, der prüfe, mit welchem Abscheu heute noch das Wort „Heide" von Anhängern der Kirche ausgesprochen wird, und gedenke, daß schon im Titularanspruch der una sancta ecclesia catholica, zu deutsch der „einzig und allein selig machenden Kirche", der ganze kirchliche Machtwille unwidersprechlich klar ausgedrückt ist.

Ein kleines Beispiel mag zeigen, wie weit durch eine wahrhaft erstaunliche kirchliche Zensur die Tilgung der höchsten germanischen Götternamen offiziell gelungen ist. Als authentisches Zeugnis des 8. Jahrhunderts, daß Wodan neben Thunar und Saxnot Hauptgott der Sachsen war, wurde schon früher das sogenannte sächsische Taufgelöbnis aufgeführt. Es sei jetzt vollständig hergesetzt:

Forsachistu diobolae? ec forsacho diabolae. end allum diobolgeldae? end ec forsacho allum diobolgeldae. end allum dioboles uuercum? end ec forsacho allum dioboles uusreum and uuordum, Thunaer ende Uuoden ende Saxnote ende allum them unholdum the hina genotas sind. Gelobistu in got alamehtigan fadaer? ec gelobo in got alamehtigan fadaer ...

In Übersetzung: Verleugnest du den Teufel? Ich verleugne den Teufel. Und alle Teufelsopfer? Ich verleugne sie. Und alle Teufelswerke? Ich verleugne alle Teufelswerke und -worte, Donar und Wodan und Saxnot und alle Unholde, die ihre Genossen sind.

Zweierlei ist denkwürdig an diesem Zeugnis: aus dem offiziellen Schrifttum der alten Sachsen ist es überhaupt das einzige Denkmal, welches uns den Namen Wodans erhalten hat, und dieses einzige Zeugnis ist eine Verfluchung, ist die haßentstellte Verteufelung, wie sie die Priester am Bilde der Heidengötter systematisch vornahmen, um das Volk von ihnen abzubringen.

Der Zuschauer

Zeichnung von Willy Widmann

Sachlich sei noch angemerkt, daß das Denkmal zeitlich und örtlich im engsten Bezuge zur Sachsenbekehrung unter Karl dem Großen steht und, wie man annimmt, auf Strumi, den Sachsenapostel, zurückgeht. Eben von Sachsen melden nordische Quellen, daß der Wodansdienst von ihnen ausging. Er muß also bei ihnen besonderes Ansehen gehabt haben, und die Zähigkeit des Widerstandes des Stammes zeigt die Kraft, die der Wodansreligion zu eigen war.

Gelang die Überredung der Geister und die Tilgung der Namen, so doch nicht ebenso leicht die Bannung der Lebensmächte, die das Germanentum von unten und innen bewegten. Wer die noch im vorigen Jahrhundert lebendige Überlieferung vom Wilden Jäger und Wuotisheer nach den damals sehr gewissenhaft vorgenommenen Sagenaufnahmen in Deutschland, Österreich, der Schweiz, in den Niederlanden und Skandinavien übersieht und die vielfältigen Fest- und Maskenbräuche dazuhält, wer sich die damals noch immer ungebrochene Kraft im Erleben der dabei Beteiligten vergegenwärtigt und bedenkt, daß sich all das nur noch unter dem Druck staatlich-kirchlicher Feme ausleben konnte, der wird kaum mehr den Grund der Überwältigung durch das Christentum in einer Schwäche der germanischen Religion sehen.

Es gibt Tatsachen, welche das unbewußte Weiterwalten und Wirken der geheimen Kräfte heidnischen Germanentums tief durch das Mittelalter bis in die Neuzeit hinein in hellem Lichte zeigen und beweisen, daß die alten Quellen hervorbrechen, wo immer ihnen unbemerkt Raum zur Entfaltung gegeben ist.

Lektüre

Die Zeitschrift „Die Neue Literatur" schreibt in ihrem Oktoberheft (Heft 10) in einer Auseinandersetzung über Wert und Unwert der Leihbüchereien, in manchen dieser privaten Büchereien mache sich immer noch die „bunte Schmach" breit, „jenes ungute, kitschig verlogene Sofa- und Sensationsbuch, das ungehindert weiterhin durch die verschiedensten Kanäle unseres Lebens zu drängen weiß, begleitet von dem Detektiv- und Fortsetzungsroman, der es verstanden hat, sich auf die verschiedenste Weise zu tarnen. In halb biedern, halb sensationshaschenden Fotomontagen oder aber in den süßlichsten Bildern tritt uns hier äußerlich schon die „verlogene Hochstaplerromantik" entgegen, die jedes echte Gefühl in der Limonade des Gefühlssurrogats erstickt. Auf diese Weise werden die edelsten Begriffe für die Grundfesten unseres Daseins ekelhaft verniedlicht ..."

Diese Leihbüchereien seien nun allerdings im Interesse ihrer Existenz mitunter gezwungen, Zugeständnisse an den „Publikumsgeschmack" zu machen; ihn zu bilden sei deshalb eine wichtige Allgemeinaufgabe. Er sei vor allem durch den Zeitungsroman gründlich verdorben.

„Es ist ungeheuerlich und für unsere Zeit kaum verständlich, was in den Romanteilen eines Teiles der deutschen Presse nach wie vor an hanebüchenem Kitsch und verlogener Scheinromantik, an faustdick aufgetragenen Detektivgeschichten, an Verniedlichung der uns teuren Symbole unserer Zeit geboten wird ... Wie selten geschieht es, daß man in einem kleinen oder mittleren Provinzblatt einmal einem Zeitungsroman von dichterischen Werten begegnet!

Was nun aber als Fortsetzungsroman in der Tageszeitung dann und wann noch hingehen mag, das hat im Buche nichts zu suchen, es darf nicht dauern; aber es ist doch gerade so, daß der erfolgte Druck in der Zeitung manchen Verlagen willkommener Anlaß ist, das Buch zu drucken und zu verlegen."

Gipfeleinsamkeit

In der Zeitschrift „Deutsches Volkstum" (Heft 10) wird von den Eindrücken gesprochen, die auf Bergwanderungen die „Gipfeleinsamkeit" beim Wanderer auslöst. Dann heißt es:

„Diese Gipfeleinsamkeit ist jetzt in unseren Allgäuer Bergen freilich kaum noch zu finden. Bei nicht sehr geräumigem Gipfel kann man es erleben, daß man erst eine Nebenspitze besteigen muß, um zu warten, bis auf dem Hauptgipfel Platz wird. Und die scheuen Bergdohlen, die früher unruhig scheltend auf den Abzug der fremden Menschentiere warteten, habe ich auf dem Hochvogel sich zwischen die Wanderer — fast könnte man sagen: zwischen das Publikum — stürzen sehen, um, wie Spatzen in einem Ausflugsgasthof, mit aufgesperrten Schnäbeln zu betteln, die Alten noch etwas befangen, die junge Generation jedoch mit dem ganzen Eifer des saisongebundenen Fremdenverkehrsgewerbes. Bald werden die Murmeltiere, die auch schon viel von ihrer Scheu verloren haben, ihr Männchen an den vielbegangenen Karawanenwegen des Hochgebirges machen und sich mit sauren Drops füttern lassen."

Soviel es Menschen gibt, soviel gibt es Sprachen. Jeder von uns ist in einer unendlichen, unsagbaren Einsamkeit. Johst

Schachspiel in Sachsen

Zwei Herren spielen Schach. In einem Leipziger Café.

„Wie gomnd denn der schwarze Durm dahin?"

„Na, der schdehd doch da schon lange."

„Den hatte ich doch schon weggeschlachn."

„Das gönnde dir so bassn!"

„Nadierlich, den hadde ich mit meinen Bauern geschlachn, mit meinen A-Bauern."

„Nu will ich dir mal was erzähln: du bisd ein Schwindler!"

„Un du bisd ein ganz gemeiner Bedriecher, du schbielsd undeligad! Du bisd iewerhaubt immer so blumb! Du hast ja gar geine anschdänje Daggdigg!"

Damit wirft der Spieler das Schachbrett um, daß die Figuren durcheinanderrollen. Er zischt noch einmal: „Vrdammdr Schwindelmeier!"

Dann fängt er an, die Figuren wieder aufzustellen, und sagt: „Na, wozu sinn mier denn eechendlich hier? Zum Blaudern oder zum Schachschbieln?"

Und dann fangen sie eine neue Partie an.

Kleinigkeiten

Berliner Verkehr. Der Berliner Verkehr kann den dunklen Ruhm in Anspruch nehmen, mehr Unfälle aufzuweisen als jede andere europäische Hauptstadt, mehr als Paris und relativ mehr als London —: er fordert täglich einen Toten. Die Zahl der Unfälle steigt noch rascher als die Zahl der Zunahme der Fahrzeuge. Im August wurden 6000 Übertretungen verzeichnet, im September 9300; im August waren es 2750 Unfälle, im September schon 3000.

Anschauungsunterricht. Das „Kulturfilminstitut" in Berlin hat eine Anzahl Kriminalfilme „mit Heiratsschwindlern, Schiebern, Dieben, Wohnungsmardern und Falschspielern in den Hauptrollen" gedreht, die dem Publikum im Beiprogramm des Kinos gezeigt werden sollen, um es vorbeugenderweise über die Methoden der Verbrecher aufzuklären. Hoffentlich werden sie überall richtig verstanden.

Förderung des Baugewerbes. Im Offenburger Polizeibericht vom 24. Oktober wird mitgeteilt: „Zwölf Volksschüler haben in der letzten Zeit mutwilligerweise gemeinsam an den ehemaligen Kasernenbauten 37 Fensterscheiben mit Steinen eingeworfen und zertrümmert".

Arbeitsbeschaffung. Die Regierung Laval hat, um rund 400 Notverordnungen noch vor dem 1. November zu veröffentlichen, in den letzten Tagen des Oktober in der Staatsdruckerei 27 Setzmaschinen ununterbrochen arbeiten lassen; trotzdem konnte das Amtsblatt mit den Verordnungen nicht rechtzeitig erscheinen.

Neues Fach. Auf den Gymnasien der tschechoslowakischen Hauptstadt Prag werden von jetzt ab alle Unter- und Oberprimaner im Autofahren ausgebildet.

Hoffentlich hilfts. Aus der „Berliner Morgenpost" (Nr. 263): „Eine Dorfkirche in der Nähe der englischen Stadt Bradford besitzt nur ein kleines Glöckchen. Jetzt hat man im Turm einen Lautsprecher angebracht und wird von Schallplatten die Glockenspiele der berühmtesten englischen Kirchen, wie der Westminster-Abtei, der St.-Pauls-Kathedrale usw. übertragen und damit die Gläubigen zum Gottesdienst rufen."

Passendes Weihnachtsgeschenk. Auf einer Ausstellung in London, die alle neueren und neuesten Erfindungen zusammenfaßte, wurde ein ganz besonderer Hausschlüssel gezeigt. Er hat ein kleines Uhrwerk, das automatisch registriert, um welche Zeit er benutzt worden ist.

Kaufmännisch. Die englische Post gibt vom 1. November an Markenbüchlein mit zwölf Marken eines bestimmten Wertes aus — zum Preis von neun Marken. Der Vorteil für die Post liegt darin, daß sie weniger Beamte braucht, weil die Leute nicht mehr wegen jeder einzelnen Marke an den Schalter gehen, und daß wahrscheinlich mehr Briefe geschrieben werden (z. B. ein Brief statt einer Postkarte).

Musikgenuß. Im Londoner Kristallpalast konkurrierten eine Woche lang zweihundert Blasorchester, die aus ganz England zusammengekommen waren. Fünftausend Musiker posaunten, und während der Zeit, da sie nicht gerade im Konzertsaal antreten mußten, probten sie in der ganzen Umgegend im Freien.

Verbesserte Natur. In England ist es Brauch, daß die Bräute bei den Trauungen einen Bund Lilien als Brautbukett tragen. Neuerdings ist es nun üblich geworden, die Lilien künstlich zu färben, nämlich in der Farbe des Brautkleids, das in England meist nicht weiß sondern farbig ist.

Problem. In der Sanktionsfrage ist ein unerwartetes „Problem" aufgetaucht: dürfen in der Londoner Oper Covent Garden künftig noch italienische Sänger engagiert werden? Die Operndirektion hat auf jeden Fall eine Sitzung einberufen.

Illuminierter Hades. In Bengasi (Nordafrika) sind unterirdische Grotten entdeckt worden, von denen einige Forscher annehmen, daß man sie im Altertum als den Eingang zum Hades angesehen hat. Die italienische Fremdenindustrie hat sie elektrisch beleuchtet, und der große See darin kann mit einem Nachen befahren werden, dessen Fährmann diskret à la Charon hergerichtet ist.

Gespinstfaser aus Milch. In Mailand soll ein Dr. Antonio Ferretti Versuche vorgeführt haben, nach welchen aus Kasein eine Gespinstfaser gewonnen werden kann. Sie soll rein weiß sein und angeblich wie Wolle verarbeitet werden können.

Anstößige Nacktheit. Der katholische Bischof von Krk, einer jugoslawischen Adriainsel, fordert „Badegewänder, die die Nacktheit vollkommen verdecken". (Allerdings steckt man dann immer noch nackt in seinen Kleidern.)

Schach. In Budapest wurde eine Frau auf ihr Verlangen von ihrem Mann geschieden, weil sie nachwies, daß er dem Schachspiel derart verfallen sei, daß er sich nicht mehr um sie kümmere, ja sogar neuerdings seine Arbeit vernachlässige und sie dadurch einem Notstand aussetze.

Asien in Afrika. Die Engländer haben ermittelt, daß der größte Teil der Fremdbevölkerung Ostafrikas Asiaten seien. Und zwar kommen die Hindu an erster Stelle, es folgen die Japaner und die Chinesen. In Kenia leben 17 000 Europäer und 40 000 Asiaten; in Uganda 2000: 14 000; in Tanganjika 7000: 31 000; in Britisch-Somali 100 : 2200; in Italienisch-Somali 2000 : 30 000.

Normal. Das Oberste Gericht des Staates Illinois hat beschlossen, einen Insassen des Irrenhauses zu entlassen, weil er während seiner Internierung in den letzten Monaten durch Börsenspekulationen 75 000 Dollar verdient hat. Dies sei als Beweis dafür zu betrachten, daß der Mann bei Verstand sei.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 24018, Postscheckkonto Stuttgart 19844. Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließl. Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Gerichtsstand und Erfüllungsort für beide Teile: Stuttgart

Spendet für die Winterhilfe!

Stuttgart, 17. November 1935

16. Jahrgang, Nr. 46

Die Sonntags-Zeitung

Ein Stück Butter

Aus einer „zeitgemäßen Betrachtung" über das Thema „Ein Stück Butter — und Weltpolitik", die Dr. Martin Bochow in der Nordhäuser „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 253, 254, 257) veröffentlicht hat, seien folgende Gedankengänge wiedergegeben, zu denen wir außer einer kleinen Randbemerkung nichts weiter hinzufügen möchten.

✦

Es ist nicht zu leugnen: wir leben in einer außerordentlich interessanten und lehrreichen Zeit. Während vor dem Kriege alles schön fest geordnet und anscheinend in stetigem Aufstieg begriffen war, sind wir seit dem Tage, da die Geschütze zu sprechen anhuben, in eine Folge von gewaltigen Veränderungen hineingeraten, und man kann keineswegs behaupten, daß seit 1914 eine unaufhaltsame Aufwärtsentwicklung zu verzeichnen wäre.

Würde das Denken der Menschen sich nicht hauptsächlich an den Dingen entfalten, die man sieht, und würde man nicht meistens nur die Dinge sehen, die ganz nahe liegen, so würden wir alle schon viel gründlicher als bisher bemerkt haben, wie sehr die Welt sich gewandelt hat, wie sie ganz anders geworden ist als vor dem Kriege, daß sie überhaupt niemals wieder so werden wird, wie sie ehemals war. An dem halben Pfund Butter, das die Hausfrau einkauft, kann man wie an einem Schulbeispiel erkennen, daß die Welt sich geändert hat.

Vor dem Kriege war das halbe Pfund Butter für 99 Prozent der Deutschen überhaupt kein Problem. Wer etwa keine Butter kaufen konnte, konnte Margarine bekommen, so viel, wie sein Geldbeutel erlaubte. Mangel an Fett war wirklich nicht gut denkbar. Wie anders ist das seit 1914 geworden!

Da kam zunächst einmal der Krieg, und die Älteren werden sich noch gut an die auf Marken erhältliche Fettration erinnern, die schließlich übrigblieb. Uns allen eine sehr erstaunliche Lektion; denn man war es nicht gewöhnt, daß solche wichtigen Lebensmittel fehlten. Die weiße Rasse in Europa lebte nämlich längst nicht mehr ausschließlich von dem, was auf den europäischen Feldern wuchs; sie lieferte in steigendem Maße Industriewaren nach überseeischen Ländern und sie tauschte neben Rohstoffen dafür Lebensmittel ein, soviel sie jeweils benötigte. So war das Schreckgespenst einer Hungersnot ebenso verblaßt wie die kleinere Gefahr einer auch nur vorübergehenden Knappheit an irgendwelchen Lebensmitteln.

Zu lange hatte sich dieser Zustand einer gesicherten Versorgung eingebürgert, zu weit hinter uns lagen die Zeiten, da unser Mittagstisch unmittelbar abhing von den Launen des Wetters über unserem Kontinent. So selbstverständlich war das alles geworden, daß man beispielsweise in Deutschland überhaupt nicht daran gedacht hatte, für den Fall eines Krieges anders als rein militärisch vorzusorgen. Niemand dachte daran, daß Butter und Fleisch, Brot und Kartoffeln jemals fehlen könnten, selbst wenn ein Krieg käme. So sind wir alle ahnungslos in die große Ernährungskatastrofe hineingerutscht, die sich langsam, aber mit unheimlicher Sicherheit entwickelte: weil die Versorgung aus anderen Ländern ausblieb.

Als dann der Krieg zu Ende war, die Blockade fiel und wiederum aus fremden Ländern Lebensmittel zu uns kamen, stellte sich ein Zustand heraus, der etwas von dem Glanz der „guten alten Zeiten" an sich hatte. Nur zu schnell beruhigte sich das deutsche Volk, nur zu schnell verfiel es in den Glauben, als sei nun alles wieder so, wie es „immer" gewesen war. Aber dies war eine höchst gefährliche Illusion.

Eine Voraussetzung für die wirkliche Wiederkehr der „guten alten Zeiten" fehlte nämlich: der ungehinderte reibungslose Verkehr zwischen Europa und den übrigen Ländern. Hohe Zollmauern waren überall aufgebaut worden, und in Übersee hatte sich etwas entwickelt, was die Vorkriegszeit gar nicht gekannt hatte: Fabriken, die ebenso wie wir Absatz für ihre Halbfabrikate und Fertigwaren suchten, waren da aus dem Boden gewachsen, weil die europäische Industrie mehr als vier Jahre lang nichts geliefert hatte. Der Zustand des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, die Teilung der Welt in ein industrielles Europa und eine übrige, Rohstoffe und langwirtschaftliche Erzeugnisse liefernde Welt, existierte nicht mehr.

In der Inflationszeit machte die deutsche Industrie Anstrengungen, die verlorenen Märkte zurückzuerobern; aber das Unternehmen glückte nicht in dem notwendigen Maße. Dem Tieferblickenden wurde klar, daß die Periode, da die weiße Rasse von den Erzeugnissen des eigenen Bodens weitgehend unabhängig gewesen war, da sie gleichsam aus dem unerschöpflichen Quell der „Weltwirtschaft" nach Belieben schöpfen konnte, vorüber war, als eine einmalige, besonders günstige, aber eben unwiederbringlich verlorene Glanzzeit.

Die Zeit von 1924 an hat da, wie gesagt, zunächst eine sehr gefährliche Illusion geschaffen, indem sie das Wiederaufleben der „guten alten Zeiten" vorspiegelte; denn die Lebensmittel aus fremden Ländern kamen damals ja nicht, oder wenigstens zum großen Teil nicht im regulären Austausch gegen deutsche Industrieprodukte, sondern auf dem Wege des großen Pumpgeschäftes, das kurzsichtig und bedenkenlos so lange getätigt wurde, bis Deutschland mit Auslandsanleihen überschuldet war und niemand mehr etwas borgen wollte.

So sind wir Deutschen zuerst an einen Punkt gekommen, an den voraussichtlich die anderen weißen Völker auch einmal kommen werden: daß wir nämlich von dem leben müssen, was unser Boden hervorbringt, daß wir somit wieder abhängig sind von guter oder schlechter Ernte auf unserem Boden, wie unsere Vorfahren hievon abhängig waren bis hin zum Anbruch des industriellen Zeitalters.

✦

Das wäre an sich gar nicht gefährlich und für viele Menschen nur heilsam und lehrreich. Bedenklich wird die Sache dadurch, daß wir heute eine gegen früher stark angewachsene Bevölkerung zu ernähren haben. Hier liegt das eigentliche Ernährungsproblem Deutschlands, und so wird das Ernährungsproblem der anderen weißen Völker eines Tages auch aussehen. Die ehemals aus Überseegeschäften ernährte Bevölkerung aus der heimischen Scholle zu ernähren — das ist das Problem, das in Europa gelöst werden muß.

Irgendwelche Empörung darüber, daß plötzlich das halbe Pfund Butter nicht einfach in beliebiger Menge zu kaufen ist, nützt hier gar nichts. Abhilfe kann nur kommen, wenn in einer ganz leidenschaftslos sachlichen Arbeit auf ein großes Ziel hin Voraussetzungen für eine Steigerung der Nahrungsmittelerzeugung geschaffen werden. Die Möglichkeit hierzu ist vorhanden: wenn nämlich die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung und unser technisches Können für diese Aufgabe eingesetzt werden. Den verfügbaren Boden kann man nicht ohne Krieg vergrößern, das Klima kann man nicht verändern — aber innerhalb dieser unabänderlich gegebenen Größen kann man durch planmäßige, kluge und intensive Arbeit sehr viel mehr schaffen, als man bisher schuf. Zwar ist es fraglich, ob die in solcher Weise zu erzeugenden Lebensmittel genau so billig sein können, wie jene, die aus Ländern mit günstigerem Klima kommen. Aber es dreht sich — auf lange Sicht gesehen — gar nicht darum, ob das halbe Pfund Butter fünf Pfennig billiger oder teurer ist, sondern darum, ob es jederzeit in der notwendigen Menge verfügbar ist oder nicht.

So sehen wir, daß „das Stück Butter", um das in letzter Zeit so viele Diskussionen entbrannten, kein Ding im luftleeren Raum ist, daß es vielmehr eingefügt ist in den großen Ablauf der Weltpolitik. Man kann sagen, daß „das Stück Butter" eine Funktion der Weltpolitik ist.

Die Periode der europäischen Weltpolitik geht ihrem Ende entgegen, und nun zieht langsam eine Periode herauf, in der die weißen Völker guttun werden, ihre Kräfte dem heimischen Boden zuzuwenden; die dann das nachholt, was im Bezirk der industriellen Tätigkeit schon erfolgt ist: sie wird die Zeiten mittelalterlich-primitiver Bearbeitungsmethoden ebenso weit hinter sich lassen, wie die Industrie die Periode des Handwerks hinter sich ließ. Am halben Pfund Butter wird man das langsame Fortschreiten dieses Umwandlungsprozesses ablesen können.

✦

Kleine Randbemerkung zu dieser zweifellos richtigen Prognose der nächsten europäischen Zukunft: hinter dieser Periode, „abermals nach hundert Jahren", wird wohl wieder eine andere kommen; und das könnte dann die einer weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung sein, wie sie unter den heutigen Voraussetzungen noch nicht möglich ist. ×××

Not in Böhmen

„Wer sehen will, was tatsächlich Not ist, der fahre in das schöne Industriegebiet Nordböhmens. Ich fuhr auf der Straße in der Umgebung vor Karlsbad; es war am Abend. Da fesselte mich ein Menschenhaufen, bestimmt über fünfzig Leute, auf einem Kartoffelfeld. Was machen diese Menschen auf einem gepflügten Kartoffelfeld?

Die Antwort war überraschend. Es waren lauter Industriearbeiter aus den stillgelegten Textil- und Glasfabriken in der Nähe. Sie suchten auf dem Feld, ob nicht irgendwo eine Kartoffel liegengeblieben sei. Wie die Fliegen klebten sie auf dem verhältnismäßig kleinen Feld, so daß im besten Fall auf einen ein oder zwei Kartoffeln kommen konnten. Und doch unterzogen sie sich der Mühe, mit den Händen den Boden umzugraben, um eine Kartoffel zu finden, die vielleicht vergessen worden wäre." (Ceske Slovo)

Auf ein Auto abonniert

Henry Ford hat sich zur Belebung seines Absatzes folgende Methode der „Finanzierung" (d. h. einer Tributpflicht der Käufer) ausgedacht:

Wer einen neuen Fordwagen kauft, zahlt 100 Dollar an und verpflichtet sich, monatlich 10—20 Dollar abzustottern. Diese Monatsraten laufen dauernd weiter, und dafür erhält der Kunde jedes Jahr gegen Rückgabe seines alten Wagens einen neuen. Anders ausgedrückt: der Autobesitzer bekommt jedesmal einen Wagen für ein Jahr geliehen; er steht zu Ford etwa im selben Verhältnis wie der Mann, der sich bei einer Leihbibliothek abonniert hat, mit einmaliger Eintrittsgebühr und fortlaufendem kleinem Beitrag, und der dann in bestimmten Zeitabständen die Neuerscheinungen zu lesen bekommt.

Fords Geschäft bei der Sache besteht darin, daß er rund 55 Prozent des normalen Verkaufspreises seiner Wagen (400—655 Dollar) bar bekommt und den Rest durch Wiederverwendung des Altwagens hereinbringen kann.

Ob das neue Experiment Fords gelingen wird, wird sich erst zeigen müssen. Von Fachleuten wird der Plan als „recht geschickt" bezeichnet.

In den Fordwerken in Detroit ist kürzlich unter persönlicher Anwesenheit des Herrn Ford das millionste Auto dieses Jahres vom Band gesprungen. Auch die Chevroletwerke werden im Dezember auf eine Million fertiggestellter Wagen kommen. Man rechnet in USA für 1936 mit einem Absatz von 4½ Millionen Wagen (Personen- und Lastwagen).

Kleine Chronik

In Goslar ist der dritte Reichsbauerntag abgehalten worden.

Der Stahlhelm ist aufgelöst worden. Alte Stahlhelmmitglieder können in die NSDAP aufgenommen werden.

Die Zahl der Arbeitslosen ist im Oktober um 114 000 auf 1 828 000 gestiegen.

Die vom Völkerbund gegen Italien beschlossenen Sanktionen werden am 18. November in Kraft gesetzt werden.

In Abessinien setzen die italienischen Truppen ihren Vormarsch fort. Im Norden haben sie Makalle, im Süden Gorahai besetzt.

Der neugewählte Landtag des Memelgebiets ist eröffnet worden. Das Direktorium Bruvelaitis ist zurückgetreten.

In der Tschechoslowakei ist die Regierung Malypetr umgebildet worden; Ministerpräsident wird der bisherige Landwirtschaftsminister Hodza; an der parteimäßigen Zusammensetzung der Regierung ändert sich nichts.

Der russisch-türkische Freundschaftsvertrag vom Dezember 1925 ist um weitere zehn Jahre verlängert worden.

Die chinesische Regierung hat die Silberwährung aufgehoben; gesetzliches Zahlungsmittel sind künftig nur noch Banknoten.

Schweden

Bauern und Arbeiter kaufkräftig

Von Fritz Werkmann

Vor ungefähr einem Jahr lenkten wir schon einmal unseren Blick in einer konjunkturpolitischen Betrachtung über die Ostsee, nach Schweden, mit der Frage: was zeigt uns das Lehrbuch der Konjunkturpolitik, das dort in der Praxis aufgeschlagen ist?

Wir sahen damals die Grundlagen von Schwedens Krisenfestigkeit vor allem in seiner bäuerlichen Agrarverfassung, darin, daß es nach dem Urteil des deutschen Statistischen Reichsamtes nächst den USA „die besten Lohnverhältnisse der Welt" hat, ferner darin, daß sein Produktionsapparat nicht übermäßig ausgedehnt worden ist. Bei dieser gesunden Wirtschaftsverfassung konnte Schweden trotz seiner engen Verflechtung in die Weltwirtschaft der Krise verhältnismäßig gut standhalten und sie bereits nach einer Dauer von etwa 1½ Jahren überwinden.

Wir wiesen in unseren Ausführungen (vgl. Nr. 48, 1934) darauf hin, daß nach wie vor für Schweden von außen Schwierigkeiten kommen können.

Wie hat sich die schwedische Konjunktur inzwischen weiter entwickelt?

✦

Die Schwierigkeiten von außen kamen tatsächlich. Die schwedische Ausfuhr lag Anfang 1935 mengenmäßig rund ein Viertel über dem Stand von 1913. Sie hat diesen hohen Stand nicht behaupten können. Die Holzausfuhr liegt seit Monaten mengenmäßig unter der des Vorjahrs, vor allem wegen der starken russischen Konkurrenz. Außerdem sind die Preise für Holz und Holzmasse seit dem Sommer vorigen Jahres erheblich zurückgegangen. Auch die Eisen- und Stahlausfuhr liegt unter dem Vorjahresstand, allerdings mehr infolge des gesteigerten inländischen Bedarfs, als infolge von Absatzschwierigkeiten außerhalb des Landes. Infolge der guten ersten Monate des Jahres liegt die Ausfuhr in den ersten drei Vierteljahren mit 918 Millionen Kronen zwar nur um 2 Millionen Kronen unter der Ausfuhr derselben Zeit des Vorjahres. Für das ganze Jahr 1935 dürfte sich jedoch ein Rückschlag der Ausfuhr ergeben.

Der Binnenmarkt war aufnahmefähig genug, um die Störungen von außen aufzufangen.

Als erstes größeres Industrieland wurde Schweden im Sommer 1935 so gut wie frei von Arbeitslosigkeit. Ende Juli betrug die Zahl der bei den Arbeitslosenkommissionen gemeldeten Arbeitslosen nur noch 42 000 gegenüber 86 000 ein Jahr zuvor. Davon wurden 30 000 mit öffentlichen Notstandsarbeiten beschäftigt, sodaß nach der in Deutschland heute üblichen Begriffsbestimmung überhaupt nur 12 000 Arbeitslose vorhanden waren. Das sind, auf deutsche Verhältnisse umgerechnet, rund 120 000 Arbeitslose! Die Nachfrage nach gelernten Bauhandwerkern konnte aus der schwedischen Reservearmee bereits nicht mehr befriedigt werden; dänische und norwegische Handwerker mußten herangezogen werden.

Die industrielle Produktion lag im zweiten Vierteljahr 1935 um 8 Prozent über dem Stand von 1929. Die Steigerung der Produktion weist eine außerordentlich gesunde Verteilung auf: im Mai lag die gesamte industrielle Produktion um 20 Prozent über dem durchschnittlichen Stand von 1925/30, die Produktion von Produktionsgütern aber nur um 15 Prozent, dagegen die von Konsumgütern um 27 Prozent.

Die Konjunkturbelebung kommt, wie schon diese Zahlen zeigen, der Verbesserung der Lebenshaltung der breiten Masse zu gute. Dafür sprechen auch eine ganze Reihe von Einzelangaben. Die Umsätze der Konsumgenossenschaften sind seit 1934 höher denn je und steigen immer noch an. Der Personenverkehr der Staatsbahnen lag 1934 bereits um 20 Prozent über dem von 1929. Die Hochkonjunktur im Baugewerbe hält an. Die Zahl der neugebauten Wohnhäuser steigt von Jahr zu Jahr; sie wird 1935 vermutlich um 70 Prozent über dem Stand von 1934 liegen, — eine selbstverständliche Folge des Steigens der Massenkaufkraft und des niedrigen Zinssatzes, aber auch des Strebens nach wertbeständigen Anlagen, das allerdings wohl nur aus der Einschätzung der internationalen Lage als unsicher entspringt.

Wie steht es insbesondere mit der bäuerlichen Bevölkerung? Der Gesamtwert der Ernte von 1934 lag nur noch um 2 Prozent unter dem der Ernte von 1929. Da inzwischen die Preise für industrielle Fertigwaren um fast 20 Prozent gesunken sind, lag also das Realeinkommen der schwedischen Landwirte aus der Ernte von 1934 erheblich über dem aus der Ernte von 1929.

Und wie geht es der Arbeiterschaft? Die Geldlöhne sind zwar in der letztvergangenen Zeit gleichgeblieben. Infolge erhöhter Beschäftigung und längerer Arbeitszeit ist das gesamte Arbeitseinkommen auch neuerdings noch gestiegen, während die Lebenshaltungskosten auf dem niedrigen Stand von 1931 und 32 gehalten wurden. Der Zuwachs des realen Arbeitseinkommens gegenüber 1929 wird auf 15 Prozent geschätzt.

✦

Die weitere Entwicklung wird durch hohe Zinssätze wahrlich noch nicht gehemmt. Langfristige Staatsanleihen bringen dem Käufer nur etwa 3 Prozent Zinsen. Im Sommer wurden kurzfristige Schatzkammerwechsel zu dem Rekordsatz von 0,349 Prozent Jahreszins ausgegeben. Die Ausgabe wurde trotzdem dreifach überzeichnet.

Selbst wenn stärkere Stöße als bisher von außen gegen die schwedische Konjunktur einsetzen sollten, ist die schwedische Wirtschaft verhältnismäßig gut gesichert. Der Einfuhrüberschuß während der ersten drei Vierteljahre stieg von 1934 auf 1935 von 12 auf 117 Millionen Kronen. Das ist bei der Stellung Schwedens als Gläubigerland und dem hohen Devisenbestand der schwedischen Reichsbank keine Gefahr. Außerdem bringt der Touristenverkehr wachsende Beträge ins Land. Ob Schweden nach den USA ausführt, oder ob Amerikaner nach Schweden herüberkommen und dort Fahrkarten kaufen, Hotelrechnungen bezahlen usw., kommt ja für die schwedische Zahlungsbilanz auf dasselbe heraus. Der Zustrom von Touristen aus den USA war 1935 so stark, daß die Svenska-Amerika-Linie des öfteren Passagiere zurückweisen mußte. Man schätzt die Steigerung des Touristenverkehrs gegenüber dem Vorjahr auf 20—30

Prozent und erwartet für die folgende Saison eine weitere Steigerung. Aber nicht nur der friedliche Fremdenverkehr, sondern auch mit der internationalen Aufrüstung zusammenhängende Bestellungen werden voraussichtlich die schwedische Zahlungsbilanz entlasten.

Wenn sich die Verhältnisse auf dem schwedischen Arbeitsmarkt unter dem Einfluß ausländischer Entwicklungen ungünstig gestalten sollten, ist der Staat zur Hilfe stark genug. Die Staatseinnahmen im Finanzjahr 1934/35 (1. Juli bis 30. Juni) überstiegen den Voranschlag von 824 Millionen Kronen um 78 Millionen Kronen. Die Ergiebigkeit von Steuer- und Kreditquellen wird es der Regierung leicht machen, nötigenfalls konjunkturpolitisch rasch einzugreifen. Die Regierung bereitet zurzeit ein großes öffentliches Wohnungsbauprogramm vor, das in dem Augenblick in Angriff genommen werden soll, wo der Arbeitsmarkt eine über das Saisonübliche hinausgehende Verschlechterung zeigt.

Alles in allem: wir sehen in Schweden auf gesunder Grundlage eine gesunde Entwicklung der Wirtschaft. Und dabei ist der Arzt für Krankheitsfälle wohl gerüstet.

Die italienische Gefahr

Ein Leser und gelegentlicher Mitarbeiter schickt der Sonntags-Zeitung folgende Zeilen:

In den Artikeln „Douhets Kriegslehre" (Nr. 45) und „Kampf ums Mittelmeer" (Nr. 44) finden sich einige Sätze, zu denen Sie mir vielleicht ein paar ergänzende Bemerkungen gestatten.

„Im Grunde kann, selbst wenn alle zur Verfügung stehenden Waffen bekannt sind, auch der klügste militärische Denker nicht voraussagen, wie mit diesen Waffen ein Krieg geführt werden wird, welche Waffen besonders wichtig sein und welche in den Hintergrund treten werden." („Douhets Kriegslehre.") Ein gutes Beispiel für die Wahrheit dieser Behauptung wird immer das Jahr 1914 sein. Sämtliche zur Verfügung stehenden Waffen waren bekannt (leichte und schwere Artillerie, Kavallerie, Gewehr, Maschinengewehr usw.); die meisten Militärs in allen Heeren rechneten mit einem Bewegungskrieg; denn niemand konnte voraussehen, auf keinen Fall konnte jemand mit Sicherheit voraussagen, daß unter den vielen vorhandenen Waffen und Kriegsgeräten gerade das Maschinengewehr und der Spaten die Kriegsform bestimmen und allen andern Waffengattungen ihre Rollen diktieren würden.

Es ist möglich, daß diejenigen Theoretiker, die von der Motorisierung eine größere Beweglichkeit der Heere erwarten, einer ähnlichen Täuschung unterliegen wie die meisten Militärs im Jahre 1914. Das Beispiel des abessinischen Krieges jedenfalls scheint diese Annahme nahezulegen. Die „Times" vom 2. November hat dieses Thema behandelt und mit einiger Schadenfreude festgestellt, daß die Italiener, die auf ihre motorisierten Truppen so stolz sind, langsamer vorrücken als jedes Heer, das vor ihnen in Abessinien einmarschiert ist. Die englischen Truppen seien im Jahr 1868 in knapp zwei Monaten 400 Meilen vorgerückt und hätten trotz dem schnellen Vormarsch gesiegt, und das italienische Heer im Jahre 1896 habe die Nordprovinzen viel rascher besetzt als die 200 000 Mann, die heute marschieren (und die Niederlage bei Adua sei nicht auf einen zu überstürzten Vormarsch, sondern lediglich auf den voreiligen Beginn der Schlacht zurückzuführen). Es scheine eben, sagt die „Times", daß ein Heer um so schwerfälliger werde, je besser es motorisiert sei.

Nun kann man natürlich einwenden, der Krieg in Abessinien sei (wegen der Geländeschwierigkeiten und aus andern Gründen) kein guter Beweis für eine verallgemeinernde Behauptung, und die Italiener seien in Abessinien aus politischen Gründen eben besonders vorsichtig. Daran ist natürlich einiges richtig. Aber (und das ist bezeichnet für die Kriegskunst) es wird eben überhaupt keinen praktischen Kriegsfall geben, der als Stütze für eine verallgemeinernde Theorie dienen könnte. Und dann kann man doch vermuten, daß die Italiener, auch wenn alle politischen Rücksichten wegfielen, wahrscheinlich gar nicht schneller vorrücken könnten, denn ein motorisiertes Heer braucht einen riesigen Nachschub und deshalb gute Straßen, und wenn die Abessinier Bombenflugzeuge und schwere Artillerie besäßen, dann könnten sie die neuerbauten Straßen von Zeit zu Zeit zerstören, und der Vormarsch der Italiener wäre noch mehr gehemmt.

Man sieht jedenfalls, daß das abessinische Beispiel, auch wenn es natürlich keine sicheren Schlüsse für andere Fälle zuläßt, doch die Erwartungen auf die größere Beweglichkeit der modernen Heere etwas dämpfen kann. Denn (um ein etwas krasses Beispiel zu nehmen): ein Tank mag zwar 80 und mehr Stundenkilometer zurücklegen, wenn er gut mit Treibstoff versorgt ist, ein Fußsoldat dagegen höchstens fünf Kilometer; wenn aber der Nachschub versagt, bleibt der Tank einfach liegen, während der Fußsoldat immer noch eine Zeit lang (unter Umständen noch tagelang) seine fünf Stundenkilometer marschieren kann.

*

„Gegen den entschlossenen Widerstand Englands kann Italien im Mittelmeer heute noch viel weniger etwas ausrichten als Frankreich unter Napoleon I." („Kampf ums Mittelmeer.") Der Satz ist richtig, wenn man nur auf die Gegenwart sieht, nicht aber, wenn man die zukünftigen Möglichkeiten ins Auge faßt. Die englische Regierung jedenfalls sieht, mindestens seit dem Hochsommer, mit einiger Sorge auf die Zukunft des Mittelmeeres. Sie hat ihre Gründe dazu, die wir einmal ganz schematisch darstellen wollen.

1. Eine Eroberung Abessiniens durch Italien würde eine Bedrohung des Seewegs nach Indien darstellen.
2. Ein italienisches Abessinien könnte dazu verlocken, eine Verbindung zwischen Libyen und Abessinien zu schaffen; damit wäre die Linie Kap-Kairo unterbrochen.
3. Die italienische Luftflotte hat den Wert eines Teils der englischen Stützpunkte vermindert (vor allem den Maltas).
4. Einem französisch-italienischen Bündnis im Mittelmeer wäre England nicht gewachsen (und die Möglichkeit eines solchen Bündnisses hat sich dieses Jahr immerhin angedeutet).

Die Entsendung der englischen Flotte ins Mittelmeer ist nur ein Teil (und nicht einmal der wichtigste) der Abwehrmaßnahmen gegen diese drohenden Gefahren. Wir wollen die sonstigen Maßnahmen Englands ebenfalls kurz aufzählen.

1. England versucht mit stärksten diplomatischen Druckmitteln, Frankreich von Italien zu lösen.
2. Es verhandelt mit Spanien und Portugal über ein Bündnis zum Schutz des westlichen Mittelmeers. (Nach italienischer Auffassung: es sucht Tanger englisch zu machen.)
3. Es legt neue Stützpunkte im Mittelmeer an (Kriegshafen und Flughafen an der ägyptisch-libyschen Grenze) und sucht Terrain für neue Stützpunkte zu erwerben; deshalb hat es
4. die Restauration in Griechenland unterstützt (nach italienischer Behauptung: finanziert). Als Gegenleistung soll, so wird kombiniert, die neue griechische Regierung den Engländern erlauben, auf einigen griechischen Inseln Flottenstützpunkte anzulegen; ja, man munkelt sogar, die griechische Monarchie wolle den Engländern das Nest der republikanischen Opposition, Kreta, überlassen. Dieses Gerücht geht wohl zu weit. Jedenfalls aber sind die Italiener schwer verärgert über den Einfluß, den England in Griechenland gewonnen hat; sie fürchten sogar, sie könnten eines Tages wieder die Inseln an der kleinasiatischen Küste (den Dodekanes) verlieren.

Die Abwehrmaßnahmen zeigen, daß die englische Regierung die italienische Gefahr nicht ganz leicht nimmt. R.

Meldungen vom Kriegsschauplatz

Zwei Meldungen vom gleichen Tage: 18 000 Abessinier gefallen, — weitere 18 000 italienische Soldaten von Neapel nach Abessinien eingeschifft. Da man bei der bekannten italienischen Wahrheitsliebe nicht glauben kann, daß hier etwas verwechselt wurde, bleibt nur übrig anzunehmen, daß jeder dieser 18 000 Italiener einen der gefallenen Abessinier begraben soll. (Detroiter Abendpost)

Faktor: „Hallo? Ist dort Schriftgießerei? Ich brauche dringend noch hundert Fragezeichen!" (Die Brennessel)

Ein englischer Wahlwitz

„Haben Sie die beiden Kandidaten gesehen?" fragte der eine Wähler den anderen.

„Ja."

„Na — und wie gefallen sie Ihnen?"

„Ich habe", sagte der andere Wähler, „meinem Schöpfer gedankt, daß nur einer von ihnen ins Unterhaus kommen kann."

Gegen das Gewissen zu handeln, ist unsicher und gefährlich. Luther

Wer sich selber rühmt, vollbringt nicht Werke. Lao-Tse

Russische Luftfahrt

Nach einer englischen Quelle

Der Luftverkehr ist für die ungeheuer ausgedehnten Länder der Sowjetunion mit ihrem noch verhältnismäßig schwachen Netz an Eisenbahnen und Autostraßen von außerordentlicher Bedeutung. Da er sich der besonderen Gunst der Regierung erfreut, hat er sich tatsächlich zu überraschender Vollkommenheit entwickeln können. Ein- und mehrmotorige Maschinen eigener Konstruktion sind an die Stelle der Junkers getreten, und sie werden nicht nur zur Felderberegnung, Waldüberwachung, zum Eismeldedienst, zur Luftfotografie und Reisaussaat verwendet, — sie befliegen auch ein weit verzweigtes Netz, das wie ein Nervenbündel die entferntesten Bezirke miteinander verbindet.

Das Zentrum des Luftverkehrs ist das Büro der Zentralverwaltung der Handelsluftflotte (Aeroflot), das unter der unmittelbaren Kontrolle des Rates der Volkskommissare der UdSSR steht. Dreizehn Territorialabteilungen leiten die Luftfahrt in ebensovielen Bezirken.

Das Rückgrat des russischen Luftverkehrs sind eine Anzahl von Hauptlinien, die von Moskau ausgehen. Die längste Strecke geht über Kasan, die tatarische Hauptstadt Swerdlowsk, das Zentrum der Grubenindustrie des Ural, Omsk, weiter über Nowo Sibirsk, Irkutsk, den Baikalsee und das Jablonowgebirge, schließlich über Charborowsk nach Wladiwostok. Durch den Anschluß der deutsch-russischen Deruluft ist so eine Flugverbindung vom Atlantischen bis zum Pazifischen Ozean geschaffen.

Eine Südlinie führt nach der Ukraine, dem Kaukasus und Transkaukasien. Sie berührt Charkow, die größte Industriestadt der Ukraine, geht weiter über Rostow am Don bis zum Fuß des Kaukasus, von hier nach Baku, dem russischen Ölzentrum, und dann wieder nordwärts nach Tiflis. Eine andere Strecke führt direkt über die gewaltigen Höhen des Kaukasus nach Tiflis und Eriwan.

Eine dritte Linie verbindet Moskau mit Taschkent, der Hauptstadt der Usbekischen Republik mit ihren Baumwolldistrikten.

Die wichtigsten Städte dieser Hauptlinien sind wiederum Ausgangspunkte von Verzweigungen. So bestehen regelmäßige Dienste von Charkow nach Kiew, nach Dnjepro-Petrowsk, Odessa, Mariupol, Berdjansk und an das Asowsche Meer. Von Tiflis in westlicher Richtung über das Rion-Becken, das alte Kolchis, wo in subtropischer Region Zitronenwälder, Tee- und Tabakfelder blühen, nach Sukkum an der Küste des Schwarzen Meeres. Von Swerdlowsk über Tscheljabinsk nach Magnitogorsk und von Nowo Sibirsk nach Kemerowo fliegen die Maschinen in die neugeschaffenen Industriezentren des Ural und Sibiriens. Von Taschkent aus bilden die Luftwege fast die einzigen Verbindungen für die Republiken in Zentralasien und Kasakstan. Eine Strecke führt von Taschkent über Samarkand nach Kabul, der Hauptstadt von Afghanistan. Eine andere von Stalinabad am Pamir vorbei, dem Dach der Welt, nach der Grenzstadt Horog. Wieder eine von Taschkent nach Karakol. Noch eine von Taschkent nach Alma Ata, von wo sie sich wieder nordwärts wendet nach Akmolinsk an der Sibirischen Eisenbahn. Aschkabad, die Hauptstadt der Turkmenischen Republik, ist durch eine Fluglinie mit den Schwefelfeldern in der Sandwüste Kara Kum verbunden.

Die Verdichtung des ganzen Netzes in unmittelbarer Nachbarschaft Chinesisch Turkestans, Tibets und der Pässe nach Britisch Indien kennzeichnet auch die politische Seite dieser Entwicklung. Gerade hier, von Borog nach der Bahnstation Osch, ist 1934 eine 450 Meilen lange Autostraße über die höchsten Berge gebaut worden. Von der großen Ost-West-Linie führt ein Zweig von Irkutsk nach dem hohen Norden, nach Jakutsk. Über Witim geht wiederum ein Zweig in den Golddistrikt von Bodeibo. Diese jakutischen Linien haben große Bedeutung, da sie für das riesige Gebiet, das Tausende von Kilometern von jeder Eisenbahn entfernt ist, fast die einzigen mechanischen Transportwege darstellen. Gleich nach dem Baikalsee, bei Werchne-Udinsk, führt wieder eine Linie nach dem Süden bis zu einem politischen Vorposten der UdSSR: Ulan Bator, der Hauptstadt der Äußeren Mongolei.

Von Charborowsk im Fernen Osten gehen Linien nach Kamtschatka und Sachalin zu den dortigen Fischereien und Öllagern. Im Sommer wird eine Verbindung mit Wasserflugzeugen von

---

Hasenzeit

Langlöffels weidgerechter Tod

Von Alfred Uhlmann

Am zweiten Oktober berief Senior Langlöffel eine außerordentliche Generalversammlung ein, und um die Schummerstunde hoppelten die Hasen aus der ganzen Feldmark zusammen, bis auf einige, die aus Gründen fehlten, auf die Langlöffel gleich zu sprechen kam.

„Rammler, Häsinnen und Junghasen!" begann er und äugte ernst in die Runde, „Optimisten unter den Junghasen haben an eine Gerechtigkeit der Menschen geglaubt. (Ironisches Lachen bei den Althasen.) Die Gerechtigkeit ist gewiß eine schöne Sache, aber es gibt leider auch Flinten! („Sehr richtig!" bei den Althasen.) Nach einer gesegneten Periode des Glücks und der Wohlfahrt des Hasenvolkes haben uns die Menschen abermals den Krieg erklärt. Unter vollkommener Nichtachtung unseres aufrichtigen Willens zu einer dauernden friedlichen Verständigung mit ihnen sind sie unter dem Donner ihrer barbarischen Kriegswerkzeuge mordend und hasenleichenraubend in unser friedliches Land eingefallen. (Stürmische Pfuirufe!)

Ihre brutalen Anschläge auf das Leben der Hasen haben bereits schwere Verluste gefordert. (Die Hasenversammlung erhebt sich, ernst Männchen machend, von den Laubplätzen.) Auf den Feldern des Hasenmordes sind gefallen: als Erster bei friedlicher Ausübung seines Sports unser hochgeschätzter Freund Sausewind, der diesjährige Meister im Hakenschlagen (lautes Schluchzen bei den Häsinnen), an seiner Seite die vielgeliebte Satzhäsin Goldfell (bekümmertes Gemurmel bei den Althasen). Ferner starben den Hasentod Althase Glotzlicht und Jungfer Schmalrück bei einem gemeinsamen Ausflug nach dem Kohlfeld (Getuschel bei den Althäsinnen), Einjähriger Hoppelrum auf einem Patrouillengang nach der Försterei (herzzerbrechender Aufschrei einer Junghäsin) und unsere allverehrte Muhme Zitterherz während eines Spaziergangs am Waldrand (allseitige Bewegung).

Verehrte Anwesende", fuhr Langlöffel fort, „es gibt, wie jeder Althase weiß, drei Arten von Hasentötern. Die schlimmsten sind die Schießer vom Schlage des Metzgermeisters Brenneisen, von dessen hasenmörderischer Hand unsere Freunde fielen. Dieser Mann ist mit chronischem Juckreiz im Zeigefinger behaftet. Ihm ist jeder Hase nur Zielscheibe und nachher Hasenrücken, -keulen und Hasenklein! (Stürmische Pfuirufe.) Die gütige Diana möge uns gnädig vor seinem Schießeisen bewahren! (Große Bewegung.)

Knall und Fall, das ist leider auch das Prinzip der Weidmänner. Immerhin aber muß man zugeben, daß sie die Hasenjagd weniger als Sport als eine ihnen zugedachte, auf weidmännischen Grundsätzen basierende, wenngleich von uns in ihrer inneren Notwendigkeit nicht einzusehende Aufgabe ausüben. Ein weidgerechter Jäger mordet nicht, wie Brenneisen, er weidwerkt. So gesehen, spielt das Weidwerk im Hasenleben die Rolle des Schicksals. Ich stehe deshalb nicht an, zu sagen: wenn ich schon einmal keinen friedlichen Hasentod sterben soll, dann wenigstens unter den Kugeln eines Weidmannes ..."

Langlöffel verharrte in düsterem Nachdenken, während sein grauer Schnurrbart verdächtig zitterte; seine bekümmerte Miene heiterte sich jedoch wieder auf, als er sagte: „Zum Glück gibt es aber auch eine harmlosere Sorte, nämlich die der Auchjäger, Patzer und Schlumpschützen! Ihre Kugeln", und Langlöffel entblößte mit ironischem Lächeln die gebogenen Zähne unter der Hasenscharte, „finden in der Landschaft immer noch Raum genug, um keinen von uns zu berühren ... (Stürmisches Gelächter.) Vor ihren Schüssen braucht kein Hase zu zittern, denn sie sind immer zu kurz. (Lachen und Beifall.) Ich bin ein alter Hase, oft sind mir die Kugeln um die Löffel geprasselt, — ich kann aber immer wieder nur zu der alten Hasentaktik raten: haltet euch, wenn es ganz brenzlich wird, möglichst in ihrer Nähe auf! Und wenn euer Leben im Kessel der rohen Treiber schon ganz verloren scheint, — verzagt nicht: für einen witzigen Hasen findet sich zwischen den Beinen der Patzer immer noch ein Notausgang ...! (Jubelnder Beifall und tosendes Gelächter.) Und deshalb wollen wir auch in diesem von uns nicht gewollten, vielmehr aus tiefstem Hasenherzen verabscheuten Krieg unsere ganze Hoffnung setzen auf unser altes, erprobtes, immer bewährtes Feldzeichen! Freunde, Kameraden, ergreift mit mir mit starken Läufen das Hasenpanier!" (Ungeheurer Jubel, donnernder, immer wieder aufbrandender Beifall.)

*

Wie klug Langlöffels Rat war, das erwies sich bereits beim Morgengrauen, als an der Hasenfront das Geschieße überfallartig aufflackerte. Auf der ganzen Linie erreichten die flüchtenden Hasen ohne starke Verluste den schützenden Wald. Nur Langlöffel, der sich am Kohl gütlich getan hatte, sah sich plötzlich von einem Menschen vom Wald abgeschnitten, der ihm auf den ersten Blick nicht hasenrein erschien.

Er verhoffte und äugte angestrengt in den Morgennebel, da durchfuhr ihn ein siedender Schreck —: der dort mit jäher Bewegung die Flinte an die Backe riß, das war Brenneisen! Im Hui stob Langlöffel davon und schlug im gleichen Moment einen wundervollen Haken, als der Donner krachte und die Kugeln an seiner Blume vorbeizischten.

Langlöffel lief, lief so verzweiflungsvoll, wie nur ein Hase rennen kann, wenn es ums Leben geht. Abermals dröhnte der Donner und die Schrote prasselten erschreckend nahe durch das taunasse Gras. Mit einem mächtigen Sprung warf sich Langlöffel in das rettende Unterholz, überschlug sich in rasendem Lauf und stob nun kopflos an den Kiefernstämmen hin, um jenseits des Waldwegs die dichte Fichtenschonung zu erreichen.

Atemlos kam er am Weg an, stürmisch schlug sein Hasenherz, nur einen Augenblick wollte er verschnaufen, — und Langlöffel sah nicht, wie der Förster, breit schmunzelnd, weil er dem schäbigen Brenneisen einen Braten abknöpfen konnte, die Büchse hob, während er vergnügt brummelte: „Ah, du bist's, alter Bursche ...!"

Im Sprung traf Langlöffel der furchtbare Donner, ein schneidender Schmerz durchfuhr ihn, und hart klatschte er auf den Waldweg. „Mich hat's erwischt", schrie er, „mit mir ist's aus, — oh, das ist furchtbar!"

Er hörte Schritte und drehte mühsam den Kopf, um zu sehen, wer ..., da sah er den Grünrock. Ein bitteres Gefühl überfiel ihn. Dann murmelte er: „Also nicht von Brenneisen, dem Schießer, erledigt, sondern von einem Weidmann nach weidmännischen Grundsätzen geweidwerkt."

Er erinnerte sich, diesen Wunsch selber geäußert zu haben, und versuchte einen Trost zu fühlen. Aber es wollte ihm nicht gelingen. „Mir scheint es doch", dachte er, „als wenn es für unsereinen auf den selben Effekt herauskäme ..." Schmerzliche Zweifel wollten sein armes Hasenherz packen. Da verlor er glücklicherweise die Besinnung.

Er hat sie auch nicht wieder erlangt.

Der Rassereine

In einem seiner witzigen „Bürgergespräche" beschäftigt sich Meyer-Scharten im „Schwäbischen Merkur" mit dem diesjährigen Weinjahrgang, dem man in Neustadt an der Haardt den Namen „Rassereiner" gegeben habe, und schreibt u. a.:

„Rassereiner"! Das heißt, vorab gesagt, ein Wein, der nicht „nahe am Wasser gebaut hat", der die Taufe nicht kennt. Dann jedoch wird jeder Sachkundige unter einem „Rassereinen" allein solchen Wein verstehen, der den ehrlichen Mut hat, seine Herkunft und seine persönliche Note offen zu bekennen! Wohl, der gehorsamst Zeichnende wurde einmal wie aufs Rad geflochten Zeuge davon, daß ein Bürger der USA Streuzucker in Moselwein schüttete — das und ähnliches sind Irrungen, Abweichungen der menschlichen Natur, die den Psychiater angehen. Wir Gesunden, wertgeschätzte Mitbürger, wollen den Wein — und auch den 1935er — so wie er ist! Der Wein sei ein Semsakrebsler, wenn er schon so gewachsen ist. Doch nehmet ihm nicht sein Bodegfährtle, sein

Wladiwostok aus um das ganze Ochotskische Meer herum aufrechterhalten. Damit sind wir schon im Gebiet der Linien, die der Zentralverwaltung für die nördlichen Seewege unterstellt sind. Von Archangelsk am Weißen Meer führen zwei Routen ins Landesinnere, nach Siktiwkar und nach Ust Tsylma. Tjumen, an der Eisenbahn Leningrad—Omsk, hat eine Verbindung nach Obdorsk an der Obmündung. Krasnojarsk an der Transsibirischen Bahn hat Anschluß nach Dubinskoje an der Mündung des Jenissei.

Neben diesen Linien gibt es noch eine Reihe von lokalen Flugstrecken. Ihre Gesamtlänge beträgt 12 750 englische Meilen. Sie sollen bis 1937 auf 21 750 Meilen ausgedehnt sein. Die gesamten Luftwege der UdSSR sollen bis zum Ende des zweiten Fünfjahresplanes, also 1937, 52 800 Meilen betragen.

Im Jahre 1934 bewältigte der russische Luftverkehr eine Strecke von 12 Millionen Meilen. Dabei beförderte er 65 000 Passagiere und 4200 Tonnen Nutzlast.

Die ganze Sowjetluftfahrt dient in merkwürdiger Mischung einmal der verkehrstechnischen Erschließung des Landes, das hier Auto und Eisenbahn einfach übersprungen hat, und dann wiederum weitgespannten außenpolitischen Zielen. Die Flugplätze der Handelsluftfahrt sind eine willkommene Ergänzung zu den Anlagen der rein militärischen Luftfahrt, die heute technisch wie der Zahl der Maschinen nach auf ziemlicher Höhe steht.

Ernst Pfau

Sozialwirtschaftliche Experimente

4. Zwei geschichtliche Fälle

Die Geschichte weiß von hunderten von Arbeiter-Produktivgenossenschaften, die meist in ihren ersten Anfängen gescheitert sind. Eine einzige gibt es, die sich glänzend entwickelt hat und erst durch Eingriff von außen zugrundeging. Es war eine landwirtschaftliche Genossenschaft, die auf dem irischen Gut Rahaline im Jahr 1831 gegründet wurde.

Irland hatte damals schwer unter der Ausbeutung durch die Engländer zu leiden; eine Hungersnot war ausgebrochen, weil die Kartoffelernte versagt hatte; als dazu noch eine Choleraepidemie kam, stand das Land im hellen Aufruhr gegen die englischen Machthaber. Auf dem Gut Rahaline in der Grafschaft Clare, das dem englischen Gutsbesitzer Vandeleur gehörte, hatten die proletarischen Pächter den Verwalter erschossen; der Mörder war nicht ausfindig zu machen. Der Eigentümer selber bekam keine Pacht und konnte es kaum wagen, sich auf seinem Besitz sehen zu lassen.

Da entschloß sich dieser Mann, der von den sozialistischen Versuchen Robert Owens gelesen hatte, zu einem für die damaligen Begriffe wahrhaft revolutionären Schritt: er faßte die verelendeten irischen Pächter zu einer Genossenschaft zusammen, übergab ihnen das Gut unter Leitung eines tüchtigen Mannes zur gesamten Hand und bedang sich lediglich eine (nicht einmal kleine) Rente aus.

Dieser Versuch glückte nach Schilderung vieler Augenzeugen von damals in glänzendem Maße. Der Fleiß und die Sorgfalt der Genossen war musterhaft, die Erträge wuchsen, eine große Weizenplantage wurde durch Meliorationen neu gewonnen. Trunksucht und politische Aufregung verschwanden, der Wohlstand stieg, die Genossen hatten reichlich zu essen, verbesserten ihre Häuschen und gaben ihren Kindern eine bessere Erziehung.

Der Versuch wurde mitten im besten Zug von außen her vernichtet. Vandeleur war in Spielschulden geraten, wurde flüchtig, die Gerichte erkannten den zwischen ihm und der Genossenschaft abgeschlossenen Vertrag nicht an, und das Gut wurde mit sämtlichen Verbesserungen eine Beute der Gläubiger.

*

Das Städtchen Zagarolo in der römischen Campagna hatte um das Jahr 1800 herum drei- bis viertausend armselige Einwohner. Sie hatten viel zu wenig Land, als daß sie davon hätten leben können, und darum überschwemmten sie in schlechten Jahren die Straßen von Rom als Bettler.

Am Fuße des Stadthügels befand sich eine wüste, fieberverseuchte Ebene von großer Ausdehnung, die dem römischen Fürsten Rospigliosi gehörte. Jahrhundertelang hatte keiner der großen Besitzer das Kapital aufbringen können, das nötig gewesen wäre, um diese Wüste in Kultur zu bringen. Da nahmen die armen Einwohner von Zagarolo das Land in Erbpacht, gegen eine namhafte Geldrente, die nach den damals geltenden sehr hohen Getreidepreisen berechnet war.

Die selben Lumpenproletarier, die man für faule und unfähige Schlingel gehalten hatte, machten das Gelände urbar und säten es an. Mehrere Jahre lang hatten sie keine anderen Einnahmen, von denen sie leben und ihre Pacht zahlen konnten, als die Getreideernte auf ihrem Stück Campagna. Aber sie beschränkten sich nicht auf Getreidebau; sie umgaben ihre Parzellen mit Mauern, regulierten die Wasserläufe und pflanzten Oliven, Feigen, Obstbäume und vor allem Reben an.

Fünf bis sechs Jahre — bis die Reben trugen — mußten sie entbehren und schwer kämpfen; aber von da an deckte der Rebenertrag allein ihre gesamte Pacht. Auf dem Gelände selber blühte eine stattliche Ansiedlung auf; die Bevölkerung verdoppelte sich und wurde von Jahr zu Jahr wohlhabender. F. O.

Arbeit, Mensch, Maschine

Wenn wir den Satz hören oder lesen, die dringendste Aufgabe der Gegenwart sei es, Arbeit zu schaffen, so dürfen wir dabei nicht vergessen, daß in Wirklichkeit die Arbeit nicht Selbstzweck ist. Die Arbeit ist nicht der Arbeit wegen da, sondern sie dient der Erzeugung von Bedarfsgütern. Wo Bedarfsgüter im Überfluß vorhanden sind, ist es sicher nicht die dringendste Aufgabe, solche Güter weiterhin in unbeschränktem Umfange herzustellen. Es handelt sich zunächst darum, sie zu verteilen, damit Platz für neue Produkte frei wird. In unserer Wirtschaft heißt das: sie müssen gekauft werden. Wer also die Arbeitslosigkeit beseitigen will, muß in erster Linie Kaufkraft schaffen. Wer Bedarfsgüter unter die Leute bringen will, muß diese kaufkräftig machen. Wer dem Staate helfen will, zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit die Produktion an den Verbraucher zu schaffen, muß auf irgend eine Weise die Abnahme der Bedarfsgüter, ihre Weiterleitung an den Verbraucher ermöglichen. Dem Verbraucher müssen Mittel in die Hand gegeben werden, sich die erforderlichen Bedarfsgüter zu beschaffen. Wie ist das möglich?

Bisher hat man die Arbeit als Maßstab für die Bedürfnis-Abgeltung angesehen. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen." Für die Arbeit bekommt der Arbeiter den Lohn, und mit ihm kann er sich die Waren kaufen, deren er bedarf; in ihm liegt seine „Kaufkraft". Dieser Grundsatz kann heute keine Geltung mehr haben, weil die Arbeit zum großen Teil von der Maschine geleistet wird. Das ist gegenüber früher eine grundlegende Änderung. Während früher der die Arbeit leistende Mensch für seine Arbeitsleistung Bedarfsgüter erhielt, fällt dieser Ausgleich bei der Maschine fort. Aber der Bedarf des Arbeitenden ist bestehen geblieben, denn jeder Mensch braucht eine Mindestmenge an Warengütern, auf die er nicht verzichten kann.

Wenn durch die Maschine menschliche Arbeit überflüssig wird und die Bedürftigkeit trotzdem steigt, so wird dadurch bewiesen, daß irgendwo ein grundlegender Fehler steckt. Die Bedürftigkeit, d. h. der Bedarf des Verbrauchers ist das Primäre, die Arbeit ist das Sekundäre, nicht umgekehrt! Die Maschine lehrt es uns ja, daß es so ist. Ehe es einen Sinn hat, eine Ware herzustellen, muß sie doch erst „gefragt" sein; d. h. derjenige, der sie braucht, muß in der Lage sein, sie abzunehmen. Mit „Arbeit" kann er es nicht, weil sie ihm nicht zur Verfügung steht, und weil die von der Maschine geleistete Arbeit ihm nicht zu Gute kommt.

Der Staat wird also den allergrößten Wert darauf legen müssen, eine ausreichende Menge Bedarfsgüter zu beschaffen und deren Übernahme durch den Verbraucher zu ermöglichen. So hat's man auch im Kriege gehalten, als die Not dazu zwang. Heute zwingt uns die Not ebenfalls zu besonderen Maßnahmen. Es ist nötig, daß die vorhandenen Vorräte unter allen Umständen an den Verbraucher gebracht werden, damit der Weg für weitere Arbeit freigemacht wird. Es muß möglich sein, die vorhandenen Güter unterzubringen, weil ja Bedarf in großem Maße vorhanden ist. Wenn kein anderer Weg vorgezogen wird, könnte man die staatliche Fürsorge auch in Bedarfsgütern abgelten. Der Verbraucher wäre sicherlich damit einverstanden. Die aufgespeicherte Arbeit würde alsdann beseitigt und neue Nachfrage nach Arbeit geschaffen.

Sollten wir denn nicht froh sein, daß die Maschine bereit ist, uns so viel Arbeit abzunehmen? Können wir etwas Besseres tun, als möglichst viel Arbeit auf die Maschine abzuladen, damit wir selber wieder mit dem Boden in Berührung kommen können, dem natürlichen Objekt unserer Arbeit; einer Arbeit, die wie keine andere Freude und Befriedigung in sich birgt? H.K.

Aufforstung

In der „Berliner Börsen-Zeitung" vom 19. Oktober hat Herr v. P. über das nationale Aufforstungswerk im pommerschen Privatwald berichtet:

„Unter vorbildlicher Leitung der Forstabteilung der Landesbauernschaft Pommern sind in den Jahren 1933 bis 1935 in den Privatforstrevieren der Provinz Pommern mit Hilfe von Notstandsarbeitern und Arbeitsdienstmännern folgende forstliche Arbeiten ausgeführt worden:

Neuaufforstung von Ödland, Acker und Moor rd. 7800 ha. Wiederaufforstung von Räumden, Blößen und durch Feuer oder Insektenfraß entstandener Kahlflächen rd. 12 400 ha. Mithin betrug die Vermehrung der pommerschen Waldfläche durch Aufforstungsmaßnahmen im ganzen rd. 20 200 ha.

Nachbesserung von Kulturen rd. 1150 ha. Unterbau verlichteter Bestände rd. 580 ha. Läuterungen und Durchreiserungen rd. 7300 ha. Durch Pflege und Ertragssteigerungsmaßnahmen wurden mithin erfaßt rd. 9030 ha.

Beschäftigt wurden hierbei rd. 16 000 Notstandsarbeiter, die geleistete Arbeitszeit betrug etwa 2 Millionen Tagewerke, die Gesamtkosten der oben erwähnten forstlichen Arbeiten beliefen sich auf rd. 9,2 Millionen Reichsmark.

An den Neuaufforstungen von bisher ertraglosem Ödland ist in besonders hohem Maße der kleinbäuerliche Waldbesitz mit kleinen und kleinsten Flächen beteiligt, Wiederaufforstungen wurden in der Hauptsache im mittleren und größeren Privatwald durchgeführt.

Der Reichsforstmeister hat den Holzeinschlag im Forstwirtschaftsjahr 1936 wiederum auf 150 Prozent der Abnutzungssätze festgesetzt. Vor allen Dingen müsse beim Nutzholz mindestens eine Menge von 150 Prozent des normalen Einschlages erreicht werden. Der erhöhte Nutzholzeinschlag sei erforderlich, um den Holzbedarf der deutschen Wirtschaft soweit irgend möglich aus dem deutschen Walde zu decken und die Holzeinfuhr aus dem Auslande noch stärker als bisher einzuschränken ...

(„Stuttgarter Neues Tagblatt", Nr. 506)

Die Kriegsgefangenen

„... Mit der Beendigung des Kriegszustandes (zwischen Bolivien und Paraguay) ist allerdings der Friede noch nicht endgültig geschlossen. Es bleibt vor allem noch das Problem der bolivianischen Kriegsgefangenen zu lösen, deren Rückgabe Paraguay bisher verweigert. Diese Weigerung Paraguays hat nicht sowohl einen militärischen, als einen wirtschaftlichen Grund. Von den zwanzigtausend Bolivianern, die in Paraguay zurückgehalten werden, sind fünfzehntausend seit eineinhalb Jahren mit öffentlichen Arbeiten beschäftigt, und der Wert dieser Kriegsgefangenen-Arbeit wird auf rund 140 Millionen Peso geschätzt. Ein Austausch Mann für Mann, den Paraguay vorschlug, war für Bolivien nicht annehmbar, da es selbst nur etwa den zehnten Teil an Kriegsgefangenen in Händen hatte."

(„Stuttgarter Neues Tagblatt", Nr. 508)

Der neueste Tank

Der schweizerische Ingenieur Bachmann hat für eine Gruppe deutscher, schweizerischer und brasilianischer Südamerikaforscher einen Spezialtank konstruiert, der gegenwärtig in einer Maschinenfabrik am Zürichsee gebaut wird. Der Tank wird auf Raupen und Schwimmern laufen und fähig sein, Flüsse, Seen und festes Land zu befahren. In seinem Innern wird er eine Dunkelkammer enthalten, von einem drehbaren Turm aus arbeitet eine Tonfilmapparatur. Der Antrieb erfolgt durch Holzgasmotoren.

Diese neue Maschine soll im nächsten Frühjahr die Geheimnisse des brasilianischen Urwaldes erforschen, in dem vor einigen Jahren der englische Forscher Fawcett verschollen ist. Ist es nicht ein erfreuliches Zeichen, wenn auch einmal die Wissenschaft aufrüstet? Ganz besonders, wenn sie damit, im Gegensatz zu ihren kriegerischen Konkurrenten, Menschen schützen will.

Ich vertraue der Zukunft. Es werden Stürme kommen, wie sie die Welt noch nicht gesehen; aber wenn wir die großen Ahnenbilder und Tugenden der besten unsrer Vorfahren und der wenigen von heute, die Schlichtheit, die Opferwilligkeit, den Frohsinn, die Liebe, die Treue, die Zuversicht in die Zukunft hinüberzutragen vermögen, um sie neu zu beleben und zu verbreiten, dann wird es gut werden.

Peter Rosegger

Schwänzle dadurch, daß seiner Rasse Abbruch getan wird! Die Gilde der alten Weinzähne trete geschlossen auf gegen die überlebte liberalistische Meinung so mancher Herren Weinbaubeflissenen und Gastgeber, wonach im allgemeinen der Wein einen „Publikums-Geschmack" haben müsse, welcher ihm mit freundlicher Nachhilfe zu geben sei, falls er ihn nicht von Anfang an besitze. Nein, das Publikum muß dazu erzogen werden, das Markante, Rezente und Persönliche eines Weines nicht nur kennen, sondern schätzen zu lernen ...

„Rassereiner" — das schließt Verschnitt aus und Zuckern, es macht unmöglich, den noch restlich lagernden 34er dem gelungeneren, unter stolzem Namen segelnden 35er aufzupfropfen!

„Rassereiner" — das verhindert, am Rhein einem einfachen Manne jeden beliebigen Haustrunk als „Rüdesheimer" vorzusetzen, oder südlich der gewesenen Mainlinie einen spanisch verschnittenen von der Winterhalde als Lagreiner.

Und wir in Württemberg, wohlmögende Gönner und Freunde, dessen Naturweine im Reich draußen nach des Bürgers Wissen keine Patenstädte fanden — wir wollen den Neustadt an der Hardt-Beschluß vollinhaltlich annehmen. Höchst eigennützig zwar, doch nicht das Allgemeinwohl hintanstellend ... Im Zeichen des „Rassereinen" wollen wir ... uns unserem Einheimischen widmen bis zum Letzten, denn das Hemd ist uns näher als der Rock. Dann aber wollen wir uns, mit ungebrochenem Mut und der schönen rassereinen Tendenz wegen, den diversen Patenkindern aus anderen Gauen zuwenden ..."

Die leblosen Dinge

... Wenn leblose Dinge lieben können, wenn Erde und Wasser Freunde von Feinden zu unterscheiden vermögen, dann möchte ich gerne ihre Liebe besitzen. Ich möchte, daß die grüne Erde meine schweren Schritte nicht als Last empfände. Ich möchte gern, sie verziehe mir, daß sie um meinetwillen mit Pflug und Egge verwundet wird, ich möchte, daß sie sich einst meinem toten Leib bereitwillig öffne. Und gern sähe ich es, daß die Woge, deren blanken Spiegel mein Ruder zerschlägt, ebenso viel Geduld mit mir hätte wie eine Mutter mit ihrem lebhaften Kind, das ihr auf den Schoß klettert, ohne sich darum zu kümmern, daß es ihr seidenes Sonntagskleid zerknittert. Mit der kalten Luft, die über den blauen Bergen zittert, mit der leuchtenden Sonne und den schönen Sternen — mit allen möchte ich Freundschaft halten. Und oft ist es mir, als ob die leblosen Dinge mit den Lebenden fühlen und leiden. Die Schranke zwischen ihnen und uns kann nicht so groß sein wie wir Menschen es gewöhnlich annehmen. Wo ist der Teil des Erdenstaubes, der sich nicht im Kreislauf des Lebens mitbewegt? Ist nicht der wirbelnde Sand der Landstraße vielleicht einmal als weiches Haar gestreichelt oder als eine milde, wohltätige Hand geliebt worden? Ist nicht das Wasser in den Wegfurchen ehedem als rotes Blut durch klopfende Herzen geströmt?

Der Geist des Lebens wohnt noch in den leblosen Dingen. Was vernimmt er in seinem traumlosen Schlummer? Gottes Stimme hört er, — doch achtet er auch auf die der Menschen? — O ihr Kinder der Gegenwart, habt ihr es nicht gesehen? Wenn Streit und Haß die Welt erfüllen, müssen auch die toten Dinge viel leiden. Da wird die Woge wild und beutegierig wie ein Räuber, da wird der Acker karg wie ein Geizhals. Aber wehe dem, um dessentwillen der Wald seufzt und die Berge weinen!

Selma Lagerlöf („Gösta Berling")

Stilblüten aus Aufsatzheften

Die Leber liegt südlich vom Magen.

Der Horizont ist eine Linie, wo Himmel und Erde sich treffen, aber die verschwindet, wenn man hinkommt.

Der Unterschied zwischen Luft und Wasser besteht darin, daß man Luft feuchter machen kann, Wasser aber nicht.

Ein Pessimist ist ein Mann, der nur glücklich ist, wenn ihm elend zumut ist. Selbst dann fühlt er sich nicht wohl.

Unverwüstlich

Meine guten Vorsätze trug ich vors Haus,
zwei volle, pralle Taschen,
und hängte sie da zum Trocknen aus,
dieweil sie frisch gewaschen.

Und wie das denn mitunter geht —
ich wollte sie wieder holen:
da hatte sie teils der Wind verweht,
teils hatte man sie gestohlen.

Erst würgte mich die heiße Wut,
dann eine grimme Reue.
Am Ende aber faßt' ich Mut
und machte mir einfach neue.

Dr. Owlglaß

Literatur

Jugendbücher

Der Verlag D. Gundert in Stuttgart hat auf Weihnachten wieder eine Anzahl neuer Jugendbücher herausgegeben, die unseren Lesern zum Kauf empfohlen werden. Es sind durchweg gute Bücher, frei von den Geschmacklosigkeiten, von der kitschigen Verlogenheit und von der billigen Spekulation auf Zeitbedingtes, die man häufig bei dieser Literaturgattung findet; aber freilich „Jugendbücher" sind es, an die man nicht den gleichen Maßstab legen darf wie an sonstige Literatur: die Menschen darin sind ein wenig retuschiert, sie sind etwas edler, schöner und moralischer als wir Großen sie kennen, und die Welt ist freundlicher und glatter, ihr Lauf um ein Erkleckliches reibungsloser und erfreulicher als in der Wirklichkeit.

Aber nicht wahr: wir Großen hätten Menschen und Dinge auch gerne so wie sie hier geschildert sind; und man tut vielleicht doch gut daran, heranwachsenden, dem Kommenden entgegenreifenden Menschenkindern keine allzu „realistische" Literatur in die Hand zu geben, die ihnen ihre Illusionen zu frühe zerstört, ehe ihr Inneres kräftig genug geworden ist, dies zu ertragen.

Die neuen Bücher Gunderts heißen: Christnacht im Schnee (85 Pfennig); drei Kinder vom Gebirge besuchen am Christtag ihre kranke Mutter im Spital und entgehen zum Glück einer Lawine; „für Kinder von 7 Jahren an". Unser kleiner Spatz (85 Pfennig), für Kinder von 6 Jahren an; sieben Kinder bekommen ein achtes Geschwisterchen und helfen der überlasteten Mutter, indem jedes „Große" eines der Kleinen in besondere Obhut nimmt. Am Torwarthäuschen (3.60 Mark), für 9—14-jährige, eine nette, lustige und rührende Kindergeschichte aus einem idyllischen alten Städtchen mit etwas Prinzessinnenromantik. Hanna, ein glücklicher Mensch (1,90 Mark); ein junges Mädchen aus einem Landdoktorhaus „tritt ins Leben" und wird ausgerechnet Schauspielerin; für 14—18-jährige Mädchen, heißt es im Prospekt (älter dürfen sie wohl nicht sein). Nordkap in Sicht (1,90 Mark): eine arme Heimarbeiterin macht mit ihrem kleinen Jungen eine Nordlandreise mit dem Schiff, auf dem ihr Ältester — der das Reisegeld für sie erspart hat — als Heizer fährt. Schließlich noch: Sonnenblumen und Radieschen (1,90 Mark), eine ganz reizende, lehrhafte Geschichte von einer Familie, die sich einen Garten anlegt; zugleich ein Wegweiser aus dem man alles lernen kann (und zwar von einem sehr tüchtigen Fachmann!), was das ganze Jahr über im Garten zu tun ist.

Ein Buch, das nicht ganz neu ist und weniger für Kinder als vielmehr für Eltern, die Kinder haben, sei bei dieser Gelegenheit als Weihnachtsgeschenk ebenfalls empfohlen: Anna Haags seinerzeit bei Salzer in Heilbronn erschienenes Bändchen „Die vier Roserkinder", die Geschichte einer schwäbischen Landschulmeistersfamilie, die sehr sparen muß, aber auf ihre Art mit dem Leben ganz gut fertig wird, weil die Mitglieder alle hell im Kopf sind, praktischen Sinn, Gemüt und Humor haben, neben einem mehr oder minder kräftigen Schuß schwäbischer Querköpfigkeit. Dieses Büchlein ist von der Verfasserin, Frau Anna Haag, Stuttgart-Feuerbach, Neufferstr. 57, oder vom Verlag der Sonntags-Zeitung zu beziehen und kostet gebunden nur 1,50 Mark.

Sch.

Das Gedicht von Dr. Owlglaß ist diesmal nicht aus den „Allotria", sondern aus dem Büchlein „Käuze, Skizzen und Reime", Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart, Preis geb. 1.60 Mark.

Jubiläum eines Buches

Im Juni 1835 erschien auf dem deutschen Büchermarkt der erste Band eines theologischen Werkes: „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet". Im Herbst 1835 lag die ganze Arbeit vollendet vor.

Der Verfasser war ein junger schwäbischer Theologe, David Friedrich Strauß, 27 Jahre alt, der am Tübinger „Stift" das Amt eines sogenannten Repetenten bekleidete. Strauß hatte, wie man bald erfuhr, die übliche Laufbahn der begabten Schwabensöhne hinter sich: Blaubeurer Seminar und Tübinger Stift, dazu einige Semester auswärtiges Studium in Berlin. Er war Hegelianer und hatte dessen soeben modern gewordene Filosofie als glänzender, von der Jugend gefeierter Dozent in Tübingen eingeführt.

Das Werk besaß die Kraft eines revolutionären Willens. Die Wirkung setzte sofort ein, um Jahre lang das gebildete Deutschland, nicht nur die Theologen, in Aufruhr und Bewegung zu erhalten. Mit einem Schlag war der 27jährige Repetent des theologischen Seminars in Tübingen der Mann, dessen Buch „man" gelesen haben mußte. Es war eine Freude, es zu lesen; es war aus einem Guß, hinreißend geschrieben, mit der Kraft innerer Entladung: im Laufe nur eines Jahres hatte Strauß die 1400 Seiten seines Manuskriptes vollendet.

Aber es war mehr als eine Sensation. Es war ein Aufbruch in neues Land deutschen Geistes. Seit Eckehart und Luther hatte sich deutsches Denken um die Problematik der Evangelien bemüht. In Lessings theologischen Streitschriften war es zu kritischer Eindringlichkeit gesteigert. Das Werk des schwäbischen Denkers offenbarte eine neue Erklärung der alten Probleme.

Bis Strauß hatte man an dem historischen Charakter der Evangelien streng festgehalten. Orthodoxie wie Naturalisten hatten nie daran gezweifelt, daß die Berichte des Neuen Testaments geschichtlich tatsächliche Vorgänge darstellten. Das Problem war nur: wo hörte die Geschichte auf und fing das Wunder oder die Dichtung an?

David Friedrich Strauß aber erklärte: weder die Orthodoxen noch die Rationalisten haben recht. Ihre Voraussetzungen sind falsch. Nicht ein Jesus der Geschichte, sondern der Christus des Glaubens tritt uns in den Evangelien vor Augen. Die Berichte über den Stifter des Christentums sind Mythen, Verkleidungen urchristlicher Ideen, Gebilde der unbewußt schaffenden Fantasie der gläubigen Urgemeinden. Und Strauß unterbaute seine These in der Richtung der spekulativen Filosofie Hegels; das war ebenso modern wie kühn. Denn damit löste er alle „historische" evangelische Wahrheit, bis zur Auferstehung, in Mythe und Geist auf.

Eine Flut von Streitschriften gegen das Werk schoß empor. Strauß hatte ja alle angegriffen: die strengen Lutheraner und die Rationalisten, die Pietisten wie die Naturalisten und die rechtsstehenden Hegelianer. Er wurde sofort seines Lehramtes am Tübinger Stift enthoben — begreiflich im Jahre der neuen Reaktion, zwölf Monate nach der Wiener Ministerkonferenz Metternichs. Der junge streitbare Gelehrte ging, nach kurzer Verwendung als Lehrer, nach Stuttgart und wurde freier Schriftsteller.

Das Werk und der Kampf um die Auffassung Straußens sollten weitreichende Folgen haben; und diese Seite des Kampfes war, wie man heute feststellen kann, noch wichtiger als die unmittelbare Wirkung des Angriffs. Für die Theologie bedeutete die Problemstellung im „Leben Jesu" die Notwendigkeit, die Evangelien historisch und quellenmäßig zu untersuchen. Damit legte Strauß den Grundstein zur wissenschaftlichen Bibelkritik. So ist erst durch Strauß und die ihm folgende Tübinger Schule das Vorhandensein und die Bedeutung judenchristlicher und heidenchristlicher Elemente in den Evangelien festgestellt worden. Von hier führt eine direkte Linie zu ganz modernen Problemen, die im Vordergrund heutiger Debatten stehen — man denke nur etwa an Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts". Ebenso ist das Werk des schwäbischen Theologen der Ausgangspunkt jener Theorie, die im Mythos und in Mythologie den Kern der Evangelien gefunden zu haben glaubt; der jüngst verstorbene Arthur Drews war ihr bedeutendster Vertreter. (In Albert Schweitzers „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung" ist die Bedeutung des Werkes von Strauß wohl am stärksten und klarsten dargestellt.)

So hat die Wirkung dieses „säkularen" Buches wahrhaftig die Dauer von hundert Jahren durchgehalten. Grund genug, heute seiner zu gedenken.

Warum sollen wir nicht das Jubiläum eines Buches feiern? Auch Bücher sind Persönlichkeiten. Ernst W. Falk

---

Wie mannigfaltig, wie wechselreich und wie interessant wären die Bücher, wenn man nur das noch schriebe, was man denkt!
Vauvenargues

Man lernt es schneller, großartig schreiben, als leicht und schlicht schreiben. Die Gründe davon verlieren sich ins Moralische.
Nietzsche

Es wäre gewiß sehr nützlich, der Welt die Schriftsteller anzuzeigen, die mit Kenntnis anderer, die vor ihnen gewesen sind, aus sich selbst allein geschöpft haben. Durch diese allein lernt man, und es sind ihrer gewiß sehr wenige, die also jedermann leicht lesen könnte. Die andern prägen nach und sind im eigentlichen Verstande Falschmünzer. Lichtenberg

Weil die Leute, statt des Besten aller Zeiten, immer nur das Neueste lesen, bleiben die Schriftsteller im engen Kreise der zirkulierenden Ideen, und das Zeitalter verschlammt immer tiefer in seinem eigenen Dreck. Schopenhauer

Brillant

Der „Türmer" zitiert in seinem Oktoberheft (Nr. 1) eine bissige Kritik an den im Tagesumgang heftig grassierenden Modewörtern:

„Nun liegt das Wort fabelhaft im Sterben, auflebt das Wort brillant. Alles ist brillant. Unser Oma ihr klein Häuschen, die drei Hypotheken einbegriffen; die großen, viele Fragen stellenden und nur wenige beantwortenden Augen der Greta Garbo; brillant ist es, daß die Straßenbahn jetzt schneller fährt; nicht weniger brillant auch Onkel Toms Nase, weil er einen so brillanten Stammtisch — na, und so weiter! Nie hat's so viel brillante Köpfe gegeben, und das Gedicht in der brillanten Zeitschrift hat einen fabe... nein, brillanten Autor, wie auch der Wirsingkohl, den wir gestern zu Hause gegessen haben, direkt brillant zubereitet war."

Sprach-Schnitzeljagd

Der „Deutsche Sprachverein" veranstaltet in Bayern eine „Lustige Schnitzeljagd auf ergötzliche Sprachschnitzer in der Öffentlichkeit", d. h. auf Verstöße gegen Richtigkeit, Deutlichkeit und Reinheit unserer Muttersprache in öffentlichen Aufschriften und Anschlägen, wie sie in Gasthäusern, Straßen, Amtsstuben, Geschäftshäusern usw. anzutreffen sind. Auch Rechtschreibfehler sollen gerügt werden. „Leider werden die Zeitungen vorerst noch ausgenommen, obwohl dort bestimmt ein lustiges und ertragreiches Jagen zu erwarten wäre", bemerkt dazu die „Selbsthilfe" (Nr. 42).

Einander kennen lernen, heißt lernen, wie fremd man einander ist. Morgenstern

Heißer Brei

Zeichnung von Willy Widmann

Sanktionen

Signore Marino ist auf Geschäftsreisen in Prag. Am Nachmittag pendelt er die Hauptstraße hinunter, wo die verlockende Auslage bei Hanesch & Co. in ihm den unbändigen Drang nach einer neuen Kravatte weckt. Er betritt also den Laden, um sich den gewünschten Gegenstand zu erstehen.

Leider nimmt das Geschäft nicht den von ihm erwarteten Fortgang. Kaum hat man nämlich im Kravattengeschäft Hanesch & Co. erkannt, daß der Kunde italienischer Nation sei, als auch schon automatisch die vom Völkerbund eingerichtete Sanktionsmaschine in Kraft tritt. Das Kravattenfräulein von Tisch Nr. 7 erstarrt über die Zumutung, einen sanktionsreifen Italiener bedienen zu müssen. Der Rayonchef stürzt nach hinten. Von woher nach wenigen Augenblicken auch schon Herr Hanesch in eigener Person erscheint. Hier gehen Staatsdinge vor sich.

Herr Hanesch zuckt bedauernd die Achseln. „Es tut mir furchtbar leid, bedaure außerordentlich, ich würde mit dem größten Vergnügen, aber Sie werden ja selbst wissen, daß die Tschechei Mitglied des Völkerbundes ist, und daß der Völkerbund beschlossen ..."

„Weiß ik schon, richtig, serr richtig. Aberr ik muß jetzt aben einen Kravatt und kann nicht warten, bis Völkerbund hebt auf die Sanktionen."

Herr Hanesch ist tief bestürzt. Er ist Kaufmann, er hat kommerzielle Interessen. Aber über ihm steht der Staat und über dem Staat der Völkerbund. Ratlos blickt er in die schwarzen Augen des Signore Marino.

Zum Glück ist dieser ein eifriger Zeitungsleser. „Aberr aben Sie auch gelesen, daß Tschekei nicht will verzichten auf gutes Verhältnis zu meine Vaterland?"

Freilich, Herr Hanesch hat das gelesen. Aber die Erinnerung an die Erklärung seiner Regierung stürzt ihn nur in neue Verzweiflung. Was soll er nun tun? Soll er dem ersten Teil der Regierungserklärung folgen und die so guten Beziehungen zu Italien unvermindert weiter pflegen? Oder soll er — dem zweiten Teil der Verlautbarung Rechnung tragend — in allen Dingen dem Völkerbund die Treue halten?

Da taucht vor dem Ladenfenster unerwartet die Lösung auf. Gemessenen Schrittes geht Herr Menelik Hussein vorbei, abessinischer Privatgelehrter, der seinen Bedarf an Textilwaren ausschließlich bei Hanesch & Co. deckt.

Der geplagte Ladenbesitzer stürzt ihm nach. „Oh, vielmals Entschuldigung, Herr Doktor, wir haben hier eine sehr interessante Sache. Würden Sie mir nicht einmal wenige Minuten Ihrer kostbaren Zeit opfern?"

Während beide in den Laden gehen, klaubt Herr Hanesch mit einigem Aufwand an Stimme und Atem den diplomatischen Fall auseinander.

Der Schwarze lächelt.

Er verneigt sich höflich vor dem Italiener. „Nichts leichter als das. Sie, Herr Hanesch, verkaufen mir die Kravatte, und ich verkaufe Sie dem italienischen Herrn weiter."

Aber Signore Marino hebt abwehrend die Hände. „Oh, dem Erbfeind, wo wir doch Krieg miteinander aben. Wenn das der Duce wüßte." Und Herr Hanesch fühlt sich schon als Weltstörenfried im Völkerbundspalais herumgezerrt.

„Aber Signore ... Wie ist doch Ihr Name? ..."

„Marino, bitte ..."

„... Erstens haben wir gar keinen Krieg. Sie sind doch ohne Kriegserklärung in unser Land hereingekommen und führen nur eine Strafexpedition durch. Uns befehlen doch keine Verträge und Abmachungen, daß wir die Handelsverträge abbrechen, wie etwa diesem Herrn Hanesch, dessen Vaterland an den Völkerbundssanktionen beteiligt ist. Und zweitens ist meine Heimatstadt seit Wochen im Besitz der italienischen Truppen. Sie und ich haben also gar keine Meinungsverschiedenheiten mehr."

Und so war allen geholfen. Karl Amrhein

Zu alt?

Nach der Beendigung des Chaco-Krieges zwischen Bolivien und Paraguay ist in militärischen Fachblättern berichtet worden, daß im Laufe dieses Krieges alle bolivianischen Generäle ihre Ämter an jüngere Offiziere hätten abgeben müssen, einfach weil sie den Strapazen eines modernen Krieges fysisch und moralisch nicht mehr gewachsen gewesen seien; das Nervensystem von Männern in dem Alter, in dem man General werde, halte die anstrengenden Märsche, das tagelange Artilleriefeuer usw. und dazu die Last der Verantwortung einfach nicht aus.

Ist das nur in Bolivien so? — Der spanische Kriegsminister hat angekündigt, er werde das Dienstalter der Offiziere herabsetzen und vor allem dafür sorgen, daß das Stabsoffizierkorps und die Generalität verjüngt werde. Und ein englischer General hat sogar empfohlen, in einem künftigen Krieg solle man alle Generäle, die über 45 Jahre alt seien, überhaupt zu Hause lassen.

Aber ist das nicht eine übertriebene Forderung? — Wir wollen nicht auf Feldherren früherer Zeiten verweisen (etwa Blücher oder Moltke) — auch von den Heerführern des Weltkriegs (der doch ein ebenso moderner Krieg war wie der im Chaco) hatten wohl die meisten die von dem englischen General geforderte Altersgrenze überschritten: Hindenburg wie Foch, Mackensen wie Nivelle, und auch Ludendorff war, als er Generalquartiermeister wurde, schon über fünfzig, und doch hat keiner von den Genannten die Nerven verloren, auch in den schwierigsten Lagen nicht. Vielleicht verbrauchen sich die Menschen in Bolivien überhaupt rascher; es wird auch darauf ankommen, welcher Art der Krieg ist (ob Stellungs- oder Bewegungskrieg) und mit welchen Aufgaben die höheren Offiziere betraut werden, und auf manches andere; jedenfalls wird man bei den militärischen Berufen mit einer schematisch festgelegten Altersgrenze noch weniger auskommen als bei anderen.

Daß übrigens Offiziere, besonders höhere Offiziere, neben Pfarrern und Jägern zu den lebenskräftigsten Menschen gehören (sei das nun eine Folge der Auslese oder des gesunden Berufs), beweist eine kürzlich in den Zeitungen veröffentlichte Liste noch lebender Offiziere, die an den Feldzügen von 1864, 1866 und 1870/71 teilgenommen haben. Durch eine bei den Offiziersvereinigungen der alten Armee angestellten Umfrage konnten 252 alte Offiziers-Mitkämpfer festgestellt werden: 1 Generalfeldmarschall, 1 Generaloberst, 20 Generäle der Infanterie, Artillerie oder Kavallerie, 43 Generalleutnants, 33 Generalmajore, 33 Obersten, 31 Oberstleutnants, 41 Majore, 24 Hauptleute und 22 Leutnants.

General de Bono, der Oberbefehlshaber der italienischen Truppen in Ostafrika, ist im Jahre 1866 geboren, also 69 Jahre alt.

Kleinigkeiten

Non olet. Aus der „Selbsthilfe" (Nr. 43): „Non olet!, d. h. es stinkt nicht, antwortete jener Römerkaiser auf die Vorwürfe, daß er, um zu Geld zu kommen, die Aborte besteuere. Non olet! sagen die englischen Ölmagnaten, die heute noch Öl und Benzin an Italien verkaufen, daß dessen Flugzeuge in Abessinien Tod und Verderben bringen können. Non olet! sagen die Italiener, die heute noch Makkaroni, Chianti, Turiner Wermuth und Gorgonzolakäse nach — Addis Abeba verkaufen, und non olet! sagen die Abessinier, die Häute, Felle, Kaffee und was sonst das Land des Negus heut nach Dschibuti liefern, wo italienische Händler diese Waren gerne kaufen."

Die Beleidigung. In Genua verklagte ein Mann seinen Nachbarn, weil dieser ihn bei einem Wortwechsel „Abessinier" genannt hatte.

Kaninchenzüchter an die Front. Die italienische Dopolavoro-Organisation hat alle Kaninchenzüchter aufgefordert, sich emsiger Züchtertätigkeit zu befleißigen, damit Fleisch und Felle dieser nützlichen Tiere Einfuhrwaren ersetzen.

Das Taschentuch. In Rom will eine von führenden Ärzten gegründete Liga das Taschentuch abschaffen und nach japanischem Vorbild Blätter aus Seidenpapier dafür haben, die man nach Gebrauch wegwirft.

Ausfuhrartikel. In der britisch-indischen Handelsbilanz nehmen die Affen keinen unwichtigen Platz ein. In den ersten acht Monaten des Jahres 1935 sind für 8,4 Millionen Rupien Affen nach Amerika und Europa ausgeführt worden.

Giftiges Spielzeug. Die Regierung des Australischen Bundes hat ihre Grenzen gegen bestimmte japanische Spielzeugarten mit der ausdrücklichen Begründung gesperrt, daß besonders in Gummi- und Zelluloidspielzeug sowie in Malstiften Beimischungen von Arsen, Blei, Antimon und anderen Giften gefunden worden seien.

Heizbare Polizei. Die „Deutsche Wochenschau" (Nr. 44) erzählt, daß die Moskauer Polizisten zum Schutz gegen die Kälte mit elektrisch gewärmten Jacken ausstaffiert werden. Auf jedem Kontrollpunkt der Stadt werden Steckkontakte eingebaut, an die der Polizist eine elektrische Wärmeleitung anschließen könne, die durch seinen Rock führe.

Triumf der Technik. Der dänische Ingenieurverein, berichtet das „Stuttgarter Neue Tagblatt" (Nr. 520), hat vor einigen Tagen sein neues Heim eingeweiht. In diesem Haus führt eine direkte Leitung vom Keller in die verschiedenen Stockwerke; in ihr fließt aber kein Wasser, sondern eisgekühltes Bier.

Wechsler im Tempel. Englische Blätter haben sich darüber entrüstet, daß der Pfarrer einer Dorfkirche in der Nähe von Cardiff die Zulassung der Pressefotografen und Reporter bei der Trauung des englischen Schwergewichtsmeisters Jack Petersen an den Meistbietenden versteigert und die Anderen mit Gewalt am Eintritt gehindert habe. Es habe „erstaunliche Szenen" vor dem Gotteshaus gegeben.

Nicht erschrecken! Die Postverwaltung der südafrikanischen Union ist auf einen neuen Gedanken gekommen: sie stellt gegen eine geringe Gebühr Telegramme auf Wunsch in andersgefärbtem Umschlag und mit der Extraaufschrift „Gute Nachricht" zu, damit die Empfänger nicht zu erschrecken brauchen (Sollte die Sache nicht einen Haken haben?)

Abgekürztes Mittagessen. Die Inhaber der New Yorker Schnellgaststätten sind auf einen neuen Fortschritt gekommen: Der Gast kommt angerannt, wählt nach eigenem Ermessen rohen Spinat, Karotten, Kresse, Kartoffeln, Äpfel und Orangen, das alles wird in einer Maschine zermahlen, und aus einem Hahn läuft der Saft davon, der „nach Ansicht ärztlicher Kapazitäten" eine vollwertige vegetarische Mahlzeit darstellt. Nach fünf Minuten kann der Gast schon wieder davonrennen.

Staub. Mit Hilfe des Owens'schen Staubzählers hat man feststellen können, daß die Zahl der Staubteilchen im Kubikzentimeter Luft auf dem freien Lande einige Hundert, in den Städten ebensoviel Tausend beträgt, in London an Nebeltagen z. B. bis zu 50 000.

Rost. Ein englischer Ingenieur hat festgestellt, daß jährlich etwa 2 900 000 Tonnen Eisen und Stahl auf der Erde vom Rost vernichtet werden, und damit auch vier- bis fünfmal soviel Kohlen und Koks, die zur Herstellung dieser Eisenmengen benötigt wurden.

Wie bezieht man die Sonntags-Zeitung? 1. Man kann sie, das Stück zu 20 Pfennig, bei einem Händler kaufen. 2. Man kann sie sich vom Verlag, Stuttgart, Postfach 51, unter Streifband zuschicken lassen; das kostet dann einschließlich Porto monatlich 1 Mark. 3. Man kann sie bei der Post selber bestellen, zum Preis von monatlich 86 Pfennig einschließlich Zustellgebühr. Für Verlag und Leser ist das der bequemste und vorteilhafteste Weg. Die Bestellung muß freilich vor dem 24. des Vormonats aufgegeben werden, sonst verlangt die Post 20 Pfennig extra. Und wenn einmal eine Nummer ausbleibt, muß man beim Briefträger oder dem Postamt reklamieren; erst wenn das nicht hilft, beim Verlag!

Bei Schaller, Stuttgart, Marienstraße 14, sind im November ausgestellt: Gemälde von Heinrich von Kralik, Grafik von Hanna Nagel, ferner Arbeiten von Sulamith Wülfing und Batiken von Frau Dölker-Schwarz. Geöffnet von 8.30 Uhr bis 19 Uhr.

Wer weiß Näheres über den Schurrenhof, über den wir gern unter „Sozialpolitische Experimente" berichten würden? D. Red.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 24018, Postscheckkonto Stuttgart 19844. Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließl. Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Gerichtsstand und Erfüllungsort für beide Teile: Stuttgart

Stuttgart, 24. November 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 47

Ein heikles Thema

Als im Jahr 1931 die großen Zusammenbrüche in der Wirtschaft erfolgt waren (Darmstädter- und Nationalbank, Lahusen-Konzern, Karstadt u. a.), schüttelten viele Leute auch unter den „Bürgerlichen" den Kopf über die Riesengehälter der verantwortlichen Personen, die durch ihren Leichtsinn, ihre Unfähigkeit oder Untätigkeit an jenen Katastrofen ohne Zweifel mitschuldig gewesen waren. Man fragte sich auch, ob es eigentlich „tragbar" sei, daß in gewissen damals vom Reich gestützten Banken die leitenden Herrschaften weiterhin Ministergehälter bezogen; und eine Verordnung vom 19. September 1931 verpflichtete dann die Aktiengesellschaften, künftig jedes Jahr Angaben über die Bezüge ihrer Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder zu machen. Offenbar hatte dieser Zwang zur Publizität den Zweck, erzieherisch zu wirken.

Während der Fortdauer der Krise, als diese Bezüge zurückgingen oder wenigstens gleichblieben, kümmerte sich die Öffentlichkeit nicht allzuviel um diese jetzt entschleierten ehemaligen Geheimnisse. Aber seit zwei Jahren geht es vielen Gesellschaften wieder besser; damit sind, z. T. automatisch (Tantièmen) auch die Einnahmen der Direktoren wieder gestiegen. Und nun hat in den letzten Wochen ein großer Teil der Presse diese Gehälter unter die Lupe genommen.

Es wurde darauf hingewiesen, daß in so und so vielen Fällen der erhöhte Gewinn einer Firma und damit das erhöhte Einkommen ihrer Direktoren keineswegs mit irgend einer erhöhten Leistung der leitenden Personen zusammenhing, sondern lediglich auf die hilfreichen Eingriffe des Staates, die „Staatskonjunktur", zurückzuführen war. Ferner hieß es, solange die allgemeine Wirtschaftslage es nicht erlaube, die Löhne der Arbeiter zu erhöhen, folge es aus dem Sinn der Werkgemeinschaft, daß auch die Führer der Betriebe auf Mehreinnahmen zu verzichten hätten.

Im Handelsteil einiger Zeitungen, die der „Wirtschaft" nahestehen (ideell, ist gemeint) sind dann sauersüße Betrachtungen über dieses Thema erschienen, oft kleine Meisterstücke jener sprachlichen Diplomatie, die den Pelz waschen will, ohne ihn naß zu machen. Es sei gestattet, einige Zitate anzuführen.

In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" (Nr. 514/515) hieß es in einem Aufsatz von Josef Winschuh: „... Zur Zeit zieht sich ein Unwetter der Mißbilligung und Kritik über jenen Direktorengehältern zusammen, die im letzten Geschäftsjahr gestiegen sind ... Bei vielen dieser Gehaltssteigerungen hat man es mit einer Art „Akkordlohn des Unternehmers" zu tun, mit der Auswirkung der erhöhten Produktions-, Umsatz- und Gewinnziffern über das Tantièmesystem. Auch hier steht eine Entwicklung auf der Kippe. Gegen die Einkommenerhöhungen können angeführt werden der soziale Takt, die Eingliederung der Direktorenschicht in die Lohnstillhaltung der großen Arbeitsarmee, die Tatsache der Staatskonjunktur. Andererseits muß man das Auf und Ab der höheren Einkommen im Zusammenhang sehen, außerdem steht das Prinzip der Einkommensfreiheit auf dem Spiel und damit auch Erfolg und Verantwortung und ihr materieller Ausdruck, und schließlich die wichtige kulturelle Rolle der Verwendung des Großeinkommens. Gewichtige Momente und Gründe fallen hier bei einer Entscheidung in die Waagschale, die materiell von geringerer Bedeutung ist als psychologisch. Auf längere Sicht gesehen dürfte das Bedürfnis des Staates nach Konsolidierungkapital einen wichtigen und zeitgemäßen Beitrag zur Lösung dieses Problems liefern. Jedenfalls müssen die größeren Einkommen unter dem Gesetz der wirtschaftlichen und sozialen Anspannung, unter dem Deutschland seine Freiheit ausbaut und sichert, mit einer stärkeren Einkreisung rechnen."

Und die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 536) schrieb in einem redaktionellen Leitartikel folgende Sätze: „... Kein Zweifel, der gewerbliche Aufschwung des gegenwärtigen Ausmaßes geht vornehmlich auf staatliche Anregungen, Aufträge und Vorleistungen zurück. Die Regierung hat es verstanden, den nach dem Krisentief von Mitte 1932 sich vorbereitenden Anstieg machtvoll zu beschleunigen und zu verbreitern. Das hat den Absatz z. B. industrieller Erzeugnisse stark erleichtert. Es hat aber gerade in solchen Fällen oft von der Produktion und damit auch von ihren Führern eine besondere Kräfteanspannung erfordert, eine Arbeit, die sich nicht mit der Uhr in Arbeitsstunden einzwängen läßt, sondern den ganzen Menschen auch in seiner Freizeit mindestens geistig in Anspruch nimmt. Wenn der Werkmann ruht, wacht noch oft der unternehmerisch verantwortliche Direktor. Der rechte Führer denkt mit allen und für alle. Selbst die Vorvergangenheit, also die Krisenzeit, pflegte keine Zeit des Pausierens zu sein, vielmehr oft eine solche doppelt aufreibender Sorgen und Arbeit ... Während die Arbeiter feiern mußten, hatte in der Verwaltung dennnoch jemand sich dafür einzusetzen, daß der Betrieb durch die Depression hindurchgerettet und der neue Aufbau finanziell erkämpft wurde bis zu dem Augenblick, da es wieder möglich war, Arbeiter frisch einzusetzen. Im Grunde wird also die sozial bitter empfundene Kluft zwischen dem, der in der Krise keinen Lohn mehr bezieht und nur auf die Sozialeinrichtungen angewiesen ist, und jenem anderen, der noch im Genusse der Arbeit und eines Einkommens bleibt, immer wiederkehren, solang es Krisen gibt. Wenn freilich dann die wirtschaftliche Belebung Platz greift, so kommt es für die neuen Bezüge wohl darauf an, wie der Krisenlohn und der Aufschwungslohn in ihrer Größenordnung sich verhalten zu den tatsächlichen Leistungen der Personen in beiden Stadien. Wer will das von außen unterscheiden?" In dem Artikel wird im übrigen noch darauf hingewiesen, daß „heute, wie meist in den ersten Stadien eines Aufschwungs, die Unternehmungen bereits um die besten Kräfte an leitenden und hochqualifizierter Facharbeitern konkurrieren, während umgekehrt die breite Schicht der Arbeiterschaft vorläufig noch stärker Arbeitsplätze begehrt als angeboten werden", und daß „auch die Aktiengesellschaft in der Bezahlung von Spitzenkräften konkurrieren muß mit den andern Unternehmungsformen, ja selbst mit ihren eigenen Kartellen".

◆

Wenn man mit dürren Worten heraussagt, es sei nicht recht, zumal in einer Zeit wie der heutigen, daß Industriekapitäne so viel Geld einstecken, und es sei für eine Volkswirtschaft nicht gut, wenn der Wohlstand in ihr allzu ungleich verteilt sei, so bekommt man (vielleicht nebst einer kleinen Andeutung, daß der Neid ein verbreitetes Laster sei) von interessierter Seite gewöhnlich die beiden in dem obigen zweiten Zitat ausgeführten Begründungen zu hören: 1. der Herr Direktor leistet eine Arbeit, die mit gewöhnlicher Arbeit gar nicht auf Zahlenbasis verglichen werden kann, und 2. das Angebot an geeigneten Kräften für die leitenden Stellen ist so klein, daß wohl oder übel Riesengehälter für sie eingesetzt werden müssen.

Lassen wir auf beides den boshaften Engländer Bernard Shaw mit zwei Sätzen erwidern, die er in einer Jugendarbeit einmal geschrieben hat:

1. „Was man Vorgesetzte nennt, ist in der Organisation der Gesellschaft genau so nötig wie der Schlußstein in einem Brückenbogen; aber der Schlußstein ist nicht aus besserem Material gemacht als viele andere Teile der Brücke; seine Bedeutung beruht auf seiner Lage, und nicht seine Lage auf seiner Bedeutung". 2. „Ich bin durchaus nicht sicher, daß eine Beschäftigung, die für Leute, die sie gut ausführen können, so außerordentlich angenehm ist, wie die Ausfüllung der leitenden Stellen in der Volkswirtschaft, nicht letzten Endes (nämlich bei wirklich „freier Konkurrenz", d. Red.) auf dem Markte billiger sein wird als die Handarbeit, die so unangenehme Aufgaben in sich schließt, wie Kanalreinigen, Gießerei, Heizen, gewisse Arten der Grubenarbeit usw. Wenn Herr Mallock oder ich die Wahl hätten, ein Eisenwerk für 5000 Mark im Jahr zu leiten, oder für 10 000 Mark darin zu puddeln, so würden wir uns gewiß auf die 5000 Mark stürzen." ×××

Der „Angriff" hat in seiner Nr. 239 auf ein nachahmenswertes Beispiel dafür, wie Direktorengehälter abzumessen seien, aufmerksam gemacht, nämlich auf das Statut der Jenaer Zeiß-Werke, worin bestimmt wird, „daß kein Gehalt mehr betragen dürfe als das Zehnfache des durchschnittlichen Einkommens eines Lohnarbeiters, der über 24 Jahre alt und drei Jahre im Werk beschäftigt ist".

◆

Wir können es heute nicht mehr ertragen, daß jemand in Deutschland aufstünde und seine materialistischen Eigentumsinteressen den Interessen der Gemeinschaft voran- oder entgegenstellen wollte. Wir anerkennen in dem Eigentum nur die Berufung des einzelnen, desto mehr zu opfern, je mehr er über Güter verfügt.

Reichsminister Dr. Frank in einer Rede auf der Frankfurter Gautagung des NS-Juristenbundes, 27. Oktober 1935.

Und eine Pension dazu

„Wir wissen nicht auf den Pfennig genau, wieviel Pension Fürst Bismarck bezogen hat. Auf jeden Fall sind es weniger als 20 000 Reichsmark im Jahr gewesen, was sicherlich nicht zuviel war für den Mann, der von allen Männern seiner Zeit das Größte geleistet hat. Von Direktor K., auch wenn er sehr tüchtig war, kann schwerlich behauptet werden, daß er ebenso Großes geleistet hätte. Dennoch bezog er nicht nur ein Jahreseinkommen von 230 000 RM. (ohne Aufsichtsratstantiemen), sondern er hatte sich obendrein eine Jahrespension von etwa 150 000 RM. ausbedungen ... Unter keinen Umständen geht es an, daß Rieseneinkommen durch Riesenpensionen ergänzt werden. Das wäre selbst nach den Spielregeln des Liberalismus nicht zu verteidigen; denn wo kein Risiko ist, da soll auch nach dieser Lehre kein Profit sein ... Die Zeit der Riesengehälter mit Riesenpensionen ist vorbei. Gleichwohl hat der geschilderte Fall mehr als historisches Interesse; denn die Tendenz, alle Unternehmervorteile mit allen Beamtenvorteilen zu kombinieren, und alle Risiken der Allgemeinheit aufzuladen, wird zwar niedergehalten, aber aus dem Denken und Wünschen der Reaktionäre verschwunden ist sie noch keineswegs." (Aus dem „Angriff")

Kleine Chronik

Die Reichsregierung hat zu den sogenannten „Nürnberger Gesetzen" die ersten Ausführungsbestimmungen erlassen.

Die deutsche Außenhandelsbilanz im Oktober ist mit 55 Millionen Mark aktiv (Einfuhr: 336, Ausfuhr: 391 Millionen).

In Berlin ist am 15. November ein Reichskultursenat gegründet worden.

Der Gouverneur des Memelgebiets hat den Landtagspräsidenten Baldszus, einen Vertreter der deutschen Einheitsliste, mit der Regierungsbildung beauftragt, nachdem die Versuche zweier Litauer, eine Regierung zu schaffen, gescheitert sind. Auch Baldszus hat abgelehnt.

Bei den englischen Unterhauswahlen hat zwar die konservative Partei Mandate verloren und die Labour-Party Mandate gewonnen, aber trotzdem besitzt die Regierung noch die Zweidrittelmehrheit.

Die Bank von Frankreich hat wegen anhaltender Goldabzüge den Diskont von 3 auf 4 Prozent erhöht.

Das im Dezember ablaufende Tangerstatut ist um weitere zehn Jahre verlängert worden.

Der schweizerische Bundesrat hat „zur Behebung von Notständen" weitgehende Vollmachten erhalten. Durch diese Vollmachten wird die Bundesverfassung bis Ende 1937 außer Kraft gesetzt.

Die italienische Regierung hat an die Staaten, die sich an Sanktionen gegen Italien beteiligen, eine Protestnote gerichtet.

Der Widerstand der Abessinier gegen den italienischen Vormarsch scheint sich allmählich zu verstärken.

General de Bono, der Oberbefehlshaber der italienischen Truppen in Ostafrika, ist abberufen und durch den bisherigen Generalstabschef Badoglio ersetzt worden.

In Ägypten, besonders in Kairo, haben Anhänger des Wafd, der ägyptischen Nationalisten-Partei, englandfeindliche Kundgebungen veranstaltet, bei denen es zu blutigen Zusammenstößen mit der Polizei gekommen ist.

Die sowjetrussische Regierung hat für In- und Ausländer eine einheitliche Währung geschaffen, indem sie den Wert des Rubels auf 3 französische Franken (etwa 50 Pfennig) festgesetzt hat.

In Peking ist die Unabhängigkeit Nordchinas von einem chinesischen General in Anwesenheit japanischer Sondergesandter proklamiert worden.

Konjunktur-Spiegel

Von Fritz Werkmann

Vor kurzem hielt Wagemann, der Präsident des deutschen Instituts für Konjunkturforschung, der Statistik einen „Narrenspiegel" vor. Das unter diesem Titel erschienene Buch ist ein Warnruf gegen jeglichen Mißbrauch von Zahlen. Um so ernster wollen wir den bald nach jenem Buch erschienenen Halbjahresbericht seines Institutes nehmen und hier zeigen, wie sich die deutsche Konjunktur im Spiegel des Instituts ausnimmt.

Bereits die ersten beiden Schaubilder des Berichts spiegeln die deutsche Wirklichkeit treffend wieder, mit der Verzerrung des Verhältnisses von Investitionsgütern und Konsumgütern, die gegenwärtig für die industrielle Produktion Deutschlands charakteristisch ist. Nur die Linie der Investitionsgüterproduktion zeigt steil nach oben! (Unter Investitionsgütern sind dabei verstanden halbfertige und fertige Anlagegüter wie Eisen, andere Metalle, Maschinen, Fahrzeuge, Bauten und „sonstige Produktionsgüter mit allgemeinem Verwendungszweck" wie Kohle, Gas, Wasser, Elektrizität, Verpackungsmaterial, Chemikalien.)

1928 war die Investitionsgüterproduktion übersteigert, was dann bekanntlich zur Krise führte. Verglichen mit diesem Jahr lag im Sommer 1935 (Durchschnitt der Monate Juni, Juli und August) die Investitionsgüterproduktion 7 Prozent höher, die industrielle Produktion von „Konsumgütern des elastischen Bedarfs" (Textilwaren, Hausrat, Schuhe, Musikinstrumente, Spielwaren) dagegen 20 Prozent niedriger. Für die Gesamtheit der gewerblich erzeugten Konsumgüter (einschließlich Nahrungs- und Genußmittel) liegt vorläufig nur eine Berechnung für das zweite Vierteljahr vor; ihre Produktion lag damals, Saisonschwankungen ausgeschaltet, 11 Prozent unter dem Stand von 1928.

Die Produktion von Investitionsgütern hatte im Januar 1933 mit 31 Prozent des Standes von 1928 ihren tiefsten Punkt erreicht. Gleichzeitig war die Produktion von Konsumgütern des elastischen Bedarfs auf 73 Prozent des Standes von 1928 gesunken. Von Januar 1933 bis zum Sommer 1935 ist die Produktion von Investitionsgütern um 247 Prozent gestiegen, die Produktion von Konsumgütern des elastischen Bedarfs dagegen nur um 10 Prozent.

Vergleichen wir schließlich die Monate Juni bis August 1934 und 1935, so ergibt sich: die Produktion von Investitionsgütern ist seit dem Vorjahr um 36 Prozent gestiegen; die Produktion von Konsumgütern des elastischen Bedarfs um 10 Prozent gesunken.

Das Institut schreibt dazu: „Stärker denn je konzentriert sich die Belebung der Wirtschaft auf die Anlagetätigkeit. Die umfassenden Arbeitsbeschaffungsprogramme der Jahre 1933 und 1934 sind zwar so gut wie erfüllt. An ihre Stelle sind aber namentlich die Aufgaben getreten, die sich aus der Wiedererringung der Wehrhoheit ergeben." — „Die Verbrauchswirtschaft ist seit längerer Zeit im Aufschwung zurückgeblieben ... Im Ganzen werden zurzeit noch etwas weniger Verbrauchsgüter erzeugt und abgesetzt als vor einem Jahr."

◆

Diese Sätze und von uns aus Angaben des Instituts errechneten Zahlen mögen, da wir seine Schaubilder hier nicht wiedergeben können, genügen, um das Gesamtbild der deutschen Wirtschaft, wie es sich im Spiegel des Instituts zeigt, nachzuzeichnen. Ihnen fügen sich eine große Reihe von Einzelangaben ein, wenn sie auch vom Institut nicht ausdrücklich als Teile des Gesamtbildes bezeichnet werden.

Schon das erste Kapitel nach dem „Allgemeinen Überblick" liefert bei der Betrachtung von „Arbeitslosigkeit und Beschäftigung" solche Einzelangaben. Neben einer Arbeitslosigkeit von 1,7 Millionen (Ende September), deren Steigerung im Winter um 1,5 Millionen „durchaus im Bereich des Möglichen" liegt, stellt das Institut Arbeitermangel fest bei Bauschlossern, Monteuren, Schweißern, Kupferschmieden, Feinmechanikern, Maurern, Zimmerern, Steinarbeitern. Das sind alles Berufe, die mit Investitionen zu tun haben.

Auch die Konjunkturvoraussage des Institutes baut durchaus auf der Investitionsgüter-Konjunktur auf: „Da vor allem der Wiederaufbau der Wehrmacht noch nicht beendet ist, so kann für die nächsten Monate damit gerechnet werden, daß sich — konjunkturell — der hohe Stand der Beschäftigung hält."

Zur Beantwortung der Frage, wie weit die Finanzierung der „Staatskonjunktur" aus laufenden Einnahmen möglich ist, hilft unter anderem eine Übersicht des Instituts über die Entwicklung der wichtigsten „konjunkturempfindlichen" Einnahmen und Ausgaben der öffentlichen Verwaltung. Im Haushaltsjahr 1934/35 (April-März) sind gegenüber 1932/33 die Steuereinnahmen des Reichs um 950 Millionen Mark gestiegen, die Steuereinnahmen der Länder um 290, die der Gemeinden um 440 Millionen Mark, ferner die Beiträge der Arbeitslosenversicherung (deren Beitragssatz bekanntlich auf seinem Krisenhöchststand gelassen wurde) um 230 Millionen Mark. Das ist insgesamt eine Steigerung der laufenden Einnahmen um 1,9 Milliarden Mark. Andererseits sind die Ausgaben für Arbeitslosenhilfe im weitesten Sinne (einschließlich Kurzarbeiterunterstützung, Wohlfahrtsunterstützung, Kosten der Arbeitsvermittlung und Notstandsarbeiten) um 1,5 Milliarden Mark gesunken. Hier ergibt sich also eine Summe von 3,4 Milliarden Mark jährlich, die für öffentliche Investitionen bereits ohne Inanspruchnahme von Kreditmitteln jährlich zur Verfügung steht.

Die kreditmäßige Finanzierung der Staatskonjunktur wird durch folgenden Hinweis beleuchtet: „Obgleich erhebliche Mittel der Banken dem Geldmarkt zuströmten ..., war keine Entlastung des Reichsbankstatus zu bemerken. Dies ist vor allen Dingen dadurch zu erklären, daß immer mehr Sonderwechsel, auf die hauptsächlich die Zunahme des gesamten Wechselsumlaufs entfällt, auf Grund der Rediskontbereitschaft der Reichsbank den Weg zum Zentralinstitut nahmen. Umgekehrt wurden die Handelswechsel, deren Umfang nicht erheblich zugenommen haben dürfte, vorwiegend von den Kreditbanken aufgefangen ... Die Reichsbank blieb also durch die Hereinnahme von Sonderziehungen relativ stark belastet, während die Banken an Materialknappheit litten." In einfacheren Worten: Handelswechsel, wie sie bei einer auf privater Initiative

aufgebauten Konjunktur vermehrt anfallen und wie die Banken sie gerne kaufen, gibt es wenig. Öffentliche Wechsel, wie sie bei einer „Staatskonjunktur" anfallen und wie die Banken sie nicht gerne kaufen, gibt es viel. Die Reichsbank nimmt sie, zum Teil mit Hilfe von Tochterbanken und anderen öffentlichen Stellen, zu einem kleinen Teil auch mit Hilfe einer Vermehrung der umlaufenden Reichsbanknoten. Jeweils Ende Oktober waren in den Jahren 1932 bis 1935 Reichsbanknoten in Umlauf: 3,5 — 3,6 — 3,8 — 4,2 Milliarden Mark. (Zur Vergleichung: Ende Oktober 1928: 4,4 Milliarden Mark; damals waren die Lebenshaltungskosten ein Viertel höher und die Umsätze im Einzelhandel, zu deren Bezahlung der Hauptteil der Noten Verwendung findet, wertmäßig um fast die Hälfte größer.)

Bekanntlich ist die Niederhaltung des Arbeitseinkommens eine Voraussetzung der gegenwärtigen Investitionsgüter-Konjunktur. Nach dem Urteil des Instituts „stieg das Einkommen aus Lohn und Gehalt in der Hauptsache dadurch, daß mit der Verminderung der Arbeitslosigkeit die Zahl der Einkommensbezieher stieg, die Höhe der Einzeleinkommen im Durchschnitt aber ziemlich stabil blieb". Das Einkommen aus Lohn und Gehalt ist vom 3. Vierteljahr 1932 bis zum 3. Vierteljahr 1935 von 6,6 auf 8,1 Milliarden Mark gestiegen, also um rund 23 Prozent.

Um die realen Einkommensveränderungen der Schicht der Lohn- und Gehaltsbezieher zu ermitteln, müßte man eine Reihe verwickelter Berechnungen anstellen; man müßte z. B. den Wegfall von Unterstützungsleistungen und die Veränderungen der Lebenshaltungskosten berücksichtigen. Wir sehen von einer solchen Berechnung dieses Mal ab (wir gaben sie zuletzt in Nr. 7), weil nunmehr auch das Institut Bedenken gegen die Benutzung des Lebenshaltungsindex bekommen hat. Es schreibt nämlich nach der Feststellung, daß in den ersten 8 Monaten des Jahres 1935 die Umsätze des Einzelhandels in Nahrungs- und Genußmitteln 6,4 Prozent höher lagen als im Vorjahr: „In diesem Zeitraum ist die Indexziffer der Ernährungskosten um 2,3 Prozent gestiegen. Normalerweise wäre bei einem Vergleich dieser Zahlen die Annahme gerechtfertigt, daß der größere Teil der wertmäßigen Umsatzsteigerung auf eine Erhöhung der Umsatzmengen zurückzuführen ist. Diese Folgerung dürfte aber gegenwärtig nicht zulässig sein. Der Ernährungsindex berücksichtigt nämlich nur einen Teil der im Lebensmittelhandel geführten Waren; die Preise der nicht erfaßten Produkte (z. B. einige Gemüsesorten, Obst) sind aber, zum Teil infolge ungünstiger Witterungseinflüsse, ziemlich stark gestiegen. Daneben ist ein anderer Vorgang zu beachten, der nicht im eigentlichen Sinne als Preissteigerung bezeichnet werden kann, aber doch zu einer Erhöhung der Verbraucherausgaben für Lebensmittel führt: am Lebensmittelmarkt ist es teilweise zu einer Verminderung der Sortimente gekommen; in einzelnen Artikeln waren nicht mehr alle Preisstufen und Qualitäten, die bisher angeboten wurden, vorhanden, sondern nur noch die besseren."

Die Bewegung der realen Einkommen können wir also zurzeit nicht genau feststellen. Wir werden sie nachher in einem — wenn auch durch die Hamsterwelle des Vorjahres etwas verzerrten — Spiegel beobachten, nämlich im Spiegel der Entwicklung einzelner Konsumgüterindustrien. Vorher sei aber eine geldmäßig erfaßbare Entwicklung gestreift, die zur Erklärung der Konsumentwicklung nicht unwichtig ist, nämlich die Entwicklung der Lohnsteuerabzüge. Im Sommerhalbjahr 1935 (April bis September) erbrachte die Lohnsteuer 665 Millionen Mark. Das waren nach Rechnung des Instituts 73 Prozent mehr als im Sommerhalbjahr 1932. Nun sind allerdings, wie das Institut anmerkt, seit dem 1. Januar 1935 Ehestandshilfe und Abgabe zur Arbeitslosenhilfe in den Lohnsteuertarif eingearbeitet. Eine besondere „Ehestandshilfe" gab es aber 1932 noch nicht, und die Abgabe zur Arbeitslosenhilfe wurde erst durch Notverordnung vom 14. Juni 1932 eingeführt und erbrachte bis Ende September 1932 laut „Reichsarbeitsblatt" 76 Millionen Mark. Wenn wir diesen Betrag dem Lohnsteueraufkommen vom Sommer 1932 zufügen, ergibt sich eine Zunahme der steuerlichen Belastung des Einkommens aus Lohn und Gehalt um immer noch 45 Prozent, bei einer Zunahme dieser Einkommen um nur 23 Prozent. (Im Winterhalbjahr kommen noch Beiträge an die Winterhilfe in Höhe von 10 Prozent des Lohnsteueraufkommens, also 60—70 Millionen Mark, zur Lohnsteuer dazu.) Das Institut — das diese Rechnung nicht durchführt — schreibt selber zur Steigerung der Lohnsteuersumme: „Diese außerordentliche Ertragszunahme ist zu einem Teil auf die seit Januar 1935 geltende Änderung im Steuertarif zurückzuführen."

◆

Für die Entwicklung der Investitionen ist kennzeichnend der „reine" Eisenverbrauch Deutschlands. Er wird errechnet aus der Produktion von Gießerei-Roheisen, Hämatit-Eisen und Rohstahl zuzüglich Einfuhr, abzüglich Ausfuhr von Roheisen, Walzeisen, Gußwaren, Eisen- und Stahlwaren sowie dem in Maschinen, elektrotechnischen Erzeugnissen und Fahrzeugen enthaltenen Eisen. Dieser „reine" Eisenverbrauch betrug 1932, im ganzen Jahr, 3,7 Millionen Tonnen. Im dritten Vierteljahr 1935 betrug er ebenfalls 3,7 Millionen Tonnen!

Zur Ergänzung seien Angaben über einige Investitionsgüterindustrien angefügt: „Der Gesamtabsatz der Maschinenbau-Anstalten ... war im ersten Halbjahr 1935 um 54 Prozent größer als im Vorjahr." Es handelt sich dabei um eine reine Inlandskonjunktur. Die deutsche Maschinenausfuhr sinkt stetig; ihr Anteil an der Belieferung des Weltmarktes fällt entsprechend. Setzt man die Maschinenausfuhr der größten Ausfuhrländer: Deutschland, Großbritannien und USA gleich 100, so betrug der deutsche Anteil im

2. Halbjahr 1932	45 Prozent
2. Halbjahr 1933	39 Prozent
2. Halbjahr 1934	30 Prozent
1. Halbjahr 1935	28 Prozent.

Kraftwagen: Die Produktion von Lastkraftwagen lag im August um 320 Prozent, die von Personenkraftwagen um 210 Prozent über dem Tiefstand von 1932 (August). Sie lag um 27 bzw. 21 Prozent über dem Jahresdurchschnitt von 1928. In acht Monaten 1935 wurde „schon fast die volle Jahresproduktion von 1934 erreicht".

„Gemessen am umbauten Raum wurden in den acht Monaten des laufenden Jahres mehr als doppelt so viel gewerbliche und öffentliche Gebäude begonnen wie im Vorjahr." „Zwar wurden in den Groß- und Mittelstädten seit Jahresbeginn (bis August) rund 23 Prozent mehr neue Wohnungen fertiggestellt. Infolge der Erschöpfung der Reichszuschüsse bleibt jedoch der Zugang von Umbauwohnungen um 57 Prozent hinter dem Vorjahr zurück. So konnten insgesamt seit Anfang 1935 nur 23 Prozent weniger Wohnungen fertiggestellt werden als 1934."

Damit haben wir bereits den Schritt zu den Industrien getan, die dem Konsum dienen.

Das Institut schreibt: „Die Produktion der Textilindustrie war im ersten Halbjahr 1935 um etwa 12 Prozent zurückgegangen; sie erreichte im Juni ihren tiefsten Stand. Seitdem hat sie wieder etwas zugenommen ... Im ganzen ist der gegenwärtige Stand der Textilproduktion etwas geringer, als nach der Faserstoffverordnung vorgesehen war, und auch geringer, als nach der Rohstoffversorgung möglich wäre ... Nur im Jahre 1932 wurden weniger Textilwaren produziert als gegenwärtig ... Die Gründe hierfür dürften vor allem folgende sein: die Nachwirkungen der Hamsterwelle im vergangenen Herbst, allmähliche Abnahme des Uniformbedarfs und schließlich die vorübergehenden Mehrausgaben für die Ernährung."

In der Schuhindustrie lag der Beschäftigungsgrad im August, an den Arbeitsstunden gemessen, um 17 Prozent unter dem Vorjahrsstand. „Die Schuhproduktion betrug im ersten Halbjahr 1935 nur etwa 92 Prozent der Produktion in der entsprechenden Zeit des Jahres 1934."

Absatz von Hausrat im Einzelhandel: „In den ersten acht Monaten lag er dem Werte nach 5 Prozent, der Menge nach 8 Prozent unter dem Vorjahrsabsatz."

Nahrungs- und Genußmittelindustrien: „Im ganzen wird man annehmen dürfen, daß — gemessen an der Menge der verbrauchten Waren — der Verbrauch des Vorjahrs ungefähr erreicht worden ist. Für diesen mengenmäßig etwa gleichgebliebenen Verbrauch hat die Bevölkerung einen größeren Einkommensbetrag aufwenden müssen als 1934: die Umsätze des Einzelhandels in Nahrungs- und Genußmitteln ... sind in den ersten sechs Monaten des laufenden Jahres um rund 5½ Prozent, in den Monaten Juli und August sogar um 8 und 9,3 Prozent höher gewesen als 1934."

Japan hofft, durch Einfuhrdrosselung und Ausfuhrsteigerung dieses Jahr zum erstenmal in seiner Handelsbilanz einen Exportüberschuß zu erzielen.

England rafft sich auf

Wenn man die Geschichte Ostasiens auch nur in den letzten fünfzehn Jahren betrachtet, so wird man finden, daß im Verhältnis der an Ostasien interessierten Großmächte zueinander fast alle mathematisch möglichen Kombinationen einmal Wirklichkeit gewesen sind, wenn auch manchmal nur im Stadium des (bald wieder unterbrochenen) Werdens: China, allein oder im Bund mit Japan, gegen Rußland, Rußland mit China gegen Japan, die drei asiatischen Mächte gegen England und Amerika, England im Bündnis mit Japan gegen Rußland usw. usw. Die Berichterstatter europäischer Zeitungen in Ostasien hatten oft Mühe, zu erreichen, daß ihre Artikel über die weltpolitischen Verwicklungen nicht schon längst überholt waren, wenn sie in Europa im Druck erschienen.

Es ist deshalb ganz unmöglich, in einem kurzen Zeitungsartikel die rasch wechselnden Fasen der ostasiatischen Politik auch nur der letzten drei oder vier Jahre zu schildern. Man muß sich damit begnügen, irgend eine der wichtigeren Entwicklungslinien herauszugreifen und zu verfolgen, also etwa das Verhältnis Englands zu Japan, besonders im Kampf um den Einfluß in China.

Die Lenker des englischen Weltreiches haben wohl ziemlich lange damit gerechnet, daß Japan, so wie es 1904 England als Degen gegen das imperialistische Rußland gedient hatte, zum Kampf gegen das bolschewistische Rußland eingesetzt werden könnte, in der stillen Hoffnung, daß beide Mächte geschwächt aus dem Kampf hervorgehen werden. Diese Rechnung mußte aber von den englischen Politikern aus verschiedenen Gründen zurückgestellt werden.

Erstens machten Rußland und Japan trotz mannigfachen Zwischenfällen gar keine Miene, sich gegenseitig in die Haare zu fahren, im Gegenteil, sie verständigten sich immer wieder, zuletzt sogar, vor allem dank dem Nachgeben Rußlands, über den Verkauf der mandschurischen Eisenbahn. An der Verständigungsarbeit wirkte die französische Politik, wenn es ihr nützlich schien, England unter Druck zu setzen, gerne mit; vor allem Barthou hat die ostasiatische Karte gegen England mit Erfolg ausgespielt. Denn Verständigung mit Rußland bedeutet für Japan die Möglichkeit, nach Süden vorzustoßen, nach China oder gar noch weiter, also das englische Weltreich anzugreifen.

Zweitens sahen die englischen Politiker (besonders Eden muß bei seinem Besuch in Moskau diesen Eindruck bekommen haben), daß Sowjetrußland weder als imperialistischer noch als weltrevolutionäre Macht in absehbarer Zeit für das englische Reich eine Gefahr bilden werde, im Gegenteil, daß es, genau wie in Europa, auch in Asien als konservative Macht benützt und gegen aufstrebende Staaten eingesetzt werden könne.

Drittens machte das Vorgehen Japans in China allmählich ein gutes Verhältnis zwischen England und Japan überhaupt unmöglich. 1931 begann die Besetzung der Mandschurei, 1932 folgte der Vorstoß nach Schanghai (der allerdings fehlschlug), 1933 und 1934 wurde die Stellung in der Mandschurei erweitert und befestigt, 1934 gerieten die nordchinesischen Provinzen samt der alten Hauptstadt Peking unter japanischen Einfluß, und es dauert wohl nicht mehr lange, dann werden sie rechtlich und tatsächlich aus dem Verband des chinesischen Reiches gelöst sein. Außerdem beanspruchte Japan auch im übrigen China eine bevorzugte Stellung. Schon 1928 hieß es in einer japanischen Regierungserklärung: „Wir haben in China Sonderinteressen auf Grund unserer geografischen Lage. Wir sind gewiß, daß jede Macht das sieht und keine uns hineinreden wird." Und ganz deutlich wurde der japanische Standpunkt in der Erklärung des japanischen Außenministeriums vom 17. April 1934, die man als die asiatische Monroe-Doktrin („Asien den Asiaten") bezeichnet: „Japan ist verantwortlich für die Aufrechterhaltung des Friedens und der Ordnung in diesem Teil der Welt, und ist entschlossen, seine Mission auszuführen ... Wenn andere Mächte zusammenarbeiten sollten, um China Hilfe zu bringen, so würde Japan sich einer derartigen internationalen Zusammenarbeit widersetzen." Das bedeutete zwar noch nicht, daß Japan die offene Tür in China zuwarf, aber doch, daß es sie schließen werde, sobald es die Macht dazu besitzen werde.

Das erste Echo auf diesen Kriegsruf kam bezeichnenderweise nicht aus England selbst, sondern aus dem englischen Empire, und zwar aus Südafrika. „Asien erwacht", sagte General Smuts in einer Rede. „Was haben die belanglosen europäischen Familienzänkereien zu bedeuten neben der Tatsache, daß unter der

---

Blick auf die Alb

Von Theodor Haering

Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags Rainer Wunderlich in Tübingen entnehmen wir die hier folgenden Abschnitte dem kürzlich erschienenen Buch Haerings „Der Mond braust durch das Neckartal". D. Red.

Als ich durch den die Höhe umschließenden Zaun an die Rampe gegen das Neckartal hinaustrat, war es vollends völlig und überall Nacht geworden.

Aber was für eine Nacht! Eine Nacht, heller und eindringlicher als der hellste Tag!

Wie ein hauchdünn, fast bis zum Brechen, von emsigen und doch vorsichtigen Knabenhänden ausgehöhlter mächtiger Kürbis seligen Jugendgedenkens (für einen Augenblick war es mir, als röche ich den erinnerungsreichen, herbtrocknen Duft der ausgeschälten Höhlung leibhaftig wieder einmal), hing des Mondes volle Lichtkugel dort droben, hoch über dem weiten Becken des Neckartals; ließ all die jenseits seines breiten Grundes hintereinander aufsteigenden Höhenzüge in unwahrscheinlicher Tageshelle sich hervortun und füllte all die Täler dazwischen und davor bis auf den Grund mit seinem flutenden Lichte.

Schon immer war es mir früher an dieser Stelle so gewesen, als säße ich hier oben auf dem bevorzugten Orchestersitz eines riesenhaften, wahrhaft göttlichen Theaters. So raffiniert, scheinbar bis ins einzelne von Künstlerhänden gestuft, baute sich vor dem überwältigten Auge, jenseits der tiefen und breiten Orchesterversenkung des Neckartals, in dreifach hintereinander und übereinander gestaffelter Kulisse, die Landschaft auf.

Zuhinterst und zuhöchst die „ernste Reihe der Albberge", wie schon Goethe sie einst beschrieben: von der Achalm, die hinter Reutlingens heute fast verblassendem Lichtschein aufragte, und von dem wiederum hinter der Achalm liegenden Mädchenfelsen über den Roßberg mit seinem silbern herüberglänzenden Turm bis zum breitgelagerten Dreifürstenstein und der, zwar nicht mehr zu sehenden, aber doch geisterhaft noch zu ahnenden Zollernburg.

Davor, in zweiter Ebene, schwang die niedere Reihe der Vorberge der Alb, durch Anmut ersetzend, was ihnen, jenen gegenüber, an Würde fehlt: von der durchsichtigen Baumreihe der Kusterdinger Höhe über den (wie manche Menschen) nur dem Namen nach schauerlichen, in Wahrheit tiefsanften Galgenberg bis nach Kreßbach hinüber und dem Eckhof, über die das kühle Mondlicht gerade jetzt so milchig herabrann, dem Rammert zu, als ränne dort selbst ein See der eigenen berühmten „tiefgekühlen Milch" dieser Höfe. Und dazwischen kam, den Zug dieser Vorhöhen freundlich, aber entschieden teilend, das Tal der Steinlach hervor, mit dem Waldhörnle, dem Schauplatz so mancher Mensur, und dem einst so mondänen, nun längst verlassenen Bläsebad, dem Sitz, in meiner Jugend, jenes ausgedienten Offiziers, der sich, fromm geworden, den „Hauptmann von Kapernaum" genannt hatte, unter Berufung auf das Wort Jesu: „Und wenn ich sage zu einem meiner Knechte: komme her! so kommt er."

Und endlich, im dritten Plan, als letzte Vorstufe zur tiefsten Ebene, der des Neckars, herab: die in langer Kette gereihte, nicht abreißende Folge menschlicher Behausungen, die von den neuen Riesenkasernen am Fuße der weiß herabsteigenden Reutlinger Steige über die immer mehr alles frühere Freiland überschwemmende Häuserflut des Steinlachviertels sich hinzog bis zu jener einzigartigen Dörferreihe von Derendingen hinauf bis nach Rottenburg.

Das Proszenium aber füllte, als Vordergrund und unterste Ebene, von der sich die drei anderen, zum Himmel ansteigend, hintereinander erhoben, das breite Silberband des Neckars selbst, vom Oesterberg drüben bis zum Spitzberg draußen, hinter dem er plötzlich verschwand, mit seinen lebendig wechselnden Ufern.

All das lag, wie von Zauberhand aufgebaut, im Scheine des Mondes ausgebreitet da, nah und doch wie durch eine Welt getrennt von mir; abgeschieden durch den Steilabfall des all dieser Herrlichkeit wie ein mächtiges Bollwerk entgegengestellten Schloßbergrückens, auf dem ich stand. Saß nicht auch hier wieder auf jeder dieser Höhen und auf dem Grunde eines jeden dieser Täler, festlich tronend oder neckisch hingeschmiegt, eine Erinnerung und winkte mir mit duftigem Mondenschleier ernst oder lächelnd zu? ...

O du Schwäbische Alb, tausendmal erwandert, erritten oder erfahren; zu Fuß, zu Roß oder zu Wagen! Mit deinen steilen Aufstiegen durch schattigen Laubwald und ihren tiefen Durchblicken hinab! Mit deinen Randwanderungen von Fels zu Fels, hoch über dem fernhin im Dunst verdämmernden Lande mit seinen Dörfern ohne Zahl und den unzähligen Straßen und Sträßlein dazwischen, von einem der spitzen Kirchtürme zum andern! Mit deinen Hochebenen, wo aus steinigen Äckern ein hartes Geschlecht, wasserarm, dennoch weithin wogende Garbenfelder geduldig schafft und ein frischer Wind das ganze Jahr hindurch den erhitzten Talbewohner kühlt, der zu dir heraufflüchtet! Du Alb der erloschenen Vulkane und der unverlöschbar brennenden Freuden; der verschlossenen Höhlen und der aufgeschlossensten Freiheit zugleich! Du nie erschöpfter Lebenshintergrund und Sehnsuchtstraum unsrer Werktage hier unten; du erfüllte Zuflucht unsrer sonnigsten Sonntage — sei mir gegrüßt!

Unsere Jodler und Lieder, wie unsre Klagen, du hast sie — wie oft! — gehört! Unsere bleichen, bei dir rasch sich bräunenden; unsre kummerfaltigen, bei dir bald sich glättenden Gesichter, du hast sie — wie oft! — gesehen! Unsere schweren Alltagsschritte, du hast sie wieder beflügelt und selbst unsere müden und wunden Füße noch leicht gemacht!

Du hast unsre Väter schon zu dir wallfahrten lassen und du wirst auch unsre Enkel noch empfangen. Du hast die stolzen Ritter von der Achalm schon gesehen und jenen anderen Ritter, nach dem der Mädchenfelsen seinen Namen führt, weil er, von einem Mädchen verfolgt, sich von dort hinunterstürzte (oder sollte es umgekehrt gewesen sein?)! Hast die Ritter vom Lichtenstein gesehen und den treuen Georg Sturmfeder, wie er den flüchtigen Herzog Ulrich in der benachbarten Nebelhöhle besuchte. Du sahst drei Fürsten einmal auf dem Dreifürstenstein stehen — woher hätte er sonst seinen Namen? — und sahst der Zollern Glück und Ende.

Aber du sahst auch, wie späterhin ein glückliches bürgerliches Geschlecht zu dir aufstieg und, statt der Ritterburgen, Aussichtstürme auf dir erbaute: den auf der Achalm und den auf dem Schömberg — die „gefrorene Badehose" mit ihrem Doppelturm —; auf dem Roßberg den gastlichen Wohnturm, in dem Bürger der Städte ringsum, nicht mehr nur Ritter und hohe Herrn, auf der Höhe dem Sonnenaufgang entgegenschlummern; und den Raichbergturm beim Nägelehaus, dem Ehrenmal für den Schöpfer des schwäbischsten aller Vereine, des Albvereins: meinen alten Lehrer, der uns einst auch die vier Hebungen des Nibelungenverses sinnenfällig, im Schulzimmer auf und ab, vorgewandert hatte.

Du sahst Buben und Mädel — nicht Ritter oder Bürger noch, aber beiden doch schon nahe verwandt — über dich hinziehen und, die Klampf im Arm, ihre Lieder singen. Drücktest ein freundliches Auge zu über all die Apfelsinenschalen und Butterbrothüllen, Silberpapiere und Zigarettenschachteln, mit denen sie — trotz aller Tafeln und Mahnungen — deine jungfräulichen Höhen immer wieder bedeckten; ja dir — dazu hin noch — zur Zeit der Sonnenwende feurige Kohlen und dürres Holz aufs Haupt sammelten, um ihre Freudenfeuer anzuzünden und mit verschränkten Armen hindurchzuspringen ...

Aber nun liegst du im Mondlicht, und alles ist eitel Ruhe und Stille auf dir; und dein gelassener Blick geht herab auf die Lande unter dir, als wartetest du neuer Geschlechter, die zu dir heraufsteigen und dir ins Auge sehen werden: bessere Geschlechter vielleicht — wer weiß es? —; eines Geschlechtes, hoffen wir, das dir gleich sei, o Alb: herb und wuchtig und doch voll Sonne und Duft!

Führung einer der größten Weltmächte, Japans, ganz Asien mit zwei Dritteln der menschlichen Gemeinschaft in Bewegung geraten ist?" Und er forderte Verstärkung der Rüstungen des englischen Weltreiches und ein enges Zusammengehen mit den Vereinigten Staaten. Die Vereinigten Staaten machten nicht viel Worte, sondern vergrößerten ihre Flotte auf dem Meer und in der Luft und bauten ihre Stützpunkte im Stillen Ozean aus. England aber begnügte sich zunächst mit einer diplomatischen Note, in der auf frühere Verträge hingewiesen wurde. Dann sandte die Regierung einen ihrer Finanzberater, Sir Leith Ross, nach China.

Vom Erfolg dieser Mission hat man in den letzten Wochen erfahren. China, das die Silberwährung aufgeben mußte, sucht seine Finanzen mit englischer Hilfe, vielleicht sogar durch Anschluß an den Sterlingblock, zu ordnen. Das bedeutet: England hat im Kampf um den Einfluß in China seine Stellung bezogen, und zwar auf dem Gebiet, auf dem es selbst stark und der Gegner schwach ist.

Für die Japaner kam der Schlag offenbar überraschend; sie können ihren Mißmut nicht verbergen. Die Generäle fordern endlich die „positive Aktion" in Nordchina; die Regierung macht einen diplomatischen Vorstoß nach Schanghai, der Stadt, in der die Geldquellen Chinas fließen und in der eben immer noch England Herr ist: sie fordert für sich eine größere Zahl von Vertretern in der Verwaltung der internationalen Niederlassung, indem sie auf die Zahl der dort lebenden Japaner hinweist, während England sich auf die Steuerkraft seiner Untertanen beruft. Man wird wohl annehmen können, daß der englische Standpunkt der stärkere bleiben wird.

Ob England nun sich tatsächlich zum Kampf gegen Japan rüstet oder ob es nur für eine immer noch beabsichtigte Verständigung seine Stellung verbessern will, ob alle die Gerüchte über ein Bündnis zwischen England und Amerika oder gar zwischen beiden Staaten und China und Rußland einen wahren Kern enthalten, das ist nicht so wichtig gegenüber der Tatsache, daß England, wie im Mittelmeer, so auch in Ostasien, sich aufgerafft und auf seine Kraft besonnen hat. Die dadurch entstehenden Möglichkeiten lassen sich noch gar nicht absehen, weder in Europa noch in Asien.

In der Geschichte des englischen Reiches wechseln immer Perioden scheinbarer Gleichgültigkeit gegenüber imperialistischen Zielen mit Perioden stärkerer Aktivität ab. Es scheint, daß wir uns gegenwärtig am Beginn einer solchen aktiveren Periode befinden. R.

Die deutsche Handelsbilanz

Wenn man die deutschen Außenhandelszahlen betrachtet, so empfiehlt es sich, um der größeren Klarheit des Bildes willen, Europa und Übersee getrennt vorzunehmen. Man wird dann sehen, daß Europa für die Ausfuhr immer noch eine weit größere Rolle spielt als Übersee. Das Verhältnis der beiden Größen zeigt folgende Tabelle der Ausfuhranteile (in Prozent) in den Monaten Januar bis September verschiedener Jahre:

	1928	1932	1933	1934	1935
Europa	74	81	78	77	72
Übersee	26	19	22	23	28

Die entsprechenden Zahlen für die Verteilung der Einfuhr sind folgende:

	1928	1932	1933	1934	1935
Europa	50	54	54	55	59
Übersee	50	46	46	45	41

Im Ganzen kann man feststellen, daß die Ausfuhr (und, was hier nicht sichtbar ist, der Ausfuhrüberschuß) nach Europa verhältnismäßig zurückgeht, ebenso andererseits die Einfuhr (und der Einfuhrüberschuß) aus Übersee.

Eine Notiz aus dem Handelsteil des „Stuttgarter Neuen Tagblatts" (Nr. 522 vom 6. November): Während der normale Spielkartenverkauf im laufenden Jahre eine weitere, wenn auch nur geringe Erhöhung aufweist, ist es den Vereinigten Altenburger und Stralsunder Spielkartenfabriken A. G. gelungen, einen großen Sonderauftrag hereinzuholen, der in den letzten Tagen die Einstellung von 500 Arbeitskräften ermöglichte."

Der Gemeinderat des Marktfleckens Niederflorstadt (Hessen) hat beschlossen, jedem Brautpaar die Verpflichtung aufzuerlegen, daß es bei der Trauung einen Obstbaum in der Gemeinde pflanzen muß.

Energiebewirtschaftung

Vor etwa einem halben Jahrhundert ist das erste deutsche Elektrizitätswerk gebaut worden. Seitdem hat die Erzeugung von Elektrizität in immer beschleunigterem Maße zugenommen, und die letzten fünfundzwanzig Jahre haben durch die Fortschritte der Technik die Elektrowirtschaft grundlegend umgestaltet. Heute haben wir nicht weniger als 16 000 Elektrizitätsversorger, die seit Ende des Jahres 1934 zu einer einheitlichen Wirtschaftsgruppe zusammengeschlossen sind. Daneben bestehen aber noch ungefähr 4000 Anlagen, die der Selbstversorgung der Industrie dienen, sodaß im Ganzen 20 000 Unternehmungen auf der Produktionsseite der Elektrowirtschaft stehen.

Dieser Aufschwung ist vor allem dem Umstand zu verdanken, daß ungeheure Energien auf fast beliebige Entfernung durch dünne und verhältnismäßig billige Drähte transportiert werden können. Die Bedeutung des Transports in der Elektrizitätswirtschaft zeigt sich schon darin, daß sich von den 16 000 Versorgern nur ungefähr 1500 bis 1600 mit der reinen Erzeugung befassen, während der Rest mit dem Transport und mit der Verteilung beschäftigt ist. Ebenso deutlich werden die Verhältnisse, wenn man bedenkt, daß die Erzeugungskosten von Elektrizität pro Kilowattstunde zwischen 0,8 und 3 Pfennig schwanken, je nach der Art und Lage des Kraftwerkes, während der Verbraucher 10 bis 50 Pfennig für diesen Energiebetrag bezahlen muß.

Im letzten Jahrzehnt sind in Deutschland die großen Überlandleitungen entstanden, die mit Spannungen von 220 000 Volt die einzelnen Großerzeuger miteinander verbinden und geschlossene Leitungsringe bilden. Diese überaus hohe Spannung, ihre technische Bewältigung durch Fortschritte im Bau von Freileitungen und Umformstationen, hat es ermöglicht, ohne allzu große Transportverluste die Reichweite der Kraftwerke beträchtlich zu erweitern. Damit ergab sich eine bessere Ausnutzung der Erzeugermaschinen; denn Privathaushalt, Landwirtschaft und Industrie brauchen den Strom zu ganz verschiedenen Tageszeiten, und da die Ware Elektrizität nur unter Aufwand ungeheurer Kosten speicherfähig ist, blieb anfänglich kein Mittel, den „Spitzenverbrauch" zu decken, als die Maschinen eben für den Maximalverbrauch zu bemessen; erst die gewaltigen Leitungsringe ermöglichten die sogenannte Verbundwirtschaft, wobei durch Stromaustausch die Belastungskurven gleichmäßiger wurden und alle Maschinen dauernd mit der mittleren Durchschnittsleistung in Betrieb gehalten werden konnten. Es ergab sich weiter, daß die einzelnen Werke keine so großen Erzeugungsreserven für den Ausfall einer Maschine bereitstellen mußten, da auf dem Wege der Leitung die Gesamtheit der übrigen Werke den Ausfall leicht decken konnte.

Der Totalitätsanspruch des Staates machte sich ungefähr zur selben Zeit geltend, als die Elektrowirtschaft ihr Energiegerüst über das Reich annähernd fertiggestellt hatte. Auf der Elektrotagung in Saarbrücken (Ende September) ist das Verlangen nach einer starken Kontrolle des Staates deutlich zutage getreten. Der wichtigste Vorschlag verlangte die Schaffung der Stelle eines Generalinspektors der Energiewirtschaft. Dr. Schacht sprach von der Wehrhaftmachung der deutschen Energiewirtschaft. Diese Wehrhaftmachung ist ebenso sehr im Hinblick auf einen etwaigen Kriegsfall zu verstehen, wie auch als Antrieb zur Bildung der höchsten Produktionsintensität der gesamten Wirtschaft.

Hiebei begegnen sich allerdings oft widersprechende Forderungen. Die Angleichung aller Stromsysteme und ihre Verbindung gestattet bei Ausfall einzelner Energiequellen den Ausgleich durch die noch in Betrieb bleibenden. Ganz entgegengesetzt verläuft aber eine ebenso richtige Theorie, die die Aufstellung einer großen Zahl kleiner Erzeuger verlangt, um das Risiko der Zerstörung einiger Großwerke zu vermeiden. Eine solche Zerstückelung der Elektroproduktion wäre allerdings für die Wirtschaft des Friedens eine schwere Belastung. Hier zeigt sich wieder einmal der Unsinn so vieler feindlicher politischer Räume in Europa.

Die Wehrhaftmachung als Antrieb zur Produktionssteigerung verstanden verlangt eine möglichst billige Lieferung von Energie. Sie kann nur durch die Zentralisierung in einer Hand durchgeführt werden.

Dr. Schacht hat ein Reichsenergie-Gesetz angekündigt, das unter anderem auch eine allgemeine Angleichung der Tarife bringen soll. „Die Energiewirtschaft darf ebensowenig ein Zuschußbetrieb werden, wie sie bloß als willkommene Einnahmequelle geführt werden darf." Das war deutlich im Hinblick auf die Tarifpolitik der Gemeinden gesprochen, die ihre Monopolstellung als Verteiler im weitesten Maße ausnützen.

Eine „Angleichung der Tarife" hat aber große Schwierigkeiten im Gefolge. Auf der einen Seite müßten die Gemeinden andere Einnahmequellen zum Ausgleich ihres Finanzhaushaltes bekommen, und auf der anderen Seite ist es schwer denkbar, daß in Gegenden mit billigem Stromtarif eine Erhöhung der Preise möglich sein soll.

Dieser eine, sicherlich notwendige, Eingriff des Staates zieht also wiederum andere nach sich. Die Wirtschaft drängt von selbst zur technischen Totalität, die in der Hand des Staates ihre Führung findet, eine Führung aber, die wiederum Sache von Männern der Wissenschaft und Ingenieuren ist. E. Pfau

Elektro-Humor

Briefe von Stromabnehmern an Elektrizitätswerke

„In Ihrem Schreiben vom 13. Juli haben Sie glatt bekundet, was Sie wollen. Sie wollen also Geld von meinem Mann, der keines hat, und dann in einer Zeit, wo die meisten keines haben. Sie verlangen also auf einen Seite Geld, auf der anderen Seite wollen Sie mir die Möglichkeit entreißen, Geld zu verdienen. Es ist ja aber nicht das erste Mal, wo mir diese Schwierigkeiten direkt vor dem Dreschen gemacht werden und hätte ich keine guten Nerven, so wäre ich schon längst ein Narr vor lauter Strom und Überlandwerk. Die Worte Strom und Überlandwerk, wenn ich sie höre, lösen bei mir sofort alle Lebensfreuden auf und bringen mich in einen Schwermutsanfall, daß ich manchmal mehrere Tage nicht mehr leben oder sterben kann."

◆

„Auf Ihre Anfrage teile ich Ihnen mit, daß ich seit 1924 elektrischen Strom vom Überlandwerk beziehe. Es ist Drehstrom, wie er sich dreht, ob rechts oder links, weiß ich nicht. Ich bin ein alter, einfacher, selbständiger Landwirt von 200 ha Größe, und bitte Sie daher Ihre Fragen an das Überlandwerk zu richten."

◆

„Antwortlich Ihres Schreibens ev. Bestimmung werfen Sie alles in einen Topf. Nachdem wir in nächster Zeit vor einer großen Erdkatastrove stehen, an welcher wohl mein Haus ein Opfer sein kann, habe ich keine Ursache mir unnütze Kosten zu machen. Geologisch wird die Erde dabei umgestellt werden und selbst ein leuchtender Körper werden, des und Ihres Lichtes nicht mehr bedürfen. Bedenken und üben Sie, was der Prediger Salomon in Sprüche 14, 34 kundgab: „Gerechtigkeit erhöht jede Nation." Wenn kontrolliert wird, so kann bemerkt sein, daß die Verteilungssicherung mit 5 Lampen so schon die höchste Leistung hat, deshalb ein Mißbrauch nur Folgen hätte. Ich erwarte somit von Ihrer w. Gesellschaft keine willkürliche Handlung, denn zu solchen Zwecken besitze ich keine Neigung, da würde ich lieber zu anderer Beleuchtung greifen und wenn Sie noch so bescheiden wäre."

◆

„Bereits an 4 Sonntagen war in der letzten Zeit mittags kein Strom. Ich habe nun leider eine Zentrifuge mit elektrischem Antrieb. Die Überlandzentrale scheint zu glauben, daß die Bauern Sonntags auch ihr Amüsement haben müssen durch Drehen der Zentrifuge per Hand, da ja der Rundfunk bislang auf den wenigsten Bauerndächern installiert ist. Diese mangelhafte Stromversorgung wächst sich nach und nach zu einem himmelanstinkenden Skandal aus. Zur Besserung dieser Zustände möchte ich zwei Vorschläge unterbreiten: Die Mitglieder Ihres Aufsichtsrates verteilen sich Sonntags über die gesegneten Fluren unserer Gegend und helfen den Bauernfrauen, die Zentrifuge per Hand zu drehen. Oder der Aufsichtsrat befaßt sich energisch mit der Züchtung von Kühen, die Sonntags keine Milch geben. Zuchtrichtung „Überlandzentrale". Soweit die Überlandzentrale ihre Drähte streckt, würden diese mit Gold aufgewogen werden."

Aus einem Sonderheft „Elektro-Humor" der „Elektrizitätswirtschaft", der Zeitschrift des Reichsverbands der Elektrizitätsversorgung für seine Mitgliederwerke

England und Gott

Cromwell prägte eine Goldmünze, die auf der einen Seite die Inschrift „Gott" trug und auf der anderen „England".

„Die Münze ist gefällig", sagte der König; „nur will es mir nicht gefallen, daß Gott England den Rücken zukehrt."

Die Heunenburg bei Upflamör

Aus einem Aufsatz „Sagenreiche Alb" von Konrad Bauer (im Reiseblatt der Frankfurter Zeitung vom 3. November):

„... Von Reutlingen führt, am Lichtenstein vorbei, die alte Straße über die Hochfläche der Alb, um sich erst kurz vor Zwiefalten in Kehren gegen das Donauland zu senken. Verläßt man sie schon hoch oben bei Bernloch, so gelangt man bald in eine Bodenfalte. Sie vertieft sich zu einem der für die Alb so bezeichnenden steilrandigen, fast schluchtartigen Trockentäler, die in Windungen stundenlang weiterziehen. Im oberen Teil wechselt Fels mit schütteren Wacholderbeständen und Grashalden. Ihnen entströmt in der Sonne jener unsagbare, unvergeßliche würzige Duft, den auch Alpenhochmatten atmen. Tiefer unten sind Talboden und Hänge mit Wald bedeckt, und man wandert in dem dunklen Grunde wie in einem heiligen Hain. Nie habe ich die geheimnisvolle Stimmung des deutschen Waldes so stark erfahren wie an einem Tag, als über dieser düsteren Einsamkeit des Glastales ein schwarzes Wetter sich drohend zusammenzog.

Auf einer freien Höhe haben sich die Zwiefalter Äbte fernab von jeder Siedlung einen Sommersitz angelegt. Weiter unten entspringt der Wimsener Höhle der eine Quellbach der Zwiefalter Aach, so stark, daß er sogleich eine Mühle treibt. Das nun wasserreiche Tal führt nach Zwiefalten hinab, dessen heiter-prächtiges Barockmünster zur Waldesstille seiner Umgebung nicht recht stimmen will. Wir aber wenden uns von der Wimsener Mühle bergauf und bergab über die alte Albstraße hinweg nach Upflamör (771 m), einem der höchstgelegenen Ort am Südrande des Gebirges.

Über einen schmalen Bergrücken gelangt man von hier auf einen vorgeschobenen, rings steil abfallenden Felskegel, der auf seiner Höhe von der gewaltigen Heunenburg bedeckt ist. Die Anlage, heute von dichtem Wald überschattet, hat beträchtliche Ausmaße. Die Hauptburg zeigt einen trapezförmigen Grundriß; die einfassenden Steinwälle sind noch über 2 m hoch erhalten und an der längsten Seite über 300 m lang. Ihr sind im Norden und über dem steilen Südostrand Vorburgen vorgelegt. Gefundene Scherben beweisen, daß die Burg aus der Zeit um 700 v. Chr. stammt. Die nördliche Vorburg auf dem Sattel diente der Sicherung der Wasserzufuhr, die südliche war ursprünglich der Sitz des Burgherrn; seine Angehörigen waren in Grabhügeln bei Upflamör beigesetzt, wo man wertvolle Funde gemacht hat. Die Hauptburg diente von Anfang an, besonders aber, seitdem die Kelten den früheren Siedlern das Land streitig machten, für die ganze Gegend als Fluchtburg.

Die Heunenburg von Upflamör gehört in ihrer abgelegenen Waldeinsamkeit zu den eindrucksvollsten Denkmalen einer längstvergangenen Zeit. Aber sie ist in dieser Gegend nicht vereinzelt. So siedlungsarm heute die weiten Wälder sind, in der Zeit des trojanischen Krieges und bis in das 5. Jahrhundert hinein, als die Helvetier sich in diesen Bezirken festsetzen, erlebte die Alb eine später nicht mehr erreichte Höhe der Kultur. Die Siedler, mit den Illyrern stammverwandt, waren wahrscheinlich donauaufwärts gezogen. Ihre größten bekannten Wohn- und Grabstätten lagen bei Hallstatt im Salzkammergut, und ihre Kunstfertigkeit, zumal in der Goldbearbeitung und im Erzguß, war so vollendet, daß man oft nicht feststellen kann, ob ein wertvoller Fund ihre Arbeit oder ein etruskisches Einfuhrstück ist. In Schwaben haben sie vor allem als Töpfer Unvergleichliches geleistet. Die Gegend zwischen der Scheer und Zwiefalten bewahrt ihre ansehnlichsten Denkmale ..."

Literatur

„Der Mond braust durch das Neckartal..." Ein romantischer Spaziergang durch das nächtliche Tübingen, nebst allerlei nützlichen und kurzweiligen Betrachtungen über Gott und Welt, Raum und Zeit, Natur und Geist, und insonderheit über die Menschen untereinander, von Theodor Haering, Bürger zu Tübingen. Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen. Preis in Leinen gebunden 4,50 Mark.

Der Verfasser, nicht bloß Bürger sondern sogar Professor zu Tübingen, ist vorigen Winter durch seine „Rede auf Alt-Tübingen" berühmt geworden, die er auf einem „Heimabend der Professoren und Weingärtner" in Tübingen gehalten hat und deren Abdruck damals in zehntausenden von Stücken weit über die schwäbischen Grenzen hinaus fröhlich schmunzelnde Leser gefunden hat. Wahrscheinlich hat ihn dieses erfreuliche Echo zu seinem Buche ermutigt. Es verhält sich zu jener Rede wie die Fuge zum Thema, wie das Bild zur Skizze, wie das Essen zur Kostprobe; sein Geist ist der gleiche, eine freundlich-überlegene, gutmütig-kritische, wohlwollende und verstehende Haltung den „Menschen untereinander", eine oft bis ins Dichterische wachsende Aufgeschlossenheit „Gott und Welt, Raum und Zeit, Natur und Geist" gegenüber.

Den Titel des Buches hat eine allen alten Tübinger Studenten wohlbekannte Dichtung des Tübinger Metzgers Christian Späth geliefert, für den Haering nun einmal eine Schwäche hat, wie viele von uns „Intellektuellen", denen man die sogenannte Volksgemeinschaft nicht erst zu predigen braucht; und das Spalier, um das sich seine Betrachtungen ranken, ist ein Spaziergang von der Wurmlinger Kapelle über Schloßbergrücken, Lichtenberger Höhe, Schänzle und Schloß nach Tübingen herein, herunter an die Neckarbrücke, dann hinaus in das Universitätsviertel und durch die untere Stadt, die „Gögerei", über den Holzmarkt zum Marktplatz. Sein Begleiter auf diesem Mondscheinspaziergang ist ein schnurriger, offenbar bodenständiger Geselle voll Mutterwitz und Originalität, ebenso voll von alten Geschichten, Anekdoten und Erinnerungen wie der Verfasser selber und ebenso nüchtern und „positiv" mit dem andern Bein, trotz aller Romantik, in der gegenwärtigen Wirklichkeit stehend. Erst ganz am Schluß entpuppt sich der seltsame Gesprächspartner als die Brunnenfigur auf dem Tübinger Marktbrunnen, also als der leibhaftige Genius Loci, mit dem Haering die ganze Zeit seiner Wanderung über Zwiesprache gehalten hat.

Alle alten „Tübinger" werden bei der Lektüre des Haering'schen Buches die wehmütige Lust empfinden, die mit dem Antippen der Taste „Jugenderinnerungen" verbunden zu sein pflegt. Aber es ist mehr darin enthalten als das, und seine Lektüre wird nicht bloß ehemaligen Tübinger Studenten Freude und Gewinn sein. Es steht manches drin, ausgesprochen, angedeutet oder auch bloß zwischen den Zeilen, was jedem nachdenklichen und empfänglichen Leser etwas Gutes sagen oder ihn etwas Schönes empfinden lassen wird. Möge der „Mond", ebenso wie jene Rede auf Tübingen Anklang gefunden hat, vielen Tausenden scheinen, möge das Buch Auflage um Auflage erleben!

In aller Bescheidenheit möchte der Unterzeichnete, als ehemaliger Schüler des Verfassers, für die nächste Auflage einige kleine Korrekturen in Anregung bringen. Die „kleinen eisernen Kügelein" auf S. 217, die im „Kommerell" in die Bieruntersätze kommen, sind Schrotkugeln, also nicht aus Eisen, sondern aus Blei. Der Luikenapfel (S. 87) ist nicht nach Louis XIV. benannt (was Haering ja selber mit einem Fragezeichen versieht), sondern nach einem biederen schwäbischen Obstzüchter namens Luik. Der „Ailaboga" (Ellenbogen), dessetwegen dem Floßführer das „Jockele sperr" zugerufen wird (S. 40), ist keineswegs der Bogen, den der Neckar am Österberg macht, sondern die gefährliche Knickung, die dem Floß droht, wenn es vorne auf ein Hindernis stößt. Die römische Garnison, die an der Stelle des heutigen Rottenburg am Neckar lag, hieß nicht Solicinium (S. 6), sondern Sumelocenna. Und der auf S. 169 zitierte Vers von den tanzenden Weisen, der bei Gelegenheit des Todes einer Tübinger Professorentochter entstanden sein soll, stammt in Wirklichkeit aus einem Grablied des oberschwäbischen Pfarrers Michael Jung, den Sebastian Blau vor einiger Zeit in der Frankfurter Zeitung hat auferstehen lassen. Sch.

Wisset Se: dr Hemmel isch scho' recht, ond mr mueß scho' gwieß 'naufgucka ond net bloß emmer auf da Boda; aber wer z'viel naufguckt, der stolpert ...

Aus: „Der Mond braust durch das Neckartal"

Bleib in den Stiefeln, Mensch! So lange als möglich. Zwackt dich das Podagra an dem einen Fuß, so umwickle die dumme Pfote; aber den Stiefel zieh fernerhin über das gesundgebliebene Glied und tritt fest auf. Raabe

Der Mensch verfährt anmaßend und naseweis, wenn er behaglich, mit wenigen Erfahrungen ausgerüstet, sogleich unbesonnen abspricht und voreilig etwas festzusetzen, eine Grille, die ihm durchs Gehirn läuft, den Gegenständen aufzuheften trachtet. Goethe

Magen, Herz, Kopf

Der Mensch ist ein anpassungsfähiges Geschöpf. Er vermag seine Bedürfnisse, wenn die Umstände es erfordern, auf ein unwahrscheinliches Mindestmaß herunterzuschrauben und ist imstande, unter günstiger werdenden Verhältnissen die erstaunlichsten Fähigkeiten zu entfalten. Eben noch in einem dem tierischen nahen Zustand, erhebt er sich, sobald der Lebenskampf es ihm irgend gestattet, zu Höhen des Fühlens und Denkens, die völlig neue geistige Welten auftauchen lassen und das Angesicht der wirklichen Welt entscheidend verändern. Immer — selbst im Niedergang noch — zeigt seine Entwicklung die Tendenz nach oben, immer — selbst nach scheinbar vernichtenden Niederlagen noch — steht er auf dem Sprung zu höheren Stufen der Erkenntnis und des dieser Erkenntnis gemäßen Wirkens. Keine Pflanze und kein Tier kommt ihm darin auch nur verhältnismäßig gleich.

Und hat man sich einmal klar gemacht, wie schon sein ganzer äußerer Organismus dieses sein ununterdrückbares Aufwärtsstreben versinnbildlicht?

Wenn wir von dem Magen als der Grundlage seiner körperlichen Wesenheit ausgehn — noch tiefer brauchen wir gar nicht herabzusteigen —, so haben wir in diesem Organ gewissermaßen die unterste Stufe dessen vor uns, was er ist und was er sein kann.

Die Anforderungen des Magens sind freilich, eben weil sie die der untersten Stufe sind, auch die wichtigsten und herrischsten. Können nicht einmal sie befriedigt werden, so ist es mit dem Dasein des Menschen überhaupt aus. Und werden sie nur notdürftig befriedigt, so daß all seine Kraft zu ihrer Befriedigung gerade auslangt, so ist sein Aufstieg in darüber hinausliegende Sfären unmöglich. Wer also diesen Aufstieg aus irgendwelchen Gründen nicht wünscht, der vermag ihn bei den von ihm bedingungslos Abhängigen sehr leicht zu verhindern.

Was das Herz erfüllt und was den Kopf beschäftigt, das sinkt tatsächlich mit demselben Augenblick als gleichgültig und belanglos dahin, wo die Ration des Magens bis zu einem bestimmten, eben noch ertragbaren Grade verringert wird. Und das haben die Machthaber der verschiedenen Völker von jeher gewußt.

Sie haben freilich auch dies gewußt, daß mit dem Dahinsinken aller höheren Interessen unvermeidlich zugleich die Schranken niedergerissen werden, die den Menschen davon abhalten, sich das, was sein Magen beansprucht, mit dem Selbsterhaltungstrieb des Tieres und mit dessen rohen Gewaltmitteln einfach zu nehmen. Und das ist die Ursache, weshalb sie die Mägen, soweit es an ihnen lag, doch nie gänzlich leer werden ließen.

Sattheit wirkt als Beruhigungsmittel, — ohne Zweifel, aber Sattheit ist andererseits ja eben auch wieder gefährlich, — insofern, als sie Kräfte für höhere Interessen frei macht und höhere Interessen den Selbständigkeitsdrang verstärken. Ein schwieriger Fall also! Es ist bekannt, daß er besonders in der römischen Kaiserzeit den Herrschenden zu schaffen gemacht hat.

Damals fand man das Auskunftsmittel, die frei gewordenen höheren Interessen der — notgedrungen — gesättigten Massen sozusagen zu lenken, — sie abzuleiten in Bahnen, in denen sie sich selber gleichsam zu Tode laufen mußten. Man fesselte sie durch Schauspiele möglichst prunkender und den niederen Instinkten schmeichelnder Art, — und war nun ziemlich sicher vor ihnen.

Das war klug gehandelt, — vorbildlich klug geradezu. Indessen nicht immer und nicht überall läßt sich die Aufstiegstendenz des Menschen in solcher Weise abfangen. Sie hat nämlich gerade, wenn sie eine Zeitlang niedergehalten war, eine nahezu explosive Gewalt. Und auch die römischen Kaiser haben diese trotz aller Vorsichtsmaßnahmen ja mehrfach erfahren müssen.

Das Herz ist es, das sein Recht verlangt, wenn der Magen befriedigt ist. Und als sein Recht verlangt es nicht nur prunkende und den niederen Instinkten schmeichelnde Schauspiele, an denen es doch nur höchstens passiv Anteil zu nehmen vermag, — es verlangt, selber fühlen, glauben und schwärmen zu dürfen.

Weisere Herrscher, gütigere Zeiten, fortgeschrittenere Gesellschaftsanschauungen haben ihm das gestattet. Und die Religion — die des heut wieder so hart umstrittenen Christentums nämlich — ist es gewesen, die als Wegbereiterin dafür gedient hat. Sie hat die Herzen erhoben und mit andächtigen, sehnsüchtigen, liebwarmen Empfindungen erfüllt. Und aus der Empfindung ist gestaltenreich und überzeugend Werk um Werk hervorgewachsen.

Jedoch Gefühl ist — Goethe zum Trotz — nicht „alles". Unkontrolliert und sich selbst überlassen, muß es zerstörend wirken und die Menschen in die Irre führen. Auch das durch die Religion der mittelalterlichen Blütezeit in dem Herzen geweckte Gefühl hat es bewiesen. Es ist in Wahn und unausdenkbare Greuel ausgemündet. Und kein anderes Mittel blieb dem Schicksal schließlich mehr übrig, um dem Unheil zu wehren, als die Lebensbedingungen wieder so zu beschneiden, daß selbst der Magen nur kärglich auf seine Kosten kam.

Das geschah im sogenannten Dreißigjährigen Kriege. Aber kaum hatte er geendet, da meldete nicht nur das Herz von neuem seine Ansprüche an, sondern da wurde auch in einer Allgemeinheit, wie die Welt sie bis dahin noch nie erlebt hatte, die Forderung des Kopfes laut, das Leben seinerseits zu erfassen und zu gestalten.

Das Zeitalter der Wissenschaften hob an, und ihre Herrschaft bedeutete den Aufstieg des Menschen zu ungeahnten Höhen der Macht. Die Natur beugte sich ihm, und die Erde ward schier zu klein für sein Ausdehnungsstreben.

Doch wenn schon das Herz Verwirrungen heraufbeschwört, — noch weit anfälliger, der Krankheit um vieles offener ist der Kopf. Und so stehen wir denn heut vor der Tatsache einer mit rasender Schnelligkeit um sich greifenden selbstzerstörerischen Tollheit der von den Erfolgen des Gedankens trunken gewordenen Menschheit.

Und wieder rüstet sich das Schicksal zu seiner die Heilung, aber freilich auch namenlosen Jammer bringenden Radikalkur. Schon ist der Kopf seines Ansehens und der Vorbedingungen seines Wirkens weitgehend beraubt. Schon gelten wieder das volle Herz und das angeblich untrügliche Gefühl als der wahre Rückhalt menschlichen Seins. Starke Worte, zündende Glaubenslosungen, fortreißende Zielsetzungen schallen betäubend landauf und landab. Die Welt ist in Aufruhr, — und kein Zweifel: sie wird nicht ruhen, bis der allgemeine Überschwang der Herzen sich in Katastrofen entladen hat, gegen die der Dreißigjährige Krieg ein Kinderspiel gewesen ist.

Und dann wird der Mensch aufs neue den Gürtel enger schnallen und danach trachten, wenigstens den Magen wieder zu füllen. Erschöpfung wird den Frieden verbürgen, und langsam werden Herz und Kopf sich abermals zu regen beginnen.

Und vielleicht, — vielleicht wird danach eine Zeit heranreifen, in der der Mensch sich über sich selber hinaushebt und ein Organ in sich zu entwickeln versteht, das mehr ist als Herz und Kopf, — das Organ einer nicht mehr nur gefühlsmäßigen oder gedanklichen Erkenntnis, für das uns heute noch der Name fehlt.

„Vieles Gewaltige lebt, doch nichts, was gewaltiger als der Mensch ..." (Sophokles). Kuno Fiedler

König Georgs Rückkehr

Zeichnung von Willy Widmann

Ein neues Gesellschaftsspiel

Vergleiche sind billig wie ... Halt! Zehn Pfennig! Seien Sie vorsichtig mit Vergleichen! Ein französischer Schriftsteller hat nämlich ein neues Gesellschaftsspiel erfunden, und wer weiß, ob es nicht auch bald bei uns auftauchen wird; denn derartige Moden sind ansteckend wie die Pest. (Schon wieder 10 Pfennig.)

Das Spiel besteht, wie der Leser schon erraten hat, darin, daß jeder, der in einer Gesellschaft einen abgegriffenen Vergleich gebraucht, einen von den Vergleichen, die so alt sind wie Methusalem (schon wieder hereingefallen), einen Geldbetrag zahlen oder ein Pfand geben muß. Ob arm wie eine Kirchenmaus oder reich wie ein Krösus — man wird zahlen müssen; wie warme Semmeln werden die Zehner weggehen, denn die Redensarten schießen ja wie Pilze nach einem warmen Regen aus dem Boden. Wie ein Luchs wird ein Mensch dem andern auflauern, stolz wie ein Spanier wird er auf die angeprangerten Vergleiche hinweisen. Junge Männer, schön wie Achill, jedoch eitel wie die Pfauen, werden sich wie geölte Blitze auf jedes „Wie" stürzen, das dem Mund der jungen Damen entflieht, und mancher ruhige Bürger wird murmeln: wenn euch doch wie die Rotte Korah die Erde verschlingen würde!

Es ist klar wie die Sonne, daß, da derartige Vergleiche zahllos sind wie der Sand am Meer, eine solche Jagd reiche Beute brächte. Nur ist zu befürchten, daß zuletzt alle Anstrengungen vergeblich sein werden; denn treu wie Gold hängt der Mensch am lieben Überlieferten, und teurer als sein Leben sind ihm vom Urvater her gewohnte Redensarten. Und dem Kämpfer gegen farblose Bilder würde zum Schluß nichts andres übrig bleiben als dazusitzen wie Marius auf den Trümmern Karthagos (und dafür zehn Pfennig zu bezahlen). A.

Die kleine Tänzerin

Wenn der Lehrer mittags auf der Orgel spielte,
um sich, übend, gleichermaßen zu erbauen,
war es, daß ein Mädchen hinterm Schiff der Kirche,
wo die Zwetschgenbäume zwischen Gräbern standen,
anfing zierdevoll nach der Musik zu tanzen.
Mit den zarten Füßen schritt sie hin und wider,
neigte sich nach vorn und hob die schlanken Arme,
nahm das Röcklein auf und beugte ihre Knie
und gleichwie der schöne Orgelstrom dahinfloß,
tanzte sie in heitern oder ernsteren Figuren.
Ganz allein war sie bei den begrünten Hügeln,
die hier ohne Namen mit zerbrochnen Kreuzen
still sich wölbten, bergend ein paar weiße Knöchlein.

Hungrig aber ward man vom geheimen Tanze
bei den alten Gräbern unter Zwtschgenbäumen
und wenn das Frohlocken in der Kirch' verklungen,
hüpfte man verlangend an den Tisch der Eltern.
Aber ach, es war nur halben voll die Schüssel
mit dem Milchlein und das Vesperbrot ein Scherben;
denn die Eltern, hager selbst und ohne Weltlust,
mühten sich zuvörderst um den Stand der Seele
und dem Kind zu reichen die Entsagungsdistel
früh schon, dieses deuchte ihnen Pflicht und Sendung.

Ach, sie meinten's gut, drum was sich einstmals zutrug,
als in einem fremden Haus das Mädchen weilte,
traf sie wie mit Ruten. Ich will es erzählen.
Hungrig wiederum vom holden Orgeltanze,
mußt' das Kind zum Nachbarn ein Traktätlein bringen.
O, wie lächelte aus einem offnen Kasten
plötzlich zu ihm her ein großer, gelber Wecken!
Wer hat solche Lust und Pein zugleich empfunden?
Am Traktat indessen hatte sich erquicket
die Frau Nachbarin; und als gestärkt sie aufsah,
war das Kind verschwunden, aber auch der Wecken!
Ach, wie jammerten die hart geprüften Eltern,
als die Missetat zu ihrem Ohr gedrungen,
über ihr so früh verderbtes Ehezweiglein
und sie wären gern vor Gram ins Grab gestiegen.

Doch auch Gutes kann die Sünde nach sich ziehen;
denn allmählich ward der Mutter Herz erhellet,
also daß die eigne Jugend ihr heraufzog
und ein warmes Licht warf auf des Kindes Leben.
Als von diesem Gnadenlicht das Kind verspürte,
ging es hin zu dem vertrauten, grünen Orte
und obzwar kein Klingen aus der Kirche wogte,
mußte es doch tanzen und sich fröhlich drehen;
denn es spielte in ihm selber ein Musiklein.

Ottilie Häußermann

Kleinigkeiten

Eine Profezeiung. Nach einem Londoner Bericht des „Matin" hat der Präsident der „Nationalen Gesellschaft für Astronomie", Sir James Jeans, das baldige Ende des Mondes vorausgesagt. Er habe u. a. gesagt: „Wir haben gute Gründe anzunehmen, daß der Mond bald in eine Gefahrenzone eintreten und in Stücke zerfallen wird. Zuerst wird sich der Mond in zwei Teile teilen, dann in vier, dann in acht, und dann in eine große Anzahl von Teilen, die sich schließlich zu einem Ringe, wie beim Saturn, vereinigen werden. Wir würden dann beständig Mondschein haben."

Winterschlaf für Menschen. Der Deutschamerikaner Arthur Gehrke, so berichtet das „Stuttgarter Neue Tagblatt", hat, um seinen vielen Sorgen aus dem Weg zu gehen, beschlossen, sich zum Winterschlaf hinzulegen und erst im Frühjahr wieder aufzustehen. Den „Trick des Winterschlafs" will er „von den Bären gelernt" haben. Er empfiehlt den Winterschlaf als Kur „für die meisten Störungen unseres Lebens".

Licht vom Himmel. Nach einer Vereinbarung zwischen dem Staßfurter Verkehrsverein und der Industrie in Staßfurt-Leopoldshall sollen in den kommenden Adventstagen von den Schornsteinen und hohen Fabrikdächern elektrisch beleuchtete Adventssterne weit in das Land strahlen.

Fürsorglicher Magistrat. In dem Städtchen Bourne in der englischen Grafschaft Lincolnshire hat der Magistrat die Laternenpfähle weiß streichen lassen, um verspäteten Bürgern, denen das Heimgehen nach dem Ausschalten der Straßenbeleuchtung nicht immer leicht wird, auf den Weg zu helfen.

Europas höchstes Haus. In Brüssel ist mit dem Bau eines Hochhauses begonnen worden, das 120 Meter hoch und damit das höchste bewohnte Gebäude in Europa werden wird.

Keine Titel mehr. Der Betriebsführer einer Papierfabrik in München-Dachau hat in einer Betriebsversammlung bekanntgegeben, daß mit sofortiger Wirkung innerhalb der Betriebe in München, Dachau, Pasing und Oching sämtliche Titel abgeschafft seien.

Alfa und Omega. Im Rheinland und in Westfalen verbreiten die Sparkassen einen Aufsatz „Industriearbeiter sparen". Es heißt darin: „Der Arbeiter ist hier neben dem Hirn des Unternehmers das Alfa und Omega der Wirtschaft, des pulsierenden Lebens, des Erwerbs bzw. des Erfolges."

Der Beste. Der 52jährige Buchhalter Tom Gray in New York erhielt den Titel „Bester Buchhalter der USA". Die Bankdirektion, bei der er angestellt ist, bescheinigt, daß Tom Gray sich in zwölf Jahren nicht ein einziges Mal verrechnet hat; außerdem sei zu bemerken, daß er sich während der ganzen Zeit auch niemals eines Radiergummis bedient hat.

Fußballer. Der Deutsche Fußballbund hat im Oktober 35 000 neue Spielerpässe ausgestellt. Zurzeit sind 850 000 Spielerpässe beim Bund gebucht, was bedeutet, daß in Deutschland 850 000 Fußballspieler Wettspiele bestreiten.

Verbraucherstreik. In dem jugoslawischen Städtchen Groß-Betschkerek weigert sich die Bevölkerung, die eine Senkung der Strompreise erzwingen will, seit Monatsanfang hartnäckig, elektrisches Licht zu brennen. Man behilft sich mit Petroleum und Kerzenlicht.

Weste aus Milch. Im Auftrage der Snia Viscosa, dem Werk, das die synthetische Wolle herstellt, hat deren Erfinder Antonio Feretti dem Duce die ersten gewirkten und gewebten Stoffe aus Kaseinfaser überreicht.

Umbenennung. Der italienische Kriegsminister hat angeordnet, daß die Reit- und Rennpferde der italienischen Offiziere in Zukunft italienische Namen tragen müssen, soweit es bisher französische oder englische waren.

Bräute mit Reifezeugnis. In Nagasaki hat eine Ehehochschule, die japanische Mädchen auf eine Heirat nach Mandschukuo vorbereitet, zweitausend junge Mädchen mit dem „Reifezeugnis" entlassen. Sie sind schon auf der Reise und werden, wie behauptet wird, sehnlichst erwartet. Weitere siebentausend Bräute sollen ihnen folgen.

Recht der Frau. Die Universitätsleiterin Luise Jones von der St.-Lawrence-Universität zu Kanton im Staate New York hat den Studierenden erklärt, daß es das gute Recht jeder Frau sei, Sonntags ihr Frühstück ans Bett gebracht zu erhalten.

Theorie und Praxis. Die Gattin van de Veldes, des Verfassers der „Vollkommenen Ehe", hat, wie aus Rotterdam berichtet wird, wegen unüberwindlicher Abneigung die Scheidung ihrer Ehe beantragt.

Gute Ehefrau. In Harburg bei Hamburg hat eine Ehefrau an Stelle ihres straffälligen Mannes eine dreiwöchige Gefängnisstrafe verbüßt und diese Zeit in Männerkleidung zusammen mit neun Häftlingen in einer Gemeinschaftszelle verbracht, ohne daß die Täuschung bemerkt wurde; erst hinterher hat sie unvorsichtigerweise geplaudert.

Aus der guten alten Zeit. Aus einem Bericht der „Frankfurter Zeitung" über ein heute als Museum eingerichtetes Schloß in Zarskoje Selo: „In einer kleinen Vitrine sind schließlich Intimitäten zusammengestellt, Lausekämme, Flohfallen, die man in den Krinolinen unterbrachte."

Ebenbild Gottes. Ein Witzblatt in New Orleans suchte in einem Preisausschreiben den Inhaber des dümmsten Gesichts; er sollte dafür 1000 Dollar bekommen. Es meldeten sich über hundert Leute, die Anspruch darauf erhoben, das dümmste Gesicht zu haben. Der Preisträger erklärte sich damit einverstanden, daß sein Konterfei in Großaufnahme auf der ersten Seite des Witzblattes erschien.

Protzen. Der amerikanische Multimillionär Hamilton hat von sich eine kleine Büste aus Gold anfertigen lassen, die 80 000 Dollar gekostet hat; sie steht auf seinem Schreibtisch. Ein indischer Maharadscha hat sich in England ein Flugzeug bauen lassen, dessen Außenflächen mit einer starken Schicht massiven Silbers belegt sind.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 81); Telefon 24018, Postscheckkonto Stuttgart 19844. Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließl. Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Gerichtsstand und Erfüllungsort für beide Teile: Stuttgart

Die Idyllen

von Ottilie Häussermann

sind im Druck und werden Anfang Dezember vorliegen. Mit der Versendung an die etwa 300 Vorausbesteller wird dann sofort begonnen. Zuerst kommen diejenigen, die den Betrag von RM 2.— bereits eingezahlt haben. Dann die übrigen; ihnen fügen wir eine Zahlkarte über RM 2.— bei, deren sie sich bedienen mögen. Unter Nachnahme versenden wir nicht; dagegen sind wir für baldige Zahlung oder Vorausbezahlung dankbar.

Verlag der Sonntags-Zeitung
Dr. Erich Schairer

Stuttgart, 1. Dezember 1935

16. Jahrgang, Nr. 48

Die Sonntags-Zeitung

Ost und West

„Wenn wir nach der Landkarte urteilen", sagt H. G. Wells in seinen „Grundlinien der Weltgeschichte", „bedeuten die drei Jahrhunderte vom Anfang des dreizehnten bis zum Ende des fünfzehnten ein Zeitalter des Rückschritts für die Christenheit. Diese Jahrhunderte waren das Zeitalter der mongolischen Völker ... Die hervorragendsten Erscheinungen dieser Periode sind Herrscher aus der mongolischen oder der ihr verwandten türkischen Rasse ... Wenn ein weitblickender Mensch die Welt zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts betrachtet hätte, so hätte er wohl zu dem Schlusse kommen können, es werde bloß mehr einige Generationen dauern, bis die Welt mongolisch sein werde."

Diese Betrachtung ist, wie manche andere in dem Geschichtswerk von H. G. Wells, etwas übertrieben, aber sie legt einem doch (und das ist ja oft die Wirkung von Übertreibungen) einige Gedanken nahe, die zum Verständnis des Kampfes zwischen Ost und West, zwischen Gelb und Weiß, und des Streites der Großmächte untereinander um den Einfluß im Fernen Osten von Wert sind.

Als „das Zeitalter der mongolischen Völker" zu Ende ging, trat die europäische Kultur und Zivilisation ihren Siegeszug über die Erde an. Sie stieß dabei entweder auf Völker mit niederer Kulturstufe (wie in Afrika oder Teilen Nordamerikas), oder sie zerstörte rücksichtslos gleichwertige Kulturen, wenn sie solchen begegnete (wie in Mittel- und Südamerika). Die Eroberung der Welt durch Europa ist deshalb Kolonialpolitik gewesen.

Nur in einem bestimmten Teil der Erde errangen die Europäer nicht den unumschränkten Sieg: in Ostasien. Hier wohnten Völker, die schon lange vor den europäischen ihre staatsbildenden Fähigkeiten bewiesen hatten, die schon frühe auf eine hohe Kulturstufe gelangt waren, die manchesmal den europäischen Völkern als Vorbild gedient hatten (Beziehungen zwischen dem Fernen Osten und Europa bestanden ja fast immer, bald festere, bald spärlichere) und die lange Zeit den europäischen Staaten gleichberechtigt, zeitenweise als übermächtige Gefahr gegenübergestanden waren. Das größte dieser Völker, China, hat sich zwar nie mit ausdauernder Aktivität gegen den überhandnehmenden Einfluß der Weißen gewehrt, sondern ist, wenigstens bis heute, mehr Objekt der Politik geblieben; aber die Versuche, die Methoden der reinen Kolonialpolitik gegenüber China anzuwenden, sind doch alle am Zusammengehörigkeitsgefühl der Chinesen, einer Frucht alter Geschichte und Kultur, gescheitert. Die Politik der Großmächte in China hält deshalb etwa die Mitte zwischen Kolonialpolitik und zwischen der Politik unter Gleichberechtigten.

Der zweitgrößte Staat in Ostasien aber, Japan, hat sich, ohne die nationale Tradition ganz aufzugeben, in knapp 70 Jahren die europäische Kultur und Zivilisation so weit angeeignet, daß er nun als gleichberechtigter Partner den Staaten der weißen Rasse gegenübertritt. Japan gegenüber ist deshalb die Politik der Großmächte zur Weltpolitik geworden.

*

Der erste Staat, der nach dem Ende der „mongolischen Periode" mit den Ländern des Fernen Ostens dauernde (teils friedliche, teils kriegerische) Beziehungen aufnahm, war naturgemäß Rußland. Die kühnen Abenteurer, die im Auftrag der Zaren, der „Sammler russischen Landes", über den Ural vordrangen und Sibirien eroberten, gelangten um die Mitte des 17. Jahrhunderts an die Küste des Stillen Ozeans und an den Amur. (Seither gibt es eine „mandschurische Frage".) Zunächst kam es zu einer friedlich-vertraglichen Lösung, und Rußland wandte sich, dem in seiner Geschichte üblichen Pendelschlag folgend, wieder mehr dem Westen zu. Etwa 100 Jahre später erfolgte dann ein weiterer Vorstoß, der die Russen über die Aleuten bis nach Alaska und über Honolulu nach Kalifornien führte; die chinesischen Märkte wurden dem russischen Handel geöffnet, und um 1800 war Rußland die führende Macht in den chinesischen Gewässern und in der Südsee.

Diese Machtstellung befestigte Rußland noch, als 1847 General Murawjew Gouverneur von Ostsibirien wurde. Unter seiner Führung wurde Sachalin besetzt, der Amur für die russische Schiffahrt erobert und Wladiwostok („die Herrin des Ostens") gegründet. Die Wirtschaft blühte auf (vor allem Fischfang und Pelzhandel), und die Russen waren die Gewinner. Immer dringender wurde das Bedürfnis und der Drang nach einem südlicheren, eisfreien Hafen. Aber hier stieß Rußland mit andern Mächten zusammen, die ihm den Weg versperrten. Und da Murawjew keinen ebenbürtigen Nachfolger fand, blieb Wladiwostok der Hafen Rußlands im Osten. 1891 wurde der Plan gefaßt, ihn durch eine Bahn mit dem Innern Rußlands zu verbinden, 1903 wurde der Bahnbau vollendet, und zwei Jahre nachher erlitt die russische Macht in Ostasien einen entscheidenden Stoß.

*

Eine Macht, die man beim Kampf um China nicht ganz übersehen darf, ist Frankreich. Sein Vordringen in Ostasien datiert bis auf Ludwig XVI. zurück. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden dann, teils durch Verhandlungen, teils durch blutige Kämpfe, immer neue Gebiete erworben, und 1887 wurden Kambodscha, Cochinchina, Anam und Tongking unter der Bezeichnung „Indochina" zusammengefaßt und zur französischen Kolonie erklärt. Der französische Einfluß aber erstreckt sich über die Grenzen seiner Kolonie hinaus weit nach Südchina hinein.

*

Nachdem Nelson bei Abukir (1798) und Trafalgar (1805) das englisch-französische Ringen um die Mittelmeerherrschaft und damit um den Weg nach Indien und den Besitz Indiens entschieden hatte, stieß England über Indien hinaus auch in den ostasiatischen Raum vor: Indien mußte geschützt, die Handelswege nach dem Osten mußten gedeckt werden. Langsam arbeitete sich England nach Osten vor: 1819 wurde Singapore erworben, 1829 entstand die Kolonie Westaustralien, 1836 Südaustralien und 1840 Neuseeland. Dann erzwang England im sogenannten Opiumkrieg 1840—1842 die Öffnung der Türe nach China: im Friedensschluß mußte China Hongkong an England abtreten und sich verpflichten, einige Häfen, vor allem Schanghai, dem europäischen Handel zu öffnen. Hongkong und Schanghai wurden die Pforten Englands nach Südchina; Südchina wurde, abgesehen von der französischen Einflußzone, englisches Interessengebiet. In den folgenden 20 Jahren mußte England zwar noch einigemale hart um seine Stellung kämpfen (1850 bricht die Taiping-Revolution aus, 1856 beginnen lange sich hinziehende Mohammedaner-Aufstände in Südchina gegen England), aber schließlich errang England doch in einem Krieg von 1858—1860 seine alte Position wieder, die dann erst 1883 durch die Besetzung der Insel Port Hamilton an der Südküste Koreas erweitert wurde. Rußlands Versuche, nach Süden vorzudringen, seine Jagd nach dem eisfreien Hafen wurden nämlich von England als eine Bedrohung seiner Machtstellung in China aufgefaßt; hier galt es, sich rechtzeitig Stützpunkte zur Verteidigung zu schaffen.

Während England im Laufe des 19. Jahrhunderts sich so von Süden und Osten her Einfallstore nach China aufriß, drang es auch von Indien her in das Reich der Mitte ein. Die Grenzstaaten am Himalaya (Nepal, Sikkim, Bhutan) wurden unter englische Herrschaft oder englischen Einfluß gebracht; Tibet, „das Glacis der indischen Festung", wie Lord Curzon das Land später nannte, konnte zwar trotz hartnäckigen Versuchen der Engländer nicht von China losgetrennt werden, aber immerhin wurde auch hier dem Handel eine Türe geöffnet.

*

Wenn wir die Lage in Ostasien etwa ums Jahr 1887 betrachten, so finden wir also, daß China ringsum von Großmächten umklammert ist: im Norden und Osten von Rußland, im Osten, Süden und Westen von England, im Süden außerdem noch von Frankreich. Diese Situation hat für China freilich auch ihr Gutes; denn die Großmächte halten sich gegenseitig in Schach: England wacht eifersüchtig darüber, daß der französische Einfluß in Südchina nicht größer wird, und es wird jedem Versuch Rußlands, nach Korea oder noch weiter nach Süden vorzustoßen, entschlossenen Widerstand entgegensetzen.

Dieses System von Interessengegensätzen hätte vielleicht noch geraume Zeit in seinem labilen Gleichgewicht verharren können, wenn sich nicht eine neue Macht, deren Bedeutung damals allgemein unterschätzt wurde, eingemischt hätte: Japan. Das Auftreten Japans veränderte die Lage in Ostasien völlig. Wenn bis zum Ende des 19. Jahrhunderts der Kampf des Westens gegen den Osten allmählich zu einem Kampf der Großmächte untereinander um den Einfluß in China geworden ist, so bahnte sich mit dem Eingreifen Japans eine Entwicklung an, die diesen Kampf in einen Krieg des Ostens gegen den Westen, der gelben gegen die weiße Rasse umzuwandeln droht.

(Einige Ausschnitte aus dieser Entwicklung werden in zwei weiteren Artikeln — „Kampf um China", 1887 bis zum Weltkrieg, und „Gelb gegen Weiß?", vom Weltkrieg bis vorläufig 1935 — behandelt werden.) ×××

Nach einem Aufsatz von Hans Mierenberg im „Wirtschaftsring" (Heft 46) hat Japan in der Landwirtschaft die Autarkie erreicht, ja überschritten: bei Reis und bei Seidenkokons mußte die Regierung im letzten Jahr schon die Preise stützen. Im Bezug industrieller Rohstoffe dagegen ist es durch die Forcierung seiner Fertigproduktion noch mehr abhängig vom Ausland geworden als früher (Baumwolle, Wolle, Zellulose, Kohle, Öl, Erz, Metalle).

Zu viel Butter

Der holländische Staat hat schon mehrere Male Schritte zur Einschränkung der Milcherzeugung unternommen; so wurden z. B. die Preise für Milch und Butter zwangsweise herabgesetzt. Trotzdem herrscht noch immer ein derartiger Überfluß an Molkereierzeugnissen, daß man sich von neuem mit der Frage beschäftigt, was zu tun ist, um diesen vom Markt nicht aufnehmbaren Überfluß zu verringern.

Der einzige Ausweg scheint wieder, die Zahl der Milchkühe zu verringern. Holland hat schon zweimal eine Verkleinerung seines Vichreichtums vorgenommen; 200 000 Stück Milchvieh sind in die Abdeckereien gewandert. Das Landwirtschafts-Ministerium will jetzt einen neuen Aderlaß an den holländischen Viehherden vornehmen, und 100 000 Rinder sollen diesmal an die Reihe kommen. Der Minister weiß bloß noch nicht, wie er das Geld aufbringen soll, das zum Einkauf und zur Einäscherung der 100 000 Milchkühe nötig ist. (Berliner Morgenpost, 24. November 1935)

Kleine Chronik

In der englischen Regierung sind nach den Unterhauswahlen einige Posten umbesetzt worden.

Bei einer Abstimmung der englischen Bergarbeiter haben 93 Prozent für den Generalstreik gestimmt. Die Führer der Bergarbeitergewerkschaften wollen aber den Streik erst dann erklären, wenn es sich herausstellt, daß Verhandlungen mit der Regierung nicht zum Ziel (Lohnerhöhung und Anerkennung der Gewerkschaften durch die Unternehmer) führen.

Admiral Jellicoe, der Führer der englischen Flotte im Weltkrieg, ist im Alter von 75 Jahren gestorben.

In Frankreich hat die parlamentarische Session mit dem Zusammentritt der Kammer am 28. November begonnen. Die Klippen für die Regierung sind: Sanierung des Staatshaushalts und die Forderung der Linken, die Rechtsverbände aufzulösen.

Die Bank von Frankreich hat den Diskont nochmals erhöht (von 4 auf 5 und dann auf 6 Prozent).

In Marseille hat der Prozeß gegen einige an der Ermordung Barthous und König Alexanders von Jugoslawien Beteiligte begonnen, ist aber, wohl aus politischen Gründen, vertagt worden.

Im Vatikan sind 20 neue Kardinäle ernannt worden (14 Italiener und 6 Ausländer). Im Kardinalskollegium befinden sich jetzt 38 Italiener und 31 Ausländer.

In Bulgarien ist die Regierung umgebildet worden. Ministerpräsident ist der bisherige Minister des Äußern Iwanoff.

König Georg II. ist von London nach Griechenland zurückgekehrt.

In Warschau hat die Gerichtsverhandlung gegen die ukrainischen Terroristen, die der Teilnahme an der Ermordung des polnischen Innenministers Pieracki beschuldigt werden, begonnen. Nach den Angaben der Anklage sind die Terroristen von der litauischen Regierung unterstützt worden.

Dänische Bauern

Von Fritz Werkmann

Den Ausdruck „dummer Bauer" gibt es in der dänischen Sprache nicht. Er wäre auch nicht berechtigt. Denn in der dänischen Landwirtschaft gilt der Grundsatz: Wissen ist Macht.

„Mit den Händen kann man heute nichts mehr verdienen", erklärte mir ein Bauer, „nur noch mit dem Kopf."

Ein fünfundzwanzigjähriger Bauernsohn, der auf dem Hof seines Vaters als Vorknecht den Betrieb fast allein leitet, will diesen Winter wieder auf die Volkshochschule. „Wissen Sie denn noch nicht genug? Sie waren doch schon einmal auf der Volkshochschule und dann auf der landwirtschaftlichen Schule, ganz abgesehen von den drei Lehrjahren auf andern Gütern." „Man weiß doch nie genug! Ich will jetzt noch Englisch und Volkswirtschaft lernen."

Etwa ein Drittel derjenigen, die sich als selbständige Landwirte niederlassen, haben einen landwirtschaftlichen Ausbildungskurs von mindestens fünf Monaten durchgemacht. Für die zahlreichen Siedler, die Husmänner mit fünf Hektar Land, bestehen besondere Schulen. Sie sind gleichzeitig landwirtschaftliche Schule und allgemeinbildende Volkshochschule, weil die Kleinbauern oft nur einen Kurs bezahlen können. — Fragt man einen Bauern oder einen Knecht, wieviel Futter er seinen Schweinen gibt, so bekommt man oft die Antwort wissenschaftlich, in Futtereinheiten ausgedrückt.

*

Ein Bauer hat mich abends zu Kaffee und Kuchen eingeladen. Wir sitzen in der „guten Stube". Auf dem Schreibtisch das Telefon und Radio, in der Ecke ein Klavier, ein Sofa, die Wände so mit Bildern behängt, daß man die Tapete kaum mehr sieht. Eine typische Bauernstube. Der Bauer bietet mir eine Zigarette an.

„Vor einigen Jahren hatte ich 600 Schweine, ich konnte sie billig füttern mit russischer Dumpinggerste. Jetzt darf ich nur noch 140 im Jahr verkaufen. Die Schweineproduktion ist ja kontingentiert, wir haben Schweinekarten. Zwar dürfen wir auch mehr Schweine verkaufen, aber das hat sich bisher nicht gelohnt. Die Preise für diese Schweine waren zu niedrig. Nach Einführung der Karten ist der Preis für ein Baconschwein mit Karte etwa auf das Doppelte gestiegen. An den Schweinen kann man verdienen — wenn nur die Engländer den Markt nicht ganz sperren! Mit den Kühen ist es schlechter. Die Butter ist zu billig. Die Meierei hat im vergangenen Jahr für 100 kg etwa 180 Kronen (= 99 Mark) bekommen. Der Preis steigt allerdings jetzt schon wieder, zum Glück. Ich habe vergangenes Jahr die Hälfte meiner Kühe abgeschafft. Bei der kleinen Schweinezahl brauche ich nicht mehr so viel Magermilch, und bei den Kühen setzt man zu." Er zeigt mir das Milchviehkonto seiner doppelten Buchführung, in dem ausgerechnet ist, mit wie viel Öre die Kühe eine Futtereinheit des im Betriebe selbst erzeugten Futters bezahlt haben. —

„Da haben Sie den Betrieb ja ganz mächtig eingeschränkt?" —

„Auf der einen Seite, ja. Dafür habe ich 1000 Eintagsküken gekauft und aus dem einen Schweinehaus einen Hühnerstall gebaut. Mit dem Eierexport soll es wieder besser gehen. Und auch auf dem Hähnchenmarkt soll es nicht schlecht sein. Eigentlich eine verrückte Zeit, es ist doch viel billiger, Fleisch in Form von Schweinen zu produzieren. Aber die Welt will es nun einmal so! Dann habe ich mit einer Konservenfabrik einen Anbauvertrag abgeschlossen auf einen Hektar Mohrrüben, ferner habe ich neuerdings Konservenerbsen und einen Hektar Gurken angebaut, und mein Sohn hat eine Obstplantage angelegt." —

„Woher wissen Sie nur, wie man all diese Kulturen behandelt?" —

„Etwas Erfahrung hat man ja. Und dann machen unsere „Konsulenten" Kurse. Unsere Bauernvereinigungen haben Konsulenten angestellt, Landwirte mit Hochschulbildung, die uns beraten. Sie reisen herum und halten Vorträge und Kurse darüber ab, mit welchen Kulturen wir jetzt anfangen sollen und wie wir sie behandeln müssen."

„Sind die Kurse gut besucht?" —

„O ja, wo die Bauern was verdienen können, da haben sie großes Interesse. Wir hatten auf unserer Plantage vor kurzem einen Kurs für Obstbaumokulieren. Da waren 150 Bauern dabei, sie konnten gar nicht alle sehen!" —

„Ich habe hier oft Obstanlagen auf reinem Sandboden gesehen, können die Bäume sich da gut entwickeln?" —

„Ja, die Ergebnisse des Versuchsgutes unserer Obstbauvereinigung haben gezeigt, daß die Äpfel auf Sandboden die schönste Farbe haben." —

Die Versuchsergebnisse haben gezeigt, — diese Antwort bekomme ich immer wieder. Die Berichte der Versuchsgüter und Versuchsringe sind so einfach und anschaulich geschrieben, daß auch jeder Nicht-Lateiner sie lesen kann.

Der Bauer, mit dem ich dies Gespräch hatte, ist Vorstand in einem lokalen Versuchsring für Schweinefütterung. Er zeigte mir ein ausgefülltes Formular, das Ergebnis eines Fütterungsversuches von Ferkeln, ausgerechnet in verbrauchten Futtereinheiten pro Kilogramm Lebendgewichtzunahme. Solche Formulare bekommt er von vielen Bauern und berichtet dann über die Resultate in einem Vortrag vor dem Versuchsring.

Der Bauer hat ein Auto. „Ein größerer Bauer ohne Auto ist nicht mehr kreditwürdig bei uns." Die Autos sehen allerdings teilweise so aus, als ob sie einem Museum entlaufen wären, alte hohe Fordkutschen, aber immerhin, es sind Autos.

*

Ich helfe dem Bauernsohn, die Birnen für den Verkauf zu verpacken, in standardisierte Kisten der Gemüseverkaufsgenossenschaft. Es gibt Kisten für 15 kg, für 25 kg usw. Unten hinein kommt Wellpappe, dann wird die Kiste mit farbigem, von der Genossenschaft gestempeltem Papier ausgeschlagen. Der Junge hat vier Kisten vor sich stehen für die verschiedenen Größen und legt die Birnen in Reihen hinein, Lage über Lage, es muß genau passen. Auf diese Weise hat jede Birne so viele Berührungspunkte mit den Nachbarbirnen, daß man den Deckel drücken kann, ohne daß die Birnen Druckflecke bekommen. Außerdem ist der Boden elastisch. Ich muß immer erst probieren, ob die Birne die richtige Größe hat; bei dem Jungen geht es wie von selber trotz seiner großen Arbeitshände.

„Wo haben Sie das gelernt?" —

„Ich habe einen viertägigen Packerkurs mitgemacht. Wir haben hier in Dänemark zwei Obstpacker, die haben sieben Jahre in Amerika Obst gepackt, jetzt halten sie hier Kurse ab mit einem Packwettbewerb zum Schluß. — Passen Sie auf, die Birne ist wurmstichig, die darf nicht herein. Wir haben die Kiste mit lila Papier ausgeschlagen, das heißt ‚extra'. Rotes Papier heißt „erste Sorte", graues „aussortiert" usw. Was „extra" ist, was erste und zweite Sorte, dafür gibt es genaue Vorschriften. Auf die Kiste kommt noch ein Schildchen von der gleichen Farbe wie das Papier mit dem Stempel unserer Mitgliedsnummer." —

„Und wenn bei den „Extra"-Birnen doch eine wurmstichige ist?" —

„Wenn der Kontrolleur das entdeckt, dann macht er den Stempel „unsortiert" auf die Kiste, außerdem bekommen wir die 50 Öre Pfand für die Kiste nicht zurück! — Morgen früh holt das Lastauto die Kisten ab. Bis 11 Uhr müssen sie in Odense sein, fünf Minuten Verspätung kosten 1 Krone Strafe. Um 1 Uhr findet die Auktion statt. An der Wand läuft der Zeiger einer großen Uhr. Er geht von 1 Krone auf 99 Öre, 98, 97 Öre usw. bis Null. Auf ansteigenden Bänken davor sitzen die Gemüsehändler. Unten wird das Gemüse vorgefahren und ausgerufen. Wenn der Zeiger auf dem Preis angekommen ist, den ein Händler für das Gemüse zahlen will, drückt er auf einen elektischen Knopf an seinem Platz. Der Zeiger bleibt stehen, und auf der Uhr erscheint erleuchtet die Nummer des kaufenden Händlers. Der Aktionarius füllt den Auktionsbrief aus. Das Geschäft ist erledigt. So wird immer alles ausverkauft, nichts bleibt übrig. Daß der Preis nicht zu stark gedrückt wird, dafür sorgt die Konkurrenz unter den Händlern. Wir bekommen dann den Verkaufspreis abzüglich 8 Prozent Verkaufskosten. Unsere Gurken verkaufen wir auch auf diese Art, geputzt und sortiert. Man muß heute versuchen, nur die beste Ware zu liefern, sonst bekommt man keine Preise."

◆

Die Milch verkauft der Bauer an die Genossenschaftsmeierei. Die Milch wird morgens vom Hof abgeholt, knapp eine Stunde darauf bringt das Auto die Kannen zurück mit heißer Magermilch, Buttermilch und Molke für die Schweine. Die Meierei bezahlt die Milch nach Fettprozenten, das heißt: sie bezahlt dem Bauern sein Milchfett genau nach der jeweiligen Butternotierung. Der Bauer bezahlt der Meierei seinerseits die zurückgeforderte Magermilch mit 3½ Öre pro Liter. Damit deckt die Meierei ihre gesamten Unkosten für die Verbutterung, und wenn sie gut arbeitet, kann sie den Bauern am Ende des Jahres noch einen Überschuß ausschütten.

Die Milch wird außerdem auf ihren Keimgehalt geprüft und danach in Klassen eingeteilt. Milch der ersten Klasse bekommt einen kleinen Preisaufschlag, Milch der 4. Klasse wird nicht mehr angenommen. Ein Anreiz für die Bauern, die Kühe sauber zu halten und, vor allem; die Milch zu kühlen! In den kommenden Jahren wird auch ein jährlich steigender Überpreis bezahlt werden für Milch von Kühen, die dem Tuberkulosetilgungsverfahren angeschlossen sind.

Jedes Jahr werden die Berichte der verschiedenen Meierei-Genossenschaften veröffentlicht, jedem zugänglich, sodaß es gleich auffällt, wenn ein Meierei-Betrieb schlechter arbeitet als die anderen.

◆

Natürlich sind nicht alle dänischen Bauern gleich tüchtig; auch unter ihnen gibt es Schlafmützen. Aber auch sie haben mindestens den Vorteil der Genossenschaften. Sie selber brauchen dabei ihre Waren nicht einmal an die Genossenschaften zu verkaufen. Die Konkurrenz zwischen Genossenschaften und Privathändlern verhindert, daß die Bauern übervorteilt werden. So erzählte ein Bauer, er verkaufe seine Schweine nicht an die Genossenschaft; diese mache gleich Abzüge, wenn die Tiere krank seien. Dagegen hätte er vor kurzem einem Privathändler ein krankes Schwein verkauft; der hätte ihm keine Abzüge gemacht, weil er ja sonst immer gesunde Schweine geliefert hätte. — Aus Menschenfreundlichkeit sind sicher auch in Dänemark die Viehhändler nicht so zuvorkommend, — sie können sonst gegen die Genossenschaften nicht aufkommen.

Umgekehrt bewahrt die Konkurrenz mit den privaten Händlern die Genossenschaften vor Verknöcherung und Bürokratisierung. Auf der diesjährigen Generalversammlung der Eier-Exportgenossenschaft fragte ein Mitglied, wieso die Genossenschaft für die gestempelten Eier (bei denen man also feststellen kann, wer sie geliefert hat, falls sich beim Durchleuchten herausstellt, daß sie alt oder gewaschen sind) nicht mehr bezahlt als die Händler für ungestempelte Eier. „Wenn die Leitung das nicht zu Stande bringt, dann ist sie ihrer Stellung nicht gewachsen." — Er wird darauf hingewiesen, daß die Händler wohl im Augenblick mehr bezahlen, daß die Genossenschaft aber am Ende des Geschäftsjahres einen Überschuß ausschüttet, sodaß die Bauern dabei doch besser fahren. — Da erhebt sich ein alter Bauer: „Ich bin nun seit 1898 hier in den Generalversammlungen der Eier-Exportgenossenschaft, und wir hatten immer diese Diskussionen über die Schwierigkeiten, die die Konkurrenz uns bereitet, aber wenn man näher nachsah, hatte das in der Regel nicht viel auf sich."

◆

Die größte Sorge für die dänische Landwirtschaft, die ja fast völlig auf die Ausfuhr von Bacon, Butter und Eiern eingestellt ist, bedeutet die Absperrung der ausländischen Märkte, vor allem des englischen. Ein höheres oder niedrigeres Kontingent bedeutet für die Dänen gute Preise oder einen katastrofalen Preissturz. Als Gegenmaßnahme greift die Regierung planwirtschaftlich ein. Schweinekarten sind eingeführt, der Getreidepreis ist festgesetzt, die Valutazentrale hat ein Monopol zum Kauf und zur Verteilung der Devisen. Spricht man mit Bauern, besonders den tüchtigeren, so sind sie gegenüber dieser Entwicklung mißtrauisch. Sie haben sich in der freien Konkurrenz ihre Stellung in der Welt und ihren Reichtum erworben; die freie Konkurrenz möchten sie gern weiterbehalten.

„Man darf die Obstbäume nicht düngen, wenn man sie einpflanzt", sagte mir ein Bauer, „ihre Wurzeln müssen sich erst selber im Kampf ums Dasein ihre Nahrung suchen. Nur so bekommt man gesunde, widerstandsfähige Bäume. Das ist genau gleich wie bei den Menschen."

Ein Museum des Kapitalismus

Ein amerikanisches Bodenreformerblatt, „The Ulyano Colonist", ruft zur Mitarbeit an einem „Museum des Kapitalismus" auf, das späteren Geschlechtern einen Begriff von der heutigen amerikanischen „Kultur" geben soll.

Dieses Museum soll u. a. enthalten: bildliche Darstellungen von der fortschreitenden Verarmung der Arbeiter und Angestellten von der Zeit des Frühkapitalismus bis zum Zusammenbruch; die Benützung menschlicher Wesen als Zugtiere (anstelle von Pferden, Mulis oder mechanischen Traktoren); Bilder aus dem Wohnungselend der Arbeiterviertel, Szenen aus den „slums"; Darstellungen von den Wohnhütten oder „Wohnställen" der Landarbeiter, besonders in den Plantagengebieten; der Kleidermangel der Armen und Arbeitslosen soll veranschaulicht werden durch zerfetzte Kleider und Schuhe (besonders von Kindern, die wegen mangelnder Kleidung nicht in die Schule gehen können); das Museum soll ferner zeigen die Zunahme der Bleichsucht und anderer Unterernährungskrankheiten (Fotos von abgemagerten Kindern mit entstellten Gliedern), die langen Reihen Hilfesuchender vor den öffentlichen Ausspeisungen und Fürsorgeämtern usw.

Dem allen soll gegenübergestellt werden: das Anwachsen des Reichtums mit dem Aufblühen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung; Bilder aus illustrierten Zeitungen und Büchern, luxuriöse Bauten und Einrichtungen, Villen, Schlösser, Paläste, Gastmähler, Luxusgelage, Modeartikel, kosmetische Kostbarkeiten, Schmuck, kostspieliges Spielzeug der reichen Kinder. Ferner die geistige und sittliche Entartung der herrschenden Schichten: die Mittel zur Niederhaltung der Arbeiterschaft, Folterwerkzeuge für politische und soziale Gegner; unmoralische Kino- und Theaterstücke, Revuen, Schmutz- und Schundliteratur, die Auflösung der Familie, Anwachsen der Selbstmorde, dargestellt in statistischen Tabellen; schließlich die Konzentration des Reichtums in den Händen weniger, die Monopolstellung der Mammutkonzerne, die Korrumpierung der Regierungen und der öffentlichen Stellen, einseitige Klassenjustiz, die Kriegsrüstungen, die Zerstörungen des modernen Krieges, die Mordmaschinen der neuesten Zeit.

Wenn es nicht auch Lichtpunkte im Bilde dieser Zeitperiode gäbe, es wäre in der Tat ein erschreckendes Bild, das uns ein „Museum des Kapitalismus" zeigt", bemerkt dazu die „Schönere Zukunft" (Nr. 5).

Bei einem Richtfest hat der Berliner Stadtrat Pfeil die erschreckende Tatsache mitgeteilt, daß in Berlin immer noch 50—90 000 Wohnungen fehlen. Über 40 000 Familien leben noch in Wohnlauben, 20 000 in Kellerwohnungen und 60 000 in ausgebauten Dachgeschoßwohnungen.

Warum Krieg in Abessinien?

Laie und Fachmann

Furchtbar einfach: weil Italien ein rohstoffarmes Land ist, das außerdem bei der Verteilung der halbwegs wertvollen Kolonien den kürzeren gezogen hat, und nun das Versäumte wenigstens teilweise nachholen und sich in Abessinien einige wichtige Rohstoffquellen sichern will. — So antwortet der Laie. Der Fachmann aber (z. B. Gustav Cassel in einem Artikel „Imperialistische Wirtschaft") entgegnet:

Es ist eine sehr beliebte Vorstellung, daß einige wenige Länder die wichtigsten Rohstoffquellen besitzen und, ihre monopolartige Stellung ausnützend, den Proletariern unter den Völkern den Rohstoffkorb höher hängen. In Wirklichkeit ist es doch nicht ganz so. Beinahe überall herrscht ein solcher Überfluß an Rohstoffen, daß die größte Sorge der Besitzer die Sorge um den Absatz ist. Ja, es gibt sogar Fälle, wo die Rohstoffbesitzer die Konsumenten, statt sie zappeln zu lassen, zum Kaufen förmlich zwingen. So kommt es, daß trotz Vertrustung und trotz allen Produktionsbeschränkungen die Konsumenten heute die Rohstoffe viel billiger als vor dem Krieg, teilweise sogar unter Gestehungskosten, einkaufen. Was für einen Sinn also kann es haben, ein Land mit Rohstoffquellen zu erobern? Nachher hat man alle Mühe, um die Rohstoffe, womöglich mit Verlusten, loszuwerden; es wäre doch viel gescheiter, sie bei denen, die Überfluß daran haben, billig einzukaufen.

So spricht, wie gesagt, der Fachmann. Und der Laie kratzt sich am Kopf und weiß wirklich nicht recht, was er nun eigentlich von dem Krieg in Abessinien halten soll, besonders wenn er aus einem andern Artikel erfährt, daß es wahrscheinlich in Abessinien Bodenschätze in nennenswerten Mengen überhaupt nicht gibt („Bodenschätze in fernen Ländern" von Ferdinand Friedensburg, Heft 22 der „Hilfe"). Friedensburg stellt nämlich die zunächst überraschende Behauptung auf, man könne mit größter Wahrscheinlichkeit damit rechnen, daß heute noch unerschlossene Gebiete keine Bodenschätze besitzen, oder wenn schon, dann keine solchen, die eine Ausbeute lohnen. Denn die moderne Weltwirtschaft begnüge sich nicht mehr mit kleinen Vorkommen; sie „bewegt am liebsten gewaltige Massen; der Überfluß an Rohstoffen, gerade auch der mineralischen, hat dazu geführt, daß man sich nur für ganz besonders große und ganz besonders billig zu gewinnende Lagerstätten interessiert".

Aber warum hört und liest man dann immer wieder von ungehobenen Bodenschätzen in Rußland, in China, in Abessinien, in Brasilien usw.? „Wenn von Gold und Edelstein, Kohle und Erz, Salz und Öl die Rede ist, irgendwo in der Ferne, begegnen und durchdringen sich Romantik und Materialismus, Mythus und Naturalismus auf die eigentümlichste Weise und verwirren die Entscheidung, um so mehr, als es unserer Gegenwart weithin an Proportionsgefühl, an Sinn für Größenordnung mangelt. Wie wenige Menschen machen sich klar, daß der ganze Wert der bergbaulichen Produktion der riesigen Erdteile Afrika und Asien zusammengenommen noch nicht den Wert der Bergbauförderung Deutschlands ... erreicht! Das gewaltige Gebiet Britisch-Indiens mit all seinen Gold- und Edelsteingruben, die die Fantasie dort sucht, produziert an Bodenschätzen noch längst nicht so viel wie die kleine verstümmelte Provinz Schlesien an Wert in Kohle und Erz hervorbringt. Und noch ein Beispiel: Das riesige französische Kolonialreich, an Fläche zwanzigmal größer als das Mutterland, gewinnt an Bodenschätzen noch nicht ein Fünftel der Leistung des Mutterlandes, obwohl dieses noch nicht einmal zu den besonders günstig gestellten Gebieten der Erde gehört."

Der Laie kann sich zwar von der liebgewordenen Vorstellung, daß sich an manchen Stellen der Erde ungehobene Schätze befinden, noch nicht ganz trennen, muß aber freilich zugeben, daß gegenwärtig eine Erschließung solcher etwa vorhandener Bodenschätze wirtschaftlich der größte Unsinn wäre.

Umso merkwürdiger kommt ihm der Krieg in Abessinien vor. Schließlich gelangen er und die beiden zitierten Fachmänner zu der Auffassung, daß „der gegenwärtig alle Völker beherrschende Gedanke der Selbstversorgung ... die nüchterne, ziffernmäßige Rangordnung verschleiert", oder, anders ausgedrückt, daß manche Völker, koste es, was es wolle, sich Rohstoffquellen zu sichern versuchen, auch wenn deren Ausbeutung noch so unrentabel ist, — für einen bestimmten Fall.

Woraus der Laie den logischen, wenn auch etwas widersinnigen Schluß zieht, daß Italien Krieg führt, um Kriege führen zu können.

B.

Volk in der Wildnis

Von German Gerhold

Jan Piet brach vom Kapland auf mit achtunddreißig Ochsenkarren und hundertvierzehn Menschen, um für sich und sein großes Haus einen günstigen Platz zu suchen.

Nach Monaten gelangten sie in ein Land, das zwar menschenleer genug, doch auch arm an Früchten, Wild und Wasser war.

Jan Piet aber stieß seinen Ochsenstachel in den Boden. „Hier bleiben wir. Spannt aus, und Gott segne unser Werk."

Die Wagen fuhren zu Burgen zusammen und das Leben gewann ein neues Gesicht. Man begann sich nach Nahrung, Wild und Boden umzutun.

Bald hier, bald dort aber flammte Streit auf, weil zwei oder mehr behaupteten, daß dies oder jenes sei von ihnen allein gefunden und daher ihr Eigentum.

„Her zu mir!" rief Jan Piet. „Wir sind Menschen, die aus gesitteten Ländern kommen, und wir wollen die Ordnung der Väter auch hier in der Einsamkeit beibehalten. Ihr seht, daß die Dinge in dieser Gegend nicht in solchen Mengen vorhanden sind, daß ein jeder nach Gutdünken davon nehmen kann! Das Land muß zuvor bebaut, die Früchte und Pflanzen müssen kultiviert werden, das Wild muß gehegt und geschont werden. Nur so entsteht eine geordnete Wirtschaft, die später dazu führen wird, daß wir alle genug erhalten und daß unser aller Wohlstand sich mehrt. Darum bestimme ich fortan, wer arbeitet und was gearbeitet wird. Und ich werde einem jeden, der arbeitet, Quittung nach seinem Verdienst ausstellen. Diese aber soll an Geldes Statt Geltung haben. Nur wer damit nachweisen kann, daß er geholfen hat, unsern Wohlstand zu fördern und die Güter zu mehren, kann aus den Vorräten Dinge erwerben. Ein jeder richte sich danach!"

Die Menschen waren der Ordnung froh, und das neue Dorf wuchs und gedieh. Von Jahr zu Jahr wurde neues Land unter den Pflug genommen und stattliche Scheuern wurden erbaut.

Mit dem Reichtum an Früchten wuchs auch die Zahl der Menschen. Und es war schon so, daß der Reichtum auch darum wuchs, weil eben immer mehr Arbeitskräfte heranwuchsen. Jan Piets Löhne aber erwiesen sich als ein gutes Mittel, das gemeinsam Erworbene gerecht zu verteilen und als ein nützlicher Antrieb zur Mehrung der Güter. Und mehr als ein Notschatz sammelte sich nicht den Lägern.

Da kam der junge Hendrik eines Tages auf die Idee, den althergebrachten Pflug zu verbessern, so daß nun das Pflügen in der halben Zeit getan war. Infolgedessen konnte man ein doppelt so großes Land unter den Pflug nehmen als bisher. Alles lobte den jungen Hendrik und Jan Piet gab ihm eine reiche Belohnung.

Schon hatte man Sorgen, wie man die gewaltige Ernte einbringen solle, als ein anderer eine fahrbare Mäheinrichtung erfand, während ein Dritter sogar dahin kam, daß man Mähen und Dreschen sogleich auf dem Felde vereinigen könne.

Alles war hocherfreut. Zu Jan Piet aber kamen die, welche nun auf den Feldern nicht mehr gebraucht wurden, und baten um andere Arbeit, damit sie zu ihrem Lohnausweis kämen.

Jan Piet war nicht lange verlegen und fand Vieles, das getan werden konnte. Da waren Gebäude neu zu errichten, Wege zu bauen, Brunnen zu fassen, Gärten anzulegen. Es gab Land urbar zu machen und Plantagen anzulegen für neue, kostbare Früchte.

Umso schneller nur wuchs der Wohlstand des Ganzen und der Überfluß an Früchten und Gärten aller Art.

Die Zeiten brachten neue Menschen, aber auch weitere, arbeitsparende Verbesserungen. Die Läger füllten sich von Jahr zu Jahr mehr, und eines Tages sprach Jan Piet: „Wir müssen unser Tempo mäßigen! Wir erzeugen bereits Vieles, was wir nicht mehr verbrauchen können. Die Summe der Löhne reicht nicht mehr aus, um das abzunehmen, was mit diesen Löhnen hergestellt wird."

Die Menschen aber sagten, ein jeder müsse doch Arbeit und Lohn haben, um die Dinge zum Leben erhalten zu können. Es sei darum nicht möglich, die Arbeit einzuschränken.

„Nun gut", erklärte Jan Piet. „Wir werden weiterhin alle arbeiten, wie bisher. Den Überfluß aber, den wir nicht verbrauchen können, werden wir in ferne Gegenden senden, um anderes dafür einzutauschen, das wir hier brauchen können."

So geschah es. Die Ochsenkarawanen fuhren schwer beladen davon und brachten Nähmaschinen, Webstühle, Motoren und Maschinen aller Art zurück.

Alles jubelte. Doch es erwies sich, daß die neuen Dinge fleißige Helfer waren, welche die Arbeitsmöglichkeit nur noch mehr herabsetzten. Sie zu zerstören aber schien sinnloser Frevel.

Nocheinmal fand Jan Piet einen Ausweg. „Was uns fehlt gegen die übrige Welt", meinte er, „das ist offenbar das Militär. Daher werden wir eine Armee zu unserem Schutz aufstellen, die alle arbeitslosen Männer aufnimmt. Dann hat ein jeder wieder eine Tätigkeit."

Es geschah, und es wäre vielleicht alles gut geblieben, wenn Hendrik nicht die Erdölquelle gefunden hätte, die nun das Öl für die Maschinen lieferte, das man bisher gegen große Mengen Getreide kaufen mußte.

Man vergrößerte das Militär nochmals und glaubte schon alles geregelt, als die Karawanen mit allen Waren zurückkamen und von ihren Führern erklärt wurde, daß auswärts nichts mehr verkäuflich sei.

Die riesigen Mengen, die bisher in die Ferne geflossen waren, lagen nun da; und weitere, größere Mengen wuchsen bereits auf den Feldern heran.

Es kam dahin, daß jede Arbeit sinnlos schien, — und doch verlangten die Leute ihren Lohn, ohne den sie nichts aus den Lägern erhielten.

Schlaflos verbrachte Jan Piet die Nächte mit Grübeln.

Eines Tages aber trat er vor sein Haus und lachte hell in den neuen Tag hinaus.

„Leute!" rief er. „Brüder und Schwestern meines Blutes! Wir sind allzumal Narren! Wir gleichen Leuten, die mit verbundenem Maul in einer überfüllten Speisekammer sitzen!

Seht, die Einrichtung mit dem Lohn war recht und gut, solange hier zu wenig war, um jedem nach seinem Belieben und Wünschen geben zu können, und solange wir darauf bedacht sein mußten, den Wohlstand und die Vorräte zu mehren. Wir stellten mit Recht hinter jeden die Angst vor dem Hunger.

Aber heute —? Seht euch um! Seht die Felder, die dreimal soviel erzeugen, als wir verbrauchen können! Seht die Werkstätten und Plantagen, die Ströme von Gütern über uns ergießen wollen! Seht die Kompagnien junger Leute, die nichts mehr schaffen, sondern an den Grenzen vergeblich nach einem Feind Ausschau halten, während sich die andern bis ins hohe Alter auf den Feldern mit Angst um ihr Dasein plagen!

Das alles ist sinnlos und lächerlich geworden! Und darum hebe ich meine Einrichtung mit dem Lohn wieder auf. Ein jeder, der zu meinem Hause gehört, erhält von nun an ohne weiteres aus den Vorräten, was er zum Leben braucht, von der Geburt bis zum Tode.

Unsere Armee aber werden wir verstärken. Wozu? Sie wird fortan mit den vorzüglichen Maschinen auf den Feldern und in den Werkstätten alles für das Ganze schaffen, während die Frauen und Kinder und die Alten ein sorgenloses Leben der Freude und des Friedens führen sollen.

Des heutigen Tages der Befreiung aber soll gedacht werden bis in die fernsten Zeiten!"

Nach Mitteilungen des Völkerbundes aus neuerer Zeit haben von den zwei Milliarden Erdbewohnern mindestens fünfhundert Millionen nicht das Nötigste zum Leben; über zwei Millionen Menschen seien im Jahre 1934 verhungert und über eine Million hätten Selbstmord begangen.

Mexiko

Wenn man heute die Staaten und Länder der Erde betrachtet, ihre innere Struktur beurteilt und die Einzelwirtschaften miteinander vergleicht, erscheint als Hauptmaßstab ihre Standfestigkeit gegenüber den Erschütterungen der Weltkrise.

Industrieländer befinden sich im verzweifelten Kampf um ihre Rohstoff- und Ernährungsbasis, Rohstoffländer versinken im Überfluß ihrer einseitigen Produktion; nationale Eifersüchte verhindern Ergänzungen und Zusammenschlüsse, die das Leben der Völker sichern könnten. Nur wenige Staaten gibt es, die, durch Lage und Ausdehnung begünstigt und klug geführt, der Verelendung haben entgehen können. Zu ihnen gehört Mexiko.

Mexiko ist von der Krise kaum berührt worden, und es befindet sich seit ein paar Jahren in stetiger Aufwärtsentwicklung. Es ist in der Hauptsache Rohstoff- und Agrarland und darum schon widerstandsfähiger. Eine Arbeitslosigkeit hat das Land kaum gekannt. Der Außenhandel war bisher so günstig, daß eine Devisenbewirtschaftung nicht notwendig erschien. Die Ein- und Ausfuhrzahlen sind von 1932 auf 1933 um 20 Prozent gestiegen. Die Zahlen für 1934 sind noch besser. Gegenüber 1933 ist die Ausfuhr im Monatsdurchschnitt von 215 auf 427 Millionen Pesos, die Einfuhr von 149 auf 220 Millionen gewachsen; die monatliche Erzeugung von Kupfer im gleichen Zeitabschnitt von 72 200 auf 112 000 Tonnen, die von Zink von 56 600 auf 88 000 Tonnen. Die Gütertransporte haben im Monatsdurchschnitt von 5,54 auf 7,41 Millionen Tonnen zugenommen. Das ist nur ein kleiner Ausschnitt aus der Zahlenreihe, die die Entwicklung des Landes verzeichnet.

Das äußere Gesicht des Landes spiegelt den Anstieg. Die Stadt Mexiko ist ein einziger großer Bauplatz. Straßendurchbrüche sind in Ausführung von einem für europäische Städte undenkbaren Ausmaß. Kanalisationen, Wasserleitungen, Markthallen, Schulen werden gebaut. Neue Geschäftshäuser, ganze Wohnviertel entstehen. Sechs große moderne Hotels nähern sich ihrer Fertigstellung, um dem von Jahr zu Jahr wachsenden Fremdenverkehr zu dienen. Im heurigen Herbst werden die letzten Arbeiten an der direkten Autostraßenverbindung von Nordamerika nach der Hauptstadt Mexiko ausgeführt. Die Zahl der amerikanischen Reisegesellschaften, die das Land besuchen, wird dann noch weiter ansteigen. Durchgangsverbindungen und Seitenstrecken zur Erschließung neuen Landes zeigen die entschlossene Straßenbaupolitik der Regierung. Daneben aber ist es gelungen, die Preise für die Bedürfnisse des täglichen Lebens und die Mieten ungewöhnlich niedrig zu halten. Die Absatzorganisation ist durch genossenschaftliche Zusammenschlüsse weitgehend verbilligt. Langsam, aber stetig steigende Löhne erhöhen den Lebensstandard und den Umsatz.

Die Grundlage dieser Entwicklung ist mannigfaltig. Nur 16 Millionen Menschen bewohnen ein ungeheuer reiches Land. Das Klima umfaßt alle Abstufungen von der tropischen Hitze der Niederungen bis zur gemäßigten Zone der Hochebenen. Die Erzeugnisse der Landwirtschaft sind entsprechend vielerlei. Es gedeihen Weizen, Kartoffeln, Mais, Reis, Zuckerrohr, Kaffee, Agaven (die das Volksgetränk Pulque liefern), Baumwolle, Tabak, Bohnen, Kokosnüsse, Ananas, Bananen, Apfelsinen, Zitronen, Erdbeeren, Äpfel. Der Bodenertrag ist durch künstliche Bewässerung noch erheblich gesteigert worden. Prärien und gute Weideländer sind Grundlagen einer blühenden Viehzucht geworden. Ein ungeheurer Waldbestand birgt noch fast unberührte Schätze an Edelhölzern und versorgt das Land mit Holzkohlen als Ersatz für Steinkohlen, die in ausreichender Menge und Qualität fehlen. Dafür hat Mexiko aber riesige Vorräte von Petroleum. Man schätzt das ölhaltige Land auf rund 15 Millionen Acres, von denen erst der tausendste Teil erschlossen ist. Trotzdem stand Mexiko 1920 an zweiter Stelle der Weltproduktion. In den letzten Jahren ist die Erzeugung allerdings durch die Abwehrmaßnahmen der Regierung gegen die Ausbeutungswirtschaft amerikanischer Gesellschaften stark gesunken. Die Metallvorräte des Landes sind ebenfalls nur zum Teil erschlossen. Uralt ist der Betrieb der Silberminen, die seit der Eroberung durch die Spanier zwei Drittel der gesamten Weltförderung im Werte von zwei Milliarden Mark lieferten. Daneben fördern die Gruben aber noch Gold, Kupfer, Blei, Zink, Antimon, Quecksilber. In Monterroy wird ein großes Eisenwerk mit eigenem Erz versorgt. Ausgedehnte Lager an Ton in jeder Qualität gestatten überall die Erzeugung keramischer Waren.

Der Reichtum des Landes hat nur auf die Tatkraft des Menschen gewartet. Ungeordnete Regierungen, Revolutionen und Unruhen hatten lange Zeit jede Entwicklung verhindert. Das Jahr 1911 brachte den Abschluß der dreißigjährigen Leitung durch den Präsidenten Porfirio Diaz, der in ruhigem Tempo den Grund zu einem einheitlichen Ausbau des Staatswesens legte. Von da bis 1924 löste eine Revolution die andere ab. Das Ergebnis dieser Umsturzjahre war die Regierung Calles, die energisch an die Neuordnung ging. Präsident Calles nahm der Kirche ihren unermeßlichen Landbesitz weg, verjagte viele Priester, verbesserte die Schulbildung, bekämpfte die fast nur ausländischen, hauptsächlich nordamerikanischen Kapitalgesellschaften und verhinderte damit die weitere Ausbeutung der Rohstofflager des Landes zugunsten fremder Profite. Und vor allem: er hat seinem Nachfolger geordnete Staatsfinanzen hinterlassen. Heute beträgt das gesamte Staatsbudget Mexikos nur 240 Millionen Pesos (etwa 165 Millionen Mark). Das ist eine Rekordleistung. Erst recht, wenn man bedenkt, daß mit einem Sechsjahresplan für öffentliche Arbeiten die Hauptinitiative zur Entwicklung der Wirtschaft vom Staat ausgeht. E. Pfau

Die japanische Baumwollindustrie

... Obwohl Japan genau den Niedergang der englischen Baumwollindustrie studieren könnte, an England ein überzeugendes Beispiel dafür hat, daß Fabrikations- und Handelsmonopole überaus gebrechliche Dinge geworden sind, macht Japan aus dem Gebiet um Osaka ein zweites Lancashire. Im Fernen Osten entsteht eine Baumwollindustrie, die auf ebenso ungesunder Basis ruht wie die von Lancashire. Ohne eigene Rohstoffe zu haben, will Japan die Textilmärkte der ganzen Welt für sich erobern. Milliarden werden für die japanische Baumwollindustrie ausgegeben, während die in Lancashire investierten Milliarden verloren gehen.

Wenn Amerika versuchen wollte, die ganze Welt mit Baumwollstoffen zu versorgen, man könnte es verstehen: Amerika besitzt ideale Bedingungen, um den Rohstoff zu produzieren. Es besitzt im Süden, dicht neben den Plantagen, gewaltige Wasserkräfte, ideale Energiequellen für eine Großindustrie. Es besitzt eine hervorragend ausgestattete Maschinenindustrie. Die Vereinigten Staaten wären die gegebenen Baumwollieferanten der Welt. Mit den aus ihrer Baumwollindustrie, aus ihren Baumwollplantagen gezogenen Gewinnen könnten sie leicht Japans Seidenproduktion kaufen, Englands Gummiproduktion. Ein vernünftiger Austausch würde stattfinden.

Aber nein: Japan führt Baumwolle ein, verschwendet Geld für Frachten, es kämpft um neue Plantagen, es führt Kohle ein, es zahlt Hungerlöhne, bildet also keinen Absatzmark für fremde Produkte. Und was es an seinem Export verdient, verliert es an dem Ruin seiner Seidenindustrie. Es vernichtet die langjährige Erfahrung und die teure Ausrüstung der englischen Baumwollindustrie. Und gewinnt doch selber nichts daran ...

(Aus: Anton Zischka, Der Kampf um die Weltmacht Baumwolle)

Nach Zischka verliert der Handel infolge Modeschwankungen (durch Veralten der Lagerbestände) an Baumwollstoffen und -waren jährlich elfhundert Millionen Mark.

Zwischen Rohstoff und Fertigware liegen in der Baumwollwirtschaft zehn bis zwölf Mittelstationen.

Milliarden werden jährlich dadurch verschwendet, daß neue Baumwollplantagen angelegt und bestehende vernichtet werden.

Arbeitstempo auf Haiti

„... Auf einem Neubau ... wanderte eine lange Reihe von Negern zwischen den Ziegelhaufen und dem Bau, jeder nur einen Ziegelstein auf dem Kopfe tragend. Mit pathetisch langsamen Schritten wanderten die emsigen Arbeiter zum Bau, vermauerten den einen Stein und wanderten ebenso langsam zum Stapel zurück, einen neuen Stein zu holen. Der Baupolier selbst wanderte mit einem oder dem anderen mit, und wie ich aus seinen Handbewegungen ersehen konnte, hatte er eine Reihe von lustigen Geschichten am Lager ...

R. A. Loederer in seinem Buch „Wudu-Feuer auf Haiti"

Unter der bedeutungsvollen Überschrift „Das Pferd verzehrt kein Benzin" fordert die römische Zeitung „Tribuna" dazu auf, die in Rom immer noch zahlreich vorhandenen Pferdedroschken stärker zu benutzen. Es sei schöner und gesünder, in der offenen Pferdedroschke gemächlich dahinzurollen, als im geschlossenen Taxi durch die Stadt zu rasen.

Der Wettermacher

Oder: Kleine Ursachen, große Wirkungen

Bei primitiven Völkern ist der Wettermacher eine geachtete Persönlichkeit, ähnlich wie der Medizinmann: eine Mischung aus Zauberer, Techniker und Seelsorger. Heute freilich, wo europäische Zivilisation mit Grammofon, Seidenstrümpfen und wissenschaftlichem Denken bald die letzten Winkel der Erde erobert hat, sind die Angehörigen dieses Berufes wohl auf den Aussterbeetat gesetzt.

Dafür feiern sie in zivilisierten Ländern wieder ihre Auferstehung. Man erinnert sich vielleicht noch, daß in Sowjetrußland voriges Jahr, angeblich mit Erfolg, Versuche gemacht worden sind, mit Hilfe von Geschützen den Wolken ihr Naß zu entlocken. (Eine moderne Variante des Hagelschießens, das ja immer wieder versucht worden ist und versucht wird.) Und nun wird aus Holland gemeldet, daß ein Fysiker namens Veraart künstlichen Regen „erzeugt", genauer ausgedrückt: die Luftfeuchtigkeit in Regen verwandelt hat.

Veraart benötigt zu seiner Regenmacherei lediglich eine moderne Motorspritze. Mit ihrer Hilfe zerstäubt er Wasser in den unteren Luftschichten, und dadurch werden, so sagt er, in den höheren Luft- und Wolkenschichten gewisse Veränderungen hervorgerufen, die dann Regen herbeiführen. Die Verhältnisse in den Luftschichten seien eben äußerst labil; der geringste Anstoß könne zu den ergiebigsten Regengüssen führen. Versuche in Haarlem sollen erfolgreich gewesen sein.

Wir können nicht nachprüfen, ob die Meldungen über die Wettermacherei in Haarlem richtig sind; wir wollen es einmal annehmen, in Erinnerung an die mancherlei Fälle, die gezeigt haben, daß es tatsächlich mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Warum sollte es nicht möglich sein, die zwischen Himmel und Erde segelnden Wolken zum Regnen zu bringen?

Die Entdecker derartiger „Wunder" freilich haben oft die Neigung, die Wirkung ihrer Arbeit zu überschätzen. Ob das nicht auch bei Veraart ein wenig der Fall ist? Er behauptet nämlich nicht nur, infolge seiner im Sommer gemachten Versuche seien in Westholland mehr Niederschläge erfolgt als im Osten, was auch zu einer beinahe unnormal milden Temperatur geführt habe; er glaubt nicht nur, diese örtliche Wettermacherei habe den milden Herbst in ganz Westeuropa bewirkt — nein, er geht sogar noch weiter und sagt, von der Witterung in Westeuropa hänge die Witterung in Ostafrika ab, und deshalb ... na, man kann's sich schon denken: daran, daß in Abessinien die Regenzeit etwas länger gedauert habe als sonst, sei nur er, Veraart, schuld.

Und damit sind nun die herrlichsten Zukunftsperspektiven aufgetan. Sobald sich Herr Veraart in die Sanktionsfront einreiht, können die Italiener in Abessinien ihre Flugzeuge, Tanks und Maulesel wieder einpacken und nach Hause fahren. Man braucht nur in Haarlem statt einer Motorspritze deren hundert aufzustellen, dann wird in Hailé Selassies Land die Regenzeit überhaupt nicht mehr aufhören.

Die Sache könnte freilich doch einen Haken haben: was geschieht, wenn die Italiener Geschütze erfinden, mit denen sie die Regenwolken über Abessinien in die Wüste Sahara vertreiben können?

Nun, wird Veraart vielleicht darauf erwidern, dann wird der Krieg eben mit Motorspritzen und Wetterkanonen ausgefochten; das ist doch eine der zivilisierten Menschheit würdigere Methode der Kriegführung als die heutige, die Tanks und Gasbomben benötigt.

Und da hat er ja eigentlich recht. A.

Richtige Ernährung

Nach Zeitungsmeldungen (vgl. „Stuttgarter Neues Tagblatt", Nr. 533) hat der Referent im Reichsgesundheitsamt Regierungsrat Dr. Ertel in einem Vortrag die Mitteilung gemacht, daß die „Reichsarbeitsgemeinschaft für Volksernährung", die in den Reichsausschuß für Volksgesundheitsdienst eingegliedert sei, unter Mitarbeit des Reichsgesundheitsamtes, der Schadenverhütungsaktion der NSV und anderer maßgebenden Stellen ein umfangreiches Aufklärungswerk in die Wege geleitet habe. Die Volksgesundheit sei in beträchtlichem Maße von der richtigen Ernährung abhängig. Der Staat müsse daher darauf bedacht sein, auf dem Gebiet der Volksernährung der freien Entwicklung zwar soweit nachzugeben, wie dies in Anbetracht der staatspolitischen Be-

Mark-Twain-Anekdoten

Eines Tages unterhielt sich Mark Twain mit einem Freunde über die Milchwirtschaft und behauptete, die Milch, die man im Laden kaufe, sei nicht allein zu teuer, sondern auch schlecht. Der Freund pflichtete ihm bei, und Mark Twain verstand es nun, ihn zu überreden, gemeinsam mit ihm eine Kuh zu kaufen.

Der Kauf kam zustande; Mark Twain erstand eine wundervolle Kuh. Sie wurde bei einem Bauern untergestellt, und von nun an erhielt Mark Twain jeden Morgen die herrlichste, unverfälschte Milch. Sein Freund dagegen erhielt nichts, außer nach einer Woche eine ziemlich hohe Rechnung für Futterkosten. Geduldig wartete der Freund eine weitere Woche. Als aber wieder keine Milch, wohl aber am letzten Tage abermals eine Futterrechnung kam, machte er sich auf und besuchte Mark Twain.

Dieser lag im Bett, wie es seine Gewohnheit war, und schrieb an einem neuen Roman. Der Freund kam auf das seltsame Geschäft zu sprechen, und Mark Twain hörte ihn ruhig an. Dann aber sagte er:

„Wir haben doch beide gemeinsam die Kuh gekauft, so daß nun jedem die Hälfte von der Kuh gehört, nicht wahr?"

„Allerdings!"

„Ja, siehst du, mein Freund, dir gehört nun die vordere, mir die hintere Hälfte. Kann ich dafür, daß die Kuh vorne frißt, hinten dagegen die Milch herauskommt?"

◆

In einer Gesellschaft sprach man von Schlafwandeln. Mark Twain wußte ein ausgezeichnetes Mittel dagegen und schrieb es auf einen Zettel. „Hier", sagte er, „damit gehen Sie ins nächste Eisenwarengeschäft!" — „Wieso denn?" fragte der Kranke. — „Lesen Sie nur!" antwortete Mark Twain.

Auf dem Zettel stand: „Man kaufe eine Schachtel Reißbrettstifte und streue täglich vor dem Schlafengehen drei Eßlöffel davon rings ums Bett!"

◆

Mark Twain war in seiner Kleidung sehr nachlässig. Eines Tages machte er einen Besuch bei seiner Nachbarin Harriet Beecher-Stowe, der berühmten Verfasserin von „Onkel Toms Hütte", die damals bereits eine sehr würdige Dame war. Nachdem er sich mit der Gastgeberin vorzüglich unterhalten hatte, ging Mark Twain vergnügt nach Hause und war erstaunt, von seiner Frau mit dem entrüsteten Ausruf empfangen zu werden: „Du bist doch ein unverbesserlicher Taugenichts! Wie konntest du nur ohne Schlips zu Mrs. Stowe gehen!"

Der Dichter sagte kein Wort, aber nach einigen Minuten kam er aus dem Schlafzimmer hervor und überreichte dem Dienstmädchen ein Päckchen, das sofort zu der liebenswürdigen Nachbarin gebracht wurde. Darin aber befand sich nichts anderes als — sein Schlips, und Mark Twain hatte noch die folgenden Zeilen dazu geschrieben: „Eben sagte meine Frau, daß ich bei Ihnen eine halbe Stunde ohne Schlips war. Beiliegend mein Schlips. Bitte, sehen Sie ihn sich solange an, wie ich bei Ihnen war, und senden Sie ihn mir dann freundlich zurück. Er ist der einzige, den ich besitze."

◆

Ein Freund Mark Twains, ein eifriger Golfspieler, drängte ihn immer wieder, er soll ihm doch einmal beim Spiel zuschauen. Der tat es schließlich auch. Der Freund legte sich mächtig ins Zeug; doch die ersten Schläge trafen überhaupt nicht, und statt des Balles flogen große Erdklumpen in der Gegend umher. Einige davon fielen auch in Twains Gesicht.

Nach dem ersten gelungenen Ball fragte ihn der Freund stolz: „Na, wie gefällt dir unser Golfplatz?"

Mark Twain antwortete ernsthaft: „Es ist wirklich der beste, den ich bisher gekostet habe."

◆

Mark Twain sagte einmal zu seiner Tischdame: „Wie schön Sie sind!"

„Schade, daß ich nicht dasselbe von Ihnen sagen kann!" lautete die wenig liebenswürdige Antwort.

„Machen Sie es wie ich, lügen Sie!" rief der schnell gefaßte Kavalier und hatte die Lacher auf seiner Seite.

Literatur

Technokratie, Autarkie, Genetokratie. Von Adrien Turel. Waldemar Hoffmann Verlag, Berlin. Preis 2,40 Mark. — Turel steht vollkommen auf der Basis der Technik. Von der Technokratie, einem Zustand, in dem die maschinelle Technik die letzten Entscheidungen fällt, zur Autarkie, in der ein abgeschlossener Raum mit Hilfe der Technik selbständig wird, bis schließlich zur Genetokratie, wo der wissenschaftlich und technisch denkende Mensch auch die Quellen beherrscht, also seine Rohstoffe unabhängig von den irdischen Lagerstätten erzeugt, sieht Turel eine einzige Linie konsequenter Entwicklung. Wir sind erst am Anfang. Am Ende soll der Mensch im technischen Kleid nur noch durch vollkommene Prothesen mit der Umwelt in Berührung treten. Kulturen auf dieser Basis erscheinen als „Zeitriesen" in ihrer langsamen und stetigen Entwicklung. — Das Buch Turels ist durch seine Fantastik zweifellos anziehend. Der Leser muß allerdings über ein ziemlich zuverlässiges denkerisches und auch mathematisches Grundwissen verfügen, um die oft überraschend aufschlußreichen Folgerungen zu verstehen, die Turel nicht immer gerade glücklich formuliert. E. P.

Gegen den Schwindel mit Nährpräparaten, Abführmitteln u. dgl. wendet sich eine Schrift des als Vorkämpfer für den Süßmost bekannten Stuttgarter Chemikers Schließmann, eine Sammlung von Aufsätzen, die s. Zt. im „Wochenblatt der Landesbauernschaft Württemberg" erschienen sind: „Nützet die Gesundheits- und Heilkräfte in deutschen Bodenerzeugnissen". Preis 30 Pfennig. Zu beziehen von C. Schließmann, Stuttgart-W, Am Kräherwald 187a, oder durch den Verlag der Sonntags-Zeitung.

Die deutsche Reformküche. Über 200 zeitgemäße Rezepte mit deutschen Nahrungsmitteln. Von Frau Thusnelde Buck. Im Selbstverlag der Verfasserin, Saulgau (Württ.), Postscheckkonto Stuttgart 175 02. Preis kartoniert 90 Pfennig. — Dieses kleine Kochbuch will beweisen, daß eine abwechslungsreiche Kost ohne Fleisch möglich ist, ohne daß ausländische Waren (Südfrüchte, Mandeln, Kokosfett) verwendet werden, lediglich mit deutschen Früchten und Gemüsen; wobei auch gewisse vernachlässigte alte deutsche Nahrungsmittel wie Buchweizen, Hafer, Hirse und Grünkern wieder zu ihrem Rechte kommen. Auch Hausfrauen, die nicht „reformerisch" eingestellt sind, werden vielleicht für ihren Speisezettel Anregung und Bereicherung daraus entnehmen können.

Flott und leserlich. Von Walter Porstmann. Verlag des Bibliografischen Instituts, Leipzig. Preis in Leinen gebunden 5 Mark. — Porstmann hat 1917 eine „Normenlehre" erscheinen lassen, in der er u. a. einheitliche Papierformate vorschlug, die später vom Deutschen Industrie-Normenausschuß eingeführten Din-Formate. Dieses Buch will jedem Erwachsenen, der sich über seine eigene Handschrift ärgert, den Weg zu ihrer Verbesserung zeigen; und zwar nicht etwa durch „Schönschreibunterricht", durch Rückkehr zur schulmäßigen Schrift, sondern durch eine wissenschaftliche Deutung der Handschrift, durch Ableitung der unser Schreiben formenden Kräfte und Gesetze aus der Praxis und daraus folgende neue Formungen. — Wer etwa denkt, im Zeitalter der Schreibmaschine seien solche Betrachtungen überflüssig, wird bei der Lektüre angenehm enttäuscht und durch die Darstellung Porstmanns bald völlig gefesselt sein. Übrigens ist Porstmann ausgesprochener Gegner der Großschreibung, die keinen Sinn habe und deshalb eine völlig überflüssige Belastung unseres Schreibens sei.

Gedenktage im Jahr 1936. Von Fr. W. Pollin, Aschersleben, Lindenstraße 77. Selbstverlag, Preis 2 Mark. — Die seit drei Jahren erscheinenden Hefte bringen im 1. Teil 25-, 50-, 75-, 100-, 125- usw.-jährige Gedenktage aus allen Gebieten der Wissenschaft, Kunst, Technik, Politik usw. (nach Tagen geordnet). Der 2. Teil enthält die nach Vierteljahrhunderten geordneten Ereignisse, von denen sich ein Tagesdatum nicht feststellen läßt, und der 3. Teil bringt Geburtstage noch lebender Schriftsteller, Künstler, Wissenschaftler usw. Eine Fundgrube für Wissensbegierige.

lange möglich sei; andererseits müsse er aber im Interesse des wichtigen Gutes der Gesundheit seiner Bürger für die Verbreitung und Verwirklichung einwandfrei gewonnener Erkenntnisse Sorge tragen und hierbei alle Mittel erschöpfen. Das Ziel der Arbeit der „Reichsarbeitsgemeinschaft für Volksernährung" sei die Prüfung aller die Volksernährung betreffenden Fragen, ohne jede Bindung und Voreingenommenheit, allein im Hinblick auf das Volkswohl.

Wer wollte dieser Arbeit nicht volles Gelingen wünschen! Aber es werden starke Widerstände von Interessenten dabei zu überwinden sein.

Bekehrungen

Daß eine Bekehrung nur dann von sittlichem Wert ist, wenn sie freiwillig erfolgt, — über diesen Punkt befinden sich die verschiedenen Konfessionen in seltener und dafür desto erfreulicherer Übereinstimmung. Denn so will es nun einmal das Ideal, das sie verkünden. Und man muß schon sagen: es ist ein verwegenes, ja nahezu selbstmörderisches Ideal. Denn da es allen Konfessionen gemeinsam ist, so läßt sich von vornherein gar nicht einsehen, wie eine von ihnen irgend einen Fortschritt machen kann, solange sie an ihm festhält.

Indessen Menschen müßten keine Menschen sein, wenn sie es nicht verstünden, ein Ideal durch die Art, wie sie ihm nacheiferten, seiner Schwierigkeiten allmählich zu entkleiden. Und diese schätzbare Fertigkeit hat sich in vorbildlicher Weise denn auch an dem Ideal der freiwilligen Bekehrung bewährt.

Man hat nämlich herausgefunden, daß es selbstverständlich erlaubt sein müsse, die zu Bekehrenden von der höheren Wahrheit der ihnen empfohlenen Lehre zu überzeugen. Denn nicht wahr, wie wäre eine Bekehrung sonst überhaupt möglich? Die Überzeugung ist doch geradezu die logische Voraussetzung einer echten Bekehrung. Jeder gesund und vernünftig Denkende wird das ohne weiteres zugestehen.

Und damit ist dann schon ein beachtlicher Schritt nach vorwärts getan. Denn nun eröffnet sich der Kunst der Auslegung (die sozusagen ja ein Paradepferd der Konfessionen ist) naturgemäß ein weites Feld.

Was heißt „überzeugen"? Es läßt sich in der Tat auch nicht einmal annähernd deutlich machen, was überzeugen alles heißen kann, wenn man es „genau" nimmt, wenn man die Dinge „recht" besieht und wenn man der Sache „auf den Grund" geht.

Herrlichste, strahlendste, wohltätigste Erfindung des menschlichen Geistes, — Auslegungskunst! Ruhm dreier Fakultäten: der theologischen, der juristischen und der filosofischen! Unübertrefflicher Wetzstein des Scharfsinns für Alte und Junge! Unsterbliche Wissenschaft der Zauberei, der es ein Leichtes ist, schwarz in weiß und weiß in schwarz zu verwandeln! Hier hast du dein Meisterstück vollbracht.

Nicht leicht, wahrlich, zu sagen, welcher von den verschiedenen Konfessionen der Preis in der Kunst der Auslegung dessen, was unter „überzeugen" zu verstehen sei, zuzubilligen ist! Wir jedenfalls wollen uns nicht vermessen, in diesem Punkt eine Entscheidung zu treffen, — die ja doch nur voreilig sein könnte. Denn leben und wirken die Konfessionen nicht weiter? Bilden sich nicht beständig neue? Wer kann also wissen, was die Zukunft uns noch bringen wird?

Genug, festzustellen, daß alle Konfessionen redlich und mit ansehnlichem praktischem Erfolge bisher das ihre getan haben, um über den Begriff des Überzeugens die so notwendige Klarheit zu verbreiten — und dadurch, wie wir hinzufügen dürfen, auch jene zu Anfang erwähnten Schwierigkeiten restlos (ich sage: restlos) zu beheben, die das Ideal der freiwilligen Bekehrung von Hause aus mit sich bringt.

Ungerecht und böswillig wäre es demnach, diese oder jene Auslegungsart dieser oder jener Konfession ausschließlich zuzuschreiben. Und so wollen wir, denen Ungerechtigkeit und Böswilligkeit so fern wie nur möglich liegt, uns im folgenden denn darauf beschränken, die wichtigsten der praktisch im Gebrauch gewesenen (und heute noch im Gebrauch befindlichen oder sogar vervollkommneten) Methoden des Überzeugens nur einfach namhaft zu machen.

Frühe schon hat man offenbar erkannt, daß der Macht eine außerordentlich überzeugende Kraft innewohnt, — für die nämlich, die einer Überzeugung überhaupt zugänglich sind. Zumal die durch kriegerische Tüchtigkeit erlangte verfehlt selten, der von ihr vertretenen Konfession gutgeschrieben zu werden. Und so brauchen wir uns denn nicht zu wundern, wenn wir sehen, daß in der Geschichte der Konfessionen von jeher Glaubenskriege eine ebenso hervorragende wie segensreiche Rolle gespielt haben.

Jedoch auch Geld und Besitz wirken sicherlich in besonderem Maße überzeugend. Denn wer möchte wohl nicht zu Geld und Besitz gelangen? Und wenn ein bloßer Konfessionswechsel den Weg dazu freimacht, — ja warum in aller Welt sollte man ihn dann nicht beschreiten?

Mit den beiden Überzeugungsmitteln der Macht und des Geldes in engstem Zusammenhang stehen nun aber noch eine ganze Anzahl anderer.

Wir denken da etwa an das Mittel, das man zur Zeit der Gegenreformation „Dragonaden" nannte, das aber zweifellos so alt ist wie die glaubende und für das Ideal begeisterte Menschheit selber. Es besteht darin, daß man den zu Bekehrenden eine Einquartierung (Dragoner) ins Haus legt oder sie zu Sondersteuern heranzieht. Und man darf ohne Übertreibung wohl behaupten, daß es in den meisten Fällen einen tiefen seelischen Eindruck zu machen pflegt.

Auch die Ankündigung von Amtsentsetzungen, Vermögensbeschlagnahmungen, Freiheitsberaubungen, Folterungen und Hinrichtungen hat sich als konfessionelles Überzeugungsmittel ganz vorzüglich bewährt. Denn wie sollte eine Konfession, die die Fähigkeit zur Anwendung derartig einschneidender Maßnahmen verleiht, nicht die von Gott gewollte und unterstützte sein?

Und ebenso steht es augenscheinlich mit dem Mittel des geschäftlichen Boykotts oder der gesellschaftlichen Benachteiligung. Es wird immer angewandt werden, wo fühlende Menschenherzen für das Heiligste schlagen, was es auf Erden für sie gibt: ihre Konfession. Und ich als geborener Protestant besinne mich noch ganz genau, wie wir als Kinder dazu angehalten wurden, nicht mit andersgläubigen Schulkameraden zu spielen und nicht etwa die katholische, sondern stets nur die evangelische Butter zu kaufen (obgleich sie vermutlich aus demselben Dorfe stammte). —

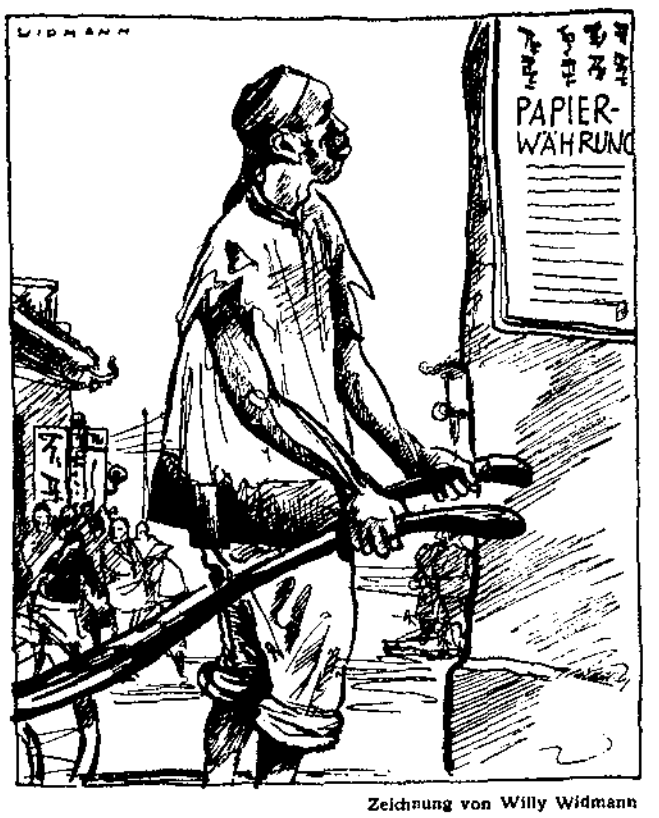
Ja, es ist etwas Wunderbares um eine gefestigte und mit ihrer inneren Leuchtkraft unentrinnbar auch den Außenstehenden überstrahlende und überzeugende Konfession. Und wie köstlich ist es, sich bewußt zu sein, daß man selber vielleicht dazu beigetragen habe, solche Bekehrungen herbeizuführen. Denn man mag sagen, was man will, — aber es gibt keinen schöneren Beweis für die Wahrheit einer religiösen — oder sonstwie gearteten — Konfession als die Zahl der Bekehrungen, die sie zu verzeichnen hat.

Nur eben: freiwillig müssen sie sein. Sonst haben sie keinen sittlichen Wert.

Kuno Fiedler

Bist du eins mit ihnen in ihrer Armut, so kommen dir die, so da arm sind, auch freudig entgegen. Lao-Tse

Der Kuli



Zeichnung von Willy Widmann

„Ob wir nun mehr zu essen haben werden?"

Am Rande der Politik

Auch Politiker haben an der Periferie ihres Daseins so etwas wie ein Privatleben; auch an ihren Wegen blüht manchmal das Blümchen der Romantik, besonders wenn sie den Weg auf Freiersfüßen betreten, wie der Führer der „Katholischen Volksaktion" in Spanien, Gil Robles, der sich vor kurzem verheiratet hat. Wenn er, in seiner Bräutigamszeit, mit seiner Braut spazieren ging, dann wurde er, als Staatsmann, dessen Leben bedroht war, von einem Geheimpolizisten überwacht, und sie, als Spanierin, deren Unschuld gefährdet war, von einer Zofe diskret begleitet. Offenbar aber hat ihr diese Tätigkeit doch noch Zeit dazu gelassen, das Opfer ihrer eigenen Unschuld dem Geheimpolizisten in Aussicht zu stellen, und diesem gelang es, das Leben des Staatsmannes zu bewachen und gleichzeitig das seine der Zofe zu weihen — kurzum, es war wie in einer Mozart-Oper: Herrschaft und Dienerschaft gingen am Leitseil des gleichen Gottes, und an dem Tag, an dem Gil Robles seine Senjorita heimführte, feierten auch der Polizist und die Zofe Hochzeit. Und wenn Gil Robles noch etwas berühmter wird, dann wird die Geschichte in die Schulbücher aufgenommen und Polizist und Zofe werden in die Unsterblichkeit eingehen.

Freilich, was ist der Ruhm der Welt! Zuletzt sind sogar die Ameisen stärker. Auf St. Helena steht als Denkmal für das Ende eines Großen der Weltgeschichte Longwood, das Haus, in dem Napoleon seine letzten Jahre verbracht hat. Die hölzernen Fundamente dieses Hauses sind nun von Ameisen bedroht. Ein französisches Schiff (seit 1858 ist Longwood im Besitz der französischen Regierung) ist, mit einem neuentdeckten Präparat zur Ameisenvertilgung, mit Farben, Baumaterialien und Fachleuten in der Ameisenbekämpfung an Bord, nach St. Helena ausgefahren, um den letzten Versuch zu machen, Longwood, diese Reliquie des Ruhmes, noch zu retten. Ob der Versuch gelingt, ist fraglich; denn bis jetzt ist noch kein Mittel erfunden, um Ameisen mit Sicherheit zu vernichten, und auch keines, um den Ruhm zu konservieren.

Immerhin gibt es Erinnerungsstücke, die länger halten als hölzerne Fundamente, z. B. die Zarenadler an den Türmen des Kreml in Moskau; die haben sogar die bolschewistische Revolution überdauert, und erst jetzt, 18 Jahre nach dem Umsturz, sind sie entfernt und durch Sterne mit Sichel und Hammer ersetzt worden. Nach einem Bericht der „Times" sind zur Ausschmückung der Sterne annähernd 10 000 Amethyste, Topase, Berylle und sonstige kostbare Steine, von denen die meisten aus dem Ural stammen, verwendet worden.

Während man in Sowjetrußland die letzten monarchistischen Embleme entfernt, werden in Griechenland die Heiligtümer des Königtums wieder aus dem Museum geholt, vor allem das unersetzliche Requisit des Herrschers, der Thron, der 1924 von den übermütigen Republikanern etwas voreilig in das griechische Nationalmuseum gestellt worden ist. Also eine Angelegenheit aus der Mottenkiste, diese griechische Monarchie? Der Form nach, nicht aber der Sache nach, genau so, wie eben die — Engländer sind: im Äußeren traditionsgebunden bis zur lächerlichen Maskerade, im Sachlichen aber nüchtern, hart, klar, ohne romantische Anwandlungen, im Sinne eines gegenwärtig in England manchmal zitierten Verses von Rudyard Kipling:

Our England is a garden, and such gardens are not made
by singing: „Oh, how beautiful!" and sitting in the shade ...

was man, ohne gerade nach dichterischen Lorbeeren zu streben, etwa ins Deutsche übersetzen könnte:

Unser England ist ein Garten, ein Garten, der nicht entsteht,
indem man singt: „Wie wundervoll!" und sich im Schatten
ergeht.

Nein, ein solcher Garten entsteht, indem man zur rechten Zeit kräftig zupackt. Man muß allerdings dabei immer genau wissen, wie viel die Uhr der Weltgeschichte geschlagen hat, sonst kommt man zu spät, wie jener junge Mann, der ... Aber wir wollen anders beginnen. „Wenn Sie eine Verabredung mit Mussolini hätten", beginnt ein Inserat in englischen Zeitungen, „würden Sie dann die Gefahr auf sich nehmen, ihn warten zu lassen, wegen einer Uhr, die nicht richtig geht?" Nein; kaufen Sie deshalb lieber eine gute Uhr von Uhren-Smith! Und da steht nun also Mussolini, wie im Film ein Übermensch, der im Nebenberuf Direktor eines Industrie-Konzerns ist, dargestellt wird, die Fäuste auf den Schreibtisch gestemmt, den Kopf dämonisch vorgeschoben, und seine Augen senden vernichtende Strahlen auf den offenbar zu spät gekommenen, ganz verdattert vor ihm sitzenden jungen Mann, der eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem englischen Völkerbundsminister Eden besitzt.

Ich muß gestehen, daß mich trotz der furchteinflößenden Gestalt Mussolinis das Inserat nicht dazu verleiten könnte, eine Uhr bei Uhren-Smith zu kaufen. Denn ich werde den Verdacht nicht los, daß das schüchterne Männchen in Zivil nicht etwa deswegen zu spät zum Stelldichein gekommen ist, weil seine Uhr nachging, sondern weil Mussolini die Zeiger seiner Uhr mit Gewalt vorgerückt hat. So was tut der Uhr nicht gut, und die Zeit läuft deswegen doch nicht schneller. Man riskiert höchstens dabei, seinen Partner, mit dem man vielleicht ein ganz gutes Geschäft hätte machen können, zu verärgern und zum Widerstand zu reizen, auch wenn er zunächst etwas eingeschüchtert erscheint. Und zuletzt muß man dann die Zeiger seiner Uhr weiter zurückstellen, als einem lieb ist.

Jim

Der oberste Knopf

Auf dem Kreisverbandsfest der Frauenhilfe von Burg und Umgebung .. sprach Superintendent Heise über das Geheimnis vom obersten Knopf und sagte: „Beim Zuknöpfen des Kleides will die Sache manchmal nicht gehen. Der Grund ist, daß der oberste Knopf nicht stimmt. Ist aber der oberste Knopf in Ordnung, so paßt alles. Der oberste Knopf ist unsere Beziehung zu Gott. Mit ihm dürfen wir Frieden haben dank seiner Liebe in Jesus Christus."

(„Reichswart", Nr. 44)

Kleinigkeiten

Genossen. Der Reichsjustizminister bezeichnet es wegen der Verwendung, die das Wort „Genosse" in Bezeichnungen wie „Parteigenosse" und „Volksgenosse" finde, als unerwünscht, Strafsachen, an denen mehrere Personen als Beschuldigte (Angeklagte, Verurteilte) beteiligt sind, durch den Zusatz „und Genossen" zu kennzeichnen. Er ersucht, hierfür künftig die Bezeichnung „und andere" zu verwenden.

Schlag ins Kontor. Auf Antrag der Berliner Industrie- und Handelskammer sind, so meldet der „Angriff" (Nr. 269), nicht weniger als achthundert Firmen Zusätze wie „Deutsch" oder „National" untersagt worden. Auch den hochtönenden Firmenbezeichnungen soll energisch zu Leibe gegangen werden.

Warnung. Das von Ausflüglern viel besuchte Dorf Angermund bei Duisburg, das sich schon von jeher durch Zartgefühl im Fremdenverkehr ausgezeichnet haben soll, hat neuerdings für die Autofahrer die Mahnung über der Straße angebracht: „Fahrt wie ihr wollt, aber hier gibt's kein Krankenhaus!"

Bezahlte Feiertage. Im Elektrizitätswerk in Rostock werden den Arbeitern künftig die gesetzlichen Feiertage, soweit sie auf Wochentage fallen, voll ausbezahlt.

Amtliche Heiratsvermittlung. In „Ziel und Weg", der Zeitschrift des nationalsozialistischen Ärztebundes, erklärt Thiel (München), daß es ungezählten gesunden Deutschen an Gelegenheit und Mitteln fehle, gleichwertige Partner kennenzulernen. Es müsse möglich sein, daß der Staat die Ehevermittlung selbst in die Hand nehme. Auf den Standesämtern könnten Listen geführt werden, in denen sich ehefreudige junge Männer und Mädchen eintragen. Auf diese Weise könne auch dem schädlichen Treiben unverantwortlicher Heiratsvermittler ein Riegel vorgeschoben werden.

Eine Heiratsanzeige aus dem „Stuttgarter Neuen Tagblatt" vom 16./17. November lautet: „Den Lebenskampf mit einem Mann aufzunehmen und glückl. zu werden, ist der Wunsch e. frischen, gesunden Landmädchens, Ende 30, m. 10 000 R.M. bar u. Aussteuer ..."

Schlagsahne. 400 Millionen Liter Milch (Gesamt-Milchanlieferung an Molkereien 3,5 Milliarden Liter im Jahre 1933) wurden bisher (nach der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", Nr. 526) jährlich zu Kaffeesahne und Schlagsahne verarbeitet. Nach einer vorläufigen Bestimmung wird man sich an eine Kürzung dieser Menge um 40 v. H. gewöhnen müssen.

Pilzgärten. Auf einer Tagung der Botanischen Vereinigung Mitteldeutschlands hat Professor Liese-Eberswalde vorgeschlagen, in den waldreichen Gegenden Mitteldeutschlands, in denen die Pilze besonders gut gedeihen, regelrechte künstliche Pilzgärten zu schaffen.

Torschlußpanik. Die italienischen Restaurants in Paris — es soll etwa sechshundert geben — haben gegenwärtig einen Rekordbesuch aufzuweisen; die Gäste drängen sich, so wird berichtet, zu italienischen Nationalgerichten, und noch niemals soll derart viel Chianti und Asti Spumante getrunken worden sein als in den Tagen, ehe die Sanktionen (und „Gegensanktionen") wirksam werden sollten.

Erfinderisch. Ein Wiener Gastwirt will nach jahrelangen Versuchen herausgebracht haben, welche Speisen optimistisch und welche pessimistisch stimmen. Je nachdem setzt er entweder Fleischwaren, Erbsen, Bohnen, Linsen und Hafergemüse, die düstere Stimmungen erzeugen sollen, oder Gurken, Spinat, Karotten, Pilze, Kartoffeln, Kohl, Kohlrabi und Milch vor, Speisen, die ausnahmslos heiter zu stimmen vermögen, wie er sagt.

Wickelkinder. Den Zollbeamten an der österreichisch-ungarischen Grenze fiel in letzter Zeit auf, daß im kleinen Grenzverkehr so viele Wickelkinder über die Grenze getragen wurden. Bei einer Stichprobe gab es eine ungeahnte Überraschung: die Wickelkinder entpuppten sich als rosige Spanferkelchen, die die Schmuggler in Ungarn gekauft, adrett gewickelt und mit Spitzenhäubchen versehen hatten.

Annexionisten. Nach dem „Schuhmarkt" versieht eine litauische Schuhkremfabrik die Deckel ihrer Schachteln neuerdings mit einer Zukunftskarte von Litauen, auf der nicht bloß Wilna, Suwalki, Grodno und Augustowo, sondern auch das nördliche Ostpreußen mit Königsberg und Pillau als litauisches Gebiet eingezeichnet sind.

Die Zugvögel. Die italienische Regierung hat, unter dem Druck der Blockade oder aus psychologischen Motiven, alle Beschränkungen der Jagd abgeschafft und auch den Fang von Zugvögeln wieder freigegeben. Auch unsere Schwalben werden also nächstes Frühjahr zu spüren bekommen, daß Krieg in Abessinien ist.

Metall. Eine Zeitungsmeldung aus den letzten Tagen: „Für die in ganz Italien durchgeführte Sammlung zur Verstärkung des Widerstandes gegen die Sanktionen hat Mussolini alle in seinem Landschloß delle Camminate vorhandenen metallenen Gegenstände einschließlich der ihm gestifteten zahlreichen Büsten, Andenken usw. dem Staat zur Verfügung gestellt. Die Spende Mussolinis hat ein Gewicht von insgesamt 2262 Kilogramm."

Juristische Preisfrage. Nach dem „Regensburger Echo" (Nr. 47) wurde in Rom ein Einbrecher von der Polizei gefaßt, der, total betrunken, in seine eigene Wohnung eingeschlichen war. Er wurde zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Zu Recht?

Der Rekord. Der „Temps" hat sich in letzter Zeit mit der Frage beschäftigt, welches wohl der längste Satz in der Weltliteratur sei. Leser und Redaktion des „Temps" haben bis jetzt noch keinen längeren gefunden als einen von Marcel Proust, der 814 Wörter umfaßt („Sodom und Gomorrha", Band 1, S. 268—270 der französischen Ausgabe). Zum Vergleich: das sind etwa 100 Zeilen, annähernd eine Spalte in der „Sonntags-Zeitung".

Postbezieher werden gebeten, Adressenänderungen nicht dem Verlag, sondern ihrem Postamt mitzuteilen. Der Verlag beliefert die Postämter, nicht die einzelnen Postabonnenten, deren Adressen ihm überhaupt nicht bekannt sind.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 24018, Postscheckkonto Stuttgart 19844. Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließl. Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Gerichtsstand und Erfüllungsort für beide Teile: Stuttgart

Stuttgart, 8. Dezember 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 49

Kampf um China

Als zwischen 1880 und 1890 Japan in den Kreis der China umschließenden Großmächte England, Frankreich und Rußland trat, richtete es sein Augenmerk zuerst auf Korea, um über diese Halbinsel eine Brücke zum Festland zu schaffen. Die Engländer wichen sofort zurück, indem sie Port Hamilton räumten. Sie erkannten, daß das Erstarken Japans, der Drang der Russen nach Süden und das Auftreten der Vereinigten Staaten in Ostasien eine Lage schaffen mußte, die für sie nur günstig sein konnte.

Von 1882 bis 1894 kämpften China, Rußland und Japan diplomatisch und militärisch mit wechselndem Erfolg um Korea. 1894 aber fühlte sich Japan stark genug, den entscheidenden Kampf zu wagen. In mehreren Schlachten besiegte es das chinesische Heer und die chinesische Flotte, und im Frieden von Schimonoseki (1895) mußte China seine Zustimmung zur Unabhängigkeit Koreas geben.

Die Großmächte aber mußten nun zu ihrem so rasch erstarkten Konkurrenten Stellung nehmen. Rußland, Frankreich (das wegen der europäischen Politik zu Rußland hielt) und Deutschland (das jetzt ebenfalls in Ostasien eingriff) protestierten gegen das japanische Vordringen aufs Festland. Ob die Beteiligung Deutschlands an dem Protest ein politischer Fehler war oder nicht, darüber gingen und gehen die Meinungen auseinander (Bismarck hat sie einen „Sprung ins Dunkle" genannt); auf jeden Fall aber war es sehr unklug, daß Deutschland, das von allen Großmächten am wenigsten in Ostasien interessiert war, sich von Frankreich und Rußland so in den Vordergrund schieben ließ, daß es einen guten Teil des japanischen Grolls auf sich zog. Dieser Groll steigerte sich noch, als in Deutschland ein Bild veröffentlicht wurde, auf dem der vom Himmel gesandte Erzengel Michael die europäischen Mächte zum gemeinsamen Kampf gegen Buddhismus, Heidentum und Barbarei aufrief und dessen Unterschrift ein Wort Kaiser Wilhelms bildete: „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!"

England war vorsichtiger und klüger: es hielt sich dem Protest fern und arbeitete auf ein Bündnis mit Japan hin, das auch 1902 zustande kam. Diesem englisch-japanischen Bündnis gegenüber verlieren alle andern Ereignisse und (häufig sehr rasch wechselnden) Kombinationen im Kampf um China an Wichtigkeit (Pachtung Kiautschous durch Deutschland, Boxeraufstand und Feldzug unter Waldersee u. a.). Zu erwähnen wäre höchstens noch, daß die Vereinigten Staaten gegenüber der von den übrigen Mächten bevorzugten Einteilung Chinas in Interessensfären die Forderung der „offenen Tür" aufstellten; theoretisch erkannten die Großmächte diese Forderung auch an und machten sie sich sogar, wenn es gerade in ihre Politik paßte, zu eigen, tatsächlich ändere sich dadurch aber in den politischen Methoden nichts.

◆

Was erhoffte England von dem Bündnis mit Japan? — Für England war der gefährlichste Gegner in Asien nicht Japan, sondern Rußland, nicht nur weil Rußland immer noch die stärkste Macht in Ostasien war, sondern auch weil es in Mittelasien (Tibet, Indien, Afghanistan, Persien) die Grenzen des englischen Reiches oder Interessengebietes bedrohte. Da auch sonst gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Lage des englischen Reiches nicht gerade günstig war (Frankreich am Nil!), mußte ein Bundesgenosse gesucht werden. In Betracht kamen Deutschland und Japan. Da Deutschland alle von 1899 bis 1902 gemachten Angebote ablehnte (was heute fast allgemein als Fehler verurteilt wird), schloß England mit Japan ab.

Das englisch-japanische Bündnis bedeutete für Japan die Möglichkeit, gegen Rußland Krieg zu führen. Dieser Krieg lag auch im Interesse Englands: wahrscheinlich würde aus ihm Rußland, vielleicht auch Japan geschwächt hervorgehen; auf jeden Fall war Japan, solange es im Norden auf dem Festland beschäftigt war, verhindert, ins englische Interessengebiet nach Süden vorzustoßen; und gegen ein siegreiches und erstarktes Japan, das vielleicht Expansionsgelüste zeigen würde, konnten ja die Vereinigten Staaten eingesetzt werden, die durch den Ausbau Hawais und den Erwerb der Filippinen immer näher an Asien herangerückt waren; außerdem konnte später der japanische Ausdehnungsdrang auch noch in eine andere Richtung abgelenkt werden. England hatte also die Möglichkeit, ohne eigene Kraftanstrengung seine Stellung in Ostasien zu halten und seinen gefährlichsten Gegner in Asien, Rußland, zu schwächen.

Es war eine glatte Rechnung. Und das Beste an ihr war, daß sie nicht nur auf dem Papier, sondern auch in Wirklichkeit aufging. 1904 und 1905 schlug Japan zu Land und zur See die Schlachten Englands. Beim Friedensschluß aber verhinderten England und die Vereinigten Staaten, daß Japan eine Kriegsentschädigung von Rußland erhielt. Japan hatte seine Kriegskosten mit Anleihen in England gedeckt; nun sollte es finanziell in Abhängigkeit von England bleiben und außerdem spüren, daß es mit englischer Hilfe zwar seine Macht vergrößern, aber gegen den englisch-amerikanischen Widerspruch doch nichts ausrichten könne. Rußland aber, im Krieg geschlagen und durch die Revolution geschwächt, schied vorläufig als Großmacht in Ostasien aus; England hatte sich seines Reichsfeindes Nr. 1 ohne eigene Opfer entledigt.

Nun konnte es an die Vernichtung des Reichsfeindes Nr. 2, Deutschlands, gehen. Das von England geleitete diplomatische Spiel, das zur Einkreisung Deutschlands führte, ist beinahe noch großartiger (wenn auch für uns Deutsche verhängnisvoller) als jenes, das 1904/05 Rußland aus Ostasien drängte.

Während des russisch-japanischen Krieges versuchte Kaiser Wilhelm II. eine seiner Lieblingsideen zu verwirklichen: einen russisch-deutsch-französischen Block. Im Oktober 1904 machte er Rußland ein Bündnisangebot. Rußland erwiderte, es könne nur darauf eingehen, wenn sein Verbündeter Frankreich mitmache. Delcassé aber lehnte ab, denn er hatte bereits Verbindungen mit England angeknüpft. England brachte es fertig, weiter zu spinnen. Die englische Diplomatie brachte es fertig, nicht nur in kurzer Zeit den Sieger mit dem Besiegten, Japan mit Rußland, zu versöhnen, sondern auch beide zum Kampf gegen Deutschland einzusetzen, indem sie den Japanern die deutschen Besitzungen in China und im Stillen Ozean versprach und den russischen Expansionsdrang gegen Österreich und in Richtung auf den Balkan lenkte. Im Osten war Rußland geschlagen, im Süden erhielt es von England einige Zugeständnisse (vor allem durch den Vertrag über die russische Interessensfäre in Persien 1907) — so blieb für Rußland nur noch der Weg nach Westen offen. Durch diese Verständigung Englands mit Rußland wurde aus dem englisch-französischen und dem französisch-russischen Bündnis der Ring um Deutschland.

Das russisch-japanische Bündnis mit seinen Folgen wird hier so ausführlich behandelt, erstens weil es zeigt, daß sich europäische und ostasiatische Politik gar nicht mehr trennen läßt, weil es also ein gutes Beispiel für die Erklärung des Begriffs „Weltpolitik" ist, und zweitens, weil es eine der wichtigsten politischen Tatsachen der letzten 40 Jahre ist, gleich wichtig für die europäische wie für die ostasiatische Politik. Man versteht die europäische Vorkriegspolitik nicht richtig, wenn man sich nicht immer vor Augen hält, daß das russisch-japanische Bündnis die Vorbedingung für die Einkreisung Deutschlands und damit des Weltkriegs war, und man bringt in die Vielfalt der Ereignisse in Ostasien keine Ordnung, wenn man nicht weiß, daß die englisch-japanische Zusammenarbeit seit 1895 bis 1922 (Nichterneuerung des Bündnisses) einen ruhenden Pol bildete und auch von 1922 bis 1935 mit einigen Abschwächungen und Schwankungen fordauerte.

◆

Wie verhielt sich nun dem allem gegenüber China? — Im großen ganzen passiv. Es versuchte zwar, nach japanischem Vorbild europäische Reformen einzuführen (1912 wurde die Monarchie durch die Republik abgelöst), aber seine Macht wurde dadurch nicht größer; es konnte nicht verhindern, daß die Großmächte sich Interessensfären schufen, Wirtschaft und Finanz immer mehr in ihre Hände brachten und in den wichtigsten Städten ihre Sonderrechte auszudehnen suchten. In den Jahren vor dem Weltkrieg begann dann auch die Loslösung der Außengebiete: in Tibet gewann England immer mehr Einfluß, die Äußere Mongolei wurde 1911 ein autonomer Staat unter russischem Einfluß und 1910 wurde Korea japanisch. Das Reich der Mitte schien zu zerfallen.

Und als der Weltkrieg kam, sah es aus, als ob Japan schon das Erbe antreten könnte. Es eroberte Kiautschou, setzte sich in Schantung fest und beherrschte damit Nordchina; es nahm die deutschen Inseln in der Südsee in Besitz und wurde dadurch zur stärksten Macht in Ostasien. Am 18. Januar 1915 überreichte es dann der chinesischen Regierung 21 Forderungen, deren Erfüllung nichts anderes als die Oberherrschaft Japans über China bedeutet hätte. (Sie bilden auch heute noch das Programm der japanischen Politik.) China nahm die Forderungen im großen ganzen an. Japan aber wußte, daß damit wenig getan war und daß es alle Erfolge, die es jetzt errang, geschützt auf seine militärischen Machtmittel und die günstige politische Lage, später gegen die angelsächsischen Mächte werde verteidigen müssen. Es suchte deshalb Rückendeckung bei Rußland; 1916 kam ein russisch-japanischer Vertrag über Ostasien zustande. (Der Versuch Deutschlands, diese Lage auszunützen und ein japanisch-deutsch-mexikanisches Bündnis gegen die Angelsachsen zuwege zu bringen, ist bekanntlich gescheitert, schon aus dem ganz äußerlichen Grunde, weil das deutsche Bündnisangebot an Mexiko den Vereinigten Staaten in die Hände fiel.)

Im Jahre 1916 also schien es, als ob bei dem englisch-japanischen Bündnis schließlich Japan doch der gewinnende Teil werden sollte. Es war auf dem besten Wege dazu, die übrigen Mächte in Ostasien auszuschalten, China militärisch und wirtschaftlich zu unterwerfen und die erste Macht im Stillen Ozean zu werden. Gegen Angriffe der Angelsachsen schützte das Bündnis mit Rußland. Am Krieg gegen Deutschland beteiligte sich Japan nicht mehr; es hatte ja nur ein Interesse daran, daß der Krieg lange dauerte, daß auch die Vereinigten Staaten noch hineingezogen wurden, und daß alle Mächte möglichst geschwächt aus ihm hervorgingen. Währenddessen brachten Kriegslieferungen die japanische Wirtschaft in Hochkonjunktur, nahm der Volkswohlstand zu und hob sich das Selbstgefühl der Japaner.

Aber das Glück der Engländer und ihre Geschicklichkeit verhinderten, daß die japanischen Hoffnungen sich erfüllten; 1922 waren die Japaner um fast alle während des Weltkriegs errungenen Erfolge gebracht. ×××

Kleine Chronik

Deutschland einerseits, Argentinien, Brasilien und Chile andererseits haben ihre gegenseitigen Gesandtschaften zu Botschaften erhoben.

Reichsindexziffer für Lebenshaltungskosten im November 122,9 (im Oktober: 122,8).

Im Memelgebiet hat Baldszus den Auftrag zur Regierungsbildung zunächst abgelehnt, dann aber angenommen und ausgeführt. Die neue Regierung besteht aus Vertretern der deutschen Einheitsliste.

Der Sanktionsausschuß des Völkerbundes hat auf Antrag Frankreichs die Frage der Erdöl-Sperre für Italien bis nächste Woche vertagt.

Der französische Ministerpräsident Laval hat dem italienischen Botschafter in Paris aufs bestimmteste versichert, daß Frankreich in der Frage der Öl-Sperre auf Seiten Englands stehen werde. Die französische Regierung hofft offenbar, Italien werde jetzt noch im letzten Augenblick einlenken, und setzt die Vermittlungsbemühungen fort.

In Abessinien ist es den Italienern in der letzten Zeit nicht mehr gelungen, weiter vorzurücken. An der Südfront scheint ihre Lage ziemlich schwierig zu werden.

König Georg II. von Griechenland hat eine neue Regierung unter Führung von Demerdzis gebildet. Die Regierung hat sofort ein allgemeines Amnestiegesetz (auch für Veniselos und seine Anhänger) erlassen.

In Brasilien ist eine kommunistische Militärrevolte ausgebrochen, nach kurzer Zeit aber von der Regierung niedergeschlagen worden.

Aus Italien

Ein paar italienische Schulbuben schleppen einen Kameraden im Triumf durch die Straßen.

„Was macht ihr denn da?"

„Er hat eine Fünf im Englischen!"

Polen

Massenarmut gegen Konjunkturaufschwung

Von Fritz Werkmann

In Polen leben zwei Drittel der Bevölkerung von Land- und Forstwirtschaft, knapp 15 Prozent von Bergbau und Industrie und nicht ganz 10 Prozent von Handel und Verkehr.

Der weitaus wichtigste Zweig der polnischen Volkswirtschaft ist also die Landwirtschaft. In ihr wiederum spielt der Großbetrieb eine überragende Rolle. 4250 Großbetriebe mit mehr als 500 Hektar bedecken 8 Millionen Hektar, die zwar zu einem erheblichen Teil Waldland, aber mindestens zur Hälfte Acker- und Weideland sind. Eine Million Mittelbetriebe (mit 5—20 Hektar) besitzen 9,3 Millionen Hektar, also nur wenig mehr als jene 4250 Großbetriebe. Zwei Millionen Klein- und Zwergbetriebe (mit weniger als 5 Hektar) besitzen nur 4,5 Millionen Hektar, also ebensoviel Acker- und Weideland wie jene wenigen Großbetriebe. Auf 15 Prozent der land- und forstwirtschaftlich genutzten Fläche sind — infolge der Bodensperre durch den Großgrundbesitz — 12 Millionen Menschen zusammengedrängt, das sind 66 Prozent der landwirtschaftlichen Bevölkerung. Aus dieser entscheidenden Tatsache ergibt sich fast die gesamte wirtschaftliche Entwicklung des Landes, insbesondere seine Schwierigkeiten, aus der Krise herauszukommen.

◆

Die Einwohnerzahl Polens wächst bekanntlich verhältnismäßig rasch. 1921 betrug sie 27 Millionen, 1934 bereits 33 Millionen. Die Bodensperre verhindert, daß der Nachwuchs auf dem Lande seinen Unterhalt findet. Zwar sind in Polen seit 1919 Gesetze zur Agrarreform geschaffen worden, aber das eben gekennzeichnete Mißverhältnis in der Bodenverteilung ist bisher nicht wesentlich verändert worden. Bis 1925 wurden im ersten Anlauf 740 000 Hektar Land parzelliert. Doch ging die jährlich parzellierte Fläche schon seit 1922 dauernd zurück. Nach 1925 hat die Agrarreform keine wesentlichen Fortschritte mehr gemacht.

So kam es, daß Polen Jahre hindurch einen sehr hohen Auswanderungsüberschuß abgab:

1921—1925:	321 000 Personen,
1926—1930:	504 000 Personen.

Mit dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise funktionierte dieses für den polnischen Arbeitsmarkt so wichtige Ventil nicht mehr. Das Jahr 1929 hatte mit 139 000 Personen den höchsten Auswanderungsüberschuß aufgewiesen, 1930 betrug er noch 117 000. Bereits 1931 hatte Polen einen Einwanderungsüberschuß von 12 000, 1932 von 17 000 Personen, Erst die Jahre 1933 und 1934 brachten wieder einen Auswanderungsüberschuß von 17 000 beziehungsweise 10 000 Personen

Soweit der Bevölkerungsüberschuß nicht auswandert, drückt er in der Industrie die Löhne. Sie sind daher — verglichen mit anderen Ländern — sehr niedrig. Der durchschnittliche Tagesverdienst im Steinkohlenbergbau betrug

im 1. Vierteljahr 1929 in England	9,35 Mark
im Januar 1930 in Deutschland	8,49 Mark
im 1. Vierteljahr 1929 in Polen	3,69 Mark

Der durchschnittliche Wochenverdienst in der Baumwollspinnerei betrug

im Februar 1930 in England	33,24 Mark
im September 1930 in Deutschland	33,24 Mark
im Februar 1930 in Polen	13,62 Mark

Das polnische Volkseinkommen betrug 1929 je Kopf der Bevölkerung nur rund 260 Mark. Das deutsche Volkseinkommen je Kopf der Bevölkerung war zur gleichen Zeit 4½ mal, das englische sogar 6½ mal so groß als das polnische.

Alle hier aufgeführten Unterschiede werden durch die gleichzeitigen Preisunterschiede etwas verkleinert, aber keineswegs ausgeglichen.

◆

Polen ist ein junger Wirtschaftsraum. Es hatte von Anfang an mit starken finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Landesteile, die vor der Gründung der polnischen Republik zu den Volkswirtschaften von drei verschiedenen Nationen gehört hatten, mußten zu einer wirtschaftlichen Einheit zusammengefügt werden. Eine eigene Industrie sollte geschaffen werden. Das Land selber war arm und konnte die dabei auftretende starke Kreditnachfrage aus freiwilligen Ersparnissen nicht befriedigen. So wurden die Kreditansprüche zum Teil durch die Notenpresse befriedigt, also durch eine weitere Verarmung großer Bevölkerungsmassen. Polen hat in der kurzen Zeit seines Bestehens schon zwei Währungsentwertungen hinter sich.

Auslandskapital kam zunächst nur in Form von politischen Krediten herein. Regierungen, die am Bestehen und inneren Erstarken Polens ein Interesse hatten, gaben der polnischen Regierung Kredite. Noch heute machen die sogenannten politischen Auslandsschulden Polens rund zwei Drittel der polnischen äußeren Staatsschuld aus. Erst allmählich gelang es, auch von privaten ausländischen Kapitalisten Gelder zu bekommen. Heute macht die gesamte äußere Staatsschuld Polens rund 3,3 Milliarden Zloty aus. (1 Zloty gilt heute etwa 50 Pfennig.)

Dazu kommen noch die Auslandsschulden der privaten Wirtschaft und der Kommunen in Höhe von insgesamt 4,4 Milliarden Zloty, ferner das Auslandskapital bei den polnischen Aktiengesellschaften mit 1,8 Milliarden Zloty; das sind über 43 Prozent des gesamten Aktienkapitals. Die Überfremdung ist in manchen Industrien noch viel stärker: im Bergbau betrug der ausländische Anteil am Aktienkapital 62 Prozent, in der Gas-, Wasser- und Elektrizitätsversorgung 78 Prozent, bei den Hüttenwerken sogar 90 Prozent.

Infolge des ins Land kommenden Auslandskapitals war die polnische Handelsbilanz bis 1929 passiv. Mit dem Beginn der Wirtschaftskrise floß aber Auslandskapital in erheblichem Umfang ab. Um die Zahlungsbilanz auszugleichen, wurde die polnische Ausfuhr durch Staatseingriffe gefördert und die Einfuhr gedrosselt. So gelang es, das Gleichgewicht der Zahlungsbilanz aufrecht zu erhalten, aber nur auf Kosten der Lebenshaltung der breiten Masse.

◆

Die polnischen Industriellen wehren sich gegen jedes Opfer durch ihre Kartelle. Gegenwärtig bestehen in Polen etwa 200 Kartelle. Sie alle bemühen sich, die Preise auf einem für die Unternehmungen günstigen Stand zu halten. Die Kartelle werden vom Staat nicht nur geduldet, sondern sogar unterstützt, vor allem weil sie nur auf Grund hoher Binnenmarktpreise die Ausfuhr zu niedrigen Dumpingpreisen finanzieren können und dem Staat wegen der hohen polnischen Auslandsverschuldung an einer planmäßigen Förderung der Ausfuhr sehr viel liegt. Durch diese Kartellpolitik wurde die an sich schon niedrige Kaufkraft der breiten Massen noch mehr geschmälert.

Der Rückgang des realen Volkseinkommens von 1929 bis 1934 wird auf 25 Prozent geschätzt. Unterstützt wurde die Senkung der Verbraucherkaufkraft noch durch eine Kürzung der Beamtengehälter, die zur Entlastung des Staatshaushaltes vorgenommen wurde. Der Rückgang der Realeinkommen von 1929 bis 1933 betrug bei

Handarbeitern und unteren Angestellten	rund 35 Prozent
Kopfarbeitern	rund 25 Prozent
freien Berufen und Kapitalisten	rund 10 Prozent.

Für die Einkommenslage der landwirtschaftlichen Bevölkerung bieten folgende Tatsachen einige Anhaltspunkte: In weiten ländlichen Bezirken ist der Verbrauch von Zucker auf 16 Pfund im Jahr gesunken (1933 betrug der Durchschnittsverbrauch je Kopf der Bevölkerung in Deutschland: 41 Pfund, in Frankreich: 46 Pfund, in England: 82 Pfund). In vielen bäuerlichen Haushaltungen wird Viehsalz an Stelle von Kochsalz verwendet. Licht, Petroleum und Streichhölzer können nur von den besser gestellten Bauern gekauft werden. Die durchschnittlichen Barausgaben bäuerlicher Familie betragen etwa 5 Zloty, also 2,50 Mark monatlich.

Die Lage der landwirtschaftlichen Erzeuger ist durch die staatliche Preispolitik außerordentlich verschlechtert worden. Der Landwirt hat heute die doppelte Menge an eigenen Waren für industrielle Waren herzugeben wie 1928. Das Warschauer Statistische Amt stellt nach Vergleichungen mit den wichtigsten Industrie- und Agrarländern fest, daß Polen fast die niedrigsten Preise für agrarische Erzeugnisse hat, aber sehr hohe Preise für Industrieprodukte. Die finanzielle Lage der polnischen Landwirtschaft ist entsprechend schlecht. Ihre gesamte Schuldenlast beträgt 4,6 Milliarden Zloty. Die jährliche Zinsenlast wird auf 480 bis 500 Millionen Zloty geschätzt; nach den neuesten Feststellungen können aber allerhöchstens 200 Millionen Zloty bezahlt werden. Die im vorigen Jahr eingeleitete Entschuldungsaktion kommt zwar besonders den Bauern zu gut. Sie macht aber nur einen Teil der Schädigung wieder gut und läßt vor allem ihre Ursache bestehen!

◆

Wir haben an dieser Stelle wiederholt betont, wie wichtig die Erhaltung der Massenkaufkraft für eine Wirtschaftsbelebung ist. Polen ist ein krasses Gegenbeispiel. Die Folge: der Februar dieses Jahres brachte die höchste amtliche Arbeitslosenziffer im Verlauf der gegenwärtigen Krise: etwas über 515 000; im Februar 1929 hatte sie 177 000 betragen. Die Arbeitslosenziffer vom August 1935 ist die erste dieses Jahres, die unter der Vorjahrsziffer liegt, allerdings nur um 20 000; sie beträgt 270 000. Die Arbeitslosigkeit auf dem Lande wird übrigens von der Statistik kaum erfaßt; aber sie ist außerordentlich hoch.

Die industrielle Produktion zeigt zwar gegenüber dem Vorjahr eine Besserung um rund 8 Prozent; sie liegt aber noch ein Drittel unter ihrem Stand von 1928.

◆

Im Oktober fand in Polen ein Regierungswechsel statt. Vor dem neuen Kabinett steht als Hauptaufgabe die Überwindung der Wirtschaftskrise.

Dabei wird der Ausgleich des Staatshaushalts als besonders dringlich angesehen. Für das laufende Rechnungsjahr rechnete man mit einem Fehlbetrag von 250 Millionen Zloty. Zu seiner Deckung soll in erster Linie eine außerordentliche, zunächst auf zwei Jahre begrenzte Steuer auf sämtliche Gehalts- und Lohnzahlungen aus öffentlichen Geldern dienen, sie soll 157 Millionen Zloty erbringen. Diese neue Steuer bedeutet eine Kürzung der Gehälter und Löhne von mehr als 500 000 Beamten, Angestellten und Arbeitern um durchschnittlich 10 Prozent. Die Ruhegehälter und Invalidenrenten werden entsprechend gekürzt.

Das sind alles Maßnahmen, die die Abwärtsbewegung der Massenkaufkraft weitertreiben! Darum sollen als Gegenmaßnahmen die Tarife für Gas, Wasser und Elektrizität gesenkt werden, die Mieten sollen herabgesetzt werden, und die Kartellpreise sollen ebenfalls eine Senkung erfahren. Die Lage der Landwirtschaft soll durch Aufhebung oder Senkung einer Reihe von lästigen Kommunalgebühren und durch Herabdrückung der Industriepreise erleichtert werden, zum Teil in der Hoffnung, daß eine Steigerung der bäuerlichen Kaufkraft auch der städtischen Bevölkerung zu gute kommen werde.

Es mag sein, daß der Ausbau der deutsch-polnischen Handelsbeziehungen zur Überwindung der Krise benutzt werden kann. Durch die Einfuhr deutscher Industriewaren kann die Senkung der polnischen Industriepreise erzwungen werden, und die Ausfuhr polnischer Agrarprodukte kann zu einer Steigerung der Erlöse der Landwirtschaft führen. Wenn diese wirtschaftspolitische Möglichkeit oder eine ähnlich gelagerte jedoch nicht ausgenutzt wird, so ist es nach allen Erfahrungen sehr wahrscheinlich, daß insgesamt eine neue Senkung der Massenkaufkraft herausspringt. Massenarmut ist jedoch für einen wirtschaftlichen Aufschwung ein ungeheuer schweres Hemmnis.

Berichtigung

Im Aufsatz „Konjunkturspiegel" in Nr. 47 ist die Erläuterung dessen, was das Institut für Konjunkturforschung unter „Investitionsgütern" versteht, durch Ausfall eines „nicht" falsch wiedergegeben. Es sollte heißen: Unter Investitionsgütern sind dabei verstanden halbfertige und fertige Anlagegüter wie Eisen, andere Metalle, Maschinen, Fahrzeuge, Bauten und nicht „sonstige Produktionsgüter mit allgemeinem Verwendungszweck" wie Kohle, Gas, Wasser, Elektrizität, Verpackungsmaterial, Chemikalien.

Der Konstruktionsfehler

Unter der Überschrift „Der Weg zur Bedarfswirtschaft" wird in Heft 5 der „Technokratie" ein Tätigkeitsbericht des statistischen Ausschusses der „Deutschen Technokratischen Gesellschaft" veröffentlicht, dem wir folgende Abschnitte entnehmen:

... Die technokratische Kritik geht in der Hauptsache von dem Überfluß an Produktion und Produktionsmöglichkeiten auf der einen Seite, dem Mangel an tatsächlichem Konsum auf der anderen Seite aus. Ist dieses Auseinanderfallen von Produktionskapazität und Konsumfähigkeit nun ein grundlegender Fehler des Wirtschaftssystems (wie die Technokratie behauptet) oder ist es nur eine vorübergehende Stockung (Krisenerscheinung), wie es die klassische Volkswirtschaftslehre annimmt? Wird wieder, wie in den vergangenen 150 Jahren kapitalistischer Entwicklung, eine „Kompensation" (Aufsaugung) der freigesetzten Arbeitskräfte durch neue Industriezweige, Auswanderung, Erschließung neuer Absatzmärkte usw. eintreten, wie es die Nationalökonomie annimmt, oder sind die Produktivkräfte durch Technisierung, Rationalisierung, Taylorsystem usw. so weit gestiegen, daß eine Kompensation nicht mehr möglich ist — wie es die Technokratie behauptet? Nur umfassende, statistische Untersuchungen sämtlicher wichtiger Industriezweige sowie der Landwirtschaft innerhalb eines Wirtschaftsgebietes können auf diese Fragen Antwort geben.

Bevor auf diese Untersuchungen und ihre Ergebnisse eingegangen wird, soll noch kurz ein Einwand berührt werden, der stets von den Anhängern und Vertretern der klassischen Nationalökonomie erhoben wird: nämlich daß dieses „kapitalistisch-liberalistische" System doch immerhin 150 Jahre hindurch funktioniert habe und während dieser Zeit die Produktionsmöglichkeiten der Menschheit in ungeheurem Maße gestiegen seien. Diese Leistungen wären doch gar nicht möglich gewesen, wenn das kapitalistische System, wie die Technokratie behauptet, an einem grundlegenden Konstruktionsfehler kranke. Darauf sagen wir: Die Leistungen in technischer und wirtschaftlicher Beziehung werden nicht bestritten. Die 150jährige Dauer des Systems war aber nur möglich, weil in dieser ganzen Zeitspanne immer wieder neue Gebiete „erschlossen" oder ausgebeutet werden konnten, und weil in dieser ganzen Zeit für die freigesetzten menschlichen Arbeitskräfte Raum auf der Erde für Auswanderung und neue Existenzgründung vorhanden war. Der Weltkrieg war das äußere Anzeichen für die Beendigung der Expansionsmöglichkeiten der kapitalistisch-liberalen Wirtschaft.

Worin besteht nun dieser von der Technokratie behauptete Konstruktionsfehler des liberal-kapitalistischen Systems? Populär gesprochen kann man sagen: die Kuh, die Milch geben soll, wird geschlachtet; d. h. der Verbraucher, der als Abnehmer der Produkte eine unbedingte Notwendigkeit für jede Güterproduktion ist, wird gleichwohl durch fortschreitende Rationalisierung aus dem Produktionsprozeß ausgestoßen. Während die Produktionsmöglichkeiten sich vervielfältigen, gehen die Konsummöglichkeiten innerhalb des Wirtschaftsgebietes zurück; daher der Zwang zur Expansion und Auswanderung. Wir haben schon früher diesen Widerspruch kurz so formuliert: „Durch zunehmende Verwendung arbeitsparender Maschinen und ständig wachsende Ausnutzung der Naturkräfte bei der Herstellung von Gütern sinkt der Anteil der menschlichen Arbeit an der Produktion ständig. Diese an sich erstrebte Entwicklung führte zur Zerstörung der Kaufkraft. Mit der technischen Entwicklung hielten die Wirtschafts- und Verteilungsmethoden nicht Schritt."

Andererseits kann innerhalb des liberal-kapitalistischen Systems der Wirtschaftsträger nicht aus diesem „Hexenkreis" heraus, d. h. er kann diese Ausstoßung von Konsumenten aus dem Produktionsprozeß nicht verhindern, wenn er nicht selbst von der Konkurrenz aus dem Prozeß gestoßen werden will.

Durch unsere Untersuchungen wollen wir feststellen, ob die wirtschaftlichen Tatsachen der letzten 50 Jahre unsere Ansicht bestätigen. Wir haben darum in allen Hauptindustriegruppen und in der Landwirtschaft die Zahl der Beschäftigten sowie die absolute Höhe der Produktion miteinander verglichen und in Kurvenbildern aufgezeichnet. Das sich ergebende Bild sowie ein Durchschnitt durch alle gefundenen Ergebnisse beweist schlagend die Richtigkeit unserer Ansicht und die Unhaltbarkeit der Kompensationstheorie für die heutige und noch mehr die zukünftige Zeit. Die Steigerung der Produktion und die noch weit gewaltigere Steigerung der Produktionsmöglichkeiten (die schon heute nicht entfernt ausgenutzt werden) steht in schärfstem Gegensatz zu der benötigten Zahl von menschlichen Arbeitskräften.

Welchen Weg sieht nun die Technokratie als gangbar an, um die gewaltig gestiegenen Produktionskräfte voll auszunutzen und dem Wohl der Allgemeinheit nutzbar zu machen?

Es gibt drei Wege. Erstens kann man die allgemeine Arbeitszeit verkürzen, während der Güterverbrauch (Einkommen) konstant bleibt. Zweitens kann man bei konstanter Arbeitszeit die Konsumkraft (Einkommen) steigern. Drittens schließlich kann man bei Verkürzung der Arbeitszeit das Einkommen (Konsumkraft) erhöhen, und das ist der Weg, den die Technokratie als den richtigen ansieht ...

In einem vor einigen Jahren erschienenen Aufsatz über „Die Verhütung künftiger Krisen in der Weltwirtschaft" hat der Stuttgarter Industrielle Robert Bosch eine künftige Herabsetzung der durchschnittlichen Arbeitszeit von jährlich 2400 Stunden auf 1800 Stunden, also einen Sechs- statt des Achtstundentags als unvermeidlich bezeichnet. Vielleicht sei sogar das noch zu viel; man werde eher mit weniger auskommen als etwa mehr brauchen.

Vergessene Millionen

Das britische Schatzamt hat in aller Stille ein Gesetz erlassen, durch das ihm rund 60 Millionen Pfund Sterling zufließen werden. Das neue Gesetz erstreckt sich auf die Beschlagnahme jener Guthaben, die über eine bestimmte Sperrfrist hinaus bei englischen Staatsbanken oder Postkassen festliegen und von niemandem reklamiert werden.

Unter diesen Konten, die dem Schatzamt zufallen, befinden sich ganze Nachlässe, die bis zu 2 und 3 Millionen Pfund wert sind. Anscheinend haben die Konteninhaber vor ihrem Tode selbst vergessen, daß bei dieser oder jener staatlichen Anstalt noch Geld auf ihren Namen lag. Aber auch zahlreiche Rentenempfänger und Nutznießer aus Staatsanleihen übersahen es vollkommen, daß ihnen Jahr für Jahr Zinsanteile auf einem Konto gutgeschrieben wurden. Das Schatzamt mußte besondere Abteilungen einrichten, um diese Konten in Ordnung zu halten. Jetzt räumt man damit auf und macht mit einem Federstrich das vergessene Geld zu Staatsgeld. Unter den beschlagnahmten Konten sind viele, die mehr als 100 Jahre „geschlafen" haben.

(Nach der „Deutschen Bergwerkszeitung")

Vergessenes Dorf

In der englischen Grafschaft Kent, in einer Gegend nicht allzuweit von London, ist ein Dorf entdeckt worden, in dem es kein Kino, keinen Autobus, kein Gas und keinen Tanzsaal gibt. Die Bewohner sollen sich trotzdem ganz wohl fühlen.

Mier Sachsn

Von Alfred Uhlmann

Der Pädagoge

Es dürfte kaum eine Schande sein, die Romane unserer illustrierten Zeitungen nicht gelesen zu haben. Dennoch erfreuen gerade sie sich, wie jedermann in der Straßenbahn zu beobachten Gelegenheit hat, des ungeteilten Interesses von jung und alt.

Auch Erwin Liebschner, der alltäglich mit der Linie 28 vom Roßplatz in Leipzig nach Markkleeberg fährt, kauft sich jeden Donnerstag die Illustrierte und vertieft sich, weltabgewandt, in den Roman.

Alsbald fängt auch die Dame rechts neben ihm an, ihm über die Schulter sehend, die spannende Fortsetzung mit zu lesen, und auf dem Augustusplatz setzt sich links von ihm ein etwa vierzehnjähriges Schulmädchen hin, das augenblicklich in sichtliche Aufregung gerät, weil es fürchtet, der Eigentümer der Illustrierten könnte schon einen allzu großen Vorsprung vor ihm haben.

Erwin Liebschner bemerkt es. Ein verstehendes Lächeln, mit dem er auch bei der Dame neben ihm um geheimes Einverständnis wirbt, spielt um seinen Mund. Er wartet geduldig, — aber er beobachtet aufmerksam, wie die Augen des von der Lektüre offenbar höchst gefesselten Mädchens rasch über die Zeilen wandern.

Jetzt ist die hingerissene Leserin in der Mitte der dritten Spalte angelangt. Da zeigt Erwin plötzlich mit ausgestrecktem Finger auf eine Zeile und sagt: „Wo bissdn du jjäddzd? Bissd du hier: Unn Hanns-Olaff bedäggde ihrn Hals midd glihndn Gissn?? — — Warrde mal, — die Schdälle iewrhubbsde mal, — die brauchsde nich ze läsn, da bissde noch zu grien drrzu, mei Gind!"

„Gomm", sagte er und blätterte hastig und geräuschvoll um, „hier gannsde midd uns weidrläsn, — das is ooch noch ganz inndrässannd!"

Die Gabe

Im Hochsommer, auf schattenlosem Weg, von Ober-Gurgl im Oetztal zur Hütte unterm Ramoljoch aufzusteigen, ist reichlich beschwerlich. Trotzdem litt unser zusammengewürfeltes Häuflein Bergwanderer nicht so schwer unter der wohlmeinenden Sonne, die uns mit glühender Hand ins Genick patschte, als unter den mörderischen Flüchen eines mit Eispickel, Seil, Steigeisen und ungeheurem Rucksack beladenen Mannes, der, drei steile Serpentinen über uns, hörbar bergan schnaufte.

Unaufhörlich prasselten die lästerlichen Donnerworte wie Felsbrocken auf uns herab. Offenbar war ihr Urheber der Meinung, daß Flüche immer wiederholt werden müssen, wenn ein Dauereffekt damit erzielt werden soll. Auf uns jedoch wirkten sie in höchstem Maße entnervend und lähmenden Mißmut erzeugend, im Quadrat zu ihrer Unzahl; und schließlich schien sich selbst die reine, makellose Natur verletzt zu fühlen, denn der Sonnenschein verlor an Kraft, war mit einem Male wie verbraucht und ohne Glanz. Die Kraft des Bösen ist ja, wie manche beobachtet haben wollen, um so viel stärker als die des Guten.

Wir beschlossen, den Mörder unserer guten Laune, koste es an Atem was es wolle, einzuholen und ihm den Mund zu stopfen.

Als wir keuchend bei ihm anlangten, saß er ruhend auf einem Felsstück und wischte sich den Schweiß vom Gesicht. Zu unserer großen Verblüffung hatte er das unerwartete Aussehen eines harmonischen Menschen, dem nie im Leben etwas Böses begegnen kann.

Vermittels einer übermäßigen Willensanstrengung gelang es mir, ein liebenswürdiges Lächeln fertig zu bringen und mit bewunderswertem Sanftmut zu fragen: „Sauer, wie?"

Der Flucher lächelte mich so unschuldig an wie ein neugeborenes Kind und sagte: „Ach, 's geehd eechndlich midd dähn Bärchen hier! Ich haawe schon greeßere Schinndr hinndr mier ... zum Beischbiel 's Madderhärrnchn —: das war schon 'ne deliegaahdre Barrdieh ...!"

„Ja, aber warum fluchen Sie denn dann so furchtbar!" platzte jetzt mit dem den Frauen in solchen Situationen eigenen Heroismus Fräulein Kius, eine ältliche Lehrerin aus Hannover und die Empörteste von uns, dazwischen. „Das ist doch unerhört ..., wo haben Sie das nur gelernt ...!"

Der Sachse wendete sich, auf dem roten Gesicht ein gewisses ehrliches Erstaunen, ihr zu und sagte: „Wo sollch dänn das gelärrnd hamm?" Er schüttelte den schweißnassen Kopf: „Ich glauwe iewrhaubd nich, daß mr das lärrn gann! Iwwohh ...!" Nachsichtig lächelnd sah er sie an und mit einem gewissen filosofischen Ernst fuhr er fort: „Das schdäggd so in een drinne, liewes Frailein ... Dr eene hadds ähmd unn dr andre hadds nich, — das is nu mal so auff dr Wälld ..., das is ainfach eine Gaawe ...!

Fysik

Herr Reißig aus Meißen steht am Strand der Nordsee, die Augen ins Leere, oder vielleicht auch, wir wollen nicht zu hart gegen ihn sein, auf eine Vision gerichtet.

Ja: auf eine Art Vision; denn er sagt, halb zu sich und halb zu seinem Begleiter, einem Feriengast aus Gardelegen, gewendet: „Schaade, wärgglich sähr schaade ...! Jjäddzd missde mr ein Färrnrohr hamm, aawr ein guhdes — meeglichsd ein Zaißglas! Fielleichd gönndr mr dadrmidd bis niewr an die andere Seide sähnn ...! —

Der Herr aus Gardelegen, einer von jenen Leuten, die bei jeder Gelegenheit, wie das Roß seine Äpfel, die Zeugnisse ihrer Bildung fallen lassen müssen, reagiert sogleich entsetzt: „Aber wieso denn bis auf die andere Seite? Das ist doch eine ganz unmö-ö-gliche Vorstellung! Wie kommen Sie denn dazu? — Theoretisch ... na ja, theoretisch könnten Sie, wenn Sie sich noch etwas weiter rechts drehen, vielleicht Island sehen ..., aber praktisch verhindert dies doch die Krümmung der Erde, die ..."

„Sie hamm mich wohl garnich im mindesdn forrschdanndn, Härr Escherich!", schneidet ihm überlegenen Tones Herr Reißig das Wort ab. „Wozuhdn schmeißn Sie dänn de Grimmung dr Ährde in de Debadde! Ich haawe doch ausdrigglich gesaachd, daß ich iewrs Wasser sähn will unn nich iewrs Land! Das wees'ch naddierlich von alleene, daß's Land grumm is, wänn Se schon dähn uhngligglichn Ausdrugg gebrauchn wolln; das haww ich Goddseidangk schon als Ginnd gewußd! Aawr's Wassr gann doch wohl nich im Ärrnsd „grumm" sein, wie Sie beliewn zu saachn; — oodr hamm Sie schon einmal eine „Grimmung" aufn Wassr gesähn, Herr Escherich? Außrn Wälln naddierlich?"

Herr Reißig schüttelt nicht ohne leisen mitleidigen Hohn den Kopf und fährt in einem belehrenden Ton, der jeden Widerspruch schon im Keime erstickt, fort: „Doch wohl gaum! Sie gänn, das is ein ganz einfaches Aexberrihmännd, so viel Wassr in Ihre Badewanne schiddn wie Sie wolln unn auch in een Deich —: de Ohwwrfläche wird immr wiedr gladd! Unn so isses selwsdforschdänndlich im Großn auch middn Määr! So viel Wassr auch de Elwe unn die andrn Flisse in de Nordsee hineinfließn lassn —: es glaichd sich immr wiedr aus: das Wassr wird immr wiedr ganz eegaal!"

Eine Gefahr

Die sächsische Sprache, so hat einmal ein verzweifelter Sachse aufgeschrien, ist eigentlich gar keine Sprache sondern ein Unglück, das dem Sachsen anhaftet wie das Brandmal dem Bagnosträfling.

Ich erschrak deshalb ein wenig, als sich in einer Stuttgarter Kneipe ein Mann vom Nebentisch herüberbeugte und mich fragte: „Endschuldchnnse, Härr Nachbar — aawr Sie sinn doch oodh ee Sachse ...?!

Sprit

Am 1. August 1930 trat das Gesetz in Kraft, das die Beimischung von Sprit zum Motortreibstoff verordnete. Nach dem Antrag des damaligen Abgeordneten v. Sybel sollte die Beimischung eine Notmaßnahme für die Landwirtschaft darstellen. Er verlangte wörtlich: „Es sollte dem Kartoffelbau und den Brennereiwirtschaften dadurch geholfen werden, daß als Ausgleich für den immer mehr zurückgehenden Trinkbranntweinbedarf der Spiritus in der Treibstoffwirtschaft an den ihm gebührenden Platz gestellt wird. Es gilt eine vaterländische Pflicht gegenüber der notleidenden Landwirtschaft zu erfüllen."

Damit war klar ausgesprochen, daß die landwirtschaftlichen Großbetriebe, hauptsächlich des Ostens, in der Treibstoffwirtschaft einen neuen Subventionsträger für ihre allmählich unrentabel gewordenen Brennereien suchten. Sie fanden ihn auch. Seit Bestehen jenes Gesetzes sind auf dem Umweg über die Spritmonopolverwaltung dem Motorbrennstoff insgesamt 7,53 Millionen Hektoliter Spiritus, das ist die Hälfte der deutschen Erzeugung, zugeführt worden. Es wurden dafür 390 Millionen Mark bezahlt.

Ein überaus teurer Benzinersatz. Um die gleiche Menge Benzin einzuführen, hätte das Deutsche Reich für nur 45 Millionen Reichsmark Devisen aufwenden müssen. Gleichzeitig wäre dem Staat aber noch eine Zolleinnahme von 122 Millionen Reichsmark zugeflossen. Der Verbraucher hätte also statt 390 Millionen nur 167 Millionen zu bezahlen gehabt. Die 7,53 Millionen Hektoliter Spiritus erforderten zu ihrer Herstellung eine Kartoffelmenge von 6,4 Millionen Tonnen, die zum diesjährigen Preis für Fabrikkartoffeln von 1,35 Reichsmark je Zentner 173 Millionen Reichsmark kosten würden. Für die Umwandlung in Spiritus mußten also 217 Millionen Reichsmark mehr dafür bezahlt werden.

Obwohl nun mit dem Gesetz eindeutig die bestehende Absatzschwierigkeit der Brennereien behoben werden sollte, haben die Produzenten es verstanden, das Monopol und den Beimischungszwang für ihre Privatinteressen in weiterem Umfang auszunützen. Zuerst hieß es, man müsse überschüssigen Mengen von Spiritus einen Absatz schaffen, und als mit Hilfe des Gesetzes ein recht angenehmer Preis garantiert war, erhöhte man einfach die Produktion. Im Jahresdurchschnitt 1924—30 hatte die Erzeugung von Kartoffelsprit 1,55 Millionen Hektoliter betragen. Im Jahre 1934/35 war sie schon auf 2,69 angestiegen. Ebenso stieg die von der Monopolverwaltung miterfaßte industrielle Spritherstellung aus Laugen von 0,11 im Jahre 1923/24 auf 0,55 Millionen Hektoliter 1934/35 an. Die deutsche Gesamtproduktion an Sprit (es kommen dazu noch die verschiedenartigsten Obst- und Weinsprite) betrug im letzten Jahre 3,73 Millionen Hektoliter und war damit ebensogroß wie die Produktion plus Einfuhr im alten Vorkriegsreichsgebiet. Im jetzigen Gebiet sind aber gerade die spiritusreichsten Provinzen Posen, Westpreußen und Teile von Schlesien nicht mehr inbegriffen. Um die Zahlen vergleichen zu können, muß man also die Vorkriegszahlen um mindestens ein Viertel kürzen.

Nachdem der natürliche Bedarf zurückgegangen ist, an Trinkbranntwein um ungefähr 100 000 Hektoliter, im wesentlichen aber an Brennspiritus (und zwar nicht allein durch die Konkurrenz von Gas und Elektrizität, sondern auch durch die Preispolitik des Monopols), — nach diesem Rückgang also durfte eine die Interessen des Ganzen berücksichtigende Wirtschaftsführung nicht auch noch zu einer Erhöhung der Produktion kommen, dazu noch unter der Deckung eines staatlichen Schutzgesetzes. In dieser künstlichen Ausweitung liegen beträchtliche Gefahren, nicht nur für die zu belastende Treibstoffwirtschaft, sondern auch für die Spituserzeuger, die ohne den gesetzlichen Schutz eines Tages ihre Betriebe schließen müßten.

An dieser wenig anstrengenden Monopolausnutzung sind aber nun gerade jene Leute beteiligt, die sich sonst jeder staatlichen Zwangsmaßnahme, wie zum Beispiel einer großzügigen Ostsiedlung, aufs äußerste widersetzen. Von der immer wieder gerühmten Privatinitiative ist recht wenig zu spüren. Sonst hätte schon längst einmal die Rechnung aufgemacht werden müssen, ob durch Verwendung der überschüssigen Kartoffelmengen zu Futterzwecken, also vielleicht zur Schweinemast, oder gar durch Übergang zum Anbau anderer Bodenerzeugnisse, nicht viel mehr Devisen zu ersparen wären als die 9 Millionen Reichsmark pro Jahr, die die dem Spiritus entsprechende Benzinmenge kosten würde.

Wir nähern uns mit Riesenschritten der Zeit, wo diese Rechnung ohne Rücksicht auf jene Privatinteressen aufgemacht werden muß. So ist es verständlich, wenn kürzlich die „Deutsche Bergwerkszeitung" forderte, der Spiritus dürfe nicht mehr Schutz genießen als das Kohlenbenzin. Sie erinnerte weiter daran, daß es möglich sein müsse, den natürlichen Bedarf von Sprit in erster Linie mit Kartoffelsprit zu decken. Dann würde sich für die letzten vier Jahre folgende Rechnung ergeben: erzeugter Kartoffelsprit 8,52 Millionen Hektoliter, Absatz für normale Zwecke 5,922 Millionen Hektoliter, Überschuß 2,598 Millionen Hektoliter. In der fraglichen Zeit sind aber mit Einschluß des Industriesprits 7,021 Millionen Hektoliter Sprit für den Motorenbetrieb beigemischt worden; das Motiv des Agrarschutzes zur Beibehaltung des Mischzwanges läßt sich also nur auf 37 Prozent dieser Menge anwenden. Mit andern Worten: die entsprechende Bodenfläche könnte der menschlichen Ernährung oder der Fasererzeugung dienstbar gemacht werden. Damit wäre der Boden bestimmt auch im Hinblick auf unsere Devisenbilanz besser ausgenutzt.

Ernst Pfau

Ein Widerspruch

Otto Rommert schreibt in einem Aufsatz „Widersprüche" in Nr. 252 des „Aufwärts":

„Der allerschlimmste, der größte wohl überhaupt denkbare Widerspruch liegt in unserer landläufigen Einstellung zu unserem Heerwesen und zu unserer freien Wirtschaft. Man vergegenwärtige sich einmal deutlich, in welcher Weise bei Kriegsausbruch unsere jungen Krieger und in welcher Weise die für den Krieg notwendigen Hundert- und Tausendmarkscheine eingezogen wurden.

Daß jeder Deutsche ohne Ausnahme Gesundheit und Leben einfach dem Vaterland opfern mußte, wenn es verlangt wurde, das schien ebenso selbstverständlich, wie es ganz undenkbar schien, daß man sein Geld hingab, ohne dafür Zinsen und Sicherheit zu bekommen. Jeder Soldat wußte die Stunde und fast die Minute, zu der er sich bei seinem Truppenteil einzufinden hatte. Mit fabelhafter Sicherheit und Selbstverständlichkeit rollte das alles ab wie ein ungeheures Uhrwerk. Und inmitten dieses herrlichen Geschehens, da wurde die Kriegsanleihe ausgeboten, wie ungefähr ein Wichsefabrikant seine Stiefelwichse anpreist, oder, was dasselbe ist, wie England und später Amerika ihre Söldnertruppen anwarben.

Größere Gegensätze scheinen überhaupt nicht mehr möglich zu sein, als die Gegensätze zwischen diesem Dienen des Menschen und dem „Dienen" des Geldes. Hätten wir damals eine Gelddienstpflicht gehabt, wie wir eine menschliche Dienstpflicht hatten, eine Sozialisierung des Geldes, wie Berthold Otto sie in seiner Kriegsrechenwirtschaft vorschlug, wodurch Kriegswucher und Kriegsgewinne vollkommen unmöglich geworden wären, wer weiß, wie die Dinge vielleicht anders ausgelaufen wären.

Unser Militärdienst war echt preußisch, echt sozialistisch, einzig in der Welt, beruhend auf Ehre und Pflicht, der Pflicht bis zum Tode. Unser Gelddienst aber war echt amerikanisch, ganz individualistisch, beruhend auf dem Gedanken an Profit, an Zins und Gewinn. Unlöslicher Widerspruch in unserm Denken."

Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Wert mehr, daß Menschen auf Erden leben.

Kant

Heeresberichte

Hüben: Der Feind verlor fünftausend Tote. Auf unserer Seite wird lediglich eine Armbanduhr vermißt, die einem unserer Kameraden im Nahkampf gestohlen wurde.

Drüben: Der Feind verlor fünftausend Tote, während unsere Truppen, die mit ihren Frauen in die Schlacht zogen, sich um einige Dutzend vermehrt haben.

(„Leipziger Neueste Nachrichten")

Die Italiener meldeten kürzlich im Heeresbericht einen furchtbaren Luftangriff auf ein abessinisches Zeltlager, in dem das rote Zelt eines Oberbefehlshabers die Flieger besonders dazu reizte, es mit schweren Bomben zu belegen. Tausende von Abessiniern sollten getötet worden sein. Wie die Italiener selber zugeben, ist das abessinische Zeltlager eine geschickt aufgestellte Attrappe von leeren Zelten gewesen.

Im englischen Hafen Plymouth wurden hunderttausend Pilchards — ein Fisch, der als Sardine in den Handel kommt — in das Meer geworfen, weil sich keine Käufer fanden. Die Pilchards wurden bisher nach Italien geliefert.

Sozialwirtschaftliche Experimente

5. Eine Zuschrift

Nachdem in den letzten Nummern der „Sonntags-Zeitung" mehrere Male von sozialpolitischen Experimenten der weiteren und näheren Vergangenheit die Rede gewesen ist, wäre es vielleicht am Platze, auch einmal die Forderungen zu erwähnen, die uns die Gegenwart stellt.

In der Ausgabe Nr. 39 geben Sie u. a. eine Äußerung von Kommerzienrat Röchling wieder, worin dieser davon spricht, daß es die wichtigste Aufgabe sei, dem deutschen Volk den deutschen Arbeiter zu gewinnen. Man habe früher kein Verständnis dafür gehabt, was es bedeute, große Schichten des Volkes besitzlos zu machen. Die Wiedergutmachung dieses Fehlers, fährt er fort, könne jedoch nicht etwa durch Beteiligung der Arbeiter an den Werken geschehen, sondern allein dadurch, daß dem wirtschaftlich Abhängigen ein eigenes Heim verschafft werde mit Land und Stall, um ihn in den Stand zu setzen, bis 50 Prozent des Lohnes hinzuzuerwerben.

Diese Einstellung würde bedeuten, daß man die bestehenden Eigentums- und Wirtschaftsverhältnisse verewigt, während sie doch wohl stark veränderungsbedürftig sind. Die Einstellung von Kommerzienrat Röchling war zur Zeit unserer Väter und Großväter, die mit ihrem Unternehmungsgeist und frischer Tatkraft die Industriewerke und Handelshäuser aufgebaut haben, selbstverständlich. Damals hatte der einzelne sein Werk geschaffen und betrachtete es als sein gutes Recht, die Früchte seiner Arbeit zu ernten. Diese Generation ist heute zum größten Teil gestorben. Ihre Plätze nehmen die Söhne ein, die Verwalter der von den Vätern überkommenen Unternehmungen.

Hier nun ist der Zeitpunkt gekommen, wo die sozialen Bedenken auftauchen. Wir aus der zweiten oder gar dritten Generation sind nicht mehr so selbstverständlich die Herren unserer Betriebe, die wir nur ererbt haben. Sollte es nicht doch etwas anderes geben, als daß man nur durch die Industrie-Siedlung den Arbeiter wiedergewinnen will?

Der bessere und näher liegende Weg wäre doch wohl der, daß man den Arbeiter zwar nicht an den Werken beteiligt, wohl aber an den Erfolgen der Werke, die ja doch zum großen Teil die Erfolge seiner eigenen Arbeitsleistung sind. Nachdem die Gründer dieser industriellen und kaufmännischen Unternehmungen gestorben sind, ist nicht einzusehen, mit welcher inneren Berechtigung ihre Erben die Gewinne weiterhin für sich allein in Anspruch nehmen, wobei nach Art eines Monopols die Vielzahl der übrigen Volksgenossen ausgeschlossen ist.

Hier müßte der Gedanke der Betriebsgemeinschaft zu anderen rechtlichen Verhältnissen führen. Betriebsgemeinschaft ist solange ein schönes Wort, als der Betriebsleiter, sei er nun selbst Betriebsinhaber oder Direktor einer Gesellschaft, mit einem unverhältnismäßig hohen Einkommen der großen Masse der Beschäftigten gegenüber steht, die nur auf ihre Tariflöhne angewiesen und darüber hinaus weder finanziell noch ideell an dem Werk, in dem sie mitarbeiten, interessiert sind, und auch (wie wir gleich hinzufügen können) bei der bisherigen Art der Gewinnverteilung gar nicht interessiert sein können. Der Arbeiter wird sich immer so lange heimatlos in seinem Betrieb fühlen, als er lediglich zu Gunsten anderer seine Arbeit verrichtet.

Deshalb sollte ihm künftig ein Anteil am Gewinn rechtlich zustehen. Aber es ist auch noch nicht das Ideal, daß der Gedanke des eigenen Vorteils den Anreiz für den Arbeitenden bildet. Zwar soll jeder für sich und seine Familie sorgen, er muß aber auch darüber hinaus das übergeordnete Wohl der Gesamtheit des Volkes mit im Auge haben. Erst dann kann die Arbeitsleistung volle Befriedigung auslösen, wenn sie unter diesem doppelten Gesichtswinkel erfolgt. In der Praxis müßten sich diese Gedanken folgendermaßen auswirken:

Die Betriebe werden von ihren Besitzern (Einzelpersonen oder Aktionären) an die Betriebsgemeinschaft verpachtet und bringen ihnen künftig nur noch eine feste Kapitalrente. Die Betriebe werden von den Betriebsgemeinschaften für gemeinsame Rechnung betrieben. Daß hierbei befriedigende Ergebnisse erzielt werden, hat sich ja schon bei mehreren derartigen praktischen Versuchen gezeigt. Ich erinnere nur an den auch von der Sonntags-Zeitung berichteten Fall der Wiederinbetriebnahme eines schlesischen Bergwerks durch die Belegschaft. Ein Teil des Gewinnes der Betriebsgemeinschaft muß als Rücklage (für Erneuerungen, Neu-Investitionen, Krisenzeiten), ein Teil für Beihilfen an Veteranen des Betriebes und ein weiterer erheblicher

---

„Ja", sagte ich etwas beklommen; „Sie haben mir's wohl angehört?"

„Nee, das nich; mier fiehl nohr auff, daß Sie das Bändchen von dr Friedrich-Augusd-Medalljje draachn, — darann haawe ich Sie als Landsmann ergannd! — — Aawr sonsd giewds hier wohl nicht fiehl Sachsn!"

„O, doch! Es sind ihrer eine ganze Anzahl in Stuttgart", belehrte ich ihn.

„Soo? — Nu dann sinn se ähm o o c h nich mähr ze ergänn!" sagte er in sehr ernstem Ton.

„Woran wollen Sie sie denn auch erkennen?" fragte ich jetzt interessiert zurück.

Er sah mich offensichtlich vorwurfsvoll an: „Nu woranndn sonsd wie an unsrer Schbraache!" — Offenbar war er mit mir gar nicht zufrieden; aber dann schien er doch wieder Nachsicht mit mir üben zu wollen, denn er sagte: „Aawr Sie sinn wohl auch schon eine ziehmliche Zaid hier!"

„Ja, schon", entgegnete ich; „aber woraus glauben Sie das schließen zu müssen?"

„Nu, das will ich Sie gleich saachn", sagte er lebhaft, „wänn Se miers nicht iewlnämm —: weil mr Sie näämlich oodh nich mähr an dr Ausschbraache als Sachsn ergänn gann! Sie reehdn oodh schon son goomisches Deidsch wie die Eingebohrnn hier, — iewrichns genau wie meine Forrwandn, die oodh aus Sachsn schdamm: aus Golldidz, wänn Se das gänn — die forrschdehd oodh schon gein Männsch mähr!" — —

„Das höre ich heute zum ersten Male!" rief ich; „um Himmelswillen, ich werde doch nicht etwa mein Sächsisch verlernen!?"

„Hammse schon! Hammse schon forrlohrn!" rief er in einem komischen Gemisch von Triumpf und Betrübnis; „s'is schon ze schbäd, mei Liewr!" Und als ich belustigt den Kopf schüttelte, fuhr er fort: „Nu wännchs Ihn saache ...! Glauwn Se miers nohr! Ich bin frisch aus Sachsn gegomm unn gann das genau gonndrolliehrn! Jja, jja —: bei Ihn is das genau so wie ich schon zu mein Forrwandn saachde: de Sachsn ferrlärrn unnr dähn Schwaawm midd ihr' schlächdn Ausschbraache alle 's aggurahde Schbrächnn!"

Noch eine Mark-Twain-Anekdote

Nach einem Vortrag Mark Twains in Berlin kam eine reizende alte Dame auf ihn zu, bedankte sich für den schönen Abend und sagte: „Wie schön ist es doch, Herr Twain, daß unsere beiden Sprachen so ähnlich sind. Wir sagen: Ach Himmel! und Sie sagen: Goddam!"

Ein gewisser „man"

Emil Zipperlein wollte sich sein Zimmer tapezieren lassen, die alte Tapete war schon recht abgeschossen. Er ging zu einem Handwerksmeister. Das war ein Mann, der von seinem Geschäft etwas verstand, tüchtig und liebenswürdig.

„Also, lieber Meister, ich möchte eine Tapete haben, etwas ganz Einfaches, helle Farben mit zarten Strichen drin."

Der Meister kriegte runde Augen. „Gewiß, ich verstehe, was Sie wollen. Aber lassen Sie sich doch von mir beraten. Ich bin Fachmann. Was Sie wollen, hat man heute nicht mehr, das kann man nicht mehr sehen. Man bevorzugt wieder Blumenmuster."

Zipperlein machte schüchterne Einwendungen. „Herr Zipperlein, nein, ich möchte gewiß nichts über Ihren Geschmack sagen. Aber was Sie wollen, kann man als Fachmann nicht mehr verantworten."

„Als Fachmann müssen Sie natürlich wissen, was man ..."

„Ich versichere Ihnen ..."

Und Emil Zipperlein, der gerne eine gestreifte Tapete gekauft hätte, nahm eine geblumte.

Während er heimspazierte und sich rechtschaffen darüber ärgerte, daß er sich etwas hatte aufschwätzen lassen, kam ihm Freund Meermann entgegen.

„Lange nicht mehr gesehen, alter Freund, wie gehts ... usw. usw. ... aber sag mal, wo hast du deinen Hut hängen lassen?"

„Ich trage keinen Hut, lieber Meermann, der Kopf ist ja durch die Haare vor Kälte geschützt ,und ich glaube auch, daß es den Haaren nichts schaden kann, wenn sie ausgelüftet werden. Ich habe da neulich in einer Statistik nachgelesen, daß ..."

„Mensch, halt ein mit deinen fachwissenschaftlichen Vorlesungen. Es mag meinetwegen wahr sein, was du erzählst, aber soooo kann man doch nicht herumlaufen. Hast du noch nichts davon gehört, daß man heute wieder Hut trägt?"

Und nach einer Viertelstunde war Zipperlein davon überzeugt, daß man ohne Hut nicht mehr ausgehen könne.

Er nahm den durch den Hutkauf unterbrochenen Heimweg wieder auf und dachte: Warum konnten mich die beiden, der biedere Handwerksmann und der Freund Meermann, so schnell überreden? Sind sie so überzeugende Persönlichkeiten, daß ich meinen eigenen Willen ausschalten mußte? Ganz richtig. Da steckte ja ein Dritter dahinter. Ein gewisser „man".

Das muß doch eine ganz gewichtige Persönlichkeit sein, dieser „man", von Größe, von Format, von Kennerschaft, von Geschmack und souveräner Kraft. Dieser „man" liebt geblumte Tapeten, trägt wieder Hut, findet die Uhrenkette unpassend, verpönt den weichen Hemdkragen, ist dagegen begeistert vom neuesten Film „Ich und Du", findet Ziehharmonika originell und lehnt die Schallplatte ab.

Emil Zipperlein war begeistert. Er mußte diesem „man" nachspüren, ihn kennen lernen, ihm die Rechte schütteln und ihm seine hingebungsvolle Huldigung darbringen.

Und den nächsten, der ihm sagte, daß man heute abend zum Tenor Näsling gehe, faßte er beim Westenknopf und fragte aufgeregt: „Wer ist dieser „man", wo ist er zu treffen? Ich lege allergrößten Wert darauf, seine Bekanntschaft zu machen." Der schüttelte besorgt den Kopf. „Der „man", der, ja so genau kann ich Ihnen das auch nicht sagen. Ich habs von Herrn Müllerleile."

Zipperlein lief zu Müllerleile. Er wußte leider auch keinen Bescheid. Vielleicht Herr Zwecker. Oder Herr Büchle. Oder Herr Schnäbele.

Zipperlein rannte diesem gewissen „man" nach, wie ein tappiges Kind dem Schmetterling. Immer war er gerade davongeflogen. Bis er zum Kollegen Klotz kam.

„Sie sind doch ein merkwürdiger Mensch, Herr Zipperlein, heute mittag haben Sie mir doch ganz aufgeregt angerufen, daß man heute abend in die Festhalle zu Herr Näsling gehe. Und jetzt fragen Sie mich so komisch. Ich verstehe überhaupt nicht, was Sie wollen."

„Ja, und i c h hätte zu Ihnen gesagt, m a n gehe heute abend in die Festhalle!"

„Freilich Sie."

„So, so, also ich habe das gesagt." Zipperlein wurde eine Weile ganz still. „Dann bin ich am Ende auch der „man" gewesen, den ich schon den ganzen Nachmittag suche."

Er schüttelte leise den Kopf. Merkwürdig, merkwürdig.

Karl Amrhein

Literatur

Technokratie. Vom Jahrgang 1935 der „Technokratie", der Zeitschrift der Deutschen Technokratischen Gesellschaft, ist Heft 5 erschienen. Es enthält u. a. folgende Aufsätze: Unser Energievorrat, Der Weg zur Bedarfswirtschaft (oben unter dem Titel: „Der Konstruktionsfehler" auszugsweise wiedergegeben), Planlosigkeit und Verschwendung im Zeitalter der Rationalisierung, Baumwoll-Irrsinn; ferner eine große Anzahl von Schaubildern und wirtschaftlichen Notizen, aus denen die Vernunft- und Sinnlosigkeit unserer sogenannten „Weltwirtschaft" hervorgeht. Preis des Heftes 50 Pfennig. Verlag: Georg Siemens, Berlin W 57, Kurfürstenstr. 2. Adresse der Deutschen Technokratischen Gesellschaft: Berlin SW 19, Kommandantenstraße 18.

Teil für Zuwendungen an allgemeine, öffentliche Wohlfahrtseinrichtungen (z. B. N.S.V.) von vorn herein festgelegt werden. Der Rest des Überschusses wird dann an die Mitarbeiter des Betriebes ausgeschüttet, wobei am besten der Zahl der Kinder noch durch einen entsprechenden Verteilungsschlüssel Rechnung getragen werden sollte, um die bestehende Besserstellung der Kinderarmen gegenüber den Kinderreichen noch besser auszugleichen und die in diese Richtung zielende Lohnsteuer-Staffelung noch stärker zu betonen. Gerhard Howitz

Überschätzung der Maschine

Eine Stimme von der andern Seite

Wir brauchen unseren Lesern wohl nicht zu versichern, daß wir die im Folgenden vertretene Meinung nicht teilen. Aber ist es nicht gut, auch einmal einen „Gegner" anzuhören? Er zwingt uns zum mindesten, unsere eigenen Anschauungen und Gründe immer wieder durchzudenken und nachzuprüfen, — vielleicht auch hie und da: zu korrigieren. D. Red.

Als die bolschewistische Revolution in Rußland gesiegt hatte, sahen sich ihre Führer vor einer folgenschweren Entscheidung: sollte man den Boden sozialisieren, das Land, wie versprochen, den Bauern geben und den Aufbau eines freien Bauernlandes versuchen, oder sollte man zum Aufbau eines neuen Staates den Umweg über die Maschine gehen?

Man wählte den Umweg über die Maschine und baut dort jetzt eine Industrie auf, von der man sich angeblich die Verwirklichung des Sozialismus verspricht.

Wir wollen hier nicht prüfen, ob dieser Entschluß, für den gewichtige Erwägungen gesprochen haben mögen, ein Fehler war. Wir wollen lediglich an diesem Beispiel die Bedeutung und Wirkung der Maschinenwirtschaft prüfen.

Wäre Rußland den anderen Weg gegangen und hätte ein freies Bauernland aufgebaut, und hätten die Machthaber nur einen Teil der zum Industrieaufbau gebrauchten gewaltigen Energien auf die Höherentwicklung der Landwirtschaft angewendet, so würde Rußland (von außenpolitischen Störungsmöglichkeiten abgesehen) heute ein zwar in der „Zivilisation" rückständiges, aber ein glückliches Land sein. Der Boden gibt alles: Nahrung, Kleidung, Wohnung, Heizung. Das alles im Überfluß zu haben, ist nur eine Frage der gerechten Verteilung des Bodens und etwa einer damit zu verbindenden Aufklärung und Anleitung. Beides wäre in Rußland möglich gewesen, und 15 Jahre hätten zum Aaufbau einer vorbildlichen Agrarwirtschaft genügt.

Man wählte, wie es hieß, aus triftigen Gründen, den anderen Weg, den Weg über die Maschine und den Aufbau einer Industrie. Wann der Aufbau der russischen Industrie so weit gediehen sein wird, daß das Ziel „höchster Anteil an den Lebensgütern bei geringster Arbeit" erreicht ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. Auch wenn man der Versicherung glauben wollte, daß die Entwicklung vielversprechend sei, müßte man hinzufügen: aber das Versprechen der Maschine, den Sozialismus zu bringen, ist bis jetzt nicht eingelöst.

Wie in Rußland, so liegen die Dinge überall. Das Versprechen der Maschine ist nicht erfüllt, es wird auch niemals erfüllt werden. Auch in einer Wirtschaft, die von allen heutigen Fehlerquellen befreit ist. Bisher war die Maschine Versprechen, noch nie Erfüllung. Sie wird es immer bleiben.

Man erwartet von der Maschine zuviel, wenn man glaubt, daß sie in sinnvoller Wirtschaft bei geringer Arbeit der Menschen eine noch nicht dagewesene Fülle von Lebensgütern erzeugen könne. Einige herausgegriffene Beispiele von Maschinen mit hohem Wirkungsgrad verleiten den Industriegläubigen immer wieder zu Verallgemeinerungen und Fehlschlüssen.

Richten wir über Einzelerscheinungen hinweg den Blick auf die Gesamterscheinung der Maschinenwirtschaft, so erkennen wir, daß jede Maschinenwirtschaft eine überwältigende Fülle von arbeitfordernden Hilfskonstruktionen zur Voraussetzung hat, die da sein müssen, ehe die Lebensgüter erzeugende Zweckmaschine geboren werden kann. Sehen wir einen durchindustrialisierten Staat an wie Deutschland, oder den Aufbau einer Industrie in Rußland: überall stehen die gewaltigen, imponierenden Hilfskonstruktionen. Hilfskonstruktionen sind die riesigen Industriebauten, die Hochöfen, die Bergwerke, ausnahmslos jede Fabrik, die Verkehrs- und Transportmittel, soweit sie der Industrie (einschließlich der Beförderung von Menschen zur Arbeitsstätte) dienen, die Kraftanlagen usw. usw.

Zweck der Volkswirtschaft aber ist die Erzeugung von Lebensgütern; was nicht unmittelbar unserem Leben zugute kommt, ist Hilfskonstruktion der Wirtschaft und an sich kein Wert. Gerade die Maschinenwirtschaft braucht unendlich viele Hilfskonstruktionen. Dem Industriegläubigen erscheint schon die Hilfskonstruktion an sich als ein Wert; er begeistert sich an riesigen Industrieanlagen oder gewaltigen Maschinen, die aber nicht identisch sind mit dem Endzweck der Volkswirtschaft, auf den es allein ankommt.

Um ein klares Bild von dem Wert der Maschinenwirtschaft zu haben, müssen wir bei jedem einzelnen volkswirtschaftlichen Erzeugnis fragen, ob es sich um ein Lebensgut (Zweck der Volkswirtschaft) handelt oder um eine Hilfskonstruktion. Die Büros samt Einrichtung, Telefonen, Schreibmaschinen, Rechenmaschinen sind Hilfskonstruktionen; ebenso Werkzeugmaschinen, Kraftmaschinen, Transportbänder. Die gesamten Verkehrsmittel: Fahrrad, Auto, Eisenbahnen sind reine Hilfskonstruktionen, sofern sie unserer Arbeit, dem Weg zu ihr und der Güterverteilung dienen; und nur soweit sind sie Zweck der Volkswirtschaft, soweit sie dem reinen Lebensgenuß (d. h. dem Vergnügen) dienen. Das ist minimal; keine zehn Prozent der Reisenden fahren zum Vergnügen. Radio und Film gehören zum Zweck der Wirtschaft, nicht aber Radio-Industrie, Filmindustrien und Nebenindustrien. Man kann bei dieser Betrachtung sagen, daß fast jeder in der Technik Beschäftigte nicht eigentlich produktiv ist. Im Grunde gilt das von einem sehr großen, ja dem überwiegenden Teil der Stadtbevölkerung; wie überhaupt die sehr viel Arbeit fordernde Konzentration der Massen in größen Städten zum Teil auf die Maschinenwirtschaft zurückzuführen ist.

Prüfen wir so das Bild einer Industriewirtschaft, die erzeugten wirklichen Lebensgüter suchend und Hilfskonstruktionen als solche, also nicht als Werte an sich erkennend, so ist das Ergebnis nicht begeisternd. Umsoweniger, wenn wir uns sagen, daß trotz der Hilfe eines gewaltigen Maschinenparkes wir alle arbeiten müssen, und zwar nicht 8, sondern 9—11 Stunden täglich, da der von unserer Wirtschaftsform geforderte Weg zur Arbeit mitzuzählen ist.

Und vergleichen wir mit unserer Maschinenwirtschaft eine maschinenfreie, nicht zivilisationsgestörte Volkswirtschaft, so sehen wir verwundert, daß eine derartige agrarische Wirtschaft keinesfalls unter allen Umständen weniger Lebensgüter hervorbringt. Man denke etwa an Deutschland zwischen 1000 und 1400, wie es z. B. der Aufsatz „Im Mittelalter" in Nr. 41 der Sonntags-Zeitung geschildert hat. Man lese dort nach, daß „unser Volk im Mittelalter in derartig gesunden wirtschaftlichen Verhältnissen gelebt, demzufolge eine so außerordentliche Kulturhöhe erreicht hat, daß wir nur mit größter Bescheidenheit zu dieser nie wieder erreichten Höhe emporblicken können." Was hat uns nun die Maschine genützt?

Man sage nicht, daß der verfügbare Boden je Kopf damals größer war. Dafür ernten wir heute mit wissenschaftlichen Methoden das Vielfache der seinerzeitigen Ernten. Und Maschinenwirtschaft kann nie fehlenden Boden ersetzen: denn wir leben nur vom Boden, wir „essen Erde"; und Deutschland wird künftig von seiner Erde leben müssen.

Die Maschine ist die grandioseste Anwendung der Hebelgesetze, eine Verlegung des Arbeitsweges vom Felde, das uns nährt, in die städtischen Werke. Der Aberglaube an die Verheißung der Maschine ist eine psychische Angelegenheit, die Maschinenwirtschaft ebenso eine psychologische wie eine volkswirtschaftliche Frage. Das beweisen auch die Fehlschlüsse der Technokraten, welche Beispiele von eminent arbeitsparenden und produktionstüchtigen Maschinen herausgreifen und verallgemeinern, anscheinend ohne die immer erforderlichen arbeitfordernden Hilfskonstruktionen richtig mit zu veranschlagen. Das ist für den in der Betrachtung herausgegriffenen, aber in Wirklichkeit mit dem Ganzen fest verwobenen Einzelfall schwer, nein: unmöglich.

Man kann nur in angedeuteter Weise das Gesamtbild prüfen und die Bilanz der Erzeugung wirklicher Lebensgüter ziehen, und zwar aus einer vorhandenen, nicht einer utopischen Wirtschaft.

Weil ein psychisches Problem zugrunde liegt, werdet ihr weiter Maschinen bauen, Maschinen und maschinenwirtschaftliche Utopien. Gern gebe ich euch zu, daß die Entwicklung der Maschine vielversprechend ist. Aber bisher hat die Maschine noch kein Versprechen erfüllt. Und maschinenwirtschaftliche Utopien haben nicht mehr Wert als andere Utopien auch.

Robert Koch

Bemerkung der Redaktion

Auch Maschinengegener können nicht leugnen, daß ohne Maschinen die 66 Millionen Deutschen nicht mit den Gütern versorgt werden könnten, die heute (sei's mit Recht, sei's mit Unrecht) zum Leben für notwendig gehalten werden. Also stellt die Maschine doch einen gewissen Fortschritt dar. Daß die Produkte der Maschine ungerecht verteilt werden und daß die moderne, auf Maschinenarbeit beruhende Wirtschaft immer wieder in wertevernichtende Krisen führt, ist doch offenbar nicht Schuld der Maschine, sondern einer falschen gesellschaftlichen und weltpolitischen Organisation.

Selbst wenn es wahr ist, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse im Mittelalter so überaus gesund waren, so ist es eben unmöglich, zu einer agrarischen, maschinenlosen Wirtschaft zurückzukehren; wir können nicht zurück — wir müssen durch.

Zu dem Abschnitt über die Begriffe „produktiv" und „unproduktiv": Es läßt sich beim besten Willen nicht bestreiten, daß die Maschine billiger arbeitet als der Handarbeiter; sonst würde sie doch die Handarbeit nicht so weitgehend verdrängen. (Beispiel: Ein Bagger arbeitet trotz den hohen Anschaffungskosten — Material plus hohe Metallarbeiterlöhne — billiger als die schlecht bezahlten Erdarbeiter.)

Mars in Sorge

„Das Öl wird mir doch nicht ausgehen!"

Das Maschinenherz

Vor zweitausenddreihundert Jahren hat ein chinesischer Denker aus dem Kreis des Laotse einmal eine kleine Geschichte erzählt, die Paul Ernst in seinem Buch vom Zusammenbruch des deutschen Idealismus wiedergibt:

Dsi Gung, ein Schüler des Kung Dsi, sah einen alten Mann, der seinen Gemüsegarten wässerte. Der Mann stieg in den Brunnen hinunter, brachte ein Gefäß voll Wasser herauf und begoß die Pflanzen. Er mühte sich sehr ab und brachte wenig zustande.

Dsi Gung fragte ihn, warum er nicht einen Ziehbrunnen mit Hebel einrichte, wodurch er mit wenig Mühe an einem Tag hundert Gräben bewässern könne.

Der Alte antwortete: „Ich habe meinen Lehrer sagen hören, wenn einer Maschinen benutzt, so betreibt er alle seine Geschäfte maschinenmäßig; wer seine Geschäfte aber maschinenmäßig betreibt, bekommt ein Maschinenherz. Wenn einer ein Maschinenherz in der Brust hat, dann geht die reine Einfalt verloren. Bei wem die reine Einfalt hin ist, der wird ungewiß in den Regungen seines Geistes. Ungewißheit in den Regungen des Geistes ist etwas, das sich mit dem wahren Sinn nicht verträgt. Ich kenne solche Schöpfwerke wohl, aber ich scheue mich, sie anzuwenden."

Kleinigkeiten

Ein Ausweg. Eine Meldung aus London besagt, die Tochter des ehemaligen Ministerpräsidenten Macdonald, Miss Isabell Macdonald, habe eine kleine Gaststätte an einer Landstraße in Buckinghamshire erworben und um die Bewilligung der Schankerlaubnis nachgesucht. „In diesem Betrieb soll das Personal, das Macdonald in Downing-Street beschäftigte, weiterhin Lohn und Brot finden. Der frühere Ministerpräsident wollte seine Angestellten nicht auf die Straße setzen und schlug deshalb seiner Tochter den Ankauf der Gaststätte vor."

Zahlungsmittel. Aus Rom: „Die Sammlung von Gold, Eisen und anderen Metallen beginnt in ganz Italien gewaltige Ausmaße anzunehmen. In Messina ist ein Kino dazu übergegangen, statt Eintrittsgeld Alteisen in Zahlung zu nehmen."

Billige Ohrfeige. Aus Paris: „Dr. Cauchoir, der vor einiger Zeit in Boulogne den Abgeordneten Frot, den früheren Innenminister des Kabinetts vom 6. Februar 1934, geohrfeigt hatte, erhielt jetzt vom Gericht eine Geldstrafe von 16 Francs (2,50 Mark) — mit Bewährungsfrist."

Blutvergießen. Bei einer Kundgebung in Auxerra gegen die Notverordnungen Lavals versuchte ein Gegner des Innenministers Frot diesem einen Eimer voll Blut, das er aus einer Schlächterei geholt hatte, über den Kopf zu stülpen; der Hauptschwall ergoß sich aber über einen ahnungslosen Gendarmen, der neben Frot stand.

Ein Franzose für Deutschland. Die Firma Daimler-Benz hat sich für 1936 den französischen Rennfahrer Chiron verpflichtet. Seit 1914 ist kein Franzose mehr für Daimler gefahren.

Lobenswert. Die Gemeinde Kupferberg im Riesengebirge, mit knapp sechshundert Einwohnern die kleinste Stadt Preußens, gibt jetzt städtischen Boden kostenlos ab, um den Bau von Eigenheimen zu fördern.

Noch ein Beispiel. Die schlesische Stadtgemeinde Liebau stellt zur Belebung der Baulust im kommenden Frühjahr Baulustigen den erforderlichen Baugrund kostenlos zur Verfügung. Ferner übernimmt sie die Kosten für die Zuleitung von Licht und Wasser.

Scherben. Die Polizeidirektion Bremen wendet sich gegen die Sitte, am Abend vor einer Hochzeit dem Brautpaar durch Zertrümmern alter Töpfe usw. und Hinwerfen alten Gerümpels vor der Haustür Glück zu bringen. Diese Sitte arte in letzter Zeit so aus, daß sie zu einer Plage für die Betroffenen werde. Die Täter hätten in Zukunft Bestrafung zu erwarten.

Also darum. Der in Nr. 47 der S.-Z. erwähnte Sonderauftrag, der den Altenburg-Stralsunder Spielkartenfabriken die Einstellung von 500 Arbeitern ermöglichte, ist, wie sich jetzt herausstellt, darauf zurückzuführen, daß die Zigarettenindustrie darauf verfallen ist, den Zigarettenpackungen kleine Spielkarten beizufügen.

Vor Tische. Ein ungarischer Geistlicher hat auf der Kanzel über eine Unterredung mit dem „Erbkönig" Otto von Habsburg u. a. berichtet: Sagen Sie bitte, sagte der König, daheim jedem, den es angeht, daß ich meine Pflicht kenne und daß ich, der ich die Schule des Leidens und der Entbehrungen durchgemacht habe, stets mit teilnehmender Liebe mich den Leidenden zuwenden werde. Ich weiß, was Sorge und Schmerz bedeuten. Darum will ich in erster Reihe der König der Armen, der kleinen Leute, der Vater der Leidenden sein.

Buda. „Pesti Hirlag" schlägt in einem Leitartikel vor, die ungarische Hauptstadt künftig nur noch „Buda" zu nennen, damit sie nicht mehr mit Bukarest verwechselt werden könne.

Ga-Pa. Das ist kein Schnupfenmittel, sondern die Abkürzung, die unlängst ein schwedischer Journalist für Garmisch-Partenkirchen erfunden hat. Er hat seinem Blatt über Oberbayern berichtet, aber es war ihm zu langweilig geworden, den langen Namen zu schreiben.

Verschwunden. Zwischen Bukarest und Craiowa sind sechs Wagen eines Güterzuges, gefüllt mit 57 000 Kilo Maschinengewehrmunition, „auf unerklärliche Weise" abhanden gekommen.

Schlangenfraß. Wenn man der „Woche" glauben darf, hat man jetzt in Japan entdeckt, daß Schlangen nicht nur ebenso nährend wie wohlschmeckend sind, wenn sie nur richtig zubereitet werden, sondern daß sie auch „verjüngend" wirken. In Tokio soll es schon über zweihundert Läden geben, die eßbare Schlangen verkaufen.

Laus im Aussterben. Der englische Insektenforscher Laynes hat auf seinen Reisen in Europa und Asien festgestellt, daß nach dem Floh nun auch die Laus im Aussterben begriffen ist. Er glaubt, daß der „auffällige Rückgang der Läuseplage" auf Krankheiten zurückzuführen sei.

Edelquatsch. Im „Silberspiegel" steht folgender Satz: „Zeitgemäß sein heißt für die moderne Frau, im klassischen Abendkleid mit der Würde einer griechischen Statue Zündkerzen auswechseln."

Das fliegende U-Boot. Ein amerikanischer Professor namens Hobbe schreibt im Jahresbericht des Smithsonian-Instituts, der Mensch hätte beim Bau von Wasserflugzeugen nicht die Schwimmvögel zum Vorbild nehmen sollen, sondern die fliegenden Fische. Ein fliegendes Unterseeboot sei durchaus keine technisch unlösbare Aufgabe.

Siegeszug der Technik. Einige indische Fürsten benützen zum Fang wilder Elefanten neuerdings Grammofonplatten mit Tigergebrüll. Treiber tragen die tönenden Grammofone vor sich her und treiben mit ihrer Hilfe die entsetzten Elefanten in den vorbereiteten Kraal.

Dekoriert. Dem amerikanischen Präsidenten Roosevelt ist in Hydepark im Staate New York, dessen freiwilliger Feuerwehr er seit nunmehr fünfundzwanzig Jahren angehört, ein Feuerwehrhelm und eine Medaille verliehen worden.

Die Weihnachtsausstellung im Kunsthaus Schaller, Stuttgart, Marienstraße 14, bietet Gemälde, Aquarelle und Plastiken vorwiegend schwäbischer Künstler. Geöffnet Werktags von 8.30 Uhr bis 19 Uhr, an den Sonntagen vor Weihnachten 11 bis 18 Uhr.

Bücher für den Weihnachtstisch besorgt Ihnen der Verlag der S.-Z. portofrei zum Ladenpreis, wenn Sie ihm rechtzeitig eine Postkarte mit genauer Angabe von Titel, Verfasser, Verlag und Preis zukommen lassen.

Die Herstellung der „Idyllen" von Ottilie Häußermann hat sich ein paar Tage verzögert. Die Besteller werden noch um Geduld gebeten.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 24018, Postscheckkonto Stuttgart 19844. Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließl. Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Gerichtsstand und Erfüllungsort für beide Teile: Stuttgart

Ottilie Häußermann

Idyllen

Preis 2,50 Mark; bei Vorausbestellung 2 Mark

Erscheint in den nächsten Tagen

Dr. Owlglaß

Allotria

In Leinen gebunden 2,45 Mark

Zu beziehen vom Verlag der Sonntags-Zeitung, Stuttgart, Postfach 51, Postscheckkonto Stuttgart 19844

Stuttgart, 15. Dezember 1935

16. Jahrgang, Nr. 50

Die Sonntags-Zeitung

Gelb gegen Weiß?

Wenn man erklären will, wie es möglich war, daß Japan in so kurzer Zeit zu einer Großmacht in Ostasien und im Stillen Ozean geworden ist, dann darf man nicht vergessen, auf die ersten Jahre des Weltkriegs hinzuweisen. Japan trat damals nicht nur an die Stelle Deutschlands, sondern suchte, während die übrigen Großmächte, einschließlich Amerika, mit dem Krieg in Europa beschäftigt waren, zur Vormacht in China und im Stillen Ozean zu werden. Was erst in den letzten Jahren allgemein bekannt geworden ist: daß Japan in fast allen Ländern der Erde wirtschaftliche Interessen besitzt, das geht zum größten Teil auf die japanischen Vorstöße während des Weltkriegs zurück.

Japan brachte damals fast den gesamten Schiffahrtsverkehr im Stillen Ozean in seine Hand. Japanische Schiffe fuhren regelmäßig durch den Panama-Kanal nach Mexiko, nach New York, nach Brasilien und Argentinien. Japanisches Kapital stürmte nach Niederländisch-Indien, nach den Filippinen, nach Hawai, begleitet von japanischen Einwanderern. Die Wirtschaft Japans befand sich infolge der Kriegslieferungen in Hochkonjunktur. Die schon lange zerrütteten Finanzen konnten in Ordnung gebracht werden; der Überschuß wurde zur Verstärkung der Rüstungen verwendet. Und für den Fall, daß Japan später das während des Krieges Erworbene gegen die Angelsachsen verteidigen müßte, hatte es ein Bündnis mit Rußland geschlossen, das sich formal ganz gut in die Weltkoalition gegen Deutschland einfügte, in Wirklichkeit aber nur einen der vielen Gegensätze innerhalb dieser Koalition enthüllte.

Aber gerade auf diese Stelle fiel der erste Schlag gegen die japanischen Kriegsgewinne: Rußland brach zusammen und schied für einige Jahre als Großmacht und daher als Rückendeckung für Japan aus. Es war der von kaum jemand erwartete Glücksfall für England, daß bei der Vernichtung Deutschlands nebenbei auch der Gegner Englands in Asien, Rußland, erledigt wurde. Dafür freilich trat jetzt Amerika als Weltmacht auf. Aber gegenüber Japan war das für England ja nur von Vorteil. Die japanischen Vorstöße in die Südsee und den Stillen Ozean führten zu einer Annäherung zwischen England, Holland und Amerika, so daß für England das Bündnis mit Japan nicht mehr von der gleichen Wichtigkeit war wie bisher. Das war der zweite Schlag gegen Japan. Und der dritte kam von innen: auf die Kriegskonjunktur folgte die Krise, auf die Überspannung der wirtschaftlichen Kräfte der Rückschlag. Das japanische Schifffahrtsmonopol im Stillen Ozean wurde gebrochen; es tauchten wieder die Schiffe anderer Staaten auf, auch in japanischen Häfen, und sie brachten gute Waren mit. Die Vereinigten Staaten und England eroberten während des Kriegs an Japan verlorene Absatzgebiete wieder zurück. Die japanische Handelsbilanz, die in den Kriegsjahren aktiv gewesen war, wurde passiv. Arbeitslosigkeit, Teurung, Zusammenbrüche und Wirtschafts-Skandale waren die Folgen.

So war es nur die natürliche Wirkung der Machtverhältnisse, daß Japan auf der Konferenz von Washington 1922 den Rückzug antreten mußte. Zwar behielt es Kiautschou und die deutschen Südsee-Inseln nördlich vom Äquator (formell als Völkerbundsmandate, was freilich nicht hinderte, daß Japan auch nach seinem Austritt aus dem Völkerbund die Inseln behielt), aber alle sonstigen Ansprüche mußte es aufgeben, vor allem in China. Die Großmächte schlossen verschiedene Verträge (einen Vier-, einen Fünf-, einen Neun-usw.-Mächte-Pakt), in denen sie sich auf den Grundsatz der „offenen Tür" in China verpflichteten und einander versprachen, die Unversehrtheit des territorialen Bestandes Chinas zu achten. Mag bei diesen Verträgen noch so viel Heuchelei entdeckt werden — in einem waren sie durchaus ehrlich gemeint, nämlich in dem Willen, eine Vormachtstellung Japans in China zu verhindern.

Jetzt sah sich Japan verlassen. Auf die Eigenmächtigkeiten Japans während des Weltkriegs hatte England mit einer leichten Schwenkung zu Amerika hin geantwortet. Es war fast nur noch eine Äußerlichkeit, daß 1923 das englisch-japanische Bündnis nicht erneuert wurde. Die geschichtliche Periode, die 1895 begonnen hatte und die durch die englisch-japanische Zusammenarbeit gekennzeichnet war, stand vor dem Abschluß.

Seither ist unter den in Ostasien interessierten Mächten keine so dauerhafte Koalition zustandegekommen wie das englisch-japanische Bündnis. Die Rivalität zwischen den beiden jüngsten Großmächten, Japan und Amerika, wurde zwar zum beherrschenden Gegensatz, aber im großen ganzen ist es England leicht gefallen, eine Vermittlerrolle zu spielen, so daß die Gegensätze selten scharf aufeinanderprallten. Im übrigen wechselten die Kombinationen und die Versuche, Bündnisse zu bilden (Rußland-China gegen Japan, Japan-Rußland gegen USA usw.), so rasch, daß es ganz unmöglich ist, in einem Zeitungsartikel darauf einzugehen. Wir wollen lieber nocheinmal einen Blick auf das Objekt ostasiatischer Politik, auf China, werfen.

•

China ist in den Krieg gegen die Mittelmächte eingetreten vor allem auf Betreiben der Engländer, die dadurch ihre Stellung bei den Friedensverhandlungen gegenüber den Japanern zu verbessern hofften. Irgendwelchen Vorteil hat China von seiner Beteiligung am Weltkrieg nicht gehabt. Auch im Innern hatte sich nichts geändert. Die Anordnungen der Regierung wurden immer nur in einzelnen Teilen des Reiches durchgeführt; in andern herrschten Marschälle und Heerführer ziemlich unbeschränkt und bekämpften sich gegenseitig, so daß die inneren Wirren jahrelang nicht aufhörten (aufmerksame Zeitungsleser erinnern sich wohl noch an Namen wie Tschangsolin, Wupeifu, Feng u. a.). Eine gewisse Stabilität wurde erst erreicht, als Tschiankaischek, militärisch und politisch von Sowjetrußland unterstützt, mit der Kanton-Armee von Süden nach Norden bis Peiping vordrang, dann auch seine Helfer, die Kommunisten, blutig niederschlug und in Nanking seine Regierung bildete (1927). Aber auch die Nanking-Regierung hat nur in einem verhältnismäßig kleinen Teil Chinas etwas zu sagen. Der ganze Süden (mit dem Zentrum Kanton) steht ihr immer noch abwartend gegenüber, die Randgebiete sind teils selbständige Staaten, teils stehen sie unter dem Einfluß fremder Mächte, und selbst innerhalb „ihres" Bereiches hat die Regierung immer noch gegen kommunistische Gebiete zu kämpfen. Immerhin ist der wertvollste Teil Chinas, das Jangtse-Tal mit dem Hafen und der Stadt Schanghai, in der Hand der Nanking-Regierung.

Das Herrschaftsgebiet der Regierung ist nun in den letzten Jahren noch sehr verkleinert worden durch das Vordringen Japans. Als Japan sah, daß die angelsächsischen Mächte, ähnlich wie im Weltkrieg, mit anderen Sorgen belastet waren (diesmal innenpolitischen und wirtschaftlichen), da nahm es seinen Plan, wie er in den 21 Forderungen vom Januar 1915 niedergelegt war, wieder auf: China soll von Japan gelenkt werden. Allerdings ging es anders vor, und auch die ideologische Begründung seiner Politik war anders. Es machte von 1931—1935 die Mandschurei und die Provinz Dschehol zu einem japanischen Vasallenstaat und arbeitet gegenwärtig daran, auch die Nordprovinzen mit der Hauptstadt Peiping von China loszureißen. Die vor einigen Wochen in allen Zeitungen veröffentlichte Meldung, die Provinzen hätten ihre Selbständigkeit erklärt, war zwar etwas verfrüht (offenbar hat das japanische Auswärtige Amt dem Willen der Generäle wie schon so manches Mal eine Bremse angelegt), aber allzulange wird es wohl nicht mehr dauern, bis diese Provinzen von China losgelöst werden, und schon beim heutigen Zustand hat die Nanking-Regierung im Norden nicht mehr viel zu sagen.

Wahrscheinlich wird Japan dann allerdings sein Vordringen in China etwas verlangsamen müssen, wenn es nicht einen ähnlichen Rückzug wie 1922 wird antreten wollen. Denn es hat sich gezeigt, daß England trotz seinen sonstigen Sorgen nicht geneigt ist, wie bisher tatenlos der Machtvergrößerung Japans zuzusehen. Zu groß sind die wirtschaftlichen Interessen Englands in „Rumpf-China", zu stark auch der Druck der Dominions, vor allem Australiens und Neuseelands, auf die englische Regierung, dem japanischen Vordringen nach Süden ein Halt zu gebieten.

•

Gelb gegen Weiß? — Wenn man (wie es in diesem Artikel und in den Artikeln in Nr. 49 und 48 der S.-Z. geschehen ist) in der gebotenen Gedrängtheit den Kampf der Mächte in Ostasien überblickt hat, dann hat man eigentlich wenig Spuren eines Kampfes „Gelb gegen Weiß" entdeckt. Gewiß haben die Japaner militärisch und politisch gegen weiße Mächte gekämpft, aber immer im Bunde mit andern weißen Staaten; gewiß haben sich Teile Chinas einigemale gegen das Eindringen der Weißen erhoben — aber nicht auch gegen die gelben Brüder, die Japaner? Wie kommt es, daß man immer wieder von dem Kampf der gelben gegen die weiße Rasse hört und liest?

Leute, die sich ein Vergnügen daraus machen, „in Jahrhunderten zu denken", sehen schon ein großes von Japan beherrschtes Reich, das sich von Japan über die Mandschurei, die Mongolei, Turkestan bis nach Persien, Vorderasien oder gar Afrika erstreckt. Sie vergessen nur, daß es mit einem solchen Reich, falls es überhaupt einmal Wirklichkeit werden sollte, noch gute Weile hat, und außerdem, daß zur gelben Rasse ja nicht nur die Japaner, sondern auch die Chinesen gehören. Und wenn man sich nicht mit einem Fantasie-Spiel, sondern mit Politik beschäftigt, so wird man eben feststellen müssen, daß gegenwärtig in Ostasien nicht Japan gegen Amerika und nicht China gegen England, sondern Japan gegen China kämpft, daß also vorläufig die gelbe Rasse noch ebenso uneinig ist wie die weiße.

Die Vorstellung von dem Kampf der gelben Rasse gegen die weiße rührt vor allem von der Propaganda der japanischen Generäle für ihre China-Politik her. Sie streben angeblich ein Bündnis Japans und Chinas gegen Europa und Amerika an; da China zu diesem Bündnis nicht bereit ist, muß es leider, so sagen sie, dazu gezwungen werden; deshalb der Krieg gegen China. Wie weit diese Idee ernsthaften Plänen entspringt und wieweit sie nur der Bemäntelung der japanischen Eroberungspolitik in China dient, ist schwer zu entscheiden. Wenn man einige Reden des japanischen Kriegsministers Araki liest, muß man beinahe an eine ernste Absicht glauben. „Zeigt, daß der Geist Japans und Asiens gegen Europa und Amerika gerichtet ist!" (Mai 1933.) „Ist die mandschurische Affäre nicht eine glänzende Gelegenheit, den Völkern Asiens den Geist und die Zivilisation Asiens im Gegensatz zu Europa und Amerika vor Augen zu führen?" (März 1934.) Und wir wollen gewiß nicht so übermütig oder so blind sein, die Gefahren zu verkleinern, die von Asien her drohen, und wollen immer wieder darauf hinweisen, wie klein Europa und wie nichtig seine Streitereien gegenüber den Ereignissen in andern Kontinenten sind, aber andererseits wollen wir doch nie die Pflicht nüchterner Betrachtung und besonnenen Beurteilung vergessen. ×××

Kleine Chronik

Am 8. Dezember ist in Nürnberg das 100jährige Jubiläum der Eröffnung der Eisenbahnlinie Nürnberg-Fürth gefeiert worden.

Der Minister für kirchliche Angelegenheiten Kerrl hat angeordnet, daß in der evangelischen Kirche nur noch die unter seiner Mithilfe gebildeten Kirchenausschüsse, nicht aber kirchliche Gruppen (wie die Bekenntnisfront) kirchenbehördliche Befugnisse (Einsetzung von Pfarrern usw.) ausüben dürfen.

Am 9. Dezember hat in London die Flottenkonferenz (an der England, USA, Japan, Frankreich und Italien teilnehmen) begonnen.

Das englische Unterhaus ist mit einer Thronrede und einer Aussprache über die äußere Politik eröffnet worden.

Sir Samuel Hoare und Laval haben sich in Paris über einen Plan zur friedlichen Beilegung des italienisch-abessinischen Konflikts geeinigt und ihn Mussolini vorgelegt. Nimmt Mussolini nicht an, so werden die Sanktionen durch die Ölsperre verschärft werden.

Das abessinische Hauptquartier an der Nordfront in Dessie, wo gegenwärtig der Negus weilt, ist von einem italienischen Bombengeschwader beschossen worden, wobei auch Lazarette getroffen wurden. Der Negus hat beim Völkerbund gegen diesen Angriff protestiert.

Die französische Kammer hat beschlossen, daß die halbmilitärischen Verbände der Rechten und der Linken aufgelöst werden sollen, und der Regierung Laval das Vertrauen ausgesprochen.

— — —

Also der Berufene: niemals macht er sich groß, darum bringt er ein großes Werk zustande.

Laotse

Tschechoslowakei

Getreidemonopol und Kartelle gegen Massenkaufkraft

Von Fritz Werkmann

Die tschechoslowakische Wirtschaft steht auf zwei fast gleich starken Füßen. Ungefähr 40 Prozent der Bevölkerung ernähren sich von Land- und Forstwirtschaft, nahezu 34 Prozent von Industrie und Gewerbe.

Trotz dieser gesunden Berufsgliederung waren die Schwierigkeiten nach der Gründung des Staates groß. Zwar fielen bei der Aufteilung der österreichisch-ungarischen Monarchie deren reichste Gebiete der neugegründeten tschechoslowakischen Republik zu. In ihnen lagen vier Fünftel der Stein- und Braunkohlenförderung, zwei Drittel der Graphitlagerstätten, sämtliche Gold- und Silbererzgruben, über 90 Prozent der Zuckerindustrie, der Hauptteil der Textil- und Glasindustrie. Aber die ehedem wichtigsten Absatzmärkte dieser Industrien sind heute für die Tschechoslowakei Ausland. Die jetzigen Donaustaaten, in denen die früheren Käufer wohnen, bauen zudem eigene Industrien auf, um sich von der Einfuhr unabhängiger zu machen.

Die tschechoslowakische Industrie kann es als großen Erfolg buchen, daß sie in dem Maße neue Kunden fand, wie ihre früheren Absatzgebiete für sie an Bedeutung verloren haben. Die Umlagerung der Ausfuhr zeigt sich deutlich an dem Anteil der beiden wichtigsten Abnehmerländer an der gesamten Ausfuhr. Er veränderte sich folgendermaßen:

	Deutschland	Österreich
1920	12%	35%
1927	24%	15%

Bei diesen Zahlen ist allerdings zu berücksichtigen, daß ein Teil der Ausfuhr nach Deutschland nur Durchfuhr ist.

Die Ausfuhrabhängigkeit einzelner Industriezweige ist sehr groß. Kurz vor der Krise wurden 75 Prozent der Erzeugung von Glas und Glaswaren im Ausland abgesetzt; ähnlich war es in der Porzellanindustrie. Etwa ein Drittel des anfallenden Bau- und Nutzholzes und zwei Drittel der erzeugten Zuckermenge wurden ausgeführt. Im Jahre 1928 machte die Ausfuhr auf den Kopf der Bevölkerung 181 Mark aus (in dem reicheren Deutschland: 193 Mark, in Polen: 39 Mark).

Außer der bedeutenden Industrie fielen der Tschechoslowakei die besten Ackerbau- und Waldgebiete des früheren Österreich zu. Eine Grundeigentumsstatistik gibt es in der Tschechoslowakei wie in den meisten anderen Ländern nicht. Die wichtigsten Ergebnisse der Betriebsstatistik von 1921 sind im Jahre 1931 (!) veröffentlicht worden. Aus ihnen kann man folgende Verteilung der landwirtschaftlichen Fläche errechnen:

Betriebsgröße	Zahl der Betriebe	Landw. Fläche
0,5—5 ha	900 000	1,9 Mill. ha
5—20 ha	350 000	3,3 Mill. ha
20—100 ha	44 000	1,4 Mill. ha.
über 100 ha	6 200	1,4 Mill. ha.

Etwa 50 000 Betriebe über 20 Hektar bewirtschafteten also fast ebensoviel landwirtschaftliche Fläche wie 350 000 Betriebe mit 5—20 Hektar.

Diese Betriebsgrößenverteilung ist durch bodenreformerische Maßnahmen, die vor allem auf Kosten des deutschen Großgrundeigentums gingen, inzwischen zweifellos erheblich geändert worden. Wann die Öffentlichkeit etwas über den heutigen Stand erfahren wird, weiß nur das Statistische Staatsamt oder dessen Auftraggeber. Die bisher erschienenen vorläufigen Mitteilungen über die Ergebnisse der Betriebszählung von 1931 betreffen nur die Zahl der Betriebe und nicht auch ihre Fläche; sie betreffen nur die Gesamtfläche und nicht die landwirtschaftliche Fläche; vor allem aber sind alle Betriebe über 30 Hektar in eine Größenklasse zusammengeworfen worden — ein Verfahren, das alles in den Schatten stellt, was sonst in der Statistik zur Verschleierung der Bedeutung des Großgrundeigentums üblich ist. Wir dürfen also wohl schon aus der Art dieser vorläufigen Veröffentlichung schließen, daß das Großgrundeigentum auch zahlenmäßig noch eine erhebliche Rolle spielt.

Agrarpolitik: Getreidemonopol

Die tschechoslowakischen Regierungen haben ihre Wirtschaftspolitik in erster Linie auf eine Pflege der Landwirtschaft ausgerichtet, genauer: auf eine Pflege der landwirtschaftlichen Großbetriebe.

Heute reicht die Agrarproduktion im großen und ganzen zur Deckung des heimischen Bedarfs aus. In den ersten acht bis zehn Jahren der Republik war das nicht der Fall. Die Selbstversorgung wurde durch Schutzzölle und Einfuhrkontingente erreicht, und schließlich durch das im Juli 1934 gegründete Getreidemonopol, dem das ausschließliche Recht des An- und Verkaufs von sämtlichen Getreidesorten, sowie Mais und den wichtigsten Futtermitteln einschließlich Ölkuchen und Rübenschnitzeln zusteht. Dieses Monopol besteht zunächst für drei Jahre und hat hauptsächlich den Zweck, die Getreidepreise zu stützen. Die Wirkung des Getreidemonopols ist unverkennbar; der Großhandelsindex für Agrarprodukte (Juli 1914 = 100) zeigt nach einem leichten Abfall von 1932 auf 1933 einen deutlichen Anstieg:

1932 : 655
1933 : 638
1934 : 670
1935 : 721 (Januar bis Oktober)

Die Leidtragenden bei dieser Agrarpolitik sind in erster Linie die breiten Massen der Bevölkerung. Der städtischen Bevölkerung wurden die Lebensmittel verteuert, der großen Zahl der Mittel- und Kleinbauern die Futtermittel. Aufbau und Produktionszweige der tschechoslowakischen Landwirtschaft sind ähnlich wie in Deutschland: die kleineren und mittleren Betriebe sind auf die Erzeugung von Fleisch, Molkereiprodukten und Eiern, also kurz auf Veredlungsproduktion eingestellt. Die Futtermittelpreise stiegen infolge der Errichtung des Getreidemonopols um 40 Prozent. Da die Bauern Futtermittel zukaufen müssen, stiegen also ihre Produktionskosten,

während ihre Erlöse wegen der gesunkenen Kaufkraft der städtischen Bevölkerung eher sanken als stiegen.

Anstatt nun der bäuerlichen Veredlungswirtschaft durch eine Senkung der Futtermittelpreise zu helfen, wird erwogen, auch ein Viehmonopol zu bilden. Dann stünde in der Tschechoslowakei fast die gesamte menschliche Ernährung unter monopolistischer Kontrolle. Das würde eine weitere Kaufkraftsenkung der industriellen Bevölkerung zur Folge haben. Auch wenn den Bauern unter Umständen durch die höheren Viehpreise geholfen würde, so ergäbe sich doch eine weitere Verarmung der breiten Massen. Das schadet der gesamten Wirtschaft, wie auch schon die bisherige Agrarpolitik außer den minderbemittelten Volksschichten den Industriellen selber geschadet hat, weil ihnen nämlich Käufer wegblieben.

Industriepolitik: Devalvation

Die tschechoslowakische Industrie verdankt ihre Ausfuhrerfolge neben der Qualität ihrer Produkte nicht zuletzt den niedrigen Industriearbeiterlöhnen.

Die durchschnittlichen Schichtverdienste betrugen im Steinkohlenbergbau im ersten Vierteljahr 1929 in

Großbritannien	9,35 Mark
Deutschland	8,32 Mark
Tschechoslowakei	5,66 Mark

(In Wirklichkeit ist der Lohnunterschied größer, da für die Tschechoslowakei im Gegensatz zu den anderen beiden Ländern nur Angaben über die Löhne der Untertagearbeiter vorliegen, also nur über die höchsten im Bergbau gezahlten Löhne.) Die Wochenverdienste im Textilgewerbe betrugen 1930 in der Brünner Wollindustrie: 23,15 Mark, in der englischen Kammgarnindustrie: 37,11 Mark.

In der Krise ging die Ausfuhr trotz diesen niedrigen Löhnen erheblich zurück. 1929 betrug sie 20,4 Milliarden Tschechenkronen, 1933 nur noch 5,8 Milliarden. Das war für die tschechoslowakische Industrie ein schwerer Schlag. Die Roheisenproduktion sank von 1,6 Millionen Tonnen im Jahre 1929 auf 500 000 Tonnen im Jahre 1933. Die Rohstahlproduktion sank in der gleichen Zeit von 2,2 Millionen Tonnen auf 750 000. Das ist in beiden Fällen eine Verminderung um fast 70 Prozent. Die Zahl der Arbeitslosen nahm zu von 42 000 im Jahre 1929 auf 739 000 im Jahre 1933.

Die Massenkaufkraft war zu gering, als daß vom Binnenmarkt die Konjunktur eine Stütze erhalten konnte. Neben der Agrarpolitik der Regierung war es die von ihr zum mindesten geduldete Kartellpolitik der Industrie, die die Armut weiter Bevölkerungskreise verschärfte. Die tschechoslowakische Industrie ist straff kartelliert. Am 1. Mai 1935 wurden 712 Kartelle gezählt. Von ihnen regelten 445 die Preise, darunter 283 außerdem den Absatz und 56 außerdem den Absatz und die Produktion.

Die Regierung war weder bereit, gegen die Kartellpreise anzugehen, noch bereit, auf Kosten der Landwirtschaft die Lebenshaltung zu verbilligen. Deshalb nahm sie, als die wirtschaftliche Lage der Industrie immer bedrohlicher wurde, im Februar 1934 eine Devalvation vor. Sie senkte den Außenwert der Krone um ein Sechstel. Für 100 Kronen wurden statt 12,44 Mark vor der Abwertung nur noch rund 10,60 Mark bezahlt. Auf diese Weise hoffte die Regierung die Ausfuhr zu heben und die Einfuhr zu erschweren. Denn — unter der Voraussetzung, daß der Preisstand im Inlande sich nicht änderte —, wurden tschechische Waren für Ausländer billiger und ausländische Waren für die Tschechoslowakei teurer.

Tatsächlich hat zunächst eine Belebung stattgefunden. Die Ausfuhr stieg 1934 gegenüber dem Vorjahr wertmäßig um faßt 25 Prozent. Die Steigerung der Ausfuhrmenge war trotz der Senkung des Außenwertes der Krone fast ebenso groß, da die bei der Devalvation von vielen Seiten vorausgesagten Preissteigerungen kaum eingetreten sind. Die erheblichen Preiserhöhungen, die nach der Kronenabwertung im Inneren fühlbar geworden sind, können fast ausschließlich auf das bald danach errichtete Getreidemonopol zurückgeführt werden. Daß die Ausfuhrsteigerung echt war, kann man auch an dem Ausmaß der mengenmäßigen Steigerung einzelner Posten feststellen: 1934 wurden 52 Prozent mehr Maschinen ausgeführt als im Vorjahr, 66 Prozent mehr Erzeugnisse der Metallindustrie, 70 Prozent mehr Eisen und Eisenwaren, 80 Prozent mehr Konfektionswaren. Die Ausfuhr der Holzindustrie hat sich sogar nahezu verdoppelt. Da die tschechische Ausfuhr zum größten Teil aus Fertigwaren besteht und das Land zu deren Herstellung Rohstoffe und halbfertige Waren einführt, stieg auch die Einfuhr, aber nur um 13 Prozent. Durch diese Verschiebung ergab sich 1934 ein Ausfuhrüberschuß von 912 Millionen Kronen gegen einen Ausfuhrüberschuß von 48 Millionen Kronen 1933 und einen Einfuhrüberschuß von 132 Millionen Kronen im Jahre 1932.

Die industrielle Produktion lag im Oktober 1934 um 20 Prozent höher als 1933; sie war allerdings noch um 30 Prozent niedriger als 1928. Der Arbeitsmarkt hat am schlechtesten abgeschnitten: im Oktober 1934 hatte die Tschechoslowakei 599 000 Arbeitslose, das waren kaum 6 Prozent weniger als im Oktober 1933.

Aber die Belebung in der Industrie ist nicht fortgeschritten. Die Produktion hält sich ungefähr auf dem Stand des Vorjahrs. Die Ausfuhr ist nur noch wenig gestiegen. Sie betrug in den ersten neun Monaten 5127 Millionen Kronen gegen 5114 Millionen Kronen in der gleichen Zeit des Vorjahres. Die Einfuhr von Textilrohstoffen sank im ersten Vierteljahr 1935 um 28 Prozent unter den Vorjahresstand. Von 160 000 Baumwollwebstühlen sind heute nur rund 40 000 in Betrieb, von 3,6 Millionen Baumwollspindeln nur 2,2 Millionen, von 280 000 Flachspindeln sind 100 000 stillgelegt oder vernichtet. In Reichenberg, Gablonz, Friedland und Turnau haben 62 Textilfabrikanten ihre Betriebe geschlossen. Auf dem Arbeitsmarkt ist von einer Belebung nichts zu spüren. Die Arbeitslosigkeit war im Oktober mit 603 000 sogar um 4000 größer als vor einem Jahre.

Die neue Regierung unter dem Ministerpräsidenten Hodza ist nun offenbar entschlossen, Maßnahmen zur Verminderung der Arbeitslosigkeit zu ergreifen. Im Staatshaushalt für das nächste Jahr sind 3 Milliarden Kronen für werbende Arbeiten eingesetzt. Auch die Hindernisse, die sich der Ausfuhr in den Weg stellen, hofft die neue Regierung zum mindesten vermindern zu können. Wechselkredite für die Ausfuhr sind heute bei der tschechischen Nationalbank nur zu einem Zinsfuß von 8—9 Prozent zu haben; sie sollen durch Senkung des Zinsfußes verbilligt werden.

Aber der Staatshaushalt hat in der Krise das Gleichgewicht so weit verloren, daß Arbeitsbeschaffungsanleihe und allgemeine Zinssenkung erst möglich sind, nachdem es der Regierung gelungen ist, die Zinssätze für die Staatsanleihen zu senken. Die hierzu notwendige Konversion ist nunmehr auf den 1. Januar 1936 festgesetzt.

Soweit neuerdings in der Wirtschaft eine Belebung zu bemerken ist, geht sie in der Hauptsache von der wachsenden in- und ausländischen Rüstungsnachfrage aus. Außerdem ist es den tschechoslowakischen Industriellen gelungen, ein Lieferungsabkommen mit der Sowjet-Union zu treffen, wodurch ihnen Aufträge im Werte von 250 Millionen Kronen sicher sind. Bisher ist allerdings erst ein Drittel davon in Arbeit gegeben worden.

Aber das sind auch die einzigen Lichtblicke! Für diesen Winter rechnet der tschechoslowakische Fürsorgeminister mit einer Arbeitslosigkeit von 900 000. Diese Zahl ist bisher nur einmal, im Februar 1933, um 20 000 überschritten worden. Der Fürsorgeminister weiß zur Abhilfe nichts anderes als eine planmäßige Förderung der Auswanderung in Vorschlag zu bringen!

•

Es ist kein Wunder, daß die belebende Wirkung der Devalvation nach kurzer Zeit verpufft ist. Denn auf dem Binnenmarkt hatte ja die tschechoslowakische Regierung alles getan, um einen Wirtschaftsaufschwung zu hemmen. Ihre Agrarpolitik, die aus dem Selbsterhaltungstrieb der Großgrundbesitzer heraus und im Interesse der Selbstversorgung betrieben wurde und die vorläufig im Getreidemonopol gipfelt, ist eine einzige Kette von Massenkaufkraftsenkungen. Der Bedrängnis, in die die Industrie durch diese Politik geriet, versuchte man durch Kartellbildungen beizukommen und tat dadurch ein übriges, die Massenkaufkraft zu schwächen.

Das Beispiel der Tschechoslowakei zeigt eindeutig, daß man sich durch keinen Trick — auch nicht durch den der Devalvation — um die Steigerung der Massenkaufkraft herumdrücken kann, wenn man die Krise nachhaltig bekämpfen will.

In der letzten Nummer der „Deutschen Wochenschau" wendet sich ein Aufsatz gegen die Prunkbauten, die einzelne Unternehmen gegenwärtig errichten. So im Berliner Westen ein Warenhaus-Konzern und ein Versicherungs-Unternehmen. Der Aufsatz schließt: „Repräsentationsbauten, die vielfach mit Kulturdenkmälern verwechselt werden, soll man erst dann zu bauen beginnen, wenn die wirtschaftliche Strukturwandlung in Deutschland beendet ist und wenn die letzte deutsche Arbeiterfamilie eine menschenwürdige Behausung hat. Diese Tat ist nämlich das größte Denkmal, das wir unserer Generation setzen können."

Die Rüstungsindustrie

Es ist eine grausame Ironie, daß Menschen Geld damit verdienen, daß sie Material herstellen, mit dem wiederum Menschen, unter Umständen sie selbst, getötet werden.

Da man die Rüstungsindustrie nicht beseitigen kann, solange die Völker nationale Belange gegenseitig abzugrenzen und sie zu verteidigen haben, taucht immer wieder die Frage auf, wie weit man Millionenverdienste in diesen Industriezweigen (und die ungünstigen Auswirkungen dieser Verdienste) verhindern könne.

Schon 1921 hat ein Engländer, A. C. Pigou, eine Broschüre geschrieben, in der die Verstaatlichung der Rüstungsbetriebe erwogen wird. Die Summe der Gründe und Gegengründe macht ihm allerdings eine Entscheidung schwer.

Die privaten Rüstungsfabrikanten, sagt Pigou, wünschen ihre Waren zu verkaufen. Deshalb ist es verständlich, daß ihnen Kriegsvorbereitungen angenehm sind. Wenn sie eine Regierung von der Aufrüstung der anderen überzeugen können, wird es ihnen leicht fallen, einträgliche Aufträge auf Waffen zu erlangen. Solange der Waffenhandel von Land zu Land erlaubt ist, werden die Fabrikanten dafür sorgen, daß dies wieder die Nachbarländer erfahren, um so auch von jenen Aufträge zu bekommen. Durch internationale Konzernbildungen war es fast immer möglich, die jeweiligen Gewinne an einer interessierten Stelle zusammenlaufen zu lassen. Durch den Einfluß auf die Presse haben Rüstungsindustrielle oft Parlamente und öffentliche Meinung den Rüstungsforderungen günstig gestimmt. Häufig haben sie auch gegenseitige Verdächtigungen und Befürchtungen genährt, um die Aufträge nicht abreißen zu lassen.

Diesen Nachteilen sieht Pigou aber auch Vorzüge der privaten Rüstungsindustrie gegenüberstehen. Die Regierung braucht im Kriegsfalle einen Produktionsapparat, der imstande ist, die Waffenherstellung sehr rasch zu steigern. Eine derart weitgehende Kapazität würde aber in Friedenszeiten enorme Kosten verursachen. Der billigere Weg ist es tatsächlich, schon im Frieden möglichst viele Betriebe mit nebenhergehender Kriegsmaterialherstellung vertraut zu machen. Um dabei einen möglichst zahlreichen Facharbeiterstamm heranzubilden, sind Aufträge für fremde Regierungen erwünscht. Unangenehm ist dabei freilich wieder die Tatsache, daß man so unter Umständen den eigenen Feind bewaffnet. Pigou hält dem gegenüber vorerst nur den Weg internationaler Vereinbarungen für gangbar.

In Amerika hat sich im Jahre 1934 das Kriegsministerium für die private Rüstungsindustrie ausgesprochen. Es will auch im Kriegsfall den größten Teil des Waffenbedarfs durch Private erzeugt haben. Da die geografischen Verhältnisse der USA günstig sind, hat das Kriegsministerium den Export von Waffen im Frieden mit allen Mitteln gefördert, soweit er der Außenpolitik nicht widersprach. Die Regierung ist der Ansicht, daß eine Konzentration der Produktion in Staatsbetrieben im Ernstfalle Schiffbruch erleiden müsse. (Es ist natürlich nicht zu ersehen, wie weit Aktieninteressen zu dieser Ansicht beigetragen haben.)

In ähnlicher Weise hat Lord Simon im englischen Parlament erklärt: „Unser System der Kriegsversorgung vereinigt den Kern der staatlichen Produktion mit der Produktion der privaten Rüstungsfirmen und der privaten Werften. Das Vorhandensein eines Kernes von staatlichen Fabriken ist nicht nur als Zentrum der Waffenproduktion unerläßlich, sondern auch wegen der regulierenden Einflüsse auf Preise und Qualität der Kriegsgeräteproduktion in den privaten Firmen."

Auch der Völkerbund hat sich mit der Frage der Rüstungsindustrie befaßt. Er erkennt es als Nachteil, daß Kriege durch den Geist des Wettbewerbs zwischen den großen Firmen gefördert würden. Die Rüstungsfirmen hätten ein Interesse daran, die Länder zu kriegerischer Politik zu veranlassen. Dies ist natürlich in jenen Ländern leicht möglich, wo die Regierungen ganz allgemein privatkapitalistischen Interessen verbunden sind. Der Völkerbund nimmt es auch als erwiesen an, daß Rüstungsfirmen versucht haben, Beamte des eigenen Landes oder eines fremden Landes zu bestechen. Sie haben auch schon falsche Berichte über militärische Rüstungen verbreitet, um weitere Aufträge zu erlangen. Sie haben versucht, die öffentliche Meinung im kriegerischen Sinne zu beeinflussen. Sie haben internationale Vereinbarungen getroffen, um durch Ausspielen eines Landes gegen ein anderes Aufrüstungen zu beschleunigen. Sie haben internationale Trusts gebildet, um die Waffen willkürlich zu verteuern.

Soweit das Schuldkonto, das eine Unterkommission des Völkerbundes aufgestellt hat. Die Kommission hat sich aber nicht in der Lage gesehen, einen eindeutigen Beschluß über die Beseitigung der Mißstände zu fassen. Gegen die Verstaatlichung hat sie eine Reihe von Gründen gefunden. Würde die private Herstellung von Waffen und der Handel mit Waffen verboten, so

---

First class

Von German Gerhold

„Ist dieses Schiff mit seinen vielen Menschen und Maschinen nicht wie ein lebender Organismus?" fragte er.

Sie blinzelte in die Sonne, dem Steward nach, der ihr Eiskrem serviert hatte. „Yes", sagte sie dann. „Sie haben gute Bilder in der deutschen Sprache."

Er lächelte geschmeichelt. „In unserem Denken, meinen Sie. Ja, ich sehe das riesige Schiff, allein auf der endlosen Wasserfläche eilig schwimmend, — wie ein Wesen, ein Tier. Das Schiff allein ist nichts. Ein leeres, totes Gehäuse mit einer eisernen Haut. Die Maschinen sind sozusagen seine Organe! Seine Muskeln! Wissen Sie, Miß Margret, daß die Schiffsschraube nach ähnlichem Prinzip wirkt, wie die Schwanzflosse der Fische? Gleicht seine Form nicht dem Fisch? Und dann: da gibts es die stählernen Muskeln der Motore aller Art, die Sehnen der Ketten, Trossen und Taue —! Da gibt es die Nerven der elektrischen Leitungen, — die Adern der Öl- und Wasserleitungen —!"

„Yes, es ist fantastisch, es so zu sehen." Margret lächelt wohlwollend. „Und die Marconistation? Wie sehen Sie die?"

„O, das ist etwas ganz Geheimnisvolles, geradezu etwas Okkultes —!"

„Ah —? Wie interessant." Sie nahm ihr Eiskrem und löffelte.

„Ja, bedenken Sie: gewiß ist ein Fisch weit vollkommener eingerichtet als dieses Schiff."

Margret sah von ihrem Krem auf und lachte. „So müßte auch eine Marconistation im Fisch sein? Wie originell! Zum Lunch gab es Fisch: — haben wir aus Versehen eine Marconistation mit aufgegessen?"

Lenard lächelte. „Wer weiß? Aber ich glaube daran, daß diese Fische, ja, daß alle Tiere und wir Menschen erst recht eine drahtlose Station in uns haben, so wie dieses Schiff hier."

„O? Warum sprechen Sie dann? Warum telegrafieren Sie nicht?"

Er sah ihr in die Augen. „Vielleicht tue ich es sogar", sagte er leise, „während ich spreche. Vielleicht tue ich es auch dann, wenn ich nicht mit Ihnen spreche."

Sie blinzelte ein wenig unter seinem Blick.

„Und ich —?" fragte sie dann.

„Vielleicht antworten Sie mir sogar."

„Ich wüßte nicht", spottete sie.

„Vielleicht muß man es nicht einmal wissen", sagte er bedeutungsvoll. „Das Unbewußte in uns empfängt und sendet, ohne daß wir es wollen."

Ihr Blick hing ungewiß an dem seinen. „Und warum spricht man?"

Er zuckte die Achseln. „Das Sprechen hat der Mensch sicher erst spät gelernt. Vielleicht, um das tausendfältige Weben und Ahnen zwischen den Menschenwesen hie und da präzisieren zu können."

Sie lächelte. „Vielleicht haben die Menschen sprechen gelernt, um das andere verbergen zu können?"

„Verbergen —?" Er rückte näher. „Soll ich aussprechen, was ich fühle?"

Sie hob leicht die Hand. „Sagen Sie: welche Rolle spielen nun die Menschen hier auf diesem Schiffstier?"

„Die Menschen —?" Er überlegte. „Nun, sie sind vielleicht so etwas wie die Seele dieses Wesens."

„Sie meinen den Kapitän? Oder auch die andern, die Heizer, Matrosen, Stewards und Köche?"

Er wiegte nachdenkend den Kopf. „Schwer zu sagen", meinte er dann. „Die Maschinen sind tot ohne die Heizer und Maschinisten. Sind aber nun diese Maschinen der Maschinisten wegen da, — oder doch die Maschinisten der Maschinen wegen? Darüber müßte man Klarheit haben. Vielleicht muß man es so ansehen: Die Besatzung mit ihrem Kapitän an der Spitze ist ein lebendiges Ganzes, ein Organismus, der in dem Schiff sein Gehäuse hat, ohne das er eben nicht als Organismus existieren kann. Etwa wie die Auster nicht ohne ihr Gehäuse sein könnte. Verstehen Sie?"

„Ja. Es ist ein drolliges Bild. Ich sehe in der Tat das Schiff mit seinen Menschen nun als ein Ganzes deutlich vor mir. Sie haben gewiß recht: ein schwimmendes Wesen, das sich mit Öl ernährt und das aus Maschinen und tätigen Menschen zusammengesetzt ist. — Könnte man nicht übrigens ein arbeitendes Volk mit seinen Maschinen auch so als ein Wesen auffassen?"

Er hob überrascht bestätigend den Finger.

Sie schien weiter nachzudenken. „Noch eines müssen Sie mir sagen: was sind wir denn nun auf diesem Schiff? Wir, die First-class-Passagiere?"

Er lächelte etwas ironisch und zuckte die Achseln. „Je nun, Parasiten sozusagen ..."

„... Tagelange Reisen über Land und Meer sollen keine heroischen Abtötungsübungen sein, sondern so bequem wie möglich gestaltet werden. Aber was ... das größte Schiff der Welt, „Queen Mary", an Komfort bietet, ist mehr als bloß ein Triumf der Behaglichkeit, es ist eine Herausforderung, und das soziale Gewissen kann nicht schweigen, wenn hier inmitten der Millionenarbeitslosigkeit im Westen und der Hungersnöte in Rußland und China ein Verkehrsmittel für die „upper ten" eingerichtet wird, gegen das sogar die jetzt abgewrackte „Mauretania", 27 Jahre lang die Königin des Atlantik, Inhaberin des blauen Bandes, nur ein armer Kohlenbunker ist ...

Um sie herzurichten, hat man gebraucht: ... 13 Meilen Vorhangstoff, 16 Meilen Teppichläufer, 200 000 Stück Porzellangeschirr, 16 000 Paar Bestecke, fünfzig verschiedene Holzsorten aus den Urwäldern Nordamerikas, Mexikos und Australiens für die Täfelung der Kabinen ... Der Grillroom allein ... hat 50 000 Pfund gekostet ... In der teppichbelegten Hauptstraße finden wir Filialen der feinsten Kaufhäuser, Modesalons, Konditoreien, Blumen- und Juweliergeschäfte zweier Kontinente. Der Passagier vergißt, daß er auf hoher See ist. Er weiß sich im Himmel der Zivilisation. Das unfruchtbare Meer verliert seine Schrecken, die zynisch unberechenbare Natur ihre Dämonie: der Erdenwurm glaubt, sie sich untertan gemacht zu haben. Drei Tonfilmkinos vertreiben ihm den Abend, die Schiffszeitung bringt die neusten Nachrichten, tagsüber kann er Tennis spielen oder auf der Reitbahn einen feurigen Araber tummeln; Kinder reiten Ponny, fahren Karussel oder mit der Liliputbahn. Kurzum: die Quintessenz aller käuflichen Diesseitsseligkeiten wird hier geboten; der platte Hedonismus angelsächsischer Moneymakers hat hier seine Kultstätte. „Queen Mary" ist das non plus ultra mondäner Genüßlichkeit.

Wir erkennen: mit Verkehrserleichterung hat dieser Schiffsbau nichts mehr zu tun. Hier geht es um Sensationen, und die wieder sind für die Cunard-Linie nötig, um die Konkurrenzgesellschaften zu schlagen." Aus der „Schöneren Zukunft" (Nr. 9)

Literatur

Amerikas Schicksalsstunde. Die Vereinigten Staaten zwischen Demokratie und Diktatur. Von Colin Ross. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig C 1. Preis geheftet 4,85 Mark, in Leinen 6 Mark. — Die Engländer sind perfid und gute Fußballspieler, die Franzosen ruhmsüchtig und unreinlich, die Amerikaner gute Geschäftsleute und Gangster — das sind so Vorstellungen, die man von den verschiedenen Völkern hat. Aber auch Leute, die sich über solche etwas zu sehr vereinfachenden Anschauungen erheben, neigen oft dazu, den Charakter eines Volkes auf einen Nenner bringen zu wollen. Meist mißlingt das. Es muß mißlingen bei den Amerikanern, denn „was ist eigentlich ein Amerikaner?", fragt Colin Ross. „Im Grunde gibt es den „Amerikaner" ebensowenig, wie es

würden viele Staaten gezwungen sein, eigene Industrien aufzubauen. Versorgung eines kriegführenden Landes durch regierungseigene ausländische Industrien würde natürlich eine Verletzung der Neutralität darstellen, und so müßte jedes Land schon im Frieden ungeheure Vorräte halten. Insgesamt wären also viel mehr Waffenfabriken notwendig als vorher. Es sei auch schwer, den Begriff Kriegsindustrie klar zu definieren. Auch die optische und die chemische Industrie gehört dazu; schließlich müsse eine Verstaatlichung der Rüstungsindustrie auf eine Gesamtverstaatlichung der Industrie hinauslaufen.

Der Ausschuß des Völkerbunds hat dann eine Kontrolle der Waffenherstellung vorgeschlagen. Export und Import sollen einer Lizenz bedürfen, die beim Völkerbund notiert und veröffentlicht werden soll. Die Eigentumsverhältnisse und die Bilanzen sollen öffentlich und kontrollierbar sein. Waffenhersteller sollen keinen Einfluß auf die Presse haben dürfen.

In der liberalistischen und kapitalistischen Wirtschaft mit ihrer über die verschiedenen Nationen hin reichenden Verflechtung sind die Mißstände der privaten Waffenproduktion wohl nicht zu beseitigen. Selbst in geschlossenen Nationalwirtschaften ist es schwer, die Kriegs- oder Friedenspolitik von den Interessen der Industriellen freizuhalten. Mit der immer rascher voranschreitenden Entwicklung zum totalen Krieg wird auch die totale Kriegsbereitschaft parallel gehen. Diese fordert schließlich die Kontrolle und Leitung der gesamten industriellen und agrarischen Produktion durch eine Hand, und das wird die sein, die dann auch die Politik des Landes macht.

Durch die Beseitigung internationaler Verflechtungen und durch Geheimhaltung der eigenen Fortschritte haben die Völker der totalen Staatsführung ein Mittel in der Hand, nicht nur die Chancen des Sieges zu vergrößern, sondern auch die Vorbereitung und den Ausbruch eines Krieges aus leichtfertigen Privatgründen zu verhindern.

Ernst Pfau

Die Straßen der Welt

Seit den ältesten Zeiten werden Straßen gebaut. In unserem geschichtlichen Gesichtskreis ist es aber nur zweimal vorgekommen, daß die Bauentwicklung einen besonderen Sprung vorwärts machte. Zum erstenmal, als die Römer ihr Imperium mit breiten, durch mächtige Steinplatten befestigten Straßen erschlossen. Und dann, als die moderne Technik ein Netz über die Kontinente spannte, um es in den Dienst motorgetriebener Fahrzeuge zu stellen.

Heute ist der Straßenbau über die ganze Erde in voller Entwicklung. Jedes Jahr bringt viele Tausende neuer Kilometer hinzu. Zu den Brennpunkten der großen Politik führen die gepflasterten, asfaltierten und betonierten Fahrbahnen. Rußland flicht ein Netz um Innerasien, Japan schafft seinen Panzerautos Wege durch die Mandschurei und Nordchina, England baut im Kap-Kairo-Reich, Amerika schafft an gewaltigen Autobahnen von Vancouver bis Valparaiso, in Europa bilden die deutschen Autobahnen das Herzstück im Spinnengewebe, das unseren zersplitterten Erdteil zur Erkenntnis seiner Kleinheit und der Notwendigkeit des Zusammenschlusses führen kann.

Summiert man nach dem augenblicklichen Stand die Länge der Landstraßen der Erde, so kommt man auf über 17 Millionen Kilometer; ein Band, das 400mal um den Äquator reicht. Davon entfallen auf Amerika: 7,2 Millionen Kilometer, auf Europa: 6,3, auf Asien: 1,9, auf Australien mit Neuseeland und Ozeanien: 0,9 und auf Afrika: 0,7 Millionen Kilometer. Auf einen Kilometer Straßen kommen jeweils an Landfläche in Europa: 3 Quadratkilometer, in Amerika: 4, in Australien: 6, in Asien 9,2 und in Afrika 27,5 Quadratkilometer. Europa hat also das weitaus dichteste Straßennetz, hier liegen im Durchschnitt die Fahrbahnen nur 1,7 Kilometer weit auseinander. Am größten ist die Straßendichte in England, Dänemark und Frankreich (0,5 Quadratkilometer Fläche auf einen Kilometer Straße), in Deutschland kommt 1 Kilometer Straße auf 0,8 Quadratkilometer, in Polen auf 1,1, in der Schweiz auf 1,7 und in Schweden auf 2 Quadratkilometer.

An Länge des Straßennetzes ist Frankreich allen europäischen Ländern weit voraus. Das ist nicht allein darin begründet, daß Frankreich über die größte Bodenfläche verfügt, es kennt auch keine derart dünn besiedelten großagrarischen Provinzen wie Deutschland. Die Gesamtstraßenlänge beträgt in Frankreich 754 002 Kilometer, in Deutschland 401 497, in England 328 624, in Polen 261 236, in Italien 196 066 Kilometer. Rußland hat einschließlich seines asiatischen Teiles 3 116 948 Kilometer, eine Zahl, deren Zuverlässigkeit freilich fraglich ist.

Interessant ist ein Vergleich der Zahl der Automobile mit der Straßenlänge der verschiedenen Länder. Man bekommt dabei ein anschauliches Bild von der Dichte des motorisierten Verkehrs. Auf einen Kilometer Landstraße kommen in England: 5,1 Motorfahrzeuge, in USA: 4,4, in Frankreich: 2,5, in Deutschland: 2,4 und in Italien: 1,9.

Einige Extreme: Französisch-Guyana hat die geringste Straßendichte; auf einen Kilometer Straße kommen dort 1240 Quadratkilometer Landfläche. Dann folgt Arabien mit 947,9 Quadratkilometer, Britisch-Südafrika mit 394, Alaska mit 347 und Abessinien mit 127,7 Quadratkilometer. Die entsprechende Zahl für USA ist 1 Quadratkilometer und für Japan 0,2 Quadratkilometer, eine Zahl, die von keinem europäischen Staat erreicht wird.

Schließlich könnte man noch die Straßenfläche berechnen. Nimmt man eine Durchschnittsbreite der Fahrbahn mit 6 Meter an, so kommt man auf eine Fläche von 102 000 Quadratkilometern für alle Straßen der Erde zusammen. Das ist ein gepflastertes, betoniertes oder mit Asfalt bewalztes Land, das fast dem vierten Teil Deutschlands entspricht, der Größe Islands oder Bulgariens.

Ernst Haardt

Sozialwirtschaftliche Experimente

6. Bärenklau

Professor Franz Oppenheimer hatte sich als Ziel gesetzt, im Kampf gegen die „Bodensperre" Wege zur Ansiedlung der in die Stadt abgedrängten ländlichen Arbeitskräfte zu finden. Er hielt es für richtig, die Großgüter nur allmählich durch Abgabe von Land an Siedler zu verkleinern, während der jeweilige Rest immer intensiver weiterbewirtschaftet wird. Diese Bewirtschaftung aber sollte durch eine Siedlungsgesellschaft geschehen, deren Aufgabe es weiter war, die Arbeiter des Betriebes allmählich „siedlungskräftig" zu machen: durch Erziehung zur Selbständigkeit und durch Gewähren der Möglichkeit Eigenkapital zu ersparen, mit dem dann kleinste, sogenannte Arbeiterstellen bezahlt werden konnten. Im Laufe der Jahre können diese Stellen dann immer mehr vergrößert werden, während die Arbeit des Kleinsiedlers im Gutsbetrieb immer mehr eingeschränkt wird, bis schließlich ein selbständiger und lebensfähiger Siedler mit einer Nebenbeschäftigung oder ein vollwertiger Bauer dasteht. Jeder Siedler muß Mitglied einer Markgenossenschaft sein, die schließlich das Restgut und die unteilbaren Anlagen in gemeinsamen Besitz nimmt.

Um diese Gedanken zu verwirklichen, wurde im Jahre 1920 die „Gemeinnützige Siedlungstreuhandgesellschaft" gegründet. Sie erwarb das ehemalige Remontegut Bärenklau bei Velten und begann ihren Versuch des „organischen" Siedlungsaufbaues auf genossenschaftlicher Grundlage. Durch Umbau der massiven Remonteställe entstanden ohne hohe Kosten Wohnungen mit drei Zimmern, Wohnküche, Speisekammer, Bodenraum, Wirtschaftsraum und Stall. Die Arbeiter erhielten außer den Deputatlohnsätzen nach Tarif 800 Quadratmeter Land als Obst- und Gemüsegarten mit Bäumen. Durch zinsloses Darlehen wurde ihnen die Haltung einer eigenen Kuh ermöglicht. Das Gut stellte dazu noch Stallung, Wartung und Rauhfutter, der Arbeiter mußte für das Kraftfutter aufkommen. Arbeiter und Angestellte gründeten eine Wirtschaftsgenossenschaft, die einen Konsumladen übernahm, eine Mühle und eine Bäckerei einrichtete und deren Reinertrag 1929/30 auf über 10 000 Mark angewachsen war. Davon wurden erhebliche Beträge zum Ausbau eines Gemeinschaftshauses verwendet. Dieses selbst wird von einem Wohlfahrtsausschuß verwaltet und enthält außer Geschäftsräumen ein alkoholfreies Gasthaus, einen Festraum mit Bühne, Bibliothek und Lesezimmer. Ein Kindergarten wird von einer Gemeindeschwester geleitet. Die Wirtschaftsgenossenschaft leistet noch Beihilfen für den Schulbedarf, die Ferienreisen und Weihnachtsfeiern der Kinder.

Eigene Ausschüsse garantieren die Selbstverwaltung und Überwachung des Betriebes. Ein Schiedsgericht mit vier gewählten Genossen und einem von der Gesellschaft ernannten Vorsitzenden schlichtet die Streitigkeiten.

Im Betrieb wurde der ursprünglich ansässige Landarbeiterstamm beibehalten. Es wurden auch sofort kleine Siedlerstellen angelegt, die von Arbeitern und Handwerkern umliegender Industrieorte übernommen wurden. Bis 1931 waren von dem ursprünglich 2300 Morgen großen Gut 800 Morgen besiedelt. Es bestanden dabei fünf Gutshandwerkerstellen mit zusammen 33,5 Morgen, 62 Arbeiterstellen mit 125 Morgen, 18 Gärtnerstellen mit 78 Morgen. Durch die starke Siedlertätigkeit ist die ansässige Bevölkerung von 180 Menschen im Jahre 1920 auf 620 im Jahre 1931 gestiegen. Die Inhaber der Arbeiterstellen arbeiten entweder in den benachbarten Industrien oder als Gutshandwerker, da ihre Stellen nicht viel Arbeit erfordern. Durch Vorspanndienste und Lohnarbeit helfen die kleinsten, mittleren und größeren Siedlerstellen und das Restgut einander aus.

Die Bewirtschaftung ergab wesentlich höhere Flächenerträge bei allen Fruchtarten als vorher. Der Rindviehbestand wurde stark vermehrt, Zuckerrübenbau, Schaf- und Schweinezucht neu eingeführt. Die Gutsgärtnerei, die Obst, Gemüse, Erdbeeren, Himbeeren, Spargel liefert, wurde auf 50 Morgen ausgedehnt. Weiden wurden neu angelegt. Die Arbeiterstellen verfügen im Durchschnitt über drei Schweine und 25 Stück Federvieh. Eine Geflügelfarm lieferte 1930 100 000 Eier, 6000 Küken und 1000 Hähnchen.

Die Wirtschaftsgenossenschaft stellt eigene Konserven her. Im Frühjahr 1932 entstand eine eigene Molkerei. Jeder Siedler ist mit 100 Mark an der Markgenossenschaft beteiligt, die jeden ohne Ausnahme an den Aufsichtsrats- und Verwaltungsrechten teilnehmen läßt. Diese Genossenschaft vermittelt und verteilt auch Kredite von außen.

Der Absatz der Erzeugnisse geht, soweit diese nicht innerhalb der Siedlung aufgenommen werden, über regelrechte Verkaufsstellen, die mit 10 Prozent Aufschlag die Verbraucher beliefern. Daneben steht den Siedlern Hausverkauf und Marktbelieferung frei.

Die Wirtschaftsgenossenschaft dient gleichzeitig noch als Einkaufsorganisation für jeden Bedarf, wie Kunstdünger, Kohle, Holz, Kraftfutter, Saatgut und Geräte.

Die Erfolge dieser Versuchssiedlung waren derart, daß 1928 das Gut Lüdersdorf und 1931 Döben und Blumberg zur organischen Aufsiedlung angekauft wurden.

Die Zeißwerke in Jena zahlen dieses Jahr an ihre Gefolgschaft 6 Prozent des Jahresverdienstes als Dividende aus (im vorigen Jahr 5½ Prozent), das Glaswerk Schott und Genossen 7½ Prozent (im Vorjahr 6).

Von Büchern

Buch-Erfolg

Aus einer Anzeige im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel":

„Fr. Lehne, Ein Frühlingstraum ... Nach wie vor beliebt und darum immer verkäuflich bleibt dieser Roman, der durch seinen einzig dastehenden Abdruckserfolg in über 500 Zeitungen glänzende Beurteilung fand. Als Folge hiervon konnte auch die Buchauflage bereits 333 000 Exemplare überschreiten."

„Das Buch „Ein Frühlingstraum" von Fr. Lehne ist einer der schönsten Romane, die ich las und kann selben daher jedermann wärmstens empfehlen: ein Beweis dessen ist, daß wir schon vier solche Bücher bezogen haben. Minna Krondank, Trautenau."

Nach Gewicht

Die „Selbsthilfe" (Nr. 47) zitiert aus dem Prospekt einer Münchner Buchhandlung: „... Der Hauptschlager, die große Weihnachtsüberraschung 1935 sind ein „großangelegtes nationales Geschichtswerk" und eine „ausgezeichnete Geschichte deutscher Technik". Eigentlich sollten diese beiden Bücher 55,50 RM. kosten; der selbstlose Buchhändler aber gibt sie sogar um nur 18 RM. ab, räumt sogar monatliche Teilzahlungen ein und faßt die Vorzüge überzeugend zusammen: „Beide Bände zusammen (Gewicht zirka 5½ Kilo) statt ... usw."

Pfeifende Bücher

Ein New-Yorker Verleger bringt neuerdings Bücher auf den Markt, die ihrem Leser pfeifen. In der Einbanddecke ist ein kleiner Mechanismus angebracht, der, wenn das Buch eine Woche unbenutzt gestanden hat, zwei Hebel auslöst. Durch den einen wird ein Pfeifsignal betätigt, während der andere auf dem Buchrücken das Schildchen „Lies mich!" erscheinen läßt.

Der Verleger hofft, daß die Käufer seine pfeifenden Bücher mehr lesen und infolgedessen mehr kaufen werden; der Pfeifmechanismus behält nämlich ungefähr ein Jahr lang seine Wirksamkeit.

Bücher und Hemden

Als Karoline Schlegel, die Gattin August Wilhelm von Schlegels, sich einmal mit einer Näharbeit beschäftigte, sagte ein Besucher zu ihr: „Madame, ich wundere mich, daß Sie sich keine Ihrem Geiste angemessenere Beschäftigung suchen!"

„Sie wundern sich?" gab Karoline Schlegel zur Antwort. „Und ich hörte immer, daß es schon zu viel Bücher, aber niemals, daß es zu wenig Hemden auf der Welt gebe."

Du wirst kein Buch finden, wo du der göttlichen Weisheit mehr inne werden könntest, als wenn du auf eine grüne und blühende Wiese gehst. Da wirst du die wunderbare Kraft Gottes sehen, riechen, schmecken.

Böhme

Wer sich nach Kraft sehnt, der werde ganz stille, körperlich und innerlich, und lerne schweigen.

Lhotzky

„ein Amerika" gibt." Die Vereinigten Staaten sind ein Kontinent mit allen Verschiedenheiten und Gegensätzen in Klima, Bodenbeschaffenheit usw., die ein solcher birgt, und die Bewohner sind kein zusammengehöriges Volk, sondern ein zusammengewürfelter Haufen von verschiedenen Rassen und Nationen. „Wer Amerika in seiner ganzen krassen Gegensätzlichkeit erkannt hat, in seinen schroffen Unterschieden zwischen Reich und Arm, Eingesessenen und Eingewanderten, Ost und West, Süd und Nord, agrarischen und industriellen Interessen, Arbeiterschaft und Unternehmertum, Billionär und „Bum", der versteht nicht, daß dieses Land der Gegensätze ... nicht bereits auseinandergefallen ist." Das, was Colin Ross mit diesen Worten ausspricht: Amerika ist keine Einheit, ist auch der beherrschende Eindruck, den man indirekt aus seiner Schilderung erhält, die uns durch die Südstaaten wie an die Pazifische Küste führt, die sich mit der Rassenfrage wie mit Roosevelts „NewDeal" und vielem anderem befaßt. Und doch stellt Colin Ross so etwas wie eine amerikanische Massenseele fest; er nennt es „Ballyhoo", was man etwa übersetzen könnte mit: Neigung, auf Reklame, eine Mode, eine Sensation zu reagieren. Beinahe über Nacht kann geschickte Propaganda die Bewohner Amerikas für einen neuen Filmstar begeistern oder aus pazifistischer Stimmung in einen Kriegstaumel versetzen. „Ballyhoo heißt nicht nur, daß ein ganzes großes Volk ein paar Tage, Wochen oder Monate verrückt wegen einer Schauspielerin, eines Boxers oder Fliegers sein kann, sondern es heißt, daß unkontrollierbare Kräfte und dunkle Mächte ein ganzes großes Volk von heute auf morgen dahin bringen können, wo sie es haben wollen. Darin aber liegt eine ungeheure Gefahr nicht nur für Amerika, sondern für die ganze Welt!"

Der Weg im Unbekannten. Von Franz Carl Endres. Ein besinnliches Brevier. Verlag E. H. Moritz (Franz Mittelbach), Stuttgart, Preis kartoniert 2.40 Mark, gebunden 3.20 Mark. — Wenn ein früherer Generalstabsoffizier in der zweiten Hälfte seines Lebens nochmals auf die Schulbank zurückkehrt und Student der Naturwissenschaften, der Filosofie und Geografie wird, um dem starken Drang eines faustischen Herzens Folge zu leisten und den Rätseln und Geheimnissen dieses Erdenlebens nach reicher Lebenserfahrung nun auch theoretisch auf die Spur zu kommen, wenn er dann als Journalist zum zweitenmal die Welt kennen lernt, um endlich in der Einsamkeit eines kleinen Fleckens am Vierwaldstätter See sozusagen die Ernte seines reichen Lebens zu bergen, — so wird die Mitwelt als gereifte Frucht eines so unbürgerlichen, freien und weiten Lebens manches Wertvolle erwarten dürfen. Wer in dieser Hoffnung die Blätter des „besinnlichen Breviers" zu sich reden läßt, wird nicht enttäuscht. Endres redet von den religiösen und ethischen Grundfragen des Lebens in einer ganz untheoretischen, undogmatischen, weltoffenen Weise und in einer einfachen, gepflegten Sprache ohne wissenschaftliche Fachausdrücke, die auch dem wissenschaftlich nicht geschulten Menschen ohne weiteres verständlich ist. Hier führt echte Lebenserfahrung eines lebendigen Menschen zwar nicht zu sensationellen neuen Formulierungen weltanschaulicher Erkenntnis, wohl aber zu einer weltanschaulich-religiösen Sinngebung des Lebens, die durch Klarheit, Einfachheit und innere Harmonie den Leser anspricht und ihm das Buch wertvoll macht, auch wenn er nicht in allem mit dem Verfasser einig sein kann.

W. L.

Der Weltgott. Ein Bekenntnis. Von Hugo Petersen. Waldemar Hoffmann Verlag, Berlin. Preis kartoniert 2,90 Mark, in Leinen gebunden 3,80 Mark. — Dieses Buch ist sehr gut und verdient nicht einmal, sondern mehreremale gelesen und dann erst „besprochen" zu werden. Wir möchten es aber den Lesern der S.-Z. noch rechtzeitig vor Weihnachten empfehlen und verzichten darum lieber vorläufig auf eine Rezension, die oberflächlich oder frasenhaft werden müßte; dafür lassen wir oben einige Stellen daraus für sich selber sprechen. Der Verfasser ist als Nachkomme von Theologen Chemiker geworden und leitet in Berlin ein Ingenieurbüro für die chemische Industrie. Und er hat in seinem Buch gewissermaßen die Theologie überwunden, die vielleicht das stärkste Hindernis auf dem Wege zu Gott ist. Wir sind sicher, daß viele ihm dafür dankbar sein werden.

Sch.

Der Nachlaß. Von Joachim Ringelnatz. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin. Kartoniert 4.— Mark, in Leinen gebunden 5.— Mark. — Gedichte, ein buntbewegtes Romanfragment, ein Krankenhaus-Tagebuch und die Wiedergaben von 20 Gemälden des Dichters — das ist der Inhalt des schönen Bandes; ein paar Briefe von und über Ringelnatz aus seinen letzten Lebensmonaten fügen sich vermittelnd und überleitend ein. — Jeder, der diesen reichbegabten Kauz, diesen bald von seinem Genius, bald von gehaltvollen Flüssigkeiten beschwingten Fantasten und Metafysiker, diese wunderliche Mischung aus Ruppigkeit und Zartheit gern gehabt hat, wird von dem Buch gepackt und erschüttert werden, namentlich von den Tagebuchblättern, in denen es zuweilen recht unerquicklich zugeht, die aber auch seine liebenswerte noble Natur besonders eindringlich offenbaren.

Dr. Owlglaß

Schweizer Biedermeier. Ausgewählte Geschichten von David Heß und Rodolphe Töpffer. Herausgegeben von Eduard Korrodi. Mit 65 Abbildungen nach Originalen von David Heß, Rodolphe Töpffer, Salomon Landolt, Martin Usteri u. a. Atlantis-Verlag, Berlin-Zürich. Preis in Leinen geb. 7,50 Mark. — Etwas für Bücherliebhaber. Aber nein, noch etwas mehr; denn wir begegnen in dem hübschen Buche einer Figur, die uns Älteren wohlbekannt oder sogar ans Herz gewachsen ist: dem Urbald des „Landvogts von Greifensee" aus Gottfried Kellers Züricher Novellen. Es hat ihn nämlich wirklich gegeben, den wackeren Salomon Landolt; wir können bei David Heß manches nachlesen, was uns von Keller her bekannt ist (der auf seinen Schultern steht), und finden noch einiges darüber hinaus, samt einigen Gemälden jenes merkwürdigen, kernhaften, mutterwitzigen und begabten Mannes aus einer entschwundenen Zeit, in der es angeblich noch mehr „Originale" gab als heute. Wer also neben seiner Keller-Ausgabe im Bücherschrank noch etwas Platz hat, möge das Büchlein daneben stellen.

Sch.

---

923 Meter unter dem Meeresspiegel. Von William Beebe. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig C 1. Preis geheftet 8 Mark, in Leinen 9,50 Mark. — Man kann sich etwa vorstellen, wie es einem zu Mute ist und was man erlebt, wenn man in einer „Tiefseekugel" aus Stahl mit einem dicken Quarzfenster, nur durchs Telefon mit den Menschen auf der Wasseroberfläche verbunden, 900 Meter unter den Meeresspiegel versenkt wird. Oder besser: man kann es sich nicht vorstellen, ehe man nicht das Buch des amerikanischen Tiefseeforschers Beebe gelesen hat, dem es nach mannigfachen Versuchen gelungen ist, die bisher von keinem lebenden Menschen gesehene Tiefe von 923 Metern zu erreichen. Dunkelstes Schwarz herrscht von 600 Metern Tiefe ab; aber in diesem Dunkel ziehen leuchtende Fische am Quarzfenster vorüber, Meerbewohner, die Feuergarben von sich senden können, und der Scheinwerfer, der von der Kugel aus die Nacht des Meeres durchdringt, macht ganze Heerscharen bisher unbekannter Lebewesen sichtbar, die, ob winzig oder riesig, in dem eiskalten Wasser und unter einem Druck von zwei Zentnern auf den Quadratzentimeter sich behende hin- und herbewegen, um ihr Leben kämpfen, Nahrung suchen, fressen und gefressen werden. — Das Buch, mit 123 Abbildungen und 8 farbigen Tafeln, liest sich spannend wie ein Roman, was nicht nur an dem beinahe abenteuerlichen Inhalt liegt, sondern auch an der Art, wie Beebe die verschiedenen mißlungenen und gelungenen Versuche mit seiner „Tiefseekugel" schildert.

◆

Wir haben folgende Zuschrift erhalten: „Wegen Neuauflage verschleudre ich den Restbestand meines Südseewerkes „Die Lichtbringer", Preis vornehm gebunden nur 50 Pfennig und Porto. Bestellungen beim Verfasser Erich Scheurmann, Bergfreiheit, Bad Wildungen-Land.

Briefe von Wilhelm Busch

Daß Wilhelm Busch nicht bloß der Zeichner und Dichter von „Max und Moritz" und anderen lustigen Bildergeschichten war, das hat sich nun ja allmählich auch in weiteren Kreisen herumgesprochen. Seine nachdenklich-heiteren Versbücher „Kritik des Herzens", „Zu guter Letzt" (und wie sie sonst heißen) sind auf verständnisvolle Leser gestoßen. Es wird sogar behauptet, daß sich für die beiden nicht so ganz leicht zugänglichen Prosawerkchen „Eduards Traum" und „Der Schmetterling" einige hundert oder sogar tausend Liebhaber gefunden hätten und damit, wie der alte Raabe einmal von sich sagte, freilich das allervornehmste Publikum, das man sich wünschen kann. „Viel werden's ihrer nicht sein, denen in angestammter Hellhörigkeit schon ein leichtes Säuseln der Probleme genügt, um sich selbstdenkend zu belustigen", schrieb Busch damals (1891) an Lenbach.

Aber dann erschien, bald nach seinem Tode, eine von seinen drei Neffen Nöldeke geschriebene „würdigende" Biographie des Onkels, ein feines, aufschlußreiches Buch — und siehe da, es wurde ein Mißerfolg oder doch jedenfalls kein nennenswerter Erfolg. Man konnte mit dem Menschen, der da präsentiert wurde, beim besten Willen nicht recht etwas anfangen: er war zu kraus, zu eigenbrötlig, zu ernst, zu wenig den hochgespannten Erwartungen lachlustiger Stammtische entsprechend — und so drehte man ihm den Rücken und wandte sich amüsanteren Gegenständen zu ...

„In Kreiensen", berichtet er von einer Reise, „zog ein Herr meine Abenteuer eines Junggesellen aus der Tasche und las sie laut der Reisegesellschaft vor bis Nordstemmen. Es war mir sehr peinlich und ekelhaft; ich tat, als wenn ich schliefe."

Ja, wenn man so ist! ...

◆

Jetzt hat nun einer der oben genannten Neffen, Otto Nöldeke, in einem sehr schön ausgestatteten, mit bisher unveröffentlichten, z. T. bunten Zeichnungen und vielen Fotos geschmückten Ganzleinenband über dreihundert Briefe Wilhelm Buschs herausgegeben, die von 1841 bis 1908 reichen und — ich übertreibe nicht — eine Köstlichkeit sondergleichen darstellen.

Nimm und lies, verehrter Leser, schöne Leserin — aber picke dir zuerst einmal aus der Mitte ein paar Episteln heraus, „um auf den Geschmack zu kommen". Und dann beginne getrost von vorne, wo's wohl noch ein bißchen trocken hergeht, und schreite, immer wieder Pausen einlegend, gemächlich weiter durch dieses innerlich so reiche Leben eines erst nur gescheiten, humorvollen, witzigen Kopfes, der sich mehr und mehr zum Weisen abklärt, bis es ihm, „auf der Grenze von Hier und Dort", fast so vorkommt, „als ob beides dasselbe wäre". Und nicht bloß eines gescheiten, eines weisen Kopfes, sondern eines erstaunlich vornehmen, männlichen Charakters, eines großen Künstlers, eines herzensgütigen Menschen.

Ich möchte mich keiner Überschwänglichkeit schuldig machen und will ihn drum lieber selbst zu Wort kommen lassen, indem ich ein Halbdutzend Briefstellen heraushebe, die für sich selber sprechen. Das sind aber beileibe nicht etwa vereinzelte „Rosinen" — nein; das Buch ist von vorn bis hinten „durch und durch voll Süßigkeit" (was ich um Gottes willen nicht ins Konditorliche hinüber mißzuverstehen bitte).

◆

„Unser Schreibwerk allerdings ging etwas langsam vonstatten letzther. Allein gemütvoll, bei parallel stehenden Augenachsen, in traulichem Dämmerlicht betrachtet, erscheint dergleichen kaum wesentlich. Gibt's doch ehrenamtliche Autoritäten, die uns fest versichert haben, daß die Zeit ideal sei. Wer sich die Freud macht, dran zu glauben, dem ist insoweit ganz wohl, dann kommt's auf ein paar tausend Jahre nicht an, für den ist's egal, wann die Griechen ihre Schulden bezahlen. Zu sagen darüber braucht er nicht viel, weil ja die Sach ohnehin unklar genug ist; nur tut er gut, derweil fein still abseits zu sitzen, wo er die Welt, die sogenannte, bloß leise summen und pfeifen hört, wie die Dreschmaschine am andern Ende des Dorfes."

„Apropoh, Seelenwanderung! Du schreibst, was ich dir schrieb, sei dir klar. Demnach ist es dir klar, daß die Sach nicht recht klar ist ..."

„Der erste Schnee hat sich niedergelassen. Die neuen Kalender sind angekauft, so daß jeder Bauer bereits weiß, was es im nächsten Jahr für Wetter gibt. Geschäftig huscht die alte Urschel, die Zeit, in ihren Filzschuhen, mit dem Haarbesen in der Hand, durch die beste Stube und kramt zwischen den Nippsachen herum, die wir so gern haben, und oha! alle Augenblick klirrt es. Eigentlich ist's ja nur ein Spukeding, ein Fantom des Gehirns, aber wir glauben dran, wie die Kinder ans Märchen, das ihnen die Großmutter hinter dem Ofen erzählt. Denn so ist er nun mal, der „Adam", der Hausherr im Bezirke der Haut. Extra hält er sich einen Privatsekretär, einen schlauen Berater, im Oberstübchen unter dem Schädeldach, und doch, im letzten Grunde, läßt er ihn denken, was er mag, genießt sein Rindfleisch, trinkt sein Schöppchen, zieht die Atome heraus, die nötig sind, um die werte Gestalt zu bilden, und bleibt, gestützt auf die eigene Machtvollkommenheit, bei seiner eigenen Meinung."

„Mit sich selbst ist man nicht immer in der vornehmsten Gesellschaft. Die großen Geister, deren Körper zur Zeit noch die Ehre haben, sie zu beherbergen, wollen nicht stets in der schriftlichen Droschke herumrumpeln, um Visiten zu schneiden. Die Gefahr läge nahe, in angenehmer Fäulnis gemächlich dahin zu stumpfen, gäb's nicht liebenswürdige Tote, die, schon längst der irdischen Hülle entledigt und unabhängig von Eisenbahnbillets und Postmarken, allstündlich bereit sind, den Einsamen besuchend zu umschweben, zu belustigen, zu belehren, und auf den leisesten Wink sanft säuselnd wieder hinweg zu schwinden."

„Je mehr man drüber schwätzt, je weiter ist man weg davon."

„Ich las eben die Züricher Novellen von Gottfried Keller. Er ist einer von den „Reichsunmittelbaren", die das Recht haben, ihre eigenen Münzen zu schlagen, nur fürcht ich, die meisten Leute lassen sein Geld durch die Finger gleiten, ohne zu merken, wie apart das Gepräge ist."

◆

Das Buch heißt: Wilhelm Busch. Ist mir mein Leben geträumet? Briefe eines Einsiedlers. Es ist im Gustav-Weise-Verlag in Leipzig erschienen und kostet gebunden RM. 6.80. Dr. Owlglaß

Je höher und rätselhafter eine Wolke am Himmel geht, desto tiefer ergreift sie des Menschen Seele. Stehr

China

Zeichnung von Willy Widmann

Wenn aber der Drache doch noch einmal lebendig würde ...?

Gott

Einst gaben die Menschen ihren Göttern menschliche Formen und Eigenschaften. Es waren heroische Wunschgebilde, die man sich schuf, nicht mehr. Und dennoch ist etwas Wahres an ihnen; denn sie zeigen die Sehnsucht der Menschen nach Steigerung und Erhöhung.

Andere bildeten sich Götter gleichfalls menschlichen Wesens, von denen einige freundlich, die meisten feindlich gesinnt waren. Oder sie schufen einen gütigen Gott und daneben einen Teufel. Auch diese Auffassung enthält etwas Wahres; denn in ihr lebt die Erkenntnis von der Gegensätzlichkeit in der Welt.

Wieder andere setzten einen Gott, der über Wolken und Erde schwebend das Weltall lenkt. Er ist ein strahlendes Wesen, das in ewig unerschütterlicher Ruhe verharrt. Auch in dieser Ansicht ist ein Körnchen Wahrheit: das Wissen um die Überweltlichkeit Gottes.

Dennoch sind alle diese Auffassungen Aberglaube. Am allerwenigsten ist die Welt eine Schöpfung aus einem freischwebenden Geist, der vor oder außerhalb der Welt gewesen wäre. Die Welt war stets, sie wurde nicht geschaffen. Sie gestaltet sich aus sich, aus ihrem Selbst heraus in ewiger Erneuerung.

◆

Wenn Gott ist, so kann er nur aus dem Innern der Welt heraus wirken, so kann sein Thron nur im Weltinnern errichtet sein. Von der Welt müssen wir ausgehen, um zu Gott zu gelangen, nicht von Gott. Wenn wir von Gott ausgehen wollten, um von hier aus die Welt zu erklären, so würden wir, weil ohne Anlehnung an erfahrungsmäßige Erkenntnisse, zu einem haltlosen Luftgebilde kommen, und dabei würden wir uns dennoch menschlicher, aus dem Erdenleben gewonnener Vorstellungen bedienen müssen. Ohne Blick auf das Weltganze und ohne die hieraus gewonnenen Einsichten ist Gott nicht zu ergründen. Nur aus dem Wirken in der Welt, zu der auch wir gehören, ergibt sich die Möglichkeit, Gott einen Platz in ihr und zugleich in uns zuzuweisen.

Wenn Gott ist, so ist er nicht etwa in uns allein, so muß er in allem wirken, was ist, im Gestein, in der Pflanze, im Tier, im Äther, aber nicht vereinzelt in diesem oder jenem Teil, nein, in ihrem Ganzen, ähnlich wie der Wald mit seinen Gräsern, Blumen und Bäumen aus einem einzigen Grunde sich erhebt.

Wenn Gott ist, so ist er kein ruhender, bewegungsloser Grund, wie es das tiefgründige Wasser ist, das der Sturm unberührt läßt. Nicht im unbewegten Sein liegt das Leben, in ewigen Spannungen liegt es, aus denen das neue Werden emporsteigt. Und die Spannungen folgen einander unaufhaltsam.

◆

Gott und seine Welt sind größer, als sie je gesehen werden können. Jedes Maß versagt bei Gott und seiner Schöpfung.

Die Welt, die ewig neu erstehende Welt, ist eine Offenbarung Gottes, und sie strebt stets neuen Offenbarungen zu. Es ist keine einmalige, höchste Offenbarung gewesen, und niemals wird eine Offenbarung die letzte sein.

◆

Gott ist erhöht über der Welt und bleibt ihr übergeordnet, auch wenn er in ihr lebt. Er ist nicht überweltlich, und doch steht er über der Welt. Er wirkt aus ihrem Innern heraus die neue Schöpfung. Er läßt die alte vergehen, wenn sie nicht mehr kräftig im Wachstum ist, und er führt zu höheren Formen, was inneren Wert hat.

Gott ist nicht abhängig von der Welt und nicht aus ihr hervorgegangen, wie die Götter Griechenlands oder des Mana-Glaubens. Gott war auch nicht vor der Welt als reine Idee und hat die Welt nicht aus einem Nichts geschaffen. Nein, Gott lebt in der Welt und führt sie aus seinem Kraftvermögen immer weiter einem fernen Ziel zu. Er lebt in aller Welt, in ihrer Ganzheit. Im Menschen aber gibt sich sein höchstes Zielstreben kund.

Gott bindet seine Geschöpfte an die Welt, Gott erlöst sie nicht von der Welt; aber er erlöst aus dem jeweiligen Zustand, um ihn zu einem neuen zu führen. Dieser ist ein höherer, wenn er den früheren überwindet, ein niederer, wenn er verfällt. Es ist ein Drängen nach Formänderung, ein Streben, sich vom Alten, Verbrauchten loszulösen. Einem neuen höheren Zustande zustreben heißt: die Welt überwinden.

◆

Durch eigene Willenswahl müssen wir die Brücke zu Gott und seinem Willen herstellen. Keiner sonst kann für uns den Brückenbau übernehmen und die Brückenwacht halten. Aus unserer Seele heraus ist die Brücke zu bauen.

Wir erwarten keine Hilfe aus der Anrufung eines Gottes, der bewußt in das Leben eingreift. Wir wissen aber, daß Kräfte aus der Allmacht Gottes in uns verborgen sind, die sich uns helfend nahen, wenn wir sie mit starkem Willen suchen. Ungesucht liegen sie tot; unsere Mühe erst macht sie lebendig, und Not verdoppelt unsere Kraft, wie sie Verzagtheit schwächt.

Nicht von der Welt in uns zurückgezogen suchen wir die Verbundenheit mit Gott, nein, in Lebensdrang und Schaffensfreude. Leben in Gott ist Tat.

Gott ist der feste Halt in aller Bewegung, wie das rollende Rad es ist und nicht das ruhende, das nicht zu stehen vermag.

Hugo Petersen (in „Der Weltgott")

Kleinigkeiten

Beruhigend. Die Teilung des Mondes und seine Verwandlung in einen Ring, ähnlich dem des Saturn, steht lt. „Frankfurter Zeitung" (Nr. 626) zwar sicher bevor, aber erst in einigen hunderttausend Jahren.

Bazillenfreies Spitzbergen. Der englische Arzt Prof. Debenham schlägt vor, Spitzbergen zu einer Sommerfrische mit Sanatorien und Sporthotels auszugestalten. Das Polargebiet sei der gesündeste Teil der Erdoberfläche, weil dort die Bazillen keine Lebensbedingungen hätten.

Geografie schwach. Die estländische Zeitung „Waba Maa" veröffentlicht ein Bild, das eine eingestürzte „Hafenmauer der Vorstadt Dresdens" zeigt; sie sei bei dem letzten Hochwasser „ins Meer gestürzt" ... (Es gibt zwar eine Seestadt Leipzig, hier kann es sich aber wohl nur um eine Verwechslung mit der Dresdner See-Vorstadt handeln.)

Ulm an der Donau. Die „Berliner Morgenpost" hat in ihrer Nummer 289 die gute schwäbische Stadt Ulm statt an die Donau an die etwas nördlichere Dosse verlegt, aber freilich schon in der folgenden Ausgabe diesen Streich des „Druckfehlerteufels" reuig zurechtgerückt.

Strandgut. Die Mannschaft eines japanischen Schiffes, das eine kleine Insel der Ni-Peru-Gruppe anlief, war nicht wenig erstaunt, die Eingeborenen allesamt mit fotografischen Apparaten behängt zu finden, die ihnen auf den Bäuchen baumelten, während die Frauen Kameralinsen als Ohren- und Nasenschmuck trugen. Es stellte sich heraus, daß die Fotoapparate Strandgut von einem gescheiterten Australienfahrer waren.

Für die Freunde Schweitzers. Albert Schweitzer hält zurzeit Vorlesungen an der Universität Edinburg. Von seinem Missionshospital in Lambarene berichtet er, daß es durch eine Abteilung für Lungenkranke erweitert worden sei. Die Tuberkulosefälle unter den Eingeborenen hätten sich innerhalb der letzten zehn Jahre aus unbekannten Gründen verdoppelt.

Wider den Kragen. Erhebliches Aufsehen soll es in dem sonst so konservativen London erregen, daß der „Anti-Kragen-Klub" neuerdings wieder mit stärkerer Agitation an die Öffentlichkeit tritt. Kürzlich hat er eine Demonstration veranstaltet, bei der seine Mitglieder, mit offenem Hemd, große Schilder durch die Straßen trugen, auf denen der „kragenlose Zutritt" zu allen Theatern und Lokalen gefordert wurde.

Bettlerlager. Unter dem Druck der zunehmenden Arbeitslosigkeit und der erschreckenden Verarmung hat das Bettlerunwesen in Wien und Umgebung einen derartigen Umfang angenommen, daß die Behörden die Einrichtung von Bettlerlagern vorbereiten.

Explosionsgefahr! In England sind Geldschränke auf dem Markt erschienen, deren Außenwände mit Explosivstoff gefüllt sind, der bei einem Versuch gewaltsamen Aufknackens das größte Unheil anrichtet; nur der Inhalt des Tresors bleibt unbeschädigt. Eine auffallende Aufschrift rät den Einbrechern, die Finger davon zu lassen.

Kein Strümpfestopfen mehr? Eine Fabrik in Sheffield hat nach einer Zeitungsnotiz jetzt die ersten Stahlsocken und Stahlkrawatten hergestellt. „Es handelt sich um ein Gewebe aus rostfreiem, außerordentlich schmiegsamem Stahl, der sich vorzüglich färben und bedrucken läßt."

Dividendenwasser. Die „Coca Cola Co.", die ein Getränk gleichen Namens herstellt, hat im dritten Quartal einen Reingewinn von 5.36 (im zweiten Quartal 4.35) Millionen Dollar erzielt. Sie schüttet 300 Prozent Dividende aus.

Einen Negus, bitte! In Paris macht der Garçon gar kein erstauntes Gesicht, wenn man im Restaurant einen „Negus" bestellt. Die Pariser haben ein populäres Getränk: Kaffee mit einem Schuß Rum, das früher „Schwarzes Petroleum" hieß, auf den Namen des abessinischen Herrschers umgetauft.

Raucherglück. In Ober-Altwasser bei Waldenburg fand ein „Herbstbezirkspreisrauchen" statt, an dem sich nach dem „Berliner Tageblatt" einundsechzig Herren aller Altersstufen und aus allen Ständen beteiligten. Aufgegeben war, mit vier Gramm Tabak so lange als möglich durchzuhalten. Bestleistung: der Sieger hielt 91,15 Minuten die Pfeife in Brand.

Moralpredigende Briefmarken. Das Postministerium in China, so berichtet der Stuttgarter „NS-Kurier", versieht neuerdings die Briefmarken mit moralischen Sentenzen: „Iß nicht zu viel Reis, denn das ist gesundheitsschädlich!" „Raube der Jungfrau nicht die Liebe, wenn du sie nicht zur Gattin nimmst!" Die Briefempfänger sollen die Mahnungen sehr vergnüglich finden.

Die Baskenmütze. In der Türkei ist das Tragen von Baskenmützen untersagt worden, weil sie wegen ihrer Randlosigkeit von den Reaktionären als Ersatz für den seit 1925 verbotenen alten türkischen Fes betrachtet wurden.

Diktatorisch. Refia Ahmed, „das schönste Mädchen der Türkei", war zu einer Schönheitskonkurrenz nach Brüssel eingeladen worden. Ihr Verlobter, der um sein Mädchen bangte, lief spornstreichs zu Kemal Atatürk, der daraufhin die schöne Refia verhaften ließ und ihr befahl, ihren Verlobten noch am selben Tage zu heiraten.

Ursache und Wirkung. Aus Konstantinopel hörte man vor einiger Zeit, daß man fürchterlich unter den Katzen aufgeräumt habe. Jetzt wird gemeldet, daß man sich der Ratten, die seitdem ein paradiesisches Leben führen, kaum noch erwehren könne.

Protz. Der Herzog von Bedford, den man zu den reichsten Mitgliedern des englischen Hochadels zählt, hat sich ein eigenes Krematorium bauen lassen, in dem er nach seinem Ableben eingeäschert zu werden wünscht.

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 240 18, Postscheckkonto Stuttgart 198 44. Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließl. Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Gerichtsstand und Erfüllungsort für beide Teile: Stuttgart

Opfert für die Winterhilfe!

Stuttgart, 22. Dezember 1935

16. Jahrgang, Nr. 51

Die Sonntags-Zeitung

Versichert

In einer unserer vielgelesenen illustrierten Zeitungen, die oft schlechte Romane aber manchmal auch etwas Gutes bringen, fand sich unlängst ein Aufsatz über „Soziale Utopien im 17. Jahrhundert", dessen erster Absatz folgendermaßen lautete: „Man hat die Versicherung einmal die Keimzelle sozialistischen Denkens genannt. Wenn man die Geschichte dieser sozialen Einrichtung überblickt, kann man die Berechtigung dieser Behauptung nicht bestreiten. Denn von den Sterbekassen der ägyptischen Steinmetzen, die sich nach einem Papyrus schon lange Jahrhunderte vor Christi Geburt zusammentaten, um die Hinterbliebenen aus den Beiträgen der Gemeinschaft zu unterstützen, bis zu den primitiven Gefahrengenossenschaften englischer Flußschiffer im 17. Jahrhundert, überall ist der Gedanke lebendig, durch die Gemeinschaft das Risiko einzelner Unternehmungen, ja, die Gefahren des Lebens überhaupt tragen zu lassen, die für die Schultern des einzelnen zu schwer sind."

Im Folgenden wurden dann zwei soziale Denker aus dem Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges zitiert, die beide die moderne Einrichtung der Lebensversicherung sozusagen ideell begründet hätten: der deutsche Filosof Leibniz und der englische Schriftsteller Defoe.

Leibniz hatte sich eine Sozialversicherung ausgedacht, in der jeder Staatsbürger jährlich eine bestimmte Summe zu zahlen verpflichtet sein sollte, aus der im Falle des Unglücks der Hilfsbedürftige zur Erleichterung seiner Lage eine Unterstützung erhielt, die „in jedem Falle weit über die Höhe seiner eigenen Einzahlung hinausgehen" sollte.

Nach Defoe sollten alle Engländer gegen ein Eintrittsgeld von sechs Pfund Sterling und einen Schilling Vierteljahresprämie gegen Unfall, Invalidität und Tod versichert sein, die Bettler und die Soldaten ausgenommen.

Wir wollen nicht darüber streiten, ob und inwieweit die Sterbekassen jener ägyptischen Steinmetzen, der englischen Schiffer oder auch deutscher handwerklicher Organisationen im Mittelalter mit der modernen privatkapitalistisch orientierten Versicherung verglichen werden können. Ein boshafter Kritikus könnte finden, das sei ungefähr dasselbe, wie wenn die germanische Markgenossenschaft oder die urchristliche Gemeinde als Vorläufer einer heutigen Aktiengesellschaft betrachten wollte. Bei jenen alten Formen der Versicherung war der ausschlaggebende Gedanke jedenfalls der, daß durch die Zahlungen der Genossen anderen geholfen werden sollte, weshalb sie auch häufig erst dann fällig wurden, wenn das Unglück des Einzelnen eingetreten war; die aufzubringende Summe wurde dann auf die Gruppe umgelegt. Bei der heutigen Versicherung ist zwar jene Solidarhaftung der Versicherten ebenfalls vorhanden (denn die fällig werdenden Versicherungssummen werden normalerweise aus den laufenden Prämienzahlungen bestritten), aber in der Werbung der Versicherungsagenten pflegt jedenfalls dieser Gesichtspunkt — ebenso, wie der andere, daß das Versicherungsgeschäft sich für die Firma rentieren muß — nicht gerade in den Vordergrund zu treten; wohl aber der Gedanke, daß der Versicherte sich selber und seinen Angehörigen — wenigstens bei frühzeitigem Eintritt des Versicherungsfalls — erhebliche Vorteile verschaffe.

Das ist keineswegs zu bestreiten, und wir möchten auch nicht behaupten, bei einer Versicherung komme es in erster Linie darauf an, aus welcher Gesinnung heraus sie abgeschlossen werde, aus egoistischer oder aus altruistischer. Die großen modernen Versicherungen unterscheiden sich von jenen primitiven Vorstufen im Altertum und im Mittelalter u. a. zu ihren Gunsten auch dadurch, daß sie sich auf einen verhältnismäßig breiten Kreis von Versicherten ausdehnen, so daß das Risiko, das auf den Einzelnen entfällt, entsprechend geringer ist.

Aber auch Leibnitz und Defoe haben sich offenbar bei ihren „Utopien" nicht das vorgestellt, was das privatkapitalistische Zeitalter aus dem Versicherungsgedanken gemacht hat. Ihre Versicherungen erstreckten sich nicht auf einen durch private Werbung gewonnenen mehr oder weniger großen Personenkreis, sondern auf das ganze Volk. Sie waren durchaus sozialistisch gedacht, und wenn man eine heutige Versicherung mit ihnen vergleichen darf, dann ist es nicht die private Versicherungsgesellschaft, sondern die öffentliche Sozialversicherung. Sie hat mit der von Leibniz und Defoe projektierten zweierlei wichtige Merkmale gemein: daß sie eine öffentliche, keine private und auf privaten Gewinn angewiesene Einrichtung ist, und daß die von ihr Erfaßten nicht die Wahl haben, beizutreten oder nicht, sondern zum Beitritt verpflichtet sind.

Eine künftige organische Weiterentwicklung des Versicherungsgedankens, den man in der Tat eine Keimzelle sozialistischen Denkens nennen kann — mag die Form seiner heutigen Verwirklichung davon auch manchmal weit entfernt sein — wird ohne Weiteres an die Leibniz'sche Idee der Allgemeinheit, der Einbeziehung nicht eines finanziell oder ständisch begrenzten Personenpreises sondern des ganzen Volkes, anknüpfen können. Erst eine solche Versicherung wird dann im vollen Sinne des Wortes sozialistisch sein, und sie wird dadurch vor allen heutigen Versicherungen ein wichtiges Kennzeichen voraus haben: sie wird auf den (an sich bewunderungswürdigen) Apparat der heutigen Versicherungsmathematik, von der die „Lebenserwartung" jedes einzelnen Altersjahres, die Wahrscheinlichkeit der verschiedenen Unfallsarten u. dgl. aufs genaueste berechnet und berücksichtigt wird, entbehren können; und sie wird außerdem, richtig betrachtet, auch noch auf etwas anderes verzichten können: auf die ganze komplizierte und auch bei unseren öffentlichen Versicherungen einen ungeheuren Verwaltungsaufwand erfordernde Einziehung der Versicherungsbeiträge. Wenn jeder Volksgenosse versichert ist und, wie billig, im Maß seiner Leistungsfähigkeit zum Beitrag herangezogen wird (Leibniz und Defoe hatten noch an gleiche Beiträge, also an Kopfsteuern gedacht), dann ist es überhaupt nicht mehr nötig, besonders Beiträge von den Versicherten einzuziehen; es ergibt sich ganz von selber die Konsequenz, daß die Leistungen der Versicherung aus allgemeinen Steuermitteln gedeckt werden. Die Versicherung, als soziale Einrichtung zu Ende gedacht, wird zur beitragslosen Versicherung, und erspart dadurch den ganzen kostspieligen Apparat, der sogar mit einer so einfachen Sache wie dem regelmäßigen Markenkleben verbunden ist.

So hat ein anderer, jüngerer, sozialer Utopist, Popper-Lynkeus, die zukünftige Versicherung gesehen und damit wieder an die allerälteste Gestalt der Versicherung angeknüpft: als Verpflichtung der Allgemeinheit des Staates oder Volkes, jedem seiner Glieder, das unverschuldet in Not gerät, sei es durch Todesfall, Krankheit, Unfall oder überhaupt irgend ein Unglück, durch Gewährung des zum Leben Notwendigen zu helfen. Er hat, in Parallele zur allgemeinen Wehrpflicht, von einer allgemeinen Nährpflicht gesprochen, die jedem Bürger das Existenzminimum und die unentgeltliche Behandlung bei Krankheit zu garantieren habe. Und die Kosten dieses großen Werkes dachte sich Popper aufgebracht nicht etwa durch zusätzliche Steuern, sondern durch eine allgemeine Arbeitspflicht beider Geschlechter vom 18. bis 30. bzw. vom 18. bis 25. Lebensjahr. (Nach dem heutigen Stande der Technik würde wahrscheinlich eine kürzere Dauer ausreichen.)

Es gibt auch heute noch Leute, die zu fantasielos und zu stark in liberalistisch-kapitalistischem Denken befangen sind, um sich die Ausführung einenr solchen „Utopie" vorstellen zu können. Aber wir zweifeln nicht daran, daß die Räder der Entwicklung ihr zustreben, die noch immer unbekümmert über alle hinweggegangen sind, die ihrem schicksalsmäßigen Laufe widerstrebt haben.

× × ×

Wie es sehr weise geordnet worden ist, daß die zur Erleichterung des Schiffes über Bord geworfenen Waren auf Kosten der Allgemeinheit erstattet werden sollen, so ist auch der ganze Staat als ein Schiff anzusehen, das Wetter und Unglück unterworfen ist. Es ist daher unbillig, daß das Unglück nur einige wenige treffen soll, die anderen aber frei ausgehen. Warum soll also in einer Gemeinschaft, der Tausende angehören und die auf das Wohlergehen der Allgemeinheit gerichtet ist, einer des anderen Schaden ohne Bewegung und Mitleiden sehen, da doch einer von dem anderen Nutzen hat?

Leibniz

... Die Sozialversicherungen heutiger Prägung müßten in eine Sozialverpflichtung der Gemeinschaft gegenüber dem Einzelnen umgebaut und völlig neu geschaffen werden. Völlig neue Wege müßten wir gehen. Dies gelte namentlich für die Altersversorgung, die durch vernünftige Arbeitsmethoden völlig neu zu ordnen sei. Die Arbeitsmethoden müßten wir nach den Kräften des Menschen je nach den Altersklassen laufen lassen. Bei der Krankenversicherung müßten alle Volksgenossen verpflichtet sein, zur Gesunderhaltung des Volkes beizutragen ...

Aus einer Rede von Dr. Ley am 4. Dezember in Leipzig

Kleinwohnungen fehlen

Nach amtlichen statistischen Feststellungen stellt sich die Zahl der Wohnungen in Deutschland Anfang 1935 auf insgesamt 16 976 000 gegenüber 16 693 000 am Anfang des Jahres 1934 ... Auf Kleinwohnungen mit ein bis drei Wohnräumen einschließlich Küche entfallen nicht ganz die Hälfte, nämlich 47,3 v. H. der Wohnungen. Neubauwohnungen, die nach dem 1. Juli 1918 fertig wurden, waren 3 444 000 (20,3 v. H. aller Wohnungen) vorhanden.

(Deutsche Bergwerkszeitung)

Der subjektive Mangel an Wohnungen wird sich in der Höhe von 500 000 bis 600 000 Wohnungen bewegen. Die Beseitigung dieser Spitze ... wird noch dadurch erschwert, daß dank der staatlichen Förderung der Eheschließungen auch im kommenden Jahre wohl noch mit einem Zuwachs an Wohnungssuchenden zu rechnen ist.

(Deutsche Allgemeine Zeitung)

Kleine Chronik

Das Reichskabinett hat am 13. Dezember eine Reihe von Gesetzen (u. a. eine Reichsärzteordnung) verabschiedet.

Der Führer und Reichskanzler hat mit dem englischen Botschafter in Berlin eine Aussprache über die Möglichkeit von Rüstungsbeschränkungen und des Abschlusses eines Luftpaktes gehabt.

Die Zahl der Arbeitslosen ist im November um 156 000 auf 1 985 000 gestiegen.

Der Oberbürgermeister von Berlin, Dr. Sahm, ist von seinem Posten zurückgetreten.

Der von Laval und Hoare ausgearbeitete Vorschlag zur Beilegung des italienisch-abessinischen Konflikts ist veröffentlicht worden. Abessinien soll im Norden und im Süden Gebietsteile an Italien abtreten und im Südwesten ein Gebiet für die Kolonisierung und die wirtschaftliche Ausbeutung durch Italien zur Verfügung stellen; dafür würde es einen Korridor zum Roten Meer durch Eritrea erhalten.

In England ist der Friedensvorschlag Lavals und Hoares von Parlament und Öffentlichkeit mit Entrüstung aufgenommen worden. Er ist deshalb noch etwas abgeändert und nicht nur Mussolini, sondern auch dem Kaiser von Abessinien und dem Völkerbund überreicht worden.

Die Sanktionskonferenz hat wegen der erwarteten Verhandlungen über den Vorschlag Laval-Hoare die Frage der Ölsperre nochmals vertagt.

Auf der Londoner Flottenkonferenz hat die japanische Delegation für Japan Flottengleichheit mit England und Amerika gefordert, wodurch die Verhandlungen sofort ins Stocken gerieten.

Die französische Regierung hat eine Zwei-Milliarden-Anleihe für militärische Ausgaben aufgelegt.

In Spanien ist die Regierung Chapaprieta zurückgetreten. Ein Übergangskabinett Valeadores soll Neuwahlen zu den Cortes durchführen.

Der tschechoslowakische Staatspräsident Masaryk hat sein Amt niedergelegt. Als seinen Nachfolger hat er den bisherigen Minister des Äußern Benesch empfohlen.

In Estland ist ein Putschversuch der „estnischen Freiheitskämpfer", einer rechtsstehenden Organisation, niedergeschlagen worden.

Seine Worte selten machen; dann geht alles von selber.

Laotse

Denke nicht, dein Heil zu setzen auf ein Tun; man muß es setzen auf ein Sein.

Eckehart

Die Industrie im Krieg

Von Fritz Werkmann

Die englischen Munitionsfirmen hatten sich während des Weltkrieges vertraglich verpflichtet, bis zum 1. Juni 1915 der englischen Armee 5,7 Millionen Granathülsen zu liefern. Nur 1,5 Millionen Granathülsen wurden fristgemäß abgeliefert. Die staatlichen Rüstungswerke, die naturgemäß gut eingearbeitet waren, hatten innerhalb der vereinbarten Frist etwa 5 Prozent mehr geliefert, als sie zugesagt hatten. Nur drei Privatfirmen hatten wenigstens die Hälfte der vertraglich zugesicherten Menge geliefert; darunter waren aber zwei ganz kleine Firmen, die zusammen weniger als 40 000 Stück lieferten. Insgesamt fehlten am 1. Juni 1915 fast drei Viertel der vertraglich zugesicherten Lieferungen.

Der folgende Bericht aus den USA dürfte die Leser noch mehr erstaunen. An seiner Wahrheit zu zweifeln, liegt aber kein Anlaß vor. Grosvenor B. Clarkson schreibt in dem 1923 in New York erschienenen Buch „Industrial Amerika in the war" („Das industrielle Amerika im Krieg"): „Innerhalb der ersten drei Monate, nachdem die USA in den Weltkrieg eingetreten waren, hat das Kriegsministerium, hauptsächlich in einem beschränkten Teil der Industrie, mehr als 60 000 Aufträge auf Rohstoffe und Fertigwaren erteilt. ... Angesichts dieses wütenden Ansturms geriet die Industrie in Schwierigkeiten. Unwichtige Waren wurden vor wichtigen hergestellt; Frachtladungen wurden fertiggemacht, ohne daß Güterwagen dazu vorhanden waren; Güterwagen wurden an die Küste geschickt, ohne daß Schiffe frei waren; alle Regierungsaufträge waren „dringend" und Tausende von Heeres- und Marineoffizieren ... stachelten die Fabrikanten zur Raserei einer regellosen Kraftanstrengung an. Frachtladungen wurden an den Küstenbahnhöfen aufgestapelt, bis die Güterzüge die Küste nicht mehr erreichen konnten und ihre Ladungen im Freien, 10, 20, 30 Meilen vorher, auf freiem Felde ausgeladen werden mußten; die Eisenbahnstrecken im Lande waren so chaotisch blockiert, daß die Wagen mit Kränen gehoben werden mußten, um sie auf den richtigen Weg zu bringen."

Churchill schreibt im dritten Band seines Buches „Weltkrisis", die Industrie der USA habe zwar für die Geschützgießereien Frankreichs und Englands reichliches Material geliefert, sie sei jedoch nicht in der Lage gewesen, von den 12 000 für die amerikanischen Truppen erforderlichen Geschützen mehr als 600, d. h. den zwanzigsten Teil, herzustellen. Erst 1919, im dritten Kriegsjahr der USA, würde die unbegrenzte Leistungsfähigkeit der Industrie der USA durch Lieferung von Geschützen, Tanks usw. voll zur Geltung gekommen sein.

Nach Angaben des englischen Majors Lefebure wurden Anfang April 1917 bei einer amerikanischen Firma, der Savage Arms Corporation, leichte Maschinengewehre bestellt. Erst nach acht Monaten erfolgte die erste Lieferung mit etwa 2000 Stück. Nach weiteren vier Monaten erfolgte dann freilich bereits die Lieferung des 16 000. leichten Maschinengewehrs.

Die Amerikaner faßten im August 1917 den Entschluß, Tanks zu bauen. Ein französischer Mustertank traf in den USA im Dezember 1917 ein. Die erste Lieferung von rund 30 amerikanischen Tanks erfolgte im Oktober 1918. Am Tag des Waffenstillstands waren erst etwa 100 Stück fertig. An die Front ist keiner dieser Tanks mehr gekommen.

Ende 1917 erhielt die Du Pont Engineering Company den Auftrag, 9 Fabriken mit einer Tagesleistung von 50 Tonnen Pulver zu bauen. Anfang März 1918 wurde mit dem Bau begonnen. Anfang Juli begann die erste Fabrik zu liefern. Im Oktober lieferte sie erst die Hälfte der verlangten Tagesleistung.

Alle diese Beispiele, die sich leicht vermehren ließen, zeigen deutlich, daß die Umstellung auf Kriegsproduktion schwierig und zeitraubend ist, selbst dann, wenn es sich um ein durchaus bekanntes Produkt und bekannte Produktionsverfahren handelt wie bei Pulver, — selbst wenn die Umstellung ziemlich ungestört durch militärische Aktionen vor sich gehen kann, wie während des Weltkrieges in Großbritannien, oder gar völlig ungestört, wie in den USA.

Zwar ist es richtig, daß sich die militärische Kraft eines Staates nicht aus der Größe seines stehenden Heeres, seiner Reserven und Rüstungsbestände allein entnehmen läßt. „Seine Schlagkraft wird nicht in letzter Linie durch die Entwicklungsstufe seiner Fabrikindustrie, überhaupt seiner Wirtschaft bestimmt. Die Streitmacht eines Großstaates ist der Staat selber, seine Industrie, seine Bevölkerung, seine Gesellschaft, seine Wissenschaft und seine Technik." So lesen wir in der französischen Zeitschrift „France Militaire" (1933, Heft 1).

Aber nicht minder recht hat ein anderer Franzose, Debeney, der in der „Revue d'Infanterie" (Nr. 488) schrieb: „In Wirklichkeit muß man mit einer erheblichen Anlaufszeit der Kriegsindustrie rechnen. Diese Zeit muß bei der Vorbereitung der Landesverteidigung ernstlich berücksichtigt werden. Die Anlaufszeit ist aber noch nicht zu Ende, wenn die ersten Granaten oder der erste Motor die umgestellte Fabrik verlassen. Bis zur vollen Erzeugungsfähigkeit ist dann immer noch ein weiter Weg ... Vorbereitung der industriellen Mobilmachung und Bereitlegen einer bestimmten Materialmenge, — das sind die ersten Notwendigkeiten, die sich aus dem Materialkrieg ergeben."

Wer sich zum Krieg mit Aussicht auf Sieg rüsten will, muß es heutzutage wohl oder übel in Kauf nehmen, daß bereitliegendes Material in Massen verdirbt, daß Flugzeuge, Tanks, Geschütze usw. im Wert von Milliarden Mark unmodern werden. Insbesondere wer mit Ludendorff damit rechnet, daß die ersten Entscheidungen rasch fallen werden, muß ein riesiges Kapital in der Rüstung investieren, auf die „Gefahr" hin, daß es nicht zur Verwendung kommt.

◆

Auf Grund der Erfahrungen gegen Ende des Weltkrieges und aus der bekannten neuesten Entwicklung der Luftwaffe ergeben sich völlig neue Gesichtspunkte für den Aufbau der Industrie, für die räumliche Verteilung der Betriebe, ja sogar für ihre Größe. Wir lesen darüber in Heft 3 der Zeitschrift des Amtes des Siedlungsbeauftragten der NSDAP:

„In der guten alten Zeit marschierten die Armeen an die Grenze und über sie hinaus, um das feindliche Land zu erobern ... So war das Grenzgebiet gegenüber dem Innern des Landes als besonders gefährdet zu betrachten ... Im Zeitalter der Bodenwaffen genügte es, einen Betrieb aus der gefährdeten

Grenzzone geschlossen in das Innere des Reiches zu verlegen ... Für verschiedene Gebiete der Kriegswirtschaft war es sogar erwünscht, daß die maßgebenden Stellen es nicht mit zahllosen kleinen, schwierig zu lenkenden und zu überwachenden Betrieben zu tun hatten, sondern daß vielleicht nur einige wenige große Hochleistungsbetriebe zur Verfügung standen ...

Die Luftwaffe trägt die Gefechtshandlung in den Raum und verlegt den Kampfplatz von den Grenzen des Reichs über seine ganze Oberfläche. So stehen die nationalen Energiequellen, seien dies nun Menschen oder landwirtschaftliche und industrielle Produktionsstätten, sowie die sie verknüpfenden Verkehrsanlagen unter unmittelbarer Bedrohung des Gegners ... Es genügt deshalb nicht mehr, den nationalen Tauschkreis ... von den Grenzen weg einschrumpfen zu lassen, sondern er muß in eine große Anzahl provinzieller Tauschkreise aufgelöst werden ...

Est ist deshalb erforderlich, bei der Verlagerung großer Betriebe aus gefährdeten Grenzzonen gleichzeitig eine Auflösung in zahlreiche selbständige Betriebe oder örtlich getrennte Betriebsabteilungen vorzunehmen. So fügen sich die neugeschaffenen kleineren Erzeugungsstätten sinngemäß in die möglichst selbständig aufgebauten Gauwirtschaften, Kreiswirtschaften und Marktwirtschaften ein, je nach der Betriebsart und den im Einzelfall ermittelten Selbstversorgungsstufen ... Das Ziel ist die dezentralisierte Erzeugung bestimmter Güter."

◆

Auf das umfassende Problem „Industrie im Krieg" können hier natürlich nur Streiflichter geworfen werden. Doch sei auf die folgenden drei Punkte wenigstens noch kurz hingewiesen:

1. Japan führt seit dem Spätsommer 1931 Krieg in Ostasien. Seine Industrie hat vor allen anderen den Weg aus der Krise gefunden. Seine industrielle Produktion hat sich seit dem Tiefpunkt im Frühjahr 1931 bis Mitte 1935 um rund 80 Prozent erhöht und liegt heute fast 50 Prozent über dem vorhergehenden konjunkturellen Höchststand von November 1929.

2. Nach Berechnungen des deutschen Instituts für Konjunkturforschung kann man annehmen, daß gegenwärtig auf der Erde 24—31 Milliarden Mark jährlich für Rüstungen ausgegeben werden. Diese Summe würde ausreichen, um alle Erneuerungen und Reparaturen, die in der Industriewirtschaft der Erde im Laufe eines Jahres notwendig werden, zu bezahlen; alle Industriearbeiter der Erde arbeiten mehrere Wochen im Jahr nur für die Rüstungen der einzelnen Länder. Sie könnten in derselben Zeit jährlich 3 Millionen moderne Wohnungen herstellen.

3. Die interessante Frage, inwieweit die Rüstungsfirmen nicht nur Rüstungsmaterial, sondern auch Kriege produzieren, müssen wir hier offen lassen. Wir zitieren jedoch nocheinmal aus dem Bericht eines Völkerbundsausschusses von 1921, was dieser Ausschuß immerhin für möglich und diskussionsfähig hält:

„Im allgemeinen kann man die Einwände, die gegen die private und unkontrollierte Herstellung von Kriegsgerät erhoben werden, wie folgt einteilen:

1. Die Rüstungsfirmen sollen dazu beigetragen haben, die Kriegsgefahren zu vervielfachen und ihre jeweiligen Länder zu veranlassen, eine kriegerische Politik zu führen und aufzurüsten.

2. Diese Firmen sollen versucht haben, Beamte ihres eigenen Landes wie auch des Auslandes zu bestechen.

3. Diese Firmen sollen falsche Berichte über die militärischen und Seerüstungsprogramme der verschiedenen Länder verbreitet haben, um eine Erhöhung der Rüstungsausgaben zu provozieren.

4. Diese Firmen sollen versucht haben, die öffentliche Meinung zu beeinflussen, indem sie Zeitungen in ihrem eigenen Lande und im Ausland unter ihre Kontrolle brachten.

5. Diese Firmen sollen wirkliche internationale Vereinbarungen getroffen haben; durch Ausspielen eines Landes gegen ein anderes ist der Gang der Aufrüstung beschleunigt worden.

6. Diese Firmen sollen richtige Trusts der internationalen Rüstungsindustrie gebildet haben, die zur Verteuerung der den Regierungen verkauften Waffen beigetragen haben.

... Die Unterkommission ist nicht in der Lage, heute einen endgültigen Schluß über das delikate und verwickelte Problem zu erreichen."

Die englische Waffen- und Munitionsausfuhr hat sich im Jahr 1935 gegenüber dem Vorjahr fast verdoppelt. In den ersten neun Monaten 1935 hat England für 816 000 Pfund Sterling Munition ausgeführt gegen 492 000 Pfund in derselben Zeit des Vorjahres. Die Ausfuhr von Torpedos und Minen ist von 96 000 auf 135 000 Pfund gestiegen, die Flugzeugausfuhr von 1,4 Mill. auf 2,07 Mill. Pund. Die Ausfuhr von Kriegsschiffen belief sich auf 874 000 Pfund gegenüber 597 000 Pfund im Vorjahre, die Ausfuhr anderer Kriegsmaterialien hat sich von 174 000 auf 395 000 Pfund erhöht und damit mehr als verdoppelt.

Zwei Gefahrenpunkte

Im Jahre 1918 ist neben andern schönen Ideen auch der Gedanke aufgetaucht, nun, da die Völker mündig geworden seien, müsse die aus den Zeiten der Kabinettspolitik stammende Geheimdiplomatie abgeschafft werden. Wenn es noch eines Beweises dafür bedurft hätte, daß, wie so mancher Traum von 1918, auch diese Hoffnung sich nicht erfüllt hat, dann hätten die Ereignisse der letzten Wochen einen darüber belehren können. Abmachungen in Paris, Indiskretionen, Änderungen in London, neue Abmachungen und Verhandlungen — alles hinter dem dichten Schleier nichtssagender Kommuniqués und im Nebelmeer unkontrollierbarer Gerüchte. Was ist geschehen und beschlossen worden? Man erfuhr es nicht. Warum ist so und so gehandelt worden? Man wußte es noch viel weniger. Aus welchen Motiven z. B. — um die wichtigste Frage herauszugreifen — hat die englische Regierung sich zu Angeboten an Italien bereit erklärt, die über alle bisherigen Zugeständnisse hinausgehen?

Man ist auf Vermutungen angewiesen. Es ist wohl nicht so, daß England zurückgewichen ist, weil es sich im Falle eines ernsten Konfliktes Italien nicht gewachsen gefühlt hätte; man könnte eher sagen: gerade weil England sich Italien gegenüber stark weiß, will es womöglich einen Konflikt vermeiden, um dafür seine Kraft auf andere Punkte zu konzentrieren, an denen wirkliche Gefahren drohen. Diese Punkte sind gegenwärtig Ostasien und Ägypten.

◆

Über die Lage in Ostasien brauchen wir (nach den Artikeln in Nr. 48—50 der S.-Z.) nicht mehr viel Worte zu verlieren. Japan sucht, da die Vereinigten Staaten durch das Wirtschafts-Experiment Roosevelts abgelenkt sind, sein Programm vom Januar 1915 durchzuführen. „Asien den Japanern!", lautet die japanische Monroe-Doktrin, und die erste Etappe soll heissen: Nordchina den Japanern! Zwar ist die angekündigte Autonomie-Erklärung der fünf nordchinesischen Provinzen mit der Hauptstadt Peiping verschoben worden (offenbar hat das Auswärtige Amt die Methoden — nicht die Ziele — der Generale der Kwantung-Armee nicht billigen können), aber die Provinzen, besonders die Eisenbahn-Knotenpunkte, sind von japanischen Truppen besetzt, und einige Teile haben ihre Unabhängigkeit tatsächlich auch schon proklamiert. Tschiankaischek wird zwar von den Politikern Südchinas zum Widerstand gedrängt, aber er weiß zu gut, daß China erst nach gründlicher Reorganisation der Verwaltung und des Heeres sich gegen Japan verteidigen könnte, und sucht deshalb durch Verhandlungen wenigstens das Tempo des japanischen Vordringens zu verlangsamen.

Und England? — In einigen Teilen Nordchinas werden die Steuern schon nicht mehr nach Nanking abgeführt. Das ist für England (wie auch für die Vereinigten Staaten) der entscheidende Punkt. Denn die Nankingregierung hat als Bürgschaft für englische und amerikanische Finanzhilfe den größten Teil der Steuern und Zölle verpfändet. Liefern nun die unter japanischem Einfluß stehenden Gebiete ihre Steuern nicht mehr nach Nanking ab, so kann die Nankingregierung ihre Verpflichtungen nicht mehr erfüllen, die Einnahmequellen der englischen und amerikanischen Banken in Schanghai versiegen, und die mit dem Geld dieser Banken arbeitenden Unternehmungen (Spinnereien, Eisenbahnen usw.) gehen zugrunde. Mit der Loslösung der Mandschurei von China hat sich England abgefunden, allenfalls wird es auch noch die schon im Gang befindliche Loslösung der fünf Nordprovinzen hinnehmen, aber daß es dem weiteren Vordringen der Japaner in China tatenlos zusehen wird, kann man sich nicht gut vorstellen.

◆

Nicht ganz so schwer und vor allem nicht so akut ist die Gefahr für England in Ägypten.

Ägypten ist seit der Eroberung durch die Perser (525 v. Chr.) nie mehr ein selbständiger Staat gewesen. Die Perser wurden abgelöst durch Alexander den Großen, die Diadochen, Rom, Byzanz. Dann folgten die Araber und die Türken. Im 19. Jahrhundert stritten sich England und Frankreich um den Einfluß in Ägypten. England siegte. 1914 wurde die „Unabhängigkeit Ägyptens unter englischer Schutzherrschaft" verkündigt, 1917 Fuad I. zum König von Ägypten eingesetzt. 1923 erhielt Ägypten eine Verfassung, in der nochmals die Souveränität des Landes anerkannt wurde, allerdings mit wichtigen Vorbehalten: England behält die Verteidigung des Landes, den Schutz der Fremden, die Sicherung des Suez-Kanals und den Sudan in seiner Hand.

Die parlamentarische Demokratie, die durch die Verfassung eingeführt werden sollte, hat nie funktioniert. Die größte Partei, der „Wafd", die Partei der Nationalisten, wurde für illegal erklärt, und die Kabinette regierten meistens diktatorisch; sie stützten sich nicht auf das Parlament, sondern auf den König und den britischen Oberkommissar.

Dieser Zustand (der für England sehr angenehm war) ist durch den englisch-italienischen Konflikt gestört worden. Zunächst sah es aus, als ob der Kampf um Abessinien ein besseres Verhältnis zwischen dem Wafd und der englischen Regierung schaffen werde. Denn wenn die Engländer bei den ägyptischen Nationalisten unbeliebt sind, so sind es die Italiener noch viel mehr. Das übervölkerte Italien schickt alljährlich eine ziemliche Anzahl (nicht gern gesehener) Auswanderer nach Ägypten; heute beträgt die Zahl der Italiener dort schon 70 000; die Männer sind in zwei faszistischen Divisionen militärisch organisiert, eine Macht, die stärker ist als die englische Besatzungsarmee in Friedenszeiten. In Libyen stehen etwa 60 000 italienische Soldaten, und Marschall Balbo treibt mit fieberhafter Eile Straßen gegen die ägyptische Grenze vor.

Die italienische Aktivität in und um Ägypten hat bei den ägyptischen Nationalisten einige Bedenken erregt. Denn daß die Italiener, wie ihre Propaganda versichert, den Ägyptern die völlige Freiheit bringen würden, glauben sie doch nicht so ohne weiteres. Die Wafd-Anhänger waren deshalb sehr dankbar, als England in den letzten Monaten den militärischen Schutz Ägyptens verstärkte.

Andererseits aber ist ihnen auch einmal wieder vor Augen geführt worden, welch wichtiger Stein im Gebäude des englischen Reiches Ägypten ist, und gerade deshalb glauben sie, in der jetzigen heiklen Lage von England einige Zugeständnisse erpressen zu können. Sie sind zwar bereit, das Recht (oder die Pflicht) Englands zur Verteidigung Ägyptens und die englische Herrschaft über den Sudan vorerst noch anzuerkennen, aber sie verlangen jetzt, daß die Verfassung von 1923 eingehalten, d. h. daß Ägypten parlamentarisch regiert werde. Und sie haben in diesem Kampf um die Verfassung bis jetzt den Erfolg zu buchen, daß die bisherige Diktatur-Regierung zurückgetreten ist. England muß wahrscheinlich einige Zugeständnisse machen.

Die Gefahr für England in Ägypten ist, wie gesagt, nicht akut. Aber die Tätigkeit des Wafd ist doch für die englische Regierung ein kleines Hemmnis, daß sie ihre Kraft nicht immer ganz so entfalten kann, wie sie gerne möchte.

Herbert Lang

In Ägypten ist die Regierung nicht zurückgetreten, weil die englische Regierung ein Dekret erlassen hat, wonach die Verfassung von 1923 wieder eingeführt werden soll.

Turkestan

Das alte „Reich der Mitte" ist unter der Wirkung der Anziehungskraft der umliegenden modernen Staaten heute in voller Auflösung. So trieb die Mandschurei nach Japan, so wird Nordchina folgen, so trieb die Äußere Mongolei nach der Sowjet-Union, während die Innere Mongolei noch zwischen den beiden Magneten hin- und herschwankt. Jetzt hat auch Chinesisch Turkestan, Sinkiang, seinen Weg nach dem Westen gewählt, nicht zuletzt weil es durch die Wüsten und Hochgebirge Tibets von den östlichen und durch die nordindische Felsbarriere des Hindukusch von den südlichen Machtzentren getrennt wird.

Die Russen haben dieser Entwicklung lange vorgearbeitet. In West-Turkestan vollendeten sie schon 1930 die Turksib-Bahn und dann stießen sie von dieser Grundlinie mit Autostraßen gegen die Grenze vor. Es entstanden damit, abgesehen von den alten Karawanenstraßen, die ersten Verbindungswege Sinkiangs mit der umliegenden Welt. Schon 1930 begannen Unruhen in Sinkiang auszubrechen. Eine Hauptrolle spielte dabei General Ma, das „große Pferd", dessen Kämpfe und Ende Sven Hedin aus eigenem Erleben schildert. Ma war ein Gegner der Eingliederung des Landes in die Union der Sowjetrepubliken. Zuletzt wurde er aber geschlagen und soll auf russisches Gebiet geflohen sein. In Chinesisch Turkestan stehen heute Russen an der Spitze der Verwaltung. Neun Zehntel des gesamten Warenverkehrs gehen nach Rußland. Die nächstliegende chinesische Bahnstation ist 2700 Kilometer entfernt, während nach Russisch-Turkestan zehn Autostraßen führen, die an die Turksib angeschlossen sind.

E. Pf.

Kuriositäten

Das Fürstentum Liechtenstein hat eine Beteiligung an den Sanktionen gegen Italien abgelehnt.

Die Republik San Marino hat festgestellt, daß sie sich vom Weltkrieg her immer noch im Kriegszustand mit der Türkei befinde, da diese vergessen hat, Frieden mit ihr zu schließen. Die Türkei will „Schritte unternehmen, um diesen unhaltbaren Zustand zu beseitigen".

Die Weihnachtsnummer

Von German Gerhold

Gordon trat aus der Glut in den Schatten der Terrasse. Im Innern des offenen Hauses sah er Abdullah mit Mistelzweigen hantieren.

Er lächelte, warf sich in den Sessel und griff zur bereitliegenden „Morningpost". Er überflog wie gewohnt ihren Inhalt, nur hie und da bei einigen Zeilen verweilend.

◆

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Wieder einmal feiert die Christenheit das Fest der Liebe ... Die tätige Nächstenliebe war auch in diesem Jahre am Werk, um die Not des Mitmenschen so viel als möglich zu lindern. Erst unsere Zeiten der Not haben uns ja erkennen gelehrt, wie nah der Nächste uns steht, daß wir alle schließlich in Not geraten müssen, wenn wir die Armen dem Mangel am Nötigsten überlassen. Auch die tätige Nächstenliebe ist letzten Endes Produktionsförderung und damit Hebung des eigenen Wohlstandes ..."

„ ... darum befestigt heute an Christmas erneut das Gebot: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! ..."

„Die Fliegertätigkeit an der Nordfront ist normal. Einige Siedlungen wurden mit Bomben belegt, deren Wirkung zufriedenstellend war ..."

„... daß unter diesen Verhältnissen die Anwendung von Kampfgasen eben zweckmäßig erschienen sei. Ein Belästigung der Zivilbevölkerung ließ sich allerdings nicht völlig vermeiden, doch dürften Frauen und Kinder nur in wenigen Fällen und in geringerer Zahl betroffen worden sein ..."

„... hat sein gesamtes Millionenvermögen einem Hospital für altersschwache Pferde hinterlassen ..."

„... wurde nunmehr beschlossen, mit der Abrüstung wenigstens zur See ernstlich zu beginnen ..."

„... der Flottenetat wurde gegen die wenigen Stimmen der Opposition genehmigt, er sieht die Schaffung von zwölf neuen Flotteneinheiten ..."

„... beschloß das Kartell, zur Hebung der Preise die Produktion um 35 Prozent herabzusetzen ..."

„... wurden 800 000 Sack außerhalb der Hoheitsgrenze versenkt ..."

„... die Zustände im Notstandsgebiet seien unbeschreiblich. Achtzig Prozent aller Schulkinder werden als unterernährt bezeichnet, tausende können die Schule nicht mehr besuchen, da sie weder über Schuhe, noch genügende Winterkleidung verfügen. Die wenigsten Kinder schlafen in einem eigenen Bett ..."

„... wurde die Absatzkrise dadurch gemildert, daß die Abschlachtung von einer Million Stück Vieh und deren Verarbeitung zu Dünger veranlaßt wurde ..."

„... Die Nachfrage nach Schweineschmalz in Whitechapel war trotz der bevorstehenden Festtage äußerst gering, so daß große Posten unverkäuflich blieben ..."

„... der Grund dieses Selbstmordes soll in Ernährungsschwierigkeiten zu suchen sein ..."

„... die alljährlichen Weihnachtsselbstmorde erreichten in diesem Jahre bis jetzt eine Zahl ..."

„... sangen nach Beendigung dieser ergreifenden Weihnachtsfeier in genußvoller Weise das Gloria in excelsis Deo ..."

„... kehrt das Publikum gottseidank wieder stärker die Kauflust hervor, so daß der Absatz in der Parfümeriebranche ..."

„... haben die Sparkassen mit bestem Erfolg den Spargedanken erneut in die Massen vorgetragen ..."

„... der Frieden muß der verzweifelnden Menschheit endlich gesichert werden. Gerade in der Weihnachtszeit muß der Friedensgedanke ..."

„... wird eine bewaffnete Auseinandersetzung immer wieder das letzte Wort der Politik bleiben. Darum muß die Bevölkerung mit den Gefahren des modernen, totalen Krieges ..."

„... die Filosofie übernimmt das Forschungsresultat: eine Materie existiert nicht mehr! ..."

„... wenn wir heute im heiligen Lande auf den Spuren wandeln, welche damals im Lande der Juden ..."

◆

„Ach so, das ist bereits das Feuilleton." Gordon faltete das Blatt sorgfältig und legte es beiseite.

„Was gibt's, Abdullah?" fragte er dann, während er sich die Pfeife stopfte. „Was starrst du mich so an?"

Ertappt wich Abdullahs Blick aus.

„Nun rede doch. Was hast du?" fragte Gordon in seiner ruhigen Art.

Der Schwarze wand sich verlegen. „Oh, Sahib — —! Ich bin ja so froh, daß du so ruhig bleibst. Verzeihe mir. Ich wagte es, deine Zeitung zu lesen, und mein armer Kopf ist völlig verwirrt davon. Wie stark seid ihr doch, daß eine derartige Zeitung euer Herz nicht zerreißt!"

Gordon zündete sich verdutzt die Pfeife an. Dann lächelte er müde. „Laß die Zeitung in Ruhe, Abdullah. Das ist nichts für euch Barbaren."

Ein Eskimo über Politik

In seinem Buch „Eskimoleben" hat Fridtjof Nansen einen Brief abgedruckt, den ein Eskimo einmal an den norwegischen Missionar Egede gerichtet hat. Darin heißt es u. a.:

„... Die Schiffer erzählen uns, daß die beiden Nationen, die hieher zum Walfischfang kommen (damals die Holländer und die Engländer), nicht aus eurem Land, aber doch eure Glaubensgenossen, einander zu Lande und zu Wasser erschießen und totschlagen, aufeinander Jagd machen, wie auf Seehunde und sich gegenseitig und solchen, die sie gar nicht kennen, Schiffe und Güter stehlen und fortnehmen, nur weil ihr Oberherr das so haben will.

Als ich den Schiffer fragte, was der Grund zu solcher Unmenschlichkeit sei, antwortete er, es sei ein Stück Land dem unserigen gegenüber, das so weit fort liege, daß sie drei Monate brauchen, um dorthin zu segeln. Ich dachte da, daß sie zu wenig Land hätten, um alle dort wohnen zu können, er aber sagte nein.

Ich wurde so bange über diese Begehrlichkeit, daß ich beinahe vor Schrecken gestorben wäre. Doch gleich darauf wurde ich wieder froh, du kannst wohl kaum erraten, weshalb?

Ich dachte an unser schneebedecktes Land mit seinen armen Bewohnern, und ich sagte zu mir selbst: Gott sei Dank, wir sind arm und besitzen nichts, was diese gierigen Kavdlunaker, so nennen wir alle Fremden, begehren könnten. Was wir über der Erde besitzen, gilt ihnen nichts; was uns zu Kleidung und Nahrung dient, schwimmt im großen Meer, davon mögen sie nach Belieben nehmen. Wenn wir nur so viel Speise haben, daß wir uns satt essen können, und genug Felle, daß wir uns gegen die Kälte schützen können, so sind wir zufrieden. Wir wollen darum nicht Krieg führen, auch wenn es in unserer Macht läge, obgleich wir ebenso gut sagen könnten, es gehöre uns. Wir könnten sagen: das Meer, das unsere Küsten bespült, gehört uns, unser sind auch die darin schwimmenden Walfische, Seehunde und andere Tiere. Doch wir haben nichts dagegen, daß sich andere so viel von dem großen Vorrat nehmen, wie sie wollen. Wir haben das große Glück, von Natur nicht so habgierig zu sein, wie sie ..."

Fallschirm-Krieg

In der Gegend von Kiew fanden dieses Jahr die großen Herbstmanöver der Sowjettruppen statt. Das Manövergelände bot den üblichen Anblick: getarnte Infanterie, Artillerie, Tankkolonnen. Bomber und Jagdflieger schossen durch die Luft. Das Schlachtenglück hatte sich noch für keine der kämpfenden Parteien entschieden.

Plötzlich erschien eine geschlossene Formation schwerster, viermotoriger Lastflugzeuge. Und wie wenn Mohnkapseln aufspringen, um ihren Inhalt in der Luft zu zerstreuen, so begannen die Schlepper den Himmel mit einer Art von weißen Blütenflocken zu bedecken, die in immer größerer Zahl den Raum um die Flugzeuge erfüllten. Wie weiße Tauben schwebten sie nieder; hundert, zweihundert, fünfhundert weiße Tauben flatterten zur Erde. Wenn sie den Boden berührten, standen sie als aufgeblähte Halbkugeln noch einen Augenblick still, dann fielen sie zusammen, wie ein Seifenblasenregen beim Berühren der Erde.

Dort aber wurde es lebendig. Im Gras, hinter Büschen, überall krabbelte es, ein ganzes Feld rennender Menschen, die sich in bestimmten Formationen ordneten, Linien bildeten, in Stellung gingen. Kaum eine Minute nachdem die seltsamen Flocken heruntergeflattert waren, spie ein Riegel aus hunderten Maschinengewehren Tod und Verderben in den Rücken des Feindes.

So schildert ein englischer Bericht das Auftreten der russischen Fallschirmabspringer, einer unter Umständen verlorenen Mannschaft, die, hinter dem Feind abgeworfen, den Sieg erzwingt oder geopfert wird. Sie tragen Munitionskasten und leichte Maschinengewehre auf dem Rücken, während dazwischen ganze Pakete schwerer Maschinengewehre auf Rädern heruntergehen. In ein paar Minuten ist so, wenn alles klappt, ein Fort, eine Festung im Rücken des Feindes gelandet.

Tausende von jungen Soldaten werden heute in Rußland im Fallschirmspringen geübt. Wie aus Eisenbahnwaggons steigen sie hoch in der Luft aus, um ihr Ziel zu erreichen. Die russischen Militärs versprechen sich von ihrem Eingreifen unter Umständen entscheidende Wirkungen. Daneben üben die Russen auch die Landung ganzer Flugzeuggeschwader hinter dem Feind. Schwere Transportmaschinen bringen Radfahrtruppen mit Gewehren, Handgranaten und Infanteriegeschützen. Besondere Maschinen sind angeblich gebaut worden, die ganze Lastautos, Geschütze und leichte Tanks hinter den Feind zu transportieren vermögen.

Maschinen, Maschinen — das ist der (vielleicht gefährliche, vielleicht überschätzte) Traum des früher so stillen und bedächtigen, träumerischen Russen geworden. Ernst Haardt

Wirtschaftsnotizen

Die Stadt Neustadt in Sachsen wird, um den deutschen Seidenbau zu fördern, im Frühjahr 15 000 Maulbeersträucher anpflanzen.

Unter dem Druck der tschechoslowakischen Schuhindustrie hat die Regierung die Steuerschraube für die bekannte Firma Bata angezogen. Die Bata-A.G. hat daraufhin in einer öffentlichen Erklärung angekündigt, sie sei infolge dieses Vorgehens gezwungen, die Betriebe in Zlin stark einzuschränken. Es werde nur noch drei Tage in der Woche gearbeitet werden; 10 000 Arbeiter sollen entlassen werden.

Die Türkei baut ihre Industrie weiter auf. Der Bau eines großen Hüttenwerkes ist geplant, ferner die Errichtung von Zementfabriken, einer großen Textilfabrik in Malatia und einer Porzellanfabrik in Kutahia. Die neuerrichteten Kokswerke in Songuldak haben bereits eine ansehnliche Tagesleistung; auch Destillationsanlagen für Benzin und Schweröl sind in Betrieb genommen worden.

In Teheran (Iran) wird nach dem „Berliner Tageblatt" demnächst ein großes Lebensmittelkombinat errichtet, bestehend aus einem Elevator für 65 000 Tonnen Getreide, einer Mühle für täglich 200 Tonnen Mehl, einer Brotfabrik für 100 Tonnen Brot, einer Makkaronifabrik für täglich 10 Tonnen Makkaroni und einer Elektrostation von 2400 PS. Der Auftrag zur Errichtung des ganzen Kombinates ist in scharfer Konkurrenz mit europäischen und amerikanischen Firmen dem russischen Trust Exportstroi zugefallen.

Rußland hat in den ersten 9 Monaten von 1935 rund 101 000 Tonnen Zement ausgeführt, gegen 39 000 Tonnen in der gleichen Zeit des Vorjahres.

Rußland hat nach Ungarn 5000 Waggons Gußeisen geliefert.

Die Suezkanal-Gesellschaft rechnet für 1935 mit einem gegenüber dem Vorjahr um etwa 50 Millionen Franken höheren Gewinn.

Bismarcks Sozialpolitik

Es ist heute viel die Rede von deutschem Sozialismus. Da erscheint es angebracht, einmal an Bismarcks staatssozialistische Gedanken zu erinnern. Es ist nämlich durchaus nicht so, wie man heute allgemein annimmt, daß Bismarcks Pläne sich erschöpft hätten in der sozialen Gesetzgebung, wie sie in der deutschen Unfall-, Kranken- und Invalidenversicherung Gestalt gewonnen hat.

Im Gegenteil, Bismarck war gerade mit dieser Lösung ganz und gar nicht zufrieden. Er hatte sich etwas ganz anderes gedacht. Er erstrebte ein Tabakmonopol als „Patrimonium der Enterbten". Der Staat sollte einfach die Mittel bereit stellen, die zur Sicherstellung der Arbeiterschaft erforderlich waren. Als Reichstag und Regierungsräte nach endlosem Feilschen und Verhandeln diese Gedanken so verwässert hatten, daß zum Schluß einfach eine Art Zwangsversicherung daraus wurde, da schimpfte Bismarck grimmig über diesen parlamentarisch-geheimrätlichen Wechselbalg. Er stellte die psychologisch sehr richtige Behauptung auf, daß ein 16jähriger Arbeiter sich im Traum nicht darum kümmere, wie er etwa mit 70 Jahren seinen Lebensabend verbringen werde, daß er also auch nicht zwangsweise zu Leistungen herangezogen werden könne, die 50 Jahre später vielleicht einmal für ihn von Nutzen sein könnten.

Wichtiger ist aber noch, daß Bismarck nicht nur die Art der Sozialgesetzgebung ganz anders gestalten, sondern daß er auch ihren Umfang ganz bedeutend erweitern wollte. Es kam ihm an auf die unbedingte Sicherstellung des Arbeiters, nicht nur für die Fälle der Krankheit und der Invalidität, sondern überhaupt für alle Lebenslagen. Das Gespenst der Arbeitslosigkeit wollte er vollkommen bannen, die „industrielle Reservearmee", die ja bei den sozialen Kämpfen der Arbeiterschaft eine ungeheure Bedeutung hatte, wollte er gewissermaßen aufsaugen. Was uns nach der Revolution 1918 in Form einer Arbeitslosenversicherung als kläglicher Ersatz beschert wurde, das schwebte Bismarck ganz positiv vor als Recht auf Arbeit.

Über dies Recht auf Arbeit hat er verschiedene Reden im Reichstag gehalten, unter nachdrücklichem Hinweis auf das preußische Landrecht Friedrichs des Großen. Daß er für diese Bestrebungen kein Verständnis fand, sondern nur höhnische Zurufe erntete, war freilich kein Wunder. Daß man aber den Kern der Bismarckschen Gedanken mancherorts doch ganz klar erkannte, beweist das Wort des Zentrumsführers Windhorst, der damals nach einer solchen Bismarckrede äußerte: Meine Herren, der Sozialismus des Herrn von Bismarck unterscheidet sich von dem der Sozialdemokraten nur durch die Farbe; jene haben den roten, Bismarck hat den schwarzweißen Sozialismus.

Ganz in derselben Richtung liegt auch die Eisenbahnverstaatlichung, die Bismarck erst im ganzen Reich durchführen wollte, und die er dann, weil dieser Plan an dem Widerstand des Reichstags scheiterte, endlich nach ungeheuren Kämpfen in Preußen durchsetzte.

Es wäre ein verdienstliches Unternehmen, wenn einmal jemand alle die schönen Reden mit den wunderbaren Profezeiungen über die grausigen Folgen der Eisenbahnverstaatlichung und der Sozialgesetzgebung, die Bismarck damals anhören mußte, der vergeßlichen Gegenwart gesammelt vorlegen würde. Im Jahre 1881 sagte Bismarck das entschiedene Wort: Der Staatssozialismus paukt sich durch; jeder, der diesen Gedanken wieder aufgreift, wird ans Ruder kommen.

Dies Wort kennzeichnet scharf seine innere Einstellung. Bismarck faßt den Begriff des Sozialismus nicht nur ideell, als Sache der Gesinnung, sondern ganz nüchtern, wirtschaftlich. Seine Arbeiterschutzgesetzgebung war durchaus nicht nur, wie man verschiedentlich liest, eine mehr oder weniger patriarchalische Fürsorge des Staates, vergleichbar der christlichen Liebestätigkeit; sie war vielmehr der ganz energische Anstoß zu einer wirklichen Sozialisierung. Hätte damals der Reichstag nicht immer und ausnahmslos als Bremsklotz gewirkt, hätte er im Gegenteil diese Gedanken energisch aufgegriffen und selbst vorwärts getrieben, wer weiß, ob eine organische Entwicklung uns dann damals nicht die Vereinigung des schwarz-weißen mit dem roten zu einem einheitlichen schwarz-weiß-roten Sozialismus gebracht hätte. Otto Remmert

---

Ja, ich erkenne ein Recht auf Arbeit unbedingt an, so lange ich auf diesem Platz sein werde!

Bismarck am 9. Mai 1884 im Reichstag

Ist es nicht in unsern ganzen sittlichen Verhältnissen begründet, daß der Mann, der vor seine Mitbürger tritt und sagt: Ich bin gesund, arbeitslustig, finde aber keine Arbeit — berechtigt ist zu sagen: Gebt mir Arbeit! und daß der Staat verpflichtet ist, ihm Arbeit zu geben? Bismarck im Reichstag 1884

Ödland

Aus der diesjährigen Erhebung über die Bodenbenutzung ergibt sich, daß wir immer noch 1,9 Millionen Hektar Ödland in Deutschland besitzen. Vor 50 Jahren (1883) wurden 1,6 Millionen, 1893: 2 Millionen, 1900: 2,1 Millionen und 1907: 1,5 Millionen Hektar Ödland ermittelt. Wenn wir diese Vorkriegszahlen um 10 Prozent kürzen, entsprechend dem Landverlust durch den Versailler Vertrag, werden sie mit der letzten Zählung vergleichbar.

Die Schwankungen ergeben sich aus der unsicheren Grenze zwischen Kulturland und Ödland. Die Statistik hat nämlich eine Rubrik „Geringe Weiden und Hutungen", die gewissermaßen als Pufferfond zu betrachten ist oder auch als Durchgangsstelle nach beiden Richtungen hin: zur Klasse des eigentlichen vollwertigen Kulturlandes und zum Ödland. Nimmt man die Ödlandfläche mit der Fläche für „geringe Weiden und Hutungen" zusammen, so ergibt sich die deutliche Tendenz einer beharrlichen, wenn auch schwachen Abnahme, die auf die doch nie ganz ruhende Kultivierungsarbeit zurückzuführen ist.

Professor Tacke hat vor dem Kriege die kulturfähige Ödlandfläche auf 4,2 Millionen Hektar geschätzt, was nach unseren obigen Ausführungen nicht überrascht: er hat eben die „geringen Weiden und Hutungen" als in erster Linie einer besseren Kultur fähigen Boden zu der Ödlandfläche hinzugerechnet.

Von diesen 4,2 Millionen Hektar entfällt die größere Hälfte, nämlich 2,7 Millionen Hektar, auf Moore; das ist eine Fläche, die mehr als doppelt so groß ist, als die gesamte landwirtschaftlich genutzte Fläche von Württemberg. Denken wir uns diese Fläche in je 10 Hektar große Bauernhöfe aufgeteilt, dann wäre für 270 000 Bauernfamilien eine dauernde Existenzgrundlage gewonnen — und die „Butterfrage" wäre restlos gelöst.

Mit welchem Erfolg die Moore kultiviert werden können, das haben uns die stammverwandten Holländer schon vor Jahrhunderten gewiesen. Die Entwässerung wurde bewirkt durch Anlage tiefer, schiffbarer Kanäle, die zugleich billige Transportwege für den Abtransport der gewonnenen Torfmassen waren. Der industriellen Abtorfung folgte die bäuerliche Siedlung auf dem Fuße. Begonnen wurde mit der Einsaat von Buchweizen und Hafer. Bei langsam vermehrtem Viehstand und steigender Düngungsmöglichkeit wurden Erträge erzielt, die denen auf bestem Kulturboden nicht nachstanden.

Welches Verfahren bei der Moorkultur anzuwenden ist, richtet sich nach der Struktur des Bodens, den Wasserverhältnissen, den zur Verfügung stehenden Mitteln usw. Man unterscheidet Überwasser-, Unterwasser- und Übergangsmoore; die letzteren, auch Grünland-Moore genannt, sind nach Anlage von Abwasserkanälen sofort als Viehweiden betriebsfähig. (Allerdings mit Vorsicht!) Solche Moore gibt es in der Provinz Hannover noch in ausgedehntem Maße. Durch planmäßige Meliorationen können diese Gebiete in sehr fruchtbares Ackergelände verwandelt werden. Das ist erst zum geringsten Teil geschehen.

Die Vorbedingungen für eine rationelle Moorkultur sind bereits geschaffen. In allen Verwaltungsgebieten, in denen Moorgelände in Frage kommt, bestehen besondere mit Fachleuten besetzte amtliche Stellen zur Beratung für Moorsiedlungen und zur Planung für großzügige Kultivierungen. Es werden wohl auch schon genügend Pläne fix und fertig vorliegen, es fehlt anscheinend nur an dem nötigen Geld. Aber wenn die Einsicht allgemein wird, daß die Arbeit gemacht werden muß, wird sie auch gegen alle etwaigen Widerstände durchgeführt werden.

Bernhard Schildbach

Anm. d. Red. Wie wir schon mehreremale gesagt haben, halten wir zum mindesten eine wahllose „Kultivierung" der deutschen Moore in verschiedener Hinsicht nicht für wünschenswert (Senkung des Grundwasserspiegels, Versteppung — siehe Amerika!, Störung des natürlichen Gleichgewichts, Zerstörung von Naturdenkmalen!).

Dilemma

In der Monatsschrift „Odal" wird es als Stillosigkeit bezeichnet, wenn handgesponnene und handgewobene, also nach Altväterbrauch gefertigte Gewebe mit Anilinfarben statt mit den alten Naturfarben gefärbt werden. Richtig.

Eine Zeitung hat diese Stelle zitiert und darauf entgegnet, durch den Anbau der alten Farbpflanzen (Waid, Krapp usw.) dürfe in Deutschland kein Boden in Anspruch genommen werden, denn die Teerfarbenindustrie sei durchaus imstande, unseren Bedarf an Farben zu decken, während in der Landwirtschaft „lebenswichtige Versorgungslücken" noch zu schließen seien. „Wir brauchen mehr Fett, aber nicht mehr Krapp oder mehr Waid." Auch wieder richtig.

Aufrüstung im Kinderland

Auf meinem Tisch liegt der Katalog der größten Rüstungsfirma Europas. Was gelten dagegen die berühmten und gefürchteten Namen Skoda, Vickers-Armstrong, Schneider-Creuzot? Meine Firma hat wahrscheinlich eine viel umfangreichere Produktion als alle jene Giganten zusammen. Sie liefert alles, vom kleinsten Maschinengewehrchen bis zum ausgewachsenen Unterseeboot. Mein Zaharoff heißt Märklin. Und diese Firma hat Vorzüge, die erst bei genauer Betrachtung alle sichtbar werden.

Der farbenprächtige Katalog gibt ein getreues Abbild ihrer enormen Leistungsfähigkeit. Da steht ein komplettes Panzerauto mit Mimikry-Lackierung, gummibereift, mit Panzerturm, Kanone und Munition: für ganze achtzehn Reichsmark. Ein Unterseeboot mit liebevoller Handlackierung samt Rettungsboot: für dreißig Silberlinge. Ich bin überrascht über diese billige Gelegenheit, sich auf jeden Kriegsfall erstklassig vorzubereiten.

Ich blättere, lese und staune weiter. Kanonen gibt es von fünfunddreißig Pfennig an, Küstengeschütze, Feldhaubitzen, Eisenbahnartillerie, Festungsmörser mit drehbarer Lafette, Munitionskran und zehn Granaten für wenig Geld. Ein Kanonenwischer liegt noch gratis bei. Alles ist modernstes Material und von letzter Konstruktion. Überall werden Hinterlader bevorzugt. Da sind Maschinengewehre, deren entzückend elegante Form eine wahre Schießbegeisterung erzeugen muß. Eine Kanone bewegt sich für den lächerlichen Preis von drei Mark auf riesigen Raupenrädern, mit Schutzschild und sechs Granaten. Ich entdecke Tanks auf breiten Gummiraupen, aus deren gepanzertem Aufbau eine schußbereite Kanone droht. Tanks in jeder Preislage. Die billigsten sind zugleich die tapfersten: sie haben nur Vorwärtsgang.

Die Firma liefert auch geländegängige Militärtransportwagen, motorisierte Feldküchen und Scheinwerfer, Sanitätswagen mit Schutzanstrich und motorgeschleppte Flakbatterien. Es gibt Bombenflieger, deren Flügelunterseite mit ganzen Trauben zierlicher Brisanz- und Gasbomben behangen ist. Zum Schluß finde ich Panzertürme, groß und klein, starr und drehbar, wohlbespickt mit Artillerie und Munition.

Das große Wettrüsten im Kinderland kann beginnen. Dabei geht es — bis auf ein paar Kleinigkeiten — genau so zu wie bei den Erwachsenen. Zuerst werden die Kataloge der Rüstungsfirmen begutachtet, und dann entstehen lange Wunschzettel. Die Finanzierung ist einfach. Man braucht keine umständlichen Parlamentsdebatten, keine Kriegsanleihen. Ein gütiger Vater oder Onkel, der die Devisen besitzt, die die Magazine öffnen, löst alle Rüstungswechsel ein. Er ist zugleich die höchste Instanz, die autoritär das Flottenbauprogramm, die Land- und Luftrüstung festlegt.

Und wenn alles schön beisammen ist, dann wird natürlich der Krieg auch sogleich geführt. Hans und Otto sind die allmächtigen Generale, die ihn leiten und mit glühendem Eifer ihre Armeen vernichten. Um den Feldzug nicht zu stören und um den notwendigen Überblick zu behalten, haben sie ihre Plätze hinter den Truppen etwas erhöht aufgebaut. Sie kämpfen bis zum letzten Mann und überleben gottlob ihre ganzen Festungen und Armeen. Sie haben ganze Berge von Nahrungsmitteln in ihrer Etappe aufgestapelt, Schokolade, Äpfel, Nüsse, Weihnachtsgebäck; und sind bei etwaigem Mangel gerne bereit, einander auszuhelfen.

Obzwar Schlachtenlenker und oberste Kriegsherrn, haben sie eine Menge von Funktionen in ihrem Krieg. Sie bedienen alles, vom einfachsten Bleisoldaten bis zum schwersten Tankgeschütz. Und diese ganze zu bedienende Apparatur hat wundervolle, fast liebenswürdige Eigenschaften. Sie verbraucht weder Kohle noch Öl oder Benzin. Sie ist gesichert gegen lästige Sanktionen. Dafür muß der General alles eigenhändig aufziehen. Ein Federwerk, das abschnurrt, sorgt in herrlicher Weise dafür, daß kein Krieg zu lange dauert.

Trotzdem geht es fabelhaft echt zu in diesen Schlachten. Die Maschinengewehre, Mörser, Minenwerfer und Flaks knallen wirklich. Aber es ist ein kleiner, kindlicher, fast zärtlicher Knall. Aus dem hochaufdrohenden Lauf saust eine Granate und kurvt im zierlichen Bogen ins feindliche Lager. Sie splittert nicht, stinkt nicht, gast nicht, sie purzelt auf und schnellt fröhlich noch einmal in die Höhe, die Gummigranate Kaliber 8161/4—7. Und dabei wirft sie ein paar ungeschickt herumstehende Bleisoldaten auf die Nase.

Ja, das ist wohl das Allerangenehmste an diesem Krieg, das ihn dem Krieg der Großen so überlegen macht: seine akustische Gedämpftheit. Von der ganzen technischen Apparatur, die uns heute zur Lärmerzeugung zur Verfügung steht, ist nichts vertreten, noch nicht einmal ein Lautsprecher.

Herrgott: nicht einmal ein Lautsprecher. Ernst Pfau

Auch ein Kinderspielzeug

Eine Schreibmaschinenfirma verbreitet einen Prospekt, in dem nachgewiesen wird, daß „er, sie, es", der Herr, die Dame und das Kind, ohne Schreibmaschine nicht leben können.

„Der Herr von heute kann auch im Privatleben die Schreibmaschine kaum noch entbehren ..." Na, meinetwegen.

„Die Dame braucht heute mindestens ebensosehr wie der Herr eine Schreibmaschine, denn auch sie hat ihre Tätigkeit am Schreibtisch, sei es in sozialer, schriftstellerischer oder anderer Richtung ..." Sehr hübsch, das mit der „anderen Richtung".

Aber: „Das Kind unserer Zeit soll auch schon Schreibmaschine schreiben können. Diese Kunst gibt ihm einen Vorsprung vor anderen, erleichtert den Eintritt in den Lebensberuf ..." Und neben diesen und den folgenden Sätzen, in denen eine Schreibmaschine als „etwas wirklich Sicheres" inmitten der „Unsicherheit aller Werte in der Gegenwart", als „reale Grundlage für das Weiterkommen im Beruf", ja geradezu als „eine Lebensversicherung des Kindes" (!) bezeichnet wird, befindet sich das Bild eines Kinderzimmers, dessen Mittelpunkt eine — Schreibmaschine ist.

Das geht vielleicht doch ein bißchen zu weit.

Bekümmre dich nur nichts drum; so heißt's auch nichts. Goethe

Literatur

Die Industrie im Krieg. Das Meiste von dem in Fritz Werkmanns heutigem Aufsatz enthaltenen Material stammt aus der Schrift „Kriegswirtschaft", herausgegeben von Dr. Rolf Wagenführ, Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin, Preis 3,60 Mark. Lesenswert in diesem Zusammenhang ist auch General Ludendorffs Schrift „Der totale Krieg", Ludendorffs Verlag, München, Preis 1,50 Mark.

Kuno Fiedler

Die Stufen der Erkenntnis

Preis broschiert 4 Mark, gebunden 6,50 Mark

Zu beziehen vom Verlag der Sonntags-Zeitung, Stuttgart, Postfach 51, Postscheckkonto Stuttgart 198 44

Gesetz und Recht

Jeder Berufsstand hat seine kennzeichnende Form der Blickbeschränktheit. Sie kann mehr oder minder ausgeprägt, kann abstoßend oder liebenswürdig, unbewußt oder bewußt sein, aber nachzuweisen ist sie fast immer.

Die Form nun, in der der Jurist dieser allgemeinen menschlichen Unzulänglichkeit seinen Tribut zollt, ist der Aberglaube, daß Recht und Gesetz dasselbe seien.

Ohne das Vorhandensein dieses Aberglaubens wäre es in der Tat nicht erklärbar, daß die Juristen sich auf der einen Seite anheischig machen, „das Recht zu finden", und sich auf der andern Seite doch damit begnügen, an die zu beurteilenden Sachverhalte die Meßlatte des Gesetzes anzulegen.

Denn das Gesetz ist in Wahrheit ja nicht das Recht, es ist im besten Falle der Ausdruck einer einmaligen in sich gefestigten Gesellschaftsordnung. Im besten Falle, wohlgemerkt! Aber dieser beste Fall ist selten. Zumeist bedeutet das Gesetz nichts anderes als etwas, was bestimmte, den herrschenden Kreisen angehörige Leute ehedem — nämlich zur Zeit der Abfassung des betreffenden Gesetzbuches — für dienlich im Sinne der Vormachtstellung ihrer Volksschicht gehalten haben.

Es kann jedoch auch noch ein schlimmerer Fall eintreten. Das Gesetz kann zum Deckmantel völliger Willkür werden. Und das ist regelmäßig dann so, wenn die Gesetzgebungsmaschinerie unkontrolliert und ohne eingeschaltete Hemmung arbeitet, — so, wie es beispielsweise in den antiken Tyrannenstaaten und zum Teil auch noch unter der Herrschaft des Absolutismus das Übliche war.

Gesetze konnten damals sozusagen am laufenden Band fabriziert werden, je nach den Augenblickseinfällen und -bedürfnissen des Regierenden. Niemand vermochte gegen sie aufzukommen, — und wenn sie noch so ungerecht oder töricht waren. Denn formal bestanden sie zu Recht, — und hatten mit wirklichem Recht doch oft nicht mehr zu tun als die Kirche des Mittelalters mit dem Evangelium.

Offenbar muß zwischen dem, was der Jurist „geltendes Recht" nennt, und dem, was in der Sprache des Alltags unter „Recht" verstanden wird, scharf unterschieden werden. Das, was der Alltag unter Recht versteht, ist — zwar gewiß noch nicht Sittlichkeit höchster Stufe, aber doch immerhin Gerechtigkeit oder Billigkeit, und das heißt: eine Sittlichkeit, wie sie der Durchschnittsstufe einer Zeit gemäß ist. „Geltendes Recht" hingegen bedeutet die Summe der Gesetze, nach denen gerichtet werden muß — und nicht mehr.

Die Römer, die auf dem Gebiete dieses formalen Rechts auch heute noch in gewisser Weise unerreichte Vorbilder sind, waren sich bei all ihrer formalistischen Festgelegtheit des hier vorliegenden Unterschieds doch durchaus bewußt. Summum ius summa iniuria, sagten sie. Und das heißt: das auf die Spitze getriebene geltende Recht ist das auf die Spitze getriebene sittliche Unrecht. Sie wußten: alles läßt sich legalisieren; selbst die größte Niedertracht kann Gesetz, selbst die verschrobenste Dummheit „Recht" werden. Und der bloße Paragrafenmensch steht dann freudestrahlend da und weist nach, daß der Anständige im Unrecht und der Kluge ein Verbrecher ist.

In dem Wort liegt aber noch mehr. In ihm liegt die Erkenntnis, daß auch im besten Falle noch die buchstabengetreue Anwendung des Gesetzes zu Widersprüchen mit dem wirklichen Rechte führen muß, weil nämlich kein starres Gesetz jemals den sich beständig entwickelnden Ansprüchen des lebendigen Rechtsbewußtseins Genüge leisten kann.

Tatsächlich muß man ja auch feststellen, daß im Lauf der Geschichte so ziemlich jede Gemeinheit und jeder Irrwahn einmal geltendes Recht gewesen sind.

Freilich ist dem sogleich hinzuzufügen, daß sie irgendwann einmal auch wirkliches Recht, ja selbst sittlich im Sinne der höchstentwickelten Vertreter ihrer Zeit gewesen sind.

Und so sehen wir uns denn hier einer Reihe von Relativitäten gegenüber, die auf den ersten Blick jedwedes Streben nach Rechtsfindung völlig illusorisch zu machen scheint. Sittlichkeit, Recht, Gesetz, — alle drei sind im Grunde ja fließend und unsicher.

Und doch: ihre Relativität ist nicht die gleiche. Sondern sie ist gewissermaßen gestaffelt. Das heißt: die Relativität der Sittlichkeit ist objektiver als die des Rechts, und die des Rechts ist objektiver als die des Gesetzes.

Daraus wieder aber ergibt sich die klare Forderung, das Recht jeweils an der Sittlichkeit, und das Gesetz jeweils an dem Rechtsempfinden einer Zeit zu orientieren. Oder anders ausgedrückt: das Gesetz muß sich vor dem Rechtsempfinden, und das Rechtsempfinden vor der Sittlichkeit der höchstentwickelten Vertreter der Zeit rechtfertigen können. Dann erst kann von einer wahrhaften Rechtsfindung die Rede sein, — freilich auch dann noch nicht von einer im absoluten Sinne objektiven, aber doch immerhin von einer so objektiven, wie es den Bedürfnissen des Lebens entspricht.

Von dem Bestreben, eine derartige Rechtsfindung zu ermöglichen, ist augenscheinlich auch unsere heutige Regierung geleitet, wenn sie sich bemüht, das geltende Recht dem Gegenwartsempfinden anzupassen. Man darf gespannt sein, was für Ergebnisse dieses Bemühen noch zeitigen wird. Kuno Fiedler

Schulreform in Russland

Wenn Sie die Biografie eines russischen Dichters oder Staatsmannes lesen, dann finden Sie vielleicht in dem Buch auch einige Jugendbildnisse (X. Y. als zehnjähriger Gymnasist) und sind erstaunt, den Jungen in militärischer Uniform zu sehen, obgleich er doch nicht Zögling einer Kadettenanstalt, sondern einer gewöhnlichen Schule war. Es war eben im zaristischen Rußland Sitte, daß die Schüler bestimmte Uniformen trugen, so wie bei uns Klassenmützen.

Die Revolution hat diesen Brauch abgeschafft, — und die Sowjetregierung hat ihn im Jahre 1935 wieder eingeführt. In einem von Molotoff und Stalin unterzeichneten Dekret wird angeordnet, daß vom 1. Januar 1936 ab in Moskau, Leningrad, Kiew, Charkow und Minsk die Schüler wieder Uniformen tragen müssen (wobei Schnitt und Farbe für die verschiedenen Schularten genau vorgeschrieben sind) und daß die übrigen Städte so bald wie möglich folgen sollen.

Diese Uniformierung ist aber nur das äußere Kennzeichen für eine ziemlich radikale Umwälzung im russischen Schulwesen. Der früher propagierte Gedanke, das Schulwesen an Fabriken und landwirtschaftliche Güter anzuschließen, wird aufgegeben; überhaupt wird die Zeit der schrankenlosen Experimente für beendet erklärt. Schülerräte gibt es schon lange nicht mehr. Die Autorität des Lehrers soll völlig wiederhergestellt werden. Die Kinder erhalten wieder Zeugnisse, Strafen der verschiedensten Art, Belohnungen. Der 1917 abgeschaffte Brauch der Prüfungen wird wieder aufgenommen, strenger (wenigstens dem Wortlaut der Verordnung nach) als in manchen anderen Ländern: über die Versetzung in eine höhere Klasse soll am Ende jedes Schuljahres eine Prüfung entscheiden. Besonders streng soll die Prüfung vor der Aufnahme an eine Hochschule gehandhabt werden.

Die wichtigste Bestimmung der neuen Verordnung aber ist politischer Natur. Bei der Aufnahme in die Schule müssen die Kinder nur noch den Geburts- und Impfschein vorlegen, nicht aber — Dokumente über die politische Haltung oder die Klassenzugehörigkeit der Eltern. Ja, die Nachfrage nach diesen Tatsachen wird ausdrücklichst aufs strengste verboten.

Sieht die Sowjetregierung ihre Stellung für so gefestigt an, daß sie glaubt, sie brauche die bisher angewandten Vorsichtsmaßregeln nicht mehr? Oder hält sie die bisherige Praxis für einen Irrtum, der jetzt korrigiert werden muß? Glaubt sie zu sehen, daß auch sie auf das Erbgut der Begabten aus dem früheren Bürgertum nicht verzichten kann? A.

Schwierige Landung

Zeichnung von Willy Widmann

So ist England

Lord Clifford, als solcher Mitglied des englischen Oberhauses, hatte einen Mann überfahren.

Nach ihren alten Privilegien dürfen englische Lords nur vom Oberhaus gerichtet werden.

Am 12. Dezember 1935 saß das Oberhaus, etwa 100 Lords in Purpurmänteln und Hermelinkragen, über Lord Clifford zu Gericht.

Der Angeklagte erschien ohne Robe, in „Zivil", und kniete auf der Anklagebank nieder, bis ihm der Lord High Stewart erlaubte aufzustehen. Dieser hatte einen weißen Stab in der Hand, den er nach dem Urteil — in diesem Fall einem Freispruch — zerbrach.

Die Kosten der Verhandlung sollen sich auf 10 000 Pfund belaufen haben. Es gibt Engländer, die sagen, es sei Zeit, ein derartiges lächerliches Theater abzuschaffen, das nur unnötiges Geld koste.

Aber das sind wahrscheinlich keine echten Engländer.

Der Nobelpreisträger

Von dem Bankett, das sich an die diesjährige Verteilung der Nobelpreise in Stockholm anschloß, berichtet die „Illustrierte Berliner Nachtausgabe":

„... Besondere Beachtung fand die Rede des deutschen Nobelpreisträgers Professor Spemann. Er machte zunächst in humorvoller Weise darauf aufmerksam, daß er — obwohl er den Medizinpreis erhalten habe — Biologe sei und von der Medizin nicht mehr verstehe, als warme Tücher um den erkrankten Hals zu legen. Das Bekanntwerden seiner Auszeichnung habe dazu geführt, daß er, hauptsächlich aus Amerika, eine Reihe von eigenartigen Briefen bekommen habe. Da er auf die Frage, was er mit dem Nobelpreis anfangen wolle, geantwortet hatte, daß er das noch nicht wisse, habe man ihm viele gute Ratschläge gegeben. Eine amerikanische Dame habe ihn u. a. darum gebeten, ihr ein Gebiß zu verschaffen; ein Familienvater habe ihn um Auskunft ersucht, wie man sich gegen Zwillinge schützen könne."

Leuchttürme zu verkaufen

In Amerika sind in den letzten fünf Jahren nicht weniger als 74 Leuchttürme verkauft worden, nämlich von der amerikanischen Bundesregierung an einen unternehmungslustigen Kaufmann. Sicher haben die Freunde dieses Mannes den Kopf geschüttelt, als sie von dem seltsamen Handel hörten, aber die Spekulation mit den Leuchttürmen erwies sich als ein ausgezeichnetes Geschäft. Heute sind sämtliche Türme bereits weiterverkauft, zum Teil sogar an einzelne Bundesstaaten (die die Bauwerke vermutlich billiger von der Bundesregierung direkt bekommen hätten).

Selbstverständlich handelt es sich in allen diesen Fällen um ausgediente Leuchttürme, denn selbst in Amerika befinden sich Leuchttürme, die die Schiffahrt noch braucht, nicht in Privatbesitz. 16 einzelstaatliche Regierungen haben sich Leuchttürme zugelegt. Sie sollen in Zukunft als Depots oder Observatorien benutzt werden. 33 Türme sind an Städte, Museen und historische Gesellschaften abgegeben worden, die die zerbröckelnden Bauwerke als „Denkmäler" erhalten wollen. Das beste Geschäft hat der Unternehmer aber mit reichen Privatperonen gemacht, denen er einreden konnte, daß es keine gesundere, romantischere und überhaupt bessere Sommerresidenz geben könnte als Leuchttürme. Nach einer gehörigen propagandistischen Vorbereitung konnte er 25 Türme für zum Teil fantastische Preise versteigern.

Ein Liebesbrief

„Das Schwarze Korps" vom 21. November zitiert aus der „Katholischen Kirchenzeitung für das Bistum Aachen":

„Liebesbriefe werden mit Sehnsucht erwartet, mit Heißhunger gelesen und ihre Wünsche in schnellstem Tempo ausgeführt. Liebesbriefe ganz eigener Art sind in den letzten Tagen geschickt worden. Und das Schönste dabei: keiner braucht sich zu beklagen, vergessen worden zu sein, sich nicht geliebt zu sehen. Was in deinem Brief stand, weiß ich schon: wie hoch man dich schätzt, wie man an deine Liebe glaubt, und wie du deine Gegenliebe schnell bekennen und beweisen mögest. Dieser Brief, den deine Braut, die Kirche, dir schickt, ist dein Kirchensteuerzettel. Verwahr ihn gut, halt ihn lieb und führe ihn bald aus! Echte Liebe muß sich im Opfern beweisen."

Nicht auf das Tun kommt es an, sondern auf den rechten Wechsel von Tun und Lassen. Klatt

Kleinigkeiten

Zurückgenommen. Die Umtaufe von Straßen und Plätzen in Rom, die vor einigen Wochen als Antwort auf die Sanktionen vorgenommen wurde, ist in aller Stille wieder rückgängig gemacht worden. So führt der „Spanische Platz", der auf den Namen „Marschall de Bono-Platz" umgetauft war, jetzt wieder seinen alten Namen, ebenso die Schwedische und andere nach „Sanktions"-ländern benannte Straßen.

Trauringe. Am 18. Dezember, dem „Tag der Trauringe", ist in Rom, gegenüber dem Grab des Unbekannten Soldaten, ein großer Schmelztiegel aufgebaut worden, in den die Frauen Roms, angeführt von der Königin Helene, ihre Trauringe geworfen haben, um sie dem italienischen Goldschatz zu opfern.

Marmortafeln. Um die berühmte Marmorindustrie von Carrara vor dem Verfall zu bewahren, hat die italienische Regierung angeordnet, daß zur Erinnerung an den Tag der Sanktionen als einem „Tag der Schande und der Ungerechtigkeit der Weltgeschichte" an achttausend Rathäusern nachträglich Gedenktafeln aus weißem Carrara-Marmor, zwei Meter hoch, einen Meter breit und zwanzig Zentimeter dick, angebracht werden.

Gutes Geschäft. Der Radiosender von Addis Abeba wird seit Ausbruch des Krieges von den ausländischen Berichterstattern derart in Anspruch genommen, daß seine Einnahmen sich verzwanzigfacht haben.

Unsanfte Behandlung. Der amerikanische Staatssekretär Hull hat dem iranischen Gesandten sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß er kürzlich wegen Schnellfahrens verhaftet, aus dem Auto gezerrt und gefesselt worden war.

Der Weihnachtsbaum. Der „Osservatore Romano" hat kürzlich zum Entsetzen auch vieler deutscher Katholiken behauptet, der deutsche „Christbaum" sei ein „Überbleibsel heidnischer Naturbräuche". Hat er damit nicht eigentlich recht gehabt?

Christengel. Die Wirtschaftsgruppe Einzelhandel hat den Kaufleuten empfohlen, sich bei der weihnachtlichen Dekoration vor Geschmacklosigkeiten zu hüten. Ein großes Geschäftshaus habe z. B. Christengel in „schnittigen, modernen Toiletten" ausgestellt.

Elektrischer Wandkalender. Eine Firma in Sheffield will elektrische Wandkalender auf den Markt bringen. Jedes Tagesdatum macht dem neuen automatisch Platz; nur einmal im Monat muß man den Kalender aufziehen. Aber diese Unvollkommenheit hofft die Firma auch noch ausmerzen zu können; sie will es dahin bringen, daß man zwei Jahrzehnte lang den Apparat nicht mehr zu bedienen braucht.

Auf den Gabentisch. In England soll ein Verfahren zur Herstellung von Grammofonplatten aus Zucker patentiert worden sein. Wenn sie einem nicht mehr gefallen, kann man sie aufessen.

Moselwein. Drei Brüdern in Traben-Trarbach ist eingefallen, daß sie heuer zusammen 250 Jahre alt seien (88, 82, 80), und bei der aus diesem Anlaß veranstalteten kleinen Feier haben sie ausgerechnet, daß sie seit 1875 zusammen 65 700 Flaschen Moselwein getrunken hätten.

Für Feinschmecker. In Paris bezahlte ein Hotelier 25 000 Franken für zehn bisher unbekannte Eigenrezepte des berühmten Brillat Savarin, des Nationalhelden der französischen Küche. Der Hotelier wird bedrängt, die Speisen zu nennen, um die es sich handelt, antwortet aber immer: „Kommen Sie, schauen und essen Sie!"

Veränderung. Lloyd George hat sich entschlossen, seine Geflügelfarm aufzulösen und seine dreitausend Hühner zu versteigern. Er beabsichtigt, wie Londoner Blätter melden, sich künftig dem Obstbau zuzuwenden.

Seltsamer Handel. Inserat aus dem „Neudammer Landw.-Anzeiger" (Nr. 47): „Hütehunde, 2 jung u. alt, zus. 20 M., 1 Zuchthündin, dtsch., 30 M., 25 Hühner, g. L., zus. à 2.20 M., 17j. Melkerlehrling, willig, abzugeben. Nur Vorkassa, Garantie. Karl Maaß, Cremlingen 86, Braunschweig Land."

Sichere Währung. Der australische Gelehrte Kennyon hat auf einer Insel im Stillen Ozean entdeckt, daß die Eingeborenen, die bisher mit Pfund, Dollar und Yen rechneten, zur Schweine-Währung übergegangen sind, weil sich die fremden Zahlungsmittel in letzter Zeit als wenig wertbeständig erwiesen.

Regenversicherung. Die amerikanischen Kleiderbügler haben eine Regenversicherung eingeführt, über die ihre Kunden entzückt sein sollen. Wer sich seinen Anzug bügeln läßt, ist für die nächsten vierundzwanzig Stunden gegen Regen versichert. Regnet es, bekommt der Kunde seinen Anzug kostenlos aufgebügelt.

Unschuldige. Nach dem Jahresbericht des britischen Gefängnisgouverneurs befanden sich im Jahre 1933 7221 Männer und 1470 Frauen in englischen Gefängnissen, die nach ein- bis sechzehnwöchiger Untersuchungshaft freigesprochen werden mußten, weil ihnen nichts Strafbares nachgewiesen werden konnte. Eine Änderung gewisser Gesetzesbestimmungen soll in Zukunft solche Zustände vermeidbar machen.

Fußball. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind nach einer Zusammenstellung in den letzten zwei Monaten neunzehn Fußballspieler auf dem Rasen ums Leben gekommen.

Ruhm. Die Great Eastern Eisenbahn in England wird eine Anzahl neuer Schnellzuglokomotiven auf die Namen populärer englischer Fußballspieler taufen.

Filmkritiker. In Leeds in England lädt der Besitzer des „Coliseums" allwöchentlich eine Anzahl Schulkinder in sein Kino, um mit ihnen die Auswahl der Filme vorzunehmen, die für die Kindervorstellungen in Frage kommen. Die Kinder sollen sich als sehr strenge Kritiker erweisen. Viele Filme werden von ihnen als allzu kindisch abgelehnt.

Jung gelernt ... Die Postbehörde von Aken an der Elbe läßt, um die Schulkinder im Gebrauch des Fernsprechers zu unterweisen, in das allen Schulen gemeinsame Fysikzimmer eine Leitung legen und mehrere Sprechstellen sowie einen Klappenschrank einbauen.

Kateridee. In Cumberland hat nach der „B.Z. am Mittag" eine Frau ihrem Kater eine Erbschaft von 1200 Pfund ausgesetzt.

Die Fechterin. Wie der „Völkische Beobachter" meldet, wird die frühere Olympiasiegerin im Florettfechten, Helene Mayer, auf der Berliner Olympiade 1936 für Deutschland antreten.

Der schwäbische Gruß. Die „Berliner Morgenpost" (Nr. 298) berichtet von einer Verhandlung vor einem Amtsgericht in Oberschwaben, die nötig geworden war, weil ein junger Mann eine „angesehene Persönlichkeit" mit dem bekannten Zuruf Götz von Berlichingens bedacht und gegen den dafür erlassenen Strafbefehl über 14 Tage Gefängnis Einspruch erhoben hatte. „Das Gericht ließ noch einmal Milde walten und wandelte die Gefängnis- in eine Geldstrafe von 100 Mark um. Die Urteilsbegründung stellte fest, daß die bewußte Einladung auch in Oberschwaben eine Beleidigung sei — „wenn auch keine sehr schwere".

Geheimnis und Verheißung und das Jagen nach einer Illusion sind jeder gesunden Seele natürlich. Hauptmann

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 24018, Postscheckkonto Stuttgart 19844. Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gioning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließl. Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Gerichtsstand und Erfüllungsort für beide Teile: Stuttgart

Stuttgart, 29. Dezember 1935

Die Sonntags-Zeitung

16. Jahrgang, Nr. 52

Lohn

Als wir noch in die Schule gingen, empfanden wir es immer als ein Unrecht, wenn einmal ein Feiertag auf einen Sonntag fiel und wir so um einen freien Tag betrogen wurden. Auch einer unserer Lehrer gestand uns einmal, daß es ihm ähnlich gehe. Er war Gehaltsempfänger und bekam deshalb seine Feiertage ebensogut bezahlt wie seine Arbeitstage.

Anders ist es, wie jedermann weiß, bei den Lohnempfängern. Sie müssen froh sein, wenn ein Feiertag auf einen Sonntag fällt: weil sie am Feiertag nicht arbeiten „dürfen" und also auch keinen Lohn bekommen. Feiertage sind für den Arbeiter also eine Unterbrechung des Alltagsablaufs, die er mit gemischten Gefühlen begrüßt. Das Ausschlafen und Ausspannenkönnen wäre schon recht; aber die magere Lohntüte am Freitag einer solchen Woche ist weniger erfreulich. Einem Arbeiter, der etliche dreißig Mark in der Woche nach Hause bringt und damit sowieso nur das Allernötigste kaufen kann, muß es als eine besondere Härte erscheinen, wenn ihm etwa in der Weihnachtswoche, in der man doch mehr Geld in der Tasche haben sollte als in einer gewöhnlichen, ein volles Drittel seiner Bezüge ausfällt. Er muß sich inmitten von Illumination, Festes- und Geschenkstimmung doch eigentlich wie ein Bestrafter vorkommen. Gerade in den Tagen, wo andere mehr bekommen, wo z. B. die Angestellten ihre oft ganz ansehnlichen Weihnachtsgratifikationen einstecken können, wird ihm abgezogen. Ist das nicht ein Unrecht, auch wenn es durchaus korrekt ist; und könnte man es vielleicht anders machen?

In den Jenaer Zeißwerken bekommen auch die Arbeiter an Weihnachten ihren Gewinnanteil, ihre Dividende, ausbezahlt. In manchen gutgehenden Betrieben, besonders kleineren, wo zwischen Leitung und Gefolgschaft noch persönliche Beziehungen vorhanden sind, bekommt wohl auch der Arbeiter seine Weihnachtsgabe. Sogar große Firmen wie Bosch in Stuttgart können es sich manchmal — bei gutem Geschäftsgang! — leisten, ihren Arbeitern auf Termine wie Weihnachten Sonderzahlungen zu machen, die in dem angeführten Fall bei verheirateten Werksangehörigen ganz hübsche Beträge erreichen. Aber freilich: das sind Ausnahmefälle.

In vereinzelten deutschen Betrieben hat man in letzter Zeit einen Schritt gewagt, den noch vor wenigen Jahren niemand für möglich gehalten hätte: man ist dazu übergegangen, auch den Arbeitern wie den Angestellten ihren Verdienst statt wöchentlich monatlich auszuzahlen. Wo ihnen dabei wie diesen feste Bezüge gegeben werden sollten — teilweise scheint es sich nur um einen anderen Zahlungsmodus, mit dekadenweisen Vorschüssen auf die wie früher nach Stunden berechnete Lohnsumme und einen Saldo-Ausgleich Ende des Monats zu handeln —, wo also der Arbeiter nicht mehr nach Stunden, sondern für seine Gesamtleistung bezahlt würde, wäre die „Feiertagsfrage" für ihn beantwortet. Aber es ist kaum anzunehmen, daß dieses von einigen wenigen, z. T. kommunalen Betrieben gegebene Beispiel so rasch Schule machen wird.

Und nun ist noch ein dritter Weg gangbar (und dieses Jahr von offizieller Seite empfohlen worden), um dem Arbeiter für den Verdienstausfall durch Feiertage einen Ausgleich zu schaffen: man kann ihm Gelegenheit geben, den Ausfall vor- oder nachher hereinzuholen. So macht es ja der „freie" Beruf, der Selbständige, der Landwirt: er teilt sich seine Arbeit so ein, daß die Feiertage für ihn wirklich angenehme Pausen, nicht erzwungene Mußezeit sind; oder er arbeitet, um die Feiertage feiern zu können, vor- oder nachher etwas intensiver. Sollte etwas Ähnliches nicht auch für den Arbeiter möglich gemacht werden können?

Wir geraten hier auf ein schwieriges und von der kapitalistischen Wirtschaft ganz ungenügend gelöstes Thema, dasjenige des Arbeitstempos und der Arbeitsintensität, auf das Problem der Akkordarbeit.

Theoretisch scheint das Akkordsystem, die Bezahlung nicht nach der Zeit, sondern nach der geleisteten Arbeit, das einzig Vernünftige, sowohl wirtschaftlich als psychologisch Richtige zu sein. Eröffnet es nicht dem Tüchtigen freie Bahn, gibt ihm die Möglichkeit, seine Leistungsfähigkeit voll auszuschöpfen und dadurch entsprechend zu verdienen? Ist es nicht ein Ansporn für den Bequemen oder Nachlässigen, sich zusammenzunehmen? Und läßt es dem Arbeiter nicht auch die Freiheit, in seiner Leistung abzuwechseln, je nachdem er in „Form" und Stimmung ist, gewissermaßen bald etwas rascher zu marschieren, bald etwas langsamer, und die verschiedenen Tempi untereinander zu kompensieren, Verluste aufzuholen, Vorsprünge auszukosten?

Warum sind dann oft gerade tüchtige Arbeiter vom Akkordsystem so wenig begeistert? Warum hört man so wenig Gutes darüber, wenn man mit Arbeitern spricht?

Deswegen, weil in der kapitalistischen Wirtschaft das Akkordsystem in vielen Fällen dazu benützt worden ist, aus dem Arbeiter zwar das Äußerste herauszuholen, ohne ihm aber auf der andern Seite auch wirklich eine entsprechend hohe Entlohnung zu gewähren. Außergewöhnliche Leistungen von Arbeitern im Akkord führten immer wieder dazu, daß die Akkordsätze weiter herabgesetzt wurden. Infolgedessen entwickelte sich allmählich unter den Arbeitern eine Art solidarischer passiver Widerstand gegen das Akkordwesen: es galt als unkameradschaftlich, wenn ein besonders gewandter und befähigter Arbeiter im Akkord besonders hohe Leistungen aufwies, denn dies konnte dazu führen, daß er (auch ohne es zu wollen) zum „Akkorddrücker" wurde.

Ein auf der mittleren Leistung als Norm aufgebautes Akkordsystem wäre auch für den Arbeiter wie für die Gesamtwirtschaft ohne Zweifel das Wünschenswerte, wenn die einmal kalkulierten Sätze dann bei gleichbleibenden äußeren Bedingungen auch wirklich auf die Dauer durchgehalten würden und nicht mehr gesenkt werden könnten. Ein solches System würde, wie die „Nation im Aufbau" unlängst einmal geschrieben hat, einen wirklich der Leistung angemessenen Lohn, einen „Leistungslohn", ermöglichen und an Stelle des Tariflohns treten können (der freilich wohl auch dann noch zur Sicherung des Arbeiters als eine Grenze nach unten in gewissem Umfang festgehalten werden müßte).

„Das System der bisherigen Tarifverträge", schreibt jene Zeitschrift in einer Besprechung des Buches „Liberalismus, Marxismus und das nationalsozialistische Leistungsprinzip" von Eberhard Kautter, „sicherte zwar den Arbeiter ... vor einer allzugroßen Senkung der Löhne, hinderte ihn aber umgekehrt, durch eigene Leistungen voranzukommen, denn der Tariflohn war ein nivellierender Lohn, der ohne Rücksicht auf die größere oder geringere Fähigkeit des Arbeiters gezahlt wurde ... Die Feststellung eines individuellen Leistungslohns hat zur Voraussetzung, daß die einzelnen Bearbeitungsfasen des Werkstücks durch eine Leistungsanalyse zeitlich erfaßt werden. Auf Grund dieser Analyse kann ein gerecht kalkulierter Grundlohn einer in mittlerer Zeit zu vollbringender Arbeitsleistung zugrunde gelegt werden. Steigert der Arbeiter auf Grund seiner Fähigkeit das zeitliche Ergebnis, so hat er auf höheren Lohn Anspruch, da durch die Mehrarbeit dem Unternehmer eine bessere Ausnutzung des Werkes ermöglicht und ihm so über billigere Gestehungskosten zu größerem Absatz und zu größerem Gewinn verholfen wird ... „Der Leistungslohn schließt daher eine Art Zeitakkord in sich. Es muß aber vorsorglich bemerkt werden, daß er mit den bisherigen Akkordsystemen nicht zu identifizieren ist, unter denen einmal die ursprünglichen Verabredungen nie ehrlich innegehalten wurden und zum andern die größere Schnelligkeit häufig zu geringerer Arbeitsqualität führte."

Für den unterdurchschnittlich befähigten Arbeiter (und den unterdurchschnittlich leistungsfähigen Betrieb), die seither durch Lohn- (bzw. Preiskartelle) geschützt waren, heißt es weiter, scheine sich ein System des Leistungslohnes zwar nachteilig auszuwirken. Aber nur scheinbar, denn wenn größere Leistungen zu einer Preisverbilligung der Produkte führen würden, würde damit der Reallohn auch der weniger verdienenden Arbeiter steigen und es würde eine für die gesamte Arbeiterschaft günstige „Wirtschaftsausweitung" ermöglicht werden. ×××

Gewinnbeteiligung der Arbeiterschaft

Das Jenaer Zeißwerk und das Glaswerk Schott haben die Gewinnbeteiligung der Gefolgschaft für das Geschäftsjahr 1934/35 bekannt gegeben. Nach der Stiftungsurkunde des Gründers Abbe heißt es: „Der Prozentsatz des Zuschlages auf das Lohn- und Gehaltskonto ist so zu bemessen, daß unter Ausgleichung der Schwankungen des Geschäftsganges ein angemessenes Verhältnis zwischen dem Anteil des Personals am wirtschaftlichen Gesamtertrag und dem Anteil der Stiftung sich ergibt." Gegen 5,5 Prozent im Vorjahre verteilt Zeiß in diesem Jahre 6 Prozent. Schott hat den Anteil von 6 auf 7,5 Prozent gesteigert. Damit haben die Arbeiter die Höhe der Friedensbeteiligung wieder erreicht. Der Zuschlag erfolgt derart, daß ein fester Grundlohn, der auch in schlechten Zeiten bezahlt wird, um den jeweiligen Anteilsbetrag erhöht wird.

Diese Form der Gewinnbeteiligung hat in Deutschland noch keine Nachahmer gefunden. Doch haben einige Unternehmer Zuschläge als sogenannte Gratifikationen gewährt. Diese bestehen dann allerdings nicht als rechtlicher Anspruch. Sie erreichen aber manchmal auch eine beachtenswerte Höhe. Die Leipziger Wollkämmerei hat zum Beispiel an ihre Gefolgschaft 200 000 RM. gezahlt, was einem Lohnzuschlag von 5,4 Prozent entsprach. Die Zuwendungen bei Gebrüder Stollwerk betrugen 5,7 Prozent, bei der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg 4 Prozent und bei der Süddeutschen Baumwoll-Industrie 6,5 Prozent.

Wenn auch derartige Summen erst die Größenordnung der Zahlungen an einzelne Betriebsführer erreichen, so ist doch ein erfreulicher Fortschritt der Gewinnbeteiligung der Arbeiter festzustellen.

———

In einem Hamburger Betrieb sind die bisher gezahlten Weihnachtsgratifikationen abgeschafft worden. Statt dessen erhält die gesamte Gefolgschaft einen Gewinnanteil, dessen Höhe sich nach der Dauer der Betriebszugehörigkeit und nach dem Familienstand richtet.

Die Stachanow-Leute

In Moskau hat Stalin selbst auf einer Tagung der „Stachanow-Leute" eine Rede gehalten. Stachanow ist ein Bergarbeiter aus dem Donezbecken, der es fertig gebracht haben soll, mit einer Art von Taylor-System das Fünf- bis Sechsfache der seitherigen Leistung zu erzielen. Er ist zum Repräsentanten der Rationalisierung des Arbeitsprozesses in Rußland geworden. Die Stachanow-Leute, hat Stalin gesagt, seien „Leute, die die Bedeutung der Zeit in der Arbeit zu schätzen wüßten"; allerdings gebe es in Rußland noch sehr wenig solche Leute. Es seien „höhere technische Normen notwendig, schon um die rückständigen Arbeiter anzuspornen. „Stalin forderte", heißt es in einem Zeitungsbericht, „eine mittlere Richtschnur, die sich etwa auf der Grenze zwischen den bisher geltenden technischen Normen und den von den Stachanow-Leuten erzielten Arbeitsleistungen bewegen müsse."

Kleine Chronik

Die deutsche Außenhandelsbilanz im November ist mit 51 Millionen Markt aktiv (Einfuhr: 346, Ausfuhr: 397 Millionen; im Oktober: Einfuhr: 336, Ausfuhr: 391 Millionen).

Die Deutsche Reichsbahn hat 500 Millionen 4,5 prozentige Reichsbahnschatzanweisungen zum Kurse von 98,5 Prozent zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Der englische Minister des Äußern Sir Samuel Hoare ist zurückgetreten, weil die öffentliche Meinung, das Parlament und einige seiner Kollegen die von ihm und Laval ausgearbeiteten Friedensvorschläge für den italienisch-abessinischen Konflickt mißbilligten. Zu seinem Nachfolger ist Eden ernannt worden.

Der Völkerbund hat beschlossen, die Vorschläge Lavals und Hoares zur Beilegung des italienisch-abessinischen Konflikts nicht weiter zu behandeln.

In Abessinien ist es an der Nordfront zu einigen Gefechten gekommen; am Takazze-Fluß mußten die Italiener etwa 20 Kilometer zurückweichen.

Die französische Kammer hat dem Ministerpräsidenten Laval das Vertrauen ausgesprochen und die Aussprache über die äußere Politik auf Ende Dezember vertagt.

Staatsminister Herriot hat den Vorsitz der radikalsozialen Partei niedergelegt.

In Prag ist zum Nachfolger des zurückgetretenen tschechoslowakischen Staatspräsidenten Masaryk der bisherige Minister des Äußern Benesch gewählt worden.

In Griechenland ist das Parlament aufgelöst worden. Die Neuwahlen sind auf 26. Januar 1936 festgesetzt.

Rund um die Erde ...

Von Fritz Werkmann

Rund um die Erde ging im 19. und 20. Jahrhundert die Welle des Kapitalismus. Aus Sklaven, aus Leibeigenen, aus schollengebundenen Bauern wurden freie Menschen. Sie waren zwar keines anderen Menschen Eigentum, aber sie selber hatten zumeist wenig Eigentum. Sie gehörten keinem anderen mehr als lebendige Produktionsmittel, sie waren auch nicht mehr juristisch so fest mit dem Produktionsmittel Boden verknüpft, daß man sie mit dem Boden zusammen gleichsam als dessen Zubehör kaufen konnte. Aber sie besaßen auch selber keine oder doch keine ausreichenden Produktionsmittel. Und so konnte — im Zeichen der Freiheit! — die Ausbeutung fortgesetzt werden.

Gerade in dieser Freiheit des liberalistischen Kapitalismus stieß die Produktion immer wieder auf eine feste Schranke: auf die infolge der Ausbeutung geringe Kaufkraft der Massen. Gewiß kauften die Reichen Luxusgüter; doch war die Nachfrage nach ihnen immerhin begrenzt. Gewiß kauften sie Produktionsmittel, immer größere, immer bessere, immer ergiebigere. Aber mit Produktionsmitteln kann man nicht ständig nur wieder neue Produktionsmittel produzieren. Dieses Karussell kann sich nicht ohne Unterlaß drehen. Irgend wann einmal speien die Gruben und Hochöfen, die Drehbänke und laufenden Bänder Konsumgüter aus. Doch wer kauft sie in Massen? Infolge der Ausbeutung fehlt es an Käufern.

Rund um die Erde ging daher der Kampf um die Absatzmärkte. Rund um die Erde gingen Absatzkrisen. Rund um die Erde ging, zu einem erheblichen Teil eine Folge dieser Spannungen, der Weltkrieg von 1914—18. 10 Millionen Tote verringerten die Reservearmee der Arbeitslosen, 700 Milliarden Goldmark Kriegskosten verringerten die Absatzschwierigkeiten.

Doch schon zehn Jahre später ging eine neue Krisenwelle um die Erde. Diese Krise war aus vielerlei Gründen, vor allem weil manche Regierungen wirksamere Mittel zur Beschneidung der Massenkaufkraft anwandten, tiefer und umfassender als alle bisherigen Krisen. Kein Erdteil, kein Land blieb von ihr völlig verschont.

Rund um die Erde gehen nun die Bemühungen, die Krise zu überwinden. In diesen Bemühungen stehen wir um die Jahreswende 1935/36 noch mitten darin. Sie sind keineswegs so einheitlich wie die Krisenursache. Deshalb und weil sie außerdem in den einzelnen Ländern auf ganz verschiedene Voraussetzungen stießen, hatten sie verschiedene Wirkungen. Diese gehen vom völligen Erfolg bis zum völligen Mißerfolg. Schweden ist frei von Krisenarbeitslosigkeit; in den USA gibt es 10—11 Millionen Arbeitslose. Die industrielle Produktion hat in Schweden, England und Deutschland den vorhergehenden konjunkturellen Höchststand überschritten; in Frankreich, Holland und der Schweiz liegt sie zurzeit unter der des Vorjahres.

Erfolg und Mißerfolg der Krisenbekämpfung kann man allerdings eigentlich gar nicht länderweise feststellen. In den meisten Ländern liegen Erfolge und Mißerfolge nebeneinander. Oft sind es verschiedene Menschengruppen in demselben Land, die sich am Erfolg freuen und die unter dem Mißerfolg leiden.

*

In den USA zum Beispiel sind die industriellen Gewinne seit dem Krisentiefstand stark gestiegen. Die Gewinne von 388 großen Industriegesellschaften betrugen — jeweils im ersten Halbjahr —:

1932	77 Millionen Dollar
1933	381 Millionen Dollar
1934	438 Millionen Dollar.

Die Aktienkurse lagen im Oktober dieses Jahres ein Viertel über dem Stand vom Oktober des Vorjahres. Die privaten Bankeinlagen haben von Mitte 1933 bis Mitte 1935 um 7 Milliarden Dollar zugenommen. Die Reserven der Unternehmungen sind also stark gestiegen. Der Auftragseingang der Maschinenindustrie hat sich infolgedessen gegenüber dem Herbst vorigen Jahres verdoppelt; er liegt allerdings immer noch ein Drittel unter dem Stand von 1929.

Andererseits hat sich der Wohnungsbau gegenüber dem Vorjahr zwar auch verdoppelt. Der Ausgangspunkt war aber so niedrig, daß der Wohnungsbau jetzt noch um drei Viertel unter dem Stand von 1929 liegt. Es ist kein Zufall, daß der Bau von Wohnungen hinter dem von Maschinen zurückbleibt. Die Summe der Reallöhne der Fabrikarbeiter lag in den ersten acht Monaten dieses Jahres nur 4 Prozent über dem Vorjahresstand, und die Arbeitslosigkeit beträgt immer noch 10—11 Millionen (bei einer Bevölkerung von 126 Millionen). Vorläufig ist keinerlei Anzeichen für eine erhebliche Verminderung der Arbeitslosigkeit zu entdecken. So furchtbar rächt sich die jahrelange Niederhaltung der Massenkaufkraft durch Währungspolitik, Schutzzölle und Kartelle, bei gleichzeitiger Rationalisierung der Produktion.

In Großbritannien hat die wirtschaftliche Belebung seit 1932 fast stetig Fortschritte gemacht. Die treibende Kraft war und ist eine starke private Investitionstätigkeit, insbesondere im Wohnungsbau, im Rahmen steigender Massenkaufkraft. Zunächst stiegen die Reallöhne infolge des Sinkens der Lebensmittelpreise. Seit 1934 steigen die Geldlöhne bei ungefähr gleichbleibenden Lebenshaltungskosten. Die Folge: die Einzelhandelsumsätze sind 5 Prozent größer als im Vorjahr. Der private Wohnungsbau steigt, wie schon seit 1932, in steiler Kurve weiter an.

Das Welthandelsland Großbritannien leidet natürlich unter der allgemeinen Schrumpfung des Welthandels, der sich gegenüber dem Krisentiefstand kaum erholt hat und mengenmäßig mehr als ein Fünftel unter dem Stand von 1929 liegt. Doch wäre es abwegig, die immer noch hohe Erwerbslosigkeit (2 Millionen bei 47 Millionen Einwohnern) lediglich auf die Ausfuhrschwierigkeiten zurückzuführen. Mag sein, daß die Erwerbslosigkeit nach Wegfall der Ausfuhrschwierigkeiten stark abnähme. Man kann sie aber auch beseitigen durch eine Steigerung der Massenkaufkraft im Lande.

In Frankreich erschütterten wiederholt Mißtrauenswellen den Glauben an die Stabilität der Währung. Die Fehlbeträge im Staatshaushalt zwangen zur Inanspruchnahme des Kapitalmark-

tes durch den Staat. Beides zusammen hielt den Zins hoch, was als Bremse des Wiederaufstiegs wirken mußte. Frankreich hat 1935 eine Flut von Notverordnungen über sich ergehen lassen. Durch sie wurden die Geldeinkommen der Rentner, Gehalts- und Lohnempfänger stark geschmälert; die gleichzeitigen Preissenkungen boten keineswegs einen Ausgleich. Die Massenkaufkraft wurde also gesenkt. Ein Sinken der industriellen Produktion und ein Steigen der Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit war die Folge.

Japan gibt seit 1931 das große Beispiel, wie man durch Kriegsrüstung und Krieg die Krise überwindet. Kein anderes Land hat seine industrielle Produktion so rasch gesteigert. Die Zahl der beschäftigten Industriearbeiter ist heute ein Drittel höher als 1931. Was ist aber die Grundlage des japanischen Konjunkturaufschwungs? Die Niederhaltung der Massenkaufkraft. Wie ist das möglich? In anderen Ländern führt doch Niederhaltung der Massenkaufkraft zur Krise oder erschwert die Krisenüberwindung!

Der Hunger vor allem der Massen auf dem Lande ist in der Tat in Japan die Grundlage seiner heutigen Rüstungkonjunktur. Nur weil die bäuerliche Bevölkerung seit Jahren am Rande des Hungertodes steht, können die Agrarpreise so niedrig sein. (Der Produktionswert der drei Haupternten: Reis, Weizen und Seide, betrug 1934 nur 1 Milliarde Yen gegenüber 1,6 Milliarden Yen im Jahre 1929.) Nur weil die Agrarpreise niedrig sind und weil ferner auch die Industriearbeiter — wegen des vom Lande kommenden Lohndrucks — genügsam sind, dringt die japanische Ausfuhr auf immer neuen Märkten vor und schafft so die Möglichkeit, Rüstungsrohstoffe einzuführen, ohne auf Auslandskredite angewiesen zu sein. Und nur weil bei technisch hochentwickelten Produktionsmethoden und niedrigen Löhnen die Profite hoch sind, können die Rüstungsausgaben durch Anleihen finanziert werden, die aus den Einkommen der Reichen gezeichnet werden, und kann ferner die Industrie ständig weiter ausgebaut werden, ohne daß Auslandsanleihen dazu nötig sind. Die Lohnsätze der Industriearbeiter sind seit 1926 ununterbrochen gefallen, um insgesamt 20 Prozent. Ihre realen Verdienste sind seit 1931 um 5 Prozent gefallen. Die durchschnittliche Dividende von 166 großen Gesellschaften betrug dagegen im ersten Halbjahr 1935 bereits nahezu 8 Prozent, ihr in den Bilanzen ausgewiesener Nettoprofit sogar 12 Prozent des Kapitals.

In Japan ist es gelungen, die Massenarmut zur Grundlage einer an militärischen Zielen orientierten Hochkonjunktur zu machen, die infolge ihrer völligen Einseitigkeit selbstverständlich nicht fest steht, die aber mit viel Geschick und, wo nötig, mit innen- und außenpolitischer Brutalität zweifellos lange gehalten werden kann.

◆

Da wir ja nicht alle Länder der Erde hier betrachten können, wollen wir uns damit begnügen, nun noch vier Länder ins Auge zu fassen, die nicht so stark wie jene vier Großmächte im Brennpunkt des allgemeinen Interesses stehen. Wir haben ihnen zur Vorbereitung des heutigen Rundgangs um die Erde kürzlich je eine besondere Untersuchung gewidmet (in Nr. 45, 46, 49, 50).

Wir sahen dabei: Schweden und Australien wurden von der Krise nicht tief getroffen und haben sich rasch von ihr erholt; dagegen haben Polen und die Tschechoslowakei die Krise noch längst nicht überwunden. — Was ist die Ursache dieses Unterschiedes in der Krisenfestigkeit?

Diese vier Länder sind wahrlich in vieler Beziehung außerordentlich verschieden. Australien und Polen sind zwar beide verhältnismäßig stark ans Ausland verschuldet; aber Australien war krisenfest und Polen nicht. Das Großgrundeigentum ist in Australien weit ausgedehnter als in Polen und der Tschechoslowakei, während Schweden ein Bauernland ist. Das Großgrundeigentumsland Australien und das Bauernland Schweden kamen gut durch die Krise! Offenbar ist also weder die Auslandsverschuldung noch die Bodenverteilung für die Krisenanfälligkeit entscheidend. Von der Einwanderung kann die Krisenfestigkeit nicht kommen; denn zwar ist Australien ein Einwanderungsland, nicht aber das ebenfalls krisenfeste Schweden. Von der Auswanderung kann die Krisenfälligkeit nicht kommen; denn zwar ist Polen ein Auswanderungsland, nicht aber die ebenfalls krisenanfällige Tschechoslowakei. Die Reihe der Umstände, die offenbar nicht ausschlaggebend sind, könnten wir noch lange fortsetzen.

Das Ausschlaggebende ist der Stand und die Erhaltung der Massenkaufkraft. Wo sie trotz Auslandsverschuldung und Bodensperrung durch Großgrundeigentum verhältnismäßig groß war wie in Australien, schlug die Krise keine tiefen Wunden. Hohe Massenkaufkraft machte auch das Bauernland Schweden krisenfest. Hohe Löhne machten in beiden Ländern den Binnenmarkt widerstandsfähig und hinderten dabei — entgegen den üblichen dilettantischen Befürchtungen — die Ausfuhrsteigerung nicht.

Andererseits ist der Binnenmarkt in Polen und der Tschechoslowakei infolge niedriger und in der Krise noch sinkender Massenkaufkraft zerrüttet. Und die niedrigen Löhne wirken, in diesem Fall vor allem weil die übrigen Kosten in schlecht ausgenutzten Betrieben hoch sind, nicht einmal ausfuhrsteigernd.

◆

Gleichgültig, ob wir jene vier Großstaaten in den drei heute wirtschaftlich wichtigsten Erdteilen ins Auge fassen oder diese vier wirtschaftlich minder bedeutsamen Länder, — die Lehre, die sich geradezu aufdrängt, ist diese:

Wo die Massenkaufkraft vor der Krise verhältnismäßig groß war und in der Krise erhalten blieb oder gesteigert wurde, war die Krise leicht und gelang die Ueberwindung der Krise rasch. Wo dagegen der Konsum von jeher nur als eine lästige Begleiterscheinung der Kapitalbildung betrachtet wurde, hat sich das auch an den Kapitalbildnern selber gerächt. Wir können kurz sagen: je schärfer die Ausbeutung, um so schwerer die Krise. Je schwerer die Krise, um so größer die Not der Ausgebeuteten.

Ein Teufelskreis! Er geht rund um die Erde: der Teufelskreis des Kapitalismus! Aus ihm einen anderen Ausweg zu finden als den militaristischen ist eine der wichtigsten sozialistischen Aufgaben. Sie kann freilich nicht gelöst werden durch Silvester-Träumereien über eine bessere Zukunft, sondern nur durch Taten.

Glückliche Insel

Fünfhundert Kilometer östlich von Australien gibt es die Lord-Howe-Insel, die keine Armut kennt. Jeder hat dort Haus und Hof, sein gesichertes gutes Einkommen, obwohl niemand mehr als ein paar Stunden in der Woche zu arbeiten hat.

Das Einkommen auf dieser kleinen Insel stammt ausschließlich aus dem Verkauf von Palmsamen. Diese Wilden waren nicht so modern wie wir, sie haben ihre Insel nicht zum Spekulationsobjekt irgendwelcher einzelner Grundbesitzer gemacht, sondern ihre Insel zum Gemeinbesitz erklärt und den Verkauf des Palmsamens zum öffentlichen Monopol gemacht.

Die Insulaner bestehen aus „Teilhabern" und „Nichtteilhabern". Teilhaber ist derjenige, der in die jährliche Verteilung des Einkommens aus dem Palmsamenverkauf einbezogen ist. Teilhaber werden nur eingeborene Inselbewohner oder wer mit einem Inselbewohner verheiratet und 10 Jahre auf der Insel ansässig ist. Gegenwärtig wohnen dort 150 Leute, von denen die Hälfte nicht Teilhaber sind, sondern Fremde, meist Rentner, die durch die Schönheit der Insel angezogen wurden. Niemand hat eigenen Landbesitz, Motorfahrzeuge sind verboten, es erscheint keine Zeitung, die Arbeit ist außerordentlich leicht, da die Palmen wild wachsen und keiner Pflege bedürfen. Die Arbeitszeit beträgt etwa zwei Stunden in der Woche.

Auf das Einkommen werden Anteile ausgeschrieben: Jeder Insulaner erhält mit dem 21. Jahre 25 Anteile, Frauen im gleichen Alter 10 Anteile, wenn sie heiraten, erhalten sie eine Erhöhung auf 25, und für jedes Kind werden weitere 10 Anteile den Eltern zur Verfügung gestellt.

Die Insel mag manchem als ein kleines Paradies verlockend erscheinen. Es ist als sicher anzunehmen: der Friede wäre dort schon lange zerstört, der Kampf gegeneinander schon längst entbrannt, wenn es einen privaten Besitz an Grund und Boden und damit eine direkte oder indirekte Sklaverei der Boden-Losen geben könnte. Die Grundrente, die dort leicht erkennbar ist, weil sie sich nur auf den Lebensraum als solchen und nur auf ein Produkt, den Palmsamen, stützt, ist in Allgemeinbesitz übergeführt, und wir finden sogar dabei den schönen Zug, die Kinder daran teilhaftig werden zu lassen.

Wir sollten diese Insel nicht als unterhaltsame Kuriosität betrachten, sondern darüber nachdenken. Es könnte manches daraus gelernt werden. Selbst von uns modernen Europäern.

Erich Holten in der „Schule der Freiheit" (Nr. 19)

Die Zahl der Selbstmorde ist nach Angaben des Statistischen Reichsamts in Deutschland im Jahr 1934 (und im ersten Halbjahr 1935) erheblich zurückgegangen; es waren nur noch 30 auf je 100 000 Einwohner.

Albanien

Die italienische Politik in Südosteuropa ist seit Kriegsende nicht gerade vom Erfolg begünstigt gewesen. Sieht man vom italienischen Einfluß in Österreich und Ungarn (der ja erst jüngeren Datums und durchaus nicht unbestritten ist) ab, so bleibt als einziger Staat, auf den Italien bauen kann, Albanien.

Schon 1914 hat Italien den Hafen Valona mit dem Hinterland und der vor dem Hafen liegenden Insel Saseno besetzt, im Sommer 1915 dann auch noch Durazzo. Dann eroberten zwar die Mittelmächte den größten Teil Albaniens, aber Valona blieb im Besitz der Italiener, und 1918, nach dem Zusammenbruch Bulgariens, mußten die Deutschen und die Österreicher das ganze Land räumen. Seither ist Albanien italienische Einflußzone. Ende 1933 schien die Stellung Italiens etwas bedroht, da Albanien sich mehr an Südslawien und Griechenland anzulehnen versuchte, aber die Sperrung der finanziellen Zuschüsse und die Drohung mit militärischen Maßnahmen durch Italien genügten, um Albanien wieder ins „richtige" Fahrwasser zu bringen. Albanien, die Flanke der Straße von Otranto und die Brücke zum Balkan, ist für Italien zu wichtig, als daß es auf seinen Einfluß dort so leicht verzichten könnte.

Der Sanktionskrieg hat die Bedeutung Albaniens für Italien noch gesteigert. Schon 1934 hat Italien 63 Prozent der albanischen Ausfuhr aufgenommen, und gegenwärtig wird ein Handelsvertrag vorbereitet, in dem sich Italien sogar verpflichten will, die gesamte land- und forstwirtschaftliche Produktion Albaniens abzunehmen. Das bedeutet beinahe die gesamte Produktion; denn Albanien ist in erster Linie Agrarland. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Vieh (Rinder, Schafe, Schweine, Geflügel) und tierische Produkte (Käse, Eier, Häute, Wolle). Daneben ist für Italiens Fettversorgung die albanische Olivenausfuhr nicht unwichtig. Vor allem aber könnte Italien, falls es den Sanktionskrieg noch länger über sich ergehen lassen muß, aus Albanien Holz (als Ölersatz) einführen, denn in Albanien ist, im Gegensatz zu vielen andern Gegenden auf dem Balkan, der Wald noch nicht durch Raubbau vernichtet.

Hinter den land- und forstwirtschaftlichen Produkten treten die Bodenschätze etwas zurück. Der Wert der Steinkohlenproduktion ist ziemlich kleiner als z. B. der der Käseerzeugung, und die Eisenvorkommen sind minimal (Kupfer scheint in etwas größeren Mengen vorhanden zu sein). Sehr wichtig freilich könnte, neben dem Holz, für Italien das albanische Öl werden. Die ertragreichsten Konzessionen sind in italienischer Hand. Die Ausbeute ist vorerst noch gering. Welche Erwartungen aber die italienische Regierung für die Zukunft (wohl schon für eine nahe Zukunft) hegt, sieht man daran, daß sie beschlossen hat, eine 80 Kilometer lange bombensichere Rohrleitung von den ergiebigsten Ölfeldern bis zum Hafen Valona zu bauen. Von dieser, der albanischen, Ölzufuhr soll keine Macht Italien abschneiden können (wobei vielleicht die stille Hoffnung mitspielt, durch diese Leitung könnte unter Umständen auch rumänisches Öl an die Küste der Adria fließen).

Der wirtschaftliche Einfluß Italiens in Albanien ist finanziell gut fundiert. Der Sitz der albanischen Nationalbank ist in Rom. Sie wird kontrolliert von der „Gesellschaft für die wirtschaftliche Entwicklung Albaniens", der alle Zoll- und Monopoleinnahmen (Zündhölzer, Salz u. a.) verpfändet sind. Unter italienischer Kontrolle stehen u. a. auch die Post, der Rundfunk, die Elektrizitätserzeugung; Italien besitzt das Monopol für Flugwesen und Schiffahrt.

Und wenn diese finanzielle Verflechtung nicht genügt, um die italienische Stellung in Albanien zu sichern, dann wird neben dem Bankier der General eingreifen. Durazzo und die Insel Saseno sind italienische Flottenstützpunkte. Auch im Innern des Landes sind militärisch wichtige Punkte von italienischen Truppen besetzt, und das albanische Heer wird von italienischen Offizieren ausgebildet und geführt.

Albanien wird, wenn es einmal besser erschlossen ist, für Italien eine sehr willkommene Ergänzung und Erweiterung seines Wirtschaftsgebietes sein und ist auch heute schon, besonders jetzt im Sanktionskrieg, als Lieferant (und wahrscheinlich als Zwischenhändler) von einigem Nutzen. Ob freilich Albanien als fast einziger Bundesgenosse die Lage Italiens entscheidend verbessern kann, ist eine andere Frage.

Herbert Lang

Der Präsident von Venezuela, General Vincent Gomez, ist gestorben.

Groteske

Von German Gerhold

„Was wollen Sie?"

„Die Bohnermaschine ist kaputtgegangen."

„So."

„Ja, wahrscheinlich hat es den Anker durchgehagelt."

„So, so."

„Ja. — Soll ich die Elektrometall-Werke anrufen, wegen der Reparatur?"

„Nein. Fetten Sie die Maschine sorgfältig ein und stellen sie sie auf den Boden. — Es wird von jetzt an wie früher mit der Hand gebohnert."

„Mit der Hand —? Ich allein? Früher waren wir doch mehr Leute!"

„So stellen wir eben wieder Leute ein. Die Maschinen sind unser Unglück, Franz. Die übrigen Hotels sind bereits längst zur guten, alten Handarbeit zurückgekehrt. Es wurde im Interesse der Arbeitslosen so beschlossen."

„Ach so. — Hm. — Dann könnte der ja eigentlich gleich anfangen; es ist nämlich einer draußen, der wegen Arbeit fragt."

„Lassen Sie ihn hereinkommen."

„Jawohl, Herr Direktor." Franz öffnete die Tür und winkte einem Mann, der mit dem Hut in der Hand auf dem Korridor stand.

„Wie heißen Sie?" empfing ihn der Direktor.

„Fritz Greiner."

„Wo waren Sie bisher?"

„Bei Elektrometall, Staubsauger- und Bohnermaschinenfabrik."

„Sehr gut. Da sind Sie ja sogar ein Fachmann. Sie brauchen nicht länger arbeitslos zu sein. Sie können sofort antreten und Franz beim Bohnern helfen."

◆

Als Fritz Greiner mit zerschlagenen Gliedern gegen Abend die Treppe emporstieg, sah er einen Mann vor seiner Tür, der eben den Finger gegen die Klingel zückte.

„Wollen Sie zu mir?"

Der Fremde warf einen Blick auf das Klingelschild. „Sie sind Herr Greiner persönlich —? Ich hätte Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzuteilen."

„Treten Sie ein", erwiderte Greiner beim Aufschließen.

Während Greiner aus seinen Taschen Brot, Wurst und Bier auf den Tisch packte, hatte der Fremde einen schwarzen Koffer geöffnet und mit staunenswerter Geschicklichkeit aus Teilen eine Staubsaugeranlage aufgebaut.

„Ich komme nämlich im Auftrage der berühmten Elektrometall-Werke, und möchte Ihnen den besten Staubsauger der Jetztzeit, welcher gleichzeitig als Bohnermaschine, Fensterputzer ..."

Greiner schluckte. „Mensch, — hören Sie auf zu zaubern."

Verwirrt hielt der andere inne und strich sich die Haare aus dem bleichen Gesicht. „Nur Sechsfünfundachtzig Rate pro Woche ..."

Greiner deutete auf den Apparat. „Den habe ich selbst zehn Jahre lang bei Elektrometall gebaut, guter Mann. Aber zum Kaufen hat es mir nie gelangt, und seit sechs Wochen bin ich arbeitslos. — Nun sagen Sie mal ehrlich: verdienen Sie denn eigentlich noch was damit?"

Ein gequälter Zug trat in das Gesicht des Vertreters. Die Hand mit dem Saugrohr sank herab.

„Nein", sagte er dann. „Achtundzwanzigmal habe ich den Apparat heute vorgeführt und keinmal verkauft. — Um die Wahrheit zu sagen, habe ich seit gestern nichts gegessen."

Greiner sah vor sich hin. Dann deutete er auf einen Stuhl. „Setz dich. Ich hab heut verdient. Mit der Hand gebohnert im Imperial."

◆

Als der Vertreter nach vielem Erzählen spät nach Hause ging, kam er am Imperial-Hotel vorbei. Aus der Bar des Hotels trat ein eleganter Herr und strebte etwas verschwommenen Ganges dem Straßendamm zu.

Im letzten Moment riß ihn der Vertreter vor einem Auto zurück.

„Pardon", sagte der Herr und hob zwei Finger. „Halten Sie mich für betrunken? Ich bin es nicht, mein Herr."

Der Vertreter nickte beruhigend und schickte sich an weiterzugehen.

Der Herr blieb an seiner Seite. „Sie müssen das verstehen, mein Herr", begann er eindringlich von neuem. „Die Zeiten sind schlecht, man hat Sorgen." Er blieb stehen und tippte dem andern auf die Brust. „Seien Sie mal ganz ehrlich! Haben Sie etwa keine Sorgen?"

Der Vertreter lächelte verlegen und nickte.

Der Herr hob den Finger. „Aha, sage ich. Was sind Sie von Beruf?"

„Vertreter."

„Vertreter —. Ich dachte es mir. Mein Herr: ich bin ein Menschenkenner. Sie sind sogar ein tüchtiger Vertreter. Sie sind ein ausgezeichneter Vertreter! Aber was fehlt Ihnen? Eine ebenso tüchtige Ware! Eine erstklassige Ware, die man absetzen kann, an der man verdienen kann! Und weil Ihnen die fehlt, darum haben Sie Sorgen. Stimmts? Na sehen Sie. — Und ich wieder habe nun zwar solch eine erstklassige Ware, aber eine Horde von Eseln als Vertreter. Das sind meine Sorgen. — Sie kommen morgen früh in mein Büro! Direkt zu mir! Verstanden! Hier haben Sie meine Karte. Mein Herr, — leben Sie wohl." Er entschwand im Dunkel.

Der Vertreter behielt die Karte in der Hand bis zur nächsten Laterne.

Dort las er: „Claudius Blocher, Generaldirektor der Elektrometall-Werke."

Frau Holle

Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte alle Arbeit tun und der Aschenputtel im Hause sein. Das arme Mädchen mußte sich täglich auf die Straße bei einem Brunnen setzen und mußte so viel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war, da bückte es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen; sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Es weinte, lief zur Stiefmutter und erzählte ihr das Unglück. Sie schalt es aber so heftig und war so unbarmherzig, daß sie sprach: „Hast du die Spule hinunterfallen lassen, so hol' sie auch wieder herauf." Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück, und wußte nicht was es anfangen sollte; und in seiner Herzensangst sprang es in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen. Es verlor die Besinnung, und als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese, wo die Sonne schien und viel tausend Blumen standen. Auf dieser Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „Ach, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn' ich: ich bin schon längst ausgebacken." Da trat es herzu und holte mit dem Brotschieber alles nacheinander heraus. Danach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel, und rief ihm zu: „Ach, schüttel' mich, schüttel' mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif." Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen, als regneten sie, und schüttelte, bis keiner mehr oben war; und als es alle in einen Haufen zusammengelegt hatte, ging es weiter. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte

Die grüne Insel

Der englische Historiker John Richard Green plante einmal eine Geschichte Irlands, gab aber den Gedanken wieder auf, „weil der ständige Bericht über Elend und Mißregierung zu schmerzlich war". Das Unrecht solcher verworrenen und mißgestalteten Dinge, schrieb er, sei zu groß, um erzählt zu werden. Und Sir Roger Casement, der von den Engländern am 3. August 1916 hingerichtete Führer der irischen Sinn-Feiner, hat einmal gesagt: „Die irische Geschichte zeigt zu viele Gräber, und die Geister sind noch nicht zur Ruhe gekommen. Man könnte ebensogut die Geschichte eines Kirchhofs schreiben."

Der englisch-irische Kampf, in dem das hochbegabte irische Volk seine beste Kraft verschwendet hat, dauert seit siebenhundertsechzig Jahren, seit der Eroberung Irlands durch Heinrich II., bis auf den heutigen Tag. Die unbezähmbare Beharrlichkeit, mit der die Iren trotz allen Drangsalen und allem Elend die Erinnerung an die verlorene Freiheit bewahrt haben und nie an ihrer Sache verzweifelt sind, so oft sie auch besiegt wurde, hat sich die Jahrhunderte hindurch als eines der hervorstechendsten Charaktermerkmale der Iren erhalten. Kein Engländer wird sich deshalb auch darüber gewundert haben, daß der irische Ministerpräsident De Valera vor kurzem in einer Rede, die er in Limmerick hielt, den englischen Monarchen einen „ausländischen König" nannte, den die Iren, wären sie frei, niemals zum Herrscher machen würden.

Irland hat von seinen Eroberern größere Leiden erdulden müssen als je ein anderes besiegtes Volk. Sein Verhängnis war die Abgeschiedenheit vom Kontinent. „Will jemand behaupten", hat Gladstone ausgerufen, „daß wir gewagt hätten, Irland so zu behandeln wie wir es getan, wenn es nicht zwischen uns und dem Ozean, sondern zwischen uns und dem Festland gelegen hätte?" Zu spät für Irland und für ihn selber hat sich Napoleon auf St. Helena überlegt: „Wenn ich statt der ägyptischen Expedition die nach Irland unternommen hätte, — was wäre dann England heute?"

England hat den Iren alles genommen, was sie ihren Reichtum nannten: ihr fruchtbares Land zuerst, ihre Häfen darnach, ihren alten Glauben zuletzt. Die Reformation hat die englisch-irische Feindschaft mit dem konfessionellen Bruch zwischen den protestantischen Engländern und den katholischen Iren vollendet. Cromwell und Wilhelm von Oranien — nach dem sich heute die streitbare Organisation „Orange Order", die fanatische Feindin aller katholischen Iren in Ulster, benennt — vertrieben aus Ulster, den sechs Grafschaften im Norden, bis auf kleine Reste die katholischen Gälen und siedelten auf ihren Höfen protestantische Schotten an. Die Unruhen, die im letzten Sommer in Belfast viele Katholiken Haus, Arbeitsstelle und Leben kosteten, habe ihre letzte Ursache in der nicht völlig geglückten Katholikenaustreibung vor vielen hundert Jahren.

Nach fünf Jahrhunderten ewiger Rebellion und ihrer erbarmungslosen Unterdrückung blieb dem 18. und 19. Jahrhundert eine weniger blutige, „kalte" Abart des Vernichtungskampfes: die systematische Auspowerung des irischen Handels, in dem sich die Lebenskraft dieses Volkes noch einmal zu erstaunlichen Leistungen gesammelt hatte. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als England Irland jene Union anbot, die Lord Byron die „Union des Hais mit der Beute" genannt hat, war Irland eine Großmacht mit blühender Industrie und ausgebreitetem Handel. Die englischen Kaufleute fürchteten die Konkurrenz. Darauf belegte das Parlament von Westminster die irischen Häfen mit hohen Zöllen. Der irische Lebenswille überwandt auch diese Fessel. Da griff England zum Radikalmittel: es schloß die irischen Häfen, die fortan verschlickten, erließ ein Ausfuhrverbot für alle Waren, die England selbst exportierte, und verbot zuletzt den Iren, solche Waren zu erzeugen. Irland mußte seine Wollindustrie, auf der seine Wirtschaft und sein Wohlstand beruhte, aufgeben, damit England den Markt allein hätte. Nicht anders erging es der Baumwollindustrie, der Tuchfabrikation und Messerschmiederei, der Schiffahrt und dem Schiffsbau. Irlands gesamte Industrie wurde ruiniert.

Die Folgen waren verheerend. Zu Hunderttausenden wanderten die Iren, um nicht zu verhungern, nach Amerika aus. Zwischen 1846 und 1911 verlor Irland durch Hungersnöte und Auswanderung vier Millionen Menschen. Nach der Volkszählung von 1851 schrieb die „Times": „Die Irländer haben sich endlich auf den Weg gemacht; ein irischer Katholik wird auf der grünen Insel bald ebenso selten sein wie ein rothäutiger Indianer im Staate New York."

Bei Kriegsausbruch peitschte das englische Parlament in höchster Eile die seit Jahrhunderten geforderte Home Rule durch beide Häuser; aber die Iren hatten es umso weniger eilig, auf die französischen Schlachtfelder zu marschieren, als diese Home Rule nur den Schatten einer Selbstständigkeit brachte. In der Osterwoche 1916, nachdem Casement von den Engländern gefangen worden war, brach in Dublin ein neuer Aufstand aus. Mit schwerem Geschütz wurde er niedergeschlagen. De Valera und seine heutigen politischen Gegenspieler Cosgrave und O'Duffy wurden zum Tode verurteilt, später zu lebenslänglichem Kerker begnadigt, Casement gehenkt.

Das revolutionäre Ziel war die geeinte irische Republik gewesen. Sie forderte das irische Volk auch in den britischen Parlamentswahlen vom Dezember 1918, und im Mai 1921 abermals in der ersten Wahl zum irischen Dail. Da gab England nach; es kam zu einem Staatsvertrag mit Irland. Aber auch er machte Irland nicht zur Republik und gab dem „Freistaat" noch nicht die ganze Freiheit. De Valera, inzwischen befreit und Revolutionspräsident geworden, trat erbittert zurück und begab sich mit den „Irisch-Republikanischen Freischaren" in die bewaffnete Opposition. Ein neuer Aufstand brach los — und wurde blutig unterdrückt.

Im Jahre 1927 kehrte De Valera in das Parlament zurück, 1932 erhielt er die relative Mehrheit, durch die er zur Regierung kam. In Opposition zu ihm stehen heute die Irisch-Republikanischen Freischaren, die ihm grollen, weil der den Staatsvertrag mit England noch nicht zerrissen hat, und die Partei Cosgraves mit den Blauhemden O'Duffys, die De Valera gram ist, weil er Cosgrave den politischen Weg verbaut hat. Auch ihre Jugend wird in den Idealen der Republik und eines geeinten Irland erzogen; aber England würde doch lieber mit Cosgrave als mit De Valera verhandeln.

Der englisch-irische Streit geht weiter. Ende November hat der führende „Irish Independant" die Forderungen Irlands an England neu zusammengefaßt: republikanische Regierungsform; Vertrag für Zusammenarbeit mit dem britischen Reich; Zusammenarbeit mit Ulster mit schließlichem förderativen Zusammenschluß (wogegen sich Ulster heftig wehrt); Schaffung einer irischen Flotte; Abzug der englischen Besatzung aus den irischen Häfen; Streichung der Landschulden (Ablösung der Besitzrechte der ehemaligen englischen Großgrundbesitzer in Irland).

Malcolm MacDonald, der neue Dominionminister, soll nun möglich machen, was jedem Engländer vor einem Menschenalter noch unmöglich erschien. England ist angeblich bereit, Irland entgegenzukommen. De Valera aber hat erklärt, daß er jedem Kompromißvorschlag sein Ohr verschließen werde.

Was dabei auch herauskommen mag, — das eine ist gewiß: England hat die „grüne Insel" verloren. Englisch wird Irland niemals mehr werden.

Alfred Uhlmann

Auf eigene Faust

In der schweizerischen Stadt Genf gibt es wie in allen alten europäischen Städten eine der „Sanierung" bedürftige Altstadt, und in ihr wiederum einen ganz besonders abbruchreifen, unhygienisch aussehenden Häuserblock. Zu den Befürwortern einer gründlichen baulichen Änderung dieser Gegend gehörten begreiflicherweise u. a. die arbeitslosen Genfer Bauarbeiter. Aber die Stadtverwaltung konnte sich nicht entschließen, ihrem Drängen nachzugeben und schob den Fall immer wieder auf die lange Bank.

Da erschienen vor einiger Zeit morgens um 6 Uhr, als alles noch im Schlafe lag, dreißig wohlausgerüstete Bauarbeiter unter Führung des Präsidenten des Genfer Holz- und Bauarbeiterverbandes vor dem umstrittenen Objekt, riegelten die Straße kunstgerecht ab, drangen in die altersgrauen Häuser ein und begannen ohne viele Worte mit dem Abbruch. „Ziegel flogen auf die Straße, Latten und Balken folgten, und als das Tageslicht anbrach, sahen die erstaunten Genfer Bürger statt der altvertrauten Giebelecken und bemoosten Dachziegel leere Sparren und abbröckelnde Mauern, zwischen denen allein unversehrt die alten Schornsteine hervorragten."

Als nach einiger Zeit die Vertreter der Obrigkeit auf dem Schauplatz erschienen, gaben ihnen die in ihrer Arbeit unliebsam Gestörten zu verstehen, daß sie für acht Tage verproviantiert seien und nicht zu weichen gedächten. Sie ließen sich dann aber doch aufs Parlamentieren ein und zogen schließlich ab, als man ihnen versprochen hatte, daß ihnen dabei nichts passieren werde.

Hinterdrein sollen sie dann aber doch noch verhaftet worden sein.

Strenge Hingabe an die Sache erst läßt zur Persönlichkeit werden.

Troeltsch

Spaziergang im Zahlenwald I

Die Volks-, Berufs- und Betriebszählung vom 16. Juni 1933 ist noch nicht vollständig ausgewertet. Ein Teil der Ergebnisse ist aber in den regelmäßigen und in einigen Sonder-Heften von „Wirtschaft und Statistik" veröffentlicht worden (so erst kürzlich der Prozentsatz der Juden an den verschiedenen Berufsklassen), und weitere Veröffentlichungen werden folgen. Sehen wir uns nun einmal einige Zahlen aus einem beliebig herausgegriffenen Heft an! Man darf sich allerdings durch lange Tabellen nicht abschrecken lassen und muß sich in Acht nehmen, daß man nicht vor lauter Bäumen den Wald, vor lauter Zahlen den Sinn aus den Augen verliert.

Am 16. Juni 1935 wohnten in Deutschland 62,4 Millionen, am 16. Juni 1933 dagegen 65,1 Millionen Menschen. Das ist eine Zunahme von 4,5 Prozent. Aufs Jahr berechnet ist das die gleiche Zunahme wie in den Jahren 1914 bis 1918, wo der Krieg nicht nur große Menschenopfer forderte, sondern auch einen starken Geburtenrückgang verursachte. Von den europäischen Ländern haben nur Frankreich, England, Schweden und die Schweiz eine geringere Bevölkerungszunahme.

Die Zunahme von 4,5 Prozent verteilt sich nicht gleichmäßig auf Männer und Frauen; bei den Männern betrug die Zunahme 4,9, bei den Frauen 4,1 Prozent. Das hat verschiedene Ursachen. Einmal ist in den Jahrgängen, deren männlicher Teil durch den Krieg gelichtet worden ist, die Zahl der sterbenden Frauen viel größer als die der Männer. Dann ist der bei den Neugeborenen vorhandene Knabenüberschuß größer als früher: während in der Vorkriegszeit auf 1000 lebendgeborene Mädchen 1055 lebendgeborene Knaben kamen, waren es 1925—1933 1062. Und außerdem hat sich die Sterblichkeitsziffer bei den Männern günstiger entwickelt als bei den Frauen. So hat sich der Frauenüberschuß, der 1910 auf 1000 Männer 29 betragen hatte, 1925 auf 67 erhöht, 1933 aber wieder auf 59 gesenkt.

Beim Frauenüberschuß macht man eine merkwürdige Entdeckung: betrachtet man nämlich den Überschuß in Beziehung zur Einwohnerzahl der Gemeinden, so findet man, daß er um so höher ist, je mehr Einwohner die Gemeinde hat. In den kleineren Gemeinden herrscht sogar Frauenmangel: in Gemeinden mit unter 100 Einwohnern kommen auf 1000 Männer nur 950 Frauen, in Gemeinden mit 100—500 Einwohnern etwa 980. In Gemeinden mit 500—1000 Einwohnern beträgt der Frauenüberschuß 2 auf 1000 Männer. Dann steigt er beständig mit der Einwohnerzahl: in den Großstädten (über 100 000 Einwohner) beträgt er 114, in Berlin 169 auf 1000, das ist fast das Dreifache des Reichsdurchschnitts (59).

Zur Erklärung dieser Tatsache weist man darauf hin, daß aus den ländlichen Gemeinden viele junge Mädchen in die Stadt gehen und daß die älteren Jahrgänge (in denen der Frauenüberschuß allgemein größer ist als in den jüngeren) in den Städten stärker vertreten sind als auf dem Land; aber völlig geklärt ist diese Erscheinung offenbar noch nicht.

Wie verteilt sich nun die Bevölkerung von 65 Millionen auf Stadt und Land? Unterscheidet man die Gemeinden nach Landgemeinden (bis 2000 Einwohner), Klein- und Mittelstädten (2000—100 000 Einwohner) und Großstädten (über 100 000 Einwohner), so wohnten (nach Prozenten) in:

	Landgemeinden	Mittelstädten	Großstädten
1871	63,9	31,3	4,8
1900	45,6	38,2	16,2
1910	38,5	38,6	22,9
1925	35,6	37,6	26,8
1933	33,0	36,8	30,2

Während also 1925 jeder vierte Deutsche ein Großstädter war, ist es heute schon beinahe jeder dritte. Die „Vergroßstädterung" ist in Deutschland im Vergleich zu anderen Ländern schon sehr stark vorgeschritten; sie wird genau genommen nur noch von England (mit 45,2 Prozent) übertroffen; denn Österreich (mit 32,5 Prozent) kann nicht mit verglichen werden, da hier in Wien, einst der Hauptstadt eines Staates mit 55 Millionen Einwohnern, heute 28,6 Prozent der Einwohner des verkleinerten Ländchens (6,7 Millionen Einwohner) ansässig sind.

Großstadt-Aussiedlung

Die Korrespondenz des Reichsheimstättenamtes „Deutsche Siedlung" veröffentlicht eine Abhandlung über „Umsiedlung oder Abschiebung von Wohlfahrtsempfängern", in der es heißt:

„In einer Berliner Bezirkszeitung werden Vorschläge erörtert, wie Berlin von unproduktiven Menschenmassen entlastet werden könnte. Nach diesen Plänen des stellvertretenden Bürgermeisters

---

Frau, weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Was fürchtest du dich, liebes Kind? Bleib bei mir, wenn du alle Arbeit im Hause ordentlich tun willst, so soll dir's gut gehn. Du mußt nur achtgeben, daß du mein Bett gut machst und es fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt: ich bin die Frau Holle." Weil die Alte ihm so gut zusprach, so faßte sich das Mädchen ein Herz, willigte ein und begab sich in ihren Dienst. Es besorgte auch alles nach ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, daß die Federn wie Schneeflocken umherflogen: dafür hatte es auch ein gut Leben bei ihr, kein böses Wort, und alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Nun war es eine Zeitlang bei der Frau Holle, da ward es traurig und wußte anfangs selbst nicht, was ihm fehlte, endlich merkte es, daß es Heimweh war: ob es ihm hier gleich viel tausendmal besser ging als zu Haus, so hatte es doch ein Verlangen dahin. Endlich sagte es zu ihr: „Ich habe den Jammer nach Haus kriegt und wenn es mir auch noch so gut hier unten geht, so kann ich doch nicht länger bleiben, ich muß wieder hinauf zu den Meinigen." Die Frau Holle sagte: „Es gefällt mir, daß du wieder nach Hause verlangst, und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinaufbringen." Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Tor. Das Tor ward aufgetan, und wie das Mädchen gerade darunterstand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist", sprach die Frau Holle und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Tor verschlossen, und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Haus; und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief:

„Kikeriki,
Unsere goldene Jungfrau ist wieder hie."

Da ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und der Schwester gut aufgenommen.

Das Mädchen erzählte alles, was ihm begegnet war, und als die Mutter hörte, wie es zu dem großen Reichtum gekommen war, wollte sie der andern häßlichen und faulen Tochter gerne dasselbe Glück verschaffen. Die mußte sich an den Brunnen setzen und spinnen: und damit ihre Spule blutig ward, stach sie sich in die Finger und stieß sich die Hand in die Dornhecke. Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam, wie die andere, auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfade weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: „Ach zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebacken." Die Faule aber antwortete: „Da hätt' ich Lust, mich schmutzig zu machen," und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „Ach schüttel' mich, schüttel' mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif." Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht, es könnte mir einer auf den Kopf fallen", und ging damit weiter. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tag tat sie sich Gewalt an, war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte, denn sie dachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde; am zweiten Tag aber fing sie schon an zu faulenzen, am dritten noch mehr, da wollte sie morgens gar nicht aufstehen. Sie machte auch der Frau Holle das Bett nicht, wie sich's gebührte, und schüttelte es nicht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müde und sagte ihr den Dienst auf. Die Faule war das wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen; die Frau Holle führte sie auch zu dem Tor, als sie aber darunterstand, ward statt des Goldes ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste", sagte die Frau Holle und schloß das Tor zu. Da kam die Faule heim, aber sie war ganz mit Pech bedeckt, und der Hahn auf dem Brunnen, als er sie sah, rief:

„Kikeriki,
Unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie."

Das Pech aber blieb fest an ihr hängen und wollte, solange sie lebte, nicht abgehen.

Muttergottes zum Umkleiden

„Muttergottes zum Umkleiden, 50 Zentimeter groß, mit echtem Haar, steht, sitzt, kniet, ist also auf einfachste Weise in jede beliebige Stellung zu bringen. (Herstellungsweise ges. gesch.) Lieferbar mit dreierlei Kleidung. Als Rosenkranzkönigin in Seide, beste Qualität, RM. 14.75 einschließlich Porto und Verpackung. Kleidung für unbefleckte Empfängnis, 3teilig, RM. 3.— mehr. Krippenkleidung, 3teilig, RM. 2.50 mehr. Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen mitzuteilen, daß die von Ihnen angefertigte Madonna alles was ich bisher auf diesem Gebiet gesehen habe, in den Schatten stellt. Frau Sanitätsrat Dr. Heyne, Opladen/Rhld., Düsseldorfer Str."

Zu beziehen durch Luthardt-Idel, Steinach im Thüringer Wald."

Sonntags-Frieden (Nr. 44)

Literatur

Die Amerikafahrt. Aus den Goldgräberjahren eines Schwarzwälder Bauernsohns. Von Dorus Kromer. Verlag L. Staackmann, Leipzig. Preis broschiert 3 Mark, gebunden 4 Mark. — Anfangs der 50er Jahre im vorigen Jahrhundert wandert ein 20jähriger Bauer vom südlichen Schwarzwald mit einer Gruppe junger Landsleute beiderlei Geschlechts aus nach Texas, zwei Jahre später zieht er weiter nach Kalifornien. Damals ist es das Paradies der Goldgräber, das wie ein Magnet Glücksritter der verschiedensten Art von allen Enden der Erde anzieht. Acht Jahre lebt und arbeitet er dort in einer Welt, in der es an Gefahren und Verführungen aller Art nicht mangelt, der Verlobten, der Bürgermeister-Marei treu bleibend, während die, an Treue gleich, Spott und Mitleid trotzend, in der fernen Heimat auf ihn wartet. Nach zehn Jahren kehrt er zurück und führt sie heim. Und von nun an hält ihn die Heimat, obwohl er noch dreimal nach Kalifornien fährt und auf der letzten Reise dort auch stirbt. Jene zehn Jahre hat der Amerikafahrer selber beschrieben, und der Sohn gibt diese Beschreibung, in allem Wesentlichen unverändert, jetzt in die Öffentlichkeit. Mit einem sicheren Gefühl für das, worauf es ankommt, und in einer Sprache, die so geradewegs vorwärts geht, wie es der Verfasser in seinem Leben getan hat, breitet er die Erlebnisse einer mühevollen und kampfreichen Lehrzeit im äußersten Westen vor dem Leser aus. Die inneren Vorgänge treten durchaus zurück, und wo sie erscheinen, wird kein Wesens von ihnen gemacht. Aber aus welchem Holz der Amerikafahrer aus dem Schwarzwald geschnitzt ist, das spürt der Leser längst, ehe er aus der Darstellung selber erfährt, daß derselbe, als er auf der Heimfahrt nach Jahren zu ruhigem Lesen kommt, in erster Linie nach Gotthelfs Uli-Bänden und nach seinem Landsmann Hebel greift. Das Buch erinnert mich, ohne daß ich es ihm gleichstellen will, an Ulrich Bräkers, des armen Manns im Tockenburg, „Lebensgeschichte und natürliche Abenteuer". Denn es gehört in die Reihe der schriftlichen Äußerungen, wo der Mann aus dem Volke nicht andere über sich schreiben läßt, sondern frischweg selber spricht, ohne Antriebe und Eindrücke, die vom Schrifttum der Nation herüber und hinüberführen. Ein solches Buch wäre früher wenig beachtet worden und nicht wenige „Gebildete" hätten darüber die Nase gerümpft. Neuerdings aber beginnen wir, das Ursprüngliche in solchen Niederschriften und die Tatsache, daß sie in einem elementaren Sinn Volkstum künden, zu schätzen und zu lieben. Überdies entrollt das Buch lehrreiche Bilder aus den bunten, zuweilen trüben Schicksalen des Auslanddeutschtums, wie es auch einen Einblick in die Anfänge der Besiedelung des amerikanischen Westens gibt. W.

Dr. Haase von Schöneberg sollen die für eine Umsiedlung geeigneten erwerbslosen Familien, die eine voraussichtlich lange dauernde Wohlfahrtsbelastung für Berlin bedeuten, in Kolonien außerhalb der Stadt auf stadteigenem Gelände untergebracht werden. Dr. Haase ist der Überzeugung, daß auf diesem Wege trotz Aufwendung erheblicher einmaliger Mittel für die Landbeschaffung und den Aufbau der Wohnungen die Ersparnisse an Wohlfahrtslasten so groß würden, daß in wenigen Jahren diese Ansiedlungskosten wieder eingebracht würden. Er hält die Bereitstellung von einem Morgen Wirtschaftsland und die Lieferung von Baustoffen zum Selbstaufbau der Holzbauten für zweckmäßig und glaubt, mit einem Gesamtaufwand von etwa 1000 Mark pro Familie auskommen zu können. Dabei ist vorausgesetzt, daß das Land aus stadteigenem Besitz oder durch Austausch beschafft werden muß, um einen angemessenen Preis für das Land sicherzustellen. Er rät, den Spuren der Laubenkolonisten zu folgen, die ja gezeigt hätten, wie man mit geringen Mitteln eine Behausung auf dem Wirtschaftsland schaffen könne."

Leben und Tod

Das Gesetz von der Polarität des Lebens

Aus einer demnächst im Verlag Karl Gutbrod in Stuttgart erscheinenden Arbeit des Verfassers über das deutsche Märchen seien mit dessen freundlicher Erlaubnis folgende Abschnitte im Auszug wiedergegeben. D. Red.

In einer Gestalt des deutschen Märchens, der Frau Holle, verbirgt sich ein weltanschaulicher Grundbegriff, der im Bereich arischen Seelentums von jeher geschaut und gestaltet worden ist.

Es ist das Gesetz der polaren Gegensätzlichkeit im Werden und Weben des Weltschicksals, in der Dynamik des zeitlichen Geschehens in Natur und Einzelleben, in der Dynamik des Schicksals überhaupt. Der in rechter Weise mit der Natur verbundene Mensch sieht die in der Welt und im Leben waltenden Gegensätze nicht statisch, d. h. als unveränderliche, feindlich aufeinanderprallende Größen, sondern dynamisch, d. h. er sieht auch die letzten Seinsmächte einbezogen in einen ewigen Kreislauf des Kommens und Gehens, des Werdens und Vergehens, wie es in dem Ursymbol des ewig kreisenden Sonnenrades seinen bildlichen Ausdruck gefunden hat und wie es im nordischen Mythos vom Werden und Vergehen der Welt gestaltet ist.

Ob wir uns von unsern Vorfahren erzählen lassen, daß „im Anfang der Zeiten nicht Sand war noch Sonne, nicht Weg noch Woge, nicht Himmel, nicht Erde, nicht Zahl noch Zeit — nur diese zwei: Muspelheim und Nifelheim, die Welten des lichten Feuers und der eisigen Dunkelheiten", daß Leben erst dann entstand, als Funken aus Muspelheim und Eisströme aus Nifelheim sich fanden und durchdrangen, daß also die Welt aus Licht und Dunkel geboren ward; ob wir das Bild der Weltesche Yggdrasil betrachten, die ihre vollen Äste in den weiten Raum breitet, ein Bild der Kraft und der Gesundheit, während in der Tiefe der Wurzeln der Drache Nidhöggr als Unheilbringer verborgen nagt und „an den Flanken Fäulnis frißt"; ob wir endlich aus der Welt der Griechen und Römer sowie aus Indien als kosmisches Ursymbol des Lebens ein in eine helle und eine dunkle, eine goldene und eine silberne Hälfte sich spaltendes Ei herübernehmen: dasselbe Urgesetz des Lebens, das Gesetz des im Zeitlauf sich abwandelnden Gegensatzes, kehrt immer wieder.

Dieselbe Wahrheit kündet auch das Bild der Schicksalsmühle, die uns „alle Morgen das Silber, das rote Gold" mahlt, wie es im Volkslied heißt, und an die noch heute im Brettspiel das „Mühleziehen" erinnert, wo mit neun schwarzen und neun weißen Steinen Schicksal gespielt wird. Es kehrt auch wieder im Ablauf kleinerer Zeitrhythmen: im Wechsel der Monde und im Wechsel von Tag und Nacht, wie es auch im Schicksal jedes Einzellebens beständig mitschwingt und jedem Menschen schon an der Wiege ein Lied davon singt, daß aus dunklen und goldenen Fäden auch sein Leben gewoben wird zwischen Geburt und Tod, und daß für jedes Einzelwesen „im Zeitenschoße" verborgen „die schwarzen und die heitern Lose" ruhen.

Darum auch trägt Allvater Odin, auf dessen Schultern das Schicksal der Welt und alles Lebens ruht, auf der einen Schulter einen weißen, auf der andern einen schwarzen Raben, Hugin und Munin, die das geheimnisvolle Einssein und Zusammenwirken der zwei Wesensseiten des einen Schicksals darstellen sollen.

Unerschöpflich ist die Fülle der Bilder, in denen der nordische Mensch versucht, das Geheimnis des Lebens auf seine Weise zur Darstellung zu bringen, wie andere Rassen und Völker ganz entsprechende Gleichnisse zur Verdeutlichung derselben Lebenswirklichkeit gebrauchen. So sei hier etwa an das Symbol des Yin und Yang bei den Chinesen und Tibetanern erinnert. Wir haben es hier offenbar mit der Darstellung eines weltanschaulichen Urgesetzes zu tun, das in seelischen Tiefenschichten aufbewahrt ist, die in die Urzeit einer rassenseelisch noch weniger differenzierten Menschheit zurückweisen.

Das Mittelalter hatte ein anderes Bild, das Wesen des im zeitlichen Geschehen dynamisch sich abwandelnden Schicksals darzustellen, indem es gewissermaßen ein weibliches Gegenstück zur Odingestalt vor Herz und Augen stellte, eine weibliche Schicksalsbringerin, die „Frau Werlt", die man ebensogut auch „Frau Zeit" nennen könnte. In diesem Bilde kehrt eine uralte Gestalt des Mythos wieder; die alles Leben in Händen haltende Urmutter. „Frau Werlt" ist deren mittelalterliche Abwandlung, eine stattliche Frauengestalt, aus deren Rückseite jedoch uns die dunkle Seite des Lebens schreckensvoll entgegenblickt: ist sie doch ausgehöhlt und zerfressen, mit allerlei Gewürm und Kröten über und über bedeckt. Walter von der Vogelweide singt so von ihr:

„Da du erschienst das erste Mal vor meinen Augen,
schien nichts vor deiner Schönheit mir zu taugen.
Doch als ich deinen Rücken erst gesehn,
fühlt' ich vor Ekel alle Lust vergehn."

Wie sehr gerade den Menschen im deutschen Raum dieses Urgesetz des Lebens bewegt, davon legen auch ungezählte Äußerungen unserer Dichter und Denker, Naturforscher und Filosofen Zeugnis ab; gleichzeitig ein Beweis dafür, daß nicht nur „primitives", sondern auch höchst modernes und entwickeltes Denken sich in diesen Bahnen bewegt.

Johann Jakob Bachofen faßt das Wesen dieses Lebensgesetzes so in Worte: „Zwei Kräfte wirken sich in ewiger Feindschaft entgegen. Zwei Ströme treffen mit gleicher Gewalt aufeinander. Durch ihr gegensätzliches Zusammenwirken wird der Schöpfung ihre ewige Jugendfrische erhalten ... Zwischen zwei Polen bewegt sich das stoffliche Leben. Sein Reich ist nicht das des Seins, sondern des Werdens und Vergehens, des ewigen Wechsels zweier Farben, der weißen des Lebens, der schwarzen des Todes. Nur durch die gleiche Mischung beider wird der stofflichen Welt ihre Fortdauer gesichert. Ohne den Tod ist keine Verjüngung möglich, und in der ewigen Arbeit der Natur wird die zerstörende Kraft zur Erhaltung des ewig jungen Lebens nicht minder unentbehrlich als die schaffende und erzeugende. Ja, in keinem Augenblick kann die positive Kraft ohne die negative bestehen. Nur was diese auflöst, vermag jene wieder zu ersetzen. Der Tod ist also nicht der Gegensatz, sondern der Gehilfe des Lebens, wie der negative Pol des Magneten nicht den Gegensatz des positiven, sondern vielmehr dessen notwendige Ergänzung bildet, ohne welche auch jener sofort verschwinden und das Leben dem Nichts weichen müßte ... Die Vollendung jedes Daseins ist eine Rückkehr zu seinem Beginn, und in jeder Entfernung von dem Ausgangspunkt liegt zugleich eine Wiederannäherung an denselben. Zwei Richtungen sind in ebenso unerklärlicher Weise miteinander verbunden, wie die zwei Kräfte selbst, denen sie entsprechen. Das Resultat ihrer kombinierten Kraft ist der Kreislauf, in welchem sich alles tellurische Leben ewig bewegt."

Nach dieser Auffassung ist also der Tod, wie überhaupt die dunkle Seite des Lebens, nicht „der Sünde Sold", wie das Christentum lehrt, also nicht Fluch, sondern geradezu „Gehilfe des Lebens". Auch Goethe hat sich zu dieser Grundhaltung und Weltanschauung bekannt; dafür legt nicht nur sein ganzes Leben, sondern auch eine Fülle von Äußerungen Zeugnis ab. So spricht er von dem „ungeheuren Geheimnis, das sich in stetem Erschaffen und Zerstören an den Tag gibt", und die „Grundeigenschaft der lebendigen Einheit" des Lebens und der Natur bestimmt er so: „Sich zu trennen, sich zu vereinigen; sich ins Allgemeine zu ergehen, im Besonderen zu verharren ... Weil nun alle diese Wirkungen im gleichen Zeitmoment zugleich vorgehen, so kann alles und jedes zu gleicher Zeit eintreten. Entstehen und Vergehen, Schaffen und Vernichten, Geburt und Tod, Freud und Leid, alles wirkt durcheinander, im gleichen Sinn und gleichen Maße; deswegen denn auch das Besonderste, das sich ereignet, immer als Bild und Gleichnis des Allgemeinsten auftritt."

Mit anderen Worten faßt er das Urgesetz der Natur, das Gesetz von der Polarität alles Lebens, so zusammen: „Alles in der Natur, besonders aber die allgemeinen Kräfte und Elemente, sind in einer ewigen Wirkung und Gegenwirkung ... Mit leisem Gewicht und Gegengewicht wägt sich die Natur hin und her. Indem man aber jenes Gewicht und Gegengewicht von ungleicher Wirkung zu finden glaubt, so hat man auch dieses Verhältnis zu bezeichnen versucht: man hat ein Mehr oder Weniger, ein Wirken, ein Widerstreben, ein Tun, ein Leiden, ein Vordringendes, ein Zurückhaltendes, ein Heftiges, ein Mässigendes, ein Männliches, ein Weibliches überall bemerkt und genannt ... Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen ist das Leben der Natur; dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrises und Diakrisis, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind."

Wilhelm Laiblin

Neuigkeiten vom Kriegsschauplatz

Zeichnung von Willy Widmann

Definitionen

Die Eisenbahn

In seinem kürzlich zum „Eisenbahnjubiläum" (8. Dezember 1935) rechtzeitig erschienenen Buch „Aus der Frühzeit der Eisenbahnen" (Verlag Julius Springer, Berlin) erwähnt Dr. Max Hoeltzel auch folgende Definition des Begriffs Eisenbahn, die das deutsche Reichsgericht im Jahr 1879 gegeben hat (Entscheidungen in Zivilsachen, Bd. 1, S. 252):

„Eine Eisenbahn ist ein Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundlage, welche durch ihre Konsistenz, Konstruktion und Glätte den Transport großer Gewichtsmassen bzw. die Erzielung einer verhältnismäßig bedeutenden Schnelligkeit der Transportbewegung zu ermöglichen bestimmt ist und durch diese Eigenart in Verbindung mit den außerdem zur Erzeugung der Transportbewegung benutzten Naturkräften (Dampf, Elektrizität, tierischer oder menschlicher Muskeltätigkeit, bei geneigter Ebene der Bahn auch schon der eigenen Schwere der Transportgefäße und deren Ladung usw.) bei dem Betriebe des Unternehmens auf derselben eine verhältnismäßig gewaltige (je nach den Umständen nur in bezweckter Weise nützliche oder auch Menschenleben vernichtende und die menschliche Gesundheit verletzende) Wirkung zu erzeugen fähig ist."

Gehen

Für den Gehwettbewerb bei den Olympischen Spielen 1936 sind von den obersten Sportbehörden folgende Regeln aufgestellt worden:

Gehen ist ein Fortschreiten mit Hilfe von Schritten, die so ausgeführt werden, daß die Berührung mit dem Boden ununterbrochen aufrecht erhalten bleibt. Im Gegensatz zum Lauf, bei dem beide Füße gleichzeitig den Boden verlassen dürfen. Beim Gehen sind die nachstehend zusammengestellten Regeln anzuwenden, andernfalls sofortige Disqualifikation erfolgen muß:

a) Arbeit der Beine: Wenn der vordere Fuß beim Ausführen eines Schrittes den Boden berührt, darf das Knie nicht gebeugt werden. Die Ferse muß den Boden zuerst berühren. Die Zehen müssen als letzter Teil des Fußes den Boden verlassen. Es ist unbedingt erforderlich, daß die Ferse des Vorderfußes den Boden berührt, ehe die Zehen des hinteren Fußes den Boden verlassen.

b) Haltung des Körpers: Der Körper muß aufrecht gehalten werden.

c) Haltung der Arme: Die Arme können beliebig gehalten werden.

Kleinigkeiten

Die Kriegsberichterstatter. Der Journalist R. Thomson berichtet aus Addis Abbeba: „Dreimal täglich rennen die unglücklichen Pressevertreter, die in absoluter Unkenntnis gelassen werden, zum weitgelegenen Pressebüro, um Neuigkeiten zu erfahren. Aber mit seltenen Ausnahmen teilt ihnen der freundlich lächelnde Direktor Blatta Kidana mit, daß es leider noch immer keine Neuigkeiten für die Presse gäbe."

Bombensicher. Für die deutsche Gesandtschaft in Addis Abeba sind nach der „Selbsthilfe" (Nr. 45) in der Nähe der abessinischen Hauptstadt neue Häuser gebaut worden. Als Baustoff wurde Basalt verwendet, der dort vorkommt. Im Gegensatz zu der dort üblichen Strohbedeckung haben die Dächer zum Schutze gegen Feuergefahr und Luftangriffe Dachplatten aus Asbestzement erhalten, der von Deutschland nach Afrika gebracht wurde; weiterhin sind über und unter den Wohnräumen Eisenbetondecken einzogen und bombensichere Keller angelegt worden, alles Maßnahmen, die die Widerstandsfähigkeit der Häuser bedeutend erhöhen.

Für Psychologen. Die italienischen Frauen haben in letzter Zeit in Massen ihre goldenen Eheringe gegen eiserne abgeliefert. Viele, die sich scheuten, ihre „echten" geweihten Ringe auf den Altar des Vaterlands zu legen, haben sich zu diesem Zweck in Eile beim Goldarbeiter Duplikate machen lassen und diese hergegeben, dagegen die alten Ringe behalten.

Siedlungsland? Der englische Landesausschuß für Übersee-Siedlung gibt bekannt, daß im Jahre 1934 22 966 Auswanderer nach den englische Kolonien und Dominions gingen, während 38 876 Rückwanderer in England landeten. Im Jahre 1933 waren es 20 760 Auswanderer und 44 642 Rückwanderer.

Antiquarisches. In Paris gibt es eine „Russische Handelskammer". Sie liegt vier Treppen hoch und wird von einem alten weißhaarigen Mann dargestellt. „Wenn man aber nach Zahlen fragt, so erlebt man eine große Überraschung", wird dem „Berliner Tageblatt" mitgeteilt, „da der alte Herr höflich erklärt, er habe die Zahlen nur bis zum Jahre 1917, und neue Zahlen lägen in der „Russischen Handelskammer" nicht vor. Es handele sich nämlich um die „Kaiserliche Handelskammer".

Rund um die Erde. In nächster Zeit wird man in planmäßigem Luftverkehr die ganze Erde umfliegen können; denn das letzte noch fehlende Stück zwischen der zu den Sunda-Inseln gehörenden Insel Bali und den Filippinen wird im März nächsten Jahres ebenfalls seine Fluglinie bekommen. (An diesem Luftverkehr um die Erde ist auch die Deutsche Lufthansa mit ihrer Linie von Brasilien über West-Afrika nach Deutschland beteiligt.)

Billige Weltreise. In New York kann man jetzt für einen Vierteldollar ein Dutzend in einem Zellofanumschlag steckender Hoteletiketten erhalten, darunter von Shepheards Hotel in Kairo, vom Palasthotel in St. Moritz, vom Hotel Mount Everest in Dardscheeling und vom Omayard-Hotel in Damaskus.

Beleidigung. Die „Compagnie Générale Transatlantique", Eigentümerin der „Normandie", des größten Schiffes der Welt, hat „drastische Maßnahmen" gegen die Britische Radio-Gesellschaft angekündigt, weil auf einem ihrer Sender der Schauspieler Stainleß Stephen gesagt hat: „Die Vibration der „Normandie" ist so stark, daß Spiegeleier, bis sie auf den Tisch kommen, zu Rühreiern geworden sind."

Fahrstuhlrennen. Mit Erlaubnis der Gebäudeverwaltung der Empire State Building in New York, des höchsten Gebäudes der Welt, haben die Liftboys des Wolkenkratzers ein Fahrstuhlrennen ausgetragen, um die „bisher ungeklärte Streitfrage zu schlichten", welcher Fahrstuhl der schnellste ist. Auf einen Pistolenschuß sausten alle Fahrstühle über hundert Meter aufwärts; sie kamen aber auf die Sekunde genau gleichzeitig an. Nun tröstet man sich damit, den Beweis dafür erbracht zu haben, daß die Fahrstuhlfirma mit peinlichster Genauigkeit gearbeitet habe.

Verkehrsunglück. In den „Leipziger Neuesten Nachrichten" (Nr. 351) kann man lesen: „Auf dem Nachhausewege geriet der Schlächtergeselle B. in dem kanadischen Städtchen Paris (Ontario) in eine Regenbö, die ihm den Hut vom Kopf riß und durch die Straße wirbelte. B. eilte ihm nach und überrannte dabei ein mit zwei Mann besetztes Kleinauto, das umfiel und dessen Scheiben dabei zertrümmert wurden. B. wurde nicht im geringsten verletzt."

Die fahrende Festung. Der größte in Frankreich gebaute Tank wiegt 95 Tonnen (1900 Zentner). Seine Motoren leisten 600 Pferdestärken; er überschreitet Gräben bis zu einer Breite von 5 Metern und nimmt 2 Meter hohe Hindernisse. Als Bestückung dienen ein 15 Zentimeter-Geschütz, 12 Maschinengewehre und eine Verneblungsanlage. Er kostet etwa 650 000 Mark.

Viel verlangt. Die Delta-Filmgesellschaft dreht einen Märchenfilm, dessen Mitwirkende Fliegen, Schmetterlinge, Schnecken, Bienen, Frösche, Fische, Käfer und Spatzen sind. Die Filmoperateure haben den Auftrag, sie zu veranlassen, daß ihr Verhalten im Filmbild genau dem im Manuskript vorgeschriebenen Handlungen entspricht.

Entschwindende Romantik. Ein kalifornischer Weihnachtsbaum-Großhändler hat sich bitter darüber beklagt, daß laut Statistik in Amerika mehr Holz in Gestalt von Zahnstochern verbraucht werde als von Weihnachtsbäumen. Man solle größere Bäume aufstellen oder für jedes Familienmitglied oder jedes Zimmer einen besonderen Baum.

Anna. Der schwedische Sprach- und Namenforscher Karlson will herausgebracht haben, daß der Name Anna der am weitesten verbreitete weibliche Vorname sei. In den germanischen, romanischen und slawischen Ländern gäbe es rund 94 Millionen Mädchen und Frauen, die Anna heißen. Marien gebe es nur 90 bis 91 Millionen.

Das Verlobungsschiff. Zweihundert englische Mädchen zwischen 20 und 35 Jahren haben sich nach einem Empfang bei der Königin nach Australien eingeschifft. Sie sind auf großen Plakaten geworben worden, englische Siedler zu heiraten. Sidney kennt schon den Empfang eines solchen „Verlobungsschiffes"; alle Männer stehen dann, Nummerntafeln umgehängt, am Kai und begrüßen ihre unbekannten Bräute mit stürmischer Begeisterung.

Deutsche Griechen. In dem Dorfe Heraklion bei Athen wohnen in Giebelhäusern, die sich in der griechischen Landschaft ganz seltsam ausnehmen, die Nachommen von einem Dutzend bayrischen Bauern, die 1832 von König Otto dorthin verpflanzt wurden: Müller, Pittinger, Kegelmaier, Feller, Maier, Philipp und wie sie heißen. Deutsch spricht nur noch einer, der „Kyrios" David Pittinger.

Eine Aktiengesellschaft. In englischen Blättern findet sich folgende Notiz: „Mr. G. B. Clemens wurde zum Propagandachef der Vierlinge A.-G. (Quadruplets Limited Company) ernannt, um die Interessen der Vierlinge wahrzunehmen, die vor kurzem dem Ehepaar Miles in London geboren wurden. An ihn muß man sich wegen der Inseraten-, Film- und Funkrechte wenden. Mit einer großen Wollwaren-Firma schweben Verhandlungen, die darauf abzielen, das ausschließliche Recht zu erwerben, die Bildnisse der Vierlinge für Inserate der Firma zur Anpreisung ihrer Erzeugnisse zu verwenden."

Verlag: Sonntags-Zeitung G. m. b. H. in Stuttgart, Stiftsstraße 7 (Postfach 51); Telefon 24016, Postscheckkonto Stuttgart 19844. Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Gloning, Stuttgart-Ostheim. Preis: Einzelnummer 20 Pfennig, durch die Post bezogen monatlich 86 Pfennig (einschließl. Bestellgeld), unter Streifband monatlich 1 Reichsmark. Druck: Buchdruckerei Fr. Späth, Waiblingen-Stgt. Gerichtsstand und Erfüllungsort für beide Teile: Stuttgart